Staatliche Bibliothek
Regensburg

5 IX 2

5 IX 2
Pom. 796 (7

Ecce
4 g

Real-Encyclopädie

oder

Converſations-Lexicon.

Fünfte Original-Auflage.

Siebenter Band.

O bis Q.

Nachricht für die Herren Buchbinder.

Bei dem neuen, noch ganz friſchen Drucke iſt es durchaus nöthig, wenn die Bände gleich gebunden werden ſollen, die Bogen vorher im Backofen zu trocknen, da ſie ſonſt, ſelbſt wenn beim Schlagen Maculatur dazwiſchen gelegt worden, doch abſchwärzen würden, was wegen des friſchen und engen Druckes nicht anders ſeyn kann. Am beſten wäre es freilich, wenn die Bände einſtweilen bloß broſchirt (alſo nicht geſchlagen) und nicht vor der Mitte des Jahrs 1820 förmlich gebunden würden.

Anzeige.

Von der fünften Original-Auflage dieſes Werks ſind fünf verſchiedene Ausgaben veranſtaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preiſen, zu welchen es bei dem Herausgeber ſelbſt und in allen Buchhandlungen in Deutſchland zu erhalten iſt.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Xr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Xr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in Med. F. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Xr.)

No. 4. supra-fein Berliner Med. Druckp. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Xr.)

No. 5. supra-fein engl. Vel. Pap. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

Man beliebe noch Folgendes zu bemerken:

1) einzelne Theile werden nur zur Ergänzung abgelaſſen, und wird außerdem das Werk nur im Ganzen verkauft;

2) die dritte und letzte Lieferung von 2 Bänden (dem 9. u. 10.) wird zur Leipziger Michaelis-Meſſe oder ſpäteſtens zu Ende 1819 erſcheinen;

3) Privat-Perſonen, welche ſich direkt an den Verleger nach Leipzig wenden und ſechs Expl. zuſammen nehmen, erhalten das ſiebente frei, oder können $\frac{1}{7}$tel des Werths in Abzug bringen, wenn der Betrag nicht weniger als 75 Thlr. (135 Fl.) bleibt;

4) für die Beſitzer der vier erſten Auflagen wird das Neue dieſer fünften in beſondere Supplemente geſammelt, die in vier Abtheilungen (jede von 30 Bogen) ausgegeben werden. Die erſte derſelben iſt in der Jubilate-Meſſe 1819 erſchienen und ſollen die 3 folgenden von 3 zu 3 Monaten nachgeliefert werden. Alle vier Abtheilungen dieſer Supplemente (an 120 Bogen zuſammen), die nicht getrennt werden, koſten im Pränumerationspreiſe auf Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.) und auf Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.).

Nach dieſen Beſtimmungen ſind die bei den fünf erſten Bänden dieſer fünften Auflage gemachten zu berichtigen.

Allgemeine deutſche

Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

(Converſations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Siebenter Band.

O bis Q.

Fünfte Original-Ausgabe.

Wie ſie der Verfaſſer ſchrieb,
Nicht wie ſie der Diebſtahl druckte,
Deſſen Müh' iſt, daß er richte
Andrer Mühe ſtets zu Grunde.

Calderon.

Mit Königl. Würtembergiſchen Privilegien.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1819.

G97/B6

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Königl. Würtembergiſches Privilegium gegen den Nachdruck und den Verkauf eines Nachdrucks dieſer Neuen Auflage.

Se. Königl. Majeſtät der König Wilhelm von Würtemberg haben dem Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus in Altenburg das Privilegium zu verwilligen geruht: daß innerhalb des Zeitraums von Sechs Jahren, von dem untergeſetzten Tage an, die von ihm zu veranſtaltende vierte verbeſſerte Auflage des in ſeinem Verlage heraus kommenden Conversations-Lexicons oder encyclopädiſchen Handwörterbuchs für gebildete Stände, ſo wie jede weitere Auflage dieſes Werks, welche er entweder unverändert nach jener vierten oder mit neuen Zuſätzen und Veränderungen innerhalb des bemerkten Zeitraums herausgeben wird, in den Königlich Würtembergiſchen Staaten nicht nachgedruckt und etwa davon im Auslande veranſtaltete Nachdrücke im Königreich Würtemberg nicht verkauft werden dürfen. Alle diejenigen, welche dieſem Privilegium zuwider handeln würden, ſollen mit den in der Königl. General-Verordnung vom 25ſten Februar 1815,

betreffend die Privilegien gegen den Büchernach-
druck, gegen die Uebertreter ſolcher Privilegien be-
ſtimmten Strafen belegt, und zu dem daſelbſt be-
ſtimmten Schadenerſatz angehalten werden.

Gegeben Stuttgart im Königlichen Ober-Cen-
ſur-Collegium, den 14ten Januar 1817.

(L. S.) v. Menoth.

Jäger.

Literariſche

Literariſche Anzeigen.

Im Verlage des Herausgebers dieſes Lexicons erſchienen in der erſten Hälfte dieſes Jahrs (1819) folgende neue Journale, Flugſchriften und größere Werke, welche in allen Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz, Oeſterreichs, Rußlands *), Schwedens **), Dänemarks ***), der Niederlande *†) und in Amerika *††), zu den beigeſetzen Preiſen zu erhalten ſind.

I.
Die Iſis, von Oken.

Dieſe berühmt gewordene Zeitſchrift wird für das Jahr 1819 auf das regelmäßigſte fortgeſetzt.

Sie erſcheint in monatlichen Heften in Quart-Format. Jedes Heft iſt gegen 12 bis 14 Bogen ſtark, ganz compendiös gedruckt, und von zwei bis drei Kupfern (meiſt über naturhiſtoriſche Gegenſtände) begleitet.

Von den Jahren 1817 und 1818 ſind auch noch einige Expl. vorräthig. Jener koſtet 6 Thlr., dieſer wie der von 1819, 8 Thlr.

II.
Allgemeine Mediziniſche Annalen des 19ten Jahrhunderts, auf das Jahr 1819.

Herausgegeben von Dr. J. F. Pierer.

Preis des Jahrgangs in 12 Heften 6 Thlr. 16 gr. oder 12 Fl.

Die früheren Jahrgänge ſind auch noch zu erhalten. Die geſammte Folge dieſer Zeitſchrift von 1798 bis und mit dem Jahre 1815, wird gegen baare Zahlung zu 24 Thlr. Conv. Geld (43 Fl. 12 Xr.) erlaſſen. Von den Jahrgängen 1816, 1817 und 1818, koſtet ein jeder 6 Thlr. 16 gr. oder 12 Fl.

---

*) In Rußland insbeſondere bei Hartmann, Meinshauſen, Leiſte in Riga; bei Deubner und Treuy in Mietau und Riga; bei Koſegarten in Reval; bei W. Gräff, Carl Lißner, Weyher und Schwetſchke in St. Petersburg; in Abo bei Meyer; in Wilna bei Moritz; in Moskau in der Behſchen Buchhandlung; in Warſchau bei Glücksberg u. Comp.

**) In Schweden bei Em. Bruzelius in Upſala und in Stockholm, und bei Wiborg in Stockholm.

***) In Dänemark bei Bonnier, Brummer und in der Gyldendalſchen Buchhandlung in Copenhagen.

*†) In den Niederlanden bei Müller und Comp., und bei Sülpke in Amſterdam; im Haag bei Volke.

*††) In Amerika kann man ſich an die Herren Hennings und Zinkernagel in Philadelphia wenden.

III.

Hermes,

herausgegeben vom Profeſſor Krug.

Von dieſem kritiſchen Jahrbuche der Literatur (das ſich die berühmten engliſchen Journale: the Edinburgh Review und the quarterly Review zum Muſter genommen), und welches ſchon be ſeinem erſten Erſcheinen in einem bedeutenden Grade die öffentliche Aufmerkſamkeit erregt hat, iſt ſo eben das zweite Stück des erſten Jahrgangs erſchienen, und in allen ſoliden deutſchen Buchhandlungen zu erhalten. Dieſes Stück enthält wie das erſte eine Reihe der gediegenſten Abhandlungen, bloß über die wichtigſten Werke der in- und ausländiſchen Literatur.

Jedes Vierteljahr erſcheint ein Stück von etwa 25 Bogen compendiöſen Drucks und äußerlich ſchön ausgeſtattet. Der Jahrgang von vier Stücken koſtet 8 Thlr. oder 14 Fl. 24 Xr. Einzelne Hefte aber 2 Thlr. 6 gr. oder 4 Fl. 3 Xr.

IV.

Zeitgenoſſen;

Biographien und Charakteriſtiken. Heft XV.

Dieſe Lieferung enthält: Millin von Krafft und Böttiger; Romilly; Friedrich von Schiller; Dr. Charles Burney.

Preis auf Druckpapier 1 Thlr. (1 Fl. 48 Xr.), auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Xr.) und auf Velinpapier 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)

Von den früheren Heften (I—XIV.) ſind gegenwärtig auch wieder vollſtändige Exempl. zu erhalten.

V.

Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus,

oder Neues Asklåpieion.

Allgemeines Zeitblatt für die Heilkunde nach den Grundſätzen des Mesmerismus.

Herausgegeben von Dr. K. Chr. Wolfart, Profeſſor der Heilkunde in Berlin.

Zweiten Bandes erſtes Heft, mit einem Steindruckblatt.

(Preis 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Xr.)

VI.

Anti-Stourdza.

Auch eine Denkſchrift über den gegenwärtigen Zuſtand von Deutſchland, oder Würdigung der Denkſchrift des Herrn von Stourdza in juridiſcher, moraliſcher, politiſcher und religioſer Hinſicht.

Vom Profeſſor Krug in Leipzig.

(Preis 6 gr. oder 27 Xr.)

Dieſelbe Schrift in franzöſiſcher Ueberſetzung (vom Prof. L. de Villers) unter nachfolgendem Titel:

Etat actuel de l'Allemagne ou examen et réponse au mémoire de Mr. de Stourdza sur l'état de l'Allemagne sous le rapport juridique, moral, politique et religieux.
Par le Prof. Krug à Leipsic.
(Preis 8 Gr. oder 36 Xr.)

VII.

Steffens und das Turnweſen.

Die gute Sache von Henrich Steffens.
Eine Aufforderung zu ſagen was ſie ſey, an alle die es zu wiſſen meinen, veranlaßt durch des Verfaſſers letzte Begegniſſe in Berlin.
(Preis 8 Gr. oder 36 Xr.)

VIII.

Herbart gegen Steffens.

Ueber die gute Sache. Gegen Herrn Profeſſor Steffens.
Von Johann Friedrich Herbart, Profeſſor der Philoſophie zu Königsberg.
(Preis 10 Gr. oder 45 Xr.)

IX.

Die Geſchwornen-Gerichte.

Ueber Geſchwornen-Gerichte und das Verfahren in peinlichen Sachen.
Von C. J. von Sparre-Wangenſtein.
(Preis 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Xr.)

X.

Der ſächſiſche Landtag.

Auch etwas über den letztern Landtag im Königreiche Sachſen.
Geſchrieben im Monat März 1819.
(Preis 6 Gr. oder 27 Xr.)

XI.

Kotzebue und die deutſchen Univerſitäten.

Ueber Deutſches Univerſitätsweſen, mit Rückſicht auf Kotzebue's literariſches Wochenblatt und gewaltſamen Tod.
Vom Profeſſor Krug, d. Z. Prokanzler und Dechanten der philoſophiſchen Fakultät in der Univerſität zu Leipzig.
Zweite Auflage.
(Preis 10 Gr. oder 45 Xr.)

XII.

Das preußiſche Zollgeſetz, die preußiſche Staatszeitung und der Zeitgeiſt.

Ein kritiſcher Verſuch vom Profeſſor Krug in Leipzig.
Zweite Auflage.
(Preis 8 Gr. oder 36 Xr.)

XIII.

von Jakob, über academiſche Freiheit.

Academiſche Freiheit und Diſciplin, mit beſonderer Rückſicht auf die preußiſchen Univerſitäten.

Von L. H. von Jakob, Kaiſ. Ruß. Staatsrathe ꝛc.

(Preis 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Xr.)

XIV.

Grävell

(Verf. des Werks: Der Menſch.)

Das Wiederſehen nach dem Tode.

Daß es ſeyn müſſe und wie es nur ſeyn könne.
In Beziehung auf das Werk:
Der Menſch,
näher entwickelt (und als Anhang zu demſelben)
von Dr. M. C. F. W. Grävell.

(Preis 10 Gr. oder 45 Xr.)

XV.

Ueber Ehre und Freiheit.

Zunächſt den Studirenden auf deutſchen Univerſitäten zur Beherzigung empfohlen.

(Preis 8 Gr. oder 36 Xr.)

XVI.

Kritik der Preuß. Zoll-Geſetzgebung.

Andeutungen zur Kritik der neuen Königl. Preuß. Zoll- und Verbrauchſteuer-Geſetzgebung.

(Preis 20 Gr. oder 1 Fl. 30 Xr.)

XVII.

Taſchenbuch für Bade- und Brunnenreiſende.

Die Bäder und Heilbrunnen Deutſchlands und der Schweiz.
Bearbeitet von Dr. C. Fr. Moſch.
In zwei Theilen mit 36 Kupfern und 1 Charte.

(Preis gebunden 4 Thlr. 12 Gr. oder 8 Fl. 6 Xr.)

XVIII.

Taſchenbuch der Converſation.

(Manuel pour la conversation.)

Taſchenbuch für die Converſation in ausländiſchen Sprachen; der franzöſiſchen, engliſchen, italieniſchen, mit deutſcher Erklärung.

(Preis 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Xr.)

XIX.

Die Nibelungen,

von Franz Rudolph Hermann.

In drei Theilen.

I. Der Nibelungen Hort. II. Siegfried. III. Chriemhildens Rache.

(Preis des Ganzen 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 Fl. 9 Xr.)

XX.

Hans Sachs,

von Friedrich Furchau.

In zwei Theilen.

Zweiter Theil: der Eheſtand.

(Preis 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Xr.)

(Der erſte Theil, die Wanderſchaft, koſtet ebenfalls 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Gr.)

XXI.

Shakſpeare's Schauſpiele,

von Johann Heinrich Voß und deſſen Söhnen Heinrich Voß und Abraham Voß.

Mit Erläuterungen.

Dritter Band

(enthält 1. Wie es euch gefällt, von J. H. Voß; 2. König Lear von H. Voß; 3. Die gezähmte Keiferin, von A. Voß; 4. Timon von Athen, von A. Voß.)

(Preis 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Xr.)

XXII.

Shakſpeare's König Lear,

von H. Voß.

Mit Erläuterungen.

(Beſonderer Abdruck aus der vollſtändigen Ueberſetzung.)

(Preis 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 Fl. 6 Xr.)

XXIII.

Die Jungfrau vom See.

Frei nach Walter Scott, von Henriette Schubart.

(Preis 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Xr.)

XXIV.

Quandts Reiſe nach Italien.

Streifereien im Gebiete der Kunſt auf einer Reiſe nach Italien.

Von G. Quandt.

3 Theile in einem Bande.

(Preis 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Xr.)

XXV.

Schauſpiele des Don Pedro Calderon de la Barca.

Ueberſetzt vom Freiherrn Ernſt F. G. O. von der Malsburg.
Zweiter Theil; enthält: 1. Fürſt, Freund, Frau, 2. Wohl und Weh.
(Preis 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Xr.)

XXVI.

Ernſt Schulze's (Verfaſſers der bezauberten Roſe) poetiſches Tagebuch und Pſyche.

Ernſt Schulze's poetiſche Schriften.
Dritter Band
enthaltend
I. Poetiſches Tagebuch.
II. Reiſe durch das Weſerthal.
III. Pſyche, ein griechiſches Märchen in ſieben Büchern.
(Preis 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Xr.)

XXVII.

Pſyche,

ein griechiſches Märchen in ſieben Büchern.
Von Ernſt Schulze.
(Aus vorſtehendem 3ten Bande beſonders abgedruckt.)
(Preis 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Xr.)

XXVIII.

Der Zug der Normannen nach Jeruſalem.

Ein romantiſches Heldengedicht in zwölf Geſängen.
Von
J. Georg Grötſch.
(Preis 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Xr.)

XXIX.

Johann Georg Hamann's Schriften.

Sibylliniſche Blätter des Magus in Norden.
(Johann Georg Hamann's.)
Nebſt mehreren Beilagen herausgegeben von Dr. Friedrich Cramer.
Mit einem Bildniß Hamann's.
(Preis 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Xr.)

XXX.

Gabriele.

Ein Roman von Johanna Schopenhauer.
Zwei Theile.
(Preis 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Xr.)

XXXI.

Brittiſche Dichterproben.

Nro. I.

Nach Thomas Moore und Lord Byron.
(Ueberſetzt von Leg. Rath Breuer.)
Mit gegenüber gedrucktem Original-Text.
(Preis 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Xr.)

XXXII.

Claſſiſches Theater der Franzoſen.

Nro. I.

Zaire von Voltaire.
Ueberſetzt und mit einer Einleitung begleitet von Peucer.
Mit gegenüber gedrucktem Original-Text.
(Preis 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl.)

XXXIII.

Fürſt Wladimir und deſſen Tafelrunde.

Alt-Ruſſiſche Heldenlieder.
(Preis 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Xr.)

XXXIV.

Saladdin.

(Preisgedicht aus der Urania 1819.)

Saladdin.
Romantiſches Gedicht in vier Geſängen
von Friedrich Teuſcher.
Mit 4 Kupfern.
(Preis 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Xr.)

XXXV.

Baggeſen's Parthenais.

Parthenais oder die Alpenreiſe.
Ein idylliſches Epos in zwölf Geſängen von Jens Baggeſen.
Zwei Theile.
Neue Auflage mit 6 Kupfern.
(Preis 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 Fl. 48 Xr.)

XXXVI.

Mémoires et Considérations

sur les principaux événemens de la revolution françoise.
Ouvrage posthume
de Mde. la Baronne de *Staël*.
3 volumes.
(Preis 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Xr.)

XXXVII.

Examen critique des mémoires et considérations sur les événemens de la révolution françoise de Mde. de *Staël* par *Bailleul.*

2 volumes.

(Preis 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Xr.)

XXXVIII.

Childe Harold's Pilgrimage by Lord *Byron.*

2 volumes.

(Preis 2 Thlr. 3 Fl. 36 Xr.)

XXXIX.

Supplemente zum Converſations-Lexicon

für die Beſitzer der erſten, zweiten, dritten und vierten Auflage.

Enthaltend die wichtigſten neuen Artikel und Verbeſſerungen der fünften Auflage.

In vier Abtheilungen.

Erſte Abtheilung, A bis E.

(Pränumerationspreis dieſer Supplemente für alle vier Abtheilungen die zuſammen gegen 120 Bogen betragen werden, auf Druckp. 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 Fl. 48 Xr. und auf Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. oder 6 Fl. — Sämmtliche vier Abtheilungen werden im Laufe dieſes Jahrs 1819 erſcheinen.)

XL.

Syſtem der practiſchen Heilkunde,

auf Erfahrung und daraus hergeleitete Geſetze der thieriſchen Natur gegründet.

Von Dr. F. L. Kreyſig,

Königl. Sächſ. Leibarzt und Profeſſor.

Erſter Band.

Heilgrundſätze.

Zweiter Theil,

(hat auch den Titel: Handbuch der praktiſchen Krankheitslehre, 2ter Thl.)

(Preis 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 Fl. 48 Xr.)

XLI.

Das abſolute Prinzip der Ethik.

Von Nikolaus Möller.

(Preis 10 Gr. oder 45 Xr.)

XLII.

Die Conſtitution Spaniens durch die Cortes und die Conſtitution Südamerika's.

Mit hiſtoriſchen Einleitungen ꝛc.

(Preis 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl.)

XLIII.

Winkells Handbuch für Jäger.

Handbuch für Jäger und Jagdberechtigte von G. F. D. aus dem Winkell.
Drei Bände mit Kupfern und Tabellen.
Neue ganz umgearbeitete Auflage.
(Preis 8 Thlr. oder 14 Fl. 24 Xr.)

XLIV.

Curtii Sprengel Institutiones medicae.
Tom. III — VI.
Editio altera auctior et emendatior.
(Preis 8 Thlr. 4 Gr. oder 14 Fl. 42 Xr.)

(Von Tom. I — II. ſind noch Exemplare der erſten Auflage da; ein completes Exemplar von 6 Theilen koſtet 13 Thlr. 4 Gr. oder 23 Fl. 42 Xr. — Die Theile ſind auch einzeln unter beſondern Titeln zu erhalten.)

XLV.

Sicklers Verſuche mit den herkulanenſiſchen Handſchriften in England.

Die herkulanenſiſchen Handſchriften in England, und meine, nach erhaltenem Ruf und nach Auftrag der engliſchen Regierung im Jahre 1817 zu ihrer Entwickelung gemachten Verſuche.
Von Dr. F. C. L. Sickler.
Mit einem Steindruck, die ſieben behandelten Rollen vorſtellend.
(Preis 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Xr.)

Sir Humphry Davy's Verſuche,

die herkulanenſiſchen Handſchriften in Neapel zu entwickeln.
A. d. Engl. Von Dr. F. C. L. Sickler.
(Ein Nachtrag zur vorſtehenden Schrift.)
(Preis 10 Gr. oder 45 Xr.)

XLVI.

Neueſtes, vollſtändigſtes und wohlfeilſtes chemiſches Wörterbuch.

In dieſer Jubilate Meſſe iſt auch der vierte und letzte Theil des mit ſo allgemeinem Beifalle aufgenommenen chemiſchen Wörterbuchs des Hrn. Profeſſor John in zwei Abtheilungen fertig geworden. (Dieſer vierte aus zwei Bändchen beſtehende Theil koſtet 3 Thlr. 16 Gr. oder 6 Fl. 36 Xr.)

Das ganze aus 4 Theilen in 5 Bändchen beſtehende Werk koſtet 11 Thlr. oder 19 Fl. 48 Xr.

XLVII.

Karl Witte, oder Erziehungs- und Bildungs-Geſchichte deſſelben;

ein Buch für Eltern und Erziehende.
Herausgegeben von deſſen Vater, dem Prediger Dr. Karl Witte.
In zwei Bänden.
(Preis 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Xr.)

XLVIII.

Aubin Louis Millin.

Geſchildert von Karl Wilhelm Krafft; mit Skizzen zu Millin's Schilderung von C. A. Böttiger.
(Aus dem 15ten Hefte der Zeitgenoſſen beſonders abgedruckt.)
(Preis 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Xr.)

XLIX.

Pierer's Mediziniſches Realwörterbuch.

Medizinisches Realwörterbuch zum Handgebrauch practiſcher Aerzte und Wundärzte, und zu belehrender Nachweiſung für gebildete Perſonen aller Stände.
Herausgegeben von Dr. J. F. Pierer.
Erſte Abtheilung, Anatomie und Phyſiologie.
Dritter Band. F — Ha.
(Hat auch den Titel: Anatomiſch-phyſiologiſches Realwörterbuch zu umfaſſender Kenntniß der körperlichen und geiſtigen Natur des Menſchen im geſunden Zuſtande, 3ter Band.)
(Preis auf Druckp. 3 Thlr. 18 Gr. oder 6 Fl. 45 Xr., auf Schreibp. 4 Thlr. 12 Gr. oder 8 Fl. 6 Xr.)
Der 1ſte u. 2te Bd. haben denſelben Preis, jeder 3 Thlr. 18 Gr. oder 6 Fl. 45 Xr. Druckp.

L.

Allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit

ſeit dem Anfange der franzöſiſchen Revolution.
Von Prof. F. Saalfeld.
In 4 Bänden oder 8 Abtheilungen.

Dritten Bandes erſte oder des ganzen Werkes fünfte Abtheilung: von den Friedensſchlüſſen von Lüneville und Amiens bis zum Frieden von Tilſit. Von 1802 — 1807. (Preis 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Xr.)

Der Inhalt und Preis der erſten vier Abtheilungen iſt folgender:

Band 1 Abthl. 1. Einleitung: (die Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte bis zum J. 1789). 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)
Bd. 1 Abthl. 2. Von dem Anfang der franz. Revolution, bis zur Gründung der frz. Republik. Von 1789—92. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)
Bd. 2 Abthl. 1. Von der Gründung der franz. Republik bis zu dem Frieden von Campo Formio. Von 1792 — 97. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)
Bd. 2 Abthl. 2 Von dem Frieden von Campo Formio bis zu den Friedensſchlüſſen von Lüneville und Amiens. Von 1797 — 1802. 1 Thlr. 12 Gr, (2 Fl 42 Xr.)
Die bis jetzt erſchienenen 5 Abthl. zuſammen 9 Thlr. (16 Fl. 12 Xr.)

Die noch rückſtändigen drei Abthl. werden enthalten:

Bd. 3 Abthl. 2. Von dem Frieden von Tilſit bis zu Anfang des ruſſiſchen Krieges. Von 1807 — 1812.
Bd. 4 Abthl. 1. Von dem Anfang des ruſſiſchen Krieges bis zu Ende des Wiener Congreſſes und dem zweiten Frieden von Paris. Von 1812 — 1815.
Bd. 4 Abthl. 2. Von dem Ende des Wiener Congreſſes und dem zweiten Frieden von Paris (1815), bis zum Ende des Aachner Congreſſes. Von 1815 — 1819. Sammt dem allgemeinen Regiſter.

O.

O, der funfzehnte Buchſtabe des deutſchen Abc, und unter den Selbſtlautern der vierte.

Oaſe. Oaſen (al Wahat) nennt man nach Einigen zwei (nämlich die große jenſeits Abydus und die kleine am See Möris), nach Andern drei fruchtbare Landſchaften Ober-Aegyptens, (die dritte bei dem Orakel des Ammon), welche mit Wüſteneien rings umgeben ſind.

Obadja, Obadias, der vierte unter den ſogenannten kleinen Propheten (ſ. d. Art.), von deſſen Weiſſagungen oder Reden uns in der Bibel wahrſcheinlich nur ein Fragment aufbehalten iſt, welches ſich auf die Schickſale des Landes Idumäa bezieht, daher ihn Einige auch zu einem Idumäer haben machen wollen. Er trat wahrſcheinlich zwiſchen 586 und 581 vor Chr. auf.

Obduction, in der gerichtlichen Arzneikunde die von den Wundärzten unter Autorität des Gerichts angeſtellte Beſichtigung der Wunden und Beurtheilung ihrer Tödtlichkeit. (Vergl. den Art. Visum repertum.)

Obelisk. Die Obelisken (ὀβελισκοί und ὀβελοί, welcher griechiſche Name Spitzſäule bedeutet), gehören zu den älteſten und einfachſten Denkmälern der ägyptiſchen Baukunſt, und ſind hohe vierſeitige Säulen, welche gegen die Spitze zu ſchmaler werden, und in einer kleinen Pyramide endigen. Schon Herodot erwähnt derſelben. Am ausführlichſten aber ſpricht davon Plinius. Er hält für den erſten Errichter von Obelisken den König Meſphres oder Meſtres, der Theben beherrſchte, gibt aber weder ſein Zeitalter an, noch kommt dieſer König bei Herodot und Diodor vor. Wahrſcheinlich wurde der Anfang des Obeliskenbaues ſchon vor Moſes gemacht, wenigſtens ſchon ein paar Jahrhunderte vor dem trojaniſchen Kriege. Noch jetzt findet man mehrere Obelisken in Aegypten, zwei zu Alexandrien zwiſchen der neuen Stadt und dem Leuchtthurm, einen ſtehenden und einen umgeworfenen; einen zu Matarea, unter den Ruinen des alten Heliopolis; einen in der Landſchaft Fejum, nahe bei dem alten Arſinoe; acht oder zehn unter den Ruinen von Theben; die zwei ſchönſten bei Luxor, an dem Eingange des großen Tempels u. ſ. w. — Die meiſten Obelisken ſind ohne das Fußgeſtell 50 bis 150 und mehr Fuß hoch, und meiſtens aus rothem polirten Granit, wenige ſpätere aus weißem Marmor und andern Steinarten. Unten, wo ſie aufſtehen, nehmen ſie gewöhnlich einen Raum von 4 1/2 bis 12 und oft mehr Fuß ins Gevierte ein. Verſchiedene ſind bald auf allen vier Seiten bald nur auf einigen mit Hieroglyphen geziert, die vertieft (oft 2 Zoll tief) ausgearbeitet, meiſtens felder- oder etagen-

weiſe eingetheilt und mit Farben ausgefüllt ſind; bisweilen ſind
auch mit verſchiedenen Farben angeſtrichen. Einige Obelisken ſie
man auch ganz glatt, und ohne Hieroglyphen. Der Fuß des Obeli
ken ſteht auf einem einfachen viereckigen Poſtamente, das gemeini
lich 2 bis 3 Fuß breiter iſt als der Obelisk ſelbſt, und eine Aushö
lung hat, in welcher er ruht. Sie wurden meiſtens aus einem ei
zigen Steine in den Steingruben Ober-Aegyptens ausgehauen, u
auf angelegten Canälen in den Nil bis an den Ort gebracht, wo
aufgeſtellt wurden. Mehrere Gelehrte haben es unmöglich finden wo
len, ſo ungeheure Steine aus dem Felſen zu brechen und manc
andre Erklärungsart verſucht; aber nach dem Zeugniſſe der Reiſend
findet man vorzüglich in Ober-Aegypten noch die alten Steinbrüch
und in einigen derſelben ſchon angehauene Obelisken. Von ihrer En
ſtehung läßt ſich wenig Gewiſſes ſagen. Vielleicht kam man auf d
Gedanken, Obelisken zu errichten, durch die älteſten Götterbilde
welche nichts anders als pyramidenförmige Steine waren. So w
das uralte Bild der Venus zu Paphos eine Pyramide aus weiße
Marmor. Nach Herodot waren die erſten dem Sonnengotte z
Ehren errichtet und ein Symbol der Sonnenſtrahlen. Dieß ſoll
auch ihre Benennung und Geſtalt anzeigen. Auch konnten ſie da
Andenken gewiſſer Begebenheiten verewigen, ſo wie der Inhalt d
Hieroglyphen das Lob der Götter und Könige, oder Gegenſtände d
heiligen Lehre enthielt. Daß ſie zu Sonnenzeigern beſtimmt geweſe
wären, iſt nicht ſehr wahrſcheinlich, weil die obere Spitze derſelbe
keinen ſcharfen Schatten wirft. Doch wurden ſie ſpäter dazu ange
wendet, und auf die Spitzen einiger Obelisken Kugeln geſtellt, wi
auf dem, welchen Auguſt auf dem Marsfelde zu Rom hatte aufrichte
und durch den Aſtronomen Manilius zum Sonnenzeiger einrichten laſ
ſen. So viel iſt aber gewiß, daß ſie bei den alten Aegyptern ein
vorzügliche Zierde der freien Plätze und Tempel ausmachten, vor de
ren Haupteingange gemeiniglich zwei oder mehrere ſolcher Prachtke
gel ſtanden. Man brauchte aber dazu nur Obelisken von anſehnliche
Höhe. Nach der perſiſchen Eroberung Aegyptens wurden keine meh
aufgeführt, und die Lagiden haben Alexandrien nur mit den Obelis
ken der ältern Könige ausgeſchmückt. Die römiſchen Kaiſer ſchaffte
mehrere Obelisken aus Aegypten nach Rom, Arles, Conſtantinopel
die in der Folge meiſt umgeſtürzt, in neuern Zeiten aber wieder zu
ſammengeſetzt und aufgerichtet worden ſind. Auguſt z. B. ließ zwe
große Obelisken aus Heliopolis nach Rom bringen. Von dem eine
iſt eben geſprochen worden. Der andre ſtand auf der Spina im
Circus Maximus und ſoll eben derjenige ſeyn, den der König Sem-
neſerteus, nach Plinius, errichtet hatte. Bei der Verheerung Roms
durch die Barbaren ward er umgeſtürzt und blieb viele Jahrhunderte
lang in drei Stücke zerbrochen unter dem Schutte liegen, bis ihn
1589 Sixtus V. durch den Baumeiſter Domenico Fontana wieder er-
gänzen und bei der Kirche Madonna del Popolo aufrichten ließ.
Unter Caligula kam ein anderer großer Obelisk nach Rom, der im
Circo Vaticano aufgeſtellt wurde (der Vaticaniſche). Er ſteht
ſeit 1586 vor der Peterskirche und iſt ohne Hieroglyphen; man ſchätzt
ſein Gewicht auf 10,000 Centner. Claudius ſoll die zwei Obelisken
aus Aegypten haben bringen laſſen, welche vor dem Eingange des
Mauſoleums des Auguſt ſtanden, und wovon der eine 1587 ergänzt
und bei S. Maria Maggiore wieder aufgeſtellt worden iſt. Auch
Caracalla ſoll für ſeinen Circus an der Appiſchen Straße einen

Obeliſk aus Aegypten haben holen laſſen. Den größten Obeliſk (wahrſcheinlich der von Rameſſes erbaute) ließ Kaiſer Conſtantius II. im großen Circus in Rom aufſtellen. Im fünften Jahrhunderte wurde auch dieſer von den Barbaren umgeworfen, und lag von der Zeit an, in drei Stücke zerbrochen, unter dem Schutte begraben, bis ihn Sixtus V. im Jahre 1588 auf dem Platze vor der Johanniskirche vom Lateran wieder aufrichten ließ, daher der lateraniſche genannt. An ihm iſt auch die Sculptur am ſchönſten. Das Gewicht beträgt über 13,000 Centner, die Höhe, ohne das Fußgeſtell, 140, mit demſelben 179 Fuß. Mehrere andere ſind unter den ſpäteren Päpſten wieder aufgerichtet worden. — Das vorzüglichſte Werk über die Obelisken iſt von Zoëga (de origine et usu obeliscorum etc. Romae 1797 f.).

Obereit (Jacob Hermann), ward 1720 zu Arbon geboren, trat 1740 bei einem geſchickten Wundarzt in die Lehre, deſſen Anweiſungen er mit Eifer und Fleiß benutzte und mit eignem Studium der Wundarzneikunſt verband, ward 1743 losgeſprochen, begab ſich dann, von dem Magiſtrat der Stadt Lindau durch ein dreijähriges Stipendium unterſtützt, nach Halle, wo er Arzneikunde und Philoſophie ſtudirte, und beſuchte 1747 Berlin, um ſich dort in der practiſchen Chirurgie und Entbindungskunſt zu üben; worauf er 1750 als Operateur und ausübender Arzt in Lindau angeſtellt wurde. Er ſchrieb hier ſeine neugegründeten Betrachtungen über einige chirurgiſche Materien (Lindau 1757). Unglück und Neid verleideten ihm jedoch ſeine mediciniſche Praxis, weßhalb er ſie aufgab und ſich ganz der Philoſophie, Theoſophie, Poeſie und Chemie widmete. Er ſtudirte die philoſophiſchen Syſteme der Alten und Neuen mit raſtloſem Fleiße und folgte zugleich ſeinem Hange zum Myſticismus, der ſchon früh in ihm Wurzel gefaßt hatte. Nachdem er für ſeine Disquisitio de universali methodo medendi confortativa von der bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften zum Mitgliede und von Wieland, als damaligem Kanzler der freien Reichsſtadt Bieberach, zum Doctor der Philoſophie ernannt worden, ſchrieb er 1775 eine Schrift zur Vertheidigung des frommen Einſiedlerlebens gegen Zimmermann, welche dieſer auf Obereits wiederholtes Bitten unter dem Titel: Vertheidigung der Myſtik und des Einſiedlerlebens gegen den Leibarzt Zimmermann u. ſ. w. zum Druck beförderte. Von 1776 bis 1780 gab er noch mehrere Schriften myſtiſch-philoſophiſchen Inhalts heraus. Kurz darauf lud ihn Lavaters Bruder, ein Arzt, Chemiſt und eifriger Maurer, nach Zürich zu ſich ein und öffnete ihm ſein Laboratorium. Hier verlebte er glücklich und ſorgenfrei ein Jahr und ſchrieb ſein ausführliches Werk gegen Zimmermann, welches unter dem Titel erſchien: Die Einſamkeit der Weltüberwinder, erwogen von einem lakoniſchen Philanthropen. Dieſem Werke, worin das aſcetiſche Mönchs- und Anachoretenleben mit vielem Reiz herausgehoben wird, verdankte Obereit ſeine Berühmtheit und Zimmermann fand ſich dadurch veranlaßt, ſein großes Werk über die Einſamkeit zu ſchreiben. Im J. 1782 begab ſich Obereit zu ſeinem Bruder nach Dresden, wo er die Schrift: Die Natur und die Heiden über Steinbart ſchrieb und mit der Stiftung einer Privatverbindung von Chriſtusverehrern umging. Dann beſuchte er Hannover, verlebte zwei Jahre bei einem Freunde in der Oberlauſitz, kam 1784 nach Leipzig und ging von da nach Weimar, wo Wieland und andre Freunde ſich ſeiner

annahmen. Er ſchrieb damals ſeine Supplik an philoſophi ſche Damen u. ſ. w., worin er ſich, jedoch ohne Glück, mit de Waffen der Satire gegen Zimmermann verſuchte. Von Weimar gin er nach Jena, wo er in ſehr beſchränkten Verhältniſſen lebte. Di Beſchuldigung der berliner Monatsſchrift, daß er den Jeſuitismus z befördern ſuche, beantwortete er in der ſehr derben Schrift: D Obereits gerade Schweizererklärung vom Centralis mus, Exjeſuiterei u. ſ. w. Auf des Herzogs von Meininge Einladung begab er ſich 1786 dorthin, lebte daſelbſt bis 1791 i einer guten Lage und ſchrieb mehrere Werke. Darauf ging er mi einer Penſion nach Jena zurück, wo er ſich vornehmlich mit dem Stu dium der Fichteſchen Philoſophie beſchäftigte und 1798 ſtarb. Die iſt das Leben eines durch die Myſtik für die Philoſophie und durc dieſe für den Myſticismus verdorbenen Mannes.

Oberhaus, Haus der Lords, ſ. Großbritannien.

Oberlin (Jeremias Jacob), Profeſſor und Bibliothekar an de Univerſität zu Straßburg, Correſpondent des franzöſiſchen Inſtituts Mitglied des Stadtraths von Straßburg, geboren daſelbſt den 7te Auguſt 1735, trat 1750 unter die Zahl der Studirenden dieſer Uni verſität, und vertheidigte ſieben Jahre darauf öffentlich eine Abhand lung: Dissertatio philologica de veterum ritu condendi mor tuos. Argent. 1757. Nachdem er den Curſus ſeiner philologiſche und philoſophiſchen Studien beendigt hatte, ſtudirte er drei Jahr lang Theologie; doch beſchäftigte ihn mehr der philologiſche und an tiquariſche Theil der Theologie, als das Studium der letztern in ih rem ganzen Umfange. Nachdem er den Curſus der Theologie ge endigt hatte, widmete er ſich ganz dem Studium der alten und neue Sprachen, der Literatur, der Denkmäler des Alterthums, der Ge ſchichte und Diplomatik. Dieſe wichtigen und vielfältigen Arbeite erwarben ihm den Ruf eines der gründlichſten Alterthumsforſcher un Diplomatiker. Seine Ausgaben einiger Werke des Ovid, des Vibiu Sequeſter, Horaz, Tacitus und Cäſar werden mit Recht geſchätzt. Unter ſeinen übrigen gelehrten Werken zeichnen wir aus: Miscell litteraria Argentoratensia; Museum Schoepflini T. I. (der zweit Theil iſt nie erſchienen); Orbis antiqui monumentis suis illustrati prodromus; Rituum romanorum tabulae; Artis diplomaticae primae lineae (die letztgenannten Elementarwerke dienten ihm zum Leitfaden bei ſeinem akademiſchen Unterrichte); Litterarum omnis aevi fata, tabulis synopticis exposita (dieſe Tafeln geben die Na men der vorzüglichſten Schriftſteller, die Gegenſtände, worüber ſie geſchrieben, die Nation, zu welcher ſie gehört, und die Zeit, wann ſie gelebt haben, an); Essai sur le patois lorrain, du comté du Ban de La Roche; Exposé d'une découverte faite au Forum de Rome, par le chevalier de Fredenhain; Essai d'annales de la vie de Jean Guttemberg, inventeur de la typographie. Das Studium der deutſchen Sprache des Mittelalters beſchäftigte Oberlin ſehr und bewog ihn zur Herausgabe von J. G. Scherzii glossarium germanicum medii aevi, potissimum dialecti Suaevicae, 2 Foliobände. Auch iſt Oberlin der erſte geweſen, der einen Abriß der Statiſtik des ehemaligen Elſaß lieferte, indem er von 1782 zehn Jahre lang den Elſaßer Almanach herausgab. Endlich be arbeitete er auch die Alsatia litterata, wozu Schöpflin ihm viele Ma terialien lieferte. Die beiden erſten Bände erſchienen 1782 und 1786. Oberlin ſtarb zu Straßburg den 10ten October 1806.

Oberſchlächtig heißt im Mühlen- und Bergbau ein Waſſerrad, welches durch die Schwere des von oben darauf fallenden oder ſchlagenden Waſſers umgetrieben wird. Es erfodert eine ungleich geringere Waſſermaſſe als ein unterſchlächtiges Rad, das durch die Gewalt des darunter wegſtrömenden und in die Schaufeln eingreifenden Waſſers in Bewegung geſetzt wird, und ein ſtarkes Gefälle.

Object, Objectiv, Objectivität. Object, Gegenſtand, iſt entgegengeſetzt dem Subject, d. i. einem Weſen, welches den Gegenſtand vorſtellen, erkennen kann. Es verſteht ſich, daß jedes Subject in andrer Beziehung auch Object ſeyn kann, der Vorſtellende, Erkennende, Betrachtende wird ſelbſt das Vorgeſtellte, Erkannte, Betrachtete. Ja, jedes menſchliche Subject kann ſich ſelbſt zum Object ſeines Vorſtellens und Erkennens machen. — Objectiv iſt demnach gegenſtändlich, und ſteht entgegen dem Subjectiven, d. i. Perſönlichen oder dem Subject Angehörigen: Objectivität, Gegenſtändlichkeit, iſt entgegengeſetzt der Subjectivität oder Perſönlichkeit. Ob eine Erkenntniß oder eine Darſtellung objectiv oder nur ſubjectiv ſey, macht einen bedeutenden Unterſchied. Im erſten Fall iſt ſie der wahren Beſchaffenheit des Gegenſtandes gemäß, im zweiten nur der Vorſtellung, die ſich irgend einer davon gemacht hat, wobei die Frage nach der Richtigkeit und Wahrheit der Vorſtellung immer erſt zu entſcheiden iſt. Uebrigens hat das, was allen Subjecten als das Richtige und Wahre erſcheint, den Werth des Objectiven. Von dieſen Ideen ſind die Aeſthetiker ausgegangen, welche in den Darſtellungen der ſchönen Künſte auf Objectivität, als auf dasjenige dringen, was den Styl bewirke, da hingegen aus der Subjectivität bloße Manier entſtehe, dort alſo etwas allgemein Wahres, Nothwendiges, hier nur ein bedingt Wahres und Zufälliges. Die Objectivität allein bewirkt eine wahre Darſtellung, die Subjectivität eine bloße Vorſtellung; jene gibt Bild, Geſtalt und Anſchaulichkeit, und iſt daher der Plaſtik verwandt; dieſe iſt zerfloſſener, dunkel, und gleicht mehr dem Eindrucke der Muſik. Aber ſelbſt im Muſikaliſchen ſoll Objectivität ſeyn, mithin auch im Lyriſchen: der Künſtler ſoll ſich in einem Gegenſtande außer ſich hinſtellen. Indeß iſt hier noch gar manches näher zu beſtimmen, beſonders aber der Umſtand: wie ſich der Künſtler zu verhalten habe, wenn er nicht bloß bildend, ſondern auch ſtimmend zu verfahren hat, und wie, wenn es ihm überhaupt nur um Stimmung des Gemüths zu thun iſt? Offenbar kann nicht jedem Künſtler das Geſetz der Objectivität gleich ſtreng vorgeſchrieben ſeyn. — Bisweilen ſcheint man unter einer objectiven Darſtellung bloß eine ſolche zu verſtehen, bei welcher nie der Künſtler in ſeiner Schöpfung ſelbſt hervortritt, oder ſeine Perſönlichkeit durch eine eingeſtreute Reflexion oder einen Ausbruch des Gefühls einmiſcht. Daß dieſes nur in der epiſchen und dramatiſchen Poeſie Statt finden könne, bedarf keiner Frage. Der Epiker und Dramatiker, der mehr in einer Außenwelt lebt, kann ſich auch ſelbſt mehr entäußern, und bleibt im Schaffen unvermiſcht mit ſeiner Perſönlichkeit. — Weſſen dichteriſche Natur hingegen mehr zum Lyriſchen hinneigt, bei dem wird freilich auch in andern Gattungen die objective Darſtellung durch die ſubjective Stimmung leicht unterbrochen werden, wie z. B. in Klopſtocks Meſſias. dd.

Objectivglas heißt in einem Fernrohre dasjenige Glas, welches dem Gegenſtande zugekehrt iſt.

Oblaten ſind dünne, leicht zerbrechliche Scheiben, aus ungeſäuertem Weizenmehle gebacken, welche bei geringer Anfeuchtung ganz weich und ſchleimig werden. Daher braucht man ſie, vorzüglich die gefärbten, zur Verſiegelung der Briefe ſtatt des Siegellacks, indem ſie den Brief nicht ſchwer machen und mehrere damit verſiegelte Briefe, ohne es zu fühlen, in ein Couvert geſchloſſen werden können, auch der Brief, wenn die Oblate trocken geworden, ohne Verletzung des Siegels nicht zu öffnen iſt. — Auch bedient man ſich der Oblaten zu allerlei Gebackenem. Vorzüglich jedoch iſt ihr Gebrauch beim Abendmahle ſtatt des Brotes in der katholiſchen und lutheriſchen Kirche, und daher kommt wahrſcheinlich ihr Name, weil das Abendmahlsbrot und der Wein in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche von den Oblationen (freiwilligen Geſchenken an Brot und andern Lebensmitteln), welche die Glieder der Gemeinden darbrachten, genommen wurde. (S. d. Art. Opfer.) Die jetzt in der katholiſchen und lutheriſchen Kirche beim Abendmahle gebräuchlichen kleinen, dünnen, runden, weißen Scheiben von ungeſäuertem Weizenbrot, mit verſchiedenen Aufſchriften und Figuren (z. B. dem Crucifix und den Buchſtaben I. N. R. I.), welche am beſten andeuten, daß nicht von einer leiblichen Speiſe die Rede ſey, ſcheinen erſt im elften Jahrhundert aufgekommen zu ſeyn, und wurden, wie jene, Oblaten genannt. Die reformirte Kirche bedient ſich ſtatt derſelben größerer Scheiben von gewöhnlichem Brote, die bei der Austheilung gebrochen werden. Die griechiſche Kirche hat nach dem Beiſpiele der in ſolchen Dingen weniger bedenklichen älteren Chriſtengemeinden den Gebrauch des geſäuerten Brotes beim Abendmahle beibehalten. S. Hoſtie.

E.

Oblaten, Laienbrüder, ſ. Orden (geiſtliche).

Obligat (vom italieniſchen Worte obligare, verpflichten, verbinden) wird in der Muſik von denjenigen Stimmen oder Inſtrumenten geſagt, welche entweder allein, oder mit andern zugleich, die Hauptmelodie des Stücks führen, alſo nicht bloß begleitend ſind. Obligat ſpielen, heißt alſo ſo viel, als die Hauptſtimme ſpielen. Die begleitenden oder Nebenſtimmen könnte man eher weglaſſen, wollte man aber die obligate Stimme überſchlagen, und bloß die Begleitung ſpielen, ſo würde dieſe, als nackter, todter Körper, dem die Seele (die Melodie) fehlte, nur Ekel erregen. Nun kann ein Inſtrument entweder durchaus obligat geſetzt ſeyn, in welchem Falle man das Muſikſtück ein Concert für dieß Inſtrument nennt, (daher auch die Ausdrücke obligat und concertirend, obligate Stimme und Concertſtimme, obligater Spieler und Concertſpieler oft gleichbedeutend gebraucht werden) oder daſſelbe kann nur hin und wieder einzelne Solo- oder obligate Sätze haben, wie dieß meiſtens in Singeſtücken, aber auch oft in Concerten, der Fall zu ſeyn pflegt. Hieraus geht hervor, daß jedes Inſtrument obligate Sätze vorzutragen haben kann, etwa den Contrabaß ausgenommen, theils, weil die Soloſpieler auf demſelben ſehr ſelten ſind, theils insbeſondere, weil die Soloſtimme, von dieſem Inſtrumente vorgetragen, zu tief liegen würde, als daß ſie von den andern begleitenden Inſtrumenten könnte gehörig unterſtützt werden, daher man es ſchicklicher zur Grundlage der Harmonie gebraucht. Daß einige Virtuoſen auf dem Contrabaſſe Concerte ſpielen, gehört unter die muſikaliſchen Curioſitäten. Uebrigens wurde der Ausdruck obligat urſprünglich nur bei der gebundenen oder fugenartigen Schreibart von ſolchen

Stimmen gebraucht, welche bei dem Vortrage nicht weggelaſſen werden durften, wenn nicht dadurch das ganze Tonſtück zerriſſen werden ſollte. Pq.

Obligation, ſ. Schuldſchein.

Obligo, in Obligo ſtehen, ein kaufmänniſcher Ausdruck, der beſonders von Banquiers gebraucht wird, um zu bezeichnen, in welcher Geſammtverbindlichkeit ſie nicht bloß durch reellen Vorſchuß oder Credit, ſondern auch durch Wechſelgiro u. ſ. w. zu ihren Correſpondenten ſtehen.

Oboe oder Hoboe (ital. Oboe franz. Hautbois), eines der bekannteſten Blasinſtrumente, welches aus einer geraden, aus mehreren Stücken zuſammengeſetzten, gemeiniglich aus Buxbaumholz gearbeiteten und mit Löchern verſehenen Rohre beſteht, die ſich unten in einen kleinen Trichter endigt, und durch ein oben aufgeſetztes enges Mundſtück von Rohr geblaſen wird. Es hat einen hellen ſcharfen Ton, und reicht vom tiefen oder einmal geſtrichenen d (auch c) bis ins dreimal geſtrichene d (höchſtens f). Daher iſt die Oboe als durchdringendes Discantinſtrument, vorzüglich bei der Feldmuſik gebraucht worden, und man hat von ihr, als dem Hauptinſtrument, das ganze Corps der Feldmuſiker Hautboiſten genannt. In der neueſten Zeit hat die Clarinette ihr großen Eintrag gethan, wozu vieles beiträgt, daß die Güte und Reinheit des Tons der Hoboe gar ſehr von der Güte des Mundſtücks abhängt, und eine ſehr delikate Behandlung des Inſtruments verlangt wird, wenn der Ton nicht ſchreiend und kreiſchend ſeyn, und in der Tiefe etwas Gänſemäßiges haben ſoll. Beſonders iſt das ſogenannte Ueberſchnappen auf dieſem Inſtrumente unerträglich, und doch kann es kaum von den beſten Spielern immer vermieden werden. Indeſſen verdient die Hoboe nicht nur als Orcheſterinſtrument, ſondern auch als concertirendes Inſtrument in einzelnen Sätzen eine größere Aufmerkſamkeit und Ausbildung, als ihr jetzt meiſtens zu Theil wird, da der ihr eigenthümliche Ton weder durch die Clarinette noch durch irgend ein anderes Inſtrument erſetzt werden kann, und in dem Colorite der Inſtrumentalmuſik eine Hauptfarbe ausmacht. Man bedient ſich ihrer mit Recht in Serenaten, Notturno's, Sätzen von idylliſchem Charakter ꝛc. Die Oboe gehört zu den neuern Inſtrumenten, und wurde erſt unvollkommen bei den franzöſiſchen Feldregimentern gebraucht, dann von Tenner in Nürnberg verbeſſert und mit Klappen verſehen. Die ſogenannte Hoboe d'amour, welche eine Terze tiefer ſtand als die gewöhnliche, und eine unten zugemachte Stürze hatte, deren Mündung etwa einen Finger dick war, iſt nicht mehr im Gebrauche. Die neuſte Anweiſung, die Hoboe zu ſpielen, iſt von Fröhlich.

Obolus, eine griechiſche Silbermünze, auch von Kupfer, den ſechsten Theil einer Drachme geltend, etwa 10 4/5 Pfennige an Werth. Früher bediente man ſich ſtatt derſelben kleiner ſpitziger Stücke Eiſen oder Kupfer (daher der Name ὀβολὸς ὀβελὸς, Spieß) beim Tauſchhandel, deren ſechs die Hand füllten, und ebenfalls eine Drachme ausmachten; dieſer Name ging dann auf jene kleine Silbermünze über. (In einigen ſprichwörtlichen Redensarten bedeutet Obolus eine kleine, geringe Münze [Pfennig, Heller] überhaupt.) Einen Obolus ſteckten die Griechen auch den Todten als Fährlohn für den Charon in den Mund. Als Gewicht beträgt der Obolus ebenfalls den ſechsten Theil einer Drachme, dieſe ſelbſt aber hatte nicht durchaus einerlei Werth.

Obotriten, ein Wendiſches Volk, ſ. **Wenden** und **Mecklenburg**.

Obrigkeit. Unter dem Worte Obrigkeit werden überhaupt alle diejenigen begriffen, welche im Namen des Staats oder der Regierung eine rechtliche und ordnungsmäßige Gewalt über Andre üben. Es werden daher auch ganze Behörden Obrigkeiten genannt; man ſpricht von Civil- und Militärobrigkeit u. ſ. w. Doch wird auch der **Regent** ſelbſt Obrigkeit genannt, und als hohe Obrigkeit von den Unterobrigkeiten unterſchieden. Iſt eine Regierung einmal beſtehend (ſelbſt wenn ihr Urſprung über ihre Rechtmäßigkeit Zweifel zuließe), und eine Obrigkeit von der höchſten Staatsgewalt angeordnet worden, ſo iſt ſie als eine rechtmäßige von den Unterthanen anzuſehen; jede Unterſuchung über die Rechtmäßigkeit ihres Urſprungs, jede Weigerung, ihr unter dem Vorwande, als ſey ſie unrechtmäßig, Gehorſam zu leiſten, iſt Aufruhr und Meuterei; — es gilt in dieſer Rückſicht durchaus der Spruch: eine jede Obrigkeit iſt von Gott geordnet. Nur derjenige, der eine ordnungswidrige Gewalt übt, kann nicht als Obrigkeit angeſehen werden. Fällt jemand in die Gewalt von Räubern, ſo werden dieſe nie ſeine Obrigkeit ſeyn können, wenn er ihnen gleich, durch Gewalt gezwungen, gehorchen müßte. Cz.

Obſcuranten, Obſcurantismus (von obscurare, verfinſtern oder verdunkeln). Der **Obſcurant** (**Verfinſtrer** oder **Verdunkler**) ſteht dem **Aufklärer** entgegen. Während dieſer beſtrebt iſt, die Begriffe der Menſchen von phyſiſchen und moraliſchen, religiöſen und politiſchen Gegenſtänden, ſo wie überhaupt von allen bedeutenden Angelegenheiten des menſchlichen Lebens möglichſt klar und deutlich zu machen: ſo iſt jener dagegen beſtrebt, das dunkle und verworrene Denken über dergleichen Gegenſtände und Angelegenheiten, wie es bei ungebildeten oder verbildeten Menſchen in der Regel vorkommt, zu erhalten, wo nicht gar zu vermehren. Das Beſtreben des Aufklärers iſt an ſich löblich; denn da, wo klare und deutliche Begriffe möglich ſind, ſoll auch der Menſch darnach ſtreben. Es kann aber doch in eine einſeitige Verſtandescultur ausarten, bei welcher die höheren Intereſſen des menſchlichen Geiſtes gefährdet werden und inſonderheit die äſthetiſchen, moraliſchen und religiöſen Gefühle des Menſchen an Innigkeit, Lebendigkeit und Kraft verlieren. Das Streben nach Aufklärung wird dann zu einer eitlen und ſchädlichen Aufklärungsſucht oder Aufklärerei. Wenn nun der Obſcurant ſich bloß dieſer entgegenſetzte, ſo würde ſein Streben auch nicht zu tadeln ſeyn. Allein er bleibt dabei nicht ſtehen, ſondern verſchmäht das klare und deutliche Denken überhaupt und ſelbſt da, wo es möglich und nöthig iſt. Er kündigt ſich daher als einen **Feind des geiſtigen Lichts** oder als einen **Freund der geiſtigen Finſterniß** an, entweder weil er, wie die ſogenannten Nachtmenſchen oder Kakerlaken das materiale, ſo das geiſtige Licht nicht vertragen kann und ſich daher im Dunkeln gleichſam gefällt, oder weil er glaubt, es ſey dem Menſchen nicht zuträglich, von den oben bezeichneten Gegenſtänden und Angelegenheiten klare und deutliche Begriffe zu haben, oder endlich, weil er dieß in Beziehung auf ſich ſelbſt für nachtheilig hält. Obſcuranten der erſten Art ſind alle ſogenannten Gefühlsmenſchen, weil ſie von Natur das Helldunkel lieben; daher iſt auch mit ihrem Obſcurantismus eine gewiſſe Gutmüthigkeit verknüpft, beſonders bei ſolchen, deren ſympathetiſches Gefühl ſehr lebhaft iſt. Die Obſcuranten der

zweiten und dritten Art aber ſind meiſtens Egoiſten, welche zwar ſelbſt gern klar und deutlich ſehen möchten, aber Andre nicht an ihrem Lichte Theil nehmen laſſen wollen. Vornehmlich iſt dieß der Fall bei denen von der dritten Art. Sie wollen gern über Andre herrſchen und meinen, dieß ſey um ſo leichter, je unaufgeklärter Andre ſeyen, nach dem Sprichworte: Im Trüben iſt gut fiſchen. Daher ſind ſie die hartnäckigſten Gegner aller Aufklärung und konſtituiren eine Art von Partei, die man nun eben Obſcuranten nennt, ſo wie ihr gemeinſchaftliches Streben Obſcurantismus. In frühern Zeiten bezog ſich dieſer Obſcurantismus hauptſächlich auf das Religiöſe und ging von der Geiſtlichkeit aus, welche das Volk (die ſogenannten Laien, hohen und niedern Standes) in der Dummheit zu erhalten ſuchte, um es deſto leichter für ihre ſelbſtſüchtigen Zwecke zu benutzen. In unſern Zeiten aber bezieht er ſich mehr auf das Politiſche und ſeine meiſten Anhänger finden ſich in den höhern Ständen der Geſellſchaft, welche wünſchen, daß das Volk (worunter ſie aber nur das gemeine, oder die niedern Stände verſtehen) nicht über ſeine Rechte aufgeklärt werde, um es ebenfalls deſto leichter für ihre ſelbſtſüchtigen Zwecke zu benutzen. Indeſſen verbinden ſich auch oft der religiöſe und der politiſche Obſcurantismus mit einander, weil beiderlei Obſcuranten in gewiſſer Hinſicht ein gemeinſames Intereſſe haben und durch gemeinſchaftliche Operationen ihre Abſichten beſſer zu erreichen hoffen. Da aber das Licht ein natürliches Bedürfniß der Menſchen (körperlich und geiſtig) iſt, ſo iſt der Obſcurantismus ein widernatürliches und eben darum vergebliches Beſtreben. D.

Obſequium (lat.) iſt 1. Gehorſam, Ergebenheit, insbeſondere der unbedingte Gehorſam gegen die Obern, zu dem ſich Mönche und Nonnen durch die Ordensgelübde verpflichten (ſ. Kloſtergelübde); 2. ein Gefängniß, in das ſie wegen bewieſener Widerſpenſtigkeit eingeſperrt werden, um Gehorſam zu lernen.

Obſervanten, Observantes, Fratres de observantia, fratres minores S. Francisci regularis observantiae, ſ. Franciscaner.

Obſervanz (observantia), im Allgemeinen ſoviel als Gewohnheit, Herkommen; im beſondern Sinne eine in einer Geſellſchaft (universitas) durch ſtillſchweigende Einwilligung ihrer Mitglieder eingeführte Norm.

Obſervatorium, ſ. Sternwarte.

Obſt nennen wir gemeiniglich diejenigen Baumfürchte, von welchen nicht der Saame oder die Kerne, ſondern das ſaftige wohlſchmeckende Fleiſch genoſſen wird, welches den Saamen umſchließt, alſo Aepfel, Birnen Pflaumen, Kirſchen, Pfirſchen, Aprikoſen u. ſ. w.

Obſtbaumzucht, ſ. Pomologie.

Occam oder Ockam (Wilhelm von), ſ. Nominaliſten und Scholaſtiker.

Occident, die Himmelsgegend, wo die Sonne ſcheinbar untergeht, der Abend, Weſten; dann auch die weſtlichen Länder unſerer Erde.

Occidentaliſches oder weſtrömiſches (abendländiſches) Kaiſerthum. Theodoſius der Große, letzter Alleinherrſcher über das ganze römiſche Reich, hatte kurz vor ſeinem Tode jene ungeheure Ländermaſſe durch teſtamentariſche Verfügung unter ſeine beiden unmündigen Söhne, Arcadius (18 Jahr alt) und Honorius (11 Jahr alt), alſo getheilt, daß jener den Orient (ſ. den

Art. Byzantiner), Honorius aber den Occident erhielt, welcher Italien, Afrika, Gallien, Spanien, Britannien und die Hälfte von Illyrien, mit den Hauptſtädten Rom und Mailand, dann Ravenna, umfaßte. So in zwei große Reiche zerſpalten, ſollten, nach des Theodos Beſtimmung, beide doch immer als das vorherige Ganze, als Ein Reich, jetzt zwar von zwei Herrſchern regiert, aber der Wiedervereinigung beider Kronen auf einem einzigen Haupte ſtets fähig, betrachtet werden, indem dem Scharfblicke dieſes Kaiſers nicht entgangen war, daß beide Throne nur durch eine ſolche Verbindung ſich in der Dauer aufrecht erhalten konnten. Mit dem letzten Athemzuge des großen Kaiſers (11ten Januar 395 nach Chr.) traten die von ihm beſtellten Vormünder ſeiner Söhne, der Miniſter Rufin, ein Gallier, für Arcadius, und der Oberfeldherr Stilicho, ein Vandale und angeheiratheter Neffe des verſtorbenen Theodos, für Honorius, in ihre Rechte ein. Doch bald unterlag Rufin der größern Kraft des Feldherrn, ſo wie die Plane des letztern in der Folge an den Ränken des Hofes von Conſtantinopel ſcheiterten. Stilicho theilte zwar auf Rufins Verlangen ſogleich die Länder, das Heer und die unermeßlichen Koſtbarkeiten aus dem kaiſerlichen Nachlaſſe, war aber nicht gemeint, auch die Regentenmacht an den Miniſter, als den Vormund über den jungen Beherrſcher des Orients, zur Hälfte abzutreten. Der Feldherr hatte ſich an die Spitze der dem Arcadius zugehörigen Armeeabtheilung geſtellt, um ſie ihrem Gebieter zuzuführen und ſich ſo zugleich den Oberbefehl über die geſammte Kriegsmacht beider Reichstheile zu ſichern. Schon war er auf dem Wege nach Conſtantinopel bei Theſſalonich angelangt, als Rufin, den Helden und ſeine perſönliche Erſcheinung über Alles fürchtend, dieſem den Befehl entgegenſchickte, Halt zu machen, indem man jeden Schritt, mit dem er für ſeine Perſon der Hauptſtadt des Orients näher kommen würde, als eine Feindſeligkeit betrachten werde. Stilicho war zu fein, um nicht ſcheinbar zu gehorchen, aber auch entſchloſſen genug, einen Nebenbuhler aus dem Wege zu ſchaffen, der es wagen durfte, ihm, dem Feldherrn und Retter des kaiſerlichen Hauſes, ſich entgegenzuſtellen. Gainas, ein gothiſcher General, von ihm zum Oberbefehlshaber des morgenländiſchen Heeres beſtellt, erhielt ſeine Aufträge, und Rufin fiel auf dem Marsfelde vor Conſtantinopel, umgeben von dem angekommnen, darauf vorbereiteten Heere, durch das Schwert eines kecken Soldaten, unter den Augen des Kaiſers Arcadius. Doch Stilicho hatte irriger Weiſe geglaubt, ſeinem großen Ziele dadurch näher zu kommen; ja, er war in der That jetzt weiter als vorher davon entfernt, indem die Politik eines Eunuchen aus dem Innern des byzantiniſchen Palaſtes gegen ihn in die Schranken trat. Der kluge Höfling Eutropius, oberſter Kämmerling und erſter Günſtling des Arcadius, und die eben ſo geiſtvolle als reizende Kaiſerin Eudoxia gefielen ſich ſelbſt zu wohl in der leicht errungenen Herrſchaft über einen ſchwachen Herrn und Gemahl, als daß ſie dem Feldherrn einen Einfluß hätten geſtatten ſollen, der dem Günſtlinge ſo gefährlich werden konnte. Arcadius ſelbſt mochte es auch vorziehen, dem Höflinge und der ſchönen, ſchmeichelnden Gemahlin ſich hinzugeben, als dem kraftvollen Ernſte des Generaliſſimus, und ſich der weiſen, ihm jedoch unbequemen, Berathung und Leitung eines Mannes zu überlaſſen, der des Vaters Stelle zu erſetzen wohl verſtand. Man wußte ſich der Anhänglichkeit der Truppen und ihres Befehlshabers, Gainas, zu verſichern und nachdem man

alles verſucht hatte, um Stilicho in der öffentlichen Meinung zu ſtürzen, gelang es, wider ihn ein Decret des Senats von Conſtantinopel zu erhalten, wodurch er für einen Feind des Reiches und ſeiner, in den Gränzen des Orients liegenden, großen Beſitzungen für verluſtig erklärt wurde; meuchelmörderiſche Anſchläge auf ſein Leben glückten aber ſeinen Widerſachern nicht. Dieſe offene Feindſeligkeit gegen den Adminiſtrator der occidentaliſchen Regierung gab das erſte Zeichen zur ewigen Trennung beider Reiche, und des vorſichtigen Theodos weiſe Abſichten ſcheiterten an den Leidenſchaften einiger wenigen Menſchen und an der Schwäche ſeiner jungen Söhne, welche jene nicht zu zügeln vermochten. Wahrſcheinlich hätte Stilicho, der weltberühmte Feldherr, ſich mit dem Schwerte in der Hand den Weg zu dem Palaſte des Arcadius bahnen können, doch ihn ſchreckte das Bild des Bürgerkrieges ab; er überließ dem Eunuchen das Steuerruder des Orients und widmete ſich nun einzig den Angelegenheiten ſeines Mündels Honorius, oder vielmehr der Regierung des Abendlandes, deſſen beſondere Geſchichte, nach der nun vollendeten gänzlichen Scheidung von dem verſchwiſterten Morgenlande hier eigentlich beginnt. Die Kindheit des Kaiſers Honorius machte ſeinen Vormund-Miniſter zum alleinigen Regenten. Die erſte Sorgfalt des letztern war der Beſiegung des aufrühreriſchen Statthalters in Afrika, Gildo, gewidmet. Als dieſe durch deſſen eignen Bruder, den mauriſchen Prinzen Mascezel, der die Ermordung zweier Kinder an ſeinem tyranniſchen Bruder zu rächen hatte, vollbracht, Gildo ſelbſt todt, auch Stilicho's Feldzug in Griechenland gegen die Gothen beendigt war, vermählte Stilicho ſeine Tochter Maria ihrem Vetter, dem 14jährigen Kaiſer Honorius (398 nach Chr. Geb.); welche jedoch zehn Jahre darauf, und wie die Geſchichtsſchreiber verſichern, noch als Jungfrau, ſtarb. Schon zwei Jahre nach jener Vermählung brach ein Unglück über Italien aus, das Stilicho in ſeinem raſchen Gange nur aufzuhalten, doch nicht abzuwenden vermochte. Alarich, der tapfere König der Weſtgothen, durch Stilicho im Jahr 397 nach Chr. Geb. an der gänzlichen Unterjochung Griechenlands gehindert, beſchloß, ſich dafür zu rächen und ſeine Fahne auf den Wällen Roms aufzupflanzen. Er fiel im Jahr 400 nach Chr. Geb. in Italien ein. Schon nahte er ſich der Reſidenz des Kaiſers, Mailand, ſchon hatte dieſer ſich in das feſte Aſta am Tanarus (Aſti) geflüchtet und mußte, darin belagert, ſich den demüthigenden Antrag einer ſchimpflichen Capitulation gefallen laſſen, als Stilicho, der mit reißender Thätigkeit die weit umher zerſtreuten abendländiſchen Truppen geſammelt hatte, durch die Fluthen der Adda ſchwimmend erſchien und Italien rettete. Alarichs Lager (bei Pollentia), mit dieſem die großen zuſammengeraubten Schätze Griechenlands, und Alarichs Gemahlin wurden die Beute der Sieger, die, als der gothiſche König dennoch auf Rom marſchirte, und ſelbſt nicht um den Preis der ihm abgenommenen Schätze und Gemahlin, die ihm zurückgegeben werden ſollten, zum Rückzuge zu bewegen war, ihm eine zweite Schlacht bei Verona (403) lieferten, und nach einer gänzlichen Niederlage, in der er faſt ſelbſt umgekommen wäre, zur Räumung Italiens zwangen. Honorius, an ſeiner Seite der ruhmgekrönte Stilicho, zogen (404) im Triumph in das alte Rom ein, das jubelnd ſeinen Kaiſer empfing, und verewigte das Andenken ſeiner Anweſenheit in dieſer Stadt durch ein Edict, wodurch er die Fechterkämpfe bei den öffentlichen Spielen für immer aufhob. Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten verließ Hono-

rius Rom, um in Ravenna ſeine Reſidenz aufzuſchlagen, da die in dem unbefeſtigten Mailand kaum überſtandne Gefahr ihm die Bewohnung einer Feſtung anzurathen ſchien; und er pries ſeine Vorſicht, als zwei Jahre ſpäter Radegais, an der Spitze von 200,000 deutſchen und gothiſchen Kriegern, über die Alpen hereinbrach und bis Florenz vordrang. Da eilte Stilicho, der ſich bis dahin nur mit der Organiſation eines Heeres beſchäftigt hatte, ohne die Verwüſtungen der Barbaren verhindern zu können, mit der kaum 40,000 Mann ſtarken und letzten Armee des ſeinem Verfalle immer mehr ſich nähernden Reichs herbei, ſchloß durch eine ungeheure Kette von Verſchanzungen das Heer des Radegais ein, verſah das bedrängte Florenz mit Lebensmitteln, während die Barbaren allmählig ausgehungert wurden, und ließ endlich, in einem allgemeinen Angriffe auf den entkräfteten Feind, das Werk des Hungers durch das Schwert vollenden. Radegais wurde gefangen und hingerichtet, die gefangenen Barbaren aber als Sclaven verkauft. — So war Italien noch einmal gerettet; doch Stoß auf Stoß traf das in ſeinen Grundfeſten längſt erſchütterte Reich. Der Ueberreſt der Armee des unglücklichen Radegais fiel (407) in Gallien ein, und bald waren die Germanen (Vandalen und Alanen, mit Sueven vereint) Herren der ſieben galliſchen Provinzen und des blühenden Rheins, der damals von allen Truppen entblößt war, indem ſie Stilicho zur Beſiegung der Deutſchen in die Felder von Florenz gerufen hatte. Zu gleicher Zeit empörte ſich die römiſche Armee in Britannien, und wollte ſich ſelbſt einen Kaiſer geben; doch erſt der dritte, Conſtantin, ein gemeiner Soldat, wegen ſeines Namens von ihnen zum Herrſcher gewählt, erhielt ſich, nachdem ſeine beiden Vorfahren, Marcus und Gratian, nach wenigen Monaten ihrer Herrſchaft, durch Dolchſtöße vom neuen Throne wieder herabgeworfen worden waren. Conſtantin landete in Boulogne, und gern unterwarf ſich ihm das von Honorius verlaſſene, den Barbaren Preis gegebene Gallien; der Gothe Sarus, beauftragt, Conſtantins Haupt nach Ravenna zu bringen, mußte ſich glücklich ſchätzen, nach einem ſiebentägigen Sturme auf des galliſch-britanniſchen Kaiſers Verſchanzungen bei Vienne, ſein faſt aufgeriebenes Heer über die Alpen zurückzuführen, welche jetzt die Gränzſcheide zwiſchen Honorius und Conſtantin machten. Letzterer verleibte kurz darauf (408) auch Spanien ſeinem neuen Reiche ein, wo er einen ſchwachen, bald beſiegten Widerſtand von Seiten der daſelbſt auf reichen Beſitzungen wohnenden vier Vettern des verſtorbenen Kaiſers Theodoſius, und dagegen viele Anhänglichkeit unter dem Volke fand. Während dies unter dem weiten Himmelsſtriche zwiſchen den Alpen und den Säulen des Hercules ſich begab, entwickelten ſich am Hofe zu Ravenna Begebenheiten, welche die Anfangsglieder einer großen Kette von Unfällen, Schwächen und Verbrechen waren, in denen der Thron des Occidents unterging. Alarich, der Gothen König, hatte ſich ſeines würdigen Gegners Stilicho Freundſchaft erworben, und auf den Grund derſelben ein Friedens- und Vereinigungsbündniß mit Honorius geſchloſſen, durch welches er zum Oberbefehlshaber der römiſchen Kriegsmacht in der Präfectur von Illyricum ernannt wurde. Stilicho hatte längſt die Abſicht, die morgenländiſche Hälfte dieſer Präfectur wieder mit der occidentaliſchen zu vereinigen, und zugleich den immer gefährlichen Alarich durch die Ausſicht auf die Pforten von Conſtantinopel entfernt von Italien zu beſchäftigen. Zwar unternahm dieſer auch einige Bewegungen in Theſſalien und Epirus;

allein von Cremona aus ſandte er nach Ravenna ſeine Foderung, ihm eine große Rechnung gehabter Auslagen für Honorius zu bezahlen, und ſeine Vorſchläge, ihn in den Beſitz irgend einer occidentaliſchen Provinz, als bleibender Stätte für ſein Volk, zu ſetzen, wofür er den Uſurpator von Gallien demüthigen wolle. Nach den heftigſten Auftritten in dem römiſchen Senate drang Stilicho mit dem Antrage durch, den ungeſtümen Mahner jetzt mit einer Summe von 4000 Pf. Gold, unter dem Namen einer Subſidie, zu beſchwichtigen. Aber den geheimen Groll des Senats über dieſe Nachgiebigkeit, die doch nur lediglich aus Stilicho's Kenntniß von der Kraft des Gothenkönigs floß, theilte, vielleicht angereizt, auch die Armee. Honorius Vertrauen zu ſeinem alten Miniſter ward immer mehr untergraben. Er fing an ihn zu fürchten, dann zu haſſen, als man ihm Nachrichten über die geheime Abſicht des Stilicho, ſeinen eignen Sohn Eucherius auf den Thron zu ſetzen, einflüſterte, und ſo gab er ſeine Einwilligung zur Hinrichtung eines Mannes, der bisher die einzige Stütze des wankenden abendländiſchen Throns geweſen war. Stilicho's Haupt fiel am 23ſten Auguſt 408; ihm folgten auf gleiche Weiſe ſein Sohn und viele ſeiner Freunde; auch ließ ſich zugleich Honorius von ſeiner zweiten Gemahlin, Thermantia, der zweiten Tochter des Stilicho, ſcheiden. Von nun an befand ſich dieſer ſchwache Monarch in den Händen einiger Günſtlinge, die bloß von Fanatismus und Selbſtſucht erfüllt, nicht zu beurtheilen wußten, welchen großen Dienſt ſie dem lauernden Könige der Gothen durch Stilicho's Fall geleiſtet hatten. Auch rächten dieſen Fall die dieſem alten Feldherrn treu ergeben geweſenen fremden Hülfstruppen dadurch, daß ſie, 30,000 Mann ſtark, unter Alarich's Fahnen traten. Noch hatte man dieſem jene ſogenannte Subſidie nicht bezahlt, und als man noch zu Ravenna darüber berathſchlagte, was man auf Alarichs Frage darnach thun wolle, war dieſer ſchon über die Alpen, den Po, bis Rimini vorgedrungen, hatte die Päſſe der Apenninen erobert, die triumphaliſchen milchweißen Stiere an den Ufern des Clitumnus ſeinen Soldaten Preis gegeben, und lagerte ſich unter den Mauern von Rom (408), welches er mit ſeinem Heere ſo eng einſchloß, daß bald die ſchrecklichſte Hungersnoth in demſelben herrſchte. Als eine Deputation Roms, in Alarichs Lager geſandt, dieſem zu erklären wagte: „daß, verweigere er eine ehrenvolle Capitulation, die ganze Bevölkerung ſich auf ihn losſtürzen werde," ſprach er die wenigen Worte: „je dichter das Gras, deſto leichter läßt es ſich mähen," und als er endlich das ungeheure Löſegeld beſtimmt hatte und man ihn fragte: „wenn du dies, o König, von uns foderſt, was willſt du uns denn laſſen?" antwortete er kurz: „Euer Leben!" Doch ließ er von ſeinen Foderungen Einiges nach, verließ die Umgebungen Roms und nahm ſeine Winterquartiere im herrlichen Tuscien, nachdem ihm von der zitternden Hauptſtadt des Reichs 5000 Pfund Goldes, 30,000 Pfund Silbers, 4000 ſeidene Kleider, 3000 Stück feinen Scharlachtuchs und 3000 Pfund Pfeffer geopfert worden waren. Bald vermehrte ſich ſein Heer bis über 100,000 Mann, als ſein Schwager Adolf (Ataulf) mit einer Armee von Gothen und Hunnen von der Donau aus ſich bis zu ihm durchgeſchlagen hatte. Nach fruchtloſen Friedensunterhandlungen mit Honorius, eilte Alarich, der ſich des Hafens und der Stadt von Oſtia bemächtigt hatte, wieder auf Rom zu, ernannte in der Perſon des Präfecten Attalus, mit Einwilligung des Volks und Senats, einen neuen Kaiſer (409) und zog mit dieſem, von demſelben als Ober-

befehlshaber der occidentaliſchen Kriegsmacht anerkannt, vor Ravenna. Schon war Honorius im Begriff, ſich in die Arme ſeines Vetters, des jungen Kaiſers Theodos zu Conſtantinopel, zu werfen, als er durch ein Zuſammentreffen günſtiger Umſtände, die Anhänglichkeit und Klugheit ſeines Feldherrn Heraklian in Afrika und die durch Geldſpenden erhaltene Treue ſeiner Leibwache, im Vereine mit den falſchen Maßregeln des Attalus, ſeinen Thron gerettet ſah. Ja, Alarich ſetzte ſelbſt den Attalus wieder ab, und ſchickte deſſen Purpur nach Ravenna. Zum Lohne dafür überfiel ihn des Honorius Feldherr Sarus, tödtete ihm viele Leute und erklärte ihn als Reichsfeind jedes Bündniſſes mit ſeinem Kaiſer für unwürdig. Doch fürchterlich rächte ſich der ſchwer beleidigte Feind. Er wandte ſich wieder gegen Rom und nahm es ein in der Mitternacht des 24ſten Auguſt 410, nachdem ihm von innen durch die Hände verrätheriſcher Sclaven das ſalariſche Thor geöffnet worden war. Die alte Hauptſtadt der Welt wurde geplündert und zum Theil verbrannt, wobei außer den Schätzen der Einwohner, auch viele koſtbare Werke römiſcher und griechiſcher Kunſt ein Raub der Barbaren wurden, die das wenigſtens zerſtörten, was in ihren Augen keinen weſentlichen Werth hatte, wobei auf Alarichs ausdrücklichen Befehl nur das Heiligthum der Kirchen anerkannt wurde, und ihr Eigenthum unberührt blieb. Dies geſchah 1163 Jahre nach Erbauung der Stadt des Romulus. Alarich verließ nach ſechs Tagen Rom, plünderte das ganze ſüdliche Italien, und war im Begriffe, Sicilien und Afrika zu erobern, als ihn zu Corentia in Unteritalien der Tod erreichte (410). Noch zwei Jahre lang mußte Italien die Anweſenheit der Barbaren ruhig dulden, bis Adolf, Alarichs Nachfolger, es verließ, als er nach vollzogener Vermählung mit Placidia, des Honorius Schweſter, mit der Beute aus Rom und deſſen ſüdlichen Provinzen beladen, nach Gallien und Spanien zog (412), wo er der Stifter des weſtgothiſchen Reichs wurde. Italien athmete wieder freier, Rom erhob ſich prächtig aus ſeiner Aſche, und das Reich hätte vielleicht zu neuer Kraft gelangen können, wenn ſein Beherrſcher, der nach Adolfs Abzug noch elf Jahre lebte, nicht ſelbſt zu kraftlos geweſen wäre. Gallien kam zwar einen Augenblick durch die Tapferkeit des römiſchen Feldherrn Conſtantius, der den Uſurpator Conſtantin beſiegte, und dafür die Hand der Wittwe Placidia erhielt, ja ſogar zum Mitregenten des Honorius ernannt wurde, wieder unter deſſen Herrſchaft, doch es wurde wie Spanien durch unaufhörliche Kämpfe im Innern zerriſſen. Britannien, das nach einigen Jahren (427) gänzlich von den Römern geräumt werden mußte, und Afrika waren damals ſchon verloren, als Honorius ihre Unabhängigkeit anerkennen mußte, und die unſeligſten Zwiſtigkeiten herrſchten im Palaſte zu Ravenna, wo Placidia zum zweiten Male Wittwe, nach des Auguſtus, Conſtantius, Tode ihre Herrſchſucht walten ließ, als Honorius nach einer zwar ereignißreichen, aber ruhmloſen, 28jährigen Regierung ſtarb (24ſten Auguſt 423). Placidia empfing die Nachricht davon zu Conſtantinopel, wohin ſie ſich wegen der drohenden Unruhen zu Ravenna mit ihren Kindern geflüchtet hatte, und unter dem Schutze ihres Neffen, des jungen Kaiſers Theodoſius II. vom Orient (der bei wenigerer Selbſtbeherrſchung und feurigerer Seele leicht das Diadem des Occidents mit dem des Orients hätte vereinigen können, ſtatt deſſen aber den Geheimſchreiber Johannes, der, von einigen Truppen begünſtigt, den abendländiſchen Thron ſich angemaßt hatte, beſiegte und enthaupten ließ), wurde der Sohn der

Placidia und des Conſtantius, Valentinian der Dritte, ein ſechsjähriges Kind, zum abendländiſchen Kaiſer ausgerufen. Placidia ward zur Vormünderin erklärt, und behauptete ſich als ſolche fünf und zwanzig Jahre lang, während welcher Zeit das abendländiſche Reich ſeinem gänzlichen Untergange immer näher gebracht wurde. War die Regierungszeit des Honorius durch Alarich berühmt geworden, ſo wurde es die des Valentinian zuerſt durch den Einfall des Genſerich, Königs der Vandalen, in Afrika (428), der das vandaliſche Reich in den dortigen Provinzen Roms ſtiftete, welcher Verluſt durch die Abberufung des römiſchen Statthalters Bonifaz, der als ein Opfer der Eiferſucht des römiſchen Feldherrn Aëtius fiel, befördert worden war. Ein zweiter empfindlicher Verluſt für das weſtrömiſche Reich war die Abtretung des weſtlichen Illyricum an den Orient, womit Placidia für ihren Sohn eine Gemahlin (die Tochter des Theodoſius und der Athenais, Eudoxia) erkaufte (437) und zugleich dem Hofe von Byzanz die Koſten des Krieges gegen den Uſurpator Johannes erſetzte. Doch alles trat in den Schatten des Hintergrundes, als plötzlich Attila, der Hunnen König, und des Vandalen Genſerich Bundesgenoſſe, auftrat, und nachdem er, im Angeſichte der Thürme von Conſtantinopel, dem Theodoſius einen harten, jährlichen Tribut abgepreßt hatte, die Hand der Honoria, des Valentinian Schweſter (die von Conſtantinopel aus, wohin ſie wegen eines zu vertrauten Umgangs mit ihrem Kammerherrn Eugenius verwieſen worden war, im Gefühle aller Leidenſchaften ſich ſelbſt und ihre Anſprüche auf Italien dem Hunnen hatte antragen laſſen), nebſt ihrem Erbtheile begehrte. Die abſchlägige Antwort hierauf entſchied den Krieg, welchen Attila mit einem Einfalle in Gallien begann, und der mit der gewaltigen Schlacht in den catalauniſchen Feldern (bei Chalons 450) ſich wieder endigte, wo der römiſche Feldherr Aëtius, verbunden mit Theodorich, der Gothen König, das Heer des Attila ſchlug und deſſen Macht vielleicht gänzlich hätte vernichten können, wenn nicht die politiſche Rückſicht, in den Hunnen ein Gegengewicht wider die mächtigen Gothen zu erhalten, ihn zum Rückzuge und zur Trennung von ſeinem Verbündeten veranlaßt hätte. Doch ſchon im folgenden Frühjahre (451) wiederholte Attila ſeine Foderungen auf die Prinzeſſin Honoria und ihr väterliches Erbe, und kaum war die abermals verneinende Antwort ertheilt, als er auch ſchon in Italien einbrach, Aquileja, Padua, Vicenza, Verona und Bergamo gänzlich zerſtörte, Mailand, Pavia plünderte, und bis Rom vordrang, wohin Valentinian aus Ravenna geflohen war. Da entſchloß ſich dieſer, durch eine Geſandtſchaft um Frieden zu bitten, und die unwiderſtehliche Redegewalt des Biſchofs von Rom (Papſt Leo I.), der an der Spitze der römiſchen Abgeſandten ſtand; der Eindruck, den ſeine Umgebungen auf den Hunnen machten, bewogen dieſen, von der Eroberung Roms gegen ein Löſegeld, das den Werth des Erbtheils der Honoria betrug, abzuſtehen, während ſeine ausſchweifende Leidenſchaft zu der ſchönen Ildico derſelben die Honoria aufopferte, die mit lebenslänglicher Einkerkerung den romantiſchen Einfall, Königin der Hunnen zu werden, abbüßte. Attila's Tod (453) befreite den Kaiſer des Occidents von einem der furchtbarſten Feinde, und Valentinian hätte glücklich regieren können, wenn er weniger leidenſchaftlich geweſen wäre. Verführt durch die Einflüſterungen des Eunuchen Heraklius, ſah er mit einem Male in dem Stolze ſeines Oberfeldherrn Aëtius die Grundlage verrätheriſcher Abſichten; er fing an

ihn zu fürchten, und dieſelben innern Gründe, welche die Hinrichtung des Stilicho einſt anriethen, machten den Kaiſer Valentinian zum Mörder des Aëtius, dem er in der Hitze eines leidenſchaftlichen Wortſtreits im Palaſte zu Rom mit eigener Hand ſein Schwert in die Bruſt ſtieß. Die Nemeſis erreichte den unbeſonnenen Tyrannen, als er die Gemahlin des Senators Maximus geſchändet hatte; der beſchimpfte Gemahl rächte ſich, und Valentinian, der letzte römiſche Kaiſer aus dem Stamme des Theodoſius, fiel (15ten März 455) auf dem Marsfelde, mit ſeinem Günſtlinge Heraklius zugleich, durch die Schwerter zweier Anhänger des ermordeten Aëtius, die ſich unter des Kaiſers Leibwache befanden. Sein erbittertſter Feind, der Senator und Patricier Petronius Maximus ward vom Senat und Volk zum Kaiſer ausgerufen. Sein erſtes Werk beſtand darin, daß er ſeinen Sohn mit der älteſten Tochter des vorigen Kaiſers vermählte und deſſen Wittwe, Eudoxia, ihn zu heirathen zwang. Doch ſchon nach drei Monaten ward er das Opfer ihres Haſſes und der Volkswuth. Eudoxia ergriff (da ihr von Conſtantinopel keine Hülfe kommen konnte) das ſonderbare Mittel, den König Genſerich in Carthago um ſeinen Beiſtand zu ihrer Befreiung von einem verhaßten Gemahle und um Rache zu bitten. Wie im Fluge erſchien dieſer mit ſeinen vandaliſchen Horden im Hafen von Oſtia, der fliehende Maximus wurde in den Straßen Roms geſteinigt, und verſtümmelt in die Tiber geworfen, die Hauptſtadt ſelbſt aber, durch Leo des Großen muthvolle Beredſamkeit noch einmal von Brand und Mord gerettet, vierzehn Tage und Nächte lang geplündert; alle Denkmäler aus der Vorzeit und alle Koſtbarkeiten, die in den ſeit Alarichs Einfall verfloſſenen 45 Jahren wieder aufgehäuft waren, aller öffentliche und Privatreichthum wurde ein Raub der Eroberer, die außerdem noch viele Tauſende der unglücklichen Römer beiderlei Geſchlechts auf ihren Schiffen nach Afrika ſchleppten, wo ſie in der thätigen Theilnahme des Biſchofs von Carthago, Deogratias, den einzigen Troſt fanden. Während ſich dieſes zu Rom begab, wurde in Gallien der abendländiſche Kaiſer ausgerufen. Avitus, ein Gallier, unter Valentinian prätorianiſcher Präfect von Gallien, dann von Kaiſer Maximus zum Oberbefehlshaber über das Kriegsheer in Gallien ernannt, ein eben ſo talentvoller als kenntnißreicher Kopf, wurde unter dem Einfluſſe des weſtgothiſchen Königs Theodorich, zu Arles von den Repräſentanten dieſer Nation mit dem Diadem des abendländiſchen Kaiſerthums geſchmückt (15ten Auguſt 455), auch ſogleich vom Hofe zu Conſtantinopel, aber mit heimlichem Unwillen vom Senate und Volke zu Rom anerkannt. Das erſte Jahr ſeiner Regierung war daher auch ſein letztes. Er ſah in demſelben die ſpaniſchen Provinzen von Theodorich, der unter dem Vorwande, als Bundesgenoſſe der Römer die dort eingefallenen Sueven wieder zu verjagen, dieſelben als erobertes Eigenthum behandelte, dem Reiche ſo gut als entriſſen und gab ſich ſelbſt der Sinnlichkeit ſo ſehr hin, daß er nicht nur gehaßt, ſondern auch verachtet wurde. Ricimer, einer der oberſten Anführer der zur Vertheidigung Italiens beſtimmten fremden Truppen, der aber nach einem gewonnenen Siege über eine vandaliſche Flotte im Triumph zurückkehrte, und vom Volke als Befreier begrüßt wurde, kündigte dem Avitus das Ende ſeiner Herrſchaft an (16ten October 457); dieſer entfloh, als über ihn das Todesurtheil vom Senate ausgeſprochen worden war, und kam auf dieſer Flucht ums Leben. Auf des Patriciers Ricimer, des allgewaltigen Feldherrn, Stimme

wurde **Majorian**, ſonſt Soldat unter Aetius, auf den abendländiſchen Thron erhoben (457), den er durch Tugend und Verſtand zierte. Seine heilſamen Verordnungen, beſonders in Anſehung der Abgaben und deren Erhebungsweiſe, die Erneuerung der ſogenannten Stadtvertreter (Defensores civitatum) und ſeine Sittengeſetze zeichnen ſeine Regierung in Hinſicht der innern Verwaltung aus, während er ſo glücklich war, den Theodorich zu ſchlagen, und auch über Genſerich, der aufs neue Italien anfiel, Vortheile zu erringen. Nur der unverſchuldete Verluſt ſeiner Flotte (460) hielt ihn von der Vernichtung des vandaliſchen Reichs ab. Doch war Rom eines ſolchen Regenten nicht mehr würdig, und Majorian wurde ein Opfer der allgemeinen Verderbniß und Charakterloſigkeit, ſo wie des Haſſes ſeiner Feinde. Man nahm ihm den Purpur plötzlich wieder, und wahrſcheinlich am fünften Tage darauf auch das Leben, während verbreitet wurde, er ſey an der Ruhr geſtorben (7ten Auguſt 461). Ein gewiſſer **Libius Severus** wurde zum Kaiſer ernannt, doch 465 wieder aus dem Wege geräumt. Die Regierung ſowohl im Laufe dieſer fünf, als auch der zwei folgenden Jahre, in denen der Thron unbeſetzt blieb, war einzig in Ricimers Händen, der es jedoch nicht wagte, den Herrſchertitel ſelbſt anzunehmen. Allein bald ſah er ſich genöthigt, bedrängt von den Vandalen, die Hülfe des Orients anzurufen, und der Hof von Conſtantinopel ſchloß mit Rom unter der Bedingung ein Bündniß, daß es dem Kaiſer Leo die Ernennung eines abendländiſchen Herrſchers überlaſſen wolle. So ward der griechiſche Patricier **Anthemius** Kaiſer des Occidents, in deſſen Hauptſtadt er (12ten April 467) mit großem Pompe einzog. Dem Ricimer gab er ſeine Tochter zur Ehe, und es ſchienen jetzt zur Wiederbefeſtigung Roms viele ſonſt getheilte Intereſſen glücklich vereinigt. Aber der Krieg gegen die Vandalen ward mit ſehr abwechſelndem Glücke geführt, und koſtete ungeheure Summen, und bald entwickelten ſich Mißverſtändniſſe zwiſchen Anthemius und Ricimer, welcher letztere von Rom ſich weggewendet und nach Mailand gezogen war. Durch die Vermittelung des Biſchofs von Pavia, Epiphanias, wurde zwar eine Verſöhnung zwiſchen beiden zu Stande gebracht und Bürgerkrieg vermieden; doch kurze Zeit darauf ſtand Ricimer, mit einem großen Heere, durch Burgunder und morgenländiſche Sueven verſtärkt, vor Rom, ernannte den Senator Olybrius, Schwiegerſohn des Valentinian, zum Kaiſer (23ſten März 472), und eroberte Rom, welches Anthemius mit dem ihm ergebenen Volke drei Monate lang vertheidigt hatte. Anthemius wurde auf ſeines Schwiegerſohns Befehl auf grauſame Weiſe ermordet (11ten Juli 472), die Stadt geplündert und mit dem Blute ihrer edlen Bürger bedeckt, und **Olybrius** als Kaiſer eingeſetzt. Einen Monat darauf (20ſten Auguſt) ſtarb der tyranniſche Gothe Ricimer, bald darauf (23ſten October) auch der neue Kaiſer, und Rom ſah ſich der Willkür der Barbaren, an deren Spitze jetzt ein burgundiſcher Fürſt, Gundobald, Ricimers Neffe, als Oberbefehlshaber ſtand, von neuem Preis gegeben. Gundobald ernannte den **Glycerius**, einen ſeiner Soldaten, zum abendländiſchen Kaiſer, unterſtützte ihn aber ſo wenig, daß er durch den, vom conſtantinopolitaniſchen Hofe ernannten, **Julius Nepos**, Neffen des Marcellin und Regenten von Dalmatien (474), wieder verdrängt wurde, und das Biſthum Salona dafür erhielt. Kurz nach ſeiner Thronbeſteigung ſchloß Nepos mit den Weſtgothen einen Frieden, in dem er ihnen Auvergne abtrat, ſah aber durch einen Aufruhr der ver-

bündeten Barbaren, unter Anführung ihres Feldherrn Oreſt, ſich veranlaßt, aus Ravenna nach Dalmatien zu flüchten. Fünf Jahre lang lebte er dort als landflüchtiger Kaiſer, als er zu Salona auf Anſtiften des Glycerius ermordet wurde, der vielleicht dafür das Erzbiſthum von Mailand erhielt. Des Oreſt Sohn, Romulus Auguſtus, wurde als Beherrſcher des Occidents ausgerufen (476). Doch das Ende dieſes Reichs war gekommen; die verbündeten deutſchen Truppen, Heruler, Rugier u. ſ. w., empörten ſich unter ihrem Führer Odoaker, als Oreſt ihre Foderung, daß ſogleich ein Drittheil der Ländereien Italiens unter ſie vertheilt werden ſollte, zurückwies; Pavia, wo der letztere ſich vertheidigen wollte, wurde von ihnen mit Sturm erobert, Oreſt ſelbſt hingerichtet, Auguſtus dankte ab, Odoaker wurde von ſeinem Heere zum Könige ausgerufen, und die Senatoren von Rom ließen durch eine Geſandtſchaft dem Kaiſer Zeno in Conſtantinopel die Eröffnung machen: „daß ſie es weder für nothwendig erkennten, noch daß es ihr Wunſch ſey, daß Italien noch fernerhin durch eigne Kaiſer regiert werde, daß ſie daher im Namen des Volks einwilligten, wenn der Sitz des allgemeinen Reichs von Rom nach Conſtantinopel verlegt werde, daß ſie dem Rechte, einen eignen Herrn zu wählen, entſagen, die Republik aber ſich den Tugenden des Odoaker anvertrauen und demüthig bitten wollten, der Kaiſer möge ihm den Titel eines Patriciers und die Verwaltung der Diöces Italien ertheilen.“ So tief war Rom geſunken, daß ſein Senat ſelbſt das Daſeyn eines Reichs vernichtete, deſſen vormalige Größe von jenem Augenblicke an nur noch in der Erinnerung fortlebte. Kaiſer Zeno gab zwar anfänglich dem Senate zu verſtehen, daß der damals noch lebende Nepos in Dalmatien der rechtmäßige Beherrſcher Roms ſey, aber bald gefiel er ſich ſelbſt in der dargebotenen Würde des Alleinherrſchers, und ließ ſich die Ehrenzeichen des weſtrömiſchen Kaiſers überreichen. Der entthronte Romulus Auguſtus, deſſen erſter Name zu Conſtantinopel in Momyllus, und deſſen zweiter von den Römern ſpottweiſe in das Diminutivum Auguſtulus verwandelt worden, wurde von Odoaker mit einer jährlichen Leibrente von 6000 Goldſtücken auf das Luſtſchloß des Lucull in Campanien verwieſen. So waren denn die Barbaren, die in demſelben Grade, als der alte Geiſt der Römer nach und nach verſchwand, ſich emporgehoben hatten, aus Söldnern Roms deſſen Bundesgenoſſen, und endlich deſſen Herren geworden. König Odoaker regierte Italien vierzehn Jahre. Da kam 491 Theodorich, König der Oſtgothen, beſiegte Odoaker und ſtiftete das oſtgothiſche Reich auf Italiens altclaſſiſchem Boden. Vom großen römiſchen Reiche blieb nichts als der Name ſeiner ehemaligen Hauptſtadt. Aus der Geſchichte des Verfalls dieſes ſonſtigen Rieſenſtaates ergeben ſich auch die Urſachen dazu. Zunehmende Sittenloſigkeit zog den Verluſt aller moraliſchen Kraft und Würde nach ſich, und man kann wohl behaupten, daß ſeit Theodoſius Tode und des Honorius Thronbeſteigung bis zu des Reichs gänzlichem Untergange daſſelbe ſich in einem unaufhörlichen Todeskampfe befand. Das ſeit Diocletian (284) ſchon angenommene Syſtem der Theilung des Reichs, die Theodoſius zuletzt vollendete, ward der nächſte Grund zu ſeiner politiſchen Ohnmacht und endlichen Vernichtung, welche bei jener, ſelbſt durch die Verbreitung der chriſtlichen Religion nicht abzuwendenden moraliſchen Schwäche, durch nichts mehr aufgehalten werden konnte, während die wachſende Civiliſation der eindringenden fremden Völkerſchaften dieſen ein niederdrückendes Uebergewicht ver=

lieh. Wie einſt Griechenland, ſo fiel jetzt Rom. Eine neue Ordnung der Dinge trat ein; das von den Oſtgothen mitgebrachte Lehns- oder Feudalſyſtem änderte alle Verhältniſſe eines Staates, der Jahrhunderte lang ſeinen Stolz in der republikaniſchen Verfaſſung gefunden hatte; ganz neue Erſcheinungen traten hieraus hervor (ſ. Italien), und der neuerſtandene Geiſt jener Zeit übte ſeine unwiderſtehliche Gewalt vorzüglich auch in dem Untergange der römiſchen Volksſprache, die in die italieniſche ſich umwandelte, und zugleich allmälig in die nach und nach ſich ausbildende franzöſiſche, ſpaniſche und engliſche Sprache überging. Von Romulus, dem ſtarken kühnen Manne, ward Rom geſtiftet, zwölf Geier erſchienen ihm über dem Grundſteine ſeiner Colonie, der Augur Vettius prophezeiete daraus die zwölfhundertjährige Dauer der neuen Stadt, und wirklich ging Rom zwölfhundert Jahre nach ſeiner Entſtehung unter, und ſein letzter Beherrſcher hieß, wie der erſte, Romulus.

Occupation, Bemächtigung, Beſitzergreifung, Beſitznahme, iſt nach dem Naturrechte diejenige Handlung, wodurch jemand eine herrenloſe Sache (rem nullius) zu der ſeinigen macht. Da durch das Geſetz im Staate und die ihm gleichgeltende Gewohnheit gewiſſe Dinge als herrenlos beſtimmt ſind, ſo iſt kein Zweifel, daß dieſelben durch Bemächtigung in das Eigenthum des Bemächtigenden übergehen. Ob und in wiefern aber überhaupt und vor allen Beſtimmungen der bürgerlichen Geſellſchaft die Occupation das Eigenthumsrecht begründe, darüber ſind von jeher die verſchiedenſten Meinungen geweſen (ſ. Eigenthum). Die gewöhnlichſte iſt die, jeder Menſch beſitze ein urſprüngliches Recht, ſich ſolche Sachen anzueignen, welche weder zu dem urſprünglichen, noch erworbnen Eigenthume eines Andern gehören. Vermöge dieſes Rechts gehöre eine ſolche Sache dem erſten Bemächtigenden (res nullius cedit primo occupanti), und die occupatio ſey daher urſprüngliche Erwerbsart (modus acquirendi originarius) des Eigenthums. In Rückſicht des Gegenſtandes unterſchied man dann eine unmittelbare oder eigentliche Bemächtigung (occupatio primaria seu principalis), durch welche unmittelbar von einer Sache Beſitz genommen wird — und man erfoderte zu ihr eine wirklich herrenloſe Sache, die in das Verhältniß des Eigenthums gebracht werden kann, eine allgemein erkennbare Willenserklärung, die Sache als eigne beſitzen zu wollen, und eine Bezeichnung der Sache — und eine mittelbare (occupatio accessoria oder accessio), welche durch Verbindung einer Sache mit bereits erworbenem Eigenthume geſchehe. Die durch Acceſſion zu occupirende Sache (accessorium, Zuwachs) beſteht in einer neuen Form, (dann heißt ſie auch Formgebung, specificatio) oder Materie, und geſchieht durch Natur (accessio naturalis) oder Kunſt (accessio industrialis) und im erſtern Falle zufällig (accessio fortuita casualis) oder durch Wirkung der Hauptſache (accessio productiva). Jedoch bewirkt nicht jede Acceſſion das Eigenthum, ſondern nur die, welche ein Zeichen der unmittelbaren Occupation, oder als Ausfluß eines ſchon zuſtehenden Eigenthums- und Nutzungsrechts angeſehen werden könne. In dieſer Rückſicht ſagt auch das römiſche Recht, die Nebenſache richtet ſich nach der Hauptſache (accessorium sequitur suum principale).

Ocean, ein aus dem Griechiſchen abſtammendes Wort (ſ. Oceanus) — das große Weltmeer, das die Erde umgiebt, und nach den verſchiedenen Ländern, deren Küſten es berührt, verſchiedene Namen erhält.

Oceaniden (Okeaninen), die Töchter des Oceanus und der Tethys, dreitauſend an der Zahl. Man verſtand darunter, wie aus den Orphiſchen Hymnen erhellt, nicht nur des Oceanus Töchter, ſondern ſeine ganze weibliche Nachkommenſchaft, d. h. alle Göttinnen der unterirdiſchen, aus dem Weltſtrome Oceanus abgeleiteten Brunnen- und Waſſeradern; nur unterſcheidet man davon die Nereiden, als Nymphen des innern Mittelmeers, ob ſie gleich auch von der Oceanide Doris abſtammen, und daher vom Antipater von Sidon ebenfalls des Oceanus Töchter genannt werden.

Oceanus (Okeanos), der älteſte der Titanen, deſſen Geburt ſich an die Entſtehung des Meers (Pontos) anſchließt. Später als Pontos geboren, umſtrömte er die Erdſcheibe, und hinter ihm ſenkte ſich nach allen Seiten der Himmelsbogen auf die Erde herab. Daher konnte Oceanus ein Sohn der Gäa und des Uranus heißen. Er erzeugte mit Tethys die Flüſſe und das heilige Töchtergeſchlecht der 3000 Oceaniden. Nach einem andern Syſteme (vergl. Homer Il. XIV. 201, 246) iſt er Vater aller Götter und Menſchen. Allenthalben erſcheint er als ein friedlicher Gott; er nahm keinen Theil an der Entmannung des Kronos, auch wurde er nicht mit den Titanen in den Tartarus verſtoßen. Seiner umſichtigen Gelaſſenheit wegen gab man ihm die Metis zur Tochter.

Ocellus Lucanus, ein Pythagoriſcher Philoſoph, der, wie man glaubt, den Unterricht des Pythagoras ſelbſt genoß. Er lebte um das Jahr 495 vor Chr. Geb. Außer einigen verloren gegangenen Schriften legt man ihm ein Werk über die Natur der Dinge bei, das wir aber gewiß nicht in ſeiner urſprünglichen Geſtalt beſitzen. Es iſt von Rudolphi zuletzt herausgegeben worden. (Leipz. 1801. 8.)

Ocher oder Ocker heißen verſchiedene abfärbende Metalloxyde, beſonders wenn ſie ſich in der Natur finden. So hat man Eiſenocher, Antimonocher, Wismuthocher u. ſ. w. Vorzugsweiſe aber verſteht man unter Ocher den Eiſenocher, er mag künſtlich oder natürlich ſeyn. Seine Farbe fällt verſchiedentlich ins Gelbe, Rothe und Braune.

Ochlokratie iſt diejenige Ausartung der Demokratie, in welcher nicht die geſammte Bürgerſchaft, ſondern der unverſtändige Pöbel die Herrſchaft führt.

Oecolampadius (Johann), der Melanchthon Helvetiens, ſtammte aus einem Schweizergeſchlecht und war 1482 zu Weinsperg in Schwaben geboren. Sein eigentlicher Name war Hausſchein, aber nach damaliger Sitte durch Oecolampadius ins Griechiſche überſetzt. Früh kam er auf die Schule nach Heilbronn und in ſeinem 12ten Jahr auf die Univerſität Heidelberg, wo er die beſten Anlagen zeigte. Von hier ſchickte ihn ſein wohlhabender Vater nach Bologna, um die Rechte zu ſtudiren. Er kehrte aber ſchon nach einem halben Jahre zurück, und ging nach Heidelberg, um ſich der Theologie zu widmen. Bald verließ er auch den churpfälziſchen Hof, der ihn zum Prinzenhofmeiſter annahm, wieder, um zu Hauſe eine von ſeinen Aeltern geſtiftete Predigerſtelle anzutreten. Da er aber hier die Lücken in ſeinen Kenntniſſen wahrnahm, reiſete er nach Tübingen, und von da nach Stuttgard zu Reuchlin, wo er Griechiſch und bald darauf von einem Spanier Hebräiſch erlernte. Nicht lange, ſo brachte er es in der griechiſchen Sprache ſo weit, daß er eine Grammatik herausgab. Darauf kehrte er nach Weinsperg als Prediger zurück, trat mit vielem Ernſte auf, und eiferte in ſeiner Schrift: de risu paschali (über das Oſterlachen), gegen die Späße der Prediger auf der

Kanzel zur Oſterzeit. Durch ſeines Freundes Capito Empfehlung wurde er 1515 als Prediger nach Baſel berufen, wo er Erasmus kennen lernte, Doctor ward und mit demſelben Anmerkungen über das N. T. ſchrieb. Im folgenden Jahre nahm er einen Ruf als Prediger nach Augsburg an. Hier faßte er den Entſchluß, ſich in das benachbarte Brigittenkloſter Altenmünſter zurückzuziehen. Aber die Lectüre von Luthers Schriften weckte freiere Geſinnungen und Anſichten in ihm auf. Nachdem er noch nicht zwei Jahre im Kloſter geweſen war, begab er ſich auf das Schloß Ebernburg zu Franz von Sickingen, wo er Schloßprediger wurde. Im J. 1523 ging er nach Baſel zurück. Hier wurde er Profeſſor der Theologie und Paſtor ſubſtitutus. Allein mehrere angeſehene Perſonen, wie Cochläus, ſuchten ihn vergeblich von der Reformation abzuziehen. Er verfocht ſie in mehreren theologiſchen Diſputationen und Religionsgeſprächen, beſonders zu Baſel und Bern, und führte ſie in Baſel (1527 u. 1528) ein. Er zeigte ſich in ſeiner Schrift: De genuina verborum Domini, hoc est corpus meum, interpretatione, mit einer ſeltenen Mäßigung, und erklärte den Leib für Symbol des Leibes, nahm alſo nur einen geiſtigen Genuß des Abendmahls an. Die Vertheidiger der leiblichen Gegenwart des Leibes griffen ihn darüber heftig an, und belegten ihn und ſeine Anhänger mit dem Schimpfnahmen Sacramentirer. Oecolampadius antwortete mit Ruhe und Würde, und zeigte ſich bis an ſeinen Tod, der durch den Tod ſeines Freundes Zwingli herbeigeführt wurde und 1531 zu Baſel erfolgte, als einen friedliebenden, edeln und gelehrten Mann. Seine Lebensgeſchichte hat Sal. Heß geſchrieben. (Zürich 1793).

Oeconomie, Haushaltung, beſonders die Haushaltung des Landmanns. S. **Landwirthſchaft**. — Ueber die **Staatsöconomie**, ſ. die Art. **Mercantilſyſtem**, **Nationalöconomie**, **Phyſiokratiſches Syſtem** und **Staatswirthſchaft**.

Octaïder, in der Geometrie ein regulärer Körper, der aus acht gleichſeitigen Dreiecken beſteht.

Octant, Octante, ein aſtronomiſches Inſtrument, das aus dem achten in Grade u. ſ. w. eingetheilten Theile eines Kreiſes beſteht, und zur Berechnung der Sternweiten dient, jetzt aber wenig mehr gebraucht wird.

Octave heißt im diatoniſchen Tonſyſteme der achte Ton von einem angenommenen Grundtone. Sie gehört zu den vollkommen conſonirenden Intervallen, ſo daß, wenn ſie mit dem Grundtone zugleich angegeben wird, das Ohr faſt nur Einen Klang vernimmt, und kaum im Stande iſt, einen von dem andern zu unterſcheiden. Eben deßhalb muß auch die Octave in unſerm Tonſyſteme eine vollkommene Reinheit beſitzen, während alle andern Intervalle etwas über oder unter ſich ſchweben dürfen. Die **obere** Octave, d. h. den nach oben gelegenen achten Ton vom Grundtone, erhält man, wenn die Saite, welche eben dieſen Grundton angibt, nur die Hälfte kürzer, die **untere** Octave, wenn eben dieſe Saite noch einmal ſo lang gemacht wird. Die Saite, welche die obere Octave einer andern angibt, macht zwei Schwingungen, während die Saite des Grundtons nur eine macht. Alſo kommt auf der achten diatoniſchen Saite der Ton der erſten oder unterſten noch einmal ſo hoch wieder. Eben ſo wiederholt die neunte Saite den zweiten Ton oder die Secunde, die zehnte Saite den dritten Ton, oder die Terzie, u. ſ. f. Nach der Einrichtung unſers modernen, d. h. diatoniſchen Tonſyſtems iſt die

Octave daher die Gränze, innerhalb welcher alle ſieben weſentlich von einander verſchiedenen Töne enthalten ſind; und alle Töne außerhalb der Gränze einer Octave ſind nichts anders als Wiederholungen der bereits in dem Umfange der Octave enthaltenen Töne in einer vermehrten oder verminderten Größe. Man nennt daher Octave auch den ganzen Inbegriff der Töne des diatoniſchen Syſtems, welche eine Octave umſchließt, und die Griechen nannten deßhalb die Octave Diapaſon, d. h. ein Intervall, welches durch alle vorhandenen Töne geht oder alle Töne des Syſtems in ſich faßt. Die Zahl der obern und niedern Octaven, oder wie viele Octaven von verſchiedener Höhe vernehmlich zu unterſcheiden ſind, läßt ſich bei der immer wachſenden Ausdehnung der Inſtrumente, namentlich der Saiteninſtrumente und vorzüglich des Fortepiano, das ſeit kurzem um eine ganze Octave vermehrt worden iſt, nicht feſt beſtimmen. Die Octave, als Intervall betrachtet, hat von allen Intervallen den wenigſten harmoniſchen Reiz. Deßwegen ſagen die Tonſetzer, die Octave klinge leer, und verbieten, wo nur eine Hauptſtimme iſt, in Octaven fortzuſchreiten, außer im Anfange, oder bei einem Schluſſe. Hingegen thut auch eine Reihe auf einander folgender Octaven bei paſſenden Veranlaſſungen ſehr gute Wirkung. Falſche oder verbotene Octaven ſind daher im mehrſtimmigen Tonſatze Fortſchreitungen zweier Stimmen in Octaven, welche durch ihre Leerheit das Ohr beleidigen. Warum in einem vierſtimmigen Satze die Octavengänge verboten ſind, läßt ſich daraus genügend erklären, weil, ſobald zwei Stimmen in Octaven fortſchreiten, keine Verſchiedenheit dieſer Stimmen mehr vorhanden iſt, und z. B. der vierſtimmige Satz zu einem dreiſtimmigen werden würde. Es gibt aber auch ſogenannte verdeckte Octaven, worunter man ſolche verſteht, die nur dann erſt zum Vorſchein kommen, wenn der Intervallraum zweier, in gerader Bewegung in Octaven fortſchreitenden Stimmen noch mit unweſentlichen Noten ausgefüllt wird. Von dieſen werden in dem zweiſtimmigen Satze, oder in den beiden äußerſten Stimmen des drei- und vierſtimmigen Satzes, nur diejenigen als fehlerfrei angeſehn, bei welchen die Oberſtimme eine Secunde, die Grundſtimme aber eine Quarte oder Quinte ſteigt oder fällt. Der Gebrauch der übrigen iſt nur unter den Mittelſtimmen, oder unter einer äußerſten und einer Mittelſtimme erlaubt. — Octave heißt auch bei der Orgel dasjenige offne Flötenwerk, welches nur eine oder zwei Octaven höher ſteht, als das Principal. — Octave bedeutet ferner in der römiſchen Kirche diejenigen religiöſen Gebräuche, welche acht Tage hindurch dauern, und ſich auf ein Hauptfeſt in derſelben beziehen. So werden z. B. die acht Tage fortdauernden religiöſen Gebräuche, welche ſich auf die Auferſtehung Chriſti beziehen, die Oſteroctave genannt.

Octavflöte, ſ. Flöte.

Octavia, eine Tochter des C. Octavius und der Attia, und Schweſter des Kaiſer Auguſtus. Alle Schriftſteller loben die Schönheit und den edeln Charakter dieſer berühmten Römerin. Nach dem Tode ihres erſten Gemahls M. Marcellus vermählte ſie ſich mit dem Triumvir M. Antonius, um dadurch die Freundſchaft zwiſchen ihm und ihrem Bruder noch mehr zu befeſtigen. Aber Antonius war nicht fähig, ihre Eigenſchaften zu würdigen, und zog die buhleriſchen Reize der Cleopatra der ſittſamen Schönheit ſeiner Gattin vor. Sie war nach ihrer Vermählung ihrem Gemahle nach Athen gefolgt, wo ſie den Winter (39 v. Chr.) mit ihm verlebte, ohne an den ausſchweifenden

und üppigen Vergnügungen, denen dieſer ſich überließ, Geſchmack zu finden. Ohne ihre vermittelnde Dazwiſchenkunft wäre ſchon damals der Bürgerkrieg zwiſchen Octavius und Antonius ausgebrochen; ſie aber beſänftigte zunächſt durch die dringendſten Bitten ihren Gemahl, der über das Mißtrauen ihres Bruders gegen ihn erzürnt war, begab ſich dann, die Beſchwerlichkeiten der Reiſe troz ihrer Schwangerſchaft nicht achtend, mit ſeiner Bewilligung von Griechenland nach Rom, und bewog ihren Bruder, in eine Unterredung mit Antonius zu willigen, und ſich mit ihm auszuſöhnen. Als Antonius in den Krieg gegen die Parther ziehen wollte, begleitete ſie ihn bis Corcyra und kehrte dann auf ſeinen Befehl nach Italien zurück, um bei ihrem Bruder zu bleiben. Neue Mißverſtändniſſe entſtanden bald zwiſchen Antonius und Octavius. Um einen ſcheinbaren Vorwand zum Bruche zu erhalten, befahl Octavius ſeiner Schweſter, ſich zu ihrem Gemahl zu begeben, in der gewiſſen Erwartung, daß dieſer ſie zurückweiſen werde. Wirklich geſchah dieß. Antonius vergnügte ſich mit der Cleopatra zu Leucopolis, als Briefe der Octavia aus Athen ihm meldeten, daß ſie mit Geſchenken und Truppen nächſtens bei ihm ſeyn werde. Dieſer Beſuch war der Cleopatra ſo unwillkommen, daß ſie nicht eher abließ, bis Antonius ſeiner Gemahlin den Befehl zur Rückkehr ſchickte. Auch jezt trat ſie nochmals vermittelnd zwiſchen beide Nebenbuhler. Octavius befahl ihr, das Haus eines Gemahls zu verlaſſen, der ihr ſo verächtlich begegnet ſey; ſie aber bat ihn im Gefühle ihrer Pflichten, als Gattin und Römerin, ſich ihrer nicht gegen einen erzürnten Gemahl anzunehmen, und die Wohlfahrt der Welt und zweier ihr ſo theuern Perſonen nicht eines Weibes wegen durch die Gräuel des Krieges zu ſtören. Octavius erfüllte ihren Wunſch; ſie blieb in dem Hauſe des Antonius, und beſchäftigte ſich gleich ſorgfältig und zärtlich mit der Erziehung der Kinder, welche derſelbe mit ihr und ſeiner erſten Gemahlin Fulvia gezeugt hatte. Ein ſo edles Betragen der Octavia diente nur dazu, den Unwillen der Römer gegen den Antonius noch mehr aufzuregen. Jeder entrüſtete ſich mit Recht, einem ſolchen Weibe eine Buhlerin vorgezogen zu ſehen. Endlich traf Octavien der empfindlichſte Schlag; ihr Gemahl verſtieß ſie, und befahl ihr, ſein Haus zu verlaſſen. Sie gehorchte, ohne ſich zu beklagen, und nahm alle ſeine Kinder, mit Ausnahme des älteſten Sohnes, Antyllus, der ſich bei dem Vater befand, mit ſich. Bald war ſie Zeugin des ausbrechenden Bürgerkriegs. Sie ſtarb im Jahre Roms 742; Auguſtus ſelbſt hielt ihr die Leichenrede, lehnte aber die Ehrenbezeigungen ab, welche der Senat ihr zuerkannt hatte. Kozebue hat verſucht, ſie aufs Theater zu bringen.

Octavius oder **Octavianus**, ſ. Auguſtus.

Octroi oder **Octroy**, ein altes franzöſiſches Wort aus der Canzleiſprache, eine Bewilligung, Verſtattung einer Freiheit von Seiten der Regierung; es wird beſonders von Handelsprivilegien gebraucht, die einer gewiſſen Perſon oder Geſellſchaft ertheilt werden. Daher heißen octroirte Handelscompagnien ſolche, denen das ausſchließliche Recht, einen gewiſſen Handel zu treiben, durch ein Privilegium beſtätigt worden iſt, wie z. B. die oſtindiſche Compagnie in England u. a.

Ocularglas heißt in einem Fernrohr dasjenige Glas, welches dem Auge zugekehrt iſt.

Oculiren (Aeugeln), heißt das Verfahren des Gärtners, nach

welchem er das mit Sorgfalt ausgeſchnittene Auge eines Baums oder Strauchs in die aufgeſchlitzte Rinde eines andern ſo einſetzt, daß es fortwachſen kann. Der Zweck dieſes Verfahrens iſt die Veredelung des wilden Stammes, der, wenn man ihm alle ſeine wilden Aeſte und Zweige nahm, aus dem eingeſetzten Auge fortwächſt, und mit dem Baume, von welchem das Auge genommen worden, gleiche Früchte trägt. Das Oculiren kann vorgenommen werden, ſo lange ſich die Rinde von den Zweigen löſet; jedoch nimmt man es am liebſten im Frühlinge oder Herbſte vor. Wenn man im Frühlinge oculirt, ſo treibt das eingeſetzte Auge noch in demſelben Jahre einen Zweig; das im Herbſte eingeſetzte aber ſchläft bis zum folgenden Frühlinge. Die Herbſtoculation kann bis zum Ende des Auguſts geſchehen. Die Augen nimmt man allemal von den zuletzt getriebenen Zweigen, welche abgeſchnitten werden, ehe ſich die Knoſpen öffnen. Will man dann die Oculation nicht ſogleich vornehmen, ſo ſchneidet man die Blätter des Zweigs bis über die Hälfte ab, und ſteckt ihn einige Zoll tief in friſche Erde oder ins Waſſer. Das Auge wird mit einem Stückchen von der umgebenden Rinde abgelöſet, und zwar etwas größer, als man den Schnitt in den zu oculirenden Zweig oder Stamm machen will. Je mehr Rinde man mit dem Auge vereinigt läßt, deſto ſicherer wächſt es. Bevor man das Auge einſetzt, muß man jedoch unterſuchen, ob an dem Auge auch der Keim befindlich iſt, denn ohne dieſen wächſt es nicht. Ein durchſichtiges Loch auf der Rinde des Auges iſt das Zeichen, daß der Keim nicht daran befindlich, ſondern am Holze des Zweiges ſitzen geblieben iſt. In der Rinde des zu oculirenden Stammes wird ein gabelförmiger Einſchnitt gemacht; man hebt dabei die Rinde ſo weit auf, als nöthig iſt, und ſchiebt das Auge ſo ein, daß es zwiſchen dem Einſchnitte hervorſteht, bewickelt es mit Baſt, und ſchneidet bei der Frühlingsoculation den Stamm etwa anderthalb Zoll über dem eingeſetzten Auge ab, bei der Herbſtoculation aber erſt im Frühlinge, wenn man ſieht, daß das Auge noch Leben hat, und gedeihen will. Sobald das Auge angewachſen iſt, öffnet man den Verband. Eine eigene Art des Oculirens iſt die, wenn man eine ganze abgeſtreifte Röhre von der Rinde des Oculirzweigs, woran mehrere Augen befindlich ſind, auf einen gleich ſtarken, ſeiner Rinde beraubten, wilden Stamm zieht. Die Oculation nichtholziger Gewächſe gelingt nur ſelten.

Oczakow, von den Türken **Ozain Crimenda** genannt, jetzt ein ruſſiſcher Ort, am Einfluß des Dnepr ins ſchwarze Meer. Es war unter der türkiſchen Herrſchaft eine bedeutende Feſtung und hatte außerdem eine Citadelle, die mit 25 Fuß hohen Wällen umgeben war. Die Einwohner ſind Tartaren. Oczakow iſt in den Kriegen zwiſchen den Ruſſen und Türken berühmt, aber auch ſehr zerſtört worden. Im J. 1737 wurde Oczakow, das von 20,000 Mann vertheidigt ward, von den Ruſſen, die ſelbſt bei dem Sturm 18,000 Mann verloren, genommen. Die Türken machten in demſelben Jahre mit 70,000 Mann einen Verſuch, es wieder zu nehmen, mußten ſich aber mit einem Verluſt von 20,000 Mann zurückziehn. Im J. 1738 verließen es die Ruſſen, nachdem ſie die Feſtungswerke niedergeriſſen hatten. Die Türken befeſtigten es 1743 aufs neue, und blieben im Beſitz bis zum 17ten December 1788. Damals wurde Oczakow nach einer langen Belagerung von den Ruſſen unter Suwarow geſtürmt und im Frieden 1791 ſammt der ganzen von den Türken an ſie abgetretenen Landſchaft zum Gouvernement Nikolaiew geſchlagen.

Ode. Daß das Gedicht, welches man Ode nennt, zu derjenigen Gattung der Dichtkunſt gehöre, welche die poetiſche Darſtellung des den Dichter bewegenden Gefühls enthält, d. h. zur lyriſchen, iſt außer allem Zweifel. Daß es ferner der reinlyriſchen Poeſie, oder derjenigen Claſſe der lyriſchen Gedichte angehöre, welche das innere Leben des Dichters, wie es ſich in einzelnen Zuſtänden des bewegten Gefühls verkündet, am unmittelbarſten und reinſten, d. h. in ſeiner unmittelbaren Aeußerung in der Gegenwart ausdrücken, haben wir unter dem Artikel Lyrik angedeutet. Um nun eine noch genauere Beſtimmung von der Ode zu erhalten, müſſen wir auf die verſchiedenen Bedeutungen Rückſicht nehmen, in welchen dieſe Benennung ſeit den Griechen gebraucht worden iſt. Letztere nannten jedes lyriſche Gedicht, welches ſich zum Geſange eignete, mithin vorzüglich das rein lyriſche Gedicht, (entgegengeſetzt dem elegiſchen oder der Elegie), eine Ode (ᾠδή), d. i. Geſang, Lied, und umſchloſſen daher mit dieſer Benennung auch das Lied, welches die Neueren von der Ode abgeſondert haben. Wir kennen die griechiſchen Oden durch die Chorgeſänge der griechiſchen Dramen, durch Pindars heroiſche Oden, welche die Sieger in den geheiligten Nationalſpielen und Kämpfen als Söhne der Götter preiſen, durch die wenigen Ueberreſte der Liebesſängerin Sappho, des Alcäus u. a., durch die Anakreontiſchen Geſänge, durch die Skolien, und durch die Nachahmungen der Römer, beſonders des Horaz. Weder der Gegenſtand, noch der Grad des Gefühls und der Erhebung ſchloß ein rein lyriſches Gedicht von dieſem Namen aus. Auch die Hymnen oder Lobgeſänge der Götter (die Homeriſchen Hymnen gehören jedoch nicht hieher, denn ſie ſind epiſcher Art), die nach den geprieſenen Gottheiten ſelbſt verſchiedene Benennungen erhielten, z. B. die Dithyramben (nach der urſprünglichen Bedeutung: Hymnen auf Bacchus) konnten dazu gerechnet werden. Die Oden der Alten unterſcheiden ſich von den lyriſchen Gedichten der Neuern dadurch, daß ſie, gemäß dem herrſchenden Charakter des Alterthums (ſ. Antik), das Gefühl mehr durch die Gegenſtände ſelbſt ſchildern. Denn das Plaſtiſche, oder die Geſtaltung des Innern zur äußern Anſchauung, iſt ein Hauptzug der griechiſchen Kunſt; in einer bewegten Reihe klarer Bilder, in mannichfaltigen, kunſtvoll verſchlungenen Rhythmen ſprach ſich bedeutſam das Gefühl des Dichters aus. — In neuern Zeiten hat man nun die Ode von dem Liede getrennt, ſo daß man die Ode als diejenige Art der lyriſchen Poeſie betrachtet, welche die tieferen Bewegungen des Gemüths, und den Wechſel ſtarker, erhabener Gefühle der Luſt und Unluſt, mit hohem Schwunge der Begeiſterung verkündet. Ihre Gegenſtände ſind die erhabenſten, von deren Größe und Macht durchdrungen, der Sänger zu erliegen ſcheint; aber er richtet ſich auf im Gefühle ſeiner Kraft, und ſie heben ihn himmelan. Hier offenbart ſich der ganze Reichthum des Gefühls, die kühnſte Kraft, das innerſte Leben; das Ideal wird im Gefühl ergriffen, und durch die von demſelben aufgeregte Phantaſie angeſchaut. Damit hängt zuſammen die höchſte Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit rhythmiſcher Bewegungen, welche ſich durch kunſtvolle Bildung und Verſchlingung der Strophen kund thut, ferner der freieſte Gedankenſchwung, die Wahl der kühnſten Bilder und Sprachwendungen; — denn wie das Innere eines Kunſtwerks, ſo muß auch das Aeußere beſchaffen ſeyn. Das Lied dagegen nennen die Neueren dasjenige

lyriſche Gedicht, welches in einem kunſtloſern und einfachern Tone den ſanftern Erguß des Herzens, oder das ungemiſchte Gefühl ausſpricht. Es ſind alſo auch hier nicht ſowohl die Gegenſtände, als vielmehr die Grade des Gefühls und ſeine Steigerung, welche das Lied von der Ode unterſcheiden. Zugleich müſſen wir hier noch einer dritten Bedeutung des Ausdrucks Ode gedenken, welcher von der erſtern abgeleitet iſt. Die Beibehaltung und der Gebrauch der von den Alten erfundenen reimloſen lyriſchen Strophen (z. B. der Alcäiſchen Strophe, des Sapphiſchen Versmaßes ꝛc.) hat bei uns allen lyriſchen Gedichten, welche in dieſen ehemals für die Oden beſtimmten, oder ähnlichen Versmaßen gedichtet werden, den Namen Ode gegeben. Daher kommt es nun, daß viele lyriſche Gedichte der Alten, z. B. Gedichte des Anakreon, und viele des Horaz, ja ſelbſt viele von Klopſtock und andern deutſchen Dichtern ſchon wegen dieſer Versmaße, oder in jener ältern und weitern Bedeutung, Oden genannt werden, die wir in Rückſicht ihres Inhalts Lieder nennen würden. Eben ſo hat auch die Benennung Lied von den für daſſelbe in neuerer Zeit beliebten und gangbaren Reimformen eine abgeleitete Bedeutung erhalten. Lieder nämlich heißen uns gewöhnlich ſingbare lyriſche Gedichte, da wir im Gegentheile die (ungereimte) Ode ſelten und nur ausnahmsweiſe mit Muſik begleiten, und zu ſingen pflegen: und wir nennen daher in letzterer Beziehung (d. h. in Hinſicht auf die äußere Form) manches Gedicht ein Lied, das in Rückſicht auf ſeinen Inhalt Ode in der neuern Bedeutung zu nennen ſeyn würde; z. B Luthers Lied: eine feſte Burg iſt unſer Gott, und viele Kirchenlieder von Klopſtock, Cramer und Andern. Im Grunde laſſen ſich die Gränzen zwiſchen Ode und Lied nicht immer genau feſthalten, und überall gibt es Uebergänge, da die Grade des Gefühls ſelbſt wechſelnd und unbeſtimmbar ſind. Indeſſen bedürfen wir, um das weite Gebiet der lyriſchen Poeſie einigermaßen zu überſehen, dergleichen Claſſenabtheilungen und Namen, durch welche, wie bei jeder Claſſificirung, die möglichen Uebergänge nicht geleugnet und aufgehoben werden. — Bleiben wir daher nun bei der Ode im eigentlichen Sinne, oder in der zweiten Bedeutung etwas ſtehen, und entwickeln aus jenem Begriffe mehrere Eigenthümlichkeiten derſelben. Im Zuſtande des bewegteſten Gefühls wird die dem Gefühle verwandte Phantaſie mächtig angeregt; dieſes beſtimmt die Art, Folge und Verbindung der Gedanken. In dieſem Zuſtande ergreift der Dichter die Gedanken, die ſeinem Gefühle als Urſachen oder Wirkungen, Veranlaſſungen oder Zeichen zunächſt verwandt oder aſſociirt ſind, und ihn am meiſten intereſſiren; das wechſelnde Gefühl aber verſtattet nicht eine planmäßige Folge der Bilder, durch welche der ruhige Erzähler ſeine Begebenheit der Einbildungskraft des Leſers und Hörers vorführt, die Gegenſtände ſchildern ſich vielmehr in dem Eindrucke auf das Gemüth des Dichters ab. Das Gefühl iſt alſo das Beſtimmte in der Ode, wie in der reinlyriſchen Poeſie überhaupt, und der Zuſammenhang iſt nur nach der Einheit des dem Gedichte zum Grunde liegenden poetiſchen Gemüthszuſtandes, und nach der Uebereinſtimmung alles Einzelnen mit denſelben zu beurtheilen. Die poetiſche Begeiſterung tritt am meiſten in der Ode hervor, und wird daher auch am meiſten in ihr vermißt. Letzteres iſt der Fall, wo der Eindruck entweder ins Schwülſtige, Ueberſpannte und Affectirte fällt, oder wo er zu dem Gewöhnlichen, Matten und Gemeinen herabſinkt. Ein bewegtes Gefühl erfodert große Gegen-

ſtände und Gedanken. Wo dieſe nicht vorhanden ſind, perſiflirt der pathetiſche Ausdruck die Sache. — Schwulſt, Uebertreibung und Ueberſpannung zeigen das fruchtloſe Beſtreben des Dichters, ſich zu vergrößern. Wo aber die Gegenſtände erhaben ſind, aber das Gefühl des Dichters nicht mit ihnen gleichen Schritt hält, ſo daß der Ausdruck unedel und ohne idealiſche Erhebung iſt, da fällt das Unvermögen des Dichters noch deutlicher ins Auge. Daher läßt ſich auch durch Nachahmung äußerer Formen, und durch die bloße Vernachläßigung eines planmäßigen Gedankenzuſammenhangs das nicht hervorbringen, was man oft die lyriſche Unordnung fälſchlich genannt hat: denn es iſt an ſich nichts Negatives, ſondern vielmehr der tiefer verborgene Gefühlszuſammenhang, welcher ohne Tiefe des Gefühls nicht hervorgebracht, und durch äußere Nachahmung nicht erworben werden kann. Der Ode Flug, ſagt Schreiber mit Recht, iſt kühn und raſch, aber nur dem blinden Auge regellos, welches die ſchwindelnde Bahn der Begeiſterung nicht zu verfolgen vermag. Die ſogenannten lyriſchen Sprünge ſind nichts weniger als „disjecta membra poetae.“ Die Ode darf daher nicht als ein Werk der kalten Reflexion und künſtlicher Zuſammenſetzung erſcheinen, auch der Dichter muß nicht ſcheinen, als wolle er ſeinem Gegenſtande erſt ein höheres Intereſſe abgewinnen, und ſuche ſich für denſelben zu begeiſtern; — wir müſſen vielmehr in jeder echten Ode ſehen, wie der Dichter von ſeinem Gegenſtande wirklich begeiſtert wird. Das Gefühl entwickle ſich vor dem Leſer oder Hörer, ſteige nicht allmählig, wie im Liede, ſondern raſch und feurig, bis zu einem hohen Grade, und laufe voll mannichfaltiger, kräftiger Uebergänge in die verwandten Empfindungen, durch welche zugleich die verſchiedenen Seiten des beſungenen Gegenſtandes hervortreten, harmoniſch in ſich ſelbſt zurück. Da aber das ſtarkbewegte Gefühl nur eine flüchtige Dauer hat, ſo iſt Kürze, Fülle und Gedrungenheit, ſowohl im Ganzen als in dem einzelnen Ausdrucke, ein Haupterfoderniß der Ode, wenn ſie nicht ermatten und abſpannen will. Weitſchweifigkeit iſt ihrem Charakter ganz zuwider. Daß daher auch jene Deutlichkeit des Gedankenzuſammenhangs, und jene Klarheit und Ausführung der Bilder nicht Statt finden könne, welche in andern, ſelbſt lyriſchen Gedichten, verlangt wird, liegt am Tage. Darum iſt aber Dunkelheit der Rede kein poſitives Erfoderniß der Ode, welches der Dichter bezwecken müßte. Auch gibt es einen Grad des Affects, welcher die Beſonnenheit und Herrſchaft des Geiſtes ganz aufhebt, welche jede poetiſche Darſtellung, ja die Bildung jedes Kunſtwerks fodert: bei einem ſolchen Grade des Gefühls wird eine Dunkelheit erzeugt, die allem wahren Kunſtgenuſſe widerſpricht, und die Vollendung der poetiſchen Form unmöglich macht. Was aber die Bilder in der Ode betrifft, ſo iſt z. B. das Gleichniß, wegen der ruhigen Reflexion, welche die Ausführung deſſelben verlangt, ihrem Charakter eben ſo widerſprechend, als die Metapher und jedes flüchtige, aber ſtarke, neue und überraſchende Bild demſelben vorzüglich entſprechend iſt. Bouterwek ſetzt die Ode dem Liede, wie Idealpoeſie der Naturpoeſie gegenüber. „Eine Ode, ſagt er, iſt durchaus kein populäres Gedicht. Kühne, in das Innerſte der Natur und des Geiſtes eingreifende Gedanken geben der Ode den höchſten lyriſchen Schwung, wenn dieſe Gedanken, wie Anſchauungen ihre Wahrheit unmittelbar in ſich ſelbſt tragen.“ Ob nun gleich die Ode überall die höhere geiſtige Cultur eines Volks, und eine Maſſe verbreiteter

Ideen vorausſetzt, ſo möchten wir doch keineswegs die Anſpielung auf Kenntniſſe, deren Inbegriff Gelehrſamkeit heißt, zu den Vorzügen der Ode rechnen, weil dadurch die poetiſche Selbſtſtändigkeit des Gedichts unfehlbar leidet. — Was ferner die verſchiedenen Gegenſtände der Ode anlangt, ſo hat man ſie hiernach verſchieden eingetheilt. Der höchſte Gegenſtand iſt die Gottheit, und was als Bild derſelben angeſehen, oder mit religiöſer Erhebung gefeiert wird. Die höchſte Gattung der Ode in dieſer Beziehung iſt die der religiöſen Ode, des Hymnus (ſofern er nicht epiſch iſt). Hieher gehören viele ebräiſche Pſalmen voll Größe und Erhabenheit, das ſogenannte Lied Moſis und der Debora (ſ. Hymnus); unter den griechiſchen einige Oden des Pindar, der Hymnus des Kleanthes und viele Chöre in den griechiſchen Dramen; einige Oden des Horaz, z. B. das bekannte carmen saeculare, ob es gleich mehr Politur als Schwung hat. Hieher gehören viele chriſtliche Kirchenhymnen, z. B. des Prudentius, und viele altdeutſche Lobgeſänge; unter den franzöſiſchen zeichnet man in dieſer Hinſicht einige Gedichte Rouſſeau's, wegen der edeln, würdigen und großen Geſinnungen aus, die er in einen prächtigen und feierlichen Vers kleidete; unter den Engländern Hymnen des Gray, Akenſide, Thomſon, Cowley und Prior; unter den Deutſchen vorzüglich Hymnen von Klopſtock (z. B. dem Erlöſer, dem Unendlichen). Nur iſt in Hinſicht der letztern Jean Pauls Bemerkung ſehr wahr. „Sogar in der Lyrik wirkt es entkräftend, wenn z. B. Klopſtock zum Beſingen Gottes durch die Erklärungen Anſtalten macht, daß er das Beſingen nicht vermöge; denn zwar das Unvermögen des Beſchreibers wird bedeutend durch die Wichtigkeit des Beſchreibers gehoben, aber nicht ſonderlich der Gegenſtand, Gott; auch findet man ungern in der Nähe des Allerhöchſten ſo viel Reflexion und Blick auf ſein Beſchreiben." Ferner gehören noch hieher unter den frühern Gedichten viele von Denis, Kretſchmann, Uz, Cramer; unter den ſpätern aber vorzüglich Gedichte und Lieder von Lavater, Herder, Maler Müller, Stollberg, Voß u. A. Die Hymne ſchließt ſich durch die Dithyrambe (ſ. d. Art.), welche das höchſte ſinnliche Leben zum Gegenſtande hat, an die weltliche Ode an. Zunächſt der Hymne ſteht die heroiſche Ode, welche die höhere Menſchheit, die Heroen oder Göttersöhne und Fürſten, das Heldenleben, den Kriegsruhm, die Geiſtesgröße ꝛc. beſingt. Hieher gehören die meiſten von Pindars Oden und einige des Horaz; hieher die Bardengeſänge und Kriegslieder; viele Oden der Engländer, z. B. Drydens, Pope's, und der genannten deutſchen Dichter nebſt Gleim, Ramler, Schiller und Göthe. Des letztern Prometheus gibt ein Beiſpiel einer im Charakter einer beſtimmten Perſon gedichteten Ode. Hieran ſchließt ſich endlich die ſ. g. didactiſche Ode, von welcher die ſ. g. philoſophiſche, und die ſatiriſche Ode Unterabtheilungen ſind. Didaktiſch nämlich nennt man die Ode, ſofern ſie zum Gegenſtande hat große, das Gemüth begeiſternde Wahrheiten oder die Ideale der Kunſt und des Lebens, deren Begeiſterung der Dichter kräftig, aber nicht in abstracto ausſpricht, und zwar entweder ohne Beziehung auf ſeine Zeitgenoſſen (dann nennen wir ſie philoſophiſche Ode), und ohne im eigentlichen Sinne lehren zu wollen, oder mit ſtrafendem und züchtigendem Ernſte auf ſeine Zeitgenoſſen blickend (ſatiriſche Ode), wie z. B. Horaz im tiefer erregten Gefühle Flammenworte ausſpricht, wenn die Entartung der Zeit ihn ſchmerzlich

anregt. Hier aber geht die Ode, indem ſie lehrendes und ermahnendes Gedicht wird, leicht in kalte Reflexion und trocknes Moraliſiren über, wodurch aber der beſchriebene Charakter der Ode, und die poetiſche Selbſtſtändigkeit verloren geht. Endlich gibt es noch eine Gattung der Ode, in welcher bedeutende Gegenſtände und Ereigniſſe der Natur und der Geſchichte, wichtige Zeitbegebenheiten (daher politiſche Oden), und Ereigniſſe aus dem Leben des Individuums in ihrer mächtigen Einwirkung auf das Gefühl dargeſtellt werden. Hieher gehört z. B. Klopſtocks Ode auf den Zürcher See (die Frühlingsfeier, die Geſtirne u. a. aber ſind mehr Hymnen oder religiöſe Oden); viele Oden Stollbergs auf die gegenwärtige Zeit (andere ſind heroiſche Oden); endlich Klopſtocks Geneſung ꝛc. Von den zuletzt angegebenen Gegenſtänden aus verliert ſich die Ode in die weite Fläche des Gelegenheitsgedichts. „Soll die Ode, ſagt Bouterwek treffend, als Gelegenheitsgedicht ausgeführt werden, ſo muß der zufällige Stoff nur, wie z. B. in Pindars Preisgeſängen, in die höhere und univerſelle Dichtung hineingezogen werden,“ ja wir möchten hinzuſetzen, die Veranlaſſung ſelbſt eine poetiſche Anregung enthalten. Gewöhnlich aber ſtimmt ſich der Gelegenheitsdichter erſt auf ſeinen Gegenſtand, und verſtimmt dadurch den Leſer für denſelben. „Lyriſche Werke, fährt er fort, die im Odenſtyl eine Perſon oder ein beſonderes Factum beſingen, wie z. B. Cramers Ode an Luther, und ſo manche andere Schein-Ode auf den und auf die, ſind nur Lobreden und Gelegenheitsreden in poetiſchem Coſtüm. Die Literatur aller Nationen wäre vielleicht nicht ſo arm an Oden, die dieſen Namen verdienen, wenn man nicht überall zu dem Beſingen einzelner Perſonen und Begebenheiten die Form der Ode mißbrauchte.“ — Uebrigens ſind die beiden letztern Gattungen der Ode von den Neuern vorzüglich ausgebildet worden, deren Hauptgebrechen der Uebergang in den eigentlichen Lehrton, und das Hinneigen zum Schwermüthigen, fälſchlich ſ. g. Elegiſchen ſind. Schon Horaz verfällt oft in den Reflexionston, und ſeine Bilder ſind nicht ſelten nur kalte Erzeugniſſe einer gereizten Phantaſie; die neuern lateiniſchen Dichter, ſelbſt der ausgezeichnete Balde (ſ. d. Art.), Lotichius und Johannes Secundus ſind, ſo wie die Italiener, Nachahmer der Alten. Letztere ſind ſehr weitſchweifig, oft ſchwülſtig, nicht ſelten ſpielend und witzig. Unter ihnen hebt man den Chiabrera aus. Die Spanier, unter welchen man einen Garcilaſo de la Vega, Quevedo, Gongara u. a. nennt, ſind ihnen am ähnlichſten. Die Engländer, deren größte Odendichter wir oben nannten (Cowley, Gray, Weſt, Akenſide, Dryden, Young, Shenſtone), nehmen meiſtens einen kräftigen Lehrton an, und haben häufig Zeitgegenſtände behandelt. Die Franzoſen, unter welchen Rouſſeau, L. Racine, Greſſet, Chenier und Lebrun ausgezeichnet worden, ſind äußerſt declamatoriſch, und ſtrotzen, wie Bouterwek ſich ausdrückt, von moraliſchen Sentenzen und Bildern ohne poetiſche Anſchauung. Die Deutſchen haben in dieſer Gattung ſeit Wekherlin, Opitz, Flemming ꝛc., dem kräftigen Haller, Hagedorn, Uz, dem correcten und gewandten Ramler, Stollberg, Voß, Koſegarten, Schubert, Herder, Schiller, Arndt u. A. mannichfaltige Töne angeſchlagen. Höchſt eigenthümlich, voll ſtarken Gefühls, gedankenreich und gedrängt, iſt Klopſtock, doch verwirrt er ſich ebenfalls oft in Antitheſen und harten rhetoriſchen Wendungen, anderntheils in die Elegie. Ihm iſt der geniale Baggeſen ſehr verwandt. Der oben genannte Schriftſteller zeichnet unter den geſchichtlich vorhandenen Gattungen nur

drei als epochemachend aus, die Pindariſche, Horaziſche und Klopſtockiſche. — Einige nehmen auch eine ſcherzende Ode an, und erinnern an einige ſcherzende Gedichte des Horaz, Catull, ſo wie an Voß's Ode an Göking. Wenn aber das Erhabene und der Erguß des tief bewegten Gemüths die Ode von dem Liede unterſcheiden ſoll, ſo kann der bloße Gebrauch der Versmaße der Ode, welcher beſonders die Parodie begünſtigt, kein ſcherzendes Gedicht zur Ode machen. T.

Oder, einer von den Hauptſtömen Deutſchlands und der wichtigſte Fluß für den preußiſchen Staat, indem er mit ſeinem ganzen ſchiffbaren Laufe bloß demſelben angehört, entſpringt weſtlich von Bodenſtadt (einem zum Prerauer-Kreiſe des Markgrafthums Mähren gehörenden Städtchen), in dem Gebirge an der Gränze des Olmützer Kreiſes, aus mehreren Quellen. Nach einem kurzen Laufe durch Mähren und das öſterreichiſche Schleſien tritt ſie bei Oderberg in das preußiſche Schleſien, wird darin für kleine, von Oppeln an für größere Kähne, und von Breslau an für größere Schiffe, die 8 bis 900 Centner tragen, ſchiffbar. Nachdem ſie ganz Schleſien in ſeiner Länge von Süden nach Norden durchfloſſen hat, durchſtrömt ſie die Provinz Brandenburg und tritt in die Provinz Pommern, wo ſie bei Garz ſich in zwei Hauptarme theilt, wovon der weſtliche ſeinen Namen behält, der öſtliche aber, die große Regelitz genannt, ſich in den Dammiſchen See mündet, in welchen auch die Ihna fällt. Unter Stettin verliert die Oder ihren Namen. Unterhalb des Dammiſchen Sees iſt das Papenwaſſer, bei deſſen Ende das friſche oder Stettiner Haff anfängt, welches die Flüſſe Ucker und Peene aufnimmt, und durch die drei Mündungen Peene, Swine und Diwenow mit der Oſtſee verbunden iſt. Die vornehmſten Flüſſe, welche die Oder aufnimmt, ſind in Schleſien: die Oppa bei Oderberg, die Glazer Neiße bei Schurgaſt, die Ohlau bei Breslau, und die Bartſch bei Großglogau; und in Brandenburg der durch die Queis verſtärkte Bober bei Croſſen, die Lauſitzer Neiße bei Neuzelle, und die durch die ſchiffbare Netze verſtärkte Warthe bei Küſtrin. Von dieſen Nebenflüſſen ſind die Bartſch, der Bober, die Lauſitzer Neiße und die Warthe ſchiffbar. Durch den Friedrich-Wilhelms-Graben iſt die Oder mit der Spree und durch den Finowkanal mit der Havel in ſchiffbare Verbindung geſetzt. Die vorzüglichſten an der Oder liegenden Städte ſind Oppeln, Brieg, Breslau, Großglogau, Frankfurt, Küſtrin und Stettin.

Odeſſa, eine 1795 neuerbaute ruſſiſche Stadt, an einer Bucht des ſchwarzen Meeres zwiſchen den Mündungen des Dnieſtrs und Dneprs, im Gouvernement Cherſon, iſt die wichtigſte Handelsſtadt des ganzen ſüdlichen Rußlands. Es befindet ſich hier ein ſehr guter durch eine Citadelle gedeckter Hafen, welchen Catharina II. anlegen ließ und für einen Theil der Kriegsflotte beſtimmte, auch eine Quarantaine, eine Börſe, eine Bank und Schiffswerfte. Die Stadt iſt durch ihre für den Handel günſtige Lage, und durch die ihr ertheilten Freiheiten ſehr bald gewachſen, ſo daß man im Jahre 1816 ſchon 1800 ſteinerne Häuſer, 7 Kirchen, eine Synagoge, 250 Magazine, 30 Fabriken in Tuch, Seide, Puder und Seife, und über 35,000 Einwohner von faſt allen europäiſchen und aſiatiſchen Nationen zählte. Von wiſſenſchaftlichen Anſtalten findet man hier ein Gymnaſium, eine Töchterlehranſtalt, eine Schiffahrts- und eine Handelsſchule. Im

Jahr 1816 liefen 1368 Schiffe aus, und der Werth der Ausfuhr betrug 5,406,000 Rubel. Der Hafen iſt für einen Freihafen erklärt.

Odeon, Odeum hieß bei den Griechen, und ſpäter auch bei den Römern ein zu poetiſchen und muſikaliſchen Wettſtreiten beſtimmtes öffentliches Gebäude. Das erſte Odeum wurde zu Athen von Perikles aufgeführt; es wurde ſpäterhin zu Volksverſammlungen und Gerichten gebraucht. In der Folge wurden noch zwei andere Odeen von Pauſanias und Herodes Atticus erbauet. In verſchiedenen griechiſchen Städten wurden ſie nachgeahmt. Rom erhielt erſt unter den Kaiſern Odeen. Wir finden deren zwei erwähnt, von denen das eine Domitian, das andere Trajan aufführen ließ. Aber auch außer Rom erbaueten die Römer Odeen, namentlich zu Catana auf Sicilien, wovon noch Ueberbleibſel vorhanden ſind. Die Odeen waren bedeckte Gebäude, in deren Innerm, den Sitzen der Zuſchauer gegenüber, ſich eine Bühne befand, deren drei Wände unter ſtumpfen Winkeln zuſammenliefen. Im Ganzen ſcheint die Form eines Odeums und eines Theaters gleich geweſen zu ſeyn, nur daß die Odeen kleiner waren.

Odin, ſ. Nordiſche Mythologie.

Oedipus, der Sohn des thebaniſchen Königs Laïos und der Jokaſte, der Tochter des Menökeus und Schweſter des Kreon. Ein Orakelſpruch hatte dem Laïos verkündigt, daß, wenn er mit Jokaſte ein Kind zeugen würde, dieſes Kind einſt ſein Mörder ſeyn werde. Eingedenk dieſer Weiſſagung ließ Laïos, als ihm ein Sohn geboren worden, demſelben die Ferſen durchbohren und ihn im Gebirge Githäron ausſetzen. Der damit beauftragte Sclave aber übergab das Kind einem Hirten des korinthiſchen Königs Polybos, und dieſer brachte es dem Könige, deſſen kinderloſe Gemahlin Merope es aufnahm, und von ſeinen angeſchwollenen Füßen Oedipus nannte. In Unwiſſenheit über ſeine Abkunft wuchs der Knabe am korinthiſchen Hofe auf und bildete ſich zum Heldenjünglinge. Einſt aber machte bei einem Gaſtmale ein berauſchter Jüngling ihm den Vorwurf, er ſey nicht des Königs wirklicher Sohn, und dieſer Zweifel nagte fortwährend an ſeinem Herzen. Die befragten Pflegeältern wieſen ihn an das delphiſche Orakel; dieſes gab ihm zur Antwort: „Vermeide die Fluren deiner Heimath, ſonſt wirſt du deines Vaters Mörder und der Gemahl deiner Mutter werden.“ Da er nun Korinth für ſeine Heimath hielt, mied er die Gränze deſſelben und wanderte nach Theben in Böotien. Auf einem ſchmalen Wege in Phocis begegnete ihm der König Laïos, der nach Delphi reiſen wollte, um das Orakel nach dem ausgeſetzten Sohne zu fragen, und deſſen Wagenlenker ihm trotzig gebot, auszuweichen. Oedipus weigerte ſich zu gehorchen; darüber kommt es zum Kampfe, und Wagenlenker und König fallen unter ſeinem Schwerte. So hatte er unwiſſend die Hälfte des Orakels erfüllt. Nichts Böſes ahnend, ſetzte er ſeinen Weg fort. In Thebens Gebiete wüthete damals die Sphinx (ſ. d. Art.), die ein Räthſel ſang, und jeden tödtete, der es nicht zu löſen vermochte. Noch war keinem die Löſung des Räthſels gelungen; in dieſer Noth wurden dem Retter von Theben der erledigte Thron und die Hand der Königin verheißen. Oedipus eilt herbei, löſ't das Räthſel, befreit die Stadt und empfängt den Preis. Das Orakel war erfüllt. So ſchützte und ehrte Theben jetzt den Mörder des Laïos in ſeinen eignen Mauern, als eine Peſt das Land traf,

von welcher das Orakel Befreiung verſprach, „ſobald der entfernt ſeyn werde, welcher den Fluch über das Land gebracht.“ Das zagende Volk wendet ſich an ſeinen ehemaligen Retter, und dieſer, unwiſſend, daß er ſelbſt der Verbrecher ſey, ſtrebt mit raſtloſem Eifer, denſelben zu entdecken. Er ſelbſt zwingt dem Seher Tireſias das unglückliche Geheimniß ab, und führt die ſchrecklichſte aller Entdeckungen herbei: daß er des Vaters Mörder und der Mutter Gemahl ſey. Fluchend dem Bette, in welchem der Gatte ihr den Gatten zeugte, der Sohn den Sohn, erhing ſich die unglückliche Jokaſte; Oedipus aber ſtach ſich beide Augen aus, um ſeine Qual und ſeinen Frevel fürder nicht zu ſchauen. Er ſelbſt verlangte, daß Theben ihn verſtoße. Dieß geſchah erſt ſpäterhin, als er in Theben zu ſterben wünſchte, auf ſeiner herrſchbegierigen Söhne, Eteocles und Polynices, Verlangen. Erzürnt ſprach er den Fluch über ſie aus, daß einſt das Schwert ihr Erbe theilen ſolle. Mit kindlicher Zärtlichkeit ſchloſſen ſich dagegen die beiden Töchter, Antigone und Ismene, an den blinden verwieſenen Vater an. Von der erſtern geleitet, kommt er in den Flecken Colonos nach Attica, wo Theſeus herrſcht, und ruht im Haine der Eumeniden, den kein ſterblicher Fuß betreten darf. Er verſöhnt die furchtbaren Göttinnen; das Volk und Theſeus ſelbſt nehmen ihn in Schutz. Inzwiſchen hatte der pythiſche Apoll verkündet, glücklich und unüberwindlich werde das Land ſeyn, das unbekannt ſeine Aſche verberge. Daher bemühte man ſich jetzt, jedoch vergebens, ihn nach Theben zurückzuführen. Durch nahe Todesahnung getrieben, ſuchte er bald darauf, von Theſeus allein begleitet, ſein Grab. Die Götter waren ihm verſöhnt; ſein Tod war der Tod der leidenden Unſchuld. Ueber ſeinen Begräbnißort waren ſchon die Alten nicht einig. — Die Geſchichte des Oedipus iſt als ein wahrhaft tragiſcher Stoff vielfach für die Bühne bearbeitet worden. Der Oedipus des Aeſchylus und Euripides iſt verloren gegangen; vom Sophocles dagegen haben ſich noch zwei Stücke erhalten, welche die Fabel des Oedipus behandeln: Oedipus der König und Oedipus auf Colonos. Auch Seneca hat die nämliche Mythe bearbeitet.

Odoaker, ein Heruler oder Rugier, merkwürdig durch die Vernichtung des abendländiſchen römiſchen Reichs. S. **Occidentaliſches Kaiſerthum.**

Odonnel (Don Joſeph), Graf von Abisval, ein ausgezeichneter ſpaniſcher General, von irländiſcher Abkunft, geboren in Andaluſien gegen 1770, trat mit dem funfzehnten Jahre in die königlichen Garden, diente im Heere von Navarra unter dem Prinzen von Caſtelfranco im J. 1795 gegen die Franzoſen und zeichnete ſich durch Muth und Talente aus. Bei dem Angriff Napoleons auf Spanien war er Major eines Infanterieregiments; im J. 1813 ward er bei Eröffnung des Feldzugs Brigadegeneral. Sein Armeecorps, welches die Reſerve von Andaluſien bildete, machte in Verbindung mit den Diviſionen der Generale Hiſpana und Murtillo eine Bewegung gegen Caſtilien. Den 28ſten Juni nahm er das Fort von Poncorbo mit Sturm, wodurch er zum Erfolg des Feldzugs weſentlich beitrug, indem dadurch eine Verbindung zwiſchen Vitoria und Burgos hergeſtellt wurde. Im Julius wirkte er zur Befreiung von Saragoſſa mit und trieb darauf die Franzoſen bei Cirona und im Thale von Aran zurück. Zur Belohnung ſeiner Tapferkeit erhielt er den Titel eines Grafen von Abisval. Im J. 1814 hatten ihn die Cortes ins Gefängniß ſetzen laſſen

und nachher wegen einer gegen ſie gerichteten Schrift verbannt. Ferdinand VII. rief ihn aber zurück und übergab ihm 1815 das Commando der ſpaniſchen Armee, die gegen Napoleon und deſſen Anhänger beſtimmt war, aber ſchon im J. 1816 wieder aufgelöſ't wurde.

Odyſſee, ſ. Homer.

Odyſſeus, ſ. Ulyſſes.

Ofen, ungariſch Buda, jetzt die Hauptſtadt Ungarns, in der Peſther Geſpannſchaft, an dem weſtlichen Ufer der Donau gelegen. Sie beſteht aus der obern Stadt, welche ſtark befeſtigt iſt, und nebſt dem Schloſſe auf einem felſigen Berge liegt; der Waſſerſtadt, die am Fuße des Berges ſehr ſchön erbaut iſt, und aus welcher man mittelſt einer auf 46 Pontons ruhenden und mit ihren ſtehenden Landjochen 1500 Schritte langen Schiffbrücke über die Donau in die Stadt Peſth kommt, und aus dem Neuſtifte, in welchem die 52 Fuß hohe Dreifaltigkeitsſäule zu bemerken iſt; und der Raitzenſtadt, welche faſt ganz von Raitzen bewohnt wird, da hingegen in den übrigen Theilen ſowohl Ungarn, als Deutſche anſäſſig ſind. In dieſer Raitzenſtadt hat ein nicht unirter Biſchof ſeinen Sitz. Auch ſind darin berühmte warme Bäder, welche in Hautkrankheiten, Krämpfen, Lähmungen u. ſ. w. von guter Wirkung ſind. Die Zahl der ſämmtlichen Einwohner beläuft ſich auf 22,500, ohne den Hofſtaat des Palatinus, den dazu gehörigen zahlreichen Adel, Beamten, Militär und Geiſtlichen. Die Zahl der Häuſer beträgt 2900. Unter den Gebäuden zeichnen ſich vorzüglich aus: das prächtige königliche Schloß, wo die Reichskrone verwahrt wird, das Zeughaus, die Stückgießerei, die wichtige Druckerei und Schriftgießerei der Peſther Univerſität mit dem Verlage der Normalſchulbücher für ganz Ungarn und die neue zur Peſther Univerſität gehörige Sternwarte auf dem Blocksberge. Ofen iſt der Sitz des Palatinus, der königlichen Statthalterei und anderer Landescollegien. Der Weinhandel macht ein Hauptgeſchäft der Einwohner aus, außerdem noch einige Induſtrie in Seide, Leder, Taback, Kupfer- und Eiſenwaaren. Das Schloß dieſer Stadt wählte König Ludwig I. zu ſeiner Reſidenz, und König Matthias I. legte daſelbſt eine berühmte Bibliothek an, welche aber nach der türkiſchen Eroberung 1526 vernichtet wurde. Damals wurde ſie von den Türken bald wieder verlaſſen; allein 1530 fiel ſie denſelben aufs neue in die Hände, und konnte ihnen, ungeachtet der wiederholten Belagerungen, nicht eher entriſſen werden, als im Jahr 1686, wo ſie von den kaiſerlichen, in Verbindung mit bayeriſchen und brandenburgiſchen Truppen, unter dem Herzoge von Lothringen mit Sturm erobert wurde. In dieſer Belagerung wurde das Schloß zerſtört und blieb in dieſem Zuſtande, bis Maria Thereſia es herzuſtellen befahl, und der neuen Univerſität einräumte. Dieſe wurde 1777 von Tyrnau nach Ofen verlegt, und mit trefflichen Anſtalten verſehen. Die Güter und Einkünfte des Jeſuitenordens in Ungarn wurden zur Unterhaltung der Univerſität beſtimmt. Am 25ſten Juni 1780 wurde ſie mit großer Feierlichkeit eingeweiht, in der Folge aber nach Peſth verlegt. Auf dem der Stadt gehörigen Weinlande werden jährlich an 237,000 Eimer rother Wein gewonnen, wovon ein großer Theil ausgeführt wird. In dem nahe bei der Stadt liegenden Marktflecken Alt-Ofen ſind ſehenswerthe Ruinen römiſcher unterirdiſcher Schwitzbäder, eine kaiſerliche Montur-Oeconomie-Commiſſion und eine große Seidenſpinnerei.

Ofen iſt eine Vorrichtung entweder zum Kochen, Braten, und Backen, oder zum Heizen. Die erſtere Erfindung verliert ſich in das höchſte Alterthum; auf die Erfindung des Heizofens wurde der Menſch, als er ſich unter den kältern Himmelsſtrichen auszubreiten und anzuſiedeln anfing, durch das Bedürfniß geführt. Daß die Griechen und Römer noch keine Stubenöfen kannten, iſt wohl ausgemacht. Zu Seneca's Zeiten heizte man die Zimmer dadurch, daß man, wie in den Bädern, eine unterirdiſche Kammer anlegte, ſie mit Kohlen füllte und die Wärme davon in einem Zimmer ſammelte, aus welchem man ſie durch die an den Wänden herumgehenden Canäle oder Röhren, die man nach Belieben öffnen und ſchließen konnte, in die andern Zimmer des Hauſes leitete. Dieſes ſoll ſchon zu Auguſts Zeiten geſchehen ſeyn, wo man bereits verſchloſſene Fenſter hatte. Die jetzigen Stubenöfen ſollen im nördlichen Deutſchland erfunden worden ſeyn. So lange in Deutſchland Ueberfluß an Holz war, dachte man nicht eben darauf, ſie öconomiſcher und holzerſparender einzurichten. Um ſo mehr Verſuche hat man darin, und nicht ohne bedeutenden Erfolg, in den neuern Zeiten gemacht.

Offenbach, eine offene, wohlgebaute großherzoglich heſſiſche Stadt in der Landesherrſchaft Iſenburg-Birſtein, zur Provinz Starkenburg gehörig, am ſüdlichen Ufer des Mains, mit einem ſchönen Schloſſe, 850 Häuſern und 8000 Einwohnern. Deutſche und franzöſiſche Reformirte, und ſeit 1740 auch die Lutheraner haben hier eigne Kirchen. Die hieſigen Manufacturen von Schnupf- und Rauchtabak, Seidenzeugen, Strümpfen und Bändern, Hüten, Fayence, Tabaksdoſen, Wachslichtern, Wachstuch, Bijouteriearbeiten u. ſ. w. ſind von Bedeutung, ſo wie auch die Handlung, welche durch die Nähe von Frankfurt Leben erhält. Täglich geht von hier ein Marktſchiff nach Frankfurt.

Offenbarung iſt nach dem bibliſch-kirchlichen Lehrbegriffe 1. *active* (in Beziehung auf das ſich offenbarende Weſen), derjenige freie Act der Gottheit, durch den ſie den Menſchen einen, ihren Bedürfniſſen angemeſſenen, Religionsunterricht ertheilt; 2. *paſſive* (in Beziehung auf die Menſchen, welche die Offenbarung erhalten), eine von der Gottheit empfangene Belehrung über die Wahrheiten der Religion. Dieſe Wirkſamkeit Gottes kann als eine mittelbare oder unmittelbare gedacht werden. Die *mittelbare* oder *allgemeine Offenbarung* iſt der Inbegriff aller derjenigen Anſtalten Gottes, wodurch ein Menſch veranlaßt werden kann, ſich vermittelſt ſeines Verſtandes Kenntniß von Gott und göttlichen Dingen zu erwerben. Die Natur, die Geſchichte und das eigne Herz des Menſchen, werden in dieſem Sinne Quellen der Offenbarung Gottes für den, der ſie mit Nachdenken betrachtet und die ſogenannte natürliche oder Vernunftreligion gründet ihre Lehren auf Abſtractionen und Schlüſſe aus der Beſchaffenheit dieſer, allen vor Augen ſtehenden, und an alle Zeiten und Völker ſprechenden Zeugniſſen des göttlichen Wollens und Wirkens. Doch viel älter, als dieſe ſchon einen gewiſſen Grad von Bildung vorausſetzende Gotteserkenntniß durch die reflectirende Vernunft, iſt der Glaube an eine *unmittelbare* und *beſondere Offenbarung* der Gottheit an die Menſchen durch Worte und Werke. Alle Völker des Alterthums führen den Urſprung ihrer Religion, ja ihrer geſammten Cultur, auf einen Unterricht zurück, den ihre Vorfahren von höheren Weſen grade ſo erhielten, wie

ein Kind den Unterricht ſeines Vaters; und wer überhaupt zugibt, der Menſch bedürfe der Erziehung, der wird dieſer Tradition die Wahrheit nicht abſprechen. So wenig als ein Kind ohne alle fremde Nachhülfe in den Beſitz der Kenntniſſe und Einſichten gelangt, auf welche es als Mann fortbaut, eben ſo wenig konnte das Menſchengeſchlecht in ſeiner Kindheit die, wenn auch noch ſo rohen, Anfänge der Kunſt und des Wiſſens ohne Anleitung finden; und ſey immerhin dieſe Anleitung in den Kenntniſſen und Fertigkeiten, die das ſinnliche Wohlſeyn betreffen, dem Bedürfniſſe und Nachahmungstriebe der Urmenſchen durch Gegenſtände und Erſcheinungen der äußern Natur gegeben worden, — vermochte denn dieſe Natur auch ihre *ſittlichen* Kräfte in Bewegung zu ſetzen und ihnen Ausſichten in die überſinnliche Welt zu öffnen? Dem gemeinen Verſtande, der nur aus ſinnlicher Erfahrung erkennt, iſt die Welt ein Räthſel; das Wort dieſes Räthſels, die Kunde von Gott und ſeinem Verhältniſſe zu der Welt, konnte nur Gott ſelbſt geben. Was ſelbſt Menſchen davon wiſſen, das hat er ihnen ſelbſt durch unmittelbare, mündliche Offenbarungen mitgetheilt, ohne die ſie weder ſo früh, noch ſo ſicher zu dieſer Kunde gelangt wären. Gott aber nahm bei ſeinen Offenbarungen Rückſicht auf die Faſſungskräfte der Menſchen, nach deren allmäliger Entwickelung ſich drei Zeitalter der Offenbarung oder Perioden (Curſus) der göttlichen Erziehung des Menſchengeſchlechts unterſcheiden laſſen. Die früheſten Offenbarungen, im *patriarchaliſchen Zeitalter*, ſind den Stammältern aller Völker gemein, und ihre Strahlen leuchten durch die Dämmerung aller uns bekannten heidniſchen Mythen hervor, die bei näherer Betrachtung, als mehr oder weniger wunderlich ausgeſponnene Phantaſien über die einfachen Religionsbegriffe der Urwelt erſcheinen, und, was die heilige Schrift ſagt, beſtätigen: „daß Gott ſich nirgend unbezeugt gelaſſen habe.“ Rein erhalten, und nach und nach vervollſtändigt wurden dieſe älteſten Vorbegriffe, im *Moſaiſchen Zeitalter*, durch fortgeſetzte Offenbarungen Gottes an einzelne Auserleſene, die uns die Bibel als Propheten des Iſraelitiſchen Volks von Moſes bis Maleachi kennen lehrt. Vollendet hat Gott ſeine Offenbarungen endlich durch *Chriſtum*, deſſen Religion für alle Völker beſtimmt, und das letzte (ſ. d. Art. *Inſpiration*), vollkommenſte, bis zum Ende der irdiſchen Dinge ausreichende Wort Gottes an die Menſchen iſt. So hat die Offenbarung das Menſchengeſchlecht von ſeiner Kindheit an bis zum Mannesalter auferzogen und unterrichtet, und nun, ſeit 18 Jahrhunderten aus dieſer Schule entlaſſen, ſoll es im Lichte dieſer empfangenen Belehrungen nur dahin arbeiten, daß ſolches Licht allen Einzelnen kund, klar und heilſam werde. Die Beſtätigung dieſes in der Bibel ausgeſprochnen und durchgeführten göttlichen Planes der Menſchenerziehung durch die Offenbarung leſen wir auf den Blättern der Weltgeſchichte, wenn wir anders den Geiſt, der in ihr waltet, verſtehen. Sie beweiſ't die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Gottes an das Menſchengeſchlecht, indem ſie die Wirklichkeit dieſer Thatſache darſtellt, eben ſo wie die Welt ſelbſt für die Möglichkeit des Wunders ihrer Entſtehung durch den Willen Gottes keinen andern Erfahrungsbeweis hat, als die Thatſache ihrer Exiſtenz. Weil es ſich aber hier von Beziehungen des Unendlichen zum Endlichen handelt, ſo wird der gemeine Menſchenverſtand, für den Erſteres gar nicht da iſt, niemals aufhören, die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Got-

tes in Zweifel zu ziehen, zumal da dieſe außer den Religionswahrheiten, die die Vernunft durch eigne Thätigkeit finden könnte, auch noch geheimnißvolle Lehren (Myſterien) verkündigt, welche der Vernunft zwar nicht widerſprechend, aber doch unbegreiflich, und daher von denjenigen, welche mit ihrer Vernunft, wie unentwickelt ſie noch immer ſey, das Gebiet alles wirklichen Seyns im Himmel und auf Erden ausmeſſen, mithin auch nichts Neues mehr erfahren zu können glauben, kurz weg verworfen worden ſind. Gleichwohl haben grade dieſe theoretiſch-unbegreiflichen Religionslehren von ihrer practiſchen Seite ſo viel Gewicht für das menſchliche Herz, daß ſie daſſelbe trotz den nachdrücklichſten Warnungen und Befehdungen einer das Maß der Menſchheit überſchreitenden Zeitphiloſophie feſthält. Denn nicht nur den Einfältigen im Volke, ſondern auch Männern von der umfaſſendſten Geiſtesbildung iſt es, nach ihrem eignen Geſtändniſſe, erfreulich zu wiſſen, daß Gott ſich als Vater, der alles geſchaffen und ſich aller ſeiner Geſchöpfe erbarmt, als Sohn, der Menſch geworden iſt, um die Welt vom Böſen zu befreien, und als heiliger Geiſt, der ſie durch immerwährendes Lehren, Ermahnen und Tröſten im Guten erhalten will, geoffenbaret, und durch ſolche Herablaſſung zu den Bedürfniſſen der verirrten Menſchheit denen, die ſich beſſern, die Zuverſicht ihrer Verſöhnung mit ihm, der Vergebung ihrer Sünden und einer himmliſchen Unterſtützung zu allem Guten eingeflößt hat. Sie überzeugen ſich, dieſe Offenbarung könne Gottes eben ſo wenig unwürdig ſeyn, als eines Familienvaters die Weisheit, mit welcher er ſich ſeinen Kindern immer von der Seite zu zeigen ſucht, die ihren Faſſungskräften, Bedürfniſſen und den Zwecken ihrer Erziehung die angemeſſenſte iſt. Denn weil Gott den Menſchen mit moraliſcher Freiheit, d. h. ſo geſchaffen hat, daß er nicht nur das Gute wählen, ſondern auch irren und Fehler begehen kann, ſo erfodert die Beſtimmung zur Tugend und Gottähnlichkeit, die der Menſch dennoch erreichen ſoll, Veranſtaltungen zu einer außerordentlichen, in der bekannten Natur der Dinge nicht gegründeten Nachhülfe, wie ſie durch jene unmittelbaren göttlichen Offenbarungen an das Menſchengeſchlecht getroffen worden ſind. Je mehr nun dieſer, durch die Demonſtrationen der Skepſis und Kritik des 18ten Jahrhunderts verdächtig gemachte Offenbarungsglaube gegenwärtig wieder überhand nehmen will, deſto größer wird die Verlegenheit der Naturaliſten, die ihn in der Theorie ſchon völlig verdrängt zu haben meinten, da ſie ſich einerſeits durch die Erfahrung überführt ſehen, wie wenig ein der göttlichen Autorität ermangelndes Religionsſyſtem aus bloßer Vernunft zulänglich und geeignet ſey, in das Leben der Völker einzutreten, andrerſeits aber der Rüge einer zu wenig erkannten, argen Selbſttäuſchung, in der ſie Empfangenes für Erfundenes ausgeben, nicht mehr entgehen können. Denn daß ſie die Religionswahrheiten, die ſie für Producte der bloßen Vernunft erklären, anders woher hätten, als aus den Lehren der göttlichen Offenbarung, unter deren Einfluſſe ſie und ihre Vorgänger auferzogen und gebildet worden ſind, werden ſie nicht eher beweiſen können, als bis ſie einen Menſchen ausfindig machen, der ohne jemals unter Offenbarungsgläubigen gelebt, ohne ein bibliſches, oder von einem, mit der geoffenbarten Religion bekannten Verfaſſer geſchriebenes Buch geleſen, oder überhaupt irgend einigen Unterricht in einer poſitiven Religion genoſſen zu haben, nur durch Naturbetrachtung und eigne Vernunftthätigkeit zur Erkenntniß der Sätze gelangt ſey, welche die ſogenannte natürliche Religion ausmachen. Bis

ein ſolcher, von aller übernatürlichen, göttlichen Belehrung unabhängiger Repräſentant der vergötterten Vernunft auftritt, wird die Offenbarung des lebendigen Gottes die Lehrerin der Menſchen und die Stütze des Glaubens der Millionen bleiben, die ſich zu ihr bekennen. Um über die Art und Weiſe, wie ſie an die Urväter und Propheten ergangen ſey, zuverläſſige Auskunft zu geben, müßte man ſelbſt zu dieſen Vertrauten Gottes gehören. Seit es keine dergleichen Eingeweihte mehr gibt, iſt weder ein näherer Aufſchluß hierüber, noch eine weitere Vervollkommnung der geoffenbarten Religion ſelbſt denkbar. Vervollkommnen ſoll und kann ſich aber immerwährend das Verſtändniß der Offenbarung und ihre Anwendung im Cultus und im ſittlichen Leben. Denn hat auch der Menſch ſich die Religion nicht ſelbſt gegeben, ſo liegen doch in ſeinem Gemüthe alle Keime der wahren Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge, und die Offenbarung zeigt und enthüllt ihm nur, was er unbewußt in ſich trägt. Je beſſer er dies Zeigen und Enthüllen des göttlichen Erziehers wahrnimmt und verſtehen lernt, deſto deutlicher und lebendiger wird er Gottes und ſeiner Beziehung zu der Welt inne; daher denn die Einbildung, als habe er ſelbſt gefunden, was ihm gelehrt worden iſt, wohl möglich und verzeihlich, aber von dem Verſuche, die Perfectibilität der geoffenbarten Religion durch die Vernunft zu erweiſen, kein andres Reſultat zu erwarten war, als was ſich von ſelbſt verſteht, daß nämlich unſre Erkenntniß und Ausübung dieſer Religion und der aus ihren Quellen abſtrahirte kirchliche Lehrbegriff einer unendlichen Vervollkommnung fähig ſey. E.

Offenbarung Johannis, ſ. Johannes.

Offenſiv. Ueberhaupt alles, was auf einen Angriff abzweckt, dieſen zum Gegenſtande hat; ſo ſpricht man von Offenſivoperationen, Offenſivallianzen, (Bündniſſe, welche den Angriff eines beſtimmten Feindes zum Gegenſtande haben) Offenſivkriegen u. ſ. w. (Vergl. Allianz).

Oeffentliche Meinung iſt die zu einer gewiſſen Zeit in dem größern und gebildetern Theile des Publikums herrſchende Anſicht von den geſammten Angelegenheiten der Menſchheit, inſonderheit den bürgerlichen und kirchlichen. Da nämlich Staat und Kirche die beiden Geſellſchaften ſind, welche nicht nur den größten Umfang haben, ſondern auch die höchſten Zwecke der Menſchheit umſchließen, ſo bildet ſich in denſelben nach und nach eine Mehreren gemeinſchaftliche Anſicht ſowohl von jenen Zwecken ſelbſt als von den beſten Mitteln, ſie zu verwirklichen, und dieſe Anſicht verbreitet ſich mit der ſteigenden Cultur und mit der Vervielfachung der Berührungspunkte und Mittheilungsmittel immer mehr, ſo daß ſie den Charakter einer öffentlichen Meinung annimmt und dadurch zu einer wirklichen Autorität in menſchlichen Angelegenheiten wird. Die Macht dieſer Autorität iſt zwar eigentlich unſichtbar, weil ſie geiſtig iſt; aber ſie iſt ebendarum auch deſto wirkſamer und kann ſogar unwiderſtehlich werden. Im Zeitalter der Reformation war es öffentliche Meinung, daß die Kirche an Haupt und Gliedern verdorben ſey und einer radikalen Verbeſſerung bedürfe. Und darum gelang auch das Werk der Reformation trotz dem Widerſtande des Oberhauptes der Kirche und ſeiner Trabanten. In unſern Zeiten iſt es öffentliche Meinung, daß die Staaten einer freien oder ſtellvertretenden Verfaſſung bedürfen, wodurch die Gewalt der Herrſcher in geſetzliche Schran-

ken eingeſchloſſen werde. Darum ſehen wir auch einen Staat nach dem andern eine ſolche Verfaſſung annehmen, trotz dem Widerſtande von Seiten einzelner Regenten und ihrer Miniſter. Denn da es zu gleicher Zeit auch andre Regenten und Miniſter giebt, welche ſelbſt der öffentlichen Meinung in dieſem Punkte durch Wort und That huldigen, ſo bekommt ebendadurch jene Meinung ein neues Gewicht und wird ſo übermächtig, daß auch die bisher Widerſtrebenden ihr endlich folgen müſſen. Durch merkwürdige Erklärungen mehrerer Regierungen iſt die öffentliche Meinung als eine wirkliche Autorität offiziell anerkannt worden; und dieſe Autorität muß auch die Verfaſſung kräftiger ſchützen als jede andre, weil jede andre doch nur ihre innere Kraft von der öffentlichen Meinung entlehnen könnte. Denn wenn die Bundesverſammlung in Frankfurt die Befugniß erhalten ſollte, die neuen ſtändiſchen Verfaſſungen der einzelnen deutſchen Staaten zu garantiren, ſo kann dieß nur in Folge der öffentlichen Meinung von dem Bedürfniſſe ſolcher Verfaſſungen und von der Nothwendigkeit, ſie auch äußerlich möglichſt ſicher zu ſtellen, geſchehen. Ohne dieſe Meinung würde auch die Garantie der Bundesverſammlung ganz ohnmächtig und alſo überflüſſig ſeyn. — Was das Organ der öffentlichen Meinung anlangt, ſo iſt dieß jetzt allerdings die Buchdruckerpreſſe, weil durch dieſe allein der ſchnellſte Gedankenverkehr im Großen vermittelt wird. Indeſſen würde man ſehr irren, wenn man glauben wollte, daß es vor Erfindung dieſes künſtlichen Organs gar keine öffentliche Meinung gegeben hätte. Denn dieſes Organ bezieht ſich auf ein andres, die Schrift, und dieſes wieder auf die Rede, welche eigentlich das urſprüngliche und natürliche Organ aller Meinungen, alſo auch der öffentlichen iſt. Daher hatten auch Griechen und Römer und die gebildeten Völker des Mittelalters ihre öffentliche Meinung; aber ſie war nur nicht ſo verbreitet, nicht ſo entwickelt und ausgebildet, wie ſie es jetzo mittels der Preſſe iſt. Dieß iſt auch der Grund, warum despotiſche Fürſten, welche ſich vor der Macht der öffentlichen Meinung fürchten, wie Napoleon und Konſorten, nichts Angelegentlicheres gehabt, als die Buchdruckerpreſſe in möglichſt engen Schranken zu halten. Und dennoch bedienten ſie ſich derſelben als eines Mittels, die öffentliche Meinung zu bearbeiten und für ſich ſelbſt zu gewinnen. Ein thöriges Beſtreben! Denn da die öffentliche Meinung nur aus einem freien Gedankenverkehr hervorgeht und dieſer Verkehr ihr wahres Lebensprinzip iſt, ſo muß ſie jeden verdammen, der dieſes Prinzip antaſtet und ſeine individuale Meinung mit Gewalt zur öffentlichen erheben will. Darum hat auch die öffentliche Meinung, wo es dergleichen nur immer gegeben, von jeher die Freiheit zu denken, zu reden und zu ſchreiben in Anſpruch genommen; und es kann ebendarum gar nicht fehlen, daß nicht durch die bloße Macht der öffentlichen Meinung nach und nach die Buchdruckerpreſſe in ganz Europa eben ſo frei und noch freier werden ſollte, als in England. Hier hat ſich, bis jetzt wenigſtens, die öffentliche Meinung eben durch die Preßfreiheit am kräftigſten entfaltet und ausgeſprochen. Und da auch in dieſem Lande die öffentliche Meinung eine Verbeſſerung der Verfaſſung in Bezug auf die Volksvertretung im Unterhauſe immer lauter und dringender fodert, ſo iſt tauſend gegen eins zu wetten, daß die Regierung endlich dieſer Foderung wird nachgeben müſſen, wie ſehr ſich auch die Miniſter dagegen ſträuben mögen. Denn man kann mit Wahrheit ſagen, daß die öffentliche Meinung allmächtig ſey und daher zuletzt jeder unter-

liegen müſſe, der es wagt, ſich mit ihr in einen Kampf auf Leben und Tod einzulaſſen. D.

Oeffentlichkeit. Die Oeffentlichkeit iſt eine der erſten Bedingungen einer wohleingerichteten Staatsgeſellſchaft. Das was alle Actionärs der Geſellſchaft betrifft, müſſen alle Actionärs auch wiſſen, inſofern die Kenntniß deſſelben ihres Amtes iſt. Aber eben die wichtigſten Angelegenheiten ſind ihres Amtes, nämlich die, welche den Geldhaushalt der Geſellſchaft betreffen. Jeder will gern wiſſen, wo das Geld bleibt, ſo er in Staatsſteuern gibt, und wie es verwendet wird. Was die diplomatiſchen Geheimniſſe der Miniſter betrift, die mögen ſie immer für ſich behalten, damit ſie durch deren Bekanntmachung nicht in unangenehme Spannungen mit befreundeten Mächten kommen. Gewöhnlich werden dieſe den Deputirten des Volks erſt dann vorgelegt, wenn die Verhandlungen geendet ſind; und eine beſondere Commiſſion unterſucht die darauf Bezug habenden Papiere, ohne ſie indeß durch den Druck bekannt zu machen. — Die Oeffentlichkeit betrift daher nur die Angelegenheiten der Geſellſchaft, nie aber die Angelegenheiten von Privatperſonen, die Fälle ausgenommen, wo dieſe die Geſellſchaft intereſſiren, oder wo Privatperſonen bei ihren Streitigkeiten ſich auf das Urtheil der Geſellſchaft oder das der öffenlichen Meinung beziehen. (S. die Art. Preßfreiheit und Staatsverfaſſung). Seit der Erfindung der Druckerey der Zeitungen und der Poſten hat die Oeffentlichkeit einen ganz andern Charakter angenommen als ſie in den Staaten der Alten hatte, und indem die öffentliche Meinung gebildeter und unterrichteter geworden, iſt ſie zugleich beſſer geworden; überall ſtrebt ſie jetzt als eine Macht in geſetzlicher Weiſe in den Staatshaushalt einzugehen, und ſie ſucht ihre Organe in der Volksvertretung und in der Preßfreiheit. Sie wird ſich nicht eher in ihrem Streben beruhigen, bis ſie ſie gefunden, da ſie ſo ſtark geworden, daß ſie wohl geneigt ſeyn dürfte, ſich ihre Rechte zu nehmen, wenn man geneigt ſeyn ſollte, ſie ihr zu verſagen. Bg.

Offertorium heißt in der römiſchen Kirche derjenige Geſang, welcher während der Meſſe, wenn das Volk zum Opfer geht, angeſtimmt, oder auf der Orgel geſpielt wird. — Dann auch das Opfergeld, das den Kirchendienern auf den Altar gelegt, — geopfert wird.

Official heißt der Vicarius eines Biſchofs in weltlichen Gerichtsangelegenheiten (z. B. Eheſachen); dagegen der Vicarius deſſelben in geiſtlichen und Kirchenſachen den Titel Weihbiſchof zu führen pflegt. Das Officialat iſt daher das biſchöfliche Gericht, hauptſächlich in weltlichen peinlichen Fällen, wo ein ſolcher Official an des Biſchofs Statt den Vorſitz hat, und Recht ſpricht.

Officinell, (von Officin, Werkſtätte, auch Apotheke) was theils als einfaches, theils als zubereitetes oder zuſammengeſetztes Arzneimittel in den Apotheken nach der Beſtimmung der Landespharmakopöe vorräthig gehalten werden muß. H.

Oſterdingen (Heinrich von), oder Afterdingen, Efterdingen, mit dem Beinamen der Ehrenhafte, einer der berühmteſten Minneſänger aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhunderte (dem ſchwäbiſchen Zeitalter), von deſſen Lebensumſtänden jedoch wenig bekannt iſt. Seine Jugend, heißt es, brachte er in Oeſterreich an dem Hofe des Herzogs Leopold VII. zu. Hier bildete er ſich zum Dichter, unternahm von Zeit zu Zeit Reiſen und verbreitete allenthalben den

Ruhm ſeines Fürſten. Ein Gleiches that er auch an dem Hofe des Landgrafen Herrmann von Thüringen, wo er in einem öffentlichen Wettſtreite mit Wolfram von Eſchenbach, wovon der **Krieg auf der Wartburg** Kunde gibt, den Lobpreiſern Herrmanns das Lob Leopolds entgegenſetzte. Erbittert verſuchten ſeine Gegner allerlei Mittel, ihn bei dem Landgrafen in Ungnade zu bringen und vom Hofe zu entfernen. Endlich wurde auf des Landgrafen Veranlaſſung Klingsohr aus Ungarn, ein hochberühmter Sänger damaliger Zeit, herbeigerufen, um den Streit als Schiedsrichter zu entſcheiden; der Ausſpruch deſſelben war für Ofterdingen. Wir haben von Ofterdingens Poeſie nichts übrig, als einige Stellen des Krieges auf der Wartburg in der Maneſſeſchen Sammlung. Auch gehörte ihm ein Theil des Heldenbuches. Daß er der Verfaſſer des Heldenbuchs oder des Nibelungenliedes ſey, wird eben ſo ſehr beſtritten als behauptet. Letzteres von A. W. Schlegel und v. d. Hagen. **Novalis** hat ſeinen Namen an die Spitze eines ſchönen Romans geſtellt.

Ogyges, Ogygus, wird als der älteſte Beherrſcher von Attika genannt, welches zu ſeiner Zeit noch Akta geheißen haben ſoll, ungefähr 1700 vor Chr. Die Athener hielten ihn für eingeboren. Nach andern Sagen war er Beherrſcher der Hektenen, der älteſten Bewohner des Landes, welches ſpäterhin von den Böotiern Böotia, früher von jenem **Ogygia** geheißen haben ſoll, und ſelbſt die Erbauung Thebens ward ihm zugeſchrieben, und ein Thor deſſelben von ihm benannt. Doch ward auch letzteres von einer Tochter des Amphion und der Niobe, Ogygia genannt, hergeleitet. Unter der Regierung des Ogyges ereignete ſich die berühmte Ueberſchwemmung (**Ogygiſche Fluth**), welche ganz Attika verwüſtete, nach Larcher 1759 vor Chr. Eine neuere Vermuthung iſt, daß unter einem ägyptiſchen Könige Ogyges eine Prieſtercolonie nach Böotien gekommen ſey und ſich von da über Attika verbreitet habe. Endlich wird auch die Inſel der **Calypſo** (ſ. dieſ. Art) **Ogygia** genannt.

Ohio, der ſchöne Fluß, die wichtigſte Stromfahrt für den Handel der vereinigten Staaten, gehört zum öſtlichen Stromgebiete des Miſſiſippi. Zwei Flüſſe, der Monongahela und der Alleghany, erhalten da wo ſie ſich, ſüdlich vom Erieſee, bei **Pittsburg** (Stadt in Penſylvanien, vielleicht bald Nordamerikas Birmingham) 40° 31′ B. vereinigen, den Namen **Ohio**. Er ſtrömt ſüdweſtlich, nimmt über 40 Flüſſe auf, darunter mehrere ſchiffbare, z. B. nördlich den Miami, Wabaſch, Scioto u. a., ſüdlich den Kentucky, den Cumberlandfluß, den New-River und den Teneſſee, und mündet ſich nach einem Laufe von 200 geogr. Meilen 1000 Ellen breit in den Miſſiſippi aus. An ſeinen Ufern werden, nach **Briſted**, auf mehreren Werften jährlich eine große Zahl Schiffe bis von 400 Tonnen Laſt gebaut, welche die Erzeugniſſe der nordweſtlichen Provinzen 2400 engl. M. weit bis nach Neu-Orleans führen, wo ſie Zucker, Baumwolle, Taback u. ſ. w. für die atlantiſchen Häfen der vereinigten Staaten laden. Stromaufwärts gehen jetzt Dampfſchiffe. Der **Ohioſtaat**, am nordweſtlichen Ufer des Ohio, ein fruchtbares, von großen Waldungen (Fichten, Eichen, Ahorn und dem prächtigen Sykomore) überſchattetes Land unter ſehr geſundem Himmelsſtrich, das ſeit 30 Jahren europäiſche Anſiedler angebaut haben, ward im J. 1802, als ein ſelbſtſtändiger Freiſtaat, in den Bund der vereinigten Staaten aufgenommen. Er grenzt an die Staaten Indiana, Teneſſee, Ken-

tucky und an die Weſtern Territories. Sein Areal beträgt über 3000 deutſche Q. M. (nach Briſted 45000 engl. Q. M. mit 394,752 Einwohnern im J. 1817). Die Bevölkerung hat hier binnen zehn Jahren um 180 auf 100 zugenommen. Unter 24 Ortſchaften ſind zu bemerken: die Hauptſtadt Chilicothe, und die größte, Cincinnati, am Ohio, mit 2600 Einwohnern. Letztere hat eine öffentliche Bibliothek, eine literariſche Geſellſchaft und Buchhandel. In dieſem Staate, deſſen Verfaſſung Meliſh (in ſ. Travels through the United States. Philad. 1815) für die beſte aller übrigen nordamerikaniſchen Freiſtaaten hält, iſt die Negerſclaverei ſtreng verboten.

K.

Oehlenſchläger (Adam), Profeſſor der Aeſthetik zu Kiel, (ſeit 1815) Ritter vom Danebrog, einer der genialſten dramatiſchen Dichter der gegenwärtigen Zeit. Er gehört ſeinem Vaterlande nach Dänemark zu, das er, wie überhaupt den ſkandinaviſchen Norden, durch poetiſche Bearbeitung der daſelbſt einheimiſchen Sagen und Geſchichten verherrlicht. Deutſchland eignet ſich ihn wegen ſeiner geiſtigen Ausbildung zu, und weil er in deutſcher Sprache die ſchönſten ſeiner Werke gedichtet. Die Verwandtſchaft beider Länder und ihres Geiſtes hat er von neuem als Dichter beſtätigt. Er ſoll früher Schauſpieler in Copenhagen geweſen ſeyn. Auf Koſten der Regierung reiſete er mehrere Jahre in Deutſchland (ungefähr im J. 1804, Italien (Bruchſtücke einer Reiſebeſchreibung findet man im Morgenblatte) und Frankreich, übernahm darauf die Theaterdirection in Copenhagen, und wurde dann nach Kiel verſetzt. In Deutſchland wurde er zuerſt bekannt durch ſein dramatiſches Mährchen Aladdin oder die Wunderlampe (Amſterdam 1808). Noch berühmter aber ſind ſeine ernſten Dramen Palnatoke, der kräftige Hakon Jarl (Tübingen 1809 8.), das wunderzarte Liebesdrama Axel und Walburg, und der ſinnige Correggio. Die letztern ſind auch auf den größern deutſchen Bühnen mit mehr oder minder Glück dargeſtellt worden. Außerdem hat er noch viele Dramen und Opern in däniſcher Sprache geſchrieben. Seine neueſte Oper iſt die Ludlamshöhle, deren Süjet eine weiße Frau, eine Art von gutem Geiſte in Schottland iſt. Sie iſt componirt von Weiße, und ſcheint nicht den Beifall ſeiner frühern Producte gehabt zu haben, welches auch die Veranlaſſung zu einer literariſchen Fehde zwiſchen ihm und Baggeſen geworden iſt.

T.

Ohmacht (Landolin), einer der vorzüglichſten deutſchen Bildhauer unſerer Zeit, iſt um das Jahr 1768 in der ehemaligen Reichsſtadt Rothweil geboren und offenbarte ſchon früh ſein Bildnertalent. Er trat bei einem Heiligenſchnitzer in die Lehre, hatte nach und nach noch verſchiedene andre Lehrmeiſter, die er bald ſämmtlich übertraf, und genoß endlich, auf Verwendung des Rothweiler Magiſtrats, den trefflichen Unterricht des Bildhauers Melchior in Frankenthal. Hier ward er mit den Grundſätzen der höhern Kunſt und eines geläuterten Geſchmacks bekannt, und erwarb ſich bereits einen bedeutenden Ruf. Nachdem er einige Zeit in Mannheim und Baſel gelebt und hauptſächlich im Porträt gearbeitet hatte, beſuchte er zu Anfange der neunziger Jahre Italien, wo er, meiſt in Rom, zwei Jahre verweilte und ſeine Bildung vollendete. Er ſah dann die Kunſtſammlungen in München, Wien, Dresden u. ſ. w. und verweilte längere Zeit in Hamburg. Hier arbeitete er ein Denkmal, welches dem Bürgermeiſter Rhode im Dom zu Lübeck errichtet wurde, und Klopſtocks

Büſte, beide in Marmor und von großer Vollkommenheit. Im J. 1801 ward Ohmacht nach Straßburg berufen, um das Denkmal für den General Deſaix daſelbſt auszuführen. Nur der Entwurf und die Ausarbeitung der einzelnen Figuren dieſes Denkmals gehört ihm; die Idee des Ganzen, welches mit Recht getadelt worden iſt, rührt nicht von ihm her. Nach 18 Monaten verließ er Straßburg, kehrte aber 1803 dahin zurück und hat ſeitdem ſeine vorzüglichſten Arbeiten dort verfertigt. Dahin gehört eine Gruppe von vier Perſonen in Sandſtein, das Urtheil des Paris vorſtellend; zwei coloſſale Büſten in Marmor, Hans Holbein und Erwin von Steinbach; Neptun auf einem Felſen ſitzend, coloſſal, in Sandſtein; ein junger Faun in Sandſtein; das Monument Oberlins in der Thomaskirche in Straßburg, Hautrelief in Marmor; eine Venus in Lebensgröße, in Marmor (vielleicht ſeine gelungenſte Arbeit); eine Flora, als Seitenſtück zur Venus; das Denkmal Kochs in der Thomaskirche u. ſ. w. Außerdem hat Ohmacht eine Menge ſehr ſchätzbarer Miniaturarbeiten in Alabaſter, viele Porträts und Büſten u. ſ. w. verfertigt. Seine letzte uns bekannt gewordene Arbeit ſind zwei weibliche Figuren und ein Chriſtusbild für die neue proteſtantiſche Kirche zu Carlsruhe, wozu er 1816 den Auftrag erhielt.

Ohnmacht (animi deliquium, lipothymia, syncope) iſt eine krankhafte Erſcheinung, welche ſich durch plötzliche, längere oder kürzere Zeit dauernde, Abſpannung aller Funktionen, ins beſondre aber der ſenſiblen auszeichnet, und die wohl eigentlich in einer plötzlichen Unterdrückung der Nerventhätigkeit beſteht. Von hier geht ſie aus und verbreitet ſich auch auf die übrigen Verrichtungen, auf welche die Nerventhätigkeit Einfluß hat. Darum ſind auch diejenigen, deren Nervenſyſtem in einem gereizten und geſchwächten Zuſtande ſich befindet, zu Ohnmachten ſehr geneigt und erleiden ſie von Veranlaſſungen, welche bei andern ſolche Folgen nicht haben würden. Wir ſehen ſie aber entſtehen von übermäßigen Anſtrengungen, vorzüglich bei der Geburt, von übermäßigen und ſehr ſchnellen Ausleerungen, vorzüglich des Blutes, und von allen äußern Umſtänden, welche das Nervenſyſtem lebhaft erregen, z. B. von ſtarken Gerüchen, heftigem Schreck ꝛc.; von Gemüthsbewegungen, ſchlechter Luft, Ueberfüllung des Kopfes mit Blut, und von manchen andern Krankheiten, z. B. Brand, Nerven- und Faulfieber, organiſchen Fehlern des Herzens, der großen Gefäße u. ſ. w. — Bei einem gelindern Anfalle empfinden die Kranken Schwäche, Wüſtigkeit, Betäubung, Schwindel, Angſt, Klingen vor den Ohren, ſie ſehen Nebel, Flor, oder es wird ihnen ſchwarz vor den Augen; die Augen verlieren den Glanz, und bekommen einen bläulichen Ring; das Geſicht wird blaß, ſinkt ein; die Muskeln werden ſchwach und vermögen den Körper nicht zu tragen. — Bei höhern Graden verliert ſich das Bewußtſeyn entweder ganz, oder es iſt durch verworrne Vorſtellungen getrübt; dann iſt der Puls ſehr matt, klein, träge, kaum zu fühlen, das Athmen träge, die Gliedmaßen kalt. — Gewöhnlich geht dieſer Zuſtand in kurzer Zeit vorüber und hinterläßt bloß das Gefühl von Schwäche, welches ſich nach und nach auch verliert, und er hat nicht viel zu bedeuten, wenn er von vorübergehenden Veranlaſſungen herrührte. — Wenn indeß Jemand häufig ohne äußere Veranlaſſung in Ohnmacht fällt, ſo iſt dieß ſchon nach Hippokrates Ausſpruch gefährlich. Endlich kann man auch die Ohnmacht in manchen Fällen als eine wohlthätige Naturanſtalt betrachten, deren ſie ſich bedient, um größern Nachtheilen vorzu-

beugen. Die Ohnmacht, welche von Blutungen entſteht, veranlaßt es z. B., daß die Blutung ſteht; ſie iſt ein natürlicher Damm gegen das Uebermaß der Schmerzen. — Demohngeachtet ſucht man die Ohnmacht immer ſchnell zu vertreiben und man bedient ſich dazu der aufregenden oder flüchtig reizenden Mittel, z. B. der Naphthen, von denen man einige Tropfen nehmen läßt, wenn der Kranke ſchlingen kann; ſonſt beſprengt man das Geſicht mit einigen Tropfen kalten Waſſers, reibt die Schläfe mit Eſſig, oder hält etwas Starkriechendes unter die Naſe. — Zu einer gründlichen Cur iſt es aber nöthig, daß die Urſachen berückſichtiget und entfernt, die Hauptkrankheiten gehoben oder die kränklichen Anlagen gehörig beſeitiget werden.

B. P.

Ohr, ſ. Gehör.

Ohrenbeichte wird in der römiſchen Kirche das dem Prieſter im Beichtſtuhle abzulegende geheime Bekenntniß der Sünden genannt, die der Beichtende ſeit ſeinem letzten Abendmahlsgenuſſe begangen hat. Der Beichtvater pflegt das Beichtkind noch über die nähern Umſtände der eingeſtandnen Sünden auszuforſchen und nach Maßgabe derſelben ſowohl ſeine Ermahnung, als auch die beſondern Büßungen einzurichten, die er ihm als eine Bedingung der Abſolution auflegt. Solche Büßungen ſind Abbeten des Roſenkranzes in beſtimmten Friſten, außerordentliche Faſten, Wallfahrten, Almoſen und Meſſen, die der Büßende für ſein Geld leſen laſſen muß. Der Beichtende darf keine grobe Sünde, deren er ſich erinnern kann, verſchweigen, dagegen der Beichtvater zur unbedingten und ſtrengſten Geheimhaltung der ihm abgelegten Bekenntniſſe verpflichtet iſt. Dieſe Verpflichtung heißt das Beichtgeheimniß oder Beichtſiegel. Der Gebrauch der Ohrenbeichte iſt in der catholiſchen Kirche vom Papſte Innocenz III. 1215 bei Verluſt der Seligkeit angeordnet worden und die dabei zu ertheilende Abſolution hat nach dem Lehrbegriffe dieſer und der griechiſchen Kirche ſacramentaliſche Kraft. Da die heilige Schrift keine erweisliche Beſtimmung hierüber enthält, ſo fand der Gebrauch der Beichte vor dem Abendmahlsgenuſſe in den älteſten Chriſtengemeinden nicht Statt. Wer ſich grober Sünden ſchuldig gemacht hatte, legte vor der verſammelten Gemeinde ein öffentliches Bekenntniß der Reue ab, welches gewöhnlich ſchriftlich aufgeſetzt war und von dem Büßenden abgeleſen wurde. Papſt Leo der Große verwandelte um 450 dieſe öffentliche Beichte in eine geheime vor dem Prieſter, deren Ablegung jedoch vor 1215 keinesweges allgemein geſetzlich vorgeſchrieben war. Die proteſtantiſchen Kirchen haben die ſtrenge Ohrenbeichte bekanntlich abgeſchafft (ſ. d. Art. Beichte). E.

Ohrenklingen (tinnitus aurium), iſt die Täuſchung des Gehörs, welche in der Wahrnehmung eines hohen Tones beſteht, dem kein äußeres Objekt entſpricht. Iſt der Ton tief, ſo heißt der Zufall Ohrenbrauſen oder Sauſen vor den Ohren. Wenn auch dieſe Erſcheinungen zu den krankhaften gehören, ſo ſind ſie doch oftmals zu den unbedeutendſten Uebeln zu rechnen; ja ſie werden nur dadurch bisweilen wichtig, daß ſie Symptome von einer andern und zwar bisweilen gefährlichen Krankheit ſind. — Veranlaßt werden ſie aber beinahe durch alle Krankheiten, welche entweder das Gehörorgan ſelbſt, oder auch das Gehirn angehen. Auch eine Menge nervöſer Paroxysmen beginnen mit dieſen Symptomen. B. P.

Ohrenzwang (otalgia) wird der bisweilen ſehr heftige und mit einer eigenen Unruhe verbundne Schmerz genannt, der in der

Tiefe des Ohres empfunden wird und dem bald eine Entzündung zum Grunde liegt, bald auch nicht. Erkältung, vorzüglich örtliche des Ohres, Skrofeln, Anſammlung von Feuchtigkeit, oder fremde Körper im Ohre, ſo wie auch der Ausbruch des hinterſten Backenzahns verurſachen ihn; und er iſt oft mit Ausfluß einer lymphatiſchen oder eiterartigen Flüſſigkeit, mit Ohrenbrauſen und ſchwerem Gehör verbunden. Man ſucht ihn dadurch zu lindern, daß man milde Dinge in das Ohr bringt, z. B. Dämpfe von aromatiſchen Aufgüſſen hineingehen läßt, oder lauwarme Milch oder Oel eintröpfelt, oder (bei Entzündung) Blutegel anwendet, Veſicatorien in den Nacken legt und die Urſachen hinwegräumt, wenn es möglich iſt. B. P.

Oïleus, einer der Argonauten, ſ. Ajax.

O'Keefe (John). Dieſer Veteran unter den jetzt lebenden brittiſchen Dramatikern wurde 1746 zu Dublin geboren. Da er von catholiſcher Herkunft war, ſo wurde ſeine Erziehung dem Pater Auſtin, einem kenntnißreichen irländiſchen Jeſuiten, der auch als Kanzelredner geſchätzt war, übertragen. Unter ihm machte O'Keefe bedeutende Fortſchritte im Franzöſiſchen und in der alten Literatur. Auch für die Zeichenkunſt, welche er bei der Akademie ſtudirte und übte, bewies er viel Geſchmack und Talent. Aber die Flüchtigkeit ſeiner Entwürfe und eine Schwäche des Geſichts hielt ihn von der Fortſetzung dieſer Kunſt zurück. Darauf gerieth er in die Geſellſchaft theatraliſcher Herumſtreifer (Spouters), deren Umgang eine ſolche Wirkung auf ihn hervorbrachte, daß er (erſt 15 Jahr alt) ein Schauſpiel in fünf Aufzügen ſchrieb. Als er mit dem Schauſpieler Moſſop bekannt geworden war, betrat er die Bühne zu Dublin, wo er zwölf Jahre lang mit vielem Ruhme ſpielte. Einige ſeiner dramatiſchen Produkte machten ſolches Glück, daß der Verfaſſer dadurch veranlaßt wurde, London zu beſuchen. Hier gefiel er als Schauſpieler zwar wenig; deſto mehr aber als dramatiſcher Lieblingsſchriftſteller. Im J. 1800 wurde er durch Blindheit und andre Unglücksfälle in die traurigſte Lage verſetzt. Er bekam deßhalb eine Benefizvorſtellung auf dem Covent-Garden-Theater und hielt bei dieſer Gelegenheit eine dichteriſche Anrede an das Publikum, worin Humor und Pathos auf die glücklichſte Weiſe gemiſcht waren. Seine vorzüglichſten Werke ſind: Tony Lumpkin in Town. 8. 1778; Son in Law, 8. 1779; The Birth-day, 8. 1783; Omai, 8. 1783; Prisoners at Large, 8. 1788; The Toy, 8. 1789; World in a village Comedy, 8. 1793; London Hermit, 8. 1793; Wild Oats, 8. 1794; Lifes Vagaries, Comed, 8. 1895; Irish Mimic, 1798; Alfred, a drama, 8. u. a.

Oel, ſ. Oele.

Olavides (Don Pablo), Graf von Pilo, geboren 1740 zu Lima, der Hauptſtadt von Peru, kam früh nach Madrid, wo ſeine Talente und ſeine Thätigkeit ihn bald zu wichtigen Aemtern erhoben. Er folgte als Secretär dem Grafen von Aranda auf ſeiner Geſandtſchaft nach Frankreich. Durch ſeinen Umgang mit dieſer fröhlichen und leichtſinnigen Nation verlor er ſein ſtrenges Betragen, nahm zum Theil ihre Sitten an und gewann ihren Charakter lieb. Nach ſeiner Rückkehr nach Spanien erhob ihn Carl III. in den Grafenſtand und ernannte ihn zum Intendanten von Sevilla. Er entwarf mehrere große und nützliche Plane, vornehmlich der, die Sierra Morena urbar zu machen. Dieſes auf ſeinen Höhen dürre, in ſeinen Thälern moraſtige, zu allen Zeiten unwegſame Waldgebirge hat bei

einer Breite von fünf bis ſechs Stunden eine Länge von 27 Stunden. Um es zum Ackerbaue und Handel geſchickt zu machen, berief Olavides Coloniſten aus allen Nationen, beſonders Deutſche, dahin, welche es unter dem Schutze der Regierung (1767 — 1776) zu fruchtbaren Gegenden umſchufen. Bald erhoben ſich in bisher wüſten Gegenden bequeme Gaſthäuſer, und noch jetzt iſt dieſer Diſtrict Spaniens derjenige, wo der Reiſende ſich am beſten befindet. Auch wurden neue Ortſchaften, deren größte er zu Ehren des Königs Carl III. Carolina nannte, nach den Anordnungen des Intendanten angelegt, welcher daſelbſt Seidenmanufacturen anlegen wollte und Arbeiter dafür aus Lyon berief, und überall Induſtrie weckte. Beſchuldigungen der Ketzerei unterbrachen dieſe Erfolge, und der Mann, der ſeines Vaterlandes Glanz und Wohlfahrt durch glückliche Einrichtungen vermehrt hatte, wurde von der Inquiſition 1778 zu einer ſechs- bis achtjährigen Gefangenſchaft und Bußübungen in einem Kloſter verurtheilt. Indeß waren die Dienſte, die er Spanien geleiſtet hatte, zu einleuchtend, um vergeſſen zu werden; es fanden ſich Freunde, die ſeine Flucht im dritten Jahre beförderten. Er begab ſich nach Venedig und kehrte ſpäter nach Spanien zurück, wo er im J. 1803 in einem Alter von 63 Jahren ſtarb. Man hält Olavides für den Verfaſſer eines ſpaniſchen Werks unter dem Titel: El Evangelio en triunfo, worin die Religion gegen den Unglauben vertheidigt wird, und das trotz ſeines mittelmäßigen Gehalts ſo häufig geleſen wurde, daß binnen zwei Jahren acht Ausgaben erſchienen.

Olbers (Wilhelm), geboren zu Arbergen im Herzogthume Bremen im J. 1758, Doctor der Medicin, lebt als ausübender Arzt in Bremen und beſchäftigt ſich aus beſondrer Neigung mit der Aſtronomie, in der er ſich einen bleibenden Namen erworben hat. Er richtete ſeine Aufmerkſamkeit beſonders auf die Cometen. Einen Beweis von dem Erfolge ſeiner Bemühungen lieferte er in ſeiner neuen und bequemen Methode, die Bahn eines Cometen aus eignen Beobachtungen zu berechnen (Weimar 1797). Noch berühmter wurde er durch die Entdeckung der Planeten Pallas und Veſta (ſ. Planeten). Außerdem hat Olbers einzelne Aufſätze über die Parallaxenberechnung, über die vom Himmel gefallenen Steine u. ſ. w. geſchrieben. Seine Inauguraldiſſertation handelt: De oculi mutationibus internis (1780).

Oldenbarnevelb, ſ. **Barnevelb**.

Oldenburg, eine ehemalige Grafſchaft im weſtphäliſchen Kreiſe, an der Weſer und Hunte, zwiſchen Oſtfriesland, Jever, der Weſer und Bremen gelegen, iſt das Stammhaus der heutigen Könige von Dänemark. Seit dem J. 1547 mit Delmenhorſt vereinigt, fiel ſie, nach dem Abgange der ehemaligen Grafen 1667 an die regierende Linie in Dänemark. Dieſe vertauſchte ſie 1773 für ihren holſteiniſchen Antheil an den ruſſiſchen Großfürſten, der ſie ſeinem Vetter, dem Herzoge von Holſtein und Biſchof von Lübeck, Friedrich Auguſt, (welcher der Stifter des zweiten Aſtes der holſtein-eutiniſchen Linie wurde,) abtrat. Dieſen Tauſch ſowohl, als die Abtretung, beſtätigte der Kaiſer im J. 1777. Zugleich erhob er die beiden Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt zu einem Herzogthume unter dem Namen Oldenburg und ertheilte dem Beſitzer deſſelben auf dem Reichstage die Stimme, welche zuvor die ältere holſtein-gottorpiſche Linie gehabt hatte. Bei den allgemeinen Ausgleichungen im J. 1802 ſollte der Herzog den elsfleter Zoll verlieren, welcher im

Durchſchnitte jährlich 60,000 Thlr. trägt, und trat als Biſchof von Lübeck einige Dörfer und die Domſtiftsgebäude an die Reichsſtadt Lübeck ab. Dagegen erhielt er das Bisthum Lübeck mit den Beſitzungen des Domcapitels als erbliches Eigenthum, ferner das hannöveriſche Amt Wildeshauſen und die beiden münſteriſchen Aemter Vechte und Klopenburg. Der Herzog, welcher am 14ten October 1808 dem rheiniſchen Bunde beitrat, war im Beſitze ſeiner Länder, bis Napoleon durch ſein Decret vom 10ten December 1810 ſie nebſt andern Gebieten Deutſchlands ſeinem Reiche einverleibte. Oldenburg wurde zum Departement der Weſermündungen, Lübeck zum Departement der Elbmündungen geſchlagen. Dieſer Gewaltſchritt des franzöſiſchen Uſurpators wurde vornehmlich von Rußland übel empfunden, das dadurch eine Schöpfung ſeiner Großmuth vernichtet ſah, und durch die Bande der Verwandſchaft mit dem herzoglichen Hauſe Oldenburg verbunden war. Die Entſchädigung, welche Frankreich in unbeſtimmten Ausdrücken anbot, wurde weder von dem Herzoge, noch von Rußland angenommen. Mit Deutſchlands Befreiung traten auch für Oldenburg die frühern Verhältniſſe wieder ein. Der regierende Herzog, Peter Friedrich Wilhelm, geboren den 3ten Januar 1754, ſuccedirte als Herzog zu Holſtein-Oldenburg ſeinem Vater Friedrich Auguſt im J. 1785 unter der Landesadminiſtration ſeines Vetters, des Fürſten zu Lübeck. Durch den Wiener Congreß wurde ihm eine Gebietsvermehrung von 5000 Menſchen von Hannover und von 20,000 Menſchen in dem vormaligen Saardepartement verſprochen, welche er auch erhalten hat. Demnach begreifen jetzt die ſämmtlichen oldenburgiſchen Beſitzungen das eigentliche Herzogthum Oldenburg (welches nebſt den dazu gekommenen münſterſchen und hannöverſchen Landesantheilen, und den Herrſchaften Jever und Kniphauſen, in ſieben Kreiſe eingetheilt iſt), das Fürſtenthum Lübeck und das Fürſtenthum Birkenfeld, oder den von Preußen abgetretenen Theil des Sardepartements. Den großherzoglichen Titel, welcher ihm gleichfalls durch denſelben Congreß gegeben wurde, hat er nicht angenommen. Dieſe Lande bilden kein geſchloſſenes Ganzes, ſondern liegen ſehr getrennt. Das Herzogthum Oldenburg iſt von der Nordſee und dem Königreiche Hannover eingeſchloſſen; das Fürſtenthum Lübeck liegt im Umfange des Herzogthums Holſtein, und das neue Fürſtenthum Birkenfeld liegt auf dem linken Rheinufer, a der Nahe. Sie enthalten zuſammen 124 Quadratmeilen und 218,000 Einwohner, größtentheils Lutheraner. Die Gegenden an der Nordſee und der Weſer ſind fette Marſchländer, welche durch Deiche gegen die Ueberſchwemmungen geſchützt werden müſſen, und wo vortreffliche Rindvieh- und Pferdezucht getrieben wird. Getreide zieht man nicht genug; weiter in die Mitte des Landes hinein, beſonders in den von Münſter erhaltenen Theilen, beſteht der Boden aus Geeſtland, Torfmooren und großen dürren Sandgegenden, wo man Stunden lange Heiden ohne Baum und Wohnung findet. In dieſen Heiden unterhalten die Einwohner große Heerden Schaafe mit einer groben Wolle und wichtige Bienenzucht. Auch wird ſtarke Garnſpinnerei, Leinewandweberei und Strumpfſtrickerei getrieben, deßgleichen beſchäftigen ſich die Einwohner in der Nähe der Weſer und des Meeres mit Fiſcherei und Schiffahrt. Das Fürſtenthum Lübeck iſt ein fruchtbares Ländchen; hingegen das Fürſtenthum Birkenfeld hat einen unfruchtbaren Boden und ein rauhes Clima. Die jährlichen Einkünfte des Herzogs betragen 1,200,000 Gulden. Er hat in der engern Bundes-

verſammlung mit Anhalt und Schwarzburg gemeinſchaftlich die 15te Stelle, in der weitern aber eine beſondere Stimme. Es ſtellt zu dem deutſchen Bundesheere 2178 Mann. Die Hauptſtadt des geſammten Landes heißt Oldenburg, und liegt an der ſchiffbaren Hunte. Sie iſt wohlgebaut und hatte ſonſt Feſtungswerke, die jetzt in angenehme ſchattige Partien verwandelt ſind. Man findet daſelbſt ein ſchönes Schloß, 700 Häuſer und 5000 Einwohner.

Oldendorp (Chriſtian Johann), geboren 1772 zu Schloß Marienborn in der Wetterau, lebte lange Zeit in Dresden. Er hat ſich als Maler durch ſeine Feuersbrünſte und Brandſtücke bekannt gemacht, von denen er mehrere öffentlich gezeigt hat. Die Kenner der Kunſt geſtehen ihm in dieſer Gattung der Malerei ein nicht gewöhnliches Talent zu, und vermiſſen nicht ſowohl die Kunſt der Zeichnung, des Colorits und Helldunkels, als die leitende Idee in der Anordnung ſeiner Gemählde, ohne welche keine Einheit möglich iſt. Den meiſten ſeiner Arbeiten fehlt noch der höhere poetiſche Charakter, um ächte Kunſtproducte zu ſeyn. Der deutſche Freiheitskrieg entzog den patriotiſchen Künſtler ſeinen ſtillen Geſchäften und rief ihn in die Reihen des ſächſiſchen Banners; ſeit dem Frieden übte er erſt zu Dresden wieder ſeine Kunſt aus, machte einige Kunſtreiſen und wurde dann als Lehrer an der Schule zu Pforte angeſtellt. Auch iſt er als humoriſtiſcher Schriftſteller aufgetreten.

Oele ſind fettige Flüſſigkeiten, welche ſich nicht mit dem Waſſer vereinigen und vermittelſt eines Dochtes brennen und verdampfen. Es gibt Subſtanzen dieſer Art aus allen drei Reichen der Natur. Des thieriſchen Oels iſt unter dem Artikel **Fett** Erwähnung geſchehen. Die Pflanzenöle haben mit den thieriſchen große Aehnlichkeit. Jedoch hat ein Theil derſelben noch beſondere Eigenſchaften. Man unterſcheidet zwei Hauptarten der vegetabiliſchen Oele, nämlich **fette** und **ätheriſche**. Letztere werden auch weſentliche oder riechende Oele genannt. Die Beſtandtheile der Pflanzenöle ſind Waſſerſtoff und Kohlenſtoff; die ätheriſchen enthalten mehr von dem erſtern, die fetten hingegen mehr Kohlenſtoff. Durch allmählige Verbindung mit dem Sauerſtoffe werden ſie ranzig, durch ſchnelle Verbindung damit verbrennen ſie. **Aetheriſche** oder **riechende** Oele, welche oft auch einen ſtarken Geſchmack haben, erhält man aus ſtarkriechenden vegetabiliſchen Subſtanzen meiſtens durch Deſtillation im Waſſer, ſeltner durch Auspreſſen, wie z. B. das Citronenöl. Sie laſſen ſich im Weingeiſt, auch mehr oder weniger im Waſſer, auflöſen, entzünden ſich am Flammenfeuer ohne Erhitzung, und werden weder brenzlich (empyreumatiſch), noch ranzig. Die Flüſſigkeit und Schwere der ätheriſchen Oele iſt verſchieden, eben ſo auch ihre Farbe. Einige ſind ſchwerer als das Waſſer und ſinken darin zu Boden. Mit Zucker vermiſcht laſſen ſie ſich mit dem Waſſer vereinigen. Beim Zugange der freien Luft verbinden ſich die ätheriſchen Oele leichter mit dem Sauerſtoffe als die fetten, nehmen dadurch eine Farbe an, werden dicker und in ein Harz verwandelt. Körper, die von dieſen Oelen durchdrungen ſind, widerſtehen der Fäulniß, und hierauf gründet ſich die Theorie des Einbalſamirens. Alle gewürzhaft riechende Pflanzen enthalten ätheriſche Oele, die den Geruch der Pflanze beſitzen, von welcher ſie kommen. Bei manchen Pflanzen findet man in allen ihren Theilen ein ätheriſches Oel, bei andern nur in den Blüthen, in den Blättern, den Früchten oder den Schalen und den Samen, oder endlich in der Rinde und der Wurzel. Bei ſehr vielen Pflanzen finden ſich in den

ätheriſchen Oelen derſelben entweder alle, oder doch die mehrſten und vorzüglichſten Arzneikräfte, daher ſie für die Apotheker von großer Wichtigkeit ſind. Pflanzen, die an trocknen, ſonnenreichen Orten wachſen, geben das meiſte ätheriſche Oel. Durchs Trocknen derſelben verringert ſich die Quantität ihres Oels. Man zieht auch mittelſt der Deſtillation im Waſſer aus einigen animaliſchen Subſtanzen (z. B. aus den Ameiſen, dem Bibergeil u. a.) ein ähnliches Oel. Wenn nun das Waſſer, in welches man die aromatiſchen Pflanzen gethan hat, den Grad der Siedhitze bei der Deſtillation in der Blaſe erreicht hat, ſo gehen die meiſten ätheriſchen Oele über; doch thun dieß einige ſchon bei einem geringern Grade. Je leichter ſie ſind, deſto eher geſchieht ihr Uebergang. Manche Pflanzen bedürfen nur eines Dampfbades, um daraus das Oel zu erhalten. Mit dem Oele geht zugleich das Waſſer über. Dieß ſondert man dadurch ab, daß man die ganze, durch die Deſtillation erhaltene Miſchung, welche milchicht ausſieht, zugedeckt an einen kühlen Ort ſtellt. Hier ſetzt ſich das ſchwerere Oel zu Boden, das leichtere aber ſchwimmt auf der Oberfläche des Waſſers und kann ohne viele Mühe vollends abgeſondert werden. Wenn man es von den ſchleimichten Theilen befreit hat, die mit übergegangen ſind, ſo muß es in wohlverwahrten Flaſchen aufbehalten werden. — Die fetten Oele, welche auch ausgepreßte Oele genannt werden, obgleich man nicht alle durch das Auspreſſen gewinnt, ſchwimmen ſämmtlich auf dem Waſſer, ſind alſo ſpeciſiſch leichter. Sie hinterlaſſen auf dem Papiere einen durchſichtigen Fleck, der durch das Erwärmen des Papiers nicht wieder vergeht, weil dieſe Oele, um verflüchtigt zu werden, einen weit höhern Grad der Hitze, als der des ſiedenden Waſſers iſt, verlangen. Sie laſſen ſich im Weingeiſt nicht auflöſen, und erhalten, wenn ſie im friſchen Zuſtande auch noch ſo mild ſind, beim Ranzigwerden einen ſcharfen, beißenden, brennenden Geſchmack und einen widrigen Geruch. Viele von dieſen Oelen nehmen auch von den Schalen der Früchte, wenn dieſe mit denſelben gepreßt werden, einen unangenehmen Geſchmack und Geruch an; auch geben alte, verdorbne, deßgleichen unreife Samen ein ſchlechteres Oel. Die fetten Oele des Pflanzenreichs werden aus ſolchen Pflanzenſamen und Kernen gewonnen, welche mit dem Waſſer zerrieben, Emulſionen liefern. Durch das Auspreſſen erhält man die mehrſten. Im Großen geſchieht dieß auf eignen Oelmühlen. Hier werden die Samen entweder geſchält oder ungeſchält zerſtampft, ſodann, um das Auspreſſen zu erleichtern, erwärmt und in die Preſſen gebracht. Durch kaltes Auspreſſen bringt man nicht alles Oel aus dem Samen; treibt man aber die Erwärmung zu hoch, ſo ſchadet man dadurch dem Oele, welches in dieſem Falle eher ranzig wird. Alle friſch ausgepreßten Oele enthalten eine Menge Schleimtheile, welche beim Preſſen mit abgefloſſen ſind, und ſehen daher trübe aus. Durch anhaltende Ruhe werden ſie völlig klar und können von dem Bodenſatze abgegoſſen werden. Auch durch das Auskochen gewiſſer Früchte oder Samenkerne erhält man fette Oele. Es ſind dieß inſonderheit die ſogenannten Pflanzenbuttern. Manche von den fetten Oelen trocknen an der Luft zu einer feſten Maſſe aus, andre bleiben dagegen immer ſchmierig. Wenn man die erſtern kocht, ſo wird ihr Austrocknen noch mehr befördert, weil dabei die wäßrigen und ſchleimichten Theile mehr abgetrieben werden. Dieſe trocknenden Oele geſtehen erſt bei einem weit höhern Kältegrad als die ſchmierig bleibenden, von denen einige ſchon

bei der gewöhnlichen Temperatur unſers Climas im Sommer zu einer Art von Butter gerinnen. Zum Sieden erfodern alle einen Grad von Hitze, den man auf 600 Grad Fahrenheit rechnet. Erſt, wenn ſie bis zur Verflüchtigung erhitzt ſind, entzünden ſie ſich. Mit dem Waſſer laſſen ſich die fetten Oele nicht vermengen. Wenn man beide Subſtanzen unter einander ſchüttelt, ſo entſteht eine trübe milchichte Flüſſigkeit, aus der ſich aber das Oel bald wieder vom Waſſer ſcheidet und obenauf ſchwimmt. Eine bleibende milchichte Flüſſigkeit der Art erhält man, wenn man die ölichten Pflanzenſamen mit Waſſer reibt. Dieſe Pflanzenmilch wird Emulſion genannt. In derſelben iſt das Oel nicht mit dem Waſſer vermiſcht, ſondern nur mittelſt des Schleims in demſelben vertheilt, und kann daraus abgeſchieden werden. In der Wärme löſen die fetten Oele die Harze und den Schwefel auf. Mit den ätzenden Laugenſalzen verbinden ſie ſich aufs innigſte, werden in dieſer Verbindung auch ſelbſt auflösbar und zur Seife. Wenn man die fetten Oele mit Kalkwaſſer unter einander ſchüttelt, ſo verdicken ſie ſich. Blei, Kupfer, Braunſtein und Arſenik greifen die fetten Oele an und löſen ſie allmählig auf. Beim Verbrennen ſetzen ſie einen Ruß ab, welcher von dem, aus Mangel an Sauerſtoff unzerſetzt und unverbrannt gebliebenen, Kohlenſtoffe herrührt. Wenn man daher dem Dochte einer Lampe die Einrichtung gibt, daß die Luft durch die Achſe der Flamme gehen kann, ſo wird aller Rauch vermieden, weil aller Kohlenſtoff zerſetzt wird, und es bildet ſich nur Waſſerdunſt und kohlenſaures Gas. Nach Lavoiſiers Verſuchen verzehren 19 1/4 Gran Baumöl beim Verbrennen 62 Gran Lebensluft, und dabei bilden ſich 54 1/4 Gran kohlenſaures Gas und 27 Gran Waſſer. Durch die Decarboniſation können die fetten Oele in ätheriſche verwandelt werden, indem ihnen dadurch ein Theil des Kohlenſtoffs entzogen wird. — Diejenigen Oele, die man prenzliche oder empyreumatiſche nennt, ſind Producte, welche aus den Oelen erſt durch die Einwirkung des Feuers erzeugt werden; alſo nicht beſondere Arten der Oele überhaupt. Sie haben einen brandigen unangenehmen Geruch, ſcharfen, bitterlichen Geſchmack, eine dunkle Farbe und etwas dicke Conſiſtenz. Man kann ſie durch die trockne Deſtillation ſowohl aus thieriſchen, als vegetabiliſchen Oelen ziehen. In mancher Hinſicht verſchieden von den beiden genannten Gattungen iſt das mineraliſche oder Erd- und Bergöl. Es iſt gemeiniglich braunroth oder ſchwarzbraun von Farbe; doch gibt es auch eine weiße, waſſerhelle, ingleichen eine gelbe Sorte. Das meiſte Bergöl quillt aus weißen, ſchwarzen und gelben Tonſchichten, beſonders in der Gegend von Derbent, Schamachin und Baku in Medien und Perſien. In Lothringen, im Modeneſiſchen und auf der Inſel Sumatra quillt ebenfalls einiges aus der Erde. Unter allen tropfbaren Flüſſigkeiten iſt das weiße Bergöl die leichteſte. Sein Geruch iſt durchdringend, angenehm, gewürzhaft und ähnelt dem des rectificirten Bernſteinöls. Es iſt in ätheriſchen Oelen und in Vitrioläther, nicht aber in fetten Oelen oder im Weingeiſte auflösbar, wenn man nicht Harz hinzuſetzt. Schon in einiger Entfernung an Flammenfeuer gehalten, entzündet es ſich vermittelſt ſeines Dunſtkreiſes und brennt mit ſtarkem Rauche in einer bläulichen Flamme. Es iſt ausnehmend dünn und verfliegt bald. Wenn man weißes gewöhnliches Papier damit tränkt, ſo ſieht man es in kurzer Zeit verſchwinden, ohne eine Spur von Flecken zurück zu laſſen. An der freien Luft verdickt es ſich, und nimmt eine bräunliche Farbe und einen

widrigen Geruch an. Deſtillirt man es in Waſſer, ſo geht es unverändert über. Das braunrothe oder ſchwärzlichbraune Bergöl iſt weit häufiger. Es wird in mehrern Gegenden Deutſchlands, in der Schweiz, in Italien, Frankreich und anderwärts gefunden. Nur durch ſeine Farbe, durch den unangenehmen Geruch und durch die beträchtlichere Dicke, nicht aber im Weſentlichen weicht es von dem feinen weißen Bergöle ab. Es quillt nicht bloß aus Erdſchichten, ſondern auch aus Steinritzen hervor, und zwar oft an ſolchen Stellen, wo man keine Spur von Steinkohlen erblickt, die doch ſonſt die Mutter des Bergöls zu ſeyn pflegen. — Was den Nutzen der verſchiedenen Oele betrifft, ſo iſt es kaum nöthig, davon etwas zu ſagen. Jeder weiß, daß ſie für den gemeinen häuslichen Gebrauch, ferner in vielen Künſten und Manufacturen, ſo wie in Apotheken auf mannichfache Art verwendet werden und von großer Wichtigkeit ſind.

Oelbaum, ſ. Olive.

Olearius (Adam), eigentlich Oelſchläger, wurde zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts zu Aſchersleben im Halberſtädtiſchen geboren, wo ſein Vater ein Schneider war. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt wenig bekannt. Er wurde zu Leipzig Magiſter und Aſſeſſor der philoſophiſchen Facultät, auch des kleinen Fürſtencollegiums Collegiat, wendete ſich aber darauf, aus unbekannten Urſachen, nach Holſtein, und wurde des damaligen Herzogs von Holſtein-Gottorp, Friedrichs III., Hofmathematikus und Bibliothekar. Im Jahre 1635 ſchickte ihn der Herzog mit einer anſehnlichen Geſandtſchaft, bei der ſich auch der Dichter Paul Flemming (ſ. d.) befand, als fürſtlichen Rath und Secretär an ſeinen Schwager, den Czaar Michael Fedeorowitz, nach Moskau, und im Jahre 1635 mit derſelben Geſandtſchaft zum zweiten Male nach Rußland und von da an den König in Perſien Shah Sefi. Er kam 1639 glücklich nach Gottorp zurück, und gab von dieſer Reiſe eine in mehrerer Hinſicht merkwürdige und an wichtigen Notizen reichhaltige Beſchreibung heraus, die noch jetzt in Anſehn ſteht, ob es ihr gleich nicht an Beweiſen der Leichtgläubigkeit fehlt. Er hatte in Perſien die Landesſprache gründlich erlernt, und mehrere Handſchriften von dort mitgebracht, unter andern die Werke des Dichters Saadi, deſſen Guliſtan oder Roſengarten er nebſt den Fabeln des arabiſchen Dichters Locman in deutſcher Ueberſetzung lieferte. Im Jahr 1651 wurde er unter dem Namen des Vielberühmten in die fruchtbringende Geſellſchaft aufgenommen, und ſtarb 1671. Außer den genannten Werken hat er theils verſchiedene Schriften Anderer herausgegeben, als Flemmings Epigrammata latina, v. Mandelsloh's Reiſebeſchreibung u. ſ. w.; theils ſelbſt mehrere verfaßt, als: Gottorpiſche Kunſtkammer; Holſteiniſche Chronik von 1448 bis 1663; Siegs- und Triumphsfahne Guſtav Adolphs; Ballet von der Unbeſtändigkeit der weltlichen Dinge; Erfundener Weg zum Paradieſe; Hiſtorie der Cleopatra; Relation von dem gottorpiſchen Parnaſſe; Luſtige Hiſtorie, woher das Tabacksrauchen komme u. ſ. w. — Olearius verdient auch in Beziehung auf die Sprache ehrenvoll erwähnt zu werden. Seine Schreibart iſt männlich und rein, und nirgend durch die zu ſeiner Zeit ſchon üblichen Pedantereien entſtellt.

Oelfarben, ſ. Oelmahlerei.

Oligarchie, dem Worte nach: Herrſchaft von Wenigen; im gewöhnlichen Sinne diejenige Ausartung der Ariſtokratie, welche ent-

ſteht, wenn die höchſte Gewalt aus den Händen des geſammten dazu berechtigten Corps in die einiger wenigen Familien, oder einzelner Individuen übergeht. (S. Ariſtokratie.) Die Oligarchie ſcheint ſowohl der Volksherrſchaft als der unumſchränkten Willkür eines Einzelnen vorzuziehn zu ſeyn und die Erfahrung zeigt, daß die große Maſſe des Volks unter der Herrſchaft einzelner mächtiger Familien gewöhnlich des blühendſten Wohlſtandes und großer perſönlicher Freiheit genoß, nur daß ſie von der Regierung ſelbſt ausgeſchloſſen blieb.

Oliva, eine durch den Friedensſchluß 1660 berühmte Ciſtercienſerabtei, nicht weit von Danzig. (S. Friedensſchlüſſe.)

Olivarez (Gaſparo de Guzman, Graf von), Herzog von Sanlucar, aus einem vornehmen ſpaniſchen Geſchlechte, war zu Rom geboren, wo ſich ſein Vater als Geſandter bei Sixtus V. befand. Das Haus, wo er zur Welt kam, war der alte Palaſt des Nero, daher ſeine Feinde in der Folge Gelegenheit nahmen, ſeine grauſame Unbeugſamkeit mit den Barbareien dieſes Kaiſers zu vergleichen. Sein Vater kam in Verdacht, den Papſt durch einen Brief vergiftet zu haben. In dieſem Falle wurde er wenigſtens ſchlecht dafür belohnt: denn ſeine Vermögensumſtände waren ſo beſchränkt, daß er kaum ſeinen Sohn zu Sevilla, und ſpäter auf der Univerſität Salamanca erhalten konnte. In dem Jünglinge entwickelte ſich früh ein ehrgeiziges Streben, welches bei ſeinem Erſcheinen am Hofe noch mehr genährt wurde, indem es ihm gelang, die Gunſt Philipps IV. als Vertrauter in ſeinen Liebesintriguen zu gewinnen. Vom Günſtlinge ſchwang er ſich an die Stelle des Herzogs von Uzeda zum Premierminiſter empor, und übte binnen 22 Jahren eine faſt unbeſchränkte Gewalt aus. Den Anfang ſeines Miniſteriums bezeichnete er durch nützliche Verordnungen. Aber ſtatt den blühenden Zuſtand des Reichs immer im Auge zu haben, war er nur bemüht, Geld aus demſelben zu ziehen, um den Krieg mit den benachbarten Mächten zu unterhalten. Seine unbeugſame Härte war Urſache, daß Catalonien ſich empörte, um ſeine Privilegien aufrecht zu erhalten. Die Portugieſen, der Mißhandlungen müde, zerbrachen das ſpaniſche Joch, und erkannten im Jahr 1640 den Herzog von Braganza für ihren König an. Olivarez hatte die Unverſchämtheit, dem Könige dieſes Ereigniß als etwas Erfreuliches anzukündigen, indem er dadurch berechtigt werde, die ungeheuern Beſitzungen des Herzogs in Spanien einzuziehen. Der Krieg, welcher darauf erfolgte, wurde von Spanien, deſſen Heere von den Franzoſen und deſſen Flotten von den Holländern geſchlagen wurden, ſo unglücklich geführt, daß der König ſich endlich 1643 genöthigt ſah, ſeinen Miniſter, welcher der Gegenſtand der allgemeinen Unzufriedenheit geworden war, zu entſetzen. Olivarez mußte in dem Augenblicke vom Schauplatze abtreten, wo er, befreit von ſeinem furchtbaren Nebenbuhler Richelieu, die Angelegenheiten des Reichs wieder herzuſtellen vermocht hätte. Vielleicht wäre er zurückberufen worden, wenn er nicht zu ſeiner Vertheidigung eine Schrift abgefaßt hätte, die mehrere mächtige Perſonen beleidigte, ſo daß der König es gerathen fand, ihn noch weiter zu entfernen und auf Toro zu beſchränken, wo er im J. 1643 kinderlos ſtarb. Außer der Grauſamkeit und dem Geize beſchuldigte man ihn noch mancher Verbrechen, die jedoch weniger erwieſen ſind.

Olive, die Frucht des Oelbaums, welche äußerlich ein ſchwarzgrünes, bisweilen auch weißliches oder rothbraunes Fleiſch hat, in welchem der harte Stein oder die Nuß mit dem Samenkorne ent-

halten iſt. Roh hat die Frucht einen unangenehmen bittern Geſchmack und iſt ungenießbar. Die Hauptbenutzung der Oliven iſt zu dem vortrefflichen Baum- oder Olivenöle. Die Früchte, welche dazu dienen ſollen, müſſen mit Sorgfalt geſammelt werden; ſie müſſen reif, aber nicht überreif ſeyn. Sie werden zuvörderſt a f einer hiezu beſtimmten Mühle zerrieben und ſodann in die Preſſe gebracht. Das erſte Mal werden ſie nur gelinde gedrückt. Das dadurch erhaltene Oel iſt das koſtbarſte, weiß von Farbe, ungemein mild und ſüß von Geſchmack und träufelt bloß aus dem Fleiſche. Man nennt es Jungfernöl. Etwas geringer iſt die Sorte, welche durch eine zweite, ein wenig ſtärkere Preſſung erhalten wird, wobei ſchon der Kern und ſeine Schale Oel fahren laſſen, welches aber nicht ſo gut iſt, wie das aus dem Fleiſche. Wenn endlich nach ſtarkem Preſſen kein Oel mehr fließt, ſo gießt man ſiedendes Waſſer auf den Brei, rührt ihn um und preßt von Neuem. Hierdurch erhält man Waſſer mit Oel vermengt. Letzteres ſondert ſich bald von jenem und ſchwimmt oben auf, ſo daß es bequem abgeſchöpft werden kann. Letztere Sorte iſt die geringſte, und wird theils zum Brennen, theils in Manufacturen gebraucht. Der Verbrauch des Baumöls iſt ſehr groß; es geht daher aus den ſüdlichen Ländern in großen Quantitäten jährlich nach dem nördlichen Europa in eichenen Fäſſern. Soll das Baumöl lange gut bleiben, ſo muß es in gläſernen, wohlverwahrten Flaſchen mit engen Hälſen an einem kühlen Orte aufbewahrt werden. Uebrigens gehen mit dem Baumöl mancherlei Betrügereien vor. Höchſt nachtheilig für die Geſundheit iſt die Nachahmung dieſes Oels durch Rüböl oder Leinöl, welches, um ihm die Süßigkeit und Weiße des Baumöls zu geben, in bleierne Gefäße gegoſſen wird. Bekanntlich aber löſen die fetten Oele eine nicht unbeträchtliche Menge von Bleitheilen auf, und werden dadurch vergiftet. Die öconomiſche Benutzung des Baumöls iſt mannichfaltig. Es wird gebrannt und an Speiſen genoſſen. In der Arzneikunſt iſt es von Wichtigkeit. Vermöge ſeiner Fettigkeit hüllt es die ſcharfen Reize im menſchlichen Körper ein, macht die Faſern und Gefäße ſchlüpfrig und geſchmeidig, und allzuſtark geſpannte Theile ſchlaff. Das Baumöl beſitzt auch die ſchätzbare Eigenſchaft, die Wirkung ſcharfer, ätzender Gifte im Körper unwirkſam zu machen; es gibt ferner den angefreſſenen Gedärmen einen ſchützenden Ueberzug, lindert den Huſten, welcher von ſcharfen Reizen oder vom Krampfe entſteht, mildert Steinſchmerzen und viele andere Uebel. Auch äußerlich leiſtet es in vielen Fällen treffliche Dienſte, namentlich gegen den Biß giftiger Schlangen. — Auch eingemacht werden die Oliven weit verſchickt und verbraucht.

Olivetaner, ſ. Benedictiner.

Olla potrida, ein Topf, worin mehrerlei Fleiſcharten nebſt verſchiednen Zuthaten unter einander gemiſcht ſind; ein Lieblingsgericht der Spanier. Deßgleichen ein mit wohlriechenden Blumen und Kräutern angefüllter Topf. Daher überhaupt ein Allerlei.

Oelmahlerei. Die Oelmahlerei oder die Kunſt mit Oelfarben zu mahlen, welche für größere Gemählde heutzutage die gewöhnlichſte Art zu mahlen iſt, hat wegen der Lebhaftigkeit, Kraft, Anmuth und Naturwahrheit der Farben, wegen der Mannichfaltigkeit und Miſchung der Tinten, kurz wegen des vollkommenen Zaubers des Colorits vor allen übrigen Arten der Mahlerei große Vorzüge. Die Farben ſind etwas dunkler, aber auch glänzender als die Waſſe

farben. Man erreicht in Oelfarben den Schmelz, womit die Natur die Gegenſtände ſchmückt, das Sanfte, Duftige, wodurch ſie ihren Lanſchaften den größten Reiz gibt, das Durchſichtige der Schatten, und das Ineinanderfließende der Farben. Auch leiden Oelgemählde von Waſſer und andern Feuchtigkeiten wenig, denn die Oelfarbe löſet ſich nicht ſo leicht wieder auf, wenn ſie einmal angetrocknet iſt, und eine Stelle kann, ſo oft der Mahler will, übermahlt werden. Durch öfteres Uebermahlen aber kann die beſte Harmonie und höchſte Wirkung der Farben leichter erhalten werden, als wenn man die Farben einmal muß ſtehen laſſen, wie ſie zuerſt aufgetragen worden ſind. Auch können Oelfarben übereinander geſetzt werden, ſo daß die untere durchſcheint, ein wichtiger Vortheil, den die Waſſerfarben nicht haben. Ferner, da die Oelfarbe zähe iſt, und nahe an einander gelegte Tinten nicht in einander fließen, ſo kann der Mahler ſowohl eine beſſere Miſchung, als eine bequemere Nebeneinanderſetzung der Farben erreichen, als in Waſſerfarben. Hingegen hat die Oelfarbe auch das Nachtheilige, durch einen Schimmer des auffallenden Lichtes zu blenden, daher man ein Oelgemählde nicht von allen Standpunkten gleich gut ſehen kann; und daß der Staub feſter darauf haftet, welchem Uebel man oft durch einen Ueberzug von Firniß zuvorkommen will. Ferner werden ihre Farben mit der Zeit allmälig dunkler, namentlich nehmen die Fleiſchfarben einen gelbröthlichen Ton an, wodurch die Wahrheit der Gemählde ſehr leidet. Die Schuld davon liegt an dem Oele, mit welchem die Farben angemacht werden: denn jedes Oel wird mit der Zeit gelb und ſteckt dadurch alle fetten Tinten an. Am gewöhnlichſten bedient man ſich dazu des Nußöls, mit welchem die Farben aufgelöſet und gerieben werden, und welches ſeiner Natur nach trocknend iſt. Das Leinöl als das gelbſte und fetteſte wird zum Gründen gebraucht. Auch erſetzt man das Nußöl durch weißes Mohnöl, welches weißer und heller iſt als dieſes und ebenfalls trocknet. Da aber einige Farben, wenn ſie gerieben werden, ſehr ſchwer trocknen, ſo hat man ſich mannichfaltiger Firniſſe bedient, welche man unter die ſchwer trocknenden Farben miſcht. Ein großer Vortheil der Oelmahlerei iſt auch der, daß der Mahler die Wirkung ſeiner Arbeit ſicherer beurtheilen kann, indem die Farben im Trocknen ſich nicht verändern, wie die Waſſerfarben; nur muß er, um dem angeführten Nachdunkeln entgegenzukommen, gleich anfangs den Ton etwas kräftiger und heller halten, und das rechte Maß im Oele zu treffen wiſſen. Viele wenden daher auch einiges Spicköl an, welches die Farben flüſſiger macht und bald verfliegt; nur hindert oft der Glanz der Farben die Wirkung des Gemähldes. Man mahlte ſonſt mit Oel auf Holz, Kupfer und andere Metalle, auch auf Mauern, groben Taffent, jetzt aber am gewöhnlichſten auf Leinewand, die auf einen Blendrahmen gezogen und mit Leim oder Goldgrund, von Einigen auch mit weißen Waſſerfarben überzogen oder gegründet wird. Wenn die Leinewand zubereitet iſt, pflegt man das Bild mit weißer Kreide zu zeichnen, und wenn die Zeichnung richtig iſt, fängt man an mit Farben den Grund zu machen. Man reibt die Farben mit dem ſogenannten Läufer auf einem Porphyr, bis ſie die Steife eines dicken Brei's haben, welche beide nachher jedesmal vor Zubereitung einer andern Farbe gereinigt werden müſſen. Der Palette (ſ. d. Art.) bedient man ſich, um die geriebenen Oelfarben zur Arbeit fertig aufzuſetzen, welche in gehörigen Stufenfolgen angeordnet und gemiſcht werden. Man ſteckt den linken Daumen durch das Loch der

Palette, hält mit eben der Hand die Pinſel (das Haar in die Höhe), mit dem kleinen Finger den Mahlerſtock, wodurch die mahlende unterſtützt wird. Zuerſt wird das Gemählde untermahlt; der Entwurf muß mit denſelben Tinten gemacht werden, womit man ausmahlet; iſt man genöthigt zu ändern, ſo muß man die Farbe zu verſchiedenen Malen übermahlen. Man hat die Kunſt erfunden, die Farben der Oelgemählde vom Holze abzulöſen und auf Leinewand überzutragen (ein gewiſſer Piccault wird als Erfinder dieſer Kunſt genannt); in neuerer Zeit pflegt man das wurmfräßige Holz bis auf die Oberfläche des Gemähldes ganz fein abzuhobeln, und auf neues Holz überzutragen (ſ. Fiorillo, Geſch. der zeichnenden Künſte, II. B. S. 716.). Noch gewöhnlicher iſt jedoch die Kunſt, Oelbilder aufzumahlen (zu retouchiren) angewendet, und auf einen hohen Grad der Fertigkeit erhoben worden. Doch kann man kaum verhindern, daß nicht nach einiger Zeit die Spuren davon bemerkt werden ſollten. Auch pflegt man die auf Leinewand gemahlten Oelbilder auf neue Leinewand aufzuziehen (welches die Franzoſen rentoiler nennen), wenn die Leinewand anfängt auszufäßeln, oder Riſſe zu bekommen und abzuſpringen. Ueber die Entſtehung und das Alter der Oelmahlerei hat viel Streit geherrſcht. (Die Literatur dieſes Streites ſiehe in Sulzers Theorie 2c. Th. III. Th. S. 571, 752, und Blankenburgs Zuſätze zu Sulzer II., 452). — Die ältere und gewöhnliche Meinung war, daß Johann von Eyk, auch Johann von Brügge genannt (ſ. d. Art. Eyk) dieſe Kunſt im 14ten Jahrhundert erfunden habe, indem er einen Firniß zu ſeinen Waſſerfarben ſuchte, und auf den Gedanken gekommen ſey, ſie mit Nußöl anzumachen. Als er davon die beſchriebenen Wirkungen geſehen, habe er auf dieſe Weiſe verſchiedene Gemählde verfertigt, und dem König von Neapel, Alphons I., gewidmet. Von Eyk habe ferner ſein Geheimniß einem gewiſſen Anton oder Antonello von Meſſina, welcher aus den Niederlanden nach Italien zurückgegangen ſey und dieſe Entdeckung ſehr geheim gehalten habe, anvertraut. Sie ſey aber bald in Italien bekannt, und hier vorzüglich vervollkommnet worden. Nach einer andern und zwar neuern Meinung jedoch gibt es weit ältere Oelgemälde, als die des Johann von Eyk, und die Oelmahlerei wurde gleichzeitig mit Eyk in Italien ausgeübt. Nach letzterer Meinung kann dieſem niederländiſchen Meiſter nur die Vervollkommnung oder Wiederherſtellung dieſer Kunſt, welche vorher noch nicht ſo geſchickt geübt, und wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten, wieder in Verfall gerathen war, beigelegt werden (vergl. Büſchings Geſchichte der zeichnenden Künſte, S. 178, und Sprengel zu Roſcoe's Lorenzo, S. 368). Einige ſchreiben ſogar dieſe Erfindung dem genannten Antonello von Meſſina zu, Andere dem Col. Antonio di Fiore von Neapel. Fiorillo in ſeiner Geſchichte der zeichnenden Künſte I. Th. S. 279 und f. f. tritt der älteren Meinung bei, mit dem Zuſatze, daß Antonello von Meſſina dieſe Kunſt den Domenico Veneziano mitgetheilt habe, dem hernach Andrea del Caſtagno (geboren 1406), als er nach Florenz kam, mit verſtellter Freundſchaft ſein Geheimniß abgelockt habe. Caſtagno habe, als ihm dieß gelungen ſey, ſeinen Freund verrätheriſch auf die ſchmählichſte Art umgebracht, um allein Beſitzer davon zu ſeyn. Dieſer Andrea del Caſtagno habe alſo die Oelmahlerei zuerſt in die toskaniſche Schule eingeführt. Damals habe man nicht anders, als auf hölzerne Tafeln, oder auf Wände, die vorher mit Gips überzogen worden, gemahlt, und darauf die mit

Lein⸗ oder Nußöl abgeriebenen Farben aufgetragen; überhaupt aber nur mit leichten Farben gemahlt, ohne dick aufzutragen und ſtark zu vertreiben. Dieſe Weiſe habe bis auf die Zeiten Tizians fortgedauert, wo man allgemein anfing, auf Leinewand zu mahlen. Später erſt wurden verſchiedene Methoden der Oelmahlerei erfunden. Gewiß iſt es, daß die Oelmahlerei auf hundert Jahre vor Eyk unterbrochen wurde, und man im 14ten und 15ten Jahrhunderte bis auf ihn allgemein mit Waſſerfarben mahlte; wie denn auch die Waſſerfarben wenigſtens bis 1460 noch häufig im Gebrauch blieben. Johann von Eyk aber war ein Freund der Chemie, und die Bekanntſchaft mit dieſer Wiſſenſchaft gab ihm zur Wiederherſtellung der Oelmahlerei Gelegenheit. Er erfand nämlich einen Firniß, womit er ſeine Gemählde von Waſſerfarben überzog, und ihnen mehr Glanz und Stärke gab; aber dieſer Firniß trocknete ſchwer, und als er einſt eines ſeiner Gemählde in die Sonne ſetzte, ſprang es. Dieß bewog ihn, ſtatt des bisherigen Firniſſes einen andern aus Nuß⸗ und Leinöl zu kochen, der beſſer ausfiel als der erſte. Hierbei bemerkte er, daß ſich die Farben viel leichter mit Oel, als mit Leimwaſſer vermiſchen ließen, und beſchloß, dieſer Methode zu folgen. Er fing damit zwiſchen 1402 und 1410 an, und unterrichtete auch zwei ſeiner Landsleute darin, nämlich Roger von Brügge und Roger van der Weyden. Die folgenden Mahler vervollkommneten die Kunſt immer mehr.

Olmütz, die ehemahlige Hauptſtadt des Markgrafthums Mähren in dem nach ihr benannten Kreiſe, zwiſchen zwei Armen der March, wohl gebaut und ſtark befeſtigt, hat 900 Häuſer und 11,000 Einwohner ohne die Beſatzung, ein ſchönes Rathhaus, ein Lyceum, eine Ritterakademie, eine Bibliothek von 50,000 Bänden, viele Kirchen und Klöſter, von welchen einige aufgehoben worden ſind, und in der Vorſtadt die weitläufigen biſchöflichen Gebäude. Die Stadt hat mehrere Tuchfabriken und einen bedeutenden Handel mit polniſchen Ochſen. Eine Viertelſtunde von der Stadt auf einem felſigen Hügel liegt Hradiſch, ein vormahliges Prämonſtratenſer⸗Kloſter, jetzt ein Sommerpalaſt des Erzbiſchofs. Der Erzbiſchof bezieht ſeine beträchtlichen Einkünfte aus zwei Herrſchaften und ſechs Kammergütern, welche zuſammen zehn Städte, fünf Märkte und 112 Dörfer begreifen; ferner aus vielen der Kirche von Zeit zu Zeit heimfallenden Lehen. Im Jahr 1777 wurde das Bisthum zu einem Erzbisthum erhoben, 1778 aber die Univerſität nebſt dem Prieſterhauſe nach Brünn verlegt. Im J. 1642 wurde ſie von den Schweden eingenommen und bis zum Münſterſchen Friedensſchluß behalten; im Jahr 1758 die Stadt von den Preußen belagert, aber von der Beſatzung unter dem General von Marſchall und von der Bürgerſchaft tapfer vertheidigt, bis der Feldmarſchall Daun ſie entſetzte. Maria Thereſia belohnte die Treue der Bürger dadurch, daß ſie das Stadtwappen mit einem Lorbeerkranz und ihrem Namenszuge vermehrte, die meiſten Rathsherrn unentgeltlich in den Adelſtand erhob, andere mit goldenen Schaumünzen und Ketten beſchenkte, den erlittenen Schaden bezahlen ließ, und jährlich am 2ten Juli, als dem Befreiungstage, ein feierliches Vogelſchießen zu halten befahl, wozu ſie jährlich 800 Gulden ausſetzte.

Oels, ein Fürſtenthum in Niederſchleſien, welches gegen Oſten an das Briegiſche, gegen Weſten an das Wolauiſche, gegen Süden an das Breslauiſche und gegen Norden an die Standesherrſchaften Trachenberg und Militſch gränzt, und jetzt zum Regierungsbezirk Breslau gehört. Es enthält 31 Quadratmeilen und 85,000 Einwoh⸗

ner. Der Boden iſt theils eben, theils bergig und im Ganzen fruchtbar, vorzüglich an Getreide. Auch fehlt es nicht an anſehnlichen Waldungen. Die Hauptſtadt Oels liegt auf einer Ebene an der Oelſa, und hat 450 Häuſer und 4300 Einwohner, die ſtarke Tuchweberei und Bierbrauerei betreiben. Es iſt hier ein Gymnaſium und ein weitläuftiges, mit einem Graben und Walle umgebenes Schloß, worin ſich eine anſehnliche Bibliothek nebſt einer Kunſt- und Naturalienſammlung befindet. Bei der Stadt liegen die Luſtörter Wilhelminenort und Sibyllenort. Das Herzogthum Oels fiel nach dem Tode des letzten Herzogs Carl Friedrich zu Münſterberg und Oels, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, an deſſen Schwiegerſohn, Herzog Julius Friedrich von Wirtemberg, den Stifter der Linie Wirtemberg-Oels. Aber auch dieſe Linie erloſch 1792, in Herzog Carl Chriſtian Erdmann. Durch deſſen einzige Tochter und Erbin, Sophie Friederike Charlotte (welche 1789 ſtarb), fiel das Fürſtenthum an deren Gemahl, den Herzog Friedrich Auguſt von Braunſchweig, und nach deſſen Tode 1806 an den 1814 in der Schlacht bei Quatre-bras gebliebenen Herzog Friedrich Wilhelm, welchem die Erbfolge bereits 1785 zugeſichert worden war. Die jährlichen Einkünfte aus dieſem Fürſtenthume mögen 150,000 Gulden betragen.

Oelsner (K. E.), geboren in Schleſien 1764. Er wählte die diplomatiſche Laufbahn und war lange Zeit Agent der Stadt Frankfurt in Paris, zog ſich aber unter Buonaparte nach und nach von aller Theilnahme an den Staatsgeſchäften zurück. Das große Schauſpiel der franzöſiſchen Revolution hatte ihn zu Anfange derſelben nach Paris geführt, wo er bald in die intereſſanteſten Verbindungen mit den vorzüglichſten Lenkern derſelben (insbeſondere mit Sieyes, Dumourier und Danton) kam, und mehreres (z. B. für das Journal Minerva, die berühmten Briefe aus dem Dumourier'ſchen Feldlager von Grandprè, und für die Huberſchen Zeitſchriften) ſchrieb. Von ihm wären überhaupt Memoires über die franzöſiſche Revolution zu wünſchen, und wenige möchten ſie wie er, mit ſeinem ſcharfen, lebhaften und eigenthümlichen deutſchen Style, ſchreiben können. Treu ſeinem Vaterlande und ſeiner Geſinnung lehnte er ſehr bedeutende und vortheilhafte Anträge, die ihm in Frankreich gemacht wurden, ab, und es iſt eine nichtswürdige Lüge, daß er, wie in der geheimen Geſchichte des Hofes von St. Cloud und in dem ſchändlichen Roman les Amours secrets de Buonaparte angeführt wird, ein Anhänger oder Kundſchafter deſſelben geweſen ſey. Vielmehr verließ er bei deſſen Rückkehr von Elba Frankreich, und erhielt von der preußiſchen Regierung, mit welcher er bereits längere Zeit in Verbindung ſtand, durch Wilh. v. Humbold, ſeinen Jugendfreund veranlaßt, einſtweilen eine Anſtellung in dem Fache der auswärtigen Angelegenheiten, wo ſeine umfaſſende Kenntniß geſchichtlicher und ſtaatswirthſchaftlicher Gegenſtände, ſo wie eine richtige Anſicht der Dinge und ſeine große Sprachfertigkeit ihn in den Stand ſetzen, nützlich zu wirken. Im J. 1810 erhielt er vom franzöſiſchen Nationalinſtitute wegen ſeiner franz. Schrift über den Einfluß des Muhamedanismus den Preis; ſie iſt von ſeinem Freunde Ebel auch ins Deutſche überſetzt worden.

Oelung (letzte) iſt eines von den ſieben Sacramenten der katholiſchen Kirche, welches an tödtlichen Kranken durch Salben des Kopfs, der Hände und Füße mit geweihtem Oele (ſ. d. Art. Chri-

ſam) unter prieſterlichem Gebete verrichtet wird. Da ſie nach der Meinung der Katholiken ſacramentaliſche Kraft hat, d. h. die Reinigung des Sterbenden von der Sünde und die Mittheilung der ſündenvergebenden göttlichen Gnade bewirkt, ſo kann ſie nur durch Biſchöfe oder Prieſter, und weil ſie die eigene Andacht des Genießenden erfodert, nur an ſolchen Kranken geſchehen, denen der Genuß des heiligen Abendmahls verſtattet iſt. Kleine Kinder und Excommunicirte ſind daher dieſes Sacraments nicht fähig. Die katholiſche Kirche gründet ihre Meinung von der letzten Oelung auf den Gebrauch der Apoſtel, Kranke unter Gebet mit Oel zu ſalben, Jac. 5, V. 14. 15., um ſie dadurch zu tröſten und die Heilung ihrer Seele zu befördern. Als ein Sacrament wurde ſie erſt ſeit dem 12ten Jahrhundert betrachtet. Die Proteſtanten haben ihr aber darum die ſacramentaliſche Bedeutung und Kraft abgeſprochen, weil nichts von einer förmlichen Einſetzung dieſes Gebrauchs durch Chriſtum ſelbſt bekannt iſt. In der griechiſchen Kirche wird ſie nicht nur bei Sterbenden, ſondern überhaupt bei Kranken aller Art als ein zur Wiederherſtellung der Geſundheit und zur Vergebung der Sünden dienliches Sacrament angewendet. E.

Olymp, Olympos. Mehrere Berge führten im Alterthum dieſen Namen. Der berühmteſte darunter war der in Theſſalien gelegene, jetzt Lacha genannt, den die älteſten Griechen für den höchſten Berg und den Mittelpunkt der ganzen Erdſcheibe hielten, und der eben darum in ihrer Mythologie eine ſehr wichtige Rolle ſpielt. Der Olymp wurde zum Himmels- oder Götterberg; auf ſeinen heitern Höhen wohnten die Götter Homers in verſchiedenen Paläſten. Ueber dem Haupte deſſelben glaubte man eine Oeffnung in dem metallenen Gewölbe des Himmels, welches am Rande der Erdſcheibe auf Bergſäulen ruhte. Als in der Folge der Begriff des Weltalls und der Gottheit ſich erweiterte, verſetzte man die ewigen Mächte auf die äußerſte, um die Planetenkreiſe ſich drehende Himmelsſpäre, und dieſer neue Götterſitz über der Himmelsfeſte erhielt ebenfalls den Namen Olympus. Außer der Oeffnung des Gipfels hatte dieſes auf den Rand des Erdkreiſes geneigte Himmelsgewölbe noch zwei Pforten: eine im Oſten, die andere im Weſten, durch welche der Sonnengott und die Nacht mit ihrem Gefolge aus dem Ocean in den Himmel aufſtiegen und dahin wieder zurückkehrten. — Die Götter ſelbſt hießen von dieſem ihren irdiſchen oder himmliſchen Wohnſitze Olympier, und als ſolche bildeten ſie einen eigenen Götterſtaat, an deſſen Spitze Zeus ſtand. Die großen Götter, die ſogenannten Zwölfe, machten den Rath der Alten im Olymp, alle übrigen Gottheiten bildeten die große Verſammlung. Nicht in Einem Palaſte beiſamen, ſondern in mehreren zerſtreut, auf den verſchiedenen Höhen des vielgipfligen Olympus wohnten die mächtigen Götter. Auf der höchſten Spitze deſſelben ſtand der Palaſt des Zeus, wo alle Verſammlungen und Gelage in einem großen Saale gehalten wurden. Von dort überſah er den Erdkreis, umzog das Himmelsgewölbe mit Gewölk und ſchleuderte ſeinen Blitzſtrahl.

Olympia, ſ. Olympiade und Olympiſche Spiele.

Olympiade, eine berühmte Zeitära bei den Griechen, welcher die Feier der olympiſchen Spiele (ſ. d.) zum Grunde lag. Die erſte Olympiade, von welcher die Griechen ihre Zeitrechnung anfingen, ſetzt Petavius 777, Uſher 772, Calviſius 774 vor Chr. Geb.; Gatterer und die meiſten Neuern nehmen dafür das Jahr 776 an. Der

Zeitraum von einer Olympiade zur andern faßte vier volle Jahre unſerer Zeitrechnung in ſich, oder eine griechiſche Tetraeteris von 48 Monden und zwei Schaltmonaten. Anfänglich nannte man die Olympiade mit dem Namen der Sieger; weil indeſſen bei dieſer Bezeichnungsart manche Irrthümer vorgehen konnten, beſonders wenn man nicht gleich Gelegenheit hatte, die Verzeichniſſe der Sieger zu Olympia nachzuſehen: ſo machte man in der Folge in jedem Staate die Olympiade dadurch kenntlicher, daß man z. B. zu Athen dem Namen des jedesmaligen Siegers noch den Namen des regierenden Archonten, zu Lacedämon den Namen des Ephoren, zu Argos den Namen der Prieſterin der Juno, zu Delphi den Namen der Pythia u. ſ. w. beifügte. Die alſo eingerichteten und unter obrigkeitlicher Aufſicht gemachten Verzeichniſſe wurden in dem Archive jedes Staats aufbewahrt, wo ſie jedermann nachſehen konnte. Später nahmen Privatperſonen Abſchriften. Leider iſt keine derſelben auf uns gekommen.

Olympias, die Gemahlin des macedoniſchen Königs Philipp und Mutter Alexanders des Großen, war eine Tochter des epiriſchen Fürſten Neoptolemus. Sie verband mit vielem Verſtande einen herrſchſüchtigen, rachgierigen und hinterliſtigen Charakter. Liebesintriguen beider Ehegatten ſtörten ihre Einigkeit und führten endlich zur Scheidung. Dieſe Beſchimpfung entflammte ihr Herz zur Rache. Wahrſcheinlich war ſie nicht nur Mitwiſſerin, ſondern Hauptanſtifterin der Ermordung Philipps. Gewiß iſt es, daß Cleopatra, Philipps nachherige Gemahlin, von ihr zum Selbſtmorde gezwungen und ihre ganze Familie mit dem ſchrecklichſten Haſſe verfolgt wurde. Ihr Sohn Alexander bewies ihr zwar alle kindliche Ehrfurcht, ließ ſie aber nie an der Regierung Antheil nehmen. Nach Alexanders Tode ſuchte ſie während des Streites der Kronprätendenten vergebens ihre Herrſchaft auszubreiten. Zwar hatte ſie nach Antipaters Tode (319 vor Chr.) den Nachfolger Polyſperchon auf ihrer Seite, der ſie auch aus Epirus, wohin ſie geflüchtet war, nach Macedonien als Obervormünderin zurückrief; allein die Grauſamkeit, daß ſie den blödſinnig gemachten Aridäus, Alexanders Bruder und Nachfolger, umbringen ließ, wurde bald beſtraft; Caſſander, Polyſperchons Gegner, nahm ſie gefangen, und veranlaßte die Verwandten jener Ermordeten, ſie peinlich anzuklagen. Sie wurde abweſend zum Tode verurtheilt. Auf die Nachricht davon verlangte ſie ſich zu vertheidigen. Dieß zu verhindern, wurden Meuchelmörder gedungen, welche ſie (317 vor Chr. Geb.) umbrachten.

Olympiſche Spiele, die feierlichſten, größten und berühmteſten unter den vier heiligen Spielen der Griechen, welche als Nationalfeierlichkeit die verſchiedenen Nationalſtämme aufs genaueſte vereinigten. Sie hatten ihren Namen von dem geweihten Platze Olympia in Elis, wo ſie gefeiert wurden, oder auch dem Jupiter Olympius, der hier den berühmten Tempel hatte. Ueber ihren Urſprung waren die Sagen verſchieden. Nach Einigen ſoll Jupiter ſelbſt, nach ſeinem Siege über die Titanen, dieſe Spiele geſtiftet, und bei ihrer erſten Feier Mars den Preis im Fauſtkampf, und Apollo über den Mercur den Sieg im Wettkampfe davon getragen haben. Nach Andern ſoll ſie Pelops zu Ehren des Jupiter geſtiftet haben. Wieder Andere ſchreiben ihre Stiftung den Argonauten zu. (S. jenen Art. am Schluß). Noch Andre machen einen der Dactylen, Namens Hercules, zum Stifter, als er ſich mit ſeinen vier Brüdern Päoneus, Ida, Jaſius und Epimedes von Creta nach Elis begab.

Dieſe vier jüngern Brüder ſtritten mit einander im Wettrennen um den Vorzug. Hercules krönte den Sieger mit einem Olivenkranze, der von einem aus dem Lande der Hyperboräer in den heiligen Hain bei Piſa verpflanzten vorzüglich ſchönen Olivenbaume genommen war. Auch in der Folge wurden immer nur von dieſem Baume die Siegerkränze geflochten. Gewiß iſt es, daß ſchon in den älteſten Zeiten Griechenlands in der Gegend von Piſa Wettſpiele gehalten wurden, deren Zweck wahrſcheinlich religiöſer Art war. Sie wurden mehrere Male unterbrochen und wieder erneuert, das erſte Mal durch Iphitus, Fürſten von Elis, um 884 v. Chr.; das zweite Mal durch Coröbus (776 oder 77), von welcher Zeit an man die Olympiaden zu zählen anfängt. Anfangs hatten die Einwohner von Piſa die Aufſicht über dieſe Spiele. Nachdem aber dieſer Ort durch die Elier zerſtört worden war, übernahmen dieſe die Beſorgung derſelben und behielten ſie mit einigen Unterbrechungen. Sie waren auch die Kampfrichter, deren Anzahl nicht immer unverändert blieb. Ein feierlicher Eid verpflichtete ſie zur ſtrengſten Unparteilichkeit. Zur Erhaltung der Ordnung wurden noch eigene Beamte ernannt. — Unendlich war die Menge der Zuſchauer, welche zur Feier der Spiele aus allen Gegenden nach Olympia ſtrömten. Außer den Prieſterinnen der Ceres durften ihnen jedoch nur Männer beiwohnen. Die Uebertreterinnen des Geſetzes wurden von einem Felſen herabgeſtürzt. Der Anfang der Spiele war allemal den 11ten des Monats Hekatombäon (der ungefähr mit unſerm Julius übereinkommt), und ihre Dauer auf fünf Tage beſtimmt. Die Kämpfer mußten ſich zehn Monate vorher auf dem Gymnaſium zu Elis vorbereitet haben; in den letzten 30 Tagen vorher wurden dieſe Kampfübungen eben ſo vollſtändig angeſtellt, wie ſie bei den Spielen ſelbſt vorkamen. Das Feſt begann Abends mit großen und feierlichen Opfern, die Spiele aber mit dem Anbruch des folgenden Tages. Dieſe beſtanden in Wettrennen zu Pferde und zu Fuß, im Springen, Diſcus-werfen, Ringen, Fauſtkampf; muſikaliſche und dichteriſche Wettſtreite machten den Beſchluß. Die Ehre des Siegs in den olympiſchen Spielen war außerordentlich; ſie ging von dem Sieger (Olympionikes) ſelbſt auf ſein Vaterland über, das ſtolz darauf war, ihn hervorgebracht zu haben.

Omar I., der Nachfolger Abubekr's und der zweite Kalif der Moslemin nach Mahommed, ſeinem Schwiegervater, trat die Regierung 634 nach Chr. Geb. an. Als einer der reißendſten Eroberer, die je die Welt verwüſtet haben, brach er zuerſt gegen Damaſcus, die Hauptſtadt von Syrien, auf und jagte die Griechen aus dieſer Provinz und aus Phönicien. Dann kehrte er ſeine Waffen gegen Jeruſalem, das er 637 nach einer harten Belagerung einnahm. Omar hielt ſeinen Einzug in dieſe Stadt auf einem mit zwei Säcken beladenen Kameele, in deren einem Baumfrüchte, in dem andern Getreide war, und die ſeinen ganzen Mundvorrath enthielten. Eine hölzerne Schüſſel war ſein einziges Geſchirr, und die Erde ſein Seſſel. Da die Capitulation von Jeruſalem vielen andern, welche die Moslemin ſeitdem ſchloſſen, zum Muſter diente, ſo führen wir hier die Hauptpunkte derſelben an: „Die Einwohner behalten ihr Leben, ihr Eigenthum, ihre Kirchen; aber ſie ſollen keine neue Kirchen bauen, noch auf die vorhandenen Kreuze ſetzen dürfen. Sie ſollen nicht mit den Glocken läuten, ſondern ſich begnügen zu klingeln. Wenn ein Muſelmann durch die Stadt reiſet, ſollen ſie ihn drei Tage frei halten. Sie ſollen niemand vom Mahommedanismus abwendig

machen, und ihre Anverwandten nicht verhindern, ihn anzunehmen. Sie dürfen nicht die Sprache, Kleidung, noch die Namen der Mahommedaner annehmen. Sie ſollen keine Waffen tragen, keinen Wein verkaufen, dem Kalifen treu ſeyn und die Abgaben regelmäßig bezahlen." — Omars Statthalter drangen in Perſien vor, ſchlugen das Heer des Jezdejerd, und eroberten die Hauptſtadt und das Reich. Amru, einer ſeiner Statthalter, ſchlug die Truppen des Kaiſers Heraclius 638 bei Antiochia; Memphis und Alexandria ergaben ſich; ganz Aegypten und ein Theil von Libyen wurden den Römern entriſſen. Damals ſollte nach einer alten, neuerlich widerlegten Sage auf Omars Befehl die große Bibliothek zu Alexandria verbrannt worden ſeyn. Nichts widerſtand den Waffen der Moslemin; ſie ſetzten ihre Eroberungen bis weit in Africa fort. Aber Omar genoß ſeines Ruhms nicht lange; er wurde im J. Chr. 644, in einem Alter von 63 Jahren, von einem perſiſchen Sclaven ermordet, der ihm einen Meſſerſtich in den Leib verſetzte, woran er nach drei Tagen ſtarb. Die Großen baten ihn, ſeinen Nachfolger zu beſtimmen; er aber antwortete: „Wenn Salem noch lebte, ſo würde ich ihn allen Andern vorziehn." Den Vorſchlag, ſeinen Sohn zur Kalifenwürde zu ernennen, lehnte er mit Lebhaftigkeit ab: „Es iſt genug," ſagte er, „daß in meiner Familie ſich Einer gefunden hat, der dieſe Laſt hat übernehmen mögen." So wurde durch ihn das Kalifat ein Wahlreich. (S. d. Art. Kalif.) Der Islam hat nie einen tugendhaftern und eifrigern Apoſtel gehabt als ihn; er beobachtete ſtreng alle Vorſchriften des Coran und wird als gerechter und milder Fürſt gerühmt. Cairo wurde von ihm erbaut und unter ihm 36,000 Städte oder Schlöſſer erobert, 4000 Tempel und Kirchen zerſtört und 1400 Moſcheen erbaut.

Ombrometer, ſ. Regenmeſſer.

Omen, Omina (Vorbedeutungszeichen), gewiſſe zufällig ſich ereignende Umſtände, welche man als Vorzeichen eines Glücks oder Unglücks anſah. Sie waren entweder 1) gewiſſe am Körper befindliche oder im Gemüthe ſich ereignende Erſcheinungen; oder 2) ſie kamen von äußern Dingen her, oder 3) ſie beſtanden in gewiſſen bedeutenden Worten. — Zur erſten Claſſe gehörten die Mahle am Körper, plötzliche Unruhe und Beſtürzung, überhaupt alle unerwartete Erſchütterung des Körpers und der Seele, Herzklopfen, Zittern der Augen oder irgend eines Muskels, das Nieſen u. ſ. w. Alle dieſe Dinge waren von vieler Vorbedeutung. — Zu den äußern Erſcheinungen gehörten folgende. Ein ungewöhnlich heller Schein, der ſich in einem Hauſe oder ſonſt an einem Orte zeigte, war ein glückliches Zeichen; denn man glaubte, daß irgend eine himmliſche Gottheit gegenwärtig ſey. Dagegen war es ein nachtheiliges Omen, wenn den Bildſäulen der Götter etwas Ungewöhnliches widerfuhr. — Die ominöſen Worte waren glücklich oder unglücklich nach ihrer Bedeutung und zufälligen Beziehung. Wirkſam war ein ſolches Omen nur dann, wann es dem Hörenden auffiel und Eindruck auf ihn machte. — Um die üble Vorbedeutung eines Omens abzuwenden, warf man z. B. einen Stein auf die etwas Uebels bedeutende Sache, oder tödtete das ominöſe Thier, damit die Unglücksbedeutung ſelbſt darauf zurückfallen und ſo vernichtet werden möchte. Unglück bedeutende Worte gab man dem, der ſie ſprach, mit dem Ausdruck: „auf dein eignes Haupt!" zurück. Man hatte auch einen beſondern Zauberapparat, um üble Vorbedeutungen abzuwenden. Man nahm dornichtes und

ſonſt unfruchtbares Holz, verbrannte es zu Aſche und warf dieſe in fließendes Waſſer, oder ins Meer, wenn ein böſes Omen ſich ereignete. Ueberhaupt aber pflegte man, wenn unglückliche Omina ſich ereigneten, das angefangene Geſchäft liegen zu laſſen und es ein andermal wieder vorzunehmen.

Ommiaden oder Ommajaden, ſ. Kalif, Kalifat.

Omnium. Man bezeichnet in England mit dieſem Ausdrucke das Ganze der Gegenſtände (der öffentlichen Papiere, Stocks), welche die Unterzeichner einer Anleihe von der Regierung dagegen erhalten. Sollen die Unterzeichner z. B. vermöge ihrer Uebereinkunft mit der Regierung für jedes Hundert Pfund, das ſie vorſchießen, eine gewiſſe Summe in den Fonds zu 3 pro Cent, eine andere Summe zu 4 pro Cent und einen gewiſſen Theil in langen Annuitäten erhalten, ſo bilden dieſe drei Gegenſtände zuſammen das Omnium; jeder einzelne Artikel der Anleihe dagegen wird Scrip (eine Verſtümmelung des Worts Subſcription) genannt. Da das Omnium einer Anleihe nach Maßgabe der Umſtände ſteigt oder fällt, die zwiſchen dem Tage der Anleihe und dem Tage ihrer Wiederbezahlung eintreten, ſo iſt es der Gegenſtand großer Speculationen.

Omphale, die Tochter des lydiſchen Königs Jardanes und Gemahlin des Tmolus, nach deſſen Tode ſie ſelbſt die Regierung führte. Hercules wurde ihr vom Mercur als Sclave verkauft und verrichtete in ihrem Dienſte mehrere tapfere Thaten. Omphale belohnte ihn dafür durch ihre Umarmung und gebar ihm einen Sohn. Hercules wurde von ihr ſo berückt, daß er ihr zu Gefallen in weiblicher Kleidung einherging, die Finger mit goldnen Ringen beſteckte, die Haare in künſtliche Locken legen ließ, hohe goldgeſtickte Schuhe trug, und unter ihren Sclavinnen an dem Rocken ſpann, indeſſen ſie die Löwenhaut anzog und die Keule trug. (Vergl. Hercules.) Uebrigens herrſchte Omphale ſehr despotiſch über die Lydier, und war eben ſo zügellos und ausſchweifend als grauſam.

Omrah heißt in Oſtindien, beſonders im ehemaligen mongoliſchen Reiche, ein vornehmer Kriegsoffizier oder Befehlshaber. Den Omrahs iſt ein Mirza (Emir Sadeh) oder Oberfeldherr vorgeſetzt.

Oeneus, ſ. Calydon.

Onomatopöie (aus dem Griech. von ὀνοματοποιΐα) heißt die Namen- oder Wortbildung, vorzüglich wenn ſie die Gegenſtände durch ihren nachgeahmten Schall bezeichnet. Sie iſt eine der erſten Arten der Wortbildung, und auf folgende Weiſe zu erklären. Die Gegenſtände der Sinnenwelt ſind die erſten, welche der Menſch kennen lernt; und ihre Bezeichnung knüpft ſich an ihre Kenntniß an. So wie wir nämlich die Gegenſtände der Sinnenwelt mit unſern Sinnen auffaſſen, ſo bezeichnen wir ſie auch mit Ausdrücken, welche den Sinnen entſprechen. Die Sprache iſt hörbare Bezeichnung der Vorſtellungen; ſie hält alſo zunächſt und unwillkürlich die hörbaren Eigenſchaften der Gegenſtände feſt, und gibt dieſelben mittelſt artikulirter Laute wieder, wie das erſchütterte Ohr ſie empfangen hat. Und darum iſt dieſe Wortbildung durch Nachahmung des Lautes oder Schalles der Gegenſtände zugleich die natürlichſte, die ſich denken läßt, ſo wie der nachahmende Laut der verſtändlichſte für die Mittheilung, indem er am leichteſten ſich mit der Vorſtellung des ſchallenden Körpers verbindet und ſie in Andern erweckt. Hier gibt es aber einen doppelten Fall, entweder wird unmittelbar nur der Laut oder Schall eines Dinges

nachgeahmt, wie z. B. in den Worten: murmeln, raſſeln, liſpeln ꝛc., oder ein Gegenſtand wird nach einem Schall oder Laut, den er verurſacht benannt, z. B. Blitz. Im letztern Falle kann die tönende Eigenſchaft des Gegenſtandes auch nur Nebenſache oder zufällig veranlaßt worden ſeyn, aber der Schall zog die Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand und er wurde daher immer ſo benannt, obgleich ſpäterhin der Urſprung des Namens vergeſſen ward. Die erſtern Arten der Onomatopöie ſind die urſprünglichen und nothwendigen, weil man ſich bei ihnen an die reine Wahrnehmung des Tons hält; die letztere iſt die abgeleitete, aber faſt noch ausgebreitetere. Aus dem bisher Geſagten ergibt ſich, warum die Onomatopöie ein weſentlicher Beſtandtheil der Bildung aller Sprachen iſt, ſo wie ſich anderntheils aus der verſchiedenen Beſchaffenheit des Gehörs und dem Verlöſchen der Naturlaute in einer Sprache durch allmählige Umbildung derſelben bei verſchiedenen Generationen erklären läßt, nicht nur warum die Sprachen untereinander in ſolchen Namen (onomatopoetica) oft ſo verſchieden ſind, ſondern auch, warum wir in den einzelnen Sprachen ſo wenig Worte als ſolche erkennen. In Hinſicht des letztern iſt jedoch der Unterſchied der Naturlaute und der artikulirten Laute, mit welchen die Sprache nachahmt nicht, zu überſehen. T.

Oenomaus, ſ. Hippodamia.

Ontologie, Weſenlehre, nennt man denjenigen Theil der Metaphyſik, welcher die Eigenſchaften, ohne die ein Ding kein Ding ſeyn würde, vollſtändig angibt und erweiſet. Was nur immer aus dem Begriffe des Dinges erfolgt, das wird hier angegeben, und was den nothwendigen Prädikaten deſſelben nicht widerſpricht, wird ihm als nothwendige Eigenſchaft beigelegt. Man handelt in ihr 1) von Dingen überhaupt, ihrer Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit; 2) von Subſtanz und Accidens, Urſache, Wirkung und Wechſelwirkung; 3) von Quantität und Qualität, Aehnlichkeit und Gleichheit der Dinge; 4) vom Raum und der Zeit, und 5) von dem Einfachen und Zuſammengeſetzten. Es iſt aber von dem Dinge (dem Weſen, dem Etwas) nur als von etwas Denkbarem die Rede, und es bleibt unentſchieden, ob ihm ein wirklicher Gegenſtand außer dem Denken entſpreche; die Ontologie iſt alſo keine Erkenntniß realer Objecte. — Seit der Umwandlung, welche die Philoſophie durch Kant erhielt, iſt die ganze Ontologie, wie ſie von den früheren dogmatiſchen Schulen aufgeſtellt wurde, zerfallen, und an deren Stelle eine Analytik unſerer Begriffe und unſeres ganzen Vorſtellungsvermögens getreten. Dieſe Analytik wird von Kant Transſcendentalphiloſophie genannt. S. Metaphyſik. dd.

Ontotheologie war ſonſt ein Zweig der metaphyſiſchen oder natürlichen Theologie, die Lehre von Gott nach dem Begriffe des vollkommenſten Weſens (τὸ ὄν ſchlechthin).

Onuphis, einer von den drei heiligen Stieren, welchen die Aegypter zu Hermunthis in einem prächtigen Tempel göttlich verehrten. Man glaubte, er verändere mit dem Fortrücken der Sonne in jeder Stunde ſeine Farbe.

Onyx, Onych, ſ. Achat. Die Alten benannten ihn von der weißen Farbe des Nagels am Finger, in welche er ſpielt, und pflegten die ſchönſten Steine dieſer Art zu Cameen zu verwenden. Der Onyx wird in mehrern europäiſchen Ländern, unter andern im ſäch-

ſiſchen Erzgebirge, im Königreiche Böhmen, im Oeſterreichiſchen, in Italien und in der Levante gefunden.

Ooſt (Jacob van), ein berühmter Maler aus Brügge, geboren 1600. Er begab ſich nach einem wohlgelegten Grunde nach Rom, wo er unter Hannibal Carracci ſtudirte. Nach ſeiner Zurückkunft wurde er den beſten niederländiſchen Meiſtern beigezählt. In ſeiner Jugend copirte er mit ſolcher Geſchicklichkeit nach Rübens und Vandyk, daß ſeine Gemälde noch jetzt die Kenner täuſchen. Dadurch lernte er die Grundſätze einer ſchönen Färbung und zierlichen Führung des Pinſels. Er malte nur große Geſchichten; ſeine Compoſitionen ſind ungekünſtelt und wohlüberlegt; er brachte in denſelben nicht mehr Figuren an, als nöthig; keine iſt müßig. Die Verzierungen ſind ſinnreich, voll edler Einfalt und die Gewänder ſchön. Seine Hintergründe zierte er mit Architektur, die er, wie die Perſpective, gut verſtand. Seine Zeichnung iſt in gutem Geſchmack, das Colorit ſeines Nackten friſch und natürlich. Er ſtarb 1671. — Sein Sohn, gleiches Namens, ſtudirte zu Paris und Rom, lebte lange zu Lille, und begab ſich endlich wieder nach Brügge, wo er 1713 ſtarb. Von deſſen großen hiſtoriſchen Gemälden ſieht man mehrere in den Kirchen und Paläſten von Lille. Seine Zeichnung ſowohl als ſein Colorit ſind alles Beifalls würdig. Seine Manier iſt paſtoſer und die Touche freier als ſeines Vaters. Er drappirte im größten Styl. Seine Compoſitionen waren nicht überreich, aber ſehr verſtändig geordnet.

Opal, ſ. Achat. Die Alten nannten ihn Iris. Man unterſcheidet zwei Hauptarten: den eigentlichen Opal und den Wachsopal. Vom erſtern gibt es wieder mehrere Sorten, wovon der edle Opal, der bei durchfallendem Lichte meiſt gelb, beim auffallenden aber milchblau iſt, ferner der gemeine Opal und das Weltauge oder Hydrophan, die merkwürdigſten ſind. Das ſogenannte Weltauge ſcheint ein gemeiner verwitterter Opal zu ſeyn. Es beſitzt die ſonderbare Eigenſchaft, Waſſer einzuſaugen, wobei es ſeine Durchſichtigkeit verliert. Die Farbe deſſelben iſt meiſtentheils rahmgelb, bisweilen auch regenbogenartig. Beim Wachsopal gibt es vornehmlich zwei merkwürdige Sorten, den Holzopal (ein verſteintes Nadelholz von gelblicher und bräunlicher Farbe, woran man zum Theil noch den faſerigen Längenbruch und zuweilen ſchalige Ablöſungen der Jahresringe bemerkt), und den Telkobanjerſtein, welcher eine wachsgelbe, aber auch braunrothe und olivengrüne Farbe und ſeinen Namen von einem Orte in Ober-Ungarn hat, wo er meiſtens gefunden wird. Die Opale ſind im Erzgebirge, in Böhmen, in Schleſien u. ſ. w. nicht ſelten. Die orientaliſchen übertreffen alle an Härte und Schönheit; unter den europäiſchen ſind gewöhnlich die ungariſchen die beſten. Man beurtheilt die Güte und den Werth der Opale nach ihrer Härte, ſchönen Miſchung und nach ihrem Feuer.

Oper, Singſpiel. — Das Singſpiel, oder die Oper im weitern Sinne, iſt ein muſikaliſches Drama; dieß beſtimmt ihren ganzen Charakter. Sie unterſcheidet ſich dadurch zuerſt von dem ſogenannten Schauſpiele mit Muſik, in welchem nur zufällig, wenn es die Fabel eines ſolchen Dramas verlangt, Tonſtücke eingeflochten werden. In der Oper iſt die Muſik weſentlich; aber daraus folgt noch keineswegs, daß ſie über die Poeſie herrſche, ſondern daß beide in der innigſten Verbindung einander gegenſeitig beſtimmen. Dem zufolge wird einerſeits die Poeſie Geſang, die Muſik aber erhebt ſich andrerſeits zur Poeſie durch lebendige Schilderung der

Stimmungen und Charaktere der Perſonen. Das erſtere gibt dem dramatiſchen Gedichte der Oper einen lyriſchen Charakter; denn alle Poeſie neigt ſich durch Ausdruck und Schilderung des Gefühls zur Muſik hin, und wird in ſofern urſprünglich lyriſche Poſie genannt. Die erſte Aufgabe für den Dichter iſt daher, eine ſolche Handlung zu erfinden, durch welche die Perſonen in Situationen gebracht werden, in welchen ſie ſich vorzüglich lyriſch ausſprechen können, und mannichfaltige Affecten und Leidenſchaften in verſchiednen Graden und Abſtufungen abwechſeln. Und wenn dieſes einestheils zwar die ſtrenge Ausbildung der Charaktere und den ununterbrochnen Fortgang der Handlung zu hemmen ſcheint, (weßhalb auch die Oper weder Charaktere noch Handlung in demſelben ſtrengen Sinne haben kann, in welchem ſie z. B. der Tragödie zukommen), ſo iſt die Oper dadurch auf der andern Seite geſchickter, gewiſſe Stoffe zu verſinnlichen, welche dem ſtrengen Drama ſich mehr entziehen. Dieß ſind vornämlich romantiſche Zauberſtoffe, Feenmährchen, idylliſche und romantiſche Bilder, deren Innerſtes erſt durch Muſik vollkommen lebendig ausgeſprochen wird. Denn der Geſang wird in der Oper zur Rede; eine ſolche ätheriſche Sprache iſt aber am meiſten geeignet, die Sprache zauberiſcher Weſen (Feen, Gnomen, Sylphen) zu ſeyn, und in dem Gebiete des Wunderbaren und Idylliſchen fällt es uns auch am wenigſten auf, daß nicht, wie in der wirklichen Welt, Alles durch Rede abgethan wird. Hieraus folgt von ſelbſt, daß hiſtoriſche und heroiſche Stoffe, ſofern ſie nur durch ſtrenge Charakterentwickelung im fortſchreitenden Handeln ausgeführt werden können, und ihr Zuſammenhang mehr von dem Verſtande als von der Phantaſie aufgefaßt werden kann, der Natur der Oper am ungünſtigſten ſind, und daß man nur aus ſich ſelbſt mißverſtehender Vornehmheit, denſelben in der letzten Zeit die heroiſchen, hiſtoriſchen und bürgerlichen Opern vorgezogen hat, die gewiſſermaßen immer einen Widerſpruch in ſich tragen, am meiſten dann, wenn fade proſaiſche Worte ſingend vorgetragen werden. Es folgt daraus aber auch, daß der Dichter der Oper mit der Natur der Muſik vollkommen vertraut, ohne Zwang und ohne ſich einem fremden Joche zu unterwerfen, muſikaliſch dichten, d. h. ſowohl den dramatiſchen Stoff, als die einzelnen Theile in der Ausführung ſo behandeln müſſe, daß er der Tonkunſt Gelegenheit gebe, das was der Poeſie unausſprechlich bleibt, auf die ihr eigenthümliche Weiſe auszudrücken. Haupterforderniſſe der Behandlung ſind daher nach dem Vorigen: leicht gezeichnete, und gut contraſtirte Charaktere, ferner eine erfreuliche Mannichfaltigkeit lyriſcher Situationen, Angemeſſenheit des lyriſchen Ausdrucks an den Charakter der Perſonen ꝛc. Was ſonſt und überhaupt zur muſikaliſchen Poeſie gehöre, die man wohl zweckmäßig andeutende, oder ſkizzirende Poeſie nennen könnte, z. B. einfache, leichte Rhythmen, Gedanken die mehr Gefühl und Phantaſie, als den Verſtand in Anſpruch nehmen), dieß müſſen wir an dieſem Orte der Kürze wegen übergehen. Aber es leuchtet endlich auch ein, warum der Dichter der Oper ſo ſelten iſt; denn wer mit Muſik nicht innig vertraut iſt, dem muß die Verbindung der Poeſie mit Muſik, zu welcher der Operndichter hinwirken ſoll, nur als eine unwürdige Dienſtbarkeit ein Zwang der Poeſie erſcheinen; faſt eben ſo wie manchen poetiſchen Menſchen Rhythmus und Reim ein Zwang ihres Gefühls, nicht ein nothwendiges Maaß iſt, in welches ihre Gefühle ſich wie von ſelbſt ergießen. Aber die Seltenheit der guten Oper in poetiſcher Hinſicht, bei hoher Ausbildung des muſikaliſchen

Beſtandtheils kann nichts gegen die Gattung ſelbſt entſcheiden. In der That aber finden wir mehrere Opern, deren Stoff vollkommen für Muſik geeignet iſt, deren Text oder poetiſche Ausführung aber der Poeſie des Stoffes empfindlich widerſpricht, und dieß beweiſt nur, daß ein mit Muſik Vertrauter einen günſtigen Stoff erfinden könne, ohne ihn auch im Einzelnen mit der erfoderlichen Bildung poetiſch auszuarbeiten. So iſt z. B. gewiß der Stoff des Don Juan und der Zauberflöte höchſt muſikaliſch und an ſich auch poetiſch, aber wer möchte leugnen, daß die vorhandenen deutſchen Texte ſowohl im Dialog, als in den den einzelnen Singſtücken zum Grund gelegten Verſen zum Theil höchſt fad, platt und holperich ausgearbeitet ſind. Wer möchte aber auch von der andern Seite leugnen, daß es möglich ſey, ächt poetiſche Texte unterzulegen, ohne die Idee des Ganzen anzutaſten, wenn nur die Sache an den rechten Mann käme, und er die Arbeit dankbar fände, und daß die Oper noch einen weit größern und tiefern Eindruck auf Gebildete machen würde, wenn ſie auch in poetiſcher Hinſicht ſich durchaus vollendete. Wie aber die Oper gewöhnlich iſt, nicht wie dieſelbe ſeyn kann und ſeyn ſollte, hat Müllner vollkommen Recht, ſie ein Rührei von Poeſie und Unſinn zu nennen. — Es ſoll aber auch von der andern Seite ſich die Muſik zur Poeſie, und zwar zur dramatiſchen erheben. Dieß erfodert, daß die Opernmuſik charakteriſtiſcher und gedrängter ſey, als eine andere Muſik, die ſich mit Poeſie verbindet, und daß ſie nicht durch lange Concertſtücke den Gang der Handlung völlig aufhalte. (Ein Muſter iſt hier Salieri's Axur.) Der Natur des Kunſtwerks gemäß, muß ſie einen Geſammtcharakter tragen, wie z. B. Mozarts Zauberflöte ſich durch ihren feierlich ernſten Charakter, ungeachtet der eingeflochtnen naiven Parthien, von dem ſinnlich lebendigen Colorit eines Figaro oder anderer Mozartiſchen Opern ſprechend unterſcheidet. Ferner muß es, wie in den letzten Opern, auch gewiſſe, durch Muſik individualiſirte Charaktere geben, und ihre lyriſchen Monologen (Arien, Cavatinen, Arioſo's) und Dialogen (Duette, Terzette ꝛc.) müſſen in gehöriger Abwechſelung unter einander und mit dem kräftigen Chor dem Ganzen eine erfreuliche Mannichfaltigkeit verſchaffen. Die Hauptaufgabe des Componiſten aber iſt: die im Texte ausgeſprochenen Gefühle und Leidenſchaften der handelnden Perſonen mit der der Tonkunſt eigenthümlichen Stärke und Eindringlichkeit auszudrücken. — Das Vorherrſchen der ernſten oder heitern Stimmung, welches durch den Stoff der Fabel beſtimmt wird, und ſonach zugleich des großen oder des leichtern Styls in der Muſik, bildet den Unterſchied der ſogenannten Opera seria (große oder ernſthafte Oper) und der Opera buffa (komiſche oder ſcherzhafte Oper); und wiewohl ſich jene im Ganzen nach der Seite der Tragödie, dieſe nach dem Luſtſpiel hinneigt, ſo ergibt ſich doch aus dem Vorigen, daß weder eine ernſte Oper ſo rein tragiſch und einfach ſeyn könne, als die Tragödie, noch die komiſche Oper eine ſo verwickelte Intrigue haben könne, als das Luſtſpiel. Denn die Muſik ſpricht unmittelbarer zum Gefühle, als zum Verſtande; das Komiſche, deſſen Urſprung die Reflexion iſt, vermag daher nicht ohne lyriſche Beimiſchung die Oper auszufüllen, und erſcheint darum auch an ſich mehr als Product der Luſtigkeit; daher das Groteske und Burleske der Oper ſehr günſtig iſt. Es gibt aber auch einen gemiſchten Styl und die Gränzen des Ernſten und Scherzhaften ſind überhaupt ſchwer zu beſtimmen. — Beiſpielsweiſe würden wir Spontini's Veſtalin eine

Opera seria, Cimaroſa's Matrimonio segreto eine Opera buffa nennen, und Mozarts Entführung aus dem Serail ſo wie viele Paerſche Opern würden wir zu dem mezzo stilo (mittlern Styl) rechnen. — Soll die Oper muſikaliſches Drama im vollkommenſten Sinne des Worts ſeyn, ſo darf ſie nicht durch geſprochenen Dialog unterbrochen werden, ſondern die Stelle des letztern muß das der geſprochnen Rede ſich annähernde muſikaliſche Recitativ (ſ. d. Art.) vertreten. Warum dieß heutzutage bei den Deutſchen nicht ſo ſehr anſprechen will, liegt an der Seltenheit gut recitirender Sänger bei den Deutſchen, und an der Seltenheit der Componiſten, welche das Recitativ über die gewöhnlichen bedeutungsloſen Phraſen zu erheben im Stande ſind, durch die muſikaliſche und unmuſikaliſche Perſonen ſich gelangweilt finden, endlich vielleicht auch an der Gewöhnung und Entwöhnung der Deutſchen. — Frühzeitig jedoch fühlte man die Einförmigkeit, welche ſchlechte Recitative hervorzubringen im Stande ſind, und dieß gab Gelegenheit zur Operette im ältern Sinne, welche man als eine Nachahmung franzöſiſcher mit Lieder- und Romanzengeſang vermiſchter Schauſpiele, von der eigentlichen Oper ſo unterſchied, daß bei dieſer der geſprochne Dialog nie eintrat, in jener aber Geſang und Dialog, wie jetzt in den meiſten deutſchen Opern, abwechſelte. Dieß that man anfänglich nur bei komiſchen Opern, welchen dieſer Contraſt auch noch am günſtigſten zu ſeyn ſcheint; daher man dieſe Gattung bei den Deutſchen auch komiſche Operette, oder komiſche Oper nannte. Späterhin ward dieſe Abwechſelung auch in die ernſte Oper eingeführt; ſo daß wir neuerdings unter Operette, wie in der frühſten Zeit, nur ein Singſpiel von geringerer Ausführung, kleinerm Umfang, und leichterm Charakter, unter Oper aber die umfaſſendſte Gattung des Singſpiels verſtehen. Dieſer regelmäßig wiederkehrende Wechſel des geſprochnen Dialogs und des Geſangs, welcher für das geſunde Ohr immer einen unangenehmen Abfall bewirkt, und die Blößen in der proſaiſchen Declamation der Sänger und Sängerinnen um ſo mehr an den Tag bringt, erfodert nun, daß der Dichter alle lyriſche Bewegungen der Perſonen in die Muſikſtücke verlege, worauf die Proſa um ſo mehr als Proſa erſcheint. Aber um die im Geſange oft ſo ſchlecht ausſprechenden Sänger zu verſtehen, und von der Handlung, die man vor ſich ſieht, nur etwas zu erfahren, läßt man ſich lieber die Zwittergattung gefallen, als daß man die vollkommnere ausbildete. Als die Deutſchen die Operette auf ihre Bühne brachten, behandelten ſie dieſelbe, zu Liebe des damals herrſchenden Wahrſcheinlichkeitsprinzips, eigentlich als Luſtſpiel mit Geſang, und ſuchten alles Singen durch beſondere Motive, z. B. Aufruf zum Singen, Verſprechen etwas vorzuſingen ꝛc. einzuleiten, was ſich nicht oft ohne Geſuchtheit wiederholen ließ. Dieß nöthigte allmälig zu größrer muſikaliſcher Ausbildung der Geſangſtücke nach dem Vorgange der Italiener (ſ. unten). Daß ſich in gewiſſen Opern auch die der Muſik durch den Rhythmus verwandte Tanzkunſt mit der Tonkunſt verbinden könne, iſt der Oper zufällig. Hierdurch und durch Mitwirkung der maleriſchen und architektoniſchen Kunſt, welche die Oper (vorzüglich die romantiſche) auf mannichfaltige Weiſe unterſtützen, wird die Muſik zu einem der zuſammengeſetzteſten Kunſtwerke, und da dieſe Verbindung faſt aller ſchönen Künſte in einem einzigen Werke ſo oft nur eine äußere bleibt, ſo ſcheint die Aufgabe um ſo ſchwerer, „aus hundert Vergnügen ein einziges zu machen.“ Alle Vorwürfe aber, die bloß von dem Stand-

punkte der gemeinen Wahrſcheinlichkeit gegen die Oper aufgeſtellt werden, z. B. daß kein vernünftiger Menſch ſeine Gefühle und Gedanken im gewöhnlichen Leben ſingend mittheile, verdienen eben ſo wenig Beachtung, als der gemeine Tadel, daß kein Menſch im Leben in regelmäßigen Jamben und Trochäen ſpreche, wie es in der Tragödie geſchieht: — denn alle Kunſt beruht auf gewiſſen Vorausſetzungen der Einbildungskraft, welche die Illuſion ausmachen. — Zu den kleineren und unbedeutenderen Arten des Singſpiels gehören das ſogenannte Intermezzo der Italiener (ſ. d. Art.), welches man zwiſchen größere Stücke oder andere dramatiſche und muſikaliſche Leiſtungen einſchiebt, weil es nur wenige Perſonen und muſikaliſch begleitete Situationen enthält. Die in der letztern Hälfte des 18ten Jahrhunderts bei uns Deutſchen beliebten Melodramen (Monodramen und Duodramen), in welchen entweder die Declamation und Mimik ununterbrochen begleitet wird, oder die Muſik nur die Pauſen der Rede ausfüllt, oder endlich die Muſik bald abwechſelnd begleitet bald nachfolgt, können zwar muſikaliſche Dramen, aber nicht Singſpiele genannt werden, inſofern in ihnen nicht geſungen wird. Wohl aber gehört hieher das dem franzöſiſchen Vaudeville nachgeahmte Liederſpiel, worüber man den eigenen Artikel nachſehen kann.
T.

Oper (Geſchichte der). Im Anfange des 16ten Jahrhunderts unternahmen es Vicenzo Galilei und Giulio Caccini, berühmte Tonkünſtler ihrer Zeit, Gedichte unter einfacher Begleitung eines Saiteninſtruments herzuſagen oder zu recitiren. Dieſe Verſuche, welche als der Urſprung der Oper angeſehen werden, bahnten einem durchaus in Muſik geſetzten Drama den Weg, welches Daphne hieß, und von dem Dichter Ottavio Rinuccini verfertigt, von Giac. Peri in Muſik geſetzt war. Es wurde 1597 in Florenz zum erſten Male und mit dem lauteſten Beifall aufgeführt. Zwei andere Schäferſpiele, die Aegle von Giraldi und die Arethuſa von Lollio, ſollen um dieſelbe Zeit am Hofe des Herzogs von Ferrara aufgeführt worden ſeyn, ſo wie man auch ſagt, daß Guarini's Pastor fido ſchon in der Mitte des 16ten Jahrhunderts muſikaliſch dargeſtellt worden. Die Muſik zu dieſen Schauſpielen beſtand größtentheils in einem Vortrage, der unſerm heutigen Recitative ähnlich war, welches nur ſelten durch Chöre unterbrochen wurde und ſich daher dem Vortrage der griechiſchen Tragödie näherte, deren Dialog ebenfalls unter einfacher Inſtrumentalbegleitung muſikaliſch declamirt wurde. Für den eigentlichen Erfinder des Recitativs, ſo wie wir es jetzt haben, wird jedoch Emilio del Cavaliero (ſeit 1570 Capellmeiſter in Florenz) gehalten, von dem im Jahre 1590 zu Florenz zwei Paſtorales, il Satiro und la Disperazione aufgeführt wurden, und welcher auch auf eben dieſelbe Weiſe ein Oratorium, Anima e Corpo, in Muſik geſetzt hat. Im Jahre 1597 ließ bereits Horazio Vecchi alle Rollen, auch ſogar den Pantalon, den Doctor und ſpaniſchen Hauptmann in Verſen abſingen. Nach mehrern andern dergleichen Verſuchen wurde im Jahre 1600 bei der Vermählung Königs Heinrich IV. das Singſpiel Eurydice, von Rinuccini gedichtet und von Peri und Caccini componirt, in Florenz öffentlich aufgeführt. Nach einer andern Meinung aber ſoll bereits um das Jahr 1480 ein gewiſſer Johann Sulpitius, mit dem Zunamen Verulamo, auf dem Markte zu Rom, ſo wie auch vor dem Papſte und einigen Cardinälen, Schauſpiele mit muſikaliſcher

Declamation gegeben haben. Die erſte Opera buffa ſoll 1624 zu Venedig aufgeführt worden ſeyn; daſelbſt wurde auch die erſte Opernbühne (1637) errichtet. Im Jahre 1646, bis wohin die Oper bloß auf ihr Vaterland Italien beſchränkt geweſen war, ließ der Cardinal Mazarini zuerſt Operiſten (Opernſänger) aus Italien nach Paris kommen, welche daſelbſt die erſte italieniſche Oper, Orpheus und Eurydice, aufführten. Um dieſelbe Zeit machte Perrin den erſten Verſuch mit einer franzöſiſchen Oper, wozu er 1669 ein königliches Privilegium erhielt. Außer der ernſthaften Oper zu Paris, die den Namen der königlichen Akademie der Muſik führte, ward daſelbſt auch im Jahre 1678 eine andre eingeführt, die man auf den Meſſen zu St. Laurent und St. Germain vorſtellte, und welche im Jahre 1715 den Namen der komiſchen Oper erhielt. In Frankreich wurde ſie mit glänzenden Balletten und Pantomimen ausgeſchmückt. In Deutſchland wurden ſchon zu Hans Sachſens Zeiten (ſtarb 1567) geſungne Faſtnachtsſpiele aufgeführt. Den erſten eigentlichen Operntext verfertigte Martin Opitz (ſtarb 1669); er hieß Daphne, und iſt eine Nachahmung des oben erwähnten italien. Singſpiels Daphne. Nachher ſchrieb Paul Thiemich die Oper Alceſte, welche die erſte iſt, die 1693 zu Leipzig in der Oſtermeſſe aufgeführt wurde. Einige halten die komiſche Operette, der Teufel iſt los, für die erſte komiſche Oper in Deutſchland; Flögel hingegen behauptet, daß es dort eben ſo früh komiſche Opern gegeben habe, als ernſthafte. Zu Augsburg wurde im Jahre 1697 zum erſten Male eine deutſche Oper aufgeführt und zu Nürnberg 1667 ein Opernhaus erbaut, in welchem man 1697 die erſte deutſche Oper, Arminius, aufführte. In Schweden wurde 1774 die erſte ſchwediſche Originaloper, Birger Jarl, von gebornen Schweden aufgeführt. — Die italieniſche Oper unterſcheidet ſich von der deutſchen hauptſächlich dadurch, daß durchgehends nicht darin geſprochen, ſondern der Dialog recitativiſch (d. h. nach Noten, aber ohne Tact) geſungen wird. — Bei den Italienern ſind auch die Gattungen der Opera seria und buffa ſtrenger geſchieden, als bei den Deutſchen. Jene iſt weit ernſter, für uns faſt leer und langweilig; dieſe weit mehr grotteskkomiſch und ächt national. Dieß bezeichnet auch der ihnen eigenthümliche Ausdruck und Charakter der Buffonerie, welche unnachahmlich iſt. Unter ihren ernſten Operndichtern zeichnen die Italiener den Apoſtolo Zeno und hauptſächlich den Metaſtaſio aus, unter den komiſchen Goldoni und mehrere andre; unter ihren Componiſten Sacchini, Piccini, Cimaroſa, Paeſiello, Zingarelli, Martini, Roſſini, Generali ꝛc. (S. Arteaga's Geſchichte der ital. Oper überſ. von Forkel, 2 Theile 1789). Unter den Franzoſen dichteten für die Oper Quinault, la Fontaine, la Motte, Marmontel, Favay, Sedaine; Componiſten waren Gretry, Monſigny, Dalayrac, Iſouard, Boyeldieu, Catel, Mehul und die nationaliſirten Spontini und Cherubini. Unter den Engländern dichteten für die Oper Addiſon, Gay, Fielding, Kenrick ꝛc.; ausgezeichnete Componiſten ſind uns unbekannt. Unter den Deutſchen wurde die Operette (ſ. oben) in der zweiten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts vorzüglich von Weiße und Hiller mit allgemeinem Beifalle bearbeitet. Um mehr muſikaliſchen Genuß in dieſes Schauſpiel zu verweben, wurden nach und nach die Geſangſtücke immer weiter ausgeführt und bekamen die Form der ernſthaften Oper. Endlich ertheilte die Benutzung des von den Italienern erfundenen

Finales, in welchem die Handlung fortrückt, und die Muſik zu einer Folge ſehr intereſſanter und abwechſelnder Sätze Gelegenheit gibt, dieſer Art von Oper gleichſam den allgemeinen Vorzug, ſo daß ſie von nun an die herrſchende Gattung des mit Muſik verbundenen Schauſpiels wurde. Und ſo entſtand unſere gegenwärtige deutſche Oper, in welcher geſprochener Dialog und Geſang abwechſelt. Die jetzige komiſche oder romantiſche Oper iſt alſo eine Zuſammenſetzung der Opera seria und der Opera buffa der Italiener, nur mit dem Unterſchiede, daß der Dialog derſelben wirklich geſprochen und nicht recitativiſch geſungen wird. Für die deutſche Oper dichteten übrigens noch von Göthe, Gotter, Bretzner, Jacobi, Stephani, J. G. Jacobi, Herklots, Huber, Michaelis, v. Kotzebue, Bürde, Schikaneder ꝛc.; als Componiſten nennen wir Mozart, Winter, Weigl, Reichardt, Kunzen, Wölfl, Beethoven ꝛc. Zu den vorzüglichſten deutſchen romantiſchen Opern gehören: die Zauberflöte, Don Juan, das unterbrochene Opferfeſt u. a. Pq.

Operation heißt in der Medicin eine durch chirurgiſche Inſtrumente ausgeführte Verrichtung; die chirurgiſchen Operationen beſtehen in Schneiden, Stechen oder Sägen. In der Chemie verſteht man unter Operation die Ausübung chemiſcher Verſuche, in der Abſicht Körper zu zerlegen oder zuſammenzuſetzen, oder endlich die Eigenſchaften derſelben kennen zu lernen. In der Kriegsſprache iſt Operation gleichbedeutend mit Unternehmung. Der Operationsplan iſt der vorläufig gemachte Entwurf, nach welchem die Unternehmungen eines Feldzugs eingerichtet werden ſollen.

Operment, ſ. Arſenik.

Opfer ſind Gaben, die man der Gottheit darbringt, um dadurch die Hingebung ſeiner eignen Perſon auszudrücken. Dieſer Gebrauch war die erſte Wirkung der Anerkennung höherer Weſen und ein Haupttheil des Gottesdienſtes in allen Religionen des Alterthums; und noch heute glaubt der Orientale vor Gott eben ſo wenig mit leeren Händen erſcheinen zu dürfen, als vor ſeinem Fürſten und Herrn. Die Vorſtellung, daß Gott ſinnliche Bedürfniſſe habe und an Speiſe, Trank und Wohlgeruch Gefallen finde, ſo wie die Lebensart der Opfernden beſtimmte die Beſchaffenheit ihrer Gaben. Hirten und Jäger brachten Thiere, Ackerbauer Früchte und Brot; und die Ehrfurcht vor der Gottheit gebot, ihr das Beſte, was der Opfernde beſaß, zu widmen. Daher wollte Abraham ſelbſt den geliebten Sohn und einzigen Erben opfern, und Agamemnon ſeine Tochter Iphigenia; doch zeigte ſich in der glücklichen Wendung, die dieſe Opfer nicht zur Ausführung kommen ließ, ſchon früh die reinere Idee, daß Gott kein Menſchenblut verlange und durch die fromme Geſinnung befriedigt werde. Die Verirrungen des Naturdienſtes erhielten gleichwohl den grauſamen Gebrauch, Menſchen zu opfern, auch bei ſolchen heidniſchen Völkern aufrecht, die der erſten Roheit entwachſen waren. Die Phönicier opferten ihrem Götzen (Moloch) Kinder, wie in gleichem Sinne die germaniſchen Völker und die ältern Mexicaner und Peruaner. Denn zu der Ehrfurcht und Dankbarkeit, die früher zum Opfern antrieb, kam, da man Unfälle und Plagen als göttliche Strafen für begangne Sünden zu betrachten anfing, der neue Beweggrund, die erzürnte Gottheit zu verſöhnen, und dazu ſchien ein Menſchenleben nicht zu koſtbar. Aber während die Altäre der heidniſchen Welt vom Blute unſchuldiger Kinder und wehrloſer Gefangnen trieften, be-

ſtimmte Moſes in ſeinen Opfergeſetzen reine, makelloſe Thiere und Früchte zu Stellvertretern der Hingebung und Buße ſeines Volks vor Jehova. Die israelitiſchen Opfer waren blutige, wenn Rinder, Ziegen, Schafe, oder im Nothfall Tauben, von den Prieſtern geſchlachtet und ganz oder zum Theil verbrannt wurden (Brandopfer); unblutige dagegen, wenn man Mehl, Kuchen, Salz, Oel, Honig und Weihrauch (Speisopfer), oder Wein, der um den Altar her ausgegoſſen wurde (Trankopfer), darbrachte. In Rückſicht der Geſinnungen, die ſie ausdrücken, und der Zwecke, zu denen ſie dienen ſollten, waren dieſe Opfer entweder Dank- und Freudenopfer, die in Rind- und Kleinvieh beſtanden und gewöhnlich mit Speisopfern begleitet waren, oder Sühn- und Schuldopfer, zu denen nur Thiere gebraucht wurden. Bei den letztern pflegten die Prieſter die Darbringenden zum Zeichen ihrer Verſöhnung mit Jehova mit dem Blute der geſchlachteten Thiere zu beſprengen, und wenn es einer allgemeinen Buße und Entſündigung des ganzen Volkes galt, das Opferthier zu verbrennen, dagegen, wenn es nur Privatperſonen anging, das Fleiſch ſelbſt zu eſſen. Denn die Opfer an Thieren und Erſtlingen der Früchte, die an gewiſſen Feſten und bei wichtigen Familienbegebenheiten oder zur Entſündigung Einzelner dargebracht werden mußten, gehörten zu den Naturaleinkünften der Prieſter, die nur den ungenießbaren Theil derſelben verbrannten. Dieſen Vortheil verſchafften ſich auch die heidniſchen Prieſter, die, wenn gleich bei Juden und Heiden nur die Prieſter opfern durften, an ihren Opfermahlzeiten die Geber Theil nehmen ließen, wie von den Hekatomben (ſ. d. Art.) der Griechen vor Troja an, bis zu den Opfergelagen, denen Theodoſius durch ein Decret im Jahre 392 mit dem ganzen heidniſchen Cultus zugleich im römiſchen Reiche ein Ende machte, hinlänglich bekannt iſt. Die Hekatomben der Griechen und Römer waren Brandopfer, ihre Libationen Trankopfer, und Speisopfer die Gaben, die ſie in den Myſterien darbrachten. Die ſchon von den Propheten des alten Bundes erkannte Wahrheit, daß der Menſch der Gottheit nichts anbieten könne, was nicht ſchon an und für ſich ihr Eigenthum und ihre Gabe ſey, machte das Chriſtenthum dadurch geltend, daß es den heidniſchen und jüdiſchen Opferdienſt, welcher letztre nach Zerſtörung des Tempels zu Jeruſalem ohnehin aufhören mußte, gänzlich abſchaffte, und den Tod Jeſu als die ein für allemal und immer gültige Genugthuung für die Sünden der Menſchen, und als die letzte Erfüllung der alten Opferidee darſtellte. Zugleich verwarf es den Eigennutz, der die Gunſt der Gottheit durch Geſchenke zu erkaufen, und den Leichtſinn, der ſich damit bei ihr abzufinden meinte, und foderte von ſeinen Bekennern nur die moraliſchen Opfer der Entſagung vom Böſen und Eitlen, der Aufwendung aller Kräfte und Güter für das Wohl der Menſchen und die völlige Hingebung des Herzens an Gott. Ganz ließ ſich jedoch die Vorſtellung, daß man Gott auch ſinnliche Gaben ſchuldig ſey, bei den zum Chriſtenthume bekehrten Völkern nicht ausrotten, und das Bedürfniß der Armen in der Gemeinde und Kirche zur Unterhaltung des Cultus und der Geiſtlichkeit machte gewiſſe Gott geweihte Abgaben immerwährend nothwendig. Als ſolche ſind die Oblationen (ſ. Oblaten) der erſten Chriſten zu betrachten. Sie wurden, auch da die Leiſtung des Zehnten an den Clerus ſchon eingeführt war, beibehalten nnd meiſtentheils in Geld verwandelt; mit ihnen ſtehen die Opfer der Offertoria, welche nach ei

nem, noch jetzt faſt bei allen chriſtlichen Religionsparteien beſtehenden Gebrauche, zu gewiſſen Zeiten für die Geiſtlichen auf den Altar gelegt werden (Opferpfennig u. ſ. w. genannt), in geſchichtlichem Zuſammenhange, ohne doch auf irgend eine Weiſe zu den gottesdienſtlichen Handlungen zu gehören. Dagegen wird eine Haupthandlung des Cultus in der catholiſchen Kirche, die Meſſe, noch jetzt das unblutige Opfer genannt, weil nach dem Lehrbegriffe dieſer Kirche der Meßprieſter durch Conſecration des Brots und Weins den Leib und das Blut Chriſti im Sinne der jüdiſchen Sühnopfer gleichſam aufs neue opfert (Meßopfer). Bei den Heiden findet der alterthümliche Gebrauch gottesdienſtlicher Opfer auch in unſern Zeiten Statt; der Chineſe weiht ſeinen Göttern Früchte, der Caraibe Tabak, der Neger in Weſtindien Brantwein, und bei den wilden Inſelbewohnern und Anthropophagen zeigen ſich immer noch Spuren von Menſchenopfern. E.

Ophit, Ophites heißt auch der Serpentinſtein.

Ophiten, Ophianer oder Schlangenbrüder, ward eine im 2ten Jahrhunderte entſtandene gnoſtiſche Partei genannt, die mit den Valentinianern (ſ. d. Art. Gnoſis) die Annahme zweier Grundweſen, die Aeonenlehre und die damit verbundnen Theogonien gemein, übrigens aber das Eigne hatte, daß ſie ſich bei ihren gottesdienſtlichen Myſterien einer lebendigen Schlange, als Symbol des ſinnlichen Princips im Menſchen und der Klugheit, die es erzeugt (Sophia), bedienten. Die Ophiten küßten die Schlange, in der ſie nach Anleitung des chaldäiſchen Schlangendienſtes die Verführerin der Eva im Paradieſe auf ähnliche Weiſe verehrten, wie feindliche Götter von den Heiden angebetet wurden.

Ophthalmie, die Augenentzündung, (von dem griechiſchen Worte ophthalmos, das Auge), iſt verſchieden, theils nach dem Sitze der Entzündung (in der Bindehaut des Auges, oder in den Augenlidern und deren Drüſen), theils nach dem verſchiednen Grade derſelben. Die gewöhnlichen Zeichen der Augenentzündung ſind: ungewöhnliche Röthe, Schmerz in dem Auge, anfangs, als wenn Sand oder etwas dergleichen hineingefallen wäre, ungewöhnliche Hitze, meiſtens auch Ausfluß von Feuchtigkeit, Geſchwulſt der Augenlider. Oft iſt gänzliche Lichtſcheue damit verbunden. Zuweilen ſchwillt die Bindehaut des Auges ſo ſehr an, daß ſie Falten auf dem Augapfel bildet. Wenn die Entzündung ſich bis auf die durchſichtige Hornhaut fortſetzt, was zuweilen in Form eines Bläschens, das einem Geſchwürchen ähnlich iſt, geſchieht, ſo verliert ſie ihre Durchſichtigkeit, bekommt Flecken, und es entſteht Blindheit, weil die Lichtſtrahlen nicht mehr durchdringen können. Auch kann Eiterung die Hornhaut ergreifen und ganz zerſtören, oder es erfolgt eine Eiterſammlung im Innern des Auges, welche ſich in den Augenkammern bildet, und, ohne gehörige Hülfe, die Hornhaut durchbricht und zerſtört. Auch entſtehn zuweilen nach Entzündungen Auswüchſe auf der Hornhaut. H.

Ophthalmologie, die Lehre vom Auge, ſ. Auge und Augenpflege.

Opiat, ſ. Opium.

Opitz (Martin), einer unſrer beſten ältern Dichter, wurde den 23ſten December 1597 zu Bunzlau in Schleſien geboren. Er beſuchte anfangs die Stadtſchule ſeines Geburtsorts, deren Rector ſein Oheim, Chriſtoph Opitz, und nach deſſen Tode Valentin Sanftleben war.

Letztern beſonders ſcheint Opitz die Entwickelung ſeines dichteriſchen Geiſtes verdankt zu haben. Im Jahre 1614 ging er nach Breslau, wo er auf dem dortigen Marien-Magdalenen-Gymnaſium unter Hockelshofen ſeine Studien bis 1616 fortſetzte. Dieſer gelehrte Mann erweckte bei ihm die Liebe zur Philoſophie, womit er noch das Studium der Beredſamkeit und des Alterthums verband. Uebrigens entſchied er ſich jetzt für die Rechtsgelehrſamkeit. Als er Breslau verließ, gab er eine kleine Sammlung lateiniſcher Gedichte in den Druck, welche er Neujahrsgeſchenke (Strenae) nannte; ein Tribut des Dankes, an ſeine ehemaligen Lehrer oder andre Gelehrte in Bunzlau gerichtet. Im J. 1617 vertauſchte er das breslauiſche Gymnaſium mit dem damals berühmten zu Beuthen an der Oder, wo ihm der kaiſerliche Kammerfiscal und Pfalzgraf, Tobias Scultetus von Schwanenſee und Bregoſchütz die Aufſicht und Führung ſeines Sohnes anvertraute. Auch jetzt gab er verſchiedene lateiniſche Gedichte, deßgleichen ſeinen Aristarchus, eine Schrift, die ſeinen Patriotismus für die deutſche Literatur bethätigte, heraus. Im J. 1618 bezog er die Univerſität zu Frankfurt an der Oder, wo er, mit Vernachläſſigung der Jurisprudenz, ein Jahr ſeinen Lieblingsſtudien und der Dichtkunſt widmete. Zwei Brautlieder waren hier ſein erſter Verſuch, in deutſcher Sprache zu dichten. Nach damaliger Sitte begann er nun ſeine Wanderungen. Im J. 1619 hielt er ſich auf der Univerſität zu Heidelberg auf. Der churpfälziſche Geheimerath Lingelsheim nahm ihn als Lehrer ſeiner Söhne in ſein Haus, und ſtellte ihn bei Hofe vor. Er wurde mit dem berühmten Janus Gruter und andern trefflichen Köpfen bekannt, und ſchrieb daſelbſt viel, ſowohl deutſch als lateiniſch, in Proſa und Verſen, ſcherzhaft und ernſthaft. Im Jahr 1620 beſuchte er Straßburg, wo er Matthias Berneggers Freundſchaft gewann, der den künftigen Virgil der Deutſchen in ihm prophezeite. Ueber Tübingen ging er nach Heidelberg zurück, von wo er, um den Kriegsſtürmen auszuweichen, zu Ende des J. 1620 mit ſeinem Freunde Hamilton, einem Dänen, in die Niederlande reiſete. Zu Leiden kam er in Bekanntſchaft mit Scriver, Voſſius, Rutgerſius, und dem großen Daniel Heinſius, welche ſehr vortheilhaft auf ihn wirkten. Während der Krieg ſich immer weiter über Deutſchland verbreitete, lebte Opitz 1621 im Holſteiniſchen ſieben Monate lang den Muſen und der Freundſchaft. Damals ſchrieb er ſein treffliches Troſtgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs, welches er jedoch erſt 1633 drucken ließ. Zu Ende des Jahrs kehrte er in ſein Vaterland zurück, und wurde an den Hof des Herzogs Georg Rudolph von Liegnitz berufen. Im J. 1622 ging er auf Bethlen Gabors Einladung als Lehrer der Philoſophie und Humanioren nach Weißenburg. Hier lebte er in der Gunſt des Fürſten und äußerm Glanze, und begann ein gelehrtes Werk, Dacia antiqua, deſſen Vollendung, nachdem er ſechszehn Jahre darauf verwendet hatte, ſein Tod verhinderte. Aber es bemächtigte ſich ſeiner eine traurige Gemüthsſtimmung. Die Uncultur des Landes weckte in ihm die Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande; er nahm ſeine Entlaſſung, mit dem Vorſatze, fortan der Ruhe und den Muſen zu leben. Dennoch ging er im J. 1623 von Bunzlau abermals nach Liegnitz an den Hof Georg Rudolphs. Hier dichtete, arbeitete, edirte er. Im J. 1624 erſchien die erſte Ausgabe ſeiner Gedichte, von Zinkgref beſorgt, die Opitz aber für übereilt erklärte und bald durch eine ſelbſt veranſtaltete verdrängte. Der Herzog Rudolph, auf deſſen Befehl er die Sonn- und Feſttagsepiſteln

nach dem Sylbenmaße der franzöſiſchen Pſalme in Verſe gebracht hatte, ernannte ihn zu ſeinem Rathe. Auch erſchien jetzt ſein Buch von der deutſchen Poeterei, wodurch er den Anfang zu einer *deutſchen Poetik* machte. Nachdem er zu Ende des Jahrs 1624 nach Sachſen gereiſet, faſt ein halbes Jahr in Wittenberg verlebt, und über Dresden den geſchmackvollen Hof des Herzogs Ludwig von Anhalt, des Stifters der fruchtbringenden Geſellſchaft, beſucht hatte, in welche er unter dem Namen des Gekrönten aufgenommen wurde, kehrte er 1625 nach Schleſien zurück, um noch in demſelben Jahre ſeinen Freund Kirchner, der in Geſchäften des Herzogs nach Wien ging, dahin zu begleiten. Hier empfahl er ſich durch ein Trauergedicht auf den Erzherzog Carl dem Kaiſer Ferdinand II., aus deſſen Händen er den poetiſchen *Lorbeerkranz* empfing. Nach einem kurzen Aufenthalte kam er 1626 nach Schleſien zurück, wo er abwechſelnd zu Breslau, Brieg und Liegnitz lebte, und bald im Geräuſche des Hofs, bald in den ſtillen Cirkeln ſeiner Freunde Erholung von ſeinen Arbeiten fand. Noch in demſelben Jahre trat er als Secretär in die Dienſte des gelehrten und tapfern Burggrafen zu Dohna, Carl Hannibal, und lebte jetzt größtentheils zu Breslau; doch machte er mehrere kleine Geſchäftsreiſen an fremde Höfe und zu andern Großen des Reichs. Auch ließ er ſich gelüſten, ſeinen Heldenmuth auf die Probe zu ſtellen, und einen Ausfall unter dem General Pechmann mitzumachen; aber ſchon dieſer einzige Verſuch reichte hin, ihn zu überzeugen, daß er zum Krieger keinen Beruf habe. Im J. 1628 erhob ihn Kaiſer Ferdinand II. aus freiem Antriebe in den Adelſtand, unter dem Namen *Martin Opitz von Boberfeld*; jedoch bediente er ſich dieſes Titels nur ſelten oder gar nicht. Im J. 1630 unternahm Opitz in Angelegenheiten des Burggrafen eine Reiſe nach Paris, erneuerte auf derſelben alte und ſchloß neue Bekanntſchaften mit den ausgezeichnetſten Männern ſeiner Zeit. In Paris ward er mit Hugo Grotius bekannt, deſſen Haus der Sammelplatz aller durch Rang und Gelehrſamkeit ausgezeichneten Männer war. Er überſetzte das Gedicht deſſelben von der Wahrheit der chriſtlichen Religion aus dem Holländiſchen in deutſche Verſe, wofür der Verfaſſer ihn mit den ehrenvollſten Lobſprüchen überhäufte. Ein Ruf ſeines Burggrafen riß ihn noch in dieſem Jahre aus ſeinem literariſchen Hochleben zu Paris. Am Ende deſſelben kam er, bereichert mit neuen Kenntniſſen und einem Schatze von ſeltnen Büchern, Handſchriften, Münzen und geſchnittenen Steinen nach Breslau zurück, wo er zwei Jahre blieb. Aber nachdem 1633 der Burggraf zu Dohna geſtorben war, ging er, da die unruhigen Zeiten ihm nicht erlaubten, einſam ſich ſelbſt zu leben, an die fürſtlichen Höfe von Liegnitz und Brieg zurück. Hier gab er ſein Lehrgedicht *Veſuv* und ſein Troſtgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs heraus. Im Frühlinge 1634 folgte er dem Herzoge Johann Chriſtian von Brieg nach Thorn, wohin dieſer wegen der Kriegsunruhen ſich begab, und nahm bald darauf ſeinen Wohnſitz zu Danzig, wo er ſich mit Ruhe und Sicherheit ſeinen Studien widmen konnte. Das Singſpiel Judith und die Ueberſetzung der Antigone des Sophokles waren die Früchte dieſer Muße. Als der König Uladislaus IV., der ihn bereits aus einem trefflichen deutſchen Lobgedichte kannte, womit er ihn bei ſeiner Rückkehr von einem Zuge gegen Rußland begrüßt hatte, im Jahre 1638 nach Danzig kam, ließ dieſer den Dichter vor ſich kommen, und erlangte endlich durch dringendes Zureden von ihm, daß er mit Bewilligung des Herzogs als

königlich polniſcher Secretär und Hiſtoriograph unter ſehr vortheilhaften Bedingungen in ſeine Dienſte trat. Er fuhr fort, ſeine Muße gelehrten Arbeiten zu widmen. Im J. 1637 gab er die Sammlung ſeiner geiſtlichen Poeſien heraus, ſammelte und revidirte ſeine weltlichen Poemata, arbeitete an den daciſchen Alterthümern, und vollendete ſeine Pſalmenüberſetzung nach den gewöhnlichen Melodien. Nur auf kurze Zeit beſuchte er Thorn und Königsberg. So hatte Opitz die Blüthe der männlichen Jahre und ſeines Ruhms erreicht. Die würdigſten und edelſten ſeiner Zeitgenoſſen liebten und ehrten ihn. Sein Urtheil und Geſchmack hatten eine vollkommne Reife erlangt, von ſeinem thätigen Geiſte erwartete man die vollendetſten Früchte. Dieſe Hoffnung ſollte nicht erfüllt werden. Opitz wurde ein Opfer der Peſt, welche 1639 Danzig verheerte, und auch ihn am 20ſten Auguſt hinraffte. Sein literariſcher Nachlaß ging in jener Zeit allgemeiner Verwirrung verloren. — Als Dichter war Opitz in unſerm Vaterlande der erſte, der ſich zur wahren Poeſie emporſchwang; und in ſofern heißt er mit Recht der Vater der neuern deutſchen Dichtkunſt. Er war mit den Alten vertraut, und hatte ſeinen Geiſt mit den nützlichſten Kenntniſſen bereichert; daher ſind ſeine Gedichte, beſonders die größern, reich an kräftigen und wahren Gedanken und feiner Erfindung. Die Sprache verdankt ihm neue Verbindungen und Formen, größere Geſchmeidigkeit und Correctheit, höhern Nachdruck und Wohlklang, vor allen aber Reinigung von hundert wilden Auswüchſen. Der Proſodie gab er zuerſt ihr Daſeyn. Der erſte Platz unter ſeinen Gedichten gebührt den lyriſchen, nächſt dieſen den didaktiſchen; der ſchwächſte Theil ſind ſeine Ueberſetzungen. Unter den Ausgaben iſt die vollſtändigſte die Breslauer, 1690 bei Fellgibel, 3 Theile 8., die zierlichſte die Amſterdamer, 1646 bei Janſſon, 3 Theile 12.

Opitz, zuletzt Schauſpieler und Regiſſeur der königl. ſächſiſchen Hofſchauſpielergeſellſchaft, hat ſich den Ruf eines Schauſpielers vom erſten Range zu verſchaffen gewußt. Indeſſen ſcheinen ſeine unbedingten Lobredner ihn zu hoch geſtellt zu haben. Eigen war ihm eine glückliche Routine, ein klingendes Organ, und ein kräftiger, gefälliger Körperbau. Mit dieſen einnehmenden Vorzügen verband er eine glückliche, leichte Faſſungsgabe für gewiſſe charakteriſtiſche Einzelnheiten, beſonders in den ſogenannten Chevaliers, ohne jedoch durch ein tieferes Studium ſeiner Kunſt ſich zu einer höhern Stufe zu erheben. Auch mochte das Lob, welches ihm in zu hohem Maße zu Theil ward, nachtheilig für ſeine künſtleriſche und geiſtige Bildung wirken. Erſtere ging nicht weiter, als ein eitles Streben nach Effect gebot. Von der letztern gaben ſeine in einem ſehr ſchwülſtigen, pedantiſchen Style abgefaßten Briefe kein vortheilhaftes Zeugniß. Indeſſen bleibt doch — da es ſo wenig mittelmäßig gute Schauſpieler in Deutſchland gibt, — ſein Verluſt der Kunſt ſchmerzhaft. Er ſtarb in den beſten Jahren, nachdem er früher zu ſchnell gelebt hatte.

Opium, der eingetrocknete Saft aus den Samenköpfen der Mohnpflanze (Papaver somniferum). Im Oriente, beſonders in Natolien, Arabien, Perſien, Aegypten und Oſtindien, wächſt dieſe Pflanze zu einer vorzüglichen Größe, ſo daß ſie z. B. in Perſien vierzig Fuß hoch wachſen und Köpfe tragen ſoll, die zwei Pfund Waſſer faſſen. Der milchichte Saft der Pflanze wird geſammelt, indem man die halbreifen Mohnköpfe gegen Abend aufritzt, den hervorgequollenen und an der Luft verdickten Saft am folgenden Mor-

gen abſchabt und in einem Gefäße zuſammenknetet, bis er die gehörige Steifigkeit hat, worauf er die Geſtalt kleiner Kuchen empfängt. Eine geringere Sorte von Opium ſoll durch das Auspreſſen und Kochen der Stengel, Blätter und ſchon aufgeritzten Köpfe bereitet werden, indem dieſe Abkochung bis zur gehörigen Dicke eingekocht wird. Von Theben in Aegypten kam ſonſt das reinſte Opium (opium thebaicum). Das gute Opium muß ſchwer, dicht, äußerlich von rothbrauner Farbe, auf dem Bruche glänzend ſeyn. In der Medicin wird dieſes Mittel als Arznei gebraucht, indem es mächtig auf das Nervenſyſtem wirkt, in geringer Gabe zuerſt das Gefäßſyſtem und das Nervenſyſtem zu ſtärkerer Thätigkeit reizt, hintennach aber ſchwächt, welches in größerer Gabe bis zur Betäubung, ja bis zur gänzlichen Vernichtung der Nervenkraft ſteigen kann. Es wird deswegen unter die betäubenden Gifte gerechnet. Als Medicament iſt das Opium ſchon über zweitauſend Jahre im Gebrauche. Auch haben wir noch mehrere Vorſchriften zu Opiatmiſchungen (Opiaten) aus den damaligen Zeiten, z. B. das Philonium vom Philo, den Mithridat vom Damocrates, u. a. m. Noch mehreren Gebrauch machten die arabiſchen Aerzte von dem Opium, und Paracelſus empfahl es unter den europäiſchen Aerzten zuerſt und ſehr eindringlich. Im Oriente, beſonders unter den Türken, giebt es viele Perſonen, die man Opiophagen (Opiumseſſer) nennt, weil ſie an den Genuß deſſelben ſich allmälig ſo gewöhnt haben, daß ſie es dazu gebrauchen, ſich, anſtatt des Weins, eine Art von Rauſch zu verſchaffen. Anfangs nehmen ſie ganz kleine Portionen, etwa von der Größe eines Nadelkopfes, allmälig ſteigen ſie bis zur Größe einer Erbſe. Bald nach dem Genuſſe empfinden ſie eine angenehme Munterkeit, ſie ſind weit lebhafter und thätiger und ſtimmen ſich in jeden Ton, den ſie wählen. Dieſer gegebene Schwung dauert aber nur ſo lange, als der Rauſch des Mohnſaftes nachhält; nach einigen Stunden verfliegt dieſer, und Erſchlaffung, Unmuth und Schmerz tritt an die Stelle des vorigen Wohlbehagens. Wider dieſe Folge wird eine neue Doſis Opium genommen, die immer größer ſeyn muß, wenn ſie dieſelbe angenehme Wirkung hervorbringen ſoll; allein auch immer unerträglicher wird der nachfolgende Zuſtand von Trägheit, Verdroſſenheit und Erſchlaffung; die Farbe des Geſichts verſchwindet, der Körper magert ab, die Glieder zittern, alles Gefühl wird ſtumpf. Sinnlos, und wie unvernünftiges Vieh ſterben ſie endlich mit hinzukommender Waſſerſucht oder andern Cachexien. Da dieſes Mittel denen ſo ſchädlich iſt, welche ſich doch durch öftern Gebrauch daran gewöhnt haben, ſo iſt leicht zu ermeſſen, daß ſein Gebrauch als Arzneimittel die größte Vorſicht erfodert. Um ſo weniger iſt es zu entſchuldigen, wo die Medicinalpolizei nicht den Verkauf deſſelben den Materialiſten, Droguiſten, und ſelbſt den Apothekern an Andre, als auf Verordnung der Aerzte, verbietet. Auch die Kinderpulver, die ſogenannten Ruhpulver, unter welchen Opium iſt, ſollten nicht verkauft werden dürfen, da ſchon manches Kind mit ſolchen Ruhpulvern in die ewige Ruhe befördert worden iſt. Gegen die Opiatvergiftung, welche ſich durch heftige Unruhe, Erbrechen, Zuckungen, Unbewußtheit, kalten Schweiß, endlich Schlafſucht und gänzliche Unempfindlichkeit äußert, und zuletzt unter Zufällen von Schlagfluß tödtet, iſt nach vorausgeſchicktem Brechmittel der reichliche Genuß eines ſtarken Caffees, oder eines guten Rheinweins, auch von Säuren mit Kampfer, das beſte Gegenmittel.

H.

Oporinus (Johann), eigentlich Herbſt, ein gelehrter Buchdrucker, geboren zu Baſel 1507, war der Sohn eines unbemittelten Malers. Er ſtudirte zu Straßburg, indem er ſeinen Unterhalt durch Stundengeben, Abſchreiben und Correcturenleſen erwarb. Um ſeine Umſtände zu verbeſſern, verheirathete er ſich mit einer alten Frau, die zwar einen ſehr unfreundlichen Charakter, aber ein beträchtliches Vermögen hatte. Er ertrug ihre üble Laune bis an ihren Tod, ohne auch nur durch einen Theil ihres Vermögens entſchädigt zu werden. Da ſeine Freunde ihm zum Studium der Medicin und Phyſik riethen, trat er als Lehrling und Schreiber in die Dienſte des berüchtigten Paracelſus, der ihm die Mittheilung einiger ſeiner mediciniſchen Arcana verſprach. Allein Oporinus ſah ſich in dieſer Hoffnung getäuſcht, verließ ihn und legte zu Baſel eine griechiſche und lateiniſche Schule an. Endlich übernahm er gemeinſchaftlich mit einem gewiſſen Robert Winter, der ſeinen Namen auch ins Griechiſche überſetzte und ſich Chimerinus nannte, eine Buchdruckerei. In dieſem Geſchäfte war er unermüdlich; er beſchäftigte ſechs Preſſen und gab kein Buch heraus, das er nicht ſelbſt ſorgfältig corrigirt hatte. Aber ſein großer Fleiß wurde nicht durch Glücksgüter belohnt. Sein Compagnon ſtarb inſolvent, und nur durch die Unterſtützung ſeiner Freunde konnte Oporinus das Geſchäft fortſetzen. Er ſtarb im J. 1568 und hinterließ beträchtliche Schulden. Außerdem, daß er den Druck vieler ſchätzbaren Werke beſorgte, iſt er auch durch mehrere grammatiſche und philologiſche Schriften bekannt. Sein Druckerzeichen iſt Arion mit einem ſchwimmenden Delphin, bisweilen mit der Beiſchrift: Invia virtuti nulla est via, oder Fata viam invenient.

Oporto oder Porto, eine wichtige Handelsſtadt, und nach Liſſabon die größte Stadt in Portugal, in der Provinz Minho e Duero, in einem engen Thale, zwiſchen hohen Bergen, an beiden Seiten des Duero, hat 11 Plätze, 90 Kirchen, 17 Klöſter, 14 Hoſpitäler, 10,000 Häuſer und (ohne Fremde) 63,000 Einwohner. An dem Fluſſe ſind ſchöne Kaien, und überhaupt zeichnet ſich die Stadt durch Reinlichkeit aus. In den durch ein kleines Fort beſchützten Hafen laufen jährlich an 1200 Schiffe ein. Porto treibt einen ſehr beträchtlichen Handel, vorzüglich mit Portowein, deſſen Verkauf beſonders die Handelsgeſellſchaft vom obern Duero beſorgt, die auch an 30 Brantweinbrennereien unterhält, und viele Menſchen beſchäftigt. Man findet hier an 220 Handelshäuſer, darunter 25 brittiſche, und zahlreiche Fabriken in Seide, Strümpfen, Kattun, Tuch, Leinwand, Leder, Metall ꝛc. 1790 betrug der Werth der Einfuhr über vier Millionen Thaler, und der Werth der Ausfuhr über fünf Millionen Thaler. Viele geſchmackvolle Landhäuſer verſchönern die reizenden Umgebungen der Stadt. Oporto hat ſeinen Urſprung von einem Orte Cale, der auf der andern Seite des Stroms auf einem Berge lag, von welchem ſich ein Theil der Einwohner an dieſem bequemern Platze niederließ, der Porto Cale (der Hafen von Cale) genannt wurde, und von welchem der Name des Königreichs Portugal herkommt.

Oppian, ein ſpäterer griechiſcher Dichter aus Cilicien (um 200 n. Chr. Geb.), welcher ſeinen vom Kaiſer Severus auf die Inſel Malta verbannten Vater Ageſilaus, einen Philoſophen, nach Malta begleitete, ſich hier auf die Dichtkunſt legte und ein Gedicht vom Fiſchfange (Helieuticon) verfertigte, welches ſo vielen Beifall fand, daß er nicht allein die Befreiung ſeines Vaters aus dem Exil, ſondern auch für jeden Vers ein Goldſtück zur Belohnung erhielt.

Bald nach ſeiner Rückkunft in ſein Vaterland ſtarb er an der Peſt in einem Alter von kaum 30 Jahren. Außer jenem Gedichte ſchreibt man ihm auch ein Gedicht von der Jagd (Cynegetica) in vier Büchern zu. Schneider, der beſte Herausgeber des Oppian (Straßburg 1776 und Leipzig 1813), hat den Ungrund davon gezeigt. Von einem Gedichte über den Vogelfang (Ixeuticon) iſt nur eine griechiſche Paraphraſe in Proſa vorhanden.

Opponent, ſ. Diſputation.

Oppoſition (in der Aſtronomie), ſ. Aſpecte.

Oppoſition, Obſtand, Widerſtand, Gegendruck, wird vorzüglich von der öffentlichen Meinung gebraucht, wann ein Theil im Volke den Grundſätzen oder den Anſichten, welchen die Staasbehörden in der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten folgen, widerſpricht; doch iſt der Name vorzüglich in England gewöhnlich. Hier gab es in dem öffentlichen Leben, wie auf dem Elemente, das zunächſt die Unabhängigkeit des brittiſchen Volks bedingt, ein fortwährendes Schwanken. Seit dem kämpfen die Partei der Miniſter und die des Volks mit einander durch Rede und Gegenrede über alles Oeffentliche um den Beſitz der öffentlichen Meinung. Aber die ſichre Grundlage der geſetzlichen Freiheit, die Conſtitution, befeſtigt in der Mitte das Zünglein des Gleichgewichts. Die Oppoſition iſt ſo alt, als die Conſtitution ſelbſt. Kein Engländer, er mag auch noch ſo ſehr für den König ſeyn, wird und kann wünſchen, daß keine Oppoſition mehr ſeyn möchte; denn ohne ſie würde die Verfaſſung bald zu Grunde gehn, und in eine unumſchränkte Monarchie, oder nach und nach in eine noch verhaßtere Ariſtokratie ausarten. Die Oppoſition iſt ein Spiegel für den König, in dem er ohne Unterlaß ſeine eingeſchränkte Macht ſieht; ſie iſt eine fortwährende Warnung für die Miniſter, theils aufmerkſam des Staates Wohlfahrt zu beachten, theils ihre Gewalt nicht zu mißbrauchen. Der Miniſter weiß, daß die Oppoſition das Recht hat, ihn anzuklagen, und daß ſie ihm durch die Macht ihrer Gegenrede die Stimmenmehrheit entreißen kann, ohne welche er nicht zu regieren im Stande iſt. (S. d. Art. North.) Durch die Oppoſition wird das Unterhaus der Wächter für die Rechte des Volks, (z. B. für die Habeas-Corpus-Acte) und in dieſem Sinne hieß Fox, auch wenn er irrte, der Mann des Volks. Denn, daß die Oppoſition ſtets Recht habe, wer wird das glauben? Beide Parteien widerſprechen und feinden ſich an, oft aus unedlen Beweggründen; doch die Wahrheit liegt in der Mitte der Prüfung. Durch die Reibung ſelbſt werden Redner und Staatsmänner erzeugt, geſchärft, unterrichtet und thätig; ohne die Oppoſition würden Geiſt und Kraft erſchlaffen, der Mißbrauch Wurzel faſſen, und die Willkür den Sieg davon tragen. Wenn auch die Oppoſition Privatzwecke im Auge hat, und in ihrer Politik alle Volkskünſte aufbietet, wie das Miniſterium die Hofkünſte, ſo urtheilt doch der unbefangene Theil des Volks über beide, und erkennt das Rechte. Dieß geſchah z. B. unter dem Miniſterium des Sir Rob. Walpole, unter Pitt u. A. Die Oppoſition rief unaufhörlich, Verfaſſung und Freiheit ſeyen in Gefahr, und das Volk erklärte ſich für die Miniſter. Oft trennen ſich die Mitglieder der Oppoſition in ihren Anſichten (ſ. Burke und Fox), wie die des Miniſteriums, und es entſteht eine dritte Partei. Dieß iſt jetzt der Fall in Anſehung der Parlamentsreform, der jährlichen Parlamentswahlen, der Emancipation der Katholiken u. ſ. w. Man erinnere ſich an die Namen Sir Francis

Burdett, Grattan, Sheridan, Grenville, Poſonby, Whitbread u. A. Unter den Mitgliedern der brittiſchen Oppoſition bilden ſich freundſchaftliche Verbindungen, die aus der Politik in das Familienleben übergehen; doch werden oft die bedeutendſten Führer derſelben durch Ertheilung wichtiger Aemter für das Miniſterium gewonnen, oder in daſſelbe aufgenommen, wie Canning u. A. Die Oppoſitionsblätter, z. B. der Morning Chronicle, der Star u. a. ſchreiben im Sinne der Oppoſition, ohne von ihr abzuhängen oder verfaßt zu werden; ſo wenig als die miniſteriellen Zeitungen in England (wie der Courier) einen officiellen Charakter haben. Uebrigens gibt es überall eine Oppoſition, wo ein Volk politiſches Leben hat, d. h. eine Verfaſſung, eine wahre Volksvertretung und Preßfreiheit. Nur haben ſich nicht überall Miniſterialpartei und Oppoſition durch ſo ſcharfe Gegenſätze geſchieden, wie in England. (Vergl. die Art. Miniſterialpartei, und Torys.) K.

Ops, ſ. Rhea und Cybele.

Optik iſt ein Theil der angewandten Mathematik, die Lehre vom Lichte in der umfaſſendſten Bedeutung des Worts, und in dieſem Sinne würde auch die ganze Lehre vom Sehen und von der ſcheinbaren Größe und Lage der Gegenſtände, als die Perſpective, einen Theil derſelben ausmachen. Im engern Verſtande aber begreift die Optik nur das, was zu den eigenthümlichen Eigenſchaften und Erſcheinungen des Lichts, als Materie betrachtet, gehört. Die beiden allgemeinſten Erſcheinungen ſind die der Zurückſtrahlung und der Brechung. Auf dem einfachen Geſetze der erſtern, daß die Lichtſtrahlen von einer Fläche unter demſelben Winkel zurückgeworfen werden, unter dem ſie auffallen, beruht die Catoptrik (ſ. d. Art.), ſo wie die Dioptrik (ſ. d. Art.) auf dem Geſetze der Strahlenbrechung, worüber der Art. Brechung der Lichtſtrahlen nachzuſehen iſt. Aus dieſen Geſetzen wird nun mit Hülfe der Mathematik die Theorie der Farben (ſ. Farbenlehre), der Spiegel und Linſengläſer (vergl. d. Art. Brennglas, Concav und Linſengläſer), der Teleſcope, Fernröhre und Microſcope (vergl. d. Art. Fernrohr und Microſcop) u. ſ. w. abgeleitet. Daher wird auch ſowohl der der Optik Kundige, als insbeſondere der mechaniſche Künſtler, welcher optiſche Werkzeuge, beſonders Augengläſer, verfertigt, Opticus genannt. L.

Optimaten nannte man bei den Römern im Gegenſatz der Populares, welche für das Intereſſe des gemeinen Volks waren, diejenige Partei, welche dem Senat und dem Adel anhing.

Optimismus wird die philoſophiſche und religiöſe Lehrmeinung genannt, welche behauptet, Gott habe unter den möglichen Welten, die ſein Verſtand gedacht, nach ſeiner Vollkommenheit die beſte gewählt und hervorgebracht. Leibnitz entwickelte dieſe Lehrmeinung in ſeiner Theodicee (ſ. d. Art.) beſonders mit Hinſicht auf Bayle's Zweifel und Einwürfe von dem Uebel in der Welt, und macht beſonders darauf aufmerkſam, daß, was im Einzelnen unvollkommen erſcheine, keinesweges Unvollkommenheit des Ganzen ſey. Man brachte dieſe philoſophiſche Behauptung ſonſt auch gewöhnlich auf das Trilemm zurück: wenn dieſe Welt nicht die beſte wäre, ſo hätte Gott eine vollkommnere entweder nicht gekannt, oder nicht haben ſchaffen können, oder nicht ſchaffen wollen; nun ſtreiten letztere drei Fälle mit der Allweisheit, Allmacht und Güte Gottes, folglich iſt dieſe Welt als die

beſte zu betrachten. Vergl. Sammlung der Schriften über die Lehre von der beſten Welt, Roſtock, 1759 8., die franzöſiſchen Preisſchriften der berliner Academie über dieſen Gegenſtand (Berlin 1755 4.) und Leonh. Creuzer Leibnitii doctrina de mundo optimo etc. Lips. 1795. 8.

Orakel, Götterausſprüche, welche angeblich den anfragenden Laien durch inſpirirte Perſonen ertheilt wurden; dann auch die Orte, an welchen Ausſprüche dieſer Art unter beſondern Vorbereitungen und Ceremonien ertheilt wurden. Ihre Entſtehung und Beſchaffenheit zu beſtimmen, fehlt es faſt ganz an unparteiiſchen Nachrichten des Alterthums. Die ägyptiſchen Orakel entſtanden in ſolchen Zeiten, bis zu welchen nicht einmal Ueberlieferungen, viel weniger hiſtoriſche Denkmäler hinaufreichen. Das älteſte war das zu Meroe, nächſtdem zu Theben und Ammonium. An allen drei Orten herrſchte der Dienſt des Jupiter Ammon. Wie dieſe Orakel mögen beſchaffen geweſen ſeyn, könnten wir aus einem Abkömmlinge des letztern, dem Orakel zu Dodona (ſ. d. Art.), dem älteſten in Griechenland, vielleicht mit größrer Sicherheit ſchließen, wenn dieſes Orakel nicht ein Gemiſch aus Pelasgiſchem und Aegyptiſchem geworden wäre. Herodots Erzählung von dem Unſprunge dieſes Orakels unter den Pelasgern zeigt, daß man von Afrika aus verſuchte, ſich durch Gründung eines Orakels in Griechenland feſtzuſetzen; allein früher ſchon war die heilige Buche hier orakelgebend und das Rauſchen in ihren Wipfeln das Orakelzeichen geweſen; die heiligen Weiber (Wahrſagerinnen, die ſchwarzen Tauben bei Herodot) aus Afrika ammoniſirten bloß dieſes pelasgiſche Orakel. Von demſelben Alter war vielleicht das Orakel in Böotien, welches zuerſt der Gäa, dann der Themis angehört hatte, und nachher an den Apollon kam. Später bildete ſich das Orakel zu Delphi aus, welches theils wegen ſeiner günſtigen Lage, theils wegen ſeiner Verbindung mit dem Amphiktyonengerichte zu Pylä das wichtigſte von allen wurde (ſ. Delphi). — Außerdem hatten Zeus und Apollon noch verſchiedne andre Orakel, Zeus zu Elis, zu Piſa, und auf Creta in einer unterirdiſchen Höhle, Apollon aber auf Delos, wo das Rauſchen der Bäume das Orakelzeichen gab, zu Milet, wo eine heilige Quelle, zu Klaros, unweit Kolophon, wo ein heiliger Brunnen begeiſterte u. a. m. Nächſt den Zeus- und Apollonorakeln ſtanden in Griechenland in großem Anſehn das Orakel des Trophonius zu Lebadia in Böotien und des Amphiaraus zu Oropus, auf der Gränze zwiſchen Attika und Böotien. Here hatte eins im corinthiſchen Gebiete, Hercules zu Bura in Achaja, wo das Orakel entwürfelt wurde, Dionyſus zu Amphiklea in Phocis, das ſich durch Träume erklärte u. a. m. Eines Orakels des Ulyſſes gedenkt Tzetzes, und auch andre Heroen und Seher hatten deren. Die Römer hatten, wenn man die Albunea, die cumaniſche Sibylla, die ſibylliniſchen Bücher, das Orakel des Faunus und der Fortuna zu Präneſte abrechnet, welche ſämmtlich in die älteſte Zeit gehören und nachher verſchollen, keine einheimiſchen Orakel, ſondern nahmen ihre Zuflucht zu den gangbaren griechiſchen und ägyptiſchen. — Wegen Gründung von Städten nnd Colonien, Einführung neuer Verfaſſungen, wichtiger Unternehmungen im Kriege und Frieden, beſonders aber in allen großen Nöthen wendete man ſich, mit Geſchenken reichlich verſehen, an die Orakel, deren Vorſteher eben ſo vieler Behutſamkeit als Klugheit bedurften, um ſich nicht bloß zu ſtellen. Dunkelheit und Zweideutigkeit in den Ausſprüchen war ein

gewöhnliches Auskunftsmittel. Dennoch kamen zuweilen Widersprüche vor. Trotz deren aber und trotz der bekannt gewordnen Bestechungen behaupteten ſie ſich lange in ihrem Anſehn und ſanken nicht eher als nach dem Verluſte der Freiheit und Unabhängigkeit von Griechenland. Unter der Regierung des Theodoſius wurden die Tempel der weiſſagenden Götter entweder zerſtört oder geſchloſſen.

Orang-Outang (in der malayiſchen Sprache ſo viel als Waldmenſch). Dieſer oft mit dem afrikaniſchen Waldmenſchen oder Schimpanſe, dem menſchenähnlichſten von allen Affenarten, verwechſelte, von Linné aber ſogar als eine Gattung von Menſchen unter dem Namen Homo troglodytes aufgeführte Affe iſt einzig auf Borneo zu Hauſe, und wird ungefähr vier Fuß hoch. Er lebt in den großen Wäldern dieſer Inſel, und iſt ſehr geſchickt im Klettern und Springen. Der Arme und Hände bedient er ſich wie der Menſch zum Zugreifen und Feſthalten. Er bricht Aeſte von den Bäumen und ſchlägt damit nach ſeinen Feinden. Bei ſeiner ungeheuern Kraft ſchlägt er den ſtärkſten Menſchen mit leichter Mühe nieder. Man kann daher auch nur die Jungen lebendig fangen. Dieſe werden zahm, gewöhnen ſich an den Menſchen und laſſen ſich, da ſie ſehr gelehrig und dabei geſchickt ſind, zu allerlei Künſten und Geſchäften abrichten. Unter andern lernen ſie auf dem Seile tanzen, Waſſer holen, Reiß ſtampfen, Gläſer und andre Gefäße ausſpülen, den Bratſpieß umdrehen und dergleichen. An das europäiſche Clima gewöhnen ſie ſich nicht wohl, und ſterben meiſtens nach kurzer Zeit.

Oranien, Orange, ein kleines Fürſtenthum, das nach dem Tode Königs Wilhelm von England von dem Könige von Preußen, welcher Erbſchaftsrechte darauf hatte, an Frankreich abgetreten, und 1714 zum Gouvernement der Dauphiné geſchlagen wurde. Jetzt gehört es zum Departement von Vaucluſe. Die Stadt Orange liegt an der Meyne in einer an Wein, Oel, Seide und Krapp fruchtbaren Gegend, und hat 1500 Häuſer und 7200 Einwohner, welche Leinwand- und Sergefabriken, Färbereien und Seidenmühlen unterhalten. Man findet hier noch mehrere römiſche Alterthümer, worunter beſonders die Reſte eines Triumphbogens und einer Waſſerleitung merkwürdig ſind. Ueber das Haus Oranien ſ. Naſſau und Niederlande.

Oratorium iſt ein durchaus lyriſches, mit Muſik begleitetes Drama, welches einen geiſtlichen Stoff (beſonders eine bibliſche Handlung) hat und zum gottesdienſtlichen Gebrauche bei hohen Feiertagen beſtimmt iſt. Es ſoll die Herzen der Zuhörer mit Empfindungen für irgend einen erhabnen Gegenſtand der Religion durchdringen: deßhalb muß die Poeſie fromm und einfach, die Muſik ohne geſuchte Zierlichkeit, durchdringend, erhaben, feierlich ſeyn. Den Urſprung der Oratorien ſetzt man in die Zeiten der Kreuzzüge, wo ganze Haufen chriſtlicher Pilgrimme das Leben und den Tod des Erlöſers, das jüngſte Gericht, wohl auch die Wunderwerke der Heiligen und ihre Martern auf Straßen und öffentlichen Plätzen beſangen. Ihre jetzige Form erhielten die Oratorien in Italien, wo ſie zuerſt der heilige Philipp von Neri (geboren zu Florenz 1515, geſtorben zu Rom 1595), der Stifter des Oratorienordens, um das J. 1540 eingeführt haben ſoll, und wo ſie anfangs unter dem Titel Laudi spirituali gedruckt wurden. Den Namen Oratorium bekamen ſie erſt in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, wahrſcheinlich von der vorgedachten Geſellſchaft. Anfangs waren ſie mehr Erzählung als Drama, indem eine beſondre Perſon den Zuſchauern die Geſchichte vorerzählte

und nur wenige Arien Statt fanden. Dieſe langweilige Art wurde zuerſt von Spagna (1656) abgeſchafft, und die Oratorien ihrer jetzigen Form näher gebracht. Unter den italieniſchen Oratoriendichtern iſt Metaſtaſio ausgezeichnet. Die Muſik der neuern Oratorien iſt zu ſehr opernmäßig geworden. In England wurde das Oratorium zuerſt von Händel eingeführt. In Frankreich iſt dieſe Gattung erſt in den neueſten Zeiten im Concert spirituel eingeführt worden. In Deutſchland ſind die bekannteſten Oratorien der Tod Abels und Abraham auf Moria von Rolle componirt, die Schöpfung von Haydn und Ramlers Tod Jeſu von Graun componirt, wenn letzterer nicht vielmehr eine Paſſions-Cantate zu nennen iſt. Auch bedeutet Oratorium einen Betſaal, ein Betzimmer, beſonders in Klöſtern.

Oratorium (Prieſter vom), oder vom Bethauſe, heißen die Glieder eines geiſtlichen Ordens, den der heilige Philipp von Neri 1574 in Rom zur Leitung geiſtlicher Uebungen der Andächtigen und zum Studium der theologiſchen Wiſſenſchaften ſtiftete, ohne ſie durch Kloſtergelübde zu binden. Dieſer Orden beſteht noch in Italien, eingegangen iſt aber die viel berühmtere Congregation der Väter vom Oratorium Jeſu in Frankreich, welche 1611 zu Paris ebenfalls ohne Verpflichtungen zu Kloſtergelübden vereinigt, durch große Gelehrte aus ihrer Mitte, wie der Philoſoph Malebranche, der Orientaliſt Morin und der freimüthige Theolog Richard Simon (ſ. d. Art.) zu Anſehn und Einfluß gelangten und ſich als Lehrer an Schulen und Seminarien für Geiſtliche verdient machten. Beide Orden folgen der Regel des heiligen Auguſtinus. E.

Orbilius Pupillus, ein Grammatiker von Benevent, that anfangs Kriegsdienſte in Macedonien, unterwies dann einige Zeit in ſeinem Vaterlande die Jugend, und kam unter Cicero's Conſulate nach Rom, wo er mit großem Beifalle lehrte. Dem Horaz, der ihm wegen ſeiner Strenge den Beinamen plagosus gibt, verdankt er hauptſächlich die Ehre, daß noch jetzt ſein Name als Appellativum für einen Alles einbläuenden Schulmeiſter gebraucht wird.

Orcadiſche Inſeln, Orkneys, eine nordwärts von Schottland liegende und zu dieſem Lande gehörende Gruppe von Inſeln, welche der Pentland Frith von Schottland trennt. Es ſind 67 Inſeln, aber nur 28 davon ſind bewohnt; die übrigen ſind Grasplätze oder Felſen. Die Verbindung unter denſelben wird durch das ſtürmiſche Meer in den ſie umgebenden Canälen erſchwert. Das Innere der meiſten Inſeln iſt mit Bergen von mittlerer Höhe bedeckt, die Ebenen derſelben ſind mit Sand verſchüttet. Auf einigen baut man Getraide, beſonders Gerſte und Hafer, aber wichtiger iſt die Viehzucht; die Schafe geben eine vortreffliche Wolle. An Holz fehlt es gänzlich, welches der Torf erſetzt; auch hat man Kalk, Eiſen und Blei. Der Fiſchfang iſt ergiebig, beſonders fängt man Kabliau, Häringe, Auſtern, Hummern und Korallen, Ambra, Wallrath, Schwamm, auch die ſogenannten Moluckabohnen ſpült das Meer an die Küſten. Auch beſchäftigen ſich die Einwohner mit dem Fange von mancherlei Vögeln, die in den Felſenhöhlen niſten; ihre Induſtrie beſchränkt ſich auf Kelpbrennerei und Verfertigung der für ihren Hausbedarf nöthigen Leinwand, wollnen Zeuges und Strümpfe. Die Anzahl der Einwohner beträgt 34,000. Sie ſprechen engliſch nach ſchottiſcher Mundart, und erreichen ungeachtet des feuchten Klima's und des ſchnellen Wechſels von Hitze und Kälte ein hohes Alter. Sie ſind abgehärtet, ſtark und mäßig. Anhänglichkeit an alterthümliche Sitten, an Vor-

urtheilen und Aberglauben ſind ihnen eigenthümlich. Die größte dieſer Inſeln heißt Pomona oder Mainland. — Die orcadiſchen Inſeln gehörten in frühern Zeiten zu Norwegen, wurden aber vom Könige Chriſtian I. 1474 ſeiner an König Jacob III. von Schottland verehelichten Tochter zum Brautſchatze gegeben, ſeit welcher Zeit ſie bei Schottland geblieben ſind.

Orcheſter (Orchestra) hieß bei den Griechen der Raum vor der Bühne bis zu den Sitzen der Zuſchauer, welcher den Platz für den Chor und die Muſiker, bei den Römern die Ehrenplätze der Senatoren enthielt; bei den Neuern der in dem Schauſpielhauſe vor dem Theater befindliche und durch ein Geländer von den Zuſchauern abgeſonderte Ort, und in dem Concertſaale diejenige, gewöhnlich etwas erhöhte, Abtheilung deſſelben, wo ſich die Muſiker befinden. Sehr oft verſteht man darunter auch die Geſellſchaft der Tonkünſtler ſelbſt, die an dieſem Orte die Muſik ausüben oder das Ganze der in der heutigen Concert-, Opern- und Kirchenmuſik gebräuchlichen Inſtrumente. (Vergl. d. Art. Capelle).

Orcheſtik, ſ. Tanzkunſt.

Orcheſtrion, ein vom Abte Vogler, ſo wie auch ein von Kunz in Prag erfundenes Inſtrument, welches die Wirkung eines ganzen Orcheſters nachahmen ſoll.

Orcus, gleichbedeutend mit Hades oder Pluto; dann auch das Reich des Pluto. S. Pluto und Tartarus.

Ordalien, (altdeutſch ſo viel als Urtheile). Ehemals glaubte man, (und dieſer Glaube findet ſich auch bei den Engländern, Dänen, Norwegern und andern Nationen) daß da, wo dem menſchlichen Richter alle Beweiſe für Recht oder Unrecht, Schuld oder Unſchuld fehlten, der wahrheits- und gerechtigkeitsliebende Gott ſelbſt das Wahre durch ein Wunder kund machen werde. In dieſer Meinung ließ man denjenigen, gegen welchen ein Verdacht vorhanden war, gewiſſe Handlungen, welche ihrer Natur nach dem Handelnden ſchaden mußten, feierlich in Gegenwart der Prieſter vornehmen, und erklärte ihn für unſchuldig, wenn er ſie ohne Nachtheil überſtehen konnte. Dieſe Handlungen nun heißen Ordalien oder Gottesurtheile, und waren bei den Deutſchen beſonders üblich. Da das Gelingen oder Mißlingen derſelben, einzelne Zufälle abgerechnet, immer von denen abhing, welche die Vorbereitungen zu dieſen Proben trafen, ſo war dadurch dem Betruge und der Tücke, beſonders der Pfaffen, ein weites Feld geöffnet. Tauſende von Unſchuldigen wurden aufgeopfert, während die abſcheulichſten Verbrecher triumphirend entrannen. Nach Fr. Majers Geſchichte der Ordalien, insbeſondere der gerichtlichen Zweikämpfe in Deutſchland (Jena, 1795) waren in Deutſchland vorzüglich folgende Gottesurtheile üblich: der gerichtliche Zweikampf, in welchem der Beſiegte für ſtrafbar geachtet wurde, die Feuerprobe, die Waſſerprobe, der geweihte Biſſen, das Abendmahl, das Kreuzgericht und das Bahrrecht. In peinlichen Fällen bediente man ſich derſelben, wenn man den Thäter nicht ausfindig machen konnte, einiger derſelben auch in bürgerlichen, ſo daß der Beklagte ſich dadurch von des Gegners nicht ganz erwieſenen Anſprüchen befreien konnte. Schon unter unſern heidniſchen Vorfahren waren Ordalien einigermaßen bekannt; und die Celten ſollen Kinder, deren Mutter wegen Ehebruchs verdächtig war, in einem Schilde auf den Rhein geſetzt und aus deſſen Unterſinken gefolgert

haben, daß die Mutter eine Ehebrecherin ſey. Die Salfranken hatten zu Anfange des fünften Jahrhunderts die Probe des heißen Waſſers, und ſpäter kam auch die des kalten Waſſers vor. Am meiſten kamen die Ordalien nach Einführung des Chriſtenthums auf. Ihr Gebrauch ward bald allgemein, da theils der Reinigungseid wenig oder gar nicht bekannt war, theils die Geiſtlichkeit durch die Ordalien Gelegenheit bekam, Rechtshändel aller Art ihrer Entſcheidung zu unterwerfen, und deßhalb zu ihrer Ausbreitung beitrug. Die Feuerprobe beſtand darin, daß der Beklagte über glühende Kohlen oder eine dergleichen Pflugſchaar mit bloßen Füßen gehen, oder ein glühendes Eiſen mit bloßer Hand einige Schritte weit tragen mußte, oder daß man ihm glühende Kohlen auf den bloßen Buſen legte, oder ihn durch ein Feuer gehen ließ, bei welchem letztern Verſuche ihm oft ein mit Wachs überzognes Hemde angezogen wurde (die Probe des wächſernen Hemdes); fand man keine Verletzung durch das Feuer, ſo erklärte man ihn für ſchuldlos. In andern Fällen gab ein Geiſtlicher dem Angeklagten einen geweihten Biſſen unter vielen Verwünſchungen in den Mund. Derjenige, welcher ihn ſogleich ohne Mühe hinterſchlukken konnte, und nachher weder Krankheit noch Schmerzen empfand, wurde von der Strafe befreit. Eine ähnliche Bewandniß hatte es mit der Probe des heiligen Abendmahls, die beſonders unter Geiſtlichen und Mönchen gebräuchlich war. Sie nahmen nämlich zum Beweiſe ihrer Unſchuld das Abendmahl, indem man glaubte, daß Gott den Schuldigen nach deſſen Genuſſe ſogleich tödten oder krank machen werde. Das Kreuzgericht war nach Majer doppelt. Entweder ſtellte man den Kläger und den Beklagten mit ausgeſtreckten oder kreuzweis ausgebreiteten Armen eine beſtimmte Zeit lang unter ein Kreuz, und verurtheilte den, der zuerſt die Hände bewegte oder ſinken ließ; oder man führte den angeblichen Verbrecher zu Reliquien oder in die Kirche, bezeichnete von zwei Würfeln einen mit einem Kreuze und zog einen von beiden. Hatte der Gezogene das Zeichen des Kreuzes, ſo folgte die Befreiung von der Strafe. Endlich bediente man ſich, und zwar ſchon in den früheſten Zeiten, bei Erforſchung der Mörder, des Bahrrechts, d. h. man legte den Ermordeten auf eine Bahre und ließ den vorgeblichen Mörder die Leiche, vornehmlich die Wunden, berühren. Floß dabei Blut aus denſelben, oder trat Schaum aus dem Munde, oder veränderte und bewegte ſich der todte Körper, ſo beſtrafte man den Verdächtigen als Mörder. Bisweilen nahm man hierbei anſtatt der ganzen Leiche bloß die Hand; und dieſes hieß das Scheingehn. Aberglaube und Betrug hatten dieſe vernunftloſen Gebräuche im höchſten Anſehn erhalten; und ſelbſt die Verbote aufgeklärter Kaiſer, die von Ludwig dem Frommen an (im 9ten Jahrhunderte) bisweilen erlaſſen wurden, konnten ihnen nicht Einhalt thun. Stärker wirkte denſelben der päpſtliche Stuhl durch häufige Unterſagungen und durch Einführung einer beſſern Gerichtsverfaſſung entgegen. Viele Obrigkeiten ſahen auch ſelbſt das Abgeſchmackte und Abſcheuliche derſelben ein. Die Ordalien wurden daher ſeit dem vierzehnten Jahrhunderte ſeltner, und im funfzehnten fingen ſie an, durch den zunehmenden Gebrauch des canoniſchen Rechts, welches zur Ablehnung des Verdachts andre Mittel, beſonders den Reinigungseid, einführte, noch mehr aber durch den allgemein verbreiteten Gebrauch des römiſchen Rechts, nach und nach zu erlöſchen. Nur des Bahrrechts bediente man ſich in

dem ſechzehnten Jahrhunderte, und ſelbſt in den erſten Jahren des achtzehnten, noch ziemlich häufig; und der fortdauernde Glaube an Zauberei erhielt in Hexenprozeſſen die Probe des kalten Waſſers. Die vermeintlichen Hexen wurden nämlich auf das Waſſer gelegt, und wenn ſie ſchwammen, für überführt erklärt; ja es wurde bei denſelben außer dieſer Probe (die man das Hexenbad nannte, und die im 17ten Jahrhunderte in Preußen und den benachbarten Gegenden noch in der erſten Hälfte des 18ten angetroffen wird) zuweilen auf die Hexenwage erkannt; man wog ſie nämlich, und erklärte ſie, wenn ſie ein ungewöhnlich leichtes Gewicht hatten, für ſchuldig. Dieſe Albernheiten hörten nach und nach gänzlich auf, als es dem großen Thomaſius gelungen war, den Glauben an Hexen faſt ganz zu verbannen. Als eine Seltenheit verdient es erwähnt zu werden, daß noch 1728 zu Szegedin in Ungarn eine Wägung mehrerer Hexen vorgenommen wurde. — Demnach iſt, dieſe wenigen jetzt ebenfalls erloſchnen Reſte der Ordalien abgerechnet, das Ende des 15ten und der Anfang des 16ten Jahrhunderts als der letzte Zeitpunkt des Ordalienunfugs in Europa feſtzuſetzen. Aber leider führte das römiſche Recht, das zu ihrem Sturze ungemein viel beitrug, an ihre Stelle ein eben ſo abſcheuliches Beweismittel in peinlichen Prozeſſen, nämlich die Tortur, ein, welche anfänglich nur an Leibeignen, nachher aber auch an freigebornen Perſonen vollzogen wurde. — Uebrigens findet man noch jetzt die Gottesurtheile bei vielen außereuropäiſchen Völkern. So halten die Senegambier in Afrika den wegen Verbrechen verdächtigen Perſonen ein glühendes Eiſen an die Zunge; einige Neger auf der Küſte von Guinea geben denſelben Kräuter und Rinden von gewiſſer Art in die Hände und glauben, daß die Schuldigen ſich daran verbrennen. Die Einwohner von Siam und Pegu haben die Probe des kalten Waſſers. Die Tſchuwaſſen und Oſtiaken im aſiatiſchen Rußland verbinden das Gottesurtheil des geweihten Biſſens mit einem Eide; die Chineſen haben die Feuer- und Waſſerprobe; die meiſten Ordalien aber ſind bei den Hindu's.

Orden (geiſtliche), ſind Verbrüderungen zu einem andächtigen und enthaltſamen Leben, wie es der Verkehr mit der Welt nicht erlauben will. Von den geiſtlichen Brüderſchaften unterſcheiden ſie ſich durch die lebenslängliche Verpflichtung zu den ſ. g. Kloſtergelübden (ſ. d. Art.) oder Ordensregeln. (Vergl. die Art. Klöſter und Mönchsweſen. Ueber eine andre Bedeutung ſ. d. Art. Ordination) Die Mönche und Nonnen im Oriente, beſonders die griechiſchen, richten ſich nach der Regel des heil. Baſilius, der auch die Baſilianer in Spanien folgen; in der römiſchen Kirche hingegen erhielt das Mönchsweſen ſeine Grundregel vom heil. Benedict von Nurſia, der als der erſte Stifter eines geiſtlichen Ordens betrachtet werden muß; denn die Klöſter der orientaliſchen Kirchen tragen den Namen gemeinſchaftlicher Stifter und Schutzheiligen, ohne darum in einem ſo engen Zuſammenhange und feſten Verbande mit einander zu ſtehen, wie die Glieder der geiſtlichen Orden im Occidente. Nach Benedicts Regel ſind die Hauptgelübde, welche jeder Noviz nach Beendigung des von ihm zuerſt eingeführten Probejahrs ablegen muß, eine canoniſche (vorſchriftsmäßige) Lebensart, welche die Verpflichtung zum Gebete in gewiſſen Stunden des Tages, zur Arbeit, ewigen Keuſchheit und Entſagung von den Freuden der Welt in ſich ſchließt, ein unbedingter Gehorſam gegen die Ordensobern und die Clau-

ſur oder das beſtändige Bleiben im Kloſter. Inſofern dieſe Regel und die ſchwarze Kutte vom 6ten bis zum Anfange des 10ten Jahrhunderts faſt allen Mönchen und Nonnen im Occidente gemein war, konnte der Benedictinerorden während jener Zeit für den einzigen gelten, wenn gleich die dazu gehörigen Klöſter ohne gemeinſame Ordensobre noch unter den Biſchöfen ſtanden und ſich durch partielle Erweiterung, Schärfung oder Milderung der Grundregel in mehrere Congregationen theilten. Z. B. die Benedictiner von Clugny, von Monte Caſſino, von Monte Vergine, von Monte Oliveto (Olivetaner), von Valladolid, von St. Vannes, von St. Maurus, von Mölk u. ſ. w. (ſ. d. Art. Benedictiner.) Das Beſtreben, dem Mönchsleben noch größere Strenge und Heiligkeit zu geben, äußerte ſich im Mittelalter durch die Stiftung mehrerer Orden, die auf die Grundregel Benedicts neue Conſtitutionen bauten. So entſtanden die Camaldulenſer, die grauen Mönche von Vallombroſa, die Silveſtriner, die Grandmontaner, die Cartheuſer, die Cöleſtiner, die Ciſterzienſer, wozu die Bernhardiner, Feuillans, Recollectinnen, die Nonnen von Portroyal und die Trappiſten gehören, und der Orden von Fontevraud (ſ. dieſe Art.) Von einer bedeutenden Anzahl geiſtlicher Orden wurde die vermeinte Regel des heil. Auguſtinus angenommen. Auguſtinus hatte zwar nur die Geiſtlichen an ſeiner Cathedrale und mehreren andern Kirchen ſeines Sprengels zur Beobachtung des canoniſchen Lebens, d. h. zur Eheloſigkeit, Armuth, Clauſur und gemeinſchaftlichen Andachtsübung in beſtimmten Stunden vereinigt und keineswegs an die Stiftung eines Mönchsordens gedacht; auch konnten die Mönche, welche man noch im 7ten Jahrhunderte unter die Laien rechnete, die zunächſt für Kleriker beſtimmten Vorſchriften Auguſtins nicht auf ſich anwenden. Aber ſchon im 8ten Jahrhunderte fing man an, ſie als Glieder des geiſtlichen Standes zu betrachten und im 10ten Jahrhundert wurden ſie durch die Verwilligung der Tonſur förmlich für Kleriker erklärt. Ja die Meinung des Volks und manche Auslaſſungen der Päpſte ſetzten ſie wegen ihrer vorzüglicheren Heiligkeit noch über die Weltgeiſtlichen, welche daher ſelbſt häufig in den Mönchsſtand übergingen, oder ſich doch zur Beobachtung der Mönchsgelübde und des canoniſchen Lebens vereinigten. Von dieſer Art ſind die nach der Regel Auguſtins gebildeten Congregationen der regulirten Chorherrn oder Kanoniker, z. B. von St. Salvator im Lateran, vom heil. Grabe, von St. Genoveva, die Kreuzherren oder Kreuzträger und die meiſten Hoſpitaliter (ſ. d. Art. Stift). Eigentliche Mönchsorden nach der Regel des heil. Auguſtinus ſind die Prämonſtratenſer, Auguſtiner, Serviten, Hieronymiten, Jeſuaten und der Birgittenorden. Unter die Claſſe der bisher genannten, nach der alten Idee des Mönchslebens mehr der ſtillen Contemplation ergebenen und von der Welt zurückgezogenen Orden gehören auch die ganz eigenthümlich conſtituirten Carmeliter. Schon mehr Neigung der Welt zu dienen zeigten die Trinitarier oder Mathurinen und der Orden von der Gnade. Charakteriſtiſch aber wurde das Streben nach hierarchiſcher Bedeutung und Einfluß auf die Welt bei den im Anfange des 13ten Jahrhunderts geſtifteten Mendicanten oder Bettelorden der Dominicaner (Predigermönche, Jacobinen) und Franziscaner (Minoriten, Conventualen, Obſervanten, Cäſariner, Amadeiſten, Clareniner, Spiritualen, Eremiten oder Cöleſtiner, Frati-

cellen, Alcantariner, Cordeliers, Capuziner), von denen die auch unter dieſe Rubrik gehörigen Minimen oder Paulaner ſich durch mehrere Neigung zum ſtillen, beſchaulichen Leben unterſcheiden. Die Dominicaner und Franziscaner erhielten von den Päpſten die Vorrechte, welche als die Privilegien der Bettelorden bekannt ſind und ſpäterhin auch den Carmelitern, Auguſtinern, Serviten und Paulanern zu Theil wurden. Sie beſtehen in der Exemtion von jeder weltlichen und biſchöflichen Gerichtsbarkeit und in der Befugniß, außer dem Kloſter von Jedermann Almoſen zu fodern (in der Kirchenſprache terminiren), ohne Rückſicht auf die Parochialrechte der Pfarrer überall zu predigen, Beichte zu hören, Meſſe zu leſen und die päpſtlichen Abläſſe zu verkaufen. Dieſe Befugniß ſollte ihnen zum Erſatz für die Strenge dienen, mit der ihre alte Regel ihnen verbot, irgend ein Eigenthum zu beſitzen. Obwohl die Stiftung neuer Mönchsorden von einigen Kirchenverſammlungen ausdrücklich unterſagt worden war, ſo wußten ſich doch mehrere ſeit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts entſtandne Inſtitute dieſer Art durch Angabe ihrer Beſtimmung zu einer gemeinnützigen Thätigkeit die päpſtliche Genehmigung zu verſchaffen und jenes Verbot dadurch zu umgehen, daß ſie nicht für neue Mönchsorden gelten wollten, ſondern ſich regulirte Chorherrn des heiligen Auguſtinus nennen laſſen und die ſchwarze Kleidung der Weltgeiſtlichen tragen. Der große Verluſt, welchen die alten Orden durch die Reformation erlitten hatten, machte die Päpſte geneigt, dergleichen Unternehmungen eifrig zu unterſtützen. Unter dieſe Rubrik gehören die Theatiner, Barnabiten, Somasker, die Väter der chriſtlichen Lehre zum catechetiſchen Volksunterrichte in Frankreich, die Prieſter und Väter vom Oratorium, die Lazariſten, Bartholomäer, Piariſten und barmherzigen Brüder. — Da das Kloſterleben der Mönche bald nach ſeiner Entſtehung Anlaß zu ähnlichen Verbindungen gottſeliger Jungfrauen gegeben hatte, ſo ſchloſſen ſich bei der Bildung neuer Mönchsorden gewöhnlich auch Nonnen gleiches Namens und gleicher Regel an. Es gibt Benedictinerinnen, Camaldulenſerinnen, Cartheuſerinnen, Ciſterzienſerinnen, Auguſtinerinnen, Prämonſtratenſerinnen, Carmeliterinnen, Trinitarierinnen, Dominicanerinnen, Franziscanerinnen, Paulanerinnen und Chorfrauen mehrerer Orden der regulirten Chorherren, welche mit den männlichen Zweigen ihrer Orden Gelübde und Farbe der Kleidung gemein haben, aber von der prieſterlichen Wirkſamkeit derſelben ausgeſchloſſen bleiben. Der männliche Zweig eines Ordens heißt der erſte Orden, der weibliche dagegen der zweite; ſo gehören z. B. die Capuziner zum erſten und die Capuzinerinnen zum zweiten Orden des heiligen Franziscus. Es gibt auch Congregationen von Kloſterfrauen, welche ſich an gewiſſe Mönchsorden angeſchloſſen haben, ohne ihren Namen zu tragen, wie die Clariſſinnen, die Urbaniſtinnen, die Nonnen von der Empfängniß U. L. Fr. in Italien und Spanien und die Annunciaden oder Nonnen von der Verkündigung Mariä, welche zum zweiten Orden des heiligen Franziscus gehören und die Angeliken oder engliſchen Schweſtern, welche der Regel der Barnabiten folgen. Weibliche Orden, welche für ſich beſtehen, keinem männlichen angehören und ſammtlich nach der Regel des heiligen Auguſtinus leben, ſind die Kloſterfrauen von der Buße der Magdalena (ſ. Magdalena), die Saleſianerinnen, die himmliſchen Annunciaden, die Urſulinerinnen und die Hoſpitaliterinnen oder

barmherzigen Schweſtern. — Außer den Kloſterfrauen, welche die zweiten Orden ausmachen, erhielten faſt alle bedeutend gewordne geiſtliche Orden noch neuen Zuwachs durch den Zutritt von Laienbrüdern (fratres barbati oder conversi) und Laienſchweſtern, die man zur Verrichtung der nöthigen Hausarbeiten in den Klöſtern und zur Beſorgung des Verkehrs mit der Welt annahm, damit die Choriſten d. h. die eigentlichen Religioſen, welche im Chore der Kirche die Horas (canoniſchen Betſtunden) abzuwarten haben, in ihren Andachtsübungen und Studien nicht geſtört würden. Das erſte Beiſpiel dieſer Einrichtung gab der Orden vom Vallombroſa und, bald auch in den Klöſtern andrer Orden nachgeahmt, wurde ſie allmälig ein Mittel, die Macht und den Wirkungskreis des Mönchsweſens beträchtlich zu vergrößern. Unter dem Namen von Oblaten d. h. Dargebrachten, und Donaten d. h. Geſchenkten widmeten unzählige Andächtige ihre Perſonen, oder ihr Vermögen und ihren Einfluß, dem Dienſte der geiſtlichen Orden, ohne förmlich Glieder derſelben zu werden. Ganze Familien, Eheleute aus allen Ständen traten auf dieſe Art in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu dem regulirten Klerus, das nach ihrem Glauben, dadurch dem Himmel näher zu kommen, immer noch vortheilhaft genug erſcheinen mußte, wenn es gleich die läſtigſten Aufopferungen nach ſich zog. Der heilige Franz von Aſſiſi gab dieſem Verhältniſſe zuerſt eine beſtimmtere Form, indem er Laien, die ſich mit ſeinen Minoriten verbrüdern wollten, ohne Kleriker zu werden, in eine beſondre Corporation unter dem Namen des dritten Ordens der Minoriten vereinigte. Nach dieſem Muſter geſellten ſich außer ſämmtlichen Bettelorden auch die Ciſterzienſer, Trinitarier und die Religioſen von der Gnade dergleichen dritte Orden zu, von denen nur wenige in die Clauſur traten und feierliche Kloſtergelübde leiſteten. Die meiſten Mitglieder derſelben ſind Laien, bleiben in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſen und verpflichten ſich nur zu einem frömmern Leben, als Weltkinder zu führen pflegen. Dazu gehört, daß ſie täglich einige Ave Maria und Paternoſter beten und zu gewiſſen Zeiten faſten. Die Mitglieder jedes dritten Ordens heißen Tertiarier oder Tertianer und werden im gemeinen Leben vorzüglich daran erkannt, daß ſie die Befriedigung ihrer religiöſen Bedürfniſſe in den Kirchen ihres Ordens ſuchen, die Klöſter und Mendicanten deſſelben reichlich beſchenken und ſeinen Vortheil auf alle Weiſe befördern. Sie dürfen die Kleidung ihres Ordens anlegen, begnügen ſich aber in der Regel, das Scapulier oder den Gürtel deſſelben wie ein Amulet unter ihrer bürgerlichen Kleidung zu tragen. Dieſe Abzeichen der Verbrüderung mit einem geiſtlichen Orden, denen der herrſchende Glaube eine geheime ſegensvolle Kraft beilegt, werden theuer erkauft und mit ihrem Beſitze iſt gemeiniglich die Verſicherung großer Abläſſe verbunden. Außer ſolchen Einkünften verſchaffte die Anſchließung dritter Orden den erſten ſo viele Mittel zu Anſehn und Einfluß, daß die Sorgfalt, mit der ſie erhalten, erweitert und begünſtigt worden ſind, ſich leicht erklären läßt. Auch entſtanden beſonders in Rückſicht dieſer verbrüderten Laien zwiſchen den geiſtlichen Orden über die Grenzen ihrer Werbediſtricte, Hut und Weide die heftigſten Streitigkeiten, welche nur durch förmliche, die Demarcationslinien ihrer Beſitzungen und ihres Einfluſſes beſtimmende Verträge und durch gegenſeitiges Cartel wegen der Ueberläufer von einem Orden zum andern beigelegt werden konnten. — Zu dem urſprünglichen Endzwecke des Mönchsweſens,

Gott durch Gebet und der Welt durch Lehre, Beiſpiel und Wohlthätigkeit zu dienen, hat die Politik der päpſtlichen Hierarchie allmälig den großen Plan der Herrſchaft über die Völker geſellt und in den Verfaſſungen der geiſtlichen Orden deutlich genug zu Tage gelegt. Die Orden älterer Stiftung regierten ſich anfangs auf ariſtokratiſch-republikaniſche Weiſe ſelbſt. Die Benedictinerklöſter blieben lang von einander ganz unabhängig, die Ciſterzienſer gehorchten einem hohen Rathe, der aus dem Abte zu Citeaux als Generalſuperior, den Aebten zu Clairvaux, La Ferte, Pontigni und Morimand und 20 andern Definitoren beſtand und anfangs jährlich, ſpäter in jedem dritten Jahre gehaltenen Generalcapiteln der Aebte und Prioren aller Ciſterzienſerklöſter verantwortlich war; ſchwächere Orden, wie die Cartheuſer, Grandmontaner u. a. m. hatten bei ähnlichen Verfaſſungen überdies noch mit den Biſchöfen zu kämpfen, deren alte Anſprüche auf die Gerichtsbarkeit über alle Klöſter ihres Sprengels ſie nicht ſo leicht abweiſen konnten, als die durch päpſtliche Exemtionen begünſtigten Benedictiner und Ciſterzienſer. In ein viel engeres Verhältniß zum Papſte ſetzten ſich aber gleich bei ihrem Entſtehen die Bettelorden. Vermöge der ihnen verliehnen Privilegien einzig und unmittelbar abhängig von Rom, bewährten ſie die Stärke ihrer monarchiſch militäriſch geordneten Verfaſſung mit Erfolgen, welche ſich in der Regierung großer Corporationen nur durch Einheit der gebietenden Macht und blinden Gehorſam der Glieder bewirken laſſen. Bald folgten die meiſten der übrigen Orden ihrem Syſteme, welchem gemäß an der Spitze jedes geiſtlichen Ordens ein General oder Regent ſteht, der alle drei Jahre von Neuem aus den Ordensobern gewählt wird, zu Rom reſidirt und nur dem Papſte verantwortlich iſt, jedoch bei einigen Orden noch einen Admonitor zur Seite hat, der ſeine Schritte im Namen des Ordens controllirt und ihn bei conſtitutionswidrigen Handlungen erinnern darf. Die Definitoren oder Räthe des Generals ſind die Provinzialen, Obere, denen die Viſitation und Regierung der Klöſter in den einzelnen Provinzen obliegt. Sie bilden unter dem Vorſitze des Generals das Generalcapitel des ganzen Ordens und präſidiren wiederum als Generalvicare auf den Provinzialcapiteln, an denen die Obern der einzelnen Klöſter einer Provinz als ſtimmfähige Capitularen (suffraganei) Theil nehmen. Dieſe, die nach den bei verſchiedenen Orden hergebrachten Namen Aebte, Prioren, Superioren, Miniſtri, Guardiane, Pröpſte oder Rectoren heißen und im Sinne des canoniſchen Rechts Prälaten ſind, verhandeln jeder für ſich die Angelegenheiten ſeines Kloſters in einem Capitel oder Convente mit den zum Chore gehörigen Religioſen deſſelben. Daher führen die Choriſten den Namen der Conventualen und Väter (Patres), zum Unterſchiede von den niedern Mönchen, welche, weil ſie noch Neulinge und der höhern prieſterlichen Weihen nicht theilhaftig, oder nur Laienbrüder ſind, die das Kloſter zu Hausdienſten braucht, Brüder (Fratres) heißen. Auch werden bei den Bettelorden nur die letzteren zum Terminiren ausgeſendet, dagegen die Väter allein zur Verwaltung prieſterlicher Amtshandlungen im Kloſter und auf den Pfarreien, die ſeinem Patronate zugehören, berechtigt ſind. Die Capitel der einzelnen Klöſter einer Provinz ſtehen unter dem Provinziale, als ihrer Behörde in erſter Inſtanz; die letzte Inſtanz für alle Glieder eines Ordens iſt der General deſſelben, der auch die zweiten und dritten Orden dirigirt. Die Frauenklöſter haben eine ähnliche Verfaſſung,

nur können ſie nicht ohne einen Propſt beſtehen, der mit ſeinen Caplänen das geiſtliche Amt bei ihnen verwaltet. Wenn ſie keinem zweiten Orden angehören, ſo ſind ſie, wie die Hoſpitäler und alle nicht eximirte Klöſter der Jurisdiction und Aufſicht des Biſchofs oder des mit biſchöflicher Gewalt verſehnen Prälaten des Sprengels untergeben, in dem ſie liegen. Die nicht eximirten Orden und Klöſter haben der Hierarchie von jeher weniger gedient und ihre urſprüngliche Beſtimmung, wenn ſie nicht von ihrer Regel abfielen, treuer erfüllt, als die eximirten und ſtrenggeſchloßnen Ordenscorporationen, welche um ſo weiter von ihrer religiöſen Beſtimmung abwichen, je ſchärfer und militäriſcher das Verhältniß ihrer Subordination unter ihre Obern und je mehr es ihr Hauptzweck wurde, ſich der Herrſchaft über die Gemüther zu bemächtigen, politiſchen Einfluß zu gewinnen und Anmaßungen der Hierarchie mit allen ihren Kräften und Mitteln zu befördern. Die treuſten, folgſamſten und brauchbarſten Werkzeuge des römiſchen Stuhls zur Ausführung ſeiner gewaltigen Pläne waren die Bettelorden, die man darum mit Recht häufig die ſtehenden Armeen des Papſtes genannt hat. Auch fehlt es ihnen dabei eben ſo wenig an Aufmunterung, als den Soldaten der ſogenannten großen Nation. Mönche, die ſich durch Geſchick und Eifer im Dienſte des Papſtes hervorthaten, können von ſeiner Gunſt die einträglichſten Pfründen erwarten. Zu Biſthümern, die nicht von adeligen Capitularen abhängig ſind, ſteht ihnen der Weg viel eher offen, als den gemeinen Weltgeiſtlichen und es iſt bekannt, daß Generale und Definitoren der geiſtlichen Orden häufig in das Cardinalscollegium übergegangen, ja ſelbſt zur päpſtlichen Würde erhoben worden ſind. — Die größte Bedeutung unter allen geiſtlichen Orden errangen ſich die Jeſuiten, deren Fall daher auch der Vorbote des Unterganges und der Beſchränkung der übrigen war. Joſeph II. unterſagte 1781 jede Verbindung der Ordensglieder in ſeinen Staaten mit auswärtigen Obern, namentlich mit dem Generale und Rom, annullirte alle Exemtionen und ſtellte die Religioſen jeder Gattung unter biſchöfliche Aufſicht, die Ausländer unter ihnen entfernte er, verbot auf unbeſtimmte Zeit die Annahme von Novizen und decretirte bald darauf die völlige Aufhebung aller Orden, die ein bloß beſchauliches Leben führen. Dadurch erloſchen die Trinitarier, Serviten, Carthäuſer und Paulaner und beinahe alle weiblichen Orden in den öſterreichiſchen Erbſtaaten; bald darauf wurden alle noch übrigen Orden, außer den Benedictinern von der Congregation Mölk, den Piariſten, Urſulinerinnen, barmherzigen Brüdern und Schweſtern, auf eine beſtimmte Zahl von Gliedern jedes Kloſters geſetzt und durch das auf immer ausgedehnte Verbot, keine Novizen mehr anzunehmen, zum allmäligen Ausſterben verurtheilt, ſo daß die in zehn Jahren von 882 bis auf 469 herabgeſunkne Zahl der Klöſter im Oeſterreichiſchen ſich von Jahr zu Jahr vermindern mußte. Der jetztregierende Kaiſer hat jedoch den Orden, die ſich auf irgend eine Weiſe dem allgemeinen Beſten widmen, erlaubt, Novizen aufzunehmen. Die Franziskaner blühen beſonders in Ungarn, wo ſie an mehreren Orten den Schulunterricht beſorgen; auch in Böhmen ſichern ſie, wie die Capuziner, Auguſtiner, Prämonſtratenſer und Kreuzherren, das Beſtehen ihrer Klöſter durch neuen Zuwachs. In Frankreich hob die Nationalverſammlung 1790 alle geiſtlichen Orden auf und ſetzte die vorhandnen 18000 Mönche und 30000 Nonnen auf kärgliche Penſionen, die aber nicht lange ausgezahlt wurden, und im deutſchen Reiche, wo das Loos der Secula-

riſation 1803 faſt alle geiſtlichen Stifter und Klöſter traf, mußten die Orden von ſelbſt weichen. Das Zeitalter Napoleons dehnte dieſe Maßregel auch auf Italien und Polen aus; der König von Preußen erklärte die Klöſter in ſeinen Staaten 1810 für erloſchen, um ſeinen Schulfonds zu verſtärken, und nur in Rußland, das alle Religionen in ihren Gewohnheiten läßt, in Oeſterreich, Sardinien, Sicilien, Irland und den außereuropäiſchen Colonien, wo der franzöſiſche Einfluß nicht hinreichte, in Portugal und Spanien, wo er nicht ganz durchdrang, gab es noch Klöſter mit Religioſen verſchiedner Orden, jedoch ohne das alte Ordensband; als Pius VII. 1814 die Wiederherſtellung aller geiſtlichen Orden proclamirte. Im Grunde ging dieſer Auferſtehungsruf nur den Kirchenſtaat an, wo der Papſt die geiſtlichen Orden als freiwillige Pfleger des Schul- und Armenweſens braucht, für das er bei ſeinen zerrütteten Finanzen nicht ſelbſt ſorgen kann. Aus ähnlichen Gründen und wohl auch aus Bigotterie folgten die Höfe von Madrid, Turin, Modena, Lucca und Neapel ſeinem Beiſpiele und haben angefangen, die von gemeinnützigen Anſtalten verdrängten Religioſen in ihre alten Beſitzungen wieder einzuweiſen. Die neueſten Concordate des Papſtes mit Neapel, Frankreich und Baiern enthalten Beſtimmungen zu Gunſten der geiſtlichen Orden. In Neapel ſollen die beſtehenden erhalten und zum Theil, wie die Franziscaner, wieder vermehrt, eingegangene Klöſter nach Maßgabe der auszumittelnden Dotationen hergeſtellt und alle Ordensgeiſtliche ihren Generalen und Ordensobern wieder untergeben werden. Baiern, das alle Klöſter aufgehoben hatte, ſoll wenigſtens einige wieder errichten. Doch iſt die Epoche, wo geiſtliche Orden gedeihen konnten, in Frankreich, wie in Deutſchland vorüber, weil in dieſen Ländern der vorgeſchrittene Zeitgeiſt alles Mönchsweſen entbehrlich findet und zu geiſtlichen Stiftungen faſt überall Geld und guter Wille fehlt. Ueber die einzelnen hier nur genannten Orden ſind die ihnen gewidmeten Artikel nachzuleſen. E.

Orden (Ritter-). Die weltlichen Ritterorden, wie wir ſie gegenwärtig in allen europäiſchen Staaten finden, ſind von dem Fürſten geſtiftete Vereine, deren auch durch äußere Zeichen kenntlich gemachte Mitgliedſchaft ſolchen Perſonen verliehen wird, die ſich beſondere Verdienſte um Fürſt und Staat erworben haben oder denen vermöge ihrer Geburt die höchſten Auszeichnungen im Staate auch ohne vorhergegangenes Verdienſt zu Theil zu werden pflegen. Sie entſtanden urſprünglich aus den Inſtituten der Ritterſchaft und geiſtlichen Corporationen und waren anfangs Verbrüderungen würdiger Männer, die, mit Uebernahme beſtimmter Pflichten unter dem Geſetz der Ehre, zu vaterländiſchen oder allgemeinen chriſtlichen Zwecken zuſammen getreten waren. Freie Geburt und untadelhaftes Leben waren die Bedingungen der Aufnahme. Verdienſte ſollten erſt in dem Orden ſelbſt erworben werden. Die älteſten chriſtlichen Orden, deren Erwähnung geſchieht, ſind der Orden sanctae ampullae, den Clodwig I. im Jahre 499, der Orden von der Eiche, den Garcias Ximenes, König von Navarra, im J. 722 geſtiftet haben ſoll, und der Orden von der Biſamkatze (de la Génette), von Carl Martell im J. 726 geſtiftet, von denen jedoch die beiden erſtern ungewiß ſind. Nächſtdem entſtanden die erſten Orden während der Kreuzzüge, und dieſe wurden Vorbild und Muſter aller nachherigen. Aus Vereinigungen von Perſonen, deren frommer Zweck unter Beobachtung gewiſſer Regeln Krankenpflege, ſo wie Verbreitung und Beſchützung

der chriſtlichen Religion war, gingen zuerſt die geiſtlichen Ritterorden, von denen der älteſte der Orden des heiligen Johannes von Jeruſalem war, hervor. Ihre Geſetze waren den Geſetzen der Mönchsorden ähnlich. Der Papſt mußte ihnen zu ihrer Gültigkeit ſeine Beſtätigung geben und war gewiſſermaßen ihr Oberhaupt; ihre Vorſteher und Meiſter aber wählten die Mitglieder durch Stimmenmehrheit. Nach ihnen bildeten ſich ſpäterhin die weltlichen Ritterorden, welche gottesdienſtliche Uebungen mit ritterlichen verbanden. Auch ſie nahmen, wie früherhin die geiſtlichen Orden nach dem Muſter der Kreuzfahrer gethan und vermöge ihrer Verhältniſſe zu einander und zu der übrigen Welt hatten thun müſſen, ein äußeres Abzeichen an, wodurch ſich die Mitglieder von den Nichtmitgliedern unterſchieden. Dieſes Abzeichen war für die geiſtlichen Ritterorden am gewöhnlichſten ein Kreuz; und ſo nahmen es auch die weltlichen an, doch unterſchieden von jenen einfachen Sinnbildern ihrer geiſtlichen Mitbrüder durch Einmiſchung mehr weltlicher und irdiſcher Zierden, mannichfacher Farben, koſtbarer Steine und edler Metalle. Die Folgezeit nahm mancherlei Veränderungen damit vor und fügte Bänder und Sterne hinzu. Aber ſie änderte auch bei ihren veränderten Bedürfniſſen den urſprünglich frommen Zweck dieſer Ritterorden und gab ihnen nach und nach ihre gegenwärtige Beſtimmung, welche darin beſteht, das Verdienſt zu belohnen, hohen Rang und Geburt auszuzeichnen und nebenbei den Glanz eines Hofes zu erhöhen. Von Vertheidigung des chriſtlichen Glaubens und ähnlichen frommen Zwecken ſprechen zwar hin uud wieder noch die Statuten, allein zur Ausführung kommen dergleichen Vorſchriften nicht mehr. Die Staaten, welche Ritterorden der zuletzt bezeichneten Art haben, ſind gegenwärtig Baden, Baiern, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Hannover, Heſſen, der Kirchenſtaat, Neapel und Sicilien, Niederland, Oeſterreich, Parma, Polen, Portugal, Preußen, Rußland, Sachſen, Sardinien, Schweden, Spanien, Toscana, Türkei, Weimar und Würtemberg: ferner außer Europa China, Haiti und Perſien. Wir haben ſie meiſtentheils bei den Ländern, denen ſie angehören, angeführt, weßhalb wir dahin verweiſen.

Orden von der Gnade, ſ. **Trinitarier**.

Ordensgeneral und **Ordensprovinzial**, ſ. d. Art. Orden (geiſtliche).

Ordinaten werden vorzüglich in der Geometrie diejenigen geraden parallelen Linien genannt, die von einer ihrer Lage nach gegebenen geraden Linie (Abſciſſenlinie) an eine krumme oder auch andere gerade Linie gehen.

Ordination heißt die **Prieſterweihe** oder Einſegnung zum geiſtlichen Amte, weil ſie die Aufnahme in den Stand oder Orden der Geiſtlichen iſt. Dem **Ordinandus** (zu weihenden Candidaten) ſind bei dieſer Handlung von einem obern Geiſtlichen die Pflichten des geiſtlichen Amtes vorzuhalten und die Rechte und Befugniſſe deſſelben zu ertheilen, welches der Ordinirende durch Anreden, Segenſprechen und Auflegung der Hände thut. Bei dieſem uralten Gebrauche des Händeauflegens wird die Aſſiſtenz mehrerer andrer Amtsgeiſtlichen erfodert, welche damit einen Segenswunſch für den Ordinandus verbinden. Dieſer genießt nach dieſer Handlung, zum Zeichen ſeiner Kirchengemeinſchaft, das heilige Abendmahl. Dieß iſt das Weſentliche der Ordination, welches die proteſtantiſchen Kirchen beibehalten haben und bei Jedem anwenden, der zu einem Predigtamte

berufen, und in der vorhergehenden Prüfung dazu tüchtig befunden worden iſt. Die Fähigkeit, Candidaten zu ordiniren, hat an und für ſich eigentlich jeder Amtsgeiſtliche, doch wird der Ordnung wegen die Befugniß dazu von den Kirchenräthen und Conſiſtorien nur den als Examinatoren und Conſiſtorialaſſeſſoren angeſtellten Superintendenten oder Inſpectoren übertragen, welches in England und in den nordiſchen Reichen die proteſtantiſchen Biſchöfe ſind. Auch bedürfen proteſtantiſche Geiſtliche beim Hinaufrücken in höhere Aemter keiner weitern Ordination. Dagegen unterſcheidet ſeit dem 3ten Jahrhunderte die catholiſche Kirche und mit ihr die griechiſche acht verſchiedne Grade der Geiſtlichen, die nach dem catholiſchen Kirchenrechte ebenfalls Orden (ordines) genannt werden, von denen jeder mit beſondern Ceremonien ertheilt wird. Die unterſten Kleriker der alten Kirchen waren die Oſtiarien oder Kirchenthürhüter, auch Sacriſtane und Glöckner, welche das Läuten, das Aufſchließen der Kirche und Sacriſtei, und das Aufſchlagen der Lection zu beſorgen haben. Hierauf folgen die Lectoren, welche die Lection aus der Bibel vor der Gemeinde leſen oder abſingen. Dann die Exorciſten, die die Befugniß zu Teufelsbeſchwörungen haben und dem Taufprieſter durch Vorleſung des Exorcismus (der Beſchwörungsformel) bei der Taufe aſſiſtiren. Endlich die Akolythen oder Akoluthen, welchen die Ceremonienbedienung der Biſchöfe und Prieſter bei der Meſſe und bei Proceſſionen mit Anzünden und Tragen der Lichter, und Darreichung des Weines und Waſſers zum Abendmahle obliegt. Dieß ſind die vier niedern Grade oder Orden (kleineren Weihen), welche den Candidaten des geiſtlichen Amtes von dem Biſchofe durch angemeſſene Ceremonien gewöhnlich an einem Tage nach einander ertheilt werden, jedoch als nichtheilige Weihen weder zur Eheloſigkeit verpflichten, noch den Charakter der geiſtlichen Würde aufdrücken und zu keiner eigentlichen geiſtlichen Amtshandlung berechtigen. Deßhalb werden auch Kapellknaben, Küſter und andre Kirchendiener, die ſich verheirathen dürfen, mit den Geſchäften dieſer Grade beauftragt; doch muß jeder ſie erhalten haben, der zu den höheren oder heiligen Weihen gelangen will. Letztre machen zum Cölibate verbindlich, berechtigen zur geiſtlichen Amtskleidung und Tonſur und drücken dem Ordinirten den unauslöſchlichen Stempel (character indelebilis) des geiſtlichen Standes auf. Die unterſte der heiligen Weihen iſt das Subdiaconat, welches zur Obſicht über alle bei der Meſſe nöthigen Gefäße und Geräthſchaften, zur Bekleidung des Altars, zum Aufſetzen des Brotes und Weines und zum Abſingen der Epiſtel vor der Gemeinde verpflichtet. Um einen Grad höher ſtehen die Diaconen, welche bei der Meſſe adminiſtriren (Oblaten austheilen), taufen, predigen, das Evangelium vor der Gemeinde abſingen und ſich durch Tragen der Stola und Dalmatica von den Subdiaconen auszeichnen. Höher im Range als die Diaconen ſind die Prieſter oder Presbyter, welchen die Verwaltung aller Sacramente außer der Firmelung und Ordination zukommt und das Meßgewand bei der Meſſe zur Auszeichnung dient. Auch dieſe drei höheren Weihen pflegt der Biſchof denen, die Prieſter werden ſollen, an einem Tage mit großen rührenden Feierlichkeiten nach einander zu ertheilen. Der höchſte Grad unter den geiſtlichen Würden der catholiſchen Kirche iſt der biſchöfliche, dem die Verwaltung der Sacramente, der Firmelung und Ordination vorbehalten iſt. (Vergl. d. Art. Biſchof). Die Biſchöfe werden von den Erzbiſchöfen geweiht und dieſe letzteren be-

dürfen keiner weitern Weihe, ſondern erhalten ihre Beſtätigung mit dem Pallium vom Papſte. Der Glaube, daß die Ordination von den Apoſteln nur durch die Biſchöfe fortgepflanzt und bis jetzt in ihrer Kirche erhalten worden ſey, macht in den Augen der Katholiken die Ordination proteſtantiſcher Prediger durch verheirathete Superintendenten und Decane ungültig, und zur Ertheilung der prieſterlichen Würde unzulänglich, jedoch weichen hier die Begriffe der Proteſtanten ſo weit von dem katholiſchen Lehrbegriffe ab, daß ſie darum bei ihren Predigern nichts vermiſſen. (Vergl. d. Art. Prediger.) E.

Oreaden, ſ. Nymphen.

Oreſtes, des Agamemnon und der Clytämneſtra Sohn, der als Rächer ſeines Vaters durch den Mord ſeiner Mutter, und als Befreier ſeiner Schweſter einer der Hauptbelden der griechiſchen Tragödie wurde. Von den Stücken, die ſein Schickſal darſtellten, beſitzen wir noch des Aeſchylus Coephoren und Eumeniden, des Sophokles Electra, des Euripides Electra, Oreſtes und Iphigenia in Tauris. Oreſt, auf Electra's Veranſtaltung durch ſeinen Erzieher von dem Schickſale ſeines Vaters gerettet, wurde bei ſeinem Oheime Strophius, Fürſten von Phocis, auferzogen, und ſchloß mit deſſen Sohne Pylades jene innige Freundſchaft, welche der ſpätern Zeit als Muſter genannt wird. Zur Rache von dem delphiſchen Gotte ſelbſt aufgefodert, eilt er nach Mycene zurück. Um unerkannt zu bleiben, nimmt er zur Liſt ſeine Zuflucht. Sein Erzieher und Pylades bringen eine Urne mit, welche angeblich des Oreſtes Aſche enthält. Clytämneſtra empfängt die Nachricht von des Sohnes Tode mit kaum zu verbergender Freude, und bald fällt ſie von ſeinem Dolche. Gleiche Rache trifft den Aegiſth. Aber nach einem religiöſen Mythus der Griechen war der Muttermörder den Eumeniden verfallen. Unabläſſig verfolgen die gräßlichen Göttinnen den Unglücklichen und ſtürzten ihn in Wahnſinn. Da beſiehlt ihm Apollo, nach Delphi zu flüchten. Die Rächerinnen folgen ihm auch dorthin, aber durch einen Orakelſpruch macht ihm der Gott bekannt, daß ſeine Qual endigen werde, wenn er die Schweſter von Taurien nach Argos zurückgeführt habe. Auf dieſe Weiſung ſchifft Oreſtes mit Pylades nach Taurien, wo Diana, des Apoll Schweſter, verehrt wurde, deren Statue Oreſtes zu entführen kam. Hier war Iphigenia (ſ. d. Art.), ſeine Schweſter, als unbekannte Fremdlingin Prieſterin der Diana. Ein altes Geſetz beſiehlt, jeden Fremdling der Diana zu opfern. Iphigenia ſoll die Opferung ihres Bruders vollziehen. Aber Beide erkennen ſich, und von ſeiner Schweſter begünſtigt, entführt Oreſt das Dianenbild, und kommt mit Pylades und Iphigenia glücklich nach Argos. Jetzt waren die unterirdiſchen Göttinnen verſöhnt. Mit des Menelaus Tochter Hermione vermählt, herrſchte er über das väterliche Reich Mycene und über Argos, als deſſen König ohne Erben ſtarb. Ein Orakelſpruch bewog ihn aber, nach Arkadien auszuwandern, wo er in der Stadt Oreſtia wohnte, und, von einer Schlange gebiſſen, in hohem Alter ſtarb. Seine Gebeine wurden ſpäter nach Sparta gebracht.

Organ, organiſch, Organiſation, Organismus. Organ, von dem griechiſchen Worte ὀργανον, bedeutet jedes Werkzeug, womit etwas zu Stande gebracht wird. In dieſer wörtlichen Bedeutung könnte es auch ein mechaniſches Werkzeug (Inſtrument) ſeyn, welches durch fremde Anregung, oder durch fremdes Leben erſt in Bewegung geſetzt wird. Allein der Sprachgebrauch hat zwiſchen

dem Ausdrucke Organ und dem lateiniſchen Inſtrumente, welcher eigentlich daſſelbe bedeutet, einen auffallenden Unterſchied begründet. Unter Inſtrument verſteht man ein Werkzeug der Kunſt, wodurch ein vorhandener Stoff bearbeitet wird, Organ vorzugsweiſe von Naturprodukten, und zwar von einem ſolchen Theile eines Naturerzeugniſſes, welcher eben ſowohl durch alle übrigen Theile, als um ihrer willen vorhanden iſt, oder ein durch eignes inneres Leben in Thätigkeit geſetzter Körper, der zwar ein in ſich geſchloſſenes Ganzes ausmacht, jedoch wiederum Theil eines andern Ganzen iſt, das ſich ſelbſt erhält, und zu deſſen höhern Zwecken der einzelne Theil in Thätigkeit geſetzt iſt. Organiſch heißt dasjenige, was vermöge des ihm inwohnenden eignen Lebens von ſelbſt zu ſeiner eignen Erhaltung thätig iſt. Ein organiſches Weſen iſt alſo dasjenige, deſſen ſämmtliche Theile ſich zu einander wie Mittel und Zweck verhalten. In allen mechaniſchen Kunſtwerken findet ſich zwar ein ähnliches Wechſelverhältniß, z. B. in einem Uhrwerke; allein man nennt das Rad, die Feder darin ꝛc. nicht Organe, ſondern Werkzeuge, denn es iſt zwar jeder Theil um den andern, alle ſind um des Ganzen willen da, und dienen einem Endzwecke, aber ſie ſind nicht durcheinander da. Dieß ſetzt eine dem organiſchen Weſen inwohnende Lebenskraft und Bildungstrieb voraus, an welche das Entſtehen und Beſtehen der organiſchen Weſen geknüpft iſt. Unter Organiſation im eigentlichen Sinne verſteht man demnach eine ſolche Beſchaffenheit oder Einrichtung eines mit eigenthümlicher Lebenskraft und Bildungstrieb verſehenen Naturweſens, kraft deren alle Theile deſſelben ſich einander wechſelſeitig hervorbringen, erhalten und erſetzen, oder die Verbindung mehrerer Organe oder Theilganze zur Erreichung eines Zwecks. Organismus aber bedeutet entweder daſſelbe, oder ein aus ſolchen Theilganzen beſtehendes Weſen ſelbſt, deſſen Zwecke die Einrichtung und Wirkſamkeit aller einzelnen Organe untergeordnet iſt. Höchſt zweckmäßige und in ihrer Form beharrliche Anordnung iſt die Folge davon. Da das Leben durch Seyn und Thätigkeit ſich offenbart (vergl. den Art. Leben), ſo wird die materielle Exiſtenz durch das Organ, die Thätigkeit durch deſſen Function dargeſtellt; da aber das urſprünglich ewige und unendliche Leben in der Endlichkeit auf verſchiedenen Stufen ſich offenbart, ſo muß auch das dadurch bedingte Verhältniß in den Organen zwiſchen Materie und Kraft in unendlich verſchiednen Modificationen erſcheinen. So zeigt ſich ſelbſt im unorganiſchen Naturreiche, wo das Seyn im relativen Uebergewichte exiſtirt, und durch daſſelbe das Thätige gänzlich gebunden iſt, doch in den phyſiſchen Verhältniſſen deſſelben, dem Wachsthume, den Veränderungen von äußern Einflüſſen, den Anziehungen der Wahlverwandtſchaften eine Spur des allgemeinen Lebens, welches ſich in der Cryſtalliſirung am höchſten zu offenbaren ſcheint. In dem eigentlichen organiſchen Reiche iſt nun erſt Seyn mit eigner Thätigkeit vereint, und durch Selbſterhaltung zur Individualität erhoben, ſo daß das organiſche Leben ſich an einzelnen Geſchöpfen offenbart, deren jedes einen Organismus darſtellt, gleichſam das Band, wodurch das Leben mit dem Individuum verbunden wird, in welchem nun die vollkommenſte Einigung zwiſchen Vielheit und Einheit herrſcht, indem das Beſondre dem Ganzen gleich, aber auch für ſich ſelbſt wieder ein Einzelnes, vom Ganzen Verſchiednes iſt, jedes Theilganze für ſich, aber auch zugleich für das Ganze und in dem Ganzen lebt. Schreitet aber

ſelbſt im organiſchen Naturreiche das Leben in verſchiednen Abſtufungen immer höher, ſo müſſen auch die Organiſationen ſelbſt verſchieden ſeyn. In der Pflanze zeigt ſich das Leben zwar ſchon durch die innige Vereinigung von Leben und Thätigkeit, allein ihre ganze Lebensäußerung iſt nur auf ihr individuelles Seyn bezogen, iſt vom Allgemeinen und Aeußern völlig abgeſchieden. Das Leben ruht gleichſam völlig in ſich ſelbſt, und äußert ſich bloß durch Aufnehmen des Stoffes von Außen, und durch ein ſtilles Bilden und Produciren, zur Behauptung ſeiner organiſchen Form. Dieſe Beziehung des Lebens nur auf das individuelle Seyn nennt man Reproduction (Selbſterneuerung, Selbſterhaltung), daher iſt die Vegetabilität in der organiſchen Welt überhaupt der Repräſentant der Reproduction, und in ſo fern dieſe im thieriſchen Leben im Schlafe vorherrſchend iſt, kann man auch ſagen, daß die Pflanzenwelt das organiſche Leben im Schlafe iſt. Die Organiſation der Pflanze iſt daher auch nur zur Reproduction beſtimmt; die Nahrungsſäfte werden vom Wurzelgefäßſyſteme aufgenommen, von dem Stamme zugeführt und durch das Lungenſyſtem der Blätter der Körpermaſſe gleich verarbeitet. Das animaliſche Leben offenbart eine höhere Stufe; es iſt nicht mehr bloß in ſich verſenkt, ſondern aus ſich in das Allgemeine und Aeußere übergegangen, die Thätigkeit beſchränkt ſich nicht mehr auf das bloße Seyn und deſſen Erhaltung, ſondern geht in Wechſelwirkung auf die Außenwelt, in willkürliche Bewegung und Aufnahme der Außenwelt in ſich, über. Dieſe mannichfaltigern Lebensäußerungen erfodern alſo auch eine vollkommnere zuſammengeſetztere Organiſation. Der animaliſche Organismus enthält daher mehrere Theilganze, die von einander geſchieden, und doch auf das engſte verbunden, ihr verſchiedenes Leben haben, und doch Einem Zwecke untergeordnet ſind. Der thieriſche Organismus nimmt zwar den Pflanzenorganismus in ſich auf, in ſo fern er ſeine Thätigkeit auch auf ſeine Reproduction wenden muß, allein er erhebt ſich zugleich über die Vegetation, in ſo fern das thieriſche Leben zugleich aus ſich ſelbſt heraustritt, der Außenwelt ſich hingibt und mit derſelben in Wechſelverhältniß übergeht. Dieß bezeichnet man durch Irritabilität und Senſation, oder Bewegung und Empfindung; es erfodert alſo zugleich Organe der Bewegung und Empfindung. So wie aber das vegetabiliſche Leben nur in ſich lebt, und den organiſchen Schlaf darſtellt, ſo lebt die Animalität außer ſich und im Erwachen, doch ohne beides noch im Bewußtſeyn zu vereinigen. Der Menſch nimmt die höchſte Stufe des organiſchen Lebens ein, in ihm iſt das Leben weder bloß in ſich verſenkt, noch bloß der Außenwelt hingegeben, ſondern Beides mit Freiheit und Selbſtbewußtſeyn vereinigt, die klarſte Unterſcheidung des Ichs von der Außenwelt und allen äußern Verhältniſſen in der Intelligenz (Vernunft) vorherrſchend. Die Organiſation des Menſchen iſt daher die vollkommenſte, zarteſte, und zuſammengeſetzteſte, da ſie nicht nur die Organe des vegetabiliſchen und animaliſchen Lebens in ſich begreift, ſondern dieſe auch für das eigentliche menſchliche Leben in der Vernunft ſämmtlich beziehungsweiſe thätig und eingerichtet ſind. Organe und Functionen laufen alſo parallel mit einander, beſtehen gleichzeitig mit einander und ſind unauflöslich an einander gebunden, keins iſt ohne das andere denkbar, eins durch das andre beſtimmt. Der menſchliche Organismus hat deßhalb eigens modificirte Organe und Functionen der Reproduction (Vegetation). Dahin gehören die Organe der Verdauung, der Aſ-

ſimilation, der Ernährung (ſ. d. Art.), der Erhaltung der Gattung, zu welchem Zwecke die Geſchlechtsorgane, die Organe der Ausſonderungen unbrauchbarer Stoffe aus dem Organismus, wohin die Nieren und Blaſe, die Haut, und zum Theil die Lungen gehören; die Organe der unwillkürlichen (der Reproduction dienenden) und der willkürlichen Bewegung (der Irritabilität), das ſämmtliche Muskelſyſtem, von welchem das Herz und Gefäßſyſtem, die Muskelfaſern der Gedärme, der Reproduction angehören, das Zwerchfell (der Zwerchmuskel) ſo wie die Bruſtmuskeln den Uebergang zu der willkürlichen Bewegung der Muskeln des Geſichts, der Gliedmaßen bilden (indem ſie theils der unwillkürlichen theils der willkürlichen Bewegung dienen); die Organe der Senſation, wohin das ſämmtliche Nervenſyſtem gehört (ſ. d. Art.). So ſtellt der menſchliche Organismus das Bild aller übrigen Organismen in der Natur dar, die ſich in ihm wiederholen, nur dem Zwecke des menſchlichen Lebens untergeordnet, erhöht und veredelt, ſo daß ein Organ auf das andre beſtimmend wirkt, eine Function in die andre eingreift, ein Syſtem von Organen in dem andern ſich wiederholt. So iſt z. B. in jedem Organe Vegetation durch Ernährungsgefäße, Irritabilität durch Muskelfaſern, Senſibilität durch Nervenfäden angedeutet; ſo iſt die vegetabiliſche Reproduction durch willkürliche Annahme und Auswahl der Nahrungsmittel, durch Herrſchaft des Geſchmacksſinnes, durch die Unterwerfung unter die Zwecke der Vernunft zur menſchlichen Ernährung veredelt. Da aber das Organ nur durch Inwohnung eignen Lebens zum Organe wird, ſo folgt daraus, daß mit der Entweichung deſſelben auch die Thätigkeit des Organs verlöſchen muß, und das Organ als ſolches nicht mehr gedacht werden kann. Aus dieſer innigen Vereinigung von Organ und Function erhellt aber auch, daß Hemmung oder Störung der Functionen das Organ verändern, gegentheils jede materielle Abweichung des Organs eine Veränderung der Function zur nothwendigen Folge haben muß, wobei die ungetrübte Idee des Lebens in dem Individuum nicht beſtehen kann (ſ. d. Art. Geſundheit), ſondern eine Abweichung von derſelben entſteht (ſ. Krankheit), woraus endlich gänzliches Unvermögen des Organs, ſeinem Zwecke zu entſprechen, hervorgehen muß, ſo daß das Individuum, als ſolches, ſich nicht länger behaupten kann (ſ. Tod), ſondern das Leben zu ſeinem Urquelle zurückkehrt, das Organ aber der allgemeinen unorganiſchen Natur und deren phyſiſchen Geſetzen wieder anheimfällt. H.

Organiſation in der Kunſt. Seit einiger Zeit hat man angefangen, die Werke der ſchönen Kunſt als Organiſationen zu betrachten, und macht an ſie die Anfoderung, daß ſie organiſcher Natur ſeyn ſollen. Dann ſetzt man den Organismus des Kunſtwerks der mechaniſchen Compoſition ungefähr ſo entgegen, wie in der Naturgeſchichte der Organismus dem Aggregate, die zufällige Anhäufung einer in ſich ſelbſt begründeten und bedingten Bildung. Nur das, was in der darzuſtellenden äſthetiſchen Idee liegt, ſoll aus derſelben entwickelt werden, und zwar auf eine Weiſe, daß alles wie durch einander und für einander erzeugt erſcheine, alles ſich wechſelſeitig verhalte wie Mittel zum Zwecke, und nichts getrennt werden könne, ohne das Ganze zu beeinträchtigen. Daß auf ſolche Weiſe die höchſte Zweckmäßigkeit, die reinſte Einheit, die vollkommenſte Ganzheit erreicht werde, und eine in ſich ſelbſt beſchloſſene Form entſtehe, ſpringt eben ſo bald in die Augen, als daß eine ſolche Kunſt-

bildung nur aus der innern Lebenskraft, dem eigenthümlichen Bildungstriebe des äſthetiſchen Genies, welches hier der Natur gleichartig wirkt, hervorgehen könne. (S. Kunſt.) dd.

Orgel hat ihren Namen von dem griechiſchen Worte *ὄργανον*, welches ſonſt eben ſo viel als Inſtrument bedeutete, und iſt im eigentlichen Sinne ein muſikaliſches Inſtrument, welches in einem großen Gehäuſe eine Menge harmoniſch geordneter Pfeifen enthält, in welche der Wind durch Blaſebälge vermittelſt der Windlade getrieben (daher auch Windorgel, *ὄργανον πνευματικόν*) wird, wodurch der Ton entſteht, welchen der Spieler auf der mit den Pfeifen in Verbindung ſtehenden Claviatur angibt. Ihre Hauptbeſtandtheile ſind die **Pfeifen** (zinnerne oder hölzerne), deren Länge durch die Höhe oder Tiefe des Tons beſtimmt iſt (ſie ſind vier-, acht-, ſechszehnfüßig, — ſ. d. Art. Fuß), die **Regiſter** oder **Züge**, wodurch einer jeden Orgelſtimme der Zugang des Windes entweder verſperrt oder eröffnet wird (Orgelſtimmen, auch ſelbſt Regiſter genannt, ſind zuſammengehörige Pfeifen gleicher Gattung), das **Manual**, aus einer oder mehreren Claviaturen beſtehend, und das **Pedal** (ſ. d. Art.), die **Blaſebälge** und die **Windlade**. (**Schlimmbach** über die Structur, Erhaltung, Stimmung und Prüfung der Orgel. Leipzig 1801). Dieſes in Rückſicht auf die Einrichtung unſers Tonſyſtems und auf die Erfindung und Ausbildung der Harmonie ſo merkwürdige Inſtrument, ſagt **Koch** in ſeinem Handwörterbuche der Muſik, iſt zugleich das größte und volltönigſte, ſo wie in Anſehung ſeiner mechaniſchen Einrichtung das künſtlichſte unter allen unſern Inſtrumenten. Der Vortheil, daß auf der Orgel, ſo wie auf jedem Clavierinſtrumente, Melodie und Harmonie zugleich ausgeübt werden kann, verbunden mit der Vielheit und Mannichfaltigkeit ihrer Stimmen, gewährt eine Pracht und Fülle der Harmonie, die hinreichend iſt, den Mangel zu erſetzen, daß verſchiedene Feinheiten des Geſchmacks, beſonders ſolche, die aus den verſchiedenen Modificationen der Stärke und Schwäche des Tons bei andern Inſtrumenten hervorgehen, auf der Orgel nicht anzuwenden ſind, welchem Mangel der Franzoſe **Grenie** 1811 durch die Erfindung ſeiner Orgue expressive abzuhelfen ſuchte. Ueberdieß gewinnt ſie durch die Eigenſchaft, daß jeder Ton fortklingend erhalten werden kann, den Vortheil, daß ſie vorzüglich zu dem gebundenen, ernſten und feierlichen Style, wie er namentlich in der Kirche erfodert wird, und zu den ſtärkſten Verwickelungen in der Harmonie geeignet iſt; weßhalb ſie aber auch einen Spieler erfodert, der, mit dem Weſen und Umfange der Harmonie vertraut, die Geſchicklichkeit beſitzt, ſeine muſikaliſchen Gedanken ſchnell zu ordnen und in ſein Spiel zu übertragen. Aus den angeführten Gründen, vorzüglich aber wegen der dieſem Inſtrumente vorzüglich nothwendigen Bindungen iſt nicht jeder gute Clavierſpieler auch ein guter Orgelſpieler (Organiſt), und das Clavierſpiel vom Spiele der Orgel bedeutend verſchieden. Daher ſich Fertigkeit der Finger und ſchnelle Läufe ſehr ſchwerfällig ausnehmen, und den majeſtätiſchen Ernſt dieſes Inſtruments auf eine widrige Weiſe entweihen und vernichten. Als Schriftſteller über das Orgelſpiel ſind **Türk**, **Kittel**, **Knecht** (beſonders deſſen vollſtändige Orgelſchule, in drei Abtheilungen. Leipzig) ausgezeichnet. Dieſelben, ſo wie J. S. **Bach**, **Häßler**, A. F. **Müller**, **Rombt**, **Rink**, **Umbreit**, **Bierling**, **Wolf** haben auch Orgelſtücke und Choralvorſpiele verſchiedner Gattung geliefert. — Ueber den Urſprung und die Erfin-

dung der Orgel iſt man noch ſtreitig. Einige leiten ihren Urſprung von den Pfeifenwerken z. B. der Hebräer, deren Nachkommen die Orgel, ohne Beweis, ſchon in dem Tempel Salomonis verſetzen, oder von der Sackpfeife; Andre mit größerer Wahrſcheinlichkeit von einem der Orgel ähnlicheren, obwohl ſehr unvollkommnen Inſtrumente der Griechen, nämlich der Waſſerorgel (ſ. d. Art.) ab, da man weiß, daß die erſten in Italien bekannt gewordenen Orgeln aus dem griechiſchen Kaiſerthume dahin gebracht worden ſind, woſelbſt ſie auch ſchon im 7ten Jahrhunderte auf Veranlaſſung des Papſtes Vitalian († 671) in einigen römiſchen Kirchen ſoll eingeführt worden ſeyn. (Vergl. auch den Art. Cäcilie.) Die jetzt gebräuchlichen Orgeln werden für eine Erfindung der Deutſchen gehalten, über deren Zeit man aber nicht einig iſt. Schon im J. 1298 ſoll der Münſter in Straßburg durch den Brand eine Orgel verloren haben, die keine Waſſerorgel geweſen zu ſeyn ſcheint. Nichts deſto weniger behaupten Einige, daß die erſte Orgel, ſo wie wir ſie jetzt haben, nicht früher als 1312 durch einen Deutſchen zu Venedig erbaut worden ſey. Gewiß iſt es, daß erſt im 14ten Jahrhunderte ihr Gebrauch allgemeiner wurde. Anfangs waren ſie noch ſehr unvollkommen; einen vollſtändigen Accord konnte man nicht darauf greifen, noch viel weniger einen Choral darauf ſpielen. Der ganze Nutzen beſtand zur Zeit noch darin, daß man beim Abſingen eines Chorals mit der Hand eine Taſte, die zwei Zoll breit und ziemlich dick war, niederſchlug, um den Ton des Liedes feſtzuhalten. Denn die erſten Werke hatten nicht leicht mehr als zehn Taſten, welche ſo breit und ſchwer zu bewegen waren, daß daher wahrſcheinlich die Redensart entſtanden iſt, die Orgel ſchlagen. Sie waren tragbar, etwa wie unſere Poſitive, und hatten vielleicht keine Regiſter. Mit der Zeit wurden die Taſten ſchmäler, und man ſchob auch zwiſchen die diatoniſchen Töne die Semitonia ein. Auch der linken Hand gab man durch Verfertigung eines neuen Claviers Beſchäftigung. Zwiſchen 1470 und 1480 ſoll ein Deutſcher, Namens Bernhard, Hoforganiſt des Dogen von Venedig, die Orgel mit dem Pedale bereichert haben. Die größte Orgel, die man bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts in Deutſchland kannte, war die in dem Stifte zu St. Blaſius zu Braunſchweig, welche Heinrich Kranz 1499 daſelbſt erbaut hatte. Im 16ten Jahrhunderte folgten die Verbeſſerungen der Orgeln ſchneller auf einander, und man erfand jetzt die Scheidung des Pfeifenwerks in beſondre Regiſter, und ſetzte die Stimmung der Orgel nach dem Chortone (ſ. Cammerton) feſt. Beſonders wurden die Windladen und Blaſebälge verbeſſert, da von letztern bis dahin an einem Werke oft 20 bis 24 geweſen waren und von 10 bis 12 Menſchen hatten getreten werden müſſen. Den jetzigen Grad von Vollkommenheit konnte die Orgel jedoch nicht eher erreichen, als bis im 17ten Jahrhunderte von Chriſtian Förner die Windprobe erfunden worden war, durch welche bei allen Bälgen ein völlig gleicher Druck des Windes erhalten werden kann. (S. Sponſels Orgelhiſtorie. Nürnb. 1771.) In der Peterskirche zu Rom iſt die größte Orgel; ſie hat hundert Stimmen. Die groſſe künſtliche Orgel in der Petri- und Paulkirche zu Görlitz (1703 von Caſparini erbaut) hat 57 Stimmen und 3270 klingende Pfeifen; ihre Erbauung koſtete 25,000 Thaler. Die Orgel im Münſter zu Straßburg hat 2136 Pfeifen, deren größte 14 Eimer und etliche Maß Waſſer faßt. Die Orgel zu Ulm hat über 3000 Pfeifen. Zu Rothenburg an der Tauber iſt eine Orgel, auf welcher drei Organi-

ſten zugleich ſpielen können. Die Orgel in Maria Magdalena zu Breslau hat 56 Stimmen und 3342 Pfeifen. Die größte zinnerne Pfeife wiegt 31/2 Centner, iſt 121/2 Ellen lang, im Durchmeſſer 14 Zoll breit und faßt 8 Scheffel in ſich. In der neuern Zeit haben die deutſchen Orgelbauer Troſt, Schröter, Hildebrand, Silbermann, und die Gebrüder Trampeli ſich berühmt gemacht; auch hat der Abt Vogler durch ſein Simplificationsſyſtem, welches eine Vereinfachung des Orgelbaues bezweckt, großes Aufſehn erregt, indem nach demſelben eine natürlichere Pfeifenſtellung, weniger getheilter Wind, ein bequemerer Anſchlag für die Spielenden bewirkt worden, und die nach ſeiner Angabe verfertigten Orgeln zwar kleiner und einfacher als die gewöhnlichen, aber im Tone eben ſo ſtark ſeyn ſollen. (S. Vogler.) Pater Julian hat eine Orgel von Pappe verfertigt, die ſich zu Saintes befindet und ſehr angenehme Töne gibt. In Paris hat ein Liebhaber eine Orgel aus Spielkarten gemacht, welche eben ſo reine Töne hören laſſen ſoll, als zinnerne Röhren.

Orgelpunkt heißt eine Stelle am Schluſſe gewiſſer, beſonders kirchlicher Tonſtücke, wobei die obern Stimmen einige Zeit lang ſich zum Schluſſe fortbewegen, während die Baßſtimme ſchon längſt den Schlußton feſthält. Solche Stellen findet man vorzüglich in Orgelſätzen, weil die Orgel für gebundne Harmonien ſich beſonders eignet, – daher der Name — und ſie werden vorzüglich in Fugen beim Hauptſchluſſe gebraucht, wo ſie den Hauptſchluß und das allmälige Ausruhen der Stimmen vorbereiten.

Orgien, ein allgemeiner Name der mit myſtiſchen Ceremonien und trunkner Wildheit gefeierten Feſte des Bacchus (ſ. d. Art.), in der Folge auch andrer geheimen enthuſiaſtiſchen Feſte und Myſterien der Alten, welche mit wildem Geräuſche, lärmenden Inſtrumenten (Cymbeln, Trompeten 2c.), und tobendem Geſchreie gefeiert wurden; daher noch heut zu Tage wilde Feſte, beſonders nächtliche Gelage, mit ſtürmiſcher Fröhlichkeit und ungezügelter Luſt begangen, Orgien genannt werden. Orgiasmus, feſtliche Raſerei beim myſtiſchen Gottesdienſte der Alten.

Orient, die Morgengegend oder die Gegend, wo die Sonne am Himmel aufzugehen pflegt (ſ. Morgen), dann die nach Morgen gelegenen Länder. Wir Europäer verſtehen im Allgemeinen unter dem Oriente die Länder Aſiens. Orientaliſch, morgenländiſch. Orientaliſche Chriſten, griechiſche Chriſten.

Orientaliſche Literatur, orientaliſche Sprachen. Bei der Eintheilung der Sprachen in orientaliſche und occidentaliſche lag ehemals die Vorſtellung zum Grunde, daß alle Sprachen von der Arche Noahs ausgegangen wären. Die Sprachen der Semiten und Hamiten ſind die orientaliſchen, die Sprachen der Japhetiten die occidentaliſchen. Die Gelehrten (z. B. Olaf Celſius, C. G. Anton) haben ſich bemüht, allgemeine charakteriſtiſche Unterſcheidungszeichen anzugeben, allein bis jetzt ſind dieſe Beſtimmungen ſehr mangelhaft geblieben, da wir noch keine vollſtändige Ueberſicht der geſammten Sprachen haben. — Im gemeinen Leben verſteht man unter der Benennung orientaliſche Sprachen die Sprachen Aſiens ohne Unterſchied, und unter orientaliſcher Literatur beſonders die indiſche, chineſiſche, perſiſche, arabiſche, türkiſche, hebräiſche 2c. (davon die beſondern Art.)

Orientaliſches Kaiſerthum, ſ. Byzantiner.

Oriflamme (Auriflamme), die ehemalige Reichsfahne Frankreichs, war urſprünglich die Kirchenfahne der Abtei von St. Denys, und wurde von dem Abte jedesmal dem Beſchützer dieſes Kloſters, welches ehedem die Grafen von Vexin und Pontoiſe waren, überreicht, wenn es die Noth erfoderte, für die Erhaltung der Freiheiten und Güter deſſelben die Waffen zu ergreifen. Es war dieſelbe ein Stück feuerrother Taffent (daher der Name) in Form eines Paniers, unten an drei Orten ausgeſchnitten, an den Spitzen mit grünſeidnen Quaſten geziert und an einer goldnen Lanze befeſtigt. Als in der Folge König Philipp I. Vexin mit der Krone vereinigte, kam es ihm auch als Schirmvogt der Abtei zu, die Fahne zu tragen. Sie wurde nun bei den Heeren geführt und in der Folge die Hauptfahne der franzöſiſchen Truppen. Seit Carl VII. wurde ſie nicht mehr in den Krieg mitgenommen.

Origenes, einer der berühmteſten und gelehrteſten Kirchenſchriftſteller, geboren zu Alexandria im J. 185 nach Chr. Geb., mit dem Beinamen Adamantius wegen ſeines unermüdlichen Fleißes, wurde von ſeinem Vater Leonides früh in dem Chriſtenthume und den Wiſſenſchaften unterrichtet. Nachher waren Clemens Alexandrinus und Ammonius ſeine Lehrer. Schon in ſeiner zarten Jugend gab er Beweiſe ſeiner Seelengröße. Als ſein Vater unter Kaiſer Severus der Religion wegen ins Gefängniß geworfen worden, ermahnte er ihn, eher den Märtyrertod zu leiden, als dem Chriſtenthume zu entſagen. Nachdem er ſeinen Vater verloren, erhielt er ſeine Mutter und Schweſter durch Unterricht, den er in der Grammatik gab. In einem Alter von achtzehn Jahren erhielt er den Auftrag, die Gläubigen zu Alexandrien zu unterrichten. Männer und Weiber ſtrömten herbei. Um der Verläumdung zu entgehen, kam er auf den Gedanken, ſich zu entmannen, und glaubte dieſe Handlung durch eine Stelle im Evangelium zu rechtfertigen. Nachdem Septimius Severus im Jahr 211 geſtorben war, ging Origenes nach Rom, wo er ſich Freunde und Bewunderer erwarb. Nach ſeiner Rückkehr nach Alexandria ſetzte er hier auf des Biſchof Demetrius Verlangen ſeinen Unterricht fort. Ein Volksaufruhr bewog ihn, ſich insgeheim nach Paläſtina zu begeben. Die Biſchöfe von Paläſtina ſchätzten ihn ſo ſehr, daß ſie ihm erlaubten, in ihren Verſammlungen Vorträge zu halten. Aus Eiferſucht rief ihn ſein Biſchof zurück. Bald darauf wurde er nach Achaja berufen, das mehrern Ketzereien Preis gegeben war. Auf ſeiner Reiſe nach Cäſarea in Paläſtina wurde er von den Biſchöfen, die ſich hier beiſammen fanden, zum Presbyter geweiht. Dieß war der Anfang der Verfolgungen, die ſein Leben verbitterten. Demetrius behauptete, nur ihm komme es zu, den Origenes zu weihen. St. Alexander vertheidigte den Origenes, der in Alexandria ſeine gewöhnlichen Beſchäftigungen wieder vornahm; aber Demetrius, deſſen Ausſöhnung nur erheuchelt war, verſammelte zwei Concilien, entſetzte ihn des Prieſteramts, unterſagte ihm in Alexandria zu lehren, nöthigte ihn, ſich von dort zu entfernen, und excommunicirte ihn. Dieſe Verurtheilung wurde zu Rom, wie von den meiſten andern Biſchöfen, gebilligt. Aber die Kirchen von Paläſtina, Arabien, Phönicien und Achaja blieben mit Origenes in Verbindung. Demetrius ſchrieb nach allen Orten, um ihn verhaßt zu machen. Origenes beklagte ſich darüber bei ſeinen Freunden, leugnete die Irrthümer, die man ihm Schuld gab, und zog ſich nach Cäſarea zurück. Theocriſt, der daſelbſt Biſchof war, nahm ihn als ſeinen Lehrer auf, und ver-

traute ihm das Geſchäft an, die heilige Schrift auszulegen. Nachdem ſein Verfolger im J. 231 geſtorben war, genoß Origenes die Ruhe des verdienten Ruhms. Gregor der Thaumaturg und ſein Bruder Athenodor begaben ſich zu ihm, und ließen ſich von ihm unterrichten. Die Verfolgung der Chriſten unter Maximinus nöthigte ihn, ſich zwei Jahre verborgen zu halten. Als Gordian 237 der Kirche den Frieden wieder gegeben hatte, benutzte ihn Origenes zu einer Reiſe nach Athen. Nach ſeiner Rückkehr ging er nach Arabien, wohin die Biſchöfe dieſer Provinz ihn riefen, um den Biſchof Beryll zu widerlegen, welcher leugnete, „daß die göttliche Natur Chriſti vor ſeiner Menſchwerdung exiſtirt habe.“ Origenes ſprach mit ſo hoher Beredſamkeit, daß Beryll widerrief, und ihm für ſeine Belehrung dankte. Dieſelben Biſchöfe beriefen ihn zu einer Kirchenverſammlung, die ſie gegen gewiſſe Ketzer hielten, welche behaupteten, „der Tod ſey Leib und Seele gemein.“ Origenes ſprach auch über dieſen Gegenſtand ſo kräftig, daß er alles für ſich gewann. Bei einer neuen Verfolgung unter dem Kaiſer Decius wurde Origenes, den man für eine Hauptſtütze der Kirche anſah, eingekerkert und mußte harte Martern erdulden. Erſchöpft durch dieſe Mißhandlungen, ſtarb er zu Tyrus im Jahr 254. Wenige Schriftſteller haben ſo viel gearbeitet wie er, wenige Menſchen ſind ſo bewundert und geachtet, und doch ſo lebhaft angegriffen und verfolgt worden, als er, ſowohl bei ſeinem Leben, als nach ſeinem Tode. Man warf ihm vor, daß er die Wahrheiten der chriſtlichen Religion Platoniſchen Ideen habe anpaſſen wollen. Beſonders in ſeinem gegen die Ketzer gerichteten, nur in einer Ueberſetzung des Rufin in Fragmenten vorhandenen Buche De Principiis ſtellt er ein auf die Philoſophie des Plato gegründetes Syſtem auf; aber er gibt ſeine Meinungen nur als Möglichkeit; überdieß hatten, wie er ſelbſt klagt, die Ketzer ſeiner Zeit ſeine Schriften verfälſcht. Man hat ihm ohne Grund vorgeworfen, daß er dem Materialismus günſtig geweſen. Er widerlegt ausdrücklich diejenigen, die ſich Gott als körperlich dachten. Von ſeinen Werken (angeblich 6000 an der Zahl) ſind außer den angeführten noch folgende vorhanden: eine Ermahnung zum Märtyrerthume; Commentare, Homilien und Scholien über die heilige Schrift, die er vielleicht zuerſt ganz zu erklären unternahm. Wir haben deren noch eine große Menge, aber die meiſten ſind ſehr freie Ueberſetzungen. Er machte überhaupt die bildliche oder allegoriſche Erklärungsart der Juden allgemeiner und verwarf den buchſtäblichen Sinn, den er bloß als Körper der erſtern anſah. Außer dieſen exegetiſchen Werken, machte er ſich um die Kritik verdient durch ſeine *Hexapla* (ſ. d. Art.), von welcher Montfaucon und ſpäter Chr. Fr. Bahrdt eine Ausgabe beſorgt haben. Seine Schrift gegen Celſus iſt als die vollſtändigſte und bündigſte Vertheidigung des Chriſtenthums anzuſehen, welche das Alterthum aufzuweiſen hat. Sämmtliche Werke ſind in 4 Foliobänden von de la Rue herausgegeben worden, Paris 1733—1759. — Ueber des Origenes Rechtgläubigkeit haben ſich viele Streitigkeiten erhoben. Im vierten Jahrhundert beriefen ſich die Arianer auf ihn, um die Wahrheit ihrer Lehrſätze zu beweiſen. Sowohl unter ſeinen Vertheidigern als unter ſeinen Gegnern finden ſich die gelehrteſten und berühmteſten Kirchenväter.

Original, Originalität, Originell. Im Allgemeinen bezeichnen dieſe Ausdrücke die Beziehung eines Gegenſtandes auf ſeinen Urſprung, namentlich bei Gegenſtänden, welche der Vervielfäl-

tigung oder Nachahmung fähig ſind. Ein Original nennt man ſomit das urſprüngliche, der Nachahmung oder Nachbildung vorliegende Product (z. B. eine Urkunde in der Urſchrift), in Beziehung auf dieſe Nachahmung oder Vervielfältigung (entgegengeſetzt alſo der Copie), daher oft ſo viel als Muſter, Muſterbild, Vorbild, wenn es auch nicht immer muſterhaft, d. h. ſo beſchaffen iſt, daß es zum Muſter dienen ſollte. In engerer Bedeutung, und vorzüglich in dem Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt nennt man den Menſchen oder Gegenſtand originell, oder auch original (ureigen), und ein Original, der in ſeiner Art einzig iſt, und durch eigenthümlichen Charakter von dem Gewöhnlichen bedeutend abweicht; dieſe Eigenthümlichkeit ſelbſt Originalität (Ureigenheit, Ureigenthümlichkeit). Auch in dieſer Abweichung liegt noch keine Muſterhaftigkeit, wohl aber der Begriff einer nicht nachgeahmten Richtung der innern, und zwar freien Kraft. Letzteres iſt der Grund, warum wir nur den Menſchen und ſeine Producte, nicht die Natur und ihre Erſcheinungen originell nennen; denn der Menſch kann ſich durch Freiheit über den Kreis der Bildung erheben, die durch Gewohnheit und Natur dem größten Theile der Menſchen ohne Bewußtſeyn und Willen mitgetheilt wird. Weil nun die Meiſten auch mehr auf die Wirkung und ihren Eindruck, als auf die wirkende Kraft ſehen, ſo hat man oft das Originelle mit dem Frappanten, Seltſamen, Paradoxen und Bizarren verwechſelt. Der Grund, ſagt ein ſcharfſinniger Beobachter, liegt darin, daß man fühlt, jeder wahre Urſprung ſey nur durch Freiheit möglich; die Freiheit aber frappirt oder erſcheint ungewöhnlich, deßhalb, weil der Menſch nicht frei geboren, ſondern erſt durch Freiheit gebildet wird, und die meiſten im gewöhnlichen Laufe des Lebens dieſe Stufe der Bildung gar nicht erreichen, ſondern nur von blinden Naturtrieben beſtimmt und gebildet werden. Ein origineller Menſch iſt daher eine frappante Erſcheinung, nur mehr oder weniger, je nachdem das Zeitalter, oder die Geſellſchaft, worin er lebt, der Freiheit gewohnt iſt oder nicht. Das Originelle kann oft durch den Verſtand allein hervorgebracht werden, das Genielle ſetzt dagegen immer eine Wirkſamkeit aller Kräfte der Menſchheit in Vereinigung voraus. Es kann daher originelle Narrheiten, aber keine genialiſche geben. Zu einem originellen Menſchen kann man ſich ſelbſt nach und nach bilden, zu einem genialen nicht. Eine bloß originelle Erſcheinung erregt daher wohl Aufmerkſamkeit, Verwunderung, ſtößt aber auch nicht ſelten ab; die geniale erregt Antheil, Bewunderung, Liebe, Zuneigung. Genial iſt, was die Spuren einer nach Geſetzen der höhern und edlern Menſchheit eigenthümlich wirkenden Bildungskraft deutlich an ſich trägt. Das Genie iſt daher immer originell, d. h. urſprünglich und eigenthümlich in ſeinen Hervorbringungen, und Originalität (eine eigenthümliche Weltanſchauung ſagt Jean Paul), ein ſo weſentliches Merkmal des Genies, daß ſelbſt der Ausdruck: Originalgenie, nur ein Pleonasmus iſt; aber nicht immer erſcheint das Genielle originell, in ſo fern die Eigenthümlichkeit und Urſprünglichkeit genieller Producte in der Betrachtung derſelben um ſo weniger hervorſtechende Seite iſt, je mehr man beim Genuſſe des Kunſtwerks den Künſtler über der Kunſt zu vergeſſen pflegt. Dieß geſchieht, wenn der Künſtler ſeine Eigenthümlichkeit dem Geiſte der Kunſt und ſeinem Werke untergeordnet, oder ſich ganz in ſein Werk verloren hat. Letzteres iſt vorzüg-

lich auf Naturpoeſie (ſ. d. Art. Naturdichter, Naturpoeſie) anzuwenden, weßhalb auch Homer und Göthe nicht originell erſcheinen, wiewohl ihren Werken Originalität im weitern und engern Sinne nicht abzuſprechen iſt. In dem Genius lebt ein Ideal des Schönen; und je vollendeter dieſes iſt, deſto weniger wird es eigentlich frappiren, oder durch ſeltſame Form die Aufmerkſamkeit reizen. Durch reines Ebenmaß und inneres Leben verkünden ſich die Schöpfungen des wahren Genies, und eine edle Einfalt iſt oft gerade ſein unterſcheidendſtes Merkmal. Die echte Originalität (Neuheit mit Muſterhaftigkeit verbunden, nennt ſie Kant) iſt dagegen zugleich Genialität. Einen Jean Paul, van Beethoven, Cherubini möchten wir mehr originell als geniell nennen; ihre Originalität iſt nicht immer liebenswürdig, wenigſtens erſcheinen ſie gerade da oft liebenswürdiger, wo dieſe zurücktritt. Immer jedoch iſt Originalität ein Vorzug, weil ſie als ſtark ausgedrückte individuelle Lebenskraft erſcheint, welche deßhalb auch einer verſchönernden Bildung mehr oder weniger fähig iſt. So ſcheint ſich im Grunde Originalität zur Genialität, wie das Charakteriſtiſche zum Schönen zu verhalten, und es iſt einzuſehen, warum die Künſtler und Dichter der neuern Zeit mehr originell als geniell ſind. T.

Orinoko, ſ. Oronoko.

Orion, ein berühmter Heros des mythiſchen Alterthums. Gewöhnlich hält man ihn für einen Sohn des Neptun und der Berylle. Nach Homer war er ein ſchöner Jüngling, in deſſen Reize Aurora ſich verliebte. Die Götter beneideten dieſe Liebe und Diana erlegte ihn auf der Inſel Ortygia mit ihren Pfeilen. Nach Andern war er ein König und großer Jäger, der, nach Homer, noch in der Unterwelt fortfuhr, auf einer großen Wieſe das Wild zu jagen, das er ſchon auf der Oberwelt getödtet hatte. Er war von ſo rieſenhaftem Wuchſe, daß er auch in den tiefſten Stellen des Meers mit den Schultern hervorragte. Dafür, daß er des Oenopion Tochter entführen wollte, ließ ihm dieſer die Augen ausſtechen. Das befragte Orakel rieth ihm, im Meere den Sonnenſtrahlen ſo lange entgegen zu gehen, bis er wieder ſehend würde. Er ſtarb von dem Stiche eines giftigen Scorpions. Andere erzählen ſo: Diana liebte den Orion ſo leidenſchaftlich, daß ſie ihn zu ihrem Gatten begehrte. Dieſe Erniedrigung beleidigte ihren Bruder Apoll ſo, daß er den Tod des verwegnen Sterblichen beſchloß. Als einſt Orion durch das Meer daherſchritt und nur mit dem Kopfe hervorragte, foderte Apollo Dianen auf, zu verſuchen, ob ſie jenen ſchwarzen, über dem Meere befindlichen Punkt mit ihrem Geſchoſſe erreichen könne. Dieſe ſandte den unglücklichen Pfeil ab, der das Haupt ihres Geliebten traf. Erſt als die Wellen den Leichnam ans Ufer warfen, erkannte ſie ihren Irrthum. Der getödtete Heros wurde ſammt ſeinem Hunde als ein Geſtirn an den Himmel verſetzt, welches von allen das glänzendſte iſt und noch jetzt dieſen Namen führt. (S. Sternbilder.)

Orixa oder Oriſſa, ein Königreich in der oſtindiſchen Halbinſel dießſeits des Ganges, zwiſchen Golconda und Bengalen. Es ward 1765 von dem Großmogul an die Engländer abgetreten, die jedoch nur einen Theil beſitzen. Das übrige iſt in den Händen der Maratten, namentlich des Rajah von Berar. Es iſt jedoch zu vermuthen, daß dieſer übrige Theil von Orixa neuerlich auch von der Oſtindiſchen Compagnie in Beſitz genommen worden, nachdem der bis-

herige Rajah von Berar, der ſich mit andern indiſchen Fürſten wider die Engländer verbunden hatte, von dieſen am Ende des Jahrs 1817 völlig beſiegt und abgeſetzt, einer ſeiner Verwandten aber als Rajah, jedoch nur dem Namen nach, von den Engländern eingeſetzt worden.

Orkney=Inſeln, ſ. Orcadiſche Inſeln.

Orleans, an der Loire, mitten unter Weinbergen gelegen, die Hauptſtadt des ehemaligen Gouvernements und der Landſchaft Orleanois, jetzt die Hauptſtadt im Departement des Loiret, und eine von den großen Städten in Frankreich, welche 25 Kirchen, 4500 Häuſer und 42,000 Einwohner hat. Sie iſt altmodiſch gebaut, und die Straßen ſind enge und krumm, außer der ſchönen langen Straße in der Pariſer Vorſtadt, welche zu der Brücke führt. Vier anſehnliche öffentliche Plätze zieren die Stadt. Merkwürdig ſind die nach gothiſcher Art gebaute Domkirche, die öffentliche Bibliothek im Kloſter Notre Dame de bonne nouvelle; das ehemalige Jeſuitercollegium, das Rathhaus, das Chatelet, die große Mailbahn im Stadtgraben, die 1760 fertig gewordene prächtige Brücke mit ſechzehn Bogen über die Loire, ſonſt mit dem metallenen Denkmale geziert, welches König Carl VII. und die Jungfrau von Orleans vor dem Kreuze Chriſti knieend vorſtellte, zum Andenken an die 1429 durch dieſes Mädchen bewirkte Befreiung der Stadt von den Engländern, welche ſonſt jährlich am 12ten Mai durch eine feierliche Prozeſſion gefeiert wurde. Während der Revolution wurde jenes Denkmal vernichtet. Im J. 1312 hatte König Philipp IV. eine juriſtiſche Univerſität hier errichtet, die vormals ſehr berühmt war, jetzt aber durch ein Lyceum erſetzt worden iſt. Die Stadt hat ausgebreiteten Handel, ferner Strumpf=, Wollenzeug=, Papiertapeten=, Leinwand=, Fayencefabriken, eine Porzellanfabrik und ſiebenzehn Zuckerraffinerien, welche vor der Revolution bedeutend waren, jetzt aber geſunken ſind; auch verfertigt man viele Konſituren. Die Gegend um die Stadt iſt äußerſt angenehm. Seit 1344 war Orleans ein Herzogthum und eine Pairie, welche verſchiedene Prinzen des königlichen Hauſes beſaßen. Ludwig XIV. gab ſie ſeinem Bruder Philipp, bei deſſen Nachkommen ſie bis zur Zeit der Revolution blieb.

Orleans (Jungfrau von), ſ. Jeanne d'Arc.

Orleans (Philippe, Herzog von), Regent von Frankreich, geboren 1674, Sohn Philipps, Herzogs von Orleans (des einzigen Bruders Ludwigs XIV. und des Stifters der noch blühenden Linie Bourbon-Orleans), und deſſen zweiter Gemahlin Charlotte Eliſabeth von der Pfalz, einer der geachtetſten Frauen in Frankreich. Als Regent (ſeit 1715 bis 1723) hat er, ungeachtet ſeiner Talente und Temperamentsgüte, durch ſeine Perſönlichkeit ſowohl, als durch ſeine Staatsverwaltung die Revolution vorbereitet. Das ſchamloſe Leben an ſeinem Hofe und der furchtbare Staatsbankerott, Syſtem genannt, ſind die erſte Wurzel der franzöſiſchen Revolution. Der Herzog von Orleans (ſo lange ſein Vater lebte, der 1701 ſtarb, Duc de Chartres genannt) vereinigte Witz und Beredſamkeit mit Anmuth und Liebenswürdigkeit. Bei großer Faſſungskraft und einem treuen Gedächtniſſe hatte er ſich ſpielend eine Menge Kenntniſſe erworben, ſo daß er leicht das Verworrenſte überſehen und den Hauptpunkt auffinden konnte. Von Heinrich IV., dem er ähnlich zu ſeyn wünſchte, beſaß er das einfache, gütige, fröhliche und zutrauliche Weſen, die Gabe Beleidigungen zu vergeſſen, und die Eigenſchaften eines Kriegers. Aber um ein großer Mann zu ſeyn, fehlten ihm Kraft und Seelen-

ſtärke. Dubois, ſein Lehrer (ſ. d. Art.), war ſein Verführer. „Es ward dem Abbé Dubois leicht,“ ſagt Marmontel in ſeiner Regence du Duc d'Orléans; Paris 1805, „aus ſeinem Zöglinge einen Wüſtling zu machen. Der Prinz lernte von ihm die Güte als eine Schwäche anſehen, die Tugend als eine Thorheit, die Religion als ein Hirngeſpinnſt, Rechtſchaffenheit als das Verdienſt der Einfältigen; die Kunſt zu lügen aber, und mit gegebenen Worten zu ſpielen, als die einzige Regierungskunſt. Dieſe hölliſche Lehre würde aus einem *energiſchen* Menſchen ein Ungeheuer gemacht haben; da ſie aber bei dem von Natur leichtſinnigen Prinzen weder den Muth noch die Spannkraft des Böſen fand, ſo machte ſie aus ihm nur einen Laſterhaften, der ſich ohne Scheu ſinnlichen Leidenſchaften hingab und der öffentlichen Meinung ſpottete, der das Geräuſch aufſuchte, um ſich zu betäuben, und mit verkehrter Geſchmacksluſt der ſchändlichſten Genußgier fröhnte, um den durch Ueberſättigung abgeſtumpften Nervenreiz immer wieder zu ſchärfen. Bei dieſer Denkart blieb der Prinz gut aus Schwäche, der Rache unfähig aus Schlaffheit; er liebte in ſeiner Größe nur die Leichtigkeit ganz nach ſeinem Gelüſte zu leben; er ſchenkte ſeine Gunſt Jedem, der ihn zu unterhalten wußte und war aus Freigebigkeit ein Verſchwender. Vorzüglich zeigte er durch ſein ſchimmerndes Beiſpiel und durch die lachende Verſpottung alles Ehrwürdigen, mehr als ein Andrer vor ihm, das Laſter in jener reizenden Geſtalt, die den leichtſinnigen Franzoſen ſo ſchnell verführt. — Bei den Talenten des Prinzen ward es dem Abbé Dubois leicht, vor dem Hofe glänzende Prüfungen mit ihm anzuſtellen. Durch dieſe Triumphe, die er ſeinem Zöglinge verſchaffte, und durch die Dienerinnen der Wolluſt, die er ihm des Nachts heimlich zuführte, erwarb er ſich ſeine Anhänglichkeit. Der Prinz ließ ſich daher leicht von ihm überreden, Ludwigs XIV. Wunſche gemäß, gegen den Willen ſeiner Mutter, Mlle. de Blois, die natürliche legitimirte Tochter des Königs zu heirathen, mit welcher er ſechs Töchter und einen Sohn zeugte. Der Vater des Prinzen, ein höchſt ausſchweifender Mann, ſtand zu ſehr unter fremdem Einfluſſe, als daß er hier eine Stimme gehabt hätte. Die Ehe war nicht glücklich; deſto nothwendiger machte ſich Dubois. Der Prinz vernachläſſigte ſeine Gemahlin, die weniger ſchön und geiſtvoll, als ſtolz und kalt war. Der ſtrenge Ton des Königs, welcher von ſeinen Verirrungen hörte, reizte ihn zum Aufſuchen geheimer Wollüſte. Hier trieb er unter Menſchen, die er *Roués* (Galgenſchwengel) nannte, und unter Buhldirnen, frechen Spott mit Allem, was Sitte heißt, und verlachte die Frömmigkeit des alten, der Sünde abgeſtorbnen Königs. Dennoch behandelte Ludwig ſeinen Neffen, an dem er die Eigenſchaften eines Helden erblickte, mit Schonung, und nannte ihn ziemlich treffend un fanfaron de crimes. Im J. 1692 machte der Prinz ſeinen erſten Feldzug unter dem Marſchalle von Luxemburg in den Niederlanden mit. Hier bemerkte Dubois, ſein Begleiter, daß den Prinzen auf dem Schlachtfelde von Steenkerke der Anblick der Verwundeten rührte, und rieth ihm, ſie auf ſeinem Wagen fortſchaffen zu laſſen. Man bewunderte nun ſeine Menſchlichkeit, und er verdankte ſein Verdienſt dem klugen Abbé. Im J. 1701 machte er ihn zu ſeinem Privatſecretär und unumſchränktem Verwalter ſeines Hausweſens. Im ſpaniſchen Erbfolgekriege erhielt der Herzog von Orleans 1706 ein Commando in Italien. Man hörte nicht auf ſeinen Rath, und Italien ging verloren. Der König ſtellte ihn darauf

an die Spitze eines Armeecorps in Spanien unter Berwick. Allein er glaubte, daß man ihn nicht gehörig unterſtützt habe, und fand ſich auch durch die Weigerung, ſeine Maitreſſe zur Hofdame der Königin zu ernennen, beleidigt. Als man nun in Spanien den Untergang des ſchwachen Philipps V. für wahrſcheinlich hielt, ſo willigte er ein, daß eine Partei auf dieſen Fall für ſeine Erhebung auf den ſpaniſchen Thron arbeiten ſollte. Allein der Plan wurde verrathen; die Unterhändler des Herzogs wurden verhaftet, und man berathſchlagte zu Verſailles, ob man ihm nicht ſelbſt den Prozeß machen müſſe. Seine Feinde beſchuldigten ihn, er habe Philipps V. Soldaten gegen ihren König zu den Waffen rufen wollen, und der Dauphin verlangte daher die Hinrichtung des Herzogs; auch Frau von Maintenon hielt ihn für ſchuldig. Der Kanzler aber, und der Sohn des Dauphins, der tugendhafte Herzog von Bourgogne, welcher den Herzog von Orleans wegen ſeiner natürlichen Anmuth und aus Dankbarkeit liebte, weil dieſer ſich einmal für ihn und Fenelon mit Wärme gegen ihre Feinde erklärt hatte, ſprachen ſo nachdrücklich für ihn, daß man ihm erlaubte, ſich zu rechtfertigen. Hierauf erklärte ihn der König gegen Philipp V. für unſchuldig. Alles ſey nur ein Spiel der Rache geweſen von der Maitreſſe des Herzogs, aus Verdruß, daß ſie nicht Hofdame geworden. Seit dieſer Zeit ward der Herzog unaufhörlich von Haß und Verläumdung verfolgt. Dadurch verlor er die letzte Achtung für Menſchen, welche ſchlecht handelten und doch für rechtliche Leute galten. Sein Lieblingsſtudium war Chemie. Er laborirte fleißig mit einem gewiſſen Homberg, und als ſeine Gemahlin einmal von einer Kolik befallen wurde, hieß es gleich, der Herzog habe ſie vergiften wollen. Sie genas wieder, und man ſchwieg. Als aber 1711 und 1712 der Dauphin, der Herzog von Bourgogne, deſſen Gemahlin und älteſter Sohn ſchnell hinter einander ſtarben, und nur ein Wundarzt ein bösartiges Faulfieber und die Rötheln als natürliche Urſachen ſo plötzlicher Todesurſachen anſah, wo die übrigen Aerzte Spuren von Vergiftung erkennen wollten, da klagte die öffentliche Stimme laut den Herzog, der mit Roués umgehe und Gifte koche, als den Mörder an. Selbſt Frau von Maintenon erklärte ſich in Gegenwart des Königs für dieſe Meinung. Nur zwei Glieder von der Familie des Dauphins blieben am Leben, der Herzog von Berry, der Schwiegerſohn des Herzogs von Orleans, und der ſchwächliche Herzog von Anjou, ein Kind, das nur durch Gegengift, wie zwei Hofdamen vorgaben, gerettet worden ſeyn ſollte. Am eifrigſten verbreitete der Herzog von Maine, Ludwigs natürlicher Sohn, das Gerücht von dieſer Vergiftung. Es ward allgemein geglaubt, und der Herzog kam in Gefahr, von dem Pöbel in Stücken zerriſſen zu werden. Da verlangte er von dem Könige, daß er ihn und ſeinen Chemiker in der Baſtille vernehmen laſſen ſollte. Dieſe Erniedrigung mißfiel dem Könige. Auf wiederholte Bitte des Herzogs willigte er zwar ein, daß Homberg in der Baſtille ſich einſtellen könnte, allein er nahm bald dieſe Erlaubniß zurück; denn er fand es eben ſo würdig als ſchicklich, des Herzogs Unſchuld ohne Unterſuchung anzuerkennen. Nicht ſo der Hof. Wo der Herzog hinkam, wich Jeder vor ihm zurück. Dieß kümmerte ihn jedoch wenig, und als Regent hatte er jede Beleidigung vergeſſen. — Jetzt ſtarb auch plötzlich der Herzog von Berry, und dießmal traf der Verdacht ſeine Gemahlin, die Tochter des Herzogs von Orleans. Ihrem wilden Charakter nach konnte ſie eine ſolche That begehen; man wußte, daß zwiſchen ihr

und ihrem Vater eine ſchändliche Vertraulichkeit herrſchte; Grund genug, um dieſen für den Mitſchuldigen zu halten. Doch machte der Vorfall wenig Eindruck. Der ſtumpfſinnige König mochte nichts wiſſen, und der Hof fürchtete die Rache des Herzogs, wenn er zur Gewalt kommen ſollte. Damals unterſchrieb Ludwig XIV. das Edikt, worin er dem Herzog von Maine und dem Grafen von Toulouſe, ſeinen natürlichen Söhnen, das Erbfolgerecht zuſicherte. Doch wollte er den Herzog von Orleans, dem als erſtem Prinzen von Geblüte die Regentſchaft gebührte, nicht ausſchließen, und ernannte deßhalb in ſeinem Teſtamente einen Regentſchaftsrath, in welchem der Regent zwar den Vorſitz führen, aber kein andres Vorrecht, als bei gleichen Stimmen die entſcheidende haben ſollte. Die Perſon des unmündigen Königs und ſein ganzer Hof- und Militärſtaat ſollten unter der Aufſicht des Herzogs von Maine ſtehen. Aber dieſes dem Parlamente unter eiſernen Riegeln übergebene Teſtament ward 24 Stunden nach dem Tode des Königs von demſelben Parlamente in Gegenwart des jungen Königs, der Prinzen und der Pairs auf den Antrag des Regenten für nichtig erklärt. Denn ſchon in der letzten Krankheit des Königs ward die Ehrfurcht der Höflinge für den Herzog immer reger, je mehr ſich der Tod Ludwigs XIV. näherte. Auch die Nation haßte den Herzog nicht mehr, und das Militär trat entſchieden auf ſeine Seite. Daſſelbe geſchah von dem Parlamente, den Herzögen und Pairs, die durch den, jenen Baſtarden ertheilten Vorzug beleidigt waren. Mehrere der angeſehenſten Männer, Voiſin, der Marſchall Villeroi, dem Ludwig XIV. die Erziehung ſeines Nachfolgers im Teſtamente zugeſichert hatte, und der Polizeiminiſter d'Argenſon boten dem Herzog insgeheim ihre Dienſte an. Für 1/2 Million Livres erklärte ſich der Herzog von Guiche im Namen des Garderegiments für ihn. Kurz alle Maßregeln waren genommen, um der Proteſtation des Herzogs von Orleans gegen die Gültigkeit des Teſtaments am Tage der Eröffnung (den 2ten September 1715) Nachdruck zu geben. Alſo wurde, nach kurzem Widerſpruche von Seiten des Herzogs von Maine, die dem Letztern übertragene Vormundſchaft für ungültig erklärt und dem Herzoge von Orleans die höchſte Gewalt zugeſichert. Hierauf verſprach der neue Regent, die Regierung nach einem Plane einzurichten, den er unter den Papieren des Herzogs von Bourgogne gefunden habe, und kehrte ſodann unter dem Jubel des Volks nach ſeinem Palaſte zurück. Den 12ten September ließ er den fünfjährigen Ludwig XV., zu deſſen Füßen die Gouvernante ſaß, ein Lit de Juſtice halten, wo der Kanzler Voiſin, der das Teſtament geſchrieben hatte, die Vernichtung deſſelben feierlich ausſprach. Einer der erſten Schritte ſeiner Regentſchaft war, daß er die Bürgerlichen (la roture) von allen obern Staatsämtern ausſchloß. Die Beſetzung der verſchiedenen Conſeils erfolgte nach perſönlichen Rückſichten; und bald erhob der Regent ſeinen alten Lehrer Dubois, den man nur den Abbé Friponneau (Schuftlein) nannte, ohne die Bitten ſeiner Mutter zu hören, zum Staatsrathe; doch ſagte er ihm vertraulich: „Aber ein bischen Rechtlichkeit, Abbé; ich bitte darum!" Dubois hatte bald Gelegenheit ſich verdient zu machen. Frankreich ſtand ſeit dem Utrechter Frieden allein in Europa. Die Handlungen des Regenten waren dem Könige von England verdächtig; die Holländer trauten dem franzöſiſchen Syſteme noch weniger, und näherten ſich daher dem öſterreichiſchen Hofe, welcher ebenfalls mit Frankreich in keinem guten Vernehmen ſtand; mit Spanien

endlich war der Regent in perſönlicher Feindſchaft. Nur eine Allianz mit England konnte ihn ſicher ſtellen, und nicht bloß dieſe vermittelte Dubois, ſondern auch den Beitritt der Generalſtaaten, wodurch die berühmte Tripelallianz im Haag (4ten Januar 1717) zu Stande kam, welche des ſpaniſchen Miniſters Alberoni Plane vereitelte, und die Politik des franzöſiſchen und ſpaniſchen Hauſes Bourbon gänzlich trennte. Als Dubois, der dafür zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten erhoben worden war, ſpäterhin eine Doppelheirath zwiſchen dem Könige Ludwig XV. mit einer Infantin, und dem Prinzen von Aſturien mit der Prinzeſſin von Chartres zu Stande brachte, ſagte der Herzog von Orleans: „Dubois iſt gewandt wie der Teufel; er kann durchſetzen was er will.“ Als aber dieſer Miniſter an den Folgen ſeiner Ausſchweifungen den Tod erwartete, und eben ein Gewitter am Himmel heraufzog, rief der Regent noch weit ſpaßhafter: „Das, hoffe ich, iſt Reiſewetter für meinen Kauz!“ — Daß unter ihm Law's Finanzſyſtem für Frankreich ſo verderblich wurde, ließ lag in der Art und Weiſe, wie man es ausführte, und in dem Leichtſinn des Regenten, der durch jenes Syſtem eine volle Goldgrube für ſeine Maitreſſen und Günſtlinge gefunden zu haben wähnte. Durch Herabſetzen des Metallwerthes ſuchte er vergebens, die Bankzettel und Staatspapiere in ihrem Nennwerthe zu erhalten; endlich erließ er (24ſten Februar 1720) das tyranniſche Geſetz, daß Niemand mehr als 500 Livres in Silber, weder gemünzt noch ungemünzt, bei Strafe von 10,000 Livres, bei ſich haben ſollte. So verſchwand mit einem Male Treue und Glaube, und der erſte Keim der in unſern Zeiten erfolgten Revolution war gelegt. Wie leichtſinnig der Regent bei dem Unglück, das er ſelbſt verſchuldet hatte, dachte, beweiſ't die Antwort, welche er damals dem abgedankten Prévôt des marchands Trudaine auf ſeine Klagen gab: „Sie ſind ein viel zu ehrlicher Mann für uns!“ — Uebrigens ließ der Regent, da er jede Anſtrengung ſcheute, die Miniſter machen was ſie wollten, daher die Politik ſeines Hofes immer ſchwankender wurde. Den legitimirten Söhnen Ludwigs XIV. ließ er ihr Recht zur Erbfolge, und den Vorzug, ſich Prinzen vom Geblüte zu nennen, abſprechen. Aus Rache wegen dieſes Gewaltſchritts verband ſich die Gemahlin des Herzogs von Maine mit dem ſpaniſchen Geſandten Cellamare (ſ. d. Art), um dem Regenten die Obergewalt zu entreißen; aber er verzieh ihr, weniger aus Großmuth als im Gefühle ſeines Unrechts. Doch mußten vier ihrer Mitverſchwornen auf dem Blutgerüſte ſterben. Der Präſident des Parlaments, de Mesmes, betheuerte dem Regenten ſeine Unſchuld an der Verſchwörung, allein der Prinz bewies ihm das Gegentheil durch einen Brief und verzieh ihm, weil er jetzt auf ſeinen unbedingten Gehorſam rechnen durfte. Sonſt wurde das Recht ſtreng und parteilos verwaltet. Ein Graf Horn ſollte wegen eines an einem Wechsler begangenen Mordes lebendig gerädert werden. Die Familie und die Hofleute ſtellten dem Regenten vor, der Graf ſey mit den vornehmſten Häuſern, ja ſelbſt mit ihm verwandt. „Meine Herren, erwiederte der Prinz, die Schande liegt im Verbrechen, nicht in der Beſtrafung, und was mich betrifft, ſo will ich die Schande mit ihnen theilen.“ — Endlich legte er die Regentſchaft am 15ten Februar 1723 in des jungen Königs Hände nieder, den er nach und nach auf eine gefällige Weiſe mit den Geſchäften bekannt gemacht hatte. Von nun an überließ er ſich ungeſtört den wildeſten Ausſchweifungen. Doch nahm er nach Dubois Tode die Stelle eines

Premierminiſters an; indeß verſtattete er ſeinen Günſtlingen (Roués) keinen Einfluß in die Geſchäfte; ſelbſt im wildeſten Taumel entfiel ihm nie ein Staatsgeheimniß. Schon faßte man von ihm gute Hoffnungen, als er in ſeinem funfzigſten Jahre, den 25ſten December 1723 am Schlagfluſſe, einer Folge ſeiner Unmäßigkeit, ſtarb. Ueber ſein Leben geben die Mémoires secrets et Correspondance inédite du Card. Dubois, par Mr. de Sevelinges (Paris, II Vols. 1815. 8.) vielen Aufſchluß; ſie berichtigen zugleich Manches, was in der Schrift: Le vie de Philippe d'Orléans, petit-fils de France etc., par Mr. L. M. D. M. Londres 1736. 2 Vols. (welche man dem Jeſuiten la Motte zuſchreibt) geſagt wird.

K.

Orleans (Louis Joſeph Philippe, Herzog von), Urenkel des Vorigen, und gleich ihm durch Ausſchweifungen berüchtigt, geboren zu St. Cloud den 13ten April 1747, hieß Herzog von Chartres bis 1787, wo ſein Vater, Ludwig Philipp von Orleans, ſtarb. Seine Mutter war Louiſe Henriette von Bourbon und Conti. Eine gemeine Natur, aufgedunſen von den Gelüſten einer verbrecheriſchen Zeit, ſchwamm dieſer Menſch, getragen von der Woge der Revolution, dem Strome nach, bis dieſer ihn verſchlang. In der Jugend war ſein Ruhm die höchſte Sittenloſigkeit. Er ſoll abſichtlich ſeinen Schwager, den Prinzen von Lamballe, Sohn des Herzogs von Penthievre, in ſeine Ausſchweifungen hineingezogen und zu Grunde gerichtet haben, um ſein Vermögen zu erben. Seine Gemahlin, Louiſe Marie Adelaide von Penthievre (geboren den 23ſten März 1753), glich an Tugend und Frömmigkeit ihrem Vater. Orleans machte ſie unglücklich. Sie wandte dagegen ihre ganze Sorgfalt auf die Bildung ihrer Söhne, die, wenn die jetzt regierende Linie Bourbon ausſtirbt, dem Throne die nächſten ſind. — Die Natur hatte viel für den Herzog von Orleans gethan, das Glück noch mehr, er war unermeßlich reich. Von mehr als mittler Manneslänge, gefiel er durch ſeine Geſtalt und angenehme Geſichtsbildung; aber ſeine Ausſchweifungen hatten ſein Geſicht mit bösartigen Pocken bedeckt. Er war geſchickt in körperlichen Uebungen; nicht ohne Verſtand, aber unwiſſend und leichtgläubig; ein gutmüthiger Schwächling ohne eignen Willen, außer wo ihn Leidenſchaften reizten. Nachdem er allen Sinnenkitzel bis zur Sättigung genoſſen, fand er in der Revolution neue Spannung für ſeine abgeſtumpften Nerven, und in der Befriedigung der Rache ein neues wollüſtiges Gefühl. — Sein öffentliches Leben war durchaus das Werk der Umſtände. Durch ſeine Geburt zur Stelle eines Großadmirals berufen, führte er im Jahre 1778 eine Abtheilung der Flotte gegen den Admiral Keppel in dem Treffen bei Queſſant, an. Aber ſeine Abtheilung ſtand im Hintertreffen, und man warf ihm Feigheit vor, ſo daß er, ſtatt Großadmiral zu werden, die Stelle eines Generaloberſten der Huſaren erhielt; Stoff genug zu Epigrammen! Seitdem fing er an Ludwig XVI. zu haſſen. Als er einige Jahre darauf in einem Luftballon aufſtieg, ſagten die Spötter: er habe alle Elemente zu Zeugen ſeiner Feigheit machen wollen. Indeß war er nicht ohne Ehrgeiz. Daher ſuchte und erhielt er die Stelle eines Großmeiſters aller Freimaurerlogen in Frankreich; daher trat er 1788, wo der Hof mit den Parlamenten in Streit gerieth, auf die Seite des Volks und widerſetzte ſich in der königlichen Sitzung vom 19ten November dem Könige; er ward deßwegen verwieſen, vom Volke aber verehrt. Denn er kaufte Korn auf, um es den Armen

wohlfeil oder unentgeltlich abzulaſſen. Er ließ im Winter 1788 und 89 Zimmer für die Armen heizen, ſie ſpeiſen, und Geld unter ſie vertheilen. Um dem Volke zu gefallen, war er perſönlich bei der Plünderung der Papiermanufaktur zu Reveillon zugegen, und ließ ſich vom Adel zu Crepy in Valois zum Mitgliede der erſten Nationalverſammlung ernennen. Bald trat er ganz auf die Seite des dritten Standes. Er nahm an geheimen Zuſammenkünften Theil, wo ihn liſtige Parteihäupter mit der Ausſicht kirrten, Generallieutenant des Königreichs zu werden. Hätte er Muth gehabt, ſo würde er an die Spitze des Volks getreten ſeyn. Kaum vermochte er den 12ten Juli 1789, wo er mitten unter den Volkshaufen im Palais royal trat, das Wort hervorzubringen: „Es gibt nur ein Mittel: greift zu den Waffen!“ Eiligſt zog er ſich in den Palaſt zurück. Seitdem brauchten ihn ſeine Anhänger nur für ihre Zwecke, doch ſchmeichelten ſie ſeiner Ehrſucht ſo lange, als es ihnen nöthig ſchien. Von ihnen verleitet beſtach er das Regiment der franzöſiſchen Garden. Er ließ Schmähſchriften gegen die Königin vertheilen, die er mit dem giftigſten Haſſe verfolgte; dafür trug der Pöbel ſeine Büſte im Triumphe durch die Stadt. Welchen Antheil er ſeitdem an allen Ausbrüchen des wilden Jacobinismus genommen, kann nicht mit Beſtimmtheit gezeigt werden, allein die Spur der Orleaniſchen Partei läuft deutlich genug durch die dunkelſten Windungen der Revolutionsgräuel hin. Doch hatte er nicht Kühnheit genug, raſch nach der Krone zu greifen. Daher gelang der Plan in der Nacht vom 5ten und 6ten October, als deſſen Haupturheber alle Ausſagen den Herzog einſtimmig bezeichneten, nur halb. Lafayette bedrohte ihn deßhalb mit gerichtlicher Unterſuchung, und der erſchrockne Orleans ging mit Erlaubniß des Königs nach England. Nach acht Monaten kam er zurück, leiſtete den Bürgereid und die Nationalverſammlung ſprach ihn von jeder Anklage frei. Bei der Flucht Ludwigs XVI. erklärte er, daß er auf die Regentſchaft, im Falle ſie ihm angetragen werden ſollte, Verzicht leiſte. Er beſchäftigte ſich damals mit Aufkäufen von Getreide und Zucker, daher verließen ihn die meiſten ſeiner Anhänger. Jetzt riethen die Miniſter zu einer Ausſöhnung mit Orleans. Er wurde zum Admiral von Frankreich ernannt, und der Miniſter Bertrand von Moleville leitete eine Unterredung ein, die der König mit Orleans hatte. Aber unglücklicher Weiſe wußten die Hofleute nichts von dieſer Annäherung. Sie behandelten daher, vom blinden Royalismus bethört, den Herzog, als er wenige Tage nachher (im Januar 1792) bei Hofe erſchien, mit der beleidigendſten Verachtung, ſo daß beim Hinabſteigen der Treppe auf den Herzog ſogar geſpuckt wurde. Dieß brachte Orleans in Wuth, und er trat als der unverſöhnlichſte Feind des Königs und der Königin zur Revolutionspartei. Der Hof ſchlug ihm daher ſein Geſuch ab, bei dem Heere unter Luckner zu dienen, worüber der Herzog bei der Nationalverſammlung Klage führte. Nun erfolgten die Schreckenstage vom 20ſten Juni und 10ten Auguſt 1792, an denen Orleans wohl Theil haben mochte, ob er gleich einſehen mußte, daß hier eine mächtigere Partei als die ſeinige ihn ſelbſt mit ſich fortriß. Er ward hierauf nebſt Marat, Robespierre und Danton, zum Deputirten von Paris bei dem Nationalconvente ernannt. Um dieſer Geſellſchaft würdig zu ſeyn, ließ er ſich den 15ten September 1792 von der Gemeine von Paris den Namen Egalité beilegen; auch erklärte er im December durch den Druck, daß er auf ſein Thronfolgerecht verzichte. Seine Verbindung mit den Maratiſten

aber machte ihn der Gironde verdächtig. Dieſe Faction gab vor, die Municipalität von Paris habe die Abſicht, den Herzog von Orleans auf den Thron zu ſetzen, und verlangte, als die Stadt Paris die Verurtheilung Ludwigs foderte, daß Philipp von Orleans und alle Bourbons aus der Republik verbannt werden mußten. Das Betragen des Herzogs in dem Prozeſſe des Königs, wo er mit herzloſer Kälte für die Hinrichtung ſeines Vetters ſtimmte, empörte ſelbſt einen Theil der Jacobiner, und erregte lautes Murren in der Verſammlung. Bei der Hinrichtung war er zugegen, und fuhr hierauf nach Raincy, um dieſen Tag durch eine Orgie zu feiern. Am darauf folgenden 9ten März beſuchten ihn Danton, Robespierre, Marat u. A., um Geld zu einer Volksbewegung, die ſie zu ſeinen Gunſten veranſtalten wollten, von ihm zu empfangen; allein Orleans hatte in dem entſcheidenden Augenblicke nicht den Muth auf das Rathhaus zu gehen, und ſeine Rolle auszuführen. Nun gab ihn ſelbſt Robespierre auf, und ließ ihn im April aus der Liſte der Jacobiner ſtreichen. Endlich traf ihn das Anklagedecret. Vergebens flehte er den Convent und ſeine ehemaligen Freunde um Theilnahme und Schonung an. Umſonſt berief er ſich auf ſein „Verdienſt, für den Tod des Königs geſtimmt zu haben!!“ Alle Parteien waren gegen ihn, jede machte der andern die Verbindung mit einem ſo verächtlichen Menſchen zum Vorwurfe. Er ward daher nebſt ſeiner Familie in die Gefängniſſe von Marſeille gebracht. Hier lebte er in ſolcher Völlerei, daß der Prinz von Conti den Convent ſchriftlich erſuchte, ihn von ſeinen Mitgefangenen zu trennen, deſſen Nähe ihn eine härtere Strafe dünke, als der Tod. Der Convent nahm auf dieſe Bitte keine Rückſicht. Als hierauf das Criminalgericht der Rhonemündungen den gefangenen Philipp Egalité für unſchuldig erklärte, verbot der Wohlfahrtsausſchuß deſſen Freilaſſung, und ließ ihn nach Paris bringen, wo er den 6ten November früh um 4 Uhr ſich vor dem Revolutionstribunale mit ziemlicher Ruhe und Gewandtheit vertheidigte. Man beſchuldigte ihn der Verſchwörung gegen die Sicherheit der Republik; aber ſeine Hauptverbrechen waren ſein Vermögen und ſein königliches Blut; weßhalb man ihn nach Abhörung eines einzigen Zeugen verurtheilte. Er hörte das Todesurtheil mit Standhaftigkeit an, und ſtarb denſelben Tag (den 6ten November 1793) um 5 Uhr; doch erblaßte er, als er dem Schaffotte ſich näherte. Unter Verwünſchungen rief das Volk ihm zu: Tu as voté la mort de ton cousin, comptant lui succéder, mais tu ne lui succéderas que dans la Guillotine. Seine beiden Söhne wurden im November 1796 von Marſeille nach Philadelphia gebracht. Seine den 22ſten Juli 1792 geſchiedene Gemahlin wurde im September 1795 in Freiheit geſetzt, erhielt aber erſt im J. 1797 den Genuß ihres Vermögens wieder. Nach dem 18ten Fructidor wurde ihre Deportation beſchloſſen; ſie begab ſich nach Spanien, wohin man ihr ein Jahrgeld von 100,000 Franken verabfolgen ließ. Nach der Reſtauration Ludwigs XVIII. kam ſie im Jahre 1814 wieder nach Paris und blieb durch Krankheit zurückgehalten daſelbſt, als Buonaparte ſich im März 1815 des Thrones von Frankreich zum zweiten Male bemächtigte. Ihr und des Obigen Sohn, der einzig noch lebende, iſt

Orleans (Louis Philippe, Herzog von), erſter Prinz von Geblüte, geboren den 6ten October 1773, erzogen von ſeiner trefflichen Mutter und von der Frau von Genlis, vor der Revolution Herzog von Chartres genannt. Er verließ Frankreich, nachdem ein

Verhaftsbefehl gegen ihn ergangen war, im Jahr 1795, und ging mit 100 Louisd'or, ſeiner ganzen Baarſchaft, von Mons aus in die Schweiz. Um ſeine Familie vor aller Verantwortlichkeit wegen ſeiner Emigration zu befreien, und ſich ſelbſt jeder Verfolgung zu entziehen, verbarg er ſich unter einem angenommenen Namen in einem einſamen Thale der hohen Alpen, fern von der Heerſtraße und beſuchten Gegenden. Er hatte ſeiner Schweſter das wenige ihm noch übrige Geld zurückgelaſſen; daher litt er vier Monate lang die größten Entbehrungen. Alle Sonn = und Feſttage gab er nicht mehr als etwa 8 Groſchen für ſich und ſeines alten Dieners, der ihn nicht verlaſſen wollte, Beköſtigung aus. Als er nur noch einen Louisd'or hatte, ſuchte und erhielt er die Profeſſur der Geometrie an einem Collegium in Graubünden. Hier blieb er ſechs Monate, ohne daß ihn jemand kannte, und erwarb ſich die Achtung ſeiner Mitlehrer in ſo hohem Grade, daß ein Herr von Salis, der ihn vorher als Herzog von Orleans hatte verfolgen müſſen, von der Geſchicklichkeit des jungen Profeſſors eingenommen, ihm die Stelle eines Hofmeiſters bei ſeinen Kindern antrug. Allein der Herzog lehnte dieß ab, und fuhr fort, in ſeinem Collegium die Geometrie zu lehren. Erſt nach Robespierre's Tode, als er nicht mehr wegen ſeiner Mutter und Geſchwiſter in Sorgen war, verließ er ſeinen Zufluchtsort, und entdeckte ſich einigen alten Freunden; doch lebte er noch eine Zeitlang in einer kleinen Schweizerſtadt einfach und unerkannt. Späterhin begab er ſich nach Hamburg, und war entſchloſſen nach Nordamerika zu gehn. In der Folge lebte er als Herzog von Orleans in England und zu Palermo in Sicilien. Hier vermählte er ſich den 25ſten November 1809 mit Amalie, König Ferdinands von Sicilien Tochter, die ihm zwei Söhne und fünf Töchter geboren hat. Nach der Reſtauration kam er mit ſeiner Familie von Palermo nach Paris. Bei Napoleons Einfall im März 1815 begab er ſich nach England, und lebte zu Twickenham. Er blieb daſelbſt, weil die Gunſt einer Partei in Frankreich zwiſchen ihm und den Prinzen des königlichen Hauſes eine Spannung veranlaßt hatte. Allein ſein durchaus tadelfreies Verhalten mußte ihm die Achtung des Königs ſichern, und er kehrte im J. 1816 nach Paris zurück, wo er im Palais Royal, oder auf ſeinem Landſitze Neuilly wohnt, und Generaloberſter der Huſaren, auch Großkreuz der Ehrenlegion (ſeit 1816) iſt. Seine Söhne haben die nächſte Ausſicht zum Throne, da der Herzog von Berry bis jetzt noch keine Söhne hat. K.

Orlow oder Orlof. In der ruſſiſchen Geſchichte ſind mehrere Männer dieſes Namens berühmt geworden. Die Familie Orlow gehört zu den altadelichen Geſchlechtern Rußlands. Ein gewiſſer Gregor Orlow war unter Peter I. Oberſtlieutenant der Strelitzen, und hinterließ fünf Söhne, unter denen wir des zweiten und dritten weitläuftiger erwähnen wollen. — Gregorej Orlow kam nebſt ſeinen beiden älteſten Brüdern in das Landcadettencorps. Von da trat er in ein Garderegiment zu Fuß, wurde aber bald Adjutant des Generalfeldzeugmeiſters Schuwalow. Er lebte mit ſeinen Brüdern ausſchweifend und verſchwenderiſch, und wußte ſich, als ſein Vermögen aufgezehrt war, durch Spiel und andere Kunſtgriffe zu helfen. Im ſiebenjährigen Kriege wurde er mit dem jun. Gefangnen gemachten Grafen Schwerin nach Petersburg geſchickt, und hier zufällig von der Großfürſtin Catharina geſehen, die eben in Poniatowski ihren Liebling verloren hatte. Der Anblick des ſchönen Mannes feſſelte ihn

Herz, und bald entſpann ſich ein Liebesverſtändniß. Die Nacht verbarg die geheimen Zuſammenkünfte bei Gregor, deren Folge eine Unpäßlichkeit war, von welcher Catharina erſt unter Peters III. Regierung wieder hergeſtellt wurde. Die Idee einer Thronrevolution, welche die Kaiſerin ihrem Günſtlinge mittheilte, wurde von dieſem mit Feuer ergriffen. Er zog ſeine Brüder ins Geheimniß, welche es hauptſächlich übernahmen, die Garden zu gewinnen. Gregor aber erhielt auf der Großfürſtin Empfehlung die Zahlmeiſterſtelle bei der Artillerie, und wurde dadurch in den Stand geſetzt, bedeutende Geldſummen für das Intereſſe der Kaiſerin anzuwenden. Als man ſich genöthigt ſah, die Revolution früher, als beſchloſſen, auszuführen, blieb Gregor, während ſein Bruder Alexis die Kaiſerin von Peterhof abholte, in der Stadt, ſpielte und trank die Nacht hindurch mit einem gewiſſen Perſiliew, der von Peter den Auftrag hatte, Catharinens Anhänger zu beobachten, und verließ ihn erſt gegen Morgen, als er nicht mehr ſchädlich werden konnte. Darauf ging er zu den Garden, fuhr dann der Kaiſerin entgegen, und kündigte ihr an, daß alles bereit ſey. Die Revolution hatte den erwünſchten Erfolg. Orlow wurde ungeſäumt dem ganzen Hofe als erklärter Liebling feierlich vorgeſtellt. Bei der Cour im Sommergartenpalais ſaß er neben dem Throne, und gleich darauf bezog er eine Wohnung im Winterpalais, ganz in der Nähe der neuen Monarchin. Dies geſchah noch bei Peters Lebzeiten. Nach des Kaiſers Tode empfing er den Kammerherrnſchlüſſel und den Alexander-Newskyorden. Die Grafenwürde für ihn und ſeine Brüder, und höhere Ehrenſtellen folgten bald nach. Endlich wurde er Generalfeldzeugmeiſter, Ritter des blauen Bandes von Rußland, ſo wie verſchiedner fremder Orden, und Reichsfürſt. Er war lange der Einzige, der das Portrait ſeiner Monarchin im Knopfloche tragen durfte. Dabei waren ſeine Reichthümer ungeheuer. Seiner Macht fehlte nichts als der kaiſerliche Titel, und auch dieſen würde er mit Catharinens Hand empfangen haben, wenn nicht die Grafen Beſtuſchew, Woronzow und Panin entgegengewirkt hätten. Orlows rohes und rückſichtsloſes Betragen war nicht geeignet, die Kaiſerin dauernd zu feſſeln. Ihre Zuneigung erkaltete und ſeine Nähe fing ihr an läſtig zu werden. Catharina überredete ihn daher, als 1771 die Peſt 150,000 Menſchen in Moskau hinraffte, perſönlich Anſtalten gegen das Uebel zu treffen, und ſich dadurch den Dank der Nation zu erwerben. Orlow ging dahin, und wurde bei ſeiner Rückkehr mit ſcheinbarer Freude empfangen. Ein marmorner Triumphbogen und eine Medaille, auf welcher er, ein zweiter Curtius, ſich in den Pfuhl ſtürzt, verherrlichten das Andenken ſeines Verdienſtes. Ihn jedoch aufs Neue zu entfernen, überredete ihn die Kaiſerin, nach Fockſchani in der Wallachei zu gehen, wo ein Congreß zur Beendigung des Türkenkriegs eröffnet werden ſollte. Orlow erſchien hier mit einer kaiſerlichen Pracht, benahm ſich aber mit einer ſo empörenden Anmaßung gegen die Türken, daß der Zweck durchaus verfehlt wurde. Noch in Fockſchani erfuhr er, daß die Kaiſerin ſich einen neuen Günſtling gewählt habe. Wüthend machte er ſich ſogleich auf den Weg nach Petersburg, bekam aber unterwegs die Weiſung, ſich einſtweilen auf ſein Schloß Gatſchina zu begeben. Ein Vierteljahr lebte er hier unter unaufhörlichen Ausbrüchen ſeines gereizten Charakters, ohne daß es der Kaiſerin gelang, ihn durch Unterhandlungen zur Ruhe zu bringen. Eben ſo fruchtlos waren Drohungen. Die Kaiſerin, die nicht ohne Furcht vor ſeiner Rache war, ſchrieb endlich

ſelbſt an ihn, überſchickte ihm das Fürſtendiplom, nannte ihn Durchlaucht, und bat ihn, eines ihrer Luſtſchlöſſer zu ſeinem Aufenthalte zu wählen. Orlow ging nach Sarskoe-Selo, und lebte hier mit der Pracht eines Kaiſers. Aber im December 1772 überraſchte er Catharinen in Petersburg. Beide ſöhnten ſich mit einander aus. Orlow blieb den Winter über in Petersburg, und trat in ſeine vorigen Verhältniſſe zurück. Die Kaiſerin machte ihm unter andern den prächtigen Marmorpalaſt zum Geſchenke. Fürſt Orlow ſchenkte ihr dagegen den berühmten großen Brillanten, und ließ auf ſeine Koſten das Arſenal in Petersburg bauen. Dennoch wurde er nicht ruhig, und kam plötzlich auf den Einfall, ſich in Reval niederzulaſſen. Von hier ging er auf Reiſen, beſuchte Frankreich, kehrte aber bald nach Petersburg zurück. Hier fand er Potemkin in der Gunſt der Kaiſerin, begab ſich nach Moskau und beſuchte nur von Zeit zu Zeit den Hof. Endlich heirathete er in Petersburg und fand ſich in der Ruhe des Privatlebens glücklich, ging mit ſeiner Gemahlin auf Reiſen, hatte aber das Unglück, ſie ſehr bald zu verlieren. Nach ihrem Tode kam er 1782 nach Petersburg zurück, und ſogleich ergriff ihn auch die vorige Unruhe wieder. Seine Rückſichtsloſigkeit hatte ihm viele Feinde gemacht. Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß er auf ihre Veranſtaltung ein verzehrendes Gift bekommen hatte, welches ſeine Wirkungen dadurch äußerte, daß es anfänglich periodiſche Anfälle von Wahnſinn hervorbrachte, und endlich im April 1783 ſeinem Leben unter den ſchrecklichſten Qualen eines ſchuldbewußten Gewiſſens ein Ende machte. Unter Catharinens Lieblingen war Orlow der ſchönſte. Er hatte mehr Verſtand als Kenntniſſe, war mehr leichtſinnig als boshaft, mehr verſchwenderiſch als gutthätig, dabei entſchloſſen und muthig, und bewies in den letzten Lebensjahren die ſtrengſte Rechtſchaffenheit. Seine Ehe war kinderlos. — Alexis Orlow, der dritte Bruder, genoß mit den beiden ältern gleiche Erziehung und trat ebenfalls als Unteroffizier unter die Garde. Bei der Revolution im Jahre 1762 bewies er von allen ſeinen Brüdern vielleicht die meiſte Kühnheit. Als die Verſchwornen in der Nacht vor dem entſcheidenden Tage die Rollen unter ſich vertheilten, erhielt Alexis den Auftrag, mit dem Sergeanten Bibikow die Kaiſerin von Peterhof abzuholen. Dem gemäß eilte er zur beſtimmten Zeit hin, ließ die Kaiſerin ein ſchlechtes Fuhrwerk beſteigen und nahm ſelbſt als Kutſcher die Zügel. Sobald ſie im Quartiere der ismailowſche Garde angekommen waren, begann die Revolution. Nachdem man ſich der ſämmtlichen Garden verſichert hatte, fuhr die Kaiſerin in demſelben Wagen nach der kaſanſchen Kirche. Alexis ſchwang ſich auf ein Pferd, ritt voran, und als die Kaiſerin bei der Kirche ankam, rief er ſie daſelbſt zur Monarchin von Rußland aus. Peters III. Tod wurde beſchloſſen; Alexis ritt mit einigen Andern nach Ropſcha, um ihn zu beſchleunigen. Er überbrachte die Nachricht davon der Kaiſerin. Jetzt wurde er für ſeine Dienſte reichlich belohnt; aber Catharinens glänzender Hof gab ſeinem Ehrgeize keine Befriedigung. Der erſte Türkenkrieg bot ihm Gelegenheit dar, ſich Ruhm zu erwerben. Orlow war Generallieutenant, Generaladjutant der Kaiſerin, Lieutenant der Chevaliergarde, Oberſtlieutenant der Garde Preobratſchensky, und Ritter der ruſſiſchen Orden; er konnte folglich keine ſubalterne Rolle übernehmen, zum Oberbefehle über eine Landarmee aber fehlten ihm Kenntniß und Erfahrung. Er übergab der Kaiſerin den Operationsplan einer Flotte in den Gewäſſern des Archipelagus.

Der Plan wurde genehmigt, und Alexis Orlow 1768 zum General-Admiral der ganzen ruſſiſchen Flotte im Archipelagus mit unumſchränkter Vollmacht ernannt. Die Hauptunternehmung dieſer prächtigen Rüſtung war der Angriff auf die türkiſche Flotte bei Tſcheſme und ihre Verbrennung, wofür er den Beinamen Tſcheſmenskoy (der Tſcheſmier) erhielt. Orlow war noch bei der Flotte, als ſein Bruder die Gunſt der Kaiſerin verlor. Letztre, die ſeinen unternehmenden Geiſt kannte, ſchickte ihm den Befehl, nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß die Flotte zu verlaſſen. Orlow beſuchte Italien; damals täuſchte er zu Livorno die hülfsbedürftige, aber gewiß nicht gefährliche Tochter der Eliſabeth, und ließ ſie zu ihrem Tode nach Rußland führen. Als er nach Verlauf einiger Jahre nach Petersburg zurückkam, ward ihm der glänzendſte Empfang zu Theil. Alle Künſte mußten wetteifern, ſeine Siege zu verkündigen und zu verewigen. In Sarskoe-Selo wurde ihm eins der ſchönſten und koſtbarſten Monumente errichtet. Ueberdies verlieh ihm die Kaiſerin unermeßliche Reichthümer. Dennoch gefiel ſich Orlow am Hofe nicht, und ging nach Moskau. Er war damals General en Chef. Als ſein Bruder Gregor ſtarb, gab die Kaiſerin ihr Portrait, das derſelbe getragen hatte, dem Grafen Alexis; ein Ehrenzeichen, welches damals nur Potemkin trug. Im Sommer 1791 kam er nach Petersburg, und wohnte dem Thronbeſteigungsfeſte in Peterhof bei. Seitdem blieb er in Moskau, bis Paul I. den Thron beſtieg. Dieſer beſchied ihn nach Petersburg, und nahm dadurch Rache an ihm, daß er ihn zwang, bei der feierlichen Abholung der Leiche Peters III. aus dem Alexander-Newsky-Kloſter, von dort bis an das kaiſerliche Winterpalais, und von da bis in die Feſtung vor dem Sarge herzugehen und die Kaiſerkrone zu tragen. Gleich darauf mußte er wieder abreiſen, durfte auch nicht in Moskau bleiben, als der neue Monarch ſich dort krönen ließ. Nur mit Mühe erhielt er die Erlaubniß zu reiſen, und ging nach Deutſchland. Erſt nach Pauls Tode kehrte er nach Rußland zurück, und ſtarb zu Moskau im Januar 1808. Er war verheirathet und hinterließ eine Tochter und einen natürlichen aber legitimirten Sohn, dem er ſeinen Beinamen Tſcheſmenskoy gab.

Orlogſchiff, ſo viel wie **Kriegsſchiff**.

Ormus, eine kleine zu der Provinz Kerman des eigentlichen Perſiſchen Reichs gehörige Inſel, am Eingange des perſiſchen Meerbuſens. Auf derſelben lag die Stadt und Feſtung Ormus mit einem guten Hafen. Die Portugieſen nahmen ſie 1507 in Beſitz, und trieben von dort aus einen für ſie ſehr einträglichen, den Perſern aber beſchwerlichen Handel, bis Schah Abbas ſie mit Hülfe engliſcher Kauffahrteiſchiffe 1622 vertrieb. Seitdem iſt Ormus ein Steinhaufen; der Handel aber zog ſich nach dem benachbarten Bender Abaſſi. Die Inſel hat an allen Bedürfniſſen, ſelbſt an gutem Waſſer Mangel. Letztres muß von der benachbarten Inſel Kiſchmiſch geholt werden. In neuern Zeiten haben ſich Araber hier angeſiedelt, und die Inſel ſteht unter der Herrſchaft eines arabiſchen Scheikhs.

Ormuzd, ſ. **Ahriman**.

Ornithologie, die Naturgeſchichte der Vögel. S. **Vögel**.

Orographie, **Gebirgsbeſchreibung**, heißt derjenige Theil der phyſikaliſchen **Erdbeſchreibung**, welcher von den Bergen und Gebirgen handelt. Sie iſt nicht zu verwechſeln mit der Orologie oder Geognoſie (der Lehre von den **Gebirgsarten**, **Gebirgskunde**). Sie liefert 1. eine allgemeine Erklärung und Ein-

theilung der Gebirge (ſ. d. Art. Berge), und da faſt alle Gebirge mit einander in Verbindung ſtehen, ſo handelt ſie 2. von dem Zuſammenhange der Gebirge. — Betrachtet man nun die Berge und Gebirge einzeln, ſo hat man zu berückſichtigen 3. ihre Höhe und endlich 4. die Beſonderheiten der einzelnen Berge und Gebirge. dd.

Oronoco oder Orinoco, einer der größten ſüdamerikaniſchen Ströme, welcher beſonders die Generalcapitainetie Carracas durchfließet. Sein öſtlicher Hauptarm kommt aus dem großen Sumpfe oder See Parima und wendet ſich anfangs gegen Weſten. Er hat aber auch noch einen andern Hauptarm, der unter dem 5° der nördlichen Breite im Gebirge Ibirinoko entſpringt. Nach dem Einfluſſe des Guaviare verändert er ſeinen weſtlichen Lauf, und ſtrömt zuletzt in einem großen Halbbogen, und nach einem Laufe von 370 Meilen, durch viele Mündungen, der Inſel Trinidad gegenüber, in das atlantiſche Meer. Gewöhnlich fließt er 3/4 Meilen breit, hat mehrere Untiefen und große Waſſerfälle, und bei ſeinem Ausfluſſe viele Inſeln, Sandbänke und Klippen, welche die Schifffahrt ſehr gefährlich machen. Er ſtrömt ſehr ſchnell, und wächſt regelmäßig vom April bis September. Während der Regenzeit richtet er große Ueberſchwemmungen an, ſo daß er nicht ſelten eine Breite von 25 Meilen hat, 500 Fuß tief iſt, und ſo langſam fließt, daß man auf einem großen See zu fahren glaubt. Sein heftiges Ausſtrömen zum Ocean zur Zeit der Ebbe empfinden die Schiffer auf 60 Meilen in offner See. Von manchen wird er auch Paria, von dem öſtlichen Diſtricte Paria in Neu-Andaluſien, an welchem er hinfließt, genannt. Zu ſeinen vorzüglichſten Nebenflüſſen gehören, außer dem Guaviare, der Meta, Apure und Caroni. Ein Arm des Orinoco, der Caſſiaquari, ergießt ſich in den Rio Negro, wodurch der Orinoco mit dem Amazonenfluſſe in Verbindung ſteht, und wodurch beide Flüſſe eine ſehr große Binneninſel bilden, welche Guiana und einen Theil von Braſilien in ſich faßt.

Oroſius Paulus, von Geburt ein Spanier, Freund des Auguſtinus, ſchrieb (um 417 nach Chr.), außer mehreren theologiſchen Schriften z. B. gegen die Pelagianer, ein hiſtoriſches Werk in ſieben Büchern, worin er zugleich den Vorwurf der Gegner des Chriſtenthums zu widerlegen ſuchte, als ſey dieſes an dem Unglücke des römiſchen Reichs Schuld. Havercamp hat daſſelbe herausgegeben, Leyden 1738. 4.

Orpheus, ein weiſſagender Barde der Griechen, (etwa 40 Jahre vor dem trojaniſchen Kriege) nach der gewöhnlichen Sage der Sohn der Muſe Kalliope und des thraziſchen Stromgotts Oeagrus, nach Andern des Apoll. Sammt dem Thamyris und Hercules war er von dem jüngern Linus unterrichtet worden. Sein ſüßer Geſang und ſeine ſiebenſaitige Leier zog ihm, wie die Sage erzählt, Felſen und Bäume nach, bezähmte die wildeſten Thiere der Bergwälder und bändigte Ungewitter und Meerſtürme. Dichter nennen ihn König von Thrazien, die Geſchichtſchreiber ſchweigen davon. Die unter ſeinem Namen noch vorhandene, unſtreitig aber ſpätere, Argonautik nennt ihn Beherrſcher der heerdenreichen Ciconen. Dorthin ſetzt auch Ovid die Hochzeitfeier deſſelben mit Eurydice oder Agriope. (S. Eurydice.) Nach dem Verluſte der geliebten Gattin ſchweifte er troſtlos umher. Als er einſt von ſeinem Irren heimkehrte, wurden die ciconiſchen Weiber, die durch ſein Uebermaß von ehelicher Zärtlichkeit ſich verſchmäht fühlten, bei einer ſchwärmenden Bacchusfeier ſo er-

bittert, daß ſie den unbezwingbaren Jüngling in der Wuth zerriſſen. In der Argonautik hingegen hat Orpheus ſchon ein ehrwürdiges Alter, als er mit den Argonauten den Zug nach Colchis machte. Früher beſuchte er mehrere andre Länder, vornehmlich Aegypten. Mit Kenntniſſen bereichert, kehrte er von dort zurück, und wurde der Stifter der Myſterien in Griechenland, vermehrte und berichtigte die Götterlehre, und führte eine beſondre, die Reinheit befördernde (Orphiſche) Lebensweiſe ein. Von ſeinen Werken ſprechen durchgängig die Alten, und Jamblich bezeugt, daß er ſich des doriſchen Dialects bedient habe. Dennoch bleibt es glaublicher, daß Orpheus nicht eigentlich geſchrieben, ſondern ſeine Ideen, Lehren und Fabeln, in Form von Gedichten verfaßt, nur durch Ueberlieferung fortgepflanzt worden ſind. Sehr früh ſchon waren Gedichte vom Orpheus in Griechenland im Umlauf, und wenn ſie auch untergeſchoben waren, ſo beweiſt es doch im Allgemeinen den alten Glauben an Orphiſche Gedichte, der ſich am Ende wohl auf Wahrheit ſtützen mußte. Man zweifelte aber auch ſchon in alten Zeiten an der Echtheit der vorhandenen Orphiſchen Werke, und wahrſcheinlich war ſchon zu Ariſtoteles Zeiten keins derſelben ganz echt, vielleicht aber enthielten ſie Bruchſtücke alter Orphiſcher Lehre. Wir beſitzen unter des Orpheus Namen noch eine Argonautik (herausgegeben von Schneider, Jena 1803; deutſch von Voß, 1806), Hymnen oder Weihungslieder, ein Werk von den Kräften der Steine, wahrſcheinlich aus dem vierten Jahrhunderte nach Chr. (herausgegeben von Tyrwhitt, London 1781 8.) und mehrere Fragmente. Die beſte Ausgabe der Werke iſt von Hermann, Leipzig 1805 8.

Orphika, 1. Gedichte, welche dem Orpheus beigelegt werden; 2. ein von Röllig in Berlin erfundenes Saiteninſtrument mit einer kleinen Claviatur, welches auf dem Schooße liegend oder an ein Band gehängt, wie eine Guitarre geſpielt werden kann. Die Saiten werden durch Hämmer berührt, welche in einem unter dem Wirbelſtocke angebrachten Käſtchen liegen, der obere Theil des Käſtchens bildet den Reſonanzboden, worauf der Steg angebracht iſt. (Eine Beſchreibung iſt davon erſchienen, Wien 1810 8.)

Orrery (Planetarium) iſt eine Maſchine, welche durch Räderwerk die Bewegungen der Planeten und alle Erſcheinungen unſers Sonnenſyſtems darſtellt. Der engliſche Phyſiker Deſaguliers gab dieſen Maſchinen zuerſt jenen Namen, weil Lord Orrery die erſte in England fertigen ließ und ſie in Aufnahme brachte. Man hat Orrerys von 13 bis 1000 Pfund Sterling an Werth. Zum anſchaulichen Unterrichte in den Anfangsgründen der Aſtronomie ſind ſie ein treffliches Hülfsmittel.

Orſini, eins der berühmteſten und älteſten Fürſtenhäuſer Italiens, welches vormals in Umbrien ſehr bedeutende Herrſchaften beſaß. Als älteſter bekannter Stammvater wird Johann Cajetan genannt, deſſen Nachkomme, Matthäus Rubens, drei Söhne hatte, welche drei Linien geſtiftet haben, von denen nur die letzte, Orſini-Gravina, noch vorhanden iſt, welche von Napoleon Orſini, dem jüngſten Sohne des Matthäus, herſtammt. Franz Orſini, von dem gedachten Napoleon abſtammend, wurde im Jahr 1417 zum erſten Grafen von Gravina, einer Stadt in der neapolitaniſchen Landſchaft Baci, ernannt. Sein Sohn, Jacob, erlangte den herzoglichen Titel. Der elfte Herzog nach ihm, Peter Franz, trat im Jahre 1667 das Herzogthum Gravina an ſeinen Bruder

Dominicus ab, und wurde im Jahre 1724 unter dem Namen Benedict XIII. zum Papſte erwählt. Er regierte bis 1730, da abermals ein Orſini unter dem Namen Clemens XII. die dreifache Krone erhielt. Dieſer erhob den Bruderssohn Benedicts XIII., Fürſten Beroald Orſini, zum Fürſten des päpſtlichen Stuhls, nachdem Kaiſer Carl VI. ihm bereits im Jahre 1724 die deutſche Reichsfürſtenwürde ertheilt hatte. Der Wohnſitz der Familie iſt meiſtentheils in Neapel, und es ſtammt von ihr auch das fürſtlich-reichsgräfliche Haus Roſenberg in Deutſchland her, welches dem Namen Orſini ſeinen eigentlichen Namen Roſenberg vorſetzt. Das Geſchlecht der Orſini hat eine beträchtliche Reihe berühmter Staatsmänner und Feldherrn aufzuweiſen; mehrere derſelben glänzten in der Geſchichte Venedigs, wo ſeine Mitglieder unter die des güldnen Buches fähigen Edeln gezählt wurden. Doch hatte es auch große Unglücksfälle mit andern berühmten Geſchlechtern Italiens gemein. Zu letztern gehört beſonders das Schickſal Ludwig Orſini's im Jahre 1583, welches nicht nur in Italien, ſondern in ganz Europa großes Aufſehen erregte. Sixtus V. hatte, um ſeinem Hauſe einigen Glanz zu verſchaffen, ſchon als Cardinal ſeiner Schweſter Sohn an Kindes Statt angenommen, und ihm ſeinen eignen Familiennamen, Peretti, beigelegt. Er vermählte ihn mit Victoria Accoramboni, deren Schönheit und Geiſt in Rom eine Menge Verehrer fanden. Allein Marcellus Orſini ließ ihren Gemahl durch Meuchelmörder erſchießen. Sie vermählte ſich bald darauf mit Paul Giordano Orſini. Die ganze Stadt murrte, Victoria wurde in der Engelsburg verhaftet, aber als unſchuldig bald wieder entlaſſen. Als nun Sixtus V. den päpſtlichen Stuhl beſtieg, wich der neue Gemahl der ſchönen Victoria dem ihm drohenden Ungewitter aus, und zog mit ſeiner Gattin nach Salo am Lago di Garda, woſelbſt er bald an einem hitzigen Fieber ſtarb. Seine Wittwe begab ſich mit den von ihm ererbten Reichthümern nach Padua unter den Schutz der Republik Venedig. Hier wurde ſie eines Morgens in dem Palaſte Cavalli, den ſie bewohnte, mit ihrem jüngern Bruder todt gefunden. Es war eine Bande vermummter Banditen in den Palaſt gedrungen, und hatte die Unthat an ihnen verübt. Ein aufgefangener Brief nannte Ludwig Orſini als den Thäter. Der Senat ſandte den Staatsinquiſitor Bragadino zur Unterſuchung des Verbrechens nach Padua. Ludwig Orſini verließ ſich auf den Adel ſeines Hauſes, hatte funfzig der entſchloſſenſten Edelleute bei ſich, und verſchanzte ſich in dem Palaſte Barbarigo. Der Staatsinquiſitor mußte den Palaſt förmlich belagern, und Ludwig ſah ſich, nachdem der Vortheil deſſelben durch die Kanonen gänzlich zerſtört worden war, zur Uebergabe genöthigt, worauf ihn der Staatsinquiſitor am folgenden Morgen mit einem ſeidenen Stricke endroſſeln ließ. Der Graf Paganelli, welcher der Accoramboni den Dolch in die Bruſt geſtoßen, und denſelben ſo lange umgedreht hatte, bis ſie todt war, mußte auf gleiche Weiſe ſein Verbrechen büßen. DH.

Orthodoxie, orthodox wird derjenige genannt, der ſich in Hinſicht der religiöſen Ueberzeugung ſtreng an den Lehrbegriff ſeiner Kirche hält. Der Begriff der Orthodoxie oder Rechtgläubigkeit iſt in den proteſtantiſchen Kirchen, bei dem Schwanken, in dem ſich die Meinung von der Autorität der ſymboliſchen Bücher als kirchlicher Glaubensnorm befindet, jetzt noch mehr relativ, als er es ſonſt war, und in der katholiſchen Kirche jemals werden kann.

Die Billigſten und Liberalſten laſſen ſchon den für orthodox gelten, der nichts den erweislichen Lehren der heiligen Schrift Widerſprechendes glaubt und lehrt. Vergl. d. Art. Heterodox. E.

Orthographie, ſ. Rechtſchreibung.

Ortsbeſtimmung, Beſtimmung der geographiſchen Länge und Breite (ſ. d. Art.) eines Orts.

Orville (Jacob Philipp d'), ein berühmter Philolog, 1696 zu Amſterdam geboren, wohin ſich ſeine Familie aus Frankreich begeben hatte. Er bereiſete mehrere Länder von Europa, um die Bibliotheken und Kunſtſammlungen zu ſehen und Verbindungen mit Gelehrten anzuknüpfen. Nach ſeiner Rückkehr wurde er 1736 zum Profeſſor der Geſchichte, der Beredſamkeit und griechiſchen Sprache zu Amſterdam ernannt. Dieſem Amte ſtand er mit großem Ruhme bis 1742 vor, wo er es niederlegte, um ſich ganz dem Studium und literariſchen Arbeiten zu widmen. Unter dieſen Beſchäftigungen lebte er meiſtens auf ſeinem Landgute zu Harlem bis an ſeinen Tod, der 1751 zu Amſterdam erfolgte. In der Kritik und Geſchichte hat er ſich große Verdienſte erworben, und es erſchien nicht leicht eine vorzügliche Ausgabe eines Claſſikers, woran er nicht einen anſehnlichen Antheil gehabt hätte. Man verdankt ihm die erſte Ausgabe des Romans vom Chariton, den er mit einem reichhaltigen philologiſchen Commentar begleitete (wieder neu gedruckt Leipzig 1783). In Verbindung mit Burmann ſetzte er die von einigen gelehrten Engländern angefangenen vermiſchten Anmerkungen über die Alten (Miscellaneae observationes in auctores veteres et recentiores, 10 Bände) fort, zu denen er ſpäter allein noch vier Bände hinzufügte. Gegen Pauw ſchrieb er eine gelehrte Streitſchrift, auch gab er ſeines gelehrten Bruders Gedichte mit den ſeinigen vermehrt, unter dem Titel heraus: Petri d'Orville ICti poëmata. Seine Reiſebeſchreibung von Sicilien, worin er viele alte Denkmäler erläuterte, erſchien nach ſeinem Tode: Sicula, quibus Siciliae veteris rudera additis antiquitatum tabulis illustrantur, ed. P. Burmannus Sec. 2 Bände, Fol. 1764.

Oryktognoſie, ein Theil der Mineralogie. (S. dieſen Art.)

Oryktologie, die Lehre von den Gebirgsarten, d. h. von dem Geſtein, woraus ein Gebirg beſteht. Man unterſcheidet die Gebirgsarten in mineralogiſch einfache und gemengte. Die erſtern, die in ihrem ganzen Gefüge eine Gleichartigkeit der Theile zeigen, ſind entweder ſchiefrig, wie beim Thonſchiefer, oder körnig, wie bei dem meiſten Urkalkſtein, oder dicht, wie beim Serpentin. Die letztern, die aus meiſt ſichtlichen Theilen einfacher Gebirgsarten beſtehn, ſind nach ihrem Gefüge entweder körnig (vom mikroſkopiſchen Korne bis zu ellenlangen kryſtalliniſchen Gemengtheilen), oder ſchiefrig, mit platten- oder lagenartig über einander geſchichteten Gemengtheilen, wie der Gneis, Glimmerſchiefer u. ſ. w. (doch ſo, daß die über einander befindlichen Lagen eine größere Ausdehnung in die Länge und Breite, als in die Dicke haben); oder flaſerig, wenn die Lagen nicht gleich ſtark bleiben, ſondern oft abſetzen und dann in der Mitte dicker als am Rande ſind, wo ſie ſcharf zulaufen und ſo gleichſam linſenförmig aufliegen, wie mancher Gneis; oder porphyrartig mit einzeln zerſtreut eingewachſenen Gemengtheilen, wobei aber das Korn der Gemengtheile nie ſo fein wie beim eigentlichen Porphyr iſt, wie der Grünſteinporphyr u. ſ. w.; oder endlich mandelſteinartig, wo das völlig oder länglich runde Korn den Unterſchied macht, wie der Mandelſtein ſelbſt. Außerdem

unterſcheidet man noch die zuſammengekitteten Gebirgsarten, bei welchen die Gemengtheile von verſchiedener Art und Größe durch ein Bindungsmittel gleichſam zuſammengeleimt ſind, wie die Breccien oder Conglomerate, der Puddingſtein und die Nagelflühe.

Oſcilliren, Oſcillation, ſo viel wie ſchwingen, Schwingung. S. dieſen Art.

Oeſer (Adam Friedrich). Dieſer verdienſtvolle Künſtler war den 18ten Februar 1717 zu Preßburg in Ungarn von evangeliſchen Aeltern ſächſiſcher Nation geboren, und widmete ſich aus Neigung frühzeitig den bildenden Künſten. Sieben Jahre genoß er den Zeichenunterricht auf der Akademie zu Wien, und gewann in einem Alter von achtzehn Jahren durch ſein Brandopfer Abrahams die goldene Prämie. Von Raphael Donner erhielt er Unterricht im Boſſiren; ſo wie er auch ſeine Kenntniß des Coſtums und der Antike dieſem gelehrten Bildhauer verdankte. Indeß entſchied er ſich ſchon damals vorzüglich für die Malerei, und ging 1739 nach Dresden, wo ſich um dieſelbe Zeit Dietrich und Mengs ausgebildet hatten. Späterhin ward dort Winkelmann ſein vertrauter Freund. Oeſer war es, der Winkelmanns erſte Schritte bei ſeinem Studium der alten Kunſt leitete. Er ſelbſt machte indeſſen immer größere Fortſchritte, namentlich in der Frescomalerei durch die Bekanntſchaft mit Ludwig Sylveſtre. Einem Rufe nach Petersburg zu folgen (1744) wurde er durch den Tod der Kaiſerin Anna zurückgehalten. Während des ſiebenjährigen Kriegs hielt er ſich meiſtens zu Dahlen bei dem Grafen von Bünau auf. Gegen das Ende deſſelben ging er nach Leipzig, und wurde, da er hier zu bleiben wünſchte, zum Director der neuen Zeichnungs-, Malerei- und Architekturakademie ernannt, nachdem er ſchon Profeſſor der Dresdner Kunſtakademie und churfürſtlich ſächſiſcher Hofmaler, aber ohne Gehalt, geweſen war. In dieſem Wirkungskreiſe erwarb er ſich große Verdienſte durch die Bildung vieler Zöglinge. Leipzig beſitzt mehrere ſeiner ſchönſten Arbeiten; dahin gehören die Frescogemälde im Concertſaale und in der Nicolaikirche, deren innere Verſchönerung hauptſächlich ſein Werk iſt. Verſtändige Erfindung und Gedankenreichthum, ausdrucksvolle Wahrheit und Haltung, Natürlichkeit in der Compoſition, ſkizzenhafte Leichtigkeit und Richtigkeit in den Formen, ſind die charakteriſtiſchen Eigenſchaften ſeiner Gemälde, unter denen die allegoriſchen den erſten Platz verdienen. Von ſeiner Geſchicklichkeit in der Bildhauerkunſt geben ſeine Arbeiten, als die marmorne Statue Friedrich Auguſts, welche, zumal auf dem unverhältnißmäßigen Poſtamente, die Esplanade in Leipzig nicht ſonderlich ziert, ein Denkmal in der catholiſchen Capelle daſelbſt, das Denkmal der Königin Mathilde von Dänemark zu Zelle, und das von Gellert in einem Privatgarten zu Leipzig, die ſämmtlich nach ſeiner Erfindung und ſeinen Modellen theils von ihm ſelbſt, theils unter ſeiner Aufſicht von Andern ausgeführt worden, keinen vortheilhaften Begriff. Als Menſch, Staatsbürger und Freund war Oeſer höchſt achtenswerth und im Umgange liebenswürdig. Das Alter hatte ſeinen Geiſt und ſeine Thätigkeit nicht geſchwächt, und noch wenige Tage vor ſeinem Tode, der den 18ten März 1799 am Stickfluſſe erfolgte, hatte er einen Chriſtuskopf vollendet. Seine zahlreichen Werke haben Meuſel und Roſt verzeichnet; viele derſelben ſind auch durch Kupferſtiche bekannt geworden. Seine beiden Söhne, die er ebenfalls zu Künſtlern gebildet hatte, ſind vor ihm geſtorben.

Oſiander (Andreas), einer der erſten Schüler Luthers, war 1498 zu Gunzenhauſen in Bayern geboren, ſtudirte Theologie zu Ingolſtadt und Wittenberg, wurde der erſte lutheriſche Prediger zu Nürnberg und 1569 Prediger und Profeſſor der Theologie zu Königsberg, wohin er ſich des Interims wegen begeben hatte. Er ſtarb 1552. In der Theologie, den Sprachen, der Philoſophie, Mathematik und Medicin beſaß er gründliche und ausgebreitete Kenntniſſe. Er war nicht bloßer Nachbeter Luthers, ſondern ſtellte ſeit 1550 in der Lehre von der Buße, vom göttlichen Ebenbilde, und beſonders der Rechtfertigung eigenthümliche Anſichten auf, und veranlaßte dadurch ſehr heftige Streitigkeiten, die nach ſeinem Tode fortdauerten. Er iſt aber in ſeinem Vortrage etwas dunkel und inconſequent. Sein Sohn und ſeine Enkel haben ſich ebenfalls als gelehrte (beſonders polemiſche) Theologen bekannt gemacht. Mehrere haben die Stelle eines Propſtes und Kanzlers in Tübingen bekleidet, z. B. Lucas Oſiander der jüngere (ſtarb 1638), Andreas der jüngere (ſtarb 1617), und Johann Adam Oſiander (ſtarb 1697), welchem letztern Scharfſinn, ausgebreitete Wiſſenſchaft, glückliches Gedächtniß, Nachdruck und Fertigkeit im akademiſchen Vortrage, beſonders in den Streitübungen, einen Rang unter den größten und verdienteſten Theologen geben. Seine Werke ſind noch jetzt nicht unbrauchbar, namentlich ſeine Theologia casualis, ſein Commentarius in Pentateuchum u. ſ. w. Sein Sohn, Johann Oſiander, würtembergiſcher wirklicher Geheimerath und Conſiſtorialdirector (geboren zu Tübingen 1657), war ein Mann von großen Talenten, der mit der akademiſchen Gelehrſamkeit practiſchen Verſtand, Beredſamkeit, Weltkenntniß, Muth und Patriotismus verband, und ſich um ſein Vaterland bleibende Verdienſte erwarb. Bei dem franzöſiſchen Einfalle 1693 wurde ihm die ganze Stadt und Feſtung anvertraut. Ueberdieß hat er als Abgeſandter, beſonders bei den Königen von England und Schweden, welcher letztre ihn mit einer goldnen Kette beehrte, und ſelbſt als Anführer würtembergiſcher Völker ſein vielſeitiges Talent bewährt. Er ſtarb 1724.

Oſiris, einer von den Hauptgöttern Aegyptens, Symbol der Sonne, des Sonnenjahrs, des Nils, und der befruchtenden Kraft der Natur, der Dionyſos der Griechen. Nach Einigen wurde er nebſt vier andern Geſchwiſtern, unter denen vorzüglich Iſis merkwürdig iſt, von Kronos (Saturn) und Rhea, und zwar ungeſetzlich gezeugt, vermählte ſich mit Iſis (ſ. d. Art. Iſis), zeugte mit ihr den Horus und beherrſchte mit ihr gemeinſchaftlich Aegypten. Beide werden als vorzügliche Beförderer der Landescultur geprieſen, und zwar wird ihnen zugeſchrieben: Abſchaffung der Menſchenfreſſerei; Erfindung des Pfluges; des Ackerbaues überhaupt; Bereitung der Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche; Obſtzucht, vornehmlich Weinbau; Gründung von Städten; Einführung der Geſetze, beſonders des Eigenthumsrechts; ferner in Verbindung mit Theut Ausbildung der Rede, der Schrift und Muſik; Kenntniß der Geſtirne, des Sternenlaufs und des daraus hervorgehenden Geſetzes der Zeit; endlich Geſchmeidigkeit und Anſtand im Gebrauche des Körpers. — Nicht zufrieden, bloß Aegypten zu beglücken, brachte Oſiris ein Heer zuſammen, um auch außerhalb der Gränzen dieſes Landes ſeine Wohlthaten zu verbreiten. Er erreichte dieſes Ziel ohne Waffen, bloß durch Ueberredung. Oſiris wird im flammigen Gewande, auf dem Kopfe mit Ochſenhörnern, oder einem Habichtskopfe, oder auch mit

der Erdkugel, bisweilen auch als Bild der Sonne, auf einem Wage ſitzend, abgebildet.

Osmaniſches Reich (türkiſches Reich, die ottomaniſche od die hohe Pforte). Die ſchönſten Länder der alten Welt, Thrazie und Griechenland, Kleinaſien, Kolchis, Armenien, Meſopotanien Syrien und Aegypten, nebſt den Inſeln des Archipelagus und de gewürzreichen Arabien, deren Küſtenhandel Aſien und Afrika mi Europa, den Orient mit dem Occident verbindet, beherrſcht ein vo fünfhundert Jahren aus Tatarn, Räubern, Sklaven und geraubte Chriſtenkindern entſtandenes Miſchlingsvolk, die Türken oder Osmanen. Sie ſind die einzigen Barbaren, welche gebildete Nationen unterjocht haben, ohne ſich mit ihnen zu vermiſchen, ohne Sprache Glaube, Wiſſenſchaft, Kunſt und Sitte von ihnen anzunehmen Dieſes Volk, das durch Raub entſtand und durch Eroberung emporwuchs, iſt ein roher Fremdling geblieben in Europa, und durfte nun ſchon vier Jahrhunderte lang, den claſſiſchen Boden von Athen Sparta, Korinth und Theben, auf welchem vor dritthalbtauſend Jahren die Selbſtſtändigkeit unſeres Welttheils, die Freiheit des geſetzlichen Bürgerthums und die edelſte Bildung des geiſtigen Lebens erblühte, durch aſiatiſchen Despotismus entweihen! Am Ganges und am Anadyr, am Plataſtrom und am Miſſiſippi, an der ſüdlichen Spitze des Weltrückens (am Cap) und jenſeits des blauen Gebirgs von Neu-Südwales, hat der Europäer das Geſetz ſeiner Bildung und Macht gegründet; nur in der heiligen Heimath ſeines Glaubens und ſeiner Freiheit, ſeines Geiſtes und ſeines Ruhmes, am Jordan und am Ilyſſus, im Paläſtina und Griechenland, duldet er die Schmach der Unterdrückung! Der Enkel des Leonidas, Themiſtokles und Epaminondas beugt ſeinen Nacken unter das Joch eines Scythen! Wie es gekommen, daß eine Räuberhorde aus den Steppen Hochaſiens ihr Standlager in dem Vaterlande des Homer, des Solon und des Perikles genommen hat, und wie ſich dieſe Zwingburg, von Aſien in Europa aufgerichtet, noch jetzt zu dem Staatengebäude europäiſcher Geſetzgebung verhält, kann hier nur mit Wenigem angedeutet werden. — Erſt ſeit der Mitte des ſechsten Jahrhunderts kennt die Geſchichte den Namen der Türken. Dieſer ſcytiſch-tatariſche Volksſtamm hatte ſich damals an den Ufern des Irtiſch, unter dem Schutze des Altaiſchen Gebirgs, in Hochaſiens Steppen-Wildniß gelagert; an den Gränzen von Sina und Perſien, wo jetzt Kirgiſen, Bucharen, Usbeken und Turkmanen ſeßhaft ſind. Er führte Kriege mit den Saſſaniden und Byzantinern, bald mit dieſen, bald mit jenen im Bunde. Endlich wurde um die Mitte des achten Jahrhunderts das öſtliche Gebiet der Türken von Sina abhängig, und ihr weſtliches von Perſien, das die Araber unterjocht hatten. Sie nahmen jetzt den Islam an, und bald darauf errichtete aus ihnen der Kalif von Bagdad ſeine Leibwache. Nach und nach gab dieſe türkiſche Sklavenmiliz den Arabern die Heerführer und den Kalifen die Emir al Omrahs (erſte Miniſter, wie die Majores Domus der Franken), endlich mehrere Herrſcher-Dynaſtien. So regierten in Paläſtina, Syrien und Aegypten im neunten und zehnten Jahrhunderte die türkiſchen Geſchlechter der Tuluniden und Akſchididen; ſo in Perſien und Indien, vom Ende des zehnten bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts, das der Gasneviden. — Gleichzeitig machte ſich ein türkiſcher Stamm in Turkeſtan, der alten Heimath der ſcythiſchen Maſſageten, jetzt der Tatarn, am Jaxartes (Sir) und Oxus (Amu-

Darja), zwiſchen dem Aralſee und dem caspiſchen Meere, die **Seldſchucken** (nach ihrem Heerführer ſo genannt), von Sina frei und unterwarf ſich im elften Jahrhundert ganz Vorderaſien, wo die Helden Togrul Beg, der Enkel Seldſchucks, Alp Arslan und Malek Schah ein großes Reich gründeten, mit welchem die Kreuzfahrer um den Beſitz von Paläſtina kämpften. Als daſſelbe um das Jahr 1100 in drei Theile, Perſien, Syrien mit Medien, Choraſan und das Land jenſeits des Oxus, zerfallen war, erhoben ſich im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte die Mongolen, eine von den Tatarn, zu welchen die Türken gehörten, in Sprache und Sitte ganz verſchiedene Nation. Im Bunde mit andern Horden vernichteten ſie die Macht der Seldſchucken in Kleinaſien, und es entſtanden mehrere kleinere mongoliſche Völkerſchaften. Aber bald drangen die von den Mongolen verjagten Stammhäupter (Emir) der Seldſchucken und Turkmanen aus den Bergthälern des Taurus wieder hervor, und theilten unter ſich Kleinaſien. Einer dieſer Emirn war **Osman**, der Sohn Erdogruls, der Enkel Solimans, von dem Stamme der Oguziſchen Turkmanen. Er überwältigte um 1289 mit ſeiner tartariſch-kaukaſiſchen Horde von einigen hundert Familien die Engpäſſe des Olympus, wo noch jetzt gegen 800 turkomaniſche Familien herumziehen, und ſchlug in den Ebenen Bithyniens, unter dem Schutze des ſeldſchuckiſchen Sultans von Iconium, ſein Heerlager auf. Durch Räuber, entlaufene Sklaven und Gefangene verſtärkt, verheerte er weit umher das Land, und nahm den Oſtrömern einige Provinzen in Kleinaſien weg. Nach dem Tode ſeines Schutzherrn, im J. 1300 (700 der Hegira) nannte er ſich **Sultan**. Er ſtarb 1326. So gründete ein kühner und glücklicher Räuberhauptmann auf den Trümmern der Macht der Araber, Seldſchucken und Mongolen, von der politiſchen Ohnmacht der eitel-hoffärtigen, in ſich ſelbſt verzwiſteten Byzantiner nicht gehindert, den Staat der **osmaniſchen Türken** oder der Ottomanen in Aſien, und nach ihm erhoben der Muth und die ſtaatskluge Thätigkeit **acht großer** Fürſten, die durch die Kalifenwürde im Beſitz der Fahne des Propheten, und von kriegeriſchem Ruhme wie von dem Fanatismus des Islam — beide hatten das Schwert der Kreuzfahrer zur kühnſten Wagniß gereizt — begeiſtert waren, den aſiatiſchen Räuberſtaat von 1300 bis 1566 zur erſten Waffenmacht in Europa. Zuerſt **Orkan**, Osmans Sohn. Er nahm 1328 ſeinen Sitz in dem von ihm kurz vor ſeines Vaters Tode eroberten **Bruſſa***) der Hauptſtadt Bithyniens, und errichtete zum Theil aus Chriſtenſklaven, die er im Islam und in den Waffen unterweiſen ließ, ein tapferes Fußvolk, das er beſoldete. Darauf unterwarf er ſich Kleinaſien bis an den Helleſpont und nannte ſich **Padiſchah**. Das Thor ſeines noch in den Trümmern ſtolzen Palaſtes hieß die Pforte. Er war ein Eidam des griechiſchen Kaiſers Kantakuzen. Dieß und die Verbindung mit den Genueſern, welche, aus Handelseiferſucht gegen die in der Levante mächtigen Venetianer, bald dem Hofe von Conſtantinopel, bald dem mächtigen Sultan an Kleinaſiens Küſte ſchmeichelten, und ihre Schiffe den Türken zur

*) Ueber dieſe blutige Wiege des osmaniſchen Staats, deſſen Säugamme die Zerſtörung war, über die daſelbſt befindlichen Grabmäler Osmans und ſeiner Nachfolger bis auf Murad II., ſ. Joſeph v. **Hammer's** Reiſe von Conſtantinopel nach Bruſſa und dem Olymp. Peſth 1818.

Ueberfahrt darliehen, machte Orkan und ſeine Nachfolger bekannt mit der Schwäche des oſtrömiſchen Reichs und mit den Spaltungen des Abendlandes, wo das Schisma die Kirche, und das Lehnweſen die bürgerliche Ordnung zerrüttete, wo es keine Macht und keine Staatskunſt gab, die das Ganze umfaßt und gelenkt hatte. Aſien fürchtete keinen Kreuzzug mehr. Staatsklüger und unterrichteter als die Padiſchahs des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, beſchloſſen Orkan und ſeine Nachfolger das kleine, ihnen verächtliche, in ſich uneinige Europa dem Islam zu unterwerfen. In mehrere Herrſchaften zerſtückelt, lockte es, wie kürzlich erſt Kleinaſien, ſie zu Sieg und Beute. Alſo betrat zuerſt Orkans Sohn, der tapfere Soliman im Jahr 1355, Europa. Er befeſtigte Gallipoli und Seſtos, und behauptete dadurch die Meerenge, welche beide Welttheile ſchied. Nun breiteten ſich die Waffen der Osmanen gleichzeitig in Europa und in Aſien aus. Orkans Sohn und Nachfolger Amurat I. eroberte 1360 Adrianopel, den Sitz des Reichs in Europa, und beſiegte mit ſeinen neuen, aus jungen im Islam erzogenen Chriſtenknaben gebildeten Soldaten, den Janitſcharen, dem erſten ſtehenden Heere, und mit ſeinen zum Reiterdienſte durch Lehngüter verpflichteten Timarioten und Zaims, Macedonien, Albanien und Servien. Als er aber auf dem Schlachtfelde von Kaſchau ſeines Sieges froh war, rief ihn der Servier Corbelitza, der umſonſt für die Freiheit ſeines Vaterlandes gekämpft hatte und ſchwer verwundet zu Boden lag, herbei, raffte ſich auf und ſtieß ihm den Dolch in das Herz, ſo daß mit dem Beſiegten der Sieger ſtarb (1389). Nach ihm drang in Theſſalien ein und bis vor Conſtantinopel der wilde Bajaſed, genannt der Blitz. Er ſchlug 1396 die abendländiſchen Chriſten unter Siegmund von Ungarn und Böhmen bei Nikopolis (in der Bulgarei), baute am Bosphorus ein feſtes Schloß und legte dem griechiſchen Kaiſer einen Tribut auf; aber des Mongolen Timur (ſ. Tamerlan) Waffen riefen ihn nach Aſien, und in der Schlacht bei Ancyra 1402, wo mehr als eine Million Krieger um die Herrſchaft der Welt kämpften, ward der ſtolze Bajaſed überwunden und gefangen. Darauf vertheilte Timur die Provinzen unter Bajaſeds Söhne. Endlich ſetzte ſich wieder auf Osmans ungetheilten Thron der ſtaatskluge und gerechte Muhammed I. Seine Waffen drangen, während die Väter des Conciliums zu Coſtnitz, um der Kirche den Frieden zu geben, Huß verbrannten und drei Päpſte abſetzten, im J. 1415 bis Salzburg und in Bayern vor. Dann beſiegte er Venedig in Theſſalonich (1420); und ſein berühmter Großveſir Ibrahim erſchuf die türkiſche Seemacht. Ihm folgte der weiſe und tapfere Murad II. Dieſem widerſtanden nur der tapfere Georg Caſtriota (Iscander-Beg d. i. Fürſt Alexander) in Epirus, der heldenmüthige Johann Hunyad, Fürſt von Siebenbürgen, und das ſtarke Bollwerk des Abendlandes, die Feſte Belgrad. Als er darauf nach beſchworenem Frieden (1440) die Regierung niedergelegt hatte, entband der Papſt den König der Ungarn und Polen Wladislav von ſeinem Eide, und die Chriſten drangen vor bis an das ſchwarze Meer, aber Murad umgürtete ſich aufs neue mit dem Säbel Osmans, rief die Rache des Himmels gegen die Meineidigen an, und ſchlug die Chriſten bei Varna 1444. Wladislav und der päpſtliche Legat Julian waren unter den Todten. Noch einmal entſagte der große Murad dem Throne, und noch einmal rief ihn die Gefahr auf denſelben zurück. Er bändigte den Trotz der Janitſcharen und überwand

die Chriſten bei Kaſchau 1449. Schon war das Reich der Byzantiner vom Abendlande abgeſchnitten. Da vollendete Murads II. 26jähriger Sohn und Nachfolger Muhammed II. (1451—1481) das Werk ſtaatskluger Eroberung. In ihm hatte das Leſen alter Schriftſteller den Ehrgeiz, groß wie Alexander zu ſeyn, entzündet. Raſch griff er Conſtantinopel an. Es fiel den 29ſten Mai 1453, und der letzte Paläologe, Conſtantin XI., begrub ſich unter den Trümmern ſeines Throns. Seitdem iſt Stambul der Sitz der hohen Pforte. Darauf baute Muhammed die Schlöſſer der Dardanellen und ordnete die Grundverfaſſung des Reichs, wobei er Nuſchirwans Einrichtungen des perſiſchen Reichs zum Muſter nahm. Dann unterjochte er Morea (1456) und führte den letzten Comnener, den Kaiſer von Trebiſonde, als Gefangenen nach Conſtantinopel (1461). Vergebens rief Pius II. die Chriſtenheit zu den Waffen. Muhammed eroberte (1470) den Reſt von Bosnien und nach Skanderbegs Tode Epirus (1465). Darauf nahm er den Venetianern Negroponte und Lemnos, den Genueſern Kaffa, und zwang den Khan der krimmiſchen Tatarn, aus Dſchingis Khans Geſchlecht, ihm zu huldigen (1473). Dreihundert Jahre lang war die Krimm von der Pforte abhängig. Schon hatte Muhammed Otranto in Neapel (1480) erobert, da ſtarb er mitten unter großen Entwürfen gegen Rom und Perſien (ſ. d. Art. Mahomet II.). Hierauf drängte ſein Enkel Selim I., der den Vater entthront und getödtet hatte, die Macht der Perſer bis an den Euphrat und Tigris zurück. Er ſchlug die Mamlucken und eroberte (1517) Aegypten, Syrien und Paläſtina. Mecca unterwarf ſich und Arabien zitterte. Funfzig Jahre lang waren die Waffen der Osmanen zu Lande und zur See das Schrecken Aſiens und Europas; am furchtbarſten unter Suleyman II. (1519—1566) dem Prächtigen, auch der Geſetzgeber genannt. Er entriß den Johannitern Rhodus (1522), und unterwarf ſich nach dem Siege bei Mohaiz (1526) halb Ungarn; die Moldau zahlte ihm Tribut; in Aſien ſchlug er die Perſer, ſo daß Bagdad, Meſopotanien und Georgien ihm unterthan wurden. Schon drohte er Deutſchland zu überziehen und die Fahne Mohammeds im Abendlande aufzupflanzen, da brach ſich ſein Ungeſtüm an den Mauern von Wien (1529). Doch als Ungarn aus Haß gegen Oeſterreich ſeinen König Johann von Zapoyla unter des Padiſchah mächtigen Schutz ſtellte, der glückliche Seeräuber Kair-Uddin das mittelländiſche Meer beherrſchte, Nordafrika unterwarf (vergl d. Art. Barbaresken) und Minorca, Sicilien, Apulien und Corfu verheerte, da konnte Suleyman Europa unterjochen, hätte er ſeinen Planen Zuſammenhang und Feſtigkeit zu geben gewußt. So ſcheiterten die Entwürfe des Eroberers an der Staatsklugheit Carls V.; ihm widerſtanden zur See die Venetianer und der Genueſer Andreas Doria, die Tapferkeit des Großmeiſters La Valette auf Malta, und die Mauern von Sigeth, welche Srini vertheidigte. — Zwölf Sultane, alle muthvoll und kriegeriſch, faſt alle unaufhörlich ſiegend, hatten bis jetzt, im Laufe von dritthalbhundert Jahren, die Macht des Halbmonds erhoben; aber die innere Kraft des Staats blieb unentwickelt. Zwar vollendete Suleyman durch ſeine Geſetzbücher die von Muhammed II. gegründete Staats- und Hofordnung, auch vereinigte er (1538) die Prieſterwürde des Kalifats mit Osmans hoher Pforte; allein er verſtand es nicht, die überwundenen Völker zu einem Ganzen zu verbinden, und verſchloß die Thronfolger in das Serail. Dieſes aber erzieht ſo wenig Helden als Staatsmänner.

Von der Zeit an artete das Geſchlecht Osmans aus und die Macht der Pforte ſank. Seit Suleymans Tod (1566) bis auf unſre Zeit regierten achtzehn Sultane, und unter allen nicht zwei muthvolle Krieger, nicht ein ſiegreicher Fürſt. Denn dieſe Herrſcher ſtiegen aus dem Gefängniſſe auf den Thron, und lebten im Serail, bis ſie nicht ſelten den Thron wieder mit dem Gefängniſſe vertauſchten. Nur einzelne große Veſire, die Kiuprili und Ibrahim bis auf den unglücklichen Muſtapha Bairaktar, hielten den Fall des Staates auf. Aber im Innern verſank das Volk immer tiefer in den Schlamm der Unwiſſenheit und des Despotismus. Raubgieriger noch und willkürlicher, als der Sultan und ſein Divan, herrſchten in den Provinzen die Paſchas. Nach außen wurde die Pforte das Spiel der europäiſchen Politik, und mehr als einmal von dem Cabinet zu Verſailles in Kriege gegen Oeſterreich und Rußland verwickelt. Während überdieß Europa in jeder Kunſt des Friedens und des Krieges vorwärts ſchritt, hingen die Osmanen, Staat und Volk, träge und gleichgültig an dem Alten. Denn im blinden Glauben an ein unvermeidliches Schickſal befangen, und von ihrem alten Waffenruhme aufgebläht, verachteten ſie die Fremden als Ketzer (Gauren). Ohne feſten Plan, als den des wilden Haſſes und der Eroberung, ſetzten ſie die Kriege mit Perſien, Venedig, Ungarn und Polen fort; aber gefahrvoller waren die Empörungen der Janitſcharen und der Statthalter. Darum bewaffnete ſich der Argwohn des Despoten mit Dolch und Schnur; oder er opferte feig die tüchtigen Männer ſeines Divan dem Haſſe der Soldaten und der Ulema auf. Gewöhnlich ließ der Thronfolger ſeine Brüder ermorden (vergl. d. Art. Mahomet III.); aber auch das Volk ſah gleichgültig den verhaßten Sultan erwürgen, oder den unfähigen abſetzen. Muſtapha I. wurde zweimal entthront (1618 und 1623), Osman II. und Ibrahim wurden erdroſſelt; jener 1622, dieſer 1648. Zwar eroberte Selim II. Cypern 1571; aber in demſelben Jahre ſchlug D. Juan d'Auſtria die türkiſche Flotte bei Lepanto. Hundert Jahre ſpäter, unter Muhammed IV. (ſ. d. Art.), fiel nach dreizehnjährigem Widerſtande Kandia 1669, und der Veſir Kara Muſtapha gab den von Oeſterreich gedrückten Ungarn ihren Heerführer, den Grafen Tökeli, zum König, 1682; aber ſchon im folgenden Jahre wurde er von Wien, das er belagerte, zurückgeſchlagen, und nach der Niederlage bei Mohacz (1687) verloren die Osmanen die meiſten feſten Plätze in Ungarn. Darüber erbittert ſtieß das Volk den Sultan ins Gefängniß. Auf kurze Zeit ſtellte der Großveſir Kiuprili Muſtapha die Ordnung, den Muth und den Sieg wieder her; allein er blieb in der Schlacht gegen die Deutſchen, bei Salankemen 1691. Endlich zog der Sultan Muſtapha II. ſelbſt zu Felde; aber ihm gegenüber ſtand der Held Eugen, der Sieger bei Zentha (1697), und am Don eroberte Peter der Große Aſof. Alſo mußte er im Vertrage zu Carlowitz (1699) auf Siebenbürgen und das ganze Land zwiſchen der Donau und Theiß verzichten, den Venetianern Morea zugeſtehn, den Polen Podolien nebſt der Ukraine zurückgeben, und den Ruſſen Aſof laſſen. Damit begann der Fall der Macht der hohen Pforte. Hierauf zwang ein Aufruhr der Janitſcharen, welche, der alten ſtrengen Zucht entwöhnt, Gewerbe treiben und häuslich leben wollten, den Sultan abzudanken. Gleichgültig ſah ſein Nachfolger, der träge und üppige Achmed III., den Unruhen in Ungarn, dem ſpaniſchen Erbfolgekriege und dem großen nordiſchen Kriege zu. Endlich gelang es ſeinem Schützling, dem bei Pultawa

beſiegten Carl XII. (ſ. d. Art.), ihn zum Kriege gegen Peter zu reizen; aber leicht erkaufte der mit ſeinem Heere eingeſchloſſene Czar den Frieden am Pruth (1711) mit der Rückgabe von Aſof. Nun griff der Großveſir Venedig an und nahm Morea (1715); aber Oeſterreich ſtand der Republik bei, und Eugens Siege bei Peterwardein und Belgrad (1717) entriſſen der Pforte im Paſſarowitzer Vergleiche (1718) Temeswar und Belgrad mit einem Theile von Servien und der Walachei; doch behielt ſie Morea. Eben ſo unglücklich waren Achmeds Waffen gegen Perſien; darum ſtieß ihn ein Aufruhr ins Gefängniß (1730). Hierauf demüthigte der ruſſiſche Feldherr Münnich den Stolz der Osmanen (1736); aber Oeſterreich, Rußlands Bundsgenoſſe, war nicht glücklich, und der franzöſiſche Geſandte in Conſtantinopel bewirkte den Abſchluß des Belgrader Vergleichs (1739), durch welchen die Pforte Belgrad mit Servien und der Walachei wieder erhielt. Als hierauf nach dreißigjähriger Ruhe Muſtapha III. Rußlands ſteigende Größe wahrnahm, und deßhalb von Catharina II. verlangte, daß ſie Polen räumen ſollte, ſo entſchieden im Kriege von 1768 bis 1774 Romanzow's Triumphe das politiſche Uebergewicht Rußlands. Schon damals ſiegte eine ruſſiſche Flotte in den griechiſchen Gewäſſern und Alexis Orlow rief die Griechen zur Freiheit auf. Ein unglücklicher Verſuch! Doch mußte Abd-ul-Hamid im Frieden zu Kutſchuck Kainardſche (1774) auf die Hoheit über die Krim verzichten, und das Land zwiſchen dem Bog und Dnepr mit Kinburn, ſo wie Aſof an Rußland abtreten und ſeine Meere den ruſſiſchen Handelsſchiffen öffnen. Hieraus entſtand eine ſo heftige Reibung zwiſchen dem Stolze der gedemüthigten Pforte und den gebieteriſchen Foderungen Rußlands, daß der Divan 1787 an Catharina II. den Krieg erklärte, der aber unter Selims III. Regierung ſo unglücklich geführt wurde, daß Rußland im Frieden zu Jaſſy (1792) Taurien behauptete, das Land zwiſchen dem Bog und Dnieſter nebſt Otſchakow erhielt und am Kaukaſus ſich vergrößerte. Auch Oeſterreich, dem die Pforte 1777 ein Stück der Moldau, die Buckowina, zugeſtanden hatte, war auf dem Kampfplatze für Rußland aufgetreten, hatte aber, von Preußen bedroht, das eroberte Belgrad im Frieden zu Sziſtowe (1791) zurückgeben müſſen. Um dieſe Zeit ſtieg im Innern die Verwirrung immer höher. Selim III. hatte wohl Geiſt und Kenntniß, aber nicht die Kraft, welche durchgreifende Verbeſſerungen bewirkt. Wie konnte er den antieuropäiſchen Nationalgeiſt der Türken, den prätorianiſchen Trotz der Janitſcharen, die alte, durch den Islam geheiligte und durch die Ulema vertheidigte Staats- und Rechtsform, wie konnte er endlich den Orientalismus des Hofs und der ganzen Staatsverwaltung mit ſeinem Divan umbilden! Es gab keinen andern Zuſammenhang in der weitſchichtigen Ländermaſſe, als den Glauben an das Kalifat des Padiſchah und die Furcht vor der Macht des Großherrn. Jenen erſchütterte die erſt im Jahre 1818 bezwungene Secte der Whaabys (Wachabiten), und von dieſer machten ſich mehrere kühne Statthalter in den Provinzen gänzlich frei. So regierten wie kleine Sultane, Paßwan Oglu in Widdin, Juſſuf (bis 1810) in Bagdad, mehrere Paſchas in Anadoli u. A. m. So noch jetzt Ali Paſcha in Janina! In Aegypten herrſchte abermals die Kriegerkaſte der Mamlucken, und der Statthalter des Großherrn hatte nichts als den Namen. Daher beſtändige Empörungen und allgemeiner Druck. Das Volk ſelbſt brütete fort, bis auf einzelne Ausbrüche ſeiner aſiatiſchen Wildheit,

in dem alten Stumpfſinn. Dagegen regte ſich der Geiſt der Freiheit bei den Griechen in ohnmächtigen Verſuchen, im kräftigſten Widerſtande bei den Serviern (ſ. d.) ſeit 1801 bis 1814. Eben ſo ſehr verwirrten ſich die auswärtigen Verhältniſſe. Schon früher war die Pforte gegen Frankreich mißtrauiſch geworden, als Maria Thereſia mit Frankreich das Bündniß von 1756 geſchloſſen hatte. Jetzt blieb ſie ruhige Zuſchauerin bei dem Ausbruche der Revolution; und der Großveſir hoffte, die Republik werde wenigſtens keine Erzherzogin heirathen. Ueberhaupt hielt der Divan von jeher die beſtehenden Verträge gewiſſenhaft, und benutzte in Aſien ſo wenig als in Europa günſtige Verhältniſſe, um dort die alte Macht der Osmanen gegen Perſien, hier gegen Oeſterreich wieder herzuſtellen. Zudem ſtand Rußland gerüſtet auf den Höhen des Kaukaſus, wie vor den Mündungen der Donau. Endlich reizte Buonaparte's Zug nach Aegypten den Unwillen der Pforte ſo, daß ſie — das erſtemal! — (den 1ſten September 1798) an Frankreich den Krieg erklärte, und auf die Seite der Coalition trat. Nun kam ſie durch ihr Bündniß mit Rußland (im December 1798), England und Neapel (im Januar 1799) unter die Leitung des Cabinets von Petersburg und St. James. Eine ruſſiſche Flotte ſegelte durch die Dardanellen und eine türkiſche eroberte, mit derſelben verbunden, die ioniſchen Inſeln. Darauf ſtiftete Paul I. und Selim III. durch den Vertrag zu Conſtantinopel vom 21ſten März 1800 die Republik der ſieben Inſeln, welche, wie Raguſa, unter dem Schutze der Pforte ſtehen ſollte. Im folgenden Jahre gab England zwar Aegypten an die Pforte zurück; aber die Mamlucken-Beys und die Arnauten ſtürzten das Land in blutige Zerrüttung, bis der neue Statthalter Mehemed Ali Paſcha durch Verrath (1ſten März 1811) die Mamlucken gänzlich vertilgte. Seitdem regiert er Aegypten faſt unabhängig. Uebrigens hatte jene Verbindung mit der Coalition den Sultan Selim und einige Großen ſeines Reichs zu der Ueberzeugung geführt, daß, wenn die Pforte ſich in ihrer Stellung behaupten wollte, ſie nothwendig ihr Heerweſen im Geiſte der neueren Taktik umbilden und dem Divan eine zeitgemäßere Form geben müſſe; daher arbeitete eine Commiſſion, der Reſumi Dſcheddid, an der Aufſtellung eines europäiſch-türkiſchen Heeres, das die Janitſcharen entbehrlich machen ſollte. Allein in dem Divan gab es nach dem Frieden mit Frankreich 1801 zwei Parteien, eine ruſſiſch-brittiſche und eine franzöſiſche. Rußlands Uebergewicht drückte nämlich auf die Pforte in den ioniſchen Inſeln und in Servien; darum neigte ſie ſich wieder nach Frankreich hin. Als nun Rußland ſogar die Moldau und Walachei beſetzte (1806), brach der alte Haß los, und die Pforte erklärte, auch noch von Frankreich dazu gereizt, an Rußland, das ſchon mit Perſien und Frankreich Krieg führen mußte, ebenfalls den Krieg (den 30ſten December 1806). Da ward die Schwäche des Reichs der Osmanen offenbar. Eine engliſche Flotte drang feindlich durch die Dardanellen und erſchien (20ſten Februar 1807) vor Conſtantinopel; doch der franzöſiſche General Sebaſtiani leitete mit Erfolg den Widerſtand des Divans und des erbitterten Volks. Dagegen machten die Ruſſen große Fortſchritte. Das Volk murrte laut; Selim III. ward (29ſten Mai 1807) von dem Mufti abgeſetzt, und Muſtapha IV. mußte die verhaßten Neuerungen aufheben. Aber nachdem die türkiſche Flotte von der ruſſiſchen bei Lemnos (1ſten Juli 1807) gänzlich geſchlagen worden war, benutzte Selims Freund, der kühne Paſcha von Ruſchtſchuck, Muſtapha Bairactar, das Schrecken

der Hauptſtadt, um ſich derſelben zu bemächtigen; der unglückliche Selim verlor darüber das Leben (28ſten Juli 1808) und Bairactar erhob, an des abgeſetzten Muſtapha IV. Stelle, den jetzt regierenden Großſultan Mahmud II. (geb. 1785) auf den Thron. Als Mahmuds Großveſir ſtellte er das neue Syſtem des Heerweſens wieder her und ſchloß mit den Ruſſen einen Waffenſtillſtand; aber die Wuth der Janitſcharen brach aufs neue los (16ten November 1808), und vernichtete ihn und ſein Werk. Nur Mahmud behauptete den Thron, denn er war nach Muſtapha's IV. Hinrichtung der einzige Fürſt aus Osmans Geſchlecht. Er zeigte bald ungewöhnliche Kraft und Klugheit, verſöhnte ſich mit Großbritannien (5ten Januar 1809) und ſetzte den Krieg gegen die Ruſſen, welche ſchon die Engpäſſe des Hämus bedrohten, mit doppelter Anſtrengung fort. Zweimal (1810 und 1811) mußten ſich die Ruſſen über die Donau zurückziehn; dennoch gelang es der ruſſiſchen Staatskunſt, im Divan die franzöſiſche zu beſiegen. Vergebens hatte der franzöſiſche Kaiſer in ſeinem Waffenbunde mit Oeſterreich (14ten März 1812) die Aufrechthaltung des ganzen Gebiets der Pforte erklärt; dieſe erkaufte deſſen ungeachtet, ehe noch das franzöſiſche Heer über den Niemen ging, den Frieden von Rußland zu Buchareſt (28ſten Mai 1812) durch die Abtretung der jenſeit des Pruth liegenden Moldau und Beſſarabiens mit den nördlichen Feſtungen am Dnieſter und an der Donaumündung, ſo wie der ſüdlichen Pforten des Kaukaſus am Kur. Die ſich ſelbſt überlaſſenen Servier wurden aufs neue den Türken unterthan; doch behielten ſie in dem Vertrage mit der Pforte (November 1815) die eigene Verwaltung ihres Landes. Seit jenem Frieden ſteht Rußland drohender als je der Pforte gegenüber in Aſien, wie in Europa, ſeine Flagge herrſcht im ſchwarzen Meere und ſein Einfluß im Divan. Darum mußte Mahmud 1817 die Hauptmündung der Donau an Rußland überlaſſen, und leicht können einſt die Angelegenheiten der türkiſchen Moldau und der Walachei, ſo wie die Sache der wehrloſen Servier und Griechen, ein ruſſiſches Heer über den letzten Vorwall des Reichs führen, über die Höhen des Hämus in die Ebenen von Adrianopel bis vor die Thore der Hauptſtadt. — Das Reich der Osmanen hat nach ungefähren Schätzungen, gegenwärtig einen Umfang von 42,400 Quadratmeilen mit 23 1/2 Millionen Einwohnern. Davon in Europa: 9300 Q. Meilen mit 9 Millionen Einwohnern, und zwar die Länder Romanien (Thrazien), Bulgarien, Arnaut Vilajeti (oder Makdonien und Albanien), Janjah (Theſſalien), Livadien (Hellas), Morea (Peloponnes), den griechiſchen Archipelagus, die Inſel Kandia (Kreta), die Königreiche Servien und Bosnien und die mittelbaren Fürſtenthümer Moldau (bis an den Pruth) und Walachei (ſ. d. Art.). In Aſien: 24,300 Q. Meilen mit 11 Millionen Einwohnern, und zwar die Länder: Anadoli (Natolien, Levante), Syrien mit Paläſtina, Al Dſcheſira (Meſopotamien), Eſa Atabago (türkiſch Georgien) und Turkomanien (türk. Armenien) nebſt Kurdiſtan (Aſſyrien) und Irak Arabi (Babylonien und Chaldäa); außerdem die Inſeln Cypern, Rhodis, Saki-Adaſſi (Chios) u. a. m. (ſ. d. Art.) In Afrika: Aegypten, 8300 Q. Meilen mit 3 1/2 Millionen Einwohnern (ſ. d. Art.). Die europäiſche Türkei gränzt an Rußland, Siebenbürgen, Ungarn, Gallizien, Illyrien, Dalmatien, die ioniſche Republik und an das adriatiſche, ioniſche und mittelländiſche Meer. Die Herrſchaft über das ſchwarze Meer theilt die Pforte mit Rußland. Der Bosphorus aber (ſ. d.), das Marmor-Meer und die Dardanellen-Straße ſtehn nebſt den

griechiſchen Gewäſſern allen europäiſchen Handelsſchiffen offen, die nach ruſſiſchen Häfen beſtimmt ſind. Die Lage des Landes iſt bei ſeiner großen Küſtenſtrecke und bei ſeinen vielen Einbuchtungen für den Levantehandel äußerſt wichtig und eben ſo geſichert durch ſeine Stromthäler (Save und Donau) an der Gränze, wie durch die Höhenzüge des Balcan (Hämus), die vom Cap Emineh bis zum illyriſchen Gebirge ſich erſtrecken, und mit welchem die Bergrücken des Rhodope, des Pangäus und mehrere andere, die Griechenland durchſchneiden, zuſammenhängen. Abgeſondert liegt der 5900 Fuß hohe, mit 65 großen Klöſtern, 500 Zellen und 6000 Religioſen, Einſiedlern u. ſ. w. bevölkerte Monte Santo, oder Athos (ſ. d. Art.). Die aſiatiſche Türkei gränzt an Perſien, das ruſſiſche Kaukaſien, Arabien, die Landenge Suez, die es mit Aegypten verbindet, und an das mittelländiſche Meer. Von den Gebirgen Armeniens herab ſtrömen der Euphrat und der Tigris (ſ. Euphrat) und ergießen ſich als Ein Strom bei Baſſora in den perſiſchen Meerbuſen; in Anadoli iſt der Kiſil Irmack (Halys) merkwürdig, welcher in das ſchwarze Meer fließt, und in Paläſtina der Jordan (ſ. d.), dieſer fällt in das durch vulkaniſche Ausbrüche entſtandene, 12 Meilen lange, 1—2 Meilen breite todte Meer, deſſen mit Salz, Pech und Schwefel vermiſchtes Waſſer keinen Abfluß hat. Hauptgebirge ſind in Natolien der Taurus (ſ. d.), in Syrien der Libanon (ſ. d.) und Antilibanon u. a. m. Die ebenſte Provinz iſt Irak Arabi; im Südoſten breiten ſich große Wüſten bis in die arabiſche Halbinſel aus. Ueber das türkiſche Afrika ſ. d. Art. Aegypten und Nil. — Das Klima iſt gemäßigt in dem nördlichen, milde und erfriſchend in dem mittlern, und heiß in dem ſüdlichen Landſtriche. Unter dem glücklichen Himmel liegt die helleniſche Halbinſel mit ihrer Eilandsflur, wo der Menſch, das Thier und die Pflanzenwelt durch gleiche Schönheit und Fülle ſich auszeichnen. Die drückendſte Luft weht in Meſopotamien und Aegypten, wo der erſchlaffende Samum (ſ. Samiel) über brennende Wüſten haucht und wo die Peſt zu Hauſe gehört. Jeder Himmelsſtrich bringt hier ſeine Erzeugniſſe mit üppiger Kraft hervor. Der Waizen aus Rum-Ili, der Reiß im Süden des Hämus und aus Aegypten, das Olivenöl aus Attica, die Baumwolle und der Taback aus Makdonia, die Seide aus Arnaut und aus Anadoli, die Korinthen aus Morea (jährlich 10 Millionen Pfund), die Feigen aus Anadoli, der Krapp aus Böotien, der Safran, die Galläpfel und der Meerſchaum aus Anadoli, die Sennesblätter, das Natrum, der Salmiak und Saflor aus Aegypten, der Maſtix aus Saki (Chios), der Wein aus Cypern und andern Orten (z. B. Malvaſier). Das Angorahaar aus Anadoli, der Honig vom Hymettus (bei Athen jährlich 360,000 Pfund), das Naphtha aus Meſopotamien, die Wolle aus der Walachei u. ſ. w. ſind Stapelwaaren für das Ausland. Außerdem noch Opium, lemniſche Erde, Salpeter, Marmor, beſonders pariſcher u. a. m. Der Bergbau iſt ganz vernachläſſigt. Uebrigens wird wenig im Lande verarbeitet; doch gibt es einzelne vorzügliche Gewerbe, wie die Saffian-Bereitung, die Rothfärberei des Garns (vorzüglich in Theſſalien), die Baumwollen- und Teppichweberei, und die Stahlarbeiten (z. B. treffliche Säbelklingen) der Osmanen und Griechen. Der Türke verachtet den Landbau und überläßt ihn den unterdrückten Völkern, die er plündert, wenn er Reichthum und Wohlſtand unter ihnen wahrnimmt. Nur da, wo der Barbar keine Macht hat, wie im Lande der Druſen auf dem Libanon,

oder wo kein Osman hinkommt, wie auf einigen Inſeln des Archipels, zeigt ſich eine glückliche Betriebſamkeit. In Aſien gibt es Landbau bloß in der Nähe der Städte; die weiten Ebenen an den Stromufern ſind mit Nomaden bedeckt, welche Räuberei treiben, wo ſie können. — Der Seehandel iſt größtentheils in den Händen der Europäer, wobei die Griechen, Armenier und Juden die Mäkler machen. Die wichtigſten Märkte ſind in Europa: Saloniki und Iſtambul (Conſtantinopel); in Aſien: Ismir (Smyrna) und Basra; in Aegypten: Skanderik (ſ. Alexandrien). Was unter osmaniſcher Flagge das mittelländiſche Meer befährt, ſind meiſtens Hydrioten oder Schiffer von den Inſeln des Archipels. Der Landhandel verbindet durch Karavanenzüge jene Seeplätze durch Aleppo, Damask, Moſul, Cairo u. a. O. m. mit Perſien, Indien, Arabien und dem innern Afrika. Bei der Menge der reichen Erzeugniſſe des Orients und bei den wenigen Bedürfniſſen des Morgenländers haben die Osmanen die Bilanz des Handels für ſich. Aus Griechenland z. B. beträgt die jährliche Ausfuhr 9 Millionen, die Einfuhr dagegen nur 5 Millionen Piaſter. — Die 24 Millionen Bewohner dieſes Reichs ſind ein durch Zwang und Furcht verbundenes Gemenge der verſchiedenartigſten, ſich gegenſeitig haſſenden oder verachtenden Völker. 1) Herren des Landes ſind alle Sunniten (ſ. Mahomet), wie die Araber, Tatarn, und Turkomanen, insbeſondere aber die osmaniſchen Türken, ein durch ſeine Naturkraft ſtarkes, und durch politiſch-religiöſen Fanatismus noch immer begeiſtertes Volk. Sie ſind kaum der vierte Theil der Bevölkerung, und am zahlreichſten in den nördlichen aſiatiſchen Provinzen. Ohne unduldſam zu ſeyn, verachten ſie die Ungläubigen als Hunde oder Schweine, unter welchen ſie die wilde Rolle der erſten Eroberer noch immer fortſpielen. Der Charakter dieſes Volks zeigt lauter Gegenſätze. Sie ſind zu gleicher Zeit, je nachdem das Aeußere auf ſie einwirkt, tapfer und feig, gutmüthig und wild, ſtark und ſchwach, unternehmend und träg, Knabenſchänder und gewiſſenhaft, ſinnlich und abgehärtet. Die Großen bei Hofe, der Armee und in den Provinzen ſind ſtolz und kriechend, mißtrauiſch und undankbar. Ueberhaupt iſt der Türke eben ſo unwiſſend als gleichgültig und unempfindlich. Er denkt an keine Anſtalten für die Zukunft zum Beſten ſeiner Enkel; denn kein Volk hat mehr die Ueberzeugung, daß auf Erden alles der Veränderung unterworfen ſey, als der Türke. 2) Die Turkomanen ſind theils in Armenien ſeßhaft, theils als Nomaden in Anadoli und den Stromthälern des Innern verbreitet. Sie ſprechen türkiſch; ſo auch 3) die Tataren, die aus der Krimm in die Donauprovinzen gezogen ſind. 4) Araber (ſ. d. Art.). 5) Kurden, ein Volk von ungewiſſer Abſtammung, in Kjurdiſtan, mit perſiſcher Sprache, theils Schiiten, theils neſtorianiſche Chriſten. 6) Griechen (ſ. d.) und unter ihnen mehrere Stämme, wie die Mainotten (in Morea), Sulioten (im alten Epirus) und Sphagioten, welche ſich durch Freiheitsſinn und tapfern Widerſtand gegen die Türken ausgezeichnet haben. Unter den Hydrioten verſteht man die Bewohner der Inſel Hydra im Archipel, bekannt als die geſchickteſten Seeleute im Mittelmeere. 7) Armenier (ſ. d.) als Kaufleute und Handwerker faſt über alle Provinzen verbreitet. 8) Copten (ſ. d.) in Aegypten. 9) Slaven in mehreren Stämmen, als: Albanier oder Arnauthen (ſ. d.); Bosniaken in Bosnien, theils Moslemin, theils katholiſche Chriſten; Servier (ſ. d.) oder Raizen; Bulgaren (in der Bulgarei, von der Do-

nau nördlich, vom Hämus ſüdlich begränzt, 800,000 Menſchen auf 1740 Q. Meilen), größtentheils griechiſche Chriſten, doch haben ſich viele von ihnen zum Islam gewendet; Montenegriner (ſ. d.); 10) Druſen (ſ. d.) auf dem Libanon; 11) Juden; 12) Walachen; 13) Zigeuner und mehrere kleine Stämme unbekannten Urſprungs, vorzüglich in den Gebirgen Aſiens. — Die Türken oder Osmanen haben keine Nationalliteratur. Ihre Hof- und Schriftſprache iſt die arabiſche; auch ſind alle ihre Kenntniſſe, welche ſich meiſtens auf die Auslegung des Korans, welche Politik und bürgerliche Rechtsgelehrſamkeit in ſich begreift, auf Sterndeuterei und etwas Geſchichte beſchränken, arabiſchen Urſprungs. In der Dichtkunſt haben ſich einige gute Köpfe ausgezeichnet, z. B. der Türke Molla Chosrew durch ſein romantiſches Gedicht Chosru und Schirin. Auch hat uns Joſeph v. Hammer in ſeinem morgenländ. Kleeblatt (Wien 1819) mit türkiſchen Eklogen bekannt gemacht. Noch ſchätzt man einige hiſtoriſche Werke in türkiſcher Sprache. Allein der Styl hat orientaliſchen Schwulſt. In Conſtantinopel gibt es griechiſche, armeniſche und jüdiſche Buchdruckereien, aber nur eine türkiſche; daher beſchäftigen ſich in allen Städten eine Menge Leute von der Feder (Kodjakians) mit Abſchreiben der Kalender, des Korans u. ſ. w. Sie bilden in Conſtantinopel eine viel vermögende Innung. Die Ulema iſt faſt allein im Beſitz der Gelehrſamkeit. Noch iſt Ptolemäus ihr Führer in der Geographie, Ariſtoteles in Phyſik und Naturgeſchichte. Am Hofe des Sultans iſt ein Hiſtoriograph angeſtellt, und in Staatsgeſchäften wird noch ein Hofaſtrologe gebraucht. Ueber die öffentlichen Lehranſtalten der Türken in Conſtantinopel ſ. d. Art. Die bildenden Künſte ſind verachtet, weil der Koran die Abbildung menſchlicher Formen unterſagt. Die Muſik iſt lärmend und geſchmacklos, doch gibt es gute Tänzerinnen (vergl. den Art. Türkiſche Sprache und Literatur). — Die Staatsverfaſſung beruht auf ſieben Sammlungen politiſcher Geſetze (Kanunname). Sie iſt orientaliſch. Der Padiſchah vereinigt als Kalif die höchſte geiſtliche Würde mit der höchſten weltlichen Macht. Er gebietet unumſchränkt über Gut und Blut ſeiner Unterthanen, insbeſondere der höheren Staatsbeamten, die er ohne Urtheil und Recht abſetzen oder hinrichten läßt. Sie küſſen die Schnur, die er ihnen zuſchickt, und er iſt ihr natürlicher Erbe. Der Sultan gibt Geſetze, ohne ihnen ſelbſt unterworfen zu ſeyn; nur die Furcht vor der öffentlichen Meinung, wenn ſie ſich durch Aufruhr ausſpricht, und der Koran binden ſeinen Willen. Alle Unterthanen ſind vor ihm gleich, denn alle ſind ſeine Sclaven. Das Volk hat keine Rechte. Nur das Verdienſt, oder Gunſt und Ränke erheben den Niedrigſten zu den höchſten Stellen. Es gibt keinen Erbadel. Der jetzige Sultan (auch Selim III.) zeigt jedoch mehr Umſicht und bei großer Kraft ein natürliches Rechtsgefühl. Die Thronfolge iſt in der Familie Osmans erblich; oft entſcheidet die Wahl der Wille des Volks und der Janitſcharen. Nach dem Ausſterben der männlichen Nachkommen Osmans geht die Thronfolge auf die Familie des ehemaligen Tatarchans über. Die Weiber ſind vom Throne ausgeſchloſſen. Der Padiſchah wird nicht gekrönt, ſondern bloß mit dem Säbel Osmans umgürtet, nachdem er die Aufrechthaltung der Religion beſchworen hat. Die Weiber ſeines Harems werden nicht als ſeine Gemahlinnen, ſondern nur als ſeine Beiſchläferinnen (Odaliken) angeſehen. Sie ſind meiſtens geborne Tſcherkaſſinnen oder Georgierinnen; denn eine freigeborne kann nicht als Odalike in den Harem kommen. Aus ihnen wählt der Sultan (ſeit Ibrahim) ſieben Frauen (Kadin). Die-

jenige dieſer Frauen, welche zuerſt einen männlichen Thronerben gebiert, heißt Chakeſſi Sultana; die übrigen Mütter von Prinzen heißen Sultana Chaſſecki; die Mutter des regierenden Sultan oder die Sultana Valide genießt große Vorzüge. Sie wird nicht in die Gemächer des Eski Seraj verſchloſſen und hat ein jährliches Einkommen von 500,000 Piaſtern (258,166 2/3 Thlr.). Die Prinzen werden ſämmtlich in dem Kafes (Käficht) unter Verſchnittenen und Odaliken erzogen. Jeder lernt eine mechaniſche Kunſt oder ein Handwerk; mit allen einem Regenten nöthigen Kenntniſſen aber bleiben ſie unbekannt. Sie haben keine andre Ausſicht als den Thron, oder die im Kafes zu ſterben. Die Töchter des Sultans heißen Sultana, und werden nach dem Herkommen ſchon in der Wiege an Veſſire, Paſchas oder andre Große vermählt; aber ihre männlichen Nachkommen ſind nach einem Reichsgrundgeſetze gleich nach der Geburt zum Tode verdammt. Der Hofſtaat zählt mit allen Verſchnittenen, Weibern, Garden u. ſ. w. an 10,000 Perſonen. Der äußere Hofſtaat beſteht aus dem Oberhofmeiſterſtabe, ſieben Kammern, den Hofämtern, der 2000 Mann ſtarken Leibwache (Boſtangi), (dieſe beſteht aus den Thor- und Gartenwächtern, den Holzhauern, Boten, Fourieren des Serai, u. ſ. w.) den Vertrauten, oder Titular-Würdenträgern, wohin die Stummen, die Zwerge, die Tonkünſtler, die Herren der Audienz, die Herren des Steigbügels und die Veſſire der Achſel gehören. Der innere Hofſtaat beſteht aus dem Harem mit ſeinen Weibern, weißen und ſchwarzen Verſchnittenen, deren Aufſeher, der Kislar- und Kapi Aga, als die vornehmſten Vertrauten des Sultans vielen Einfluß haben; dann aus dem Großveſſir und der ſogenannten hohen oder glänzenden Pforte, welche die beiden Cabinete des Kiaga Beg oder Miniſter des Innern, und des Reis Effendi oder Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten bilden. Der Titel des Padiſchah iſt: „Wir Sultan, Sohn eines Sultan, Chakan, Sohn eines Chakan, Sultan Mahmud II., Chan, Sohn des ſiegreichen Sultan Abd-ül Hhamid, durch die unendliche Gnade des Schöpfers der Welt und ewigen Weſens, und durch die Vermittelung und großen Wunder des Mohammed Muſtapha, des vornehmſten unter den Propheten, über dem der Segen Gottes ruhe, Diener und Herr der Städte Mekka, Medina und Kuds, gegen welche die ganze Welt ihr Angeſicht wendet, wenn ſie betet, Padiſchah der drei großen Städte Iſtambol, Edreneh und Burſſa, welche alle Fürſten mit Neide anſehen" u. ſ. w. Das Reichswappen, welches Mahomet II. nach der Eroberung Conſtantinopels annahm, iſt ein grünes Schild mit einem wachſenden ſilbernen Monde. Für verdiente Europäer ſtiftete Selim III. 1799, bei Gelegenheit des von Nelſon bei Abukir erfochtenen Sieges, den Orden des halben Mondes mit drei Claſſen. Nelſon, Sebaſtiani und andere Ausländer haben ihn erhalten. — Die Staatsverwaltung iſt ebenfalls ganz orientaliſch. Im Namen des Sultans regiert der Großveſſir oder in ſeiner Abweſenheit der Kaimacan; doch haben auch die Umtriebe im Serai unter den Weibern und Verſchnittenen vielen Einfluß. Der höchſte Staatsrath, Divan, wird, unter dem Vorſitze des Großveſſirs, im zweiten Hofe des Serai gehalten. Den ordentlichen bilden die höchſten Reichsbeamten (der Kiaga Beg, der Reis Effendi, der Defterdar oder Finanzminiſter, der Kapudan Paſcha oder Großadmiral, und der Tſchauſch Baſchi oder Miniſter der innern ausübenden Gewalt) und die Agas der Truppen; zu dem außerordentlichen Divan werden auch andere Perſonen, vorzüglich der Mufti, berufen. — Die Provinzen ſind, mit Ausnahme der Moldau und Wala-

chei und der beiden Hauptſtädte Iſtambol und Edreneh (Adrianopel), in 25 Ejalets, Paſchaliks oder Statthalterſchaften mit 290 Sandſchaken oder Fahnen, eingetheilt, unter welchen die Statthalter von Rumili, Anadoli und Damas den Titel Beglerbeg führen und drei Roßſchweife vor ſich her tragen laſſen, welches Recht auch der Kapudan Paſcha beſitzt, die übrigen Paſcha's führen deren nur zwei. Die Paſchas in den Provinzen haben ihren Divan, der wie der Reichsdivan beſetzt iſt. Uebrigens iſt ihre Gewalt, in wiefern die mächtige Ulema ihr nicht einen Damm entgegenſetzt, unumſchränkt, und ihre einzige Verpflichtung beſteht darin, daß ſie die Abgaben an den Großherrn entrichten. Doch werden ſie bisweilen von ihrem Poſten entfernt, wenn das durch unerſchwingliche Laſten gereizte Volk ſich empört, oder wenn die Ulema ſich gegen ſie erhebt; oft auch wohl nur, um ihren Trotz zu beſtrafen, aus Argwohn, und um ihr Vermögen einzuziehn. In militäriſcher Hinſicht wird jeder Paſchalik in Sandſchacks abgetheilt. Bei Ausbruche eines Krieges müſſen die im Sandſchack wohnenden Jenjitſcheri, Spahi, Timariots und Zaimiten ſich bei dem Sandſchack-Beg einfinden, der die Befehle des Paſcha erwartet. Noch gibt es im ganzen Reiche gewiſſe Lehngüter der Pforte, Kilidſch, Zaim und Timars genannt, deren Beſitzer verbunden ſind, außer dem perſönlichen Dienſte, eine gewiſſe Anzahl Reiter und Fußvolk ins Feld zu ſtellen. Der Zaims zählt man in Europa 914, in Aſien 1479; der Timars in Europa 8356, in Aſien 28,276. Die Paſchaliks werden ferner in Muſſelimliks, Woiwodoliks und Agaliks abgetheilt. In einigen Gegenden, z. B. in Griechenland, ſind einzelne Muſſelimliks und Agaliks von den Paſchas völlig unabhängig, ſo daß die Befehlshaber dieſer Bezirke, mit Ausnahme der Juſtiz, jedes Regierungsrecht ausüben dürfen; auch ſind verſchiedene dieſer Stellen gewiſſen Familien auf ewige Zeiten überlaſſen. — Die Quelle aller Staats-Civil- und Criminalgeſetze iſt der Koran; außer dem Geſetzbuche (Multeka) gelten in den Gerichtshöfen die vielen Auslegungen der Ulema (d. i. die mächtige Körperſchaft der Geſetzverſtändigen, die zugleich zum geiſtlichen Stande gehören). Der Mufti iſt nicht allein oberſter Prieſter, ſondern auch der höchſte Ausleger der Geſetze. Seine Entſcheidungen (Fetfah's) werden geſammelt. Das höchſte Gericht, Divan Chaneh, wird vom Großveſſir viermal wöchentlich in ſeinem Palaſte, oder in deſſen Abweſenheit vom Tſchauſch Baſchi gehalten. Die niedern Gerichte verwaltet in den größern Städten der Molla, in kleinern der Kadi. Unter ihnen ſtehn die Muſſelims als Vollſtrecker der Urtheile. Die Rechtspflege iſt eben ſo einfach als ſchnell und ſtreng. Gewöhnliche Strafen ſind die Baſtonade, Henken, Erſäufen, Erdroſſeln, Spießen. Der Zeugenkauf iſt das größte Gebrechen. An der Spitze des Kirchenſtaats ſteht der Sultan als Kalif, und in deſſen Namen der Mufti, welcher vom Großherrn ein- und abgeſetzt wird. In größern Städten ernennt der Mufti Untermuftis. Nach ihm ſind die Kadileskiers, Mollas und Kadis die wichtigſten Glieder der Ulema. Die Prieſterſchaft theilt ſich in Welt- und Kloſtergeiſtliche. Jene (die Imams, Daniſchmende und Talismane) verrichten den Gottesdienſt in den Moſcheen, Dſchamis (vom Großherrn in den Hauptſtädten erbaute Tempel) und Metſchets. Dieſe, die Derwiſche, bilden dreißig verſchiedene Orden oder Brüderſchaften. Alle andre Religionsparteien, z. B. Katholiken, Griechen, Armenier, Neſtorianer, Monophyſiten u. ſ. w. haben, obgleich verachtet und bedrückt, freie Ausübung ihrer

Religion in ihren Tempeln, und ſtehn unter Patriarchen, Erz- und Biſchöfen. — Die **Staatseinkünfte** fließen in den Miri oder Staatsſchatz, und betragen nach Campenhauſen gegen 84 Beutel, oder 42 Millionen Gulden nach Eton: 40 1/2 Millionen Gulden, die durch Grund-, Kopf- nnd Vermögenſteuern, Zölle, Monopole, Bergregal und Münze, Provinzialtaxen und den Tribut der Hospodare der Moldau und Walachei aufgebracht werden. Der Miri hatte 1807 gegen 107 Millionen Gulden Schulden. Von ihm iſt verſchieden der Schatz des Sultans, Itſch Hazne, in welchen die Pachtgelder der Domänen, die Geſchenke und Erpreſſungen, ſo wie die Reichthümer der entſetzten Staatsbeamten fließen. — Die **Landmacht** iſt auf aſiatiſchen Fuß in ſchlechter Verfaſſung. Sie beſteht nach Marſigli aus 220,000 Mann, wovon die Kapikulys oder beſoldeten Truppen 74,000 Mann ausmachen, und zwar das Fußvolk (Janjitſcheris, von denen 12,500 Garniſondienſte thun [ſ. d. Art. **Janitſcharen**], ferner Atſchemoglans, Topſchis oder Artilleriſten, Schebeſchis und Sakkas), zuſammen 59,000 Mann, und die Reiterei (Spahis und Tſchaus) 15,000 M. Dazu kommen in Kriegszeiten die Serradkulis oder Lehnmiliz, 126,000 Mann, die Contingente der Tartaren 12,000 Mann, die der Moldau und Walachei 8000 Mann. Oberſter Feldherr iſt der Großweſſir; die einzelnen Corps befehligen die Agas; die Provinzialtruppen die Paſchas und Sandſchaks. Der jetzige Sultan hat ſeit 1814, mit mehr Erfolg als Selim III., ein europäiſch geübtes Kriegsheer nach und nach zu bilden angefangen. Für die Officiere der **Seemacht**, welche 1806 aus 20 Linienſchiffen, 15 Fregatten und 32 kleineren Kriegsſchiffen mit 2156 Kanonen und 4000 Matroſen (Levanti) beſtand, und die der Kapudan Paſcha befehligt, hatte Selim III. eine mathematiſche Schule errichtet. — Da geborene Türken noch jetzt in den militäriſchen Republiken Tripoli, Tunis und Algier (ſ. d. Art. **Barbaresken**) die Herren ſpielen, ſo ſtehn auch dieſe Staaten unter der Hoheit des Großſultan. Dieſer hat wenigſtens durch beſondre Firmans ihnen alle Kaperei gegen Schiffe unter ruſſiſcher, öſterreichiſcher und preußiſcher Flagge mit Erfolg verboten. — Vergl. v. **Hammer**: Des osmaniſchen Reichs Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung (aus Quellen), 2 Theile, Wien 1815. **Marſigli** hat die militäriſche Verfaſſung und **Muradgea d'Ohſſon** die kirchliche, beide aus Quellen, dargeſtellt. Auch ſind von Tott's, der Lady Montague, Olivier's und **Thornton's** Schriften über das türkiſche Reich mit neuern Reiſenden (von Hammer, von Stürmer, Melling, Forbin, Choiſeul Gouffier u. A. m.) zu verbinden, um ein treues Bild von Völkern und Ländern zu bekommen, die aus Trümmern ein Muſiv-Gemälde der Weltgeſchichte darſtellen. K.

Osnabrück, ein ehemaliges Biſthum im weſtphäliſchen Kreiſe, jetzt eine zum Königreich Hannover gehörige Provinz zwiſchen Oldenburg, Diepholz, den preußiſchen Regierungsbezirken Minden und Münſter, dem hannöveriſchen Antheil an Münſter oder der Provinz Meppen und zwiſchen der Provinz Lingen. Die Haſe und Hunte ſind die vornehmſten Flüſſe. Die Größe beträgt (nachdem das Amt Reckeberg an Preußen abgetreten worden iſt) 43 1/2 Quadratmeilen, und die Zahl der Einwohner 126,000. Die Leibeigenſchaft herrſcht zwar hier noch, iſt aber ſehr gemildert. Der Boden iſt meiſtens eben, nur durch den ſüdlichen Theil zieht ſich eine geringe Hügelreihe. Einige Gegenden ſind ſehr fruchtbar, in den meiſten aber iſt Geeſtland; auch gibt es noch viele Heide- und Moorſtriche. Das Land

trägt Rocken, Hafer, Buchweizen, jedoch nicht hinreichend für das Bedürfniß der Einwohner; ferner etwas Gerſte und Weizen; Hanf und vielen Flachs, der aber nur von mittelmäßiger Güte iſt. Die Viehzucht, beſonders die Schweine- und Gänſezucht iſt wichtig. Bekannt ſind die weſtphäliſchen Schinken. Der Bergbau geht bloß auf Salz und Steinkohlen; auch gibt es viel Torf. Die Ausfuhr beſteht vorzüglich in Wolle, Vieh, Garn und Leinwand, Löwentlinnen genannt. Dieſes Löwentlinnen, oder grobe Leinwand, welches über England, Holland, Spanien und Portugal nach Afrika, Oſt- und Weſtindien geführt wird, verfertigen die Einwohner nach vollendeter Feld- und Hausarbeit gleichſam zum Zeitvertreibe. Man ſchätzt die Summe, welche durch dieſe Leinwand und durch das Garn in das Land kommt, jährlich auf faſt eine Million Thaler. Nächſtdem gehen jährlich an 6000 Beiwohner oder ſogenannte Heierlinge, (d. h. ſolche Leibeigne, welche die Nebenhäuſer der Bauern miethweiſe inne haben) in die vereinigten niederländiſchen Provinzen, und verdienen ſich im Sommer Geld mit Torfſtechen, Grabenauswerfen, Mähen und andrer Feld- und Gartenarbeit. Der geringſte von dieſen bringt 20, der beſte Arbeiter wohl 70 Gulden zurück, ſo daß durch ſie wenigſtens 200,000 Gulden baares Geld jährlich eingebracht wird. Die Hauptſtadt heißt gleichfalls Osnabrück, und liegt in einem Thale, am linken Ufer der Haſe. Sie iſt nach alter Art befeſtigt, und hat ein Schloß, eine Domkirche, fünf andere Kirchen, 1300 Häuſer und 9300 Einwohner, welche einen ſtarken Leinwandhandel treiben. Bemerkenswerth iſt das anſehnliche Rathhaus, auf welchem 1648 der Osnabrücker Frieden geſchloſſen wurde.

Oſſa, ein hohes Gebirge Theſſaliens, das durch den Peneus und das Thal Tempe vom Olymp getrennt war und im höchſten Alterthume von den Centauren bewohnt wurde.

Oſſian, oder Oiſian, der berühmteſte aller Barden, der ums J. 300 nach Chr. Geb. gelebt haben ſoll. Man nennt ihn Sohn des Fürſten von Morven, Fingal (ſ. d. Art.), welcher entweder ein caledoniſcher (hochſchottiſcher) Held war, oder nach Andern ein irländiſcher, deſſen Heldenthaten aber, als Vertheidiger einer iriſchen Colonie gegen die Römer, dem ſchottiſchen Boden angehören. (S. Waller in ſeinen Historical memoirs of the Irish bards.) Oſſian war Held und Dichter zugleich, und ſoll mit vielen berühmten Sängern des Alterthums das Schickſal der Blindheit getheilt, und durch Geſang ſeinen Schmerz über den Verluſt ſeiner Lieben, z. B. ſeines gefallenen Sohnes Oscar, gemildert haben. Sein Name iſt unter den Bergſchotten und Hebridiern noch in ſehr ehrenvollem Andenken. Aber auch unter uns iſt er ſeit einem halben Jahrhunderte viel gefeiert worden, ſeit man in den von Macpherſon herausgegebenen Oſſianiſchen Liedern die traurig-ſüßen Nachklänge ſeiner Harfe zu vernehmen glaubt. Zwar erwähnt Oſſians Namen, nach Smiths Verſicherung, ſchon im 12ten Jahrhundert Giraldus Cambrenſis, und man wußte aus Buchanan, daß die Galen in Hochſchottland und auf den Inſeln Geſänge bewahrten, die ihren Stolz ausmachten; aber in ihrer unverſtandenen Sprache blieben ſie andern Völkern ein vergrabener Schatz, ein Lüftchen, das in jenen einſamen Gegenden wie auf einer Geiſterinſel tönte. Erſt mit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts fing eine nähere Kunde jener Gegenden an, und das Jahrhundert verlief über die Hälfte, ehe jene Stimme vergangener Zeiten in Europa weiter ertönte und mit Freuden überall vernommen

ward. Und dieſen Genuß verdanken wir Macpherſon. Dieſer war nämlich ſeit 1751 auf die altſchottiſchen Balladen und andre Geſänge aufmerkſam geweſen, und gab, beſonders durch den berühmten Home (Lord Kaimes) veranlaßt, 1760 ein Bändchen ſolcher Geſänge heraus, unter dem Titel: Remains of ancient poetry, collected in the Highland of Scotland. Darauf ließen Home und Robertſon ihn zu den Bergſchotten reiſen, um zu ſammeln. Dieſem zufolge gab er 1762 das größre Gedicht Fingal nebſt 16 kleinern, und 1763 Temora nebſt 5 kleinern heraus. Im J. 1764 erſchienen die ganzen Gedichte, die er auf dieſe Art herausgeben wollte, in zwei Quartbänden, und 1773 in zwei Octavbänden, worauf ſie öfters wiederholt worden ſind. Alle erklärte er für Ueberſetzungen aus den galiſchen Liedern des alten Barden Oſſian, welche theils aus dem Munde des Volks aufgenommen, theils aufgeſchrieben gefunden worden ſeyen. Ihre Ueberſchriften haben ſie von Helden, deren Thaten, Liebe und Schickſale, oder von Orten, deren Begebenheiten ſie beſingen. So groß auch der Beifall war, den dieſe Gedichte an ſich ſelbſt fanden, ſo ward doch gleich vom Anfange an gegen ihre Echtheit geſtritten, und theils behauptet, daß dieſe Poeſien Macpherſons eigne Erfindungen ſeyen, denen er nur Oſſians Namen leihe; theils, daß ſie wenigſtens nicht von jenem alten Barden herrühren, wenn ſie auch aus alten ſchottiſchen Volksliedern gebildet ſeyen. Die erſten Gegner waren Recenſenten 1762, dann der berühmte Johnſon 1775, und Shaw 1761, dann Waller, Malcolm Laing (im 2ten Theil ſ. Geſch. von Schottl. und in einer eignen Schrift) u. A. In Deutſchland erklärte ſich beſonders Adelung gegen ihre Echtheit (ält. Geſch. der Deutſchen, S. 392 ff.). Auf der andern Seite erhoben ſich Viele, die Macpherſon vertheidigten, beſonders Hugo Blair, dann Graham, Sinclair, Smith, Macdonald, Clarke, Home, Arthur Young u. A. Aber alle dieſe konnten nur beweiſen, daß Macpherſons Arbeit nicht etwas von ihm ſelbſt Verfertigtes und Untergeſchobenes ſey, daß man Originale zu ſeinen engliſch bearbeiteten Geſängen unter den Bergſchotten finde, und daß man ſolche dem Oſſian beilege; nimmermehr aber, daß ſie in der That von jenem Oſſian herrühren, der ums J. 300 gelebt haben ſoll. Die Hauptgründe der Beſtreiter ihrer Echtheit: 1. daß in jenen Zeiten Gedichte von ſolcher Zartheit in den Nebelgefilden Weſt-Schottlands, und bei dem damaligen Zuſtande des Volks nicht gedacht werden könnten (vergl. die Abhandlung über Oſſian in Vaters zweitem Theile von Adelungs Mithridat, welche ſchon im deutſchen Mercur geſtanden hatte), 2. daß ſolche unmöglich 14 Jahrhunderte mündlich hätten fortgepflanzt werden können, und 3. wenn auch dieſes möglich wäre, nicht mehr ſo verſtändlich ſeyn würden, können nicht wohl aufgewogen werden durch die Bemerkungen, wodurch man ihre Echtheit vertheidigt, daß dieſe Geſänge einen jüngern Urſprung nicht verriethen (z. B. nichts vom Chriſtenthume), vielmehr in die ganz alte Zeit, ſo wie in die natürliche Beſchaffenheit der Hochländer paſſen; daß ſie von ganz andrer Art ſind, als die jüngern irländiſchen und engliſchen Balladen; daß Macpherſon unmöglich in ſo kurzer Zeit ſo viel Geſänge habe hervorbringen können, noch viel weniger (da er zu wenig galiſch gekonnt) ſich galiſche Originale (wie er zum Theil herausgegeben, z. B. den 7ten Geſang von Temora, 1763) machen; daß er bei ſo ſchönen Gedichten gewiß den Ruhm nicht einem Andern zugewendet und ſein eignes Verdienſt verleugnet haben würde, wäre er ſelbſt der Verfaſſer; und daß ihre

lange Erhaltung bei der Vorliebe der Hochſchotten für ihre alte Heldenzeit durch das Inſtitut der Bardenſchulen möglich geweſen ſey. Schon 1797 ſetzte die edinburger Alterthumsgeſellſchaft eine Commiſſion zur genauern Unterſuchung dieſes Gegenſtandes nieder. Es ergab ſich (wie wir aus Henry Mackenzie's Report of the Committee of the Highland. Edinburgh 1805, erſehn), daß in Irland Sagen von jenen Helden mündlich fortgepflanzt würden, auch fanden ſich mehrere Handſchriften mit alten Balladen. Solche Sagen und Balladen, die von Barden, wie ſie erſt ſeit 1746 aufhörten, als nach der Schlacht bei Culloden die hochländiſche Verfaſſung aufgehoben ward, und die Schotten ihre Sitten zu ändern anfingen, nach alten Sagen und im Geiſte der alten Zeit geſungen wurden, hielt man nun für die Baſis, auf welche Macpherſon ſeine Oſſianiſchen Poeſien gebaut habe. Macpherſon hat ſie frei überſetzt, willkührlich verbunden, ergänzt, veredelt, verfeinert, verſchönert, auch entſtellt. Daß die längern Heldengedichte: Fingal und Temora, in dieſer Geſtalt vom alten Oſſian herrühren ſollten, daran iſt noch weniger zu denken. Eine epiſche Einkleidung iſt den Originalen ganz fremd. Sie ſind von Macpherſon aus kleinen poetiſchen Erzählungen zuſammengeſetzt worden, die man auch wieder einzeln leſen muß, wo ſie dann treffliche Rundung, überſchaubare Kürze und Vollendung haben. Die Haupthandlung im ganzen Balladenkreiſe iſt Fingals Rettung Erins oder Irlands von dem Angriffe des ſtolzen Königs Swaran von Lochlin (wahrſcheinlich Norwegen). Hierdurch macht es Friedrich Schlegel (deutſches Muſeum I., 16 u. ff.) ſehr wahrſcheinlich, daß die Oſſianiſchen Gedichte in das Zeitalter der Normannen fallen. „Oſſian, ſagt er, iſt wie der traurige Nachhall eines erlöſchenden Volks, ſo auch der letzte, ſchwindende Schatten eines untergegangenen Glaubens alter Götterlehre." — Mag man nun immer an Macpherſon tadeln, daß er wahrſcheinlich aus Verblendung und mißverſtandnem Patriotismus die Oſſianiſchen Gedichte in die Zeit der Römer hinaufſchob, und daß er die zum Grunde liegenden alten galiſchen Geſänge bisweilen ſchlecht überſetzt und entſtellt habe (wie Sinclair und Ahlwardt gezeigt), ſo gebührt ihm immer großer Dank, theils wegen des Hervorziehens und der Verbreitung jener altſchottiſchen Volksgeſänge (die vielleicht bald nach und nach verloren gegangen wären, da die Schotten ihre alten Gewohnheiten immer mehr verlaſſen), theils wegen ſeines eignen poetiſchen Verdienſtes bei der Einkleidung derſelben. Die von Macpherſon herausgegebenen Geſänge wurden mit Enthuſiasmus aufgenommen, und in die meiſten europäiſchen Sprachen überſetzt, in die franzöſiſche von Le Tourneur, Paris 1777, von Lombard, Berlin 1789, von Jangurs, Paris 1801; in die ſpaniſche von Ortin, Valladolid 1788; in die italieniſche von Ceſarotti, Padua 1773 u. 74; in die holländiſche von Bilderdyk, 1806, und in die polniſche von Kraſicky; am öfterſten von den Deutſchen, die auch oft das Engliſche abdruckten. Schon 1764 erſchienen zu Hamburg Ueberſetzungen; 1768 von Denis (in unpaſſenden Hexametern), von Harold 1775 (Proſa), von Peterſen 1782, von Rhode, Berlin 1800, 3 Bändchen 8. (rhythmiſch, treu und elegant); von Schubart; vom Grafen F. L. zu Stolberg, (kräftig und beſonnen) Hamburg 1806, 3 Bände, gr. 8.; von F. W. Jung, 3 Bände, Frankfurt 1808 8. (weicher und aufgelöſter) und vieles einzeln, z. B. von Neumann, herausgegeben von Gurlitt, Hamburg 1803 ff., und beſonders die ſo ſchönen Lieder von Selma,

in Göthe's Werther; in der Iris, im deutſchen Muſeum u. ſ. w. Im J. 1807 gab endlich die hochländiſche ſchottiſche Geſellſchaft die galiſchen Originale von 11 Oſſianiſchen Gedichten in 3 Bänden heraus, nebſt einer wörtlichen lateiniſchen Ueberſetzung von Macfarlan, (auch hat man eine neue engliſche Ueberſetzung von Roß). Dieſe galiſchen Originale ſogenannter Oſſianiſcher Gedichte (zu deren Verſtändniß man die Wörterbücher von OBrien und Shaw, und die galiſche Sprachlehre von Stewart hat), überſetzte im Metrum des Originals (in dactyliſchen, katalectiſchen Trimetern) Ahlwardt in Oldenburg, Leipzig 1811, in deſſen Ueberſetzung ſich aber jene Poeſieen weniger gefällig ausnehmen, als in der freiern Form Macphersons, der auch aus den härtern Namen lieblichere bildete, z. B. Minona und Malvina. (Vergl. Leipz. Lit. Zeit. Nr. 72, 1812). Wir fügen hier einige bedeutende Worte Herders über die Oſſianiſchen Gedichte nach Macpherſons Bearbeitung bei (vergl. Schillers Horen, 1795 St. X., in ſeiner Adraſtea, St. X. und in ſeinen Blättern von deutſcher Art und Kunſt). „Die lieblichſte Geſtalt macht Oſſian in kleinen einzelnen Erzählungen, die man bald als heroiſche Romanzen, bald als rührende Idyllen, bald als rein lyriſche Stücke betrachten kann, deren einige, z. B. Comala, ſich dem Drama nähern." Indem er ihn mit Homer zuſammenſtellt, ſagt er: „Homer dichtet rein objectiv, Oſſian rein ſubjectiv. Bei Homer treten alle Geſtalten frei und lebhaft hervor; Oſſian hat Nebelgeſtalten. Er wählt ſeine Helden nicht wie ſie ſind, ſondern wie ſie ſich nahen, wie ſie erſcheinen und verſchwinden. Im Homer ſieht man die Handlung, im Oſſian ahnt man ſie an Tritten, Zeichen und Wirkungen. Die Geſtalt ſeiner Geliebten deutet Oſſian mehr an, als daß er ſie darſtellte und malte. Man hört ihre Tritte oder ihre Stimme; man ſieht den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes, wie einen vorübergleitenden Strahl. Homer ſang die erſte Kriegsunternehmung Griechenlands, Oſſian iſt dagegen Stimme voriger Zeiten, er verkündet den Ausgang des Heldenſtammes." — Der Inhalt der Oſſianiſchen Poeſien, theils hiſtoriſch, theils lyriſch, iſt: Erzählung von Heldenthaten in Kämpfen, Preis vergangner beſſerer Tage, helldunkle Gemälde der hochländiſchen Natur, Klagen über erlittene Leiden, Schickſale Liebender, wehmuthsvolle Klagen lieblicher Jungfrauen am Grabhügel ihrer geliebten gefallenen Heldenjünglinge, Heldenfeſte, u. ſ. w. Die Form iſt ganz originell, eine eigne immer kurz abgebrochene, und darum bisweilen mißfallende Sprache (im Originale metriſch, bei Macpherſon unmetriſch, doch rhythmiſch), voll concreter Ausdrücke. Glückliche Darſtellung der Leidenſchaften, treffliche, rührende Schilderungen, maleriſcher Ausdruck, kühne, aber liebliche Bilder oder Gleichniſſe, tiefe, rührende Empfindung, lieblicher Ausdruck ſanfter Wehmuth, und Einfachheit (man findet z. B. keine Einmiſchung höherer Weſen; nur daß die Geiſter der Todten wie Nebelgeſtalten bisweilen die Handelnden umſchweben), geben dieſen Geſängen eignen Reiz. Auf der andern Seite wirft man ihnen den Mangel beſtimmt geſchilderter und verſchiedener Charaktere der handelnden Perſonen, die zu öftere Wiederkehr der nämlichen Gleichniſſe (viele bot freilich die arme, nur an Rohr, Felſen, Haiden, Seen, Nebeln und Winden reiche Natur in jenem Lande nicht dar), und zu große Empfindſeligkeit, zumal im Munde der Helden vor. Dennoch werden dieſe ſchottiſchen Poeſien, ſo wie die von Smith in ſeiner Sean Dana (engl. 1780, galiſch 1787, deutſch von C. F. Weiße,

Leipzig 1781, 2 Bände 8.), von Miß Brookes, 1789, von Arthur Young, deutſch 1792, und von Stewart herausgegebenen, aber andern Barden zugeſchriebenen, Lieder jenes geſangliebenden Volks immer ſehr intereſſant bleiben, und manchen zarten, beſonders weiblichen Gemüthern, einen hohen Genuß verſchaffen. Der Künſtler Ruhl hat zu den Oſſianiſchen Gedichten Kupferſtiche geliefert, Penig, 1805. F.

Oſt, Oſten, ſoviel als Orient. Oſt zum Süden heiß bei den Seefahrern der Compaßſtrich, welcher 11 1/4 Grad vom Oſtpunkte nach Süden liegt; Oſt zum Norden diejenige Gegend, welche 11 1/4 Grad vom Oſtpunkte nach Norden liegt.

Oſtade (Hadrian van), ein berühmter Maler und Kupferſtecher, der zum Unterſchiede von ſeinem minder ausgezeichneten Bruder Iſaac gewöhnlich der gute Oſtade genannt wird. Ländliche Tanzplätze, Bauerhöfe und Ställe, ſo wie das Innere von Bauernhütten und Schenken, ſind die Orte, wohin Oſtade ſeine Perſonen verſetzt hat, die größtentheils derbe Bauerkerle, betrunkne Tabaksraucher oder mit ihren ländlichen Arbeiten beſchäftigte Bäuerinnen ſind. Wenn Teniers die Natur zuweilen verſchönerte, ſo ſtellte ſie Oſtade nur immer ſo dar, wie er ſie ſah, ja ſchien zuweilen ſie noch zu verhäßlichen. Aber, wie Teniers, weiß er in ſeine kleinen Bilder Geiſt und Wahrheit zu legen. Sein Pinſel iſt voll Feinheit, ſein Colorit warm und mannichfach, und ſeine Zeichnung iſt der Gattung, in der er arbeitete, angemeſſen. Obgleich Oſtade in Deutſchland (und zwar in Lübeck 1610) geboren war, ſo wird er doch zur niederländiſchen Schule gerechnet, indem er ſein Talent in Flandern bildete. Er hatte Franz Halß zum Lehrer, und empfing einigen Unterricht von Rembrandt. Bei dem Erſtern machte er die Bekanntſchaft des ebenfalls berühmten aber unglücklichen Brauwers, der ſein treuer Freund und Rathgeber ward. Oſtade ſchlug zuerſt ſeine Werkſtätte in Harlem auf, und blieb hier bis zu dem Zeitraume, wo die Heere Ludwigs XIV. die Niederlande bedrohten. Den Schrecken des Kriegs auszuweichen, verließ er den Ort, wo ſein Ruhm und ſein Glück begonnen hatten. Er wollte mit ſeiner Familie nach Lübeck zurückgehn, traf aber bei ſeiner Durchreiſe durch Amſterdam mit einem reichen Privatmanne zuſammen, der ſeine Beſorgniſſe zu zerſtreuen und ihn in dieſer Hauptſtadt zurückzuhalten wußte. Er erwarb ſich hier neuen Ruhm, brachte durch anhaltenden Fleiß ein anſehnliches Vermögen zuſammen, und ſtarb 1685. Er war mit einer Frau verheirathet, die ihm eine zahlreiche Nachkommenſchaft gab, und ihn im Kreiſe ſeiner Familie ein hohes Glück finden ließ. Das pariſer Muſeum beſitzt ein herrliches Gemälde, worin der Künſtler ſich ſelbſt neben ſeiner Frau, die er bei der Hand hält, und von acht Kindern umringt, gemalt hat.

Oſtende, eine befeſtigte Stadt in der zum Königreich der Niederlande gehörigen Provinz Weſtflandern, mit 10,500 Einwohnern und einem Hafen an der Nordſee, welcher klein und ſeicht iſt, ſo daß größere Schiffe nur mit Hülfe der Fluth einlaufen können. Die Feſtigkeit der Stadt wird auch dadurch befördert, daß ſie unter Waſſer geſetzt werden kann. Sie iſt gut gebaut, und hat ein anſehnliches Rathhaus und eine Börſe. Sie iſt merkwürdig wegen der Belagerung, die von 1601 bis 1604 dauerte, und damit endigte, daß die holländiſche Beſatzung ſich an den ſpaniſchen General Ambroſius Spinola ergeben mußte. Im J. 1723 legte Kaiſer Carl VI. hier eine Handlungsgeſellſchaft an, welche jedoch die Eiferſucht der Holländer

und Engländer erregte, und daher kraft des wiener Tractats 1731 wieder aufgehoben werden mußte. Im J. 1745 zwang der franzöſiſche Marſchall von Löwendahl die Stadt binnen zehn Tagen nach Eröffnung der Laufgräben zur Uebergabe. Im Aachner Frieden 1748 erfolgte die Rückgabe. Im J. 1757 vertraute Maria Thereſia die Bewahrung des Platzes einer franzöſiſchen Beſatzung an. Joſeph II. erklärte den Hafen von Oſtende 1781 für einen Freihafen, wodurch die Handelsthätigkeit und die Anzahl der Fremden ſehr vermehrt wurden. Der Krieg zwiſchen Frankreich, Holland und England trug überhaupt damals viel zur Aufnahme des Orts bei. Noch lebhafter wurde das Gewerbe der Stadt in den erſten Jahren des franzöſiſchen Revolutionskrieges; als aber die Franzoſen ſich in den Niederlanden behaupteten, blockirten die Engländer den Hafen, und der Handel mußte ſeitdem immer mehr ſinken. Doch fängt er jetzt an ſich wieder zu heben. Ihn begünſtigen die Canäle, wodurch Oſtende mit Gent, Brügge und Nieuport in Verbindung geſetzt wird.

Oſteolith (Knochenverſteinerung) heißen diejenigen foſſilen Knochen von mancherlei Landthieren, die theils calcinirt, theils wirklich verſteinert gefunden werden.

Oſteologie, die Knochenlehre, ein Theil der Anatomie (ſ. d. Art.)

Oſtera, Oſtura, Oſtra, ſ. Oſtern.

Oſtercyclus ſ. Calender.

Oſtermann (Heinrich Johann Friedrich, Graf). Dieſer in der ruſſiſchen Geſchichte merkwürdige Mann war der Sohn eines lutheriſchen Geiſtlichen in Bockum, einer Stadt in der Grafſchaft Mark. Nachdem er in Jena ſtudirt hatte, trat er 1704 in die Dienſte des ruſſiſchen Viceadmirals Cruys, eines gebornen Holländers, der ihn dem Monarchen als einen ſehr geſchickten Mann empfahl. Von dieſem Augenblicke an leiſtete er dem ruſſiſchen Hofe die nützlichſten Dienſte. Alle Regenten Rußlands, denen er diente, ſetzten das vollkommenſte Vertrauen in ihn, und ließen ſich angelegen ſeyn, ihn zu belohnen. Bekanntlich zog Oſtermann, in Gemeinſchaft mit Catharinen und Schaphirow den Kaiſer am Pruth aus der gefährlichſten Lage. Seit der Zeit war Peters Vertrauen zu ihm unbegränzt. Mit nicht minderer Geſchicklichkeit unterhandelte er im J. 1721 den nyſtädter Frieden. Peter ſelbſt gab ihm das Zeugniß, daß er nie einen Fehltritt in Erfüllung ſeiner Pflichten gethan, ernannte ihn zum Geheimenrath, und erhob ihn in den Freiherrnſtand. Unter der Regierung der Kaiſerin Catharina I. wurde Oſtermann Reichsvicekanzler und wirklicher Geheimerath. Auf ihrem Sterbebette ernannte ſie ihn zum Oberhofmeiſter ihres Nachfolgers, Peters II., und zum Mitgliede des Conſeils, das während der Minderjährigkeit des Prinzen die Regierung führen ſollte. Oſtermann leitete die Erziehung des jungen Kaiſers nach beſter Einſicht, und ſchrieb für ihn die bekannte vortreffliche Einrichtung der Studien. Er erhielt dafür von ſeinem Zöglinge, der noch faſt als Kind ſtarb, im J. 1730 die Grafenwürde. Die Kaiſerin Anna machte ihn zum Cabinetsminiſter. Da aber ſeinem hellen Blicke die Verwirrung und der Parteigeiſt, welche am Hofe immer mehr zunahmen, keineswegs verborgen blieben, ſo ſuchte er ſich durch Zurückgezogenheit, die er mit Kränklichkeit entſchuldigte, vor dem drohenden Ungewitter zu ſichern, und erſchien nur, wenn in wichtigen Fällen die Monarchin ausdrücklich ſeinen Rath hören wollte. Nach dem Tode der Kaiſerin, 1740, wollte

er ganz von dem Schauplatze abtreten, aber der damalige Regent, der Herzog von Curland, hinderte ihn daran. Die Regentin Anna, des Kaiſers Mutter, ernannte ihn zum Großadmiral, und wiewohl er, als ein eifriger Freund Preußens, viele mächtige Große und unter dieſen ſelbſt den Gemahl der Regentin, den Prinzen Anton Ulrich von Braunſchweig, welche ſämmtlich der öſterreichiſchen Partei anhingen, zu Gegnern hatte, ſo entſprangen für ihn doch keine nachtheiligen Folgen daraus, da er ſich, um der Regierung mehr Feſtigkeit zu geben, bewegen ließ, denjenigen beizutreten, welche die Großfürſtin und Regentin Anna ſelbſt auf den ruſſiſchen Thron zu ſetzen, und den bisherigen Kaiſer, ein Kind von einigen Monaten, zu ihrem Thronfolger zu erklären, im Sinne hatten. Die Ausführung dieſes Plans wurde durch die Empörung der Eliſabeth am Ende des Jahrs 1741 übereilt. Dieſe ſchwache Fürſtin ließ ſich von ihren Miniſtern und Höflingen überreden, den Grafen Oſtermann und mehrere Andere als Verbrecher verhaften und von einer Commiſſion zum Tode verurtheilen zu laſſen. Schon hatte Oſtermann das Schaffot beſtiegen und der Henker das Beil erhoben, als ihm angekündigt wurde, daß die Kaiſerin ſeine Strafe in Verbannung verwandle. Sein Verbannungsort war Bereſow, wo Menzikoff geſtorben war. Seine Gemahlin, eine geborne Stresnew, ſo wie ſeine Dienerſchaft, folgten ihm dahin. Seine Tochter und ſeine zwei Söhne blieben zurück. Er lebte noch fünf Jahre, ſchwächlich und mühſam, und ſtarb den 25ſten Mai 1747. — Oſtermann hatte einen weitumfaſſenden, aufgeklärten Verſtand, beſaß eine nie trügende Beurtheilungskraft und Menſchenkunde, und zeigte in allem ſeinen Thun die feinſte Delicateſſe. Seine Zwecke verfolgte er trotz aller Hinderniſſe. Er war untadelhaft in ſeinem Lebenswandel, geſchäftig, unbeſtechlich und treu, in den Wiſſenſchaften nicht unerfahren, beſonders mit ſeltenen Sprachtalenten ausgerüſtet, ein Beſchützer des Verdienſtes und der Gelehrſamkeit, und als Staatsmann unübertroffen in der Kenntniß der europäiſchen Höfe und ihrer Verhältniſſe unter einander. Dabei aber war er mißtrauiſch, und auf jedes Talent, das ihm den Rang ſtreitig machen zu können ſchien, eiferſüchtig. Seine Leidenſchaften wußte er eben ſowohl zu beherrſchen als ſeine Meinung in ſchwierigen Fällen geſchickt zurückzuhalten. Oſtermanns Söhne, welche beide kinderlos waren, adoptirten ihrer Schweſter Söhne, die ſeitdem Tolſtoy-Oſtermann (ihr Vater war der General Tolſtoy) heißen, und ſich in Hof-, Civil- und Militärdienſten rühmlich auszeichnen. Beſonders iſt der Name Oſtermann durch die Schlacht gegen Vandamme bei Culm (30ſten Auguſt 1813) von neuem berühmt geworden.

Oſtern, das Feſt der Auferſtehung Jeſu, hat am wahrſcheinlichſten ſeine deutſche Benennung von dem Feſte der Göttin Oſtera, welches die alten Sachſen in demſelben Zeitpunkte des Frühlings zu feiern pflegten, in welchen das chriſtliche Oſterfeſt fällt. Mit dieſer Erklärung beſteht ſehr wohl die Adelungſche Meinung, daß Oſtern von dem veralteten Worte oſter, oſten abzuleiten ſey, worin der allgemeine Begriff des Aufgehens und Auferſtehens liegt, wie in dem Namen jener Göttin, welche unſern Vorfahren die Schöpferin des Wiederauflebens der Natur im Frühlinge war. Mit dem Cultus, der ihr vor Einführung des Chriſtenthums gewidmet wurde, hängen die Namen der Oſterwälder, Oſterberge und die abergläubiſchen Gebräuche des Oſterfeuers, der Oſtereier ꝛc. zuſammen. Der ſeit der Mitte des zweiten Jahrhunderts mit vieler Heftigkeit zwiſchen den

orientaliſchen und occidentaliſchen Chriſten geführte und mehreremale erneuerte Oſterſtreit, worin jene nicht aufhören wollten, dieſes Feſt mit den Juden zugleich zu feiern (ſ. d. Art. Paſcha) und dieſe darauf drangen, es ohne Paſchamal, und nur von einem Sonntage (als dem Auferſtehungstage Jeſu) an, zu begehen, wurde auf der Kirchenverſammlung zu Nicäa nach der Meinung der letztern entſchieden. Ueber die Art, wie die Zeit dieſes Feſtes für jedes Jahr beſtimmt wird, ſ. d. Art. Calender. E.

Oeſterreich, Haus Oeſterreich (Habsburg und Lothringen). Das Kaiſerthum Oeſterreich iſt ein europäiſcher monarchiſcher Bundesſtaat germaniſcher, ſlaviſcher, magyariſcher und italieniſcher Völker. Der Mittelpunkt dieſer Monarchie iſt das Land unter der Ens. Hier entſtand aus einer Grenz-Landwehr des ſüdöſtlichen Deutſchlands gegen aſiatiſche Hordenſchwärme, im Zeitalter Karls des Großen, um das J. 800, das Markgrafthum Oeſterreich. In der Folge wurde daſſelbe, mit dem Lande ob der Ens vereinigt, (im J. 1156) ein Herzogthum. Doch begann die Ausbildung deſſelben zu einem mächtigen Staate erſt mit dem J. 1282, in welchem das Haus Habsburg Oeſterreich erhielt. Dieſe Dynaſtie verband damit nicht nur mehrere Länder (den nachmaligen öſterreichiſchen Kreis), ſondern auch die römiſch-deutſche Wahlkrone im J. 1438, worauf Oeſterreich 1453 zu einem Erzherzogthume erhoben ward. Durch den Erwerb von Böhmen und Ungarn (mittelſt freier Wahl) im J. 1526 ſtieg es zu dem Range einer europäiſchen Monarchie. Das Haus Oeſterreich-Lothringen behauptete dieſen Rang im Aachner Frieden 1748; befeſtigte die Einheit ſeiner Staatenmaſſe durch die Erhebung der Monarchie im J. 1804 zu einem Erbkaiſerthum, und machte ſeine Würde als eine der Ausſchlag gebenden europäiſchen Hauptmächte geltend, vor und auf dem Wiener Congreſſe im J. 1815. — An dieſe Hauptmomente des politiſchen Schickſals des Ganzen knüpfen ſich an die einzelnen Merkwürdigkeiten der Länder und Völker. Seit die Römer 33 nach Chr. die Noriker bezwungen und die Donau beſetzt hatten, gehörte das Land nördlich von der Donau nach den böhmiſchen und mähriſchen Grenzen hin zu dem Reiche der Marcomannen und Quaden; ein Theil von Niederöſterreich und Steiermark gehörte, nebſt Wien (Vindobona), einer römiſchen Municipalſtadt, zum obern Pannonien; das übrige, nebſt Kärnthen und einem Theile von Krain, bildete einen Beſtandtheil von Noricum; Görz gehörte zur römiſchen Provinz Illyricum, und Tyrol war ein Theil von Rhätien. Die Völkerwanderung zerriß dieſe Grenzen. Bojer, Vandalen, Heruler, Rugier, Gothen, Hunnen, Longobarden und Avaren wechſelten hier im Laufe des 5ten und 6ten Jahrhunderts ihre Wohnplätze, bis ſeit 568, als die Langobarden in Oberitalien ihr Reich aufgerichtet hatten, der Ensfluß die Grenze zwiſchen dem deutſchen Volksſtamme der Baiern, welchen das Land ob der Ens gehörte, und den von Oſten her an dieſen Strom nachgerückten Avaren bildete. An der Mur, Save und Drave erſchienen aber bereits ſeit 611 die Wenden, ein ſlaviſcher Volksſtamm. Als in der Folge nach der Auflöſung des Herzogthums Baiern im J. 788 (ſ. Baiern), die Avaren über die Ens gegangen und in die fränkiſchen Grafſchaften im Baierlande eingefallen waren, überzog ſie Karl der Große mit Krieg, ſchlug ſie 791 bis an die Raab zurück, und vereinigte das Land von der Ens bis an den Einfluß der Raab in die Donau (Land

unter der Ens), mit Deutſchland unter dem Namen Avarien, oder öſtliche Mark, Marchia orientalis oder Austria, woraus im 10ten Jahrhundert (zuerſt in einer Urkunde Otto III. 996) Ostirrichi oder Oeſterreich wurde. Carl ſchickte Coloniſten, mehrentheils Baiern, in die neue Provinz, welche er durch einen Markgrafen regieren ließ, während der Erzbiſchof von Salzburg die Aufſicht über alles Kirchenweſen in derſelben führte. Avarien bildete ſeit dem Theilungsvertrage von Verdun (843) die öſtlichſte Grenzprovinz des deutſchen Reichs. Durch den Einfall der Ungarn in Deutſchland kam es (900) in deren Beſitz, bis Kaiſer Otto I. (955), in Folge des Siegs bei Augsburg, einen großen Theil dieſer Provinz wieder an ſein Reich brachte. Bald wurde ſie durch die Kraft und Klugheit der ihr vorgeſetzten Markgrafen in ihrem urſprünglichen Umfange mit Deutſchland aufs Neue vereinigt, und ihre Grenze unter Kaiſer Heinrichs III. Markgrafen Albrecht I. (dem Siegreichen) im J. 1043 bis an die Leytha erweitert. Das Markgrafthum Oeſterreich war damals von 982 bis 1156 in dem Geſchlechte der Grafen von Babenberg (Bamberg), doch nicht nach dem Rechte der Erſtgeburt, ſondern nach der Wahl des Kaiſers, erblich geweſen. Auch kommen ſchon 1096 Landſtände von Oeſterreich in Urkunden vor. Nach der Achtserklärung Heinrichs des Stolzen (Herzogs von Baiern und Sachſen) erhielt Markgraf Leopold V. von Oeſterreich vom Kaiſer Conrad 1138 das Herzogthum Baiern; als aber Leopolds Sohn, der Markgraf Heinrich, mit dem Beinamen Ja-ſo-mir-Gott, daſſelbe zu Regensburg (1156) an Heinrich den Löwen wieder abgetreten hatte, wurde die bisherige Mark Oeſterreich unter der Ens durch die ganze Mark ob der Ens vergrößert und beide zu Einem Herzogthume mit gewiſſen (durch ſpätere Verfälſchung des Gnadenbriefes ſehr ausgedehnten) Vorrechten erhoben. Unter demſelben Herzoge Heinrich ward Wien die Reſidenz. Sein Sohn Herzog Leopold VI. erhielt durch Belehnung vom Kaiſer Heinrich VI. 1192 das Herzogthum Steyermark, welches Kaiſer Otto I. ebenfalls durch jenen Sieg über die Ungarn (955) erworben hatte. Wahrſcheinlich ließ deßhalb Herzog Leopold VI. den König Richard Löwenherz von England, auf deſſen heimlicher Durchreiſe von Paläſtina, gefangen nehmen und an Kaiſer Heinrich VI. ausliefern. — Bisher war die Reſidenz der Herzöge von Oeſterreich in der Burg auf dem Kahlenberge unweit Wien geweſen. Leopolds jüngerer Sohn, Herzog Leopold VII., baute ſich aber in der Stadt Wien ſelbſt einen Palaſt, der noch heutiges Tages unter dem Namen der alten Burg von den Monarchen Oeſterreichs bewohnt wird. Leopold VII., mit Recht der Glorreiche genannt, ſtiftete das Hoſpital zum heiligen Kreuz, und verlieh der Stadt Wien, die eine ordentliche ſtädtiſche Verfaſſung erhalten hatte (1198), das Stapelrecht, indem er ihr zugleich zur Beförderung des Handels 30,000 Mark Silber vorſchoß. Vom Hochſtifte Freiſingen kaufte er einen Theil von Krain für 1650 Mark (1229), und hinterließ das Land dem jüngſten ſeiner drei Söhne, Friedrich II. dem Streitbaren, in einem blühenden Zuſtande. Allein dieſer wurde, weil er ſich mit den lombardiſchen Städten gegen den Kaiſer Friedrich II. verbunden hatte, 1236 mit der Reichsacht belegt, und Herzog Otto von Baiern riß das Land ob der Ens (bis auf Linz) an ſich. Der Kaiſer gab das übrige Land als eingezognes Lehn einem Markgrafen, und Wien wurde eine Reichsſtadt. Doch bemächtigte ſich Herzog Friedrich während des Kaiſers Zug nach Italien des größten Theils

ſeines Landes wieder, und der bedrängte Kaiſer beſtätigte ihm zu Verona 1245 ſeine Vorrechte aufs Neue. Das reichsſtädtiſche Privilegium Wiens wurde vernichtet; Friedrich ſollte ſogar die königliche Würde für Oeſterreich und Steyermark erhalten, als ſein Fall in der Schlacht an der Leytha gegen König Bela IV. von Ungarn (15ten Juli 1246), im 35ſten Jahre ſeines thatenreichen Lebens, alle ſeine Hoffnungen vernichtete. Mit ihm erloſch der Mannsſtamm des babenbergiſchen Hauſes. Die folgende Zeit von 1246 bis 1282 heißt das öſterreichiſche Interregnum. Kaiſer Friedrich II. erklärte nämlich Oeſterreich und Steyermark als erledigtes Reichslehn für ein Erbgut der deutſchen Kaiſer, und ſetzte einen Statthalter nach Wien, deren reichsſtädtiſche Rechte wieder erneuert wurden. Aber die weiblichen Verwandten des verſtorbenen Herzogs Friedrich, ſeine Schweſter Margarethe, (Wittwe des Kaiſers Heinrich VI.) und ſeine Nichte Gertraud, (die nach der Trennung von ihrem erſten Gemahle, dem Markgrafen Wladislaw von Mähren, ſich mit dem Markgrafen Herrmann von Baden, Statthalter Kaiſers Friedrich in Oeſterreich, vermählt hatte) erhoben, vom Papſte Innocenz IV. hierzu aufgeregt, (1248) ihre Anſprüche auf das Erbe ihres Bruders. Markgraf Herrmann, vom Papſte und einer ſtarken Partei unterſtützt, bemächtigte ſich Wiens und mehrerer öſterreichiſchen Städte; doch in Steyermark leiſtete ihm der Statthalter, Graf Meinhard von Görz, Widerſtand. Herrmann ſtarb aber ſchon 1250, und ſein Sohn Friedrich — der in der Folge mit Conradin von Schwaben zu Neapel (1268) enthauptet wurde, — war erſt ein Jahr alt. Da nun verſchiedene Parteien das Land verwirrten, und Kaiſer Conrad IV. durch den Kampf mit ſeinem Gegenkönig abgehalten war an Oeſterreich zu denken, ſo faßten die Stände von Oeſterreich und Steyermark 1251 den Entſchluß, einen von den Söhnen der zweiten Schweſter Friedrichs des Streitbaren, Conſtantia, (Wittwe von Markgraf Heinrich dem Erlauchten in Meißen) zum Herzoge zu ernennen. Schon waren ihre Abgeordneten nach Meißen auf dem Wege, als ſie bei ihrer Einkehr zu Prag vom Könige Wenzeslaw überredet wurden, ſeinen Sohn Ottokar zum Herzoge von Oeſterreich und Steyermark zu erklären, welcher auch durch Waffen, Geld und die Vermählung mit der verwittweten Kaiſerin Margarethe ſeine Ernennung zu unterſtützen wußte. Steyermark, deſſen ſich Bela, König von Ungarn, bemächtigt hatte, nahm er dieſem nach dem Siege im Marchfelde (Juli 1260) wieder ab, und ließ ſich im J. 1262 von dem römiſchen Könige Richard mit beiden Herzogthümern belehnen. Darauf fielen ihm durch das Teſtament ſeines Vetters Ulrich, des letzten Herzogs von Kärnthen und Friaul (geſt. 1269), das Herzogthum Kärnthen, der damit vereinigte Theil von Krain, das Hiſterreich und ein Theil von Friaul zu. Doch dieſe Macht zerbrach an der Stärke des, gegen Ottokars Willen zum Kaiſer erwählten (1272), Grafen Rudolph von Habsburg. Nach einem unglücklich geführten Kriege mußte er dieſem Helden (November 1276) die geſammten öſterreichiſchen Beſitzungen abtreten. Als er ſie (1277) wieder erobern wollte, verlor er in der Schlacht auf dem Marchfelde (26ſten Auguſt 1278) das Leben, und ſein Sohn Wenzeslaw mußte, um ſeine Erblande zu behalten, allen Anſprüchen auf jene Länder entſagen. Kaiſer Rudolph blieb drei Jahre lang in Wien, und ernannte dann ſeinen älteſten Sohn zum Statthalter. Als es ihm aber gelungen war, die Einwilligung der Churfürſten von Sachſen und Brandenburg, ſo wie die der drei geiſtlichen Churfürſten

und der Pfalzgrafen am Rheine zu erhalten, belieh er (27ſten December 1282) ſeine beiden Söhne, Albrecht und Rudolph, mit den Herzogthümern Oeſterreich und Steyermark, wie auch mit Kärnthen, welches letztere aber beide Brüder dem Grafen Meinhard von Tyrol, Albrechts Schwiegervater, überließen. Doch ſchon im folgenden Jahre ſchloſſen beide Brüder einen Vergleich, durch welchen Albrecht alleiniger Beſitzer von Oeſterreich, Steyermark und Krain wurde; Wien, das ſeinen reichſtädtiſchen Rechten gänzlich entſagte, ward die Reſidenz, Oeſterreich aber von nun an der Geſchlechtsname der Nachkommen Rudolphs und ſeiner Söhne. Vergl. d. Art. Habsburg und Rudolph von Habsburg. — Mit dem Eintritte der habsburgiſchen Dynaſtie ward der Grundſtein zu Oeſterreichs nachmaliger Größe gelegt. Der despotiſche Albrecht wurde von Ungarn und Baiern befehdet. Kaum hatte er die römiſche Königskrone 1298 erkämpft, ſo wurde er von ſeinem Neffen, Johann von Schwaben, dem er ſeine Erbgüter vorenthielt, auf der Brücke bei Rheinfelden (1ſten Mai 1308) ermordet. Johann ſtarb in einem Kloſter zu Piſa 1313, und ſein Erbe fiel des ermordeten Albrechts fünf Söhnen (Friedrich, genannt der Schöne, Leopold, Heinrich, Albrecht, Otto) zu. Dieſe mußten dem Kaiſer Heinrich VII. die Belehnung über die väterlichen Länder, welche im J. 1308 einen Umfang von 1254 Quadratmeilen hatten, mit 20,000 Mark Silber abkaufen. Unter ihrem Vater waren die öſterreichiſchen Beſitzungen durch die ſchwäbiſche Markgrafſchaft vermehrt worden (1301), und durch die Fehden mit Baiern erwarben ſie Neuburg. Dagegen ſcheiterte der Verſuch des Herzogs Leopold, die unter Albrecht verlorenen helvetiſchen Waldſtädte wieder zu erlangen (1315) an der Tapferkeit der Eidgenoſſen in der Schlacht bei Morgarten. Auch ſein, 1314 von einigen Churfürſten zum römiſch-deutſchen König erwählter, Bruder Friedrich unterlag ſeinem Gegner, Kaiſer Ludwig (von Baiern) bei Mühldorf 1322, und war 2 1/2 Jahre lang deſſen Gefangener im Schloſſe Trausnitz. Doch der Kampf mit dem Hauſe Luxemburg in Böhmen und mit dem Papſte Johann XXII., vermochte 1325 den Kaiſer, ſeinem Gefangenen die Freiheit zu geben, dagegen dieſer aller Theilnahme an der Regierung entſagte und alle Reichsgüter, die noch in öſterreichiſcher Gewalt waren, herauszugeben verſprach. Allein Leopold hielt dieſe Uebereinkunft für unrühmlich, und ſetzte den Kampf gegen Ludwig fort; daher ſtellte ſich Friedrich wieder als Gefangener in München ein. Von dieſer Treue gegen ſein gegebenes Wort gerührt, ſchloß Ludwig mit Friedrich den Bund der Freundſchaft, und einen Vergleich (7ten September 1325) zur gemeinſchaftlichen Regierung des Reichs, der aber, weil er ohne Zuſtimmung der Churfürſten verabredet worden war, keine Folgen hatte. Unterdeſſen waren Leopold 1326, und Heinrich von Oeſterreich 1327 geſtorben; auch Friedrich ſtarb kinderlos (13ten Januar 1330). Darauf verglichen ſich deſſen Brüder Albrecht II. und Otto mit dem Kaiſer Ludwig. Nach dem Tode ihres Vetters Heinrich, Markgrafen von Tyrol und Herzogs von Kärnthen, (Vaters der Margarethe Maultaſch) ließen ſie ſich vom Kaiſer mit Tyrol und Kärnthen belehnen (Mai 1335), traten jedoch Tyrol an den König Johann von Böhmen durch einen Vergleich (9ten October 1336) für deſſen Sohn Johann Heinrich, oder vielmehr deſſen Braut, Margarethe Maultaſch, wieder ab. Als Otto und ſeine Söhne verſtorben waren (1344), vereinigte Albrecht (der Weiſe) II. die geſammten öſterreichiſchen Lande, welche noch durch

ſeine Gemahlin, die Tochter des letzten Grafen von Pfirt, mit deſſen Beſitzungen (1324), ſo wie durch die burgundiſch-kyburgiſchen Güter (1326) vergrößert worden waren. Unter Albrechts II. vier Söhnen (Rudolph, Albrecht, Leopold, Friedrich) zeichnete ſich Rudolph II. (IV.) durch die Vollendung der Stephanskirche in Wien, durch die Errichtung eines Collegiatſtifts und der hohen Schule zu Wien (1365) aus; er ſtarb zu Mailand (1365) kinderlos, vor ihm der jüngſte Bruder, Friedrich; und im J. 1379 theilten ſich die beiden hinterbliebenen alſo, daß Albrecht III. (mit dem Zopfe) Oeſterreich nahm und alle übrige Länder ſeinem Bruder Leopold III. (dem Frommen) überließ. Als Leopold hierauf in dem wiederholten Verſuche auf die habsburgiſchen Beſitzungen in der Schweiz bei Sempach (9ten Juli 1386), wo Winkelriedes unſterbliche That ihm den Sieg entriß, das Leben verloren hatte, führte Albrecht III. die vormundſchaftliche Regierung über die Länder der unmündigen Söhne Leopolds III. (über Steyermark). An ihn trat Margarethe Maultaſch Tyrol ab, nachdem ihr einziger Sohn, Prinz Meinhard, vermählt mit Albrechts III. Schweſter, geſtorben war. Sie behielt bloß einige Schlöſſer und 6000 Mark Goldes; Baiern aber entſagte ſeinen Anſprüchen gegen die Ueberlaſſung von Schärding und der drei tyroliſchen Städte, Kitzbühl, Vallenberg, Kufſtein und einer Summe von 116,000 Goldgülden. Außer Tyrol kamen bis zu Albrechts III. Tode (1395) noch mehrere Gebiete an Oeſterreich. Schon Leopold III. hatte (1365) dem letzten Grafen von Feldkirch ſeine Beſitzungen für 36,000 Goldgülden abgekauft; für 55,000 Goldgülden erhielt Oeſterreich von den Grafen von Fürſtenberg das Breisgau nebſt den Städten Neuburg, Altbreiſach, Kenzingen und Villingen; der Reſt von Krain und der windiſchen Mark waren nach dem Tode des letzten Grafen von Görz, die Grafſchaft Pludenz von einem Grafen Werdenberg, die gräflich-hohenbergiſchen Beſitzungen für 66,000 Goldgülden, durch Theilnahme an einem Kriege zwiſchen Ungarn und Venedig die Stadt Trieſt (1380) erworben, und die beiden Landvoigteien in Ober- und Nieder-Schwaben vom römiſchen Könige Wenzeslaw dem Herzoge Leopold für 40,000 Goldgülden verpfändet worden. Albrecht III. und ſein Bruder Leopold III. hatten zwei Linien, die öſterreichiſche und ſteyermärkiſche, geſtiftet, die 78 Jahre lang fortdauerten. Albrechts III. einziger Sohn, Albrecht IV., war, als ſein Vater 1395 ſtarb, in Paläſtina. Nach ſeiner Rückkunft wollte er ſich an dem Markgrafen Procop von Mähren für deſſen verübte Feindſeligkeiten rächen, ſtarb aber an Gift vor Znaym (1404). Sein minderjähriger Sohn, Albrecht V., wurde 1410 für mündig erklärt, und vereinigte als Schwiegerſohn des Kaiſers Siegmund die Krone von Ungarn und Böhmen (1437) mit der deutſchen Kaiſerkrone (1438). Dieſer treffliche Fürſt ſtarb aber ſchon 1439. Sein Sohn Ladislaw (Poſthumus) beſchloß 1457 die albrecht-öſterreichiſche Linie, deren Länder der ſteyermärkiſchen zufielen. Von nun an blieb die deutſche Kaiſerwürde ununterbrochen bei dem Hauſe Oeſterreich; nur Ungarn und Böhmen gingen durch Albrechts V. Tod auf einige Zeit verloren, ſo wie, nach blutigen Streitigkeiten mit den Schweizern unter Kaiſer Friedrich III., auch die letzten habsburgiſchen Stammgüter in Helvetien. Dagegen wurden Cilly, Seckingen, Bregenz, Nellenburg, Sonnenberg und Meydberg erworben, und um den Glanz des Hauſes zu erhöhen, ertheilte dieſer Kaiſer ihm die erzherzogliche Würde. Den zwiſchen Friedrich und ſeinen Brüdern, Albrecht und Siegmund, aus-

gebrochenen Erbſtreit, während deſſen der Kaiſer in der wiener Hofburg von den Bürgern, die Albrecht ergeben waren, belagert wurde, endigte des Letztern Tod (December 1463). Nun trat auch Siegmund ſeinen Antheil am Erbe des verſtorbenen Ladislaw ab, und Friedrich war alleiniger Herr über Oeſterreich. Seine Regierung ward höchſt wichtig für Oeſterreich durch die Erwerbung der Niederlande. Der Herzog von Burgund, Carl der Kühne, hatte nämlich bei ſeinem Angriffe auf Lothringen und Helvetien, in der Schlacht bei Nancy (1477) das Leben verloren. Da warb Kaiſer Friedrich, geſtützt auf eine frühere Zuſage Carls, um deſſen hinterlaſſene Tochter, Marie, für ſeinen Sohn Maximilian. Die Vermählung ward vollzogen, doch koſtete es Maximilian viel Mühe, ſich in der Regierung der Niederlande, die er als Vormund ſeines Sohns Philipp führte, zu erhalten. Seine Gefangenſchaft zu Brügge endigte (1489) ein Vergleich zu ſeinem Vortheile; doch verlor er das Herzogthum Geldern. Als er nach ſeines Vaters Tod (19ten Auguſt 1493) deutſcher Kaiſer geworden war, trat er ſeinem Sohne Philipp die Regierung der Niederlande ab. Maximilian (vergl. Deutſchland und Maximilian I.) erweiterte die Grenzen ſeiner Erbländer durch ganz Tyrol und viele andere, beſonders baierſche Gebiete; auch erwarb er ſeinem Hauſe die Anſprüche auf Ungarn und Böhmen. Der wiener Hof begann unter ihm der Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften in Deutſchland zu werden. Die Verheirathung ſeines Sohnes Philipp mit Johanna von Spanien führte das Haus Habsburg auf den Thron von Spanien und Indien; da aber Philipp ſchon 1506 (13 Jahre früher als ſein Vater) geſtorben war, ſo erfolgte die Vereinigung Spaniens und Oeſterreichs erſt nach Maximilians I. Tode (12ten Januar 1519), indem ſein Enkel (Philipps älteſter Sohn), Carl I. König von Spanien (ſ. Carl V.), zum deutſchen Kaiſer erwählt wurde. Dieſer überließ aber durch die Theilungsverträge von Worms (28ſten April 1521) und Gent (7ten Mai 1540) alle deutſche Erbländer (die Niederlande behielt Carl V. für ſich) an ſeinen Bruder Ferdinand. Jetzt beſaß das Haus Oeſterreich eine Ländermaſſe von ſiebzehntauſend Quadratmeilen; allein es ſollte noch mächtiger werden. Außerdem daß Kaiſer Carl V. die Zahl der niederländiſchen Provinzen bis auf 17 vermehrte, und unter dem Namen des burgundiſchen Kreiſes ihre, von ſeinem Großvater ſchon beſchloſſene Einverleibung mit dem deutſchen Reiche beſtätigte, erwarb Ferdinand I., der mit einer Schweſter des ungariſchen Königs Ludwig II. vermählt war, nachdem dieſer in der Schlacht bei Mohacz das Leben verloren hatte, die Königreiche Ungarn und Böhmen, nebſt den zu Böhmen gehörenden Ländern Mähren, Schleſien und Lauſitz. Böhmen erkannte Ferdinanden willig als ſeinen König an. Auch in Ungarn ward er ungeachtet der getheilten Stimmung der Magnaten und des anfänglichen Glücks ſeines Gegners Johann von Zapolya (man vergl. Ungarn) den 26ſten November 1526 durch die Reichsverſammlung zum Könige ernannt und den 5ten November 1527 gekrönt. Aber Zapolya vertraute ſein Schickſal dem Sultane Soliman I. an, und bald ſtand dieſer (1529) vor den Mauern Wiens; doch die klugen Maßregeln des öſterreichiſchen Feldherrn, Grafen von Salm, retteten die Hauptſtadt; und die Reichsarmee nöthigte Soliman zum Rückzuge. Nach einigen Jahren (1535) kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem Johann von Zapolya den Königstitel und die Hälfte von Ungarn, ſeine Nachkommen aber nur Siebenbürgen behalten ſollten. Als aber Johann ge-

ſtorben war, entſtanden neue Unruhen, in welche ſich Soliman wiederum einmiſchte, und Ferdinand konnte den Beſitz von Niederungarn nur durch einen jährlichen Tribut von 30,000 Ducaten von dem kriegeriſchen Sultan erkaufen (1562). Nicht glücklicher war Ferdinand mit dem Herzogthume Wirtemberg, welches der ſchwäbiſche Bund dem unruhigen Herzoge Ulrich abgenommen, und dem Kaiſer Carl V. verkauft hatte, von welchem es an ſeinen Bruder bei der Theilung überlaſſen worden war. Herzog Ulrichs Freund, der Landgraf Philipp von Heſſen, benutzte nämlich Ferdinands Verlegenheit im Kriege wegen Ungarn, und eroberte durch Unterſtützung Frankreichs Wirtemberg, welches Ferdinand im Vergleiche zu Cadan (29ſten Juni 1534) mit der Beſtimmung, daß es öſterreichiſches Afterlehn ſeyn, und nach dem Abgange des wirtembergiſchen Mannsſtammes an Oeſterreich fallen ſolle, an Ulrich wieder abtrat. Dieſe Verluſte wurden freilich durch die Erwerbung der andern Hälfte von Bregenz, der Grafſchaft Thengen und der Stadt Coſtnitz nicht ganz erſetzt; dennoch betrugen die Beſitzungen des öſterreichiſchen Hauſes deutſcher Linie 5402 Q. Meilen. Ferdinand empfing auch die Kaiſerkrone, als ſein Bruder Carl (1558) das Scepter mit der Mönchsgeißel vertauſcht hatte, und hinterließ, als er (25ſten Juli 1564) mit dem Ruhme eines vortrefflichen Regenten ſtarb, drei Söhne und zehn Töchter. Nach ſeinem Willen theilten die erſtern die väterliche Erbſchaft alſo, daß der älteſte, Maximilian II., der auch Kaiſer wurde, Oeſterreich, Ungarn und Böhmen, der zweite, Ferdinand, Tyrol nebſt Vorderöſterreich, und der dritte, Carl, Steyermark, Kärnthen, Krain und Görz erhielt. Als aber Erzherzog Ferdinand, der die ſchöne Bürgerstochter von Augsburg, Philippine Welſerin geheirathet hatte, geſtorben war (1595), und ſeine Söhne, Andreas (Cardinal und Biſchof zu Conſtanz und Brixen, auch ſpaniſcher Gubernator der Niederlande), und Carl (Markgraf von Burgau) nicht als ſtandesmäßig anerkannt wurden, fielen ſeine Beſitzungen an ſeine Vettern zurück. Kaiſer Maximilian war in Ungarn glücklicher als ſein Vater; der Tod Solimans vor Sigeth 1566 hatte einen Waffenſtillſtand zur Folge; und 1572 ließ Maximilian ſeinen älteſten Sohn, Rudolph, als König von Ungarn krönen, der darauf auch zum Könige von Böhmen gekrönt und zum römiſchen Könige erwählt wurde. Dagegen mißlangen ihm die Verſuche, die polniſche Krone an Oeſterreich zu bringen, ſo wie es in der Folge ſeinem vierten Sohne, Maximilian, nach dem Tode Stephan Bathori's (1587), ebenfalls nicht gelang, König von Polen zu werden. Kaiſer Maximilian II. ſtarb den 12ten October 1576; von ſeinen fünf Söhnen wurde Rudolph, der älteſte, Kaiſer. Unter ſeiner Regierung waren der Krieg gegen die Türken und Siebenbürgen, die Unruhen wegen des Proteſtantismus, den er aus ſeinen Staaten gänzlich verbannen wollte, und die Umſtände, unter denen er genöthigt wurde, im J. 1608 Ungarn und Böhmen und 1611 die öſterreichiſchen Erblande an ſeinen Bruder Matthias abzutreten, merkwürdig. Letzterer, der ihm auch (1612) in der Kaiſerwürde folgte, ſchloß zwar einen zwanzigjährigen Frieden mit den Türken, hatte aber deſto mehr mit den Böhmen zu thun, welche die Religionsfreiheit mit den Waffen in der Hand erzwingen wollten. Das Ende der Unterhandlungen erlebte Matthias nicht (ſtarb 20ſten März 1618). Die Böhmen weigerten ſich, ſeinen Nachfolger, Ferdinand, anzuerkennen, und wählten das Haupt der evangeliſchen Union, den Churfürſten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Kö-

nige. Doch nach der Schlacht bei Prag 1620 ward Böhmen Ferdinanden unterworfen, der nun im eigentlichen Böhmen und Mähren die proteſtantiſche Religion gänzlich ausrottete. Zugleich vernichtete er der Böhmen freie Königswahl und den Majeſtätsbrief, errichtete ein catholiſches Reformationsgericht und veranlaßte hierdurch die Auswanderung vieler Tauſende. Auch die öſterreichiſchen (meiſtens proteſtantiſchen) Stände wurden von Ferdinand zur Huldigung gezwungen, worauf der Kaiſer das Lutherthum in Oeſterreich ſtreng verbot. Zuletzt ward Ungarn, das unter Bethlen Gabor, dem Fürſten von Siebenbürgen, ſich empört hatte, bezwungen. Dieſer Religionskrieg koſtete dem öſterreichiſchen Hauſe den Flor ſeiner Länder. Denn unter Ferdinands Nachfolger Ferdinand III. (1637 — 1657) wurden Oeſterreichs Länder immer mehr der Schauplatz des furchtbaren Kriegs. Im Laufe deſſelben trat Ferdinand im prager Frieden 1635 die Lauſitz an Sachſen, und am Schluſſe deſſelben, im weſtphäliſchen Frieden 1648, das Elſaß an Frankreich ab. Ferdinands III. Sohn und Nachfolger, Kaiſer Leopold I., war durch Eugen ſiegreich in zwei Türkenkriegen. Er verwandelte Ungarn 1687 in ein Erbreich, und vereinigte damit Siebenbürgen, obwohl unter eignen Fürſten. Auch gab die Pforte im carlowitzer Frieden 1699 das Land zwiſchen der Donau und Theiß an Ungarn zurück. Darauf wollte Leopold ſeinem zweiten Sohne Carl die Erbfolge in der ſpaniſchen Monarchie von dem kinderloſen König von Spanien, Carl II., zuſichern laſſen; allein ſeine Unentſchloſſenheit und Frankreichs feinere Politik vermochten Carl II., den Enkel Ludwigs XIV. zum Erben ſeines Throns einzuſetzen. Alſo begann der ſpaniſche Erbfolgekrig 1701; während deſſelben ſtarb Leopold den 5ten Mai 1705. Sein älteſter Sohn und Nachfolger, Kaiſer Joſeph I., ſetzte den Krieg fort, ſtarb aber ohne Kinder den 17ten April 1711, worauf ſein Bruder, der beſtimmte König von Spanien, Carl, aus Barcelona nach ſeinen Erbſtaaten eilte, um deren Regierung zu übernehmen. Auch er wurde zum Kaiſer erwählt den 24ſten December d. J., mußte aber dem von ſeinen Bundesgenoſſen abgeſchloſſenen utrechter Frieden zu Raſtadt und Baden im Jahre 1714 beitreten, nach welchen Friedensſchlüſſen Oeſterreich bloß die Niederlande, Neapel und Sardinien erhielt. Auch das Herzogthum Mantua, das von Joſeph ſchon 1708 in Beſchlag genommen worden war, da deſſen Herzog ſich gegen das deutſche Reichsoberhaupt mit Frankreich verbündet hatte, wurde als Lehn mit der öſterreichiſchen Monarchie vereinigt. Die Monarchie umfaßte jetzt einen Flächeninhalt von 9043 Q. Meilen, mit faſt 29 Millionen Einwohnern. Sie hatte zwiſchen 13 bis 14 Millionen Gulden Einkünfte und eine Armee von 130,000 Mann. Ihre Macht wurde jedoch durch neue Kriege mit Spanien und Frankreich ſehr geſchwächt. Carl VI. mußte nämlich im wiener Frieden 1735 und 1738 Neapel und Sicilien an den Infanten von Spanien Don Carlos, und an den König von Sardinien einen Theil von Mailand abtreten, wofür er bloß Parma und Piacenza erhielt. Im folgenden Jahre verlor er durch den belgrader Frieden faſt alle Früchte von Eugens Siegen, bis auf Temeswar; denn er mußte Belgrad, Servien, den öſterreichiſchen Antheil an der Wallachey, Orſowa und Bosnien an die Pforte zurückgeben. Dies alles bewilligte Carl VI., um die Erbfolge in ſeiner Monarchie ſeiner Tochter Maria Thereſia durch die pragmatiſche Sanction zuzuſichern. Dieſes Erbfolgegeſetz ward von 1713 bis 1719 errichtet, und nach und nach von allen europäiſchen

Mächten anerkannt. Als nun nach Carls VI. Tode (den 20ſten October 1740) der habsburgiſch-öſterreichiſche Mannsſtamm erloſchen war, beſtieg ſeine älteſte Tochter Maria Thereſia (vermählt mit dem Herzoge Stephan von Lothringen, daher von jetzt an das lothringiſch-öſterreichiſche Haus beginnt) den Thron von Oeſterreich. Von allen Seiten erhoben ſich Anſprüche gegen ſie. Doch alle wies Maria Thereſia (ſ. d. Art.) im Gefühl ihres Rechts zurück. Ein heftiger Krieg begann, worin bloß England auf ihrer Seite war; Friedrich II. von Preußen eroberte Schleſien, der Churfürſt von Baiern wurde in Linz und Prag gekrönt, und als Carl VII. (im Februar 1742) zum Kaiſer erwählt. Nur die treuen Ungarn ſtanden ihrer heldenmüthigen, ſchönen Königin bei. Doch mußte ſie im Frieden von Breslau (4ten Juni 1742) an Preußen Schleſien nebſt Glatz, mit Ausnahme von Teſchen und Troppau, abtreten. Friedrich II. erneuerte den Krieg, indem er dem Kaiſer Carl VII. zu Hülfe eilte: allein dieſer ſtarb ſchon am 20ſten Januar 1745, und Thereſiens Gemahl wurde als Franz I. Kaiſer von Deutſchland. Ein neuer Friedensſchluß (25ſten December 1745) ſicherte Friedrich den Beſitz von Schleſien aufs Neue zu, ſo wie Oeſterreich im Frieden von Aachen (18ten October 1748) auch die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla an den Infanten Philipp von Spanien, und einige Bezirke von Mailand an Sardinien abtreten mußte. Jetzt war die Fortdauer der öſterreichiſchen Monarchie geſichert; allein Maria Thereſia wollte Schleſien zurückhaben. Sie ſtellte daher ihre Armee wieder her und verband ſich unter der Leitung des großen Miniſters Kaunitz mit Frankreich, Rußland, Sachſen und Schweden. Daraus entſtand der ſiebenjährige Krieg; aber Preußen behielt im hubertsburger Frieden 1763 Schleſien, und Oeſterreich hatte Gut und Blut vergebens aufgeopfert. Daher zeigte ſich in Oeſterreich jetzt das erſte Papiergeld, Staatsobligationen genannt, zu deren Umſezzung Kaiſer Franz eine Bank errichtete. — Zwei Jahre darauf (18. Auguſt 1765) ſtarb Franz I., und Joſeph, ſein älteſter Sohn, ward Mitregent ſeiner Mutter in den Erbſtaaten, und deutſcher Kaiſer. Beſorgt, daß der Mannsſtamm ihres Hauſes leicht wieder ausſterben könnte, ſtiftete jetzt Maria Thereſia zwei Nebenlinien: das Haus Toscana in ihrem zweiten Sohne, Peter Leopold, und das Haus Eſte in der Perſon des Erzherzogs Ferdinand. Für ſolche Abtrennungen entſchädigte Maria Thereſia den Hauptkörper mittelſt Einziehung mehrerer von Ungarn an Polen einſt verpfändeter Städte, ohne das Löſegeld dafür zu bezahlen, durch Erwerbung Galiziens und Lodomiriens bei der erſten Theilung des Königreichs Polen (1772), und durch die Beſitznahme der Bukowina, welche die Pforte 1777 abtrat. Das Rentamt Burghauſen (Innviertel) erhielt Oeſterreich im teſchner Frieden (13ten Mai 1779), ſo wie die erledigte Grafſchaft Hohenembs in Schwaben, die Grafſchaft Falkenſtein und die ſchwäbiſchen Herrſchaften Tettnang und Argen, ſo daß beim Tode der Kaiſerin (28ſten November 1780) Oeſterreich 11,070 Q. Meilen umfaßte; ſie hatte 772 Q. Meilen verloren, und dagegen 1618 gewonnen; die Bevölkerung betrug 24 Millionen, allein die Staatsſchulden waren auf 160 Millionen Gulden angewachſen. Die Regierung dieſer großen Frau zeichnete ſich aus durch treffliche Einrichtungen in der Staatsverwaltung überhaupt, durch Sorge für Ackerbau und Landesinduſtrie, beſonders für Handlung, Volkserziehung, Unterricht, Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt; ſo wie durch die von Kaunitz mit

großer Umſicht und Kraft geführte Leitung der auswärtigen Verhältniſſe, ſelbſt in Anwendung auf den römiſchen Hof. — Ihr Nachfolger Joſeph II. (ſ. d. Art.) handelte mit raſtloſer Thätigkeit noch vorurtheilsfreier, obgleich oft zu raſch oder zu gewaltſam. Schon als Mitregent machte er bedeutende Erſparungen in der Hofverwaltung, in Penſionsertheilungen und im Beſoldungsweſen. Nach dem Tode ſeiner Mutter aber entwickelte ſich ſeine ganze Regententhätigkeit. Streng gegen den Soldaten, wie gegen den Civilbeamten, behauptete er doch ſeltene liberale Regierungsgrundſätze. Das Cenſurweſen wurde reformirt, die Proteſtanten erhielten Freiheiten und bürgerliche Rechte, die Juden wurden mit vieler Duldſamkeit behandelt, 900 Klöſter und Stifter wurden aufgehoben, ſelbſt der Beſuch Pius VI. änderte nichts in Joſephs Reformationsſyſteme; das Schulweſen unterwarf er einer Reviſion und Verbeſſerung; den Fabriken gab er durch die ſtrenge Mauth mehr Schwung und Ausbreitung. Aber ſein Eifer reizte den Widerſtand aller Feinde der wahren Aufklärung. Die Niederländer empörten ſich, und ſein Verdruß darüber war vielleicht ein Hauptgrund zu dem Gedanken, die Niederländer, unter dem Titel eines Königreichs Auſtraſien, an den Churfürſten von Pfalzbaiern gegen dieſes Land zu vertauſchen, welcher Plan aber an der Feſtigkeit des nächſten Agnaten, Herzogs von Zweibrücken, und an dem deutſchen Fürſtenbunde Friedrichs II. ſcheiterte. Nicht glücklicher war Joſeph im Kriege 1788 gegen die Pforte; perſönliche Anſtrengungen im Felde und der Gram über die in ſeinen Erbſtaaten ausgebrochenen Unruhen, beſchleunigten ſeinen Tod (20ſten Februar 1790). Ihm folgte ſein älteſter Bruder Leopold II. (ſ. d. Art.), bisher Großherzog von Toscana. Es gelang ihm durch Nachgeben und Feſtigkeit die Niederlande zu beruhigen und die Ungarn zu befriedigen. Der Vertrag mit Preußen von Reichenbach (27ſten Juli 1790), und der von Sziſtow (4ten Auguſt 1791) verſchaffte ihm den Frieden mit der Pforte. Das traurige Schickſal ſeiner Schweſter und ihres Gemahls, Ludwigs XVI, von Frankreich, veranlaßte ihn zum Bündniſſe mit Preußen; doch noch ehe der Revolutionskrieg losbrach, ſtarb Leopold, (1ſten März 1792). Kurz nach der Thronbeſteigung ſeines Sohns Franz II., der (14ten Juli 1792) auch zum deutſchen Kaiſer erwählt wurde, erklärte Frankreich an ihn, als König von Ungarn und Böhmen, den Krieg. (S. Frankreich). Oeſterreich verlor in dem erſten Friedensſchluſſe von Campo Formio (17ten October 1797) die Lombardei, nebſt den Niederlanden, wofür es den größten Theil des venetianiſchen Gebiets erhielt; zwei Jahre früher (1795) war es bei der dritten Theilung Polens durch Weſtgalizien vergrößert worden. Im Anfange des Jahrs 1799 begann Kaiſer Franz, mit Rußland verbunden, den Krieg gegen Frankreich aufs Neue; doch Bonaparte erzwang den Frieden von Luneville (9ten Februar 1801), den Franz ohne Englands Beitritt abſchloß, und worin er die Grafſchaft Falkenſtein und das Frickthal abtreten mußte, während zugleich der Großherzog Ferdinand von Toscana dieſem Lande entſagte, wofür ihm Salzburg, nebſt Berchtesgaden und einem Theile des paſſauiſchen Gebiets, und in der Folge noch der größte Theil von Eichſtädt nebſt der Churwürde zugeſtanden wurde. Oeſterreich ſelbſt erhielt die beiden tyroliſchen Erzſtifte Trient und Brixen, ſo daß es mit Einſchluß der letzten Erwerbungen in Polen, ungeachtet jener Abtretungen an Frankreich, noch 452 Q. Meilen gewonnen hatte, und alſo 11,976 Q. Meilen überhaupt umfaßte. Aber die Maſſe der Staats-

ſchulden war bis auf 1,220 Millionen Gulden geſtiegen. — Da trat der Zeitpunkt ein, wo Franz, als Frankreichs erſter Conſul ſich zum Kaiſer ausrufen ließ, in richtiger Ahnung der Zukunft, ſich ſelbſt (11ten Auguſt 1804) zum Erbkaiſer von Oeſterreich erklärte, indem er unter dem Namen „Kaiſerthum Oeſterreich" alle ſeine Staaten zu Einem Ganzen vereinigte. Hierauf griff Franz II noch einmal, im Bunde mit Rußland und Großbritannien, zu den Waffen gegen die Anmaßungen des franzöſiſchen Staatsoberhauptes. Der Krieg von 1805 endigte mit dem Frieden von Preßburg (26ſten December 1805), in welchem Kaiſer Franz die noch übrigen Provinzen in Italien an Frankreich, dann Burgau, Eichſtädt, den Antheil von Paſſau, Tyrol mit Brixen und Trient, Vorarlberg, Hohenembs, Rothenfels, Tettnang, Argen und Lindau an den König von Baiern, ferner an den König von Wirtemberg die fünf Donauſtädte, die Grafſchaft Hohenberg, Landgrafſchaft Nellenburg, Landvoigtei Altdorf und einen Theil von Breisgau, ſo wie an den Großherzog von Baden das übrige Breisgau, die Ortenau, Conſtanz und die Commende Meinau abtreten mußte. Dafür erhielt Oeſterreich Salzburg und Berchtesgaden; der Churfürſt von Salzburg wurde durch Würzburg entſchädigt; außerdem ſollte die Würde eines Hoch- und Deutſchmeiſters einem öſterreichiſchen Prinzen erblich gehören. — So endigte ein Krieg, welcher außer dieſen Länderabtretungen der öſterreichiſchen Monarchie noch 90 Millionen an dem, was die Franzoſen aus Wien und ſonſt mit fortgenommen hatten, und 800 Millionen an anderm Kriegsaufwande koſtete, wozu Franz einen großen Theil aus ſeinem Privatſchatze hergab. Eine der wichtigſten Folgen war, daß nach der Errichtung des Rheinbundes (12ten Juli 1806) Kaiſer Franz der deutſchen Kaiſerwürde (6ten Auguſt 1806) entſagte, welche ſeine Familie länger als 500 Jahre beſeſſen hatte. Er nannte ſich nun Franz I., Kaiſer von Oeſterreich. Als ſolcher beſchloß er 1809 einen neuen Krieg gegen Frankreich, allein, ohne Bundesgenoſſen, außer Großbritannien, deſſen Beiſtand lediglich in Subſidien und einer zu ſpäten Diverſion in Holland beſtand. Oeſterreich kämpfte mit Muth und Anſtrengung; allein es unterlag auch dießmal. Der Friede von Wien (14ten October 1809) koſtete der Monarchie 2000 Q. Meilen mit 3 1/2 Millionen Menſchen und über 11 Millionen Gulden Einkünften. Die Staatsſchuld war auf 1200 Millionen Gulden geſtiegen, 950 Millionen betrug die Maſſe des vorhandenen Papiergeldes. Aber nicht genug, daß Napoleon Bonaparte der öſterreichiſchen Monarchie die ſchönſten Provinzen: das Herzogthum Salzburg mit Berchtesgaden, das Innviertel, das weſtliche Hausruckviertel, Krain mit Görz, Trieſt, den villacher Kreis, Croatien zum größten Theil, Iſtrien, Räzuns in Graubünden, die böhmiſchen Enclaven im Sächſiſchen, ganz Weſtgalizien, den zamosker Kreis von Oſtgalizien, Cracau nebſt der Hälfte der Salzbergwerke von Wieliczka und den tarnopoler Kreis, welchen Rußland bekam, entriſſen hatte; Napoleon verband ſich auch perſönlich mit Habsburgs altem Stamme durch ſeine Vermählung mit Marie Luiſe, des Kaiſers Franz von Oeſterreich Tochter. — „Für die Monarchie, für das heiligſte Intereſſe der Menſchheit, als Schutzwehr für unabſehliche Uebel, als Unterpfand einer beſſern Ordnung der Dinge, gaben Se. Majeſtät das, was Ihrem Herzen das Theuerſte war, hin!" — ſo ſprach Franz in ſeinem Kriegsmanifeſte gegen Frankreich (vom 10ten Auguſt 1813). Aber auch dieſes Opfer war keine Bürgſchaft für den Frie-

den. Als Frankreichs Kaiſer für ſeinen Einfall in Rußland geſtraft — als Preußen gegen ihn aufgeſtanden — als Franz durch die fruchtloſen Unterhandlungen in Prag überzeugt war, daß Bonaparte den Frieden nicht wolle: da verbündete er ſich im Auguſt und zu Töplitz den 9ten September 1813 mit England, Rußland, Preußen und Schweden gegen den Schwiegerſohn und deſſen Anhänger. Die unvergeßliche Schlacht bei Leipzig, woran die öſterreichiſchen Truppen ſo ruhmvollen Antheil genommen, des Kaiſers Franz Ausharren im Kampfe, ſeine Einwilligung in die Verweiſung ſeines Schwiegerſohns nach Elba, und die Entfernung der Tochter und des Enkels von demſelben, die mancherlei Opfer, die er brachte, als der europäiſche Congreß in ſeiner Hauptſtadt verſammelt war, die Standhaftigkeit, mit welcher er die Achtserklärung gegen den bundbrüchigen Eidam unterzeichnete, und das Schickſal der Tochter und ihres Sohnes beſtimmte, die Kraft endlich, mit welcher er des ehemaligen Königs Murat von Neapel Angriff auf Italien zurückſchlug, und zur abermaligen Bezwingung des corſiſchen Machthabers mitwirkte: dieß Alles erfüllte die Bruſt der Völker mit Ehrfurcht gegen ihn und erregte den Wunſch: Möchte er wiederum Deutſchlands Kaiſer werden! — Oeſterreich erhielt durch den Frieden zu Paris 1814 den gegenwärtig zu einem lombardiſch-venetianiſchen Königreiche erhobenen Theil von Italien, und die früher abgetretenen Theile ſeiner Erbländer nebſt Dalmatien zurück, dagegen der bisherige Großherzog von Würzburg ſein Land an Baiern abtrat und Toscana wieder bekam. Ueberhaupt hat die öſterreichiſche Monarchie durch die neue Geſtaltung Europas ſeit 1815 nicht nur einen Zuwachs von mehr als 200 Q. Meilen (als nach der letzten Theilung Polens) erhalten, ſondern auch in Hinſicht auf Lage, Abrundung und Handel, beſonders durch Venedig und Dalmatien, weſentlich gewonnen. Darum iſt Oeſterreichs Uebergewicht in Italien feſter als je begründet. Die Monarchie iſt gegenwärtig die vorſitzende Macht auf dem deutſchen Bundestage, und ſtellt zu dem deutſchen Bundesheere das 1ſte, 2te und 3te Armeecorps (94,822 Mann). Als europäiſche Macht aber iſt ſie das erſte Glied der großen Quadrupelallianz, die auf dem Congreſſe zu Aachen 1818 in eine Quintupelallianz verwandelt wurde, und das politiſche Schickſal unſeres Welttheils zu lenken ſich vorgeſetzt hat. — Der Freiherr von Lichtenſtern entwirft folgende Darſtellung von dem gegenwärtigen Umfange der öſterreichiſchen Monarchie, ſeit dem mit Baiern zu München, den 14ten April 1816, abgeſchloſſenen Vertrage: I. die öſterreichiſchen Staaten, welche einen Beſtandtheil des deutſchen Bundes (mit 3715 Quadratmeilen und 9,482,300 Einwohnern) ausmachen, enthalten 1) das Erzherzogthum Niederöſterreich, unter der Ens 364 5/10 Q. Meilen, mit 1,048,000 Einwohnern, 2) das Land ob der Ens mit dem Inn- und Hausruckviertel, 208 6/10 Q. Meilen und 628,000 Einwohnern, alle mit dem unter gleiche Landesverwaltung geſtellten Herzogthum Salzburg, (ohne 11 QM., die an Baiern gekommen, und ohne die 31 QM., die zu Tyrol geſchlagen worden ſind) 336 Q. Meilen, 3) das Herzogthum Steyermark, 399 Q. Meilen, 799,100 Einwohner, 4) die gefürſtete Grafſchaft Tyrol mit den von Salzburg getrennten Theilen und den voralbergiſchen Herrſchaften (ohne Weiler) 546 Q. Meilen, 692,000 Einwohner, (das Herzogthum Salzburg [ohne die Bezirke Laufen, Triſendorf, Tittmaning und Waging] enthielt am linken Ufer der Salzach und der Saale 162 8/10 Q. Meilen, 164,000

Einwohner). II. Die böhmiſchen Staaten: 1) das Königreich Böhmen mit den Bezirken von Eger und Aſch 951 4/10 Q. Meilen, 3,203,000 Einwohner, 2) die Markgrafſchaft Mähren mit dem öſterreichiſchen Theile des Herzogthums Schleſien, 551 9/10 Q. Meilen, 1,708,000 Einwohner. III. Das Königreich Galizien mit der Buckowina und dem aufs Neue einverleibten Tarnopel, 1,523 Q. Meilen, 3,645,000 Einwohner. IV, Das Königreich Ungarn mit den Provinzialbezirken der Königreiche Slavonien und Kroatien, 4,034 Q. Meilen, 7,961,000 Einwohner. V. Das Großfürſtenthum Siebenbürgen, mit der in demſelben eingeſchloſſenen Militärgrenze, 1,046 8/10 Q. Meilen und 1,660,000 Einwohner. VI. Das Königreich Dalmatien mit Raguſa und Cattaro, 304 Q. Meilen und 315,000 Einwohner. VII. Das lombardiſch-venetianiſche Königreich 830 4/10 Q. Meilen, 4,290,000 Einwohner. VIII. Das Königreich Illyrien mit 1, dem Gouvernement Laibach (Herzogthum Kärnthen 200 QM. Herzogthum Krain 196 QM. und dem Karlſtädter Kreis 47 QM.) und 2, dem Seeküſtenlande, oder dem Gouvernement Trieſt, 169 Q. Meilen mit 423,000 Einwohnern. IX. Die Länder der öſterreichiſchen Militärgrenze, 1) in Kroatien a. das Generalat von Karlſtadt und Warasdin, 231 Q. Meilen, 295,000 Einwohner, b. die Banalgrenze 47 3/10 Q. Meilen, 95,000 Einwohner, 2) in Slavonien 135 1/10 Q. Meilen, 230,000 Einwohner, 3) im Generalate des ungariſchen Bannats 145 2/10 Q. Meilen, 171,000 Einwohner, 4) in der ſiebenbürgiſchen Militärgrenze, wovon der Flächenraum ſchon unter dem des Landes Siebenbürgen begriffen iſt, 138,000 Einwohner. — Zuſammen alſo enthält die öſterreichiſche Monarchie 12,055 Q. Meilen mit 28 1/2 Millionen Einwohnern. Sie grenzt in einer Linie von 113 Meilen an Rußland, von 292 Meilen an das osmaniſche Reich, von 13 Meilen an den Kirchenſtaat, von 14 Meilen an Parma, von 10 Meilen an Modena, von 20 Meilen an Sardinien, von 68 Meilen an die Schweiz, von 3 Meilen an das Fürſtenthum Lichtenſtein, von 148 Meilen an Baiern, von 53 Meilen an Sachſen, von 37 Meilen an Preußen, und von hier bis zur ruſſiſchen Grenze an Krakau. Die ganze Umfangslinie des öſterreichiſchen Continents beträgt 985 Meilen. Unter den Völkern Oeſterreichs ſind die zahlreichſten 1) Slaven 11,750,000; dann 2) Deutſche 5 Millionen, 3) Italiener 2 Millionen, 6) Ungarn 4,200,000, 7) Wallachen 1,400,000. Ferner giebt es 8) über 400,000 Juden, 6) gegen 20,000 Zigeuner; außerdem Armenier, Neugriechen, Zinzaren, Albaneſer u. a. m. Die größte Bevölkerung haben das lombardiſch-venetianiſche Königreich: 5042 Menſchen auf 1 Q. Meile; dann folgen Böhmen, Mähren, ob und unter der Ens; die geringſte haben die Militärgrenzländer, Kärnthen und Tyrol, Salzburg und Dalmatien. Oeſterreichs Länder ſind von zahlreichen zum Theil ſchiffbaren Flüſſen durchſtrömt, von denen wir nur die Donau, Ens, Morawa, Leitha, Raab, Drau, Save, den Po, die Elbe, Moldau, Eger, Oder, Weichſel und den Dnieſter bemerken, während ſechs große, unter der Regierung des jetzigen Kaiſers zu Stande gekommene, Canäle die Schifffahrt befördern. Von den Seen nennen wir den Platten-, neuſiedler, palitſcher, cirknitzer See, in Italien ein Theil des Lago Maggiore u. a. m. Böhmen hat gegen 20,000, Galizien gegen 3800 und Mähren gegen 470 Seen. — Die Gebirge ſind: 1) die Alpen, welche eine Fläche von 2284 Q. Meilen einnehmen (die Ortlesſpitze 14,466 Fuß, Großglockner 12,239, Hohen-

wartshöhe 10,392, Wiesbachhorn und Hochhorn 10,600 — 11,000, Terglou 9744, Watzmann 9600, Brennkogal 9000 Fuß hoch); 2) die Sudeten (weiße Wieſe 4500 Fuß hoch), Paſchkopol; 3) die Carpathen. — Das Clima hat drei Abſtufungen: das ſüdliche vom 42° 30′ - 46°, das mittlere vom 46° - 49°, das nördliche vom 49° - 52° 16′. — Der Reichthum an Producten aus allen Reichen der Natur iſt unſchätzbar. An Mineralien findet ſich: Gold, in 40 Minen, jährlich 12,500 Pfund; Silber, jährlich 260,000 Pfund; Kupfer, über 60,000 Centner; Zinn, jährlich 900 Centner; Eiſen 672,000 Centner; Queckſilber, 12,760 Centner; Zinnober 7000 Centner; Kobalt 10,000 Centner; Magnet, Edelſteine, Porzellanerde, Meerſchaum, Steinkohlen, Schwefel, Salz, Mineralwaſſer zu Carlsbad, Töplitz, Franzensbad, warm; Eger, ſauer; Saidſchütz, bitter; Baden, in Krain, Schwefelwaſſer. — An Pflanzen hat Oeſterreich: Getreide aller Art, auch zur Ausfuhr, Mais, Reiß, Hülſenfrüchte, Baumfrüchte, beſonders ſchöne Südfrüchte, Oel ꝛc., Wein, Hopfen, Saffran, Tabak, Hanf und Flachs, Waid, Holz. (Eine ſeltene Merkwürdigkeit iſt die Pflanzung von ausländiſchen Hölzern, die der Fürſt Lichtenſtein zu Felsgrub und Feldberg in Mähren und Oeſterreich angelegt hat, welche die größte in Europa iſt, ſchon 1804 über zwei Millionen amerikaniſcher Bäume und Stauden zählte und jetzt ſo gediehen iſt, daß man darin forſtmäßig ſchlagen kann). — Aus dem Thierreiche beſitzt es: Rindvieh, Büffel, Pferde, Eſel und Mauleſel, Schaafe, Ziegen, Schweine, Federvieh, wilde Thiere, Fiſche, Perlenauſtern, Bienen (jährlich über 2000 Centner Wachs und 47,000 Centner Honig), Seide. — Jeder Zweig der Landwirthſchaft iſt nach Clima und Boden trefflich ausgebildet, vorzüglich die Schafzucht; doch gibt es noch in Ungarn gegen 100 Q. Meilen Moraſtboden. Die größte Landescultur bei dem fruchtbarſten Boden iſt im Venetianiſchen und in der Lombardei vorhanden. Wichtig iſt hier auch die kürzlich vom Grafen Dandolo verbeſſerte Seidenzucht. Die Manufacturen und Fabriken produciren jährlich 500 Millionen Gulden an Werth, in Uhren, Porzellan, Spiegel und Meſſing, Stahl und Eiſen, Leinwand, Baumwolle, Papier, Tabak, Zucker, Schaafwolle, Seide, Leder, Wachsbleichen. Der Handel, deſſen Mittelpunkt die Hauptſtadt der ganzen Monarchie, Wien, iſt, iſt ſehr bedeutend; die Aus- und Einfuhr wird durch den ſeit Italiens Wiedererlangung neubeginnenden Seehandel für den innern Umtrieb und Gewerbfleiß immer beträchtlicher werden. Seehandelsſtädte ſind Trieſt, Venedig und Fiume; andre Handelsſtädte: Wien, Prag, Peſth, Lemberg, Brody und Grätz. Die wiener Stadtbank iſt eine große Unterſtützungsanſtalt für den Handel; See- und Handelsſchulen gibt es zu Trieſt und Wien. — Das Geld beſteht hauptſächlich in Gulden zu 60 Kr.; 20 und 10 Kr. Stücke, Kupferſcheidemünze, Goldmünzen. — Ueber das Papiergeld ſ. d. folg. Art. — Die herrſchende Religion iſt die römiſch-katholiſche. Ihre Biſthümer ſind in Deutſchland und Ungarn reich dotirt, vorzüglich die Erzſtifter Gran, Kolotſcha, Ollmütz, Erlau u. ſ. w., überhaupt 14. In Lemberg und in Venedig iſt ein armeniſch-katholiſcher Erzbiſchof, in Venedig ein katholiſcher Patriarch. Die griechiſche Kirche ſteht unter dem Erzbiſchof von Carlowiz. Die Lutheraner und Calviniſten (zuſammen 3 Millionen) haben Conſiſtorien und Superintendenten, und mit den römiſch-katholiſchen in Ungarn und Siebenbürgen faſt gleiche bürgerliche Rechte. Noch gibt es Unitarier, Mennoniten, Muhammedaner

u. a. — Die Künſte und Wiſſenſchaften werden gepflegt in vielen Gymnaſien und auf den Univerſitäten zu Wien, Prag, Peſth, Lemberg und Pavia. Lyceen gibt es zu Linz, Grätz, Brünn, Großwardein; für junge Edelleute und Militärs beſtehn vortreffliche Akademien und andre Unterrichtsanſtalten; die Bergakademie zu Schemnitz, die mediciniſch-chirurgiſche Akademie zu Wien, die Akademie der Maler-, Bildhauer-, Bau- und Kupferſtecherkunſt zu Wien, die daſige Bibliothek, Bildergallerie, Münz- und Kunſtſammlungen verdienen hier beſondre Erwähnung. — Die Staatsverfaſſung iſt monarchiſch, in Ungarn und Siebenbürgen beſchränkt, in den übrigen Staaten des Kaiſerthums haben die Stände (in Tyrol gibt es mit dem Bauernſtande vier) das Recht zu bewilligen, was der Kaiſer fodert. Die Thronfolge iſt in beiden Linien nach dem Rechte der Erſtgeburt erblich. Der Kaiſer ertheilt 7 Ritterorden: 1) den des goldnen Vließes, 2) Sternkreuzorden für Damen aus fürſtlichem oder altadeligem Geſchlecht, und folgende Verdienſtorden: 3) den militäriſchen Maria Thereſiaorden, 4) den königlich ungariſchen Stephansorden, als Civilverdienſtorden, 5) den öſterreichiſch kaiſerlichen Leopoldsorden (ſeit 1808), 6) Orden der eiſernen Krone (erneuert 1816), 7) den Eliſabeth-Thereſienorden für Officiers, die wenigſtens Oberſten ſind. Auch beſtehn noch in Oeſterreich a) der vormals reichsunmittelbare deutſche Orden, zu deſſen Hoch- und Deutſchmeiſter der Kaiſer einen Erzherzog ernennt; b) der geiſtliche Johanniterorden, der in Böhmen ein Großpriorat hat, zu welchem mehrere Balleien in Nieder- und Inneröſterreich gehören; c) der ritterliche Kreuzorden mit dem rothen Stern. — Die Rechtspflege iſt gut geordnet und mild. Das Privatrechtsgeſetzbuch vom 1ſten Juni 1811 iſt muſterhaft. Die Gerichtsordnung wurde ſchon 1782 verbeſſert. Ein allgemeiner Strafcodex trat den 1ſten Januar 1804 in Wirkſamkeit. Die Staatseinkünfte belaufen ſich auf 150 Millionen Gulden. Das Landheer beträgt im Frieden 180,000, im Kriege 535,000 M. Die Seemacht zu Venedig zählt 1 Linienſchiff, 2 Fregatten, 24 Schebecken und Briggs. (Vergl. die Art. von den einzelnen Ländern der Monarchie). —

Oeſterreichiſche Staatspapiere. Unter dieſem Namen werden die ſämmtlichen, ſowohl verzinslichen als unverzinslichen, Verpflichtungen verſtanden, welche Oeſterreich, größtentheils in Folge ſeiner dreiundzwanzigjährigen Anſtrengungen ſowohl für die eigne Unabhängigkeit als für die Wiederherſtellung der Ordnung von Europa, einzugehen genöthigt geweſen iſt. Die treue Anhänglichkeit der Völker des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates an das regierende Haus ſetzte dieſes in den Stand, außer den gewöhnlichen aber unzureichenden Mitteln der verzinslichen Anleihen, auch zur Creation des Papiergeldes ſeine Zuflucht zu nehmen. Es circulirte nemlich ſchon zur Zeit des Ausbruches der franzöſiſchen Revolution eine ſehr beträchtliche Summe von Zetteln oder Noten der mit der Regierung in Verbindung ſtehenden Wiener Stadt-Bank. Dieſe Noten wurden auf Verlangen baar realiſirt, und im Umlauf ſogar mit einem nicht unbeträchtlichen Aufgelde honorirt. Im J. 1797, faſt gleichzeitig mit den ähnlichen Vorfällen in der Londner Bank, hörte die baare Realiſation auf und es zeigten ſich Spuren einer beträchtlichen Vermehrung der circulirenden Summe dieſes Papiers; nichts deſtoweniger blieb es noch zwei Jahre bei ſeinem vollen Werthe, und erſt mit Anfange

des Jahres 1799 zeigte ſich eine Werthverminderung, da die Vermehrung ſchon ſo bedeutend geworden war, daß das Silbergeld nur noch für Waare, und das Papier für die eigentliche Landeswährung galt. Der Curs wurde im Januar des Jahrs 1799 zu Wien mit 103 notirt, weil daſelbſt 100 Gulden baar mit 103 Gulden in Bankozetteln erkauft wurden. Wäre damals die baare Circulation herrſchend geweſen, ſo würde Wien die eingetretene Depreciation ſo notirt haben, wie es das Ausland noch heute thut, nemlich die Bankozettel würden als Waare betrachtet worden ſeyn und die notirte Zahl nemlich $97\frac{1}{2}$ würde Conventionsgeld bedeuten. — Ungeachtet der Niederlage von Marengo und Hohenlinden ſtieg die Depreciation von 1799 in einer faſt gleichförmigen und ſehr allmähligen Progreſſion bis zum October 1805 auf 130 Gulden Bankozettel, welches einem Verluſte von 23 Procent gleichkommt, wenn man dieſen Curs mit 77 in Conventionsgeld ausdrückt. Im geſammten innern Handel war noch keine Preisſteigerung der Lebensbedürfniſſe wahrzunehmen, ſo daß alſo das Papier nur im Verhältniſſe zum Auslande und in Beziehung auf den außerordentlichen Kriegesbedarf der Regierung für depreciirt anzuſehen war. — Inzwiſchen war aber auch die Maſſe der verzinslichen Staatsſchuld mehr und mehr angewachſen, und eine dem Geiſte der öſterreichiſchen Regierung durchaus widerſprechende, kaum durch den größten Drang der Noth zu entſchuldigende Maasregel, die gezwungene Arroſirung der Staatsobligationen, hatte dem äußeren Credit Oeſterreichs eine empfindliche Wunde geſchlagen. In Folge des unglücklichen Feldzuges von Ulm und Auſterlitz und der erſten feindlichen Occupation von Wien ſank der Curs gegen Anfang des Jahres 1807 auf 200 in Bankozetteln (50 in Conv. Geld). Wenn man erwägt, daß der geſammte Geldbedarf der öſterreichiſchen Monarchie in ihrem vollſtändigen Umfange nicht wohl über 250 Mill. Gulden Conv. Geld angeſchlagen werden kann, und daß ſich dennoch im Jahre 1807 die Summe des emittirten künſtlichen Geldes nahe an 700 Millionen belief; ferner daß der Länderbeſtand der Monarchie ſeit dem Frieden von Campo Formio bis zum Frieden von Preßburg beträchtlich reducirt war, daß alſo die geſammte Papiergeldmaſſe aus den abgetretenen auf die dem Kaiſerhauſe verbliebenen Provinzen zurückſtrömte; ferner daß die reichſte unter den letzteren, nemlich das Königreich Ungarn, nach ihren lokalen Verhältniſſen nicht über ein Zehntheil des circulirenden Mediums bedurfte oder auf ihre Schultern nahm; endlich daß die Preiſe der erſten Lebensbedürfniſſe noch immer keine merkliche Steigerung in dieſer ſo überhäuften Nationalwährung erfuhren, — ſo muß man über die Feſtigkeit des innern Nationalcredits erſtaunen. Außer einer nachtheiligen Vermehrung der Fabrikunternehmungen, wozu der Ueberfluß des Nationalreichthums Veranlaſſung gab, war noch keine Störung der inneren Haushaltung wahrzunehmen. Nunmehr aber zeigte ſich ein überhandnehmender Mangel an Scheidemünze; die beſſere Kupfermünze trat außer Verhältniß zu dem geſunkenen Realwerthe des ihr gleichgeſtellten Papiers und ward eingeſchmolzen; das Miniſterium des Grafen Zichy ſuchte dieſem Mangel abzuhelfen, und gründete auf die Fabrikation metallner Surrogate der beſſeren Scheidemünze eine neue Finanzoperation, die durch ihr zwitterhaftes Object ſelbſt bei dem gemeinen Manne Zweifel an der Realität der auf dem Papier ausgedrückten Valuta erregen mußte. Mehrmalige Einberufungen der in todter Hand befindlichen edlen Metalle, Punzirungen, Anleihen in Form von Lotte-

rien und halbe Maßregeln aller Art erregten Mißtrauen in die Finanzverwaltung, welches der am meiſten gefährdete Handelsſtand eifrigſt nährte. In dieſer Lage der Sachen ward der große, durch Unglück und Glück auf gleiche Weiſe verherrlichte Krieg von 1809 vorbereitet. An der Spitze der auswärtigen Geſchäfte ſtand Graf Stadion, die Seele der großen Unternehmung, ihm zur Seite Graf Odonell als Hofkammerpräſident, ein durchaus unbeſcholtener, wohlwollender und für das Vaterland und deſſen Sache begeiſterter Mann. Der Napoleoniſchen Suprematie gegenüber war kein Finanzſyſtem möglich, alſo durfte, wenn es die Nationalfreiheit galt, kein Anſtand genommen werden, kühn auf den Nationalgeiſt zu traſſiren und die erfoderlichen 3 bis 400 Millionen neuer Bankozettel zu emittiren, da alle andere Maßregeln neben dem großen Zwecke betrachtet unzureichend erſchienen. Der Erfolg des Krieges entſprach den Erwartungen nicht, die Monarchie ward in noch engere Gränzen zuſammengedrängt; aber das größte Beiſpiel war dem gebeugten Europa gegeben, und die Urheber dieſes Krieges durften mit Stolz auf ſein Mißlingen zurückſehn. Indeß war der Curs im Laufe des Jahres 1809 von 200 B. Z. auf 400 (oder von 50 pCt. Conventionsgeld auf 25) gefallen; jähe Schwankungen des Curſes kamen an die Tagesordnung, die Ungewißheit der Valuta und die Gelegenheit zur Wucherſpeculation demoraliſirte vielfältig den Handelsſtand; die Preiſe der erſten Lebensbedürfniſſe fingen an lebhaft in die Höhe zu gehn, alle Renten und Staatsbeſoldungen traten außer Verhältniß zu den ſteigenden Preiſen der Dinge; die Finanzverwaltung ſelbſt wurde auf jedem ihrer Schritte gehemmt, auch für Friedenszeiten war ein feſter Ueberſchlag ihrer Bedürfniſſe unmöglich geworden. Unter raſtloſen Bemühungen und weitausſehenden Entwürfen für eine Remedur dieſes unglücklichen Zuſtandes ſtarb Graf Odonell. Sein Nachfolger war Graf Wallis, der das Werk mit kräftiger aber eben nicht ſchonender Hand angriff. Als wenn das Geld nur die Eine Beſtimmung hätte, die laufenden Bedürfniſſe des täglichen Marktes zu befriedigen, und als wenn die andre eben ſo große Beſtimmung, vermöge deren es als Capital, als Frucht des frommen Fleißes und der Sparſamkeit, dazu dienet, Kraft und Werth für die Zukunft aufzubehalten, keiner Rückſicht würdig wäre, reducirte er vermittelſt Patents vom 20ſten Februar 1811 die vorhandene Maſſe des Papiers von 1060 Millionen Gulden auf ein Fünftheil ihres Nominalwerthes und ſetzte die Zinſen der Staatsobligationen auf die Hälfte herab. Es wurde unter dem Namen der Einlöſungsſcheine, auf dem Belauf der reducirten Summe von 212 Millionen, ein neues Papier creirt, deſſen allmählige Tilgung vermittelſt des Verkaufs von Staatsgütern, ſpäterhin zu erlangender Beihülfe der ungariſchen Nation und andrer ungewiſſer Maßregeln bewerkſtelligt werden ſollte. Die der Circulation verbleibende, von dem Finanzminiſter ſelbſt bemeſſene Summe der 212 Millionen bewies, daß er ſelbſt den Bedarf der Circulation nicht höher angeſchlagen hatte; um ſo befremdlicher war es, daß ihm die Reflexion entging, wie der bei weitem größte Theil der bis dahin vorhandenen Summe als Capital angehäuft und nur der geringere auf dem Markte verwendet worden ſeyn müſſe, und daß er alſo gerade das Vertrauen der Nation, welches ſich bis dahin ſo glänzend bewieſen hatte, beſtrafte, und nur denen zu genügen ſtrebte, die von einem Tage zum andern lebten. Dieſes Patent, die größte Calamität, welche Oeſterreich jemals betroffen, mußte gerade dem edleren

Theile der Nation zu einer Lehre dienen, daß es hinfort nicht mehr darauf ankomme, auf die Zukunft zu bauen, ſondern dem Curſe des Tages zu folgen, den die Regierung zu ihrem einzigen Leitſtern gewählt zu haben ſchien. So geſchah es auch: wenige Monate nach Erſcheinung des Patents hatte der ärmſte Bürger der Monarchie begriffen, daß die Curszahl des Tages ſein höchſtes Geſetz ſey; vom Februar bis October 1811 waren ſämmtliche Lebensbedürfniſſe in das Niveau der neuen Währung, d. h. auf das Fünffache geſtiegen, und alſo ſämmtliche Capitalien, Depoſiten, Vermögen der frommen Anſtalten, der Witwen und Waiſen, Renten und Beſoldungen der Staatsbeamten hoffnungslos auf ein Fünftheil ihrer realen Geltung herabgeſetzt. Dieſe Operation, die allerdings nicht in die Claſſe der halben Maßregeln zu ſetzen war, wurde mit eiſerner Beharrlichkeit durchgeführt, alle Einfuhr vom Auslande gehemmt, das Kriegsmaterial des Staates veräußert und die Monarchie in einen faſt wehrloſen Zuſtand gegen ihren unverſöhnlichſten Feind verſetzt, um im Innern etwas zu erzwingen, was durch den Zwang am allerwenigſten zu erreichen iſt. Daß eine ſolche Wunde verſchmerzt werden, daß zwei Jahre nach dieſer unglücklichen Maßregel Oeſterreich in ſeiner ganzen Macht vor dem alten Feinde erſcheinen, und zwei Jahre ſpäter (1815) in dem Zeitraume von ſechs Wochen ein Heer aufſtellen konnte, das alle früheren Bewaffnungen verdunkelte, beweiſt mehr als alles überſtandne ehrenvolle Unglück der Waffen die Unerſchütterlichkeit und die faſt unauflösliche innere Bindung dieſer Monarchie. Die neuen Rüſtungen erfoderten außerordentliche Hülfsmittel; Graf Wallis verweigerte die Vermehrung der Einlöſungsſcheine, und ſein Nachfolger Graf **Stadion** ſah ſich genöthigt, unter dem Namen der Anticipationsſcheine 45 Millionen eines neuen Papiers zu creiren. Ohne dieſen, vierzehn Tage vor der Schlacht von Lützen gefaßten Entſchluß hätte das durch die ſtandhafte Conſequenz des Grafen von Wallis entwaffnete Oeſterreich den großen Moment der Rettung verſäumen müſſen. Neue Emiſſionen im Laufe der Jahre 1813 bis 1815 vermehrten die Summe des circulirenden Papiers von 212 und 45 auf 600 Millionen und der Curs dieſer gleichgeltenden Einlöſungs- und Anticipationsſcheine war im Anfange des Jahres 1816 bis über 350 W. W. oder unter 28 4/7 Conv. Geld herabgeſunken. — Inzwiſchen aber war der Zweck aller dieſer Opfer erreicht worden, und jeder unpartheiiſche Beobachter mußte ſich geſtehn, daß ein falſch behandeltes Papiergeld, mit allem unverkennbaren Unheil im Gefolge, im Vergleich mit den Folgen, die ein paſſives Verhalten Oeſterreichs gegen Frankreich für ganz Europa gehabt haben würde, doch nur als das geringere Uebel zu betrachten ſey. Seit dem erſten Anſcheine eines glücklichen Erfolges der alliirten Waffen im Jahre 1813 hatte Graf Stadion die große Aufgabe, die herzuſtellende Kraft der Monarchie für die endliche Regulirung des zerrütteten Geld- und Finanzweſens zu benutzen, niemals aus den Augen verloren. Der wiedergewonnene Länderbeſtand der Monarchie (obgleich die vindicirten Provinzen von einem gezwungenen Curſe des Papiergeldes verſchont blieben); ferner eine bedeutende Maſſe ſtipulirter Geldentrichtungen von Seiten Frankreichs und Italiens, endlich das wiederhergeſtellte Selbſtvertrauen der Nation gaben dem einſichtsvollen Miniſter bedeutende Kräfte in die Hand. Aber 600 Millionen Gulden circulirenden Papiergeldes waren auf rechtlichem Wege entweder hinwegzuſchaffen, oder in ihrem Nominalwerthe geltend zu machen, oder wenigſtens bei

irgend einem Werthe zu fixiren; über andre 600 Millionen Gulden verzinslicher Staatsſchulden waren zu fundiren, und das durch gezwungene Arroſirung und eigenmächtige Reduction verletzte Vertrauen der Creditoren herzuſtellen; nächſtdem war der ſeit 1811 eingetretenen Zerrüttung der Circulation und des Finanzweſens, welche alle Operationen auf jedem Schritte gehemmt haben würde, zu ſteuern. Eine große Partei in Oeſterreich verlangte die unmittelbare Hinwegſchaffung des Papiers, vermittelſt deſſen Verwandlung in Obligationen, nicht überlegend was eine Nation, die ſich des circulirenden Mediums plötzlich beraubt geſehn hätte, beginnen würde, und wie die öſterr. Kronenthaler und Zwanziger, welche von Hamburg bis Baſel faſt die geſammte Circulation des deutſchen Reiches bildeten, von dort, bei einer eben nicht günſtigen Handelsbalanz zurückzuführen wären. Graf Stadion entſchied für den ſanfteren Weg der allmähligen Bekämpfung des Uebels: die Concentrirung aller Finanzkräfte der Monarchie in eine Hand, ſo weit ſie ſich durchführen ließ, war eines der dringendſten Erfoderniſſe; ein Finanzminiſterium wurde errichtet; Concentrirung des Nationalcredits durch Stiftung einer freien Nationalbank; allmählige Verwandlung des Papiergeldes in verzinsliche Staatsſchuld, und dieſer neuen, wie der alten Schuld regelmäßige Fundirung; die Errichtung eines ſoliden Tilgungsfonds; Reduction des Militärs mit Schonung des materiellen Kriegscapitals, und verbeſſerte Stellung der Beamten: dieß waren die weſentlichen Züge des Planes, der ſich ſeit 1816 entwickelte. Am 1ſten Juni dieſes Jahres erſchienen mehrere kaiſerliche Patente, worin die Errichtung von Verträgen über Conventionsgeld geſtattet, die Abſicht der rechtlichen Vertilgung des Papiers angekündigt und dem Publikum die Wege zur Verwechslung ſeines Papiers dargeboten wurden. Der neugeſtifteten Nationalbank ſollten die baaren Vorräthe der Regierung überliefert werden, und dieſes Inſtitut ſollte für jede ihm überlieferte Summe $\frac{2}{7}$ des Nominalwerthes in Anweiſungen auf die baaren Fonds der Bank (wirklichen Banknoten) und $\frac{5}{7}$ in Staatsobligationen von 1 pCt. Zinſen in Metallmünze vergüten. Nächſtdem ſollten die Einlöſungsſcheine demjenigen, der 2000 Gulden derſelben, nebſt 200 Gulden in Conv. Gelde zahlen würde, eine der 50,000 Aktien, welche den Fonds der Bank bilden ſollten eintragen. — Eine Maßregel wie dieſe, vor 1811 ergriffen, würde den beabſichtigten Erfolg nicht verfehlt haben; das Verlangen nach Aktien, und nach der unmittelbaren Auslöſung des Papiers würde ſich, wie es die Abſicht des Urhebers war, die Wage gehalten haben. Aber das Vertrauen in bleibende Geldinſtitute war geſtört; alle Nachfrage richtete ſich auf jene $\frac{2}{7}$, d. h. auf den Schlüſſel zu den baaren Geldvorräthen der Bank; und nach wenigen Wochen trat die Nothwendigkeit ein, dieſe Art der unmittelbaren Einlöſung, welche, ohne nachhaltigen Gewinn, nur die baaren Vorräthe der Bank erſchöpft haben würde, ſiſtiren zu laſſen. Durch die weiſe Vorkehrung, daß keine directe Auslöſung der $\frac{2}{7}$, ſondern nur deren Austauſch gegen Anweiſungen auf die Bank verſprochen worden war, blieb der Credit der Bank unerſchüttert, und der Regierung konnte niemand das Recht abſprechen, den bisherigen Weg der Auslöſung mit einem beſſern und bequemern zu vertauſchen. Dieß geſchah durch das Patent vom 29ſten Oktober 1816, oder durch die Stiftung der in ganz Europa berühmt gewordenen Metalliques. Es ward nämlich ein freiwilliges Anlehn eröffnet, zu welchem die Einlagen mit einem Theile in verzinslichen Staatspapieren und einem Theile in Papier-

geld gemacht werden ſollten. Für eine alte öſterreichiſche Staatsobligation von 100 Gulden, der man, je nachdem ſie auf 6, 5, $4\frac{1}{2}$, 4, $3\frac{1}{2}$ oder 3 pCt. Zinſen lautete, 80, 100, 110, 120, 130 oder 140 Gulden W. W. in Einlöſungsſcheinen beifügte, erhielt man eine neue Staatsſchuldverſchreibung über 100 Gulden Conv. Geld, welche 5 pCt. Zinſen in Conv. Geld trug. Das Papier war zur Vernichtung, die eingehenden alten Obligationen zur Löſchung beſtimmt, und die Abſonderung des Zinſenfonds, ſo wie des aus 1 pCt. der hierdurch erwachſenden Staatsſchuld gebildeten Tilgungsfonds, wurde in demſelben Patente verfüget. Dieſe ſinnreiche Erfindung gewann allgemeinen Beifall; als freiwillige Arroſirung der Staatsobligationen war ſie ſo ſegensreich in ihren Folgen, als die frühere gezwungene verderblich geweſen war; und wie ſehr wurden alle Finanzoperationen der Regierung dadurch erleichtert, daß ein öſterreichiſches Papier auf dem großen Markte von Europa genannt, geſucht und beliebt wurde. Die im Jahre 1818 abgeſchloſſene Bethmanniſche Anleihe war ein über eine Summe dieſer Metalliques gegen einen baaren mittlern Kaufpreis abgeſchloſſenes Negoz, und die Regierung durch deren Ergebniß in den Stand geſetzt, ihr Auslöſungs- und Tilgungsgeſchäft deſto mehr zu beleben. Mittelſt Patents von 22ſten Januar 1817 wurde nunmehr der Tilgungsfonds als die weſentliche Stütze aller übrigen Operationen förmlich organiſirt, indem er auf die geſammte verzinsliche Staatsſchuld, in wiefern ſie durch die neue Arroſirung noch nicht verwandelt worden war, ausgedehnt wurde. Dieſem nach dem brittiſchen Vorbilde eingerichteten Fonds wurden alſogleich mehrere Zuflüſſe im Geſammtbetrage von 2,400,000 Gulden, theils in Conv. Geld theils in Einlöſungsſcheinen, zugewieſen, und von da an bis jetzt hat ſich derſelbe laut neuſtem Compte rendu vom 28ſten September 1818, bis auf 5,072,580 Gulden 3 Xr. vermehrt. Von den neuen in Conventionsmünze verzinslichen Obligationen (Metalliques) waren ſeit 1ſten März 1817 15,576,200 Gulden eingelöſ't und aus dem Umlaufe gezogen worden. — Im April 1818 ward die directe Arroſirung, durch desfalſige Anzeige des Finanzminiſteriums eingeſtellt, indem man ſich vorbehielt, den großen Credit der Metalliques, ſo wie es in der Bethmanniſchen Anleihe geſchehn, zu unmittelbarer Hereinziehung bedeutender baarer Maſſen vom Auslande zu benutzen. Aber auch dieſe gute und eine gewiſſe Meiſterſchaft verrathende Maßregel, ward mit den Pflichten der Treue gegen die alten Creditoren Oeſterreichs in Uebereinſtimmung gebracht; unterm 21ſten März 1818 ward der Beſchluß bekannt gemacht, ſämmtliche 1811 auf die Hälfte reducirte Zinſen der Staatsobligationen zum urſprünglichen Zinſenfuß zurückzuführen. Die geſammte ältere Staatsſchuld ward in Serien, jede von einer Million Capital, getheilt; fünf Serien ſollten alljährlich zum Vollgenuß ihrer Zinſen zurückkehren. In jedem der Monate Januar, März, Juny, Auguſt und November ſollte eine dieſer Serien, durchs Loos gezogen, an die Reihe kommen; und um dem Staate keine vermehrte Zinſenlaſt aufzubürden, jährlich der gleiche Capitalsbetrag, mit 5 Millionen in alten Obligationen an der Börſe eingelöſ't und vertilgt werden, wozu dem Tilgungsfonds ein eigens gewidmeter jährlicher Zufluß von 1,500,000 Gulden Conv. Münze verſichert wurde. — Unter allen dieſen Vorkehrungen, in denen Europa durch zunehmendes Vertrauen, die Rückkehr des alten Geiſtes der öſterreichiſchen Staatsverwaltung, ſo wie die Klugheit und Beharrlichkeit in der Ausführung, anerkannt,

waren 150 Millionen des circulirenden Papiergeldes vernichtet worden. Das vielversprechende Inſtitut der Nationalbank hatte ſich mehr und mehr gehoben; der bis dahin in ungeheuren Schwankungen wechſelnde Discont war zum großen Vortheil des innern Verkehrs durch das Discontgeſchäft der Bank ein für allemal in ſeine Gränzen gewieſen worden. Filiale der Bank wurden in den Hauptſtädten der Monarchie errichtet, und ihr Papier unveränderlich dem Conv. Gelde gleichgeachtet. Die Lage der Beamten wurde gebeſſert und ſicher geſtellt, und in allen Zweigen der Finanzadminiſtration dem Gerechten und Guten nachgeſtrebt. Das Hauptproblem: die Regulirung des in der Circulation verbleibenden Papiergeldes, die Befeſtigung ſeines ſchwankenden Werthes oder ſeine gänzliche Vertilgung, erfodert eine weitere Reihe von Maßregeln, welche weniger der Erfindungsgeiſt als eine kluge Beobachtung der Umſtände an die Hand geben wird. Durch das bisher Geſchehene iſt der Curs über das von der Regierung beabſichtigte Niveau hinaus verbeſſert worden; das geſammte Tilgungsgeſchäft verliert an Kraft in demſelben Verhältniſſe als ſich der Curs verbeſſert. Eine geſetzliche Reduction oder Fixirung des Curſes iſt nach den Erfahrungen von 1811 politiſch-, und nach dem rechtlichen Charakter der leitenden Perſonen moraliſch-unmöglich. Da nun alſo, je beſſer die Tilgung im Ganzen von ſtatten geht, und je mehr ſich demnach der Nationalcredit hebt, unvermeidlich auch der Credit des Papiergeldes ſteigt, ſo muß die Frage entſtehn, wie die Adminiſtration ihren ausgeſprochenen Grundſatz der gänzlichen Ausrottung des Papiergeldes rechtlicher Weiſe ins Werk richten will, da die Tilgung der letzten hundert Millionen offenbar mit viel größeren Schwierigkeiten verknüpft ſeyn würde, als die der erſten fünfhundert.

Oſtfriesland, ein Fürſtenthum in Weſtphalen, jetzt zum Königreich Hannover gehörig, das von Oldenburg, dem hannöverſchen Antheile an Münſter oder der Provinz Meppen, der niederländiſchen Provinz Gröningen, dem Dollart und der Nordſee begränzt wird. Der Hauptfluß iſt die ſchiffbare Ems, welche durch den Dollart, einen 21/2 Quadratmeilen großen Meerbuſen ſich in die Nordſee ergießt. Die Größe des Landes beträgt 52 Quadratmeilen, worauf 120,000 Menſchen wohnen, die ſich meiſtens zur lutheriſchen Kirche bekennen. Das Land iſt eben und niedrig, und muß durch Deiche gegen die Einbrüche der Nordſee geſchützt werden. Längs der Küſte iſt ſehr fruchtbarer Marſchboden, wo die Viehzucht und der Ackerbau äußerſt beträchtlich ſind. Im Innern iſt der Boden Grasland, auch moraſtig und mit vielen Mooren verſehn. Das Clima iſt feucht, dick und nicht angenehm. Die Producte beſtehen vorzüglich in Getreide, Rappſaat, trefflicher Rindvieh-, Pferde- und Gänſezucht, daher auch jährlich viele Pferde, Rindvieh und gemäſtete Gänſe ausgeführt werden. An den Küſten iſt beträchtliche Fiſcherei, auch gibt es an derſelben Auſterbänke. Die Induſtrie iſt nicht ſehr bedeutend, und beſchränkt ſich bloß auf Segeltuch-, Leinwand- und Lederfabriken, Strumpfſtrickerei und Schiffbau in den Städten. Vormals hatte Oſtfriesland ſeine eigenen Grafen, unter denen Enno IV. vom Kaiſer Ferdinand III. im Jahre 1657 in den Reichsfürſtenſtand erhoben wurde. Mit dem Fürſten Carl Eduard erloſch 1744 das fürſtliche Haus, und Preußen nahm, zufolge der dem Churhauſe Brandenburg vom Kaiſer Leopold im Jahre 1694 ertheilten Anwartſchaft, von dem Lande Beſitz, und ließ ſich die Belehnung darüber von

den Reichsvicarien im Jahre 1745 geben. Nach dem tilſiter Frieden theilte Napoleon das Fürſtenthum dem Königreiche Holland zu, von dem es nebſt den Herrſchaften Jever und Knipphauſen das elfte Departement bildete. Nur ein kleines Stück wurde zum Departement Gröningen geſchlagen. Nach der Einverleibung Hollands in Frankreich im Jahre 1810 erhielt Oſtfriesland den Namen Departement der öſtlichen Ems. Das Jahr 1813 hat Preußen wieder in den Beſitz dieſes Landes geſetzt. Durch den Congreß zu Wien wurde es an Hannover abgegeben.

Oſtiarien, ſ. **Ordination**.

Oſtindien, ſ. **Hindoſtan** und **Indien**.

Oſtindiſche Compagnien, ſ. im Anhang zu dieſem Bande.

Oſtindienfahrer ſind Schiffe, welche von den europäiſchen nach Oſtindien handelnden Compagnien ausgerüſtet werden, und gewöhnlich etwas größer als Fregatten von 40 Kanonen ſind, aber nur 20 Stücke (9 und 6 Pfünder) führen.

Oſtracismus hieß in Athen das Gericht, kraft deſſen die Volksverſammlung den Einfluß mächtiger Staatsbürger durch eine zehnjährige Verbannung unſchädlich zu machen berechtigt war, — **Scherbengericht**. Wenn nämlich das Volk über Jemand dieſes Gericht verhängen zu müſſen glaubte, ſo ſchrieb jeder Bürger, der dieſer Meinung war, den Namen des zu Verbannenden auf einen Scherben (Oſtrakon) und legte dieſen auf den Marktplatz an einem dazu beſtimmten Orte nieder, der mit einem hölzernen Geländer umgeben war und zehn Eingänge hatte, durch welche ſich bei der Volksverſammlung die zehn Stämme Athens begaben. Die Archonten zählten dann die beſchriebenen Scherben, und wenn wenigſtens 6000 den Ausſpruch der Verbannung ausdrückten, ſo war der Beſchluß gültig; im Gegentheile wurde der Beklagte losgeſprochen. Die Verbannung durch den Oſtracismus dauerte zehn Jahre, nach deren Verfluß der Verbannte wieder zurückkehren und Beſitz von ſeinen Gütern und allen ſeinen Bürgerrechten nehmen konnte. Die Sache ſelbſt hatte nichts Schimpfliches oder Entehrendes, denn ſie wurde nicht bei Uebelthätern angewendet, ſondern nur bei denjenigen, welche ſich durch Vorzüge, Verdienſte, Reichthümer u. ſ. w. ein überwiegendes Anſehn erworben hatten, wodurch ſie den Neid oder Argwohn ihrer Mitbürger auf ſich zogen. Ariſtoteles und Plutarch nennen den Oſtracismus ein Heilmittel des Staats; doch benutzten ihn oft Neid und Bosheit zur Erreichung ihrer Abſichten, und beſchränkten durch ihn die freie Wirkſamkeit großer Männer für ihr Vaterland.

Oſtrömiſches Kaiſerthum, ſ. **Byzantiner**.

Oſtſee, ſ. **Baltiſches Meer**.

Otaheiti, **Taiti**, die Königin auf dem Südmeere, vormals Sagittaria, Neu-Cythere, Wallis, König Georgs III. Inſel genannt, die größte unter den **geſellſchaftlichen** oder **Societäts-Inſeln**, gehört zu **Auſtralien**, liegt in der Südſee unter einem glücklichen Himmel, 228° Länge und 18° ſüdlicher Breite. Dieſes anmuthige, von einem höchſt ſinnlichen und naiven Naturvölkchen bewohnte Eiland wurde von dem engliſchen Capitain **Wallis** im J. 1767 entdeckt und in Beſitz genommen. In der Folge machte Spanien eine Urkunde über die Abhängigkeit dieſer Inſel von Spanien im J. 1775 bekannt, die aber ohne Wirkung geblieben iſt. **Cook**, der 1769, 1773 und 1777 auf Otaheiti landete, und **Forſter** haben uns dieſe Inſelgruppe zuerſt genauer kennen gelehrt. Die Phantaſie

der Europäer bildete daraus eine idylliſche Unſchuldswelt, deren Könige Geßners Hirten glichen. Man ſchwärmte damals mit Rouſſeau, daß die Cultur unſittlich und unglücklich mache, und hielt das Eigenthum für ein willkürliches Inſtitut der bürgerlichen Geſellſchaft; allein die nähere Bekanntſchaft mit jenen Inſulanern, ehe ſie noch durch europäiſche Gewohnheiten und Laſter verführt waren, zeigte bald, daß ohne Liebe zur Arbeit und ohne Achtung für das Eigenthum der Menſch, auch wenn die Natur ihn noch ſo freigebig ausſtattet, ſich nicht zu einem ſittlichen Weſen entwickeln kann. Nach vielen mißlungenen Bekehrungsverſuchen, z. B. der Brüdergemeinde ſeit 1797, iſt es endlich engliſchen Miſſionarien geglückt, unter den durch europäiſche Laſter verwilderten Otaheitern das Chriſtenthum einzuführen. Die Bewohner von Otaheiti, Eimeo, Tapuamaun, Hunheine, Rajatea, Tahaa, Borabora und Maura haben ſeit 1817 den Götzendienſt ganz verlaſſen. Die alten heidniſchen Bilder und Altäre (z. B. die Morais, ihre Begräbnißplätze und Tempel) ſind verſchwunden, eben ſo die ſchrecklichen Menſchenopfer und Kindermorde. Auf Otaheiti waren im J. 1818, 60 Capellen und auf Eimeo 18 erbaut. Der Sonntag wird jetzt auf ſämmtlichen Inſeln gefeiert. Ungefähr 4000 von den Bewohnern konnten damals leſen, und viele hatten auch ſchreiben gelernt. — Otaheiti hat auf 30 Q. Meilen 5000 Einwohner. Cook zählte daſelbſt vor 1770, und Bougainville, der 1768 dort war, gegen 200,000 Menſchen. Die Abnahme der Bevölkerung war eine Folge der hitzigen Getränke und der ſyphilitiſchen Krankheiten, mit welchen ſie die Europäer beſchenkten, ſo wie des durch die Prieſter geheiligten Gebrauchs, daß die Weiber der vornehmſten Claſſe ihre Kinder gleich nach der Geburt tödteten. Die Inſel iſt gebirgig, eine Bergſpitze hat nach Forſter 10,230 Fuß Höhe. Da ſie ſich in zwei Halbinſeln theilt, eine größere und eine kleinere, jede mit einem Hafen, ſo hat ſie auch zwei Erbkönige, und Ehrgeiz und Schwäche ſpielen hier ſo gut mit dem Glücke der Völker, wie in Europa. In der Nähe liegen mehrere kleinere und größere Inſeln, unter welchen Rajatea der Inſel Otaheiti an Schönheit faſt gleich kommt. Die Blutrache verwickelte bisher dieſe Völkerſchaften oft in hartnäckige Kriege, die ſie zu Lande und zur See führten, wobei die Gefangenen bisweilen grauſam zu Tode gemartert wurden. Das ſonſt gutmüthige, gaſtfreie, frohe Völkchen auf Otaheiti iſt von weißer Farbe mit etwas braungelbem Anſtriche. Die Wohlhabenden zeichnet eine ſchöne Bildung aus. Die ärmern Einwohner treiben den Feldbau, aber ohne Ermüdung: denn drei Brotfruchtbäume können einen Menſchen ein Jahr hindurch ernähren. Der Getreidebau macht ihnen zu viel Mühe, ſo auch die europäiſchen Küchenkräuter. Auch haben ſie Kokosnüſſe, Bananas, Plantanen, Yamswurzeln, Piſang, Pataten, Arawurzeln u. ſ. w. Man bewundert die Geſchicklichkeit der Einwohner im Verfertigen kunſtreicher Zeuge vom Baſte des Papiermaulbeerbaums, geflochtener Matten, Canots, Fiſchergeräthe, muſikaliſcher Inſtrumente und Waffen aus Steinen, z. B. Baſalt, Knochen und Eiſen. Sie ergötzen ſich mit Muſik und dramatiſchen Tänzen. Ihre Kenntniſſe beſtehen außer jenen mechaniſchen Geſchicklichkeiten faſt nur in Heilmitteln. Beide Geſchlechter tätowiren ſich. Von den Europäern haben ſie zu ihren einheimiſchen Thieren, unter welchen die Hunde und Schweine die Hauptnahrung der Vornehmern ſind (Vögel und Fiſche für die übrigen), Pferde, Ziegen, Schafe, Pfauen, Truthüner und Gänſe.

erhalten; auch hat man Zuckerrohr und Kartoffeln gepflanzt, welche gut fortkommen. Sie kennen nur den Tauſchhandel. Im Allgemeinen ſind ſie nicht ſo gelehrig, wie die Sandwich-Inſulaner; daher ſie kaum den Gebrauch der Säge und der Schmiede von den Miſſionarien gelernt haben. Wer die liebenswürdige Königin Oberea, die Freundin des Capitäns Wallis, wer den gutmüthigen Tupia, welcher aus Freundſchaft dem Capitän Cook folgte, und auf der See ſtarb, und den ehrlichen Omai, der mit Cook nach London reiſete, wo er eine Zeit lang die vornehme Welt beſchäftigte, näher kennen lernen will, der leſe J. Reinh. Forſters Reiſe um die Welt, Berlin 1778—84; v. Zimmermanns Auſtralien, Hamburg, 1810; Lindners Auſtralien, Weimar 1814; und Reiſen der Spanier nach der Südſee, insbeſondere nach Otaheiti, überſetzt mit Amerkungen von Bratring, Berlin 1812. Seit Forſters Zeit hat ſich der Charakter dieſer Inſulaner ſehr verändert. Die Menge der ihnen durch die Britten zugeführten Werkzeuge (beſonders Pulver und Blei) hat ſie verleitet, die ihrigen bei Seite zu legen; auch mußten die vielen Ausſchweifungen, welche ſeit der Ankunft der Europäer, von denen mehrere Ausreißer und verdorbene Menſchen unter ihnen ſich anſiedelten, auf Otaheiti überhand genommen hatten, dem Kunſtfleiße ſehr nachtheilig werden. K.

Otfried. Ungeachtet der Vorliebe Carls des Großen für die deutſche Sprache und der unter Ludwig dem Frommen für die neubekehrten Sachſen veranſtalteten poetiſchen Ueberſetzung der Bibel, würde doch die noch rauhe deutſche Sprache ohne den Vertrag von Verdun (843), in welchem Deutſchlands Selbſtſtändigkeit begründet wurde, unfehlbar von der biegſamen und durch das Verhältniß ihres Vaterlandes zu Deutſchland begünſtigtern fränkiſchen endlich verdrängt worden ſeyn. Wenn ſie indeſſen auch ſeit dieſer Zeit im gemeinen Leben, und auch in Schriften üblicher wurde, ſo waren es doch nur wenige, welche für ihre höhere grammatiſche und wiſſenſchaftliche Ausbildung etwas thaten, und ſie fanden damit bei den Gelehrten ihrer Zeitgenoſſen wenig Dank. Den erſten größern und ganz auf unſere Zeiten gekommenen Verſuch dieſer Art verdanken wir dem biedern Otfried. Er war Mönch des Benedictinerkloſters Weißenburg im Elſaß, eine Zeit lang Schüler des Rabanus Maurus zu Fulda, und dann Vorſteher der Schule ſeines Kloſters, wo er ſich von 840 bis 870 berühmt machte. Unter Ludwig II., oder dem Deutſchen, verfertigte er eine poetiſche Umſchreibung der evangeliſchen Geſchichte, (eine ſogenannte Harmonie der vier Evangelien) in kurzen Reimpaaren, von denen je zwei eine Strophe bilden, in der alten fränkiſch-deutſchen Mundart (herausgegeben von Matthias Flacius, Baſel 1571 8., und in Schilters Thes. antiq. teutonicarum, T. I.). Neben dem hohen Intereſſe, welches dieſes koſtbare Ueberbleibſel der alten deutſchen Literatur für die Geſchichte der Sprache hat, erregen auch einzelne Stellen, in denen Otfried, von heiliger Begeiſterung ergriffen, mit allen Härten ſeiner Sprache ſiegend kämpft, Achtung für die Talente des Dichters. Viele ſeiner Bilder ſind erhaben und ſtark, ſeine Wendungen und Ausdrücke kühn. Nicht minder ſchätzenswerth macht ihn der edle Stolz, mit welchem er die hohen Vorzüge ſeiner Nation preiſet, und die daher entſpringende Verbindlichkeit zur Ausbildung ihrer Sprache empfiehlt. Von den deutſchen Predigten auf die Feſte und Heiligen, welche er in Proſa ſchrieb, haben ſich nur geringe Bruchſtücke erhalten. Auch wird ihm

eine von J. G. Eccard (Hamburg 1713. 8.) herausgegebene Kateſcheſe beigelegt.

Otho (Marcus Sylvius), der Nachfolger des Kaiſers Galba, ſtammte aus einer conſulariſchen Familie, verlebte ſeine Jugend in Schwelgerei und Müßiggang, und wurde des Nero Günſtling und Vertrauter. Dieſer Kaiſer ernannte ihn zum Statthalter von Luſitanien, um ſeiner Liebe zur Poppäa Sabina, der Gemahlin Otho's, auf deren Schönheit ihn dieſer ſelbſt aufmerkſam gemacht hatte, um ſo ungehinderter folgen zu können. Otho verwaltete dieſe Stelle zehn Jahre lang mit Ruhm. Er war der erſte, der ſich für den Galba erklärte, als dieſer ſich gegen den Nero empörte, begleitete ihn nach Rom und ward nach deſſen Thronbeſteigung zum erſtenmale Conſul (im Jahre Roms 821). Da ihn Galba nicht zum Nachfolger ernannte, und die Zerrüttung ſeines Vermögens ihn in die peinlichſte Lage verſetzte, ſo dachte er darauf, den Kaiſer zu ſtürzen. Dieß gelang ihm mit Hülfe der Prätorianer und der übrigen Truppen, die er leicht zu gewinnen wußte. Galba wurde ermordet und Otho zum Kaiſer ausgerufen. Aber die Legionen in Deutſchland ernannten den Vitellius zum Kaiſer. Umſonſt bot Otho unmäßige Summen, dieſen zu gewinnen. Vitellius ſchlug das Anerbieten aus, Mitkaiſer zu werden, und ließ ſein Heer über die Alpen gehen. Otho, für den ſich die meiſten Provinzen erklärt hatten, ſandte dieſen alten Kriegern ein zwar neugeſchaffnes Heer entgegen, aber an der Spitze deſſelben ſtanden die kriegerfahrenſten Feldherren, welche des Vitellius getheilte Truppen dreimal ſchlugen. Dadurch ſtolz und unvorſichtig gemacht, verwarf er den Rath ſeiner Feldherren, den Feind durch Mangel aufzureiben, und befahl ein entſcheidendes Treffen gegen die nun vereinigten Truppen des Vitellius einzugehen. Otho wurde beſiegt, und beſchloß auf die Nachricht davon, durch freiwilligen Tod den Bürgerkrieg zu enden, ſo wenig auch ſeine Lage ihn zu einem ſo verzweifelten Entſchluſſe trieb. Er durchbohrte ſich mit einem Dolche, nachdem er drei Monate und drei Tage regiert hatte, und bewies durch dieſe That, wie durch manche frühere, daß er bei aller Sittenloſigkeit und Ausſchweifung einen kühnen und entſchloſſenen Geiſt beſaß.

Otranto, eine Provinz im Königreich Neapel, deren Hauptſtadt auch Otranto heißt. — Herzog von Otranto, ſ. Fouché.

Ottave Reime, Octavreime, ſ. Stanze.

Ottenſen, ein großes und ſchönes Dorf in Holſtein, nahe bei Altona, mit 1500 Einwohnern, deſſen Kirchhof durch die geweihten Gräber Klopſtocks und ſeiner Meta, des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig (ſ. Braunſchweig, C. W. F. von), welcher in dem Grabgewölbe der Kirche ruht, wie durch die Grabſtätte der vertriebenen Hamburger berühmt iſt.

Otter, ſ. Schlange.

Otto I., mit dem Beinamen der Große, Heinrichs I. und der Mathilde Sohn, war am 22ſten November 912 geboren. Groß und gewaltig als Krieger und Eroberer, war er zugleich unbändig, ſtolz und eigennützig. Dieſe Eigenſchaften machten ihn ſeine Brüder zu Feinden, und ſelbſt ſeine Mutter ſo abgeneigt, daß ſie alles anwandte, ihren zweiten Sohn Heinrich auf den Kaiſerthron zu erheben. Die Stände ſchwankten, welchen Entſchluß ſie faſſen ſollten; Otto's Feſtigkeit ſiegte über ihren Wankelmuth. Er ward 936 zu Aachen zum deutſchen Könige gekrönt, aber des ruhigen Beſitzes der

Krone ſollte er ſich nicht freuen. Ein Aufſtand in Böhmen war kaum durch Herrmann Billung, dem Otto das Herzogthum Sachſen verliehen hatte, geſtillt worden, als die Söhne des verſtorbenen Herzogs Arnulph in Bayern, welche nach Unabhängigkeit ſtrebten, von ihm bekriegt werden mußten. Er beſiegte ſie und gab das Herzogthum an Arnulphs Bruder Berthold (939). Eben ſo fand ſich der Herzog Eberhard von Franken durch einen königlichen Ausſpruch beleidigt, verband ſich mit Otto's Stiefbruder Tankmar, welcher zu den Waffen gegriffen hatte, weil Otto ſein Erbe einem Fremden gab. Beide hatten ſich der Feſtung Eresburg bemächtigt. Otto zwang ſie zur Uebergabe, und Tankmar wurde innerhalb der ſchützenden Mauern der Kirche neben dem Altare ermordet. Eberhard, der anfangs verbannt worden, ſpäter jedoch ſein Herzogthum wieder erhalten hatte, erneuerte die Fehde, im Bunde mit Otto's Bruder Heinrich, mit Giſelbert von Lothringen, Otto's Schwager, und unterſtützt vom Könige von Frankreich. Herzog Herrmann von Schwaben beſiegte (939) Otto's Feinde; Eberhard fiel in der Schlacht, Giſelbert ertrank im Rheine, und der König von Frankreich ſchloß Frieden (940) und vermählte ſich mit Otto's Schweſter, der Witwe Giſelberts. Graf Conrad von Worms ward mit Lothringen belehnt, und heirathete Otto's Tochter Luitgard. Seinem Sohne Ludolf Otto gab er (949) das Herzogthum Schwaben, und ſeinem Bruder Heinrich, nachdem die Mutter beide mit einander verſöhnt hatte, Bayern (947). Auch bei den Nachbarn erwarb ſich Otto durch ſeine Waffen Hochachtung. Die Dänen, welche verheerend in Deutſchland eingefallen waren, wurden von ihm über die Eyder zurückgetrieben, die er zu Deutſchlands Gränze beſtimmte. Der König Harald konnte ſeine Krone nur unter der Bedingung retten, daß er Dänemark dem deutſchen Reiche lehn- und tributpflichtig machte, und das Chriſtenthum annahm. In das Meer, das Dänemark von Norwegen ſcheidet — noch jetzt der Ottenſund genannt — ſtieß er ſeine Lanze, zum Zeichen, daß nur das Meer ſeine weitern Fortſchritte hemme. Das Königreich Böhmen hatte Otto an Wenzel gegeben, der von ſeinem Bruder Boleslaus ermordet wurde. Da Otto ſich weigerte, dieſem den erledigten Thron zu verleihen, ſo beſchloß derſelbe, Böhmen von Deutſchland unabhängig zu machen. Ein vierzehnjähriger Krieg begann, der damit endigte, daß Boleslaus die Oberlehnsherrlichkeit des Reichs anerkannte und ſich taufen ließ. König Ludwig (Outremer) rief ihn zu Hülfe gegen ſeine aufrühreriſchen Vaſallen, die ihn unter Anführung des mächtigen Grafen Hugo vom Throne zu ſtoßen ſuchten. Otto trieb die Aufrührer zu Paaren und befeſtigte ſeines Schwagers Herrſchaft. Die Italiener riefen ihn herbei, ſie von den Bedrückungen Berengars II. zu befreien. Er beſiegte den Uſurpator und vermählte ſich mit des vorigen Königs Lothar Witwe, Adelheid, worauf er (951) zu Pavia als lombardiſcher König gekrönt wurde. Dieſe zweite Ehe hatte aber verſchiedene nachtheilige Folgen. Sie verwickelte ihn nicht nur in weitausſehende Kämpfe wegen des Beſitzes von Italien (ſ. d. Art.), ſondern bewirkte auch, daß viele Ausländer an den Hof gezogen wurden, und ſeine würdigſten Familienmitglieder ſich aus Mißvergnügen gegen ihn auflehnten. Sein wackrer Sohn, Ludolf von Schwaben, verband ſich mit ſeinem Schwager, dem Herzoge Conrad von Lothringen, jedoch weniger gegen den Vater, als gegen den ränkevollen Herzog von Bayern, Otto's Bruder, der Adelheids Gunſt zu erhalten gewußt hatte. Dennoch verloren beide

(954) ihre Herzogthümer. Schwaben erhielt Burkhard, des bayeriſchen Heinrichs Schwiegerſohn; Lothringen wurde in zwei Herzogthümer getheilt. Ober-Lothringen bekam Friedrich, Nieder-Lothringen Gottfried; über beide führte der Erzbiſchof Bruno von Cöln, Otto's Bruder, die Oberaufſicht. Kaum waren dieſe Angelegenheiten geordnet, als die vom Kaiſer Heinrich nachdrücklich zurückgeſchlagenen Ungarn aufs Neue einen Einbruch in Deutſchland verſuchten. Otto führte die geſammte Macht des Reichs gegen ſie, und ſchlug ſie auf dem Lechfelde bei Augsburg (den 10ten Auguſt 955) dergeſtalt, daß ſie ſeit dieſer Zeit keinen neuen Angriff auf Deutſchland wagten. Geſichert vor den Ungarn, richtete Otto ſeinen Blick wieder auf Italien, als Berengar, der ihm den Vaſalleneid geſchworen hatte, einen neuen Empörungsverſuch wagte. Er ging dahin und ward (961) vom Erzbiſchofe von Mailand zum Könige von Italien und bald darauf (am 2ten Februar 962) vom Papſte Johann XII. in Rom zum Kaiſer gekrönt. Dieſer ſchwur dem Kaiſer den Eid der Treue; die römiſche Geiſtlichkeit verſprach künftig keinen Papſt anders, als in Gegenwart kaiſerlicher Commiſſäre zu wählen. Otto dagegen beſtätigte die verſchiedenen dem Papſte gemachten Schenkungen, ohne ſie jedoch näher zu beſtimmen. Bald aber reuete es dem Papſte, ſich in dem Kaiſer einen Herrn geſetzt zu haben, und er wagte zu den Waffen zu greifen, während Otto in Pavia war. Dieſer eilte nach Rom, ließ den Papſt abſetzen, und ſtatt ſeiner Leo VIII. wählen (963), wofür ihm und allen ſeinen Nachfolgern die ausgedehnteſten Rechte bewilligt wurden. Aber kaum war Otto nach Deutſchland zurückgekehrt, als die Römer frei ſeyn wollten, den Papſt abſetzten und die alte Verfaſſung herſtellten. Otto erſchien abermals in Rom und beſtrafte die Schuldigen mit dem Tode. In ſeinen letzten Lebensjahren gerieth er mit den morgenländiſchen Kaiſern in einen Krieg, der damit endigte, daß der Kaiſer Johann Zimiſces ſeine Nichte Theophanie an Otto's Sohn vermählte. Bald darauf, den 7ten Mai 973, ſetzte der Tod ſeiner raſtloſen Thätigkeit ein Ziel. Er ſtarb mit dem Ruhme, Carls des Großen Reich in Italien wieder hergeſtellt zu haben; aber Carl war der Rächer, Otto der Beſieger und Unterdrücker Roms. Otto beſaß große Eigenſchaften, hohen Muth, Geradheit und die ſtrengſte Gerechtigkeitsliebe. Die Geiſtlichkeit, deren Freund er war, verdankt ihm in Deutſchland ihre Macht und Reichthümer; er verlieh ihr ganze Herzogthümer und Grafſchaften mit fürſtlicher Gewalt. Er liegt beerdigt in dem Dome zu Magdeburg, den er bauen ließ. Im folgte

Otto II., geboren 955, Otto's I. und der ſchönen Adelheid jüngſter Sohn. Den Kaiſerthron beſtieg er den 13ten Mai 973. Seine Brüder waren vor dem Vater geſtorben. Dieſer ernannte ihn zu ſeinem Mitregenten, und ließ ihn zum römiſchen Könige krönen, ſo daß er der erſte römiſche König war, den uns die Geſchichte der Deutſchen aufſtellt. Er hatte von ſeinem Vater jenen heftigen unſteten Geiſt geerbt, der ſich mit großen Entwürfen beſchäftigt und zu ihrer Ausführung eilt, bevor ſie noch völlig gereift ſind. Heftige Leidenſchaften ſtürmten in der Seele Otto's II., und da er ſchon im 29ſten Jahre ſeinen mißlungenen Entwürfen unterlag, ſo hatte er nicht einmal das Glück, durch reifere Handlungen die Welt mit den Uebereilungen ſeiner Jugend auszuſöhnen. In den erſten Jahren hatte ſich Adelheid der Zügel der Regierung bemächtigt. Als Otto, er Abhängigkeit müde, ſie vom Hofe entfernte, brach ein Bürger-

krieg aus, an deſſen Spitze der junge Herzog von Bayern, Heinrich, ſtand. Otto verfuhr mit Strenge gegen ſeinen Vetter Heinrich, nahm ihm Bayern, und verlieh es ſeinem Vetter Otto von Schwaben (978), der dadurch zum Beſitz zweier großen Lehen gelangte. Mit König Lothar gerieth er über Lothringen in Krieg. Er verſammelte 60,000 Mann, verheerte die Champagne und drang bis Paris vor, deſſen Vorſtädte er verbrannte. Aber auf dem Rückmarſche wurde er an der Aisne geſchlagen. Der Graf von Anjou verfolgte ihn durch die Ardennen und foderte ihn zum Zweikampf, den Otto aber ausſchlug. — In Italien ſuchte er ſeine Macht dadurch feſter zu begründen, daß er die Griechen aus dem Ueberreſte des Exarchats in Apulien und Calabrien verdrängen wollte. Dieſe riefen aber die Araber (981) von Sicilien zu Hülfe, und Otto erlitt bei Baſentello in Calabrien (den 13ten Juli 982) eine völlige Niederlage. Er ſelbſt floh vor den ihn verfolgenden Arabern nach dem Meere, warf ſich in daſſelbe, und ward von einem vorbeiſegelnden griechiſchen Schiffe aufgenommen, weil er verſprach, ſich nach Conſtantinopel bringen zu laſſen, wenn man ihn vorher zu Roſano in Calabrien ausſetzen würde, wo ſeine Gemahlin, eine geborne Griechin, ſich mit großen Schätzen befände. Man benachrichtigte Theophanien von dem Schickſale ihres Gemahls. Der griechiſche Befehlshaber aber erlaubte Keinem den Eintritt ins Schiff, außer einem deutſchen Biſchofe und den Mädchen, welche die zugeſicherten Schätze überbringen ſollten. Die Griechen, von Geldburſt ergriffen, waren eben mit dieſen Koſtbarkeiten beſchäftigt, als Otto ſich ins Meer ſtürzte, um ſich durch ſeine Fertigkeit im Schwimmen zu retten. Zwar wollten ihn die Griechen daran hindern, aber unter den Mädchen befanden ſich verkleidete Jünglinge, welche die Flucht ihres Kaiſers ſicherten. So entkam Otto der Gefahr, aber ſeine Geſundheit war zerrüttet, ſein Geiſt gebrochen. Auf einem Reichstage zu Verona, wo ſein dreijähriger Sohn zum Nachfolger ernannt wurde, beſchloß man die Griechen und Araber anzugreifen und ſelbſt Sicilien zu erobern. Aber Otto erlag ſeinem Kummer in der Blüthe ſeines Lebens. Er ſtarb zu Rom den 7ten December 983. — Sein Sohn, Otto III., der ihm folgte, war 980 geboren und ſtarb ſchon 1002. Mit ihm erloſch der Mannsſtamm des ſächſiſchen Kaiſerhauſes.

Otto von Wittelsbach, genannt der Große, ſeit 1180 Herzog von Bayern, war zu Kelheim geboren, und von ihm ſtammt das noch jetzt in Bayern regierende Fürſtenhaus ab. Früher war er Pfalzgraf von Bayern, und hatte ſich durch ſeine Tapferkeit ſehr hervorgethan. Auf dem erſten Heereszuge Friedrichs des Rothbarts nach Italien nahm er mit 200 Mann einen ſteilen Felſen ein, der den Uebergang über die Etſch bei Verona vertheidigte. Das Mailändiſche, Toscaniſche, und alle die Orte, wohin Friedrich ſeine Waffen trug, waren zu verſchiednen Malen der Schauplatz ſeiner Heldenthaten. Friedrich gebrauchte ihn zu verſchiedenen wichtigen Verhandlungen, und obgleich er Regensburg als freie Reichsſtadt und das tyroler Land von Bayern trennte, ſo war ihm Otto darum nicht minder treu. Otto ſtarb 1183. (S. Bayern). Ferner iſt unter dieſem Namen vorzüglich bekannt:

Otto, Pfalzgraf von Wittelsbach, Otto des Großen Brudersſohn, als Königsmörder merkwürdig. Philipp von Schwaben, für welchen er gegen Otto IV. tapfer kämpfte, hatte ihm ſeine Tochter zur Gemahlin verſprochen, aber, vor dem Charakter Otto's

gewarnt, ſein Wort nicht gehalten und überdieß folgende neue Treuloſigkeit an ihm begangen. Als ſich Otto nachher mit der Tochter eines polniſchen Herzogs vermählen wollte, gab ihm Philipp ſtatt des verſprochenen Empfehlungsſchreibens einen Brief mit, worin der Herzog vor ihm, als einem Unruheſtifter, gewarnt und gebeten wurde, ihn ſeiner eignen Sicherheit wegen zu verhaften. Otto ahnete Betrug, erbrach den Brief und eilte voll Zorn und Rache (1208) nach Bamberg, wo eben Philipp ſeinen Hof hielt. Er drang (den 21ſten Juni) mit bloßem Schwerte in ſein Gemach und verſetzte ihm eine tödtliche Wunde am Kopfe, an welcher er bald ſtarb. In der erſten Beſtürzung der Hofleute entkam er glücklich aus dem Schloſſe. Aber Otto IV., der nunmehr die Kaiſerwürde erhielt, erklärte den Mörder (1208) auf dem Reichstage zu Frankfurt am Main und bald nachher auf dem zu Augsburg für vogelfrei. Der Marſchall von Pappenheim traf 1209 den Geächteten auf der Flucht an der Donau, und ermordete ihn, worauf auch Otto's Schloß Wittelsbach in Ober-Bayern, der Sitz einer anſehnlichen Grafſchaft, zerſtört wurde. — Ueber Babo's dramatiſche Bearbeitung dieſer Geſchichte ſiehe Babo. Von geringerm Werthe iſt Steinbergs Trauerſpiel dieſes Namens.

Otto von Freyſingen, des Markgrafen von Oeſterreich, Leopolds des Heiligen, und der Agnes (Tochter Kaiſer Heinrichs IV.) Sohn. Sein Vater, der ihn dem geiſtlichen Stande widmete, ernannte ihn zum Propſte des von ihm geſtifteten Kloſters zu Neuburg, übertrug aber die Verwaltung dieſes Amts einſtweilen einem Andern, bis ſein Sohn von Paris, wohin er ihn wegen ſeiner Studien geſendet hatte, zurückgekehrt ſeyn würde. Vorzügliche Talente, eine ungemeine Gelehrſamkeit und ſeine edle Geburt verſprachen dem jungen Otto die glänzendſten geiſtlichen Würden; aber, fern von allem Ehrgeize, trat er auf ſeiner Rückreiſe von Paris zu Morimont in Burgund in den Ciſterzienſerorden, und wurde in kurzem Abt dieſes Kloſters. Hier würde er in frommer Sitte ſein Leben hingebracht haben, hätte ihn nicht ſein Stiefbruder, Kaiſer Conrad III., im Jahre 1137 veranlaßt, das Bisthum Freyſingen anzunehmen, das er zwanzig Jahre bis an ſeinen (am 22ſten September 1158 erfolgten) Tod verwaltete. Durch eine allgemeine Geſchichte (gewöhnlich mit Unrecht Chronik genannt) bis zum Jahre 1146, in acht Büchern, und durch eine Geſchichte Kaiſer Friedrichs I. in zwei Büchern, hat er ſich unter den deutſchen Hiſtorikern des Mittelalters einen ehrenvollen Rang erworben. Entgeht auch ſein Styl nicht immer dem Vorwurfe des Gezwungenen und Gekünſtelten, ſo zeigt doch ſeine ganze Behandlung des Stoffs den mit dem Leben und Treiben der großen Welt vertrauten Mann. Seine Verwandtſchaft mit dem Kaiſerhauſe verſchaffte ihm die genaueſten und gründlichſten Nachrichten, und er erwarb ſich das Verdienſt, intereſſante Urkunden ganz einzurücken. Seine mit Unrecht ehedem oft bezweifelte Unparteilichkeit macht ihn höchſt ſchätzenswerth; am ſchönſten hat er ſie in der Schilderung der Streitigkeiten zwiſchen dem Papſte und dem Kaiſer bewährt, bei welcher er, an die eine Partei durch ſeine Verhältniſſe als Geiſtlicher, an die andre durch ſeine Blutsfreundſchaft geknüpft, allerdings einen höchſt mißlichen Standpunkt hatte. Uebrigens war ſeine Anſicht der Geſchichte, als eines großen Trauerſpiels, welche durch ſein ganzes Werk hindurch geht, gewiß nicht mönchiſche Frömmelei, ſondern tiefgeſchöpftes Reſultat aus den Schickſalen ſeiner eigenen Fa-

milie und aus den Ereigniſſen, welche die damals in trüben Maſſen gährende Welt ſeiner Beobachtung darbot. — Neueſte Ausgabe ſeiner Schriften in Urſtiſius Sammlung deutſcher Geſchichtſchreiber; ſeine Geſchichte Friedrichs I. deutſch bearbeitet in Schillers Memoiren, erſte Abtheilung 2. Band.

Ottomaniſches Reich, ſ. Osmaniſches Reich.

Otus, ſ. Aloiden.

Otway (Thomas), ein berühmter engliſcher Tragödiendichter, geboren 1651 zu Trotting in Suſſex, erhielt ſeinen erſten Unterricht zu Wincheſter, und bezog 1669 die Univerſität Oxford. Aber Mangel und vielleicht eine gewiſſe Unregelmäßigkeit waren Urſache, daß er vor Beendigung ſeiner Studien die Univerſität verließ. Er ging nach London, und betrat die Bühne, jedoch ohne beſondern Erfolg. Er hoffte als Theaterdichter glücklicher zu ſeyn. Im Jahre 1675 wurde ſein erſtes Trauerſpiel, Acibiades, gegeben; im nächſten Jahre erſchien ſein Don Carlos, der mit großem Beifalle aufgenommen wurde. Seine theatraliſchen Arbeiten verſchafften ihm die Bekanntſchaft mit mehrern Männern aus der großen Welt, unter andern mit dem Earl of Plymouth, einem natürlichen Sohne Carls II., der ihm bei den 1677 nach Flandern beſtimmten Truppen eine Anſtellung als Cornet verſchaffte. Otway folgte zwar ſeinem Regimente, kam aber bald in ſeiner gewohnten Dürftigkeit nach London zurück. Hier fuhr er fort, durch Arbeiten für das Theater ſeinen Unterhalt zu erwerben, den jedoch Mangel an Aufmunterung und Ausſchweifungen ſehr ſchmälerten. Er überſetzte zwei Stücke (Titus und Berenice, und die Schelmſtreiche Scapins) aus dem Franzöſiſchen, und ſchrieb zwei neue Tragödien: The Orphan (1680) und Venico preserved (1682), welche letztere ſich auf der Bühne erhalten und ſeinen Ruf gegründet haben (ſ. d. Art. Engliſches Theater). Wäre Otway auf dieſem Wege fortgegangen, ſo würde er gewiß noch größere Werke geliefert haben, aber die äußerſte Noth, aus der er ſich nie emporarbeiten konnte, machte ſeinem Leben ſchon 1685 ein Ende. Nach einer allgemein verbreiteten Erzählung war er dem Verhungern nahe, als er eine Guinee geſchenkt bekam. Er kaufte ſich dafür ſogleich etwas zu eſſen, und verſchlang es mit ſolcher Haſt, daß er daran erſticken mußte. Johnſon ſtellt dieſe Angabe in Zweifel; nach den von Poppe eingezogenen Erkundigungen ſtarb er an einem Fieber. Sein Tod erregte zwar Theilnahme, aber ſein unſittlicher Charakter hatte ihn um die allgemeine Achtung gebracht. Ueberdieß hat er ſich in ſeinem Leben und ſeinen Schriften als einen ſchamloſen Schmeichler der Großen gezeigt.

Oudendorp (Franz van), ein berühmter holländiſcher Philolog, durch ſeine reichhaltigen Ausgaben des Lucan (Leiden, 1728 4.) Julius Cäſar (1737. 4.), Sueton (1751. 8.), Apulejus (1786. 4. aus ſeinem Nachlaſſe) u. ſ. w. berühmt. Er war 1696 zu Leiden geboren, ward 1724 Rector der Schule zu Nimwegen, 1726 zu Harlem, und 1740 Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit zu Leiden, wo er 1761 ſtarb.

Oudinot, Marſchall, Herzog von Reggio, Großkreuz der Ehrenlegion u. ſ. w., geboren zu Bar in Lothringen, ſtieg durch perſönliche Tapferkeit und ſeine militäriſchen Talente ſchnell vom gemeinen Soldaten bis zum Generale. Er commandirte 1796 ein Corps bei der Rheinarmee, und 1798 nahm ſeine Diviſion Mannheim ein. Hierauf diente er unter Maſſena in der Schweiz. Von da ging er

als Chef des Generalſtabs zur Armee in Italien und bekleidete dieſen Poſten in den Jahren 1800 und 1801. Im April 1805 erhielt er an Junots Stelle, der nach Portugal geſandt wurde, das Obercommando der Grenadiere von der Reſerve der Armee zu Boulogne. Bei dem Wiederausbruche der Feindſeligkeiten mit Oeſterreich befehligte er eine Diviſion und war einer der Erſten, die über den Rhein gingen. Er zeichnete ſich ſodann in dem Gefechte von Werlingen und Amſtetten aus, wurde in dem Gefechte von Juntersdorf verwundet, in Wien behandelt und übernahm nach wenigen Tagen das Commando der Grenadiere wieder. In dem Feldzuge von 1807 that er ſich vorzüglich in der Schlacht von Friedland hervor, ging dann nach Frankreich, ward zum Reichsgrafen ernannt, und bei der Zuſammenkunft Napoleons und Alexanders (1808) zum Commandanten zu Erfurt. In dem Feldzuge von 1809 ſtand er an der Spitze der Gardegrenadiere. Er ward nach dem Frieden zum Herzoge von Reggio und zum Commandirenden in Holland ernannt. Im ruſſiſchen Feldzuge (1812) befehligte er wieder die Grenadiere, wurde 1813 bei Großbeeren (ſ. d. Art.) geſchlagen, commandirte in der Schlacht bei Leipzig das 12te Armeecorps und auf dem Rückzuge die Reſervegarde, und blieb thätig bis zur Entthronung Napoleons. Den 8ten April 1814 unterwarf er ſich der neuen Regierung, wurde den 15ten April Mitglied des proviſoriſchen Staatsraths, und hierauf von dem Könige zum Pair ernannt. Nach Buonaparte's Rückkehr von Elba hatte er bei ihm eine Audienz in Paris, nahm aber keinen thätigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten. Er trat hierauf unter Ludwig XVIII. in ſeine vorigen Verhältniſſe zurück. Als ein erfahrner Krieger von ſeltner Unerſchrockenheit, der ſich nicht bereichert hat, und daher der ärmſte Marſchall von Frankreich iſt, ſteht er in allgemeiner Achtung.

Ouſeley (Sir William), einer der berühmteſten Orientaliſten unſerer Zeit, geboren in Monmouthſhire 1771. Im Jahre 1787 beſuchte er Paris, um ſich in der franzöſiſchen Sprache zu vervollkommnen. Im folgenden Jahre wurde er Cornet bei dem 8ten brittiſchen Dragoner-Regimente. Von dieſer Zeit an widmete er alle ſeine Nebenſtunden dem Studium der morgenländiſchen Sprachen, und verließ nach dem Feldzuge unter dem Herzoge von York gegen die Franzoſen 1794 den Dienſt, um ſich ihnen ganz hinzugeben. Zu dieſem Zwecke beſuchte er die Univerſität Leiden und gab 1795 ſeine Persian Miscellanies etc. heraus. Darauf wurde er als Major zu einem Dragoner-Regimente nach Carliſle abgerufen, und heirathete die Tochter ſeines Oberſten. Als dieſes Regiment bald darauf reducirt wurde, ging er nach London, um ſich mit dem größten Eifer ſeinen Lieblingswiſſenſchaften zu widmen. Die Univerſität Dublin ertheilte ihm die Würde eines Doctors der Rechte, und als er ſelbſt dieſe Hauptſtadt beſuchte, ernannte ihn der Statthalter von Irland zum Ritter. Mehrere Univerſitäten und gelehrte Geſellſchaften (z. B. die königl. Societät zu Edinburgh, die aſiatiſche Societät zu Calcutta, die Akademie der Wiſſenſchaften zu Göttingen) ertheilten ihm die Mitgliedſchaft. Als mit dem perſiſchen Hofe Unterhandlungen eröffnet wurden, ward er zum Secretär bei der engliſchen Geſandtſchaft am perſiſchen Hofe ernannt. Zu ſeinen Schriften gehören: Oriental collections 3 Voll. 4. 1797. (theils Auszüge und Ueberſetzungen aus arabiſchen, perſiſchen, türkiſchen Handſchriften u. ſ. w. theils Abhandlungen), Observations on some medals and gems,

trading inſcriptions in the Pehlavi or ancient perſic character, 1801, 4., eine Ueberſetzung Ibn Haukal's u. a. (vergl. d. Art. Perſiſche Literatur).

Ouvertüre, (Eröffnung, Einleitung), bedeutet ein Tonſtück, welches zur Einleitung eines Schauſpiels, Concerts, oder einer feierlichen muſikaliſchen Aufführung, vorzüglich aber der Opern dient. Doch iſt ſie hier nicht zu verwechſeln mit der Introduction, welchen Namen in der italieniſchen Oper das erſte Geſangſtück ſelbſt hat. Die Aufgabe der Ouvertüre iſt, den Charakter des folgenden Ganzen (der Oper) anzudeuten und darauf vorzubereiten. Der franzöſiſche Componiſt Lully ſoll zuerſt zu ſeinen Opern Ouvertüren verfertigt haben. Ehedem hatte die Ouvertüre eine beſtimmte Form: ſie fing jederzeit mit einem nicht weitläufig ausgeführten Grave im Viervierteltacte an, welches in der Dominante ſchloß und mit der Cäſur dieſes Schluſſes in eine Fuge von willkürlicher Tonart überging, nach welcher das Grave zum Theil wiederholt wurde. Waren dieſe Ouvertüren für das Concert beſtimmt, ſo ſetzte man auch wohl eine Tanzmelodie, z. B. eine Menuet, Angloiſe oder dergleichen, hinzu. Jetzt werden die Ouvertüren in mannichfaltiger, freierer Form geſchrieben. Pq.

Ovale, iſt in der Geometrie eine geſchloſſene, krummlinige, reguläre Figur, deren zwei Hauptdurchmeſſer ungleich ſind.

Ovation, ſ. Triumph.

Overbeck (Friedrich), ein höchſt talentvoller Maler, geboren zu Lübeck im Jahr 1789. Schon als Knabe zeigte er die entſchiedenſte Neigung zur Kunſt. Im J. 1806 ging er nach Wien, wo er bis 1810 blieb und den Unterricht Fügers genoß. Er entſchied ſich hier für das Geſchichtsfach, namentlich für Darſtellungen aus der heiligen Geſchichte. Im J. 1810 begab er ſich nach Rom, wo er ſchon 1811 eine Madonna vollendet hatte, die ihm daſelbſt den Beinamen des jungen Raphael von Lübeck erwarb. Dieſes Meiſterſtück iſt ausgezeichnet durch Einfalt, Zartheit, Verſchmelzung und Harmonie der Farben und mit heiligem Sinne aufgefaßt und dargeſtellt. Seitdem hat Overbeck ſeine Arbeiten in Rom fortgeſetzt und damit die Erwartungen der Kenner weit übertroffen. Leider finden wir uns außer Stand, genauere Nachrichten darüber geben zu können.

Ovid. Publius Ovidius Naſo, einer der bekannteſten römiſchen Dichter des Auguſteiſchen Zeitalters. Er war aus ritterlichem Geſchlechte, geboren zu Sulmo im Lande der Peligner, im J. Roms 711, vor Chr. Geb. 43. Muß man auch zugeben, daß er an Gediegenheit und künſtleriſcher Vollendung, ſo wie an Erhabenheit und Würde andern ſeiner Zeitgenoſſen nachſtehe; ſo wird er doch von keinem derſelben in anmuthiger Leichtigkeit und Gewandtheit übertroffen. Freilich iſt nicht zu leugnen, daß er mitunter in unangenehme Geſchwätzigkeit und froſtige Spielerei verfällt. Aber glücklich weiß er die kleinen eigenthümlichen Züge menſchlicher Leidenſchaft aufzufaſſen und darzuſtellen. Manche ſeiner Erzählungen aus dem Gebiete der Idylle und Romanze ſind ungemein lieblich und lebendig, z. B. die von Pyramus und Thisbe, von Dädalus und Icarus, von Philemon und Baucis. Hier iſt er Meiſter, und unter Allem, was wir noch von dieſem fruchtbaren Dichter haben, möchte man wohl mit Recht dieſen Erzählungen den Preis zuerkennen. Ovid ſagt ſelbſt in der merkwürdigen Elegie (der 10ten des 4ten Buchs ſeiner Trauergeſänge), wo er ſein innres und äußres Leben ſchildert, er ſey zum Dich-

ter geboren. Trotz der Ermahnungen ſeines Vaters, der einen tüchtigen Rechtsgelehrten und Senator aus ihm bilden wollte, habe ihn ſchon als Knaben ein geheimer, unwiderſtehlicher Trieb zum Dienſte der Muſen hingezogen; vergeblich habe er ſich bemüht, den Wunſch ſeines Vaters zu erfüllen, was er geſchrieben, ſey von ſelbſt zum Verſe geworden. Auf Reiſen in Griechenland und Aſien bildete er ſich weiter aus. Sein Hang zur Gemächlichkeit und zum fröhlichen Lebensgenuſſe, bei welchem ihm ſein anſehnliches Vermögen zu Statten kam, machte es ihm unmöglich, viel Zeit auf die Vollendung ſeiner Verſe zu wenden, die auch in mangelhafter Geſtalt von der großen Menge mit Begierde geleſen wurden: denn die Sinnlichkeit fand in ihnen reiche Nahrung, und auch die Edleren wurden durch das Anmuthige der Darſtellung und durch die Wahl des Stoffs vielfach angezogen. In Ovids Gedichten bewegte ſich die ganze Fabelwelt im bunteſten Schmucke der Phantaſie, und die berühmten Heroen und Heroinen des Alterthums erſchienen vor der Einbildungskraft des Leſers. Ja ſelbſt das traurige Schickſal, das den Dichter in ſeinen letzten Jahren traf, trug nicht wenig dazu bei, ſeinen Poeſien eine ungewöhnliche Berühmtheit zu verſchaffen. Sein größtes und berühmteſtes Gedicht, welches die Mythologie poetiſch zu umfaſſen ſtrebt, ſind die Metamorphoſen oder Verwandlungen in 15 Büchern in Hexametern geſchrieben; ein ſeltſames Werk, wenn man es als ein Ganzes betrachtet, was es doch unſtreitig nach dem Plane des Dichters ſeyn ſollte. An einen Faden gereiht, den man nicht ſelten in Gefahr iſt, ganz aus dem Auge zu verlieren, windet ſich der bunte Kranz der mannichfaltigſten Erzählungen von dem geſtaltloſen Chaos an, aus dem man das ſchön geordnete Weltall mit Allem, was darin lebt und webt, ſich entwickeln ſieht, durch die mythiſche Zeit und alle Weltalter hindurch bis zu den Tagen Julius Cäſars. Jede dieſer Erzählungen endigt mit einer Verwandlung; aber dieſe erſcheint oft ſo wenig als Hauptſache, wie man doch nach der Ueberſchrift des Ganzen erwarten ſollte, daß vielmehr nicht ſelten eine lange Reihe von Verſen vorangeht, die darauf nicht die geringſte Beziehung haben, aber gleichwohl das Vorzüglichſte und Anziehendſte ſind, wobei der Dichter augenſcheinlich mit Liebe verweilt, die Verwandlung aber am Ende mit einigen Verſen ganz kurz abgefertigt wird, welche man eben ſo gern dem Dichter erlaſſen hätte. Aehnlich iſt ein andres Gedicht des Ovid, wo an die merkwürdigen Tage und Feſte des römiſchen Calenders Erzählungen aus der Mythologie und aus der ältern römiſchen und italieniſchen Geſchichte geknüpft ſind. Es iſt überſchrieben „Fasti," umfaßt aber nur in ſechs Büchern die ſechs erſten Monate, und iſt in Diſtichen geſchrieben. Wahrſcheinlich blieb es wegen der Verbannung des Dichters unvollendet. Vorzüglich wichtig iſt es für die römiſche Chronologie, und eine der gelungenſten eingewebten Erzählungen iſt die Geſchichte von der Lucretia im zweiten Buche. Auch Sänger der Liebe iſt Ovid; aber nicht der himmliſchen. Jene göttliche Begeiſterung, die in der Liebe unendlich mehr ahnet und ahnen läßt, als einen flüchtigen Sinnenrauſch, war jener Zeit fremd. Wir haben noch drei Gedichte von Ovid, welche ſich auf die Liebe beziehn, ſämmtlich im elegiſchen Versmaße. Zuerſt Amores in drei Büchern, dann die Ars amandi (Kunſt zu lieben), ebenfalls in drei Büchern, und von den Mitteln gegen die Liebe in einem Buche. Sie können als Beitrag dienen zur genauern Kenntniß des ſittlich-verderbten Zuſtandes

der damaligen römiſchen Welt; doch findet ſich auch in ihnen manches, was bei einer Blumenleſe aus Ovids Gedichten nicht überſehen werden dürfte; z. B. die 15te Elegie des 1ſten Buchs der Amorum, wo der Dichter die berühmteſten Sänger der Griechen und Römer aufführt und ſeine eigne Unſterblichkeit ahnend ausſpricht. Zu den ſchönſten Stellen gehört auch die Epiſode von Cephalus und Procris im 3ten Buche der Kunſt zu lieben. Auch in einer eigenthümlichen und ſeltnen Gattung hat ſich Ovid nicht ohne Glück verſucht. Wir haben nämlich von ihm 21 ſogenannte Heroiden (ſ. dieſ. Art.), unter dem Namen bekannter (meiſt weiblicher) Perſonen der älteſten, halb fabelhaften Zeit gedichtet, von denen aber einige für unecht gehalten werden. Endlich haben wir von Ovid auch noch Elegien im eigentlichen Sinne des Wortes, nämlich Klagelieder, oder Trauergeſänge, (wie er ſie ſelbſt benennt, tristia,) und Briefe (epistolae ex Ponto), ebenfalls im elegiſchen Versmaße und verwandten Inhalts, ſämmtlich in ſeiner Verbannung geſchrieben, jene in fünf, dieſe in vier Büchern. Man muß die ungemeine Leichtigkeit bewundern, mit welcher Ovid ſich auch in dieſen Gedichten bewegt, obwohl das Herz ihm ſo ſchwer war, und die Bürde des Alters ſchon auf ihm laſtete. Darum iſt es auch hier dem Sänger am erſten zu verzeihen, wenn der Strom ſeiner Verſe öfters zwar breit genug, aber ſeicht fließt; doch treffen wir auch hier und da auf Stellen, wo ſich ein tiefes Gefühl wahr und lebendig ausſpricht. Ovid hatte nämlich bis in ſein 50ſtes Jahr faſt einzig der Poeſie und dem Vergnügen gelebt, wie es ſcheint, in angenehmen Verhältniſſen mit Verwandten und Freunden und gern geſehn an Auguſtus Hofe. Durch ſeine auf den Geſchmack der großen Menge berechneten Gedichte hatte er eine nicht geringe Berühmtheit erlangt, die ſeiner Eitelkeit nicht wenig ſchmeichelte; und ſo konnte er hoffen, die letzten Jahre ſeines Lebens auf den leichtgewonnenen Lorbeern ſeines Dichterruhms behaglich auszuruhn. Da zerſtörte plötzlich der Bannſtrahl, den Auguſtus auf den Dichter ſchleuderte, ſein ganzes Glück. Er bekam den Befehl, Italien ſofort zu verlaſſen, und mußte gehorchen. Getrennt von Weib und Kind, von Verwandten und Freunden, von dem mütterlichen Lande, von Italiens mildem Himmel, von der herrlichen Roma — mußte er in ein weit entlegenes, ihm ganz fremdes Land, über's Meer, an die unwirthbare Küſte des Pontus euxinus, gen Tomi (in Nieder-Möſien, de jetzigen temiswarer Bannat), wo die rohen Geten wohnten, wandern. Die Frage, worin ſein Verbrechen beſtand, hätte Ovid ſelbſt am genügendſten beantworten können; aber er hebt den Schleier nur halb. Zwar verſichert er an mehr als einem Orte ausdrücklich, ein Verſehen ſey es, was ihm dieſe Verbannung zugezogen, aber keineswegs ein Verbrechen. Auch nennt er mehrmals ſeine Poeſien die Urſache ſeines Unglücks. Gewiß aber waren ſeine üppigen Verſe nicht der einzige, ja nicht einmal der eigentliche Grund der über ihn verhängten Strafe; auch deutet er ſelbſt an, er habe etwas geſehen, und dadurch den Zorn des Auguſtus gegen ſich gereizt. Daraus läßt ſich vermuthen, er habe um irgend etwas gewußt, das den Auguſtus nahe anging, und deſſen Verheimlichung vielleicht den Unwillen des Herrſchers in ſo hohem Grade erregte. Manche meinen, es habe dies einen ſtrafbaren Liebeshandel der berüchtigten Tochter des Auguſtus, Julia, betroffen. Genug, daß der Dichter, wenigſtens nach ſeiner eignen Ausſage, nicht als ruchloſer Verbrecher erſcheint, was man ſonſt wohl aus der harten Züch-

tigung und aus dem unverſöhnlichen Zorne des Auguſtus, der ſich durch keine Bitten bewegen ließ, die Aechtung aufzuheben, ſchließen könnte. Ovid ſtarb in Tomi, nachdem er zehn Jahre in der Verbannung geſchmachtet hatte, in einem Alter von 60 Jahren, im J. Roms 771, nach Chr. Geb. 17. Noch findet ſich in der Sammlung der Ovidiſchen Poeſien ein langes Schmäh- und Fluchgedicht, Ibis überſchrieben, im elegiſchen Versmaße, worin der Dichter in immer neuen Wendungen auf eine widerliche und empörende Art die heftigſten Verwünſchungen und ſeinen unauslöſchlichen, ſelbſt nach dem Tode noch fortdauernden, Haß gegen einen Ungenannten, der ihn ſchwer beleidigt hatte, ausſpricht. Einige andere kleinere Gedichte werden ihm mit Unrecht zugeſchrieben, z. B. de philomela, de pulice. Aber manches Echte iſt auch verloren gegangen, worunter vorzüglich ſein Trauerſpiel Medea zu bemerken iſt. Man hat mehrere gute Ausgaben ſämmtlicher Ovidiſchen Werke und einzelner Gedichte. Von jenen iſt eine der beſten die von Nikol. Heinſius, Amſterdam 1661, neu verb. und mit Anmerk. von Burmann, 1727, 4 Voll. 4. Von dieſer Recenſion mit den Heinſiuſiſchen Noten und einem ſehr vollſtändigen Wörterverzeichniſſe beſorgte Fiſcher eine neue Ausgabe (Leipzig 1758 und 1773). Nach der Burmanniſchen Recenſion beſorgte eine Ausgabe der ſämmtlichen Werke Mitſcherlich (Göttingen 1796 bis 98, 2 Voll. 8.). Von den Metamorphoſen hat Gierig eine brauchbare Ausgabe mit einem ausführlichen lateiniſchen Commentare geliefert (Leipzig 1804 bis 7) und von den Trauergeſängen und Briefen aus Pontus, ebenfalls mit erläuternden Anmerkungen, Harles (Erlangen 1772) und Oberlin (Straßburg 1778). Von den Metamorphoſen hat Rode (Berlin 1791) eine deutſche Ueberſetzung mit Anmerkungen für junge Leute, Künſtler und Kunſtliebhaber geliefert. Die ſchönſten Stellen eben dieſes Gedichts hat Voß mit gewohnter Kunſtfertigkeit metriſch ins Deutſche übergetragen unter dem Titel: Verwandlungen nach Ovid, von J. H. Voß (Berlin 1798). Auch hat man die Metamorphoſen zum Gebrauch auf Schulen von Meineke mit deutſchen Anmerkungen, und als lateiniſche Chreſtomathie einen Auszug daraus zu eben dieſem Gebrauche von Gierig. S.

Owaihi, die öſtlichſte und größte (216 Q. Meilen) unter den Sandwichinſeln (ſ. d. Art.), welche Cook 1778 entdeckte, und die 1779 das Grab ihres Entdeckers wurde (ſ. Cook). Sie hat gemäßigte Luft und trefflichen Boden. Ein hoher Berg, Mowna Roah, hat 3 Piks und eine Höhe von 2254 Toiſen. Die oberſte Spitze berührt die Schneelinie, iſt aber nicht mit ewigem Schnee bedeckt. Im J. 1794 wurde die Inſel, jedoch der bisher beſtandenen Regierungs- und Religionsverfaſſung unbeſchadet, von den Engländern in Beſitz genommen. Die Einwohner ſind wohlgebildet, fleißig, und mit den Neu-Seeländern und den Bewohnern der Societätsinſeln von Einem Stamme. Man bauet hauptſächlich Zucker. Durch den von dem König Tamaahmaah mit England und Nordamerika eingeleiteten Handelsverkehr iſt die Civiliſation auf dieſer Inſel ſehr fortgeſchritten, und europäiſcher Kunſtfleiß, ſelbſt Schiffbau, beſonders durch engliſche Matroſen, die der König in ſeine Dienſte genommen hat, eingeführt worden.

Owen (Johann), zu Armon in Caernarthenſhire geboren, ſtudirte zu Oxford die Rechte, ward aus Armuth 1591 Schullehrer zu Tryleigh und 1594 zu Warwich, und ſtarb 1622 in ſehr ungünſtigen

Umſtänden zu London. Seine zahlreichen lateiniſchen Epigramme, die ehedem eben ſo viel geleſen wurden, als ſie jetzt vergeſſen ſind, zeichnen ſich durch Eigenthümlichkeit, treffenden und beißenden, nur bisweilen in Gezwungenheit und Schmutzigkeiten ausartenden, Witz, tiefe Menſchenkenntniß, und eine lebendige und höchſt correcte Sprache aus. Sie erſchienen unter andern zu Baſel 1780, 8., auch lieferte Didot eine Prachtausgabe in 4. Jördens gab 1813 (Leipzig, 8.) Oweni epigrammata selecta mit den vorzüglichſten vorhandenen deutſchen Ueberſetzungen und Nachahmungen verſchiedener Verfaſſer heraus. A — s.

Oxenſtierna (Axel, Graf von), ein berühmter ſchwediſcher Staatsmann, geboren zu Fano in Upland im J. 1583. Nach dem frühen Tode ſeines Vaters wurde er mit Sorgfalt unter den Augen ſeiner Mutter erzogen. Um ſeine Studien weiter fortzuſetzen, ging er nach Roſtock, Wittenberg und Jena; hier beſchäftigte er ſich außer den Sprachen beſonders eifrig mit der Theologie, denn ſeine Neigung ſowohl, als ſeine Familie hatte ihn dem geiſtlichen Stande beſtimmt, und obgleich er ſich ſpäter den Staatsgeſchäften widmete, ſo blieb ihm doch für ſein ganzes Leben eine große Liebe zur Theologie und ein lebhafter Eifer für die Ausbreitung der evangeliſchen Lehre. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien beſuchte er die meiſten deutſchen Höfe, und als er 1602 mit allen damals im Auslande ſich befindenden Schweden zurückberufen wurde, um Carl IX. den Eid der Treue zu ſchwören, trat er bald darauf in die Dienſte dieſes Monarchen, der ihn 1606 als Geſandten an den mecklenburgiſchen Hof ſandte. Im J. 1608 trat er als 26jähriger Jüngling in den Senat, in welchem in ununterbrochener Reihe dreizehn ſeiner Vorfahren geſeſſen hatten. Das erſte öffentliche Geſchäft, welches er darauf übernahm, war die Beilegung gewiſſer Streitigkeiten zwiſchen dem liefländiſchen Adel und der Stadt Reval, die er glücklich beſeitigte. Er hatte dabei ſeine Talente in einem ſo günſtigen Lichte gezeigt, daß der König, der ſeinen Geiſt durch das Alter geſchwächt fühlte, ihn zum Aufſeher der königlichen Familie machte, und an die Spitze der Regentſchaft ſtellte. Als Guſtav Adolph den Thron beſtieg, wurde er zum Kanzler ernannt, und im J. 1613 war er bei den Friedensunterhandlungen zwiſchen Schweden und Dänemark erſter ſchwediſcher Bevollmächtigter. Im folgenden Jahre begleitete er den König nach Deutſchland und hatte bald darauf die Genugthuung, die Feindſeligkeiten zwiſchen Rußland und Schweden durch den ehrenvollen Frieden von Stolborn beendigt zu ſehn. Im J. 1620 begleitete er die zukünftige Gemahlin ſeines Königs von Brandenburg; im J. 1622 erwartete er den König in Liefland; ſpäter wurde er mit verſchiednen Regimentern nach Preußen geſchickt und zum Generalgouverneur aller daſelbſt den ſchwediſchen Waffen unterworfenen Diſtricte ernannt. Als die Kaiſerlichen nach Pommern gingen, um ſich ſelbſt zu Herren der Oſtſeeküſten zu machen, wurde Oxenſtierna an den Herzog von Pommern geſandt, um wegen der Beſetzung Stralſunds durch ſchwediſche Truppen ſtatt der däniſchen, die den Platz in Beſitz hatten, zu unterhandeln; von da ging er nach Dänemark, um für dieſes Arrangement die Genehmigung des Königs auszuwirken; durch franzöſiſche und engliſche Vermittelung aber gelang es ihm, mit Polen einen ſechsjährigen Waffenſtillſtand abzuſchließen. Als der Krieg in das Herz von Deutſchland verſetzt worden, rief Guſtav Adolph ſeinen Kanzler zu ſich, um ſich ſeiner Einſicht zu bedienen. Er wurde

deßhalb mit unbeſchränkter Vollmacht in allen Staats- und Militär-angelegenheiten am Rheine verſehn, und nahm ſein Hauptquartier in Mainz, während Guſtav Adolph in Baiern und Franken vordrang. Von dort brach er mit den geſammelten Truppen auf, um zu dem Könige zu ſtoßen und ſtand, als dieſer glorreich im J. 1632 bei Lützen ſchlug und fiel, in Ober-Deutſchland. Die Nachricht von des Königs, ſeines Freundes, Tode erſchütterte ihn tief, aber entmuthigte ihn nicht. Er ſammelte zahlreichere Heere, um Schweden und ſeine Bundesgenoſſen zu ſchützen, und beſuchte Dresden und Berlin, um Maßregeln wegen der Fortſetzung des Krieges zu verabreden. Die ſchwediſche Regierung ertheilte ihm jetzt ungemeßne Vollmacht, um Alles anzuordnen, was er für des Vaterlandes Wohlfahrt am dienlichſten trachten würde. Dem gemäß trat er mit verſchiedenen Fürſten in Unterhandlungen, verſammelte einen Congreß zu Heilbronn und wurde hier als Director des evangeliſchen Bundes anerkannt. Die Eiferſucht, beſonders der Franzoſen, konnte ſeinem Genie keine Hinderniſſe in den Weg legen; er reiſete ſelbſt nach Frankreich und Holland, um beide Mächte zur Theilnahme an der Sache der Evangeliſchen zu gewinnen. Aber mit Schmerzen fand er bei ſeiner Rückkehr nach Sachſen alles in der größten Unordnung, die Bundesgenoſſen ſchwankend, die Soldaten mißvergnügt und der Zucht entwöhnt, faſt alle muthlos durch den unglücklichen Ausgang der nördlinger Schlacht, den Churfürſten von Sachſen offen der Sache des Feindes beigetreten. Sein an Hülfsquellen reicher Geiſt wußte jedoch auch unter dieſen Umſtänden die Angelegenheiten ſeiner Partei vom Untergange zu retten. Nachdem er ſie geſichert ſah, kehrte er 1636 nach Schweden zurück, von dem er zehn Jahre abweſend geweſen. Er ſehnte ſich nach einem ruhigern Wirkungskreiſe, legte die ihm anvertraute Gewalt nieder und nahm ſeinen Sitz im Senate als Kanzler des Reichs und Einer der fünf Vormünder der Königin. Seine Hauptſorge war jetzt, die Königin mit allem, was auf die Regierungskunſt Beziehung hatte, bekannt zu machen, und ſie in den Grundſätzen einer geſunden Politik zu unterrichten. Da es ihm ſehr am Herzen lag, den Krieg in Deutſchland zu einem glücklichen Ende zu bringen, ſo ſandte er ſeinen Sohn, Johann Oxenſtierna, als ſchwediſchen Bevollmächtigten nach Deutſchland. Oxenſtierna wohnte 1645 den Unterhandlungen mit Dänemark zu Bremſebrö bei, und nach ſeiner Rückkehr ertheilte ihm die Königin Chriſtina die Grafenwürde. Zu derſelben Zeit wurde er zum Kanzler der Univerſität Upſala erwählt, und er verwaltete dieſes Amt mit großem Eifer und zum Gewinne dieſer gelehrten Anſtalt. Als Chriſtina ihren Entſchluß bekannt machte, einen Nachfolger zu ernennen, widerſetzte ſich Oxenſtierna aus allen Kräften; noch dringender widerſprach er ihrem Vorſatze, die Krone niederzulegen, und ſchützte, als er die Königin unerſchütterlich fand, eine Krankheit vor, um an den Verhandlungen über eine Maßregel nicht Antheil nehmen zu dürfen, die er als den Anfang großer Uebel anſah. Er fand ſeitdem keine Freude mehr an den Staatsgeſchäften, wiewohl er fortfuhr, ſeinem Lande gewiſſenhaft und eifrig zu dienen. Zur Vermehrung ſeines Kummers ſah er die Finanzen des Reichs in großer Zerrüttung, und die Staatsſchuld, trotz der durch die Vergrößerung des Ländergebiets und ſeine weiſen Maßregeln vermehrten Einkünfte, auf mehrere Millionen angewachſen. Ueberdies hatte er mit den Beſchwerden des Alters zu kämpfen, und öftere Krankheitsanfälle mahnten ihn an die Nähe des Todes, der

im Auguſt 1654 ſeine Laufbahn endigte. — Oxenſtierna darf den berühmteſten Männern zugeſellt werden, die auf der Bühne der Welt eine ausgezeichnete Rolle geſpielt, und ſich durch eine für die Menſchheit wohlthätige Wirkſamkeit verewigt haben. Erziehung und Studium hatten ſeine großen Anlagen entwickelt und dem Guten, Großen und Edeln zugewendet. Sein politiſcher Scharfblick erregte eben ſo ſehr Achtung als Bewunderung, und die Umſtände, unter welchen er lebte, gaben ihm Gelegenheit, den ganzen Umfang ſeiner Einſicht an den Tag zu legen. Die Regierungsform, die er auf höhern Befehl entwarf, und die 1634 von den ſchwediſchen Ständen angenommen wurde, galt für ein Meiſterwerk der Staatskunſt. Seine Beredſamkeit war wortkarg, aber kräftig. Er beſaß das ſeltene Talent, die Erfolge einer Maßregel vorherzuſehn und ſein Betragen danach einzurichten. Seine Rechtſchaffenheit erwarb ihm Freunde, und nöthigte ſelbſt ſeinen Gegnern Bewunderung und Vertrauen ab. Allen Stürmen und Unfällen widerſtand er mit Feſtigkeit, Klugheit und Hochherzigkeit. Die Ehre und Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes gegen das Ausland aufrecht zu erhalten, und durch Belebung des Handels und Kunſtfleißes, verbunden mit weiſer Oekonomie, die innere Wohlfahrt zu vermehren, waren ſeine großen Beſtrebungen. Von ſeinen Schriften iſt nur ein Theil im Druck erſchienen.

Oxford, die Hauptſtadt von Oxfordſhire in England, auf einer Anhöhe, am Einfluſſe des Cherwell in die Iſis, über welche die 500 Fuß lange ſteinerne Magdalenenbrücke führt, iſt eine mittelmäßige Stadt von 1940 Häuſern und 13,000 Einwohnern, aber vorzüglich wegen ihrer Univerſität berühmt. Die Hauptſtraße iſt ausnehmend breit und lang, und zu beiden Seiten mit ſchönen Gebäuden beſetzt; im Ganzen iſt jedoch die Bauart altmodiſch. Die hieſige Univerſität, die berühmteſte in Großbritannien, hat 23 Collegien oder große Gebäude, worin Lehrer und Lernende beiſammen wohnen. Dieſe Collegien ſind meiſtens Paläſte von großem Umfange mit vortrefflichen Kunſtſammlungen und äußerſt reichen Einkünften. Sie ſind faſt ſämmtlich von Privatperſonen zu verſchiedenen Zeiten geſtiftet und allmälig durch ſteigende Vermächtniſſe zu ihrem Wohlſtande gelangt. Gegen 1500 Studenten wohnen in dieſen Collegien. Das größte darunter iſt Chriſt-Church-Collegium, welches vier Höfe hat und von 200 Studenten bewohnt iſt. Der Bibliothekſaal dieſes Collegiums gehört zu den freundlichſten, die man ſehen kann. All Souls (aller Seelen) Collegium iſt eins der ſchönſten in Oxford, und nimmt drei Seiten eines Vierecks ein, deſſen offene vierte Seite vermittelſt eines bedeckten Ganges die beiden Seitenflügel verbindet. Die zu dieſem Collegium gehörige Bibliothek iſt eine der ſchönſten zu Oxford. Zu den übrigen akademiſchen Anſtalten gehört beſonders die Univerſitäts- oder Bodleymiſche Bibliothek in drei Sälen, welche eine der größten Europa's iſt, indem ſie 30,000 Manuſcripte und 500,000 gedruckte Bände begreift. Sie iſt in neuern Zeiten durch die 20,000 Bände ſtarke Bibliothek des engliſchen Topographen Gough, welcher ſie der Univerſität vermachte, bereichert worden. In demſelben Gebäude befindet ſich eine Gemäldegallerie, eine Sammlung von antiken Statüen und die Arundeliſche Sammlung von Inſchriften. (S. Marmorchronik). Eine andere Bibliothek iſt die Radcliffeſche in einem ſchönen Gebäude, welches eine Rotunda bildet mit einer 60 Fuß hohen Kuppel. Sie enthält faſt ausſchließlich Bücher aus dem Gebiete der Arzneikunde und Naturwiſſenſchaft, und iſt bis jetzt nicht bedeu-

tend zu nennen. Merkwürdig ſind ferner das Sheldonſche Theater, welches ſich durch ſeine halbzirkelförmige Fronte von allen übrigen akademiſchen Gebäuden auszeichnet, das aſhmoleſche Muſeum, welches eine Sammlung von Naturalien und Kunſterzeugniſſen enthält, die Univerſitäts-Druckerei oder das Clarendon-printing-house, ein ſchönes in Form eines Tempels erbautes Gebäude, die Sternwarte und der botaniſche Garten, welcher jedoch dem von Cambridge nachſteht. Zum Parlament ſchicken die Univerſität und die Stadt zuſammen vier Deputirte. Außer der Univerſität leben die Einwohner auch vom Korn- und Malzhandel.

Oxhoft, Oxthoft, ein Weingefäß von zweierlei Art oder Gebinde. Das engliſche und das von Bordeaux hält drei Eimer, das holländiſche und niederſächſiſche hingegen nur die Hälfte, oder 1 1/2 Ohm, 6 Anker oder 140 Quart.

Oxus, der jetzige Harratfluß (bei den Arabern Gihon), einer der vornehmſten Flüſſe des ehemaligen Parthiens.

Oxydation, Oxydirung, ſoviel als Calcination, Calcinirung (Verkalkung). — Oxyd, Metallkalk.

Oxygen, ſ. Gas und Sauerſtoff.

Oxymoron, eine Redefigur, vermöge welcher man Dinge, die eigentlich mit einander in Widerſpruch ſtehn, abſichtlich mit einander verbindet, z. B. ihr Schweigen iſt Rede.

Oybin, ein Bergfelſen im ſüdlichſten Theile der Oberlauſitz, eine Meile ſüdweſtlich von Zittau. Schon als Naturwunder einzig und überdies durch ſchöne Ruinen geſchmückt, wird er von Reiſenden für einen der intereſſanteſten Plätze Deutſchlands erklärt. In einem amphitheatraliſch von höhern felſigen Bergen eingeſchloßnen Thale erhebt ſich dieſe Felſenpyramide 203 leipziger Ellen hoch (über die Meeresfläche 1593 Fuß), zuſammengethürmt aus ungeheuern Sandſteinmaſſen, theils zackig, theils abgerundet, und mit Nadelgehölz ſchattirt. Südweſtlich iſt dieſer Rieſenfels durch Treppen in verſchiedenen Biegungen zugänglich. Oben genießt man zwar keine ausgebreitete, aber doch treffliche Ausſicht in das romantiſche Thal, und nur auf der Zittauer Seite ins Weite. Aber die Hauptſache ſind die vortrefflichen Ruinen eines von 1384 bis ins 16te Jahrhundert beſtandenen Cöleſtinerkloſters, des erſten in Deutſchland, und eines im J. 1349 von Carl IV. zerſtörten Raubſchloſſes. Herrlich ſind die noch hohen umgrünten Trümmer einer großen Kloſterkirche und ihres Kreuzganges, und daneben ſehr überraſchend ein Gottesacker, wohin die Bewohner des unten liegenden Dörfchens noch immer ihre Todten beſtatten. Hinter dieſem, auf einem freien Platze neben ungeheuern Felsmaſſen, und auf dem höchſten Gipfel ſtehn jetzt Luſthäuſer für die zahlreichen Beſucher, die überdies durch ein ſchönes Echo der Mörſer ergötzt werden. Treu ſind die Abbildungen dieſes romantiſchen Platzes von Steinauer und von Laurin zu Dresden, welche letztere zu der topographiſchen und hiſtoriſchen Beſchreibung des Oybins von D. Peſcheck, Zittau 1792 und 1809, gehören. F.

P.

P, der funfzehnte Buchſtabe des deutſchen Abc. Er iſt ein Lippenbuchſtabe, der durch Ausſtoßung des Hauches bei Oeffnung der feſtgeſchloßnen Lippen hervorgebracht wird.

Päan oder Päon (der Heilende), ein Beiname des Apoll, deſſen Bedeutung von den Gramatikern auf verſchiedene Weiſe erklärt wird. Da in den Lobgeſängen auf den Apoll der Ausruf: „Io Päan" häufig vorkam, ſo nannte man ſie vorzüglich Päanen. Solche Päanen wurden bei anſteckenden Krankheiten und bei allen Gelegenheiten geſungen, wo man ſich den Gott geneigt machen wollte. Bald wurde indeſſen das Wort Päan auch von Lobgeſängen auf die Thaten anderer Helden und ausgezeichneter Männer gebraucht. So gab es einen Päan auf die Thaten des Lyſander zu Samos u. dgl. Auch der Schlachtgeſang, den man vor Anfang der Schlacht dem Mars und nach erfochtenem Siege dem Apoll ſang, hieß Päan.

Packetboot, ein leichtes Fahrzeug von mittler Größe, das zu Ueberbringung der Briefe, Packete und Reiſenden dient, und zu beſtimmten Zeiten, wie die Poſten auf dem feſten Lande, abgeht: ein Poſtſchiff.

Pactolus, ein Goldſand führender Fluß in Lydien, ſ. Midas.

Pacuvius, ein römiſcher Trauerſpieldichter. Er war im J. der Stadt 533 zu Brundusium geboren und ſtarb 623. Ennius war ſein Oheim. Von ſeinen Tragödien ſind nur noch Bruchſtücke vorhanden. Quintilian indeß lobt die Würde ſeiner Gedanken und Charaktere, und Cicero ſcheint ihm die erſte Stelle unter den Tragikern Roms einzuräumen, wiewohl ſein Latein nicht das reinſte war.

Pädagog hieß bei den Griechen und Römern urſprünglich der Sclave, der die Kinder ſeines Herrn in die Schule führte. Da auch Sclaven und Freigelaſſene ſich gelehrte Bildung erworben hatten, ſo bediente man ſich ihrer oft als Hauslehrer und Erzieher, daher der griechiſche Name Pädagog in der Folge jedem Erzieher beigelegt worden iſt.

Pädagogik heißt die Wiſſenſchaft und Kunſt der Menſchenerziehung (ſ. Erziehung). Die theoretiſche Pädagogik lehrt die Geſetze und Principien der Erziehung und des Unterrichts; dieſe, die practiſche Pädagogik, leitet zur Anwendung derſelben an und gibt die Methoden an die Hand. Pädagogiſche Maximen und Anſtalten findet man bei jedem Volke, das ſich zu einiger Cultur erhoben hat, denn ohne eine ſorgfältigere und planmäßige Erziehung der Jugend iſt uberhaupt keine Nationalbildung denkbar. Was die Hebräer, Aegypter, Perſer und Indier in dieſem Fache geleiſtet haben mögen, erhellt mehr aus dem Culturſtande dieſer Völker, als aus den ſehr unvollſtändigen hiſtoriſchen Nachrichten von ihrer Erziehungsweiſe. Zum klaren, wiſſenſchaftlich geordneten Bewußtſeyn kamen die Grundſätze der Pädagogik erſt bei den Griechen und Römern, un-

ter denen Plato, Ariſtoteles, Xenophon, Plutarch und Quinctilian, die Lehrer ſpäterer Pädagogen wurden und viel beitrugen, die Keime der liberalen Erziehung, die dem Chriſtenthume eigen ſind, zu entwickeln. Was Carl der Große und die Klöſter des Mittelalters dafür thaten, verfiel wieder mit dieſen Inſtituten ſelbſt, und es bedurfte ſelbſt nach dem Wiederaufleben der claſſiſchen Literatur und den Bemühungen der Reformatoren Jahrhunderte, um die Ideen zu zeitigen und in Umlauf zu bringen, welche den gegenwärtigen Standpunkt der Pädagogik bezeichnen. (Vergl. die Art. Menſchenbildung und Methode). Engländer, Franzoſen und Deutſche haben das Meiſte und Beſte für dieſe Wiſſenſchaft gethan und eine ſyſtematiſche Anordnung verdankt ſie inſonderheit dem Scharfſinne deutſcher Philoſophen. Ob ſie gleich nicht grade an eine der neuern philoſophiſchen Schulen gebunden wurde, ſo laſſen ſich doch mit Niemeyer mehrere pädagogiſche Schulen oder Syſteme anführen, die im 18ten Jahrhunderte nach einander und gleichzeitig galten. Hiervon haben die Frankiſche Schule (ſ. d. Art. Pietismus) im Anfange bis gegen die Mitte, und die philanthropiſche (ſ. d. Art. Philanthropinismus) von der Mitte bis gegen das Ende dieſes Jahrhunderts ihre vorübergehenden Epochen in Deutſchland gehabt; dagegen die Humaniſten (ſ. d. Art. Human), die der Eifer für die Aufrechterhaltung der claſſiſchen Literatur und der Wunſch, das Schulweſen der Aufſicht des Clerus zu entziehen, verbunden hält, und die Eklektiker, z. B. Niemeyer ſelbſt, welche dem Grundſatze, „Alles zu prüfen und das Beſte zu behalten" folgen, ſich immer unabhängig und im Beſitze einer bedeutenden Wirkſamkeit behauptet haben. Außer dem Bereich dieſer pädagogiſchen Syſteme, auf dem Grunde und Boden einer eignen, trefflichen Idee ſteht Peſtalozzi's Unternehmen, dem die practiſche Pädagogik eine tiefere Begründung und ein neues Leben verdankt. (S. d. Art. Peſtalozzi). Zu den literariſchen Notizen, welche der Art. Erziehung gibt, haben wir noch hinzuzuſetzen, daß die Geſchichte der Erziehung von Schwarz (Leipz. 1813 2 Bände) die Epochen der Pädagogik mit Geiſt und Gelehrſamkeit in einem lichtvollen Ueberblicke darſtellt, und von jedem Freunde dieſer Wiſſenſchaft geleſen zu werden verdient. E.

Pädagogium nennt man eine Erziehungsanſtalt für Knaben und Jünglinge, die ſich eine höhere Bildung erwerben ſollen, und als Penſionärs in Gemeinſchaft des täglichen Lebens mit ihren Lehrern darin unterhalten werden. Berühmt ſind die Pädagogia zu Halle (ſ. d. Art. Frankiſche Stiftungen), zu Züllichau und das Carolinum zu Braunſchweig, welche ſich durch ihre wiſſenſchaftliche Tendenz vor den gewöhnlichen Erziehungsinſtituten auszeichnen, und für ihre Zöglinge die Stelle der Gymnaſien vertreten. E.

Paderborn, ein ehemaliges Bisthum im weſtphäliſchen Kreiſe, welches öſtlich an Heſſen, Corvey und das Fürſtenthum Calenberg, von dem es durch die Weſer getrennt wird, nördlich an die Grafſchaft Lippe, weſtlich an eben dieſelbe, die Grafſchaft Rietberg und an das Herzogthum Weſtphalen und ſüdlich an eben dieſes und das Fürſtenthum Waldeck grenzte. Es wird durch rauhe Gebirge, die Egge genannt, in den unter- und oberwaldiſchen Diſtrict eingetheilt. Die Größe beträgt ungefähr 50 Quadratmeilen, worauf gegen 100,000 Menſchen leben. Der Boden iſt im Ganzen ſehr fruchtbar, beſonders das ſogenannte Sendvelt, zwiſchen der Alme und Diemel. Beträchtlich iſt die Schweine- und Schafzucht. Das Land liefert Eiſen,

Steinkohlen, Salz und hat beträchtliche Waldungen. — Das Biſthum war eins der erſten, welche Carl der Große ſtiftete; die Stiftskirche wurde 799 von Leo III. ſelbſt eingeweiht. Unter den weſtphäliſchen Kreisſtänden hatte der Biſchof die erſte Stelle. Seine Kammereinkünfte beliefen ſich auf nahe an 100,000 Thaler; die Landeseinkünfte auf mehr als 82,000 Thaler. Zu den Landſtänden gehörten außer dem Domcapitel die vollbürtige Ritterſchaft und die Städte. — Im J. 1802 kam das Land als Entſchädigung an Preußen, wurde 1807 von demſelben abgetreten, und bildete das Departement der Fulda im Königreiche Weſtphalen, kam aber nach deſſen Auflöſung wieder an Preußen zurück, und bildet jetzt einen Theil des zur Provinz Weſtphalen gehörigen Regierungsbezirkes Minden. — Die Stadt Paderborn iſt altmodiſch gebaut, mit engen finſtern Straßen und hat 870 Häuſer mit 5400 Einwohnern. Ihr Hauptnahrungszweig iſt Ackerbau und Viehzucht. Vorzüglich ſehenswerth iſt der Dom, in welchem außer andern Koſtbarkeiten ſich ſonſt die goldnen Bildniſſe der zwölf Apoſtel befanden. Die Pader, ein Flüßchen, an welchem die Stadt liegt, entſpringt unter dem Dome aus fünf Quellen in einer ſolchen Stärke, daß ſie zwanzig Schritte von ihrem Urſprunge einige Mühlen treibt. Ferner verdient das ehemalige Jeſuitercollegium mit ſeiner Kirche erwähnt zu werden. Außer dem Gymnaſium hat Paderborn eine Univerſität, welche 1592 von dem Fürſten und Biſchofe Theodor von Fürſtenberg geſtiftet, vom Papſte Paul V. und Kaiſer Matthias beſtätigt und 1623 feierlich eingeweiht worden. Sie beſteht nur aus einer theologiſchen und philoſophiſchen Facultät.

Padiſhah, Padiſchah, Padſchah, ein Titel, welchen der türkiſche Kaiſer ſich ſelbſt beilegt. Er iſt aus den Worten, Pad, Beſchützer oder Thron, und Shah, König, Fürſt, zuſammengeſetzt. Vormals ertheilten ihn die türkiſchen Kaiſer unter den chriſtlichen Monarchen nur den Königen von Frankreich, indem ſie die andern nur Kral nannten. Jetzt geben ſie denſelben auch dem öſterreichiſchen und ruſſiſchen Kaiſer.

Padua, italieniſch Padova, eine alte, anſehnliche Stadt Italiens, welche mittelſt eines Canals mit der Brenta in Verbindung geſetzt iſt. Die hieſige Cathedralkirche gehört zu den reichſten in Italien. In der Sacriſtei iſt das Bild Petrarca's befindlich, welcher Domherr an derſelben war, und ihr einen Theil ſeiner Bibliothek vermacht hat. Die Franziscanerkirche, Chiesa del Santo, iſt wegen ihrer Koſtbarkeiten und prächtigen Denkmähler ſehenswerth. Vor derſelben ſteht die Bildſäule zu Pferde, welche die Republik Venedig ihrem berühmten Generale, Gattamelata, von Narni errichten ließ. Ueberhaupt zählt man 96 Kirchen und Klöſter. Das biſchöfliche Seminarium, welches durch den 1097 verſtorbenen Cardinal Barbarigo erneuert wurde, iſt eine treffliche, für 100 junge Geiſtliche eingerichtete Bildungsanſtalt; es hat zugleich eine berühmte, mit lateiniſchen, griechiſchen, hebräiſchen und morgenländiſchen Schriften verſehene Buchdruckerei, deren Ertrag der Stiftung zu Gute kommt. Die berühmte Univerſität zu Padua wurde vom Kaiſer Friedrich II. geſtiftet; die mediciniſche Facultät iſt die wichtigſte; ſie darf auch Juden und Türken die Doctorwürde ertheilen. Die Zahl der Studirenden, die in ältern Zeiten mehrere Tauſende betrug, hat gegenwärtig ſehr abgenommen. Außerdem iſt zu Padua eine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, ſchönen Literatur und Künſte, welche 1779 der Senat von Venedig beſtätigte und mit einem Fond zu Beſoldungen und Preiſen

verſah. Das vornehmſte Univerſitätsgebäude iſt il Palazzo degli studj, welches mit den Bildniſſen der berühmteſten Profeſſoren ausgeſchmückt iſt. Ueberdies gehören ihr noch zwölf zerſtreut liegende Collegia, die Sternwarte auf dem alten Schloſſe, ein botaniſcher Garten, ein anatomiſches Theater u. ſ. w. Unter den Gebäuden zeichnen ſich noch aus: das Rathhaus, der Palaſt des Podeſta mit der Stadtbibliothek, das Schauſpielhaus u. ſ. w. Auch zeigt man das vermeintliche Grab des trojaniſchen Helden Antenor. Die Einwohnerzahl beläuft ſich auf 40,000; ſie könnte aber viel größer ſeyn, denn ganze Straßen ſind öde und mit Graß bewachſen. Der Handel iſt meiſt in den Händen der Juden, die ein eignes Quartier bewohnen. Man fabricirt Tuch und ſeidne Zeuge. Im Sommer wird die Stadt lebhaft, vornehmlich zur Meſſe im Junius, indem die Reichen aus der Gegend hier zuſammenſtrömen und einige Zeit verweilen. — Das Gebiet von Padua (il Padovano) iſt eine der ſchönſten und fruchtbarſten Landſchaften von Europa. Man zählt 300,000 Einwohner. Stadt und Land gehörten der Republik Venedig, kamen nach deren Aufhebung als Entſchädigung an Oeſterreich, wurden 1805 an Napoleon abgetreten, der aus einem Theile des Landes das italieniſche Departement der Brenta bildete, ſind ſeit 1814 wieder unter öſterreichiſcher Herrſchaft und machen eine eigne Provinz des venetianiſchen Gouvernements aus.

Paer (Fernando), einer der berühmteſten noch lebenden italieniſchen Componiſten, iſt 1774 zu Parma geboren. Er widmete ſich der Compoſition unter dem Neapolitaner Ghiretti auf dem Conſervatorio della Pietà. In einem Alter von zehn Jahren gab er zu Venedig ſeine erſte Oper, Circe, welche mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Er beſuchte darauf Padua, Mailand, Florenz, Neapel, Rom, Bologna u. ſ. w. Der Herzog von Parma, der ſein Pathe war, ſetzte ihm ein Jahrgeld aus und erlaubte ihm im J. 1795 wegen der Kriegsunruhen nach Wien zu gehn, um dort mehrere Werke zu componiren. Paer blieb hier und wurde 1798 als Componiſt beim daſigen Nationaltheater angeſtellt, indeſſen ſeine Gattin als erſte Sängerin bei der italieniſchen Oper angeſtellt wurde. Um dieſe Zeit fing ſein Ruhm an, ſich mehr zu verbreiten, wozu beſonders 1799 ſeine Camilla beitrug, die bald auf allen deutſchen Bühnen erſchien. Der Beifall, den mehrere ſeiner Werke auch zu Dresden fanden, hatte zur Folge, daß er 1801 daſelbſt als Muſikdirector, und ſeine Gattin als erſte Sängerin auf drei Jahre engagirt wurde. Beide trafen Oſtern 1802 daſelbſt ein und debütirten mit großem Beifall mit der Oper Intrigo amoroso. Im folgenden Jahre machte er einen kurzen Beſuch in Wien. Napoleon bewog nach der Schlacht bei Jena Paer und deſſen Gattin, ihm nach Poſen und Warſchau zu folgen, wo ſie kleine Concerts vor ihm gaben. Nach dem tilſiter Frieden traten ſie ganz in ſeine Dienſte. Paer iſt Mitglied der Akademie der ſchönen Künſte von Neapel, von Bologna und Venedig und noch gegenwärtig Muſikdirector der Oper zu Paris; ſeine Gattin war 1811 zu Ferrara. Seine Compoſitionen ſind reich an Melodien, geſangvoll und mit Effect inſtrumentirt, aber ohne tiefen innern Zuſammenhang und gründliche Characteriſtik. Seine beſten uud bekannteſten Opern ſind: Sargino, Camilla, Griselda, Leonora, Achille, I Fuorusciti (Wegelagerer), Sophonisbe, Dido und Agnes (die neueſte uns bekannte); außerdem hat er noch componirt Cinna, Il Principe di Tartano, Idomeneo, Numa Pompilio, I Baccanti

u. A., nebſt mehrern Romanzen, Canzonen und Duetten mit Clavierbegleitung.

Paëſiello (Giovanni), einer der berühmteſten Operncomponiſten, iſt den 9ten Mai 1741 zu Tarent geboren, woſelbſt ſein Vater Thierarzt war. Von ſeinem fünften bis dreizehnten Jahre beſuchte er das dortige Jeſuitercollegium. Man bemerkte bald, daß er einen ſchönen Contraalt und ein treffliches Ohr habe. Ein gewiſſer Chevalier Carducci, ein Liebhaber und Kenner der Tonkunſt, rieth dem Vater, ihn nach Neapel zu ſchicken und dort die Muſik ſtudiren zu laſſen. Endlich willigte der Vater ein, ließ ihn noch zwei bis drei Monate zu Tarent in den erſten Elementen der Muſik unterrichten und begleitete ihn im J. 1754 nach Neapel, wo Paëſiello in das Conſervatorio di S. Onofrio trat, an welchem der berühmte Durante Lehrer war. Er genoß den Unterricht dieſes Meiſters, und wurde nach fünf Jahren der Erſte unter den Zöglingen des Inſtituts, componirte Meſſen, Pſalmen, Motetten, Oratorien und ein komiſches Intermezzo, welches ihm den Auftrag verſchaffte, im J. 1763 eine Oper für das Theater von Bologna zu componiren. Späterhin bereiſete er die Hauptſtädte Italiens und brachte ſeine Opern auf ihre Bühnen. Sein Ruf verbreitete ſich, und ſchon ſtand er mit dem londner Theater in Unterhandlung, als eine Einladung des ruſſiſchen Hofes 1776 ihn nach Petersburg zog, wo er mehrere Compoſitionen und ein theoretiſches Werk lieferte, wofür er, außer ſeinem anſehnlichen Gehalte, noch eine Belohnung von 900 Rubeln erhielt. Nach einem neunjährigen Aufenthalte in Rußland, kehrte er über Wien, wo er Caſti's König Theodor für Joſeph II. componirte, nach Neapel zurück, wo er von Ferdinand IV. als Capellmeiſter mit einem Jahrgehalte von 1200 Ducaten angeſtellt wurde. Als ſich im J. 1799 der Hof nach Sicilien flüchtete, ernannte die neue Regierung Paëſiello zum Muſikmeiſter der Nation. Nach der Rückkehr der königlichen Familie wurde es ihm zum Verbrechen gemacht, dieſes Amt angenommen zu haben; er wurde ins Gefängniß geſetzt, ſein Gehalt eingezogen und nur die Achtung für ſeine Talente befreite ihn von der Todesſtrafe. Erſt nach zwei Jahren trat er in ſeine vorigen Verhältniſſe zurück. Andere haben ihm wichtigere Vorwürfe gemacht. In der That hegte er immer eine große Liebe für die Franzoſen; dies bewies er unter andern 1797 durch eine Trauercantate auf den Tod des Generals Hoche, welche er zur Concurrenz nach Paris ſchickte. Im J. 1801 gab ihm Bonaparte, als damaliger Oberconſul, den Auftrag, ein Te Deum zur Friedensfeier in Paris zu componiren, welches 1802 in der Kirche Notre Dame aufgeführt wurde. Um dieſelbe Zeit kam er ſelbſt mit Bewilligung ſeines Königs nach Paris, wo er von mehreren ihm angetragenen Aemtern ſich mit der Stelle eines Directors der Kapelle begnügte, die er aus den vorzüglichſten Künſtlern bildete. Außer mehreren Meſſen, Motetten u. ſ. w. und der Oper Proſerpina componirte er hier eine große Meſſe für zwei Chöre, ein Te Deum und einige Gebete zur Kaiſerkrönung. Da aber das Clima von Paris ſeiner Gattin nicht zuſagen wollte, bat er nach einem drittehalbjährigen Aufenthalte daſelbſt um ſeine Entlaſſung, ging (1804) nach Neapel zurück, und begnügte ſich, Napoleon jährlich zum 15ten Auguſt eine Kirchenmuſik einzuſchicken. Als Joſeph Bonaparte den Thron von Neapel beſtieg, beſtätigte ihn dieſer in ſeinen Aemtern mit einem Jahrgehalte von 1800 Ducaten. Napoleon ertheilte ihm das Kreuz der Ehrenlegion mit einer Penſion von

1000 Franken, und Joſeph den Orden beider Sicilien. Auch wurde er zum Mitgliede der königlichen Geſellſchaft von Neapel und zum Präſidenten der Direction des königlichen Conſervatoriums ernannt. Dieſelben Aemter und Stellen hat er bis zu Ende der Regierung Joachims bekleidet. Unter Paëſiello's zahlreichen Operncompoſitionen werden noch jetzt auf den erſten Theatern Europens mit Beifall aufgeführt: La Molinara (die ſchöne Müllerin), il Re Teodoro di Venetia, il Barbiere di Seviglia, Nina, o sia la pazza per amore, la Serva padrona, L'Amor contrastato, L'Innocente fortunata, il Matrimonio inaspettato, I Filosofi imaginari, la Grotta di Trofonio, L'Olimpiade. Seine Kirchenmuſiken ſind weniger bekannt. Die Eigenſchaften, welche Paëſiello charakteriſiren, ſind eine ungemeine Fruchtbarkeit in der Erfindung, eine glückliche Leichtigkeit in Auffindung natürlicher und origineller Motive, ein ſeltenes Talent, ſie durch die Hülfsmittel der Melodie ſelbſt zu entwikkeln, und durch intereſſante Details zu verſchönern, Begeiſterung und Beſonnenheit in der Ausführung, Geſchmack, Anmuth und eine ungemeine Lebendigkeit in der Melodie. Alle ſeine Werke zeichnen ſich aus durch Einfachheit, Correctheit, Eleganz; ſeine Accompagnements ſind klar und natürlich. Obgleich Lieblichkeit ſein Hauptzug zu ſeyn ſcheint, ſo verſteht er doch ſehr gut, den Ton zu wechſeln, und vom Poſſenhaften, Naiven und Kunſtloſen zum Pathetiſchen und Rührenden überzugehn, ohne der Grazie und Zierlichkeit zu entſagen. Wenige Componiſten haben ein ſo allgemeines Intereſſe erweckt, wie Paëſiello. Doch iſt nicht zu leugnen, daß der Beifall ſeiner Werke ſich in der letztern Zeit ſehr vermindert hat, und man jetzt viele ſeiner Compoſitionen zu leer und unbedeutend in der Harmonie findet.

Paez, ein ausgezeichneter Heerführer der Republikaner von Venezuela. Er hat ſeit dem J. 1817 in mehrern Treffen (z. B. bei San Fernando de Apura gegen Morillo, im März 1817, und bei La Puerta gegen Morales den 15ten April 1818) mit ſolcher Auszeichnung commandirt, daß er, als Bolivar, nach den für die Inſurgenten unglücklichen Gefechten im April und Mai 1818, ſein Syſtem der vereinzelten Angriffe, welchen die Spanier ſtets ihre geſammten Streitkräfte entgegenſetzten, hatte aufgeben müſſen und an die Spitze der bürgerlichen Regierung geſtellt worden war (ſ. Bolivar), den Oberbefehl über das ſehr geſchmolzene Heer erhielt. Unter ihm commandiren die Generale Marino und Arismendi; letzterer auf der Inſel Margarita. Paez hat ſeitdem durch Bermudez die Mündungen des Orinoco und durch Brion den Fluß ſelbſt glücklich behauptet, auch zu Lande die Verbindung mit den Inſurgenten von Neu-Granada wieder hergeſtellt.

Paganismus (Heidenthum, ſ. Heiden) heißen alle Religionen außer dem Chriſtenthume, Judenthume und Islamismus. Da die Hingebung an die Natur, und mithin das Zurücktreten und Sichverbergen der Gottheit, alſo Form und Geſtaltung Princip des Heidenthums iſt: ſo iſt der Paganismus dem Chriſtenthume ſcharf und bedeutend entgegengeſetzt, und beide gränzen nahe an die Begriffe von Alterthümlichkeit und Modernität. (S. Antik und Modern.) Man kann aber dieſe beiden auf einander beziehbaren und darum ſich gegenſeitig ergänzenden Gegenſätze nicht faſſen, wenn man nicht überhaupt ein Seyn des Geiſtes ſetzt, worin ſie gebunden liegen, wo alſo das Geiſtige und Leibliche nicht ſowohl vereinigt, als vielmehr Eins und verſchmolzen ſind; ein Seyn, worauf die Re-

ligion aller Völker, als das Vorgeſchichtliche in den Mythen, ahnend oder erinnernd zurückweiſet. Dieſes Seyn ſtrebte ſich zu entwickeln, entzweite ſich alſo mit ſich ſelbſt, und nahm zuvörderſt einen Leib an, den es nach allen Theilen hin ſchuf und gliederte, ſo daß es mit ihm zuſammenfiel und allmälig das Bewußtſeyn ſeiner als Schöpfers verlor. Hiemit war eine Umbeugung oder Rückkehr in ſich ſelbſt nöthig. Auf dieſe ging das Chriſtenthum aus. Es herrſchte durch den Geiſt, hatte ſeine Heimath im Himmel, Welt und Natur mit ihren Erſcheinungen waren nur Symbole des Geiſtigen; der Menſch, ein Sohn Gottes, fröhnte willig, und durch ſeines Geiſtes Kraft über ſie erhaben, den Leiden der Zeit. Was hier als Grundzug und Vorherrſchendes eines jeden dieſer Gegenſätze angegeben iſt, ſchließt darum nicht das Vorhandenſeyn ſeines Entgegengeſetzten aus, nur daß dieß ihm untergeordnet, gleichſam in ihm gebunden liegt. Wo daher dergleichen vorkommen, ſind ſie jederzeit unter ihr Allgemeines, wovon ſie beherrſcht werden, aufzunehmen. Daß aber das Angegebene die Grundzüge des Paganismus und des Chriſtenthums ſeyen, ergibt ſich im Gebiete der Kunſt daraus, daß im Heidenthume Bildnerkunſt ihre höchſte Vollendung, wie nie wieder, erreichte, in welcher das Göttliche bis zur höchſten Geſchloſſenheit dargeſtellt, aber auch erſtarrt war, mit dem Chriſtenthume dagegen eine Zurückbildung des künſtleriſchen Schaffens in die geiſtige, oder ihre analoge Welt des Lichts durch die Malerei und des Tons durch die Muſik ſtatt fand, in deren Gefolge ähnliche Künſte, die Druckerkunſt und Kupferſtecherkunſt erſchienen, die Kraft der ſinnlichen Anſchauung aber zu einer Flächenanſchauung geſunken, erſt allmälig wieder durch die Kraft des Geiſtes gewonnen und geübt werden muß. Darum iſt auch ferner in der antiken Welt die Kunſt überhaupt mehr gereift, in der modernen die Wiſſenſchaft, indem beide ſich zu einander verhalten, wie Leib zu Seele, Natur zu Geiſt, Darſtellen zu Erkennen.

Wr.

Page, ein Edelknabe, der am Hofe die Aufwartung bei fürſtlichen Perſonen hat. Dieſe Aufwartung gehörte im Mittelalter zur Erziehung des jungen Edelmanns, welcher an den Hof geſchickt wurde, um ſich in ritterlichen Beſchäftigungen zu üben, feine Sitten zu lernen, und ſich durch den Dienſt bei fürſtlichen Perſonen geſchickt zu machen, künftig ſelbſt zu befehlen.

Pagoden heißen die Göttertempel der Hindus und anderer Religionsverwandten im ſüdlichen Aſien, z. B. in China und Oſtindien, mit Ausnahme der Mahommedaner daſelbſt, deren Tempel Moſcheen heißen. Dieſe aus Steinen und Holz erbauten Tempel ſtehen auf einem freien, mit Obelisken, Säulen und andern Werken der Baukunſt verzierten Platz, ſind ſehr groß und hoch, und mit unendlicher Pracht verziert. Sie haben gewöhnlich die Geſtalt eines Kreuzes, deſſen vier Enden von gleicher Länge ſind, oben haben ſie ein hohes thurmähnliches Dach mit mehrern Abſätzen. Die merkwürdigſten ſind in Benares, Siam, Pegu, vornehmlich aber zu Jaggrenat in Orixa. Im Innern findet man, außer vielen Koſtbarkeiten, Altäre und Statuen der verehrten Götter. Letztere, welche ebenfalls Pagoden heißen und in einer Pagode oft in großer Anzahl ſtehen, ſind gemeiniglich von gebrannter Erde, unförmlich, ohne allen Ausdruck gebildet und reich vergoldet, entweder nackt oder bekleidet, ſtehend oder mit gekreuzten Beinen ſitzend, und nicht ſelten in coloſſaler Größe. Von dieſen Götzenbildern haben denn auch jene kleinen, un-

geſtalteten Figuren mit beweglichen Köpfen den Namen, welche man, beſonders ehemals, auf Schränke, Kamine u. ſ. w. zum Spiel und zur Verzierung ſtellte.

Pairs, Gleiche, urſprünglich Pares regni, die dem König ebenbürtig waren und unter den Kronvaſallen dem Throne am nächſten ſtanden. In Frankreich und Großbritannien wurde ihre Macht und Zahl nach und nach beſchränkt (ſ. **Frankreich**), bis die Pairswürde nur gewiſſen Familien und Perſonen ertheilt wurde. In England und Schottland heißt Pair (Peer) ein edler Lord, welcher Sitz und Stimme im Hauſe der Lords hat, welches daher auch Haus der Pairs genannt wird. Die Pairs ſind, ſie mögen Erzbiſchöfe, Herzöge, Marquis, Grafen, Vicomtes oder Barone ſeyn, in allen öffentlichen Handlungen, in ihren Stimmen im Parlamente u. ſ. w. einander gleich. Der König ernennt Pairs, auch aus bürgerlichem Stande nach Gutdünken. Ihre Hauptvorrechte beſtehen darin, daß ſie erbliche königliche geheime Räthe ſind, nicht arretirt werden können, außer wegen Hochverraths, keinen Eid abzulegen, ſondern ihre Ausſage bloß mit ihrer Ehre zu bekräftigen brauchen, daß ihre Häuſer von aller Jurisdiction frei ſind, und ſie allein von Pairs des Reichs gerichtet werden können. — Im Jahr 1815 ſaßen im Oberhauſe 7 Prinzen vom Geblüte, 17 Herzöge, 13 Marquis, 93 Earls oder Grafen, 23 Viscounts, 132 Barons. Dann noch 16 ſchottiſche Pairs und 28 irländiſche. In allem 329. Unter den Herzögen ſind die von Norfolk (1483) und die von Sommerſet (1546) die älteſten, der jüngſte iſt Wellington (1814). Unter den Marquis ſind die von Winchester (1551) die älteſten, ſie führen den Titel: Premier Marquis of England. Unter den Viscounts ſind die von Herford die älteſten (1549). Von den 132 Baronen-Familien ſind die Cliffords, die Precys und die Clintons noch aus dem 13ten Jahrhunderte. Das mittlere Alter aller engliſchen Familien im Oberhauſe iſt nur 77 Jahre. (S. Benzenberg über Verfaſſung.) — In Frankreich bildeten ſeit Philipp Auguſt (ſt. 1223), von den großen unmittelbaren Kronvaſallen, zwölf Herren, welche Richter in Staatsſtreitigkeiten waren und den Gerichtshof von Frankreich, der auch der königliche hieß, ausmachten, einen eigenen geſchloſſenen Körper. Sie nannten ſich Pairs von Frankreich. Die geiſtlichen Pairs waren die Erzbiſchöfe von Rheims (als erſter Pair Primas des Reichs) und von Paris; die Biſchöfe von Langres und Laon, welche Herzöge und Pairs, und die Biſchöfe von Beauvais, Noyon und Chalons an der Marne, welche Grafen und Pairs waren. Die weltlichen waren die Herzöge von Burgund, Normandie und Guienne, und die Grafen von Flandern, Toulouſe und Champagne. Dieſe zwölf Pairs ſollten in Lehnsſachen Recht ſprechen, die Streitigkeiten unter den Vaſallen entſcheiden, und bei der königlichen Krönung verſchiedene Aemter verrichten. Nachdem aber die ſechs weltlichen zu der Krone gezogen worden waren, ſo erwählte man bei dergleichen Feierlichkeiten allemal ſechs der vornehmſten Herren, welche dieſe Stelle vertraten, und die Könige errichteten neuere Pairſchaften (Pairien), womit ſie die Verdienſte einzelner Familien belohnten. Die Prinzen vom Geblüt und die legitimirten Prinzen waren geborne Pairs, d. h. ſie hatten alle Rechte und Vorzüge der Pairwürde, ſobald ſie das zwanzigſte Jahr erreicht hatten. Die Pairs hatten Sitz und Stimme im Parlamente von Paris und wohnten bei wichtigen öffentlichen Vorfällen den Verſammlungen deſſelben bei. Mit der Revolution verſchwand die Pairwürde,

und wurde erſt von Ludwig XVIII. durch die Charte von 1814 wieder hergeſtellt. Die Pairs bilden in Frankreich wie in England eine eigene Kammer. Buonaparte behielt 1815 dieſe Einrichtung bei, vernichtete jedoch die vom Könige getroffene Wahl der Pairs und ernannte ſolche Männer zur Pairwürde, durch die er ſich am meiſten zu behaupten hoffte. Ludwig XVIII. ſtellte darauf ſeine Pairskammer wieder her, die jetzt 213 Mitglieder zählt. (S. Frankreich.)

Pajou (Auguſtin), Bildhauer, geboren zu Paris im J. 1730, modelirte ſchon als Knabe, ohne die geringſte Anweiſung erhalten zu haben, Blumen, Fiſche, Vögel mit ſo vieler Wahrheit und Genauigkeit, daß er die Aufmerkſamkeit der Kenner auf ſich zog. Der königliche Bildhauer Jean-Baptiſte Lemoine nahm den vierzehnjährigen Knaben unter ſeine Schüler auf. Pajou arbeitete, von ſeinem Lehrer geliebt, mit unermüdetem Eifer fort, und ſah nach vier Jahren ſeinen Fleiß durch den großen Preis der Akademie belohnt. Dieſer Erfolg feuerte ſeinen Eifer nur noch mehr an. Nachdem er noch drei Jahre, vom Könige unterſtützt, in Paris gelebt hatte, ging er nach Rom, wo er vier Jahr verweilte. Hier ſuchte er ſein Studium des Alterthums durch Einſammlung der dem bildenden Künſtler vorzüglich nothwendigen Kenntniſſe der Mythologie und Geſchichte gründlich und vollſtändig zu machen. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris wurde Auguſt Pajou zum Lohn für ſeine marmorne Statue des Pluto, der den Cerberus gefeſſelt hält, in die königliche Maler- und Bildhauerakademie aufgenommen. Dieſes kräftig gedachte und ausgeführte Werk zeigte beſſere Grundſätze in der Kunſt, als ſeit achtzig Jahren herrſchend geweſen waren; Pajou führte in ſeinen Werkſtätten auf das Studium der Natur und der Antike zurück. Viele Arbeiten dieſes tiefdenkenden Künſtlers, womit er das Opernhaus zu Verſailles, das Palais Royal, das Palais Bourbon, das Gerichtshaus zu Paris, die Kreuzkirche zu Orleans u. ſ. w. geſchmückt hatte, ſind während der Revolution zerſtört worden. Aber noch vollkommner erkennt man das Talent dieſes großen Meiſters in den marmornen Statuen von Descartes, Boſſuet, Paſcal in den Sälen der Akademie, und von Turenne in der Gallerie der Tuilerien. Von großer Schönheit iſt ſeine Pſyche, welche man im Luxemburg ſieht. Sein letztes Werk war ein Demoſthenes für den Erhaltungsſenat. Nachdem Pajou die ehrenvollſten Aemter an der Maler- und Bildhauerakademie bekleidet hatte, wurde er zum Mitgliede des Inſtituts und Aufſeher des Muſeums Napoleon ernannt, und erhielt den Orden der Ehrenlegion. Er ſtarb in einem Alter von acht und ſiebenzig Jahren in den Armen ſeines als Maler nicht unberühmten Sohnes.

Paladin. So hießen urſprünglich die im Kriegsgefolge Carls des Großen befindlichen Ritter. Durch die Heldenromane, welche die Abenteuer und Thaten derſelben erzählten, kam die Benennung in Umlauf, und wurde nachher auf jeden irrenden und kühne Abenteuer aufſuchenden Ritter übertragen.

Palafox (Don Joſé de), der berühmte Vertheidiger von Saragoſſa, einer der erſten Helden, welche für Spaniens Freiheit gegen Napoleon fochten. Er iſt um das J. 1770 geboren und ſtammt aus einer vornehmen aragoniſchen Familie. Eine ſorgfältige Erziehung, der allgemeine Nationalcharakter und eine ernſte Zeit entwickelten ſeine ſeltenen Anlagen. Als er Ferdinand VII., den er nach Bayonne begleitet hatte, betrogen und gefangen ſah, entfloh er und

begab ſich nach Saragoſſa, wo er alle Thätigkeit aufbot, um einen Einfall der Franzoſen in Aragonien zu verhindern. Er erklärte am 31ſten Mai 1808, daß Napoleon, daß alle Mitglieder ſeiner Familie, daß jeder franzöſiſche General und Offizier für die Sicherheit Ferdinands VII., ſeines Bruders und Oheims, perſönlich verantwortlich ſeyn ſollten. Unſterblichen Ruhm erwarb er ſich bei den bald darauf von den Franzoſen unternommenen Belagerungen von Saragoſſa, das ſein Heldenmuth das erſtemal rettete, beim zweitenmale aber erſt übergab, als alle Mittel der Vertheidigung erſchöpft waren. (S. Saragoſſa.) Der kranke Palafox ward mit Härte behandelt und kehrte erſt nach Abſchluß des Tractats von Valençay vom 11ten December 1813 aus der Kriegsgefangenſchaft zurück. Er überbrachte damals den Cortes in Madrid einen Supplementar-Artikel zu jenem Vertrage, nach welchem Catalonien von den Franzoſen geräumt, und die Kriegsgefangenen ausgewechſelt werden ſollten; zugleich ſandte Ferdinand VII. durch ihn den Befehl an die Regentſchaft, jenen Tractat zu vollziehen, indem er ihr ſeine Rückkehr nach Spanien anmelden ließ. Palafox erklärte ſich bei der bald darauf erfolgten Auflöſung der Cortes für die unumſchränkte königliche Gewalt. Ferdinand ernannte ihn im Jahre 1814 zum General-Capitain oder Statthalter von Aragonien, wo er den in Saragoſſa und an andern Orten von der Bürgermiliz erregten anarchiſchen Unordnungen mit Kraft Einhalt that. Den 8ten Mai 1815 übergab ihm und den General Giron der König den Oberbefehl über die Armee von Aragonien, welche nebſt der von Catalonien und von Navarra nach der Rückkehr des Uſurpators von Elba nach Frankreich vorrückte.

Palais Royal. Dieſer Palaſt mit ſeinem Garten, ſeinen Höfen, Gallerien und Arkaden, iſt der Mittelpunkt von Paris. Im J. 1636 legte ihn der Cardinal von Richelieu auf den Trümmern der Hotels Mercoeur und Rambouillet an; ſieben Jahre wurde daran gebaut. Richelieu gab ihm die Inſchrift: Palais cardinal, und die Pariſer ſtritten darüber, ob dieß heißen ſolle: der Palaſt aller Paläſte, oder: der Palaſt des Cardinals? Richelieu ließ einen Schauſpielſaal darin anlegen, wo er an allen Feſten, die er gab, den Pariſern den Zutritt erlaubte. Er vermachte Ludwig XIII. dieſen Palaſt. Im Jahr 1642 zog Anna von Oeſterreich nebſt Ludwig XIV. aus dem Louvre hinein. Von jetzt an hieß er: **Palais Royal.** Ludwig räumte ihn ſeinem Bruder ein, und ſchenkte ihn zuletzt ſeinem Enkel, dem Herzoge von Chartres. Seitdem blieb er der Familie Orleans, welche ihn bis ins Jahr 1791 bewohnte. Der letzte Herzog nannte ihn während der Revolution: **Palais Egalité.** Er ließ 1786 die große Allee von Caſtanienbäumen umhauen, die auf der einen Seite die Länge des Gartens einnahm. Aeltere Franzoſen ſprechen noch mit Entzücken von ihr; ſie ſchützte vor Hitze und Regen; von eilf Uhr des Morgens an war ſie belebt, auf beiden Seiten ſtanden Stühle, die von Menſchen aus allen Ständen und Welttheilen nie leer wurden. In der Mitte ſtand ein Baum, der unter dem Namen: Arbre de Cracovie, bekannt war; unter ſeinem Schatten entſchieden die Politiker über Welthändel; es war hier von jeher der freimüthigſte Punkt in Paris. Eine richtige Finanzſpeculation bewog den Herzog, den Garten mit Gallerien zu umbauen, um meublirte Hotels, Kaufmannsgewölbe, Spiel- und Kaffeehäuſer, Theater, kurz, Genüſſe aller Art hier zu vereinigen. Plötz-

lich wurden Hunderte von Aexten und Sägen in Bewegung geſetzt, und in wenigen Tagen waren die ſchönen Alleen gefällt. Die Spaziergänger, troſtlos über dieſen Verluſt, rächten ſich durch witzige Einfälle. Man nannte den Herzog Egorgeur des ombres. Unglaublich ſchnell wuchs die neue Schöpfung nach den Planen des Architekten Louis heran. In drei Jahren waren ſchon zwei der großen Flügel fertig, in deren Arkaden ſich die zierlichſten Kaufmannsläden an einander drängen; doch wurden auch neue Alleen gepflanzt. Früher, im J. 1781, brannte das Opernhaus vom Palais Royal ab; ſeitdem wurde die Oper erſt an die Porte St. Martin, und dann in die Rue de la loi verlegt, wo ſie noch iſt. Das Theater françois gehört aber noch jetzt zu den Gebäuden des Palais Royal; ſo wie auch das Theatre du Vaudeville innerhalb ſeines Bezirks iſt. Die Salle Montanſier blieb für Seiltänzer und ähnliche Kunſtſpiele, z. B. von Hunden. Im J. 1812 erhielt das Palais Royal den Namen: Palais du Tribunat. Der Verſammlungsſaal der Volkstribunen wurde zirkelförmig eingerichtet, umgeben von einer Reihe ioniſcher Säulen, welche die Gallerie der Zuhörer trug. Am Eingange des Saales ſieht man zwei coloſſale Statuen, Demoſtenes und Cicero. Während der Revolution war dieſes Palais der Schauplatz der merkwürdigſten Scenen. Alle frohen und furchtbaren Nachrichten wurden hier zuerſt verkündigt; alle Aufzüge ließen ſich hier ſehen; aller Aufruhr ward hier angeflammt und grauſend zeigten ſich hier ſeine Wirkungen. Der Haupteingang des Palais Royal iſt auf der Straße St. Honoré. Der Platz vor demſelben iſt unaufhörlich mit einer Menge Wagen und Menſchen bedeckt, und weder geräumig noch elegant. Das oft gefährliche Drängen und Stoßen erinnern den Reiſenden, daß er ſich dem Vereinigungspunkte einer großen Hauptſtadt nähert, aber der Ton des übermüthigſten und feinſten ſinnlichen Lebensgenuſſes kündigt ſich hier noch nicht an. Von dem Chateau d'eau aus (ein Gebäude, wo die Waſſerhälter für die Tuilerien und das Palais Royal angelegt ſind) ſieht man die ganze Façade jenes Zauberpalaſtes vor ſich. Zwei Pavillons, an welchen ioniſche und doriſche Säulen emporſtreben, und deren jeder mit einem Fronton und mit Bildſäulen von Pajou geziert iſt, werden durch eine Mauer verbunden, die von Säulen durchbrochen iſt, und von beiden Seiten her drei Eingänge in das Palais hat. Dieſe Mauer dünkt einem zu hoch für das Gebäude ſelbſt, das kaum noch einmal ſo hoch darüber vorragt. Hat man ſich durch das Gedränge in den Hof gewunden, ſo breiten ſich zwei Flügel vor dem Auge aus, die ebenfalls mit ioniſchen und doriſchen Pilaſtern verziert ſind. Nun tritt man in das Veſtibule, das aus dem erſten Hofe in den zweiten, ſonſt la Cour royale genannt, führt. Mächtige doriſche Säulen erheben ſich auf beiden Seiten, deren Wirkung aber dadurch geſtört wird, daß an und unter denſelben Buden und Läden allerlei Art ſo eng zuſammengedrängt ſind, daß man zwiſchen dem Säulenwerke kaum hindurch kann. Dieſer Theil des Palaſtes war ſonſt die Wohnung des Herzogs von Orleans, und übertraf an Pracht und geſchmackvoller Anordnung jede Vorſtellung. Hölzerne Gallerien, die noch nicht ganz ausgebaut ſind, laufen nun quer hin, Buchhändler und Brochurenkrämer, Modehändlerinnen und Bandverkäufer ſind hier vereinigt. Durch dieſe Gallerie de bois tritt man erſt in die eigentliche Feenwelt des von ſeinen glänzenden Arkaden umgebenen Gartens. Doch dieſer ſelbſt iſt ſchattenlos, ſteif und dürr, der

Boden feſtgeſtampfter Kies, die Bäume ſind klein und verdorren ſchnell, von den zurückprallenden Sonnenſtrahlen getroffen; aber wer wird auch reinen Naturgenuß in dieſem Garten ſuchen? Dagegen iſt die Wirkung der Arkaden und Pavillons, beſonders Abends in ihrer ſchimmernden Beleuchtung, wahrhaft blendend. Die beiden Seitenflügel laufen in einer Länge von 117 Toiſen und der entgegenſtehende in einer Breite von 50 Toiſen hin. Alle drei ſind gleichförmig hoch. Kannelierte Pilaſter von zuſammengeſetzter Ordnung herrſchen rund herum und unterſtützen eine Baluſtrade, auf welcher Vaſen ſtehen, die den ganzen Umfang des Gebäudes krönen. Zu ebener Erde läuft eine gewölbte Gallerie rund herum, die von 180 Arkaden durchbrochen wird, zwiſchen denen je zwei und zwei ein großer Reverbere hängt. Sie endigen auf beiden Seiten in zwei von prächtigen Säulen ſtarrenden Veſtibulen. Feſtons und Basreliefs zieren die Zwiſchenräume. Ueber den Arkaden erhebt ſich das erſte Geſchoß mit hohen palaſtmäßigen Fenſtern, über dieſem das zweite mit niedrigern, und über dieſem Manſarden, vor deren Fenſtern die Baluſtrade hinläuft. Es gibt kein natürliches oder erkünſteltes Lebensbedürfniß, keine gröbere oder feinere Begierde, wofür hier nicht Befriedigung ſich darböte. Bei dieſem Buchhändler kann man nach dem älteſten wie nach dem neueſten, nach dem wiſſenſchaftlichſten wie nach dem frivolſten Buche fragen; es iſt hier zu finden. Schwärme von berühmten und unberühmten Schriftſtellern verſammeln ſich bei ihm, und um ſie her wimmelt es von Kritikern und Dilettanten. In dem Bijouteriegewölbe daneben, das drei Arkaden einnimmt, iſt für der Aermſten wie für der Reichſten Eitelkeit geſorgt, es bietet der armen Braut den kleinen Ring, und der reichſten Fürſtin die brillantnen Armbänder. Dieß funkelnde Gewölbe iſt Abends von mehr als funfzig Wachskerzen erleuchtet, und große Spiegel vermehren das zauberiſche Strahlen- und Farbenſpiel. Elegante Modehändlerinnen walten hier mit ihrem Scepter. Was die phantaſtiſche Laune aus Band und Pettinet, Blumen und Federn zu ſchaffen verſteht, formt ſich hier unter den niedlichen Fingern einer Schaar von zierlichen Mädchen, welche raſch arbeiten, während ihre Blicke noch raſcher die Vorübergehenden heranlocken. In dieſem ſtattlichen Gewölbe breiten ſich die glänzendſten ſeidnen Zeuge, die köſtlichſten Merino's aus, in jenem die feinſten Tücher, die weichſten orientaliſchen Shawls, hier die netteſten Waſchwaaren, dort die zarteſten Stickereien. Gewölbe mit Uhren aller Arten wechſeln mit Niederlagen des geſchmackvollſten Porzellans ab, hier ſind Knöpfe von Wedgwood und Diamanten, dort Uhrketten von Gold, Degengefäße von Stahlbrillanten und Silber, im bunteſten Strahlenſpiele; hier duften die lieblichſten Parfums, dort feſſeln den Blick die vollendetſten Miniaturgemälde, die herrlichſten Kupferſtiche; und eben ſo lockend ſind Bonbons wie mathematiſche Inſtrumente, Kinderſpielzeug wie Gewehre in bunter Mannichfaltigkeit neben einander hingereiht; dazwiſchen erblickt man wieder ein weites Gewölbe, das Alles faßt, was man an größern und kleinern Meubeln im erleſenſten Geſchmacke nur wünſchen kann. Chiffonnieren und allen Hausrath, dem üppige Bequemlichkeit, Verſchwendung, Kunſt und Mode Entſtehung, Pracht und Geſtalt gab, findet der Kauf- und Schauluſtige hier ausgelegt und aufgeſtellt. Lotteriecollecteurs und Geldwechsler, Petſchaftſtecher und Paſtetenbäcker, Reſtaurateurs und Obſthändlerinnen drängen ſich in jede Reihe. Aufgethürmt ſind die erwählteſten Leckereien aller Meere

und Provinzen in der berühmten Boutique au gourmand, während man in dem Caffé de foi das beſte Eis findet, bei welchem die ausgeſuchteſte Geſellſchaft ſich verſammelt. Aus dem Caffé des aveugles ertönt die fröhlichſte Muſik von lauter Blinden aus dem Hospice des quinze vingts ausgeführt, während wilder Lärm und freche Ausgelaſſenheit aus den Caffés du caveau und du sauvage erſchallen. Daneben zieht der Caffé du ventrilogue durch die Poſſen ſeines Eigenthümers eben ſo viele Gäſte an, als dort im Pavillon des Gartens der Caffé des mille colonnes durch ſeinen von allen Seiten zurückgeſpiegelten Glanz. Alle Waaren ſind im Palais Royal um die Hälfte theurer als im übrigen Paris. Das äußere Leben drängt ſich hier ſo mächtig und ſo allgebietend auf; es ſcheint über alles Geiſtige, über das Innere, Reine, Heilige, Sittſame und Natürliche ſo leichtſinnig zu ſpotten, daß der unverdorbene Fremde ſich gewiß aus dieſem bethörenden Luſtlabyrinthe bald wegſehnt. Und doch ſind die obern Säle noch anlockender als die Gallerien. Hier ſind in der erſten Etage zwiſchen reichen Magazinen und glänzenden Reſtaurateurſälen jene verrufenen Spielzimmer, wo an der grünen Tafel Roulette und Rouge et noir die letzten Funken der pariſer Vernunft erſticken; hier wohnen die berüchtigten Hetären, die ſolchen Ton und ſolche Anſprüche nur bei einem Volke, das die Pucelle auswendig weiß, erlangen konnten. Als Femmes du monde iſt die erſte und vornehmſte Claſſe derſelben bekannt; alle andern niedrigern Gattungen, die man Filles nennt, ſchwärmen hier mit Schmetterlingseitelkeit herum; ſo elegant und geſchmackvoll ſie gekleidet ſind, ſo unterſcheidet doch ein nur einigermaßen geübtes Auge ſie von den rechtlichen Frauen. Sie wandeln meiſt zwei und zwei, oft in Begleitung einer Bonne, herum, ihre Claſſen ſind ſo verſchieden, als die Claſſen des Publicums ſelbſt, das in das Palais Royal kommt. Die mehrſten wohnen in der zweiten Etage und in den Manſarden. Der Umgang mit denen aus den obern Claſſen iſt höchſt verführeriſch; die meiſten ſind ſehr ſchön, witzig, beleſen, lebhaft und einſchmeichelnd, äußern Anſtand wiſſen ſie zu heucheln, und ſinnliche und geiſtige Frivolität in ſteter Abwechſelung in den Becher der Wolluſt zu miſchen, ſo daß der junge, lüſterne, reiche Fremdling leicht in ihre Netze fällt. — Spaziergänger trifft man zu jeder Tageszeit im Palais Royal, doch ſehr verſchieden nach der Tageszeit an. Früh eilt nur der ernſte Geſchäftsmann, der fleißige Künſtler durch, um noch einmal friſche Luft zu ſchöpfen, ehe er an ſeine Arbeit geht, die eigentlichen Bewohner ſind da noch im tiefen Schlaf. Erſt nach acht Uhr werden die Gewölbe geöffnet; nach neun Uhr fangen die Caffèehäuſer an ſich zu füllen, die Zeitungsleſer verſammeln und die Gruppen vermehren und vervielfältigen ſich. Von zwölf bis zwei Uhr wird es der Sammelplatz der vornehmſten Welt; rechtliche Frauen erſcheinen und bilden hier die Schule des Geſchmacks und der Mode. Die Bänke reichen nicht zu; hunderte von Strohſtühlen, die unter den Bäumen aufgeſchichtet ſtanden, werden herbeigeſchafft und für zwei Sous vermiethet. Von zwei bis fünf Uhr nimmt die wogende Menge ab, und nur diejenigen von den Filles, die man Cherche-diner nennt, ſtreifen noch umher. Dagegen benutzen die Wärterinnen, Ammen und Mütter mit ihren Kleinen dieſe Pauſe; aber bald ſtrömt Alles, was in die Theater eilt, herbei. Gegen acht Uhr nehmen die Femmes du monde die Alleen ein, die funkelnde Beleuchtung beginnt, und die Stunden bis elf Uhr werden die rauſchendſten

und mannichfaltigſten. Nach elf Uhr verliert ſich allmählig das Getümmel, nur die Filles, die kein Glück gemacht haben, verfolgen noch die Spaziergänger, und um zwölf Uhr iſt alles leer und todtenſtill. Da die Alleen dreimal des Tages beſprengt werden, ſo iſt der Staub nie beſchwerlich. Auch tritt man aus dem Garten durch eine zweite Gallerie in den Hof, wo gewöhnlich die herrlichſten Blumen und fremden Gewächſe zu haben ſind. Ein anderer Ausgang führt durch einen Perron hinauf in die glänzende Rue Vivienne. Höchſt merkwürdig bleibt ſtets dieſer Ort, belehrend für den Unerfahrnen, ergötzlich und unterhaltend für den Schuldloſen, und intereſſant für den Beobachter der Menſchen und Sitten; ein lebenvolles Gemälde der Frivolität und des Luxus, des Sinnenrauſches und der Verdorbenheit der neuern Zeit. K.

Palamedes, einer der berühmteſten griechiſchen Helden vor Troja. Nach der Sage war er ein Sohn des Nauplius und der Klymene. Nachdem er mit andern griechiſchen Geſandten die Helena von Priamus vergebens zurückgefodert, und den verſtellten Wahnſinn des Ulyſſes in Ithaka aufgedeckt hatte, deſſen heftige Feindſchaft er ſich dadurch zuzog, ging er mit gegen Troja. Er behauptete im Kriegsrathe der griechiſchen Helden ein vorzügliches Anſehn. Standhaft ſetzte er ſich den Anmaßungen des Agamemnon entgegen, und nahm ſelbſt eine Zeit lang deſſen Stelle als Oberfeldherr ein. Doch muß bemerkt werden, daß von dieſer Theilnahme des Palamedes im Homer noch nichts vorkommt. Ueber ihn ſind überhaupt die Sagen ſehr verſchieden, vorzüglich aber über ſeinen Tod. Nach Andern tödtete ihn ein Pfeil des Paris. Nach der gewöhnlichſten vergrub Ulyſſes einen Schatz im Zelte des Palamedes, und brachte dieſen durch einen untergeſchobenen Brief in den Verdacht eines Einverſtändniſſes mit Priamus, worauf Palamedes als Verräther geſteinigt wurde. Ihm wird die Erfindung des Würfelſpiels, von Andern die Erfindung oder Einführung des Schachſpiels, wie auch die Erfindung der Rechnung und des Maßes und Gewichts beigelegt. Noch allgemeiner und merkwürdiger iſt die Sage, daß er das alte griechiſche, von Kadmus zuerſt eingeführte Alphabet, welches aus 16 Buchſtaben beſtand, durch vier andere (gewöhnlich nennt man ϑ ξ φ χ) vermehrt habe. Auch werden ihm aſtronomiſche und mediciniſche Kenntniſſe zugeſchrieben. Nach allen Sagen ſpielt er in der älteſten Culturgeſchichte der Griechen eine bedeutende Rolle.

Palämon, ſ. Melicertes.

Palankin iſt eine in Oſtindien ſehr gebräuchliche Art von Trageſſeln mit vier Füßen, einem ziemlich hohen Geländer ringsherum und einer gewölbten Decke von Bambusſtäben, inwendig mit einer weichen Matratze und einigen Kiſſen belegt, überdies noch mit einem bis auf den Boden reichenden Vorhang verſehen, den man, im Fall man in dem Palankin ſchlafen will, herunterlaſſen kann. Er wird von vier Trägern (Kulies) auf den Schultern getragen, denen vier andere zum Abwechſeln beigeſellt ſind. Sie machen eine ganz beſondere Claſſe der Suders (der letzten indiſchen Caſte) aus, und haben in jeder Stadt und jedem Dorfe ihren eignen Vorſteher, der mit dem Reiſenden den Accord abſchließt. Man reiſet in dergleichen Trageſſeln ziemlich ſchnell, bequem und ſicher; denn die Träger beobachten einen gewiſſen Tactſchritt und ſind ehrliche, dienſtfertige Leute.

Paläphatus, ein griechiſcher Schriftſteller, deſſen Zeitalter und Vaterland ungewiß ſind. Aus ſeinem noch vorhandenen Werke von unglaublichen Dingen (de incredibilibus) wird ſichtbar, daß er in eine ſpätere Zeit gehört, wo die Griechen anfingen, ihre Mythen hiſtoriſch und etymologiſch zu erklären. Gewiß lebte er noch vor Chr. Geb. Sein Werk ſoll aus fünf Büchern beſtanden haben, von denen wir aber nur noch das erſte beſitzen. Die beſte Ausgabe iſt von Fiſcher (ſechste, Leipzig 1789 8.).

Paläſtina, wegen der den Nachkommen Abrahams gegebenen Verheißung insgemein das gelobte Land genannt, nimmt die ſyriſche Küſte am mittelländiſchen Meere vom Libanon ſüdwärts bis an die Grenzen Aegyptens ein, und gehört zu den fruchtbarſten Ländern der alten Welt. Wein, Salz, wilder Honig, die Balſamſtaude, der Oel-, Palmen-, Feigen- und Granatbaum nebſt zahlreichen Heerden von Schaf- und Rindvieh waren ſeine Erzeugniſſe. Die Abwechſelung der Berge und Ebenen, die gemäßigte Luft, die vielen Bäche, der Frühlings- und Herbſtregen erzeugen ſeine Fruchtbarkeit. Seine jetzige Unfruchtbarkeit entſpringt aus der Trägheit der Einwohner, welche entweder von den Pilgern oder als Räuber leben. Es hieß nach dem Stammvater ſeiner Bewohner Canaan, als Abraham in ſeine ſüdlichen Gegenden einwanderte, und durch den Ankauf eines Begräbnißortes für ſeine Familie das Recht begründete, auf welches geſtützt die Hebräer es unter Joſua 1450 vor Chr. Geb. eroberten und nach den Stämmen ihres Volks in zwölf Bundesſtaaten eintheilten. Saul vereinigte dieſe Cantons in ein Königreich, und David erweiterte es durch Eroberungen oſt- und ſüdwärts; Phönizien, der nördliche Streif der Weſtküſte, in dem die verdrängten Canaaniter ſich behaupteten, blieb jedoch unabhängig von den Hebräern. Die beiden Reiche, Iſrael (nördlich) und Juda (ſüdlich), in welche Paläſtina 975 vor Chr. Geb. zerfiel, begriffen zuſammen das Gebiet zwiſchen dem 52ſten und 57ſten Grade der Länge und dem 31ſten und 34ſten Grade der Breite. Durch den Fall dieſer Reiche 754 und 730 vor Chr. Geb. wurde Paläſtina eine perſiſche Satrapie, und die politiſche und religiöſe Trennung der unter Cyrus und Darius I aus der Gefangenſchaft nach Paläſtina zurückkehrenden hebräiſchen Colonien begründete die Eintheilung, die zu den Zeiten Chriſti unter den Hasmonäern galt. Das Land dieſſeit des Jordans (des Hauptſtroms, der vom Libanon ſüdwärts durch den See Genezareth in das Salzmeer fließt,) wurde Judäa im weitern Sinne genannt und umfaßte die Provinzen: Judäa, oder das größere ſüdliche Gebiet, worin Jeruſalem, Bethlehem und Jericho am Gebirge Juda, die Häfen Cäſarea und Joppe, jetzt Jaffa, an der Küſte des Mittelmeeres liegen und ein Theil von Idumäa mit einbegriffen war; Samaria, oder das kleinſte mittlere Gebiet, mit den Städten Samaria, ſpäter Sebaſte, und Sichem, jetzt (nach der griechiſchen Benennung Neapolis) Nablus und dem Gebirge Ephraim oder Iſrael, auf dem der Berg Garizim liegt; und Galiläa das nördliche und fruchtbarſte Gebiet, gegen Mittag an das Vorgebirge Carmel und den damit zuſammenhängenden Berg Tabor auf der Grenze von Samaria gelehnt, gegen Abend von Phönizien und nördlich vom Libanon begrenzt, mit den Städten Tiberias, welche nach der Zerſtörung Jeruſalems als Sitz der jüdiſchen Gelehrſamkeit berühmt war, Capernaum und Bethſaida am See Genezareth, Nain, Nazareth und Cana. Zu dem Lande jenſeit des Jordans gehörten

die Provinzen: Peräa, die größte ſüdliche, mit dem Gebirge Gilead, Gaulonitis, öſtlich vom See Genezareth, Batanea und Trachonitis, die kleinſte im Norden. — Die verſchiedenen Denkmäler zu Jeruſalem bezeichnen die Epochen der Geſchichte von Paläſtina. Aus der älteſten abrahamitiſchen, wo dieſe Stadt Salem hieß und von einem Prieſterkönige Melchiſedek beherrſcht wurde, aus der ſpätern, wo die Jebuſiter es eroberten, und die Burg Jebus auf dem Berge Zion baueten und wo auch der Name Jeruſalem aufkam, endlich aus den Zeiten der Richter ſind keine Denkmäler mehr vorhanden. Auch die ſogenannten Gräber der Könige im Thale Benhinnon unweit Jeruſalem zeugen von dem Einfluſſe des griechiſchen Styls und ſind unſtreitig aus der Periode der Maccabäer und Hasmonäer. Die Periode nach dem Umſturze des jüdiſchen Staats durch die Römer, wo Jeruſalem unter dem Namen Aelia Capitolina 132 vor Chr. Geb. vom Kaiſer Hadrian wieder aufgebauet und der Hauptort der Präfectur Paläſtina wurde, hat auch nur wenige Spuren in den unformlichen Trümmern der Burg Antonia und des Theaters zu Jeruſalem zurückgelaſſen. Aus der byzantiniſch-griechiſchen Periode rühren noch einige chriſtliche Klöſter und die von der Mutter Conſtantins des Großen, Helena, erbaute Kirche des heiligen Grabes her, welche zwar unter der Herrſchaft der Sarazenen, die Paläſtina 636 eroberten und es zum Schauplatze ihrer Streitigkeiten machten, und während der Bedrückungen, die über die darin zurückgebliebenen Chriſten in einem Zeitraume von beinahe vier Jahrhunderten ergingen, öfteren Zerſtörungen Preis gegeben war, aber doch bis zu den Kreuzzügen in den Händen chriſtlicher Geiſtlichen blieb. Das 1099 von den Kreuzfahrern gegründete chriſtliche Königreich Jeruſalem gab dem heiligen Lande eine neue Blüthe; es umfaßte die Provinzen diſſeit des Jordans mit Einſchluß von Phönizien und Philiſtäa und erſtreckte ſich jenſeit bis in die Wüſte Arabiens. Seine Verfaſſung war europäiſch: ein Patriarchat, vier Erzbiſthümer, reich dotirte Klöſter und geiſtliche Stiftungen, drei Ritterorden, mehrere Grafſchaften und Baronien wurden errichtet, Gerichtshöfe für den Adel und den dritten Stand niedergeſetzt, ein Heer von 12 bis 20,000 Mann unterhalten und die 637 vom Kalifen Omar auf der Stelle des Salomoniſchen Tempels erbauete Moſchee in eine prächtige Kathedrale verwandelt. Die, bei mäßigen Auflagen und fruchtbarem Boden zunehmende Bevölkerung und die ſchickliche Lage zum Handel ſchien dieſem Reiche Wohlſtand und lange Dauer zu ſichern. Die Könige Gottfried von Bouillon, der ſchon 1100 ſtarb, die Balduine, Anjou und Luſignan, regierten es mild, doch mit wechſelndem Glück gegen die Sarazenen, denen innere Zwiſte der regierenden Dynaſtie, und die Verzögerung der Hülfe aus Europa den Weg zur Wiedereroberung bahnten. Saladin nahm 1188 Jeruſalem ein, machte die Kathedrale wieder zur Moſchee und nur das Geld der ſyriſchen Chriſten erhielt die Kirche des heiligen Grabes. Nach hundertjährigen Bedrängniſſen wurden endlich 1291 die letzten chriſtlichen Herrſcher von den Mameluken aus Paläſtina vertrieben und der leere Titel des Königreichs Jeruſalem kam durch die Verheirathung der Urenkeltochter Balduins IV. Jolantha mit Kaiſer Friedrich II. an das deutſche Kaiſerhaus und durch die Anſprüche des Hauſes Anjou an die Krone Sicilien. Seitdem ſchmachtet Paläſtina verödet und von arabiſchen Räuberhorden durchſtreift unter der Herrſchaft der Mohammedaner, und gehört jetzt unter das Paſchalik Damask in der türki-

ſchen Provinz Soriſtan. Jeruſalem, ſechzehn Mal zerſtört, bietet jetzt nur den Anblick des ſiebzehnten Schattens ſeiner ehemaligen Größe dar. Die Politik der Türken, welche von den jetzt ſeltener kommenden chriſtlichen Pilgern ſtarke Abgaben erheben, hat die während der chriſtlichen Regierung im 12ten Jahrhunderte neubezeichneten Denkmäler der Geſchichte Jeſu nicht ganz untergehen laſſen. Noch 1806 ſah Chateaubriand (Tagebuch einer Reiſe von Paris nach Jeruſalem, überſetzt von Müller und Lindau, Leipzig 1813. 3 Bändchen 8.; und von Eichholz mit Anmerkungen und Kupfern, 1812) in dem ſtark befeſtigten Kloſter zu Bethlehem eine unter römiſch-katholiſche, griechiſche und armeniſche Mönche getheilte Kirche mit einer unterirdiſchen Capelle, welche den Ort der Geburt Jeſu, ſeine Krippe und das Grab der unſchuldigen Kinder in ſich ſchließt, und durch Gemälde von ſeltener Schönheit ausgezeichnet iſt; in den Umgebungen Jeruſalems das Thal Joſaphat, welches ſich zwiſchen dem Berge Moria und dem Oelberge von Norden gegen Süden erſtreckt, von dem Bache Kidron durchſchnitten wird, und den Bewohnern Jeruſalems zum Begräbnißorte dient; den Garten des Oelberges mit der Stätte von Gethſemane, der Capelle des Grabes der heiligen Jungfrau, der Grotte des bittern Kelches und einer kleinen Moſchee auf dem Flecke der Himmelfahrt; Zion, einen Hügel von ödem, gelblichem Anſehn, worauf das Haus des Caiphas, jetzt eine armeniſche Kirche, das Haus der Einſetzung des heiligen Abendmahls und der Ausgießung des heiligen Geiſtes, jetzt eine Moſchee mit türkiſchem Spitale, und Davids Pallaſt in Ruinen ſtehen; ſüdlich daneben im Thale Ben-Hinnon den Blutacker und die Gräber der Könige; innerhalb der Stadt die Schmerzensſtraße (via dolorosa), auf welcher Jeſus den Weg zum Tode ging, eine 500 Schritte lange Gaſſe vom Hauſe des Pilatus, einer Ruine, bis zur Kirche des heiligen Grabes. Dieſe Kirche, deren Mauern alle Stätten, welche aus der Geſchichte der Kreuzigung, des Begräbniſſes und der Auferſtehung Jeſu bemerkenswerth ſind, umſchließen, hält in der Länge 126 und in der Breite 70 Schritte. Sie iſt kreuzförmig gebauet und bildet drei Dome über einer ungleichen Fläche. Cleriker von acht Nationen und chriſtlichen Religionsparteien haben ſich in ihren Beſitz getheilt und verrichten darin ihren Gottesdienſt, jede nach ihrem Ritus: Catholiken, welche Franziscaner-Mönche vom Kloſter St. Salvator zu Jeruſalem ſind, Griechen, Abyſſinier, Copten, Armenier, Neſtorianer und Jacobiten, Georgier und Maroniten. Die dienſtthuenden Prieſter und Mönche jeder Partei bleiben gewöhnlich zwei Monate lang in der Kirche, bis ſie von andern abgelöſet werden und 200 Lampen brennen Tag und Nacht in den weiten Räumen dieſes Gebäudes. Die Mauern deſſelben, an denen man die Grabmäler Gottfrieds und Balduins I. ſieht, ſcheinen noch ſeit Conſtantins des Großen Zeit zu ſtehen, der innere Ausbau aber rührt von den Kreuzfahrern her. Dieſe Kirche iſt 1808 den 12ten October durch Brand beſchädigt worden. Die Capelle des heiligen Grabes blieb unverſehrt und auch die mit Blei gedeckte, bei dieſem Brande eingeſtürzte Kuppel hat man jetzt wieder hergeſtellt. Anſichten von Paläſtina hat E. F. K. Roſenmüller nach Ludw. Mayers Originalzeichnungen Leipzig 1810 herausgegeben. E.

Paläſtra, ſ. Gymnaſium.

Palatinus heißt der vornehmſte ungariſche Reichsbaron oder Magnat, der auf dem Landtage von den Ständen aus vier vom Kö-

nige vorgeſchlagenen Magnaten erwählt wird, um in allen wichtigen Staatsanlegenheiten die Stelle des Königs zu vertreten, und zwiſchen dieſem und dem Volke Vermittler zu ſeyn. Auch iſt er Präſident in dem hohen ſtatthalterſchaftlichen Rathe, bei der Septemviraltafel (d. h. demjenigen Theile des adeligen Obergerichts oder höchſten Juſtizhofes, der über Appellationen entſcheidet); er hat endlich den höchſten Rang unter allen Ständen, den Erzbiſchof von Gran ausgenommen. Von 1765 an bis zu Joſephs II. Tode (1790) blieb die Stelle unbeſetzt; es wurde, wie dies ſchon zuweilen vorher geſchehen war, ein bloßer Statthalter in dem Herzoge Albert von Sachſen-Teſchen ernannt; allein Leopold II. machte den Beſchwerden der Nation über dieſe Erledigung durch die Wahl eines neuen Palatins ein Ende. Gegenwärtig bekleidet dieſe Würde der Erzherzog Joſeph Anton, Bruder des Kaiſers Franz, geboren den 9ten Mai 1776. — S. auch den Art. Comes Palatinus.

Palermo, die Hauptſtadt des Königreichs Sicilien, im Val di Mazzara, an einem Meerbuſen, zwiſchen den Vorgebirgen Monte Pellegrino und Capo Saffarano. Sie iſt groß, ſchön gebaut und wohlbefeſtigt. Der Hafen wird durch zwei feſte Schlöſſer beſchützt. Die Zahl der Einwohner, die vor hundert Jahren 200,000 betrug, iſt jetzt auf 120 bis 130,000 herabgeſunken. Die Stadt beſteht aus vier Haupttheilen; zu den vorzüglichſten Gebäuden gehören der Palaſt des Vicekönigs, der Palaſt des Erzbiſchofs, das große Hoſpital, das St. Claren-Kloſter, das ehemalige Profeßhaus der Jeſuiten, die erzbiſchöfliche Domkirche, das Rathhaus und mehrere aus Marmor und Alabaſter erbaute prächtige Kirchen und Thore. Die zwei Hauptſtraßen, Caſſero und Strada nuova, kreuzen ſich in der Mitte der Stadt und bilden daſelbſt ein regelmäßiges Achteck, Piazza Villena, das mit ſehr ſchönen Gebäuden geziert iſt. Sowohl das Pflaſter als die nächtliche Beleuchtung ſind vortrefflich. Die Univerſität, Academia Reale, hat eine beträchtliche Bibliothek. Die Stadt treibt anſehnlichen Handel. Sie liefert die meiſten ſicilianiſchen Producte, Weizen, Wein, Oel, Südfrüchte, Manna u. ſ. w. an das Ausland, und verſorgt die Inſel mit Specereien und Manufacturwaaren. Die palermiſche Seide wird in der Umgegend gezeugt und gewöhnlich roh verſendet. Es laufen im Durchſchnitte jährlich gegen 500 fremde Schiffe in den Hafen ein. Palermo iſt von den häufigen Erdbeben nur einmal, am 1ſten September 1726, erſchüttert worden, und erlitt damals großen Schaden. Die Kaiſer Heinrich VI. und Friedrich II. ſind in der hieſigen Domkirche beigeſetzt. Als man im Jahre 1781 bei einer vorzunehmenden Reparatur die porphyrnen Särge an einen andern Ort brachte und öffnete, fand man die Leichname faſt ganz unverſehrt, und auf ihren Kleidern Inſchriften in der heutigen arabiſchen Curſivſchrift.

Pales, eine der dunkeln altitalieniſchen Feldgottheiten, die Geberin guter Bergweide und Schützerin der Heerden vor Seuchen und Raubthieren. Einigen ſchien ſie männlichen Geſchlechts und ein Sohn des Jupiter. Sie wurde als Hirtengöttin mit einem Stabe, und einem Kranz auf dem Haupte vorgeſtellt und bald unter Bäumen, bald in eignen Tempeln verehrt. An ihrem Feſte ward zugleich der Gründungstag Roms gefeiert (21ſten April). Man opferte ihr Milch und Hirſekuchen.

Paleſtrina (Giovanni Pietro Aloiſio da), der berühmteſte Meiſter der alten römiſchen Muſikſchule, war im J. 1529 zu Pale-

ſtrina, dem alten Präneſte, geboren, weshalb die Biographen ihm ſtatt Paleſtrina auch den Beinamen il Preneſtino geben. Er ſtudirte die Muſik unter einem Meiſter der vor ihm berühmten galliſch-belgiſchen Schule, den Einige Goudimel nennen. Sein Genie erhob ihn bald aus der Dunkelheit und Dürftigkeit zu dem Range eines der erſten Componiſten. Gegen die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts war die Muſik in Künſtelei und leeren Schall dergeſtalt ausgeartet, daß ſie, ſtatt Andacht beim Gottesdienſte zu erwecken und zu beleben, dieſelbe auf das ärgerlichſte ſtörte. Mehrmals hatte man vorgeſchlagen, ſie aus der Kirche zu verbannen und nur den allgemeinen Geſang beizubehalten. Papſt Marcellus II., welcher 1555 regierte, war im Begriff, dieſen Bann zu vollſtrecken, als Paleſtrina, der die wahre Beſtimmung der kirchlichen Muſik richtiger aufgefaßt hatte, den Papſt um die Erlaubniß bat, eine Meſſe von ſeiner Arbeit vor ihm aufführen zu dürfen. Der Papſt bewilligte dies Geſuch, und der junge Componiſt ließ eine ſechsſtimmige Meſſe aufführen, die durch ihre Würde und einfache Schönheit den Papſt von ſeinem Vorſatze zurückbrachte. Dieſer trug ihm ſogar auf, eine Anzahl ähnlicher Compoſitionen für ſeine Capelle zu verfertigen. Jene Meſſe iſt noch vorhanden, und unter dem Namen der Missa Papae Marcelli bekannt. Nach Marcellus Tode erhielt Paleſtrina von Paul IV. denſelben Auftrag. Im Jahre 1562 wurde er zum Capellmeiſter von Santa Maria Maggiore, und 1571 zum Capellmeiſter von St. Peter ernannt. Sein Styl (alla Palestrina genannt) ſiegte über die flamländiſche Schule, die damals durch ganz Europa in Anſehen ſtand. Er beſtand darin, einen Geſang voll zierlicher und reiner Melodie nach allen Regeln der Kunſt, in der Modulation des Chorals, edel und majeſtätiſch auszuführen. Anmuth und Würde, verbunden mit Gründlichkeit der Modulation, charakteriſiren ihn. Nachdem er die Kirche mit einer Menge von Meiſterwerken bereichert hatte, ſtarb er am 2ten Februar 1594. Er ward mit großer Pracht in der Peterskirche am Fuße des Altars des heiligen Simon und Juda beerdigt, wo man noch jetzt ſein Grabmal mit der Inſchrift ſieht: Joannes Petrus Aloysius Palestrina, Musicae Princeps. — Noch jetzt werden die Werke dieſes Patriarchen der Harmonie und des Hauptes der alten italieniſchen Schule in Italien häufig aufgeführt und es iſt nur zu beklagen, daß ſie ſo ſelten und zum Theil Handſchrift geblieben ſind.

Palette oder Pallette iſt in der Malerei ein kleines, dünnes, ovales Täfelchen von Holz oder Elfenbein, worauf die Paſtell- oder Oelfarben geſetzt und nach dem jedesmaligen Bedürfniſſe ſogleich während der Arbeit gemiſcht werden. Der Maler hält die Palette mit dem Daumen der linken Hand, den er durch die zu dieſem Zwecke vorhandene Oeffnung ſteckt. Man ſagt, „ein Gemälde verrathe die Palette,“ um die richtige Wahl oder Miſchung der Farben zu tadeln, als ob der Künſtler dabei mehr ſeine Palette als die darzuſtellenden Gegenſtände zu Rathe gezogen.

Palindromon, ein Vers oder eine Zeile, welche vorwärts und rückwärts geleſen, denſelben Sinn gibt. Z. B. der bekannte Vers, den man dem Teufel in den Mund legt: Signa te signa, temere me tangis et angis (kreuze dich, kreuze dich nur, du berührſt und quälſt mich vergebens). Man fand vormals an dergleichen künſtlichen Spielen viel Gefallen.

Palingeneſie, die Wiedergeburt. Wir bezeichnen mit dieſem griechiſchen Worte vornehmlich die Uebergänge, die wir im Reiche der Inſecten wahrnehmen, und vermöge deren ein Inſect z. B. die Raupe, Fliege ꝛc. in einer völlig veränderten Geſtalt wieder erſcheint.

Palinodie, ein (beſonders poetiſcher) Widerruf deſſen, was man gegen Jemand Schimpfliches oder Falſches geſagt hat. So ſchrieb der alte Dichter Steſichorus eine Palinodie ſeines Schmähgedichts auf die Helena, wofür er mit Blindheit geſtraft worden war, und erklärte alle in derſelben enthaltenen Beſchuldigungen für unwahr.

Palinurus, der berühmte Steuermann des Aeneas auf ſeiner Fahrt nach Italien, ein Sohn des Jaſius. Bekannt iſt die Dichtung, nach welcher der Gott des Schlafs unter der Geſtalt des Phorbas denſelben in dem Augenblicke, wo das Schiff ſich der erwünſchten Küſte nähert, mit täuſchender Gewalt einſchläfert und in das Meer hinabſtürzt. Aeneas ſah den verlornen Gefährten in jenem berühmten Geſichte wieder, in welchem die Schatten der Unterwelt vor ſeinen Augen vorüber gingen, und Palinurus erzählt ihm, wie er an der Küſte des untern Italiens von den Lucanern erſchlagen worden ſey. Als die Lucaner ſpäter von einer Peſt heimgeſucht wurden, errichteten ſie dem Palinurus ein Ehrenbegräbniß, um ſeine Manen zu verſöhnen und weihten ihm einen heiligen Hain. Das **palinuriſche** Vorgebirge erhielt von ihm ſeinen Namen. Vielleicht hat aber dieſes Vorgebirge Veranlaſſung zu der ganzen Fiction gegeben.

Paliſaden, **Palliſaden**, Schanzpfähle, ſind 8 bis 9 Fuß lange, und 6 bis 7 Zoll ins Gevierte habende, oben zugeſpitzte Pfähle, welche zu mehrerer Sicherung der Verſchanzungen (in beiden Befeſtigungsarten), um ſich vor einem Ueberfalle zu ſichern, ferner zur Beſchützung der offenen Zugänge von Forts, Halbmonden, Gräben, bedeckten Wegen, und überhaupt allen leicht zugänglichen Punkten entweder ſenkrecht oder ſchräg dicht nebeneinander eingeſchlagen werden. **Paliſadiren**, mit Schanzpfählen verſehen, verpfählen.

Paliſſot (Charles) de Montenoy. Dieſer bekannte **franzöſiſche Dichter** und **Literator** war den 3ten Januar 1730 zu Nancy geboren. Durch die ſorgfältige Erziehung, welche ihm ſein Vater gab, entwickelten ſich ſeine Geiſtesfähigkeiten ungewöhnlich ſchnell. Doch würden ihm ſeine frühzeitigen Studien, die er der Philoſophie und Theologie widmete, mehr nachtheilig als vortheilhaft geweſen ſeyn, wenn nicht Liebe zu den Wiſſenſchaften und Ruhmbegierde ihn angetrieben hätten, auch nach Gründlichkeit und Vollſtändigkeit ſeiner Kenntniſſe zu ſtreben. Er trat in die gelehrte Congregation des Oratoriums, blieb hier kurze Zeit, und beſchäftigte ſich unabhängiger mit der Literatur und beſonders mit der Dichtkunſt, die ihn am meiſten anzog. In ſeinem achtzehnten Jahre war Paliſſot bereits verheirathet und Verfaſſer einer Tragödie, die jedoch nicht aufgeführt wurde. Das Jahr darauf erſchien er mit einem zweiten Trauerſpiele, welches er anfangs **Zares**, ſpäter **Ninus** betitelte. Da ihm dieſe Laufbahn wenig Erfolg verſprach, verließ er ſie und wählte das Luſtſpiel, welches ſeinem Talente und ſeiner Gemüthsruhe beſſer zuſagte. Er gab Les Tuteurs, ein froſtiges Stück, dem bald Le Barbier de Bagdad folgte, wozu der Stoff aus Tauſend und einer Nacht entlehnt iſt. Das erſte Aufſehn erregte

er durch ſein Luſtſpiel: Le Cercle, welches zu Nancy vor dem Könige Stanislaus aufgeführt wurde. In dieſem Luſtſpiele erſcheint ein lächerlicher Philoſoph, in welchem man J. J. Rouſſeau erkannte. Ein wüthender Streit erhob ſich, in welchem ſich Paliſſot mit Feſtigkeit, Rouſſeau mit Würde benahm. Paliſſots Unwille gegen die ſogenannten Philoſophen, die dieſen Sturm erregt hatten, machte ſich Luft in den Petites lettres sur de grands philosophes. Die Erbitterung ſtieg und erreichte, als Paliſſot mit ſeinem Luſtſpiele Les Philosophes auftrat, den höchſten Grad. Dieſes Stück hat von Seiten der Kunſt und Erfindung keinen Werth, aber es iſt mit Eleganz geſchrieben und voll ſatiriſcher Züge; die Perſonen ſind gut gezeichnet, beſonders die gelehrte und philoſophiſche Dame; mehrere Scenen ſind trefflich. Hatte Paliſſot in ſeinem Stücke die Grenzen der Theaterſatire überſchritten, ſo achteten ſeine Gegner ſelbſt die Schranken der Scham und Ehrbarkeit nicht; die pöbelhafteſten Schmähſchriften erſchienen zur Schande der franzöſiſchen Literatur. Aber Paliſſot räumte das Schlachtfeld nicht, ſo furchtbar auch ſeine Gegner durch Zahl und Leidenſchaft waren; er bot ſelbſt Voltaire Trotz, der ſich mit ungewohnter Mäßigung gegen ihn benahm, wie aus dem Briefwechſel zwiſchen beiden hervorgeht. Paliſſot ſetzte den Krieg gegen die Encyclopädiſten und Philoſophen in ſeiner Dunciade fort, einem Gedichte voll bitterer Satire, das bei einer guten Verſification und einzelnen unterhaltenden Stellen doch wegen ſeiner Länge ermüdet. Paliſſots Gegner wurden durch daſſelbe aufs Neue unter die Waffen gebracht. Die Luſtſpiele, Le Satirique und Les Courtisans, die er um dieſe Zeit ſchrieb, verdienen nicht weiter erwähnt zu werden; wohl aber ſeine Mémoires pour servir à l'Histoire de la Littérature, Paris 1769, zuletzt 1813, 8., das Wichtigſte ſeiner proſaiſchen Werke. Man findet darin gute Bemerkungen über die dramatiſche Kunſt und die dramatiſchen Schriftſteller, aber das Ganze iſt weder neu, noch gründlich. Erfindung und Ideenreichthum fehlen überhaupt in allen Werken Paliſſots; aber ſeine Schreibart iſt ſtets rein, correct und geſchmackvoll. Die Revolution hatte ihm den größten Theil ſeines Vermögens geraubt. Er hatte ſeinen ſchönen Landſitz verkaufen müſſen, und lebte ſeitdem auf einem Gütchen zu Pantin, und in dem Palais des Arts, wo er als Vorſteher der Mazariniſchen Bibliothek eine Wohnung hatte. Mit ungeſchwächten Geiſteskräften, ſtets lebhaft, geiſtreich, heiter in der Unterhaltung, erreichte er ein hohes Alter, und ſtarb im Jahre 1814.

Palla, ein langes, über die Füße herabhängendes Gewand der römiſchen Damen, welches ſie über die übrigen Kleider trugen (Mantel). Sie ſchlugen, wenn es zu lang war, einen Theil deſſelben über die linke Schulter, und hielten ihn unter den Armen feſt. Bei Leichenbegängniſſen war es ſchwarz. Auch die Tragöden traten in einem ſolchen Gewande auf.

Palladio (Andrea), ein berühmter italieniſcher Baumeiſter, war im Jahre 1508 zu Vicenza in beſchränkten Umſtänden geboren. Er beſchäftigte ſich anfangs mit der Bildhauerei, aber der berühmte Triſſino, der ſeine Neigung zur Mathematik wahrnahm, erklärte ihm Vitruvs Baukunſt, und nahm ihn auf drei Reiſen nach Rom mit ſich. Auf dieſen und zwei andern, die er in der Folge abſichtlich dahin machte, ſtudirte und zeichnete er mit großem Eifer die alten Denkmäler dieſer Stadt. Er ſtarb von ſeinem Vaterlande ſehr geehrt 1580 als Baumeiſter der Republik Venedig. Sein nachgelaſſe-

nes Werk über die Alterthümer des vormaligen Roms beweiſet, wie unvollkommen es auch iſt, daß er den Geiſt der Alten wohl ergründet hatte. Auch hat er ein Werk über die Architektur in vier Büchern hinterlaſſen, das von den Kennern geſchätzt und geſucht wird. (Beſte Ausgabe, Vicenza, 1776—83, 4 Bände in Fol.). Unter mehrern Prachtgebäuden, die nach ſeinen Zeichnungen und unter ſeiner Leitung aufgeführt wurden, iſt das Theater degli Olimpici, womit er ſeine Vaterſtadt Vicenza zierte, der glänzendſte Beweis ſeines großen Talents. Nächſt ſeiner Vaterſtadt dankt ihm Venedig mehrere ſeiner ſchönſten Gebäude. Dahin gehört das Refectorium von St. Giorgio Maggiore und die durch das Ebenmaß aller ihrer Theile und die Einfachheit ihrer Verzierungen mit Recht berühmte Kirche gleiches Namens, u. m. a. Zu Maſer in der trevisaniſchen Mark ſieht man von ihm den prächtigen Palaſt Barbaro. Udine, Feltre, Padua und die umliegende Gegend haben mehrere Denkmale ſeiner Kunſt aufzuweiſen. Immer ſchwebte ihm die edle und majeſtätiſche Einfalt des Alterthums vor Augen, weßhalb auch Algarotti ihn den Rafael unter den Baumeiſtern nennt. Ueberhaupt ſtrebte er die antike Baukunſt in ihrer Reinheit wieder herzuſtellen, behauptete den eigenthümlichen Charakter der verſchiedenen Ordnungen, und wußte ſeinen Façaden Leben und Bewegung zu geben. Ganz beſonders verſtand er ſich auf die Pyramidenform. Seine Profile ſind untadelhaft. In ſeinen Lichtern möchte man zuweilen mehr Größe, und im Verhältniß ihrer Länge und Breite mehr Strenge wünſchen. Außerdem findet man an ſeinen Werken manche kleine Incorrectheiten, die aber mehr denen, welche ſie ausführten, als ihm ſelbſt beizumeſſen ſind. Aus einer zu ſtrengen Nachahmung des Antiken kam es vielleicht her, daß er ſtets Fußgeſimſe unter ſeine Säulen ſetzte, Säulen von verſchiedener Höhe auf den gleichen Plan ſtellte, ſeinen Fenſtern und Thüren ſo viele Frontiſpicen gab, u. ſ. f.

Palladium, das hölzerne Bild der Pallas (Minerva), wovon die Sage erzählte, es ſey vom Himmel nach Troas herabgefallen, daſelbſt vom Ilos gefunden, und von ihm in der neu erbauten Stadt in einem eignen Tempel aufgeſtellt worden. Man glaubte, die Stadt ſey unüberwindlich, ſo lange ſie das Bild beſitze. Dieſes Hinderniß wegzuräumen, entwendete es Ulyſſes und Diomedes, nach Einigen durch nächtliches Einſteigen, nach Andern, da ſie als Geſandte nach Troja gekommen waren. Die Römer behaupteten, das Bild werde zu Rom im Tempel der Veſta aufbewahrt. Aber man hielt es für ſo heilig, daß auch der Pontifex Maximus es nicht ſehen durfte. Andere Städte rühmten ſich ebenfalls ſeines Beſitzes. Palladium heißt daher jedes ſchützende Heiligthum.

Palladium, ein von Wollaſton in der Platina entdecktes Metall, welches in einem hohen Grade dehnbar iſt, durch Säuren, nicht aber durch die bloße Hitze verkalkt und erſt in einem hohen Wärmegrade flüſſig wird. Die ſpeciſiſche Schwere iſt nach ſeiner Beſchaffenheit von 10,9 bis 11,8. Weitläufige Nachrichten über dieſes Metall findet man in den Philosophical Transactions von 1802 bis 1805.

Pallas, ſ. Minerva und Planeten.

Pallas (Peter Simon), kaiſerlich ruſſiſcher Staatsrath, durch ſeine großen Reiſen, beſonders in dem ruſſiſchen Reiche, und ſeine vielen daſelbſt gemachten Entdeckungen und Erfahrungen berühmt, war 1741 zu Berlin geboren. Hier, wo ſein Vater ausübender Arzt

war, erhielt er ſeine Bildung. Er wählte das Studium der Arzneikunde mit dem Vorſatze, ſich allein den Naturwiſſenſchaften, vorzüglich der Naturgeſchichte zu weihen. Dazu bot Holland damals die größten Sammlungen und die trefflichſten Lehrer dar. Er beſuchte Leyden, wo Männer aus Boerhave's, Gaubins und Albinus Schule lehrten, und gab dort im Jahre 1760 ſeine Disputationen von den Entoroïs heraus. Um dieſe Zeit ordnete Volkmann die prächtige Naturalienſammlung des Erbſtatthalters im Haag, wobei er thätige Beihülfe leiſtete und dadurch ſich bald ſo große Kenntniſſe in der naturhiſtoriſchen Muſeographie erwarb, daß er, nachdem er auch England beſucht hatte, zur Anordnung ähnlicher Sammlungen gebraucht und in den Stand geſetzt wurde, ſeinen Elenchus Zoophytorum (dies für die Zoophyten noch claſſiſche Werk) und ſeine Miscellanea Zoologica (1760) herauszugeben. Kurz darauf ging er nach Berlin zurück, und fing dort an, ſeine ſpäter bis auf 14 Fascikel fortgeſetzten Spicilegia Zoologica herauszugeben. Die Kaiſerin Catharina ſuchte damals taugliche Naturforſcher, die ihr großes Reich bereiſen und unterſuchen ſollten. Pallas erhielt im Jahre 1768 den Ruf nach Petersburg als Akademiker und Collegienaſſeſſor, und machte ſeine erſte Reiſe in Geſellſchaft von Sokolow und Sujew. Wie reich ſie an Entdeckungen war, weiß Jeder, der das Hauptwerk der darauf gegründeten Reiſe durch verſchiedene Provinzen des ruſſiſchen Reichs von Pallas, das auf kaiſerliche Koſten zu Petersburg 1771 — 1776 in 4. erſchien, die Sammlung hiſtoriſcher Nachrichten und die neuen nordiſchen Beiträge kennt. Als im Jahre 1777 unter dem damaligen Director der petersburger Akademie, Demaſchnew, ein eigner topographiſcher Ausſchuß zur Ausmeſſung und vollſtändigen Topographie des ruſſiſchen Reichs errichtet wurde, war auch Pallas unter den Mitgliedern, und wurde 1782 zum Collegienrathe ernannt. Die Botanik war unterdeß ſeine Lieblingsneigung geworden. Um ſeiner Flora Rossica willen machte der raſtloſe Pflanzenforſcher und Ordner noch mehrere Reiſen in verſchiedene Provinzen des ungeheuern Reichs. Die prächtige Flora Rossica, die zu Anfange des Jahrs 1785 in Petersburg erſchien, deren Fortſetzung aber durch manchen Unſtern unterbrochen wurde, war die erſte Frucht dieſer botaniſchen Excurſionen. Nebenbei blieb kein Theil der Natur- und Menſchenkunde von ihm unbeachtet. Das beweiſen ſeine trefflichen Icones Insectorum und ſeine linguiſtiſchen Beiträge zu dem Gloſſarium aller Sprachen und Mundarten im ruſſiſchen Reiche. Seit 1785 wurde er Mitglied der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg und Ritter des Wladimirordens; ſeit 1787 Hiſtoriograph des Admiralitätscollegiums. Da er in Taurien zu leben wünſchte, ſchenkte ihm die Kaiſerin mehrere der Krone heimgefallene Güter in dem fruchtbarſten ſüdlichen Theile der Halbinſel, und ſeit 1796 lebte Pallas zu Sympheropol mit einem reichlichen Auskommen. Eine Frucht ſeiner letzten Reiſe, die er mit Geisler in Leipzig auf eigne Koſten unternahm, waren die in Leipzig 1799 und 1801 in zwei Quartbänden gedruckten Bemerkungen auf einer Reiſe durch die ſüdlichen Statthalterſchaften des ruſſiſchen Reichs, wovon der zweite Theil ausſchließlich der Crimm gewidmet iſt, die uns dadurch zum erſten Mal gleichſam ganz aufgeſchloſſen wurde. Der Hauptzweck dieſer Reiſe war: ſeine Sammlungen von Pflanzenzeichnungen zu ergänzen. Was er in den Reiſebemerkungen gab, war ihm nur Nebenſache; gleichwohl ſind ſie das einzige Denkmal dieſer Reiſe geblieben, man

müßte denn die 14 Fascikel der Species astragalorum, die faſt um dieſelbe Zeit zu erſcheinen anfingen, als einen Theil des ausgeführten Vorhabens annehmen. — Noch nennen wir von ihm, wegen der darin entwickelten intereſſanten Anſichten, die Observations sur la formation des montagnes et les changemens arrivés au globe, particulièrement à l'égard de l'empire Russe. — Der Aufenthalt in Taurien war Pallas durch die Geſetzloſigkeit der Tartaren verleidet worden. Als daher auch ſeine Gattin geſtorben war, ſo hielt ihn nichts mehr ab, ſelbſt mit großen Aufopferungen in Geſellſchaft ſeiner Tochter zu ſeinem ältern Bruder Auguſt Friedrich Pallas, Doctor der Medicin, nach Berlin zu reiſen, wo er nach einem vierzehnmonatlichen Aufenthalte am 8ten September 1811 an der Ruhr ſtarb. Einen Theil ſeiner koſtbaren Sammlungen hat er der berliner Univerſität vermacht.

Pallavicini (Pietro Sforza), Cardinal, aus dem großen Geſchlechte der Marcheſen Pallavicini entſproſſen. Er war 1607 zu Rom geboren, widmete ſich aus Neigung dem geiſtlichen Stande, trat aber 1638 in den Jeſuitenorden. Papſt Innocenz X. übertrug ihm verſchiedene wichtige Geſchäfte und ſein alter Freund Alexander VII., der ihm zum Theil ſein Glück verdankte, ehrte ihn 1657 mit dem Purpur. Pallavicini ſtarb 1667. Sein Hauptwerk iſt die Istoria del Concilio di Trento, das er dem Fra Paolo Sarpi entgegenſetzte. Pallavicini zeigt viel Parteilichkeit für den päpſtlichen Stuhl; ohne dieſelbe würde ſein Werk vortrefflich ſeyn, da es ſchön geſchrieben und aus den Archiven der Engelsburg geſchöpft iſt. Die beſte Ausgabe iſt in zwei Foliobänden, Rom 1656 u. 57. Auch verdienen ſeine Briefe (1669, 12.) angeführt zu werden.

Pallavicino (Ferrante), ein italieniſcher Satiriker im 17ten Jahrhunderte, der beſonders wegen ſeines ſatiriſch-komiſchen Romans in Briefen und Monologen, Divorzio celeste (die himmliſche Eheſcheidung) genannt, welcher gegen Papſt Urban VII. und den Mißbrauch der geiſtlichen Gewalt gerichtet iſt, und weniger äſthetiſchen Werth als für die Geſchichte der theologiſchen Denkart Intereſſe hat, zu Avignon, wohin er von ſeinen falſchen Freunden gelockt worden war, verhaftet und 1644 enthauptet wurde. Seine Schriften erſchienen 1655, 4. Voll. 24, und Opere scelte unter dem Druckort Villa Franca 1660, 8. und 1673, 12.

Palliativ (von pallium, Bedeckung, Hülle, Mantel) heißt, was zur Verhüllung, Verbergung eines Gegenſtandes angewendet oder gethan wird; daher ein Palliativ oder Palliativmittel ein Mittel, wodurch ein phyſiſches oder moraliſches Uebel nicht weggeräumt und gehoben, ſondern nur verhüllt und den Augen Anderer entzogen wird. In ſofern ſchon der Begriff dieſes Wortes andeutet, daß das Uebel noch beſteht, im Stillen fortwirkt, und zuletzt die zerſtörenden Folgen deſſelben um ſo verſtärkter hervorbrechen können, je länger ſie nur im Verborgenen ſich anhäuften, in ſofern verbindet man auch meiſtens einen Nebenbegriff von Tadel und Vorwurf mit demſelben, indem man ihm, ſtillſchweigend oder laut, das Radicalmittel entgegengeſetzt, welches das Uebel an der Wurzel angreift, und dadurch den ſichtbaren Aeußerungen deſſelben die Nahrung benimmt, ſo daß ſie allmälig von ſelbſt verſchwinden müſſen. In mediciniſcher Bedeutung bezeichnet das Wort Palliativmittel ſolche Arzneimittel, welche beſonders gefährliche, dem Gefühle des Kranken vorzüglich läſtige, oder ihm und den Umſtehenden auffallende Aeuße-

rungen der Krankheit mindern, ohne jedoch auf die ihnen zum Grunde liegenden krankhaften Urſachen heilend zu wirken. Man verwechſelt in dieſer Hinſicht oft die palliative Curmethode mit der ſogenannten ſymptomatiſchen, welche zwar auch nur auf Beſeitigung der äußern Zufälle der Krankheit geht, allein allen dieſen ohne Unterſchied, ſo wie ſie erſcheinen, gewiſſe, und zwar jedem Symptome beſondere Mittel entgegenſetzt, ohne auf die einzige weſentliche Urſache zu gehen, dahingegen die Palliativmethode nur auf die beſonders läſtigen oder gefährlichen Aeußerungen der Krankheit Rückſicht nimmt, mithin nur eine Unterart der ſymptomatiſchen iſt. Ungeachtet die Palliativmittel nicht ganz mit Unrecht in einem ungünſtigen Rufe ſtehen, ſo gibt es doch auch Fälle, wo ihre Anwendung erlaubt, ja unentbehrlich iſt. Zuläſſig iſt ſie in ſolchen Fällen, wo uns die Kenntniß der weſentlichen Urſache der Krankheit abgeht, und der Arzt ſich mit der Bekämpfung der gefährlichſten Zufälle begnügen muß; ferner da, wo wir zwar die weſentliche Urſache der Krankheit erforſcht haben, allein ſie mit den uns bekannten Mitteln vor der Hand nicht heben können. Ohne Tadel iſt ſie ferner, wenn einzelne Zufälle der Krankheit den Kranken ſo beunruhigen, daß er es vom Arzte durchaus verlangt, ſie zu heben, und dieſes, um den Kranken zu beruhigen, und das Vertrauen zum Arzte zu befeſtigen, ohne weſentlichen Nachtheil geſchehen kann. Unentbehrlich iſt ſie, wenn ſolche Zufälle bedeutender und in ihren Folgen gefährlicher werden, als die Urſache der Krankheit ſelbſt iſt, wenn z. B. heftige Schmerzen die Ruhe und den Schlaf des Kranken gänzlich verſcheuchen, Krämpfe u. dergl. die kritiſche Entſcheidung hindern oder ſtören, Blutandrang nach dem Kopfe einen Schlagfluß droht u. ſ. w. Zu rechtfertigen iſt auch ihre Anwendung, wenn bei einem Kranken keine radicale Heilung mehr zu hoffen iſt, z. B. im letzten Stadium mancher chroniſchen Krankheiten, wo es nur noch Geſchäft des Arztes ſeyn kann, die Exiſtenz des Kranken zu verlängern, in ſo weit es in der Macht der Heilkunſt ſteht, und ſeine Leiden zu mildern. Dagegen iſt ſie unnöthig, wenn die bevorſtehenden Zufälle keine Gefahr drohen, unzuläſſig, wenn der Arzt die weſentliche Urſache der Krankheit kennt, und ſie beſeitigen kann, tadelhaft, wenn er die Erforſchung der weſentlichen Urſache dabei vernachläſſigt, und ihre Beſeitigung hintanſetzt, und unerlaubt, wenn Palliativmittel die Urſache der Krankheit wohl gar vermehren, oder doch die Criſen derſelben verzögern und ſtören. X!

Pallium, Mantel, Oberkleid, hieß beſonders der wollene Mantel, den die römiſchen Kaiſer ſeit dem 4ten Jahrhunderte aus beſonderer Gunſt an Patriarchen und höhere Biſchöfe ihres Reichs zu verſchenken und dieſe als Zeichen ihrer geiſtlichen Gewalt zu tragen pflegten. Im 5ten Jahrhundert fingen die Patriarchen an, mit kaiſerlicher Genehmigung ſelbſt Pallien an die Erzbiſchöfe beim Antritte ihres Amtes zu ſenden, welche die damit Beſchenkten beim Hochamte tragen mußten. Demnach würde man gewohnt, die Ertheilung der Pallien an die Metropoliten für Zeichen der Beſtätigung ihrer Wahl von Seiten der Patriarchen anzuſehen, und die Kirchenverſammlung zu Conſtantinopel machte es 872 zum Geſetz, daß alle Metropoliten von ihren Patriarchen entweder durch Auflegung der Hände oder durch Zuſendung der Pallien confirmirt werden mußten. Die Päpſte bemächtigten ſich dieſes Confirmationsrechts im ganzen Occidente und foderten von den mit Pallien beehrten Erzbiſchöfen

und Biſchöfen anfangs nur eine ſchriftliche Verpflichtung zum canoniſchen Gehorſam gegen den päpſtlichen Stuhl, ſeit dem 10ten Jahrhunderte aber auch eine bedeutende Taxe für ihre Kanzlei. Ungeachtet der unmäßigen Erhöhung dieſer Taxe wurde das Pallium als Unterpfand der päpſtlichen Confirmation der Metropoliten für unentbehrlich gehalten und bis auf die neueſten Zeiten jedem Erzbiſchofe und auch einigen mächtigern Biſchöfen beim Antritt ihrer Würde ertheilt. Seit dem 12ten Jahrhunderte beſteht es in einem drei bis vier Finger breiten, weißwollenen Kragen, der über den prieſterlichen Ornat um die Schultern geworfen wird; ein Streifen davon hängt über den Rücken, der andere etwas längere über die Bruſt herab, und beide ſind mit einem rothen Kreuze bezeichnet. Dieſer eben ſo einfache als koſtbare Schmuck (man bezahlte bis 30,000 Gulden dafür) wird durch die Nonnen im Kloſter St. Agnes zu Rom aus der Wolle geweihter Schafe gefertigt, und mit denen, die ihn erhalten, begraben. E.

Palm (Johann Philipp), Bürger und Buchhändler zu Nürnberg, geboren zu Schondorf 1766, auf Napoleons Befehl erſchoſſen zu Braunau den 26ſten Auguſt 1806, fiel als ein blutiger Zeuge von Deutſchlands tiefſter Erniedrigung. Er hatte in Erlangen bei ſeinem Oheim, Johann Jacob Palm, den Buchhandel gelernt, ſtand hierauf als Diener in der Andräiſchen Buchhandlung zu Frankfurt am Main, und in der Vandenhökiſchen zu Göttingen, heirathete dann die Tochter des Buchhändlers Stein zu Nürnberg, und ward Inhaber der Steiniſchen Buchhandlung daſelbſt, deren Firma er beibehielt. Im Frühjahre 1806 verſandte dieſe Handlung eine Flugſchrift unter dem Titel: Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung, die im Ganzen freilich gehaltlos, manche bittere Wahrheiten über Buonaparte's Tyrannei und das Betragen der franzöſiſchen Truppen in Baiern in einer derben Sprache enthielt, an den Buchhändler Jeniſch, Factor der Stageſchen Buchhandlung in Augsburg; jedoch, wie Palm bis zum letzten Augenblick ſeines Lebens behauptete, als einen bloßen ihm unbekannt gebliebenen Speditionsartikel. Von der augsburger Handlung erhielt ſie als Neuigkeit ein Geiſtlicher, bei welchem ſich franzöſiſche Offiziere im Quartiere befanden, welche Deutſch verſtanden und über den Inhalt der Schrift ihren Unwillen äußerten. Sie haben wahrſcheinlich dieſe Schrift als aufrühreriſch der franzöſiſchen Regierung angezeigt. Napoleons auswärtige Polizei, die unter allerhand Verlarvungen in Deutſchland herumſpürte, erfuhr bald, daß die Flugſchrift mit der Factura der Steiniſchen Buchhandlung nach Augsburg geſandt worden ſey. Palm verlangte nun ſelbſt bei der reichsſtadt-nürnbergiſchen Buchhandlungsbehörde eine gerichtliche Unterſuchung; ſie ward aber abgelehnt. Indeß wurden in München, wo ſich der franzöſiſche Geſandte Otto befand, die Nachforſchungen fortgeſetzt. Palm war damals in ſeinen Handelsgeſchäften in München auf der Duld, wohin ihm ſeine Gattin meldete, daß am 28ſten Juli vier Fremde in ihrem Hauſe nach jener Flugſchrift gefragt, alles durchſucht, und da ſie nichts gefunden, ſich entfernt hätten. Palm beruhigte ſie, und kam am 9ten Auguſt nach Nürnberg zurück. Wahrſcheinlich hatte man ihn nicht ſchon in München verhaftet, weil ſein Name nicht mit der Firma ſeiner Buchhandlung zuſammentraf. Er hätte längſt ſich flüchten können, und that es nicht; als er aber hörte, daß der augsburger Buchhändler verhaftet ſey, begab er ſich von Nürnberg, das

ungeachtet des Friedens noch von franzöſiſchen Truppen unter dem Generale Frère beſetzt war, nach der damals preußiſchen Stadt Erlangen. Nach wenig Tagen aber trieb ihn, trotz der Warnung ſeiner Freunde, die Sorge für ſeine Familie nach Nürnberg zurück, wo er ſich jedoch nicht öffentlich ſehen ließ. Da erſchien ein armer Knabe im Buchladen mit einem Zeugniſſe mehrerer angeſehener Männer, und verlangte Almoſen für eine Soldatenwitwe. Er drang darauf, Palmen ſelbſt zu ſprechen. Der argloſe Palm ließ ihn zu ſich kommen und theilte ihm eine Gabe mit. Kaum hatte ſich aber der junge Bettler entfernt, ſo traten zwei franzöſiſche Gensdarmen, die durch dieſen Kunſtgriff Palmen überraſchten, in den Buchladen, ſtiegen, ohne nach Jemand zu fragen, zwei Treppen hinauf, drangen in Palms Zimmer, und führten ihn mit ſich zum franzöſiſchen Generale. Er ward über die Flugſchrift befragt, und ſagte aus, was er noch in der Stunde ſeines Todes betheuerte, daß ſie ihm von fremden Buchhandlungen, ohne Benennung, zur weitern Spedition, nach Buchhändler-Gebrauch in verſchloſſenen Packeten zugeſandt worden ſey. Da er nicht entdecken konnte, woher er ſie erhalten, ſo ward er in ein verſchloſſenes Zimmer geſperrt, und den Tag darauf, wie er ging und ſtand, in einer Chaiſe nach Anſpach zum Marſchall Bernadotte gebracht. Hier ſchlug man ihm das verlangte Gehör ab. Der Adjutant des Marſchalls erklärte, Palms Verhaftung gründe ſich auf einen unmittelbaren Befehl von Paris. Er ſolle nach Braunau (welches die Franzoſen noch nicht an Oeſterreich zurückgegeben hatten) geſchafft, und wenn er keinen Wagen bezahlen könne, zu Fuße dahin abgeführt werden. Palm kam den 22ſten Auguſt in Braunau an. Der Prozeß wurde ſogleich eingeleitet und ſchon am 26ſten Auguſt, nachdem Palm in zwei Verhören ſeine Unſchuld dargethan zu haben glaubte, und ſeine Loslaſſung erwartete, ſein Todesurtheil gefällt und ſofort vollzogen. Napoleon hatte ſeinen Tod im Voraus befohlen, und das in dieſer Sache niedergeſetzte außerordentliche Kriegsgericht war nur ein militäriſches Puppenſpiel. Für den unglücklichen Palm hatte, ungeachtet das Urtheil dieß behauptete, kein Vertheidiger geſprochen, da der von ihm erbetene nicht erſchienen war, und das Kriegsgericht ihm einen zu geben nicht für nöthig gefunden hatte. Ein Dolmetſcher leitete die Verhöre. Palm war bei ſeiner erſten Behauptung ſtandhaft geblieben; auch fand ſich in der ihm zur Laſt gelegten Schrift kein Aufruf zum Aufruhr oder Meuchelmorde. Er glaubte daher, als man am 26ſten halb 11 Uhr Mittags ſeinen Kerker öffnete, und ihn in den Hof des Gefängniſſes führte, man werde ihm ſeine Freilaſſung ankündigen. Statt deſſen ward ihm das Todesurtheil vorgeleſen, welches nicht nach 24 Stunden, ſondern denſelben Tag um zwei Uhr vollzogen werden ſollte. Vergebens ward der General St. Hilaire von braunauer Frauen und Kindern um Aufſchub angefleht. Der Kaiſer allein, hieß es, könne begnadigen, wenn er zugegen wäre. Dieſer habe das Todesurtheil ausgeſprochen, und die unaufſchiebbare Vollziehung anbefohlen. Palm ſtarb als ein Märtyrer der guten Sache. Der Britte ſteuerte milde Beiträge für die unglückliche Familie des Gemordeten; in Petersburg trug der Kaiſer Alexander und die Kaiſerin Mutter großmüthig zu einer Sammlung bei; einzelne Städte in Deutſchland, Berlin, Leipzig, Dresden, Hamburg, und Dorpat thaten daſſelbe. Der Name Palm entflammte den Zorn der deutſchen Krieger zu blutiger Rache. K.

Palme (von palma, die flache Hand), in Nieder-Deutſchland ein Längenmaß, um die Dicke der Rundhölzer auf Schiffen darnach zu beſtimmen. In Hamburg hält ſie 42 1/3 Linien pariſer Maß, wenn man den Umfang mißt, oder 12 1/2 ſolcher Linien, wenn man den Durchmeſſer mißt. In Holland und Norwegen hält ſie nur 39 3/10 ſolcher Linien und drei Palmen machen daſelbſt 10 Zoll 2 Linien däniſchen Maßes. In Italien iſt die Palme (palmo) eine Spanne.

Palmenorden, ſ. **Fruchtbringende Geſellſchaft.**

Palmſonntag iſt der Sonntag vor Oſtern, an welchem der Einzug Chriſti in Jeruſalem, bei welchem ihm **Palmen** auf den Weg geſtreut wurden, gefeiert wird; ehedem der **Blumenſonntag**, auch der **blaue Oſtertag**. In katholiſchen Ländern führte man an dieſem Sonntage einen hölzernen Eſel mit einem Chriſtusbilde auf einem kleinen Rollwagen in Prozeſſion herum, weil Chriſtus auf einem Eſel reitend in Jeruſalem eingezogen war.

Palmyra, eine im Alterthume berühmte Stadt in Syrien, in der Landſchaft Palmyrene, die auf kurze Zeit einen eigenen mächtigen Staat bildete. Vorher hieß ſie **Thamar** oder **Thadmor**, die Palmenſtadt; der lateiniſche Name iſt nur eine Ueberſetzung davon. Der Urſprung der Stadt fällt in das höchſte Alterthum. Sie war theils als Vormauer des jüdiſchen Landes gegen den Euphrat und herumſtreifende Horden, theils als Stapelplatz für den Handel aus dem öſtlichen und weſtlichen Aſien wichtig, und wurde durch denſelben, beſonders ſeit Trajans Zeiten, der die ganze Provinz unter römiſche Oberherrſchaft brachte, reich und groß. Sie lag in einem nach Süden offenen Thale mitten in der Wüſte, in einem ſchönen Palmenwäldchen. Die prächtigſten Gebäude und Paläſte zierten die Stadt, deren Ruinen nach einer zweimaligen Zerſtörung noch jetzt Bewunderung erregen. Zum erſtenmale wurde ſie vom Kaiſer Aurelian (275) zerſtört, welcher die berühmte Fürſtin Zenobia, die Stadt zu übergeben, zwang, und nach ihrer Wiederherſtellung zum zweitenmale von den Sarazenen im Jahr 744. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts wurden die Ruinen von den Engländern entdeckt und in einem Prachtwerke (The Ruins of Palmyra) beſchrieben. Es befinden ſich unter dieſen Trümmern eine Menge der ſchönſten Pfeiler, Ruinen von Tempeln und Thürmen, alle von Marmor und bewunderungswürdig gearbeitet; viele griechiſche, palmyreniſche und eine lateiniſche Inſchrift erhöhen ihren Werth. Das älteſte Denkmal darunter fällt ins dritte Jahrhundert nach Chr. Geb. — Jetzt iſt Palmyra, unter dem alten Namen Tadmor, ein armſeliges Dorf in der Wüſte von Syrien, und dürftige Familien haben zwiſchen den prächtigen Ruinen ihre Hütten.

Pampelona am Arga, die Hauptſtadt des ſpaniſchen Königreichs Navarra. Sie iſt von ziemlicher Größe und zählt gegen 12,000 Einwohner, iſt der Sitz einer Univerſität und eines Biſchofs, der unter den Erzbiſchof von Burgos gehört. Die von Philipp II. dicht an der Stadt angelegte Citadelle hat fünf Baſtionen, einen vortrefflichen Wall, bedeckten Weg, ſtarke Außenwerke und einen Graben, der unter Waſſer geſetzt werden kann. Sie wurde zuletzt von der engliſch-ſpaniſchen Armee im Jahr 1813 und 14 belagert und erobert.

Pamphylien, eine Landſchaft in Kleinaſien, die einen ſchmalen Strich des Küſtenlandes an dem Innern des großen Buſens zwiſchen Cilicien und Lycien ausmachte.

Pampus heißt der Einfluß des Y in den Süderſee, durch welchen die Schiffe, welche von Amſterdam nach dem Texel gehen, wegen ſeiner Seichtigkeit nur mit großer Schwierigkeit fahren können.

Pan, urſprünglich ein arkadiſcher Feldgott, des Hermes und einer Nymphe, oder der Penelope Sohn, ältlich, krummnaſig, mit zwei Hörnern, ſpitzen Ohren, einem Bocksbarte, Ziegenſchwanze und Geisfüßen, gewöhnlich eine Syringe (ſ. Syrinx) und einen gekrümmten Hirtenſtab tragend. Den übrigen Griechen ward er erſt ſpäter bekannt. In Athen wurde er erſt ſeit der marathoniſchen Schlacht, worin er den Athenern beiſtand, göttlich verehrt. Später machte man dieſen Hirtengott zum allwaltenden Naturgotte, zum perſonificirten All (το παν, vergl. Servius zum Virgil, Eclog. II. 31.) und flocht ihn auch in die frühern Mythen, z. B. von den Titanenkämpfen, ein. Er zeichnete ſich aus im Wetigeſange und Syringenſpiele. Die Erfindung der Syringe machte er, als er von dem Rohre, worein die vor ſeiner Lüſternheit fliehende Najade Syrinx von ihren Schweſtern verwandelt worden war, zum Andenken einige Halme abſchnitt und hinein blies, oder nach Andern der Wind in das Schilfrohr blies. Auf ihr hielt er mit Apollo den Wettſtreit. Einige ſcheinen ihn auch als den Erfinder der Rohrtibie zu verehren. Pan iſt Obwalter der geweideten Thiere, des Wildes, der Uferfiſche, und ſorgt für die Bienen des Landmanns, weßhalb ihm Milch und Honig geopfert ward. — Nach Italien ſoll ſeinen Dienſt Evander gebracht haben. Man verglich hier den Pan mit dem Faunus und feierte ihm zu Ehren mehrere Feſte, unter denen die Lupercalien die berühmteſten ſind. — Von ihm kommt der Ausdruck paniſcher Schrecken her. Nach Plutarch waren es die um Chemmo wohnenden Pane und Satirn, welche den Tod des Oſiris zuerſt verkündeten und dadurch einen ſolchen Schrecken erregten, daß ſeitdem alle plötzliche, grundloſe Schrecken paniſche heißen. Nach Polyän rettete Pan des Bacchus Heer aus einer großen Gefahr durch wildes, vom Wiederhalle der Wälder und Felſen tauſendfach verdoppeltes Geſchrei. Auch ſetzte Pan im Titanenkampfe durch das Blaſen einer Seemuſchel den Feind in Schrecken. Der alte Glaube, daß große Heere zur Nachtzeit leicht ein plötzlicher Schrecken befalle, für deſſen Urheber man einen Gott oder Dämon hielt, der dem Uebermuthe eines großen Beginnens entgegenwirkte, verſchmolz wahrſcheinlich dieſe Art von Schrecken mit einer andern im Hirtenleben häufig vorkommenden, und trug ſie auf die Panen und Faunen als Urheber über, die öfters als wahre Waldteufel Landleute und Holzhauer durch Schrecken tödteten.

Panacea, eine Tochter des Aeſculap, Göttin der Geneſung; ſie entſtand als ſpäte Allegorie, eine Schöpfung der Dichter und Künſtler. Der Name (πανάκεια) bedeutet eigentlich die Allesheilende, daher bei uns Panacee ſo viel als Univerſalarznei.

Panama (Landenge von), verbindet Süd- und Nord-Amerika mit einander. Sie ſteht unter ſpaniſcher Bothmäßigkeit. Obgleich ſie nur 12 Meilen breit iſt, ſo ſcheint es doch weder von der Natur, noch von der Kunſt zu erwarten zu ſeyn, daß ſie je durchbrochen

wird, da die ſich hindurchziehenden Cordilleren unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg ſtellen.

Panard (Charles François), ein franzöſiſcher Dichter, war 1690 zu Courville bei Chartres geboren und wird für den Vater des moraliſchen Vaudeville angeſehen. Marmontel hat ihn den La Fontaine des Vaudeville genannt; er glich dieſem Dichter auch in ſeinem uneigennützigen, einfachen und ſanften Charakter. Die Pfeile ſeines Witzes richtete er gegen das Laſter, nicht gegen den Laſterhaften. Er ſtarb, allgemein geachtet, im J. 1765 an einem Schlagfluſſe. In folgenden Verſen ſchildert er ſich ſelbſt:

> Mon corps dont la structure a cinq pieds de hauteur,
> Porte sous l'estomac une masse rotonde,
> Qui de mes pas tardifs excuse la lenteur,
> Peu vif dans l'entretien, craintif, distrait, rêveur,
> Aimant sans m'asservir, jamais brune ni blonde,
> Peut-être pour mon bien, n'ont captivé mon coeur.
> Chansonnier sans chanter, passable coupleteur,
> Jamais dans mes chansons on n'a rien vu d'immonde.

Er ſchrieb über achtzig Stücke, theils für die komiſche Oper, theils für das pantomimiſche Schauſpiel. Im J. 1763 erſchienen von ihm unter dem Titel: Théâtre et Oeuvres diverses vier Bändchen, welche fünf Luſtſpiele, dreizehn komiſche Opern und viele kleine Gedichte u. ſ. w. enthalten. Man findet in allen viel Leichtigkeit, Natur, Innigkeit, Witz, aber auch viele Nachläſſigkeiten, viel Langweiliges und Fehler gegen die Sprache und Dichtkunſt. Panard ſchlief über dem Weine ein; man weckte ihn und verlangte Verſe; mit ſchwerer Zunge ſtammelte er die lieblichſten Couplets, bis ihn der Schlaf aufs Neue überwältigte. An den morgenden Tag hat er nie gedacht; man kleidete ihn an; ſeine Freunde gaben ihm Speiſe und Trank. — Armand Gouffé hat in drei Bändchen Oeuvres choisies de Panard herausgegeben.

Panathenäen (Panathenäa) hießen die Feſte, welche zu Athen der Schutzgöttin Minerva gefeiert wurden. Erichthonius, der ſie ſtiftete, nannte ſie **Athenäen** (Einige leiten ſie vom Orpheus ab); als Theſeus aber die Bewohner der zwölf Bezirke in die Stadt rief, um dieſe zu vergrößern, erhielten ſie den Namen der Panathenäen, weil nun das geſammte Volk der Athener daran Theil nahm. Man unterſcheidet die großen und kleinen Panathenäen, von denen erſtere alle fünf Jahre, letztere jedes Jahr gefeiert wurden. Bei beiden gab es dreierlei öffentliche Spiele, die von den zehn Athlotheten geleitet wurden: am erſten Tage Wettrennen mit Fackeln im Ceramicus, am zweiten gymnaſtiſche Uebungen und Luſtgefechte mit Schiffen, am dritten endlich muſiſche (geiſtige) Wettkämpfe, als Muſik, Declamation, dramatiſche Vorſtellungen. Ein Kranz von Oelzweigen aus der Akademie und ein Gefäß voll des beſten Oels war des Siegers Preis. — Dann erſt folgten die Opfer und der Opferſchmaus. Die größern Panathenäen unterſchieden ſich von den kleinern nicht nur durch größere Pracht und längere Dauer, ſondern vornehmlich auch durch den feierlichen Aufzug, unter welchem der heilige **Peplos** (Gewand oder Teppich), von Jungfrauen gewebt und geſtickt mit den Thaten der Götter und Helden, auf die Acropolis in den Tempel der Göttin gebracht und dieſe damit bekleidet wurde. Das Feſt war ſo heilig, daß man an demſelben Gefangene aus dem Kerker

befreiete und verdienſtvollen Männern goldene Kronen zur Belohnung reichte.

Panckoucke (Charles Joſeph), der Sohn des auch als Schriftſteller bekannten André Joſeph Panckoucke, Buchhändlers zu Lille, daſelbſt 1736 geboren, ſetzte die Geſchäfte ſeines Vaters mit Auszeichnung fort. Seine großen buchhändleriſchen Unternehmungen haben ihn vorzüglich in Europa bekannt gemacht. Zu letztern gehört die große Encyclopädie, Buffons Werke, die Memoiren der Akademie der Wiſſenſchaften, das Vocabulaire français, das Repertoire universel de jurisprudence, der Voyageur français von La Porte, der Mercure de France u. ſ. w. Seine Kenntniſſe hat er unter andern durch ſeine Mémoires sur les mathématiques u. ſ. w., durch ſeinen Plan d'une Encyclopédie méthodique, Ueberſetzungen des Lucrez, Arioſt und Taſſo und mehrere andre Schriften bewährt. Er ſtarb zu Paris 1799, und hinterließ ſein Geſchäft einem Sohne, der es mit Eifer und Umſicht fortſetzt.

Pancratium (wörtlich überſetzt der Allkampf) war ein Wettkampf der alten Griechen, bei welchem alle fünf Kampfarten (Pentathlon, ſ. Gymnaſium) angewendet wurden; desgleichen ein Wettkampf, bei welchem man kein Mittel unverſucht ließ, den Sieg zu erringen, wo man rang und zugleich mit der Fauſt kämpfte, auch ein Kampf auf Leben und Tod.

Pandämonium, der allgemeine Tempel für Götter und Halbgötter bei den Alten; Verſammlung der Dämonen.

Pandemos, ein häufig vorkommender griechiſcher Beiname der Venus, deſſen Entſtehung verſchieden angegeben wird. Nach Einigen ſtiftete Theſeus in Athen die Verehrung der Venus Pandemos, als er die verſchiedenen Stämme oder Flecken (δημοὶ) dieſer Landſchaft zuerſt in ein Ganzes verband. Nach Andern kam dieſer Beiname daher, weil der Tempel der Venus ſich am Markte, dem Verſammlungsplatze des ganzen Volkes (παντος δήμου) befand; nach Andern endlich, weil dieſer Tempel vom Solon von dem Gelde, welches die öffentlichen Mädchen bezahlen mußten, erbauet worden war. Allein dieſe Angaben erſcheinen nichtig, wenn man ſieht, daß Venus unter dieſem Beinamen auch an andern Orten ſchon von den älteſten Zeiten an verehrt wurde. Am merkwürdigſten war das Bild der auf einem Bocke reitenden Venus Pandemos zu Elis, neben dem Bilde der Venus Urania. Hier erſcheint die Venus Pandemos im Gegenſatz der überirdiſchen Liebe als das Symbol der gemeinen Liebe und ſich Allen preisgebenden Sinnlichkeit; und in dieſer Bedeutung nimmt man den Ausdruck Venus Pandemos noch jetzt in der Converſation, wenn man die Sache ſelbſt nicht deutlicher bezeichnen will.

Pandecten ſind ein Theil des Corpus juris civilis, (ſ. d. Art.) und enthalten eine ſyſtematiſch geordnete Sammlung von Ausſprüchen römiſcher Rechtsgelehrten über Rechtsgegenſtände, welche Kaiſer Juſtinian, auf deſſen Befehl ſie unternommen wurde, im J. 533 geſetzliche Kraft ertheilte, indem er alle bisher gültig geweſenen Schriften der Rechtsgelehrten ſo wie frühere Rechtsſammlungen abſchaffte. Sie haben ihren Namen vom Griechiſchen πᾶν (alles) und δέχεσθαι (zuſammenfaſſen), weil ſie das Beſte aus den Schriften der Rechtsgelehrten enthalten ſollten; auch nannte man ſie Digesta von digerere (ordnen), weil das in jenen Werken Zerſtreute zuſammengefaßt werden ſollte. (Vergl. d. Art. Civilrecht.)

Pandora, die Allbegabte; alſo benannt, weil jeder der Olympier ſie mit einer Gabe beſchenkte. Prometheus, vom Zeus aus dem Himmel geſtoßen, hatte Menſchen gebildet, und ſie mit dem heimlich entwendeten Funken belebt. Zornig beſchloß der Vater der Götter den Frevel zu ſtrafen. Er befahl dem Vulkan, aus Erde ein Weib zu bilden, den Göttinnen gleich an Schönheit und Anmuth, und ihm Sprache und Leben einzuhauchen. Der Gott vollzog den Befehl (nach einer andern Sage war ſie des Prometheus Geſchöpf, und die Götter kamen auf die Erde, ſie zu ſehen und beſchenkten ſie); Minerva aber mußte das Gebilde in kunſtvollen weiblichen Arbeiten unterrichten, Venus ſie mit Schönheit und Reiz begaben, Mercur ihr die Sucht zu gefallen einflößen, und ſie die ſchmeichelnde und gefällige Sprache lehren. So geſchmückt führte Minerva ſie in die Verſammlung der Götter, und alle erſtaunten über das Kunſtwerk. Darauf ſchickte Zeus, der ſie mit einer Büchſe oder einem Faſſe beſchenkte, worein aller Jammer und Trübſal für die Menſchen eingeſchloſſen war, den Mercur zum Epimetheus, ihm Pandoren als ein Geſchenk zuzuführen. Prometheus hatte ihn gewarnt, je ein Geſchenk von Jupiter anzunehmen, aber die Reize des Mädchens bethörten ihn; erſt als es ihn traf, erkannte er das Unglück. Bisher lebten die Menſchen ohne alle Uebel, ohne drückende Arbeit und frei von allen Krankheiten. Aber Pandora brachte das ganze Heer von Uebeln mit, die, als Epimetheus, nach Andern Pandora ſelbſt, aus unbezähmter Neugierde den Deckel des Gefäßes öffnete, welches durch einen Götterſpruch zu öffnen verboten war, ſogleich herausſtrömten und ſich über die Erde verbreiteten. Nur die Hoffnung blieb auf dem Boden der Büchſe zurück, da er oder ſie den Deckel voll Schrecken ſchnell wieder zuſchlug. Pandorens Büchſe heißt daher die Quelle alles menſchlichen Elends.

Pandura, auch **Pandora**, ein muſikaliſches Saiteninſtrument, das ſchon bei den Aſſyrern und Aegyptern üblich geweſen ſeyn ſoll. Die neuere Pandura, die in England erfunden worden ſeyn ſoll, hat 12 Meſſingſaiten und iſt einer Laute ähnlich; die neapolitaniſche hat nur 8 Saiten. Eine andere Art iſt in der Ukraine und in Rußland und Polen ſehr gewöhnlich.

Panduren heißen von dem Dorfe Pandur in der ſolder Geſpannſchaft von Nieder-Ungarn, in deſſen Nähe ſie in den Gebirgen zerſtreut wohnen, die ſerviſchen oder raitziſchen Fußvölker, die ſonſt unter einem eignen Hauptmanne, welcher **Harun Paſcha** hieß, ſtanden. Sie tragen Mäntel, lange Beinkleider und Mützen, ſind mit einer langen Flinte, einigen Piſtolen im Leibgürtel, einem ungariſchen Säbel und zwei türkiſchen Meſſern bewaffnet. Sie haben namentlich im ſiebenjährigen Kriege unter dem Baron von Trenk ſich furchtbar gemacht. Seitdem ſind ſie immer mehr auf regulären Fuß geſetzt worden und jetzt gehören ſie zu den ſogenannten Granitzern.

Panegyricus, in der Redekunſt eine Lobrede oder Lobſchrift, deren Zweck die veredelnde Darſtellung oder Schilderung einer Thatſache oder Perſon iſt. Die hiſtoriſche Wahrheit iſt nur in ſofern erfoderlich, als der Panegyricus einen geſchichtlich gegebenen Gegenſtand behandelt. Daher **panegyriſch** lobredneriſch, und **Panegyriſt** Lobredner. Schon in dem freien Griechenlande fand dieſe Art von Reden vielen Beifall und der Panegyricus des **Iſocrates** iſt ungeachtet der zu ſichtbaren Kunſt, die dem Werke das Groß-

artige raubt, ein wahres Meiſterſtück ſorgfältiger Schreibart. In der römiſchen Literatur, wie wir ſie noch beſitzen, iſt der treffliche Panegyricus des jüngern Plinius auf Trajan der vorzüglichſte ſowohl in Rückſicht des claſſiſchen Styls als der redneriſchen Anlage. Die ſpätern römiſchen Panegyriker des dritten und vierten Jahrhunderts können nur den Geſchichtsforſcher intereſſiren. Unter den Neuern haben die Franzoſen eine ähnliche Gattung in ihren Eloges (ſ. d.). Einzelne treffliche Lobreden beſitzen auch die Engländer, die Deutſchen u. ſ. w.

Panharmonikon, ſ. Mälzl.

Panier oder Banner hieß im Mittelalter bei der deutſchen Lehnmiliz eine Heeresfahne, welche nur derjenige von Adel, der eine Compagnie gut bewaffneter Vaſallen in den Krieg führen konnte, vom Herzoge bekam. Ein ſolcher hieß Bannerherr. (S. dieſen Artikel.)

Panin (Nikita Iwanowitſch, Graf von), ein berühmter ruſſiſcher Staatsminiſter, geboren 1718. Seine Familie, die aus Lucca in Italien abſtammte, hatte ſich nach Rußland begeben, wo ſein Vater unter Peter I. Generallieutenant war. Er diente anfangs bei der Garde der Kaiſerin Eliſabeth, wurde Kammerherr, kam 1747 als bevollmächtigter Miniſter nach Copenhagen und zwei Jahre darauf nach Stockholm. Bei ſeiner Rückkunft wurde er zum Gouverneur des Großfürſten Paul Petrowitſch erſehen, und als Catharina II. 1762 den ruſſiſchen Thron beſtieg, ſtellte ſie ihn an die Spitze des ruſſiſchen Miniſteriums. Die denkwürdigſten Ereigniſſe, an denen er Antheil hatte, ſind der Krieg wider die Türken, welchen die Unruhen von Polen veranlaßten; die Vertauſchung des Herzogthums Holſtein gegen die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt zum Vortheil der jüngern Linie des Hauſes Holſtein-Gottorp; der vortheilhafte Friede mit der Pforte; die Vermittlung Rußlands beim Frieden von Teſchen; endlich die bewaffnete Neutralität. Alle dieſe Begebenheiten wurden größtentheils durch ſeine Vorſtellungen hervorgebracht und durch ſeine Arbeiten vollendet. Alle Inſtructionen für die Feldherrn und auswärtigen Miniſter, ſo wie die ganze Correſpondenz mit den fremden Höfen wurden von ihm ſelbſt entworfen. Die Grundſätze, nach welchen er die öffentlichen Angelegenheiten leitete, waren, daß der Staat ſeine Würde, ohne Beeinträchtigung andrer, ſtets behaupten müſſe, und es einem großen und mächtigen Reiche nicht anſtehe, zu Liſt und Verſtellung ſeine Zuflucht zu nehmen, ſondern die offenſte Freimüthigkeit das Verhalten ſeines Miniſteriums beſeelen müſſe. Er behandelte die Geſchäfte gern mit der Sanftheit und angenehmen Leichtigkeit, welche einen Hauptzug ſeiner tugendhaften Seele ausmachten. Ueberall bewies er große Feſtigkeit. Wo es das Wohl des Staats galt, erſchütterten ihn weder Drohungen, noch Verſprechungen. Er rieth nur, wovon er überzeugt war, daß es das Beſte ſey, und widerſprach in dieſem Falle ſelbſt ſeiner Fürſtin. Mit einem richtigen Verſtande verband er eine ſcharfe Urtheilskraft, tiefe Menſchenkenntniß, und die Gabe der Ueberredung. Er ſtarb den 11ten April 1783.

Panisbrief (von panis das Brot, daher auch Brotbrief), ein Empfehlungsſchreiben worin vormals ein deutſcher Kaiſer eine weltliche Perſon, die er belohnen wollte, einem der deutſchen Stifter oder Klöſter zur Verſorgung empfahl. Es läßt ſich, nach den beſten deutſchen Publiciſten, z. B. Pütter, nicht behaupten, daß es in

Rückſicht aller Stifter und Klöſter in Deutſchland ein kaiſerliches Recht geweſen ſey, ſolche Panisbriefe auszuſenden; auch waren ſie ſeit Jahrhunderten nicht mehr üblich geweſen, als plötzlich unter Joſeph II. eine Menge derſelben erſchien, wobei die Hauptabſicht zu ſeyn ſchien, Perſonen aus den kaiſerlichen Erblanden in anderer Reichsſtände Ländern mit Penſionen zu begnadigen.

Paniſcher Schrecken, ſ. Pan.

Pannonien hieß im Alterthume das von den Pannoniern, einem urſprünglich thraziſchen Volke, bewohnte Land, welches zwiſchen den Illyriern und Celten auf dem nördlichen Abhange der öſtlichen Alpen gelegen war. Erſt dem Kaiſer Auguſtus gelang es, in dieſen Gegenden ſich feſtzuſetzen. Er überwältigte die Illyrier, Japoden und Dalmatier, drang in die Gebirge der Pannonier ein und bezwang ſie (10 J. nach Chr. Geb.). Bald nach ihrer Beſiegung ließen ſie ſich in eine gefährliche Verſchwörung gegen die Römer ein, welche jedoch durch Tiberius, an der Spitze von zehn Legionen, glücklich gedämpft wurde. Nachher ſcheinen ſie unter Begünſtigung der Römer ſich an der Donau niedergelaſſen zu haben; wahrſcheinlich aber erhielt ihr Land erſt unter Claudius die Einrichtung einer römiſchen Provinz. Pannonien umfaßt auf unſern Karten den öſtlichen Streif von Oeſterreich und Steyermark, ganz Ungarn, welches daher oft vorzugsweiſe Pannonia heißt, ſo weit es auf der Südſeite der Donau liegt, einen Theil von Krain und Croatien, ganz Slavonien und einen Streif von Bosnien längs der Save. Wahrſcheinlich theilte Hadrian es in Pannonia superior oder occidentalis (nachher prima) und Pannonia interior oder orientalis (nachher secunda). Seit dem markomanniſchen Kriege ward Ungarn häufig von Barbaren mitgenommen. Ungleich mehr litt es durch die Völkerwanderung. Indeß blieben die Römer im Beſitz, wenn ſie es auch, wie im J. 300 nach Chr. Geb., auf einige Zeit an die Vandalen verloren. Ganz entriſſen wurde ihnen Pannonien von den Hunnen unter Attila. Aber nach dem Tode dieſes Eroberers ging das Hunnenreich wieder in ſeine öſtlichen Gränzen über den Pontus zurück. Im Oſten von Europa brachte dieſe Revolution die wichtigſten Veränderungen hervor. In Pannoniens Gebirgen ließen ſich jene Sarmaten nieder, welche die Vorfahren der heutigen Slavonier ſind. Pannonien aber ſelbſt nahmen nur mit Bewilligung der morgenländiſchen Kaiſer die Oſtgothen in Beſitz. Als dieſe nach Italien zogen, folgten ihnen die Longobarden und dieſen, als ſie nach 42 Jahren ebenfalls nach Italien zogen, die Avaren, eine aus Hunnen, Deutſchen und Slaven gemiſchte Völkerſchaft unter einem Nachkommen Attila's, welcher nach und nach bis an die Elbe und Saale vordrang, ſich aber 806 Carl dem Großen unterwarf und die chriſtliche Religion annahm.

Pannipat, eine Stadt in der oſtindiſchen Provinz Lahor, berühmt durch die große Schlacht, welche daſelbſt im J. 1761 zwiſchen den Maratten und Abdallah, dem Beherrſcher von Oſtperſien, vorfiel. Hier erfocht der Letztere den entſcheidendſten Sieg und ſetzte den Maratten, welche ganz Hindoſtan zu erobern ſtrebten, ein Ziel.

Päon, ſ. Rhythmus.

Panorama, Panoram, Rundgemählde, nennt man das Horizontalbild einer Stadt oder Gegend, die täuſchendſte Art der perſpectiviſchen Darſtellung in Farben und Licht, welche gegen das Ende des letzten Jahrhunderts in England von Mr. Robert Barker

erfunden wurde. Man kann ein Panorama mit Recht den Triumph der Perſpective nennen. Von einem Thurme oder Berge aus muß der Künſtler die Gegend ringsherum, ſo weit ſein Auge den fernſten Horizont erreichen kann, mit der größten Genauigkeit aufnehmen; höchſte Wahrheit und Pünktlichkeit, überraſchende Täuſchung ſind die Hauptzwecke ſolcher Darſtellungen, welche aber nur durch die Art, wie ſolche Gemählde aufgeſtellt und beleuchtet werden, ihre Bedeutung und Wirkung erhalten. Iſt nämlich ein Paroramgemählde in allen ſeinen Theilen vollendet, ſo wird es in einem eigends dazu eingerichteten Rundgebäude dergeſtalt zuſammengeſetzt und aufgehängt, daß der Beſchauer in der Mitte, von einer Galerie umgeben, ſo ſteht, als befände er ſich auf dem Platze, von welchem aus das Rundgemählde gezeichnet wurde. Das Licht fällt rund herum nur von oben auf das Gemählde, ſo daß dieß beleuchtet iſt, ohne daß der Beſchauer geblendet wird, und da dieſer nirgends ein Ende des Gemähldes erblickt, ſo glaubt er wirklich in die dargeſtellte Gegend verſetzt zu ſeyn. In London und Paris gibt es eigene Gebäude, welche ſtets zur Aufſtellung dieſer Gemählde eingerichtet ſind. Robert Fulton, ein Amerikaner, brachte zuerſt ein Panorama nach Frankreich. Man bewunderte dort nach und nach die Darſtellungen von London, von Paris, Toulon, Neapel, Florenz, dem Hafen von Boulogne, Rom, Amſterdam ꝛc. Auch in Deutſchland hat man die Panoramen von Wien, Paris, Neapel, Gibraltar, Petersburg, Moskau ꝛc. mit Beifall geſehen. Das Leben und Treiben auf den Straßen kann bei dieſen Gemählden eben ſo täuſchend nachgebildet werden, als die in Duft verſchwimmende Ferne; nichts kann daher einen deutlichern Begriff von einer Gegend geben, als ein treues Panorama. K.

Panspfeiſe, ſ. Syrinx.

Pantalon oder Pantaleon, iſt ein von Pantaleon Hebenſtreit aus Eisleben, einem (in der Mitte des 13ten Jahrhunderts) als Geiger berühmten Virtuoſen, erfundenes, jetzt in Vergeſſenheit gerathenes muſikaliſches Inſtrument, in Form eines Cimbals. Es hat neun bis zehn Fuß Länge, auf beiden Seiten Reſonanzböden, wovon der eine mit Draht-, Stahl- und Meſſingſaiten, der andere mit Darmſaiten bezogen iſt, übrigens, wie das Clavier, alle harte und weiche Tonleitern, auch denſelben Umfang in den Oktaven, und wird mittelſt zweier mit Tuch überzogenen Klöppel geſpielt. — Außer dieſem Inſtrumente nennt man auch ſolche Claviaturinſtrumente Pantalons, bei welchen der Schlag der Hämmer auf die Saiten von oben herab geſchieht, oder bei welchen metallne Hämmer oder in Haken gebogene Drahte an die Saiten angeſchnellt werden, und wobei das flügelartige Corpus ſenkrecht in die Höhe ſteht.

Pantalone, ſ. Masken.

Pantheismus. Die Idee der Gottheit oder des abſolut nothwendigen, vollkommenſten Weſens iſt der ſich entwickelnden Menſchenvernunft überall eigen und nothwendig; denn durch Vernunft erhebt ſich der Menſch über die Erſcheinungen der Dinge zu dem Gedanken des letzten Grundes derſelben. Dieſen ſtellt ſich der Menſch auf den verſchiedenen Stufen ſeiner Bildung bald als einfach und von der Welt verſchieden (Monotheismus), bald als vielfach (Polytheismus), bald als Totalität vor. Dieſe letztere Vorſtellungsweiſe, oder dieſes philoſophiſche Syſtem (wenn dieſe Vorſtellungsweiſe wiſſenſchaftlich aufgeſtellt und entwickelt wird) nennt man im eigentlichen Sinne Pantheismus. Der Pantheismus beſteht alſo darin, daß

man das All der Dinge (το παν), oder die Welt im weitern Sinne, für Gott hält, und kein von ihr verſchiedenes Weſen als Grund derſelben annimmt, mithin Gott und Welt ſchlechthin identificirt. Eine ſolche Annahme iſt in der Philoſophie das Reſultat eines folgerecht durchgeführten Materialismus, d. h. derjenigen Anſicht, welche die Materie als Princip alles deſſen, was iſt, betrachtet. Da aber dieſe Anſicht dem innerſten Bewußtſeyn des Menſchen, welches durch dieſelbe nicht erklärt werden kann, und den heiligſten Intereſſen ſeiner ſittlichen Natur widerſpricht, weil dann nur eine Naturnothwendigkeit herrſcht, und alle Freiheit unmöglich iſt, durch welche der Menſch der Vervollkommnung ins Unendliche fähig wird; weil mithin dieſe Anſicht nothwendig in Fatalismus übergehen muß, welcher die reine, dem ſittlichen Selbſtbewußtſeyn einzig zuſagende Idee der Gottheit, als des allweiſen und heiligen Schöpfers, unmittelbar aufhebt, ſo iſt auch der Pantheismus in dieſem Sinne gleich verwerflich, und dem Atheismus gleichzuſtellen, der den Schöpfer leugnet. Zweitens kann man zwar dem Worte nach auch diejenige Anſicht Pantheismus nennen, nach welcher man annimmt, die Gottheit ſey Alles, was wahrhaft iſt, das Weſen aller Dinge beruhe in ihr, und nichts ſey wahrhaft, was nicht in Gott gegründet ſey (man hat auch dieß die Lehre von der Immanenz der Dinge in Gott genannt); allein dieſe Anſicht iſt von der vorigen in religiöſer und moraliſcher Hinſicht ſo verſchieden, und läßt ſo mannichfaltige Modificationen zu, daß man ſogar mit Schelling behaupten kann, jede Vernunftanſicht, wir ſetzen hinzu, jede religiöſe Anſicht, müſſe in irgend einem Sinne zu dieſer Lehre hingezogen werden. Denn hauptſächlich kommt es darauf an, was man unter Gott verſteht, und in welche Beziehung man die Dinge zu ihm ſetzt; — ob nämlich ein Fatum oder eine bildende Naturkraft, durch welche Alles urſächlich bedingt iſt, Gott genannt, und den Dingen, die aus Gott ſtammen, eine göttliche Natur beigelegt wird, in demſelben Sinne, in welchem ſie Gott zugeſchrieben wird, d. h. dem Grade oder der Art nach, mit Gott völlig gleich. Denn nur in dieſem Sinne würde die eben beſchriebene Anſicht mit der obigen gleichen Tadel verdienen. Selbſt der Menſch darf ſich nicht eine Göttlichkeit beilegen, welche mit der Natur Gottes zuſammenfällt. Wenn aber Gott als das vollkommenſte Weſen im obigen Sinne, die Welt als das Werk, wodurch er ſich von Ewigkeit offenbart hat, und die freie Natur als dem Menſchen durch ihn verliehen betrachtet wird, ſo iſt dieſes ſogar der Ausſpruch der chriſtlich-religiöſen Anſicht, durch welche der Unterſchied zwiſchen Gott und Welt nicht aufgehoben wird, ja ſogar die Sittlichkeit eine höhere Sanction erhält. Uebrigens ſchreibt man die obige Anſicht, oder den eigentlichen Pantheismus, der aber freilich ebenfalls verſchiedene Modificationen zuläßt, unter den neuern Philoſophen gewöhnlich dem Spinoza zu; — daher die Benennungen Spinozismus und Pantheismus oft, aber fälſchlich, gleichbedeutend gebraucht werden. T.

Pantheon (aus dem Griechiſchen), war im Alterthum jeder Tempel, welcher allen oder den vorzüglichſten Gottheiten gemeinſchaftlich gewidmet war. Am berühmteſten iſt das alte Pantheon zu Rom, welches Agrippa, der Günſtling Auguſts, in der neunten Region auf dem Marsfelde allen Göttern erbaute. Dieſes Pantheon hat ſich bis jetzt erhalten, und wurde vom Papſte Bonifaz IV. im Jahre 607 der Jungfrau Maria und allen Märtyrern gewidmet, weßhalb es jetzt

die Kirche St. Maria ad Martyres genannt wird. Noch häufiger nennt man es die Rotonda, weil es rund gebaut iſt. Die Decke iſt gewölbt und das Licht fällt von oben durch eine große Oeffnung hinein. Der Porticus, welcher ſich vor dem Tempel befindet, ſcheint von einer ſpätern Bauart als der Tempel ſelbſt zu ſeyn; er enthält 16 Säulen von orientaliſchem Granit, deren jede 15 Fuß im Umfange hat. Das Innere des Tempels war mit den ſchönſten Bildſäulen der Götter geziert, von denen die beſten durch Conſtantius nach Conſtantinopel gebracht wurden. Jetzt befinden ſich noch hier in acht antiken Niſchen eben ſo viel ſchöne Säulen, welche Kaiſer Hadrian ſetzen ließ. Die Höhe des Tempels iſt gleich der Weite, nämlich 137 Fuß. Der Durchmeſſer der Oeffnung in der Kuppel beträgt 27 Fuß. Der Fußboden iſt mit Porphyr belegt. Doch hat dieſes Denkmal der Kunſt durch die Beraubungen der Barbaren und einiger Kaiſer und Päpſte außerordentlich gelitten. — Außerdem iſt noch ein kleineres Pantheon zu Rom, welches nach Montfaucon für das Pantheon der Minerva medica gehalten wird. — Noch finden ſich gut erhaltene Ueberreſte eines prächtigen Pantheons, welches Kaiſer Hadrian zu Athen erbauen ließ, und welches auf 120 Marmorpfeilern ruhte. — Das merkwürdigſte Pantheon der neuern Zeit iſt das Gebäude, welches die Franzoſen im Anfange der Revolution zur Aufbewahrung der Aſche der verdienteſten Männer ihrer Nation beſtimmten. Ehemals war daſſelbe eine Kirche der heiligen Genovefa, deren Bau der Architekt Soufflots in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts anfing. Ueber dem Haupteingange lieſt man jetzt die Worte: Das dankbare Vaterland großen Männern. Indeſſen wurde die Idee eines ſolchen Ehrentempels nicht mit Würde behauptet, ſondern oft entweiht. Rouſſeau's und Voltaire's Leichname befinden ſich hier in ſchwarzen Sarkophagen. Auch Mirabeau und Marat waren hier begraben, wurden jedoch wieder entfernt. Späterhin wurden hier Senatoren, Reichsmarſchälle, z. B. Lannes, und andre Perſonen von Rang nnd Verdienſt beigeſetzt.

Pantomime, Pantomimik. Die Mimik (ſ. d. Art.) erſcheint an ihrem angemeſſenſten Platze, wo das innere Leben des Menſchen auf die Geberde einzuwirken, und dieſe unmittelbar zu erzeugen ſcheint. Aber in der Wirklichkeit erſcheint die Aeußerung und Mittheilung des Innern durch Geberden natürlich und gewöhnlich mit der Aeußerung durch Sprache verbunden, und ſo leuchtet ein, daß auch Mimik und die Kunſt der Declamation urſprünglich zuſammengehören, ſo wie ſie denn in ihrer höchſten und umfaſſendſten Ausübung vereinigt die Schauſpielkunſt bilden. Durch Trennung beider könnte zwar jede für ſich auf den höchſten von ihr zu erreichenden Grad der Ausbildung gebracht werden, indem der Künſtler bei einem geringern Umfange ſeiner Kunſtmittel dem Einzelnen größere Aufmerkſamkeit und fleißigere Uebung widmen kann; aber die Betrachtung und der Genuß erfodern auf der andern Seite eine künſtliche Abſtraction, vermöge welcher man davon, daß jene beide bei vollkommner Aeußerung des menſchlichen Innern natürlich zuſammengehören, hier aber nicht in dieſer Verbindung erſcheinen, abſehen muß. Dieſe Abſtraction wird beſonders dann begünſtigt, wenn der Künſtler die Geberde oder den mündlichen Vortrag ſo weit ausbildet, daß er durch Anwendung eines dieſer Kunſtmittel das andere ſelbſt zu erſetzen ſcheint; ja dieſe Abſtraction veranlaßt ihn ſelbſt dazu, ſeinem mündlichen Vortrage den möglichſt lebendigen

Ausdruck zu ertheilen, und die Geberde gleichſam zur Sprache zu erheben, ſo wie letzteres den Zuſchauer und Hörer wiederum veranlaßt, dem Künſtler durch Ergänzung des ſichtbaren oder hörbaren Ausdrucks mittelſt der beide zuſammendenkenden und innerlich verbindenden Einbildungskraft zu Hülfe zu kommen. Was nun jene Trennung ſelbſt anlangt, ſo ſehen wir die Declamation in derſelben nie ſo weit gehen, als die Mimik. Denn wenn man auch mit Recht behaupten kann, der Declamator müſſe, als ſolcher, auch im Dunkeln, mithin ohne durch Geberden und überhaupt ohne durch ſeine ſichtbare Perſönlichkeit zu wirken, die Kraft ſeiner Kunſt beweiſen und deren Wirkungen vollkommen zeigen können, ſo ſehen wir doch nie einen Declamator, der ſich unſern Augen zeigt, ſich der Geberden ganz enthalten, wiewohl dieſelben bei der Declamation in verſchiednen Graden untergeordnet ſeyn müſſen. Der Grund davon liegt darin, daß man ſich eher eine Reihe von Geberden ohne Sprache denken, als deren lebendigen Ausdruck des Innern, welcher in der Sprache liegt, bei völliger Bewegungsloſigkeit des Körpers ohne Mißfallen ertragen kann. Wollte man hingegen die Geberdenkunſt herrſchend machen, und ihr die Sprache durchaus unterordnen, ſo würde dieſes eben ſowohl gegen den Geiſt der Kunſt als gegen die Natur der Sprache ſeyn. Denn letztere in einer Darſtellung durchaus unterordnen, hieße, die Geberde nur hie und da durch einige Worte begleiten und erklären. Allein die Sprache erfodert, da ſie nicht bloß Ausdruck der Empfindungen, ſondern vorzugsweiſe der Gedanken iſt, einen innigern und fortlaufenden Zuſammenhang, welcher nur dann unterbrochen werden kann, wo aus irgend einem Grunde das Schweigen zur Nothwendigkeit wird, oder doch angemeſſener erſcheint; ja das Einmiſchen einzelner Worte und Sätze in die Geberdenſprache müßte den Zweck der letztern, als ſelbſtſtändige Kunſt betrachtet, geradezu vernichten, indem es auf das Unvermögen dieſer Kunſt, oder des Künſtlers aufmerkſam machen würde. Daher wählt der Mime im letztern Falle nur einen ſolchen Stoff, der durch die Geberde vorzugsweiſe ausgedrückt und vollkommen ausgeſprochen werden kann, und heißt, in ſofern er nur durch die Geberde darſtellt, Pantomime, ſo wie die Darſtellung ſelbſt, die durch den ſelbſtſtändigen Gebrauch der Geberdenkunſt entſteht, eine Pantomime, oder beſſer eine pantomimiſche Darſtellung und die Kunſt derſelben Pantomimik genannt wird. Eine Darſtellung aber, in welcher Alles (Darzuſtellende) durch Geberden (ohne Mitwirkung der Sprache) dargeſtellt wird, kann ſich auf die ruhende oder feſtgehaltene Geberde beſchränken, dann iſt ſie pantomimiſche Stellung, wozu im engern Sinne die Attitude (ſ. d. Art.) und die ſogenannten lebenden Bilder (ſ. d. Art. Tableaux) gehören; oder ſie bedient ſich des Wechſels der Geberden in Bewegung und Ruhe. Im letztern Falle wird entweder nur eine einzelne Situation, ein thätiger oder leidender Gemüthszuſtand, oder ein beſtimmter Charakter durch eine Reihe von Geberden vollſtändig entwickelt (und man kann dieſes eine lyriſch-pantomimiſche Darſtellung nennen, weil hier die Geberde nur als ſubjectiver Ausdruck des Innern, vorzüglich des Gefühls, erſcheint), oder es wird eine menſchliche Handlung dargeſtellt. Hier heißt die pantomimiſche Darſtellung eine Pantomime im eigentlichen Sinne oder eine dramatiſch-pantomimiſche Darſtellung. Denn die Mimik wirkt in ihrem höchſten Umfange hier, wo ein Ganzes menſchlicher Aeußerungen

unter der Form einer Handlung gezeigt wird, vornehmlich da, wo mehrere Charaktere (durch mehrere Pantomimen vorgeſtellt) durch ihr Zuſammenwirken dieſes Ganze bilden. In dieſem Sinne hat man auch die Pantomime ein Schauſpiel ohne Sprache, oder durch ſtumme Sprache, genannt. Aber auch die höchſte innere Vollkommenheit der Mimik wird hier erfodert; denn nur bei großer Deutlichkeit, Beſtimmtheit, Lebendigkeit und Zuſammenhang der Geberden läßt ſich die darzuſtellende Handlung nach dem Zuſammenhange und der Bedeutung ihrer einzelnen Theile vom Anfange bis zum Ende leicht auffaſſen und verſtehen. — So wie nun der Stoff der Mimik überhaupt, oder das, was der Mime darſtellen ſoll, etwas Poetiſches und in ſich Vollendetes ſeyn muß, wenn die Mimik als ſchöne Kunſt (ſ. d. Art. Kunſt) beſtehen ſoll, ſo muß der Stoff der Pantomime noch insbeſondre eine Handlung ſeyn, welche ſich auf mannichfaltige Weiſe ſichtbar äußert, und ſich zugleich mit Beſtimmtheit und mannichfaltigem Ausdruck als ein ſichtbares Ganzes darſtellen läßt. Er kann übrigens aus der Geſchichte und Mythologie entlehnt, oder ein wirklich erdichteter, z. B. ein allegoriſcher, ſeyn; er kann ferner nach der herrſchenden Stimmung, welche die Handlung ausdrückt und bewirkt, ernſt oder ſcherzend, naiv oder ſentimental, und in der Behandlung bald ſtrenger gebunden, bald wunderbar und phantaſtiſch gebildet ſeyn. Eigentliche Tragödie aber kann die Pantomime eben ſo wenig, als bürgerliches Schauſpiel ſeyn. Geberden nämlich können nie den ſtrengen Zuſammenhang haben, welchen die erſtere erfodert, auch ſind ſie mehr der Ausdruck des lebhaften Gefühls, als der Geſinnung und der Gedankenwelt. Und darum iſt auch die Handlung der Pantomimen eines Theils mehr lyriſcher Art (als eine Reihe von Gefühlszuſtänden), andern Theils mehr äußerlich, d. h. für das Auge beſtimmt; dahingegen der Kampf des Gemüths mit einer höhern Nothwendigkeit, welcher doch die Grundlage der Tragödie zu ſeyn ſcheint, weder äußerlich angeſchaut, noch lediglich durch Geberden angedeutet werden kann. Verhältniſſe des bürgerlichen oder conventionellen Lebens aber können durch die Pantomime nur ſcherzend aufgefaßt werden, oder ſie werden durch die Geberde unwillkürlich perſiflirt, da ſie, ſo fern ſie conventionell ſind, ohne Sprache ihre Bedeutung und ihren Reiz faſt gänzlich verlieren. Am angemeſſenſten ſind daher der Pantomime bei ernſter und ſcherzender Behandlung die allegoriſchen, idylliſchen und phantaſtiſchen Stoffe, weil dieſe ihrer Natur nach eine Handlung von ſichtbarer Bedeutung am meiſten verſtatten. — Was das Darſtellungsmittel der Mimik, die Geberden ſelbſt, betrifft, ſo müſſen dieſe, um zur äſthetiſchen Form erhoben zu werden, nicht nur ſprechend, deutlich, mannichfaltig und in Beziehung auf das Darzuſtellende vollkommen entſprechend, ſondern auch in ihrem Wechſel und ihrer Aufeinanderfolge dem Geſetze übereinſtimmender und wohlgefälliger Bewegung angemeſſen ſeyn. Theils um dieſe rhythmiſche Bewegung zu begleiten, theils um den Ausdruck der Geberden zu ergänzen und zu verſtärken, und das Ohr, ohne die Selbſtſtändigkeit der Mimik aufzuheben, zugleich mit dem Auge zu beſchäftigen, hat man faſt überall für nöthig gefunden, mit der Pantomime Muſik zu verbinden. Die Muſik muß in dieſem Falle nicht zu ausgeführt, ſondern gedrängt und charakteriſtiſch ſeyn. Allein die Eurhythmie der Geberdenſprache iſt noch nicht ſtrenge rhythmiſche Bewegung des Körpers, welche mittelſt der Füße bewirkt wird. Letztere iſt Tanz, welcher freilich

in ſeiner Vollendung nicht ohne wechſelnde Geberden zu denken iſt. Wenn daher durch mimiſchen Tanz eine Handlung dargeſtellt wird, ſo entſteht das Ballet. Das Ballet iſt daher immer pantomimiſch (ohne Sprache), wiewohl die rhythmiſche Bewegung des ganzen Körpers die Anwendung der Geberden beſchränkt; aber die Pantomime kann auch ohne Tanz ſeyn, und wird dann im engſten Sinne Pantomime genannt, denn ſie drückt alles durch Geberden im ſtrengſten Sinne aus. Die Pantomime hat den Zweck, die lebendige Menſchengeſtalt überhaupt in ihrer charakteriſtiſchen Bedeutſamkeit, das Ballet die reizende Bedeutſamkeit und Fülle wechſelnder Körperformen in harmoniſch gemeſſener Bewegung, beide in poetiſcher Mannichfaltigkeit und dramatiſcher Entwickelung zu zeigen. — Der Ausdruck pantomimiſches Ballet iſt daher entweder ein Wortüberfluß, oder bedeutet ein ſolches Ballet, in welchem ſtreng rhythmiſche Körperbewegung (Tanz) mit der Darſtellung durch Geberdenſprache ohne dieſelbe abwechſelt. Dieſer Art ſind die meiſten Ballets. Pantomimen im engern Sinne ſind dagegen weit ſeltener, da die poetiſche Erfindungskunſt in dieſem Kreiſe, eben ſowohl als das mimiſche Talent, welches beim Tanze mehr zurücktritt, heutzutage ſelten geworden iſt; die Tanzkunſt hingegen ſchon dadurch, daß der Tanz zugleich geſellſchaftliches Vergnügen iſt, zu ihrer Ausbildung mehr Veranlaſſung erhält. — Bei den Griechen war jene Trennung der Mimik und Declamation, auf welcher die Pantomime beruht, unbekannt; zur Darſtellung der Poeſie verbanden ſich Mimik und kunſtreiche Declamation mit der Muſik. Wohl aber findet man bei ihnen, daß eine Perſon einen Charakter durch Geberden und künſtliche Bewegungen nach der Muſik (dieſes zuſammengenommen nannten die Griechen ορχησις, die Römer saltatio) darſtellte, während eine andere dazu declamirte. Auch war dies wegen des Umfangs der alten Theater und der Entfernung des Spielenden von den Zuſchauern, und bei der rhythmiſchen Bewegung, welcher die Declamation und Action gemeinſchaftlich folgten, kaum bemerkbar und auffallend. Ferner wurden wohl einzelne Situationen und Menſchen, beſonders Auftritte lächerlicher Art, pantomimiſch, z. B. bei Gaſtmählern, dargeſtellt; aber die Pantomime im eigentlichen Sinne war ihnen fremd. In Italien wurde der Name Pantomime erfunden, und man bezeichnete früher mit demſelben überhaupt einen Künſtler, der Alles durch Geberden nachahmt, insbeſondere einen Schauſpieler, der nicht zugleich auch ſeine Rolle declamirt. Einen engern Sinn erhielt dieſes Wort, ſeit man theatraliſche Vorſtellungen durch bloße Geberdenſprache gab, saltatio pantomimorum. Dieſe Gattung theatraliſcher Vorſtellungen wurde vorzüglich unter den erſten römiſchen Kaiſern ausgebildet, zu einer Zeit, wo mit dem Verſchwinden der Volksfreiheit auch die theatraliſche Poeſie zu verſtummen anfing. Allein der Grund zu derſelben war in Rom ſchon früher durch die Hiſtrionen (ſ. d. Art.) gelegt worden, welche mimiſche Tänze aufführten, obgleich ſpäterhin dieſer Name der Name aller Bühnenſpieler geworden zu ſeyn ſcheint. Wahrſcheinlich ging die pantomimiſche Kunſt von der pantomimiſchen Darſtellung einzelner Scenen berühmter Schauſpiele aus, auch ſtellte ein Mime mehrere Rollen dar. Erſt ſpäter findet man von Pantomimengeſellſchaften Spuren. Die Pantomimen aber ſcheinen ſich bei ihren Darſtellungen nicht bloß natürlicher, ſondern auch willkürlicher Geberden bedient zu haben, wenigſtens fand man ſchon früh für nöthig, den In-

halt deſſen, was ſie durch ſtummes Spiel vorſtellen wollten, durch Ausrufen dem Volke bekannt zu machen, wofür man ſich in neuern Zeiten der Komödienzettel bedient hat. Doch ſieht man aus einem alten lateiniſchen Epigramm, in welchem geſagt wird, die Pantomimen haben ſo viel Zungen als Glieder des Körpers, wie weit dieſe Kunſt bei den Alten ausgebildet ſeyn mochte. Von den Pantomimen ſagt man fabulam saltant (ſie **tanzen** ein Stück, in der oben angeführten weitern Bedeutung der saltatio) und ihr Spiel wurde von dactyliſchen Flöten begleitet. Mienenſpiel konnte bei dieſen Darſtellungen eben ſo wenig als bei dem Schauſpiele der Alten Statt finden, weil die Pantomimen wie die Schauſpieler ſich der Masken bedienten. Bathyllus (ſ. d. Art.) und Pylades, die zwei größten Nebenbuhler in dieſer Kunſt, von denen der erſtere, der Schützling des Mäcen, im Komiſchen, der andre aber mehr im Tragiſchen ausgezeichnet war, ferner Hylas u. A. machten unter Auguſt Epoche, und gaben oft Veranlaſſungen zu Unruhen unter dem Volke, welches die Parthei des einen gegen den andern nahm. Nach einer gewöhnlichen Meinung werden ſie ſelbſt als Erfinder dieſes ſogenannten **italieniſchen Tanzes** angeſehen. Die Darſtellungen der Pantomimen huldigten aber, beſonders in der folgenden Zeit, immer mehr der Unkeuſchheit und Sittenloſigkeit; ja ſie wurden, ungeachtet ſie bei dem Volke in großer Gunſt ſtanden, doch wegen ihrer Ausſchweifungen oft aus Rom und Italien verbannt. In ihrer Jugend wurden ſie häufig zu Verſchnittenen gemacht, weil man glaubte, daß ſie dadurch eine größere Geſchmeidigkeit des Körpers erhielten. Viele Schriftſteller des Alterthums rechnen aus dieſen Gründen die Erfindung und Ausbildung der Pantomimen, an welchen in der That die Römer einen wahrhaft leidenſchaftlichen Antheil nahmen, unter die Urſachen der Sittenverderbniß im römiſchen Volke und Staate. Die alten theatraliſchen Pantomimen hörten wahrſcheinlich mit dem Verfalle des römiſchen Theaters im fünften und ſechsten Jahrhundert allmälig auf. Bei den Italienern, die wie alle ſüdlichen Völker in ihren Geberden lebhafter und beredter ſind als die nördlichen, erhielt ſich jedoch dieſe Kunſt immer in Uebung und großer Theilnahme. In den italieniſchen Maskenſpielen blieb eine Spur derſelben. Die **Pantomimen** in dem oben angeführten ſtrengſten Sinne (als Darſtellung einer Handlung durch mehrere Pantomimen mittelſt der bloßen Geberden, ohne tanzmäßige Bewegung) iſt erſt in neuern Zeiten erfunden worden. Noch häufiger aber iſt ſie mit dem höhern Tanze, vorzüglich von Italienern und Franzoſen ausgebildet worden. Noverre, der zugleich als Vater der neuern franzöſiſchen Tonkunſt berühmt iſt, machte aus Voltaire's Semiramis eine Pantomime. Gegenwärtig ſcheint der Antheil, den man ſonſt an der Pantomime nahm, ganz dem **Ballete** oder der pantomimiſchen Darſtellung einzelner Situationen nach Gemälden zugewendet zu ſeyn. Endlich bemerken wir noch, daß bei vielen orientaliſchen Völkern, namentlich den Perſern und Chineſen, die Aufführung pantomimiſcher Scenen mit muſikaliſcher Begleitung zu ihren Hauptluſtbarkeiten gehört. T.

Panzer (Georg Wolfgang), war am 16ten Mai 1729 zu Sulzbach geboren, bekleidete ſeit 1773 die Stelle eines Schaffers (Hauptpaſtors) an der Sebaldskirche zu Nürnberg und ſtarb am 9ten Juli 1805. Außer mehreren Werken über alte deutſche Bibeldrucke und einer Aelteſten Buchdruckergeſchichte Nürnbergs bis 1500 (ib. 1789, 4.) hat er ſich vorzüglich durch ſeine Annalen der ältern deutſchen

Literatur (Nürnb. 1788 ff. 4. 2 Bände nebſt Suppl.) und durch die Annales typographicos (Nürnb. 1793 ff. 4. 11 Bände) unſterbliche Verdienſte um die Bibliographie erworben. Wovon Maittaire in ſeinem ähnlichen Werke nur einen unvollkommenen Verſuch geliefert hatte, das führte Panzer hier, auf engere Grenzen ſich beſchränkend, (bei dem erſtern Werke bis zum J. 1526, bei dem andern bis 1536) und bloße Verzeichnung bezweckend, mit einem Fleiße und einer Genauigkeit aus, die dieſe beiden Werke zu wahren Ehrendenkmälern unſrer Nation erheben. Die alten Drucker aller Länder und Sprachen ſind (ein großer Theil nach eigner Anſicht) in alphabetiſcher Folge der Druckorte chronologiſch verzeichnet, kurz aber genau charakteriſirt, und Angaben der Bibliotheken oder der Werke, in denen ſie verwahrt oder beſchrieben werden, beigefügt. Auch ſein Ulrich von Hutten in literariſcher Hinſicht (Nürnb. 1798, 8.) gehört zu den ſchätzbarſten bibliographiſchen Monographien, die es gibt. — Einer ſeiner Söhne, Georg Wolfgang Franz (geb. 1755), iſt einer der würdigſten Schüler Jacquin's und hat ſich vorzüglich durch ſeine Fauna insectorum Germaniae (Nürnb. 1792 ff.) als Entomolog rühmlichſt bekannt gemacht.

Panzer, ſ. Harniſch.

Paoli (Paſcal), der Geſetzgeber und kühne Vertheidiger von Corſika, ſtammte aus einer angeſehenen corſiſchen Familie. Sein Vater, Hyacinth Paoli, ein verdienter General, der von der genueſiſchen Regierung verfolgt ſein Vaterland hatte verlaſſen müſſen (1739) und nach Neapel geflüchtet war, ſandte ihn in einem Alter von 29 Jahren von Genua im Jahre 1755 zu den Corſen, welche ihn zum Generalcapitain der ganzen Inſel ernannten. Als ſolcher ſtand er an der Spitze einer demokratiſchen Regierung, mit königlichem Anſehn; doch verſchmähte er den Titel eines Königs anzunehmen. Seine Thätigkeit und Kraft, mit welchen er einen durchgreifenden und verſtändigen Plan, den Zuſtand des verwilderten Volkes zu verbeſſern, ausführte, waren für Corſika ſehr wohlthätig. Paoli fand alles in der größten Unordnung, weder Subordination noch Kriegszucht, weder Geld noch Waffen, und was das Schlimmſte war, Parteien unter ſeinen Landsleuten. Er ordnete daher die Verwaltung, errichtete ein regelmäßiges Truppencorps und gründete eine Univerſität, um ſeinen Landsleuten den Sinn für geiſtige Bildung zu geben. Er hob die barbariſche Sitte der Blutrache auf, und führte eine geſetzmäßige Rechtspflege ein. Nachdem er im Innern der Inſel Ruhe, Ordnung und Einigkeit hergeſtellt hatte, trieb er die Genueſer bis in die entfernteſten Winkel der Inſel zurück, wo ihnen nur vier Plätze übrig blieben, ſo daß ſie zu Frankreich ihre Zuflucht zu nehmen ſich genöthigt ſahen. Seit 1764 beſetzten die Franzoſen dieſe Plätze, während Genua den Krieg gegen den übrigen Theil von Corſika fortführte. Aber Paoli und ſein Bruder widerſtanden der Macht von Genua, ſo daß der Senat die Inſel endlich 1768 an Frankreich abtrat. Paoli's Einfluß vereitelte alle Geldopfer, durch die jene Republik den Gehorſam der trotzigen Inſulaner erkaufen wollte; aber eben ſo wirkſam ermuthigte er ſeine Corſen zum Widerſtande gegen Frankreichs Waffen. Noch ein Jahr behauptete er ſich gegen den Marquis von Marbois und den Grafen von Vaux, und zog ſich endlich, von Freunden und Feinden geehrt, 1769 nach England zurück, wo man ihn mit großer Achtung behandelte. Zwanzig Jahre nachher rief ihn die franzöſiſche Revolution in ſein

Vaterland zurück, wo er noch immer viel Einfluß beſaß. Als eifriger Republikaner gewann er bald das Vertrauen der Revolutionspartei. Hierauf begab er ſich im April 1790 nach Paris, um der Nationalverſammlung, die Corſika in den Rang der franzöſiſchen Provinzen aufgenommen hatte, zu danken, und ihr den Eid der Treue zu leiſten. Lafayette ſtellte ihn dem Könige vor, der ihn bereits im Februar zum Commandanten von Baſtia ernannt hatte. Nach ſeiner Rückkehr auf die Inſel ward er zum Befehlshaber der Nationalgarden und zum Präſidenten des Departements erwählt. Als ſolcher befolgte er dem Scheine nach in den Jahren 1791 und 92 die Grundſätze der Revolution, faßte aber bald, bei der in Frankreich zunehmenden Anarchie, im Stillen den Vorſatz, Corſika zu einem unabhängigen Staate zu erheben. Als die jacobiniſche Partei dies wahrnahm, und ſein Republikanismus in Paris verdächtig ſchien, rief er im Mai 1793 eine Conſulta zuſammen, die ihn zum Präſidenten und Generaliſſimus der Corſen ernannte. Der Nationalconvent lud ihn vor ſeine Schranken; da er nicht kam, ward er am 17ten Juli für einen Staatsverräther erklärt, welcher Schuld an dem Mißlingen der Expedition gegen Sardinien ſey, und unter Englands Schutze ſich zum unumſchränkten Herrn von Corſika habe machen wollen. Bis zu dieſem Zeitpunkte hatte Paoli mit der Familie Bonaparte im beſten Einverſtändniſſe gelebt; jetzt erklärte ſich dieſe entſchieden für die jacobiniſche Partei, und beide Familien waren auf immer getrennt. Nun verband ſich Paoli mit England, und begünſtigte im Februar 1794 die Landung engliſcher Truppen, welche mit ihm vereinigt die Franzoſen von der Inſel vertrieben. Allein er ſah ſich bald in ſeinen Erwartungen getäuſcht. England betrachtete die Inſel als eine Eroberung, und der unruhige, ehrgeizige Paoli war mit dem Theile der Macht, den man ihm gelaſſen, nicht befriedigt; auch verlor er durch ſeine Verbindung mit den Engländern bei einem großen Theile ſeiner Landsleute Vertrauen und Achtung. Hierzu kam ſeine Feindſchaft mit dem engliſchen Vicekönige Eliot, der ihm weniger Einfluß, als er wünſchte, geſtattete. Er hielt es daher für beſſer, ganz auf die Regierung Verzicht zu leiſten, und ging 1796 nach London, in deſſen Nähe er zurückgezogen von einem ihm von der Regierung ausgeſetzten Jahrgehalte von 2000 Pf. St. lebte. Er ſtarb am 5ten Februar 1807 in einem Alter von 81 Jahren. Napoleons Ruhm ſoll ihn in ſeiner Einſamkeit mit eiferſüchtigem Unmuthe erfüllt haben. Unſtreitig gehört Paoli zu den unglücklichen Männern, deren größter Schmerz es war, die Entwürfe eines ganzen Lebens vereitelt zu ſehen und mit dem Kummer eines verfehlten Daſeyns zu ſterben. Friedrich der Große nannte ihn den erſten Feldherrn, und Beswell hat (in ſeiner hiſtoriſch-geographiſchen Beſchreibung von Corſika) ihn ſehr intereſſant geſchildert. K.

Papagei, ein zahlreiches Vogelgeſchlecht, das über 150 verſchiedne Gattungen zählt. Im Allgemeinen zeichnen ſich die Papageien durch ihr ſchönes Gefieder und durch das Vermögen, Wörter nachſprechen zu lernen, aus. Sie ſind in den Ländern des heißen Erdſtrichs einheimiſch.

Paphlagonien, eine Landſchaft in Kleinaſien am ſchwarzen Meere, die eigentlich zu Perſien gehörte, zu Xenophons Zeit aber ziemlich unabhängig war. Hier lag an der Küſte die griechiſche Pflanzſtadt Sinope.

Paphos. Auf der Inſel Cypern gab es zwei Städte dieſes Namens: Alt-Paphos, welches, 10 Stadien von der Küſte entfernt, auf einer Anhöhe lag, und Neu-Paphos, welches an dem Ufer des Meers gelegen war. Die erſte Stadt iſt es eigentlich, welche wegen der dort herrſchenden alten Verehrung der Venus (daher Paphia Cypria) im Alterthume vorzüglich berühmt war, und wo Venus zuerſt aus dem Meere ans Land geſtiegen ſeyn ſollte. Hier war das alte Bild der Venus, welches keine menſchliche Geſtalt, ſondern ein weißer gewundener, oben ſpitzig zulaufender Stein war, und der älteſte Tempel dieſer Inſel, wo man der Venus unblutige Opfer, Weihrauch und Blumenkränze, darbrachte. Sowohl jene Geſtalt als andere Nachrichten ſcheinen zu beweiſen, daß hier ehemals die Verehrung der Venus nach altem phöniciſch-ſyriſchen Cultus herrſchte. (S. Lenz, die Göttin von Paphos aus alten Bildwerken. Gotha 1808). — Als Handelsſtadt und Seehafen war dagegen Neu-Paphos berühmt, eine Stadt, welche häufig durch Erdbeben litt, und unter Auguſt beinahe ganz dadurch zerſtört wurde. Noch jetzt findet man an ihrer Stelle das kleine Städtchen Baffo.

Papier, Papierſtaude, Arten von Papier, Papiermühlen ꝛc. Papier iſt eine aus verſchiedenen Vegetabilien in Geſtalt dünner Blätter bereitete Maſſe, vorzüglich um darauf zu ſchreiben oder zu drucken. Die älteſte bekannte Art, das ägyptiſche Papier, ward aus der ägyptiſchen Papierſtaude, Cyperus Papyrus, bereitet. Dieſe gehört zu den Gräſern, ihr Halm iſt an ſeiner Baſis von Scheidenblättern umgeben, auf dem Gipfel trägt er eine Blüthendolde. Sie wächſt nach Plinius L. 13. Cap. 11 am Nil und bei Syrakus in ſtehenden Gewäſſern. Den auf uns gekommenen Nachrichten zu Folge, löſete man vom Halme des Papierſchilfes die Häute in ganz feinen Schichten ab, breitete dieſe auf einer mit Nilwaſſer befeuchteten Tafel aus, und überſtrich ſie mit heißem klebrigen Nilwaſſer. Auf die erſte Lage ward eine zweite gelegt, zuſammengepreßt, an der Sonne getrocknet und mit einem Zahne geglättet. Das Alter der Erfindung iſt ungewiß. In ſpätern Zeiten wandten die Römer vielen Fleiß auf die Bereitung ihres Papiers, ſie hatten ihre Glutinatores, Malleatores etc., und bereiteten mehrere Sorten. Das meiſte Papier ward in Alexandrien gemacht, welche Stadt ſich dadurch große Reichthümer erwarb. Im 5ten Jahrhunderte ward es durch ſtarke Auflagen ſehr vertheuert. Im 8ten Jahrhunderte fing es an, durch Baumwollenpapier verdrängt zu werden, doch erhielt es ſich in Italien bis zum 11ten Jahrhunderte. Auch die Eingebornen von Mexico bereiteten ſich noch vor der ſpaniſchen Invaſion ihr Papier auf ähnliche Art. Sie entfernten aus den Blättern der Agave durch Auswäſſern alles Fleiſch, legten die übriggebliebenen Netze auf einander und überzogen ſie mit einem erdigen Teige, der unſerm Pergamente nahe kommt, und dem Ganzen viel Feſtigkeit und Elaſticität gibt. Neben dem ägyptiſchen Papiere finden ſich noch Reſte von Baumbaſtpapier aus jenen alten Zeiten, das aber wegen ſeiner Sprödigkeit und Brüchigkeit nicht ſo allgemein geweſen zu ſeyn ſcheint. Die Araber lernten 704 das Baumwollenpapier in der Bucharei kennen, bereiteten es nachher ſelbſt aus roher Baumwolle und brachten dieſe Kunſt im elften Jahrhunderte nach Spanien. Hier, wo man die Waſſermühlen kannte, entſtanden eigentlich die erſten Papiermühlen, die ſpäter (1300) auch nach Italien, Frankreich und Deutſchland verpflanzt

wurden, und ſchon anfingen, baumwollene Lumpen zu verarbeiten. Dies baumwollene Papier war unter dem Namen der Charta serica, cuttunea, gossypina, xylina, damascena, auch Parcamena graeca und des Tuchpergaments bekannt. Es unterſcheidet ſich von dem leinenen Papier durch weniger Zuſammenhalt und größere Brüchigkeit. Aber nach dem Anſehn mehrerer ſpaniſchen Papierreſte aus dem 12ten Jahrhunderte zu urtheilen, hat man ſchon damals verſucht, der Baumwolle leinene Lumpen beizumengen, was ſpäter wohl auch der Weg geweſen iſt, der zur Erfindung des leinenen Papiers führte. Eigentlich **leinenes** Papier kommt vor dem Jahre 1318 ſchwerlich vor, von dieſem Jahre aber hat das Archiv des Hospitals Kaufbeuern Urkunden auf leinenem Papier aufzuzeigen, ſo wie im dortigen Stadtarchive mehrere von 1324, 1326, 1331 befindlich ſind, ſo daß die erſte Bereitung dieſer Papierart wahrſcheinlich nach Deutſchland gehört. Spanien und Italien haben vor 1367 kein leinenes Papier in ihren Archiven und Bibliotheken. Aus China ſtammt übrigens die Erfindung nicht, da die Chineſen noch gegenwärtig ihr Papier aus rohem Hanfe, Bambus oder Maulbeerbaumrinde bereiten. Leinenes Papier wird ſeiner Feſtigkeit, Dauer und Brauchbarkeit wegen als das vorzüglichſte geſchätzt. In Deutſchland wird es in beſondern Papiermühlen (Wind- oder Waſſermühlen, in welchen die Papierlumpen zu einem Brei zerſtampft und zu Papier verarbeitet werden) bereitet, deren Beſitzer zünftig ſind und in ihren Mühlen mehrere Sorten Papier zugleich verfertigen. Frankreich, England, Holland und die Schweiz beſitzen dagegen unzünftige Papiermanufacturen von großer Ausdehnung, die von der Induſtrie ihrer Beſitzer zeugen. Die Holländer ſind in dieſer Kunſt Meiſter, ſie haben glücklich die Schwierigkeit, gutes Waſſer zu erhalten, und den Mangel an Lumpen zu überwinden gewußt, liefern auch deßhalb beſſeres Papier, weil ſie für jede Sorte eine beſondere Mühle in Thätigkeit ſetzen. Der deutſche Papiermacher läßt ſeine Lumpen durch den **Haderlump** ſammeln, der holländiſche erhält ſie im Handel, welcher Zweig dort viele Hände beſchäftigt. Die erſte Sorge der Papiermacher iſt das gehörige Ausleſen der Hadern, denn Leinwand allein gibt gutes Papier. Alle wollnen, baumwollnen, ſeidenen müſſen abgeſondert, und können höchſtens nur zu geringern Sorten als Zuſatz verbraucht werden. Die leinenen ſortirt der Papiermacher nachmals nach ihrer Feinheit, Güte und Farbe, und je ſorgfältiger er dies thut, deſto beſſer wird ſeine Waare. Seine Hauptſorge muß ſodann die gehörige Reinigung von Staub, Holz, Sand, Erde ſeyn, die durch Ausſchütteln, Klopfen, Waſchen in der Waſchmaſchine (einer großen Tonne, in deren Mitte durch einen Kübel ein beweglicher Rechen gedreht wird), auch durch Sieb- und Beutelvorrichtungen bewirkt wird, und worauf die Holländer bei weitem größere Aufmerkſamkeit, als die Deutſchen, richten. Dieſe gereinigten Lumpen werden auf einem Klotze zerhackt, oder durch eine Maſchine, der Lumpenſchneider genannt, zerriſſen, an welche ſich mit großem Vortheile nach Loſchge eine Siebvorrichtung, den Staub zu entfernen, anbringen läßt. Dieſe zerſtückten Hadern werden entweder im Geſchirre zu Halbzeug zerſtampft oder im Holländer gemahlen. Das **Geſchirr**, **Stampfmühle**, **Hammermühle** beſteht in mehrern hölzernen oder ſteinernen Trögen, deren Boden mit Eiſenplatten ausgelegt ſind, in welchen die Lumpen mit ſtets zufließendem reinen Waſſer benetzt und durch Stampfer (Hämmer) grob zermalmt (ausgefaſert) werden. Das ſchmutzige Waſſer läuft durch

unterwärts angebrachte Sieblöcher wieder ab, die Stampfen werden durch eine Welle mit Daumen abwechſelnd auf- und niederbewegt. Nach einigen Stunden ſind die Lumpen zu Halbzeug ausgefaſert; dieſer wird ſodann mittelſt eines viereckigen Rahmens, des Zeugkranzes, auf Haufen zum Abtrocknen gepackt, woſelbſt er mehrere Wochen ſtehen bleibt. Während dieſer Zeit kommt die feuchte Maſſe durch freiwillige Erhitzung in Gährung, wodurch der färbende Stoff der Leinwand zerſtört und in Eſſigſäure verändert wird. Eine rohere Behandlung iſt die Fäulniß der nur grob zerſtückten Hader, welche der Papiermacher entweder in große Gefäße wirft und ſie daſelbſt lange Zeit der Einwirkung des immer erneuerten Waſſers ausſetzt, oder ſolche angefeuchtet auf Haufen ſetzt und ſie erhitzen läßt. Da aber in ſolchen Haufen die Erhitzung und Gährung ſehr ungleich, in der Mitte heftig, am Rande gar nicht, vor ſich geht, auch bei ungereinigten Lumpen ſchnell in Fäulniß geht und die Maſſe gelb färbt, ſo hat man vorgeſchlagen, den Halbzeug in großen bedeckten Gefäßen gleichförmig in Gährung zu bringen. Indeſſen kann der Papiermacher ſeine Maſſe auch durch Froſt bleichen, oder mit Aſchenlauge oder Kalkwaſſer beizen (was er im Holländer wieder auswäſcht). Auch wäre eine Bleiche mit oxydirter Salzſäure nach Campbell anzuwenden. Der ſo gebeſſerte Halbzeug wird nochmals am beſten auf dem Holländer oder auch im Geſchirre, in Feinerungströgen, weiter zu Ganzzeug vollkommen zerſtampft, d. i. die Mühle von neuem beſchickt. Dieſer Holländer, eine holländiſche Erfindung, in der Landesſprache Roerback genannt, iſt eine ſchwere eichene Walze, welche durch ein Kammrad geſchwind umgetrieben wird, horizontal liegt und rund herum mit ungefähr 30 metallnen Schienen nach der Länge belegt iſt, die den Halbzeug auf einer unterliegenden, gekerbten kupfernen Platte (die Platte am Kropfe) zu Ganzzeug zerreibt. Die Maſchine liegt in einem verſchloſſenen Bottig, damit durch den ſchnellen Umlauf nichts verſpritzt wird. Hineingeleitetes Waſſer ſpült alles ſchräg über den Kropf und läuft nach unten wieder ab. Auf den holländiſchen Mühlen wird Ganz- und Halbzeug damit zermahlen, wodurch der dritte Theil Zeit, viel Raum, den der große Stampftrog einnimmt, erſpart, und große Reinlichkeit der Waare erlangt wird. Bisweilen wird der Ganzzeug noch in Schaumtrögen vollends fein gearbeitet. Jetzt wird er in einer hölzernen Butte mit Waſſer angerührt und durch einen darin befindlichen kupfernen Ofen, Piſtolet, erhitzt, auch durch Bewegung in Gleichförmigkeit erhalten. Aus dieſem Berge ſchöpft der Buttgeſelle oder Schöpfer mit der durch den Rahmen oder Deckel bedeckten Form ſo viel aus, als er findet, läßt das Waſſer ablaufen, und ordnet durch Rütteln den Brei gleichförmig auf der Form. Dieſes iſt ein, nach Beſchaffenheit des zu bereitenden Papiers, eng oder weit geflochtenes Drahtgitter in einem hölzernen Rahmen, der etwas größer iſt als der zu fertigende Bogen, und worauf ein zweiter leerer Rahmen, gerade von der Größe des Bogens, während des Schöpfens aufgedrückt wird. Nach dem Schöpfen nimmt der Geſelle den Rahmen weg und ſchiebt die Form auf einem ſchrägen Brette ſeinem Gehülfen, dem Kautſcher, zu, der den Bogen auf eine Filzplatte ſtürzt, die leere Form zurückgibt, und fortfährt, Papier und Filz in einem Pauſcht aufzuſchichten. Aus den Pauſchten wird durch Preſſen das Waſſer weggeſchafft und dem Bogen Haltbarkeit gegeben. Der Bogen wird vom Filz abgeſondert und nochmals für ſich gepreßt; feines Papier nachmals noch mehrere

Male (wird ausgetauſcht), worin eben die beſte Zurichtung beſteht. Darauf folgt das Trocknen, am beſten auf Rohrſtäben und ohne Luftzug, nach dem Trocknen das Leimen. Dieſes geſchieht durch Eintauchen mehrerer Bogen in eine warme Leimbrühe mit Alaunzuſatz, die in einer kupfernen Schüſſel ſich befindet. Das geleimte Papier wird abermals getrocknet, die zuſammenklebenden Bogen abgeſondert, das ſchadhafte weggenommen (ausgeſchält), und das taugliche in Bücher gelegt, wovon Schreibpapier zu 24 Bogen gerechnet wird. Dieſem gibt man unter einer großen, breiten Stampfe Dichtigkeit und Glätte, packt ſie in Lagen von 20 Buch oder Rieß, welche nochmals geſtampft und zum Verkaufe in Ballen oder Riem zu 10 Rieß verpackt werden. Papier zum Schreiben, Zeichnen, Zuckerpapier, Preßſpäne werden aus Maſſe gemacht, deren Gährung nicht bis zur Fäulniß fortgeſetzt iſt. Sie ſind derb, hart, elaſtiſch. Druckpapier, Kupferſtichpapier, Kartenpapier ſind aus gefaultem Brei bereitet und weicher. Buntes Papier iſt entweder aus farbigen Lumpen oder gefärbtem Ganzzeuge gemacht, oder wird nach dem Trocknen gefärbt, bemalt, gedruckt; dahin gehören: türkiſches (wahrſcheinlich eine deutſche Erfindung) Marmorpapier, Tapeten. Das weiße Papier theilt man nach der Größe in Royalpapier, das größte, Medianpapier, ordinaires Papier und Cavalierpapier, welches das kleinſte und zum Briefſchreiben beſtimmt iſt. Nach ihrer verſchiedenen Beſtimmung theilt man die Papierſorten in Schreib-, Druck-, Pack- und Löſchpapier oder Maculatur. Das Druckpapier iſt ein ungeleimtes, ſtarkgefaultes Papier. Das Löſchpapier ein ungeleimtes, graues. Das Schreibpapier zerfällt in Notenpapier, welches dick iſt; in fein, mittelfein oder ordinair Schreibpapier (das Poſtpapier iſt eine feinere Sorte); ferner Canzleipapier und Conceptpapier, ein Schreibpapier von geringer Güte. Gold- und Silberpapier iſt auf einer Seite mit Metallblättchen überzogen. Marokinpapier hat rothe Lederfarbe und eingepreßte Narben. Poſtpapier iſt eine feine Sorte, Pro Patria hat ſeinen Namen von dem ſo lautenden Waſſerzeichen. Steinpapier oder Steinpappe, ein durch beigemengte Erden oder Eiſenocher unverbrennliches Papier. Velinpapier, von ſtarker, weißer, feiner, ſehr gleichförmiger Maſſe, ſonſt auch ſchweizer, engliſches oder franzöſiſches Papier genannt. Außer den Lumpen ſind noch viele andere Vegetabilien zur Papierbereitung geſchickt. Dr. Schäffer, Superintendent zu Regensburg, machte 1765 in ſeinen Verſuchen Papiere bekannt, welche aus Pappelwolle, Weſpenneſtern, Hobelſpänen, Hölzern, Mooſen, Flechten, Stroh, Diſteln, Rohrſtengeln, Nußbaumblättern bereitet waren. Senger empfielt dazu grüne Waſſerfaden, Conferva; Loſchge die Lohe mit wollenen Lumpen zum Packpapier. Die Chineſen nehmen Bambus, Maulbeerbaumrinde, Seide; die Japaneſen von der Papierbaumrinde Morus papyrifera, was ſie mit Reißleim behandeln. Feinfaſeriger Asbeſt gibt unverbrennliches Papier. Papier nennen die Kaufleute auch Wechſel. F.

Papiergeld iſt überhaupt dasjenige Papier, dem die Eigenſchaft des zirculirenden Geldes beigelegt iſt, mithin nur Nennwerth hat; insbeſondere aber die Staatspapiere oder Staatsſchuldſcheine. (S. Papiermünze).

Papiermaché, eine Maſſe von geſtampftem und flüſſig gemachtem Papiere, woraus allerhand Geräthe in Formen gebildet wer-

den. Doſen, Käſtchen und andere Sachen werden erſt von ſolcher Maſſe geformt, dann getrocknet oder vielmehr gebacken, abgedreht und lackirt. Der Kanzleirath Chriſtin zu Hoop in Norwegen hat eine Kirche, die gegen 1000 Menſchen faßt, innen mit ſolcher Maſſe ausgekleidet, und dadurch den Wänden ein glattes ſteinähnliches Anſehn und Dauerhaftigkeit gegeben, ſehr ſchön geformte Säulen, Figuren und Basreliefs angebracht, ſelbſt Oefen daraus gemacht. Auch hat er ſeinem Papiermaché durch Zuſatz von Eiweiß, Kalk und Vitriolwaſſer bedeutende Feſtigkeit und Unverbrennlichkeit zu verſchaffen gewußt. F.

Papiermünze, gewöhnlich wiewohl unrichtig Papiergeld genannt, ſind Papierzettel, verſehen mit dem Charakter der Münze, d. h. mit der Eigenſchaft von allgemeinen Tauſch- und Werth-Ausgleichungsmitteln. Papiergeld iſt in Vieler Ohren ein ſo furchtbarer Ton, daß ſie ſchon bei dem bloßen Namen deſſelben erſchrecken. Wenige haben einen Begriff davon, wie es möglich ſeyn könne, einem Dinge ohne Tauſchwerth auf eine dauerhafte Weiſe die Kraft wirklicher Genußmittel und namentlich von Gold nnd Silber zu verſchaffen. Insbeſondere haben die mannichfaltigen Verluſte und Vermögenszerrüttungen, welche die Einführung von Papiermünze in ſo vielen Staaten verurſacht hat, Mißtrauen dagegen erweckt. Allein es war nicht dieſe Gattung von Münze an ſich, welche ſolche traurige Folgen hatte, ſondern nur der Mißbrauch derſelben, und überall, wo ſie mit Weisheit und Vorſicht eingeführt worden, hat ſie die trefflichſten Wirkungen hervorgebracht, ſahen wir die ſchönſten Früchte aus ihr emporkeimen; thöricht wäre es daher, wollte man durch die Nachtheile, welche der Mißbrauch der Papiermünze verurſacht, ſich abſchrecken laſſen, nach den Vortheilen zu ringen, welche ein weiſer Gebrauch derſelben unwiderſprechlich gewährt. Die wohlthätigen Wirkungen, welche eine gute Papiermünze auf den Nationalwohlſtand äußert, ſind vorzüglich folgende: 1) Hat eine Nation, welche ſich bisher der Metallmünze bei ihrem Verkehr bedient hat, durch eingetretene Umſtände plötzlich einen Theil ihrer Münzvorräthe verloren und fehlt es ihr an Mitteln, die auf ſolche Weiſe in dieſen Vorräthen entſtandenen Lücken ſo ſchnell, als es ihr Intereſſe erheiſcht, wieder auszufüllen, ſo kann eine zweckmäßig eingerichtete Papiermünze ſehr vortheilhaft als Stellvertreter der Metallmünze gebraucht und durch deren Einführung eine außerdem unvermeidliche Stockung des Verkehrs abgewendet werden. 2) Iſt das Land hinlänglich mit Metallmünze verſehen, ſo bewirkt die Einführung der Papiermünze, daß ein Theil der hierdurch überflüſſig gewordenen Münze erſterer Art zu neuen gewinnbringenden Geſchäften benutzt werden kann. Nicht unpaſſend vergleicht Adam Smith die in einem Lande umlaufende Metallmünze mit einer Heerſtraße, die alles Gras und Getraide des Landes in Verkehr und zu Markt bringen hilft, ſelbſt aber nicht einen einzigen Halm von beiden erzeugt. Die Einführung einer Papiermünze veranſtaltet eine Art von Fuhrwerk durch die Luft und macht es dem Lande möglich, einen großen Theil ſeiner Heerſtraßen in gute Kornfelder und Wieſen zu verwandeln und auf ſolche Weiſe das jährliche Erzeugniß ſeines Bodens und Fleißes beträchtlich zu vergrößern. Freilich iſt der Gewerbfleiß und der Handel eines Landes, wenn er ſo gleichſam auf den dädaliſchen Flügeln in den Lüften ſchwebt, nicht ganz ſo ſicher, als wenn er auf dem feſten Boden von wirklichen Genußmitteln, wie z. B. von Gold und Silber, einhergeht, indeſſen

wird er doch immer dadurch beträchtlich vermehrt und erweitert werden können. 3) Die Koſten, welche die Nazion zur Anſchaffung und Unterhaltung der im Lande erfoderlichen Münzmaße verwenden muß, werden durch die Einführung von Papiermünze außerordentlich vermindert, denn Papier und Druckerſchwärze ſind ungleich wohlfeiler als edles Metall. Das Verfahren, wodurch eine Regierung Papiermünze an die Stelle der Metallmünze ſetzt, iſt daher dem Verfahren eines Fabrikherrn ähnlich, der zufolge einer vortheilhaften Eintheilung im Maſchinenweſen ſeine alten koſtbaren Maſchinen durch wohlfeilere erſetzt und den Unterſchied zwiſchen dem, was beide koſten, zu ſeinem umlaufenden Kapital, zu dem Fonds ſchlägt, woraus er rohe Stoffe anſchafft und ſeine Arbeiter lohnt. — Dieſe heilſamen Wirkungen vermag indeſſen die Papiermünze der Regel nach nur ſo lange hervorzubringen, als ſie gut bleibt, gut aber iſt dieſelbe nur dann, wenn ſie mit der Metallmünze, der ſie von der Regierung gleichgeſetzt worden, Kurs zu behaupten im Stande iſt, von dem Augenblick an, da ſie von letzterer ſich loszureißen, d. h. unter deren Pari zu ſinken beginnt, wird ſie fehlerhaft und droht dem Nationalwohlſtande große Gefahr. Die Nachtheile einer ſolchen fehlerhaften Papiermünze ſind vorzüglich folgende: 1) Das Sinken der Papiermünze verurſacht die Preiserhöhung ſämmtlicher in den Verkehr kommenden Waaren, dieſe Preiserhöhung tritt aber nicht bei allen Dingen auf einmal ein, ſondern verbreitet ſich, von den fremden Kaufmannsgütern anfangend, nur nach und nach in ungleichen Verhältniſſen auf die verſchiedenen verkäuflichen Dinge und am ſpäteſten auf den Lohn der Arbeiter jeder Art, hieraus entſteht offenbar für dieſe zahlreichſte Volksklaſſe ein ſehr bedeutender Schaden. 2) Nicht minder leidet die Nation durch die Verwirrungen, welche dadurch in dem Verhältniſſe zwiſchen Schuldner und Gläubiger entſtehen, was nothwendig eine Stockung, wenigſtens eine Erſchwerung, des allgemeinen Verkehrs nach ſich ziehen muß. Der Grundeigenthümer, welcher ſein Grundſtück verpachtet, der Landbauer, welcher für ſeine Erzeugniſſe, der Kaufmann, der für ſeine Waaren einen gewiſſen Preis in Münze feſtgeſetzt hat, derjenige, welcher einen beſtimmten Gehalt in Münze als Lohn für verrichtete Arbeit oder geleiſtete Dienſte zu beziehen hat, Alle haben auf einen beinahe unabänderlichen Tauſchwerth der Münze gerechnet und Alle ſehen ſich durch das fortdauernde Schwanken derſelben auf das ſchrecklichſte getäuſcht, ſobald zwiſchen Abſchließung und Vollziehung des Geſchäfts nur einige Zeit verſtrichen iſt. 3) Der Handel wird durch das Sinken der Papiermünze oft unmöglich, weil aller Credit, die Seele des Handels, dadurch zu Grunde geht und die Zeit jede Berechnung zu Schanden macht. Wer auswärtige Waaren ankaufte und beim Verkaufe derſelben beträchtlich zu gewinnen hoffte, ſieht, wenn er dem auswärtigen Verkäufer die Waaren bezahlen muß, durch das Sinken des Wechſelkurſes plötzlich ſeinen Gewinn in Verluſt verwandelt, wer mit inländiſchen Waaren Handel treibt, iſt beim Verkaufe derſelben nie gewiß, ob er dieſelben zu gleichen Preiſen wieder werde anſchaffen können. Jede Handelsunternehmung kann dann unter dem Scheine des Gewinnſtes einen Verluſt mit ſich führen; wer Waaren unverkauft liegen laſſen und ſeine Magazine verſchloſſen hat, iſt am Ende des Jahrs oft reicher als derjenige, welcher die Waaren zu wiederholten Malen umgeſetzt und bei jedem Umſatz zu gewinnen gemeint hat; der Vortheil des Kaufmanns ſteht daher alsdann mit ſeiner Betriebſamkeit im

Widerſprüche und dem Handel werden von mehreren Seiten zugleich tiefe Wunden geſchlagen. 4) Geſammelte Kapitale, die, verzinslich angelegt, Handel und Gewerbfleiß belebt haben, verſchwinden zum Theil für den Kapitaliſten, welchem dieſelben in einer Papiermünze abgetragen werden, die ſich von der Metallmünze losgeriſſen hat, der Verſchwender entledigt ſich ſo ſeiner Verpflichtung gegen den Gläubiger mittelſt weit geringerer Werthe, als er ſchuldig iſt, und der ſonſt ſo wohlthätige Darlehnsvertrag hat nur Unheil zur Folge; von ſeinem Vermögen kann man dann keinen weiſern Gebrauch machen, als wenn man es verzehrt, denn beſſer iſt es, Kapitale ſelbſt zu genießen als ſie auszuleihen und großentheils nicht wieder zu bekommen, oder ſolche anzuhäufen und nachher den Werth von dem, was man angehäuft hat, nicht wieder finden zu können. Verſchwendung und liederlicher Haushalt werden dann Weisheit und die Geſetze erſcheinen mit den Laſtern gleichſam im Bunde gegen das öffentliche Wohl. — Zwei Urſachen ſind es hauptſächlich, welche dahin wirken, daß die Papiermünze von der Metallmünze, neben der ſie in Umlauf geſetzt worden, ſich losreißt, alſo fehlerhaft wird; dieſe Urſachen ſind: 1) die Ausgebung einer unverhältnißmäßig großen, den Münzbedarf der Nation im Binnenverkehre überſteigenden, Maſſe von Papiermünze, 2) die Verminderung des Staatscredits. Das öffentliche Zutrauen, welches die Regierung beſitzen muß, um gute Papiermünze in Umlauf ſetzen zu können, iſt gegründet theils auf die Macht, theils auf den guten Willen derſelben, übernommene Verbindlichkeiten gewiſſenhaft zu erfüllen. Es muß daher das Sinken der Nationalkraft, was auch immer die Urſache davon ſeyn mag, das Sinken des Werths dieſer Münzgattung zur unmittelbaren Folge haben, jedes Unglück aber, das ein Volk trifft, muß in eben dem Grade auch ſeine Papiermünze herabſetzen, in welchem es die Allmacht ſeiner Nationalkraft und ſeines Nationalworts vermindert. Nur in ruhigen, friedlichen Zeiten laſſen ſich von der Einführung einer Papiermünze die obengedachten günſtigen Folgen erwarten, nur dann läßt ſich hoffen, daß dieſelbe nicht von der Metallmünze ſich losreißen werde, denn nur dann erfreut ſich gewöhnlich die Regierung des zu einer ſolchen Maßregel erfoderlichen öffentlichen Zutrauens; nicht, wenn der Staat hinſichtlich ſeiner Finanzen in Verlegenheit gerathen, ſondern nur bei gefüllten Staatskaſſen ſollte daher dieſe Maßregel ergriffen werden und nie ſollte derſelben ein anderer Zweck zum Grunde liegen als die Beförderung und Belebung des Nationalverkehrs. Artet die Papiermünze in eine Finanzunternehmung aus, ſo ſchadet ſie nicht allein dem Verkehre, ſtatt ihm zu nützen, ſondern der beabſichtigte Zweck, den Staatsfinanzen eine neue ergiebige Quelle zu eröffnen, wird auch in der Regel gänzlich verfehlt. Zwar vermag die Anwendung dieſes Mittels bisweilen dem öffentlichen Schatze eine augenblickliche Hülfe zu gewähren, aber die Zerrüttung, welche derſelbe in der Folge dadurch erleidet, führt gewöhnlich Nachtheile mit ſich, welche mit jenen augenblicklichen Vortheilen in gar keinem Verhältniß ſtehen. — Deſſen ungeachtet können Fälle eintreten, wo die Einführung einer ſelbſt fehlerhaften Papiermünze, d. h. einer ſolchen, welche ſich von der Metallmünze losreißt, Entſchuldigung verdient. Ein Fall ſolcher Art iſt, wenn es um Seyn und Nichtſeyn des Staats gilt, wenn deſſen Sicherheit in Gefahr ſchwebt, ein Krieg plötzlich droht und durch Ergreifung dieſer verzweiflungsvollen Maßregel die Regierung in den Stand geſetzt wird, über die Kräfte der Bürger ſo zu verfügen, wie

es die Noth erheiſcht. Eine unter dergleichen Umſtänden eingeführte Papiermünze iſt im Grunde nichts weiter als eine gezwungene, leicht zu erhebende, wiewohl höchſt ungleich vertheilte, Anleihe. Aber auch in ſolchen Fällen muß, iſt die Gefahr, welche von Außen drohte, vorüber, ſogleich Hand ans Werk gelegt werden, um die übergroße Maſſe von Papiermünze zu vermindern und höchſtens eine ſolche Menge davon in Umlauf zu laſſen, als mit der Metallmünze gleichen Kurs zu behaupten vermag. — Als vorzügliches Mittel zur Einführung und Begründung einer Papiermünze wird gewöhnlich die Anſtalt der Zettelbanken (ſ. d. Art.) benutzt. (Man vergl. auch d. Art. Münze — Idealmünze). K. M.

Papin (Denys), geboren zu Blois gegen die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, war ein Schüler von Huygens und Bayle, verließ wegen der Religionsverfolgungen als Calviniſt ſein Vaterland, und ward Profeſſor zu Marburg, wo er ſtarb. Er hat ſich einen Namen erworben durch die Erfindung mehrerer nützlichen Maſchinen, die in den Nouvelles de la républipue des lettres par Bayle, 1685 bis 87 beſchrieben ſind. Die wichtigſten darunter ſind eine Maſchine, um das Waſſer emporzuheben, und ſein Digeſtor oder der nach ihm benannte Papiniſche (oder Papinianiſche) Topf. Derſelbe iſt ein cylindriſches kupfernes, inwendig verzinntes Gefäß, welches man durch einen Deckel mit um den Rand gelegter Pappe, vermittelſt einer ſtarken eiſernen Schraube, ſehr genau und feſt verſchließen kann, um das Waſſer darin in einem hohen Grade zu erhitzen, ohne daß die dadurch entſtehenden Dämpfe einen Ausgang finden. Durch dieſe Vorrichtung kann man in heißem Waſſer Körper, die bei gewöhnlicher Siedehitze noch gar nicht angegriffen werden, binnen wenigen Minuten, z. B. Knochen, Elfenbein u. ſ. w. zu Gallerte oder Brei zuſammenkochen und dadurch auch kräftige Brühen bereiten. Dieſe nützliche Maſchine iſt in neuern Zeiten noch verbeſſert worden.

Papinianus (Aemilius), der größte römiſche Rechtsgelehrte ſeiner Zeit, ſtammte aus Benevent oder Syrien, und war unter Antoninus Pius um das Jahr Chr. 140 geboren. Er widmete ſich dem Studium der griechiſchen und römiſchen Literatur, der Philoſophie und Rechtswiſſenſchaft, und erwarb ſich ſowohl durch ſeine gründliche Gelehrſamkeit als durch ſeine unerſchütterliche Rechtſchaffenheit hohes Anſehn und mächtigen Einfluß, gelangte zu den erſten Staatsämtern, und ward zuletzt Präfectus prätorio. Der Kaiſer Severus empfahl ihm ſterbend ſeine Söhne Caracalla und Geta. Papinian wandte Alles an, zwiſchen beiden Brüdern die Einigkeit zu erhalten. Aber ſeine treugemeinten Vorſtellungen wurden dem Caracalla ſo läſtig, daß dieſer ihn ſeines Amtes entſetzte, wiewohl er fortfuhr, ihn äußerlich als einen Freund und Vertrauten zu behandeln. Als Caracalla endlich ſeinen Bruder hatte ermorden laſſen, foderte er Papinian auf, dieſe ſcheußliche That zu rechtfertigen, empfing aber von ihm die ſtrenge Antwort, daß es leichter ſey, einen Brudermord zu begehen als zu vertheidigen, und daß es ein zweiter Mord ſeyn würde, das Andenken des Unſchuldigen zu beſchimpfen. Caracalla verbarg ſeinen Ingrimm, als aber bald darauf, wahrſcheinlich auf des Tyrannen Anreizung, die Prätorianer den Kopf des Papinian foderten, gab er ihn ihrer Wuth Preis, und ließ ihn hinrichten, im Jahre Chr. 212. Dieſer große Rechtsgelehrte hat mehrere Werke geſchrieben, und verſchiedene ausgezeichnete Schüler gebildet. Sein juriſtiſches

Anſehn ſtieg ſo hoch, daß Valentinian III. verordnete, daß in Fällen, wo die Meinungen der Richter getheilt wären, Papinian den Ausſchlag geben ſollte. — Everardus Otto hatte Alles ausgezeichnet, was von ihm in den Pandecten enthalten iſt, und ſein Leben beſchrieben.

Papiſmus, ſ. Papſtthum.

Papiſten werden die Catholiken genannt, inſofern ſie die Abhängigkeit vom Papſte und deſſen Auctorität als eine Grundform ihrer Kirche betrachten.

Pappe, Papierbogen von großer Dicke und Feſtigkeit. Sie ward ehedem aus vielen zuſammengeklebten Papierbogen bereitet, wird aber jetzt, wie das Papier, aus ſchlechten Lumpen und Papierabgängen gefertigt. Man nimmt Papierabſchnittſel, Maculatur, Hüte u. ſ. w. und läßt ſie in einem großen Troge, der Faulbütte, weichen, wirft ſie dann heraus auf einen großen Haufen, wo das überflüſſige Waſſer abläuft, und die feuchte Maſſe in Erhitzung geräth. Dieſe ſo erweichte Maſſe kommt in den Zertheilungskübel, wo ſelbige mit Rührhaken umgearbeitet wird, ferner in den Stein, wo ſie durch eine von Pferden bewegte Welle, an der etwas bewegliche Meſſer ſtehn, vollends zu Teig zermalmt wird. Nachmals kommt dieſer Teig, wie das Papier, in die Bütte, wo er mittelſt Formen, die ſich nur durch die Höhe ihres Deckels von den Papierformen unterſcheiden, ausgeſchöpft und zwiſchen Frieß gepreßt wird. Die gepreßten Pappen werden durch S förmige Haken in luftigen Böden getrocknet. Man unterſcheidet geleimte und geformte. Man verfertigt aus Pappe Modelle, Geräthe, Kinderpuppen. Eine Art der Glanzpappe ſind die Preßſpäne. F.

Pappenheim (Gottfried Heinrich, Graf von), einer der ausgezeichnetſten kaiſerlichen Feldherren im dreißigjährigen Kriege, war 1594 geboren und ſtammte aus einem altgräflichen Geſchlechte in Schwaben, das ſeit länger als ſechshundert Jahren das Reichs-Erbmarſchallamt und das Reichs-Forſt- und Jägermeiſteramt im Nordgau bekleidet hat, und noch jetzt in einer catholiſchen und evangeliſchen Linie fortblüht. Nach beendigten academiſchen Studien und mehrern Reiſen widmete er ſich den Waffen, für welche er geboren war. Sein feuriger, nach Thaten raſtlos dürſtender Geiſt, und ſein flammender Eifer für die catholiſche Religion und den Kaiſer führten ihn auf den Schauplatz des Kriegs. Die prager Schlacht, welcher er als Obriſter beiwohnte, eröffnete ſeine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch ungeſtümen Muth mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechſelt, unter der Laſt ſeines Pferdes auf der Wahlſtadt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er im Jahre 1626 vierzigtauſend Rebellen in Ober-Oeſterreich, in drei verſchiedenen Schlachten. Unter abwechſelnden Siegen durchzog er darauf das nördliche Deutſchland, vereinigte ſich 1630 mit Tilly zur Eroberung Magdeburgs, und übertraf nach Erſtürmung dieſer unglücklichen Stadt ſelbſt den blutdürſtigen Tilly an Grauſamkeit. Er blieb einige Zeit mit dieſem vereinigt, und folgte ihm nach Leipzig, um unter ihm die vereinigten Schweden und Sachſen zu bekämpfen. Das wilde ſtürmiſche Feuer ſeines Muthes, den auch die entſchiedenſte Gefahr nicht ſchreckte, und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarſten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum Oberhaupte des Heers. Wenn auch, wie Tilly behauptete, die Schlacht durch ſeine

ungeſtüme Hitze verloren ging, ſo iſt doch ausgemacht, daß Pappenheim Wunder der Tapferkeit that, und dem einbrechenden Verderben lange entgegenkämpfte. Er ſammelte darauf die Fliehenden, ſo gut er konnte, entſetzte das von Banner belagerte Magdeburg, und focht mit Vortheil gegen die Schweden in Niederſachſen. Er befand ſich eben auf ſeinen Streifzügen in Halle, als Wallenſtein ihn nach Lützen berief, um Theil zu nehmen an der bevorſtehenden entſcheidenden Schlacht. Nur mit der Reiterei konnte Pappenheim das Schlachtfeld erreichen, wo er Wallenſtein hart bedrängt fand. Seine Erſcheinung hob den Muth der Kaiſerlichen, und ſchien den Sieg auf ihre Seite zu neigen. Voll blutiger Begierde, Guſtav Adolph ſelbſt im Kampfe zu begegnen, ſtürzte er ſich in das dichteſte Schlachtgewühl. Zwei Musketenkugeln durchbohrten ſeine Bruſt, und gewaltſam mußten ihn die Seinen aus dem Handgemenge reißen. (S. d. Art. Lützen, Schlacht bei). Er vernahm, daß auch ſein edler Gegner gefallen ſey, da erheiterte ſich ſein Auge. „Man hinterbringe dem Herzoge von Friedland," rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darniederliege, aber fröhlich dahin ſcheide, da ich weiß, daß dieſer unverſöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen iſt." Er verſchied am Tage nach der Schlacht. Der Kaiſer verlor in ihm einen ſeiner treueſten Diener, die Kirche einen ihrer eifrigſten Verfechter, das Heer ſeinen Telamonier. Man ſagt, daß auf ſeiner Stirn zwei rothe Striemen, Schwertern ähnlich, ſichtbar waren, womit die Natur ihn ſchon bei der Geburt gezeichnet hatte, und daß auch ſpäter noch die Flecken erſchienen, ſo oft eine Leidenſchaft ſein Blut in Aufruhr ſetzte.

Papſt, Papſtthum, Päpſte. Papſt (aus dem griechiſch. Pappas, Vater), hat ſich der Biſchof von Rom früher genannt, als er die jetzt mit dieſer Würde verbundene Auctorität erhielt. Seit dem Ende des 4ten Jahrhunderts galt er als der erſte unter den fünf Patriarchen oder Oberbiſchöfen der Chriſtenheit; denn der Umſtand, daß Rom die alte Hauptſtadt des Reichs, und nach der Tradition auch der letzte Aufenthaltsort des Apoſtels Petrus war, hatte ihm, als vorgeblichem Nachfolger Petri (ſ. d. Art. Petrus) ſchon längſt ein überwiegendes Anſehn, doch noch kein eigentliches Suprematsrecht über fremde Sprengel gegeben. Dieſes wußte er durch die Reichthümer der römiſchen Kirche, welche in den meiſten andern Diöceſen Güter beſaß, durch ſchiedsrichterliche Ausſprüche in kirchlichen Streitigkeiten und durch weiſe Benutzung günſtiger Gelegenheiten zur Erweiterung ſeines Wirkungskreiſes zu erlangen. Eine Provinzialſynode zu Sardica im J. 344 und ein kaiſerliches Decret Valentinians III. vom Jahre 445 hatte den Biſchof zu Rom zwar als Primas und letzte Inſtanz der Biſchöfe anerkannt; doch ſelbſt im Occident, wo dieſe Beſtimmungen nur gelten konnten, fand ſeine Anmaßung bis in das achte Jahrhundert noch ſtarken Widerſpruch. Um dieſe Zeit trafen aber mehrere Umſtände zuſammen, die ihm den Weg zur allgemeinen Kirchenherrſchaft bahnten. Dazu gehört die Pflanzung neuer Kirchen in Deutſchland, welche, wie früher die britanniſchen, durch ſeine Miſſionärs gegründet, ihm gleich anfangs unterworfen wurden; die politiſche Verwirrung und der Wechſel der Regierungen in Italien und Frankreich; die zwiſchen 830 bis 50 wahrſcheinlich von einem mainziſchen Diaconus Benedict geſchmiedeten Decretalen des falſchen Iſidor (ſ. d. Art.), deren Zweck, die Rechte und die Ausübung des römiſchen Supremats durch untergeſchobene Briefe und

Conſtitutionen der früheſten römiſchen Biſchöfe bis in die erſten Jahrhunderte zurück zu datiren und dadurch über allen Widerſpruch zu erheben, bei der Unwiſſenheit jener Zeiten wohl erreicht werden konnte; der Zwieſpalt der orientaliſchen mit den occidentaliſchen Kirchen, der die letztern immer feſter an ihre Wortführer und Geſchäftsträger, die Päpſte, band; die ſchon durch den Ehrgeiz der Patriarchen allenthalben eingeführte ſtrenge Abſtufung des Ranges der geiſtlichen Würden, die von ſelbſt gleichſam pyramidaliſch auf die Annahme eines höchſten Oberhaupts hinauslief, endlich die perſönliche Ueberlegenheit mehrerer Päpſte über ihre Zeitgenoſſen. So hatte ſchon Leo der Große (ſ. d. Art.) im fünften, Gregor der Große, ein eifriger, heiliger und um die Organiſation des Kirchenweſens höchſt verdienter Mann von großer Energie im ſechsten, und Leo III., der Carl den Großen krönte, im achten Jahrhunderte dem päſtlichen Namen ein Anſehn verſchafft, gegen welches die Patriarchen des Orients nicht aufkamen und die Fürſten wenig vermochten. Die Erzählung von der Päpſtin Johanna, einer in Mainz und Athen gebildeten Engländerin, die ſich durch ihre Gelehrſamkeit und durch Verleugnung ihres Geſchlechts vom Notarius zu Rom bis zum Papſte emporgeſchwungen, aber nach einer 2 1/2jährigen Regierung durch ihre unvorhergeſehene Niederkunft ihr Geſchlecht öffentlich verrathen habe, wird von den neuern Geſchichtsforſchern für eine Satire gehalten. Unwürdige Päpſte gab es in den Jahrhunderten des Mittelalters allerdings; allein nach dem glänzenden Siege, den Nicolaus I. (der Erſte, der ſich förmlich krönen ließ) in der Eheſcheidungsſache des Königs Lothar von Lothringen (865) über dieſen und die aus päpſtlicher Machtvollkommenheit von ihm abgeſetzten Erzbiſchöfe von Trier und Cöln erkämpft, und nach dem Beiſpiele, das Johann VIII. 875 von einer päpſtlichen Verfügung über die Kaiſerkrone, die er an Carl den Kahlen brachte, gegeben hatte, konnte auch die mehr als hundertjährige Verwilderung und Entweihung des heiligen Stuhls (insgemein das Hurenregiment genannt), welche unter dem Einfluſſe der gräflich toskaniſchen Familie zu Rom 904 mit Sergius III. begann, und durch ruchloſe, wollüſtige Creaturen und Nepoten der berüchtigten Markgräſinnen Theodora und Marozia, wie Johann XII., der 956 als ein Jüngling von achtzehn Jahren und Benedict IX., der 1033 gar als ein zwölfjähriger Knabe zur päpſtlichen Würde gelangte, fortgepflanzt ward, ja ſelbſt das Scandal, daß 1045 drei für Geld gemachte Päpſte zugleich in Rom reſidirten, dem römiſchen Supremate keinen weſentlichen Eintrag thun. Die Wildheit des Zeitalters bedeckte dieſe Schändlichkeiten, aus deren Dunkelheit die Regierung Sylveſters II. (ſ. d. Art.) 999 bis 1003, des, von der Welt als ein Zauberer angeſtaunten, größten Gelehrten ſeiner Zeit, ehrwürdig hervorleuchtete; die mit dem Verfalle der carolingiſchen Dynaſtie in Frankreich und Deutſchland einreißende Verwirrung gab dem Ehrgeize der Päpſte immer größern Spielraum, ja auch ſeine, während jener innern Zerrüttungen und Parteiungen Roms, ſchwer verletzte Würde und Unabhängigkeit von dem römiſchen Adel und Volke erhielt der heilige Stuhl durch die Conſtitution wieder, mit welcher Nicolaus II. 1059 die Papſtwahl (ſ. d. Art. Conclave) in die Hände der Cardinäle legte und aller Einmiſchung der Laien entzog. Von jetzt an ſah man eine Reihe ächter Kirchenregenten von großem Sinne und heiligem Wandel auf dieſem erſten Throne der Chriſtenheit; Gregor VII. (ſ. d. Art.), der an Geiſt und Energie alle übertraf

und den Plan der Weltherrſchaft mit bewunderns würdiger Conſequenz durchzuführen begann; Urban II., der durch den Gegenpapſt Clemens III. unaufhörlich beunruhigt und mehreremal aus Rom vertrieben, dennoch mit vielſeitigem, gewaltigem Einfluſſe und ſeltenem Nachdrucke von 1088 bis 1099 regierte; Alexander III., der während ſeiner Regierung von 1160 bis 1181 zwei Gegenpäpſte überlebte und den dritten niederwarf, die Könige von England und Schottland zum unbedingten Gehorſam in kirchlichen Sachen brachte, ſich von Kaiſer Friedrich I. die Steigbügel halten ließ, und die Verfaſſung der Papſtwahl feſt beſtimmte; und Innocenz III., deſſen neunzehnjährige Regierung von 1198 bis 1216 das Papſtthum auf den höchſten Gipfel der Macht und Würde brachte. Was die Päpſte früherer Jahrhunderte kaum gewollt und nur in einzelnen Fällen verſucht hatten, machten dieſe großen, ihren Zeitgenoſſen überlegenen Männer durch dreiſtes Umſichgreifen und beharrliches Fortſchreiten in Einem Geiſte conſtitutionell. Sie knüpften den Clerus des weſtlichen und mittleren Europa durch die Einführung einer neuen Eidesformel, die ihn zum unbedingten Gehorſam gegen den Papſt verpflichtete (ſ. d. Art Glaubenseid), durch die Nöthigung zum Cölibat, welches ihn von dem Familien- und Nationalintereſſe losriß, und durch die Anmaßung des Rechts der Confirmation geiſtlicher Aemter (ſ. d. Art. Inveſtitur), welche das Lehnsverband der Biſchöfe mit ihren Fürſten trennen ſollte und durch das Verfahren des dritten Innocenz in eine willkürliche Dispoſition über kirchliche Würden und Pfründen ausartete, gleich Vaſallen und eignen Beamten mit unauflöslichen Banden an ihren Stuhl; ſie brachten vermittelſt ihrer Legationen und Nuntiaturen (ſ. Legaten und Nuntien) das biſchöfliche Recht der Judicatur und Dispenſation in kirchlichen und Eheſachen und das ausſchließende Canoniſationsrecht in ihre Gewalt, und gaben der päpſtlichen Würde dadurch das Gewicht des einzigen Ordinariats in der Welt, von welchem alle geiſtliche Auctorität und Amtsbefugniß ausgehe. Die geſammte Kirche ſelbſt machten ſie ſich endlich als einzige ausſchreibende Präſidenten der Concilien und Nationalſynoden, (deren Beſchlüſſe nur durch päpſtliche Beſtätigung gültig werden ſollten,) und durch die nach und nach immer kühner hervortretende Behauptung der Infallibität (Untrüglichkeit), und jedem Evangelio gleich zu achtende Auctorität ihrer Ausſprüche völlig unterthan, und ſchufen ſich durch den klugen Gebrauch der Mönchsorden, beſonders der Mendicanten (vergl. d. Art. [geiſtliche] Orden) eine geiſtliche Miliz, die, weil dieſen Orden die Inquiſition, das Beicht- und Predigtweſen und der öffentliche Unterricht auf Schulen und Univerſitäten in die Hände fiel, das geſchickteſte Werkzeug ihrer Politik und eine der ſtärkſten Stützen ihrer Macht geworden iſt. Das Gelingen dieſer Fortſchritte zur unumſchränkten geiſtlichen Oberherrſchaft gab ihnen den Muth, auch nach der weltlichen Souveränität zu ſtreben. Doch ſind die weltlichen Hoheitsrechte des Papſtes viel ſpätern Urſprungs, als die römiſchen Hofſchriftſteller behauptet haben. Die Schenkung Conſtantins des Großen betraf kein Landesgebiet, ſondern nur einzelne Gebäude und Güter in und bei Rom; durch Pipins Schenkung (vergl. d. Art. Kirchenſtaat) erhielt der Papſt nur das dominium utile, d. h. die Nutzung der ihm anvertrauten Ländereien, wurde aber dadurch zugleich Vaſall der fränkiſchen Könige, und dann der deutſchen Kaiſer, welche die landesherrlichen Rechte über das päpſtliche Gebiet ohne Widerſpruch ausübten und bis in das

zwölfte Jahrhundert keine Papſtwahl ohne ihre Beſtätigung gelten ließen. Erſt Innocenz III. ſetzte es durch, daß Rom, die Marken und die Mathildiſchen Erbgüter (vergl. d. Art. *Mathilde*) ihm als ſouveränem Landesherrn 1198 huldigten, womit auch der letzte Schatten kaiſerlicher Gewalt über Rom und den Papſt verſchwand. Günſtige Gelegenheiten hatten dem päpſtlichen Stuhle ſchon früher mehrere Königreiche zinsbar gemacht. England befand ſich, ſeit es chriſtlich war, Polen und Ungarn ſeit dem 11ten Jahrhundert, die Bulgarei und Aragonien ſeit dem Anfange des 13ten Jahrhunderts, das Königreich beider Sicilien, deſſen normänniſche Könige ſchon Lehnsträger des Papſtes wurden, ſeit 1265, wo Clemens IV. es aus Haß gegen die von den Päpſten glücklich geſtürzten Hohenſtaufen dem Hauſe Anjou gab, in dieſer Abhängigkeit; ja der Orient würde noch unter die römiſche Herrſchaft gekommen ſeyn, wenn der Erfolg der Kreuzzüge, die ohnehin im Abendlande manche, den Päpſten vortheilhafte Unordnung des bürgerlichen Weſens und Privateigenthums veranlaßt hatten, weniger vorübergehend geweſen wäre. Innocenz III., der überall genannt werden muß, wo von Erweiterung der päpſtlichen Macht die Rede iſt, durfte ungeſtraft Könige, z. B. Johann von England, ab- und einſetzen, und alle Welt mit ſeinen Bannſtrahlen bedrohen; Kaiſer Otto IV. nannte ſich von Gottes und des Papſtes Gnaden, die Könige hießen des Papſtes Söhne und die Furcht vor den ſchrecklichen Folgen des Interdicts, das er als Statthalter Chriſti über ungehorſame Fürſten und ihre Reiche ausſprach, die Uneinigkeit und Empörungsluſt der Barone, die ſchlechtgeordnete Verfaſſung der Staaten und die großen Mängel der Geſetzgebung unterwarfen die Regenten jener Jahrhunderte von ſelbſt der Vormundſchaft eines Herrn, deſſen Hof die Wiege der neuen Staatsklugheit, deſſen Macht und Anſehn durch die Waffen des Geiſtes, unter dem Schutze der öffentlichen Meinung und des Aberglaubens unwiderſtehlich war. Nicht mit Unrecht wurde daher das Papſtthum ſeit jener Zeit eine Univerſalmonarchie genannt und die Cardinäle als Räthe, die in den verſchiedenen Reichen der Chriſtenheit reſidirenden Legaten als Vicekönige, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe als Präfecten und Unterpräfecten, die Pfarrer als Polizei- und Rentbeamte, und die geiſtlichen Orden als das ſtehende Heer des römiſchen Oberhirten betrachtet, deſſen Wink über mehr als 300,000 in dieſen Abſtufungen unter die Völker vertheilter, völlig in ſein Intereſſe verwickelter, unbedingt gehorſamer und durch alle Mittel der Religion und des Fanatismus mächtiger Diener gebot. In der That war auch dieſe Theokratie zur Gewöhnung roher Fürſten und Völker an Geſetzlichkeit und chriſtliche Sitte wohlthätig genug, um in einer Zeit, wo Rechte erſt entſtanden, der Rechtsgründe entbehren zu können. Nur die Monarchie, die ſich durch den allmäligen Erwerb der Länder ihrer Vaſallen und Nachbarn zwiſchen den Pyrenäen und Deutſchland unter allen am glücklichſten ausbildete, *Frankreich*, trat zuerſt mit Erfolg gegen den Papſt in die Schranken. An Philipp dem Schönen fand Bonifaz VIII. (ſ. d. Art.), einer der kühnſten und übermüthigſten Päpſte, ſeinen Meiſter, und ſeine Nachfolger blieben während der Dauer ihrer Reſidenz zu Avignon, von 1309 bis 1376 (eine Periode, die man ihre babyloniſche Gefangenſchaft nennt), unter franzöſiſchem Einfluſſe. Offenbar litt die Selbſtſtändigkeit der Päpſte durch den Umſtand, daß ſie nun an eine beſtimmte politiſche Partei gebunden waren, wenn ſie auch die kräftig erworbenen Vorrechte ih-

res Stuhls noch fortwährend in allen Gegenden der occidentaliſchen Chriſtenhenheit ausübten. Doch tiefer ſank ihr Anſehn, als 1378 neben dem italieniſchen Papſte Urban VI. von den franzöſiſchen Cardinälen ein Graf von Genf unter dem Namen Clemens VII. zum Papſte gewählt wurde und jeder von Beiden nicht nur ſeinen eignen Einfluß auf die ſeiner Partei ergebenen Nationen, nämlich der italieniſche über Italien, Deutſchland, England und die nordiſchen Reiche, der franzöſiſche über Frankreich, Spanien, Savoyen, Lothringen und Schottland behauptete, ſondern auch in eben ſo unverſöhnlichen Nachfolgern fortlebte. Der offne Aemterhandel, die ſchändlichen Erpreſſungen und niedrigen Ränke, worin die meiſten dieſer Gegenpäpſte einander überboten, gaben den Vorläufern der Reformation in England und Böhmen (ſ. d. Art. Huß) gerechten Grund zu den Beſchwerden und Foderungen einer Kirchenverbeſſerung, denen die Wohldenkenden überall beiſtimmten. Zwar gelang es der Kirchenverſammlung zu Coſtnitz, das große *Schisma* (ſo wurde dieſe Spaltung der Kirche unter zwei Päpſten genannt) durch Abſetzung der beiden Gegenpäpſte zu endigen; aber der 1417 an ihrer Stelle gewählte alleinige Papſt Martin V. (ſ. d. Art.) kam in den Beſitz der Rechte und der Macht ſeiner Vorgänger, ohne die Mißbräuche derſelben abzuſtellen und ſelbſt die nachdrücklichen Reformationsdecrete der Kirchenverſammlung zu Baſel wurden durch die Liſt und Beharrlichkeit des ſich gegen den Willen dieſes Conciliums behauptenden Eugen IV., aus dem Hauſe Urſini, der von 1431 bis 1447 Papſt war, größtentheils unkräftig gemacht. Frankreich gewann er ſchon 1438 durch die pragmatiſche Sanction, welche die Freiheiten der gallicaniſchen Kirche begründete, und durch Unterhandlungen mit ihm und ſeinem Nachfolger (dem als Freund der alten Literatur und Beſchützer der gelehrten Flüchtlinge aus Griechenland verdienten Nicolaus V.) brachte Aeneas Sylvius als Geſandter Kaiſer Friedrichs III. 1448 das Wiener Concordat zu Stande. Warum aber darin den Beſchwerden der deutſchen Nation ſo wenig abgeholfen und das päpſtliche Intereſſe ſo ſorgfältig wahrgenommen war, merkten die von dem ſchlauen Unterhändler Aeneas Sylvius zur Annahme überredeten deutſchen Fürſten erſt, als letzterer Cardinal und 1458 unter dem Namen Pius II. ſelbſt Papſt wurde. In dieſem Concordate erhielt der Papſt die Beſtätigung der Annaten, des Rechtes die Prälaten zu confirmiren und unter vielen andern Reſervationen auch die *Papſtmonate*, oder die nicht mehr nach den Erledigungsfällen, ſondern nach den Monaten der Erledigung (deren ſechs in jedem Jahre ihm vorbehalten waren) mit den Stiftern abwechſelnde Verleihung der Pfründen. Durch allmälige Ausdehnung dieſer an ſich ſchon ſehr beträchtlichen Vortheile, die auch andere chriſtliche Reiche unter andern Titeln gewähren mußten, hatten die Päpſte es noch im 15ten Jahrhunderte wieder ſo weit gebracht, daß ihnen die volle Hälfte der geiſtlichen Einkünfte des Occidents unter mancherlei Namen zufloß. Hülfe gegen die Türken war der gewöhnlichſte Vorwand, wozu jedoch nur ſelten Etwas von dieſen ungeheuren Summen angewendet wurde. Denn theils mußte die Gunſt der Parteien in Rom, unter welchen die alten Geſchlechter der Colonna und Urſini ſeit lange her wetteiferten, erkauft werden, theils nahmen die Bedürfniſſe der Nepoten (vergl. d. Art. *Nepotismus*) ſo viel weg, daß für das allgemeine Beſte der Chriſtenheit eben nichts übrig blieb. In der Sorgfalt für ſeine Familie trieb es wohl kein Papſt weiter als Alexander VI. (ſ. d. Art.) 1492 bis 1503,

der, wenn auch oft zu hart beurtheilt, ſich doch nur als Politiker in
Achtung zu ſetzen, aber nie in den geiſtlichen Stand zu finden wußte.
Sein Nachfolger Julius II., 1503 bis 1513, brauchte nicht weniger
wegen ſeiner politiſchen Händel und des Kriegs mit Frankreich, in
welchem er ſeine Armee ſelbſt ritterlich anführte, aber troz ſeiner
Kanonen vor Bayard fliehen mußte. Zum Glück für ihn und ſeinen
Nachfolger Leo X. (ſ. d. Art.) wurde Maximilian I. durch äußere
Umſtände und endlich durch ſeinen Tod gehindert, mit dem Einfalle
einer Vereinigung der päpſtlichen und kaiſerlichen Krone auf ſeinem
Haupte hervorzutreten. Durch den Umſtand, daß Deutſchland, Frank-
reich und Spanien mit einander wetteiferten, ihre Anſprüche auf die
Lombardei und Neapel geltend zu machen und ſich daher wechſelſeitig
um die Freundſchaft des Papſtes bewarben, hatte deſſen politiſche
Bedeutung ſchon gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts von Neuem
zugenommen, und Leo X. war eben mit Frankreich auf gutem Wege,
als das nicht mehr zu wehrende Vordringen des Zeitgeiſtes ein Er-
eigniß herbeiführte, an welchem die anmaßende römiſche Staatskunſt
ſcheiterte. Luther, Zwingli und Calvin waren nur die Herolde und
Vorfechter einer Oppoſition, die ſchon das ſtille Bekenntniß von Tau-
ſenden, faſt die Hälfte des Occidents förmlich vom Papſte losriß,
während ihn auch die Politik Carls V. immer mehr in den Hinter-
grund ſtellte. Was frühere Jahrhunderte der Unwiſſenheit dem
Papſte zugeſtanden hatten, ſanctionirte nun zwar die tridentiniſche
Kirchenverſammlung und die Geſellſchaft Jeſu trat als eine Schutz-
wache um ſeinen Thron, die die Spuren der Reformation in den
katholiſch gebliebenen Staaten zu vertilgen, und was in Europa ver-
loren worden war, durch Miſſionen unter den Heiden zu erſetzen
ſtrebte. Doch weder dieſe neue Stütze, noch die Staatskunſt ſchlauer
Päpſte, wie Clemens VII. Medicis 1523 bis 1534, den des Kaiſers
General, Carl von Bourbon, 1527 in die Engelsburg trieb, und
Paul III. Farneſe 1534 bis 1549, der ſeinem Hauſe Parma und
Piacenza erwarb, noch die mönchiſche Kirchlichkeit Paul IV. Caraffa
1555 bis 1559, noch die Mäßigung Pius IV. Medicis 1559 bis 1566,
der ſich bis zur Verwilligung des Kelchs für die huſſitiſchen Böhmen
herabließ, oder die Anmaßung und Härte Pius V. 1566 bis 1572,
der durch ſeine, des ſtolzen Dominicaners und wüthenden Ketzerrich-
ters, der er vorher geweſen, vollkommen würdige Nachtmahls-
bulle (In coena Domini) Fürſten und Völker empörte, obgleich
ſeine rauhe Sittenſtrenge ihm zur Ehre der Canoniſation verhalf,
ferner die gemeinnützige Thätigkeit Gregor XIII. 1572 bis 1585,
welcher der Welt den verbeſſerten (Gregorianiſchen) Kalender gab,
oder die Regentengröße und Weisheit Sixtus V. 1585 bis 1590
(ſ. d. Art. Sixtus), das Glück Clemens VIII. Aldobrandini 1592
bis 1605, der 1597 Ferrara zum Kirchenſtaate ſchlug, noch endlich
die Gelehrſamkeit Urban VIII. Barberini 1623 bis 1644, der Urbino
dazu brachte, und die Bewegung der Erde um die Sonne von Galilei
abſchwören ließ, vermochte das alte Anſehn eines Throns wiederher-
zuſtellen, auf dem in der Regel nicht die Religion, ſondern die Po-
litik des Eigennutzes und der Herrſchſucht, und im 17ten Jahrhun-
derte auch meiſt die Schwäche und Beſchränktheit regierte. Verge-
bens erneuerte man zu Rom die Sprache des ſiebenten Gregors und
des dritten Innocenz; auch in katholiſchen Staaten wurde der Unter-
ſchied der kirchlichen Angelegenheiten von den politiſchen ſchon deutlich
genug begriffen, um die Einſchränkungen des päpſtlichen Einfluſſes

auf die erſtern in der Ordnung zu finden. Seit der Mitte des 16ten Jahrh. wurde kein deutſcher Kaiſer mehr vom Papſte gekrönt, die Fürſten, die ihm ſeine Politik abgelernt hatten, entzogen ſich ſeiner Vormundſchaft, die Nationalkirchen gewannen ihm Freiheiten ab, die er vergebens ſtreitig machte, und der weſtphäliſche Friede, den der heilige Stuhl nie anerkannt hatte, gab Grundſätzen der Toleranz, die mit den Fundamentallehren des Papismus im geraden Widerſpruche ſtehen, eine öffentliche, von allen europäiſchen Mächten garantirte Geltung. Unter ſolchen Umſtänden konnte nicht mehr von Erweiterung der päpſtlichen Macht, ſondern nur von Anſtalten gegen ihren gänzlichen Verfall die Rede ſeyn, und der Statthalter Chriſti, der, da er anfing ſich den Knecht der Knechte zu nennen, Herr aller Herren ward, mußte ſich nun in die Rolle eines Unterdrückten fügen, der mehr das Mitleid und die Billigkeit, als den Gehorſam anſpricht. Der Janſenismus raubte ihm einen bedeutenden Theil der Niederlande, ſeine Bullen galten außer dem Kirchenſtaate nichts mehr ohne die Genehmigung der Könige, die Abgaben aus fremden Reichen, die nur noch durch Concordate in Verbindung mit Rom erhalten werden konnten, gingen immer ſparſamer in Rom ein; in Frankreich und bald auch in Deutſchland wurde er das Ziel des Witzes, und die würdigen Männer, die den heiligen Stuhl im Laufe des 18ten Jahrhunderts zierten, der gelehrte Lambertini 1740 bis 1758, (ſ. d. Art. Benedict XIV.) und der aufgeklärte Ganganelli 1769 bis 1774 (ſ. d. Art. Clemens XIV.) mußten die Schuld ihrer Vorfahren büßen und ſich die Achtung, die dieſe ertrotzt hatten, durch Geduld, Nachgiebigkeit und perſönliche Verdienſte zu erhalten ſuchen. Schlimmer noch ging es ihren Nachfolgern Pius VI. 1775 bis 1799 und Pius VII. ſeit 1800. (Vergl. d. Art. Pius VI. und VII.) Der Erſtere wurde nach bittern Erfahrungen von den Fortſchritten der Aufklärung, gerade als der Tod Joſeph II. ihm neue Hoffnungen gab (ſ. d. Art. Nuntien), Zeuge von der Revolution, welche die franzöſiſche Kirche von ihm losriß und ihn ſeiner Staaten beraubte. Der Andere mußte ſeine perſönliche Freiheit und den Beſitz des verkleinerten Kirchenſtaats durch ein zweideutiges Concordat 1801 mit Buonaparte und durch ſchmähliche Erniedrigungen erkaufen, um 1809 Beides wieder zu verlieren. Nie war die geiſtliche Würde des Papſtes mehr ins Gedränge gekommen, als durch die Folgen dieſes Unglücks, und wie ſchmerzlich Pius die Demüthigung empfindet, einer Coalition, welche größtentheils aus Ketzern (England, Preußen, Rußland) beſteht, ſeine Rettung im Frühjahre 1814 verdanken zu müſſen, hat er nicht nur durch die Wiederherſtellung der Inquiſition, der Jeſuiten- und anderer geiſtlichen Orden, ſondern auch durch die Erneuerung von Reclamationen, Proteſtationen und Grundſätzen gezeigt, die den liberalen Ideen und Beſchlüſſen ſeiner Befreier durchaus entgegen ſind. So hat ſich denn vor unſern Augen durch die Rückſchritte dieſes Papſtes zum Geiſte des 11ten und 12ten Jahrh. bewährt, was immer die Hauptmaxime des römiſchen Hofes war, „von ſeinen Behauptungen und Ausſprüchen nie das Mindeſte beſtimmt aufzugeben, ſondern damit nur die gelegne Zeit abzuwarten.“ Doch dieſe ſcheint noch nicht gekommen zu ſeyn und wird auch ſchwerlich wiederkehren. Die politiſche Rolle eines Schiedsrichters von Europa iſt von Rom durch Frankreichs Hände auf das Cabinet von St. James übergegangen, und in der franzöſiſchen und deutſchen katholiſchen Kirche regen ſich

Elemente eines Freiheitsgeiſtes und weitverbreitete Wünſche eines ſelbſtſtändigen Nationalkirchenthums, bei welchem die alten Theorien der päpſtlichen Curie ſchwerlich wieder zur allgemeinen Ausübung kommen dürften. Was die Politik oder kirchliche Frömmigkeit einiger katholiſchen Regenten dem Papſte in den letzten Jahren zugeſtanden hat, iſt im Art. Concordat angegeben. Ueber die weltlichen Beſitzungen des Papſtes ſ. d. Art. Kirchenſtaat. Dieſes Land ſcheint ſeit der Rückkehr des Papſtes weniger glücklich zu ſeyn, als es unter der franzöſiſchen Regierung war. Der Druck der Abgaben wurde nicht erleichtert, Handel und Induſtrie waren geſunken, und die öffentliche Sicherheit war auf die unerhörteſte Weiſe gefährdet. — So einfach das Privatleben des jetzigen Papſtes iſt, ſo hat er doch für den Glanz des römiſchen Stuhles durch wiederholte Ernennungen von Cardinälen geſorgt, ſo daß das Collegium derſelben am Ende des Jahres 1817 beinahe vollzählig war. Auch die beiden päpſtlichen Verdienſt-Ritter-Orden vom goldnen Sporn und vom heil. Johann vom Lateran ſind wieder vertheilt worden. Der erſte, geſtiftet 1559, wird in der Canzleiſprache der Orden der Ritter der goldenen Miliz genannt; die Benennung vom goldenen Sporn gibt man ihm nur im gemeinen Leben. Das Ordenszeichen iſt ein goldnes, weißemaillirtes, achtſpitziges Kreuz, an welchem unten ein goldner Sporn hängt; es wird an einem rothen Bande im Knopfloche getragen. Päpſtliche Beamte, Gelehrte, Künſtler oder Perſonen, die ſich ſonſt um den päpſtlichen Stuhl verdient gemacht und katholiſcher Religion ſind, erhalten ihn. Er ſteht jedoch in keinem vorzüglichen Anſehn. Die Decoration des zweiten Ordens iſt ein goldenes, achtſpitziges rothemaillirtes Kreuz, in deſſen Mitte auf der Vorderſeite Johannes der Täufer und die Inſchrift: Ordinis Institutio 1560. Auf der Rückſeite die päpſtliche Tiare mit kreuzweis aufgeſtellten Schlüſſeln, und der Inſchrift: Praemium virtuti et pietati. Er wird wie der erſte an einem rothen Bande getragen, und auf gleiche Art vertheilt. E.

Parabel. Dieſes Wort (παραβολή) wird bisweilen von einfachen Gleichniſſen, vorzüglich aber von einer fortgeſetzten Reihe derſelben, oder von einer ganzen Rede in Gleichniſſen (Gleichnißrede) gebraucht; daher paraboliſch gleichnißmäßig. Letztere verhält ſich zum einfachen Gleichniſſe, wie die Allegorie zur Metapher, und darf alſo weder mit der Allegorie, noch mit der Parömie (der ſprichwörtlichen Rede), noch mit der Fabel verwechſelt werden, deren Gebiet ſie oft beſtreift. Die Parabel ſetzt, wie das Gleichniß, da ſie eine Idee von allen Seiten umfaſſen und durch fortſchreitende Bilder einer Art verſinnlichen will, einen ruhigen Zuſtand des Gemüths voraus, der uns erlaubt, bei der Betrachtung eines Gegenſtandes zu verweilen. Sie wird alſo im Lehrvortrage, auch in dichteriſchen Darſtellungen dieſer Gattung, herrſchen, weniger im Epos, am wenigſten in der Lyrik und im Drama, wiewohl wir eine ſehr vollendete Parabel von den drei Ringen in Leſſings Nathan finden, welche ſich ſeiner Natur nach zum Didactiſchen hinneigt. Die trefflichſten Parabeln oder Gleichnißreden finden wir im alten und neuen Teſtamente, da ſie überhaupt bei den Orientalen gewöhnlicher waren. So ſind z. B. Nathans Bußpredigt an David, die Erzählung Jeſu vom verlornen Sohne, von den Arbeitern im Weinberge, von dem ungetreuen Haushalter, ausgeführte Parabeln. Unter den Deutſchen ha-

ben ſich beſonders Herder und Krummacher in dieſer Darſtellungsart ſehr verdient gemacht. dd.

Parabel, in der Mathematik eine krumme Linie (Curve), welche einen der drei Kegelſchnitte (ſ. d. Art.) begränzt; nämlich denjenigen, wo eine Ebene eine Seitenlinie des Kegels und folglich auch den Kegel ſelbſt dergeſtalt ſchneidet, daß die Axe des Schnittes mit der entgegengeſetzten Seitenlinie parallel iſt. Der Punkt, wo die erſtgenannte Seitenlinie von der Ebene geſchnitten wird, heißt der Scheitel. Alle Parallellinien, welche innerhalb der Curve ſenkrecht durch die (aus dem Scheitel mitten durch die Fläche der Curve laufende) Axe gezogen werden, heißen Ordinaten, die Hälften, in welche die Axe ſie theilt, Semiordinaten, die Stücke der Axe vom Scheitel an bis zu ihrem Schneidepunkte mit einer gegebenen Ordinate wird die Abſciſſe der letzten genannt, die beiden Seiten der Curve, vom Scheitel an bis auf die Grundfläche des Kegels, heißen ihre Schenkel. Je näher der Schnitt an der Spitze des Kegels geſchieht, deſto ſchmaler und enger wird die Curve, je weiter davon, deſto mehr divergiren ihre Schenkel. Der Abſtand ihres Scheitels von der Spitze des Kegels beſtimmt ihre Krümmung. Es iſt nämlich mathematiſch erweislich, daß überall in der Parabel das Quadrat der Semiordinate dem Rectangulum aus der zu dieſer Semiordinate gehörigen Abſciſſe und aus einer Linie gleich iſt, welche ſich zum Abſtande des Scheitels von der Kegelſpitze verhält, wie das Quadrat vom Durchmeſſer der Grundfläche zum Quadrat der Seitenlinie des Kegels. Dieſe Linie heißt der Parameter. (S. d. Art.) Ihre Größe bleibt für einen gegebenen Abſtand des Scheitels von der Kegelſpitze, und folglich für eine gegebene Parabel, immer die nämliche, während die Semiordinaten und ihre Abſciſſen ſich ſtets verlängern, je weiter die letztgenannten vom Scheitel entfernt ſind. Iſt der Kegel ſo beſchaffen, daß ſeine Seitenlinie und der Durchmeſſer der Grundfläche, mithin auch ihre Quadrate, einander gleich ſind, ſo iſt auch der Parameter dem Abſtande des Scheitels von der Kegelſpitze gleich, mit andern Worten: dieſer Abſtand iſt ſelbſt der Parameter. Die Algebraiſten pflegen den Parameter mit a, die Abſciſſe mit x und die Semiordinaten mit y zu bezeichnen, und drücken nun die Grundeigenſchaft dieſer Curve durch die Gleichung aus: $y^2 = ax$. Sie heißt von dem Apollonius, welcher über die Kegelſchnitte geſchrieben, die Apolloniſche, zum Unterſchied von den Parabeln ſchiefer Kegel und höherer Geſchlechter. Der Punkt in der Axe, wo die Abſciſſe dem Parameter gleich (wo $x = a$) iſt, heißt der Brennpunkt. Er führt dieſen Namen, weil auf ſeiner Haupteigenſchaft die Theorie des paraboliſchen Hohlſpiegels beruht. Wenn man nemlich in der Parabel, wo man will, eine gerade Linie zieht, welche, der Axe parallel laufend, die Curve trifft; und wenn man aus dem Brennpunkt eine gerade Linie in den nemlichen Punkt der Curve zieht, ſo machen allezeit beide Linien mit der Curve (ſtrenger geſprochen: mit ihrer Tangente für den gegebenen Punkt) gleiche Winkel. Nun wird in den optiſchen Wiſſenſchaften erwieſen, daß, wenn ein Lichtſtrahl von einer polirten Fläche zurückprallt, jederzeit der Abprallwinkel dem Einfallswinkel gleich iſt. Iſt daher ein Hohlſpiegel paraboliſch, d. h. dergeſtalt geſchliffen, daß ſeine Höhlung ein paraboliſcher Kegel iſt (ein Kegel, deſſen Seitenlinien Parabelſchenkel ſind, weil er in der Real-Definition als der körperliche Raum gedacht wird, welchen eine ſich um ihre Axe dre-

hende Parabelfläche beſchreibt): ſo fällt der Rückprall **aller** Lichtſtrahlen, die mit der Axe parallel auf die krumme Fläche fallen, **in Einem** und demſelben Punkte, nemlich im Brennpunkte, zuſammen. Und je größer der Parameter dieſer paraboliſchen Höhlung, populär zu reden: je **weiter** dieſelbe, je weniger ſie bei der Betaſtung fühlbar iſt, deſto weiter fällt der Brennpunkt vor dem Spiegel heraus. Den Vortheil der Vereinigung **aller** Parallelſtrahlen gewährt der **ſphäriſche** Hohlſpiegel nicht (ſ. Wolfs Anfangsgründe aller mathematiſchen Wiſſenſchaften, Catoptrik §. 43. 44. u. 47.) und daher zeigt der **paraboliſche** alle catoptriſchen Wirkungen des Hohlſpiegels, worunter auch die Vergrößerung der Gegenſtände gehört (Wolf a. a. O. §. 61.), vollkommener. Daher ſeine Wichtigkeit für die **Aſtronomie** in Bezug auf die Spiegelteleſcope. Nicht minder weſentlich iſt die Theorie der Parabel für die Artillerie. Jeder Schuß, wie überhaupt jeder Wurf eines Körpers, wenn er nicht ſenkrecht niederwärts geht, gibt die Erſcheinung eines Kampfes der werfenden Kraft mit der Schwerkraft des geworfenen Körpers, und die Eigenſchaften der Parabel dienen, aus dem Verhältniß der Größe beider Kräfte den (krummen) Weg des geworfenen Körpers im freien Raume mathematiſch zu berechnen. Denkt man aus dem Raume die Luft hinweg, ſo iſt erweislich, daß dieſer Weg ſtets eine Parabellinie ſeyn muß, deren Scheitel die größte Höhe (Entfernung von dem Erd-Schwerpunkte) iſt. (S. Karſtens Lehrbegriff der geſammten Mathem. Thl. 4. §. 96.) Iſt die Richtung des Wurfes horizontal (Kernſchuß), ſo liegt der Scheitel im Anfangspunkte des freien Weges, z. B. in der Mündung des Schießrohres, und der Körper durchläuft einen Parabelſchenkel. Das Verhältniß der Schußkraft zur Schwere der Kugel beſtimmt den Parameter dieſer Parabel, mithin ihre Krümmung, und auf dem Grunde der obigen Gleichung läßt ſich berechnen, wie tief in jeder gegebenen Entfernung die Kugel unter der horizontalen Richtungslinie des Geſchützes ſich befinden wird. Gibt man dem Rohre **Elevation**, d. h. eine Richtung, welche zwiſchen die Horizontal- und Vertikallinie fällt (Bogenſchuß), ſo durchläuft die Kugel ſteigend den einen, und fallend den andern Schenkel der Parabel, und es läßt ſich wiederum mathematiſch berechnen, in welcher Entfernung ſie wieder in die Horizontallinie fallen wird. Umgekehrt, wenn die Entfernung des Gegenſtandes gegeben (geſchätzt) iſt, den ſie treffen ſoll, nemlich ſeine Entfernung ſowohl vom Geſchütz, als von der Horizontallinie; ſo läßt ſich aus denſelben datis, aus der Schußkraft und der Schwere der Kugel die Richtung (der Elevationswinkel) beſtimmen, welche dem Rohre gegeben werden muß. Der Widerſtand der Luft, ihre Friction mit der Kugel, ändert zwar einigermaßen dieſen paraboliſchen Lauf; aber die Abweichung iſt bei dem kleinen Gewehr, wegen der Kleinheit der Kugel, unbedeutend bis zur Unmerklichkeit, und bei größerem Geſchütz, z. B. bei Bomben, unterliegt ſelbſt dieſe Abweichung einer mathematiſchen Berechnung, weil der Widerſtand der Luft nach Maßgabe der Größe der Kugel und ihres Triebes bis auf einen gewiſſen Grad der Genauigkeit durch Experimente mit andern bewegten Körpern ausgemittelt werden kann. Selbſt die Dichtigkeit der Luft, welche auf ihren Widerſtand Einfluß hat, iſt meßbar, obſchon die Geſchützkunſt in der Praxis bis dahin die Genauigkeit der Berechnung nicht treibt. (Vergl. d. Art. **Balliſtik**.) Für die Schützen mit dem kleinen Gewehr, beſonders mit Büchſen, ergeben ſich aus

der obigen Theorie noch einige nützliche Wahrheiten, worüber der Art. Viſir zu vergleichen. A. Mnr.

Paraboliſcher Spiegel, ſ. Brennſpiegel.

Paracelſus, deſſen ganzer Name Philippus Aureolus Theophraſtus Paracelſus Bombaſt de Hohenheim war, war, der gewöhnlichen Meinung nach, im Jahre 1493 zu Einſiedeln bei Zürich geboren; Haller indeß glaubt, daß er aus Gaiß im Canton Appenzell gebürtig geweſen, und zu der noch daſelbſt beſtehenden Familie Hochener gehört habe. Sein Vater, welcher die Arzneikunde übte, auch ſich mit der Chemie beſchäftigte, ertheilte ſeinem Sohne den erſten Unterricht in dieſen Wiſſenſchaften, und übergab ihn dann dem Trithemius, Abt von Spanheim, der in dem Rufe großer Gelehrſamkeit in der Chemie ſtand. Paracelſus vertauſchte nachher dieſen Lehrer mit Sigismund Fugger, einem großen Operateur. Von Beiden erfuhr er manches Geheimniß, und wurde in die Alchymie eingeweiht. Er führte darauf ein unſtetes Leben, durchreiſete einen großen Theil von Europa, und ſuchte nicht bloß auf den vorzüglichſten Univerſitäten und bei den gelehrteſten Männern Unterricht, ſondern nahm in Anſehung von Heilmitteln, Curarten und Arcanis auch von Barbieren, Beſchwörern, alten Weibern und Quackſalbern guten Rath an. Doch erwarb er ſich auf ſeinen Reiſen eine nicht geringe Kenntniß in der Kunſt, die Metalle zu ſcheiden und zu verbinden, und wiewohl der Hauptzweck, auf den immer hingearbeitet wurde, der Stein der Weiſen und eine Univerſalmedicin waren, ſo entdeckte er doch beiläufig auch manches ſchätzbare Heilmittel. Von Natur beſaß er alle Eigenſchaften, um als Wundarzt mit Erfolg aufzutreten, ausgezeichnete Talente, doch ohne gelehrte Bildung, mancherlei Erfahrungen, die größte Anmaßung und Zuverſicht, rohes und ſonderbares Betragen und eine geheimnißvolle unverſtändliche Sprache. Auf ſeinen Zügen practicirte er als Arzt und Wundarzt, und wohnte in beiden Eigenſchaften mehrern Schlachten und Belagerungen bei. Einige glückliche, mit den gewöhnlichen Uebertreibungen erzählte Curen machten ſeinen Namen in Deutſchland berühmt; und die Linderung, die er dem berühmten Buchdrucker Froben, der an der Gicht litt, auf einige Zeit durch ſein Laudanum verſchaffte, bewogen den Magiſtrat von Baſel, ihm den dortigen Lehrſtuhl der Medicin mit einem anſehnlichen Gehalte zu übertragen. In den Jahren 1527 und 28 gab er täglich Unterricht, oft in barbariſchem Latein, gewöhnlich aber deutſch, wobei er hauptſächlich ſeine eigenen dunkeln Werke erläuterte. Oeffentlich verbrannte er die Werke des Galen und Avicenna, die er, vielleicht nicht ohne allen Grund, für die Verderber der Phyſik erklärte, während er dem Hippokrates die ſchuldige Ehrfurcht zu erweiſen ſchien. Nichts gleicht dem lächerlichen Stolze, mit welchem er die Alleinherrſchaft in der Medicin ſich anmaßte. Obgleich er ſich enthuſiaſtiſche Anhänger erwarb (Paracelſiſten), ſo ſchreckte doch der Barbarismus und Unſinn ſeiner Vorleſungen viele Lernende zurück. Ein Streit mit dem Magiſtrate wegen einer zu ſeinem Nachtheile gegebenen Entſcheidung, bewog ihn plötzlich Baſel 1528 zu verlaſſen. Darauf lebte er im Elſaß und in andern Ländern Deutſchlands, brachte ſeine meiſte Zeit in Schenken zu, und zechte ganze Nächte in der gemeinſten Geſellſchaft. Doch wußte er durch einige außerordentliche, durch ſeine kräftigen Mittel bewirkte Curen ſeinen Ruf zu erhalten, wiewohl die Fälle, wo er fehlgriff, eben ſo häufig waren. Endlich, wiewohl er

ſich eines Elixirs rühmte, womit er ſein Leben nach Gefallen verlän-
gern könne, ſtarb er 1541 an einem Fieber in einem Gaſthauſe zu
Salzburg, und ward im St. Sebaſtianshoſpital begraben, dem er
ſein mäßiges Vermögen vermachte. Die wiſſenſchaftliche Chemie ver-
dankt ihm ſehr wenig, da er ſein Syſtem der drei Elemente von
Salz, Schwefel und Queckſilber von Baſilius Valentinus entlehnte,
und durchaus ohne Klarheit und Methode war. Einzelne nützliche
Erfindungen und Verſuche gehören ihm an, ſo wie überhaupt das
Verdienſt, die Chemie mit der Medicin näher verbunden und auf die
Unentbehrlichkeit der erſtern für die letztere aufmerkſam gemacht zu
haben. Auch ſcheint er manches bisher für ſchädlich gehaltene Mittel
dreiſt angewendet zu haben. Darin beſteht für die Heilkunde ſein
Hauptverdienſt; denn ſeine gänzliche Unwiſſenheit in der Anatomie
und rationalen Phyſiologie erlaubte ihm nicht, auf die Verbeſſerung
der Theorie Anſpruch zu machen; außerdem war er nicht nur Al-
chemiſt, ſondern auch Aſtrolog, Theoſoph, ſo wie der Magie, Geo-
mantie und anderm myſtiſchen Betruge zugethan. Auch ſuchte er die
Kabbala zu erläutern und auf die Medicin anzuwenden. Das Opium
ſtand unter ſeinen Arzneien oben an. Auch aus Antimonium und
Merkur bereitete er ſehr heftig wirkende Präparate. Letzteren wandte
er mit Erfolg gegen die veneriſchen Uebel an. Bei Lebzeiten hat er
wenig drucken laſſen, aber eine große Menge Schriften ſind nach ſei-
nem Tode unter ſeinem Namen erſchienen, deren vollſtändige Ausgabe
zu Genf 1658 in drei Foliobänden erſchienen iſt.

Parachute, ſ. Fallſchirm.

Paraclet, ſ. Geiſt (heil.).

Paradies. Die Bibel erwähnt eines zweifachen Paradieſes: eines irdiſchen, in welchem das erſte Menſchenpaar im Stande der Unſchuld ſeit ſeiner Erſchaffung lebte, bis es aus dieſem glücklichen Aufenthalte um ſeines Ungehorſams willen getrieben und in die Welt hinausgeſtoßen wurde (Eden, der Garten Edens, nach der Urkunde in Südaſien auf dem Gebiete des heutigen Perſiens. Die griechiſche Ueberſetzung des alten Teſtaments bedient ſich des Worts Paradiſos, Paradies, womit die Parks der perſiſchen Könige benannt wurden), und eines himmliſchen, welches als der Aufenthalt der Seligen nach dem Tode bezeichnet wird. Die Vorſtellung, daß der Menſch, je nachdem er gerecht oder ungerecht gelebt, einſt nach dem Tode an einen Ort der Freude oder Trauer verſetzt werde, finden wir faſt bei allen Völkern der Erde wieder, aber unter den mannichfaltigſten Abweichungen und Verſchiedenheiten. Je roher und ſinnlicher die Begriffe eines Volks ſind, deſto roher und ſinnlicher ſtellt es ſich den Ort vor, an dem die Seele nach dem Tode des Körpers fortdauern wird, indem er das Irdiſche auf das Ueberirdiſche überträgt. In ſeinem Paradieſe iſt nichts vorhanden von dem, was ihm hier Schmerz oder Kummer verurſacht, dagegen wird ihm alles zu Theil werden, was ihm hier das Köſtlichſte und Wünſchenswertheſte iſt. Der kriegeriſche Germane ſchmauſete in ſeinem Paradieſe (Wallhalla) mit den Helden der Vorzeit, und ſchlürfte köſtliches Bier aus den Schädeln erſchlagener Feinde; der ſinnliche Mahommedaner ſchwelgt unter Wohlgerüchen in den Armen roſiger Mädchen u. ſ. w. Der geläuterte Chriſtianismus hat alle irdiſchen Vorſtellungen aufgegeben, und findet den paradieſiſchen Zuſtand der Gerechten nach dem Tode darin, daß ſie, je mehr ſie die Tugend lieb gewonnen, um ſo fähiger geworden, ſich zu immer größerer Vollkommenheit auszubilden.

Paradies (Maria Thereſia), geboren zu Wien 1759, iſt eben ſo merkwürdig durch ihr Schickſal als durch ihr ausgezeichnetes muſikaliſches Talent. Schon in einem Alter von 4 Jahren und 8 Monaten wurde ſie durch einen gichtartigen Schlagfluß ihres Geſichts gänzlich beraubt. Da ſie für die Muſik viel Neigung zeigte, ließ ſie ihr Vater vom ſiebenten Jahre an auf dem Fortepiano und im Geſange unterrichten. Schon nach drei Jahren ließ ſie ſich in der Auguſtinerkirche zu Wien in dem Pergoleſiſchen Stabat mater als erſte Sopranſängerin hören, wobei ſie ſelbſt auf der Orgel accompagnirte. Die dabei anweſende Kaiſerin, Maria Thereſia, ſetzte ihr ſogleich ein Jahrgeld von 200 Gulden aus. Bald brachte es die junge Virtuoſin durch Kozeluchs Unterricht ſo weit, daß ſie nach und nach gegen ſechzig Clavierconcerts mit der größten Genauigkeit ſpielen lernte. Im J. 1784 trat ſie darauf eine muſikaliſche Reiſe an, und erregte überall, wohin ſie kam, beſonders aber in London 1785, durch ihre Talente, ſo wie durch ihr Unglück, Bewunderung und Theilnahme. Beſonders rührend weiß ſie ihr Schickſal in einer Cantate von dem gleichfalls blinden Dichter Pfeffel, in Muſik geſetzt von Kozeluch, vorzutragen. Ihr Gedächtniß iſt bewundernswürdig treu; ihre Compoſitionen, deren Anzahl nicht klein iſt, und welche meiſtentheils für den Geſang ſind, dictirt ſie Note für Note in die Feder. Es ſind Stücke darunter von bedeutendem Umfange. Auch in andern Wiſſenſchaften, z. B. in der Geographie, im Rechnen u. ſ. w. iſt ſie wohlerfahren. Dabei iſt ſie in der Geſellſchaft heiter, unterhaltend, witzig und höchſt intereſſant. Noch lebt ſie in Wien als Vorſteherin einer trefflichen muſikaliſchen Bildungsanſtalt.

Paradiesvogel. Dieſer in Neuguinea und den benachbarten oſtindiſchen Inſeln einheimiſche Vogel, von dem man jetzt mehrere Gattungen kennt, zeichnet ſich vor allen andern durch die unnachahmliche Farbenpracht ſeines Gefieders aus. Sonſt erzählte man ſich allerlei Fabeln von ihm, z. B. daß er ohne Beine zur Welt komme und ſein ganzes Leben hindurch in der Luft ſchwebe, daß er bloß vom Thau lebe u. dergl., deren Ungrund man jetzt kennen gelernt hat.

Parador, ein griechiſches Wort, womit dasjenige bezeichnet wird, was gegen Meinung und Erwartung (paradoran) verſtößt oder ausſchlägt, das Unglaubliche, Unvermuthete. Paradorie, die Sonderbarkeit in Meinungen. Im Gebiete der Wiſſenſchaft oder des Geiſtes nennt man ſo, was gegen die herrſchende, für wahr angenommene Anſicht verſtößt, eine Behauptung oder ein Satz, welcher durch eine ſcharfſinnige, keck und ohne Weiteres hingeſtellte Folgerung aus weggelaſſenen vorhergehenden Sätzen entſteht. Es erhellt von ſelbſt, daß an ſich der Sinn dieſes Worts bloß ein beziehungsweiſe wahrer iſt und eine Schule die Behauptungen der andern parador finden kann, weil ſie eben von einander abweichen, daß aber darum noch nicht entſchieden iſt, ob die ſo benannte darum auch verwerflich ſey. In einem Zeitalter, welches rüſtig in der Wiſſenſchaft fortſchreitet, muß darum, und weil der Forſchungstrieb, wie er ſich in den Schulen ausſpricht, auch ſeine üppigen Auswüchſe hat, manches parador ſcheinen, weil es gegen eine frühere, beſchränktere Anſicht verſtößt, obwohl es an ſich in einer geſetzmäßig aufgebauten Anſchauungs- und Begriffsreihe ganz natürlich und nichts weniger als unerwartet, oder ganz falſch ſeyn kann. Nachdenken und lebendige Einſicht in Bau und Gliederung der Ideen wird gewiß im Gebrauche dieſes Worts behutſam machen.

Paraguay, ein großer Landſtrich von 40,000 Quadratmeilen in Südamerika, welchen der Paraguay durchſtrömt, der nach ſeiner Vereinigung mit dem Parana und Uruguay den Namen Rio de la Plata erhält. Dieſes Land, das zwiſchen Braſilien, dem äthiopiſchen Ocean, Peru, Patagonien, und Tucuman liegt, bildet jetzt größtentheils die Republik Buenos-Ayres (ſ. d.); das vom Plata öſtlich liegende Land aber iſt theils von den Portugieſen beſetzt, wie Monte-Video, theils wird es von dem Inſurgenten-Anführer Artigas behauptet. — Noch ehe Cortez ſeinen Eroberungszug nach Mexico ausführte, entdeckte (1515) der Großſteuermann von Caſtilien, Diaz de Solis, die Landſchaften um den Paraguay. Er verlor im Kampfe mit den Wilden das Leben. In der Folge legte zwar (1526) der Spanier Sebaſtian Cabot am Ausfluſſe des Paraguay eine Feſtung an, allein ſowohl dieſe Niederlaſſung, als auch das einige Zeit nachher gegründete Buenos-Ayres wurden wegen der beſtändigen Ueberfälle der kriegeriſchen Einwohner wieder verlaſſen. Darauf ſiedelten ſich die Europäer 150 Meilen weiter landeinwärts am Paraguay, zu Aſſuncion, an, denn dort waren die Eingebornen weniger kriegeriſch. Doch vierzig Jahre ſpäter (1581) wurde ein Theil der Coloniſten auf Befehl der ſpaniſchen Regierung, um der nähern Verbindung mit dem Mutterlande willen, durch Juan Ortis de Zarate nach Buenos-Ayres zurückgeführt, und dieſe Anſiedelung erhob ſich bald zu einem bedeutenden Handelsorte, ſo daß die eine der vier großen ſpaniſchen Statthalterſchaften in Amerika nach ihr benannt wurde (vergl. Südamerika). — Das eigentliche Paraguay, mit der Hauptſtadt la Aſſuncion, wurde im Jahre 1776, als das Vicekönigreich Rio de la Plata gebildet worden war, dieſem einverleibt. Früher hatten hier die Jeſuiten eine merkwürdige Niederlaſſung gegründet, die zu ihrer in den Jahren 1759 bis 1767 erfolgten Verbannung aus Portugal und Spanien die erſte Veranlaſſung wurde. Sie hatten nämlich ſchon im 17ten Jahrhunderte in Paraguay einen fruchtbaren Landſtrich ſich einräumen laſſen, den ſie mit 50 Hirtenfamilien beſetzten, welche ſie zum Ackerbau gewöhnten und in Handwerken unterrichteten. Weil aber die Sittenloſigkeit der neuen Ankömmlinge ihrem Bekehrungswerke ſehr im Wege ſtand, ſo machten ſie der ſpaniſchen Regierung den Antrag, daß ihnen das Miſſionsgeſchäft in Paraguay ausſchließlich (d. h. mit Ausſchluſſe aller Spanier) überlaſſen werden möchte, indem ſie ſich zugleich erboten, die ſpaniſche Sprache dort einheimiſch zu machen und für jeden Kopf der mannbaren Einwohner jährlich einen Piaſter (1 Thlr. 8 Gr.) an die Krone Spanien zu erlegen, auch auf Erfodern eine Anzahl derſelben zum Dienſte des Königs zu ſtellen. Die Regierung genehmigte dieſen Antrag und machte dadurch die Jeſuiten gleichſam zu Herren jenes Landes, wo ſie in kurzer Zeit einunddreißig Miſſionsbezirke (Doctrinae) mit einer Bevölkerung von mehr als 100,000 Einwohnern beherrſchten. Kein Spanier wurde in dieſen Bezirken geduldet, vielmehr der Haß der Einwohner gegen die Spanier und Portugieſen genährt. Die Jeſuiten wußten ſich ſogar eine bewaffnete Macht zu verſchaffen, indem ſie die Trennung der Portugieſen von den Spaniern (1640, als Braſilien an Portugal fiel) benutzten, um von der Regierung Waffen zu bekommen, damit ſie den Feind von den Gränzen abhalten könnten. Unter dem Vorwande, ſich gegen die Anfälle der benachbarten wilden Völkerſchaften ſicher zu ſtellen, erbaueten ſie auch Feſtungen, und bildeten einen förmlichen Kriegsſtaat, wofür ſie den Aufwand einzig aus

den Quellen des Landes beſtreiten wollten, ohne von der ſpaniſchen Regierung je etwas zu verlangen. So hatten ſie allmälig einen theokratiſchen Staat errichtet, der im 18ten Jahrh. das eigentliche Paraguay, Tucuman, Rio de la Plata und das Corregimento Tarja umfaßte; der Sitz des dirigirenden Provinzials und ſeiner vier Conſultatoren war Cordova, wo auch eine hohe Schule errichtet worden war. Die Jeſuiten waren im Beſitze des ganzen Handels mit den köſtlichen Landesproducten; die Eingebornen konnten weder über ihre Perſonen, noch über ihren Erwerb und ihr Vermögen frei verfügen, Keiner arbeitete für ſich ſelbſt, ſondern alle gemeinſchaftlich für den Staat, allein ſie wurden dafür auch aus der allgemeinen Staatscaſſe mit allen Bedürfniſſen verſorgt. — Durch ihr kluges Benehmen und falſche Darſtellungen von der Lage der Dinge gelang es ihnen, beinahe 150 Jahre lang die ſpaniſche Regierung zu täuſchen und ſie mit der auferlegten mäßigen Kopfſteuer zu befriedigen. Allein der Vertrag zwiſchen den Kronen Spanien und Portugal von 1752, durch welchen an letztere ſieben Miſſionsbezirke der Jeſuiten abgetreten werden ſollten, gab die Veranlaſſung, den wahren Plan der Jeſuiten zu enthüllen. Als dieſe nämlich, um die Vollziehung des Tractats zu verhindern, durch heimliche Ränke über Gränzberichtigungen zwiſchen den Spaniern und Portugieſen Streitigkeiten zu erregen geſucht, und endlich ſogar die Einwohner angereizt hatten, mit den Waffen in der Hand ſich den zu dem Theilungsgeſchäfte abgeordneten ſpaniſchen und portugieſiſchen Commiſſarien zu widerſetzen, erkannte man in Madrid und Liſſabon, welche gefährliche Macht in den Händen dieſer verſchlagenen Mönche ſey. Beide Regierungen vereinigten ſich, dieſe Macht zu brechen, allein ſie bedurften dazu bedeutender Verſtärkung, da die Jeſuiten ein wohlausgerüſtetes Heer von 20,000 Mann aufſtellten. Doch dieſes wurde von der vereinigten ſpaniſch-portugieſiſchen Armee (1756) geſchlagen und damit der Orden nicht nur aus dem ſchönen Paraguay, ſondern zehn Jahre ſpäter aus der ganzen ſpaniſchen Monarchie und Portugal vertrieben. — Paraguay iſt ein ebenes Land, das aus lauter Wieſen beſteht und wegen ſeiner vortrefflichen Bewäſſerung ſich vorzüglich zur Viehzucht eignet. Heerden von Hornvieh und Pferden bedecken ſeine Ebenen und manche Meierei zählt mehr als 10,000 Stück Schafe. Zwar liefert es kein Gold und Silber, allein aus ſeinem Handel mit Chile und dem Vertriebe ſeiner einheimiſchen Producte (Tabak, Zucker, Indigo, Seide und Baumwolle, Wachs, Holz und das geſuchte Paraguaykraut oder vielmehr die Blätter des Baumes Can, die als Thee verführt werden und wovon Chile allein jährlich für eine Million Thaler erhält) fließen große Schätze nach Europa. Unter den eingebornen 50 verſchiedenen Volksſtämmen, die das Land heutigen Tages noch bewohnen, zeichnen ſich die Abiponer, eine berittene Nation, durch ihren ſchönen Wuchs aus. — La Aſſuncion, die Hauptſtadt des Landes, am Fluſſe Paraguay, mit 7000 Einwohnern, iſt der Sitz einer Audienz und eines Biſchofes. Charcas und Corrientas ſind kleinere Städte. Außer dem Paraguay (la Plata) wird es noch vom Parana, Piliomayo, Bermejo (Vermejo), Salado und andern durchſtrömt. Das Clima iſt geſund, nur hier und da etwas feucht; Gewitter gibt es ſehr häufig. Die Geſchichte der Inſurrection im ſpaniſchen Amerika ſ. unter Weſtindien. J.

Paralipſis (παράλειψις), bei den Lateinern praeteritio, (Uebergehung) iſt diejenige Redefigur oder Wendung der Rede, vermöge

deren man ſagt, man wolle einen Gegenſtand nicht erwähnen, während man ihn doch eben damit, wenigſtens leicht, berührt, z. B. ich übergehe die Verläumdungen ꝛc. ich ſchweige von den Vergehungen ꝛc. und ſpreche nur ꝛc.

Parallaxe heißt der Winkel, den zwei verſchiedene Geſichtslinien zu einem und demſelben Gegenſtände mit einander bilden. Man denke ſich, daß von den beiden Endpunkten einer geraden Linie aus ein dritter Punkt geſehen werde, ſo bilden die beiden Geſichtslinien zu demſelben mit jener Grundlinie ein Dreieck, deſſen Scheitelwinkel die Parallaxe iſt. Dieſelbe dient vorzüglich in der Aſtronomie zur Berechnung der Entfernung der Himmelskörper. Vergl. d. Art. Aſtronomie.

Parallele. Parallellinien heißen zwei gerade Linien, die ins Unendliche fort verlängert, niemals zuſammenſtoßen, oder die überall gleichen Abſtand von einander haben. Daher heißt Parallele auch die Vergleichung zweier Gegenſtände, namentlich der hiſtoriſche, z. B. verſchiedener Zeiten, oder berühmter Männer. So ſchrieb Plutarch biographiſche Parallelen. Auch heißt parallel, was eine fortgeſetzte Vergleichung verſtattet, oder überhaupt in mehrern Theilen ſich ähnlich iſt; und dieß Verhältniß jener Dinge Parallelismus, z. B. bibliſcher Stellen (Parallelſtellen) ꝛc. Parallelogramm iſt eine vierſeitige Figur, deren einander gegenüberſtehende Seiten Parallellinien bilden, und Parallelepipedum eine Figur, welche von ſechs Parallelogrammen angeſchloſſen iſt, ſo daß die einander gegenüberſtehenden gleichlaufen, = ein länglicher Würfel. Parallelkreiſe, oder auch Breitenkreiſe, ſind an der Erdkugel die dem Aequator parallelen Kreiſe, von dem jeder einzelne durch alle diejenigen Punkte der Erdoberfläche geht, welche gleichen Abſtand vom Aequator haben. Parallelen ſind in der Kriegskunſt die Gräben, welche die nach der Feſtung zuführenden Laufgräben mit einander in Verbindung ſetzen, und ihren Namen daher führen, daß ſie mit dem Umriſſe der Feſtung gewöhnlich parallel laufen. Sie dienen gewöhnlich zum Sammelplatze der gegen die Feſtung zu richtenden Kräfte. Gewöhnlich werden bis zum Breſcheſchießen drei Parallelen erfodert, wo die erſte, d. i. entfernteſte von der Feſtung, nach Umſtänden in einer Entfernung von 600—900 Schritten vom bedeckten Wege der Feſtung, und die letzte, welche die Breſcharbeiten aufnimmt, auf dem Glacis ſelbſt angelegt werden. Man nennt Vauban als ihren Erfinder; wenigſtens hat er ſie zuerſt 1673 bei der Belagerung von Maſtricht angewendet.

Paralytiſch, von dem griechiſchen Worte paralysis (die Auflöſung, Zerſtörung, Schwächung), heißt in mediciniſcher Bedeutung ſo viel als gelähmt, und bezeichnet den Zuſtand des Körpers, da ein Theil deſſelben der Empfindung und wirklichen Bewegung beraubt iſt, — Gliederlähmung, Paralyſe überhaupt. Man unterſcheidet den vollkommenen paralytiſchen Zuſtand, da Beides, Gefühl und freiwillige Bewegung, z. B. des Arms, fehlt, und den unvollkommenen, da ein Theil des Körpers nur des Gefühls allein, oder der Bewegung allein beraubt iſt. In ſo fern Gefühl und Bewegung von dem Nerven- und Muskelſyſteme abhängen, kann der Sitz des paralytiſchen Zuſtandes nur in dieſen beiden ſeyn. Da aber die eigenthümliche Function der Muskeln, nämlich die Bewegung, ſelbſt bloß in dem Einfluſſe des belebenden Nerven gegründet iſt, ſo folgt, daß jeder paralytiſche Zuſtand ſeinen Grund in einer unterdrückten Func-

tion desjenigen Theils des Nervenſyſtems haben muß (ſ. d. Art. Nerven), welcher das Gefühl und die wirklichen Bewegungen vermittelt, alſo des Gehirns, als des Centrums des ganzen Nervenſyſtems, der von ihm abgehenden Nervenpaare, der Nerven des verlängerten Marks und des Rückenmarks, der Nervenpartien des Geſichts, der Arme und Hände, der untern Extremitäten, und der Nerven der der Willkür unterworfenen Schließmuskel. Betrifft die Unterdrückung der Nervenfunction das Gehirn in ſeinem ganzen Umfange, ſo erfolgt ein allgemeiner paralytiſcher Zuſtand, der auch Apoplexie oder Schlagfluß genannt wird; betrifft ſie nur einen Theil des Gehirns, oder irgend einer der gedachten Nervenpartien, ſo entſteht einſeitige Lähmung des Körpers, theilweiſe Lähmung des Geſichts, des Arms und Beins der einen Seite, Verzerrung des Mundes, Unfähigkeit den Arm oder das Bein zu bewegen, Mangel der Sprache, Lähmung der Schließmuskel, Unfähigkeit den Urin zu halten, u. ſ. w. Alles, was die Nerventhätigkeit anhaltend ſtört und aufhebt, kann paralytiſchen Zuſtand hervorbringen. Die häufigſten Urſachen ſind ſolche, die einen Druck auf das Gehirn, Trennung des Nerven, einen Druck auf den Stamm oder mehrere Zweige einer Nervenpartie, oder materielle Zerſtörung deſſelben, Mangel an Ernährung deſſelben bewirken, z. B. Ueberhäufung des Gehirns mit Blut, oder wäßrigen Feuchtigkeiten; Anſammlung von krankhaften Materien um einen Nervenſtamm, z. B. von Gicht und Rheumatismus, Unterbindung oder Durchſchneidung eines bedeutenden Nerven, Knoten, die ihn drücken, Geſchwüre, die ihn zerſtören, Erſchütterungen, von einem Falle oder Schlage, Verrückung aus der Lage, Quetſchung durch eine Verrenkung, z. B. der Wirbelknochen, wodurch ſo oft ein paralytiſcher Zuſtand der untern Gliedmaßen und der Blaſe entſteht. H.

Paramaribo, die Hauptſtadt in Surinam (ſ. d. Art.)

Parameter (höhere Geometrie) wird in den algebraiſchen Gleichungen, welche die Natur der Kegelſchnitte (ſ. d. Art.) erklären, die unveränderliche Linie genannt, welche eben durch ihre Unveränderlichkeit die Figur des Kegelſchnitts, z. B. die Dehnung der Elypſe, die Schenkelöffnung der Parabel und Hyperbel beſtimmt. Man denkt ſich nämlich die Entſtehung aller krummen Linien der Geometrie unter dem Bilde des Weges, den ein ſich bewegender und nach gewiſſem Geſetz ſeine Richtung ſtets verändernder Punkt zurücklegt. Der Cirkel z. B. entſteht, wenn auf einer Ebene ein Punkt ſich nach dem Geſetz bewegt, von einem andern Punkte in dieſer Ebene ſtets gleich weit entfernt zu bleiben. In der höhern Geometrie erklärt man ſein Weſen durch eine algebraiſche Gleichung. In jedem Cirkel nämlich, wo man auch immer aus der Peripherie eine Linie ſenkrecht auf den Durchmeſſer (die Axe) fallen laſſe, iſt das Quadrat dieſer Perpendicularlinie dem Rechteck aus den beiden Stücken gleich, in welche die Axe durch jene Perpendiculare zerſchnitten wird. Und umgekehrt: jede kumme Linie, in welcher dieß ſtatt findet, iſt ein Cirkel. Hier drückt die Gleichung das Verhältniß von Linien gegeneinander aus, die ſämmtlich in dem Cirkel liegen, und veränderlich ſind. Es gibt hier keinen Parameter, keinen Gegenmeſſer, nur der Durchmeſſer iſt unveränderlich. Die Parabel hingegen wird durch eine Gleichung erklärt, in welcher es eine unwandelbare Größe gibt, welche nicht nothwendig in der Linie ſich befindet. Man mag in beliebiger Entfernung vom Scheitelpunkte eine Perpendiculare

(Semiordinate) auf die Axe fallen laſſen; immer und überall wird ihr Quadrat dem Rechteck gleich ſeyn, welches aus der Linie vom Scheitel bis zum Einfallspunkte der Semiordinate und einer ſtets ſich gleichbleibenden Linie gezeichnet werden kann, welche zum Quadrat der Seite des Kegels, dem Quadrat des Durchmeſſers von der Grundfläche, und dem Abſtande des Parabelſcheitels von der Kegelſpitze die vierte Proportionalgröße iſt. Jene heißt Abſciſſe, und dieſe Parameter. Bezeichnet man den Parameter mit a, die Abſciſſe mit x, und die Semiordinate mit y, ſo wird zum Behuf algebraiſcher Combinationen die Parabel überhaupt durch die Gleichung repräſentirt: $y^2 = ax$. S. Wolfs Anfangsgründe aller mathematiſchen Wiſſenſchaften, Alg. §. 198. 217. A. Mnr.

Paramythien ſind kleine erzählende Dichtungen, zur Unterhaltung und Belehrung.

Paraphe, Handzug, iſt derjenige Zug, den man bei Unterzeichnung ſeines Namens anzuhängen pflegt, um die Nachahmung zu erſchweren.

Paraphernalgüter, Paraphernalien, Paraphernalvermögen iſt alles dasjenige, was die Frau außer ihrem Heirathsgute beſitzt, ſie mag es nun bei Schließung der Ehe ſchon beſeſſen oder während der Ehe erworben haben. Außer den von der Frau eingebrachten ökonomiſchen Gegenſtänden gehört alles zu ihrem Paraphernalvermögen, wenn nicht etwas ausdrücklich für Brautſchatz erklärt iſt, oder wenn nicht die Ehefrau ihrem vorigen Manne ihr ganzes Vermögen zum Brautſchatze gebracht hatte, und dem jetzigen Ehemanne ſtillſchweigend dieſelben Rechte zugeſteht. Dem Ehemanne kommt der Nießbrauch des Paraphernalvermögens zu.

Paraphraſe, die Umſchreibung oder erklärende Uebertragung einer Schrift, Stelle oder eines Spruchs u. ſ. w. in andere Worte derſelben oder einer andern Sprache. Die Ueberſetzung oder Uebertragung aus einer Sprache in die andere iſt davon zu unterſcheiden. Dieſe ſoll nicht mehr und nicht weniger ausdrücken als das Original. Die Paraphraſe dagegen hat den Zweck, den Text zu erklären, ohne bloßer Commentar zu ſeyn. Beim Paraphraſiren iſt daher der Ausdruck abſichtlich weitläufiger, als beim Ueberſetzen; der Paraphraſt will nur den Sinn, der Ueberſetzer auch den Styl übertragen.

Parentheſe nennen wir einen in eine Wortperiode, als beiläufige Bemerkung, oder Erläuterung eingeſchobenen Satz, durch welchen die Conſtruction unterbrochen wird, ſo daß ſie erſt nach dem Zwiſchenſatze wieder fortgeht; dann die Zeichen ( ), womit wir einen ſolchen oder andern beiläufigen Satz einzuſchließen pflegen.

Parère heißt ein ſchriftlich abgefaßtes Gutachten unparteiiſcher Kaufleute über eine zweifelhafte ſtreitige Handelsſache, worüber ſie, unter Vorlegung des vorſeyenden Falles und der Beſchaffenheit der Sache, zu Rathe gezogen und um ihre Meinung von den Parteien gebeten werden, z. B. ein Wechſelparere.

Parforcejagd, ſ. Jagd.

Parfum, Parfumerie, ein künſtlicher Wohlgeruch. Sie ſind theils allerlei wohlriechende Waſſer, Oele, Geiſter, theils Sachen, die mit ſolchen wohlriechenden Dingen angemacht ſind, als Seifenkugeln, Pomaden, Bänder u. ſ. w. Mit dergleichen parfumirten Waaren treiben vornemlich Graſſe, Cette, Montpellier, Bordeaux, Grenoble, Paris, ferner Neapel, Mailand, Bologna und Genua einen ſtarken Handel.

Parini (**Giuſeppe**), einer der berühmteſten italieniſchen Dichter der neuern Zeit, war 1729 in dem mailändiſchen Dorfe Buſiſio, wo ſein Vater ein Gütchen beſaß, geboren, ſtudirte auf dem Gymnaſium Arcimboldi zu Mailand ſchöne Wiſſenſchaften und Philoſophie und widmete ſich wider ſeine Neigung nach dem Willen des Vaters der Theologie. Mit einer ungünſtigen äußern Lage und körperlichen Leiden kämpfend, arbeitete er unabläſſig an ſeiner weitern Ausbildung. Schon früh hatte er ſich in der Dichtkunſt verſucht. Seine Umſtände zu verbeſſern, gab er eine Auswahl ſeiner Jugendverſuche unter dem Namen Ripano Eupilino 1752 heraus. Sie fanden Beifall; die römiſche Arcadia ernannte ihn zu ihrem Mitgliede; er nahm als ſolches den Namen Dariolo Elidonio an. Schmeichelhaft dazu aufgefodert, ward er Hofmeiſter in den erlauchten Familien Borromeo und Serbelloni; dadurch ward er in den Stand geſetzt, ſeiner Lieblingsneigung freier folgen zu können. Seine nächſten literariſchen Arbeiten waren kritiſcher Art. Er ſchrieb unter andern gegen den Dialogo della lingua Toscana von Onofrio Branda und verwickelte ſich dadurch in eine hitzige Fehde. Einen begonnenen Fiſcherroman ließ er unbeendigt, weil er bald empfand, daß ihm Neuheit und Originalität mangle. Die Sitten der Großen und das Leben in den Paläſten, die er kennen und verachten gelernt hatte, beſchloß er ſatiriſch darzuſtellen, in der Darſtellung aber das Didaktiſche und Dramatiſche mit dem Satiriſchen zu verweben. So ward er in ſeinem Tage der Schöpfer einer neuen Gattung. Unter dem Scheine, als wolle er die Vornehmen unterrichten, gab er ihre Sitten und ihr Thun der bitterſten Satire preis. Im J. 1763 erſchien der Morgen und zwei Jahre darauf der Mittag. Dieſe trefflichen Gedichte erwarben ihm die Gunſt des öſterreichiſchen Miniſters Firmian, der ihm zunächſt die Redaction einer Zeitung auftrug, im J. 1769 aber, um Parini's Talent dem Vaterlande noch nützlicher zu machen, ihn zum Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften an der palatiniſchen Schule ernannte. Parini las in der Canobiana bis zu ihrer Aufhebung, worauf er Profeſſor der Beredtſamkeit am Gymnaſium der Brera wurde. Von den erſten Jahren ſeines Lehramtes an verfaßte er den lobenswerthen Curs der ſchönen Wiſſenſchaften, der gedruckt iſt. Später erhielt er noch die Profeſſur der ſchönen Künſte, über die er auch Vorleſungen hielt. Er entwarf mehrere Lehrplane und ſchrieb eine Menge Programme. Die Ankunft des Erzherzogs Ferdinand von Oeſterreich und deſſen Vermählung mit der Prinzeſſin Maria Beatrice von Eſte feierte er mit einem muſikaliſchen Drama, Aſcanio in Alba, das ſich vortheilhaft auszeichnet, und dem noch andere dramatiſche Verſuche, namentlich verſchiedne ſchöne Cantaten folgten. Nicht geringern Erfolg hatten ſeine lyriſchen Gedichte. Inzwiſchen beſchäftigte ihn die Vollendung ſeines Tages; er entwarf den Abend und die Nacht. Aber allzugroße Aengſtlichkeit und die Unruhen der damaligen Zeit ließen ihn ſeine Arbeit oft unterbrechen. Die Ankunft der Franzoſen erfüllte den freiheitliebenden Parini mit Hoffnungen für das Wohl Italiens; er ward Mitglied der Municipalität von Mailand. Die Rückkehr der Oeſterreicher 1799 machte ſeiner Thätigkeit ein Ende; dazu kam noch, daß er auf beiden Augen erblindete. Zwar gab ihm eine glückliche Operation das Geſicht wieder, aber ein neues Uebel, die Beinwaſſerſucht, befiel ihn und führte am 15ten Auguſt 1799 ſeinen Tod herbei. Parini's Werke ſind 1801—1804 in ſechs Octavbänden erſchienen. Sie zeichnen ſich ſämmtlich durch

tiefes und zartes Gefühl, klaren Verſtand und Schönheit der Sprache aus. Im reimloſen Verſe iſt Parini muſterhaft.

Päris (auch Alexandros genannt), des Priamus und der Hecuba Sohn, der durch die Entführung der Helena die Urſache von dem trojaniſchen Kriege und dem Untergange ſeines Vaterlandes war. Hecuba träumte während ihrer Schwangerſchaft, daß ſie eine Fackel in ihrem Schoße trüge, welche die ganze Stadt in Flammen ſetzte und zerſtörte, und vernahm von den um Rath gefragten Deutern, daß ſie mit einem Sohne ſchwanger ſey, der noch vor ſeinem dreißigſten Jahre das Vaterland ins Verderben ſtürzen werde. Dies zu verhindern, ließ Priamus den Knaben gleich nach der Geburt von dem Archelaus auf dem Ida ausſetzen. Dieſer aber fand ihn nach fünf Tagen unverſehrt — eine Bärin hatte ihn geſäugt, — nahm ihn in ſeine Wohnung, gab ihm den Namen Paris, und zog ihn unter den Hirten auf. Als herangewachſener Jüngling zeichnete er ſich durch Verſtand und Tapferkeit aus, und als Minerva, Juno und Venus um den Preis der Schönheit ſtritten, foderten ſie von ihm die Entſcheidung. (S. Eris.) Ihn zu gewinnen, verſprach Juno, ihn zum reichſten und mächtigſten König, Minerva ihn zum berühmteſten und weiſeſten aller Sterblichen zu machen; Venus aber hatte ihm das höchſte Glück der Liebe und das ſchönſte Weib verſprochen. Paris verlangte, die Göttinnen unverhüllt zu ſehen; dies geſchah, nur Venus behielt ihren Gürtel, und ihr erkannte er den Preis zu. Zwar war ſchon damals Paris mit der Nymphe Oenome vermählt; allein von jetzt an dachte er nur an die ſchöne Helena und deren Beſitz. Zugleich wurde er auf folgende Veranlaſſung von ſeinem Vater erkannt. Um zu Paris Gedächtniſſe Leichenſpiele zu feiern, ließ Priamus einen Stier zum Preiſe für den Sieger einholen, und es traf ſich, daß man dazu des Paris Lieblingsſtier wählte. Dieſer ging ſelbſt nach Troja, kämpfte um den Stier und ſiegte. Deiphobos, nach Andern Hector, zückte erzürnt das Schwert auf ihn; da flüchtete er an den Altar des Zeus, wurde von Caſſandra entdeckt und von dem Vater anerkannt. Jetzt rüſtete er ein Schiff aus, und ſegelte nach Lacedämon, ward gaſtlich im Hauſe des Menelaus aufgenommen und entführte, da dieſer eben in Creta war, deſſen Gemahlin Helena und einen großen Theil ſeiner Schätze. In dem dadurch bewirkten Kriege entzog ſich Paris dem Kampfe nicht; er focht tapfer, oft ſiegreich, wiewohl ihn Liebe und Sinnengenuß mehr als der Ruhm beherrſchte. Gemeinſchaftlich mit Apoll erlegte er den Achill (ſ. d.) und wurde endlich von den vergifteten Pfeilen des Philoktet getödtet. Als er die Wunde erhalten, gedachte er der treuen Oenome, die einſt zu ihm geſagt, zu ihr ſolle er kommen, wenn er verwundet würde, denn ſie nur könne ihn heilen. Er ließ ſich daher zu ihr auf den Ida bringen, wo Oenome bei ihrem Vater lebte; aber die Beleidigte verweigerte ihre Hülfe. Man brachte ihn nach Troja zurück, wo er ſtarb. Oenome bereute jedoch ihre Härte, und erſchien zu ſeiner Rettung, aber zu ſpät, und erhing ſich vor Verzweiflung ſelbſt.

Paris, Lutetia Parisiorum, auch Parisii, die Hauptſtadt Frankreichs, an der Seine, im Departement der Seine, 20° L. öſtlich von Ferro, 48° 50′ 15″ B., enthielt im J. 1814 auf 9858 Morgen und 3 Ruthen 26,000 Häuſer mit 550,000 Einwohnern, und im J. 1818 715,000 Einwohnern, darunter 30,000 Proteſtanten, und gegen 37,000 Almoſenempfänger. — Wer kennt nicht Paris, dieſen Mittel-

punkt des brauſenden Wirbels, von welchem das franzöſiſche Volk in tauſendfach verſchlungenen Kreiſen bald in den bodenloſen Schlund der Verdorbenheit hinabgezogen, bald zu der ſchwindelnden Höhe des kecken Leichtſinns hinaufgetrieben wird, dieſen Tummelplatz der wildeſten Frivolität und des leichtfertigen Witzes, der mit dem Kleinſten wie mit dem Höchſten ſpielt; wer kennt nicht dieſe Schaubühne des feinſinnigſten Verſtandes und der geregeltſten Decenz, dieſen Brennpunkt ſchimmernder Talente und der größten Selbſtſucht, dieſen Prunkſaal der gefälligſten Anmuth und der übermüthigſten Ausgelaſſenheit; mit einem Worte dieſes ununterbrochene Faſtnachtsſpiel der Klugheit, der Thorheit und aller übrigen Gegenſätze des bunteſten Menſchenlebens, aus Merciers geiſtvollem Gemälde, oder aus Kotzebue's, Meyers, Schulz's, Arndt's und Anderer Darſtellungen? (S. Fr. Schulz über Paris und die Pariſer. Berlin 1791. D. Meyers Fragmente, aus Paris, Hamburg 1797. Kotzebue's Erinnerungen aus Paris, 2te Aufl. Berlin 1804. Merciers Tableau de Paris vor der Revolution Nouv. édit. Amsterd. 1782, ſeit der Revolution, Le nouveau Paris, eine neue Bearbeitung in 6 Th.) Es iſt hier nicht der Ort, den Mikrokosmus des Kleinen und Großen, was Kunſt, Sitte, Laune, Mode u. ſ. w. innerhalb der Ringmauern von Paris für den Schauluſtigen aufſtellen, zu ſchildern, ſondern nur eine kurze Skizze des Wichtigſten zu geben. Wir verweiſen denjenigen, der ausführlicher unterrichtet ſeyn will, auf Villiers Manuel du voyageur à Paris, und auf Blanvillains Pariséum, ou Tableau de Paris. Ein größeres Werk iſt das Tableau historique et pittoresque de Paris, depuis les Gaulois jusqu'à nos jours, in mehreren Lieferungen ſeit 1810. Damit verbinde man Opiz Gemälde von Paris in illuminirten Kupfern (Leipzig, Brockhaus 1818). Der vollſtändigſte Plan von Paris iſt der von Verniquet vom J. 1791 und von 1803. Nach demſelben hat Paris 56 öffentliche Plätze, 8 Hallen, 22 Märkte, 8 Häfen, 34 Quais, 15 Boulevards, 12 Avenuen, 56 Schlagbäume (barrières) und 45 Pfarrkirchen. Auch hat der Mechaniker Enslen Paris in einem kleinen Modelle (en relief) gut aufgeſtellt. Die Einnahme der Stadt betrug im J. 1818 über 33 Millionen Franken. Seit 1796 ſind alle Häuſer öffentlicher Ergötzlichkeit verpflichtet, von jedem Franken Eintrittsgeld eine Decime für die allgemeine Armencaſſe abzugeben. Dieſe Auflage brachte im J. 1811 455,395 Franken ein, und war 1816 bis auf 497,363 Franken geſtiegen. Paris wird in 20 Sectionen eingetheilt. Die Zahl der Wähler beſtand 1818 in 10,101 Köpfen. Die jährliche Conſumtion der Einwohner ſchätzt man auf 260 Millionen Franken oder 65 Millionen Thaler und die jährliche Einnahme derſelben zu 300 Millionen Franken. — Ein galliſch celtiſches Volk, die Pariſier, hatten das alte Lutetia auf einer Moraſtinſel der Seine ſchon vor Chr. Geb. gebaut, (ſeines ſchmutzigen Bodens wegen ſoll ihm dieſer Name — Kothſtadt gegeben worden ſeyn,) ſie verbrannten es, als die Römer Gallien überzogen. Die Römer bauten Lutetia wieder auf, es blieb aber ſeit Julius Cäſars Zeit klein, bis Kaiſer Julian ſich hier einen Palaſt baute. Der fränkiſche Merovinger Chlodwig wohnte in Paris, ſeine Nachfolger ſelten; die Carolinger gaben ſogar den Beſitz der Stadt auf, und Paris gehörte den Grafen von Paris, deren Sprößling Hugo Capet 987 den franzöſiſchen Thron beſtieg. Seitdem blieb es die Reſidenz der Könige von Frankreich, bis Ludwig XIV., den im J. 1649 die Frondeurs aus

der Stadt vertrieben hatten, Verſailles zu dem königlichen Wohnſitze erhob. — Erſt im J. 1184 ließ Philipp Auguſt Paris pflaſtern, wozu ein reicher Privatmann, Gerhard von Poiſſy, 11,000 Stück Silber hergab. Franz dem I. und den Bourbons, vorzüglich Ludwig XIV., verdankt ſie ihre Pracht und Schönheit, dem Kaiſer Napoleon aber nur die Vollendung einiger frühern Anlagen und Gebäude. So viel Unheil aus dieſer Stadt, wie aus Pandorens Büchſe, über Frankreich und Europa gekommen iſt, ſo wenig hatte die Hochmüthige ſelbſt davon erfahren. Die Britten unter Heinrich V. erlangten den Beſitz dieſer Stadt durch den Vertrag von Troyes im J. 1420 ohne Schwertſtreich. In den J. 1589 und 1590 wurde Paris vom Könige Heinrich III. und Heinrich IV. vergeblich belagert. Endlich wurde es im J. 1814, den 31ſten März, von dem Schickſale des Krieges ereilt, deſſen Unglücksſchalen ſeine Beherrſcher im reichſten Maße Jahrhunderte hindurch über alle Nachbarn ausgegoſſen hatten. (S. d. folg. Art.) Paris war überhaupt der Schauplatz mehrerer Mordſcenen geweſen, von dem wilden Mordfeſte des 12ten Junius 1418 an, wo der Pöbel die gefangenen Armagnacs ſeiner Wuth opferte, und ſeit der abſcheulichen Bartholomäusnacht (24ſten Augug 1572), wo ſelbſt zehnjährige Kinder die Wiegenkinder der Reformirten ermordeten, bis zu den Septembertagen, (dem 2ten, 3ten und 6ten des J. 1792), wo der Pöbel die Gefangenen hinrichtete. In Paris, ſagt Arndt, dieſer feinen und üppigen Stadt, wo die Nerven ſehr aufgelöſt und die Gemüther ſelbſt verweichlicht waren, trat die Revolution mit allen ihren Schrecken auf, und die Provinzen ſandten ihre markigen Ungeheuer, die Millionen von Weichlingen zu beherrſchen, und allenfalls zu dicimiren, welche ſonſt nur Vergnügen geliebt u. ſ. w. Aber auch die Laune, der Müſſiggang, die Begehrſucht, der raffinirteſte Sinnengenuß (man denke an den Almanach des Gourmands und an die pariſer Gaſtronomie, — Magenreizkunſt —) und die wechſelnde Mode haben hier ihren Thron aufgeſchlagen. Seit der Revolution iſt der gute Ton der alten Geſellſchaft ſeltner geworden, doch haben die Pariſer, beſonders die gebildete Claſſe, einen edeln freien Ton und eine feſtere Haltung gewonnen. Insbeſondere kann man die Pariſerin als ein weibliches Weſen eigenthümlicher Art anſehen; ſie glänzt mehr durch reizende Bewegung, Anmuth und durch die Kunſt, alle ihre Vorzüge geltend zu machen, als durch eine ausgezeichnet ſchöne Bildung. Ihre Züge ſind mehr angenehm als regelmäßig, und laſſen ſich nur ſelten mit der griechiſchen Idealform vergleichen. Im gemeinen Leben führen ſie die meiſten Geſchäfte; dadurch haben ſie im Handel und Umgange eine Fertigkeit der Sprache und des Denkens erlangt, die ihnen bei ſonſtigen Vorzügen eine gewiſſe Ueberlegenheit auch in den häuslichen Verhältniſſen ſichert. Der Pariſer iſt in der Regel unwiſſend, aber er beſitzt jenen Tact im Handeln, savoire fair genannt; dies gilt in noch höherm Grade von der Pariſerin. Doch findet man in den höhern und mittlern Ständen junge Damen, die durch ſeltene Talente glänzen, es ſey in den bildenden Künſten, in Tanz und Muſik, oder in einzelnen Lieblingsfächern wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, von der Botanik an bis zu der Aſtronomie. Es gibt daher unter den Pariſerinnen mehr als eine, auch außerhalb Frankreich, beliebte Schriftſtellerin. Man ſchlage nur das von einer 22jährigen Franzöſin herausgegebene Dictionnaire historique, littéraire et bibliographique des Françaises connues

par leurs Ecrits auf (Paris 1804). Die Verfaſſerin, Madame Bernier-Briquet, theilt darin intereſſante Nachrichten mit über die Memoiren der unglücklichen Prinzeſſin Bourbon-Conti, über die Frau von Stael, und deren polygraphiſche Nebenbuhlerin, Madame Genlis, über die zartfühlende Romanenſchriftſtellerin Madame Cottin, über die beſcheidene Flahault, die fruchtbare Mademoiſelle Brayer St. Leon und die Mademoiſelle de Luſſan, von welcher Paris 43 Bände Romane und Geſchichten beſitzt. — Hat nicht Lalande ſeine Astronomie des Dames Madame Dupiery gewidmet, einer gelehrten Dame, welche jenem Aſtronomen mehrere Beobachtungen lieferte, und das Regiſter zu Fourcroy's großem chemiſchen Werke verfertigte? Eben ſo bekannt iſt es, daß noch jetzt die Gattin des Neffen von Lalande mit Miß Herſchel im Studium der Aſtronomie wetteifert, und daß Madame Grandchamp mit großem Beifall Aſtronomie, allgemeine Sprachlehre und ſogenannte Literatur lehrt. Auch für die weibliche Erziehung ſind Pariſerinnen als Schriftſtellerinnen thätig, z. B. die gelehrte Mademoiſelle Legroiny la Maiſonneuve, und Madame Bernier, deren Preisſchrift über jenen Gegenſtand im J. 1804 gekrönt wurde. Bei dieſer Thätigkeit war vor einigen Jahren die Preisfrage ſehr zeitgemäß: welchen Einfluß haben die Weiber auf die öffentliche Meinung, und wie ſoll man ihn zum allgemeinen Beſten lenken? Und ſehr natürlich mußte Legouvé's Gedicht: Mérite des Femmes, in kurzem neun Auflagen erleben. Immer beweiſen jene Namen, daß in Paris das Weib öfter als anderwärts aus ihrer Sphäre tritt, wobei die zartern und ſittlichern Verhältniſſe des Lebens wohl verlieren müſſen. — Faßt man alles dieß zuſammen, ſo iſt das allgemeine Bild des Pariſers nicht das vortheilhafteſte. Denn wenn man auch das Stachelwort des Herrn von Chamfort: le caractère naturel du François est composé des qualités du singe et du chien couchant, auf den Pariſer nicht anwenden will, ſo geben ihm doch die 25 Jahre der franzöſiſchen Revolution kein ehrenvolles Zeugniß; man mag die Ohnehoſen und Pikenmänner der Vorſtädte, oder die Elegants und Badauds auf den Boulevards betrachten. Der gewöhnliche Pariſer ſieht eben ſo unwiſſend als anmaßend und hochfahrend auf die Provinz herab. Er muß daher von ſich erzählen laſſen, daß ein Pariſer einſt beim Anblicke der breiten Loire in der Nähe von Nantes ſehr ernſthaft ausgerufen habe: Ma parole! voilà une belle rivière pour une rivière de province! Das Phyſiſche des Pariſers iſt im Allgemeinen geſund; ſein Wuchs vortheilhaft, ſeine Geſichtsfarbe bräunlich licht, ſeine Haare und Augen kaſtanienbraun. Er lebt in der Regel ganz dem Augenblicke, und iſt ein Geſchöpf der Zeit. Um Alles, was außerhalb ſeines Geſichtskreiſes liegt, unbekümmert, ſucht und erſtrebt er nichts als Genuß, Unterhaltung, Zerſtreuung. Doch unter der Mittelclaſſe findet man viel Gutmüthigkeit und Rechtlichkeit. Ein arbeitſames Leben hält von ihr das Laſter und den Mangel gleich weit entfernt. In dem Quartier du Marais findet man ſogar noch die alte Sitte und Einfalt. In den höhern Ständen ſind Wohlſtand und Glück mehr ſcheinbar als wirklich. Man iſt im Allgemeinen haushälteriſch und dennoch verſchwenderiſch, jenes in weſentlichen, dieſes in frivolen und glänzenden Dingen. Damen laſſen ihre Juwelen alle drei Monate neu faſſen, und die Einrichtung von zwei Zimmern kann einem einzelnen Manne von gutem Ton leicht über 100,000 Franken koſten. Nirgends glänzt der Buchsbaum und das Ebenholz ſo ſchön polirt als in Paris.

Man lebt dabei im Luſttaumel, ohne im Hauſe, noch außer demſelben, zur Beſinnung zu kommen, langweilig trunken fort, wankt bei Bertrands anatomiſch treuen Abbildungen der Zerſtörung des Körpers durch die Wolluſt kalt vorüber zu den Hallen der Verführung, oder man ſucht das Glück an den Spieltiſchen des Palais Royal, oder in der Lotterie, die funfzehn Mal im Monate gezogen wird. Iſt man endlich banquerott, ſo greift man zum Piſtol, oder büßt ſeine Weltluſt ab in einer unterirdiſchen Wanderung unter den Todtengebeinen der Catacomben von Paris! — Ueber einzelne Merkwürdigkeiten dieſer Stadt nur wenig! Unter den Gebäuden iſt das Palais Royal das merkwürdigſte. (S. d. Art.) Vor allen andern verdienen die öffentlichen Anſtalten und Hauptgebäude einige Bemerkungen. Die 19 öffentlichen Bibliotheken in Paris enthalten zuſammen über 880,000 Stück Bücher; vorzüglich iſt das Manuſcriptencabinet der königlichen Bibliothek reichhaltig an großen Seltenheiten. Den Catalog der hindoſtaniſchen Manuſcripte hat ein kriegsgefangener Engländer, Hamilton, verfertigt, und dadurch ſeine Freiheit erlangt. Die 800 J. alte Handſchrift der erſten und vierten Veda in Sanſcrit hat hier ein Deutſcher, Hagemann, aufgefunden. Auch ſind für das Studium der chineſiſchen Sprache die wichtigſten Hülfsmittel vorhanden. Das Cabinet enthält 72,000 Manuſcripte, darunter viele aus dem Vatican, u. a. Petrarca's zum Theil noch ungedruckte Gedichte und Briefe; die lateiniſche Bibel Carls des Kahlen mit bunten Figuren in alter Purpurfarbe. Die von Napoleon geraubten wiſſenſchaftlichen ſo wie die Kunſtſchätze mußten 1815 den Eigenthümern zurückgegeben werden. Die große königliche Bibliothek, in der man 350,000 Bände zählt, iſt in der neuern Literatur ſehr zurückgeblieben. Unter den öffentlichen Lehranſtalten ſtand ſonſt die polytechniſche Schule, eine urſprünglich republikaniſche Anſtalt, in Anſehung ihrer trefflichen Einrichtung oben an. Der Unterricht in Mathematik, Phyſik, Chemie und allen zum Geniewesen erfoderlichen Kenntniſſen war hier gründlicher, und die Prüfungen der Zöglinge waren ſtrenger, als auf vielen deutſchen Schulen. Doch war der Geiſt derſelben unter Napoleon geſunken, indem der Militärdespotismus alle Freiheit im Denken und Studiren hemmte, und nichts als mechaniſche Arbeiter für den Staat beabſichtigte, wodurch Halbwiſſen, Formelkram und Charakterloſigkeit entſtehen mußte. Durch eine königliche Verordnung vom 13ten April 1816 wurde ſie ganz aufgehoben, weil die Zöglinge einen allgemeinen Ungehorſam gegen die Anordnungen ihrer Lehrer bewieſen hatten. Eben ſo ſagen wir nichts über die Einrichtung der vier Lyceen, der berühmten Sternwarte, die jedoch Benzenberg weit unter ſeiner Erwartung fand, des Längenbüreau's, der Akademien, des Jardin des Plantes, dem Buffon ſeine treffliche Einrichtung gab, und wo im J. 1806 die berühmten Naturforſcher Hauy, Faujas de St. Fond, Fourcroy, Juſſieu, Cuvier und noch acht andere Profeſſoren nahe an 2000 Zuhörer hatten, wo aber noch Manches in der Form und Verwaltung zu wünſchen übrig iſt, ſo wenig als über einzelne berühmte pariſer Gelehrte und Künſtler. Die wiſſenſchaftliche Bildung iſt wenig allgemein verbreitet; es gibt keinen ernſten, claſſiſchen Geiſt für das Wahre und Schöne, wie in Genf und in mehrern Städten Italiens und Deutſchlands; dagegen viel Liebhaberſinn für ſchöne Künſte und mancherlei Talente der geſelligen Unterhaltung. Einſt waren auch die pariſer Caffeehäuſer treffliche

Bildungsmittel für junge Leute, weil manche ausgezeichnete Köpfe nicht bloß dem Körper, ſondern auch dem Geiſte nach in ihnen zuſammentrafen, ſich ihre Gedanken mittheilten, und oft ſehr frei ſprachen. Dieß war die Periode, wo Rouſſeau, Voltaire u. A. m. im Caffé Richelieu, wo Duclos mit la Motte, Maupertuis, Freret, Terraſſon u. A. ſich unterhielten. Bald nach dieſer Zeit hörten ſolche Zuſammenkünfte auf. Die Caffeehäuſer wurden Zufluchtsörter des Müſſiggangs, in welchen die größte Langeweile herrſchte für diejenigen, welche nicht dem Spiele oder der politiſchen Kannegießerei ſich ergaben. Die bedeutenden hommes de lettres kehren jetzt ſelten in ſolchen Häuſern ein, wo die Geſellſchaft oft gemiſcht und ſchlecht iſt. Sie beſuchen dagegen die ſogenannten maisons ouvertes, wo ſie einmal für immer von der Familie eingeladen ſind. — Das wichtigſte unter allen öffentlichen Inſtituten war das große Kunſtmuſeum im Louvre, einem Prachtgebäude, an deſſen Vorderſeite man Perraults Säulenreihe bewundert. Die 681 Ellen lange Gallerie der Gemälde verbindet den Louvre mit dem Palaſte der Tuilerien. Hier waren gegen 1250 vorzügliche Gemälde aus allen Schulen aufgeſtellt. Noch befindet ſich eine treffliche Gemäldeſammlung, wo zugleich gute Werke der neuern Bildhauerkunſt aufgeſtellt ſind, im Palaſte Luxemburg; vorzüglich beſucht man den letztern, um einige Vernets und die 21 allegoriſchen Gemälde zu ſehen, welche Maria von Medicis zu ihrem und Heinrichs IV. Andenken von Rubens malen ließ. Die guten Werke aus der ältern franzöſiſchen Schule, z. B. 34 Lebruns, 6 Claude Lorrains, 18 Pouſſins, 8 Le Sueurs u. A. in dem Muſeum des Louvre unterſcheiden ſich ſehr durch ihren reineren Kunſtſtyl von den gezierten und manierirten Werken der neuern franzöſiſchen Schule (ſ. d. Art.). Was von dem franzöſiſchen Kunſtſinne gilt, gilt auch vom Charakter des Pariſers überhaupt. Ehrgeiz iſt die einzige Triebfeder der Franzoſen, ſo auch der Künſtler; nicht die Liebe zur Sache. Wo aber jenes der Fall iſt, da muß alle Kunſt und Liebe eben da endigen, wo die Myſterien der Poeſie anfangen, welche ſich nur einer liebevollen Begeiſterung offenbaren. Dieſe fehlt daher dem Pariſer überhaupt. Er quält ſich mit ſeinem Modell; er befragt den Gliedermann. Ueberall ſieht ſich der Pariſer ſtets auf der Bühne. Man leſe Pinckertons Recollections of Paris. Die Schätze, welche jene Gallerie beſaß, kann man einigermaßen würdigen nach dem von Robillard Peronville und Laurent herausgegebenen Musée François, 1ſte — 30ſte Lieferung. Unter allen franzöſiſchen Prachtwerken über die Kunſt behauptet dieſes den erſten Rang. Was den Louvre noch mehr auszeichnete, war die Antikengallerie, wo man aus dem Vorſaale, durch den Kaiſerſaal, in welchem unter andern die berühmte Pallas von Velletri ſtand, durch den Saal der Jahrszeiten, der berühmten Männer, der Römer, des Laocoon, den auch die mediceiſche Venus ſchmückte, durch den Apolloſaal, wo das Kleinod der alten Kunſt, der Apoll von Belvedere ſtand, und durch den Saal der Muſen vor 240 Denkmälern der alten Sculptur vorüberging. Man ſehe F. und P. Piraneſi's Monumens antiques du Musée Napoléon gravés par Thom. Piroli, avec une explication par Schweighäuser. In der Gallerie der Zeichnungen konnte der Kenner unter 20,000 andern eine Auswahl von 450 Zeichnungen von den größten Meiſtern betrachten. Jetzt hat die Nemeſis den größten Theil dieſer Schätze dahin zurückgeführt, woher ſie räuberiſch entführt wurden. Andere Sammlungen

wurden aufgekauft, z. B. die Juſtinianiſche Gemäldeſammlung von dem Könige von Preußen; viele Kunſtſchätze von dem Kronprinzen von Bayern, von den Engländern u. ſ. w. — Außer dem Louvre und den Tuilerien (ſ. die beſondern Art.) hat die franzöſiſche Baukunſt Paris mit 20 Paläſten, 18 Brücken, 1000 Hotels, 8 Theatern u. ſ. w. geſchmückt. So reich die Stadt in dieſer Hinſicht iſt, ſo wenig gewährt ſie im Ganzen, bei ihren engen und krummen Gaſſen, einen ſchönen und großen Anblick. Am beſten fällt ſie ins Auge von Neuilly her. Den ſchönſten Anblick gewährt das natürliche Panorama von Paris (das bekannte Kunſtpanorama von Paris hat einen Pavillon der Tuilerien zum Standpunkte) auf der Höhe von Montmartre, 289 Fuß über der Seine, wo ein Telegraph den Norden von Frankreich mit dem Haupttelegraphen des Louvre, (außer welchem es in Paris noch zwei gibt,) verbindet. Unter den Kirchen kennt man als ein Denkmal alter deutſcher Baukunſt die prächtige erzbiſchöfliche Kirche Nôtre Dame. Die Kirche der heiligen Genoveva, ehemals Pantheon genannt, iſt ein Meiſterwerk des berühmten Soufflot, deſſen ſinkenden Dom Prony durch ein ſinnreiches Verfahren zu ſtützen wußte. In den Grabgewölben ruhen Voltaire und Rouſſeau friedlich neben einander, ſeit 1792. Das Hotel der Invaliden mit ſeinem 300 Fuß hohen Dom von Manſard kommt in der innern Einrichtung dem greenwicher Hoſpitale bei weitem nicht gleich. Große hiſtoriſche Erinnerungen bietet der Tempel, eins von den acht pariſer Gefängniſſen, dar, einſt ein Johanniterhaus aus dem 13ten Jahrhunderte. Die reichſte hiſtoriſche Gallerie aber war bisher das ſeit kurzem aufgehobene (vom Herrn Alex. Lenois im J. 1791 gegründete und meiſterhaft beſchriebene) Musée des Monumens François, in welchem man die verſchiedenen Jahrhunderte der franzöſiſchen Geſchichte in eben ſo vielen Zimmern durchwandert, und bei den intereſſanteſten Denkmälern, von Hugo Capets Grabmal und dem von Abälard und Heloiſe, bis zu dem von Lafontaine, Boileau, Molière, und von der Bildſäule Carls des Großen bis zu den Bruſtbildern Ludwigs XV. und ſeiner Zeitgenoſſen, wie von Geiſtern in einer Todtengallerie bei Fackelſcheine ſich fortgeführt ſahe. Für den Beobachter ſind noch folgende Anſtalten der Humanität wichtig: das Hotel Dieu, das oft bis 4000 Kranke in ſich faßt, aber hinter ähnlichen Anſtalten des Auslandes zurückgeblieben iſt, ſo ſehr auch die fromme und hülfreiche Hingebung der Auguſtinerinnen, als Krankenwärterinnen, hier und anderwärts in Paris den Fremden in Erſtannen ſetzt. Denn unter allen Nonnen wurden im kaiſerlichen Frankreich nur jene grauen Schweſtern verſchont. Auch die Salpetrière, wo man etwa 300 Wahnſinnige, meiſtens Frauen, verwahrt, unter denen der Verfaſſer dieſer Skizze mehrere ſah, die „à cause des circonstances du temps“ ihren Verſtand verloren hatten, ſteht mehrern Irrenanſtalten des Auslandes, z. B. der in Wien, nach, obgleich die Herren Pinel und Beauvais ſich viel Verdienſt um die Heilart der Irren erworben haben. Außerdem gibt es noch ein Hôpital des fous zu Charenton und Bicêtre. Will man den ſchneidendſten Gegenſatz des Menſchenlebens in Paris mehr als irgendwo ſich vergegenwärtigen, ſo ſtelle man die Magie der pariſer Oper mit dem Jammer in der Salpetrière und mit dem elenden Zuſtande der Hoſpitäler zuſammen, welche in Paris und Frankreich, nach des Arztes Moreau Urtheil, noch bei weitem nicht den Grad der Vollkommenheit erreicht haben, der ein günſtiges

Vorurtheil für die Sitten und Einſichten der „großen“ Nation er wecken könnte. — In dem von dem ehrwürdigen Abbé l'Epée und deſſen Nachfolger Sicard gut eingerichteten Taubſtummeninſtitute iſt der taubſtumme Lehrer Maſſieu unſtreitig die größte Merkwürdigkeit. Auch Hauy's (des Mineralogen Bruder) Musée des Aveugles iſt als Lehranſtalt nach einer neuen, in Deutſchland vervollkommneten Methode der Aufmerkſamkeit werth, ſo wie das ſchon vom heiligen Ludwig geſtiftete Hoſpital der Quinze-vingts. Man vergl. über dieſe Hoſpitäler Joſ. Franks Reiſe nach Paris, und Friedländers Entwickelung einer Geſchichte der Armenanſtalten nebſt einer Nachricht von dem jetzigen Zuſtande der pariſer Armenanſtalten und Hoſpitäler im J. 1803, Leipzig 1804. Doch iſt bekannt daß die mediciniſche Schule in Paris ſeitdem durch Chaptal (ehemaligen Profeſſors zu Montpellier) Bemühungen weſentliche Verbeſſerungen erhalten hat. Das Ausland kennt den Leibarzt Corviſart, den D. Thouret, Director der mediciniſchen Schule, und den D. Desgenettes, Director der Militärhoſpitäler, als ſehr verdienſtvolle Aerzte, und Sabatier, den älteſten der einſt ſo berühmten franzöſiſchen Wundärzte. — Wir wenden uns jetzt zu dem, was Paris eigenthümlich auszeichnet, zu den Gegenſtänden des Vergnügens. Da wohl nirgends ſo, wie in Paris, wo Millionen Wünſche und Bedürfniſſe ein lebhaft ſinnliches und geiſtvolles Volk beſchäftigen, jedes Talent zur äußerſten Kraftanſtrengung angereizt wird, ſo kann man erwarten, daß alle Künſte des Luxus, des Geſchmacks und der Freude mit der großen pariſer Schutzheiligen, der Mode, zugleich hier ihre Panathenäen feiern. Der Spiegel iſt für den ſehluſtigen, eitlen Pariſer ein Hauptartikel. In keiner Stadt wird man ſo viele Spiegel überall angebracht ſehen, als in Paris, vom Artiſte Decrotteur an, bis zum Caffé de mille colonnes. Bekanntlich erfand der Franzoſe Thevart im J. 1559 die Kunſt, Spiegel zu gießen. Jetzt liefert die Spiegelfabrik zu Paris Spiegel von 102 Zoll Höhe zu einem Preiſe von 6000 Franken und darüber. — Wer kennt ferner nicht die Porzellanfabrik zu Sevres; die pariſer Uhren, Goldarbeiten, Cryſtalle, Parfums u. ſ. w., ſo wie die Stereotypen und Prachtdrucke von Herhan und Didot; vor allen aber die kunſtreiche Fabrik der Gobelins? Letztere hat, wie mehrere noch blühende Anſtalten, Colbert im J. 1667 gegründet. Alles huldigt in Paris dem feinern Sinnengenuſſe; man betrachte die Bains Vigier auf der Seine, und die Bains Chinois, man beſuche die Baſtringues und Guinguettes (Tanzſäle für das Volk), oder die Caffés des Bauchredners und der Blinden; die Reſtaurateurs, wo die Perſon 30 Sous, und wo ſie 12 Franken zahlt; oder man ſehe den Pariſer auf ſeinen Promenaden, unter denen die entfernteren, wie das Gehölz von Boulogne, Chaillot, Paſſy, Long-Champs, der Calvariberg, Vincennes, Verſailles, Malmaiſon mit ſeinem durch Ventenats Meiſterwerk bekannter gewordnen Garten, St. Cloud, St. Denis, und das reizende Ermenonville, und die im Innern der Stadt, wie Frascati, Tivoli, die Boulevards, vorzüglich die Chauſſée d'Antin, wo die Reichen wohnen, die Champs Elyſées, auch im Auslande bekannt genug ſind; oder man beſuche das Schauſpiel, das Hauptelement, in welchem der Pariſer lebt. (S. d. Art. Pariſer Theater). Will man keine von den 18 vorzüglichen Bühnen ſehen, ſo gehe man zu den Phantasmagorien, zu Franconi's Centaurenkünſten, zu den indiſchen Gauklern, den ruſſiſchen Rutſch-

bergen u. ſ. f. Ueberall begegnet man dem fröhlichſten Leichtſinne und der anmuthigſten Gewandheit. Geſang und Verſe erheitern Alles. Am meiſten gelingt dem Pariſer die ſogenannte Poeſie fugitive, das Epigramm, der Chanſon, die Epître und das Vaudevillelied. Das Verdienſt der Dichter und Schriftſteller beſtimmen in Paris noch immer die Frauen, obgleich mit geringerem Anſehn als zu den Zeiten der Damen Geoffroy und Necker. Die Kehrſeite der pariſer Fröhlichkeit ſind die Spielhäuſer. Von jeher herrſchte in Paris eine ausſchweifende Spielſucht. Alle Verbote reizten nur noch mehr. Endlich beſtimmte die Polizei nach Sartines und Lenoir's Plan, daß nur eine gewiſſe Zahl Spielhäuſer privilegirt ſeyn ſollten. In der Revolution erfand das Directorium den Spielpacht, (ferme des jeux), und der Oberpächter konnte mehrere Spielhäuſer errichten, die einen Unterpacht bezahlten. Im J. 1803 ward die Zahl der pariſer Spielhäuſer auf 10 beſchränkt, und der Einſatz durfte im Trente-un nicht unter 1 1/2 Franken und beim Roulette nicht unter 3 Franken betragen. Dieſe 10 privilegirten Spielhäuſer gaben ſeit dem 1ſten Januar 1813 jährlich 4,540,000 Franken Pacht. Man hat berechnet, daß in denſelben täglich faſt eine Million und jährlich 325 Millionen über die Spieltafeln gehn. Der Unternehmer der Spiele unterhielt im J. 1818 20 Spieltafeln, bei welchen 442 Leute angeſtellt waren. Die Ausgabe belief ſich jährlich mit Einſchluß des Pachtgeldes, das jetzt auf 6 Millionen geſtiegen iſt, 7,718,146 Franken. Die jährliche Einnahme auf 9,600,006 Franken. Mithin hatte der Unternehmer einen jährlichen Gewinn von 1,881,854 Franken. Alſo beſtätigt ſich ſchon in dieſer Hinſicht die Inſchrift, welche Mercier der unerſättlichen Stadt gab: Quaerens quem devoret! K.

Paris (Einnahme von) im J. 1814. Das Hauptheer der Verbündeten, ſeit dem 24ſten März mit der ſchleſiſchen Armee vereinigt, rückte, während Buonaparte in ſeinem Rücken über St. Dizier nach Chaumont eilte, auf der großen Straße über Meaux gegen Paris vor, lieferte auf dieſem Marſche die bekannten Gefechte bei la Fere Champenoiſe (am 25ſten), Claye und Ville Pariſis (am 28ſten) und traf am 29ſten ungefähr 150,000 Mann ſtark in der Nähe der Hauptſtadt ein, die Dörfer Pantin, Romainville und Auvay beſetzend.*) Der Feind, etwa 30,000 Mann unter den Marſchällen Marmont und Mortier, hatte eine durch die Kunſt verſtärkte Stellung auf den Höhen hinter Belleville, Pantin, Romainville und Aubervilliers inne, den ſtark verſchanzten Montmartre, ſo wie die Orte St. Maur, Charenton, Charonne, Bignolet, Belleville, Pré St. Gervais und la Chapelle beſetzt. Für den auf den folgenden Tag beſtimmten Angriff ward feſtgeſetzt, daß die ſchleſiſche Armee gegen den Montmartre, links bis an den Ourcq-Canal, das Hauptheer dagegen in dem ſüdlich von

*) Von der ſchleſiſchen Armee waren detachirt: das 3te preußiſche Corps (Bülow) gegen Soiſſons, das ruſſiſche Corps von Sacken bei Trilport; von dem Hauptheere das fünfte Corps (Wrede) bei Meaux und Trilport, und General Winzingerode mit ungefähr 10,000 Mann Cavallerie, um die große Bewegung auf Paris ſo lange wie möglich gegen Buonaparte zu maskiren. Dieſer, der eine Art Seitenſtück zu dem Marſche von Trient nach Baſſano im J. 1796 zu liefern beabſichtigen mochte, hatte nur überſehen, daß man mit 200,000 Mann ein ſolches Manoeuvre, von 60,000 Mann ausgeführt, nicht zu fürchten braucht.

dieſem Canal bis an die Seine reichenden Terrainabſchnitte operiren ſolle. Hier begann das Gefecht am Morgen des 30ſten noch vor der beſtimmten Zeit, indem die Franzoſen Pantin und Romainville angriffen; ſie wurden aber gegen Belleville zurückgedrängt, wo ſich nun in dem durchſchnittenen Terrain ein ſtehendes ſehr mörderiſches Gefecht entſpann. Im Laufe deſſelben war zwar das Dorf Pré St. Gervais von der 4ten ruſſiſchen Infanteriedivision genommen worden, da ſich aber der Feind verſtärkte und zum lebhafteſten Angriffe auf Pantin überging, ſo ward die preußiſche Fußgardebrigade dahin geſendet. Sie drang theils durch das Dorf, theils umging ſie es, warf den Feind nach hartnäckigem Widerſtande zurück, und rückte, ihn vor ſich hertreibend, unter dem heftigſten flankirenden Feuer über die Ebene gegen St. Gervais vor, eroberte die Höhe bei dieſem Dorfe, — auf ihr eine Batterie von 10 Geſchützen — und gelangte verfolgend bis an die Barriere Pantin, wo ſie ſich zum Sturm bereit in Colonnen aufſtellte. Weiter links ſchlugen indeß die Ruſſen alle Angriffe auf Romainville und das dabei gelegene Gehölz ab, und als nach 11 Uhr das 4te Armeecorps (Kronprinz von Würtemberg) von Nogent ſur Marne her, in zwei Colonnen den Wald von Vincennes beſetzt, das Schloß umſtellt und die Orte St. Maur und Charenton genommen hatte, ſo rückten auch ſie vor, eroberten die Dörfer Charonne, Bignolet und Belleville und drangen ſo ebenfalls bis an die Barriere der Stadt. Die ſchleſiſche Armee welche um 11 Uhr auf dem ihr angewieſenen Schlachtfelde eintraf, ging in zwei Colonnen (die linke Preußen unter York und Kleiſt, die rechte Ruſſen unter Langeron) über la Villette und Clichy vor; von der linken Colonne blieb die Diviſion des Prinzen Wilhelm von Preußen zwiſchen la Villette und Pantin ſtehen, wies einen heftigen Angriff des Feindes ab, eroberte von einigen Bataillonen der Reſerve (Ruſſen unter Woronzow bei Aubervilliers aufgeſtellt) unterſtützt das Dorf wieder, und vereinigte ſich, dem fliehenden Feinde folgend, an der Barriere von Pantin mit der Garde. Der Reſt der Colonne eroberte la Chapelle und ſtellte ſich dort auf; die zweite Colonne eroberte Nachmittags den Montmartre, als bereits auf den übrigen Punkten des Schlachtfeldes Waffenruhe eingetreten war. Denn ſchon früherhin ließ der Marſchall Marmont (Joſeph Buonaparte, der den Oberbefehl geführt, war der Kaiſerin nach Blois gefolgt) nach dem Verluſt von Charonne ꝛc., die Unmöglichkeit längeren Widerſtandes einſehend, einen Waffenſtillſtand antragen, welcher unter der Bedingung ſofortiger Räumung des Montmartre und aller übrigen vor der Stadt beſetzten Punkte bewilligt ward. Alle Truppen, des Befehls zum Stürmen gewärtig, ſtanden in Colonne im Halbkreiſe um die Stadt, als gegen Abend die Unterhandlungen wegen der Uebergabe angeknüpft wurden, welche denn Morgens 2 Uhr zu der bekannten Capitulation führten. Unter dem Jubel der bewegten Volksmaſſe zogen Alexander und Friedrich Wilhelm am 31ſten März an der Spitze der Truppen in Paris ein, der größte Theil der letztern rückte ſogleich weiter, um Maßregeln gegen Buonaparte zu nehmen, welcher, ſeinen Mißgriff zu ſpät gewahrend, wieder bis Fontainebleau herangeeilt war, aber hier nur ankam, um die Capitulation der Hauptſtadt und bald darauf ſeine Abſetzung zu erfahren.

Paris (Einnahme von) im J. 1815. Durch eine Kette von Mißgriffen der Bourbons, und die große Anhänglichkeit der Truppen an ihren vormaligen Führer ward das ſtaunenswerthe Ereigniß mög-

lich, daß der kaum vor Jahresfriſt vertriebene Buonaparte, ohne auf nennenswerthen Widerſtand zu ſtoßen, wie im Triumphzuge von Cannes nach Paris marſchirte, und den Thron von Frankreich zum zweitenmale beſtieg. Die Schlacht von Belle Alliance nöthigte ihn, denſelben eben ſo ſchnell wieder aufzugeben, und es ward dem Marſchall Davouſt der Oberbefehl über das etwa 60,000 Mann*) ſtarke Heer übertragen, welches zur Vertheidigung von Paris vorhanden war. Die Stadt war an der nördlichen und öſtlichen Seite ſchwer anzugreifen, da nicht allein der Montmartre und die Höhen von Belleville, ſondern auch die in der Ebene davor liegenden Dörfer durch Verſchanzungen, mit vieler Artillerie beſetzt, geſichert waren, und der Erfolg eines Sturms auf dieſe große verſchanzte Stellung ſehr zweideutig, ein ungeheurer Menſchenverluſt aber gewiß blieb. — Die preußiſche Armee traf am 29ſten Juni vor dieſen Linien ein; am 30ſten hatten die beiden Feldmarſchälle eine Unterredung zu Geneſſe, in welcher beſchloſſen ward, daß die engliſche Armee vor den Linien ſtehen bleiben, die preußiſche unterhalb der Stadt über die Seine gehen und ſie von Verſailles her angreifen ſollte. — Dadurch ward jene ganze Befeſtigung unnütz, indem entweder Paris an ſeiner ſchwächſten Seite angegriffen oder durch Abſchneidung aller Lebensbedürfniſſe, die es aus der Normandie zieht, zur Uebergabe gezwungen ward. Dieſem Beſchluß gemäß marſchirte am Abend des 30ſten das 1ſte und 3te preußiſche Corps rechts ab nach St. Germain, das 4te blieb bis zur Ankunft der Engländer in der bisherigen Poſition; am 2ten Juli ging die Armee in zwei Colonnen, die erſte — das dritte Corps — über Verſailles nach Pleſſis Piquet, die zweite — das erſte Corps — über Vaucreſſon und Sevres nach Meudon; das 4te Corps als Reſerve nach Verſailles. Der Feind ward bei Sevres und Pleſſis Piquet bis nach Vaugirard und Montrouge zurückgeworfen und Iſſy beſetzt. In einem zu Paris gehaltenen Kriegsrathe waren faſt alle Anführer darin einſtimmig, daß die Stadt nicht länger zu halten ſey. Um indeß das Letzte zu verſuchen, drang am Morgen des 3ten Vandamme noch mit 10,000 Mann vor und begann den Angriff auf Iſſy; er ward nach einem mehrſtündigen blutigen Gefecht zurückgeworfen, und die Uebergabe der Stadt nun ſogleich beſchloſſen. In St. Cloud kam noch an dieſem Tage die Capitulation zu Stande, nach welcher die franzöſiſche Armee Paris binnen drei Tagen räumen, binnen acht Tagen hinter der Loire ſeyn, den 5ten Juli der Montmartre, den 6ten alle Barrieren übergeben werden ſollten. Am 7ten Juli zog das 1ſte preußiſche Corps durch die Barriere der Militärſchule, ein Theil der engliſchen Armee durch die von St. Denys ein; am folgenden Tage langte Ludwig XVIII. wieder in ſeiner Hauptſtadt, am 10ten der Kaiſer von Rußland und König von Preußen dort an; die vom Oſten heranbringenden Armeen trafen bald nachher ebenfalls ein, und ſo ſah denn das gedemüthigte Frankreich zum zweitenmale ein — man kann wohl ſagen — europäiſches Heer ſiegreich in ſeiner Hauptſtadt verſammelt. Vieles, was der erſte pariſer Frie-

*) Dieſes waren lauter Linientruppen, das Corps von Grouchy, der größte Theil der von Belle Alliance Entronnenen, und eine beträchtliche Zahl von den Depots an der Loire herangezogen. Außerdem waren eine große Menge Einwohner — die ſogenannten Föderirten — bewaffnet und zur Vertheidigung ſehr bereitwillig, ihre Zahl läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit angeben.

den unberückſichtigt gelaſſen hatte, ward nun beachtet; Buonaparte — hoffentlich für immer — ganz beſeitigt, die früher geraubten Kunſtwerke zu großem Verdruß des eitlen Volks zurückgenommen, und in dem am 20ſten November geſchloſſenen Frieden Stipulationen feſtgeſtellt, welche die Ruhe von Europa für länger Zeit zu ſichern ſcheinen. M. B.

Pariſche Marmorchronik, ſ. Marmorchronik.

Pariſer Bluthochzeit, ſ. Bluthochzeit.

Pariſer Theater. Die Geſchichte der franzöſiſchen Schauſpielkunſt iſt bereits in dem Artikel Franzöſiſches Theater behandelt worden. Ueber den gegenwärtigen Zuſtand derſelben, wie ſie ſich auf den pariſer Bühnen, die als die tonangebenden für ganz Frankreich zu betrachten ſind, ausgebildet hat, haben mehrere deutſche Reiſebeſchreiber, wie Reichardt in ſeinen vertrauten Briefen über Frankreich, Kotzebue in ſeinen Erinnerungen aus Paris, Frau von Haßfer (jetzige Chezy) in ihrer Schrift über Leben und Kunſt in Paris, u. A. m. viel Leſenswerthes geſchrieben. Auch die deutſchen Zeitſchriften London und Paris, die franzöſiſchen Miscellen, das Cotta'ſche Morgenblatt u. ſ. w. enthalten eine Menge ſchätzbarer Nachrichten darüber. Vor Allen aber iſt der geiſtreiche Aufſatz von Humboldts über die gegenwärtige franzöſiſche Bühne, in Göthe's Propyläen, Sievers Gallerie der pariſer Schauſpieler, in Brockhaus Zeitgenoſſen 2ter Band 3te Abth. und eine ſehr ausführliche Abhandlung über das jetzige pariſer Theaterweſen in Wendt's leipziger Kunſtblatt Juli 1818 darüber nachzuleſen. Was nun den Charakter der franzöſiſchen Schauſpielkunſt in ihrem gegenwärtigen Zuſtand auf den pariſer Bühnen betrifft, ſo läßt ſich nicht läugnen, daß dieſer ſelbſt in Hinſicht auf die Tragödie, ungeachtet der bekannten großen Fehler in dem übertriebenen Pathos und der ſteifen abgezirkelten Förmlichkeit des ganzen mimiſchen und recitirenden Darſtellungsſtyls der Franzoſen, manche ſehr weſentliche und nachahmungswerthe Vorzüge (die ſelbſt ein Göthe und Schiller anerkannt haben) vor dem unſrer deutſchen Bühne voraus hat. Dahin gehört 1) die höhere Würde, die das théâtre français als ein eigentliches Nationaltheater im höchſten Sinne des Wortes, auf dem nur die anerkannt claſſiſchen Meiſterwerke der Nation dargeſtellt werden, im Gegenſatz zur deutſchen Bühne, deren Repertoire man wohl dem Mengelweſen eines Jahrmarkts von Plundersweilern vergleichen mag, behauptet; 2) die würdigere Stellung, welche die Künſtler ſelbſt, in ihren äußern Verhältniſſen zu Paris, vor denen in Deutſchland voraus haben; 3) die ſtrengere Sonderung der Kunſtgattungen, die dem pariſer Schauſpieler ungleich mehr Studium auf ein Fach und eine einzelne Rolle zu wenden erlaubt, worin er noch durch die auf den pariſer Bühnen ſo zahlreichen Repriſen der Stücke beſonders unterſtützt wird; 4) die bis zur höchſten Vollendung ausgebildete Kunſt des Memorirens; 5) die eben ſo kunſtwiſſenſchaftliche Sorgfalt für die Correctheit der Ausſprache, und 6) die überaus muſterhafte Verbindung des maleriſchen Theiles der Schauſpielkunſt mit dem redneriſchen; alles eben ſo bedeutende als unleugbare Vorzüge, die das franzöſiſche tragiſche Theater in ſeinem gegenwärtigen Zuſtand vor dem deutſchen auszeichnen. — In Betreff der Komödie aber, iſt das pariſer Theater, von der feinſten Komik bis zur niedrigſten Poſſe herab, unſtreitig jetzt das erſte in der Welt, durch die Eigenthümlichkeit des Nationalcha-

rakters, der Sprache, der geſelligen Feinheit und Sitten, der in dieſer Gattung ſo unerſchöpflich reichen Literatur, und endlich der die höchſte Vielſeitigkeit der Ausbildung dieſes Zweiges der Darſtellungskunſt verſtattenden Hauptſtadt der franzöſiſchen Nation. Der letztere Vorzug geht ſchon aus der Menge der Bühnen hervor, die in Paris von jeher ungleich zahlreicher als in irgend einer andern Hauptſtadt Europens geweſen iſt. Vor zehn Jahren beſtanden daſelbſt nicht weniger als 19 namhafte öffentliche Theater (die kaum zählbaren Winkelbühnen in Caffeehäuſern, Gärten, Kellern, Reſtaurationen u. ſ. w. nicht mit eingerechnet), und obſchon dieſe im Jahre 1807 auf achte eingeſchränkt wurden, ſo ſind ſie doch jetzt ſchon wieder bis auf ein Dutzend geſtiegen. Dieſe zwölf pariſer Theater geben in allen Gattungen der theatraliſchen Kunſt den Ton für ganz Frankreich an, und es iſt alſo hinreichend, einen Blick auf ſie zu werfen, um ein Bild des gegenwärtigen Zuſtandes des franzöſiſchen Schauſpielweſens überhaupt zu erhalten. Schon das Verhältniß dieſer Theater unter einander gewährt aber dem Kunſtfreund eine ſehr erfreuliche Erſcheinung, da jedes einzelne derſelben an eine beſondre Gattung der Kunſt gebunden iſt, die denn daher auch natürlich mit um ſo größerm Fleiß hier cultivirt werden kann. — Das Théâtre français ſteht oben an, nicht als das größte und prachtvollſte, ſondern weil es die wahre Schule der franzöſiſchen dramatiſchen Kunſt bildet und hier die Meiſterwerke eines Corneille, Racine, Voltaire und Moliere nach den feſtbeſtehenden Regeln ſeit Menſchenaltern immerwährend gegeben und einer Generation nach der andern in Sinn und Herz geſchrieben werden. Dies iſt ein ächtes claſſiſches Nationaltheater, von hier gehen alle Regeln der Ausſprache und Declamation wie der mimiſchen Darſtellungskunſt aus. Die Zeit und die Mode berühren wohl dieſe Bühne zuweilen auch, aber ihre Erzeugniſſe ſchweben nur vorüber und machen hier ſelten Glück. Dem Feſtbeſtehenden, Unwandelbaren iſt dieſe Bühne gewidmet. Die Kunſtleiſtungen des Théâtre français haben daher etwas Gerundetes, in ſich Vollendetes, Ergreifendes und Gediegenes erhalten, das wohl kein anderes Theater auf der Welt übertreffen wird, aber der Reiz fortſchreitender Vervollkommnung, freier phantaſtiſcher Entfaltung fehlt hier ganz; alles iſt Styl, der oft faſt in Manier ausartet, jeder Einzelne erfüllt ſein ſtreng beſchränktes Fach ganz, und ſo ſteht das Kunſtgebäude immer vollendet da, aber es iſt in dem Trauerſpiel beſonders nie von innerm wahren Leben durchglühet, der beſeelende Odem der Natur weht hier nicht, alles iſt konventionelle Regel, doch fühlt man zugleich, daß franzöſiſche Tragödie nur ſo dargeſtellt werden kann und muß. Anders iſt es mit dem Luſtſpiel, dies verbindet hier die höchſte Wahrheit mit dem feinſten Weltton; hierbei tritt man ohnehin aus dem Gebiet höherer Poeſie in das der witzigen und ſcharfſinnigen Charaktere und Sittenſchilderung; hier iſt der gebildete Franzoſe in ſeinem Element, und gewiß hat auch bei keinem Volke das Luſtſpiel höhere Vollendung erreicht, als hier auf dieſem Theater. Alle Stücke, die einmal Beifall finden, werden hier ſo oft wiederholt, daß ſie nicht allein ganz ohne Souffleur, ſondern überhaupt mit unvergleichlicher Raſchheit und der geiſtvollſten Feinheit gegeben werden können. Das Théâtre français iſt jetzt in der Straße Richelieu und hängt zuſammen mit dem Palais Royal. Es wurde 1548 geſtiftet, im Hotel Bourgogne, Rue Mauconſeil. Moliere verband ſich 1650 damit. Von 1689 an wurde dies Theater in die Rue des Fos-

ses-Saint-Germain l'Auxerrois verlegt; im J. 1770 in die Tuilerien, 1782 ins Odeon, und, als dies 1799 abbrannte, endlich in das jetzige Lokal, deſſen Erbauer der Architect Louis iſt. Das Haus bildet inwendig eine Art von Circus. Die Gallerie wird von 26 doriſchen Säulen getragen, die in einem ununterbrochenen Halbkreiſe um das Parterre gehen. Zwiſchen dieſen ſind die Logen. Hinter der Gallerie ſtehen 36 kleinere Säulen, die das Gewölbe tragen. Das Haus gewährt einen ſehr angenehmen Anblick. Das Theater hat 69 Fuß Länge und eben ſo viel Breite, es wurde in zwei Jahren erbaut (von 1787 bis 89). Rund um das Gebäude geht eine bedeckte Gallerie, in der Buden von Buchhändlern und Quincaillerie-krämern ſind. Zwei Seiten dieſer Halle, wovon die eine nach der Straße Richelieu geht, werden von 24 doriſchen Säulen getragen, die von oben bis unten mit bunten Affichen überklebt ſind. Oft, beſonders wenn Talma oder die Georges in einer Hauptrolle auftritt, wird dies Theater ſo gedrängt voll, daß die Zuſchauer ſelbſt die Orcheſterplätze einnehmen. Es werden ſtets zwei Stücke aufgeführt, meiſt erſt ein Trauerſpiel, nachher ein Luſtſpiel, und zwar nicht ſelten jedes von 5 Akten. Das Repertoire dieſer Bühne beſteht lediglich aus den als claſſiſch anerkannten dramatiſchen Meiſterwerken der franzöſiſchen Literatur, ſowohl in der Tragödie als ſogenannten haute Comédie, und eben ſo theilen ſich die Schauſpieler derſelben genau in dieſe beiden Hauptgattungen, ſo daß nur ſelten ein jugendliches Talent es wagen wird, ſich in beiden Fächern zu verſuchen. Jetzt ſteht dieſes Theater unter dem Duc de Duras und M. de la Ferté, Intendant des menus Plaisirs. Die Herren Talma, St. Prix, Dumas, Le Fond, Michelot, St. Phal, Baptiſte und die Frauen Duchesnoi, Georges (jetzt abweſend), Volnois, Bourgoin, glänzen gegenwärtig in den Darſtellungen der Tragödie; Fleury, Armand Michot, und die Damen Mars, Leverd, Devienne im Luſtſpiel. Wir widmen den wichtigſten unter dieſen Namen beſondere Artikel. Die große Oper: Académie Royale de Musique, iſt an Glanz und Pracht unvergleichlich; dies ſchöne Theater, das größte in Paris, iſt jetzt in der Rue Richelieu, der königlichen Bibliothek gegenüber. Vormals befand es ſich neben dem Palais Royal, wo es zweimal abbrannte. Das jetzige Lokal bildet eines der impoſanteſten Gebäude von ganz Paris, mit vier Façaden nach den vier Straßen hinaus, die es im Quadrat einſchließen. Die Hauptfaçade, welche auf die Straße Richelieu geht, ſtellt einen großen Porticus von 8 Arkaden dar, über welchem ſich der herrliche Foyer dieſes Opernhauſes befindet. Das impoſante Veſtibule iſt mit doriſchen Säulen geziert, die den Plafond tragen. Der ungeheure Saal des Hauſes ſelbſt, mit 5 Logenreihen über einander, faßt 3000 Zuſchauer. Die herrlichen Decorationen, das zauberiſche Ballet, das 200 Perſonen ſtarke Orcheſter, die glänzenden Coſtumes, die überraſchenden Maſchinerien, machen dies Schauſpiel wahrhaft bewundernswerth. Die Art des ernſten und großen franzöſiſchen Geſanges wird dem an italieniſche und deutſche Muſik gewöhnten Ohr nie wohlthun, beſonders wo er, ſo wie hier auf dieſen großen Raum berechnet, zur höchſten Uebertreibung wird, und wahrhaft ſinnverwirrend und herzzerreißend wirkt. Doch der Styl dieſer Opern und der Geſchmack des pariſer Publicums fodern es ſo, und nie werden Lays und Laimez (die erſten Sänger) rauſchender applaudirt, als wenn man bei ihrem Geſang unwillkürlich des homeriſchen Mars gedenken muß, deſſen Stimme der von 10,000 Mann

gleicht. Wahren Geſang hört man hier ſelten, aber die rhythmiſche Declamation und die Chöre wirken ergreifend. Die Opern von Gluck und Sacchini ſind auf dieſer Bühne heimiſch und ihre tiefe leidenſchaftliche Seelenſprache rührt jetzt wie ſonſt mit unſterblicher Jugendkraft. Es iſt ſehr Schade, daß auch das Spiel hier ſo ſehr übertrieben wird. Von den Sängerinnen iſt die liebliche Mad. Branchu noch am freieſten von dieſem Fehler, vor welchem ächtes tiefes Gefühl ſie bewahrt, ſo wie auch Madame Armand; die ſehr beliebte Mademoiſelle Maillard aber, die erſt ſeit kurzem das Theater verließ, war Meiſterin in dieſem wüthenden Toben. Die in die Opern verwebten Tänze, ſo wie die großen Ballets, die ſtets nach der Oper gegeben werden, (dies Schauſpiel währt gewöhnlich von 7 Uhr bis Mitternacht) übertreffen an Vollendung, Reichthum und Schönheit wohl alles ähnliche. Die Tänzerchöre ſind unüberſehlich zahlreich, oft ſchwebt nur ein Amoretten- und Zephirenvölkchen von mehr als 60 Kindern über die Bühne; dieſe iſt bei den Ballets gewöhnlich in verſchiedene Erhöhungen abgetheilt, die alle von den Gruppen dieſer reizenden Geſtalten bevölkert ſind. Die beiden Balletmeiſter Gardel und Milon theilen ſich beſonders in das idylliſche und das heroiſche Fach. Unter den erſten Tänzern und Tänzerinnen hat faſt jedes ein eignes Charakterfach ſich erwählt. In der höchſten und zugleich ſittlichſten Grazie wird Madame Gardel wohl ſtets unerreichbar bleiben; ſie hat ſich kürzlich erſt vom Theater zurückgezogen. Im ernſten hohen Tanz iſt Mademoiſelle Clotilde einzig, nur leider für dieſe Kunſt jetzt ſchon zu ſehr gealtert. Erſte Tänzerinnen neben ihr ſind die Damen Bigottini, Deliſle, Fanny Bias und Anatole Goſſelin; die erſten Tänzer, ſeit Duport und Veſtris hier nicht mehr erſcheinen, ſind Albrit, Beaupré, Paul und Anatole. Perſius dirigirt die Oper und der berühmte Violiniſt Kreuzer das Orcheſter. In den Solotänzen pflegen ſtets die erſten Virtuoſen der Kapelle die reizendſten Melodien und Solo's zu ſpielen, um den wahren Zauber zu vollenden; das einzige, was man dabei wünſchen könnte, iſt daß die Bewegungen und Stellungen etwas weniger von den Regeln der eigentlichen Tanzkunſt und mehr vom ächt maleriſchen Sinn und Ausdruck beherrſcht würden, um ſo dem pantomimiſchen Tanz der Griechen näher zu kommen, in dem die Entrechats und Pirouetten gewiß keine Hauptrolle ſpielten. — Das dritte Haupttheater iſt: Théâtre Feydeau oder l'Opéra-comique in der Rue Feydeau; dies iſt eines der angenehmſten und reizendſten Schauſpiele. In dieſer Gattung von Muſik, die leicht, gefällig und doch zugleich originell und wirkungsvoll ſeyn muß, ſind die Franzoſen Meiſter und ſie wiſſen intereſſante Theaterſtücke dabei zu wählen, ſo daß ſich auch jetzt der Geſchmack an ihren Operetten über ganz Deutſchland verbreitet hat. Sie werden hier trefflich und vor einem gewählten Publicum aufgeführt. Dies freundliche, nicht allzugroße, doch an 2000 Zuſchauer faſſende Theater wurde 1791 von Legrand und Molinos erbaut. Sowohl die innere als äußere Decoration, jene aus einem Amphitheater mit zwei Säulenreihen übereinander, dieſe aus ſechs coloſſalen Caryatiden, welche das Veſtibule verzieren, beſtehend, iſt überaus gefällig. Elleviou, Martin, Gavaudan und Chénard waren als Sänger die Stützen dieſer Operette; erſterer, der die lieblichſte Methode mit einem ſehr angenehmen Aeußern verband, hat ſich leider früh von der Bühne zurückgezogen. Wer ihn und Martin als Richard Coeur de Lion und Blondel in Gretry's Oper zuſammen hörte, wird dies gewiß nie vergeſſen. Madame Gavaudan, die erſte Sänge-

rin, verdient auch als geiſtvolle treffliche Schauſpielerin die allgemeine Vorliebe, die ſie genießt. Die Sängerinnen Duret-Aubin, Regnault und Boulanger ſind ſehr ausgezeichnet. Neuerlich iſt Herr Lemonnier an Elleviou's Stelle getreten. — Das vierte Nationaltheater war das Odeon, leider muß man ſagen: war, da dies herrliche Theater (in akuſtiſcher Hinſicht ſowohl als ſeiner Schönheit nach das vorzüglichſte Theatergebäude in Paris) den 20ſten März 1818 wieder abbrannte, an demſelben Tage wo es 1799 auch abbrannte! Es war ganz nach dem Muſter der griechiſchen Hörſäle gebaut und hatte die ſeltne Eigenthümlichkeit, daß man auf jedem Platze alle übrigen Plätze ſehen konnte. Die Geſellſchaft, die hier ſpielte, wird nun wohl wieder im Théâtre Favart oder aux Italiens auftreten, wo ſie früher ſchon ſpielte, denn das Odeon wurde erſt 1808 wieder eröffnet. Picard iſt Adminiſtrateur general dieſes Luſtſpieltheaters und deſſen größte Stütze. Das eigentlich bürgerliche und rührende Luſtſpiel der Franzoſen iſt hier heimiſch, oder vielmehr diejenige Gattung, welche die Franzoſen vorzugsweiſe mit dem Namen Drame bezeichnen, die viel Aehnliches mit unſern Ifflandiſchen und Kotzebue'ſchen Schauſpielen hat, und als deren Repräſentanten man Picard ſelbſt durch ſeine zahlreichen Werke dieſer Art betrachten muß. Die Herren Clozel, Chazet, Armand, Boucher und Peliſſier, und die Damen Delia, Fleury, Adeline und Delille ſind die vorzüglichſten Schauſpieler dieſer Bühne. — Das fünfte Haupttheater iſt das Théâtre Royal Italien, am Boulevard des Italiens gelegen und 1782 nach einem Riß von Heurtier erbaut. Es hat den großen Vorzug ein völlig iſolirtes freiſtehendes Gebäude zu ſeyn, und zeichnet ſich auch ſonſt durch eine ſchöne mit einem Periſtyle von 6 ioniſchen Säulen verzierte Façade, wie durch einen ſehr eleganten Saal in ſphäroidaler Form, auf das Gefälligſte aus. Hier iſt das vorzüglichſte Orcheſter von Paris, und Muſikfreunde finden an dieſen zweimal wöchentlich aufgeführten italieniſchen Opern den reinſten Kunſtgenuß. Die durch ihre Kunſtreiſen auch in Deutſchland ſo viel bewunderte Sign. Catalani war Unternehmerin dieſes Theaters, welches ſehr unter ihrer langen Abweſenheit litt. Sie kehrte im Juli 1817 zurück, trat aber den 28ſten März 1818 zum letztenmale auf, weil ſie nach einem allzugroßen Verluſt, Frankreich abermals zu verlaſſen, beſchloß. Die kaiſerliche Regierung bewilligte außer dem Schauſpielhaus und den Decorationen noch eine jährliche Unterſtützung von 220,000 Franken, die königliche gab nur 160,000 Franken und Madame Catalani mußte außerdem nicht allein 120,000 Franken Bürgſchaft leiſten, ſondern auch noch einen Schauſpielſaal im Theatre Favart einrichten. Nach dem Zurücktritt der Madame Catalani iſt dies Theater von der Regierung übernommen worden. Die italieniſche Oper gibt nur ſelten ernſthafte Opern und meiſt Opere buffe. Sonſt glänzte hier das liebliche Talent der leider ſo früh verſtorbenen Madame Barilli. Kapellmeiſter Paer dirigirt das Orcheſter. Die vorzüglichſten jetzigen Sänger ſind: Tramezzani, Garcia, Porto, Barilli, Chiodi, Conſole und Benelli; von den Sängerinnen nennen wir die Signore Morandi, Feroni, Borroni, Bianchi, Coria und Cinti. Die vorzüglichſten Künſtler dieſer fünf Haupttheater erhalten gewöhnlich die Erlaubniß, ihre Benefizvorſtellung in einem größern Theater, als das iſt, worin ſie gewöhnlich ſpielen, zu geben. Meiſt wird der große Opernſaal dazu gewählt, wo dann die berühmteſten Talente ſtets mitwirken, um eine ſolche Vorſtellung zu ſchmücken. Eine der glänzendſten war die, wel-

che Mademoiſelle Mars im Februar 1818 im großen Opernhauſe gab, und welche ihr 40,000 Livre Einnahme abwarf. Nun wenden wir uns zu den ſieben kleinen Theatern, die als eigentliche Volksbühnen auch ſehr merkwürdig ſind. Am nationellſten iſt unſtreitig das Théâtre du Vaudeville, in der Rue de Chartres St. Honoré, gegründet im J. 1791 und den 12ten Januar 1792 eröffnet, ein kleines enges und ſehr unanſehnliches Theater, welches im Sommer 1817 nothdürftig reſtaurirt wurde. Hier zeigt ſich indeſſen die unerſchöpfliche Fröhlichkeit der Franzoſen, ihr leichter Witz und ihr Talent, der geringſten Kleinigkeit Stoff zum Lachen und zu einem Bon-mot abzugewinnen, in ihrem ganzen Glanze. Die Zeichnung dieſer kleinen Stücke iſt immer mit wenig kecken Strichen hingeworfen, hier gibt es keine verwickelten Intriguen, keine prachtvollen Decorationen, es wird den Sinnen eben ſo wenig geſchmeichelt, als an Herz, Gemüth und Phantaſie gedacht; nur für den Witz ſind ſie geſchrieben, ſie ſcheinen geſchaffen um den angebornen Takt der Nation, der jede Lächerlichkeit ſogleich fühlt, noch zu ſchärfen, die Geißel der Perſiflage iſt hier ſtets geſchwungen, aber mehr aus Lachluſt als aus Bosheit. Die kleinen Lieder, die darein gewebt ſind, und die als ächte Volkslieder auf allen Straßen ertönen, haben einen ganz eignen piquanten Nationalcharakter; ſie beweiſen, daß die Tonſprache nicht bloß Gefühle, ſondern auch witzige Einfälle anzuſprechen vermag. Raſch und kurz begleiten die Klänge hier die Worte; ein ſolches Vaudevilleliedchen unterbricht das muntere Geſpräch gar nicht, es erhöht nur deſſen Lebhaftigkeit. Oft beluſtigt es in dieſem höhern Vaudeville, Gegenſtände perſonificirt zu ſehen, die ſich die Phantaſie ſonſt wohl ſchwerlich geſtalten würde. Es fällt ſelten etwas Bedeutendes auf den andern, ſelbſt den größten Theatern vor, was hier nicht parodirt würde. Arlequin beluſtigt oft auf dieſer Bühne. Es werden jeden Abend meiſt drei kleine Stücke hier geſpielt. Der Directeur iſt Herr Déſaugiers, die Schauſpieler Henry, Laporte, Chapelle, Gonthier, Thuillier, und die Damen Bodin, Arſene, Hervey, Betzi, Riviere, Clara und Sara Lescot ſind hier beſonders beliebt. Gewiſſermaßen ein zweites Vaudevilletheater, welches aber weit weniger auf feinen Witz, als auf derbe Laune und ächt komiſche Kraft Anſpruch macht, iſt das Théâtre des Variétés, Fraſcati gegenüber am Boulevard Montmartre. Sonſt ſpielte die Geſellſchaft dieſer Bühne im Palais Royal auf dem ſogenannten Théâtre Montansier, bis ſie 1807, wo ſie dieſes Local verlor, das jetzige von Celerier gebaute Schauſpielhaus erhielt. Dieſes Theater iſt eines der kleinſten und unanſehnlichſten von ganz Paris, macht aber fortdauernd unter allen die beſten Geſchäfte. Hier herrſcht ungebundne Luſtigkeit; die ächt franzöſiſchen Maskencharaktere ſind hier heimiſch, nämlich beſonders Jocriſſe und der Niais. Die Calembourgs machen hier die größte Beluſtigung, ja die erſten Schauſpieler, Brunet und Potier, ſind wahre Genies in dieſer Gattung, ſo unerſchöpflich und originell komiſch im Erfinden und Improviſiren ſolcher Wortſpiele, daß ſogar eine Sammlung ihrer Calembourgs (Brunetiana und Potierana) gedruckt erſchienen iſt. (S. d. Art. Brunet). Hier werden meiſt Scenen aus dem pariſer Volksleben, treu, wahr und ächtkomiſch aufgegriffen, dargeſtellt; alles iſt ſo voll Localbeziehungen, daß es außer Paris nicht zu verſtehen iſt, aber an Ort und Stelle auch den Ernſteſten zum Lachen zwingt. Dieſe kleinen Luſtſpiele haben oft weder eigentlichen Anfang noch Ende, es ſind aufgegriffene Scenen, die lebendig

uns vorgeführt werden. Man gibt drei bis vier jeden Abend. Brünet, obſchon jetzt ſehr gealtert, iſt einzig in dieſer Art; immer friſch und jugendlich, ſpielt ſeine Laune in allen Farben, ſein bloßes Erſcheinen erweckt allgemeine Luſt. An jugendlicher Kraft und Vielſeitigkeit des komiſchen Darſtellungstalents übertrifft ihn jetzt indeſ nicht ſelten der unnachahmliche Potier, der ſeit kurzem aber zum Théâtre de Porte St. Martin übergegangen iſt. Tiercelin iſt beſonders ſtark in kräftigen Karikaturrollen; Dubois, Cazot, Bosquier, Lepeintre, ſo wie die Damen Leroux-Barroyer, Vautrin, Mengozzi und Pauline ſind vorgezogne Lieblinge des Volks. Im letzten Jahr 1817 machte beſonders eine Poſſe: le Combat des Montagnes, hier großes Aufſehen, weil ſich die jungen Kaufmannsdiener beleidigt fanden, daß ſie in der Perſon eines Mr. Calicot von Brünet perſiflirt wurden, und vorausſahen, daß dies ein bleibender Beinahme und Theatercharakter werden würde. Sehr oft parodiren die Schauſpieler dieſes Theaters auch die größern Bühnen, eben ſo wie ihre Schriftſteller die ernſtern Dichter. Das Theater l'Ambigu comique und das Théâtre de la Gaieté gleichen Zwillingsgeſchwiſtern, ſie ſind dicht nebeneinander auf dem Boulevard du Temple und haben völlig gleiches Streben. Hier ſind alle Melodramen (die aber mit dem, was wir unter dieſer Gattung verſtehen, nichts gemein haben. S. d. Art. Melodrama) und Spectakelſtücke heimiſch, die mit lebhaftem Spiel, ſüdlichem Feuer, glänzenden Decorationen und trefflichen Maſchinerien gegeben werden. Ritter-, Räuber-, Geiſter- und Zaubermährchen hauſen hier, je dunkler, je grauſenvoller, deſto beliebter; die Muſik und die Ballets ſind oft ſehr hübſch, letztere beſonders im Théâtre de la Gaieté, wo Hüllin Balletmeiſter iſt; viele junge Talente bilden ſich hier, die dann zu den größern Theatern übergehn. Das elegante pariſer Publicum räumt es nicht ein, dieſe petits Spectacles zu lieben, aber es geht incognito hin, und iſt ſicher, ſich hier zu unterhalten. Zwiſchen den großen Melodramen werden zuweilen auch kleine Luſt- und Poſſenſpiele hier gegeben. Auf dem geräumigen und ſehr ſchönen Théâtre de la Porte Saint-Martin, welches 1781 in 75 Tagen von Lenoir gebaut ward, um die große Oper, deren Gebäude abgebrannt war, ſo ſchnell als möglich wieder herzuſtellen, werden, ſeitdem dieſe 1794 das ſchöne Local in der Rue Richelieu erhielt, ebenfalls Melodramen mit Ballets und Pantomimen abwechſelnd gegeben. Letztere werden hier vortrefflich executirt. Von dieſem Theater ging die Freude an dem Spiel der Thiere als Acteurs aus; der bekannte Hund des Aubry begann hier ſeine dramatiſche Laufbahn, und die diebiſche Elſter wurde ſeine Gefährtin. Natürlich müſſen wir hier den Uebergang machen zu dem glänzenden Cirque Olimpique der Brüder Franconi, wo die Pferde privilegirt ſind, Hauptrollen zu ſpielen. Dieſer neue Circus wurde den 8ten Februar 1817 eröffnet und ſeine Schönheit erregte Bewunderung. Der Plafond iſt mit Trophäen und Lanzen geziert, die Logen ſind mit Basreliefs geſchmückt, welche Scenen aus der franzöſiſchen Ritterzeit vorſtellen. Die Bereiterkünſte, in denen die Familie Franconi vom Großvater bis zum Enkel ſo ausgezeichnet geſchickt iſt, gehen ſtets dem Schauſpiel voran; dies beſteht dann aus Pantomimen, in denen Aufzüge, Gruppirungen, Tänze und Manövres zu Pferde vorkommen, die mit ſeltenem Koſtenaufwand und großer Kunſt und Genauigkeit ausgeführt werden. Macbeth, Blaubart, Cain, Atala, und beſonders der mit außerordentlicher Pracht aufgeführte raſende Roland, ſind

die Pantomimen, welche neuerlich ausgezeichnet gefielen. Letztere iſt ein wahres Zauberſpiel, wo die Pariſer ſich an dem Aſtolph, der auf dem Hippogryph in den Mond fliegt, und an dem Palaſt Karls des Großen gar nicht ſatt ſehen können. Vor der Eröffnung dieſes neuen Locals hatten die Franconi zu ihren Darſtellungen auch ſchon einen Circus in der Rue du Montmartre, welchen der Bauchredner Comte, nachdem ſie ihn verlaſſen hatten, zu einer Schauſpielunternehmung für Poſſen und Kunſtſtücke zu benutzen verſuchte, die er den 2ten Januar 1818 eröffnete, aber nach 2 Monaten aus Mangel an Beifall ſchon wieder aufgeben mußte. Zuletzt müſſen wir mit dem Théâtre Mécanique de Mr. Pierre in der Rue du Port Mahon ſchließen, welches wirklich in ſeiner Art ſehr merkwürdig iſt. Hier werden Gegenden und Landſchaften in täuſchender Nachahmung vorgeſtellt, die Beleuchtung ändert ſich und man ſieht bald die Sonne aufgehen, bald Stürme toben. Bewegliche Figuren beleben dieſe Landſchaften, man hört das Geräuſch derſelben nachgeahmt; alles ſcheint zu leben in reger Bewegung, die kleine täuſchende Welt zieht uns an, bis plötzlich der Vorhang herabrollt und uns ſo im Dunkeln läßt, wie wir es auch im Leben nach jeder Enttäuſchung ſind! Die Gemälde haben meiſt eine Breite von 6 und eine Höhe von 5 Fuß. Die Figuren ſind 1 bis 1 1/2 Zoll hoch. Man kann dieſem anſpruchloſen kleinen Schauſpiel ſeinen Beifall nicht verſagen. In Deutſchland iſt es durch die geſchickten Techniker Herrn Gropius in Berlin trefflich nachgeahmt worden. Jedes der größern Theater hat einen eleganten Foyer oder Verſammlungsſaal, wo man ſich zwiſchen den Akten und nach dem Schluß, bis die Wagen nach ihrer Ordnung vorgefahren ſind, aufhält und zugleich die Buffets befindlich ſind. Dieſe Sortie de l'Opéra iſt dem pariſer Badaud oft das unterhaltendſte des ganzen Schauſpiels. Wl.

Park im Allgemeinen iſt eine große, mit Mauern oder Paliſſaden umſchloſſene Erdfläche, um etwas innerhalb dieſes Raumes aufzubewahren, z. B. im Feldlager die nöthigen militäriſchen Geräthſchaften; daher Artillerie-Park. An fürſtlichen Schlöſſern und Paläſten nennt man einen Park eine große baumbepflanzte, mit Allee und Wald abwechſelnde, umſchloſſene, und zum Hegen des Wildes beſtimmte Erdfläche, dergleichen z. B. die zu St. Cloud, Verſailles, Meudon, Marly, Boulogne und andere ſind. Die alten Römer hatten ſolche Parks an ihren Villen, um das Vergnügen der Jagd deſto ungeſtörter genießen zu können. Anfangs, als ſie nur noch Haſen hegten, waren dieſe (leporaria) nur klein, erhielten aber nachmals, da auch größeres Wild gehegt ward, einen bedeutenden Umfang. Am berühmteſten ſind der Park des Pompejus und des Hortenſius. In neuern Zeiten hat England ſich vornemlich durch ſie ausgezeichnet. „Die Regierungsverfaſſung,“ ſagt ein ungenannter Schriftſteller ſehr richtig, „hat wohl den erſten Grund zu den engliſchen Parks und ihren Anlagen gegeben, und zwar dadurch: es wird nach einem ausdrücklichen Geſetze kein Wildpret im Freien geduldet, weil dadurch dem Nachbar Schaden geſchehen kann, wer alſo Wildpret haben will, muß es einſperren; reiche Particuliers nahmen einen Theil ihres Waldes und ihrer Felder dazu, befriedigten beide, und hielten darin das ihnen nöthige Wildpret. Da dieſes meiſtens in der Nähe ihrer Landhäuſer war, die Engländer aber mit einem großen Vermögen auch größtentheils einen richtigen Geſchmack verbinden, ſo gab dieſer Wildgarten oder Park ihnen Gelegenheit, Anlagen mancherlei Art in

demſelben zu machen, und ihrem Geſchmacke und ihrer Einbildungskraft freien Lauf zu laſſen.“ Da nun die neuere Gartenkunſt ſich ebenfalls aus England her über Europa verbreitet hat, ſo iſt es gekommen, daß man nun häufig Park und Gartenlandſchaft oder Luſtwald, Luſtanlage, engliſcher Garten mit einander für gleichbedeutend nahm, und unter Park ſich ein ſehr großes Stück Feld dachte, das zum ausgedehnteren Genuſſe durch einfache Kunſt verſchönert wurde. Gilpin, der dem urſprünglichen Begriffe eines Parks getreu geblieben iſt, hat zugleich gezeigt, wie die Gartenlandſchaft mit ihm zu vereinigen ſey. „Der Park,“ ſagt er, „iſt eine außerhalb Englands wenig bekannte Art von Landſchaft, und einer der herrlichſten Zubehöre eines anſehnlichen Landhauſes. Nichts theilt einem Gebäude ſo viel Würde mit als eine ſolche anliegende Länderei, und nichts hilft die Wichtigkeit deſſelben ſtärker bezeichnen.“ Billig aber muß der Park mit der Größe und Würde des Gebäudes in Verhältniß ſtehen, und Nettigkeit und Zierlichkeit mit ihm theilen. Der Park iſt entweder durch Kunſt angepflanzt oder, wenn er natürlicher Wald war, durch Kunſt vervollkommnet, und da erwarten wir eine Schönheit und einen Contraſt in ſeinen Baumgruppen, wonach wir uns in den wilden Naturſcenen umſonſt umſehen. Wir erwarten, daß ſeine Grasebenen mit ihren Zubehören in Größe, Geſtalt und Vertheilung angenehm mit einander contraſtiren, und daraus mannichfaltige Kunſtſcenen entſtehen. Wir erwarten, wenn man einzelne Bäume ſtehen gelaſſen, daß es die ſchönſten, zierlichſten und wagerechteſten ihrer Art ſeyn werden; daß kein Tändelwerk das Auge beleidige, und alles rauhe, üppig wachſende Unterholz bis auf die Stellen abgetrieben ſey, wo es eine Scene zu verdichten, oder zuſammenzuhängen, oder eine Begränzung zu verſtecken nothwendig iſt. Koſten erfodernde Auszierungen werden in einer Parkſcene nicht verlangt. Tempel, chineſiſche Brücken und alle mühſeligen Werke der Kunſt erwecken unharmoniſche Vorſtellungen. Iſt wo eine Brücke nöthig, ſo ſey ſie niedlich ſchlicht; oder eine Wildhütte, oder eine Förſterwohnung, ſo ſey ihre Bauart ſo einfach als ihre Beſtimmung. Nichts verrathe Prahlerei oder Prunk. Eine Auszierung wären wir geneigt zu erlauben; ein ſchönes Thor nämlich zum Eingange in den Park; dieſes aber müßte an Reichthum, Zierlichkeit und Bauart mit dem Hauptgebäude übereinſtimmen. Daſſelbe Verhältniß hat auch ein durch den Park hinlaufender Fahrweg. Er ſey breiter oder ſchmaler, je nachdem es das Hauptgebäude iſt, auf das er zuführt. Er winde ſich, aber ſchweife nie ohne zureichenden Grund umher. Auf jeder Stelle des Zuganges und auf den Fuhrwegen, ſo wie den beſuchteſten Spaziergängen, müſſen alle Begränzungen dem Auge entzogen ſeyn; die Anſicht einer Umpfählung mag zwar in einzelnen Fällen maleriſch ſeyn, allein in den meiſten Fällen mißfällt ſie. Läuft ein natürlicher Fluß durch den Park, oder liegt eine wahre Ruine darin, ſo mag man wohl den glücklichen Zufall aufs Beſte benutzen; die künſtlich geſchaffenen hingegen ſind gewöhnlich von ſehr ſchlechter Wirkung. Auch mit dem künſtlichen See ſieht es mißlich aus; Großheit läßt ſich ſelten hervorbringen. Dannhirſche ſind die natürlichſten Bewohner des Parks und allerdings ſehr ſchön: allein Rindvieh- und Schafheerden ſind auch ſchön, und nützlicher. Außer den Parks gibt es aber in England noch kleinere Anlagen zu Privatgebäuden oder in Städten, welche man Pleasure ground, Luſtthal, nennt, zum Beweiſe, daß nicht jede engliſche Anlage auch

ein Park ſey. Ob nun aber das, was man in Deutſchland öfters einen Park genannt hat, auch ein ſolcher ſey, das beurtheile Jeglicher ſelbſt. dd.

Park (Mungo), ein Wundarzt aus Schottland, der durch ſeine Reiſen in Afrika allgemein bekannt iſt. Er war eben von einer Reiſe nach Indien zurückgekehrt, als die unter dem Namen African Association, zur Erforſchung des Innern von Afrika ſeit 1788 zu London errichtete Geſellſchaft die Nachricht von dem durch Verſchmachtung oder Meuchelmord herbeigeführten Tode des Majors Houghton erhielt, welcher auf ihre Koſten eine Reiſe nach Afrika unternommen hatte. Park erbot ſich zu einer gleichen Unternehmung, erhielt die Genehmigung ſeines Antrags, und brach am 22ſten Mai 1795 nach der engliſchen Faktorei Piſania am Gambia auf, wo er ſich einige Monate zu ſeiner Reiſe vorbereitete und die Mandingoſprache erlernte. Von Weſten nach Oſten durchſtreifte er die Königreiche Mulli, Bondu, Kådſchaga, Kaſſon, Kaarta und Ludumar. In letzterm gerieth er im Anfange des Märzes 1796 nahe bei der Gegend, wo ſein Vorgänger Houghton ſeinen Tod gefunden hatte, in die Gefangenſchaft des mauriſchen Königs Ali, wo er der roheſten Behandlung und den offenbarſten Lebensgefahren ſo Preis gegeben war, daß er den verzweiflungsvollen Entſchluß faßte, auf gut Glück und des Zwecks ſeiner Reiſe eingedenk, landeinwärts zu fliehen. Das Wageſtück gelang ihm ſo glücklich, daß er in der dritten Woche ſeiner Flucht, am 20ſten Juli 1796, das große Ziel ſeiner Reiſe, den Niger, erblickte, deſſen Lauf er ſo lange verfolgte, bis er ſich unüberſteiglicher Hinderniſſe wegen zur Rückreiſe entſchließen mußte. Den Weg weſtwärts längs des Niger nehmend, kam er im September im Königreiche Manding zu Kamilia an, wo er Krankheit und Sicherheit wegen ſieben Monate verweilen mußte. Ein Sclavenhändler, mit dem er einen Accord ſchloß, brachte ihn von da am 10ten Juni 1797 nach der engliſchen Factorei am Gambia, wo er vor 18 Monaten abgereiſet war, zurück; am 15ten ging er über Antigua nach London ab, und traf daſelbſt am 25ſten December nach einer Abweſenheit von zwei Jahren und ſieben Monaten glücklich wieder ein. Die in einfacher und ungeſchmückter Darſtellung, aber mit ſtrenger Wahrheitsliebe abgefaßte und äußerſt anziehende Beſchreibung ſeiner Reiſe erſchien engliſch, London 1798. 4.; deutſch überſetzt mit (ſehr entbehrlichen) Anmerkungen des Ueberſetzers, Hamburg 1799. 8. (oder der See- und Landreiſen, 12ter Theil), Berlin 1799. 8.; Erfurt 1807. 8. Er trat in der Folge eine neue Reiſe nach Afrika an. Seine letzten Nachrichten im Jahre 1811 waren von Sanſanding am Niger. Von hier reiſete er nach dem Königreiche Haouſſa, wo er durch Unterlaſſung eines Geſchenkes den König beleidigte, der ihn in einem engen Paſſe an einem Fluſſe, welchen er herabſchiffte, um die Mündung des Nigers zu finden, von Bewaffneten angreifen ließ. Von den Steinen und Pfeilen der Schwarzen verfolgt, ſuchte er, als alle ſeine Gefährten bis auf Einen, getödtet waren, ſich durch Schwimmen zu retten, und ertrank. Die afrikaniſche Geſellſchaft iſt beſchäftigt, die Nachrichten von ſeiner zweiten Reiſe zum Beſten ſeiner unglücklichen Familie herauszugeben. A—s

Parlament (Engliſches), ſ. Großbritannien.

Parlamente oder Parlemente nannte man in Frankreich ehedem die höchſten Gerichtshöfe, worin bürgerliche Streitigkeiten entſchieden und Rechtsfragen aufgelöſet wurden, von parler, wegen

der abwechſelnden Debatten der Beiſitzer. Die Verfaſſung der Parla
mente in ältern Zeiten war von der in neuern Zeiten ganz verſchieden
Gewöhnlich hatte ſonſt der König an dem Orte, wo er Hoflage
hielt, ein Gefolge von Richtern, die aus ſeinen Vaſallen gewähl
waren, bei ſich; dieſe mußten die Streitigkeiten der übrigen Vaſalle
und Unterthanen entſcheiden. Erſt um das Jahr 1307 nahm dieſe
wandernde Gerichtshof zu Paris ſeinen Sitz, und behauptete, als in de
Folge in mehreren Städten des Reichs Parlamente angelegt wurden
unter allen übrigen die vornehmſte Stelle. Etwas früher hatte ma
ſchon angefangen, nichtadelige Beiſitzer in das Parlament aufzuneh
men, weil die Adeligen größtentheils zu unwiſſend waren, um da
richterliche Amt auszuüben. In der Folge wurde Jeder als adeli
angeſehen, der eine Stelle im Parlamente erhielt, wenn er auch bür
gerlicher Abkunft war. Im ganzen Reiche waren vierzehn Parla
mente. Das zu Paris beſtand aus 196 wirklichen Beiſitzern und ſeh
vielen außerordentlichen; über 500 Advocaten practicirten dabe
Aber die Parlamente blieben nicht lange bloße Gerichtshöfe. D
nämlich die Nationalverſammlungen in Frankreich ſelten, und ge
wöhnlich ohne Wirkung für das gemeine Beſte waren, ſo gewöhnt
ſich das Volk frühzeitig daran, die Parlamente als ſeinen Schutz un
als ein heilſames Gegenmittel gegen die königliche Macht zu betrach
ten. Auch finden ſich ſchon in der ältern franzöſiſchen Geſchichte häu
ſige Beiſpiele von Widerſtand, welchen die Parlamente den Königen
leiſteten. Es war Gewohnheit, daß ſie jedes neu vorgeſchlagen
Edict oder Geſetz in ihre Protokolle eintrugen, und daß es nicht ehe
Kraft hatte, als bis dieſes geſchehen war. So oft ihnen daher ei
Geſetz deſpotiſch oder für einzelne Claſſen von Bürgern nachtheili
ſchien, ſo durften ſie nur das Einregiſtriren verweigern, und e
mußte zurückgenommen werden. Bisweilen halfen ſich wohl die Kö
nige durch Strenge (Lit de justice) und hoben die ungehorſame
Parlamente auf; allein ſie gewannen nicht viel dabei, weil ſie di
Parlamente gewöhnlich bald wieder zurückrufen mußten, um das auf
gebrachte Volk zu beruhigen. Selbſt ein Deſpot, wie Ludwig XI.
konnte nicht Alles durchſetzen. Einſt verweigerte ihm das Parlamen
ſeine Zuſtimmung zu einigen neuen Edicten; der König ließ di
Sanction bei Todesſtrafe anbefehlen: allein das ganze Parlamen
ging zu ihm, und alle Mitglieder erklärten, daß ſie lieber ſterben
als hierin ſeinen Willen befolgen wollten. Der König ließ darau
die Edicte in Gegenwart des Parlaments zerreißen. In ſpätern Zei
ten, da es Sitte ward, die Stellen bei dem Parlamente zu kaufen,
hatte der Hof nicht mehr ſo heftige Widerſprüche zu befürchten. Lud
wig XIV. beſtand während ſeiner langen Regierung keinen bedeuten
den Kampf mit den Parlamenten, allein er hatte ihnen auch gleich
anfänglich erklärt, daß er keinen Widerſtand vertragen könne; und
das deſpotiſche Regierungsſyſtem ſeiner Miniſter unterſtützte dieſen
Grundſatz. Erſt unter dem Herzoge Regenten gewannen die Parla
mente wieder einigen Einfluß, der unter Ludwig XV. noch größer
ward. Der Staatskanzler Maupeou ſah mit Verdruß die zunehmen
de Macht dieſer Gerichtshöfe, und wagte daher 1771, alle Parla
mente im Reiche aufzuheben und durch neue zu erſetzen, welche ganz
vom Könige abhängig waren. Das Volk murrete; allein der Schritt
war geſchehen, und der Hof hatte damals noch Macht genug, die ge
nommene Maßregel geltend zu machen. Ludwig XVI. rief nach dem
Antritte ſeiner Regierung in den Jahren 1774 und 1775 die alten

Parlamente zurück, ohne zu ahnen, wie gefährlich ſie ſeinem Anſehn in der Folge werden würden. Die Parlamente waren jetzt nur darauf bedacht, ſich in ihrem Anſehn immer mehr zu befeſtigen; ſie wurden daher immer kühner, und nahmen beſonders unter dem Miniſterium des Calonne und Brienne eine harte Sprache gegen den Hof an. Zwar wagte es der letztgenannte Miniſter, ſie am 8ten Mai 1788 abermals zu vernichten; aber die Gährungen im Volke wurden im ganzen Reiche ſo bedenklich, daß ſich der Hof gezwungen ſah, ſie ſchon im September zurückzuberufen. Das Volk frohlockte über dieſen Sieg, und Paris feierte den Tag der erſten Sitzung des daſigen Parlaments als ein allgemeines Feſt. Die Freude ſtieg noch höher, als ſich das Parlament für die Zuſammenberufung der Stände erklärte. Aber das Parlament ſah nicht voraus, daß dieſer Schritt ſeinen eigenen gänzlichen Untergang herbeiführen würde, es hoffte vielmehr, durch die Verſammlung der Stände ſeine Macht zu erweitern. Es wünſchte deswegen, dabei eine eigene Abtheilung auszumachen, wie es auf dem letzten Reichstage im J. 1614 der Fall geweſen, und ſich nicht unter die übrigen Claſſen der Stände zu miſchen. Allein dieſer Plan ging nicht durch. Zwar wurden einige Mitglieder des Parlaments ihres ausgezeichneten Patriotismus wegen zu Deputirten gewählt, wie z. B. Despremenil; aber das ganze Corps erhielt keine beſonderen Vorzüge. Man fing an, es wieder für das zu halten, was es urſprünglich geweſen war, für den oberſten Gerichtshof des Reichs. Aber auch in dieſer Form ward es ganz überflüſſig; denn die neue Eintheilung des Landes, die Einführung der Departementaladminiſtrationen, die Aufhebung des Feudalſyſtems und des Adels machten eine neue Juſtizpflege nothwendig. Dazu kam, daß die öffentliche Meinung ſich gegen den Kaſtengeiſt der Parlamente erklärte. Mehr auf ihr Anſehn als auf das Wohl des Volks bedacht, hatten ſie ſelbſt die Rechtspflege oft parteiiſch verwaltet, und die Prozeſſe muthwillig verzögert, um ſich dabei zu bereichern. Die Nationalverſammlung hob daher im J. 1790 die Parlamente im ganzen Reiche auf. Der Widerſtand einzelner Glieder derſelben reizte den Haß noch mehr, und die herrſchende Partei ließ am 14ten Juni 1794 an 20 ehemalige Parlamentsräthe hinrichten, um ſich durch ihr nachgelaſſenes Vermögen zu bereichern.

Parlementär heißt der Abgeordnete, der zur Unterhandlung über einen Gegenſtand, oder zur Mittheilung einer Nachricht von der einen kriegführenden Partei an die andere abgeſchickt wird, ſey es nun bei einer belagerten Stadt oder im offenen Felde. Gewöhnlich wird der Parlementär, ſobald er ſich beim erſten feindlichen Poſten als ſolchen angegeben, unter Bedeckung an den Ort ſeiner Beſtimmung und ſo wieder zurückgeleitet; zuweilen macht aber die Vorſicht beſondere Maßregeln (z. B. Verbinden der Augen) nothwendig; in andern Fällen werden gar keine Parlementäre zugelaſſen. Das Parlementärſchiff, das zu jenem Behuf abgeſendet wird, trägt eine eigene Flagge (Parlementärflagge).

Parma, ein Herzogthum im obern Italien, das gegen Norden und Weſten an das Mailändiſche, gegen Oſten an das Modeneſiſche, und gegen Süden an die Apenninen gränzt, die es vom ehemaligen genueſiſchen Gebiete und von Toscana trennen. Das Herzogthum Parma beſteht aus den Herzogthümern Parma, Piacenza und Guaſtalla, hat überhaupt 306 Quadratmeilen Flächeninhalt, und eine Bevölkerung von ohngefähr 380,000 Menſchen (nach andern 500,000, welche Zahl

jedoch zu hoch ſcheint). Das Land iſt gut angebaut und ſehr fruchtbar. Es liefert viele und gute Seide, Getreide, Wein, Oel, Han und hat treffliche Schafzucht. Der Kunſtfleiß der Einwohner beſchränkt ſich faſt nur auf Bearbeitung der Seide. Ein Theil der Einwohner ſucht ſeinen Erwerb im Auslande durch Herumführen fremde Thiere u. dergl. — Die Hauptſtadt Parma liegt an dem Fluſſe gleiches Namens, iſt befeſtigt, und hat 30 bis 35,000 Einwohner. Di Straßen ſind meiſtens ſchön und die Häuſer von guter Bauart. I den Kirchen ſieht man mehrere Meiſterwerke von Correggio, Lanfranc und Mazzuoli (genannt il Parmigiano), die alle drei hier geboren ſind. Die Domkirche beſitzt das berühmte, jetzt aber ſchadhafte Stück des Correggio von der Himmelfahrt Mariä in Fresco; und in de Kirche des heiligen Grabes bewunderte man die Madonna dell Scudella deſſelben Meiſters, welche nach Paris wanderte. Die Kirch der Madonna della Steccata iſt wegen der Grabmäler des Farneſiſchen Hauſes, und das Capuzinerkloſter wegen der Malereie ſehenswerth. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört der herzogliche Palaſt mit ſeiner Gallerie und Kunſtſammlung, woraus jedoc die koſtbarſten Stücke ſchon 1734 nach Neapel gebracht worden, di 1765 von dem Infanten und Herzoge Don Philipp geſtifteten Akademien der ſchönen Wiſſenſchaften, der Malerei und der Künſte, da 1618 erbaute berühmte Operntheater (eins der größten in Europa) welches 14,000 Zuſchauer faßt, das kleinere Theater, die 1761 neu angelegte Promenade zwiſchen der Stadt und Citadelle, der Palazz Giardino, ein mit der Stadt verbundenes herzogliches Luſtſchloß mi ſeinen Malereien und Gärten, das ehemalige weitläufige Benedictinerkloſter, die Carthauſe u. ſ. w. Die von Don Philipp angelegt Bibliothek iſt ausgezeichnet durch Pracht und Ordnung und reich a literariſchen Schätzen. Die Bodoniſche Druckerei gehört zu den erſte in Europa. — Parma nebſt Piacenza gehörte ehemals zu dem dieſſeit der Alpen gelegenen Gallien, kam unter die Herrſchaft der Römer, und erfuhr alle Veränderungen, welche das römiſche Reich i Italien trafen. Beide Städte riſſen ſich in der Folge von der Oberherrſchaft der deutſchen Könige los, wurden mächtige und angeſehn Republiken, gehörten zum Bunde der lombardiſchen Städte, litten aber ſpäter ſehr durch die Kämpfe ihrer vornehmen Familien. Di Häuſer Eſte und Visconti beſaßen Parma einige Zeit. Ludwig XII eroberte beide Städte. Nach der Auflöſung der Ligue von Cambra (1508) eroberte ſie Papſt Julius II. Eigenmächtig erhob Papſ Paul III. (aus dem Hauſe Farneſe) Parma nebſt Piacenza zum Herzogthume (1543) und belehnte damit ſeinen natürlichen Sohn Peter Aloyſius Farneſe, deſſen Nachkommen ſich zum Theil als Krieger (z. B. Alexander, im Kriege in den Niederlanden) bekannt gemacht haben. Als 1731 der Mannsſtamm des Hauſes Farneſe mit Herzog Anton erloſch, erhielt der Infant Don Carlos, Sohn Königs Philipp V. von Spanien und der Eliſabeth Farneſe, die Herzogthümer Parma und Piacenza, die ihm ſchon früher durch verſchiedene Verträge zugeſichert worden waren. Als dieſer Prinz durch den Frieden zu Wien (1735) das Königreich beider Sicilien erhielt, wurde Parma und Piacenza dem Kaiſer als Entſchädigung überlaſſen. Durch den aachner Frieden (1748) überließ Oeſterreich Parma, Piacenza und Guaſtalla an den ſpaniſchen Infanten Don Philipp, mit der Bedingung des Rückfalls an Oeſterreich, im Fall der Mannsſtamm dieſes Infanten erlöſchen oder einer ſeiner Nachkommen den ſicilianiſchen oder ſpani

ſchen Thron beſteigen ſollte. Auf Philipp folgte 1765 deſſen Sohn Ferdinand, der im Jahr 1796 mit Frankreich Frieden ſchloß und ſich durch Spaniens Allianz mit Frankreich im Beſitze ſeiner Länder behauptete. Dem Erbprinzen wurde ſogar im J. 1801 das Königreich Hetrurien ertheilt. Als aber 1802 der Herzog Ferdinand ſtarb, nahm Frankreich, zufolge einer mit Spanien abgeſchloſſenen Uebereinkunft, von Parma, Piacenza und Guaſtalla Beſitz, adminiſtrirte ſie bis 1805 und vereinigte ſie darauf als ein eigenes Departement mit der 28ſten Militärdiviſion. Durch den pariſer Frieden (1814) und die Acte des wiener Congreſſes (1815) wurden die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla der bisherigen Kaiſerin von Frankreich, Erzherzogin Maria Louiſe von Oeſterreich, als völlig ſouveraines Eigenthum überlaſſen. Dieſer Verfügung widerſprach der ſpaniſche Hof, verlangte jene Herzogthümer für die ehemalige Königin von Hetrurien, Maria Louiſe, deren verſtorbener Gemahl, als er (1801) Hetrurien erhielt, ſeine Rechte an Parma ꝛc. aufgegeben hatte, und verweigerte deßwegen ſeinen Beitritt zur wiener Congreßacte. Durch eine beſondere, zu Paris abgeſchloſſene Convention wurde in der Folge feſtgeſetzt, daß Parma nebſt Zubehör, nach dem Tode der jetzigen Regentin, an die verwittwete Königin von Hetrurien und ihre männlichen Nachkommen in gerader Linie, nach deren Erlöſchen aber an Oeſterreich und Sardinien fallen ſolle. Der nachmalige Verſuch des ſpaniſchen Hofes, die Erzherzogin Maria Louiſe ſchon jetzt zur Abtretung von Parma an die Königin von Hetrurien gegen eine Entſchädigung in Gelde zu bewegen, iſt ohne Erfolg geblieben. — Die Herzogin regiert ihre Länder ganz uneingeſchränkt. Die Landesangelegenheiten werden durch die Departements (des Innern, der Finanzen, des Kriegs und der auswärtigen Angelegenheiten), deren jedem ein Präſident vorgeſetzt iſt, verwaltet. Die Einkünfte ſchätzte man ſonſt auf 1,500,000 Gulden, jetzt ſollen ſie weit ſtärker ſeyn. Das Militär beſteht aus einem Infanterie-Regimente. Oeſterreich hat, durch die vorerwähnte pariſer Convention, das permanente Beſazzungsrecht der Feſtung Piacenza erhalten. Die gewöhnliche Reſidenz der Herzogin iſt Parma, im Sommer das Luſtſchloß Colorno. Der Hofſtaat iſt wenig glänzend. Parma hat auch einen Ritterorden, den Conſtantin-Orden. Die griechiſchen Kaiſer aus der Familie der Comnenen haben ihn (1190) geſtiftet, und einer der letzten Abkömmlinge derſelbe überließ das Großmeiſterthum des Ordens (1699) an den Herzog von Parma. Er beſteht aus vier Claſſen. Der König von Neapel behauptet auch Großmeiſter dieſes Ordens zu ſeyn, weil Parma 1731 an ſeine Familie gefallen war.

Parmenides, ein berühmter griechiſcher Philoſoph der eleatiſchen Schule, blühte um das Jahr 504 vor Chr. Geb. Er war aus Elea gebürtig und beſaß ein großes Vermögen, in deſſen Genuſſe er mit glänzendem Aufwande lebte. Er zeichnete ſich auch in bürgerlichen Geſchäften aus und ſoll ſeinen Mitbürgern einige Geſetze gegeben haben, welche man in ſo hohen Ehren hielt, daß die Obrigkeit jährlich einen Eid ablegen mußte, für ihre Befolgung zu wachen. Parmenides wurde der Schüler und Nachfolger des Xenophanes; auch ſoll er (vielleicht in ſeiner Jugend) den Anaximander gehört und um 460 mit Zeno eine Reiſe nach Athen gemacht haben. Nach dem Zeugniſſe des Cebes war Parmenides ein Muſter der Tugend. Er ſchrieb die Lehre ſeiner Schule von dem Scheine der Sinne und der Realität der Vernunfterkenntniß, die er mit größerer Beſtimmtheit

entwickelte, in Verſen, von denen aber nur einige verſtümmelte Fragmente, die Henricus Stephanus unter dem Titel: de poesi philosophica und Fülleborn in ſeinen Beiträgen geſammelt hat, auf uns gekommen ſind.

Parnaſſus, Parnaß, ein noch jetzt unter dem alten Namen bekanntes Gebirge in der griechiſchen Landſchaft Phocis, an deſſen Fuße die Stadt Delphi mit der caſtaliſchen Quelle lag. Es war dem Apollo und den Muſen heilig. Den Namen leitet man bald von dem alten Heros Parnaſſus, einem Sohne Neptuns, bald von Deucalions Kaſten (Larnace) ab, in welchem dieſer bei der großen Waſſerfluth hier landete, daher es auch anfänglich Larnaſſus geheißen habe. Es hat zwei Spitzen, von denen die ſüdliche Hyampea, die nordweſtlichſte Tithorea hieß. Der höchſte Gipfel hieß Lycoreus.

Parnell (Thomas), ein ſcherzhafter engliſcher Dichter. Er war 1679 zu Dublin geboren, erhielt eine gute Erziehung, widmete ſich der Theologie, ward 1700 Magiſter und drei Jahre ſpäter ordinirt. Im Jahr 1705 wurde er zum Archidiaconus von Clogher vorgeſchlagen, und um dieſelbe Zeit verheirathete er ſich. Seitdem beſuchte er häufig England, wo er die angenehmſten Tage verlebte. Seine geſelligen Eigenſchaften ließen ihn allenthalben gute Aufnahme finden. Seine erſten Verbindungen waren mit den damals mächtigen Whigs; die gelehrteſten Männer unter ihnen, als Addiſon, Congreve und Steele, wurden ſeine Freunde. Gegen das Ende der Regierung der Königin Anna aber, als die Torys ſiegten, verließ Parnell (wahrſcheinlich von Swift dazu vermocht,) ſeine alten Freunde, und trat in genaue Verbindung mit Pope, Gay und Arbuthnot, welche, wie Swift, der Gegenpartei mit Eifer anhingen. Seine glänzenden Ausſichten auf hohe geiſtliche Würden und Aemter wurden durch die Miniſterialveränderung beim Tode der Königin Anna zerſtört. Auf Swifts Empfehlungen an den Erzbiſchof King erhielt er indeß eine Präbende und die einträgliche Pfarre von Finglaß. Sein häusliches Glück vernichtete im J. 1712 der Tod ſeiner würdigen Gattin. Nie konnte er dieſen Verluſt verſchmerzen; er ſuchte Troſt in unmäßigem Genuſſe des Weins und verkürzte dadurch ſein eigenes Leben. Mißvergnügen und Unruhe verfolgten ihn bis an den Tod, der ihn im Jahr 1717 in ſeinem 38ſten Jahre hinraffte. Parnell hat Mehreres in Proſa und in Verſen geſchrieben. Er iſt der Verfaſſer von dem Leben Homers vor Pope's Iliade, das jedoch im Style viele Verbeſſerungen von Letzterm erhielt, und einer Lebensgeſchichte des Zoilus, welche eine Satire gegen Theobald und Dennis ſeyn ſoll; auch lieferte er Einiges in den Spectator und Guardian. Alle dieſe Werke verrathen Gelehrſamkeit und Phantaſie. Gegenwärtig wird er nur noch als Dichter gekannt und geſchätzt. Nach ſeinem Tode gab Pope eine Auswahl ſeiner Gedichte heraus, welche ſeitdem mehrmals wieder gedruckt worden ſind. Sie gehören zwar nicht zu dem Edelſten und Vollendetſten, wohl aber zu dem Leichteſten und Gefälligſten der engliſchen Poeſie. Mehrere ſind glückliche Ueberſetzungen oder Nachahmungen. Im J. 1758 erſchien noch ein Band ſeiner nachgelaſſenen Werke, der jedoch ſeinem Rufe eher Nachtheil als Vortheil gebracht hat.

Parny (Evariſte), unter den neuern Elegiendichtern der Franzoſen einer der vorzüglichſten, und um ſo mehr der Erwähnung werth, da gerade in dieſer Gattung die franzöſiſche Literatur ſehr arm iſt. Im J. 1787 erſchienen ſeine Elegien, Oden, Lieder, Idyl-

len u. ſ. w. in zwei Bändchen unter dem Titel: Oeuvres complettes. Später gab er ſein berüchtigtes komiſches Heldengedicht: La guerre des Dieux anciens et modernes, poéme en dix chants, (Paris 1799 und öfter) in welchem die chriſtliche Mythologie, vorzüglich mit den Waffen des Lächerlichen, angegriffen wird, wie wohl früher nie geſchehen ſeyn dürfte. Das Directorium hatte ihm wegen dieſes Gedichts die Aufnahme in das Inſtitut verweigert, in welches er jedoch ſpäter trat. Er ſtarb 1814.

Parochie, der Kirchſprengel, das Kirchſpiel, d. h. gewiſſe zu Einer Kirche gehörige und in dieſelbe eingepfarrte Perſonen, und der Bezirk, in welchem ſie wohnen, oder auch mehrere Dorfſchaften mit ihren Bewohnern, welche zu einer Kirche gehören, — die Pfarre. Daher heißt auch Parochialkirche (Pfarrkirche) die Hauptkirche in einer Parochie, an welcher ſich der Pfarrer (Parochus) befindet. Im Gegenſatze von Filial- oder Tochterkirche heißt ſie auch Mutterkirche.

Parodie (wörtlich Nebengeſang). Mit dieſem Namen belegten die Griechen ſcherzhafte Gedichte, auch wohl nur einzelne Theile, wozu ganze Stellen oder einzelne Ausdrücke ernſthafter Gedichte entlehnt oder doch nachgeahmt wurden. Athenäus hat uns ein ſolches Gedicht von Matron aufbehalten, und nennt den Hipponax, Ariſtoteles aber den Hegemon von Thaſos als den Erfinder. Ariſtophanes iſt voll ſolcher Parodien. Wir verſtehen unter Parodie ein Werk, in welchem ein ernſtes poetiſches Werk mit Veränderungen ſeines Gegenſtandes in ein anderes ſelbſtſtändiges, entweder ernſtes oder komiſches Gedicht umgebildet wird. Gewöhnlicher iſt der letztere Fall; daher Parodie, gleichbedeutend mit Traveſtirung im engern Sinne, das einem ernſten Gedichte nachgebildete und entſprechende komiſche bedeutet. In einem noch engern Sinne und von der Traveſtirung unterſchieden findet Parodie nur da Statt, wo (wie im Froſch- und Mäuſekriege) nur die Hauptbegriffe und Figuren verändert werden, die Nebenbegriffe und die ganze Form der Behandlung aber beibehalten wird. Sie wirkt durch den Contraſt zwiſchen dem Gemeinen des Gegenſtandes und dem edeln erhabenen Tone. Auch braucht die Parodie nicht ein vorhandenes, ernſthaftes Werk in allen einzelnen Theilen ſclaviſch nachzubilden, ſondern kann auf jeden gewählten Gegenſtand den Ton und Geiſt eines ernſten Gedichts ſcherzend anwenden. Ja in einem höhern Sinne iſt das wahre Luſtſpiel Parodie der Tragödie überhaupt. Das Parodiren (ſcherzhaft nachbilden) kann, wenn es mit Witz und Laune geſchieht, angenehm unterhalten und zugleich gewiſſen erhabenen Ausſchweifungen und Uebertreibungen entgegenwirken. Bei den witzigen Franzoſen haben dieſe Parodien den meiſten Beifall gefunden. Auch wir beſitzen manche gelungene Parodie, als den Herodes von Bethlehem u. a. Vergl. Traveſtirung.

Parole heißt in der Kriegsſprache das Loſungs- oder Erkennungswort, welches in einem oder ein Paar Wörtern beſteht, woran die zu einem und demſelben Heere gehörigen Krieger ſich erkennen. Der commandirende General, Commandant einer Feſtung, gibt täglich ein ſolches Wort aus. Hierzu kommt im Felde noch das ſogenannte Feldgeſchrei, und oft auch die Loſung; wer ſich durch Angebung derſelben nicht legitimiren kann, wird feindlich behandelt.

Paroli, im Pharoſpiel eine Biegung der Karte, welche anzeigt, daß der Spieler ſeinen Satz und den ſchon gemachten einfachen

Gewinn noch einmal aufs Spiel ſetzen will, um, wenn er nochmals trifft, ſeinen Satz dreifach zu gewinnen. — Davon abgeleitet iſt der Gebrauch des Wortes Paroli für eine treffende Replik auf einen witzigen oder ſpöttiſchen Angriff, wodurch derſelbe dem Gegner in verſtärktem Maße zurückgegeben wird.

Paros, eine noch jetzt unter dieſem Namen bekannte Inſel des griechiſchen Archipelagus (ſ. dieſen Art.), welche bei den Türken den Namen Bara führt. Sie war im Alterthume reich und mächtig, hatte fruchtbare Gefilde, zahlreiche Viehheerden und zwei vortreffliche Häfen. Nach der Beſiegung des Xerxes wurde Paros, das ſich in dieſem Kriege zwar nicht, wie früher, mit den Perſern verbunden, aber doch ein zweideutiges Betragen beobachtet hatte, von Themiſtokles erobert, und blieb den Athenern unterworfen. Nach Alexander kam es eine Zeit lang unter den ägyptiſchen König Ptolemäus; bald aber gelangten die Athener wieder zum Beſitz, und erhielten ſich darin bis auf Mithridates; dann kam die Inſel unter die Botmäßigkeit der Römer, welche ſie zur Provinz machten. Im Alterthume war Paros beſonders wegen ſeiner herrlichen Marmorbrüche, beſonders in den Steinbrüchen des Berges Marpeſſa, berühmt. Hier wurde auch die bekannte pariſche Marmorchronik verfertigt (ſ. Marmorchronik). — Jetzt ſteht Paros unter türkiſcher Herrſchaft und gehört zur Statthalterſchaft des Capudan Paſcha. Durch einen Canal wird ſie von der Inſel Antiparos getrennt. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf kaum 2000. Der Hauptort Parichia, eigentlich nur ein Dorf, ſteht wahrſcheinlich auf den Ruinen des alten Paros. Das Schloß und die Kirche der heiligen Jungfrau ſind aus den Ueberreſten alter prächtiger Gebäude aufgeführt. Das Innere der Inſel iſt bergig und mit einer Menge Denkmäler des Alterthums angefüllt. Das Hauptproduct iſt Baumwolle; auch bringt die Inſel etwas Korn und Wein hervor. Der beſte Ankerplatz auf der Inſel iſt Nauſſa, wo Kriegsflotten ſich ſicher aufhalten können, und welcher daher auch den Galeeren des Capudan Paſcha zu einer Station dient.

Paroxysmus, der Zuſtand der am höchſten geſtiegenen Verſtärkung eines einzelnen Fieberanfalls, daher auch jede periodiſch wiederkehrende heftige Verſchlimmerung einer Krankheit, von dem griechiſchen Worte paroxynein (ſcharf, heftig machen, anreizen). Es laſſen ſich nämlich bei dem ganzen Verlaufe des Fiebers die drei Stadien, der Zunahme, der Höhe und der Abnahme, unterſcheiden (ſ. Fieber); jedes Fieber im Ganzen beſteht aber wieder aus einzelnen Fieberanfällen, welche zuſammengenommen den ganzen Umlauf des Fiebers bilden. Bei dem Wechſelfieber (febr. intermittens) ſind dieſe einzelnen Fieberanfälle am deutlichſten von einander getrennt, indem ein beinahe ganz fieberfreier Zeitraum von ſechs, bis vierundzwanzig, bis achtundvierzig Stunden dazwiſchen liegt. Bei dem nachlaſſenden Fieber (febr. remittens) iſt der Trennungszuſtand zwiſchen den einzelnen Fieberanfällen ſchon weniger deutlich, indem er ſich bloß durch einen merklichen Nachlaß der vom Fieber abhängigen Zufälle offenbart, während die meiſten, beſonders die weſentlichen Zufälle, ununterbrochen fortdauern. Im Verlauf dieſer einzelnen Fieberanfälle nun läßt ſich eben ſo, wie im Ganzen, ein Zeitraum der Zunahme, der höchſten Stärke und der Abnahme der Zufälle wahrnehmen, und dieſe Periode der Höhe, wo die Zufälle an Menge und Heftigkeit den höchſten Gipfel erreicht haben, wird ſchon in der Hippocratiſchen Schule Paroxysmus, ſonſt auch accessio, exacerbatio,

genannt. Doch iſt es nicht ſelten, daß man auch andere heftige Zufälle überhaupt, beſonders wenn ſie mit gewaltſamen Aeußerungen, mit Krämpfen und Convulſionen oder Wahnſinn und Raſen, verbunden ſind, und periodiſch wiederkehren, den Paroxysmus nennt. Der Paroxysmus in Fiebern iſt entweder regelmäßig, d. h. zu beſtimmten Zeiten zurückkehrend, wie z. B. in den gemeinen Wechſelfiebern, oder unregelmäßig, zu unbeſtimmten und in ungleichen Zeiträumen wiederholend, wie in manchen unordentlichen Wechſelfiebern, in vielen anhaltenden Fiebern, in Nervenfiebern, und andern. In den meiſten Fiebern fällt die Zeit des Paroxysmus auf den Abend oder in die Nacht, daher die Kranken in dieſer Zeit ſich allemal ſchlimmer befinden, als Vormittags, wo gemeiniglich der Nachlaß des Fiebers eintritt. Selbſt dann, wenn das Fieber dem Anſcheine nach gänzlich verſchwunden iſt, bemerkt der Kranke oft noch Abends oder in der Nacht etwas gelind Fieberhaftes, gleichſam einen Wiederſchein des vorübergezogenen Ungewitters. H.

Parrhaſius, ein berühmter griechiſcher Maler, gebürtig aus Epheſus. Sein Vater Euenor war ebenfalls Maler, und blühte um das J. 420 vor Chr. Geb. Der Sohn war ein Zeitgenoſſe und Nebenbuhler des Zeuxis. Nach Plinius brachte Parrhaſius zuerſt Ebenmaß in die Malerei, lebhaften Ausdruck und Anmuth in die Geſichtsbildung und Geberde, und übertraf alle Maler im Umriß. Es werden mehrere ſeiner Gemälde von den Alten angeführt. Sein hoher Ruf machte ihn ungemein ſtolz und anmaßend. Wie Athenäus verſichert, ging er in Purpur gekleidet, mit einem goldnen Kranze auf dem Kopfe, und nach Plinius leitete er ſeine Abkunft vom Apollo ab, der den Beinamen Parrhaſius führt. Er wetteiferte mit dem Thimanthes aus Samos in einem Gemälde, das den Ajax, wie er mit dem Ulyſſes um die Waffen Achills kämpft, vorſtellte. Als ſeinem Gegner der Preis zuerkannt wurde, ſagte er ſpöttiſch: es ſey ihm um den Helden leid, daß er abermals von einem Nichtswürdigen überwunden worden.

Parſen, ſ. Gebern.

Parteigänger, ſ. Partiſan und Freicorps.

Parthenon, ein berühmter Tempel der Minerva Parthenos (der Jungfrau) zu Athen, den Perikles von den Baumeiſtern Ictinus und Kallikrates erbauen ließ. (S. Athen).

Parthenope iſt der alte Name der Stadt Neapel. Man leitete dieſen Namen von einer Sirene Parthenope her.

Parthenopeiſche Republik, ſ. Neapel.

Parther. Der Name Parthien kommt im Alterthume in dreifacher Bedeutung vor. Im weitläufigſten Sinne verſteht man darunter das ehemalige parthiſche Reich zwiſchen dem Euphrat, Oxus, dem caſpiſchen und dem indiſchen Meere. Im engſten Sinne iſt Parthien (Parthiene) das kleine Land, wo die ſo berühmten Parther wohnten, umgrenzt von Hyrkanien, Aria, Karmanien und Medien, und rings umher von Gebirgen eingeſchloſſen, das man in dem heutigen nordweſtlichen Theile von Choraſan, wo jetzt Kurti und Thus liegen, zu ſuchen hat. Endlich in einem mittlern Sinne bedeutet Parthien auch die nördlichen Provinzen Perſiens, das geſegnete Hyrkanien (jetzt Maſenderan, Dſcherdſchan und Karkan), das kleine Parthiene ſelbſt, durch Pferdezucht berühmt, Aria (einen Theil von Choraſan), Margiana (jetzt Forg und Maruſchak in Oſtchoraſan), Bactriana (oder den ſüdlichen Theil der Bucharei), die Länder um den

Paropamiſus (die Gegend um Candahar), Drangiana (Sejeſtan), Arachoſia und Sagdiana (den nördlichen Theil der großen Bucharei). Die Parther (Flüchtlinge), waren in den früheſten Zeiten als Wilde bekannt, und ſtammten von den Scythen. Vielweiberei war unter ihnen herrſchend. Sie fochten nur zu Pferde, waren als Bogenſchützen berühmt und beſonders im Fliehen furchtbar. Sie kamen unter die Herrſchaft der Perſer, Macedonier und Syrer. Unter dieſen blieben ſie bis auf Antiochus II. Damals griff Arſace (Aſchak) zu den Waffen, vertrieb die Syrer, und verbreitete ſeine Siege über die benachbarten Länder. Noch mehr thaten dies ſeine Nachfolger. So entſtand jenes wichtige parthiſche Reich, beherrſcht von den Arſaciden (Aſchkaniern oder Aſchakern) ſeit dem J. 256 vor Chr. Geb. Hauptſtadt des Reichs war Cteſiphon, an der öſtlichen Seite des Tigris von Vardanos erbaut. Sie kriegten mit den Römern mit abwechſelndem Glücke, nie aber konnten die Römer ihnen dauernde Vortheile abgewinnen. Craſſus blieb gegen ſie (53 vor Chr. Geb.) in einer großen Niederlage. Trajan hatte zwar einen Theil von Parthien erobert, aber dieſe Eroberung wurde theils von ihm ſelbſt, theils von Hadrian wieder aufgegeben. Im J. 214 nach Chr. Geb. erregte Artaxerxes, ein Perſer, Sohn des Saſſan, einen Aufſtand, ſtürzte die Arſaciden vom Throne und unterwarf 229 ganz Mittel-Aſien ſich und dem ſaſſanidiſchen Hauſe. (S. Perſien).

Particip, Mittelwort, iſt in der Sprache derjenige Theil eines Zeitworts, welcher an ſich die Natur eines Eigenſchaftsworts hat, doch mit dem Unterſchiede, daß er zugleich die Zeitverhältniſſe angibt, und übrigens zu Bildung zuſammengeſetzter Zeitformen gebraucht wird. Von dieſem Schweben, dieſem Sichaneignen von dem Zeit- und von dem Eigenſchaftsworte führt es ſeinen Namen; denn es participirt, hat Theil an ihnen. Der Gebrauch deſſelben im Deutſchen iſt zum Theil durch einen gewiſſen Geſchmacksdünkel mehr beſchränkt worden, als der Geiſt der Sprache fodert, und frühere oder ältere Muſter beſtätigen dürften. Doch hat die Sprache durch ihre Geſetzgeber, die Philoſophen und Dichter, alſo auch tüchtige ſprachkundige und geſchmackvolle Ueberſetzer ſich hierin Manches wieder zugeeignet, was man noch vor einiger Zeit für unzuläſſig achtete. Dahin gehört z. B. die Participialconſtruction, welche in der lateiniſchen Sprache durch die ſogenannten abſoluten Ablative bewirkt wird: quo facto, dies gethan. Und es iſt nicht zu leugnen, daß, namentlich in dieſem Falle, an Kraft und Kürze gewonnen wird, wenn durch Auflöſung des Satzes mittelſt einer Partikel und der beſtimmten Zeitform nur Weitſchweifigkeit entſteht. Was übrigens durch gehörigen Gebrauch der Participien für den Periodenbau der Sprache gewonnen werden könne, zeigen manche wiſſenſchaftliche Schriften; dahingegen eine ſeichte Popularität die Entgliederung und Auflöſung deſſelben in kleine zerſtückte Sätzchen begünſtigt hat. Daß jedoch hier mit Umſicht verfahren werden müſſe, verſteht ſich von ſelbſt. Denn eine Vergleichung der Sprachen zeigt wohl, daß die eine hierin freier iſt als die andere. So hat ſelbſt die Tochter der lateiniſchen Sprache, die italieniſche, in dieſer Sphäre nicht Alles, was die Mutter hat, ob ſie gleich im Einzelnen Manches herübergenommen, was dahin gehört, wie das Wort futuro ſelbſt, welches in der Form doch ein Particip iſt, das aber nicht, wie im Lateiniſchen, von allen Zeitwörtern gebildet werden kann. Das Italieniſche hat hierin wieder mehr Beweglichkeit als das Deutſche. Wa.

Partikel (particula). Partikeln heißen in der Sprachlehre ſolche Redetheile (ſ. d. Art.), welche keiner Umbiegung fähig ſind, weder declinirt noch conjugirt werden können, als: die Präpoſition, das Adverbium, die Conjunction. Man nennt ſie Partikeln, weil ſie in der Regel, dem äußern Umfange nach, die kleinſten Redetheile ſind, indem die meiſten von ihnen aus Stammlautern oder unverändert gebliebenen Stammwörtern beſtehen. Da aber das äußere Merkmal des größern oder geringern Umfangs eines Wortes, als etwas bloß Zufälliges und in den verſchiedenen Sprachen Verſchiedenes, keinen Eintheilungsgrund der Sprachformen geben kann, und das Merkmal der Kleinheit keineswegs allen inflexibeln Redetheilen, dagegen vielen Wörtern der übrigen Claſſen zukommt; ſo haben neuere Sprachlehrer dieſen grammatiſchen Kunſtnamen ganz aufgegeben, und die Redetheile, in Hinſicht der Veränderung, deren ſie fähig oder nicht fähig ſind, in biegſame und unbiegſame (flexibele und inflexibele) eingetheilt.

Partiſan, Parteigänger, der Anführer einer Truppe, die zum kleinen Kriege (zu Streifzügen ꝛc.) beſtimmt iſt. (S. Freicorps). — **Partiſane**, ehemals ein Gewehr, eine Art von Spieß, welches unter dem Stecheiſen noch eine Barte oder ein kleines zweiſchneidiges Beil hatte. Es iſt dieſelbe jetzt nur noch an einigen Höfen bei den Trabanten gewöhnlich, welche ſie zur Zierde tragen.

Partitur nennt man in der Muſik die ſchriftliche Ueberſicht aller zu einem vielſtimmigen Tonſtücke gehörigen Stimmen (der muſikaliſchen Partien). Die Partitur iſt zuerſt das Werk des Tonſetzers, wodurch derſelbe das, im Geiſte ſchon entworfene, oder ſich während des Schreibens ausbildende Tonganze äußerlich feſthält, indem er zugleich den Antheil jeder Sing- und Inſtrumentalpartie an demſelben, wie dieſe ſich bald thätig, bald pauſirend verhalten, durch Notenſchrift und andere muſikaliſche Signaturen verzeichnet. Hauptſächlich geſchieht dies dadurch, daß die einzelnen Partien auf beſondern Linienſyſtemen Tact für Tact unter einander geſchrieben werden, ſo daß man, was in jedem Tacte von irgend einer Sing- oder Inſtrumentalpartie zu leiſten iſt, vollkommen überſehen kann. Das Entwerfen der Partitur hängt mit dem Componiren unmittelbar zuſammen; denn dadurch entſteht überhaupt ein Kunſtwerk, daß das im Geiſte Gebildete äußerlich, und von dem Geiſte, aus welchem es hervorgegangen, abgeſondert wird. Wie wäre es auch dem ſchöpfungsreichen Künſtler möglich, namentlich ein Tonſtuck von größerm Umfange, an deſſen Ausführung ſo viele Stimmen Antheil haben, nach ſeinen neben und nach einander fortlaufenden Tonreihen lange im Gedächtniſſe feſtzuhalten? Wir ſetzen aber voraus einen echten Tonſetzer, der nicht erſt des Papiers bedarf, um ein Tonſtück hervorzubringen, oder ſeine muſikaliſchen Gedanken erſt dann aufſchreibt, nachdem er ſie auf irgend einem Inſtrumente gehört hat, wenn er gleich das Einzelne ſich durch Hören mehr verdeutlichen kann. Denn was nicht aus dem Geiſte ſeinen Urſprung nimmt, und im Geiſte als Ganzes entworfen wird, hat keinen Werth. Einzelne Gedanken an einander reihen zu einem gefälligen Eindrucke, macht nicht den Tonſetzer aus; denn daraus wird nimmer ein wahrhaftes Ganzes. Damit leugnet man jedoch nicht, daß nicht der Tonſetzer bei der Anlage ſeiner Partitur zuerſt nur die Grundzüge des Ganzen, wie es im Geiſte ausgedacht iſt, entwerfen, und erſt allmälig, gleich dem Maler, der die Mitteltinten und den vollkommenen Ausdruck des Colorits erſt nach

vollendeter Zeichnung hervorbringt, die Harmonie ausfüllen, das Einzelne genauer ausarbeiten, und zur vollkommenſten Uebereinſtimmung mit dem Ganzen ausbilden werde. Die Anordnung der Partien in der Partitur muß, obwohl im übrigen viele Verſchiedenheit darin Statt finden kann, und jeder Tonſetzer die ihm bequemſte Methode befolgt, im Allgemeinen doch dem Zwecke der Partitur entſprechen, d. h. eine leichte Ueberſicht des vielſtimmigen Tonganzen gewähren. Gewöhnlich geſchieht dies, indem man die Sopraninſtrumente über die Mittelſtimmen und Baßinſtrumente, und die Singſtimmen unter die Inſtrumentalpartien der Violonpartie zunächſt ſtellt, ferner den obligatern und bedeutendern Partien die mittlern Syſteme in der Partitur einräumt. Nach der Vielſtimmigkeit des Tonſtücks faßt die Partitur mehr oder weniger Notenſyſteme. Aus ihr werden dann, wenn das Tonſtück von dem dazu gehörigen Perſonale ausgeführt werden ſoll, die einzelnen Partien beſonders ausgeſchrieben, und um Fehler der Aufführung zu vermeiden, nach derſelben corrigirt. Nach ihr wird ferner überhaupt ein größeres Tonſtück vervielfältigt; das Copiren deſſelben nach den einzelnen ausgeſchriebenen Partien iſt größern Fehlern unterworfen, da hingegen bei der Anſicht der zuſammengeſtellten Stimmen der Fehler leichter zu entdecken iſt. Nach ihr pflegt daher auch die Aufführung des Tonſtücks durch die dirigirende Perſon angeordnet zu werden; ja nach ihr kann endlich das Tonſtück ſelbſt, namentlich in Hinſicht ſeiner harmoniſchen Verhältniſſe, gründlicher beurtheilt werden, da hingegen dem Ohre Manches entgeht, und bei der Ausführung ſchnell vorüberfliegt. Des Directors Sache iſt es daher, eine Partitur leſen zu können, um darnach, vorzüglich in muſikaliſchen Proben, die Ausführung des Ganzen und Einzelnen zu leiten, damit die Ausführung möglichſt fehlerfrei ſey. Dazu gehört aber Kenntniß der Harmonie, Kenntniß der Singſtimmen und Inſtrumente, ſo wie ihrer Bezeichnungen, Kenntniß der Zeitmaße, (die vorzüglich nach der vorgeſchriebenen Bezeichnung, mehr aber noch durch den Geiſt des Ganzen, und nach dem den einzelnen Partien zugemutheten Antheil zu beſtimmen ſind,) endlich was überall nothwendig iſt, eine große Uebung und Erfahrung. Letztere ſind in einem noch höhern Grade nothwendig, um eine Partitur auf dem Clavier oder Pianoforte zu ſpielen, was vorzüglich in den erſtern Proben großer Stücke (z. B. der Opern, Kirchenſtücke) nothwendig iſt, bei welchen einzelne Partien für ſich eingeübt werden, oder auch zur genauern Beurtheilung des Tonſatzes, oder endlich zum Vergnügen geſchieht. Für den erſtern Zweck wird zwar auch häufig die Violine angewendet, allein es wird vorzüglich bei ſtark beſetzten Tonſtücken, welche eine mannichfaltige und ſchwere Harmonie haben, dann oft der Fall eintreten, daß beim nachmaligen Hinzutreten der Inſtrumente und einer reichen Harmonie der Sänger oder Spieler ſich kaum zu orientiren weiß und ein anderes Tonſtück, als das eingeübte zu hören glaubt. Nach dem Clavierauszuge diejenigen Partien einüben, welche nicht darin enthalten ſind, oder gar nach ihm die Aufführung dirigiren, wird der Muſikdirector nur höchſtens dann, wenn ihm das Tonſtück im Ganzen und Einzelnen vollkommen bekannt iſt. Von dem Virtuoſen, dergleichen es jetzt in Deutſchland viele gibt, erwartet man, daß er das Tonſtück auf dem Inſtrumente ſo vortrage, oder die einzuſtudirenden Partien ſo begleite, als ob er eben einen vollkommenen Clavierauszug liefere, wobei freilich der Zweck des Nachhelfens und Einſtudirens mannichfaltige Ausnah-

men nothwendig macht. Der Partiturſpieler muß die größte und leichteſte Ueberſicht, Gewandtheit und Geiſtesgegenwart beſitzen, um das Weſentliche eines Tonſtücks auf ſeinem Inſtrumente hören zu laſſen, und unter ſeine zwei Hände geſchickt zu vertheilen, wozu außer den obigen Erfodernißen auch noch eine ſehr bedeutende Fertigkeit im Clavierſpiel und eine ungemeine Kenntniß des Generalbaſſes gehört. Wie viel eine Partitur von Mozart, Cherubini, Beethoven u. ſ. w. in dieſer Hinſicht erfodere, bedarf nicht entwickelt zu werden. Immer muß das Partiturſpiel ſich zu der Aufführung wie der einfarbige Kupferſtich zu dem Gemälde verhalten, das mit dem Reize aller Farben geſchmückt iſt. Man findet übrigens die Partituren häufiger geſchrieben als gedruckt oder geſtochen, theils weil die Meiſten geſchriebene Noten lieber leſen und beſſer überſehen, theils weil der Verlag der Partituren im Muſikhandel nur bei bedeutenden und ſchon als meiſterhaft anerkannten, oder um beſonderer Zwecke willen geſuchten Tonſtücken einen die Koſten des Verlegers belohnenden Abſatz gewährt. T.

Parzen (griechiſch Mören), die unerbittlichen Schweſtern, deren Geſchäft iſt, den Lebensfaden der Menſchen zu ſpinnen. Namen und Zahl derſelben kommen bei Homer nicht vor. Der Name Clotho (die Spinnerin) war anfangs wahrſcheinlich allgemein. Als ihre Zahl aber drei wurde, und die Dichtkunſt für ſie beſtimmte Namen erfand, wurde Clotho beſonderer Name, neben Atropos und Lacheſis, aber ohne eine beſondere Function anzudeuten. Dieſe lag auch nicht in den Namen der zwei andern; denn Atropos drückt das unveränderliche Schickſal, Lacheſis das Loos oder den Zufall aus, mithin bezeichnen alle drei das Schickſal von verſchiedenen Seiten. Bei Homer und Heſiod erſcheinen ſie als Göttinnen des menſchlichen Schickſals und einzelner Geſchicke, ohne Todesverhängniß. Bei den Lyrikern treten ſie in den weitern Kreis der Ereigniſſe überhaupt, und ſind überall gegenwärtig, wo etwas zu vertheilen iſt (a partiendo, dem griechiſchen μείρειν). In der engſten Bedeutung ſind ſie die todbringenden Schickſalsgöttinnen, die Göttinnen des Todes, als allgemeinen und endlichen Verhängniſſes. Als Göttinnen des Todes gehören ſie der Unterwelt an und ſind Töchter des Erebus und der Nacht; als Schickſalsgöttinnen ſind ſie Dienerinnen des Zeus und demſelben von der Themis geboren. Die erſtere Abſtammung iſt gewiß die ſpätere. Als Töchter des Zeus nehmen ſie Antheil an den Beſtimmungen des Schickſals, und werden von ihm abgeſendet, ſeine Befehle zu vollziehen. Sie ſpinnen dem Menſchen ſeine künftigen Schickſale in einem Faden zu, wiſſen alſo die Zukunft und prophezeihen ſie; ſie ſingen die Schickſale der Sterblichen, indem ſie zugleich ihre Spindeln in Bewegung ſetzen und ſind unwandelbar. Man legte dann auch jeder ihr beſtimmtes Geſchäft bei. Die eine ſchrieb, die andre ſprach, die dritte ſpann den Faden ab, oder Atropos war die vergangene, Lacheſis die künftige, Clotho die gegenwärtige Zeit, und ſo deuten ſie Anfang, Mitte oder Dauer und Ende des Lebens. Abgebildet werden ſie, wie Lacheſis die Spindel, Clotho den Rocken und Atropos die Scheere hält, mit welcher ſie den Faden durchſchneidet.

Paſcal (Blaiſe), geboren zu Clairmont am 19ten Juni 1623. Einer der geiſtreichſten Aſceten, oder, es recht und wahrhaft zu ſagen, ein frommer Chriſt. Er verrieth in den früheſten Kinderjahren, als er kaum ſprechen konnte, durch die paſſendſten Antworten und

ſinnigſten Fragen eine ungemeine Geiſteskraft. Er war einziger Sohn des Präſidenten der Grafenkammer, der ihn, da er, drei Jahr alt, ſeine Mutter verlor, außerordentlich liebte und ſelbſt unterrichtete. 1631 zog die Familie nach Paris, und immer freier und herrlicher entwickelte ſich der Knabe lediglich unter des Vaters Leitung, welcher Kraft und Gegenſtand derſelben beſonnen in Verhältniß zu bringen wußte und ihn vor dem 12ten Jahre nicht Latein lehrte, obwohl er ihm klare und helle Begriffe über Sprache und Sprachbildung beibrachte. Seine Fortſchritte in den Sprachen waren deßhalb um ſo ſchneller. Hierauf belehrte er ihn auch über wunderbare Naturwirkungen, und mußte ſtets des Knaben Scharfſinn und richtigen, gerade auf die Wahrheit eindringenden Verſtand bewundern, der ſchon ſelbſt forſchte, wo er unbefriedigt war. Entſchiedene große Anlage zeigte er zur Geometrie, obgleich ihm ſein Vater den Unterricht in der Mathematik, worin er ſelbſt bedeutende Kenntniſſe hatte, verſagte, mit dem Bedeuten, zuvor müſſe er erſt Griechiſch und Latein gelernt haben. Kaum hatte der Knabe ihm auf die Frage: was denn Mathematik ſey? die Antwort entlockt, ſie zeige, wie man richtige Figuren zu entwerfen und ihre Verhältniſſe zu einander zu beſtimmen habe, ſo dachte er in ſeinen Erholungsſtunden darüber nach, zeichnete mit Kohle Kreiſe und Dreiecke auf den Fußboden, und ſuchte ihre Verhältniſſe auf, definirte ſie ſich ſelbſt, fand Axiome und endlich Beweiſe, ſo daß er bis zu dem 32ſten Satze des Euklides vorrückte. Der Vater überraſchte ihn dabei unbemerkt, befragte ihn ſtaunend und eilte, vor Freude weinend, zu ſeinem liebſten Freunde, ihm das Wunder mitzutheilen. Dieſer rieth ihm den Euklides zu geben, den er auch ohne weitere Beihülfe verſtand. Von nun an wohnte er den Sitzungen mehrerer Freunde der Mathematik bei, die ſich bei ſeinem Vater verſammelten, und entdeckte nicht ſelten, was kein Anderer ſah. So ſchrieb er ſchon im 16ten Jahre eine ausgezeichnet ſcharfſinnige Abhandlung über die Kegelſchnitte, doch ließ er ſie, unbekümmert um Ruhm, trotz aller Auffoderungen, nicht drucken. Unterdeſſen ſtudirte er auch Sprachen, Logik, Phyſik und andere philoſophiſche Wiſſenſchaften ſo unermüdet und angeſtrengt, daß bereits im 18ten Jahre ſeine Geſundheit unheilbar zerſtört war. Dennoch erfand er im Jahre darauf die bekannte untrügliche Rechenmaſchine, deren Mechanismus den Arbeitern begreiflich zu machen, ihm viel Mühe koſtete, zumal da er faſt keinen Tag ſchmerzenfrei war; auch machte er bis in ſein 23ſtes Jahr mehrere Entdeckungen über die Torricelliſche Leere. Noch war er nicht 24 Jahr alt, als er durch einige erbauliche Schriften plötzlich erleuchtet und ihm mit ſiegender Gewißheit klar wurde, daß ein Chriſt nur Gott, und außer ihm nichts lieben müſſe. Sogleich warf er alle profane Wiſſenſchaften bei Seite, und wurzelte nur tiefer in dem, ihm ohnedies eigenen kindlichen Glauben. Dabei faßte er alle, ihm von Herzen verhaßte, als aus Spitzfindigkeit entſtehende Ketzerei nach den kirchlichen Entſcheidungen ſcharf ins Auge. Zu Rouen, wo er ſich damals mit ſeiner Familie befand, hörte er, auf Einladung zweier Freunde, einen Irrlehrer, warnte ihn zuvörderſt, dann zeigte er ihn bei Herrn von Bellay, der von jenem durch ein zweideutiges Glaubensbekenntniß hintergangen wurde, und als dieſer die Sache nicht für ſo wichtig nahm, in Verbindung mit jenen jungen Leuten beim Erzbiſchofe an, welcher den Widerruf des Irrlehrers bewirkte. Pascals Frömmigkeit wirkte belebend und anziehend auf ſeine ganze Familie. Der Vater ward des Sohnes Schü-

ler, die eine Schweſter, ein geiſtreiches Mädchen, wählte ein Kloſter, wo ſie 1661 im 36ſten Jahre ſtarb. Paſcal war indeß unaufhörlich krank, übte und ſtärkte aber dabei ſeine Geduld nur um ſo mehr. Auf Verlangen der Aerzte ging er in Geſellſchaft; aber ſeine Schweſter, die Nonne, brachte ihn bald, wie früher er ſie ſelbſt, ſo weit, daß er allen weltlichen Umgang aufgab, und ſich alles Ueberflüſſigen, ſelbſt auf Koſten ſeiner Geſundheit, entſchlug. So lebte er gleichmäßig von ſeinem dreißigſten Jahre an bis an das Ende. Er bezog ein Landgut, entſagte dort allen Vergnügungen, bettete ſich ſelbſt, aß in der Küche und ließ nur in dem ſich bedienen, was er nicht ſelbſt verrichten konnte. Dabei betete und las er in der heiligen Schrift, die er auf dieſe Weiſe ganz auswendig lernte, und in den Auslegern. Er hatte eine natürliche, keuſche und eindringliche Beredſamkeit. Eine wunderſame Heilung ſeiner Schweſter von einer Thränenfiſtel gab ihm zu allerlei Gedanken über Wunder Veranlaſſung, und nährte in ihm den Wunſch, die Atheiſten zu bekämpfen. Da ihm aber dieſes, wegen des damit verbundenen Weltverkehrs, gefährlich ſchien, ſo legte er eine Kette um das bloße Fleiſch, und erinnerte ſich durch ſchmerzerregendes Jucken, ſo oft ihm ein eitler weltlicher Gedanke kam, oder er ſich irgendwo zu ſehr gefiel, an ſeinen Vorſatz. Dieſe Strenge gegen ſich ſelbſt übte er bei fortdauernder ſchmerzhafter Krankheit. Damals machte er auch in ſchlafloſen Nächten, ohne es zu wollen, allerlei mathematiſche Entdeckungen, die er, erſt auf Bitten eines würdigen Freundes, binnen acht Tagen zum Druck niederſchrieb. Trotz ſeines Ekels konnte er nicht dahin gebracht werden, eine würzige oder Eßluſt erregende Speiſe zu genießen oder zu verlangen. Er hatte in dieſer Hinſicht, wie in der Wohlthätigkeit, die er mit größter Aufopferung übte, die zarteſte, man möchte ſagen, wundeſte Gewiſſenhaftigkeit. Seine Liebe und Reinheit fand ſelbſt in den Liebkoſungen der Kinder gegen ihre Mutter, ſeine Schweſter, noch etwas Anſtößiges. Wie er ſich an Niemand, den er auch liebte, leidenſchaftlich anſchloß, ſo verlangte er daſſelbe auch von Andern. Seine Schweſter ſelbſt, die ſeiner pflegte, und der er bereitwilligſt half, wo er konnte, mußte ſich erſt allmälig an ſeine ſcheinbare Gleichgültigkeit gewöhnen; er meinte, ſolche Leidenſchaftlichkeit entziehe ein Herz Gott, dem es allein angehöre. Außerdem war er dem Könige treu, mild, vergebſam bis zur leichteſten Vergeſſenheit von Beleidigungen. Er ſchilderte ſich ſelbſt auf einem Blättchen Papier alſo: „Ich liebe die Armuth, weil Jeſus Chriſtus ſie liebte. Ich liebe Glücksgüter, weil ſie Mittel ſind, den Elenden beizuſtehen. Ich ſuche Keinem, der mir Böſes thut, wieder Böſes zu thun, ſondern wünſche ihm eine Lage, wie die meine, wo man weder Gutes noch Böſes von den Menſchen erlebt. Ich ſtrebe immer wahrhaft, aufrichtig und treu gegen alle Menſchen zu ſeyn und habe eine herzliche Zärtlichkeit für die, ſo Gott mir eng verbunden hat: mag ich allein, oder auch unter Menſchen ſeyn, überall habe ich in meinen Handlungen Gott gegenwärtig, der ſie richten wird, und dem ich ſie alle geweiht. Dies iſt meine Geſinnung und täglich preiſe ich meinen Erlöſer, der ſie mir ins Herz gelegt und aus einem ſchwachen, elenden, ſinnlichen, ſtolzen und ehrgeizigen Menſchen, durch Kraft ſeiner Gnade, von welcher Alles abhängt, mich zu einem von allen dieſen Fehlern freien Menſchen gemacht." In ſeiner letzten Krankheit verließ er noch ſeine Wohnung, weil eine arme Familie, die er zu ſich genommen hatte und unterſtützte, die Blattern hatte, ſeine Schweſter aber für ihre

Kinder hätte fürchten müſſen. In den heftigſten Schmerzen bewies er die größte Geduld, ſo daß er eher zu geneſen fürchtete, weil er, wie er ſagte, die Gefahren der Geſundheit und die Vortheile der Krankheit kenne. Am 6ten Auguſt bekam er heftigen Kopfſchmerz und Schwindel, wollte beichten, Kranke im Hauſe haben, um ſie zu verpflegen, ja unter armen Kranken ſterben. Sein Zuſtand verſchlimmerte ſich und er ſtarb, nachdem er mit Ehrfurcht, und mit vielen Thränen das Sacrament genommen hatte, am 19ten Auguſt 1662, im 39ſten Jahre ſeines Alters. Ein ſo durchgängig wahrhafter frommer und redlicher Charakter unter einer ſo leichtſinnigen und ſinnlichen Nation mußte allerlei Mißdeutungen unterworfen ſeyn. Dieſe folgerechte Entſchiedenheit für Vergeiſtigung mittelſt der chriſtlichen Religion erfodert eben ſo viel Kraft und Freiheit als Demuth und kindliche Hingebung; und wie wenig ſie auch im Durchſchnitt einem frivolen und luſtſüchtigen Zeitalter zuſage, ſo kann ſie doch nur von einem ſehr beſchränkten, im Irdiſchen liegenden Standort aus für Krankheit angeſehen werden. Paſcal war gewiß ein kräftiger Geiſt. Er hatte ein Werk über die chriſtliche Religion im Sinne, das ihre Herrlichkeit eben ſowohl aus der Natur des Menſchen, als hiſtoriſch erörtern ſollte. Nur ſeine Liebe zur Gründlichkeit, die Klarheit und Reife, wozu es allmälig in ſeinem Geiſte gediehen und ſeine ſchmerzhafte vieljährige Krankheit hinderte die Ausarbeitung und Verfaſſung. Aus den Bruchſtücken aber, die uns unter dem Titel: Pensées sur la religion etc. (Amsterd. 1697), von ihm in den letzten vier Jahren niedergeſchrieben, von ſeinen Freunden geſammelt, vorliegen, läßt ſich der tiefe Meiſter wohl errathen. Auch gehören noch hieher ſeine geiſtlichen Provinzialbriefe (Paris 1656), die ſchärfſten Satiren auf die laxe Moral der Jeſuiten, deren Anſehn dadurch mächtiger erſchüttert wurde, als durch die heftigſten Angriffe ihrer erklärten Gegner. Dieſe Briefe werden zugleich als Muſter des didactiſchen Briefſtyls in der franzöſiſchen Literatur geſchätzt. Seine Oeuvres erſchienen Haag 1779, 5. Voll. 8. Wa.

Paſcha, ein vornehmer Beamter in der Türkei, welcher Statthalter einer Provinz und zugleich Befehlshaber der darin befindlichen Kriegsvölker iſt. Den vornehmſten werden drei, den kleinern zwei Roßſchweife vorgetragen. Die Gewalt eines Paſcha iſt ſehr groß und erlaubt viele Mißbräuche. Zwar wird er vom Großherrn nach Willkür ein- und abgeſetzt, iſt verpflichtet an den Kriegen deſſelben auf erhaltenen Befehl Theil zu nehmen und die Einkünfte der Provinz bis zu einem gewiſſen Betrage an den Großherrn zu zahlen, aber die ganze innere Verwaltung hängt von ihm ab und zu Bedrückungen aller Art hat er um ſo freiere Gewalt, als bei dem Verfall des Reichs der Großherr lieber nachſieht, als durch ſtrenge Maßregeln zu Aufruhr und Empörungen Anlaß giebt.

Paſcha, ſ. Paſſah.

Paſchalik, die Provinz, Statthalterſchaft eines Paſcha. Der Sultan ertheilt ſie gewöhnlich dem, der das Meiſte zahlt oder zu zahlen verſpricht.

Paſigraphie, eine allgemeine (d. i. allen Nationen der Erde verſtändliche, oder leicht begreifliche) Zeichen- oder Schriftſprache, iſt bis jetzt noch ein Problem, aber ein Problem, welches die ſcharfſinnigſten Männer beſchäftigt hat. Der große Leibnitz ſoll zuerſt die Idee einer ſolchen Paſigraphie gefaßt haben. Gewiß iſt es, daß er ſich mit der Erfindung einer ſolchen Kunſt, ſich allgemein verſtändlich

zu machen, ernſtlich beſchäftigte. Ihm folgten in der Behandlung dieſes Problems der Engländer Wilkins (1668), die Deutſchen Chr. Gl. Berger (Plan zu einer überaus reichen, unterrichtenden und allgemeinen Rede- und Schriftſprache für alle Nationen. Berlin 1779, 8.) Hofrath Wolke (Erklärung, wie die Paſigraphie möglich und ausüblich ſey. Deſſau und Leipzig 1797. 8.) Der berühmte Taubſtummenlehrer Sicard (1798), Näther (1805) und Ab. Bürja (Paſilalie, Berlin 1808) machten gleichfalls Verſuche bekannt. Auch ſetzte die Akademie der Wiſſenſchaften zu Copenhagen noch 1811 der beſten Erläuterung dieſer Idee und Angabe ihrer Ausführung einen Preis aus. Es iſt ganz in der Art der Franzoſen, wenn ſich noch vor kurzem ein Herr de Maimieux als den wirklichen Erfinder einer ſolchen Kunſt anpries, welche ſo tiefe Unterſuchungen über das Weſen der Sprache vorausſetzt. Die Idee einer Paſigraphie und allgemeinen Sprachlehre, ſagt Joh. Jacob Wagner in ſeiner Philoſophie der Erziehungskunſt, gründet ſich darauf, daß das Weſen aller Sprachen in ihrer innern Organiſation beſteht, für welche ein allgemeiner Ausdruck möglich ſeyn muß. Dieſe innere Organiſation der Sprache kann nämlich bloß Ausdruck der Wechſelverhältniſſe der Vorſtellungen ſeyn, welche Verhältniſſe wieder nur Ausdruck der realen Verhältniſſe der Objecte ſelbſt ſind. Läßt ſich nun für dieſe realen Verhältniſſe eine allgemeine Darſtellung finden, ſo iſt eine allgemeine Sprachlehre gegeben, und läßt ſich dieſe, in einer allgemeinen Charakteriſtik ausgedrückt, bis zum Einzelnen herabführen, ſo hat man eine Paſigraphie. Doch könnte eine wirkliche Paſigraphie nur dann entworfen werden, wenn wir ein vollſtändiges Syſtem von Begriffen hätten, in welchem jedem Begriffe ſein Werth genau durch ſeine Stelle geſichert wäre. Ueber dieſe Idee vergl. J. Sev. Vaters Paſigraphie und Antipaſigraphie, oder über die neueſten Erfindungen einer allgemeinen Schriftſprache für alle Völker ꝛc. Weißenfels 1795. 8.; J. Im. Niethhammer, über Paſigraphie und Ideographie (Nürnberg 1808); und And. Riem, über Schriftſprache und Paſigraphie (Manheim 1809. 1. St. 1.) Eine allgemeine Sprache durch Laute (Paſilalie), welche man mit der Paſigraphie zugleich verſucht hat, iſt ebenfalls noch nicht gefunden worden. — v.

Paſiphaë, die Tochter des Helios und der Perseïs, und die Gemahlin des Minos, Königs von Creta, dem ſie den Deukalion, Glaucus, Ariadne und Phädra geboren haben ſoll. Nach Einigen von Neptun, (der den Minos dafür beſtrafen wollte, daß er den von dem Gott erflehten und empfangenen Stier nicht geopfert,) nach Andern von der Venus (die dem ganzen Geſchlechte des Helios wegen der an ihr und Mars begangenen Verrätherei Rache geſchworen hatte,) verblendet, entbrannte ſie in unnatürlicher Liebe zu jenem Stier, ward in des ſinnreichen Dädalus hölzerner Kuh ihres Wunſches gewährt und gebar den ſtierhauptigen Minotaurus (ſ. d.).

Paſithea, der Beiname der Cybele, durch welchen ſie als die Mutter aller Götter bezeichnet wird.

Pasquill (Schmäh-, Schand- oder Läſterſchrift, Libell), iſt eine anonym oder pſeudonym bekannt gemachte Schrift, durch welche eine bekannte oder doch deutlich bezeichnete Perſon oder Corporation eines Verbrechens beſchuldigt wird, das nach den Geſetzen mit dem Tode, am Leibe, oder mit Ehrloſigkeit beſtraft wird. Doch wird auch oft ſchon jeder ſchriftliche Aufſatz ein Pasquill genannt, wodurch man Jemand unmoraliſcher, oder bloß lächerlicher Handlungen beſchuldigt,

um dadurch ſeinen guten Namen zu verletzen. Gewöhnlich verſteht man unter Pasquill eine anonyme Injurie; doch behaupten Einige, daß die Namenloſigkeit keinesweges ein weſentliches Erfoderniß deſſelben ſey. Unter Auguſt wurde der Verfaſſer eines Pasquills (Pasquillant, Libelliſt) verbrannt; gleichergeſtalt ſprach ihm das Geſetz der zwölf Tafeln den Tod zu. War das Pasquill jedoch unbedeutend, ſo wurden die Verfaſſer mit Schlägen gezüchtigt, auch wohl mit Ehrloſigkeit belegt. Bei uns werden ſie nach Beſchaffenheit der Umſtände mit Zuchthaus oder Gefängniß beſtraft. Schandſchriften auf hohe Perſonen werden härter geahndet; die Strafe wird aber gemildert, wenn das Verbrechen, deſſen man Jemand beſchuldigt, erwieſen werden kann. Injurien durch Gemälde, Kupferſtiche und andere bildliche Darſtellungen werden auf ähnliche Weiſe behandelt. Wenn man den Urheber eines Pasquills nicht entdecken kann, ſo wird es bisweilen durch den Scharfrichter verbrannt. Das Wort Pasquill verdankt ſeinen Namen einem witzigen Schuhflicker, Namens Pasquino, der vor mehr als 300 Jahren in Rom lebte, und ſich durch ſeine witzigen Einfälle und beißenden Spöttereien ſo bekannt machte, daß ſeine Werkſtatt täglich von Menſchen beſucht wurde, welche an denſelben Vergnügen fanden. Kurz nach ſeinem Tode ward nicht weit von ſeiner Werkſtatt eine ſchön gearbeitete, aber ſehr verſtümmelte Bildſäule eines alten Fechters ausgegraben, und nicht weit davon in einem Winkel des Urſiniſchen Palaſtes aufgeſtellt. Das Volk gab dieſer Antike einſtimmig den Namen Pasquino. Seit dieſer Zeit wurden Zettel daran geheftet, welche Satiren und witzige Einfälle über die Begebenheiten des Tages enthielten, die man dem gleichſam wieder auferſtandenen Schuſter Pasquino in den Mund legte. Man nannte ſie nach ſeinem Namen **Pasquinaden**, woraus das in noch ſchlimmerer Bedeutung gebrauchte Wort Pasquill entſtanden iſt. Dieſer Statue gegenüber ſtand eine andere, Marforio genannt, welches ſoviel als Martis forum heißen ſoll, wo ſie ehedem geſtanden hat. An dieſe Bildſäule wurden gemeiniglich des Nachts Fragen angeheftet, welche Pasquino beantwortete. Es mag hier nur ein Beiſpiel ſtehen. Papſt Sixtus V. hatte auf verſchiedene Lebensmittel Auflagen gelegt. An einem Sonntage erblickte man den Pasquino mit einem naſſen Hemde, um es an der Sonne zu trocknen. Marforio fragte, warum er, ſein Hemd' zu trocknen, nicht bis morgen warte? Worauf Pasquino zur Antwort gab: Ich darf keine Zeit verlieren; denn morgen könnte ich vielleicht die Sonnenſtrahlen bezahlen müſſen. Mr.

Pasquino, ſ. d. vorigen Art.

Paſſagen, auch **Rouladen**, nennt man in der neuern Muſik (und zwar vorzüglich im Geſange) eine Reihe melodiſcher Töne, wodurch die Melodie verziert und mittelſt der ſogenannten Diminution oder Verkleinerung eine Hauptnote in mehrere verwandelt wird. Dieſe aus allerlei Figuren zuſammengeſetzten Läufe müſſen ſo beſchaffen ſeyn, daß alle Töne leicht und in einem Zuſammenhange vorgetragen werden können, weßhalb ſie auch beim Geſange nur auf eine Sylbe fallen. Sie ſind entweder vom Tonſetzer ſelbſt vorgeſchrieben, oder werden vom Sänger oder Spieler da angebracht, wo jener nur die Hauptnoten angegeben hat. Im letztern Falle müſſen ſie mit Einſicht und Geſchmack angebracht werden, um nicht die Harmonie zu ſtören oder in leere Künſteleien auszuarten. In dieſen Fehler verfallen am meiſten die Italiener, und zerſtören dadurch die einfache Würde und Erhabenheit des Geſanges.

Paſſagini, ſ. **Katharer**.

Paſſah oder Paſcha (im Hebr. Verſchonung, Vorübergang) iſt das jüdiſche Oſtern oder das religiöſe Feſt, welches die Iſraeliten zum Andenken an die Verſchonung ihres Volks bei der Plage des Würgengels in Aegypten und an den Auszug aus dieſem Lande im erſten Vollmonde des Frühlings vom 14ten bis zum 21ſten des Monats Niſan feiern. Zu dieſer ſiebentägigen Feier verſammelten ſich alljährlich, ſo lange die Iſraeliten noch im Beſitze von Paläſtina waren, die Glieder der Nation bei der Stiftshütte, und ſeit Salomons Zeiten bei dem Tempel zu Jeruſalem. Während derſelben durfte nur ungeſäuertes Brot gegeſſen werden, weil bei dem eiligen Auszuge aus Aegypten der Teig ungeſäuert mitgenommen werden mußte, daher das Paſſah auch das **Feſt der ungeſäuerten Brote** heißt. Jeder Hausvater verzehrte mit ſeiner Familie am erſten Abend ein vom Prieſter geſchlachtetes Lamm, welches ganz und ohne Zerbrechung der Knochen aufgetragen und genoſſen werden mußte. Dankgebete und Erzählungen aus der Geſchichte des Auszugs gaben dieſem Mahle, an das ſich die Stiftung des chriſtlichen Abendmahls anreiht, ſeine religiöſe Bedeutung. Dazu wurden auch Opfer an Erſtlingen der Heerden und Früchte im Tempel dargebracht. Das Paſſah war das größte unter den jüdiſchen Feſten, und beförderte durch jene Nationalverſammlung vorzüglich Vaterlandsliebe, Gemeinſinn und Verkehr. Jetzt wird es von den Juden jedes Ortes durch den Genuß ungeſäuerter Brote und mit Gebeten in der Stille begangen. E.

Paſſarowitzer Friede wurde 1718 zu Paſſarowitz in Servien zwiſchen dem deutſchen Kaiſer Carl VI. und Achmet III. geſchloſſen.

Paſſatwinde, ſ. **Wind**.

Paſſau, ein ehemaliges Bisthum zwiſchen Nieder-Bayern und Oeſterreich, deſſen unmittelbare Beſitzungen 24 Quadratmeilen mit 60,000 Einwohnern betrugen. Außerdem beſaß das Bisthum viele mittelbare Beſitzungen im Oeſterreichiſchen und zog aus Bayern anſehnliche Einkünfte. Sonſt war der Biſchof ein Suffraganeus des ſalzburgiſchen Erzbiſchofs, 1728 aber eximirte ihn der Papſt und ordnete ihn unmittelbar dem päpſtlichen Stuhl unter; welcher Verfügung jedoch Salzburg ſtets widerſprach. Das Domcapitel beſtand aus funfzehn Capitularen und acht Domicellaren. Der Ertrag der neunten Domicellarſtelle wurde zur Unterhaltung der Donaubrücke in Paſſau verwendet. Die Einkünfte des Biſchofs betrugen 220,000 Gulden, der geſammte Betrag des Bisthums aber wurde auf 430,000 Gulden angeſchlagen. Im Jahre 1802 und 3 wurde Paſſau ſäculariſirt und getheilt. Achtzehn Quadratmeilen mit 30,000 Einwohnern nebſt den Beſitzungen im Oeſterreichiſchen kamen zum Churfürſtenthume Salzburg, das Uebrige an Bayern, bis nach den Ereigniſſen von 1813 und 14 das ganze Land mit Bayern vereinigt wurde, und jetzt einen Theil des Unterdonaukreiſes des Königreichs Bayern bildet. — Die Stadt Paſſau iſt die Hauptſtadt des Unterdonaukreiſes und der Sitz des Generalcommiſſariats. Sie hat eine romantiſche Lage und beſteht aus der Stadt und den zwei Vorſtädten, der Innſtadt und der Ilzſtadt, welche Theile zuſammen über 800 Häuſer und 6200 Einwohner enthalten. Die eigentliche Stadt liegt auf einer Halbinſel, an deren Ende ſich die Donau und der Inn vereinigen, und ſie ganz einſchließen. An dem rechten Ufer des Inns liegt die Innſtadt, welche durch eine hölzerne Brücke mit der eigentlichen Stadt Paſſau

verbunden iſt. Jenſeits der Donau, am linken Ufer der Ilz, welche hier ſich gleichfalls mit der Donau vereinigt, liegt die Ilzſtadt. Auf dem in dem Winkel zwiſchen der Donau und dem rechten Ufer der Ilz liegenden 400 Fuß hohen Berge ragt die Feſtung Oberhaus mit ihren Baſteien und Mauern hervor, deren Werke in neuern Zeiten mit acht Forts vermehrt worden ſind, und welche mit dem tiefer liegenden Schloſſe Niederhaus verbunden iſt. Die eigentliche Stadt iſt ziemlich gut, hingegen die Vorſtädte ſind ſchlecht gebaut. Unter den Gebäuden zeichnen ſich aus das ehemalige biſchöfliche Reſidenzſchloß, die von Quaderſteinen aufgeführte prächtige Domkirche auf dem Domplatze, dem ſchönſten Platze der Stadt, und das ehemalige Jeſuitencollegium, jetzt das Gymnaſium. Außer einer Tabaksfabrik und den bedeutenden Bierbrauereien findet man hier wenig Induſtrie. Wichtiger iſt der Handel und die Schifffahrt auf der Donau. In der Nähe liegen die Luſtſchlöſſer Freudenheim und Löwenhof. Hiſtoriſch merkwürdig iſt Paſſau wegen des hier den 2ten Auguſt 1552 geſchloſſenen und nach ihm benannten paſſauiſchen Vertrags, der das erſte deutſche Reichsgrundgeſetz war, welches den Proteſtanten, nach langen Religionskriegen und vergeblich verſuchten Ausſöhnungen, die Ausübung ihres Cultus und der davon abhängigen bürgerlichen Rechte ſicherte. (S. die Art. Religionsfriede, Friedensſchlüſſe, Carl V.) — Die paſſauer Kunſt nannte man ſonſt die vorgebliche Kunſt, ſich feſt zu machen, von einem Nachrichter in Paſſau, der 1611 durch Vertheilung gewiſſer bezauberter Zettel ein muthloſes Heer, das bei Paſſau ſtand und in Böhmen eindringen ſollte, durch dieſe Kunſt ermuthigt haben ſoll.

Paſſion nennt man beſonders das letzte verdienſtliche Leiden Chriſti, ſo wie die Geſchichte dieſes Leidens und was zum Andenken deſſelben in der chriſtlichen Kirche geſchieht, wie die Feier der Faſten- oder Paſſionszeit ſieben Wochen lang vor Oſtern, worin über Paſſionstexte (einzelne Abſchnitte der Leidensgeſchichte) Paſſionspredigten gehalten werden und die dramatiſche Vorſtellung dieſer Geſchichte, an der die moderne Schauſpielkunſt im Mittelalter ihre erſten Verſuche machte. E.

Paſſionsblume, passiflora, eine Blume, in deren Blüthengefäßen die Frömmigkeit unſerer Vorfahren alle bei dem Leiden Chriſti gebrauchte Marterwerkzeuge, namentlich die Dornenkrone abgebildet zu ſehen glaubte. Sie iſt eigentlich in Amerika einheimiſch.

Paſſirgewicht, Paſſirſtein, heißt bei der Goldwage das Gewicht, mit deſſen Schwere ein Goldſtück zwar nicht vollwichtig iſt, aber doch noch ohne Abzug genommen wird (paſſirt).

Paſſiv, ſ. Activ.

Paſſivhandel, ſ. Activhandel.

Paßwan Oglu, eigentlich Pazman Ohlu, ein glücklicher Rebell, Herr von Widdin. Er war der Sohn eines Baſſi Aga (d. h. Oberhaupt mehrerer grundherrſchaftlichen Bezirke), und zu Widdin geboren, wo ihn ſein Vater in politiſchen, ökonomiſchen und militäriſchen Wiſſenſchaften unterrichten ließ. Mit dieſem gerieth er 1783 ſelbſt in Streit, ſo daß beide mit ihren ausgehobenen Mannſchaften förmlich gegen einander kämpften, bis endlich 1788 die vornehmſten Widdiner die Einigkeit unter ihnen wieder herſtellten. Beide vereinigten nun ihre Truppen und behandelten die Stadt Widdin eigenmächtig, bis noch in demſelben Jahre der Seraskier Melek Mehmed Baſſa mit 12,000 Mann gegen ſie beordert wurde. Nach

dreimonatlichem Kampfe flüchteten Vater und Sohn mit 600 Mann zu dem Fürſten Mavrojeny in der Wallachei, der ſie zu Bir Baſſas (Anführern von 1000 Mann) machte. Als der Vater, ſpäterhin nach Czernetz verſetzt, vom Widdiner Aga angegriffen, gefangen genommen und heimlich hingerichtet wurde, ſann der Sohn auf Rache, ging mit 2000 Mann zuſammengebrachter Truppen über die Donau, überrumpelte im geheimen Einverſtändniſſe mit ſeinen widdiner Freunden die Stadt mit 5000 Mann, bemächtigte ſich der Feſtungswerke und zwang den Baſſa, ſeine Mannſchaft zu entlaſſen. So zur Herrſchaft über Widdin gelangt, übertrug er die Führung der Geſchäfte einem Bekir Aga, ging zu dem in Vetislam ſtehenden Großvezier, Juſſuf Baſſa, erhielt von dieſem noch 6000 Mann, wurde aber bei Morawa geſchlagen und flüchtig. Nach Widdin zurückgekehrt, lebte es bis 1792 in Ruhe, wo er auch den Bekir Aga, der ihm von den zuſammengehäuften Schätzen keine Rechenſchaft geben wollte, niederhauen ließ. Ein neuer Baſſa zu Widdin machte die Pforte mit der Macht Paßwans näher bekannt, und ein Ferman foderte den Kopf deſſelben. Paßwan, bei Zeiten davon unterrichtet, ſammelte alle ſeine Kräfte, griff den Baſſa an, ſchlug ihn mitten in der Feſtung, und zwang ihn, alle Truppen zu entlaſſen. Einige Zeit darauf, von dieſem hinterliſtig überfallen, flüchtete er zwar nach einem blutigen Treffen, ſammelte aber wieder gegen 3000 Mann, überrumpelte Widdin, jagte den Baſſa aus der Stadt, und beſetzte Stadt und Feſtung mit ſeiner eigenen Mannſchaft. Als bald darauf die Spaltungen im Divan wegen der Spahis und Janitſcharen entſtanden, welche der türkiſche Kaiſer abſchaffen wollte, benutzte Paßwan Oglu dieſe Stimmung, warf ſich zum Vertheidiger der Spahis und Janitſcharen auf, und bekam ſo einen mächtigen Anhang. Trotz der Anerbietungen der Pforte zum Vergleich, vermehrte er ſeine Truppen täglich, nahm (1795) Nikopolis, eroberte mit den alten Janitſcharen Belgrad, aus dem ſie aber im Juli 1796 wieder vertrieben wurden. Jetzt ließ die Pforte ihre ganze Macht gegen ihn aufbieten; 50,000 Mann verſammelten ſich um Widdin. Paßwan Oglu hatte deren 30,000, mit welchen er ſich ſtark verſchanzte. Nach mehrern Verſuchen, die Stadt zu erobern, wurden abermals Vergleichsvorſchläge gethan; Paßwan Oglu ging ſie anfangs ein, und die großherrlichen Truppen zogen auch wirklich ab; allein jener benutzte nur die Zeit zu ſeiner Verſtärkung, und zwang 1797 Nikopolis und Adrianopel, ſich zu ergeben. Eine Armee von 60,000 Mann belagerte nun 1798 Widdin, allein nach vielen andern machte Paßwan Oglu im Juni einen ſo glücklichen Ausfall, daß 6000 von den großherrlichen Truppen blieben, und der Großvezier Alles im Stiche ließ. Denſelben Widerſtand leiſtete er 1799 mit 12,000 Mann, als ihn der Kapudan Paſcha Huſſein mit 100,000 Mann in Widdin belagerte. Endlich kam unter Rußlands Verwendung ein Vergleich zu Stande, vermöge deſſen der Großherr die Janitſcharen wieder in ihre vorigen Beſitzungen einſetzen, und den Paßwan Oglu als Baſſa von drei Roßſchweifen in Widdin laſſen mußte. Doch blieb er fortwährend mit den unruhigen Janitſcharen in Verbindung. Auch mochte ſchon ſeit 1798 der franzöſiſche Einfluß ihn mit geleitet haben. Außerdem lebte er mit dem Hospodar der Wallachei Ypſilanti in beſtändiger Fehde. Im J. 1802 ſoll er den Plan gehabt haben, ſich in dem öſterreichiſchen Gebiete anzubauen, wozu ihm aber von dem Erzherzog Carl die Erlaubniß verweigert worden ſey. Endlich befreite der

Tod die Pforte von dieſem furchtbaren Rebellen. Paßwan ſtarb zu Widdin am 5ten Februar 1807. — Er war übrigens menſchenfreundlich und mitleidig, aber ſtreng in Handhabung der Gerechtigkeit. Für Witwen und Waiſen hatte er mehrere Stiftungen gemacht, und für arme Reiſende Wirthshäuſer an den Straßen anlegen laſſen.

Paſte. Paſten nennt man Abdrücke geſchnittener Steine der Alten (Gemmen im weitern Sinne), Münzen und Medaillen, vorzüglich in Glas (dergleichen waren nach Plinius, XXXVII., 26, ſchon im Alterthume bekannt) oder glasartiger mineraliſcher Erde (terra sigillata), Siegelwachs, dann auch Abgüſſe derſelben in Schwefel, Gyps und gypsartigen Maſſen. In der neuern Zeit ſind die von Lippert (ſ. d. Art.), der früherhin ein Glaſer war, und von den Engländern Wedgewood, Bentley und Taſſie vorzüglich beliebt und ſchön. Die Wedgewoodſchen ſind in einer ſchwarzen baſaltähnlichen Maſſe, Lipperts Paſten in einer Maſſe von ſchöner weißer Erde gebildet. Dem, bei der dresdner Antikengallerie angeſtellten, geſchickten Aufwärter Rabenſtein gelang es, durch Unterſtützung eines Kunſtfreundes ſich reine Formen von der ganzen Sammlung zu machen, und die Lippertſchen Paſten in gleicher Güte, zum Theil noch zarter und feiner, nachzubilden. Sein Werk iſt um die Hälfte wohlfeiler als die Lippertſche Sammlung. Dieſe koſtet 90 Ducaten; die Rabenſteinſche nur 50. Rabenſtein, der nun geſtorben, hatte auch für Liebhaber der alten Geſchichte mehrere hundert Bildniſſe berühmter Griechen und Römer in rothen Schwefelabdrücken gearbeitet.

Paſtell, Paſtellmalerei. Paſtelle oder Paſtellſtifte ſind trockene, in kleine Stifte geformte kreideartige Farben. Es wird nämlich zuerſt die mineraliſche Farbe jede für ſich gerieben, dann wird aus ihr durch Vermiſchung mit Honigwaſſer, Gummi, mehr oder weniger Bleiweiß u. ſ. w. ein Teig gemacht, deſſen genauere Beſtandtheile im Einzelnen ſich nach der Tinte richten, welche man hervorbringen will. Aus dieſem Teige werden die Paſtelle geformt; daher der Name, von dem Franzöſiſchen pâte, alt paste. Dieſe Stifte vertreten gewiſſermaßen die Stelle des Pinſels, und die Paſtellmalerei, Malerei in Paſtell, iſt alſo diejenige Art zu malen, bei welcher man ſich trockener, aus verſchiedenen Farbenteigen gebildeter Stifte bedient. Man wiſcht mit dem Finger oder mit einem Wiſcher die Striche, welche man mit dem Stifte macht, und bringt mithin die Tinten, Halbſchatten u. ſ. w. dadurch hervor, daß man die Farbe an dem Orte, wo ſie bleiben ſoll, vertreibt und verwiſcht. Nur die hellſten Lichter werden nicht verrieben. Die Paſtellmalerei grenzt in einiger Hinſicht an die Zeichnung an, daher ſie Einige eine gemiſchte Zeichnung genannt haben. Damit hängt zuſammen, was Fiorillo ſagt: wahrſcheinlich verſtanden die ältern Schriftſteller unter dem Namen Paſtellmalerei mehrere Gattungen der Zeichenkunſt, wozu man ſich der rothen, ſchwarzen und weißen Kreide bediente. Der gewöhnlichſte Stoff, auf welchem man mit Paſtellen malt, iſt bloßes, oder auf Leinwand gezogenes, am beſten grauröthliches und rauhes Papier, oder ſtraff aufgezogenes Pergament. Es iſt dieſe Art zu malen ſehr einladend und bequem. Die Paſtellgemälde haben eine Anmuth und Friſche, welche das Auge zu ihrem Vortheile beſticht, wegen des Wollichten, welches die Paſtellmalerei hervorbringt, iſt ſie geſchickter als eine andere die Zeuge der Kleider, ſo wie das Markichte und Natürliche der Fleiſchfarben auszudrücken; weßhalb auch dieſe Art der Malerei ſich beſonders für das Portrait ſchickt und zu Bildniſſen

vorzüglich angewendet worden iſt. Was ſie den Dilettanten noch mehr empfiehlt, iſt, daß man die Arbeit nach Gefallen verlaſſen, wieder vornehmen, retuſchiren, das Mißfällige mit Semmelkrume auslöſchen und in beliebiger Zeit vollenden kann, — da das Unterbrechen nicht wie bei andern Arten der Malerei auf die Farben und ihre Miſchung Einfluß hat. Weil aber die Farben nicht allzufeſt auf der Fläche haften, ſondern nur wie zarter Staub auf derſelben liegen, ſo ſind Paſtellgemälde auch die vergänglichſten und zerſtörbarſten. Sie müſſen daher vor Einwirkung der Luft und aller Feuchtigkeit, ſo wie vor Staub und Erſchütterung möglichſt verwahrt werden. Zu dieſem Behufe werden ſie mit reinem Glaſe, das weder Blaſen noch Farbe hat, bedeckt, wodurch zugleich die Farben einen ſpielenden Lichtglanz gewinnen. Man hat der ſchädlichen Einwirkung äußerer Einflüſſe durch mancherlei Erfindungen entgegenwirken wollen. Unter den Franzoſen, die überhaupt große Vorliebe für die Paſtellmalerei beſitzen, haben ſich Mehrere ſolcher Erfindungen gerühmt, allein keine hat bis jetzt dem Uebel vollkommen abgeholfen. Das gewöhnlichſte iſt, das Gemälde zwiſchen zwei Goldplatten zu ſetzen; welches Mittels ſich de la Tour in ſeinen Portraits bediente. Eine andere Erfindung von Loriot, die Paſtellfarben mehr auf der Fläche zu befeſtigen, ließ die königliche Akademie 1780 bekannt machen. Die eigentliche Paſtellmalerei leitet ihren Urſprung aus dem 16ten Jahrhunderte her. Auch Leonardo da Vinci ſoll ſich ihrer oft bedient haben, um Apoſtel- und Chriſtusköpfe auf Papier zu bringen. Montfaucon führt zwei Paſtellgemälde (Portraits aus der königlich franzöſiſchen Familie darſtellend) auf goldenem Hintergrunde an, welche aus dem 15ten Jahrhunderte ſtammen ſollen. Fiorillo führt Joſeph Vivien (geb. 1657, ſtarb 1735), einen Schüler des Charles Le Brün, als einen der erſten an, welche ſich der Paſtellfarben bedienten, und in dieſer Gattung die ganze Familie des Grand Dauphin in natürlicher Größe abbildete, wodurch er ſich einen bedeutenden Namen, und die Gunſt des Königs, ſo wie der Churfürſten von Bayern und Cöln erwarb. Nachher hat die franzöſiſche Schule mehrere große Meiſter in der Paſtellmalerei gehabt, z. B. den oben genannten la Tour. Unter den Italienern, welche in Paſtell vorzüglich geſchätzt werden, iſt Carriera Roſalba (aus Venedig, 1672 geb., ſtarb 1737) unter den Engländern Ruſſel und unter den Deutſchen Raphael Mengs. Eine koſtbare Sammlung ihrer Gemälde, ſo wie des Genfer Malers Liotard (geb. 1702) findet man in der königlichen Gemäldegallerie zu Dresden. (S. d. Art. **Dresdens Kunſtſammlungen**). Eine Anleitung zur Paſtellmalerei enthält **Günthers** practiſche Anweiſung zur Paſtellmalerei. Neue Auflage, Nürnberg 1792, 4.

Paſticio ital., franz. pastiche, heißt in der Kunſtſprache ein Gemälde, welches in der Manier irgend eines großen Künſtlers gemacht und für deſſen Arbeit ausgegeben wird. Der italieniſche Name bedeutet eigentlich eine Paſtete, etwas Zuſammengeſtoppeltes (nicht Originelles), ein Miſchmaſch. Einer der größten Verfertiger ſolcher Paſticio war David Teniers der jüngere, deſſen Arbeiten oft erfahrene Kenner täuſchten.

Paſtor, ſ. **Paſtorale**.

Paſtorale, 1. ein ländliches Tonſtück, welches Geſang und Charakter der Hirten ausdrückt, mithin einen idylliſchen Charakter hat, auch ein Tanzſtück in dieſem Charakter. 2. Schäferſpiel, (ſ. d. Art.)

Paſtorale. Mit dieſem aus dem Lateiniſchen entlehnten Worte (collegium pastorale) bezeichnete man ſonſt den Theil der theologiſchen Wiſſenſchaft, welcher die eigentliche Amtsführung des Geiſtlichen, die Anwendung der für ſeinen Beruf unentbehrlichen Kenntniſſe, betrifft, oder den eigentlich practiſchen Theil der Theologie, auch Predigerwiſſenſchaft genannt. Es wird dabei die ſogenannte theoretiſche Theologie mit ihren Hauptzweigen, der Auslegungskunſt, Kirchengeſchichte, Glaubenslehre und Sittenlehre, vorausgeſetzt, und nur die Anwendung derſelben, aus dem Geſichtspunkte der Beſtimmung des Predigtamts, und nach den durch die Erfahrung bewährten Grundſätzen, für alle Theile der geiſtlichen Amtsführung gelehrt. Dies iſt der weiteſte Begriff von Paſtorale, der auch eigentlich mehr ausſagt und umfaſſen ſoll, als Predigerwiſſenſchaft, weil das Amt des Geiſtlichen (des Paſtors, Hirten der Gemeinde) ſich nicht allein aufs Predigen beſchränken darf. Man gebraucht dafür auch die Ausdrücke: Paſtoraltheologie, Paſtoralwiſſenſchaft, Paſtoralweisheit oder Paſtoralklugheit. Die Paſtoralklugheit (prudentia pastoralis) hat indeſſen unter dieſem Namen häufig nur gewiſſe Klugheitsregeln für die wichtigſten Theile der geiſtlichen Amtsführung mitgetheilt, die an ſich richtig und durch die Erfahrung bewährt ſind, aber nicht den ganzen engverbundenen Kreis des geſammten geiſtlichen Berufs aus einem höhern Standpunkt umfaſſen. (S. auch den folgenden Art.) Die echte Weisheit umfaßt alle wohlbegründeten und geläuterten Regeln der Klugheit, und das Paſtorale, als Anweiſung zur Paſtoralweisheit, d. i. der echten Lehr- und Lebens- oder Amtsweisheit des chriſtlichen Geiſtlichen, trüge keinen zu ſtolzen Namen, da Weisheit überall nur das iſt, was wir unabläſſig ſuchen, nie aber ſchon vollkommen zu beſitzen wähnen. Nach der höchſten Anſicht deſſen, was der chriſtliche Geiſtliche in ſeinem ganzen heiligen Beruf ſeyn ſoll, zerfällt dann das Paſtorale in eben ſo viele Haupttheile, als es Zweige der geiſtlichen Amtsführung, Haupttheile des Berufs, gibt. Es umfaßt demnach in Beziehung auf das Lehramt: 1. die Homiletik, die geiſtliche Beredſamkeit, in zuſammenhängenden Lehrvorträgen (ſ. Homilie); 2. die Catechetik (ſ. d. Art.), die Unterrichtskunſt in Geſprächsform, ſowohl für junge Chriſten als für Erwachſene; 3. in Beziehung auf das eigentlich prieſterliche Amt die Liturgik im weiteſten Umfange (ſ. Liturgie), die Verwaltung der Sacramente, den Dienſt am Altare und vor der Gemeinde; 4. in Beziehung auf das von jenen unzertrennliche Gemeindevorſteher-, und Gemeindewächter-, Berather-Tröſteramt, die Geſchäfte und Pflichten im Beichtſtuhle, bei Betrübten, Angefochtenen, am Krankenbette, in Eheſachen, ſo weit dieſe der Entſcheidung des einzelnen Geiſtlichen zuſtehen, bei Eidesleiſtungen, bei Verbrechern, und bei Allem, was zur Aufrechthaltung der Kirchenzucht und Gemeindeordnung gehört, ſo daß auch die Haupttheile des ſogenannten canoniſchen oder Kirchenrechts (ſ. Canoniſches Recht) dazu gerechnet werden müſſen. Die beiden letztern Beziehungen begreift die Paſtoraltheologie im engern Sinne. (Vergl. d. folgenden Art.) Es iſt demnach das Paſtorale ein ſehr wichtiger Theil des theologiſchen Studiums. — In der römiſchen Kirche wird auch wohl die authentiſche Zuſammenſtellung des ſämmtlichen bei Verwaltung der Sacramente und den prieſterlichen Geſchäften angenommenen Cerimoniells, das Paſtorale genannt. Es iſt ziemlich daſſelbe, was unter dem

Titel Rituale Romanum bekannter iſt, nur daß dieſes eine beſondere päpſtliche Reviſion und Beſtätigung erhalten hat, das Paſtorale aber nicht, welches deßhalb auch in verſchiedenen Kirchen mit einiger unbedeutenden Verſchiedenheit ſich findet. Aber noch jetzt iſt es ein unentbehrliches Handbuch des catholiſchen Geiſtlichen, da die Ausübung der Rituale hier die ſtrengſte Form hat. So iſt dem catholiſchen Geiſtlichen ſein Paſtorale ein geſchriebenes Geſetz für ſein Prieſteramt, dem proteſtantiſchen das ſeinige ein überzeugender und erweckender Rathgeber für alle Theile ſeiner Amtsführung. Ke.

Paſtoraltheologie. Die Paſtoraltheologie im engern Sinne gibt die allgemeinen Vorſchriften zu einer dem geltenden kirchlichen Ritual und den religiöſen Bedürfniſſen der Gemeinde angemeſſenen Leitung des öffentlichen Gottesdienſtes (Liturgik), zu einer würdigen Verwaltung der Sacramente und anderer geiſtlichen Amtshandlungen, zu einer dem Geiſte des Chriſtenthums entſprechenden Seelſorge oder Belehrung und Aufmunterung der einzelnen Gemeindeglieder zur Heiligung ihres Herzens und Lebens, welche beſonders durch die zurechtweiſende und tröſtende Zuſprache im Beichtſtuhle und am Krankenbette ausgeübt wird, und verbreitet ſich endlich auch über die Regeln des Betragens, welches der Geiſtliche in den Rechtsverhältniſſen ſeines Amtes zu beobachten hat. Man iſt gewohnt, den Inbegriff dieſer Regeln unter dem Namen der Paſtoralklugheit aufzuführen, welche die nach Maßgabe des eingeführten Kirchenrechts, der Conſiſtorialverordnungen und geſetzlich gewordenen Obſervanzen dem Geiſtlichen beſonders zukommenden Rechte und Verbindlichkeiten und die Maximen eines weiſen Verhaltens in der bürgerlichen Stellung, die ſein Amt ihm gibt, abhandelt. E.

Paſtos (von dem ital. pastoso) wird von den Malern ein markiges, farbenreiches Gemälde, ein ſicherer, fetter und markiger Pinſel, ein weiches, ſanftes Colorit genannt.

Päſtum, von den Griechen Poſidonia genannt, eine griechiſche Stadt in Lucanien (im untern Italien), öſtlich vom Fluſſe Silarus unter dem Berge Alburnus, iſt bei den Dichtern berühmt wegen der ſchönen Roſen, die hier jährlich zweimal, im Frühling und im Herbſte, blühten, und in dieſer feuchten, warmen Gegend vorzüglich zu gedeihen ſchienen. Die Stadt war eine, wahrſcheinlich um das 3te Jahr der 67ſten Olympiade, oder 510 vor Chriſto geſtiftete Colonie von Sybaris und gehörte alſo zum Stamme der Achäer. Daher hatte ſie mit der Mutterſtadt vorzüglich die Verehrung des Neptun gemein. Aus den Münzen und noch vorhandenen Ruinen kann man den vorzüglichen Wohlſtand der Stadt erkennen. Seit 1755 hat man herrliche Ruinen von ihr ausgegraben. Jetzt liegt an ihrer Stelle Peſto und der Meerbuſen, an welchem die Stadt liegt, ſonſt Sinus Paestanus, heißt jetzt Golfo di Salerno.

Patagonien, eine Landſchaft in Südamerika, zwiſchen Chili, Buenos Ayres, dem atlantiſchen und ſtillen Meere und der Magellaniſchen Meerenge. Die Spanier behaupten die Herrſchaft über dieſes Land, wiewohl der ſüdliche Theil ganz unabhängig von ihnen iſt. Das Land hat Ueberfluß an Weiden und Hornvieh, welches leztere, wenigſtens in den nördlichen Strichen, wild herumläuft, und wovon jährlich viele tauſend Stücke bloß der Häute und des Unſchlitts, zuweilen auch der Zungen wegen, erlegt werden. Das Fleiſch wird von den wilden Hunden und andern Thieren verzehrt. Wilde und

zahme Pferde finden ſich in großer Menge; auch gibt es in allen Gegenden des Landes Vicunnas oder peruaniſche Schafe. Die Einwohner dieſes Landes, die Patagonier, ſind von ſehr langer Geſtalt, wenn auch keine Rieſen, kupferfarbig, haben langes ſchwarzes Haar, kleiden ſich in Felle und ſind treffliche Reiter.

Patarener, ſ. Katharer.

Patene heißt der flache Teller, auf dem bei der Abendmalsfeier die Oblaten den Communicanten dargereicht werden.

Patent iſt ein landesherrlicher offener (von litterae patentes) Brief oder Befehl: beſonders ein ſolcher, welcher als Urkunde einer Beförderung ausgefertigt iſt (z. B. Officierpatent), oder wodurch dem Inhaber gewiſſe Vorrechte, in England beſonders der Alleinhandel mit gewiſſen neuerfundenen oder verbeſſerten Waaren bewilligt wird, die daher Patentwaaren heißen, weßhalb auch das vorgeſetzte „Patent" eine gewiſſe Vorzüglichkeit der Waare anzeigen ſoll, welche ſie jedoch nicht immer hat.

Pater (Vater), in der röm. cathol. Kirche ein Ehrentitel der höhern Geiſtlichen, beſonders der Ordensgeiſtlichen, ſonſt nur der Aebte, im Gegenſatze der übrigen Mönche, welche Fratres heißen. In der Mehrzahl auch die Kirchenväter. (S. d. Art.)

Patera, eine Opferſchale oder kleine Schüſſel, worin die Römer bei ihren Mahlen und Opfern den Göttern den Opferwein darbrachten, und das Blut der geopferten Thiere auffingen. Auch war ſie ein Kennzeichen der Gottheit und ihrer Verehrung, man ſieht ſie auf Altären und in den Händen der opfernden Prieſter. Eine kleinere Art, Patella, gab den kleinern Hausgöttern den Namen Patellarii.

Paterculus (Vellejus), ſ. Vellejus Paterculus.

Paternoſter iſt 1. der lateiniſche Ausdruck für Vaterunſer oder das Gebet des Herrn; 2. jede zehnte größere Kugel in dem unter den Catholiken als Andachtsmittel angewendeten Roſenkranze, wobei das Vaterunſer gebetet wird, dagegen man die kleineren dazwiſchen gereihten Kugeln nur mit Herſagen des Ave Maria durch die Finger gehen läßt; 3. der ganze Roſenkranz ſelbſt. Auch wird ein nach der Form deſſelben durch an einander gereihte Münzen gebildetes Halsgeſchmeide Paternoſter genannt; und in der Waſſerkunſt heißt die Maſchine, welche vermittelſt mehrerer an eine Kette oder an ein Seil gereihter lederner, mit Haaren ausgeſtopfter und durch Röhren aufwärts laufender Kugeln das Waſſer oder die Sohle aus der Tiefe hebt, Paternoſterwerk. E.

Pathogenie, die Lehre von der Entſtehung der Krankheiten, aus den griechiſchen Wörtern πάθος, das Leiden, und γίνομαι, ich entſtehe, werde geboren, zuſammengeſetzt. Sie iſt ein Theil der Pathologie überhaupt (ſ. d. Art.) und folgt unmittelbar auf die Phyſiologie. So wie dieſe den Bau und die Einrichtung des menſchlichen Körpers im geſunden Zuſtande entwickelt, ſo zeigt nun die Pathogenie, wie die Geſetze der dem Organismus einwohnenden Naturkraft auf mannichfaltige Weiſe modificirt, die Verrichtungen der einzelnen Theile, und ihre harmoniſchen Beziehungen auf andere geſtört, die Stoffe ſelbſt, aus denen der organiſche Körper beſteht, verändert werden können, und wie durch alle ſolche Abweichungen der Zweck des Organismus verfehlt, das Leben deſſelben bedroht wird, und ſeine Endſchaft erreichen muß. Da die Lehre von der Entſtehung der Krankheiten unmittelbar aus der Phyſiologie folgt, und

dieſe nach den verſchiedenen Anſichten der Aerzte in den nach einander folgenden Epochen der Arzneikunde ſehr verſchieden waren, (ſ. die Art. Arzneikunde, Medicin, Brown, Erregungstheorie, Humoralpathologie, Hoffmann u. A.) ſo war es eine natürliche Folge, daß auch die Pathogenie an dieſem Wechſel der Theorien Theil nahm, und eben ſo verſchiedene Anſichten in derſelben herrſchten. Doch läßt ſich mit Zuverläſſigkeit behaupten, daß alle philoſophiſchen und die Natur beobachtenden Aerzte alter und neuer Zeit die hauptſächlichen Erſcheinungen des organiſchen Lebens richtig auffaßten, die Geſetze deſſelben abſtrahirten, und ſie, nur nach Verſchiedenheit der herrſchenden Vorſtellungen, in ein verſchiedenes Gewand gehüllt, darſtellten, daß ferner die Nachfolger das Wahre, was in den Syſtemen der Vorgänger lag, benutzend, allmälig immer richtigere und hellere Ideen in der Phyſiologie, und von da in der Pathogenie in Umlauf brachten. Das Weitere über dieſen Gegenſtand ſ. in dem Art. Pathologie. H.

Pathognomik, (aus den griechiſchen Wörtern παθος, die Gemüthsbewegung, auch das Leiden, die Krankheit, und γνομικη, die Kunſt, etwas deutlich zu erkennen oder erkennbar darzuſtellen). Man verſteht darunter 1) einen Theil der Phyſiognomik, nämlich die Kunſt, die Gemüthsbewegungen aus den Veränderungen des Körpers, beſonders der Geſichtszüge, zu erkennen, 2) die Lehre von den Zeichen und der richtigen Beurtheilung der Krankheiten. Letztere beſtehen theils in Krankheiten des Körpers, bei welchen, obgleich ihr Sitz eigentlich im Innern des Organismus iſt, doch verſchiedene äußerliche, weſentliche und jedesmal ſichtbare Zeichen und Symptome erſcheinen, welche in Veränderung der Form und Geſtaltung, der Farbe des Körpers, der Lage und Haltung, der Geſichszüge u. ſ. w. beſtehen, und bei verſchiedenen Krankheiten jederzeit als charakteriſtiſch erſcheinen, indem ſie von gewiſſen Umſtänden herrühren, welche mit der Krankheit weſentlich verbunden ſind. So iſt z. B. bei einem Kinde, welches an völlig ausgebildeter häutiger Bräune leidet, die Lage des Körpers mit rückwärts gebogener Bruſt, hinterwärts lehnendem Kopfe, offen gehaltenem Mund, vorgetriebenem Kehlkopfe, rothem Geſichte, vorſtehenden Augen ſo charakteriſtiſch, daß jeder geübte Arzt beim erſten Blicke die Krankheit, welche Urſache davon iſt, erkennen wird. So offenbart eine gelblichblaſſe Geſichtsfarbe, mit gelblich gefärbten matten Augen, hagerem Geſichte, tiefen Einſchnitten der Wangen jederzeit ein tief liegendes verborgenes Leiden der Leber. So hat ſchon Hippocrates die äußern Züge bei dem Zuſtande des gänzlichen Sinkens aller Lebenskräfte in einem Gemälde mit wenigen Zügen, aber ſo treffend bezeichnet, daß noch jetzt das Geſicht eines Kranken mit zugeſpitzter Naſe, hohlen Augen, zuſammengefallenen Schläfen, kalten und in ſich gezogenen Ohren, harter, geſpannter und trockener Haut der Stirne, grünlich blaſſer, ſchwärzlicher, bleifarbiger Geſichtsfarbe, facies Hippocratica, das hippocratiſche Geſicht genannt wird (ſ. deſſen Prognost. c. II.). Auch Gemüthskrankheiten führen gewiſſe äußere Kennzeichen mit ſich, die charakteriſtiſch ſind. So hat z. B. der Wahnſinn, nach ſeinen verſchiedenen Arten, als Narrheit das Vage, beſtändig Wechſelnde in den Geſichtszügen; die Melancholie das Stilltraurige, den ſtarren Blick; die Tollheit die Spannung aller Geſichtszüge, das rollende Auge u. ſ. w. — Aber auch die Erregungen des geſunden Gemüths durch Leidenſchaften und Affecte zeichnen ſich auf dem Geſichte des Menſchen durch eigene

Haltung, Bewegung, Lage und Veränderung der Augen, der Geſichtsmuskeln, und der Farbe ſehr deutlich, ſo daß hierauf Darſtellung dieſer verſchiedenen Gemüthsveränderungen beruht. Sogar iſt der Zuſammenhang dieſer äußerlichen Veränderungen der Geſichtsmuskeln und der Augen mit den innern Vorgängen ſo genau und weſentlich, daß ſelbſt die willkürliche Darſtellung derſelben durch Nachahmung (ſ. Mimik) einen ſchwachen Nachhall des Gemüthszuſtandes, den ſie nachahmt, ſowohl in dem Darſtellenden ſelbſt, als auch in dem Zuſchauer, erregt. So haben Haß und Liebe, Furcht und Hoffnung, Freude und Trauer, Zorn und Zufriedenheit, Habſucht, Neid u. ſ. w. ihre Nerven, auf welche ſie beſtimmt wirken, und durch deren Erregung wieder beſtimmte Muskeln des Geſichts, der Augen, ja zuweilen ſelbſt Muskeln des übrigen Körpers in Bewegung geſetzt werden, und wodurch die Züge des Geſichts, die Haltung des Körpers, die Lage der Augenlider, des Augapfels, ſelbſt das mehrere oder wenigere Feuer und der Glanz der Augen beſtimmt ſo oder anders verändert wird. Und hierauf beruht die Pathognomik in der erſtern angeführten Beziehung. Pathognomoniſche Zeichen ſind alſo Erſcheinungen an dem Kranken und Empfindungen deſſelben, welche mit der Krankheit weſentlich und immer verbunden ſind, ſo daß ſie mit ihr erſcheinen, zunehmen, und wenn die Krankheit abnimmt, auch mit ihr abnehmen und verſchwinden. Solche Zeichen ſind z. B. bei Lungenentzündung das Fieber, das beſchwerliche Athemholen, der ſtechende Schmerz in der Seite, der Huſten. H.

Pathologie, oder Noſologie im weitern Sinne, in der Arzneikunſt die Lehre von den Krankheiten, (ſonſt auch die Lehre von den Gemüthsbewegungen und insbeſondere von den krankhaften Gemüthszuſtänden). Sie beſteht aus mehreren Unterabtheilungen. Die erſte, Pathogenie, zeigt zuförderſt, in wiefern im Organismus und in der Einrichtung deſſelben die Möglichkeit zu krankhaften Abweichnngen gegründet iſt; die zweite, allgemeine Pathologie, betrachtet die in der wirklichen Erſcheinung vorkommenden krankhaften Abweichungen des organiſchen Lebens im Allgemeinen; die dritte, ſpecielle Pathogenie und Pathologie, weiſet die allgemeinen Abweichungen an den beſondern Syſtemen und einzelnen Organen des Körpers nach; die vierte, Noſologie, zählt die einzelnen Krankheiten ſelbſt auf, theilt ſie in gewiſſe Claſſen und Ordnungen; die fünfte, Aetiologie, beſchäftigt ſich mit der Unterſuchung der Urſachen der Krankheiten. — Wenn die Pathogenie entwickeln will, in wiefern ſchon in der Einrichtung des menſchlichen Organismus die Möglichkeit zu verſchiedenen krankhaften Abweichungen gegründet iſt, ſo muß ſie die Verhältniſſe des Menſchen, 1) als eines der Erde angehörigen Naturgeſchöpfs, 2) als eines der Geiſterwelt angehörigen phyſiſchen Weſens, 3) die Verbindung Beider und 4) die Verhältniſſe des Menſchen zu der Außenwelt betrachten. Die innere urſprüngliche thätige Naturkraft, die ſich in der Bildung des menſchlichen Organismus von ſeiner Entſtehung an, und den Perioden des Wachsthums und der Ausbildung deſſelben entwickelt und in der ſichtbaren Erſcheinung ihren Kreis durchläuft, offenbart ſich im menſchliſchen Organismus in drei Regionen, oder Syſtemen (ſ. Phyſiologie und Organismus): der Reproduction, der Irritabilität, und der Senſibilität. Jedem dieſer Syſteme iſt ein beſtimmter Antheil der Naturkraft zugetheilt, bei deſſen regelmäßiger Thätigkeit Geſundheit beſteht. Man hat nun folgende Geſetze der Naturkraft

im Organismus durch die Beobachtung gefunden. Die Vertheilung der Naturkraft iſt verſchieden, nachdem die Organe es ſind, in welchen ſie ihre Aeußerungen offenbart. Sie iſt anders im Reproductions=, anders im irritabeln, anders im ſenſibeln Syſteme. Eben ſo verſchieden erſcheinen die Aeußerungen der Thätigkeit der Naturkraft in den verſchiedenen einzelnen Gebilden; im Magen und den Verdauungsorganen, verſchieden in den Lungen, dem Herzen und den Arterien. Dieſe normale Vertheilung der Naturkraft kann ungleich werden, die Thätigkeit kann in dem einen Syſtem ſtärker, in dem andern ſchwächer werden, als die Norm, d. h. die ungetrübte Idee des Organismus, geſtattet. Die Energie der Thätigkeit kann alſo in der Region des reproducirenden, oder des irritabeln, oder des ſenſibeln Syſtems zu ſtark, oder zu ſchwach ſeyn, ſie kann ferner in einem einzelnen, dieſen Syſtemen angehörigen Gebilde zu ſtark oder zu ſchwach werden, wodurch eine Störung des harmoniſchen Verhältniſſes der Verrichtungen zu einander entſtehen muß. Die Urſachen hievon liegen in urſprünglicher und angeborner Bildung und Anlage, oder in dem der freien Willkür unterworfenen Gebrauche verſchiedener Organe, oder in der Veränderung des Organs ſelbſt, ſeiner materiellen Beſchaffenheit, oder in der Einwirkung der Außendinge. Die Thätigkeit der Naturkraft iſt ungleich, indem die Einwirkungen der äußern Natur ſowohl, als innere Stoffe und Vorgänge die Thätigkeit der Naturkraft verſtärken und aufregen oder herabſetzen können. Dieſe erregenden Potenzen ſind als Reize für die Naturkraft anzuſehen, welche entweder im Allgemeinen, oder in beſondern Syſtemen und Organen ihre Thätigkeit erregen; ſie ſind in Rückſicht ihrer Natur verſchieden, als: mechaniſche, durch Berührung wirkende, oder chemiſche, vermöge ihrer Beſtandtheile die Organiſation und die Stoffe verändernde, oder organiſchvitale, indem ſie als gleiche Naturqualitäten die im Organismus verſchiedentlich modificirte Naturkraft aufſuchen und ſich mit ihr vereinigen. Dieſe Einflüſſe ſind in Rückſicht ihrer Wirkungen entweder aufregend, indem ſie die Thätigkeit der Naturkraft verſtärken, oder deprimirend, indem ſie auf die Naturkraft feindlich einwirken, und ihre Thätigkeit unterdrücken, oder ſie ſind ſpecifiſch, indem ſie dieſe Thätigkeit in beſondern Organen verändern. Die Harmonie der Verrichtungen der körperlichen Organe kann alſo durch dieſe Einflüſſe auf mannichfaltige Weiſe geſtört werden, indem einige Functionen gegen das harmoniſche Verhältniß zu ſehr erhöht, zu ſehr herabgeſetzt, oder in ihrer Norm verändert werden. Die Thätigkeit der Naturkraft im Organismus ſelbſt folgt beſtimmten Geſetzen. Die Erregung ihrer Thäthigkeit von den Einflüſſen iſt verſchieden nach ihrem Stande ſelbſt. Auf alte Menſchen z. B. wirkt Manches nicht, was junge ſehr erregt. Entgegengeſetzte Einflüſſe wirken auch entgegengeſetzt auf die Naturkraft, und die ſtärkere hebt die ſchwächere auf. Eine Function im Organismus iſt für andere ein Gegenſatz und beſchränkend, für andere erregend. Daher rühren wieder gewiſſe Erſcheinungen von Mitleidenheit und Gegenſatz im Körper, welche verſtärkt, und zur krankhaften Abweichung werden können, indem Theile und Organe in Conſens kommen, welche der Norm nach von einander abgeſondert ſeyn ſollen. Die verſchiedenen Modificationen der Thätigkeit der Naturkraft im Organismus ſind in Rückſicht der Zeit an gewiſſe Perioden gebunden, ſo daß ein Wechſel von ſtärkerer und ſchwächerer Thätigkeit Statt findet. Dies iſt der Fall theils in Rückſicht auf

den ganzen Cyclus des Lebens, indem in gewiſſen Lebensaltern beſtimmte Organe ruhen, in andern dagegen in voller Thätigkeit ſind, und eben ſo umgekehrt, theils in Rückſicht des Jahresumlaufs, theils in Rückſicht des Tagesumlaufs, welche den Wechſel mit Wachen und Schlaf begründet. Anhaltende Störung dieſer Wechſelverhältniſſe, Anreizungen der Naturkraft in denjenigen Organen, welche die Periode ihrer Ruhe durchlaufen, oder Verhinderung der Functionen anderer, welche in der Periode ihrer Thätigkeit ſtehen, verurſachen ein Mißverhältniß im ganzen Organismus, und eine Zerrüttung der Harmonie ſeiner Functionen. So wie die Naturkraft in ſteter fortſchreitender, entwickelnder und neuſchaffender Thätigkeit iſt, ſo geht die materielle Veränderung des Organismus ununterbrochen parallel mit jener fort, in ſteter Bildung und Auflöſung, in ſtetem Wechſel des Stoffes, in Aufnahme neuer und Ausſonderung alter Stoffe, in Verbindung der neuen und Trennung der verbundenen. Daher die Abſonderungen und Ausſonderungen des Körpers in ununterbrochener Continuität im Organismus vor ſich gehen müſſen. Jede abnorme Veränderung in der Thätigkeit der Naturkraft muß demnach eine Störung in der organiſchen und materiellen Beſchaffenheit des Organismus zur Folge haben, ſie beſtehe nun in beſchleunigter oder zurückgehaltener Bildung oder Auflöſung, in vermehrter oder verminderter Ab- und Ausſonderung gewiſſer Stoffe, in regelwidrigen Verbindungen oder Trennungen, und daher rührenden Veränderungen der Beſtandtheile des Organismus ſelbſt, und Bildung fremdartiger Stoffe. — In der allgemeinen Pathologie wird die Wirklichkeit der vorkommenden mannichfaltigen Abweichungen von der Norm des Organismus gezeigt. Die Naturkraft zeigt ſich demnach in ihrer Thätigkeit zu ſtark, oder zu ſchwach, oder ungleich vertheilt, ſo daß ein Syſtem vor dem andern in abnormer Thätigkeit begriffen iſt. Damit in Uebereinſtimmung entſtehen Fehler der materiellen Stoffe des Organismus, fehlerhafte Anhäufungen, oder Mangel derſelben; Fehler des organiſchen Baues, der organiſchen Faſer ſelbſt, indem ein zu großer oder zu geringer Zuſammenhang der feinſten organiſchen Faſer (Cohäſion derſelben) Statt findet, ſo auch in der Beſchaffenheit der einzelnen Beſtandtheile und Gebilde des Organismus, ſowohl der flüſſigen als feſten Theile. Letztere ſind theils Gefäße, (Organe, welche zur Aufnahme und Fortbewegung gewiſſer Flüſſigkeiten beſtimmt ſind,) welche in Anſehung zu großer Erweiterung oder Verengerung ihrer Höhlung oder Mündungen fehlerhaft ſeyn können; oder andere Gebilde, welche in Hinſicht ihrer Form, Bildung und Größe fehlerhaft ſind, als Geſchwülſte, oder Zehrung; in Anſehung der Verbindung: Bruch, Verwundung, Verwachſung; irreguläre Lage, Verrenkung, Vorfall gewiſſer Theile, Austretung von Eingeweiden, als Brüchen u. ſ. w. Die Flüſſigkeiten im Organismus, z. B. das Blut, der Magenſaft, die Galle, der Schleim u. ſ. w., zeigen ihre fehlerhafte Beſchaffenheit durch zu große oder zu geringe Dichtigkeit, durch Veränderung ihrer innern Qualität, Abweichung des Verhältniſſes ihrer einfachen Beſtandtheile, Beimiſchung fremdartiger Theile, wodurch ſie den ſie leitenden Gefäßen entfremdet werden; durch Veränderung des Verhältniſſes zu dieſen, in Anſehung der Menge, welche zu groß oder zu gering ſeyn kann, oder des Orts, (durch Austreten aus den Gefäßen in Theile, wohin ſie nicht gehören) oder der Bewegung, (welche zu ſtark, zu ſchwach oder unregelmäßig, nach manchen Organen zu heftig, zu häufig, nach andern zu

gering ſeyn kann). Die hier nur im Allgemeinen angegebenen Abweichungen werden nun an den einzelnen Theilen und Organen des Körpers ſelbſt aufgeſucht, und hieraus entſteht die ſpecielle Pathologie, aus welcher wir, um einen deutlichen Begriff von ihrer Bearbeitung zu geben, die Fehler des Herzens ausheben wollen. Mechaniſche und organiſche Fehler des Herzens ſind: 1) widernatürliche Erweiterung, wodurch der Umlauf des Blutes geſtört wird und zuletzt Berſtung des Herzens erfolgen kann; 2) widernatürlicher Ueberzug der Oberfläche, z. B. mit Fett oder Faſern, nach Entzündung; 3) Waſſerblaſen von Blaſenwürmern, Hydatiden; 4) Verknöcherung, beſonders kommt dies bei den das Herz ſelbſt ernährenden Arterien, und den Klappen des Herzens vor; 5) Wunde oder Geſchwür des Herzens, allemal tödlich; 6) Polyp im Herzen, von krankhaft vermehrter Gerinnbarkeit der Lymphe im Blute; 7) Mißbildung des Herzens; 8) verkehrte Lage deſſelben; 9) örtliche Erweiterungen, Aneorismen deſſelben; 10) Verwachſung der Mündung der Lungenpulsader, woher die ſogenannte blaue Krankheit. Fehler des Herzbeutels: 1) Anhäufung von wäſſeriger Feuchtigkeit, Herzbeutelwaſſerſucht, woher Aſthma, unordentlicher Blutumlauf, Erſtickung folgen; 2) Hydatiden; 3) Verwachſung mit dem Herzen; 4) zottiger Ueberzug an den innern Wänden. — Die Noſologie ordnet nun die einzelnen Krankheiten in gewiſſe Claſſen und Ordnungen. Man ſtellt deren vier Hauptclaſſen auf: 1) Krankheiten des irritabeln Syſtems: Pyrexien, darunter gehören alle Fieber, Entzündungen, Exantheme, Blutflüſſe; 2) Krankheiten des ſenſibeln Syſtems, Fehler der Empfindung und Bewegung: Schlagfluß und Lähmung, Ohnmachten, Krämpfe, Wahnſinn; 3) Fehler des reproductiven Syſtems: Cachexien, Verzehrungen, Geſchwülſte, Waſſeranhäufungen u. ſ. w., Ausſchläge, veneriſche Seuche, Scorbut u. ſ. w.; 4) örtliche Krankheiten der Sinneswerkzeuge, Fehler der einzelnen Bewegungsorgane, Unterdrückung von Ausleerungen, örtliche Geſchwülſte, z. B. Aneorismen, Drüſengeſchwülſte, Beulen u. ſ. w., Verrückungen der Theile aus ihrer Stelle, Brüche, Vorfälle u. ſ. w., Trennungen, Wunden u. ſ. w. — In Rückſicht der phyſiſchen Exiſtenz des Menſchen muß der Organismus in Wechſelwirkung betrachtet werden, theils mit der ihn umgebenden äußern Natur, theils auch mit dem pſychiſchen Weſen, welches als unſer Ich in unſerm Bewußtſeyn lebt. Dieſe Wechſelwirkung kann aber auch als Urſache einer krankhaften Abweichung erſcheinen, indem der auf den Organismus, oder einen Theil deſſelben wirkende Einfluß eine Störung des normalen Verhältniſſes der Naturkraft und daher eine Zerrüttung der Harmonie der Functionen veranlaßt. Auch die innern Verhältniſſe des Organismus, ſeine periodiſchen Entwickelungen, und die von der Willkür abhängenden Einwirkungen, ſowohl von außen, als die willkürlichen Kraftäußerungen des ſenſibeln Syſtems können als krankmachende Urſachen wirken. Dieſes entwickelt die Aetiologie, von deren Anſichten wir nur kürzlich noch eine Probe darlegen wollen. Die vorzüglichen Einflüſſe der Außenwelt ſind die Luft, die Nahrungsmittel, die unwillkürlichen und willkürlichen Einwirkungen mittelſt der Sinnesreize, der Geiſtesthätigkeiten und Gemüthsaffecte. So kann alſo die Luft Krankheit erregend wirken, in Beziehung auf ihre Temperatur. Zu heiß vermehrt ſie die innere Wärme, dehnt die Säfte zu ſehr aus, regt die Naturkraft zu ſehr auf, vermehrt übermäßig die Ausdünſtung. Ihre Nachwirkung iſt Erſchlaffung, Schwächung, Austrocknung des Kör-

pers. Sie erregt beſonders das Galleſyſtem, vermehrt die Abſonde-rung der Galle zum Uebermaße. Zu kalte Luft vermindert die Thä-tigkeitsäußerung der Naturkraft, vermehrt die Cohäſion der organi-ſchen Faſer bis zur Rigidität, verengert die Gefäße der Oberfläch- und drängt das Blut nach den innern Theilen, wirkt beſonders au die Lungen, auf die Naſen- und Mundhöhle, unterdrückt die Functio der Haut, macht dagegen die innern Schleim und andere Feuchtig-keit abſondernden Häute zu ſtärkern Abſonderungen geneigt, löſch endlich in höherm Grade die Naturkraft gänzlich aus. Zu feucht Luft ſchwächt den Ton der Faſer, verhindert die Hautausdünſtung, bewirkt Ueberfluß an wäßrigen Feuchtigkeiten im Körper, veranlaßt ein Sinken der Naturkraft, beſonders in der Region der Irritabili-tät und Reproduction, bewirkt daher Neigung zu Krankheiten von Schwäche, zu Faulfiebern; ſie leitet die Electricität zu ſehr aus den Körper, enthält auch mehr fremdartige Theile, beſonders die Sumpf-luft. Zu trockene Luft vermehrt die Spannung der Faſer, begünſtigt die Anſammlung der Electricität im Körper, verſtärkt die Ausdün-ſtung und trocknet den Körper aus. In Rückſicht der Elaſticität der Luft kann der Druck derſelben auf den Körper zu ſtark ſeyn, daher Urſache von innern Anhäufungen des Blutes, von Schlagfluß u. ſ. w. werden; oder zu ſchwach, wodurch wieder das Gleichgewicht des Blutes gegen die Blutgefäße aufgehoben wird. In Rückſicht der Beſtandtheile der Luft kann ſie zu rein ſeyn, d. h. zu viel Sauer-ſtoffgas enthalten, wodurch das irritable Syſtem eine nachtheilige Vorherrſchaft über die andern erhält, und Fieber und Entzündungen entſtehen können; oder ſie hat zu wenig Antheil davon, wodurch die Naturkraft beſonders und zunächſt in dem irritabeln Syſteme zu ſehr herabgeſetzt wird, das Blut an Vitalität verliert, und allgemeine Schwäche eintritt; oder es ſind fremdartige ſchädliche Stoffe beige-miſcht, Ausdünſtungen, Anſteckungsſtoffe u. ſ. w. Jede zu ſchnelle Abwechſelung der Luft, beſonders in Anſehung der Elaſticität und Temperatur, kann Veranlaſſung zu Krankheiten geben; auch die Welt-gegend, aus welcher die Luftſtrömung erfolgt, führt gewiſſe Dispoſi-tion zu Krankheiten mit ſich. Eben ſo bedingen die Jahreszeiten und die Beſchaffenheit des Clima's allezeit beſtimmte Anlagen zu Krankheiten. Die Nahrungsmittel können theils durch zu große oder zu geringe Quantität, theils durch ſchädliche Beſchaffenheit Urſache von Krankheiten werden. H.

Pathos, ein urſprünglich griechiſches Wort, welches überhaupt das Leiden, oder Angeſprochenwerden von etwas bezeichnet, beſon-ders das, was drückt und Leiden (Unglück) macht, und die heftige Gemüthsbewegung, den Affect, bezeichnet. Pathetiſch iſt daher, was eine ſtarke Gemüthsbewegung (mit Würde und Ernſt) ausdrückt. In der Kunſt wird Pathos dem Ethos (Charakter) ſchon von den alten Kunſtrichtern gegenübergeſtellt und beide als nothwendig darzu-ſtellende mit Recht angeſehen. Denn Charakter iſt das einem Men-ſchen zugetheilte Maß der Eigenthümlichkeit, in wie fern es in das Allgemeine der Idee aufgenommen und dadurch ſittlich organiſirt iſt; Pathos das Angeſprochenwerden von den Gegenſtänden; jener gleich-ſam das Ethiſche, dieſes das Phyſiſche oder Organiſche, beide aber nicht trennbar. Werden aber beide getrennt und wird die Darſtel-lung des Pathos als Hauptaufgabe und Vorwurf der Kunſt angeſe-hen, ſo entſteht ein beſchränktes Angeſprochenwerden von einer ein-zelnen, der zur Erzeugung eines Kunſtwerks oder Kunſtgenuſſes

nothwendig in Wechſelwirkung ſtehenden Kräfte, beſonders des Gefühls. Da nun aber jedes Kunſtwerk, wie die Geſammtheit und Unendlichkeit der Idee fodert, aus dem Geſammtſpiel der Geiſteskräfte hervorgehen und ſich an die geſammte Gemüthskraft wenden muß, ſo muß ein ſolches Haften auf einer Einzelheit der klaren Anſchaulichkeit und Gegenſtändlichkeit, welche die Kunſt als Darſtellung der Idee fodert, nothwendig Eintrag thun, und wird daher, wo es als Abſicht zu Tage kommt, wie bei manchen Dichtern unſerer Zeit, welche ſich dadurch des Beifalls der Menge bemächtigen, verwerflich und ein falſches Pathos genannt. Denn allerdings iſt, wo Alles nur Leidenſchaft iſt, im Grunde keine. Darum kleidet die Kunſt ſie gern in das Licht eines beſonnen waltenden Geiſtes, und was Hamlet den Schauſpielern ſagt, daß ſelbſt im Wirbelwinde der Leidenſchaft noch eine gewiſſe Haltung und Mäßigung herrſchen müſſe, iſt in der Kunſt und Sittlichkeit unverbrüchlich. Das Hervorheben eines Einzelnen, ſey es auch die zärtlichſte Rührung, gibt noch keinen Gegenſtand, und beruht auf dem Gefühle der Trennung von einem Ganzen, mithin auf einem Schmerze, der zu erregen gar leicht, aber von der wahrhaft kunſtgemäßen Rührung, d. i. der unerwarteten Harmonie ſcheinbar widerſtreitender Kräfte, ſehr verſchieden iſt. Gefühl iſt nur Anſatz und Ausgangspunkt geiſtiger Vereigenthümlichung und gibt alſo nur gleichſam Eine Farbe der Idee an; dieſe aber, die Idee, fodert völlige Durchbildung und Ausgleichung, ja Einbildung aller Momente des Seyns und Erkennens in das Eine. Beſonders anſchaulich wird das Pathos durch die Franzoſen. Sie ſetzen namentlich im Dramatiſchen ihren Vorzug ſelbſt vor den Alten, deren claſſiſche Nachtreter zu ſeyn ſie ſich doch rühmen, darein, daß ſie mehr Leidenſchaft als Charakter zu ſchildern beſtrebt ſeyen. Hier ſchlägt es nun, da des Volkes durchgreifendes Princip Schauſtellung und Schein iſt, gar oft in fratzenhafte Leidenſchaftlichkeit um, verliert ſich in Schwulſt und Geſuchtheit, oder wird auch eben darum wieder zur ausgemergeltſten Verſtändlichkeit. Uebrigens zeigt ſich dieß Princip nicht bloß in ihrer Dramatik, ſondern auch in der Malerei und andern Künſten und iſt durch frühere Nachahmung auch auf uns übergegangen, ja nicht ſelten hat man dadurch auf Effect hingearbeitet, wenn auch dieſer Effect ein ungehöriger, außer dem Darzuſtellenden liegender war. Daſſelbe Hinarbeiten auf Effect hat unſere Schauſpieler häufig zu einem falſchen Pathos verführt und jenes widerwärtige, empfindſelige Gendrgel, oder jenes leere und hohle ſich Zerpauken und ſogenannte Couliſſenreißen hervorgebracht, welches den Gebildeten anekelt oder ganz gleichgültig läßt. Ueberlegte man nur, daß auch die natürliche Affection der handelnden Perſonen nicht einmal das eine Moment des Drama, nämlich den Antheil an dem Hauptmomente der Handlung, und des Schickſals erſchöpfend darſtellt, ſo würde man jenes windige Verfahren gar bald aufgeben und einſehen, daß meiſt mit Wenigerm mehr auszurichten wäre.

Wa.

Patkul (Johann Reinhold oder Reginald von), ein in der Geſchichte durch ſein öffentliches Leben und ſein tragiſches Ende ſehr berühmter Mann. Er war von Herkunft ein Liefländer und ſoll 1660 zu Stockholm im Gefängniſſe, wo ſeine Mutter ſeinem Vater (welchem Schuld gegeben ward, im vorhergegangenen polniſchen Kriege die Stadt Wollmar „leichtfertiger Weiſe" an die Polen verrathen zu haben) Geſellſchaft leiſtete, geboren worden ſeyn. Als

Carl XI. von Schweden den Adel von Liefland in ſeinen Rechten ſehr beſchränkt hatte, und dieſer dringende Vorſtellungen dagegen machte, wurde vom Könige endlich eine Deputation der liefländiſchen Ritterſchaft 1689 nach Stockholm berufen, um die ſtreitigen Punkte beizulegen. Bei dieſer Deputation befand ſich auch Patkul, der damals ſchwediſcher Capitän, und ein junger, feuriger und kenntnißreicher Mann war. — Mit Wärme und patriotiſchem Eifer ſprach er, ſelbſt als er ſich von ſeinen Mitdeputirten endlich verlaſſen ſah, für Lieflands Gerechtſame; ja, es gelang ihm ſogar, das Intereſſe des Königs dafür zu erregen, und ſo kam er 1691 mit großen Hoffnungen zurück. Doch wurde in der Hauptſache dadurch nichts geändert. Als liefländiſcher Deputirter bei dem ſchwediſchen Generalgouverneur in Riga (1692) wagte er die Beſchwerden ſeines Vaterlandes in einem neuen Schreiben an den König ſehr kräftig darzuſtellen, an deſſen Schluſſe er ſeinem feurigen Unwillen die Bemerkung nicht hatte verſagen können: „daß Liefland vordem faſt beſſer gethan haben würde, ſich einem Kriege mit Polen oder Rußland auszuſetzen, als einer Krone zu unterwerfen, die ihm zum ſchweren Joche werden wolle!" — Von dieſem Augenblick an begann die Verwicklung ſeines Schickſals. Die Regierung von Stockholm foderte (1693) alle Landräthe von Liefland, den Landmarſchall und beſonders Patkul zum Verhör über ihr bisheriges Verfahren nach Stockholm. Man erfuhr aber zugleich, daß dieſe Perſonen, namentlich Patkul, als Rebellen beſtraft werden ſollten. Dieſer hatte ſich ſchon vorher wegen eines unangenehmen Handels mit Helmerſen, dem Obriſtlieutenant des Bataillons, deſſen Hauptmann er war, nach Curland geflüchtet, erhielt aber unterm 28ſten März 1694 ſicheres Geleit und ging darauf nach Stockholm. Doch ſchon im October d. J. zog er ſich nach Erwahlin in Curland zurück und wurde ungeachtet eines ſehr demüthigen Schreibens an den König, wegen ſeiner thätigen Mitwirkung bei der liefländiſchen Angelegenheit, wegen ſeines Streits mit dem Obriſtlieutenant und wegen ſeiner Flucht ins Ausland durch ein Decret vom 2ten December 1694 verurtheilt, „infam erklärt zu werden, dann die rechte Hand und den Kopf zu verlieren; ſeine Güter ſollten confiſcirt und ſeine Schriften durch den Scharfrichter verbrannt werden." Da er ſich jetzt auch in Curland nicht ſicher glaubte, ſo begab er ſich über Thorn, Berlin, Leipzig u. ſ. w. ins ſchweizeriſche Waatland, wo er unter dem Namen Fiſchering ganz den Wiſſenſchaften, beſonders der Philoſophie und Politik, lebte. Ueber Savoyen und das obere Italien ging er endlich nach Frankreich und ward durch Vermittlung des churſächſiſchen Generallieutenants Flemming im Jahr 1698 geheimer Rath in ſächſiſchen Dienſten, nachdem er bei Carls XI. funfzehnjährigem Nachfolger, Carl XII., vergebens Begnadigung nachgeſucht hatte. Der Churfürſt von Sachſen und König von Polen, Friedrich Auguſt II., war damals von dem Plane erfüllt, in Verbindung mit Dänemark und Rußland Schweden zu bekriegen und Liefland wieder mit Polen zu vereinigen. Patkul, von Vaterlandsliebe und Rachgefühl beſeelt, bot beide Hände zur Ausführung jenes Plans. Er ging 1702 nach Petersburg, und das Bündniß mit Rußland ward geſchloſſen; weniger glücklich war er auf einer Miſſionsreiſe in Liefland, wo man zu furchtſam verfuhr. Als man in Stockholm ſeine Schritte, und welchen Antheil er an des Königs von Polen Manifeſt gegen Schweden hatte, erfuhr, ſo war ſein Urtheil vom ſchwediſchen Hofe unwiderruflich geſprochen. Seine Vertheidi-

gungsſchrift gegen dieſen ward in Stockholm von Henkers Hand öffentlich verbrannt. Er rächte ſich dafür dadurch, daß er den Czar Peter den Großen dahin vermochte, eine dagegen in Stockholm erſchienene Widerlegung in Moskau (1702) auf dem Märkte gleichfalls verbrennen zu laſſen. Dieß konnte ihm Carl XII. nie vergeben. Damals war er ſchon in ruſſiſche Dienſte getreten, und nachdem er als ruſſiſcher General-Kriegscommiſſär zu verſchiedenen diplomatiſchen Geſchäften gebraucht worden war, begleitete er den König von Polen als czariſcher Geſandter. Im J. 1704 war er als ſolcher in Dresden. Dort gefiel es ihm nicht, und er erhielt auf ſeine Bitte das Commando über die für Auguſt beſtimmten ruſſiſchen Hülfstruppen mit der Würde eines Generallieutenants. Er eroberte Warſchau durch Capitulation, mußte ſich aber von Poſen zurückziehen. Jetzt begannen Friedens-Unterhandlungen zwiſchen Auguſt und Carl XII. Patkuls Bemühen (1705), den berliner Hof gegen Schweden zu gewinnen, ſcheiterte; durch eine neue Schrift „Echo" ſchärfte er nur den Haß der ſchwediſchen Regierung gegen ſeine Perſon. Er hatte ſich ſo eben mit der reichen Witwe des däniſchen Geſandten am ſächſiſchen Hofe, Cay von Rumohr, verlobt. König Auguſt hatte ſein Bündniß mit Czar Peter durch eine perſönliche Zuſammenkunft nur noch feſter geknüpft, als Patkul einige Tage nach dieſer Unterredung (in der Nacht vom 19ten auf den 20ſten December 1705) mit achtzehn andern ſeiner Vertrauten unerwartet verhaftet und für ſeine Perſon auf die Feſtung Sonnenſtein, dann nach Königsſtein gebracht wurde. Die Urſachen, welche der ſächſiſch-polniſche Hof hiervon angab, waren: 1) Patkul habe mit dem kaiſerlich öſterreichiſchen Geſandten unterhandelt, 4000 Mann ruſſiſche, bisher in ſächſiſchen Dienſten geſtandene] Truppen in öſterreichiſche zu bringen; 2) er habe beim Czar Peter vorgegeben, der kaiſerliche Hof wolle Stanislaus Lesczinski anerkennen; 3) er habe den Czar und Auguſt entzweien wollen; 4) er habe hinter dem Rücken des Königs von Polen ſich ſchändlich über ihn ausgedrückt; und 5) mit Schweden correſpondirt, und zum Preiſe ſeiner Begnadigung ſich anheiſchig gemacht, zwiſchen Schweden und Rußland Frieden zu ſtiften. Patkul ſelbſt ſchrieb ſeine Verhaftung lediglich der gereizten Empfindlichkeit des Königs von Polen und ſeiner Miniſter zu. Letzterer ward kurz darauf zum Frieden von Altranſtädt (24ſten September 1706) genöthigt, deſſen elfter Artikel die Auslieferung Patkuls bedung. Dieſe geſchah, nachdem Patkul mehrere ihm gegebene Gelegenheiten, zu entfliehen, aus Geiz nicht benutzt haben ſoll. Die Schweden nahmen ihn bei ihrem Abzuge aus Sachſen mit ſich, und ſollen ihn auf dieſem Zuge auf eine Kanone gebunden haben. Noch auf dem Marſche (beim Kloſter Caſimir, acht Meilen von Poſen) ward er durch ein Kriegsgericht als Landesverräther zum Tode verurtheilt und am 10ten October 1707 in den Frühſtunden auf die fürchterlichſte Weiſe von unten hinauf lebendig gerädert, dann dem Halbtodten der Kopf abgeſchlagen, der Körper in vier Theile gehauen, und aufs Rad gelegt. Erſt ſechs Jahre darnach (1713), als König Auguſt wieder zum Beſitze der Krone gelangt war, wurden ſeine Gebeine geſammelt und in einem Käſtchen nach Warſchau gebracht. Zwar hatte Peter ſeinen Geſandten vom ſchwediſchen Hofe reclamirt, doch ohne Erfolg. Gewiß bleibt Patkuls Ende ein unauslöſchlicher Flecken in Carls XII. Geſchichte. I.

Patmos, jetzt Patino oder Palmoſa, eine kleine, von Schiffern und Mönchen bewohnte, zwiſchen Naxos und Samos gelegene Felſeninſel im Archipelagus, auf welche der Evangeliſt Johannes verwieſen wurde und wo er angeblich ſeine Offenbarung ſchrieb. Hier iſt noch ein merkwürdiges Kloſter des heil. Johannes, in welchem eine der beſten Schulen im Orient iſt.

Patois, die Mundart des gemeinen Volks und der Bauern; urſprünglich die ſchlechte verdorbene Sprechart der Bewohner von Padua, Patavium. Daher auch Patavinität.

Patriarchen (griechiſch), Altväter, auch Erzväter, heißen die Familienhäupter des Urgeſchlechts vor der Sündfluth und die drei Stammväter des iſraelitiſchen Volks, Abraham, Iſaak und Jacob. Der Ausdruck patriarchaliſch erinnert daher an das Zeitalter jener Urväter des Menſchengeſchlechts, an die Unſchuld und Einfachheit ihrer Sitten, an die Würde und das Anſehn ihres Alters und an die Milde ihrer hausväterlichen Familienregierung, deren Gegenbild die poetiſche Anſicht unſerer modernen Verhältniſſe nur noch in dem Leben und Wirken würdiger Landgeiſtlichen findet. Jene Benennung wurde dann ein Ehrentitel der Oberhäupter oder Präſidenten des Sanhedrins, unter denen ſich die nach der Zerſtörung Jeruſalems in Syrien und Perſien geduldeten Juden vereinigten. Das jüdiſche Patriarchat zu Tiberias in Galiläa beſtand für die weſtlich wohnenden Juden bis 415, das zu Babylon für die öſtlichen in der Zerſtreuung bis 1038. Von dieſen mit großer Macht bekleideten Würden der jüdiſchen Kirche ging der Patriarchentitel in die chriſtliche über, wo ſich ſeit dem Anfange des 5ten Jahrhunderts die Biſchöfe zu Rom, Conſtantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jeruſalem Patriarchen nannten und das Recht der Ordination und Beaufſichtigung der Metropoliten und Biſchöfe ihrer Sprengel ausübten. Während das römiſche Patriarchat zu einem Pontificat über den ganzen Occident heranwuchs, behielten die vier Häupter der orientaliſchen Kirche dieſen Titel bei, verloren aber durch die Eroberungen der Sarazenen den größten Theil ihres Einfluſſes. Die beſondern Kirchen der Armenier, Abyſſinier, Jacobiten und Maroniten gehorchen eigenen Patriarchen. Ueber die griechiſchen Chriſten im türkiſchen Reiche behauptet der Patriarch von Conſtantinopel das Primat, er führt den Titel ökumeniſch (allgemein), hat den Rang eines Paſcha von drei Roßſchweifen, und wird vom Sultan eingeſetzt. Ein noch größeres Anſehn hatte das im 16ten Jahrhunderte entſtandene Patriarchat über die ruſſiſche Kirche zu Moskau, welches Peter der Große eben darum wieder abſchaffte und in eine permanente heilige Synode verwandelte. In der katholiſchen Kirche führen die Erzbiſchöfe von Liſſabon, Venedig und Aquileja den Patriarchentitel, doch ſind die letztern beiden nicht über andere Erzbiſchöfe geſetzt, dagegen der erſtere die Rechte eines Primas von Portugal hat. E.

Patrimonial- oder Erbgerichtsbarkeit iſt diejenige Gerichtsbarkeit, welche die Beſitzer beſonders adeliger Güter über ihre Unterthanen ausüben, und welche mit denſelben dergeſtalt verbunden iſt, daß ſie auch auf ihre Erben und Nachfolger übergeht. Sie hat ihren Namen daher, weil ſie als ein zum Erbvermögen oder Erbgut (patrimonium) gehöriges Recht betrachtet wird, und iſt von der perſönlichen oder adminiſtratoriſchen darin unterſchieden, daß dieſe von Amtswegen, und im Namen des Regenten, jene hingegen aus eigener, auf dem Eigenthume haftenden Befugniß ausgeübt wird.

Wir finden die Patrimonialgerichtsbarkeit, welche den Römern ganz unbekannt war, in der Verfaſſung aller Völker deutſchen Urſprungs. Da unſere Vorfahren in jenen ſtürmiſchen und rohen Zeiten, wo die Selbſthülfe erlaubt und ſogar nothwendig war, ihre Gerechtſame ſo weit als möglich auszudehnen ſuchten, und die Regierungen zu ohnmächtig waren, dieſer Erweiterungsſucht Gränzen zu ſetzen, ſo maßten ſich auch die Gutsherrn eine Gewalt an, welche die Gränzen des Eigenthums- und Obereigenthumsrechts über ihre Unterthanen überſchritt, und dadurch eine beſondere Erbgerichtsbarkeit begründete. Dieſe hat daher mehr ihren Urſprung in einer Uſurpation landesherrlicher Rechte, als in der ſtillſchweigenden oder ausdrücklichen Conceſſion der Regenten, ob man gleich nicht in Abrede ſeyn kann, daß ſie bisweilen, beſonders in ſpätern Zeiten, durch ausdrückliche Privilegien, Belehnung, Kauf u. ſ. w. von denſelben mag erworben worden ſeyn. Da der Regent allein jede Gerichtsbarkeit verleiht, und der Unterthan, der ſie ausüben will, das Recht dazu von ihm erhalten haben muß, ſo folgt, daß ſich die Patrimonialgerichtsbarkeit auf die ausdrückliche oder ſtillſchweigende Conceſſion des Landesherrn gründet, und auch in zweifelhaften Fällen auf die niedere Jurisdiction einſchränkt, weil die peinliche in alten Zeiten für ein ſo wichtiges Hoheitsrecht galt, daß ſie ſelten einer Privatperſon ertheilt wurde. Sie iſt in jedem Betracht der oberſtrichterlichen Gewalt und höchſten Aufſicht des Staats untergeordnet, welche grobe Mißbräuche mit ihrer Aufhebung beſtrafen kann. Die Erbgerichtsbarkeit, bei deren Ausübung nach den Landesgeſetzen, und beſonders nach den Untergerichtsordnungen verfahren und geſprochen werden muß, pflegen die Gutsbeſitzer, da ſie ſelten der Rechte kundig ſind, durch eigene von ihnen ernannte Rechtsgelehrte verwalten zu laſſen, welche Gerichtshalter, Gerichtsverwalter, Juſtitiarien, Gerichtsdirectoren u. ſ. w. genannt werden. Sie müſſen aber vorher in den meiſten Ländern über ihre Rechtskenntniſſe geprüft, vom Landesherrn beſtätigt, und auf die Rechtspflege beeidigt werden, wodurch ſie den Charakter öffentlicher Beamten bekommen. Sie können daher nicht eigenmächtig vom Gutsherrn entlaſſen, ſondern wegen verübter Vergehungen nur durch Urtel und Recht ihres Amtes entſetzt werden. Uebrigens muß der Gutsbeſitzer für alle, ſowohl erlaubte als unerlaubte, Handlungen ſeines Gerichtshalters haften. In neuern Zeiten iſt die Frage über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Patrimonialgerichtsbarkeit mehr als jemals zur Sprache gekommen; allein es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß ſie, da ſie zu vielen Mißbräuchen Anlaß gibt, und die Einheit in der Juſtizverwaltung des ganzen Staats hindert, von den Landesherren vermittelſt beſonderer Verträge mit den Gutsherren aufgehoben werden ſollte. Mr.

Patrimonium Petri, Peters Erbtheil, heißt der Kirchenſtaat oder diejenige päpſtliche Provinz, welche Kaiſer Conſtantin im 4ten Jahrhunderte dem Papſte geſchenkt haben ſoll, die aber eigentlich zu Anfange des 12ten Jahrhunderts durch eine Schenkung der Gräfin Mathilde von Thuscien an die Päpſte kam. Vergl. d. Art. Conſtantin, Mathilde und Papſt.

Patriot. Dieß fremde Wort für einen Begriff der durchaus auf etwas heimathliches hinweiſet, hat ſich aus dem Latein des Mittelalters bei uns eingeſchlichen. Nach demſelben hieß Patriota nur ein Landeseingeborner, im Gegenſatze gegen den Peregrinus, den Fremdling, d. i. der kein Bürgerrecht im Lande hat. Aber wie dieß

Bürgerrecht, es ſey durch Geburt oder Verdienſt gewonnen, nicht bloß Gerechtſame gibt, ſondern auch in die Gemeinſchaft, welche dieſelben ertheilt und ſchützt, ſo unauflöslich knüpft, daß jedes Glied ſich nur als einen Theil des Ganzen betrachten, und das Eigene, Beſondere, dem Allgemeinen unterordnen muß; ſo liegt in dem Worte Patriot allerdings auch der ſchöne Begriff eines Mannes, der dem Lande, in dem er das Bürgerrecht hat, auch völlig und treulich ergeben iſt. Der ganze Begriff des Patrioten iſt eigentlich, wie ſchon in dem römiſchen civis, ſo in dem deutſchen Bürger enthalten, ja bei unſern Vätern galt das hohe Wort: Mann gleichbedeutend für das entbehrliche, fremde Patriot. Gerade in den Zeiten, da in unſerm Vaterlande ſich die größten vaterländiſchen Tugenden offenbarten, hat man nichts von Patrioten vernommen, und es wäre wohl der fremde Laut, das fremde Zeichen für den Mann von rechter Vaterlandstreue verſchmäht worden. Etwa die Römer konnten in der ſpätern Zeit einen Deutſchen, der, indem er ſich zum Werkzeug der römiſchen Weltherrſchaft brauchen ließ, das Wohl ſeines Vaterlandes zu befördern, ſich leichtläubig überredete oder den Schein hatte, einen Patrioten nennen. Es haftet dem Worte, das etwas ſehr Edles und Herrliches bedeutet, auch wirklich ein Makel an. Denn, je nachdem es gebraucht wird, mahnt es auch bald leiſer, bald ſtärker an einen Menſchen, der an ſeiner Scholle haftet, und nichts gut, ſchön und löblich findet, als was er in ſeiner Provinz kennen gelernt hat; oder, ſchlimmer noch, an einen ſolchen, der den bedeutſamen Ehrentitel nur als Maske und Schild gebraucht, ſelbſtſüchtige Plane zu verſtecken, und unter dem Scheine des Eifers fürs Allgemeine das Eigene ſucht; oder auch in den Stürmen gefährlicher Volksbewegung ſich zum Sprecher oder zum Haupt einer Partei aufwirft, die die Rechte des Ganzen zu verfechten ſcheint, wo dann Patriot ſo viel iſt, als Demagog, entweder Volksführer oder Volksverführer. In revolutionären Zeiten hörte man auch am meiſten von Patrioten, und dadurch iſt das Wort in übeln Ruf gekommen. So bezeichnete es in der franzöſiſchen Revolution einen blinden Demokraten. Doch gilt es noch immer auch in der edelſten Bedeutung von dem, der das allgemeine Wohl dem eigenen vorzieht, dem kein Opfer für das Vaterland zu groß iſt, deſſen Liebe für die Heimath ſich durch Wort und That bewährt, der in den Zeiten der Noth, wie des Glücks, ſich zu ſeinen Mitbürgern hält, und allem Fremden, das gewaltſam oder liſtig eindringen will, treu bis zum Tode widerſtrebt. Dieſe heilige Bedeutung von jedem Nebenbegriffe, der an das Wort Patriot ſich anſchließt, zu trennen, und das fremde zu verbannen, hat man für daſſelbe das deutſche Vaterlandsfreund empfohlen, das ſinnvoll und richtig gebildet iſt, aber doch einige Schwerfälligkeit und Unbequemlichkeit hat, zumal ſich keine andere Form dadurch bilden läßt, wie von Patriot patriotiſch (vaterländiſch geſinnt.)

Ke.

Patriotismus bezeichnet die wirkſame Geſinnung des Patrioten, und iſt aus dieſem Worte gebildet. (S. d. vorigen Art.) Vaterlandsliebe, Bürgertugend, iſt der eigentliche Sinn, für den wir keinen Fremdling bedürfen, obgleich nach dem Sprachgebrauche mit Patriotismus ſich weniger, als mit Patriot, eine ſchlimmere Nebenbedeutung verbindet. Es iſt ein ſinniges Wort: Vaterlandsliebe! (Auch der Römer ſagte: amor patriae, nicht Patriotismus!) Liebe mahnt, der urſprünglichſten Bedeutung nach, immer an etwas Hohes

und Schönes, und es iſt ein Zeichen der Entartung, wenn der Sinn des Wortes niedrig oder zweideutig wird. Darum werden wir die Liebe des Vaterlandes wie im Herzen, ſo in der Sprache immer heilig halten, wenn der Patriotismus auch mißdeutig würde. Wirklich iſt auch damit, wie mit Patriot, Manches bezeichnet worden, was weder eine Tugend, noch ein Lob genannt werden mag. Wer nur verſichert, er habe dieß oder jenes aus Patriotismus gethan, der erweckt allerdings den Verdacht, daß er das Hohe und Herrliche, das in der Vaterlandsliebe lebt, ihm nicht recht befreundet ſey, weil dieſe Liebe ſich keiner That, keiner Aufopferung rühmt, ſondern ſich eben darin am herrlichſten bewährt, daß ſie das Größte, was ſie vollbringt, ſich nicht zum Verdienſt anrechnet, ſondern Alles mit reinem Eifer, und mit Verzichtleiſtung auf das Eigene, eigenen Ruhm und eigenen Gewinn, vollbringt. Doch kann der Mißbrauch des Wortes uns nie hindern, ſeinen innerſten, heiligen Sinn anzuerkennen. Nach dieſem bedeutet es die innigſte Gemeinſchaft mit dem Lande und Volke, in dem man das Bürgerrecht hat, eine Gemeinſchaft, die ſich in der treueſten Anhänglichkeit an dieſes Land und Volk, in ſeiner völligen Hingebung ausdrückt, mit der man die Angelegenheit des Ganzen zur eigenen Angelegenheit macht und ſein Perſönliches allezeit dem Allgemeinen unterordnet. Da wacht der Bürger für das Gemeinwohl wie für das Wohl ſeines Hauſes, ſeiner Familie; da erregt die Gefahr, die jenem droht, eben ſo ſehr, wie die, die ſeinen perſönlichen Wohlſtand gefährdet, ſeine Aufmerkſamkeit, ſeine Kraft. Da erhebt er ſich nicht minder entſchloſſen und begeiſtert gegen den Feind, der die vaterländiſche Gränze überſchreitet und die Volksehre kränkt, wie gegen den Räuber, der in ſein Haus eindringt, den häuslichen Herd entweiht; da ſieht er nicht minder ſorgſam auf Alles, was des Ganzen Ruhm und Wohlſtand und Glück fördern kann, wie auf das, was ſeines Hauſes Ehre und Glück begünſtige; da ſcheut er ſo wenig irgend eine Mühe, Beſchwerde oder Aufopferung, die dem Vaterlande erſprießlich ſeyn kann, wie er kein Bedenken trägt, für die Liebſten im Leben Alles hinzugeben. Es mag aber ſcheinen, und iſt auch wohl geſagt worden, daß dieſe Geſinnung, dieſe herzinnige Theilnahme an dem Ganzen nur in Freiſtaaten, weil hier der freie Bürger in der engſten Gemeinſchaft mit dem Vaterlande lebt, und an allen Angelegenheiten deſſelben freien lebendigen Antheil hat und nimmt, zu finden ſey; nicht in Monarchien, wo ſo Vieles hinzuwirken ſcheint, den Bürger von jeder Theilnahme auszuſchließen, ihn nur zum Werkzeuge des Ganzen, die Angelegenheiten des Staats aber nur zum Eigenthum und Wirkungskreis einiger wenigen, dazu faſt ausſchließlich Berufenen zu machen, die mehr Stellvertreter der Macht, als des Volkswillens und der Volkskraft ſeyn mögen. In der That rühmt man beſonders den Patriotismus der Freiſtaaten Griechenlands und Roms, und bemerkt, wie beſonders in letzterm auch jener Patriotismus erſtorben ſey, da die Alleinherrſchaft der Cäſaren die Bürger vom Forum in ihre Häuſer zurückdrängte und die freien Vaterlandsvertheidiger zu Lohnſoldaten machte. Man zeichnet ihn daher auch an denen aus, die gegen Alleinherrſchaft ſich ſträubten, und ihr Vaterland in einen Freiſtaat umzuwandeln bemüht waren, z. B. Brutus. Aber waren nicht unſere Väter, die ſtarken, treuen alten Deutſchen, auch von Patriotismus in ſeinem höchſten Sinn erfüllt? Iſt nicht Zeugniß deſſen der Rieſenkampf, den ſie gegen Rom, nachher gegen die fränkiſche Macht beſtanden, obwohl ſie in letzterem

endlich unterlagen? Und doch war Deutſchland eigentlich nicht eine Republik im gewöhnlichen Sinne, doch waren unſere früheſten Väter ſchon willig unterthan ihren Herzogen und eingebornen Fürſten. Patriotismus mag wohl beſtehen da, wo das Volk in altdeutſchem Sinne treu ergeben iſt ſeinem eingebornen Fürſten, wo dieſer ihm gilt als der Sachwalter der Gerechtigkeit, der Bewahrer der Volksehre und Volksſelbſtſtändigkeit, als das von Gott verordnete Haupt des Gemeinweſens, das, weil es das Haupt iſt, ſo wenig von den Gliedern getrennt werden, als dieſelben mißbrauchen darf. Er mag in Deutſchland wohl beſtehen, wo eigentliche Deſpotie ſich nie feſt begründen konnte, wo die große Idee der Volksvertretung ſich nie ganz verloren, und auch in den entartetſten landſtändiſchen Verhältniſſen ſich noch erhalten hat. Und es iſt kein Verhältniß, keine Verfaſſung, die von ihm entbände, die Bürgertugend völlig vernichtete. Unter welcher Verfaſſung du leben magſt, im Glück und Unglück des Vaterlandes, hat daſſelbe heilige Anſprüche an deine Theilnahme, deinen Eifer, deine Treue, und dein Werth als Menſch ſteigt mit deinem Werth als Bürger. Wohl mag es dem Deutſchen, der, zu ſeinem Ruhme, gewohnt iſt, Vaterland und Fürſt unzertrennlich zu denken, ſchwer ſeyn, dann beide zu trennen und entzweit mit dem Vaterlande zu bleiben, wenn der Fürſt ihm und den Genoſſen nicht gerecht iſt. Aber auch dann muß das Vaterland uns heilig, unverletzlich ſeyn, dafern wir des Patriotismus uns freuen wollen. Es hat eine Zeit gegeben, wo uns die Bedeutung des Patriotismus faſt verloren war, der Cosmopolitismus, als ein viel höheres, nicht in der That, aber im Wort, ſich geltend machen wollte, wo man in böſer Mißdeutung das in ſeinem geheiligten Sinne ſo ſchöne Wort: allgemeine Menſchenliebe vorſchob, die Vaterlandsliebe zu verdrängen. Aber an ihren Früchten mag man ſie erkennen. Der Patriotismus hat Früchte getragen, die uns noch erhalten, der Cosmopolitismus hat nur taube Blüthen und dünnes Laubwerk gebracht, und jene gaben nicht einmal erquickenden Duft, dieſes keinen Schatten. Und mochte es anders ſeyn? Iſt Patriotismus Liebe, Liebe aber ein leuchtendes und wärmendes Feuer, ſo wirkt ſie zwar wie dieſes in engern und weitern Kreiſen, aber in den engern am ſtärkſten. Wer mit ſeiner Liebesflamme die ganze Welt erleuchten und erwärmen will, möchte leicht die Nächſten, mit denen die Vorſehung ihn verband, erſtarren und in Finſterniß laſſen. Auch die heilige allgemeine Menſchenliebe hat ihre Kreiſe; ſie leuchtet und wärmt als eine ſtarke, aber beſcheidene Flamme Allen, die ihr nahen, darum aber den Landesgenoſſen zunächſt, weil dieſe ihr die Nächſten ſind und ſie erſt dieſen gerecht ſeyn muß, ehe ſie den Entferntern gütig ſeyn kann. In der Liebe iſt aber auch die Gerechtigkeit mächtig, und die Güte kann mit jener nie in Widerſtreit kommen, wo Liebe echt iſt und wahr. Darum iſt der Patriotismus nicht engherzig oder aufgebläht, ſondern gerecht und großmüthig. Darin iſt er zumeiſt, daß wir wahrhaft einig ſind unter einander, und dem Fremden, welches ſich eindrängen will, widerſtreben. Ke.

Patriſtik, (theologia patristica), heißt derjenige Zweig der hiſtoriſchen Theologie, der das Leben, die Schriften und Lehren der Kirchenväter zum Gegenſtande eines beſondern Studiums macht, und als der zwar mühſame, aber belohnende Weg zu den Hauptquellen der Geſchichte der chriſtlichen Lehre und Verfaſſung in den erſten ſechs Jahrhunderten ganz die Aufmerkſamkeit verdient, die man ihm

neuerdings wieder zu widmen anfängt. Vergl. den Art. Kirchenväter. **E.**

Patrize, der von dem Formſchneider in Stahl geſchnittene Stempel, mit welchem durch Einſchlagen in eine weichere Maſſe die Matrize (ſ. d. Art.) verfertigt wird. Die Patrize enthält das Darzuſtellende der Buchſtaben des Alphabets verkehrt.

Patrizier hießen in dem alten Rom gewiſſe durch Abkunft, Ehre und Vermögen ausgezeichnete Familien, aus welchen die Senatoren gewählt wurden. Romulus theilte angeblich, nach dem Beiſpiele der Athenienſer, die römiſchen Bürger in zwei Claſſen: in Patrizier und Plebejer. Jene wurden urſprünglich patres (Väter) genannt, weil man ſie als Väter des Volks betrachtete, und aus dieſem Worte entſtand der Titel „Patrizier.“ Romulus wählte aus ihnen einen Senat von 100 Perſonen, welche die höchſten Würden in der Regierung und im Kriege bekleideten, und dem Gottesdienſte bis zum Jahre 495 nach Roms Gründung vorſtanden. Es wurden dazu aus jeder Tribus ein, und aus jeder Curie drei Bürger genommen, ſo daß ſich ihre Zahl auf 99 belief, über welche ein erfahrener Mann geſetzt wurde, welcher in ihrer Verſammlung den Vorſitz hatte. Die Mitglieder dieſes erhabenen Collegiums wurden Senatoren, von senectus (Alter), genannt, weil man nur ſolche wählte, welche in Rückſicht ihres Alters, das nicht unter 25 Jahren ſeyn durfte, und ihrer Erfahrung und Geſchicklichkeit, bei der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten das allgemeine Zutrauen des Volks genoſſen. In der Folge wurde ihre Zahl mit 100 neuen Mitgliedern vermehrt, da man die Sabiner dazu nahm. Am Ende der Republik war ſie auf mehr als 1000 geſtiegen, welche der Kaiſer Auguſtus wieder auf 600 herabſetzte. Man unterſchied die patres majorum gentium (Patrizier der ältern Familien), welche von den von Romulus gewählten Senatoren abſtammten, und die patres minorum gentium (Patrizier der jüngern Familien), welche Tarquin der Aeltere hinzugefügt hatte. Ob man gleich den Patriziern das politiſche Uebergewicht über die Plebejer durch das ihnen über dieſe ertheilte Schutzrecht (jus patronatus) ſichern wollte, ſo gingen doch ihre Vorrechte verloren, als der Bürgerſtand vom Jahre Roms 261 an eine völlige politiſche Gleichheit mit den Patriziern erzwang (ſ. Rom), und zu obrigkeitlichen Aemtern, welche dieſe bisher ausſchließend verwaltet hatten, zugelaſſen, auch die Heirathen unter beiden Ständen nach dem Jahre 308 erlaubt wurden. Es blieb ihnen nunmehr kein anderer Vorzug übrig, als ihre Abſtammung aus den erſten und älteſten Familien. Seit der Zeit entſtand eine Art von Dienſtadel (nobilitas), welchen derjenige erhielt, der durch die Bekleidung der drei höchſten Ehrenſtellen (Conſulat, Prätur und curuliſche Aedilität) erworben ward, und der vermittelſt des Rechts, die aus Wachs boſſirten Bruſtbilder ſeiner Vorfahren im Vorhauſe aufſtellen zu laſſen (jus imaginum), auf die Nachkommen überging. Die Abkunft aus patriziſchem Geſchlechte war dazu nicht erfoderlich, ſie erhöhte aber den Rang des Adels, beſonders wenn ſie mit Verdienſten begleitet war. Der Verfall der Republik, die bürgerlichen Kriege, und die Einführung des Kaiſerthums ſchwächten das Anſehn der Patrizier immer mehr, und Roms Eroberung von den Gothen, wodurch viele Patrizier ihr Leben verloren, in Gefangenſchaft geriethen oder nach Conſtantinopel flüchteten, bewirkte, daß aller Unterſchied zwiſchen Patriziern und Plebejern aufgehoben wurde. Als der Sitz der Regierung nach Conſtantinopel

war verlegt worden, erfand Conſtantin der Große, um die alten römiſchen Patrizier wieder herzuſtellen, ein neues Patriziat, das bloß ein perſönlicher Ehrentitel war, und nur durch hohe Geburt und ausgezeichnete Verdienſte erlangt werden konnte. Unter der Dynaſtie der Corolinger und der folgenden Kaiſer bezeichnete das Patriziat nicht bloß eine hohe Würde, ſondern es war auch die Oberherrſchaft über Rom und deſſen Gebiet, ſo wie der Schutz des päpſtlichen Stuhls damit verknüpft. Carl der Große nahm den Titel eines römiſchen Patriziers an, ehe er ſich zum Kaiſer ausrufen ließ, und Heinrich IV. ſetzte den Papſt Gregor VII. als ſolcher ab. In neuern Zeiten wurden gewiſſe adelige Familien in den Reichsſtädten Patrizier genannt, die man aber, weil ſie obrigkeitliche Aemter verwalteten, von dem Hof- und Landadel unterſchied. Sie hatten in vielen Reichsſtädten das ausſchließende Vorrecht zu den Rathsſtellen, und bildeten eine Art von Ariſtokratie. Dieſe Patrizier entſtanden im 12ten und 13ten Jahrhunderte, wo der Flor der Städte und die Furcht vor Räubereien mehrere Adelige bewog, ſich in Städten niederzulaſſen. Da ſich aber viele in der Folge mit bürgerlichen Familien verbanden, und zum Theil mit der Landwirthſchaft beſchäftigten, ſo hatten dieſe zwar in den Reichsſtädten mit den alten Adeligen gleichen Rang, aber außer denſelben wurde der Adel nicht für gültig erkannt. Mr.

Patroklus, der berühmte Freund des Achilles, war der Sohn des Argonauten Menötius und der Sthenele oder Philomele. Ohne Vorſatz tödtete er zu Opus beim Würfelſpiel des Amphidamas Sohn Cleſonymus. Sein Vater entzog ihn der Rache durch die Flucht und brachte den Knaben zum Peleus, der ihn freundlich aufnahm, und als ſeines Sohnes Genoſſen erzog. Er folgte dem Achilles vor Troja und blieb thatenlos wie er, als dieſer zürnend keinen Antheil am Kampfe nahm. Aber zuletzt drängte die Noth zu hart und Achilles willigte ein, daß Patroklus in ſeine Rüſtung gekleidet auszog. Der Kampf, den er beginnt, iſt glänzend, aber nachdem Apoll ihn betäubt und wehrlos gemacht hat, erliegt er dem Hector. Die Griechen retten den Leichnam, beſtatten ihn mit vieler Pracht und ſtellen feierliche Leichenſpiele an, worauf Achill beſchließt, den Freund zu rächen, und ihm in den Tod zu folgen.

Patrolle oder eigentlich Patrouille, die bei Nacht oder zu Zeiten, wo beſondere Wachſamkeit im Innern oder Aeußern erfodert wird, ausgeſchickte Soldatenwache. Iſt ſie beſtimmt die ausgeſtellten Poſten zu viſitiren, ſo iſt ſie gleichbedeutend mit Runde; ſoll ſie gegen den Feind ſtreifen, um von dieſem Nachricht einzuziehen, ſo iſt ſie ſo viel wie Streifwache, und von einer Recognoſcirung nur durch die geringere Zahl und dadurch unterſchieden, daß ſie ſich nur in geringe Entfernungen wagen kann. Ein Heer iſt bewacht, wenn es Patrouillen gegen den Feind und Seitenpatrouillen hat.

Patron iſt im Allgemeinen ein Beſchützer, Schutzherr, und wird oft gleichbedeutend mit Gönner gebraucht. Das lateiniſche Wort bezeichnete in der römiſchen Republik einen Patrizier, in ſo fern derſelbe einen oder mehrere Bürger aus dem Plebejerſtande unter ſeinen unmittelbaren Schutz genommen hatte, um dieſe, ſeine Clienten genannt, mit ſeinem Anſehn und Einfluß zu vertreten und zu unterſtützen (ſ. d. Art. Patrizier und Clienten); auch bezeichnete jus patronatus das Recht des Herrn über ſeine freigelaſſenen

Sklaven. Als Rom ſeine Weltherrſchaft ſchon begründet, und viele fremde Völker unterjocht hatte, waren vornehme Römer auch wohl die Patronen ganzer Städte, ja ganzer Provinzen, und es erbte ſogar dieſe Patronſchaft in den patriziſchen Familien fort. So waren die Claudier die Patrone der Lacedämonier; die Marceller der Sicilianer. — Dieſe Einrichtung war um ſo wohlthätiger, als ſie den entferntern Städten und Provinzen mitten in der Hauptſtadt die treueſten und eifrigſten Anwalte und Beſchützer ohne große Aufopferungen ſicherte. Doch nannten die Römer auch jeden, der, ohne in jenem Verhältniſſe eines Patrons zu ſeinem Clienten zu ſtehen, als Sachwalter irgend eine Rechtsſache vor Gericht führte, Patronus (patronus causarum), öfters gleichbedeutend mit Advocatus, zuweilen auch von dieſem, der oft nur Rathgeber und Sprecher vor Gericht war, verſchieden. Im Mittelalter und noch jetzt in der römiſchen Kirche wird der Schutzheilige einer Kirche, eines Kloſters, auch wohl einer Stadt oder Provinz, ja ſelbſt der Heilige, dem der Einzelne ſich beſonders empfahl, Patron genannt. Allgemeiner bezeichnet man jetzt damit den Beſitzer oder Verweſer eines Grundſtücks, zu dem eine Kirche gehört, über welche jener gewiſſe herkömmliche und anerkannte Rechte, das jus patronatus, übt, — einen Patronatsherrn, Kirchenpatron. Patronat aber (patronatus), das ſich im claſſiſchen Latein nicht findet, aber im Mittelalter gebraucht ward, bezeichnet eben ſowohl das Recht des Kirchenpatrons, als die Pfründe, über welche dieſem das Recht zuſteht. Es iſt eine Art Lehnsverhältniß, in welchem die Kirche mit ihrem Patron ſteht, wie auch die gleichbedeutenden Ausdrücke Kirchenlehn, Pfarrlehn, bezeugen, wofür man auch Kirchenſatz, Pfarrſatz, Pfarrecht, auch wohl Pfarrverleihung ſagt, und unrichtig die Collatur. Der Patron iſt zunächſt nur Schutzherr der Kirche, und das Patronat das Schutzrecht, welches in den frühern, frömmern Zeiten für beſonders ehrenvoll und verdienſtlich angeſehen ward. Es erſtreckt ſich aber das Patronatsrecht ſowohl auf die Beſetzung der geiſtlichen und der dieſer untergeordneten Schulſtellen, als auf die Mitverwaltung des Kirchenvermögens, und hat einen ähnlichen Grund wie andere Lehnsgerechtigkeiten. In den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche nämlich, wo Reiche und Mächtige Ruhm und Segen davon erwarteten, wenn ſie Kirchen oder Capellen gründeten, oft auch dieſelben reich ausſtatteten mit liegenden Gründen, oder gewiſſen Zinsgerechtigkeiten und baarem Vermögen, behielten ſie ſich, für ſich und ihre Familien, einen Antheil an der Verwaltung des Kirchenvermögens und der beſondern Angelegenheiten der Kirche vor. Die Kirche oder der Clerus geſtand den Stiftern neuer, oder den Erneuerern verfallener und verwüſteter Kirchen jenes Recht, weil es an ſich billig ſchien, willig zu, und erweiterte es ſo viel möglich, um auch Andere zu ähnlichem Kirchenbau und andern Begünſtigungen der Kirchen zu ermuntern. Zwar durfte der Patron eine von ihm gegründete oder begabte Kirche, wenn dieſelbe einmal für ihre heilige Beſtimmung von dem Biſchofe geweiht war, nie zu einem andern Zweck beſtimmen, auch die ihr ertheilte Schenkung oder das von ihm bewilligte Kirchenvermögen nie rechtlich zurückfodern; aber eine Theilnahme an der Verwaltung, und ſelbſt eine Oberaufſicht über das Kirchengut ward dem Patron und ſeinen Nachkommen bewilligt, doch ohne Gefährde der höhern biſchöflichen Rechte. Für den Fall, daß der Patron nach Vollendung ſeiner Kirche verarmte, ward der Kirche die

Obliegenheit zuerkannt, ihn aus ihrem Vermögen zu ernähren, und auch ſeine Familie und Nachkommen ſollten gleiche Anſprüche an das Kirchenvermögen haben, doch ohne Gefährde für das Beſtehen deſſelben. Dagegen blieb der Patronatsfamilie, ſo lange ſie dem Patronate nicht ſelbſt entſagte, auch die Verpflichtung, für Ausbeſſerung und Wiederherſtellung der Kirche mit zu ſorgen, ſelbſt für den Fall, daß die Kirche verarmt ſey. Schon früh ward auch für nöthig befunden, dem Rechte des Patrons über das Kirchenvermögen geſetzliche Gränzen zu ſetzen, die Größe des Aufwandes zu beſtimmen, den er eigenmächtig aus demſelben machen durfte, und die Kirche ſelbſt, und die geſetzliche geiſtliche Gewalt gegen Eingriffe zu bewahren. Dieß war um ſo wichtiger, als manche Patronen nicht aus der frömmſten Abſicht, ſondern aus Eigennutz Kirchen erbauten, indem ſie ſich einen bedeutenden Theil der reichen Schenkungen und Vermächtniſſe, die neuen Kirchen zufielen, anzueignen gedachten, wie denn auch die in der frühern Kirche gewöhnlichen Oblationen (ſ. d. Art. **Oblaten**) manchen Eigennützigen locken mochten, ſich einen erblichen Antheil daran zu verſchaffen. Bald geſellte ſich zu dieſem Rechte des Patrons auch das weitere, daß er ſelbſt bei Beſetzung der geiſtlichen Aemter an der von ihm gegründeten oder ausgeſtatteten Kirche für ſich und ſeine Erben eine entſcheidende Stimme haben ſollte, doch keinesweges ein eigentliches **Collaturrecht**; denn das Recht, Geiſtliche zu wählen und zu berufen, ſtand nur der ganzen Gemeinde oder dem dieſe vertretenden Aelteſtenrathe (Presbytercollegium) oder dem Biſchof zu, und ward nie einem Privatmanne unbedingt eingeräumt. Dieſer Theil des Patronatrechts erweiterte ſich beſonders im Mittelalter, wo die mächtigen Großen und adeligen Grundbeſitzer, wie die Fürſten, die Begünſtigung erhielten, ſich eigene Capellgeiſtliche (Capellane) zu wählen und zu beſolden, obwohl nicht ohne Genehmigung des Biſchofs, der auch die Oberaufſicht über die Capellane erhielt. Wie die Capellen immer mehr in Dorfkirchen ſich erweiterten, ſchien das Wahlrecht auch an dieſen dem Gutsherrn zuzuſtehen, und ſelbſt Parochialſtellen, die urſprünglich nur der Biſchof zu beſetzen hatte, gingen bisweilen, wenn der Gutsherr etwa die Wiederherſtellung der Kirche oder die Verſorgung des Parochen (für deſſen Unterhalt ſonſt die Domkirche zu ſorgen hatte) übernahm, in das Verhältniß jener Dorfkirchen, die aus Hofcapellen entſtanden waren, über, dergeſtalt, daß ein großer Theil der adeligen Grundbeſitzer ein weit ausgedehntes Patronatsrecht über ihre Gutskirchen erhielt. Zu keiner Zeit aber hat die katholiſche Kirche den Patronatsherrn ein eigentliches Beſetzungsrecht zugeſtanden, und die Verordnungen proteſtantiſcher Conſiſtorien bezeugen, daß auch die evangeliſche Kirche ein ſolches Recht nicht anerkennt. Das Weſentlichſte des Patronatsrechts iſt das **Päſentationsrecht**, nach dem der Patron für eine erledigte geiſtliche Stelle der geiſtlichen Behörde einen Candidaten vorſtellen darf, und das **Berufungsrecht**, das er aber nicht eher auszuüben befugt iſt, bis die Genehmigung und Beſtätigung des vorgeſtellten Candidaten von Seiten der höhern Behörde erfolgt iſt. **In dieſem Sinne** iſt er denn Collator, und hat als ſolcher ein um ſo weniger beſchränktes Recht, als ſeiner Entſcheidung für den Candidaten nichts entgegenſteht, wenn die geiſtliche Behörde die Würdigkeit deſſelben nicht bezweifelt. In dieſem Sinne redet man auch von einer **Patronatspfarre**, und ſetzt ſie den **landesherrlichen** (oder Conſiſtorialpfarren) entgegen.

Daſſelbe Recht, was dem einzelnen Patronatsherrn zuſteht, fällt übrigens auch den Magiſtraten und andern Gemeinſchaften, die ein Patronatsrecht haben, anheim. Es iſt Regel, daß jeder Patron den von ihm beliebten Candidaten binnen einer, in den verſchiedenen proteſtantiſchen Ländern geſetzlich beſtimmten Friſt (in der Regel binnen ſechs Monaten) dem Superintendenten des Sprengels anzeigt, welcher dann wegen der Prüfung, Ordination und Confirmation das Nöthige einleitet. Außer dieſen Haupttheilen des Patronatsrechts ſichert es auch dem Patrone einige andre Auszeichnungen und Vorrechte. So muß er namentlich in das Kirchengebet eingeſchloſſen werden; darf in der Kirche ſeine beſondere Capelle, vordem auch ſein Erbbegräbniß, haben; bei ſeinem und ſeiner nächſten Blutsverwandten Tode wird vier Wochen lang täglich eine Stunde mit allen Glocken geläutet, und beim Gottesdienſte ſchweigt Muſik und Orgel. Es iſt das Patronatsrecht in der Regel an den Grundbeſitz gebunden, und ſteht den Familien nur zu, ſo lange ſie die Beſitzer ſind. Bei allzulang verzögerter Ausübung des Rechts, beſonders der Präſentation eines Candidaten für die erledigte Stelle, oder wenn die Güter des Patrons mit dem Sequeſter belegt ſind, oder wenn das Recht unter Mehrern ſtreitig iſt, tritt für die Perſon des Patrons, doch nicht für die künftigen Erben, dafern dieſe die Unbill abſtellen, eine Suſpenſion ein, und die geiſtliche Behörde übt indeß das Recht. Aber völlig verloren geht daſſelbe, wenn der Patron der Beſtechung, der Verkaufung des Amts, d. i. der **Simonie**, überführt worden; wenn er die Kirche, auf die ſein Recht gegründet iſt, verfallen läßt, und nicht wieder herſtellt, wenn er zur Einziehung der Stelle einſtimmt; oder, wenn der Grundbeſitz und das darauf haftende Recht an einen Andern übergeht. Uebrigens iſt das Patronatsrecht eben ſo rechtlich begründet, wie jedes Lehnsrecht; und wie die Grundherrn in frühern unruhigen Zeiten die Güter der Kirche geſchützt haben, ſo kann ihnen, wenn ſie das Recht ſelbſt nicht mißbrauchen, die Ausübung deſſelben nicht verweigert werden. Kc.

Patrone, ein Modell, Muſter, wonach etwas abgeſchnitten, gezeichnet oder geformt wird. Daher **Patronenmalerei** dasjenige Verfahren in der Malerei, wo man in Papier oder Pappe ausgeſchnittene Figuren auf eine Fläche legt, und die Oeffnungen derſelben mit beliebiger Farbe überſtreicht, ſo z. B. die Karten- und Tapetenmalerei. Desgleichen heißt Patrone eine mit Pulver und Blei (ſo viel zu einem Schuſſe nöthig iſt) gefüllte Papierhülſe. — Auch werden die Streifen Papier, welche auf den Buchdruckerrahmen geklebt werden, um die leeren Ränder und Räume des Druckbogens rein zu erhalten, Patronen genannt.

Patrouille, ſ. **Patrolle**.

Pätus, ſ. **Arria**.

Pau, eine wohlgebaute Stadt in Bearn in Frankreich, am Fluſſe Gave de Pau, über welchen eine ſehr hohe Brücke von ſieben Bogen führt, davon man eine ſchöne Ausſicht genießt, die Hauptſtadt im Departement des **Baſſes Pyrénées**. Sie zählt 1600 Häuſer und 9000 Einwohner und hat Manufacturen von Leinwand, Schnupftüchern und Hüten. Auch werden hier gute Schinken geräuchert, Bayonner Schinken genannt, weil man ſie in Bayonne zu verſchiffen pflegt. Sonſt reſidirten hier die Könige von Nieder-Navarra. Heinrich IV. ward hier geboren; desgleichen der jetzige König von Schweden. Im J. 1721 wurde hier eine Akademie der

Künſte und Wiſſenſchaften geſtiftet. Die Gegend hat guten Weinbau.

Pauke (tympanum), im Alterthume jeder mit einer Haut beſpannte hohle Körper oder Reif. Jetzt verſteht man darunter nur die urſprünglich kriegeriſche Keſſelpauke, die aus einem kupfernen Keſſel beſteht, über welchen an einem eiſernen Reif eine gegerbte Haut ausgeſpannt iſt, die vermittelſt eiſerner Schrauben höher und tiefer geſtimmt werden kann, und mit einem hölzernen Klöppel (gewöhnlich mit Flanell überzogen) geſchlagen wird. Die Pauke iſt eigentlich beſtimmt, die Grundſtimme zu einem Trompetenchore zu machen. Um nun die beiden Haupttöne der Tonart, aus welcher geblaſen wird, nämlich die Tonica und Dominante, zu erhalten, bedient man ſich zweier Pauken von verſchiedener Größe, von welchen die kleinere in den Hauptton, die größere aber in die tiefere Octave der Dominante geſtimmt wird. Der Pauker pflegt die vorgeſchriebenen Noten nicht einfach, ſondern mit gewiſſen Schlagmanieren anzugeben, als da ſind: die einfache, doppelte oder geriſſene, die getragene Zunge, die ganze Doppelzunge, die Doppelkreuzſchläge, der Wirbel, der Doppelwirbel. Jetzt bedient man ſich der Pauke in jedem Orcheſter, und bei andern vielſtimmigen Muſiken.

Paul Veroneſe, ſ. Caliari.

Paul (Vincent de), der Stifter der Prieſter von der Miſſion, war 1576 in dem Dorfe Povi in Frankreich geboren, ſtudirte zu Touloufe, erhielt nach vielen wunderbaren Schickſalen eine Pfarre zu Clichi, und ſtiftete mit Hülfe einer reichen und frommen Frau 1626 eine Miſſionscongregation, deren Glieder zunächſt beſtimmt waren, den Armen das Evangelium zu predigen, und vornehmlich 8 Monate des Jahrs als Seelſorger, Friedensſtifter, Krankenpfleger und ſonſt auf alle Weiſe als Beförderer der Sittlichkeit unter dem Landvolke zuzubringen. Daneben ſollten ſie auch in Gemeinſchaft ſich ſelbſt zu einem muſterhaften und erbaulichen Betragen erwecken, und endlich die, welche ſich anſchickten Landprieſter zu werden, mit ihren Kenntniſſen und Erfahrungen zu dem künftigen Berufe unterſtützen. Ihr Hauptſitz war das Stift St. Lazarus zu Paris, wovon ſie auch den Namen Lazariſten (ſ. d. Art.) empfingen. Erſt nach dem Tode des Stifters (1660) haben ſie ſich weiter ausgebreitet, und eine ſehr vielſeitige Geſchäftigkeit gezeigt. Vincent de Paul wurde nach ſeinem Tode unter die Heiligen aufgenommen.

Paul I., Kaiſer und Selbſtherrſcher aller Reußen, geboren den 1ſten October 1754. Sein Vater, damals Großfürſt, nachher Kaiſer Peter III., wollte aus Abneigung gegen ſeine Gemahlin Catharina dieſes Sohnes Geburt nicht für rechtmäßig erkennen, und deßhalb den Prinzen Iwan zum Thronfolger ernennen. Als aber Peter bald hernach Reich und Leben verlor, und Catharina II. den Scepter Rußlands führte, da ward ihr damals neun Jahr alter Sohn, Paul, nach Iwans unglücklichem Ende, der einzige Erbe des Reichs, und Catharina wendete Alles an, um die ſchwankende Geſundheit deſſelben zu befeſtigen, den ſie als eine Stütze ihres Throns betrachtete, weil die Ruſſen an ihn mit großer Liebe hingen. Doch ließ ſie ihn ganz nach ihren Planen erziehen. Graf Panin, ihr erſter Miniſter, ein ihr völlig ergebener Mann, ward Oberhofmeiſter bei dem jungen Großfürſten, und Apinus unterrichtete den Prinzen. Das Loos ſeines unglücklichen Vaters, verbunden mit dem Drucke, unter dem die Kaiſerin ihn hielt, gaben dem ſonſt offenen Charakter Pauls bald

eine gewiſſe Härte und Verſchloſſenheit, zumal da ſeiner Mutter Herrſchereiferſucht ihn bei heranreifenden Jahren mit Auflaurern umgab, die nicht ermangelten, ihr jedes Wort und jede Handlung des Großfürſten zu hinterbringen. Doch hielt ihn dieſe Strenge nicht ab, in Catharinen ſtets die Mutter zu ehren, und nur ſelten äußerte der lebhafte Prinz die in ſeiner Bruſt verſchloſſenen Geſinnungen. Seine Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geſchlecht brachte Catharinen auf die Vermuthung, ihr Sohn leide, gleich Peter III., an einem körperlichen Fehler. Um dies zu erfahren, beauftragte ſie ein Fräulein ihres Hofes (eine Polin), ſich ihm zu nähern. Dieſe befolgte der Kaiſerin Willen, und ein Sohn, den Paul mit ihr zeugte (Simeon Welikoi genannt), überführte Catharinen von dem Ungrunde ihrer Vermuthung. Sie dachte daher an ſeine Vermählung. Ihre Wahl fiel auf die Prinzeſſin Wilhelmine von Heſſen-Darmſtadt, die mit ihrer Mutter und beiden Schweſtern auf Catharinens Einladung nach Petersburg gekommen war. Sie erhielt bei ihrem Uebertritte zur griechiſchen Kirche die Namen Natalia Alexiewna, und das Beilager erfolgte am 10ten October 1773. Im folgenden Jahre begleitete Paul ſeine Mutter nach Moskau, bei welcher Gelegenheit Andreas Raſumowsky dem Großfürſten Winke zur ſchnellen Erreichung des Throns gab, die dieſer edelmüthig verwarf. Raſumowsky's Plan blieb jedoch der Kaiſerin nicht verborgen, und ſie ſuchte die Freundſchaft ihres Sohns zu dem kühnen jungen Manne durch Eiferſucht zu untergraben. Doch wucherte dies Unkraut in Pauls Seele nicht; ſeine Gattin aber beſchloß für dieſen Schimpf ſich an Catharinen zu rächen, und ließ ſich deßhalb mit Raſumowsky in einen Briefwechſel ein; allein ſie ſtarb, ehe ihr Plan zur Reife gedieh, im Wochenbette, nicht ohne den Verdacht, daß Catharine die Urheberin ihres Todes ſey. Den Großfürſten betrübte der Tod ſeiner Gemahlin ſehr, und da er nun anfing, einigen Verdacht gegen Raſumowsky's Verhältniß mit Natalien zu hegen, ſo wurde derſelbe vom Hofe entfernt, und erſt nach Venedig, ſpäter nach Neapel als Geſandter geſendet. Um ihren Sohn jetzt wieder aufs baldigſte zu vermählen, knüpfte Catharina mit dem Wirtembergiſchen Hofe Unterhandlungen an. Auf Friedrichs II. Einladung reiſete Paul in Begleitung des Fürſten Romanzow nach Berlin. Hier traf er die ihm beſtimmte Gattin, welche ihm auch ſo wohl gefiel, daß er ſich in Berlin den 23ſten Juli 1776 mit ihr verlobte, und nach einer Reihe von Feſten, die Friedrich dem ruſſiſchen Thronfolger gab, nach Petersburg zurückkehrte, wohin bald darauf Dorothea Auguſta Sophie von Wirtemberg folgte, die nun die Nahmen Marie Fedorowna annahm, und am 18ten October 1776 mit ihm verbunden wurde. Aus dieſer Ehe entſprangen die Großfürſten Alexander, Conſtantin, Nicolaus und Michael, und die Großfürſtinnen Maria (Erbgroßherzogin von Weimar), Catharina (Königin von Wirtemberg, geſt. im Januar 1819) und Anna (Kronprinzeſſin der Niederlande). Das häusliche Glück, das der Prinz genoß, verbunden mit der Ausſicht zu einer Reiſe durch Europa, tröſtete ihn über den Druck, unter welchem die Kaiſerin ihn von allen Regierungsgeſchäften ausſchloß, und der ſo weit ging, daß er als Großadmiral der ruſſiſchen Seemacht nicht einmal die Flotte in Cronſtadt beſuchen durfte. Im J. 1780 trat Paul mit ſeiner Gemahlin die gewünſchte Reiſe durch Polen, Deutſchland, Italien, Frankreich und Holland an. Nach zwölf Monaten kehrten Beide zu ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsort

Gatſchina zurück. Hier lebte Paul in gezwungener Unthätigkeit, da ſeine Mutter ihm weder erlaubte dem Feldzuge gegen die Türken beizuwohnen, noch ſonſt um Staatsangelegenheiten ſich zu bekümmern. Zwar machte er auf kurze Zeit den Krieg in Finnland gegen Guſtav III. mit, kehrte aber bald mißmuthig in ſeine Einſamkeit zurück, da er ſah, wie auch hier ihm aller freie Wille genommen war. Die unterdeß ausgebrochene Revolution in Frankreich fing an das petersburger Cabinet zu beſchäftigen, um ſo mehr, da eine Menge franzöſiſcher Flüchtlinge ſich nach Rußland wandte. Paul war für die Sache der gegen Frankreich verbündeten Fürſten. Catharina, obgleich den revolutionären Grundſätzen abhold, glaubte jedoch nicht übel zu thun, wenn ſie die beiden, ihr in Europa allein gefährlichen Mächte, Oeſterreich und Preußen, in dieſem Kampfe ſich etwas entkräften ließ. Als ſie ſpäterhin thätigern Antheil an jenen Händeln nehmen wollte, überraſchte ſie der Tod den 17ten November 1796. Man erzählt, daß ein Teſtament vorhanden geweſen ſey, in welchem die Kaiſerin, aus ungerechtem Widerwillen gegen ihren Sohn, ihn von der Thronfolge zu Gunſten ihres Enkels Alexanders (des jetzigen Kaiſers) ausgeſchloſſen habe, daß aber dieſe Schrift unterdrückt worden ſey, da Paul eine zahlreiche Partei für ſich hatte und die Liebe des Volks beſaß. Pauls erſte Herrſcherhandlungen waren Werke des Wohlthuns, vollbracht im Gefühle der Freude, ſich endlich frei zu ſehen. Raſch wurden Unordnungen in der Armee und Flotte abgeſtellt, die Catharina überſehen hatte. Gegen das an ihm geübte Beiſpiel ließ er ſeinen Sohn Alexander an den Geſchäften Theil nehmen, und die Leiche ſeines unglücklichen Vaters, Peters III., unter feierlichen Exequien, zugleich mit Catharinens Leiche, den 20ſten December in die Gruft der Kaiſer beiſetzen. Darauf ſtellte er das alte Reichsgeſetz wieder her, dem zufolge das weibliche Geſchlecht von der Thronfolge in Rußland ausgeſchloſſen war, und beſtimmte dieſe durch einen zu Moskau während ſeiner Krönung (16ten April 1797) erlaſſenen Ukas nach dem Rechte der Erſtgeburt. Friedliebend endigte er den Krieg mit den Perſern, und ließ, laut ſein Mißfallen äußernd über das Verfahren ſeiner Mutter gegen Polen, die in ruſſiſcher Haft befindlichen Polen los; Kosciusko nahm jedoch die ihm angebotene Penſion nicht an. Indeß hatte der Druck, den Paul 42 Jahre lang erlitten, fortwährend den traurigſten Einfluß auf ſein Leben, und die mancherlei Mißgriffe, die er ſich zu Schulden kommen ließ, entſprangen größtentheils aus dieſer Quelle. Seine Verfügungen über die Einfuhr ausländiſcher Bücher in ſein Reich, ſo wie über den Eintritt fremder Reiſender, und überhaupt ſeine gegen den Geiſt der Zeit anſtrebenden Anordnungen*) beweiſen mehr als zu ſehr das durch mannichfache Kränkungen gereizte und verfinſterte Gemüth des Fürſten. Ein gleiches leuchtete aus ſeinem Betragen, als er der Verbindung gegen Frankreich beitrat. Sein über 100,000 Mann ſtarkes Heer, das zum Theil in Italien und der Schweiz unter Suwarow und Korſakow, zum Theil in Holland gegen Frankreich focht, errang

*) Der Kaiſer verbot unter andern das Tragen runder Hüte, kurzer Weſten, langer Beinkleider. Wer dem Kaiſer auf der Straße begegnete, mußte das Knie beugen, und ſelbſt wer im Wagen fuhr, ausſteigen. Der Soldat bekam wieder Locken und einen Zopf, u. dergl. m. Alle Verweiſe und Antworten auf Bittſchriften wurden durch die petersburger Zeitung öffentlich gegeben.

zwar manche Siege; da es aber durch die Niederlage bei Zürich faſt auf die Hälfte zuſammengeſchmolzen war, zog er es zurück. Paul hatte nämlich gegen den deutſchen Kaiſer, noch mehr aber gegen England und Pitt Mißtrauen gefaßt, Bonaparte aber, ſolches ſchlau benutzend, dem Stolze des ruſſiſchen Herrſchers zu ſchmeicheln gewußt, und die gefangenen Ruſſen neu bekleidet und bewaffnet ohne Auslöſung nach Rußland zurück geſchickt. Warum Paul von der Coalition ſich trennte, und Dümouriez's Unterhandlungen ohne Erfolg blieben, indem der Miniſter Roſtopſchin ihm entgegen arbeitete, erzählt Abbé Georgel (der zur Geſandtſchaft gehörte, die der Malteſerorden an Paul ſchickte) in ſeiner Reiſe nach Petersburg 1799 und 1800. Pauls Sinnesänderung ging ſo weit, daß Ludwig XVIII., ſo wie alle Emigrirte, das ruſſiſche Gebiet verlaſſen mußten, und er den dem unglücklichen Bourbon bisher ausgezahlten Jahrgehalt aufhob. Zu den merkwürdigſten Zügen in Pauls Charakter gehört, bevor die eben erwähnte Sinnesänderung bei ihm eintrat, ſein Benehmen gegen Spanien und die Malteſer. Dem erſten Reiche erklärte er auf eine Art den Krieg, als ſey Spanien dem ruſſiſchen Scepter eben ſo unterworfen, wie die Fürſten des Caucaſus. Doch hatte dies nur die Confiscation einiger Handelsſchiffe zur Folge. Auch gegen Norddeutſchland nahm er eine ähnliche Sprache an; doch brachten die ernſten Aeußerungen Preußens ihn bald auf andere Gedanken. Mit den Malteſern verfuhr er dagegen ganz entgegengeſetzt. In ihnen, als einer ritterlichen Verbindung des Adels, ſah er eine gewaltige Stütze der Thronen, und erſtreckte ſeinen Schutz über ſie ſo weit, daß er ſich, als der Freiherr von Hompeſch ſeine Würde niederlegte, nicht ohne Widerſpruch des Papſtes und mehrerer Mächte zum Großmeiſter des Ordens erklären ließ (16ten December 1798). In dieſer Eigenſchaft brachte er ein Werk zu Stande, das mit Recht Erſtaunen erregte, einen Friedensvertrag zwiſchen der Pforte und dem Ritterorden von Malta, wodurch die Türken ſich gegen ihre alten Freunde, die Franzoſen, mit ihren Stamm- und Glaubensfeinden, den Ruſſen und Malteſern, verbanden. Im J. 1800 erreichte ſein Unwille gegen England den höchſten Grad. Schon am 16ten Auguſt hatte er eine Einladung an Preußen, Schweden und Dänemark erlaſſen, die bewaffnete Neutralität von 1780 gegen Englands Anmaßungen im Seehandel wieder herzuſtellen. Als nun England die den 5ten September wiedereroberte Inſel Malta an Paul, als den Großmeiſter des Ordens, auszuliefern ſich weigerte, legte Paul ein Embargo auf alle engliſchen Schiffe in ruſſiſchen Häfen, den 8ten November, und brachte jene Neutralitätsconvention im December mit Schweden, im Januar 1801 mit Dänemark, und den 3ten April mit Preußen zu Stande. Dieſer raſche Wechſel in dem auswärtigen politiſchen Syſteme Rußlands fand aber im Reiche ſelbſt großen Tadel. Noch weniger erwarb ſich Paul die Liebe ſeiner Unterthanen durch ſeine innere Verwaltung. Zwar ſchien auch hier oft in den willkürlichſten Handlungen ſein Eifer für Gerechtigkeit ſeltſam durch; allein derſelbe wurde durch die ſeinem Charakter eingedrückte reizbare Heftigkeit ſo gänzlich mißleitet, daß die meiſten ſeiner Unterthanen in ihm nur einen Tyrannen ſahen, welchen Namen Paul keinesweges verdiente, der unter andern Einflüſſen gewiß ein guter Regent geworden wäre. Die Strenge, die er anwenden zu müſſen glaubte, um die zu Thronveränderungen ſo geneigten Großen ſeines Reichs im Zaum zu halten, nahm in dem Verhältniſſe zu, als er auf Schwie-

rigkeiten in der Ausführung ſeiner Plane ſtieß, und wiewohl von Natur nicht ohne Muth, kam es dennoch endlich dahin, daß er in einem erbärmlichen Ceremonielle die Stützen ſeiner Größe ſuchte. Es bildete ſich daher unter den Großen eine Verſchwörung. Man reizte Paul abſichtlich gegen ſeine Söhne, und dieſe machte man glaubend, daß der Vater ſie in eine Feſtung ſperren wolle. Es ſey daher ihrer Selbſterhaltnng wegen nothwendig, den bis zum Wahnſinn gemüthskranken Kaiſer zu verhaften. Nach langem Widerſtande und unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er alle Rechte und Gewalt an ſeinen Vater wieder abtreten würde, ſobald dieſem Gott Geſundheit und Vernunft wieder geſchenkt hätte, entſchloß ſich Alexander an Pauls Stelle die Regierung übernehmen zu wollen. Unter den 21 Verſchworenen waren die bedeutendſten Plato Subow, Catharinens letzter Günſtling, Valerius Subow, Nicolaus Subow, die Generale Bennigſen, Ouwarof und Pahlen. Von dieſen blieb Valerius Subow den 23ſten März 1801 Abends bei dem Kaiſer. Die übrigen, Plato Subow an der Spitze, kamen durch eine verborgene Treppe, Nachts 11 Uhr, in das Vorzimmer des Kaiſers, im Palaſt St. Michael. Der wachhabende Huſar rief Verrath, ward aber ſogleich niedergehauen; Paul, durch das Getümmel erweckt, lief an die Thür, durch welche die Verſchwornen eindrangen, und fragte, den Degen in der Hand, den Prinzen Subow, was er wolle? Dieſer antwortete ihm: Paul Petrowitſch ſey ein Verrückter und unfähig der Regierung. Darauf drang Paul mit dem Degen auf den Prinzen ein, allein Nicolaus Subow lähmte ihm durch einen Schlag den Arm, nun ward Paul heftig ringend zu Boden geworfen und mit einer Schärpe erwürgt. Als die Großfürſten dieß erfuhren, war ihr Schmerz grenzenlos. Alexander verwarf anfangs eine Krone, die man ſeinem Vater ſo grauſam entriſſen hatte. Endlich unterwarf er ſich der durch Pauls wahnſinnigen Widerſtand ſelbſt herbeigeführten Nothwendigkeit. (Vergl. die Notice sur la mort de Paul I. Europäiſche Annalen 1817 7. und Bredow's Chronik den 19ten. Jahrh. Band I.) Was den unglücklichen Monarchen in ſein Verderben ſtürzte, war der vorherrſchende Zug ſeines Charakters, der Jähzorn, wodurch er nicht nur ſeinen Untergebenen, ſondern oft auch ſeiner eigenen Familie fürchterlich ward. In andern Momenten war er milde, wohlwollend, menſchenfreundlich, ſuchte begangenes Unrecht gern zu vergüten, und war ein zärtlicher Vater und Gatte, welches letztere ihn aber nicht abhielt, ſeine Neigung auch andern Frauenzimmern zu ſchenken, wie das Beiſpiel der Madame Chevalier zeigt. Die von ihm (vielleicht in ſatiriſcher Abſicht) erlaſſene Ausfoderung an alle Monarchen Europa's diente nicht wenig dazu, die über ihn einmal umlaufenden Meinungen zu beſtätigen. Doch hat Maſſon in ſeinen geheimen Memoiren über Rußland das Leben und die Handlungen Pauls gallſüchtig entſtellt. Nach Georgel war Paul mäßig bei der Tafel und in ſeinen Vergnügungen, einfach in ſeiner Kleidung; er beſaß, ohne eben Wiſſenſchaften und Künſte ſehr zu lieben, viele Kenntniſſe; er wußte einzelne Menſchen richtig zu beurtheilen, und zeichnete ſich in vertrauten Geſellſchaften durch eine angenehme Unterhaltung und hinreißende Liebenswürdigkeit aus. Auch in ſeinen Briefen ſind Geiſt, Scharfſinn und ein edler Ausdruck zu bemerken. Eben ſo urtheilen über Paul Kotzebue und die Frau von Schröder (Hofdame der Prinzeſſin von Würtemberg). K.

Paula (Franz von), ſ. Franz von Paula.

Paulicianer. Unter dem Schutze der Bergketten des Caucaſus und Taurus, die in Armenien zuſammenſtoßen, gab es noch Ueberreſte der Manichäer (ſ. d. Art.) und Gnoſtiker, die ſich ſeit dem 8ten Jahrhunderte nach einem Parteihaupte Paulus Paulicianer nannten, um den gefährlichen Verdacht des Manichäismus von ſich abzuwenden. Als Bilderſtürmer (ſ. d. Art.) wurden ſie von den griechiſchen Kaiſern, je nachdem dieſe dem Bilderdienſte, den die manichäiſche Denkart ganz verwarf, bald ungünſtig, bald günſtig waren, geduldet oder verfolgt. Doch mußten ſie, da ihre manichäiſche Ketzerei entdeckt wurde, im 9ten Jahrhunderte harte Bedrückungen leiden, unter denen Viele umkamen, Andre in das Gebiet der Mahommedaner flüchteten, welchen ſie in den Kriegen gegen die Griechen beiſtanden. Die im 10ten Jahrhunderte verſuchte Bekehrung wieder eingewanderter paulicianiſcher Gemeinen, die der griechiſche Kaiſer Johannes Zimisces nach Thrazien verſetzte, gelang eben ſo wenig, als jene gewaltſame Unterdrückung; und da die Kreuzzüge Wege in das mittlere Europa öffneten, drangen zerſtreute Haufen dieſer Secte theils zu Lande durch die Bulgarei, theils zur See nach Italien und Spanien vor. Unter mancherlei vielfach gedeuteten Namen erſchienen ihre Abkömmlinge und Geiſtesverwandten nun in den europäiſchen Ländern. Ganz unzweifelhaft iſt der paulicianiſche Urſprung der Lehre jener, den alten Meſſalianern (ſ. d. Art.) ähnlichen, Betbrüder, die man wegen ihres unaufhörlich wiederholten Ausrufs Bog milui (bulgariſch: Gott erbarme dich) Bogomilen nannte und im 12ten Jahrhunderte zu Conſtantinopel mit dem Feuertode beſtrafte. Ueber die Lehre der Paulicianer vergl. d. Art. Manichäer. E.

Pauliner oder Paulaner, ſ. Minimen.

Paulskirche, ſ. London.

Paulus, der berühmteſte und verdienteſte unter den Apoſteln. Geboren von jüdiſchen Eltern, welche zu Tarſus in Cilicien wohnten, und das römiſche Bürgerrecht auf ihn vererbten, wurde er früh zu einer gelehrten Bildung hingeleitet, und zu Jeruſalem, wohin er als Jüngling ging, durch den Unterricht Gamaliels, eines der berühmteſten Rabbinen im Zeitalter Jeſu, in das Studium der jüdiſchen Schriftauslegung und Tradition eingeweiht; auch erwarb er ſich, wie ſeine Briefe verrathen, eine genaue Bekanntſchaft mit den griechiſchen Dichtern und Philoſophen, und trieb daneben nach der Sitte der jüdiſchen Lehrer ein Handwerk, wahrſcheinlich Zeltſchneiderei und Tapezierarbeit, wodurch er ſich in der Folge auf ſeinen Reiſen Unterhalt verſchaffte. Ausgezeichnet zum Lehramte vorbereitet, trat er zuerſt wenige Jahre nach dem Tode Jeſu als Anhänger der phariſäiſchen Secte und Verfolger der neuentſtandenen Chriſtengemeinde, zu deren Unterdrückung der hohe Rath ihn in und außer Jeruſalem brauchte, öffentlich auf. Die Apoſtelgeſchichte hat mehrere Züge der Heftigkeit ſeines Eifers in dieſem traurigen Geſchäfte aufbewahrt, das er unſtreitig mit voller Ueberzeugung und aus Anhänglichkeit an das alte Geſetz betrieb. Eben war er mit Vollmachten des hohen Raths zur Verhaftung der Chriſten auf dem Wege nach Damask, als er durch ein außerordentliches Phänomen (Apoſtelgeſch. Cap. 9. und Cap. 22.) Veranlaſſung erhielt, das Chriſtenthum anders anzuſehen, und ſich durch den Unterricht chriſtlicher Lehrer eine überzeugende Erkenntniß von der Vortrefflichkeit dieſer Religion zu verſchaffen. Dieſe plötzliche, augenſcheinlich von Gott veranſtaltete Bekehrung bezeichnete er durch Abänderung ſeines Namens Saul in

Paul, und widmete ſich nun dem Berufe zum Apoſtel, den er in jener wunderbaren Viſion erkannt hatte, mit einer Begeiſterung, welche die größten Schwierigkeiten überwand. Arabien, Syrien, Klein-Aſien, Griechenland und die Inſeln des mittelländiſchen Meers wurden nun die Schauplätze ſeiner unermüdeten Thätigkeit für die Ausbreitung des Chriſtenthums. Wo er auf ſeinen Miſſionsreiſen hinkam, war er bemüht, Chriſtengemeinden zu ſtiften, und die vorhandenen in ihrem Glauben zu befeſtigen. Um die Gemeinden zu Antiochien, Epheſus und Jeruſalem machte er ſich durch Lehren, Anordnen der Gebräuche und Almoſenſammeln für die ärmern Mitglieder verdient. Die Gemeinden zu Philippi in Macedonien, zu Corinth, Galata und Theſſalonich verehrten ihn als ihren Stifter, und die im Canon des N. T. enthaltenen Sendſchreiben, die er an dieſe und andere Gemeinden in den angeſehenſten Städten Griechenlands, Klein-Aſien und nach Rom ſchrieb, zeigen, in welchem Verhältniſſe väterlicher Autorität und Sorgfalt er mit ihnen ſtand. Durch die Liberalität, mit welcher er auch Heiden, ohne ſie zur Beobachtung des jüdiſchen Geſetzes zu nöthigen, in die Chriſtenheit aufnahm, gab er ſeinem Wirkungskreiſe und dem Fortgange des Chriſtenthums einen Umfang, zu dem die beſchränktere Anſicht der übrigen Apoſtel, die anfangs nur Juden taufen wollten, es nie hätte kommen laſſen. Aber eben darum wurde er ein Gegenſtand des Haſſes der Juden, die ihn als einen Abtrünnigen verfolgten; und zu Jeruſalem war Alles zu ſeinem Untergange bereit, als er nach einer mehr als zwanzigjährigen Wirkſamkeit für die Verbreitung der Lehre Jeſu um das Jahr 60 mit den von ihm geſammelten Unterſtützungsgeldern für die gedrückten paläſtinenſiſchen Chriſten, muthig wie Jeſus ſelbſt bei ſeiner letzten Reiſe nach Jeruſalem, ſich grade nach dieſer Stadt begab. Hier wurde er bald nach ſeiner Ankunft verhaftet, und als Staatsgefangener nach Cäſarea gebracht, wo ihn die römiſchen Statthalter Felix und Feſtus zwei Jahre lang gefangen hielten, und die Unerſchrockenheit und Geiſtesgegenwart, mit der er ſein Unternehmen rechtfertigte, nicht weniger bewundern mußten, als früher der Areopag und die Weiſen zu Athen (wo Dionyſius, der Areopagit, ſein Anhänger ward,) die Kraft und Gediegenheit ſeines geiſtvollen Vortrags. Weil er als römiſcher Bürger wegen der widerrechtlichen Gefangenſchaft an den Kaiſer appellirt hatte, ſchickte man ihn endlich nach Rom. Nach einer langen ſtürmiſchen Seefahrt und einem bei Malta ausgeſtandenen Schiffbruche kam er im Frühlinge 62 in dieſe Hauptſtadt der Welt. Hier wurde er mit Achtung, jedoch als Staatsgefangener behandelt, und gewann mehrere, auch vornehme Römer für das Chriſtenthum. Daß er im Jahre 64 wieder auf freien Fuß kam, iſt erwieſen, was aber von ſeinen weitern Reiſen nach Spanien, England, Macedonien, Griechenland und Vorder-Aſien erzählt wird, nur Vermuthung. Im Jahre 66 kam Paulus nach Rom zurück, gerieth aufs neue in Gefangenſchaft, und ſtarb den Märtyrertod. Das Leben keines Apoſtels iſt ſo reich an merkwürdigen Auftritten, rühmlichen Thaten, harten Beſchwerden und außerordentlichen traurigen Schickſalen, als die Geſchichte dieſes großen Mannes, dem auch die Gegner der Religion, für die er lebte und ſtarb, ſeltene Geiſtesgaben, gründliche und ausgebreitete Kenntniſſe, tiefes Eindringen in das Weſen der Religion, Fülle und Schärfe der Ideen und eine Lehrgeſchicklichkeit, die mit ſyſtematiſcher Anordnung der Materien, Faßlichkeit, Anmuth und Wärme verband, nicht abſprechen

konnten. Und welchem Leſer des neuen Teſtaments ſollte die unbeſcholtene Tugend, die Seelengröße, die echte Frömmigkeit und Glaubenskraft, die aus allen ſeinen Worten und Thaten hervorleuchtete, unbekannt ſeyn? Seine Sendſchreiben, die er alle in griechiſcher Sprache abfaßte, und meiſt nur eilig dictirte, ſind Denkmäler eines wahrhaft göttlichen Sinnes, der die Andächtigen erbaut, die Lehrbegierigen unterrichtet, die Unglücklichen tröſtet, und den Weiſen aller Zeiten Ehrfurcht und Bewunderung abnöthigen wird. E.

Paulus (Heinrich Eberhard Gottlob), geboren zu Leonberg im Würtembergiſchen 1761, war früher Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und der Theologie zu Jena, dann Conſiſtorialrath zu Würzburg und zu Bamberg, und lebt ſeit 1811 als Profeſſor und geheimer Kirchenrath zu Heidelberg. Durch die Herausgabe mehrerer arabiſcher Schriftſteller, durch ſein Compendium grammaticae arab. (Jena 1790, 8.) und Repertorium für bibliſche und morgenländiſche Literatur (Jena 1790, 8. 3 Bände) hat er ſich als einen eben ſo gründlichen als geſchmackvollen Orientaliſten gezeigt, aber das höchſte Verdienſt hat er ſich um die Bibelerklärung erworben. Tiefer und ſcharfer Blick, unbefangener und heller Forſchungsgeiſt, umfaſſende und vielſeitige Gelehrſamkeit, Gewandtheit in der Darſtellung und unerſchrockner Freimuth haben ſich wohl noch in keinem exegetiſchen Werke in dem glänzenden Verein gezeigt, als es in ſeinem philoſophiſch-kritiſchen und hiſtoriſchen Commentar über des N. T. (Lübeck, 1804, 8. 4 Theile) geſchehen iſt. Er wurde durch dieſes Werk zugleich der Schöpfer der pſychologiſch-hiſtoriſchen Exegeſe. Auch verdanken wir ihm eine ſchöne Ausgabe der Werke Benedict Spinoza's (Jena 1803, 8. 2 Bände).

Pauſanias, ein berühmter lacedämoniſcher Feldherr, des Cleombrotus Sohn und des Leonidas Neffe. Er ward zum Vormund ſeines unmündigen Vetters Pliſtarchus (des Sohns des Leonidas,) ernannt und ſtand als ſolcher, während der Abweſenheit des andern Königs, an der Spitze der Regierung. Als Mardonius mit einem großen Perſerheere in Griechenland einfiel, zog ihm Pauſanias als Oberbefehlshaber des griechiſchen Bundesheers entgegen, täuſchte den Feind durch einen verſtellten Rückzug und ſchlug ihn bei Plataa (im Jahr 479 vor Chr. Geb.) aufs Haupt. Darauf zog er vor Theben, das an der Sache Griechenlands zum Verräther geworden war, erzwang die Auslieferung der Häupter der perſiſchen Partei, und ließ ſie hinrichten. Aber dieſe Erfolge hatten ſeinen edlen Geiſt mit Stolz und Anmaßung erfüllt, und die lobenswerthe Mäßigung, die man während des Feldzugs gegen Mardonius an ihm bewundert hatte, war in Uebermuth und hochfahrenden Ungeſtüm übergegangen. So ſchrieb er ſich allein den Sieg bei Platäa zu, und ſchenkte dem delphiſchen Apoll einen goldenen Tripus mit einer Inſchrift, die nur ſeiner, als des Siegers bei dieſem Orte, erwähnte. Sein Uebermuth ſtieg, als er mit der vereinigten Flotte Griechenlands neue Fortſchritte machte, und die griechiſchen Städte, nach langem Kampfe auch Cypern, und endlich ſelbſt Byzanz, den Schlüſſel Klein-Aſiens, von den Perſern befreite. Während Ariſtides und Cimon, die unter ihm befehligten, durch ihre Leutſeligkeit Aller Herzen gewannen, mißhandelte er die Bundesgenoſſen, und betrachtete die Spartaner als das herrſchende Volk unter den Griechen. Endlich trat er ſogar mit Xerxes in geheime Unterhandlungen, in der verrätheriſchen Abſicht, ſich zum Herrn von Griechenland zu machen, gab dem Xerxes mehrere

zu Byzanz gefangengenommene vornehme Perſer unentgeltlich zurück, entſagte ſelbſt äußerlich den ſpartaniſchen Sitten, indem er mit perſiſchem Aufwande lebte und ſich perſiſch kleidete, und brachte es endlich dahin, daß die Unzufriedenheit aller griechiſchen Bundesgenoſſen ſich laut und thätig äußerte. Dies bewog die Spartaner, ihn zurückzurufen. Kaum aber war er, in Rückſicht auf ſeinen Rang und ſeine frühern Verdienſte von jeder Anklage losgeſprochen worden, als er ſich, unter dem Vorwande, dem Feldzuge beizuwohnen, wieder nach Byzanz begab. Von den Athenienſern genöthigt, die Stadt zu verlaſſen, ging er nach Colonä in Troas, und trat in neue Unterhandlungen mit Griechenlands Feinden. Er wurde abermals zurückberufen und gefangen geſetzt, trotz aller Anklagen aber gegen das Verſprechen, ſich auf Erfodern jedesmal zu ſtellen, in Freiheit geſetzt. Sogleich trat er mit dem Perſerkönig wieder in Unterhandlung. Er hatte zu ſeiner Sicherheit mit Artabazus verabredet, daß dieſer den jedesmaligen Ueberbringer eines Briefes von ihm umbringen laſſen ſollte. Ein gewiſſer Argilius, der zu einer gleichen Sendung beſtimmt war, ſchöpfte Verdacht, öffnete den ihm anvertrauten Brief, fand ſeinen Argwohn beſtätigt, und machte den Ephoren Anzeige davon. Um ſich einen vollen Beweis zu verſchaffen, befahlen ſie ihm, in den Tempel des Neptun nach Tänarus zu flüchten, als fürchte er für ſein Leben. Sobald Pauſanias davon hörte, eilte er zu ihm. Es entſpann ſich ein Geſpräch zwiſchen Beiden, das den verborgenen Ephoren des Pauſanias ganze Schuld enthüllte. Sie kehrten mit dem Entſchluſſe nach Sparta zurück, ihn nach der Strenge der Geſetze zu beſtrafen. Pauſanias, der auf dem Wege erfuhr, welches Schickſal ihm bevorſtehe, nahm jetzt ſelbſt zu den Füßen der Minerva Chalciökos ſeine Zuflucht. Aber ſeine Hoffnung, ſich hier zu retten, täuſchte ihn. Seine eigene Mutter trug den erſten Stein herbei, um die Thür des Tempels zu verſchließen; dieſem Beiſpiele folgte das Volk, und ſo mußte der Eingeſchloſſene vor Hunger verſchmachten. Man begrub ihn vor dem Tempel und verſöhnte die Göttin durch zwei bronzene Bildſäulen.

Pauſanias, ein griechiſcher topographiſcher Schriftſteller, der unter Hadrian und den Antoninen blühte. Wenn er derſelbe Redner oder Grammatiker iſt, deſſen Philoſtratus unter dieſem Namen erwähnt, ſo war er aus Cäſarea in Cappadocien gebürtig (um 170), und ſtudirte unter dem berühmten Herodes Atticus. Er lehrte zu Athen und Rom, in welcher letztern Stadt er ſtarb. Seine **Beſchreibung Griechenlands**, eine Art von Reiſebeſchreibung, in 10 Büchern, iſt eine ſchätzbare Sammlung von Nachrichten für den Alterthumsforſcher, in welcher der Verfaſſer alles, was er merkwürdig fand, verzeichnete und beſchrieb, als: Tempel, Theater, Grabmäler, Statuen, Gemälde, Denkmäler aller Art u. ſ. w. Seine im Ganzen nachläſſige und gemeine Schreibart erhebt ſich nur zuweilen bei der Erzählung hiſtoriſcher Details; auch iſt das Werk voll fabelhafter Erzählungen, die mit den beſchriebenen Gegenſtänden in Beziehung ſtehen; dies hat Scaliger verleitet, ihn mit der zu harten Bezeichnung: Graeculorum omnium mendacissimus, zu belegen. Wo Pauſanias als Augenzeuge ſpricht, iſt er vollkommen glaubwürdig. Seine Beſchreibungen von Syrien und Phönicien beſitzen wir nicht mehr. — Ausgaben von **Kuhn**, Leipzig 1696, Fol.; **Facius**, Leipzig 1794—97, 4. Voll. 8. und deutſch von Goldhagen, 2te Auflage, Berlin 1798, 2 Bände 8.

Pauſe, aus dem Griechiſchen, bedeutet die Ruhe, den Stillſtand, vorzüglich in der Muſik und Declamation, das Schweigen der Stimmen (ſind es alle — Generalpauſe) an gewiſſen Stellen eines Tonſtücks oder einer Rede; auch das Zeichen, welches dieſen Stillſtand und ſeine Dauer in der Muſik anzeigt. Die Pauſen von der kleinſten Dauer nennt man Soſpiren, weil ſie nur des Athmen- oder Kraftſchöpfens wegen da ſind.

Pauſilipp, ein Berg bei Neapel, merkwürdig wegen einer der größten und ſehenswertheſten Grotten (la grotta di Pausilippo). Durch den Fels geht nämlich ein 80—90 Fuß hoher, 18—20 Fuß breiter und ungefähr 700 Schritte langer gepflaſterter Weg in gerader Linie gehauen. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Höhle, von welcher man zu Strabo's Zeiten viele Fabeln erzählte, ſchon vor den Zeiten der Römer, anfangs nur als ein Steinbruch, angehauen und in der Folge durch den ganzen Berg getrieben wurde. Alphons I. ließ ſie erweitern, und nachher wurde ſie noch breiter und höher gemacht, gepflaſtert und mit Luftlöchern verſehen. Der ganze Fels iſt überaus feſt und nie durch ein Erdbeben erſchüttert worden. In der Mitte der Höhle ſteht eine Capelle für die Maria; über der Grotte ſind Reſte einer Waſſerleitung; unfern ſieht man das ſogenannte Grabmal Virgils.

Pauw (Cornelius de), Canonicus zu Xanten im Cleveſchen, war 1739 zu Amſterdam geboren, und ſtarb 1799. Er war ein Oheim des Anacharſis Clootz. Wie dieſer, hatte er eine große Neigung für ſonderbare Meinungen, aber beſaß dabei unendlich mehr Scharfſinn und Gelehrſamkeit. Sehr bekannt iſt er durch ſeine Recherches philosophiques sur les Grecs, und sur les Américains, les Egyptiens et les Chinois, welche 1795 zu Paris (zuſammen 7 Bände) herausgekommen ſind. Pauw ſtellt eine Menge von Behauptungen auf, aber er beweiſet wenig. Man ſieht, daß er ein Vergnügen daran findet, allen Geſchichtſchreibern zu widerſprechen, und die Völker, von denen er ſpricht, herabzuſetzen. Man kann ihm viel Kenntniß, Verſtand, Philoſophie, unerwartete Verknüpfungen nicht abſprechen, aber eben ſo wenig iſt ſein Hang zum Paradoxen zu verkennen. Indeß lieſet man ihn mit Vergnügen, weil ſein Styl, bei einiger Rauheit, doch ſehr precis, kräftig und beredt iſt, und man bei ihm vieles findet, was man anderwärts vergebens ſuchen würde. Friedrich der Große von Preußen hielt, wahrſcheinlich wegen ſeiner philoſophiſchen Grundſätze viel auf ihn. Die Geiſtlichen feindeten ihn zwar eben deßhalb an, aber er gebot ihnen Achtung durch ſeine Tugenden.

Pavia (Ticinum), eine alte, anſehnliche Stadt im Mailändiſchen am Teſſino, über den eine Brücke die Stadt mit der Vorſtadt verbindet. Man ſchätzt die Einwohnerzahl auf 24,000. Sonſt ging das ſardiniſche Gebiet bis an die Stadtthore, ſo daß ſelbſt die Garten- und Feldfrüchte dem Grenzzolle unterworfen waren. Unter den Gebäuden verdienen ausgezeichnet zu werden: die Paläſte Mezzabarba, Belliſomi und Botta und die neu erbaute Kathedralkirche, wo die Lanze Rolands gezeigt wird. Die Univerſität ſoll Carl der Große geſtiftet haben; Carl IV. verbeſſerte ſie, und 1770 iſt ſie auf Vermittelung ihres Directors, des Grafen von Firmian, neu und zweckmäßiger eingerichtet worden. Unter ihren dreizehn Collegiis haben das Borromäiſche und das Collegium Pius V. den Vorzug. Das phyſikaliſche Muſeum, der botaniſche Garten, das anatomiſche Theater und die Bibliothek ſind noch jetzt ausgezeichnet, obgleich ſie durch

die Franzoſen manchen Verluſt erlitten haben. Im J. 1802 wurde den beiden Univerſitäten zu Pavia und Bologna die jährliche Summe von 666,000 Lire ausgeſetzt. Die Citadelle iſt nach alter Art erbaut. Pavia war ehemals die Reſidenz der Könige der Longobarden. Hier wurde im J. 774 der letzte Longobardenkönig Deſiderius von Carl dem Großen, und im J. 1525 König Franz I. von Frankreich vom Kaiſer Carl V. gefangen. Zum Andenken an die letztere Begebenheit ſtand in dem berühmten Cartheuſerkloſter (Certoſa), das viele Merkwürdigkeiten enthält, eine Säule, die aber 1735 von den Franzoſen weggenommen wurde. Auch ließ ſich Otto der Große hier 951 zum Könige von Italien krönen.

Pavillon, eigentlich ein Zeltdach oder Zelthaus, d. h. ein Haus mit zeltförmigem, auf allen Seiten abhängendem Dache; überhaupt ein Luſthaus, Gartenhaus, Sommerhaus. Auch die kleinern Seitenflügel mit zeltförmiger Verdachung, welche großen Paläſten angehängt ſind, pflegt man Pavillon zu nennen. — Auch heißt Pavillon die Flagge, Fahne auf Schiffen, Thürmen u. ſ. w.

Payne (Thomas), ein in der amerikaniſchen und franzöſiſchen Revolution berühmt gewordener Mann. Er war zu Thetford in der Grafſchaft Norfolk am 29ſten Januar 1737 geboren. Sein Vater, ein Schnürbruſtmacher, erzog den Sohn zu demſelben Geſchäft, und der junge Payne betrieb es einige Zeit hindurch, wiewohl mit großem Widerwillen. In der Folge wurde er Zollbeamter und übernahm noch außerdem die Direction einer Tabaksfabrik. Aber beides reichte für den Unterhalt ſeiner Familie nicht hin; er erlag einer anſehnlichen Schuldenlaſt, wurde 1774 abgeſetzt, und gerieth in drückende Armuth, welche in ihm den Entſchluß erzeugte, nach Amerika zu gehen, wo er bei einem Buchhändler in Philadelphia eine günſtige Aufnahme fand. Hier war es, wo er 1776 ſeine erſte Schrift unter dem Titel: Common sense (Geſunde Vernunft), herausgab. Dieſes Werk, welches zunächſt die neue Republik der nordamerikaniſchen Freiſtaaten betraf, machte um ſo mehr Aufſehn, als der Verfaſſer von metaphyſiſchen Sophiſtereien über Staatsverfaſſung ganz frei war, und in der kunſtloſen Sprache des ſchlichten Menſchenverſtandes ſchrieb. Mehrere Auflagen dieſer Schrift erfolgten ſchnell nach einander. Bald darauf wurde Payne vom Congreß zum Secretär bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten erwählt. Waſhington und Franklin ſchenkten ihm ihre Freundſchaft. Im J. 1786 unternahm er ſeine erſte Reiſe nach Frankreich, und ging bald darauf nach England. Hier gab er 1791 eine neue Schrift, The rights of men (die Menſchenrechte), heraus, worin er die Grundſätze zu bekämpfen ſuchte, welche Burke in ſeinen Schriften über die franzöſiſche Revolution aufgeſtellt hatte. Dieſe Schrift mußte ihm in England großen Haß erregen. Um ſo willkommener war ihm der Ruf des Departements von Calais im Jahre 1792, ſich als Repräſentant deſſelben zum Nationalconvent zu begeben. Obgleich der franzöſiſchen Sprache nicht vollkommen kundig, erfüllte er ſeine Obliegenheiten mit Klugheit und Würde. Da er nicht für des Königs Tod ſtimmte, ſo zog ihm dies das Mißfallen der Bergpartei zu. Marat warf ihm die Grundſätze eines Quäkers vor. Robespierre ließ ihn 1793 als einen Ausländer aus der Liſte der Conventsdeputirten ſtreichen, und noch überdies einkerkern. Erſt im December 1794 wurde er nach einer 14monatlichen Gefangenſchaft, auf Requiſition der nordamerikaniſchen Regierung, freigelaſſen, und trat in den Schooß des Convents

zurück. Als dieſer 1795 auseinander ging, kehrte er in den Privatſtand zurück, und beſchäftigte ſich mit ſtatiſtiſchen Unterſuchungen. Er ſchrieb 1796 eine Abhandlung über den Verfall der Finanzen Englands, die damals viel Aufſehn machte. Da er indeß den Einfluß nicht erlangte, welchen er beabſichtigte, ſo kehrte er 1802 nach Amerika zurück, wo er 1809 in Armuth ſtarb.

Pays de Vaud, das Waadtland, die Waadt, eine ſchweizeriſche Landſchaft, welche ſüdlich an dem Genferſee, weſtlich an Frankreich, nördlich an Neufchatel und Freiburg und öſtlich an Freiburg und Bern grenzt, durch die ſchweizer Revolution ein eigener Canton wurde, und im Jahre 1798 auf 45 Quadratmeilen 129,000 Einwohner zählte, welche durch Hinzufügung mehrerer Orte im J. 1807 bis auf 145,000 ſtiegen. Die Einkünfte betrugen 700,000 Franken, und das Contingent 1482 Mann. Sie gehörte früher den Herzögen von Savoyen, wurde dieſen 1536 vom Canton Bern entriſſen, und als untergebenes Land behandelt. Da nun weder der zahlreiche Adel, noch ſonſt ein Einwohner, zu Ehrenämtern kommen konnte, und die berner Landvögte mancher Bedrückungen beſchuldigt wurden, ſo entſtanden öftere Unruhen, die während der franzöſiſchen Revolution zum Vorwande eines Angriffs gegen Bern im J. 1798, und bald gegen die ganze Schweiz genommen wurden. Das Land iſt mit niedrigen Gebirgen durchzogen, im Ganzen reizend, gut gebaut und fruchtbar an Getreide, welches jedoch nicht hinreicht, Tabak und Schlachtvieh. Der Canton beſitzt das einzige Salzwerk in der Schweiz, welches jährlich nur 20,000 Centner liefert. Der Hauptreichthum des Landes iſt der Obſt- und Weinbau. Die geſchätzteſten Sorten ſind der Ryffwein und Wein de la Côte. Die Manufacturen von Uhren, Bijouterien, Seidenzeugen u. ſ. w. blühen, außer zu Lauſanne, zu Vevay und in einigen andern Städten am See. Die Einwohner ſind Reformirte, die Landesſprache die franzöſiſche. Durch die Anordnungen von 1803 beruhte die geſetzgebende Macht in dem großen Rathe von 180 Mitgliedern, welcher ſeine Sitzungen jedesmal im Mai zu Lauſanne hält. Neun Mitglieder deſſelben bilden die Regierung, welche für die Vollziehung der Geſetze ſorgt, auch in der Zwiſchenzeit Verfügungen trifft, worüber ſie aber dem großen Rathe Rechenſchaft ablegen muß. Die Juſtiz verwalten Friedensrichter, in zweiter Inſtanz die Juſtiztribunale jedes Diſtrikts und in höchſter Inſtanz das Appellationsgericht zu Lauſanne.

Pazzi. Dieſe florentiniſche Familie, welche zu den vornehmſten und reichſten Geſchlechtern jenes Staats gehörte, iſt vorzüglich durch ihre Verſchwörung vom Jahre 1478, deren Opfer ſie wurde, in der italieniſchen Geſchichte berühmt geworden. Nicht bloß Eiferſucht auf die Gewalt des Mediceiſchen Hauſes, ſondern auch Eiferſucht der Liebe entflammte den Urheber jener Verſchwörung, Franz Pazzi, zur Wuth gegen ſeinen Nebenbuhler, Julian von Medicis, welcher ſich heimlich mit Camilla Cafarelli vermählt hatte. Franz Pazzi, rachſüchtig und ſtolz, kühn und verwegen, wollte ſich für dieſe Beleidigung und für ſo manche Zurückſetzung ſeines Geſchlechts, durch die Vertilgung der Mediceer rächen. Bernhard Bandini, ebenfalls von den Medicis gekränkt, und von gleichen Gefühlen beſeelt, war ſein erſter Vertrauter, und da ſie wußten, wie wenig die ſteigende Macht des Hauſes Medicis dem Papſte Sixtus IV. gefiel, theilten ſie deſſen Sohne, Pazzi's Freunde, Hieronymus Riario ihren Plan, die Brüder Lorenz und Julian von Medicis zu ermorden, und eine

andere Regierungsverfaſſung einzuführen, mit, und ſuchten durch ihn den Papſt für ſich zu gewinnen. Wirklich verſprach ihnen der letztere Unterſtützung, und der Erzbiſchof von Piſa, Franz Salviati, Feind der Florentiner und des Lorenz von Medicis, verband ſich gleichfalls mit den Verſchwornen. Erſt ſpäterhin trat Jacob Pazzi, ein Oheim von Franz, und ein ordnungsliebender, verſtändiger Mann, auf Zureden des päpſtlichen Generals, Johann Baptiſt Monteſecco, der Verſchwörung bei. Während einer Krankheit des Carl Manfredi, Grafen von Faenza, zogen die Verſchwornen, ohne den Verdacht der Medicis zu erregen, eine Menge Truppen zuſammen, wodurch ſie ihre Partei verſtärkten. Als Sixtus IV. ſeinen Neffen, den jungen Cardinal Rafael Sanſoni nach Florenz ſendete, beſchloſſen ſie, die beiden Medicis bei den dem Cardinale zu Ehren angeſtellten Feſten umzubringen. Die Pazzi empfingen den Cardinal auf ihrer Villa Montugli, da aber bloß Lorenz von Medicis kam, ſo verſchoben ſie die Ausführung ihres Vorhabens bis zu einem Gaſtmahle, welches Lorenz dem Cardinale zu Fieſole geben wollte, um dann den erſtern nebſt ſeinem Bruder Julian zugleich umzubringen. Aber auch hier fehlte Julian, und jetzt beſtimmte man den 26ſten April 1478, an dem in der Hauptkirche Santa Reparata großer Gottesdienſt gehalten werden ſollte, zur Vollziehung des Mordes. Das zweite Ertönen des Glöckchens, wenn der Prieſter die Hoſtie ergreifen würde, ſollte das Zeichen ſeyn, aber Monteſecco weigerte ſich, als die Zeit herannahte, den heiligen Ort zu entweihen. Jetzt übertrug man dies Geſchäft dem Anton von Volterra und Stephan, einem Prieſter, zwei feigen Menſchen. Schon waren Lorenz und eine Menge Volks in der Kirche verſammelt, aber noch fehlte Julian, da begaben ſich Franz Pazzi und Bandini zu ihm, überhäuften ihn mit Liebkoſungen, und beredeten ihn, dem Hochamte des Cardinals in der Kathedralkirche beizuwohnen. Auf dem Wege dahin unterhielten ſie ihn auf das freundſchaftlichſte, und Franz Pazzi umarmte ihn mehrmals, um ſich zu überzeugen, daß er nicht gepanzert ſey. In der Kirche nahmen ſie ihn in ihre Mitte; Anton von Volterra und Stephan ſtellten ſich Lorenz zur Seite. Als nun das Glöckchen zum zweitenmale ertönte, und der Prieſter mit den Worten: Domine, non sum dignus etc. die Monſtranz ergriff, durchbohrte Franz Pazzi den Julian mit ſolcher Wuth, daß er ſich ſelbſt am Schenkel verwundete. Bandini ermordete Julians Freund, Nori. Anton und Stephan griffen den Lorenz an, ſtießen fehl, und verwundeten ihn nur leicht am Halſe. Er rettete ſich in die Sacriſtei. Franz und Bandini, die ihm dahin folgen wollten, wurden zurückgeſtoßen. In dem Gedränge verloren viele Menſchen das Leben. Der Cardinal konnte von den Geiſtlichen nur mit Mühe gegen die Wuth des Volks geſchützt werden. Bandini entfloh. Franz ſuchte vergebens das Volk aufzuwiegeln, und mußte ſich von dem Blutverluſt erſchöpft nach Hauſe begeben. Salviati und Jacob Poggio hatten ſich unterdeſſen an der Spitze von ungefähr 100 Peruginern nach dem Palaſte begeben, um denſelben zu beſetzen, allein der Gonfaloniere Cäſar Petrucci ahnete Verrath, rief ſchnell die Wache herbei und beſetzte den obern Stock. Durch einen Zufall waren die Perugier in dem Verſammlungsſaale, deſſen Thür von innen nicht geöffnet werden konnte, eingeſperrt; und die Florentiner bemächtigten ſich mit leichter Mühe des Erzbiſchofs und mehrerer Verſchwornen, die theils niedergehauen, theils an die Fenſter aufgeknüpft, und dann hinab auf die Straße geſtürzt wurden. Das

wüthende Volk holte Franz Pazzi aus ſeiner Wohnung, ſchleppte ihn nackend durch die Gaſſen, und hing ihn nebſt ſiebenzig Andern gleichfalls an die Fenſter des Palaſtes auf. Jacob Pazzi, der durch die Straßen ritt, und das Volk zu den Waffen und zur Freiheit rief, rettete ſich, da auch er aus dem Palaſte der Signoria mit Steinen geworfen wurde, und keinen Anhang fand, durch die Flucht, ward aber in den Apenninen von einem Bauer erkannt, nach Florenz ausgeliefert und nebſt Renatus Pazzi gehangen. Das Volk holte ſeinen Leichnam nachher aus ſeiner Familiengruft, und warf ihn auf den Anger. Noch einmal ward er ſtill beerdigt, und noch einmal ſcharrete der Pöbel ihn aus, und warf ihn in den Arno. Bandini hatte ſich nach Conſtantinopel geflüchtet, wurde vom Sultan Bajazet ausgeliefert, und nebſt Anton von Volterra und Stephan, die ſich in ein Kloſter begeben hatten, hingerichtet. Napoleon Franceſi und Wilhelm Pazzi, der unſchuldig und ein Schwager Lorenzo's war, entgingen der Rache des Volks. Der letztere wurde aber, ungeachtet der Bitten ſeiner Gemahlin Bianca, auf Zeitlebens auf ſeine Villa verbannt. Den erſtern ſahe man nicht mehr. Die übrigen Pazzi wurden ſämmtlich in die Gefängniſſe von Volterra für immer eingeſperrt. Monteſecco ward enthauptet, und den Cardinal ſandte Lorenz mit vielen Entſchuldigungen nach Rom zurück. So endigte mit dem gänzlichen Untergang ihrer Theilnehmer eine Verſchwörung, die aus Ehrſucht, Neid, Rache und Eiferſucht unternommen, das Verderben der Mediceer herbeiführen ſollte, aber im Gegentheil nur dazu diente, die Macht und das Anſehn derſelben zu vergrößern. F. G.

Pechmeja (Jean de), vormaliger Profeſſor der Beredſamkeit am königlichen Collegium zu Flèche, war zu Villefranche de Rouergue im J. 1741 geboren, und ſtarb 1785 zu Saint-Germain en Laye mit dem Rufe eines ausgezeichneten Literators. Seine Lobrede auf Colbert erhielt im J. 1773 das Acceſſit der franzöſiſchen Akademie. Am meiſten machte er ſich durch ein Gedicht in Proſa, unter dem Titel: Télèphe, bekannt, welches er im J. 1784 herausgab (wieder gedruckt 1795). „Obgleich man ihm Geiſt und Talent nicht abſprechen kann," ſagte la Harpe, „ſo iſt er doch weit entfernt von dem guten Geſchmacke und dem wahren Genie, deren Muſter uns das Zeitalter Ludwigs XIV. hinterlaſſen hat. Er verfehlt oft ſein Ziel, aus Mangel an richtigem Maß in Ideen und Styl. Er ſcheint wie Rouſſeau aus dem Eigenthum, ohne welches doch jede Geſellſchaft unmöglich iſt, ein Verbrechen zu machen, und will nicht, daß die Kinder ihre Eltern beerben ſollen. Zwar finden ſich in dem Werke einige Stellen von edler Beredſamkeit und intereſſante Momente, aber im Allgemeinen keine Kunſt in der Anlage und Vorbereitung der Ereigniſſe; kein Knoten, der die unwahrſcheinlichen Thatſachen verknüpft; gigantiſche Gemälde, eine falſche Natürlichkeit, übertriebene Grundſätze und eine abſtracte Diction." — Pechmeja gehörte zu den Neuerern, die ſich dem Zwange des Versbaues entziehen wollten, und dadurch die Schöpfer der ſogenannten poetiſchen Proſa voll Schwulſt und Unnatur wurden. Auch ſchreibt man ihm mehrere Stücke in Raynals politiſcher Geſchichte des Handels beider Indien zu. Mit ſeinem Landsmann du Breuil, einem Arzte, war er durch die zärtlichſte, unauflöslichſte Freundſchaft verbunden. Alles war beiden gemeinſchaftlich, Wohnung, Geſellſchaften, Vermögen, Gutes und Böſes, jeder konnte auf den Andern rechnen, wie auf ſich

ſelbſt, und als am 10ten April 1785 du Breuil ſtarb, überlebte ihn Pechmeja nur um zwanzig Tage.

Pectiniten, verſteinerte Kamm-Muſcheln oder deren Abdrücke in Stein.

Peculat iſt überhaupt die Entwendung fremder, nicht im Eigenthum einer Privatperſon befindlichen Sache. Es iſt darunter begriffen 1) das Peculat im engern Sinne, oder die Entwendung einer Sache, die im Eigenthume des Staats iſt, wobei man unterſcheidet, ob die Sache dem Entwender zur Aufbewahrung übergeben worden (z. B. Caſſendiebſtahl) oder nicht; 2) Kirchenraub (crimen sacrilegii), die Entwendung einer kirchlichen Sache oder einer res secularis an einem heiligen Orte, oder Diebſtahl an geweiheten Sachen oder Orten. Dabei iſt zu bemerken, daß die ſtrengen Strafen der Caroline in Hinſicht auf das Sacrilegium ſeit dem weſtphäliſchen Frieden auf Proteſtanten nicht anwendbar ſind, indem dieſe nur die äußere Heiligkeit der Sache annehmen.

Peculium (Sondergut, Eigengut), das Vermögen, welches der römiſche Sclav, abgeſondert von dem Vermögen des Herrn, erworben hatte und beſaß. In ſpätern Zeiten verſtand man auch das Vermögen darunter, das ein Sohn als Soldat (pec. castrense), oder ſonſt, entweder vom Vater her (pec. profectitium) oder anderwärts (adventitium), durch Glück oder Verdienſt erworben und erſpart hatte.

Pedal heißt die Claviatur einiger Saiteninſtrumente, beſonders der Orgel, welche mit den Füßen tractirt wird, Fußtaſten. Da auf demſelben nur die Grundſtimme vorgetragen wird, ſo enthält es gewöhnlich nur zwei Octaven. (Vergl. **Orgel**). — Schon längſt bediente man ſich des Pedals, als Saiteninſtruments, um es unter einem Claviere zur Privatübung zu benutzen; ſeit kurzem hat man auch angefangen, es zur Verſtärkung des Tons mit dem Pianoforte zu verbinden. Doch heißen hier **Pedal** auch die mit den Füßen getretenen Züge oder Veränderungen.

Pedalharfe, ſ. **Harfe**.

Pedant iſt der, welcher ſteif an einer gewiſſen beſchränkten Form, Regel oder Anſicht hängt, und mithin der Freiheit des Geiſtes im Beurtheilen und Handeln keinen Einfluß geſtatten will. **Pedanterie** oder **Pedantismus** iſt daher das ängſtliche Hangen an gegebenen Formen oder Anſichten. Der, ſagt Kant, deſſen Verfahren mit dem, was er gelernt hat, den Zwang der Schule (alſo Mangel der Freiheit im Selbſtdenken) verräth, iſt der Pedant, er mag übrigens Gelehrter oder Soldat, oder gar Hofmann ſeyn. Dies und die Erfahrung, daß in dem Kreiſe der Gelehrten die Pedanterie am häufigſten anzutreffen iſt, und namentlich unter Schulmännern und Sprachforſchern, deren Wirkungskreis die meiſte Mikrologie zuläßt, am leichteſten einheimiſch wird, ſcheint uns der Grund zu ſeyn, warum man jenen Ausdruck im Deutſchen durch **Schulfuchs** überſetzt, und unter einem Pedanten **vorzugsweiſe** einen gelehrten Pedanten zu verſtehen pflegt. Der angeführte Denker ſagt ſehr ſchonend von dem letztern, er ſey noch der erträglichſte Pedant, weil man doch etwas von ihm **lernen** könne, dahingegen die Peinlichkeit in Formalien (Pedanterie) bei **jenen** (d. i. bei Hofleuten oder Soldaten) nicht allein nutzlos, ſondern auch wegen des Stolzes, der dem Pedanten unvermeidlich anhängt, obenein lächerlich werde, da es der Stolz eines Ignoranten ſey. Indeſſen iſt es doch traurig, eine

ſolche Verkrüppelung des Geiſtes an denen wahrzunehmen, deren Aufgabe die geiſtige Ausbildung iſt, und ein ängſtliches Hangen an der Form gerade da zu finden, wo Freiheit und geiſtige Selbſtthätigkeit am meiſten erwartet wird. Wenn ferner auch der gelehrte Pedant kein Ignorant iſt, ſo ſchadet doch ſeine Beſchränktheit öfters mehr, als all' ſein Wiſſen nützen kann. Auch braucht man nicht vag und in ſeinem Wiſſen oberflächlich zu ſeyn, um dem Tadel der Pedanterie zu entgehen. Gelehrter Pedant iſt aber nicht nur der, welcher den Gegenſtand ſeines Willens nur nach der ſtrengen Regel betreibt (Formaliſt), ſondern auch derjenige, der überhaupt alle Gegenſtände nach den beſchränkten Anſichten ſeines Fachs betrachtet, und zu formen ſucht, auf andere Gegenſtände und Wiſſenſchaften von dem Standpunkte der ſeinigen vornehm und ſtolz herabſieht, oder in blinder, ſelbſt gutmüthiger Eingenommenheit für die Gegenſtände ſeines Wiſſens, die freie unbefangene Würdigung anderer verloren hat, ſo wie endlich auch derjenige, der ſeine Schulgelehrſamkeit auskramt, wo ſie nicht hingehört, beſonders in dem geſellſchaftlichen Leben, und da, wo es nicht dem Wiſſen, ſondern der eigentlichen Darſtellung gilt. Einſeitigkeit bis zur Mikrologie und Geſchmackloſigkeit, Aengſtlichkeit bis zum Mechanismus, ſteife Bedächtigkeit im Handeln bis zur lächerlichen Unbeholfenheit in ſchwierigen und überraſchenden Fällen, Stolz, Eitelkeit und feſtgewurzelte Vorurtheile gegen alles Fremdartige ſind die gewöhnlichſten Züge des Pedanten; dagegen Liberalität der Denkungsart, geſundes, vielſeitiges Urtheil, Witz und Geſchmack, Freiheit im Handeln und practiſcher Tact ihm gewöhnlich fremd ſind. T.

Pedell. Dieſen Namen führen die Nuntien bei den Univerſitätsgerichten, wahrſcheinlich, weil ſie dem Rector oder Prorector einer Univerſität als ſolchem auf dem Fuße folgen (von pes), ihm bei academiſchen Solennitäten das Scepter vortragen, und einer derſelben immer bei ihm den Dienſt in academiſchen Verrichtungen hat. Sie beſorgen die Citationen der Univerſitätsverwandten vor das academiſche Gericht, ſind bei den Arreſtationen derſelben gegenwärtig, ſchlagen die Bekanntmachungen an das ſchwarze Brett ꝛc. Sie ſind Notarien und müſſen ſtudirt haben.

Pegaſus, das beflügelte Roß der Alten, welches Meduſa gebar, nachdem Neptun (in Roßgeſtalt) auf einer blumigen Flur ſich mit ihr vermiſcht hatte. Heſiodus erzählt, als Perſeus die ſchwangere Meduſa enthauptet habe, ſeyen aus ihr hervorgeſprungen Chryſaor (ein Rieſe) und das Roß Pegaſus (Andere ſagen, es ſey aus ihrem Blute entſproſſen), ſo genannt von den Quellen (πηγαι, Quellroß) des Oceans, an welchem es geboren war. Gleich nach der Geburt laſſen einige Dichter den Pegaſus von der Erde zu dem Sitze der Unſterblichen auffliegen, wo er Donner und Blitz des Zeus trägt. Auf ihm reitend erlegte Bellerophon, nach Pindar, die Chimära und bekriegte glücklich die Solymer und Amazonen. Bei den Spätern iſt die Fabel vom Pegaſus noch ausgeſchmückter. Er ward nach Corinth an die Quellen der Pirene verſetzt, wo er wild umherſchwärmte, und von Bellerophon erſt mit Hülfe eines goldenen Zügels gebändigt wurde, den dieſem Pallas im Schlafe verliehen hatte. Nachdem er einer attiſchen Fiction zufolge den Bellerophon, der ſich mit ihm zu dem Sitze der Götter emporſchwingen wollte, vom Zeus durch eine Bremſe verfolgt, hinuntergeſchleudert, flog er allein zum Olympus auf und diente dem Zeus ſo lange als Donnerroß (nach Euripides)

bis er daſſelbe der bittenden Eos oder Hemera ſchenkte. Wir finden den Pegaſus auch in die Mythe von den Muſen verwebt. Durch ſeinen Hufſchlag öffnete er auf dem Gipfel des Helicon den Muſenquell, der nach ihm Hippokrene, d. i. Roßborn genannt wurde, und er ward Muſenroß, Dichterroß, — daher „den Pegaſus ſatteln oder reiten."

Pegnitzorden, alſo benannt von der Pegnitz, einem Fluß im Bayreuthiſchen, der in zwei Armen durch Nürnberg fließt, und an deſſen Urſprung die ſehr alte Landſtadt gleiches Namens liegt. Er heißt auch die pegnitzer Hirtengeſellſchaft oder der gekrönte Blumenorden, wurde von Georg Phil. Harsdörffer und Johann Klai im Jahre 1644 zur Beförderung der Reinheit der deutſchen Sprache, vorzüglich in der „Reimkunſt," geſtiftet, und anfangs wie ein Seminarium betrachtet, aus welchem der Palmenorden ſeine Mitglieder wählen konnte. Aber bald vergaß ſowohl letztere Geſellſchaft als auch der Blumenorden den Zweck ihrer Stiftung, und ließ ſich vom Geiſte der Zeit, namentlich von Philipp von Zeſen und ſeinen Anhängern, zu ſüßelnden Tändeleien verleiten, bis endlich ihre ganze Beſchäftigung in leere Spielereien mit Sinnbildern, Deviſen und Schäferweſen ausartete. Erſt bei der Feier ihrer hundertjährigen Stiftung verſuchte man, ihr eine ernſtere Richtung zu geben, aber jetzt war es der Alternden unmöglich, ihren zahlreichen jüngern Mitſchweſtern thätig nachzueifern, und die Kenntniß deſſen, was ſie ferner etwa geleiſtet hat, erſtreckt ſich nicht über die Grenzen ihres Orts hinaus. Im Jahre 1794 feierte ſie ihr 150jähriges Jubiläum, und beſteht noch, ſcheint aber immer mehr zu einer bloßen Privatgeſellſchaft herabzuſinken. Die Zuſammenkünfte wurden anfangs an einem angenehmen Orte an der Pegnitz gehalten; in der Folge aber räumte der Rath zu Nürnberg der Geſellſchaft ein Stück Wald, eine Meile von Nürnberg bei Kraftshof, ein, welcher nach damaliger Art ſehr kunſtreich angelegt, und von einem darin befindlichen Irrgarten der Irrhain genannt wurde. Doch wurden wegen ſeiner Entfernung von der Stadt die Verſammlungen zuletzt nicht mehr in demſelben, ſondern in Nürnberg ſelbſt gehalten. Jedes Mitglied bekommt einen Ordensnamen und ein Sinnbild; das Sinnbild des Ordens ſelbſt iſt eine Paſſionsblume. Fleißige Nachrichten von den äußern Schickſalen der Geſellſchaft finden ſich in Amarantes (d. i. Herdegen) hiſtoriſcher Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang, Nürnberg 1744 8.

A—s

Pegu, ſonſt ein eigenes Königreich auf der oſtindiſchen Halbinſel jenſeits des Ganges zwiſchen Ava, Martaban, dem Meere und Arrakan, jetzt aber eine Provinz des birmaniſchen Reichs, welches aus der Vereinigung der vormaligen Königreiche Ava, Pegu, Arrakan, Caſſay und Martaban entſtanden iſt. Bis 1757 war Pegu ein eigenes Königreich, in welchem Jahre die Hauptſtadt Pegu erobert und zerſtört wurde. Seit dem ſteht es unter dem Kaiſer der Birmanen. Pegu erſtreckt ſich längs der Flüſſe Irawaddy, Pegu und Thaulayn oder Lou-kiang, von welchen der erſtere der größte Strom iſt, und ſich an ſeiner Mündung in mehrere Arme theilt, wovon der eine mit dem Pegufluſſe in Verbindung ſteht. Das Land iſt meiſtens eine ſehr fruchtbare Ebene mit einem ſehr warmen Clima. Das Pflanzenreich bringt Reiß, Zuckerrohr, Kardamomen, Indigo, Baumwolle, Betel und faſt alle tropiſchen Gewächſe in Menge hervor. Ein großer

Reichthum des Landes beſteht in dem Tiekholze, welches in uner- ſchöpflichen Waldungen das ganze Tiefland von Pegu bis zu den Gränzgebirgen Arrakans bedeckt. Von dieſen wird es in größter Menge bis zum Irawaddy herabgeflößt; viele Städte treiben damit ſehr wichtigen Holzhandel. Vor allem iſt es wichtig zum Schiffbau. Der Baum iſt ziemlich hoch, immer grün und hat ein Holz, das ſo hart als Eichenholz iſt. Auch die Britten in Oſtindien erhalten viel von dieſem Holze, und ohne daſſelbe müßte die brittiſche Marine im Oriente nur auf eine kleine Zahl von Schiffen beſchränkt werden. Bombay, Madras und Calcutta erhalten ihr Schiffszimmerholz aus Pegu, und die peguaniſchen Schiffszimmerleute gehören zu den geſchickteſten dieſer Meere. Man hat ferner Pferde, Ochſen, Schafe; die Wälder ſind voll Elephanten, Büffel und Tiger. Federvieh und Wildpret, beſonders wilde Schweine, gibt es in Ueberfluß. Auch iſt Pegu reich an Rubinen, Topaſen, Sapphiren und Amethyſten. Die Peguaner unterſcheiden ſich von ihren Oberherren, den Birmanen, durch ihre bläſſere Geſichtsfarbe und ihren Haarſchnitt. Sie ſchnei- den nämlich das Haar vorn rund, und ſcheeren es hinten von den Ohren bis zum Scheitel in einem halben Kreiſe weg. Uebrigens ſind ſie wohlgewachſen. Sie ſind Verehrer des Buddha, der hier Gaudma heißt. Die Prieſter des Gaudma haben in ihrer Kleidung, Lehre, Lebensregel, die größte Uebereinſtimmung mit den Lamas der Chineſen und Tibetaner, ſind aber ſehr verſchieden von den Brami- nenprieſtern. Pegu, die Hauptſtadt des Königreichs Pegu, wurde von Alempra, dem Stifter des birmaniſchen Reichs, nach der Erobe- rung 1757 faſt gänzlich zerſtört. Das neue an deſſen Stelle erbaute Pegu nimmt ohngefähr die Hälfte des Raumes des alten Pegu ein, von dem die Ruinen umherliegen. Die gegenwärtigen Einwohner ſind nur Prieſter und Arme. Die Straßen ſind breit und mit Zie- geln von den Ruinen der alten Stadt gepflaſtert. Nur die kaiſerli- chen Gebäude und die Klöſter ſind von Steinen erbaut; das Volk darf kein gemauertes Haus haben, weil man beſorgt, es könne ſol- ches bei einer Empörung zur Feſtung machen. Das merkwürdigſte in Pegu iſt der Tempel des Gaudma oder des Schomadu, ein Denk- mal alter Baukunſt, das bei der Zerſtörung der Stadt verſchont wurde. Dieſes bewunderns würdige Gebäude (den ägyptiſchen Pyra- miden vergleichbar) ſteht auf zwei Terraſſen, eine über der andern. Die unterſte größte iſt zehn Fuß über der Erde erhaben, und bildet ein genaues Quadrat; die obere kleinere iſt zwanzig Fuß hoch, mithin dreißig Fuß über der Erde. Eine Seite der untern war 1391 Fuß lang, und eine der obern 684 Fuß. Die Mauern, welche die Ter- raſſen umgeben, ſind verfallen, und die Ebene der untern mit Schutt bedeckt. Man erſteigt die Terraſſen auf ſteinernen Stufen; auf bei- den Seiten ſtehen Wohnungen der Prieſter, fünf Fuß über der Erde. Der Schomadu ſelbſt iſt eine maſſive Pyramide von Backſteinen und Mörtel, ohne Höhlung oder Oeffnung irgend einer Art; an der Ba- ſis achteckig und nach oben zu gewunden; jede Seite der Baſis iſt 162 Fuß lang. Dieſe große Breite nimmt ſchnell ab. Ein ſechs Fuß hoher Rand umgibt die Baſis der Pyramide, und auf dieſem ſtehen 57 kleine Thürmchen rund um den Tempel herum; alle ſind maſſiv, 27 Fuß hoch, und 40 Fuß unten im Umkreiſe. Dicht dar- über ſteht ein zweiter Rand, welcher 53 ähnliche Kegel enthält. Eine Menge Zierrathen umgeben das Gebäude. Das Ganze krönt ein Ti oder durchbrochener eiſerner Aufſatz, über welchem ein vergoldeter

Wetterhahn befeſtigt iſt. Der Ti hat 56 Fuß im Umfange und i mit ſtarken Ketten an der Spitze befeſtigt: unten hängen viele Glöc chen herab, die beim Winde ein beſtändiges Geklingel verurſache Der ganze Ti iſt vergoldet. Die ganze Höhe des Tempels von d Grundfläche an iſt 361 Fuß und von der obern Terraſſe 331 Fu In jedem Winkel der obern Terraſſe ſteht ein 67 Fuß hoher Tempe welcher im Kleinen dem großen Schomadutempel ähnlich iſt. Da Alter des Schomadu wird auf 2300 Jahre angegeben.

Pehlvi, ſ. Perſiſche Sprache.

Peinliches Verfahren, ſ. Criminalrecht.

Peitho, ſ. Pitho.

Peking, die Hauptſtadt des ganzen chineſiſchen Reichs, in de Provinz Pe-tſcheli, liegt zwölf Meilen von der großen Mauer i einer großen fruchtbaren Ebene. Der Name bedeutet eigentlich di nördliche Reſidenz (von Pe der Norden und King Reſidenz daher Pe-tſcheli Nord-Provinz), wie Nanking die ſüdliche. Di hohen Mauern, welche die Stadt umgeben und mit Baſteien un hohen Thürmen verſehen ſind, ragen ſo über alle Häuſer hinaus, da man dieſe von weitem nicht ſieht. Die Stadt bildet ein längliche Viereck und beſteht aus zwei Haupttheilen, welche die chineſiſche un die katariſche genannt werden. Die letztere heißt unrichtig die tatariſche, indem ſie von den Mantſchu bewohnt wird, und enthält den kaiſerlichen Reſidenzpalaſt. Peking iſt eine ſehr große Stadt, welch um ein Drittel den Umfang von London übertrifft, und gegen zwei Millionen Einwohner haben ſoll; dagegen andere Reiſende die Zahl der Einwohner nur auf 700,000 ſchätzen. Man findet hier 10,000 Paläſte (Miao), 33 Tempel, mehrere öffentliche Altäre, als den Altar des Himmels und der Erde (auf jenem opfert der Regent im Sommer, auf dieſem im Winter), den Altar des höchſten Königs, an dem die Chineſen das Neujahr feiern, Altar des ewigen Lebens, der Sonne, des Mondes, des Ackerbaues, vier katholiſche Kirchen, verſchiedene Klöſter, zwei ruſſiſch-griechiſche Kirchen, vier Moſcheen, ein Findlingshaus, ſechs Begräbnißplätze der vorigen Chane und 26 Tribunäle und Gerichtshöfe. Die Straßen ſind über hundert Fuß breit, oft eine Stunde lang und nicht durchgehends gepflaſtert, werden aber ſtatt deſſen in der trocknen Jahrszeit täglich mit Waſſer beſprengt, um den Staub zu löſchen. Die Breite der Straßen und das Volksgewühl auf denſelben geben der Stadt ein eigenes freundliches Anſehen, welches aber dadurch gemindert wird, daß man von den ohnehin niedrigen Häuſern nichts als die Hinterſeite ſieht. Die Kramladen der Kaufleute, die nach der Gaſſe hinausgehen, beleben dafür die Anſicht. Sie ſtellen ihre Waaren ſämmtlich zur Schau aus, ſo daß man die ganze chineſiſche Induſtrie in einer ſolchen Straße ausgekramt ſieht. Statt der Kutſchen ſieht man auf den Straßen eine große Menge Sänften, worin ſich die Damen tragen laſſen. Nicht das ganze Innere der Stadt iſt mit Häuſern bebaut, ſondern man findet auch freies, zum Theil mit Erdfrüchten beſtelltes Feld, beſonders in der chineſiſchen Stadt. Das merkwürdigſte Gebäude von Peking iſt der kaiſerliche Palaſt, welcher in der katariſchen Stadt liegt, und deſſen Pracht mehr in der Menge von Gebäuden, Höfen und Gärten als in einer ſchönen Bauart beſteht. Die Ringmauern des Palaſtes umgeben nicht nur die Wohnung des Monarchen, ſondern eine eigene kleine Stadt, welche von den Hofbeamten, Officieren un einer zahlloſen Menge von Künſtlern, die ſämmtlich im Dienſte des

Kaiſers ſtehen, bewohnt werden. Der Palaſt ſelbſt ſoll eine Stunde im Umfange haben und das Innere reich verziert ſeyn. Die Gärten gewähren, nach den einſtimmigen Ausſagen aller Reiſenden einen zauberiſchen Anblick. Man findet darin künſtliche Berge, die durch kleine mit Canälen bewäſſerte Thäler getrennt ſind. Dieſe Wäſſer vereinigen ſich in Seen und großen Teichen, auf welchen prächtige Barken ſchwimmen, und deren Ufer mit einer Reihe von Gebäuden beſetzt ſind. An den Ufern der Canäle erheben ſich Felſen in romantiſch ſchönen Gruppen, welche die rohe wilde Natur täuſchend nachahmen. Auf den Gipfeln der Berge werfen hohe Bäume ihren Schatten auf liebliche, einſame Luſthäuſer und Kiosks. Das Ganze gleicht einem Feenaufenthalte. An wiſſenſchaftlichen Anſtalten hat Peking eine aſtronomiſche und mediciniſche Geſellſchaft, eine Akademie der Wiſſenſchaften, die Expedition einer Hofzeitung, eine Sternwarte; auch iſt jetzt eine Kuhpockenimpfungsanſtalt daſelbſt. Die Polizei dieſer großen Stadt iſt vortrefflich, und man hört ſelten von Mord oder andern Verbrechen. Die Polizeiſoldaten führen lange Peitſchen, wodurch ſie das Volk in Zaum halten.

Pelagianismus iſt diejenige theologiſche Denkart, welche die völlige Verderbniß der menſchlichen Natur durch die Folgen der Sünde Adams (Erbſünde) leugnet, und die natürlichen Anlagen und Kräfte des Menſchen für zulänglich zur Ausübung der chriſtlichen Tugend erklärt. Sie ſchließt den Glauben an einen göttlichen Beiſtand zur Beſſerung nicht aus, macht aber die Wirkſamkeit dieſes Beiſtandes von der eigenen Thätigkeit des Menſchen in ſo fern abhängig, daß er nur bei denen etwas ausrichte, die von ſelbſt zum Beſſern ſtreben. — Dieſe Denkart entſtand durch die Behauptungen des Pelagius, eines brittiſchen Mönchs, der ſich im Anfange des fünften Jahrhunderts mit großem Ruhme der Wiſſenſchaft und Unbeſcholtenheit des Wandels zu Rom aufhielt, und da er bei einem Einfalle der Gothen 409 mit ſeinem Freunde Cöleſtius nach Sicilien und dann nach Afrika flüchtete, von Auguſtinus (ſ. d. Art.) verketzert, und auf mehreren afrikaniſchen Synoden verurtheilt wurde. Pelagius wandte ſich daher nach Jeruſalem, und beſchloß daſelbſt ohne weitere Anfechtung 420 ſein Leben in einem Alter von 90 Jahren. Die philoſophiſche Gründlichkeit und edle Freimüthigkeit ſeiner Schriften und ſeine perſönliche, in einer Zeit des allgemeinen Sittenverderbens bewunderte Tugend verſchaffte ſeiner an und für ſich ſchon durch ihre Vernunftmäßigkeit empfohlenen Meinung viele helldenkende Anhänger, und ohne jemals eine eigene häretiſche Kirche gebildet zu haben, nehmen die Pelagianer, deren Anſicht auf der Kirchenverſammlung zu Epheſus 431 förmlich verdammt wurde, und die den orthodoxen Lehrſatz von der gänzlichen Untüchtigkeit des Menſchen zum Guten nur etwas mildernden Semipelagianer eine bedeutende Stelle in der Kirchengeſchichte aller Jahrhunderte ein. Ueber die verſchiedenen Geſtalten und Namen, unter denen ſich der Streit des Auguſtiniſchen Rigorismus mit Pelagianiſchem Syncretismus in der chriſtlichen Kirche erneuert hat, vergl. d. Art. Gnade. E.

Pelagius, ſ. d. vorherg. Art.

Pelasger, der älteſte Völkerſtamm in Griechenland, der zuerſt im Peloponnes wohnte, wohin er wahrſcheinlich von der klein-aſiatiſchen Küſte aus über die einzelnen Inſeln nach Thracien und Theſſalien gedrängt worden war. Sie lebten als nomadiſche Horden in keiner politiſchen Verbindung, verehrten einen rohen Stein

als Symbol der Gottheit, und waren als Barbaren in dem ſpätern Griechenlande in verhaßtem Andenken (ſ. Griechenland). Da die ſumpfige bergige Halbinſel ſie vor Anfällen anderer Horden ſicherte, ſo vermehrten ſie ſich ſchnell, und gegen den corinthiſchen Buſen zu ſetzten ſich zwei Stämme feſt, die ſich früher als die übrigen von dem rohen wilden Zuſtande entfernten. Hier bildeten ſich nun die Reiche Argos und Sicyon, wo Inachus und Phoroneus herrſchten. In Arkadien bildete hierauf des Letztern Enkel Pelasgus einen Nomadenſtaat, woher die Sage entſtand, daß nach ihm jene arkadiſchen Nomaden Pelasger genannt worden, welcher Name mit der Zeit allen Urſtämmen des älteſten Griechenlands gegeben wurde. Von dieſem arkadiſch-pelasgiſchen Staate gingen verſchiedene Colonien aus, unter andern vorzüglich nach Nordtheſſalien, wo ſie drei Staaten gründeten, die nach ihren drei Anführern, dem Achäus, Phthius und Pelasgus, die Namen Achaja, Phthiotis und Pelasgiotis erhielten; ferner in das nachherige Böotien und Attika, ſo wie nach Epirus und Italien. Sie verloren ſich durch Auswanderungen nach und nach aus Griechenland oder vermiſchten ſich mit andern Stämmen. Uebrigens bleibt, ſelbſt nach den neuſten Unterſuchungen der gelehrteſten Alterthumsforſcher, manches in der Geſchichte dieſes Volkes dunkel, und es ſcheint, man muß den Namen Pelasger in mehr als einer Bedeutung nehmen.

Peleus, des Aeacus und der Endeïs Sohn, floh, weil er an ſeines Halbbruders Phocus Ermordung Theil genommen hatte (ſ. Aeacus), ſammt dem Telamon nach Phthia zum Eurytion (des Actors Sohn), der ihn ſühnte, ihm ſeine Tochter Antigone zur Gemahlin, und den dritten Theil ſeines Reichs zum Antheil gab. Bald darauf ging Peleus mit Eurytion nach Calydon, um der Jagd des verderblichen Ebers beizuwohnen. Hier war er ſo unglücklich, durch einen auf das Ungeheuer geſchleuderten Wurfſpieß ſeinen Schwiegervater zu tödten. Er floh nach Iolcos zum Acaſtus, der ihn von dieſer That reinigte. Acaſtus Gemahlin Aſtydamia entbrannte für ihn, und rächte ſich, da Peleus ihre Neigung nicht erwiederte, dadurch, daß ſie ihm ihre eigene Begierde andichtete, und ihn bei ſeiner Gattin und ihrem Gemahle deßhalb verleumdete. Antigone erhing ſich aus Verzweiflung über dieſe Nachricht; Acaſtus aber, um nicht das Gaſtrecht zu verletzen, ſtellte auf dem Berge Pelion eine Jagd an, wo Peleus den Tod der Rache finden ſollte. Als er ihn hier ſo ermüdet hatte, daß er einſchlummerte, ließ ihm Acaſtus ſein Schwert verſtecken und ihn binden. Aber Jupiter ließ durch Pluto ſeine Bande löſen, und als er erwachte, brachte Chiron ihm ſein Schwert zurück. Mit Jaſon, den Dioskuren und einer Schaar muthiger Krieger überfiel er dann rächend Iolcos, trieb den Acaſtus in die Flucht und tödtete die Königin. So ward er Herr eines Theils von Theſſalien. Die Götter lohnten ſeine Keuſchheit dadurch, daß ſie auf Themis Rath die Nymphe Thetis ihm zur Gemahlin gaben, deren Umarmung er nur durch Chirons Hülfe erlangte. Die Hochzeit ward auf dem Pelion gefeiert und durch die Gegenwart aller Götter, die dem Brautpaare reiche Geſchenke brachten, verherrlicht. Neptun ſchenkte dem Peleus die unſterblichen Roſſe, Chiron den gewaltigen Speer, welchen nachher Achilles mit vor Troja nahm. Viele alte Dichter beſangen dieſe Vermählungsfeier, von deren Geſängen nur ein Nachhall in Catulls Epithalamium übrig iſt. Ein ſpäterer Dichter knüpfte ſchon an dieſe Vermählungsfeier das Schickſal von Troja (ſ. Eris).

Peleus, der als Jüngling auch dem Argonautenzuge beigewohnt hatte, herrſchte nun zu Phthia über die Myrmidonen. Homer nennt ihn einen weiſen, mächtigen und beredten Mann. Von allen ſeinen mit Thetis gezeugten Kindern erreichte nur Achilles das mannbare Alter, den er in Gemeinſchaft mit dem zu ihm geflüchteten Patroclus erzog, und ungern nach Troja ziehen ſah. Thetis verließ ihn, und kummervoll überlebte er ſeinen geliebten Sohn. Nach ſeinem Tode wurde er nebſt dem Chiron von den Pelläern göttlich verehrt und Pindar macht ihn zu einem Richter in der Unterwelt.

Pelew = Inſeln, eine Gruppe von Eilanden in Auſtralien zwiſchen den caroliniſchen und maniliſchen Inſeln, von 152° bis 158° öſtlicher Länge zwiſchen 6° und 10° nördlicher Breite. Alle ſind lang, aber ſchmal und nicht ſehr erhaben über die Meeresfläche. Die wichtigſte heißt Kurura und die Hauptſtadt derſelben Pelew; nach Hockin aber heißt die Inſel Eriklithu und die Hauptſtadt Kurura. Die ſpaniſchen Anſiedler auf den Philippinen, welche dieſe Inſeln auf ihren Fahrten nach Amerika in der Ferne ſehen mochten, nannten ſie Palosinſeln, weil die Palmen, welche auf ihnen in Menge wachſen, von Ferne wie Maſten (ſpaniſch Palos) ausſehen. Aber erſt ſeit dem Auguſt 1783, wo auf dem Korallenriff an der weſtlichen Seite dieſer Inſeln das engliſch = oſtindiſche Compagnieſchiff Antilope, Capitän Wilſon, ſcheiterte, wurden ſie den Europäern genauer bekannt. Gaſtfrei wurden die Britten von dem Könige der Inſel, Abba Thulle, der ihnen die Inſel Orulong ſchenkte, und deſſen Volke aufgenommen, und kehrten von dem Prinzen Libu, zweitem Sohne des Königs, begleitet, auf einem neu erbaueten Schiffe nach England zurück. — Alle Inſeln, welche die Engländer ſahen, waren reichlich mit Bäumen aller Art bedeckt, fruchtbar und gut angebauet. Das Innere iſt hie und da gebirgig, aber die Thäler ſind ausgedehnt und ſehr anmuthig. Einen Fluß entdeckte man nirgend, kleine Quellen und Küſtenbäche aber ſehr häufig. Vorzüglich gedeihen Kokospalmen, Betelnüſſe und der wilde Brotfruchtbaum. Yams werden mit beſonderer Sorgfalt angebaut und liefern ein vorzügliches Hülfsmittel zum Unterhalte. Auch wachſen Piſang, Bananen, weniger häufig Orangen und Limonien. Zuckerrohr gedeiht hie und da, Bambusrohr im Ueberfluß. Getreidearten aber wurden bei der Ankunft der Engländer nirgends gefunden. Außer Ratten und einigen magern Katzen gab es keine vierfüßige Thiere. Von Vögeln fand man das gemeine Huhn häufig wild in den Wäldern. Die Einwohner ſuchten zwar die Eier deſſelben auf, lernten aber erſt von den Engländern, daß das Fleiſch dieſer Thiere eine vortreffliche Nahrung gebe. Auch gab es wilde Tauben, eine Lieblingsſpeiſe, die aber nur Perſonen von gewiſſem Range erlaubt war. Die Gewäſſer waren reich an größern und kleinern Fiſcharten. Häufig iſt die große Meeruſche, der Bachkrebs, die Schildkröte, welche man kocht und als Lieblingsgericht verzehrt, verſchiedene Arten von Auſtern und Muſcheln, beſonders die Chama = Muſcheln, welche die Inſulaner oft durch Taucher fangen. — Der König von Kurura herrſchte mit unbeſchränkter Gewalt, und war mit den unabhängigen Beherrſchern der übrigen Inſeln im fortdauernden Kampfe. Er hält bei allen wichtigen Angelegenheiten Rath mit den Rupacks, welche eine Art von nicht erblichem Adel zu bilden ſcheinen. Einer begleitet den König immer, und wird ſtets von ihm zuerſt um ſeinen Rath gefragt. Er ging nie in den Krieg, und hatte nur eine Frau, während die übrigen Rupacks zwei hat-

ten. Der Rang unter den Rupacks wird auch durch einen Orden beſtimmt, deſſen Zeichen ein um den Arm getragener Knochenring iſt, welche Auszeichnung auch Wilſon kurz vor ſeiner Abreiſe vom Könige erhielt. Der nächſte nach dem Könige iſt ſein älteſter Bruder; er iſt Thronerbe und Anführer der bewaffneten Macht. Täglich hält der König eine öffentliche Sitzung, um Streitigkeiten zu ſchlichten und Geſuche anzuhören. Er iſt der allgemeine Grundherr; jeder Einwohner beſaß ein Stück Land zu ſeinem Unterhalte, aber nur ſo lange, als er es anbauete; wählte er einen andern Wohnplatz, ſo fiel es an den König zurück, der es dann an einen Andern verlieh. Die Bewohner der Pelew=Inſeln ſind ein ſtarker, kräftiger Menſchenſchlag von mittlerer Größe und dunkler Kupferfarbe. Ihr Haar iſt lang, beſonders bei den Weibern, welche vorn und hinten kleine, ungefähr 11 Zoll lange, Schürzen tragen, die von den Faſern der Kokusnußſchale gemacht und gelb gefärbt ſind. Männer und Weiber ſind tättowirt. Die Männer haben ein Ohr, die Weiber beide durchbohrt; jene tragen Kügelchen, letztere ein Blatt oder ein Ohrgehänge von Schildkrötenſchaale darin. Auch die Naſenwand iſt durchbohrt. Im Schwimmen ſind beide Geſchlechter ſehr geſchickt, und die Männer ſind gewandte Taucher. Die Lebensweiſe dieſer Inſulaner war ſehr einfach. Ihre Fiſche eſſen ſie theils geröſtet, theils in Salzwaſſer gekocht, theils roh, oder mit Limonien= und Pomeranzenſaft begoſſen. Salz haben ſie nicht, noch ſonſt eine andere Würze. Ihr gewöhnliches Getränk iſt Kokusſaft, ſelten Waſſer. Ihre Häuſer waren ungefähr drei Fuß über den Boden erhaben, um ſie gegen Feuchtigkeit zu ſichern. Auf eine Unterlage von großen Steinen waren die Balken gelegt, welche das Dach von Bambusrohr und Palmblättern trugen, womit auch die Zwiſchenräume ausgefüllt waren. Im Innern war keine Abtheilung; in der Mitte ein kleiner Feuerheerd, wo man zum Abkochen der Yams, zur Abhaltung des Thaus bei Nacht und um die Muskitofliegen zu verjagen, Feuer anzündet. Die Oeffnungen des Hauſes, die zugleich als Thüren und Fenſter dienen, ſind gleich über dem Boden und mit Laden von Bambusgeflecht verſehen, um den Regen abzuhalten. Die öffentlichen Gebäude, zum Theil äußerlich mit künſtlichem Schnitzwerke geziert, waren gegen 80 Fuß lang; hier wurden theils öffentliche Angelegenheiten ausgemacht, theils Feſte gegeben. Zu den unentbehrlichen Lebensbedürfniſſen gehört ein aus Piſangblättern geflochtenes Körbchen, worin Betel, ein Kamm und ein Meſſer getragen wird. Die Kämme ſind aus dem Holze des Pomeranzenbaums, die gewöhnlichen Meſſer aus Muſchelſchaalen, oder aus Bambusrohr, die beſten aus der Schaale der Perlauſter gemacht. Netze, Leinen und ähnliche Fiſchergeräthe werden von dem faſerigen Ueberzuge der Kokusnüſſe bereitet; die Matten aber, worauf man ſchläft, beſtehen aus Piſangblättern. Letztere dienen ihnen auch ſtatt Schüſſeln, die Schaale einer Kokosnuß iſt ihr Trinkgeſchirr. Sie verfertigen auch irdene Gefäße von bräunlicher Farbe, worin ſie Fiſche und Yams kochen. Aus den Schildkrötenſchaalen machen ſie Löffel, Ohrgehänge und Armbänder; Beile aus den härteſten Theilen der Chamamuſchel. Ihre Hauptwaffe iſt der gegen 12 Fuß lange Speer aus Bambusrohr mit einer Spitze aus ſehr hartem Holze. Auch wiſſen ſie ſich des Wurfſpießes mit großer Geſchicklichkeit zu bedienen. Ihre größten Kanots können 25 bis 30 Menſchen faſſen, und haben dreieckige Segel von Matten. Die Pelew=Inſulaner ſind in einem hohen Grade fleißig, geſchickt und gelehrig. Sie ſtehen mit

dem Tage auf und baden ſich, Männer und Weiber an beſondern Orten. Die Männer arbeiten dann in ihren Pflanzungen, oder fällen Holz, bauen Häuſer und Kanots, und verfertigen Geräthſchaften, Waffen und dergleichen; die geſchickten Arbeiter, z. B. Baumeiſter, Bearbeiter der Schildkrötenſchaale, Töpfer u. ſ. w. werden ſehr geachtet. Jeder gewann durch ſein Tagewerk ſich ſeinen Unterhalt, und ſelbſt die Vornehmen gaben das Beiſpiel fleißiger Thätigkeit. Die Weiber mußten in den Yampflanzungen arbeiten, und das Unkraut auf den gepflaſterten Straßen ausjäten. Sie verfertigen Matten, Körbchen, beſorgen das Haus, und verrichten das Geſchäft des Tättowirens. Sie waren freundlich, aber vermieden im Allgemeinen den Verkehr mit den Engländern, und waren empfindlich, wenn in dem Betragen gegen ſie das Zartgefühl verletzt wurde. Vielweiberei iſt erlaubt, doch hat gewöhnlich der Mann nur zwei Weiber, da jede Frau ein Haus haben muß. Der König hatte fünf, die aber auch nicht zuſammenleben. Die ſchwangern Weiber werden mit beſonderer Sorgfalt behandelt. Die Engländer bemerkten bei dieſen Inſulanern nichts, was einer religiöſen Feierlichkeit geglichen hätte, aber manchen Aberglauben, z. B. Vorbedeutungen und Zeichendeuterei. Die Einwohner von Kurura zeigten ſowohl unter ſich, als gegen die Fremden, welche an ihre Küſten verſchlagen waren, die freundlichſte Gemüthsart und die uneigennützigſte Theilnahme. Sie achteten das Eigenthum im Verkehre untereinander, und was ſie zu kleinen Diebereien gegen die Engländer reizte, war mehr kindiſche Neugier. Als die Engländer über das Tödten der Kriegsgefangenen ihren Unwillen bezeigten, ſuchten ſie dies mit der Selbſterhaltung zu entſchuldigen. — Einige Jahre nach Wilſons Rückkehr nach England beſchloß die oſtindiſche Geſellſchaft, Schiffe auszurüſten, um dem guten Abba Thulle die Nachricht von dem Tode ſeines Sohnes, der fünf Monate nach ſeiner Ankunft in London an den Blattern ſtarb, und wegen ſeiner Lernbegierde und ſeines edlen Herzens allgemein bedauert wurde, zu melden, und ihm ihren Dank für die freundliche Aufnahme der Schiffbrüchigen zu bringen. Im Auguſt 1790 ſegelten deßhalb zwei Schiffe von Bombay ab, und kamen glücklich auf den Pelew-Inſeln an, wo ſie der König von Kurura und ſein ganzes Volk mit herzlicher Freude empfing. Die Engländer landeten in dem bequemen Hafen der Inſel Amollika, wo Ueberfluß an ſüßem Waſſer war, und wo ſie das Fort Abercrombie baueten. Sie brachten dem Könige einige Kühe und Stiere, Schafe und Widder, Schweine, Gänſe, Enten, Hühner, Turteltauben, Sämereien und Getreidekörner, Gewehre und mancherlei nützliche Werkzeuge. Als im J. 1798 ein anderes engliſches Schiff die Pelew-Inſeln beſuchte, hatte ſich das zahme Vieh ungemein vermehrt; Getreide und andere neuangebaute Pflanzen gediehen üppig. Vergl. Georg Keate (Account of the Pelews-Islands, deutſch von Georg Forſter, Hamburg 1789) und John Pearcote Hockin (a Supplement to the account of the Pelews-Islands, London 1803, 4; deutſch von Ehrmann, Weimar 1805).

Pelias, Sohn des Neptun, König von Jolkos in Theſſalien, das er dem rechtmäßigen Beherrſcher, ſeinem Bruder Aeſon, entriß. Er wußte auch den Sohn deſſelben, Jaſon (ſ. d. Art.), der darauf Anſprüche machte, zu entfernen; kam aber bei deſſen Rückkehr auf eine traurige Weiſe um, indem nach einer Sage ſeine eigenen Töchter auf den hinterliſtigen Rath der Medea (ſ. d. Art.), die ihn

durch ihre Zaubermittel zu verjüngen verſprach, tödteten und den zerſtückten Leichnam in einem Keſſel kochten. Nach Andern tödtete ihn Medea ſelbſt. Sein Sohn und Nachfolger Akaſtos feierte den Todten zu Ehren prächtige Spiele oder Wettkämpfe, wobei mehrere von den berühmteſten Argonauten den Preis davon trugen.

Pelides, der Pelide, wird Achilles, als Sohn des Peleus (ſ. d. Art.) genannt.

Pelikan, die Kropfgans, ein großer Waſſervogel, von deſſen Zärtlichkeit gegen ſeine Jungen, die er mit ſeinem eignen Blute nähren ſoll, viel Fabelhaftes erzählt wird. Auch heißt Pelikan wegen der Aehnlichkeit mit der Geſtalt des Schnabels dieſes Vogels ein wundärztliches Werkzeug zum Ausnehmen der Zähne.

Pelion, ein hohes und berühmtes theſſaliſches Gebirge, das eine Menge Heilkräuter erzeugt. Auf einem von ſeinen Gipfeln ſtand ein Tempel des Zeus, und nahe dabei zeigte man die Grotte des berühmten Centauren Chiron, der hier vor Alters gewohnt haben ſollte.

Peliſſon=Fontanier (Paul), ein berühmter franzöſiſcher Rechtsgelehrter und königl. Hiſtoriograph, geboren zu Beziers 1624. Er verlor ſeinen Vater früh und wurde von ſeiner Mutter in der proteſtantiſchen Kirche erzogen. Er ſtudirte zu Caſtres, Montauban und Toulouſe, und lernte die Literatur der ältern und neuern Sprachen kennen. Seine erſte Arbeit war eine Paraphraſe der Inſtitutionen, welche 1645 im Druck erſchien. Bald darauf betrat er zu Caſtres die gerichtliche Laufbahn. Späterhin wurde er von den Pocken ſo entſtellt, daß die Scudery ſcherzend von ihm ſagte, er mißbrauche die Erlaubniß der Männer, häßlich zu ſeyn. Mehrere zu Paris herausgegebene Werke machten ihn vortheilhaft bekannt, und als er ſich 1652 daſelbſt niederließ, nahm ihn die franzöſiſche Academie, deren Geſchichte er geſchrieben hatte, zu ihrem Mitgliede auf. Peliſſon kaufte ſich die Stelle eines königl. Secretairs, und Fouquet wählte ihn zu ſeinem erſten Commis. Im J. 1660 wurde er mit dem Patente als Staatsrath belohnt. Als Vertrauter Fouquets mußte er aber auch deſſen Unglück theilen, mit dem er vier Jahre (ſeit 1661) in der Baſtille ſaß. Hier verfaßte er für ſeinen Wohlthäter drei Denkſchriften, welche wahre Meiſterſtücke von Vertheidigungen ſind, und rettete ihn endlich auf eine eben ſo kluge als kühne Weiſe. Es kam nämlich darauf an, ihm Nachricht zu geben, daß gewiſſe Papiere, welche gefährliche Geheimniſſe enthielten, verbrannt ſeyen. Peliſſon ſtellte ſich, als wolle er dem Gerichte wichtige Anzeigen machen, und veranlaßte durch ſeine Ausſagen eine Confrontation mit Fouquet. Als er hier dieſelben Angaben wiederholte, und Fouquet betroffen ſchwieg, verſetzte er: „Sie würden ſich für überführt bekennen, wenn Sie nicht wüßten, daß Ihre Papiere verbrannt wären.“ Aus dieſen Worten errieth Fouquet Peliſſons Abſicht, und ließ ſich kein Geſtändniß entreißen. Peliſſons Freunden gelang es endlich, ſeine Befreiung zu bewirken, und er feierte ſie jährlich durch die Freimachung anderer Gefangenen. Der König entſchädigte ihn für dieſe Gefangenſchaft durch Penſionen und Aemter, und trug ihm auf, ſeine Geſchichte zu ſchreiben. Im J. 1670 trat Peliſſon zur catholiſchen Kirche über, wurde bald darauf Subdiaconus und erhielt die Abtei Gimont und die reiche Priorie Saint=Orens; 1671 hielt er ſeinen berühmten Panegyricus auf Ludwig XIV., bei Gelegenheit der Aufnahme des Erzbiſchofs von Paris in die Academie. Noch in

demſelben Jahre wurde er Maître des requêtes. In Verbindung mit zwei andern Academikern ſetzte er alle zwei Jahre einen Preis von 300 Franken für den aus, der eine von den Thaten des Königs am beſten preiſen würde. Im J. 1672 folgte er dem Könige ins Feld. Zwar bewog die Montespan, die durch ihn einen Prozeß verloren hatte, den König, die Beſchreibung ſeiner Geſchichte Boileau und Racine zu übertragen, aber Peliſſon erhielt dennoch Befehl, ſein Werk fortzuſetzen. Für ſeinen Eifer zur Bekehrung der Calviniſten wurde er mit neuen geiſtlichen Würden belohnt, und beſchäftigte ſich mit einer Widerlegung ihrer Meinungen vom Abendmahle, als er 1693 ſtarb. Seine Werke empfehlen ſich durch eine leichte, elegante, nur ſelten vernachläſſigte Schreibart.

Pelopidas, des Hippokles Sohn, ein berühmter thebaniſcher Feldherr, Freund und Zeitgenoſſe des **Epaminondas**, der bis zum 364ſten Jahre vor Chr. lebte. Ihm gebührt der Ruhm, ſein Vaterland von einer tyranniſchen Faction und dem Joche der **Lacedämonier** befreit zu haben. Als er in ſeinen jüngern Jahren von der herrſchenden Partei mit mehrern Patrioten aus Theben vertrieben worden war, hatte er ſich nach Athen gewendet. Von heißer Freiheitsliebe beſeelt, begab er ſich von hier aus mit wenigen Verſchwornen heimlich nach Theben, ermordete die eben bei einem feſtlichen Gelage verſammelten Tyrannen, und gab das Zeichen zur Vertreibung der Lacedämonier, die ſich mitten im Frieden des feſten Schloſſes zu Theben bemächtigt hatten. Als der thebaniſche Staat darauf wieder ſich erhob, diente er unter Epaminondas mit ausgezeichneter Tapferkeit, und trug viel zu dem großen Siege über die Lacedämonier bei Leuctra bei. Nachher commandirte er als Oberbefehlshaber in drei verſchiedenen Feldzügen gegen den Tyrannen zu Pherä in Theſſalien, Alexander, welchen er perſönlich haßte, weil er einſt widerrechtlicher Weiſe von ihm ins Gefängniß geſetzt worden war, fand aber in dem letzten derſelben ſeinen Tod, als er den Tyrannen zu weit verfolgend, von den Feinden umringt worden war.

Peloponnes, ſ. **Griechenland**.

Peloponneſiſcher Krieg, einer der berühmteſten und hartnäckigſten in der alten Geſchichte. Er dauerte 27 Jahre. Die außerordentliche Größe der Athener, die ſie zur Unterdrückung ihrer Bundesgenoſſen reizte, gab die erſte Veranlaſſung zu demſelben. Ein Zwiſt zwiſchen Corinth und Corcyra, worin Athen dem letztern Hülfe leiſtete, ließ bald das Feuer, welches ſchon lange unter der Aſche geglimmt hatte, ausbrechen, als bei einer zweiten Gelegenheit Athen ſich neue Gewaltthätigkeiten gegen Corinth erlaubte. Letzteres ließ **Sparta**, auf welches die übrigen Griechen ſchon längſt hoffnungsvoll hingeſehen hatten, durch Geſandte zum Kriege gegen das übermüthige Athen auffodern. Die Spartaner, auf die Macht der Athener ſchon längſt eiferſüchtig, rüſteten ſich zum Kriege, obgleich ihre Macht gegen jene noch bei weitem zu ſchwach war, und ſie zum Scheine Friedensvorſchläge thaten, die aber, weil ſie zu übertrieben und erniedrigend für die Athener waren, nicht erfüllt wurden. Der verderblichſte aller Kriege in Griechenland brach nun aus (431 vor Chr.). Alle Völker des Peloponnes, außer den Argivern und Achäern, ſtanden auf der Seite der Spartaner: dagegen die griechiſchen Städte auf den aſiatiſchen Küſten, in Thracien und am Helleſpont u. m. es mit den Athenienſern hielten, die allerdings das Uebergewicht auf ihrer Seite hatten: denn obgleich die Spartaner eine gro=

ßere Landmacht aufzubringen im Stande waren, ſo fehlte es ihnen dagegen an Feſtungen, Geld und Flotten. Von ihrem Könige Archidamus geführt, brachen 60,000 Mann Spartaner in Attica verwüſtend ein; Pericles (ſ. d. Art.), an der Spitze der Athener, that daſſelbe mit einer Flotte in dem Gebiete der Spartaner. Auf dieſe Weiſe wüthete der Krieg mehrere Jahre fort, bis nach und nach die Athenienſer den Kürzern zogen, indem nicht nur ihre Schätze allmälig abnahmen, ſondern auch mehrere Städte und wichtige Schlachten verloren gingen. Eine Peſt, welche ſelbſt den Pericles hinraffte, geſellte ſich dazu, und ſo fand man ſich endlich nach 10 Jahren zum Frieden bewogen, welcher jedoch nicht lange dauerte. Die Athener begannen auf Alcibiades Rath eine Unternehmung gegen Syracus, und da dieſe unglücklich ausfiel, und die Spartaner, durch Geſandte bewogen, ja ſelbſt auf Zureden des unterdeſſen aus Athen verbannten und nach Sparta geflüchteten Alcibiades, den Syracuſern Hülfstruppen ſendeten, ſo brach der Krieg in vollen Flammen wieder aus, und bald ſah ſich Athen zu Waſſer und zu Lande überwunden. Der größte Theil der Inſeln, die Städte am Helleſpont und in Jonien gingen zu den Spartanern über; ja ſie ſchloſſen ſogar mit den Perſern ein Bündniß gegen Athen, welches nun den härteſten Kampf zu beſtehen hatte. Muthig und ſtandhaft rüſtete es ſich dazu, und obgleich dem Untergange nahe, wurde es doch dies Mal durch Alcibiades gerettet, der wieder aus Sparta heimlich entwichen war, und den perſiſchen Satrapen Tiſſaphernes von Sparta's Bündniſſe abwendig gemacht, ſich ſelbſt aber wieder ſo viel Freunde in Athen erworben hatte, daß er zurückberufen und zum Feldherrn ernannt wurde. Dieſer erfocht bald glänzende Siege über die Peloponneſer, eroberte die Städte am Helleſpont wieder, und die Athener, dadurch übermüthig gemacht, verwarfen nun abermals die Friedensanträge. Lyſander, einer der erfahrenſten und verſchlagenſten Feldherren, war es endlich, der für Sparta den Ausſchlag gab, die Athenienſer mit aller Macht angriff, und zuletzt Athen, vor welches er mit einer Flotte von 180 Schiffen rückte, demüthigte und ſtürzte. So endigte der merkwürdigſte Krieg, den die Griechen jemals geführt haben, der ſich über das ganze alte Griechenland erſtreckte, in welchem ſo viele edle Geſchlechter vertilgt, ſo viele Städte und Länder verwüſtet, aber auch das ganze griechiſche Volk ſo geſchwächt wurde, daß bald nachher allgemeine Knechtſchaft oder Abhängigkeit als Folge eintrat. — Thucydides und Xenophon waren die vorzüglichſten Geſchichtſchreiber dieſes Kriegs.

Peloponneſus, ſ. Griechenland.

Pelops, des lydiſchen Königs Tantalus Sohn. Ein Mährchen, das Pindar als Gotteslästerung verwirft, erzählt, daß einſt Tantalus in ſeiner Hauptſtadt Sipylus die Götter bewirthete, und ihnen, um ihre Allwiſſenheit zu prüfen, die zerſtückten Glieder ſeines geſchlachteten Sohnes Pelops vorſetzte. Zeus merkte den Betrug, und gebot, ſie wieder in den Keſſel zu werfen, aus welchem ſodann Klotho den Knaben neubelebt hervorzog, und die eine Schulter, welche Demeter verzehrt hatte, mit einer elfenbeinernen erſetzte. Nach Pindar entführte Poſeidon bei jenem Gaſtmahle den ſchönen Knaben Pelops in die Wohnung des Zeus. Als Tantalus ſich der Gemeinſchaft der Götter unwerth gemacht hatte, wurde auch Pelops zu den Menſchen zurückgeſandt. Er wanderte aus Lydien nach Griechenland, war unter den Bewerbern der ſchönen Hippodamia, und gewann die

Braut ſammt dem Reiche. Nach ihm wurde die Halbinſel Peloponneſus genannt. Unter ſeinen Söhnen ſind Atreus und Thyeſtes die bekannteſten. Nach ſeinem Tode genoß er göttliche Verehrung; im Haine zu Olympia wurde ihm ein eigener Tempel erbauet.

Peloton, ein Knaul, Klumpen, ein Haufen zuſammenſtehender Soldaten, eine Rotte. **Pelotonfeuer**, das Abfeuern in kleinen Abtheilungen.

Peltier (Jean), ein berühmter politiſcher Schriftſteller der Franzoſen, wurde zu Nantes in Bretagne, wo ſein Vater ein reicher Kaufmann war, geboren, und gleichfalls zum Handelsſtande beſtimmt. Beim Ausbruche der Revolution wohnte er zu Paris, und fing im Auguſt 1789 an, gegen die revolutionären Grundſätze zu ſchreiben, indem er unter dem Titel: Sauvez nous ou sauvez Vous! eine Flugſchrift gegen die Nationalverſammlung herausgab. Bald darauf (den 5ten October) beſchuldigte er den Herzog von Orleans und den Grafen Mirabeau als die Haupturheber der von dem Pöbel zu Verſailles begangenen Unthaten, in einer Flugſchrift, betitelt: Domine salvum fac regem. Nachher gab er ſowohl zu Paris als zu London, wo er ſich ſeit dem September 1792 aufhielt, periodiſche Schriften heraus. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: Les Actes des Apôtres, 2 Voll., ein ſatiriſches, gegen die Verfertiger der demokratiſch-königlichen Conſtitution gerichtetes Werk, welches ſehr ſelten geworden iſt, und deſſen Beſitz allein viele Perſonen 1793 und 1794 auf die Guillotine brachte; Dernier Tableau de Paris, 1792, 2 Voll. 8., die Geſchichte der Vorfälle des 10ten Auguſts und 2ten Septembers 1792 enthaltend; Tableau de l'Europe, 2 Voll., London 1794—1795; Paris pendant les années 1795—1802, zuſammen 250 Nummern, welche im Ganzen 35 Octavbände ausmachen; L'Ambigu, ein periodiſches Werk, wovon alle 10 Tage ſeit 1803 eine Nummer ausgegeben ward. Letzteres erlangte auch dadurch Celebrität, daß Buonaparte's Miniſter, während des Friedens mit England, die brittiſche Regierung zu einer gerichtlichen Unterſuchung gegen Peltier als einen Libellenſchreiber veranlaßte. Wirklich ward gegen Peltier in der Kingsbench das Schuldig ausgeſprochen. Da aber das Urtheil gerade an dem nämlichen Tage gefällt wurde, wo der Krieg zwiſchen Frankreich und England wieder ausbrach, ſo kam dieſes Urtheil nie zur Vollziehung. Obgleich dieſer unermüdete Schriftſteller zum Beſten ſeines Königs mehr als 130 Bände, theils Originalwerke, theils Ueberſetzungen, herausgegeben hat, ſo ſcheinen ihm doch ſeine Talente und ſeine Beharrlichkeit nicht die geringſte Erkenntlichkeit des franzöſiſchen Hofes verſchafft zu haben, da er fortdauernd in England bleibt, und dort eine geringe Penſion von der brittiſchen Regierung erhält. Er ward vor mehreren Jahren von dem Könige von Hayti, Heinrich Chriſtoph, zum Geſchäftsträger in London ernannt, und iſt ein eifriger Freund der Abſchaffung des Sclavenhandels.

Pelz, Pelzwaaren. Man verſteht unter Pelzwaaren allerlei Thierfelle, die von den Kürſchnern gar gemacht und zugerichtet werden, und ſo zu Muffen, Mützen, Unterfutter und allerhand Kleidungsſtücken, Ausſchlägen und Verbrämungen dienen. Nordaſien und Nordamerika liefern die wichtigſten Pelzwaaren, daher auch der Haupthandel damit in Rußland und Canada geführt wird. Die wichtigſten Marktplätze des ſibiriſchen Pelzhandels ſind Orenburg und Archangel, des amerikaniſchen aber die Niederlaſſungen an der Hudſonsbay.

Penaten, theils Haus-, theils öffentliche Götter der Römer. Als Hausgötter waren ſie den Laren gleich (ſ. d. Art.), mit denen ſie oft verwechſelt werden. Aber nicht nur jedes Haus, ſondern auch jede Stadt hatte ihre Penaten, und dieß waren die öffentlichen. Die berühmteſten derſelben waren zu Rom die Schutzgötter des römiſchen Reichs, die ſammt der Veſta und ihrem ewigen Feuer Aeneas nach Italien gebracht hatte. Wahrſcheinlich waren dieß die öffentlichen Penaten von Troja. Nach Varro und Macrobius waren es rohe Bilderchen von Holz oder Stein mit Spießen, vor welchen die ausziehenden Feldherren und die Conſuln, Prätoren und Dictatoren bei Niederlegung ihres Amtes opferten. Ihre Namen wußte man nicht.

Pendel, Pendul (pendulum), heißt jeder an einem Faden, Drahte, Stabe oder dergl. ſo befeſtigte ſchwere Körper, daß er ſich um einen unbeweglichen Punkt (Aufhängungspunkt), von welchem er herabhängt, frei bewegen kann. Dieſer Punkt muß mit dem Schwerpunkte des Pendels in derſelben verticalen Linie liegen, wenn das Pendel ruhen ſoll. Bringt man es in eine ſeitwärts geneigte Lage, ſo daß ſein Schwerpunkt nun nicht mehr mit dem Aufhängungspunkte in einerlei verticalen Linie ſich befindet, und überläßt es alsdann ſich ſelbſt, ſo bewegt es ſich in einen Kreisbogen auch ohne den geringſten Stoß nach der verticalen Richtung zu. Hat es dieſe letztere erreicht, ſo beſitzt es eine Geſchwindigkeit, welche ein Körper erhalten haben würde, wenn er von der Stelle an, von welcher das Pendel herabfiel, frei auf die Horizontallinie, die unter dem unterſten Punkte des Kreisbogens gezogen werden kann, herabgefallen wäre. Es muß daher nothwendig auf der andern Seite der Verticallinie gleichfalls in einem Kreisbogen ſich ſo hoch bewegen, als es vorher gefallen war. Iſt es um ſo viel geſtiegen, ſo befindet es ſich in gleichen Umſtänden, wie vorher, da es in eine ſeitwärts geneigte Lage gebracht wurde, muß den ganzen Kreisbogen von beiden Seiten der Verticallinie wieder zurückfallen, und ſich ſo beſtändig auf beiden Seiten hin und her bewegen. Dieſe Bewegung heißt die Schwingung oder Vibration des Pendels. Stellt man ſich den ſchweren Körper am Hebel, z. B. die Bleikugel, als einen einzigen ſchweren Punkt, den Faden oder Draht aber, woran der Körper hängt, als eine bloße Linie vor, ſo iſt dieſes ein einfaches oder mathematiſches Pendel; das wirkliche Pendel mit Faden, Draht oder Stange, und einem Gewichte, oder überhaupt einem ſchweren Körper daran, heißt ein zuſammengeſetztes oder phyſiſches Pendel. Die ausführliche Lehre vom Pendel läßt ſich ohne Mathematik und bildliche Darſtellung nicht deutlich machen; daher bemerken wir nur Folgendes: Ein auf obige Weiſe in Schwingung geſetztes Pendel würde nie aufhören, ſich in den erwähnten Kreisbogen zu beiden Seiten der Verticallinie hin und her zu bewegen, wenn nicht zwei Umſtände daſſelbe nach und nach zur Ruhe brächten. Dieſe ſind die unvermeidliche Reibung des Fadens und der Widerſtand der Luft. Nie laſſen ſich beide gänzlich wegſchaffen, wohl aber durch ſorgfältige Arbeit und durch linſenförmige Geſtalt des Gewichts ſehr vermindern. Die Zeiten der Schwingungen eines Pendels hängen von drei Umſtänden ab: nämlich 1) von der Größe des Elongations- oder Ausweichungswinkels, welches der Winkel iſt, unter welchem der ſchwere Körper des Pendels ſich von der Verticallinie entfernt; 2) von der Länge des Pendels und 3) von der beſchleunigenden

Kraft der Schwere. Sind alle dieſe Umſtände an zwei Pendeln vollkommen gleich, ſo verrichten ſie gleichviel Schwingungen in gleicher Zeit. Iſt aber auch nur ein Umſtand bei beiden verſchieden, ſo fallen auch die Schwingungen beider ungleichzeitig aus. So ſchwingt bei übriger Gleichheit das kürzere Pendel geſchwinder als das längere. Hier findet das Geſetz Statt, daß ſich die Längen der Pendel wie die Quadrate der Schwingungszeiten, mithin die Schwingungszeiten wie die Quadratwurzeln aus den Längen der Pendel verhalten. Demnach wird ein Pendel, welches vier Mal ſo lang iſt als ein anderes, zwei Mal langſamer ſchwingen, oder das vier Mal kürzere Pendel wird zwei Schwingungen machen, während das größere nur eine vollbringt. Ein Secundenpendel muß in unſern Gegenden 3 Fuß 2 Zoll rheinländiſch Maß haben. Darnach läßt ſich leicht die Länge eines Pendels von jeder beliebigen Schwingungszeit beſtimmen. Merkwürdig iſt es, daß das Pendel nicht an allen Orten auf der Erde ſeine Schwingungen in gleicher Zeit vollendet. Hierauf bezieht ſich der oben angeführte dritte Umſtand, von welchem die Zeit der Schwingung abhängt. Die Schwerkraft, oder, was einerlei iſt, die Anziehungskraft der Erde wirkt nämlich nicht überall gleich ſtark auf das Pendel, und dieſes ſchlägt daher an gewiſſen Orten der Erde langſamer als an andern. Der Grund hiervon liegt theils in der Centrifugalkraft, die von der Umdrehung der Erde um die Achſe herrührt, theils in der wirklichen Verminderung der Schwere. Dieſe Verminderung iſt um deſto merklicher, je näher der Ort, wo das Pendel beobachtet wird, dem Aequator liegt; gegen die Pole hin nimmt ſie dagegen immer mehr ab. (Vergl. Erde und Geſtalt der Erde.) Wäre die Erde ein vollkommenes Sphäroid, ſo müßten die Meridiane vollkommene Ellipſen ſeyn, und dann ließe ſich aus der Länge des Secundenpendels ſogleich auf die Länge der Grade in verſchiedenen Breiten ſchließen; allein durch wirkliche Meſſungen hat ſich gezeigt, daß die Meridiane einige Unregelmäßigkeiten enthalten, woraus man mit Grund ſchließt, daß die Erde überhaupt keine ganz regelmäßige Figur, ſondern ein Ball ſey, der ſich hie und da mehr oder weniger von der Kugelform entfernt. Man darf daher aus den Pendelſchwingungen eigentlich nur auf die Größe der Schwere, aber nicht auf die Geſtalt der Erde ſchließen. — Außer der Reibung des Fadens und dem Widerſtande der Luft gibt es noch andere Umſtände, welche eine Ungleichheit im Gange des Pendels hervorbringen. Dieß ſind die Abwechſelungen zwiſchen Wärme und Kälte. Da alle Körper durch die Wärme ausgedehnt werden, ſo muß dieß auch bei dem Pendel der Fall ſeyn. Die Stange wird bei höherer Temperatur merklich verlängert, in der Kälte hingegen verkürzt; daher geht das Pendel im Sommer langſamer als im Winter, und die gewöhnlichen Pendeluhren eilen im Winter täglich um eine halbe Minute vor, wenn ſie nicht in geheizten Zimmern ſtehen, und ſelbſt in dieſen bemerkt man, wenn ſie Nachts beträchtlich erkalten, einen unregelmäßigen Gang. Die roſtförmigen Pendel, welche aus mehrern parallel mit einander verbundenen Stäben von verſchiedenen Metallen beſtehen, weichen in ihrem Gange den Störungen noch am meiſten aus, und haben daher vielen Beifall erhalten. — Auf alle dieſe Umſtände muß ſorgfältig Rückſicht genommen werden, wenn Pendelbeobachtungen genau ausfallen ſollen. — Das Pendel gewährt ein treffliches Mittel, den Gang der Uhren gleichförmig zu machen. Huygens, der die ſchon von Galilei bearbeitete Lehre vom Pendel ſehr erweiterte,

benutzte es zuerſt zu dieſem Zwecke, und wurde dadurch der Erfinder der Pendeluhren (1656). (Vergl. d. Art. Uhr).

Penelope, die als Muſter der Treue und Häuslichkeit geprieſene Gattin des Ulyſſes. Sie war die Tochter des Icarius und der Nymphe Periböa, und Mutter des Telemachus. Als ihr nach Troja ausgezogener, und nach der Eroberung der Stadt umherirrender Gemahl für todt gehalten wurde, bewarben ſich viele (nach Homer 108) Freier um ſie; aber ſie, die eben ſo klug und ſittig als ſchön war, wußte ſie alle in leerer Hoffnung hinzuhalten. Homer läßt einen der Freier Folgendes davon erzählen:

Dieſen Betrug mit Andern erſpähte ſie ſchlaues Geiſtes.
Siehe, ſie ſtellt' in der Kammer und wirkt' ein großes Gewebe,
Fein und übermäßig, und ſprach in unſrer Verſammlung:
Jünglinge, werbend um mich, weil ſtarb der edle Odyſſeus,
Wartet den Hochzeittag zu beſchleunigen, bis ich den Mantel
Fertig gewirkt (damit nicht umſonſt das Garn mir verderbe),
Für den Held Laërtes ein Leichengewand, wenn dereinſt ihn
Schrecklich erreicht die Stunde des langhinſtreckenden Todes;
Daß nicht irgend im Volk der Achärinnen eine mich tadle,
Läg' uneingekleidet der Mann von ſo großer Beſitzung.
Jene ſprach's, uns aber gewann ſie die muthigen Herzen.
Jetzo ſaß ſie des Tages und wirkt' ihr großes Gewebe;
Trennt' es ſodann in der Nacht bei angezündeten Fackeln.
So drei Jahr' entging ſie durch Liſt, und betrog die Achäer.
Doch wie das vierte der Jahr' ankam in der Horen Begleitung,
Und mit dem wechſelnden Monde ſich viel der Tage vollendet;
Jetzo erzählt' es eine der Dienenden, welche ſie wahrnahm,
Und wir fanden ſie ſelbſt, ihr ſchönes Geweb' auftrennend.
Alſo vollendete ſie's, zwar ungern, aber genöthigt.

Endlich befreite ſie Ulyſſes (ſ. d. Art.) von dem Ungeſtüme dieſer Freier, als er mit ſeinem Sohne zurückkehrte.

Penn (William), geboren im J. 1644, war der Sohn des berühmten engliſchen Admirals, William Penn, der durch heldenmüthige Thaten und treuen Eifer für ſein Vaterland großes Anſehn errungen, und ſich ſelbſt unter dem Kampfe der Parteien, die zu ſeiner Zeit England verwirrten, die allgemeine Achtung erhalten hatte. Der jüngere Penn, von dem wir reden, erhielt eine Erziehung, die ihn für eine große öffentliche Laufbahn in ſeinem Vaterlande vorbereiten ſollte, ward nachher, zu ſeiner weitern Bildung frühzeitig auf die Univerſität Oxford geſchickt, und kehrte als ein vielverſprechender Jüngling in ſeine Familie zurück, die in ihm den einzigen Erben ihres ruhmbekränzten Namens und eines unermeßlichen Vermögens ſah. Doch bemerkte ſie ungern an ihm eine Hinneigung zu frommer Schwärmerei, und daß er ein ſtilles, anſpruchsloſes Leben allen glänzenden Ausſichten vorzuziehen ſchien. Sein Vater ſendete ihn daher nach Paris, damit er dort, fern von Umgebungen, die jenen Hang nährten, mitten im Gewühle eines prächtigen Hofes und einer üppigen Hauptſtadt, Sinn für die ſogenannte große Welt gewönne. Wirklich überließ er ſich einige Zeit der Gewalt der neuen, reizenden Eindrücke, doch ſo, daß adelige Sitte und ein unbefleckter Wandel ihn fortdauernd auszeichneten. Nach der Rückkehr in ſein Vaterland aber erwachte in aller Stärke ſeine fromme Begeiſterung wieder, die durch die Predigt des bekannten Quäkers

Thomas Loe ſchon in erſter Jugend ſeinem Leben die beſtimmende Richtung gegeben hatte, und in der Erinnerung an eine außerordentliche göttliche Eingebung, die er ſchon als Knabe empfangen zu haben glaubte, unverſiegbare Nahrung fand. Von geheimnißvollen, dunkeln Gefühlen und unklaren Vorſtellungen erfüllt, reiſete der Jüngling nach Irland, wo er bei einer Quäkergemeinde einkehrte, begierig, ihre Lehre und Verfaſſung näher kennen zu lernen. Schnell und für immer war er dieſer Gemeine gewonnen, ja als eine ihrer Verſammlungen von den Dienern der weltlichen Obrigkeit überfallen, und er mit den übrigen ins Gefängniß gebracht ward, befeſtigte ſelbſt dieſes Ereigniß ſeinen Entſchluß. Es war im Jahre 1766, im 22ſten ſeines Alters, als er auf dieſe Weiſe, auf alle weltliche Anſprüche verzichtend, mit der Partei des Georg Fox (ſ. Fox) ſich innigſt verband. Als er nun aus dem Gefägniſſe entlaſſen und heimgekehrt, ganz nach Sitte der Quäker lebte, bemächtigten ſich Unwille und Zorn ſeines Vaters. Der fromme Sohn aber entſagte willig allen verführeriſchen Hoffnungen, hielt ſich ungeſcheut zu den verachteten Quäkern, und bewahrte den Grundſatz, daß man Gott mehr gehorchen müſſe als den Menſchen, ſo feſt, daß er, ſo herzlich er auch ſeinen Aeltern zugethan war, doch lieber ihren Zorn ertrug; und als der Vater, nach allen vergeblichen Bemühungen, ihn auf einen andern Weg zu bringen, ihn endlich ſogar aus dem Hauſe verſtieß, ja ihn zu enterben drohte, ſich lieber dieſer Härte unterwarf, als den Pfad verließ, den er für den rechten und ihm vom Himmel angewieſenen anſah. Leichter noch duldete er den Spott ſeiner Jugendgenoſſen, ja des Pöbels, Drohungen und Strafen, durch die man ihn erſchüttern wollte, und ſtellte treue Anhänglichkeit an ſeine Gemeine, und ein unbeflecktes Leben allen Verfolgungen entgegen. So große Standhaftigkeit beſiegte endlich ſelbſt die Härte ſeines Vaters, ſo daß dieſer ihn wieder aufnahm, und jemehr er des Sohnes Geſinnung ehren lernte, und endlich für deſſen Anſichten gewonnen ward, ihm reichlich alles erlittene Unrecht zu vergelten ſuchte. Unterdeſſen hatte er unter den Quäkern ſelbſt die ausgezeichnetſte Achtung, ein gränzenloſes Vertrauen und folgenreichen Einfluß gewonnen. Schon früh trat er als begeiſterter Lehrer unter ihnen auf und ſie konnten es nicht bergen, wie ein Mann von ſolchem Geiſte und ſo vorzüglicher Bildung das, was Fox und Andere begonnen, auf eine Weiſe, die allgemeine Theilnahme erwerben mußte, und die kleine verfolgte und gedrückte Heerde weiter ausbreiten und vertheidigen werde. Denn ſo wenig ſie auch ſonſt auf weltliche Gelehrſamkeit einen Werth legten, ſo mußten ſie dieſelbe doch an einem Manne achten, der dieſelbe nur zum Schutz ihrer, mit der Welt, namentlich mit den Gelehrten, Geiſtlichen und weltlichen Richtern überall zuſammenſtoßenden Ueberzeugung verwenden wollte. Von Schwärmerei ſelbſt nicht ganz frei, mäßigte er doch die Foxiſchen, zum Theil höchſt trübſinnigen Schwärmereien und milderte ihren Fanatismus. Dann beſaß er den Geiſt chriſtlicher Duldung, und war bemüht, dieſelbe, die in Separatgemeinden ſchwer zu erhalten iſt, und durch das Sectenweſen nur zu ſehr verläugnet wird, unter den Quäkern zu begründen. Er legte überhaupt auf Unterſcheidungslehren wenig Gewicht; nur das chriſtliche Leben hielt er für das lebendige Chriſtenthum und alles Wiſſen für viel geringer, als das Thun. Solche Grundſätze, die er mit hinreißender Beredſamkeit predigte, machten ihn wohl geſchickt, die Gemeine weit auszubreiten, und er wußte die Grundideen

derſelben von dem innern Lichte und der Belebung des Chriſtus in uns damit in Einklang zu bringen. Sein Vater billigte noch ſterbend ſein frommes Streben, und hinterließ ihm ein unermeßliches Vermögen, der beſten Anwendung deſſelben verſichert. Auch hatte er noch vor ſeinem Ende den geliebten Sohn der Gnade und dem Schutze des Königs empfohlen, und ſtarb mit der Hoffnung, daß, was er im Kriege und Frieden für das Vaterland gethan, den friedlichen und frommen Planen des Sohnes zur Begünſtigung dienen werde. Wirklich nahmen der König und der muthmaßliche Thronerbe ſich ſeiner an, und erwieſen ihm viel Gunſt und Achtung. Doch konnten ſie nicht verhindern, daß er mehrmals ins Gefängniß geworfen ward, weil das engliſche Parlament für nöthig hielt, der Befeſtigung und weitern Ausbreitung einer Secte, die ſich mit allen Staatsverhältniſſen zu entzweien und die innere Ruhe zu gefährden ſchien, kräftig entgegenzuwirken. Doch beugte ihn Gefangenſchaft ſo wenig als Hohn und Spott; in der Stille ſeines Kerkers verfolgte er den Gedanken, ſeine Gemeine über den ganzen Erdboden zu verbreiten und in ihr endlich die einige chriſtliche Kirche herzuſtellen. Mehrere Schriften, die zu dem Beſten gehören, was aus der Quäkerſecte hervorgegangen, verfaßte er im Gefängniſſe. Als er wieder frei geworden, wußte er ſein Vermögen für das, was ihm des Lebens höchſte Angelegenheit war, zweckmäßig zu verwenden. Er gründete neue Gemeinen, er vertheilte eine Menge von Erbauungsſchriften, geläuterter und klarer abgefaßt, als Fox und ſeine Genoſſen ſie mitgetheilt hatten. Seinen Einfluß bei Hofe verwendete er, der Gemeine manche Begünſtigung und Nachſicht gegen ihre Eigenheiten zu verſchaffen, und die Könige Carl II. und Jacob II. waren ihm ſo geneigt, daß er endlich für ſie die Befreiung von den Eidesleiſtungen erhielt, die ihren religiöſen Grundſätzen entgegen ſind. Doch konnte er eine freie Religionsübung noch nicht für ſie gewinnen, und wurde ſelbſt Veranlaſſung, daß die engliſche Kirche gegen ihn und ſeine Secte zu heftigem Eifer entflammt ward. Denn in ſeinen Schriften focht er die kirchliche Dreieinigkeits- und Genugthuungslehre, aus dem von ihm gewählten Standpunkte, mehr beredt als gründlich an, und zog dadurch ſich harte Gefangenſchaft, ſeinen Anhängern lange Verfolgungen zu, wobei manche Grauſamkeiten gegen die Wehrloſen ausgeübt wurden. Von allen Seiten erhoben ſich alle proteſtantiſchen Parteien gegen ihn und beſchuldigten ihn des heimlichen Papismus, den man ſelbſt in ſeiner Predigt von der allgemeinen Duldung finden wollte. Er aber war unerſchöpflich an Vertrauen zu ſeiner frommen Angelegenheit, und unermüdlich im Wohlthun. Als der ſichtbare Mittelpunkt aller Quäker, ward er täglich und ſtündlich von ihnen heimgeſucht; ſeinen Rath, ſeinen Troſt, ſeine Hülfe nahmen Alle in Anſpruch; ſein Haus ward nie leer von Hülfeſuchenden, und bei der größten Bereitwilligkeit, Aller Bedürfniſſe zu befriedigen, bei einem Vermögen, das zu fürſtlichem Wohlthun hinreichend ſchien, mußte er ſich doch endlich überzeugen, daß er ſeiner thätigen Theilnahme eine Gränze ſetzen müſſe, um nicht ſeine häuslichen Angelegenheiten gänzlich zu verwirren. Aber auch dann noch that er unglaublich viel, und Hunderte dankten ihm Unterſtützung und Erhaltung. Größer noch ward ſein Wirkungskreis ſeit dem J. 1681, da er für eine von ſeinem Vater ihm hinterlaſſene anſehnliche Schuldforderung an die Regierung von letzterer, auf ſein Anſuchen, einen großen Landſtrich am Delaware, in Nordamerika, mit völligem Eigenthums-

rechte, doch unter Hoheit der Krone Englands, erhielt. Den noch wilden und größtentheils unbebauten Boden des Landes hoffte er durch fleißigen Anbau bald zur höchſten Ergiebigkeit zu bringen, und ſo war ſeine erſte Sorge, neue Anbauer aus Europa, mit allem Nöthigen reichlich verſehen, dahin zu ſenden, und dort ein kleines, glückliches Volk zu vereinigen, in deſſen Verfaſſung ſich die Anſichten und Hoffnungen, die er vom menſchlichen Verein gefaßt, erfüllen ſollten. Denn unverkennbar war gleich anfangs eine fromme und menſchenfreundliche Abſicht, kein Handelsunternehmen, dabei vorwaltend. Vielleicht gedachte er dabei auch, den Quäkergemeinden, deren ſchon vorher viele nach Amerika ausgewandert waren, eine Freiſtätte zu gründen, wenn Haß und Verfolgung ſie endlich aus England verdrängen wollten. Doch ſollte ſein Land, das bald darauf nach ihm Penſylvanien genannt ward, keineswegs bloß Quäker aufnehmen; vielmehr lud er, ohne Rückſicht auf ein beſtimmtes kirchliches Bekenntniß, Alle ein, die mit fleißiger Hand den vielverſprechenden Boden bebauen, und ſich den Anordnungen unterwerfen wollten, die er dort einzuführen für nöthig erachtete. Da ſollte der Geiſt der Duldung, dem er ſelbſt huldigte, allenthalben kund werden, und aus allen Völkern und Religionsparteien ein Brudervolk ſich ſammeln, das Bild und Spiegel ſey für das ganze Chriſtenvolk, und der feſte Kern, an den die ganze, große Chriſtengemeine ſich anſchlöſſe. Der Name, welcher der Hauptſtadt des Landes gegeben ward, Philadelphia, wies auf die Bruderliebe hin, die alle Genoſſen dieſes kleinen Chriſtenreichs, und, nach ſeiner Hoffnung, endlich den großen Bund aller Gemeinen, erfüllen, und ein neues glückliches Zeitalter auf Erden gründen ſollte. Daß dieſer Plan, für welchen er mit freudiger Begeiſterung wirkte, nicht ſo ganz eitel war, bewies der Erfolg. Die zahlreichen Anbauer, die in Penſylvanien einwanderten, wuchſen ſchnell zu einem glücklichen Volke zuſammen, die verſchiedenartigſten Menſchen vereinigten ſich hier; ſelbſt auf die Quäker ging der Geiſt einer größern Freiheit über, da ſie von manchem Eigenſinn und frömmelnden Grillen ablieſſen, und obwohl noch immer von den übrigen Bewohnern ſich unterſcheidend, den bürgerlichen Verhältniſſen weniger als in Europa widerſtrebten. Philadelphia, das aus einem kleinen Flecken ſich ſchnell zu einer bedeutenden Stadt erhob, ſchien die unbeſtreitbarſte Beſtätigung der Grundſätze Penns. Im J. 1681 hatte er den Beſitz des Landes erhalten und viele Anſiedler hingeſendet. Im folgenden Jahre reiſete er ſelbſt in die neue Pflanzung, traf dort die zweckmäßigſten Anſtalten, und ordnete die Verfaſſung. Hier ſtellte er als Grundſatz auf, daß Jeder, der einen allmächtigen Gott, den Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt bekenne, und ſich durch ſein Gewiſſen verpflichtet erkläre, unter geſetzlicher Obrigkeit gerecht und ruhig zu leben, und keinen andern wegen religiöſer Meinungen zu kränken oder in Anſpruch zu nehmen, ein Bürger dieſes Staats werden könne. Sonach ſchien dieſer Staat nicht bloß auf einen Chriſtenſtaat berechnet zu ſeyn. Nachdem er die Angelegenheiten des Landes geordnet, kehrte er nach England zurück, wo er bemüht war, den Quäkern allgemeine Duldung und Religionsfreiheit zu erringen, und ſeine Zeit zwiſchen der Sorge für ſeine Gemeine und ſeine Penſylvanier theilte. Doch begünſtigte das Parlament ihn nicht ſo bald. Jacob II. gewährte ihm endlich, was er ſo lange und unermüdlich geſucht, für ſeine Gemeine freie Religionsübung. Der Regierung Wilhelms III. war es vorbehalten, auch den Quäkern die Freiheit und

Sicherheit feſter zu begründen, welche die allgemeine Duldungsacte vom J. 1689 ihnen, wie allen Nichtconformiſten, einräumte. Als dieſer den engliſchen Thron eingenommen, gerieth Penn in Unterſuchung, weil ein Brief des vertriebenen Königs Jacob II. an ihn aufgefunden wurde, der ihn an die erzeigten Wohlthaten mahnte, und zur Vergeltung derſelben auffoderte. Da er ohnehin der Feinde viele hatte, ſo war die Gefahr, für einen Verräther an der beſtehenden Regierung erklärt zu werden, um ſo größer. Er aber erſchien, vertheidigte ſich unerſchrocken vor Gericht, bekannte frei, wie er den unglücklichen König geliebt habe, und noch liebe, aber auf keine Weiſe an geheimen Verſuchen gegen das neue Königshaus Theil genommen. Man konnte ihn zwar nicht ſtrafbar finden; doch ward er in langwierige Verdrießlichkeiten verwickelt, und begab ſich, dieſen ausweichend, 1699 noch einmal nach Amerika, wo er mehrere Jahre verweilte, und die Vollendung ſeines Plans für das immer herrlicher aufblühende Land förderte. Als er nach einigen Jahren in England wieder eintraf, lebte er ſtill und zurückgezogen in ſeinem Hauſe zu London, ſah wenige Menſchen und beſchäftigte ſich faſt nur mit häuslichen Angelegenheiten, frommen Betrachtungen und der Abfaſſung einiger quäkeriſchen Schriften. Darauf verehelichte er ſich zum zweitenmal, und trat dann wieder mehr ins öffentliche Leben ein. Treu in ſeiner Sorge für die Ausbreitung der Quäkergemeinde reiſete er auch nach Holland und Deutſchland, und predigte in der Pfalz, wo ſchon vor ihm der bekannte Quäker Wilhelm Ames gelehrt hatte. Doch war hier ſein Wirken vergebens, wiewohl die Pfalzgräfin Eliſabeth, Aebtiſſin zu Herford, ihn begünſtigte. Bis ins Greiſenalter blieb ihm die fromme Begeiſterung für ſeinen frommen Zweck, und ohne Reue durfte er auf ſein langes verdienſtvolles Leben zurückblicken, das er im J. 1718 beſchloß. Seine neueſte Lebensbeſchreibung iſt von Th. Clarkſon. (Memoirs of the private and public life etc, London 1812. 2 Voll.) Ke.

Pennalismus nennt man die Ungezogenheiten und Albernheiten, die ſich ehedem die ältern Studenten gegen ihre jüngern erſt angekommenen Mitbrüder (die man Pennale, ſpäterhin Füchſe nannte) erlaubten. Dieſe mußten ihnen im erſten Jahre aufwarten und dafür noch obenein allerlei Schimpf erdulden. In den Jahren 1661 und 63 ſuchte man in Deutſchland durch Reichs- und Landesgeſetze dieſem Unfuge zu ſteuern. Deſſen ungeachtet erhielten ſich noch lange Spuren davon. Der Urſprung dieſer Mißbräuche ſchrieb ſich wahrſcheinlich von den Stiftern her, wo jeder neue Canonicus eine gewiſſe Summe erlegen mußte, wofür nachher ein Schmaus angeſtellt wurde; auf ähnliche Weiſe nachher die Füchſe, wenn ſie in den eigentlichen Burſchenſtand übergehen ſollten.

Penēus (Peneios), der Hauptfluß in dem alten Theſſalien, und der Gott dieſes Stromes, Vater der Daphne und Cyrene, zweier Geliebten des Apollo.

Pennant (Thomas), geboren 1726 zu Downing in Flintſhire, geſtorben 1798, ſtudirte zu Oxford, machte zu verſchiedenen Zeiten große Reiſen im In- und Auslande, beſchäftigte ſich mit der nützlichen Verwaltung ſeiner anſehnlichen Güter und wiſſenſchaftlichen Forſchungen in der Naturgeſchichte, beſonders in der Zoologie, die er durch Entdeckung und Beſchreibung mancher unbekannten Thiere erweiterte, ferner mit der Geſchichte, Verfaſſung und den Rechten ſeines Vaterlandes, deſſen naturhiſtoriſche und topographiſche Kenntniß er durch

ſeine Reiſen erweiterte. Auch wurde Schottland durch ihn erſt genauer bekannt. Als Friedensrichter behauptete er den Ruf der Gerechtigkeit und vertheidigte in mehrern Schriften die Rechte der Armen. Seine vornehmſten Schriften: Indian Zoology 1769. fol. (deutſch von Forſter); Brittish Zoology, 4 Voll. (deutſch von Murr); Arctic Zoology, 2 Voll. und ein Supplement (deutſch von Hoffmann); Synopsis of quadrupeds; History of quadrupeds 2 Voll.; Genera of birds; Tour in Wales; Tour in Scotland and voyage to the Hebrides etc.

Pennypoſt, eine in der großen und weitläuftigen Stadt London zur Bequemlichkeit und Erleichterung der Geſchäfte angelegte Poſt, welche täglich Briefe und kleine Päckchen von einem Ende der Stadt zum andern, ja ſelbſt in die umliegende Gegend, für einen Penny (daher der Name) oder nach Verhältniß für einige Pence beſorgt.

Penroſe (Thomas), ein ausgezeichneter lyriſcher Dichter der Engländer, geboren 1743, geſtorben 1779. Er ſtudirte nach dem Willen ſeines Vaters, jedoch mit Erfolg, die Theologie, aber die Neigung zum Außerordentlichen bewog ihn, in ſeinem zwanzigſten Jahre an einer See-Expedition gegen Buenos Ayres als Freiwilliger Theil zu nehmen. Bedeckt mit Narben kehrte er ruhmvoll zurück, ſetzte ſein Studium fort und nahm nach Beendigung deſſelben eine kleine geiſtliche Stelle an, in welcher er äußerlich ruhig lebte, während ſein kräftiger Geiſt im lyriſchen Schwunge emporſtieg. Alle ſeine Gedichte ſind voll Feuer und Energie des Ausdrucks. Die kühnſten derſelben hat er unter dem Titel: the Flights of Fancy (Flüge der Phantaſie) herausgegeben, in welchen er die correcte Nüchternheit der meiſten engliſchen Odendichter weit unter ſich läßt, wenn er auch oft im Uebermaße ſeiner Kraft die Gränzen der Kunſt überſchreitet. Seine Elegieen (Trauergeſänge) ſind voll Innigkeit des Gefühls und zartem Ausdruck. Seine Poems erſchienen Lond. 1781. 8. Außerdem hat er auch Predigten herausgegeben. —v.

Penſion, Erziehungsanſtalt, ſ. Inſtitut.

Penſionär heißt 1) ein Koſtgänger, Zögling einer Erziehungsanſtalt oder Penſion, 2) einer, der vom Staate einen Gnadengehalt (Penſion) bekommt. Groß-Penſionär war der Premierminiſter der Staaten von der Provinz Holland, welcher von dieſen General-Advocat der Provinz genannt wurde. Er hatte kein Votum decisivum in der Staatenverſammlung, ſondern nur den Vortrag deſſen, was zur Berathſchlagung gezogen werden ſollte. Er ſammelte die Stimmen, faßte die Beſchlüſſe ab, eröffnete die an die Staaten eingegangenen Schreiben, conferirte mit den fremden Geſandten und Miniſtern, trug Sorge für die Einkünfte und für die Erhaltung der Rechte und Gerechtigkeiten, ſo wie für alles, was die Wohlfahrt der Provinz anging. Er wohnte dem Collegio der deputirten Räthe bei, welche die Souverainetät in Abweſenheit der Staaten vorſtellten, und war immerwährender Deputirter an die Generalſtaaten der vereinigten Niederlande. Der Einfluß dieſer erſten Magiſtratsperſon war in Holland, und dadurch in den ganzen Niederlanden wichtig. Sein Amt währte eigentlich nur fünf Jahre, nach deren Verlauf jedoch in den meiſten Fällen die einmal getroffene Wahl auf neue fünf Jahre beſtätigt wurde. Die Revolution hat dieſer Stelle ein Ende gemacht.

Penſylvanien, einer der wichtigſten nordamerikaniſchen Freiſtaaten, welcher gegen Norden an New-York und den Erieſee, gegen Süden an Delaware, Maryland und Virginien, gegen Oſten an New-York und New-Yerſey und gegen Weſten an Ohio und Virginien gränzt. William Penn (ſ. d. Art.), von welchem es auch den Namen bekommen hat, erhielt es für ſeine Schuldfoderung an den brittiſchen Staat, und begab ſich 1681 mit 2000 Coloniſten dahin. Als er ankam, bewog er die Eingebornen, ihm das Stück Land, welches er wünſchte, käuflich zu überlaſſen. Er führte eine vollkommene Denk- und Religionsfreiheit ein, wodurch die Menſchenzahl ſchnell zunahm, und noch jährlich wächſt. Im J. 1810 zählte man ſchon in dieſem Staate, welcher 2140 Quadratmeilen groß iſt, 810,000 Einwohner; aber doch iſt nur ohngefähr der ſechste Theil deſſelben angebaut. Das Land wird von vielen Flüſſen bewäſſert, darunter die bekannteſten der Delaware mit dem Schnylkill, der Susquennahah mit dem Juniata und der Alleghany und Monongahela ſind, welche beide letztern nach ihrem Zuſammenfluſſe bei der penſylvaniſchen Stadt Pittsburgh den Namen Ohio erhalten. In Hinſicht der natürlichen Beſchaffenheit des Bodens läßt ſich dieß Land in drei Theile theilen; in den Gebirgsſtrich, indem die blauen, endloſen und alleghanyſchen Berge ſich in verſchiedenen Richtungen hindurchziehen; in den oſtwärts von den Gebirgen und in den weſtwärts von denſelben befindlichen Strich, in welchen beiden letztern der Boden fruchtbar und vortrefflich iſt. Die Gebirge machen faſt den dritten Theil des Landes aus; erreichen aber nirgends die Schneelinie, ſondern ſind faſt durchaus bewaldet. Sie ſind noch lange nicht genug mineralogiſch unterſucht. In dieſen Gebirgen iſt das Clima heiter und beſtändig, der Winter kalt. Der oſtwärts von den Gebirgen liegende Theil des Landes zeichnet ſich durch plötzliche Abwechſelungen des Wetters und durch die äußerſt hohen, aber nur ſehr kurze Zeit anhaltenden Grade der Hitze und Kälte aus. Die Abwechſelung von Hitze und Kälte iſt in jeder Jahreszeit ſo ſchnell, daß nicht ſelten in einem Tage Gewitter und Schnee auf einander folgen; daher das gelbe Fieber und andere Krankheiten häufig ſind. Ganz anders iſt das Clima auf der Weſtſeite der Gebirge; dort iſt es weder ſo heiß noch ſo kalt, noch die Abwechſelung ſo häufig und ſo ſchnell, und das Clima überhaupt milder. Die Producte ſind: Viehzucht aller Art, Getreide, Küchengewächſe, Flachs, Hanf, Holz, Eiſen, Steinkohlen, Marmor, Quaderſteine, Kalk und etwas Kupfer und Blei. Das Eiſen, woran dieſes Land einen großen Ueberfluß hat, iſt von beſonderer Güte, leicht flüſſig und ungemein zähe, und wird weniger vom Roſte und Seewaſſer angegriffen, als das europäiſche; daher auch beim Schiffbau dem letztern vorgezogen. Die Erze liegen ſo leicht und in loſem Geſtein, daß ſie mit wenig Mühe und Koſten gefördert werden können. Ein Drittel der Einwohner machen die urſprünglichen Engländer und unter ihnen die Quäker den zahlreichſten Theil der Angeſehenern aus. Ein anderes Drittel iſt deutſchen Urſprungs aus Schwaben, Elſaß, Franken, Weſtphalen und den Rheinländern. Das Hauptgeſchäfte der Deutſchen iſt der Ackerbau, den ſie mit Fleiß und Sparſamkeit treiben, ſie behalten ihre deutſchen Einrichtungen, Sitten und Lebensweiſe bei, und pflanzen ſie auf ihre Nachkommen fort. Sie halten ſich gern zuſammen, ſonderlich die von einer Confeſſion, ſind nicht ſehr geſellig, aber dienſtfertig und gegen Reiſende gaſtfrei und ehrlich. Die Erziehung und

die Cultur des Geiſtes vernachläſſigen ſie, nicht alle können deutſch leſen, wenige ſchreiben und rechnen. Induſtrie und Handel dieſes Landes ſteigen immer mehr; beſonders verfertigt man wollene und leinene Zeuge, Papier, Glas, Porzellan, Fayence und Seife. Auch fehlt es nicht an mancherlei Anſtalten zur Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften. Von den penſylvaniſchen Stapelwaaren iſt Weizen und Weizenmehl die vornehmſte. Der hieſige Weizen wird für den beſten in Nordamerika gehalten. Auch ſind noch Leinſaamen, Stabholz, das ſehr geſchätzt wird, gepöckeltes Rind- und Schweinefleiſch, Eiſen in Stangen, doch auch vieles, ſonderlich zu Gußwaaren verarbeitetes Eiſen und ſeit kurzem auch Schießpulver Gegenſtände der Ausfuhr. Der Handel erſtreckt ſich ſchon bis China, Petersburg und bis in das mittelländiſche Meer; wird aber nicht blos mit eigenen Producten, ſondern auch mit ſehr vielen Producten der übrigen Staaten und Weſtindiens getrieben. Der Handel hat hauptſächlich in Philadelphia (ſ. d. Art.), der Hauptſtadt der Provinz, ſeinen Sitz, und wird durch die daſelbſt befindlichen vier Banken und elf Aſſecuranzgeſellſchaften ſehr befördert. Unter den übrigen Orten ſind noch beſonders wegen ihrer Induſtrie bemerkenswerth: Germantown, Lancaſter, Ephrata oder Dunkerstown, der Sitz der Dunkers, einer Separatiſtengemeine, und Bethlehem, der Hauptort der vereinigten mähriſchen Brüder in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Was die Staatsverfaſſung Penſylvaniens betrifft, ſo beruhet die geſetzgebende Gewalt auf der Generalverſammlung, die aus dem Senate und dem Hauſe der Repräſentanten beſteht, die ein Ober- und Unterhaus bilden. Die höchſte vollziehende Gewalt hat der auf drei Jahre gewählte Gouverneur, der 30 Jahre alt ſeyn muß.

Pentaglotte, ſ. Pentapla.

Pentameter, Fünfmaß, ein Vers, der aus fünf Füßen zuſammengeſetzt iſt. Dieſe Füße ſind zwei Spondäen, die auch in Dactylen aufgelöſet ſeyn können, zwei Dactylen und ein Spondäus, welcher letztere ſo getrennt iſt, daß ſeine erſte Sylbe auf die zwei erſten Füße folgt, ſeine zweite aber den Vers ſchließt, wofür auch eine kurze Sylbe ſtehen kann. Demnach iſt folgendes das Schema des Pentameters:

```
 ∪∪ | ∪∪ |   |       |       | ∪
— — | — — | — | — ∪∪ | — ∪∪ | —
```

Die alten Grammatiker, welche auf dieſe Weiſe den Pentameter zu einem fünffüßigen Verſe machen, können dafür keinen andern Grund anführen, als daß es keinen einſylbigen Fuß gebe; denn für das Ohr und ſeinem Weſen nach iſt der Pentameter, wie der Hexameter, ein ſechstheiliger Vers, der in der dritten und ſechsten Stelle eine lange oder in der letztern auch eine kurze Sylbe hat, bei welcher man eben ſo lange verweilt, als bei zwei langen Sylben. Dieſes zweifache Verweilen gibt dem Verſe etwas Sanftes und Liebliches, wodurch er ſich merklich von dem majeſtätiſchen Hexameter unterſcheidet. Ovid ſagt daher, daß Amor ihn für ſeine Tändeleien geſchaffen habe, indem er dem Hexameter zwei Sylben geraubt. — Allein gebraucht würde der Pentameter eintönig und ermüdend ſeyn; er kommt daher nie anders als wechſelnd mit dem Hexameter vor, und zwar ſo, daß dieſer ihm vorangeht. Das ſo aus Hexametern und Pentametern zuſammengeſetzte Versmaß nannten die Alten das elegiſche, und jede

zwei Verſe ein Diſtichon (ſ. Elegie und Diſtichon). Bekannt iſt Schillers Diſtichon auf den Hexameter und Pentameter. M.

Pentapla, Pentaglotte, eine Bibel in fünf Sprachen.

Pentathlon, ſ. Gymnaſium.

Pentateuch, ſ. Hebräiſche Sprache und Moſes.

Pentekoſte, ſ. Pfingſten.

Pentheſilea, ſ. Amazonen.

Pentheus, Enkel des Kadmos und als König von Theben deſſen Nachfolger. Durch ſeine Widerſetzlichkeit gegen die Einführung des Bacchusdienſtes zog er ſich das traurige Schickſal zu, von den Bacchantinnen, worunter ſeine eigene Mutter und ſeine Schweſter waren, im tollen Wahnſinne getödtet und zerriſſen zu werden.

Pepiniere, Baumſchule, Pflanzſchule, im eigentlichen und figürlichen Sinne. Namentlich wird ſo die chirurgiſche Lehranſtalt in Berlin genannt, welche 1795 geſtiftet worden iſt.

Peplos (Peplus) oder Peplon (Peplum), ſ. Panathenäen.

Pera, eine Vorſtadt von Conſtantinopel, auf der Nordſeite des Hafens von Conſtantinopel gelegen, welche mit der Vorſtadt Galata zuſammenhängt und von vornehmen Griechen, Armeniern, Juden, Türken und von abendländiſchen Chriſten bewohnt wird. Hier wohnen auch die fremden Geſandten und faſt alle fremde Kaufleute, mit Ausnahme der Franzoſen, die meiſtens in Galata ihren Aufenthalt haben. Die Catholiken haben hier fünf Kirchen und einen Erzbiſchof, wie auch einige Klöſter. Auch befinden ſich hier ein deutſches und franzöſiſches Seminarium für junge Leute aus Deutſchland und Frankreich zur Beſetzung der Dragomanſtellen und eine türkiſche Schule für junge dem Serail beſtimmte Leute. Im J. 1810 verlor dieſe Vorſtadt durch Brand an 2500 Häuſer. Hier herrſcht europäiſche Lebensart, und die Kleidung der Einwohner iſt ein Gemiſch von griechiſcher und franzöſiſcher Mode.

Perceval (Spencer), zweiter Sohn von John Perceval, Grafen von Egmont, aus einer normanniſchen Familie, geboren in London den 1ſten November 1762. Die ſchwierigen Verhältniſſe des Kampfes mit Frankreich, während deſſen Perceval an der Spitze der brittiſchen Regierung ſtand, und, ohne hervorragende Talente zu beſitzen, durch einen feſten Charakter und durch das Vertrauen, welches ihm der König und der Regent ſchenkten, ſich gegen die Angriffe der Oppoſition behauptete, machen ſein öffentliches Leben merkwürdig. Er hatte in Cambridge ſtudirt. Als Advocat galt er für einen eben ſo redlichen als geſchickten Mann. Im J. 1799 ward er Conſulent der Admiralität und der Univerſität Cambridge. Seitdem ſtieg er ſchnell und kam in Addingtons Miniſterium (1801) als Solicitor-General. Als Pitt (12ten Mai 1804) wieder an die Spitze des Miniſteriums trat, ward Perceval Attorney-General. Er vertheidigte ſtets den Krieg gegen Frankreich, und bekannte ſich zu Pitts Grundſätzen. Früher ſtand er mit Pitt nur in geringer Verbindung, war aber ein großer Bewunderer ſeiner Beredſamkeit. Auch hatte er deſſen Aufmerkſamkeit durch ein Pamphlet auf ſich gezogen, worin er zu beweiſen ſuchte, daß eine Anklage durch die Auflöſung des Parlaments, welches ſie decretirt habe, nicht erlöſche. Er ward für den Flecken Northamton zum Parlamentsgliede gewählt. Gewöhnlich fangen die, welche zu hohen Stellen aufſtreben, damit an, daß ſie ſich zur Oppoſition ſchlagen, und halten dann einige aufs Glänzen

berechnete Reden. Perceval that dieß nicht. Am 8ten Juni 1797, in einem ſehr kritiſchen Zeitpunkte, ſah man ihn Pitt unterſtützen, der bei Gelegenheit der Unruhen auf der Flotte heftig angegriffen wurde. Seine Vorſchläge, gegen die Meuter überhaupt ſchneller zu verfahren, ſeine Reden über Finanzgegenſtände erhielten den Beifall des Hauſes. Selbſt ſein Gegner Sheridan ließ ſeinem Talente Gerechtigkeit widerfahren. Eben ſo wichtig waren ſeine Vorſchläge (1800), die Ehebruchsgeſetze zu revidiren. Bei Gelegenheit der Bill über das Mönchsweſen (den 23ſten Juni 1800) warnte er das Haus, den Catholiken nicht zu viel Rechte einzuräumen, denn ſie wünſchten die ganze Nation zu bekehren, und es bedürfe großer Anſtrengungen, um die Fortſchritte des Papſtthums zu hemmen. Als Attorney-General erklärte ſich Perceval für die Union Irlands. Unter Addingtons Adminiſtration vertheidigte er die Bill zu Abſchaffung der in der Marine vorhandenen Mißbräuche. Als der König das Grenvilliſch-Addington'ſche Miniſterium, weil es für die Sache der irländiſchen Catholiken ſehr thätig war, im J. 1807 entlaſſen hatte, trat Perceval in das aus den erſten Tory-Familien, der Jenkinſon'ſchen Partei und den in Pitts Schule erprobten Geſchäftsmännern gebildete neue Miniſterium als Unterſchatzmeiſter und Schatzkammerkanzler an Petty's Stelle ein. An der Spitze der Adminiſtration ſtand der Herzog von Portland. Ungeachtet des heftigen Tadels der Oppoſition, welcher beſonders die Führung des Krieges betraf, blieben die Miniſter ſtandhaft in ihren Anſtrengungen gegen Napoleons immer mehr um ſich greifende Continentalmacht. Sie ſetzten ihr die Cabinetsordre vom 11ten und 28ſten November und vom 18ten December 1807 entgegen, durch welche die Blokade aller franzöſiſchen und mit Frankreich in Verbindung ſtehenden Häfen ausgeſprochen wurde. Dadurch litt aber das brittiſche Handelsſyſtem eine ſchmerzhafte Erſchütterung. So groß dadurch der Haß der Unzufriedenen gegen die Miniſter ward, ſo viel gewannen dieſe auf der andern Seite durch den Widerſtand, welchen ſie den Forderungen der irländiſchen Catholiken leiſteten. Eine Adreſſe Percevals an ſeine Machtgeber brachte ihren Religionseifer in Bewegung, und die Corporation von Northampton zeigte ſich unter Georg III. als eben ſo entſchiedene Gegnerin des Papſtthums, wie zu den Zeiten der Eliſabeth. Vergeblich bot die Oppoſition ihre Kräfte auf; die große Mehrheit entſchied für die neuen Miniſter. Auch löſ'te Perceval glücklich das Problem der Finanznoth. Seine Budgets für 1808 und 1809 wurden mit großer Stimmenmehrheit bewilligt. Nach dem Tode des Herzogs von Portland, im October 1809, trat Perceval als erſter Lord der Schatzkammer an die Spitze der neuen Adminiſtration. So drückend auch die Folgen des Continentalſyſtems wurden, ſo behaupteten dennoch Perceval, Canning, Caſtlereagh und Harowby feſt auf der Fortſetzung des Kriegs, und ließen ſich weder durch die Oppoſition, noch durch die heftigen Maßregeln der londner Bürgerſchaft in ihrem Verfahren wankend machen. Damals faßte die Stadt London, als der König ihr nicht geſtattete, ihm perſönlich die Adreſſe wegen der Schelde-Expedition zu übergeben (24ſten Januar 1810), den Beſchluß: „daß die Miniſter, indem ſie jenen Zutritt zum Souverän den Bürgern verweigert, ein altes Privilegium verletzt, die Bürgerſchaft beleidigt, einen der Freiheit des Volks und dem Intereſſe der Krone zuwiderlaufenden Despotismus gezeigt, und dadurch ihrer ſchändlichen Adminiſtration einen neuen Flecken hinzugefügt hätten!" u. ſ. w. Zu-

gleich übergaben die von Lord Cochrane und Sir Francis Burdet gehaltenen Volksverſammlungen nachdrückliche Vorſtellungen wegen einer Parlamentsreform. Aber die Miniſter ſiegten, wozu Burdetts Verhaftung, die er durch Verletzung der Privilegien des Hauſes ſich zugezogen, und die bei dieſem Anlaſſe vom Pöbel begangenen Ausſchweifungen viel beitrugen. Eben ſo glücklich wurden die Unruhen in Irland, ſo wie die in Oſtindien unterdrückt. Darauf ſetzten die Miniſter bei Errichtung der Regentſchaft (im December 1810) ihren Plan, der die Rechte des Regenten ſehr beſchränkte, in beiden Kammern durch, ungeachtet des heftigen Widerſpruchs der Oppoſition und der Proteſtation der königlichen Prinzen. Dem Regenten ward nämlich das Recht, Pairs zu ernennen, völlig abgeſprochen; durch dieſe Beſtimmung ſicherten ſich die Miniſter die Stimmenmehrheit. Perceval war dabei vorzüglich thätig. Auch ſtand er an der Spitze der Abgeordneten des Hauſes, welche, den 10ten Januar 1811, die Beſchlüſſe dem Prinzen überbrachten, der hierauf, trotz der gemachten Einſchränkungen die Regentenwürde annahm. Die allgemeine Vermuthung aber, der Prinz werde die bisherigen Miniſter entfernen, und aus den Pittſchen und Forſchen Parteien ein neues Miniſterium zuſammenſetzen, ward nicht erfüllt, weil die Aerzte die Geneſung des Königs für wahrſcheinlich hielten. So blieb das politiſche Syſtem unverändert. Die Miniſter beharrten bei ihrem Blokadeſyſtem, und die Spannung mit Nordamerika erreichte den höchſten Grad. Dagegen gewann England durch den freiern Verkehr mit Schweden und Rußland; und die Miniſter, welche das Lizenzenſyſtem als Ausweg bei der Handelsſperre angenommen hatten, rechtfertigten das Büdget von 1811 mit dem Steigen des Nationalreichthums, und ſchrieben das Sinken des Handelscredits falſchen Speculationen zu. Perceval trug ſelbſt darauf an, der Regierung 6 Millionen Pfund Sterlings zu bewilligen, womit ſie hülfsbedürftige Kaufleute unterſtützen könnte. Die Miniſter ſiegten hierin, wie in dem Vorſchlage der portugieſiſchen Subſidien, wo Withbread und Ponſonby vergebens gegen Percevals Anträge ſich erhoben. Allein deſto höher ſtieg die Erbitterung des Volks, und die heftigen Beſchlüſſe einer von den Freunden der Parlamentsreform (10ten Juni 1811) gehaltenen Verſammlung, ſo wie die Menge der Bittſchriften aus vielen Manufacturſtädten um Brot, Arbeit und Unterſtützung, ſetzten die Miniſter in nicht geringe Verlegenheit. Der Mangel war ſo groß, daß in mehreren Städten, z. B. in Nottingham, Unruhen ausbrachen. Zugleich veranlaßten die ſtrengen Maßregeln der Regierung ſtürmiſche Bewegungen unter den catholiſchen Irländern. Deſſenungeachtet gaben Perceval, Wellesley, Liverpool und Eldon in keinem Punkte nach; ſie hoben bloß die fiscaliſche Unterſuchung gegen einige Stimmführer der Catholiken auf. Nun wollte der Regent durch eine neue Bildung des Miniſteriums (28ſten März 1812) die Gemüther beruhigen. Da aber Perceval, Liverpool und Caſtlereagh an der Spitze der Staatsgeſchäfte blieben, ſo traten nur wenige Mitglieder der Oppoſition auf die Seite der Miniſterialpartei. Die Umſtände wurden immer ſchwieriger. Schon erwartete die Oppoſition (Grenville, Grey, Ponſonby u. a. m.) den Sturz des Miniſteriums, da die Gährung unter dem Volke bei der Laſt des Kriegs immer bedenklicher wurde; allein Perceval blieb unerſchütterlich, und die Miniſter veranlaßten den Regenten, am 21ſten April die Declaration zu Weſtminſter über die Erhaltung der Seegewalt oder des brittiſchen Seeſyſtems zu erlaſſen. Auch wurden

abermals die Vorſchläge zu Gunſten der irländiſchen Catholiken im April d. J. von beiden Häuſern mit großer Stimmenmehrheit verworfen. Da erfolgte jene in den brittiſchen Annalen unerhörte Frevelthat, daß ein gallſüchtiger Schwärmer den erſten Staatsminiſter ermordete. In dem Augenblicke, als Perceval (am 11ten Mai, um 5 Uhr Abends) ins Parlamentshaus trat, traf ihn eine Kugel ins Herz. Whitbread und andere Mitglieder des Unterhauſes brachten den Sterbenden in das Zimmer des Secretärs, Lord Arden empfing die letzten Athemzüge ſeines Bruders. Der General Gascoigne riß dem Mörder die Piſtole aus der Hand; er hatte noch eine zweite die geladen war, bei ſich. Dieſer Unglückliche war John James Billigham, Kaufmann zu Liverpool, der ſeit einigen Jahren ſein ganzes Vermögen eingebüßt hatte. Ohne allen Privathaß gegen Perceval, war er nur gegen das Miniſterium aufgebracht, und richtete ſeine Rache gegen deſſen Haupt. Die herbeigeholten Gerichtsbeamten befragten die Augenzeugen; Billingham wollte einiges zu ſeiner Rechtfertigung anführen; aber Lord Caſtlereagh unterbrach ihn: er ſolle dieß thun, wenn er vor Gericht ſtehen werde. „Gut,“ ſagte der Mörder, „ſo werde ich mich alsdann erklären, und mein Vaterland wird mich richten.“ Er ward am 18ten Mai gehangen. Der Tod des Miniſters machte in ganz England den tiefſten Eindruck. Nur ein kleiner Theil des londner Pöbels entblödete ſich nicht, dem Mörder Beifall zu bezeigen, und wollte ihm, als er ins Gefängniß geführt wurde, zum Entkommen behülflich ſeyn. — Ueber Percevals Charakter als Privatmann, als Gatte und Vater (er war ſeit 1790 vermählt und hinterließ 15 Kinder) war nur *eine* Stimme der öffentlichen Achtung. Als Redner war er lebhaft, klar, fließend, ſchlußrecht. Er beſaß weder den natürlichen Witz des Lord North, noch den eindringenden Scharfſinn von Fox, noch viel weniger die imponirende Beredſamkeit ſeines Vorgängers Pitt; aber er wußte ſich in der Kammer der Gemeinen Gehör zu verſchaffen, und zu überzeugen. Ueber ſeine Regierungsgrundſätze, die er mit unerſchütterlichem Muthe, bei dem größten Widerſtande der Gegenpartei und unter den gefahrvollſten Ereigniſſen, behauptete, hat die Zeit gerichtet: er ſollte den Triumph der Sache Europa's und den hohen Ruhm ſeines Vaterlandes nicht erleben. Treu und uneigennützig in ſeinem Berufe, hinterließ er den Seinigen kein Vermögen. Das Parlament ſetzte ſeiner Witwe und ſeinen Kindern ein Jahrgehalt von 2000 Pf. Sterl. aus. K.

Perdiccas. Dieſen Namen führten mehrere Könige von Macedonien, auch der erſte nach einigen Angaben. Ein ſpäterer Perdiccas, der dritte dieſes Namens, war ein Bruder des bekannten Philippus. Berühmter iſt der Feldherr Alexanders, ein vornehmer Macedonier, der ihn auf ſeinen Zügen nach Aſien begleitete und in vorzüglichem Anſehn ſtand, auch Alexanders Vertrauen vor allen andern hatte. Ihm übergab dieſer ſterbend ſeinen Siegelring, das Symbol der königlichen Gewalt, und ſcheint ihn dadurch zu ſeinem Nachfolger haben beſtimmen zu wollen. Auch beſaß er wohl Ehrgeiz genug um dieſe Würde zu wünſchen; dennoch bewirkten die Gegner und Nebenbuhler, daß er bloß zu einem der Vormünder des Thronerben gewählt wurde. Uebrigens wußte er es doch dahin zu bringen, daß er den nächſten Platz nach dem Könige behauptete; als er aber höher ſtrebte, und eben im Begriff war, ſeine mächtigen Rivalen niederzukämpfen, entſtanden Meutereien in ſeinem eignen Heere, die zum

Theil ſein Uebermuth erzeugt hatte, und führten ſeinen gewaltſamen Untergang herbei. Er wurde im dritten Jahr, nachdem er zum Vormund ernannt worden war, in Aegypten von ſeinen Kriegern ermordet.

Perduellion, crimen perduellionis, ſo viel als Hochverrath. S. d. Art.

Peregrinus Proteus, ein berüchtigter Schwärmer, der in der erſten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. Geb. lebte, und aus Paros in Pontus gebürtig war. Nach vielen Ausſchweifungen mußte er endlich, weil man ihm die Erdroſſelung ſeines Vaters Schuld gab, flüchtig werden. Er ging darauf nach Paläſtina, nahm das Chriſtenthum an, und erwarb ſich durch ſeinen fanatiſchen Eifer, der ihn auch ins Gefängniß brachte, den Namen eines Märtyrers. Von allen Seiten her erhielt er Unterſtützung und Theilnahme, bis endlich der Präfect von Syrien ihn wieder in Freiheit ſetzte. Nun begann er aufs Neue ſeine Wanderungen, wurde wegen ſeiner Verworfenheit von der Gemeinſchaft der Chriſten ausgeſchloſſen, und verſank in die niedrigſten Ausſchweifungen. Allgemein verabſcheut, wollte er wenigſtens durch eine außerordentliche Handlung enden. Demnach machte er durch ganz Griechenland bekannt, daß er ſich bei den olympiſchen Spielen freiwillig verbrennen werde; ein Entſchluß, den er auch wirklich im Jahr 168 nach Chr. Geb. vor einer ungeheuern Menſchenmenge ausführte. — Für uns hat dieſer cyniſche und chriſtliche Schwärmer durch Wielands Roman ein erneutes Intereſſe erhalten.

Pergament iſt ein gegerbtes, mit Kalk gebeiztes und auf beſondre Weiſe zubereitetes Hammel-, Kalb- oder Ziegenfell, welches ſeinen Namen von der Stadt Pergamus (ſ. d. Art.) erhielt. Schon im hohen Alterthume ſchrieb man auf rohe, und nachher auch auf ſolche Thierhäute, die auf beiden Seiten gegerbt waren. In der Folge wurden die Felle durch Schaben und Reiben mit Kalk zu Blättern bereitet. Schon zu Davids Zeiten hatten die Iſraeliten aufgerollte Bücher von Thierhäuten, und Herodot erzählt, daß die Jonier in den älteſten Zeiten auf ungegerbte Hammel- und Ziegenfelle ſchrieben, von denen bloß die Haare abgeſchabt waren. Ptolemäus Philadelphus konnte die Feinheit des Pergaments nicht genug bewundern, auf welches die Abſchrift der heiligen Schrift geſchrieben war, die ihm der Hoheprieſter Eleazar zuſchickte. Dieß alles beweiſet, daß das Pergament nicht in Pergamus erfunden, ſondern nur verbeſſert und in ſo großer Menge verfertigt wurde, daß es den vorzüglichſten Handelszweig dieſer Stadt ausmachte. — Anfangs war das Pergament gelb; in Rom lernte man es weiß machen; nachher gab man ihm auch die violette oder Purpurfarbe auf beiden Seiten. Jetzt weiß man dem Pergament alle Farben zu geben, und auch ein gefärbtes durchſichtiges Pergament zu bereiten.

Pergamus, eine der ſchönſten und berühmteſten Städte Aſiens im Alterthume. Sie lag in Myſien und war die Hauptſtadt eines beſondern Königreichs, das im J. 283 vor Chr. von Philetärus, des Lyſimachus Statthalter in Pergamus, geſtiftet und nach einer Dauer von 133 Jahren von den Römern in Beſitz genommen wurde. Pergamus war ein blühender Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften und beſaß eine Bibliothek von 200,000 Bänden. (Vergl. den Artikel Pergament.)

Pergoleſi (Giovanni Battiſta), ein berühmter italieniſcher Tonſetzer, war 1704 in dem Städtchen Caſoria in der Nähe von

Neapel geboren, und trat 1717 in das nachmals aufgehobene Conſervatorium dei poveri di Gesù Cristo zu Neapel. Gaetano Greco ſtand damals an der Spitze dieſer berühmten Schule. Dieſer große Meiſter hatte für ſeinen Zögling eine beſondere Sorgfalt und weihte ihn früh in alle Geheimniſſe ſeiner Kunſt ein. In einem Alter von vierzehn Jahren hatte ſich Pergoleſi ſchon durch verſchiedene Compoſitionen ausgezeichnet, worin die Melodie den Künſteleien des Contrapunkts aufgeopfert war; kaum aber war er aus dem Conſervatorio getreten, als er durch das Studium der Geſangwerke Vinci's und Haſſe's ſeine Manier völlig veränderte, und eine neue Laufbahn betrat. Seine erſten Verſuche gefielen jedoch dem Publikum nur wenig. In ſeiner erſten Oper fanden nur einige Arietten Beifall. Der Fürſt von Stigliano, erſter Stallmeiſter des Königs, urtheilte beſſer von den Talenten Pergoleſi's, nahm ihn unter ſeinen Schutz und verſchaffte ihm von 1730 bis 34 für das Teatro nuovo Beſchäftigung. In dieſer Zeit ſetzte er auch die Serva Padrona für das Theater von San-Bartolomeo. Aber ſein Genie fand keine Befriedigung darin, gewöhnliche Gegenſtände zu behandeln; mit Eifer ergriff er daher die Gelegenheit, ſich zu Rom durch eine wichtigere Compoſition bekannt zu machen und ſchrieb im J. 1735 die Olimpiade für das Theater Tordinone. Doch fiel dieſe Oper, welche zugleich mit Duni's Nerone erſchien, ungerechter Weiſe durch, während letztere, nach des Verfaſſers eignem offenen Geſtändniſſe von weit geringerm Werth, allgemein gefiel. Pergoleſi kehrte darauf nach Neapel zurück und componirte das Dixit und Laudate, welche wir von ihm beſitzen, und wurde durch den vollſtändigſten Beifall für jene frühern falſchen Urtheile entſchädigt. Indeß nahm ſeine Geſundheit immer mehr ab, und ſeine Freunde bewogen ihn, nach Torre del Greco, am Fuße des Veſuv, zu ziehen, wo, wie man glaubt, Bruſtkranke, wenn Heilung möglich iſt, leicht und ſchnell geneſen. Hier componirte Pergoleſi ſein berühmtes Stabat, die Cantate Orfeo und das Salve Regina, ſein letztes Werk. Er ſtarb im J. 1737, als eben ſein Ruf anfing, ſich über Europa zu verbreiten. Die Theater wie die Kirchen ertönten von ſeinen Werken; in Rom gab man ſeine Olimpiade aufs Neue mit größter Pracht, und je gleichgültiger man anfangs dagegen geweſen, deſto mehr bewunderte man jetzt ihre Schönheiten. Nach dem allgemeinen Urtheil der Italiener hat ihn im muſikaliſchen Ausdruck niemand übertroffen; Einige nennen ihn den Dominichino in der Muſik, aber ſie werfen ihm die Wiederholungen, einen abgebrochenen Styl, und daß er zuweilen den Geſang der Wirkung der Begleitung aufgeopfert habe, vor. Außerdem erſcheint ihnen ſeine ganze Art etwas ſchwermüthig und melancholiſch, welches vielleicht von ſeiner Körperſchwäche herrührt.

Periander, Fürſt von Corinth, Sohn des Cypſelus, wird unter die ſogenannten ſieben Weiſen Griechenlands gerechnet. Seine Elegieen ſind verloren gegangen.

Pericopen (griechiſch) heißen die bibliſchen Stellen, welche bei dem öffentlichen Gottesdienſte zu Vorleſungen vor dem Altare und als Texte zu den Predigten gebraucht werden. Die Auswahl derſelben ſcheint in den erſten Jahrhunderten der Willkür der Geiſtlichen überlaſſen geweſen zu ſeyn, im vierten Jahrhundert wurde ſie auf die kanoniſchen Schriften des alten und neuen Teſtaments beſchränkt und im ſechſten Jahrhundert von Papſt Gregor dem Großen durch ein eignes Lectionarium beſtimmt, welches Carl der Große bei dem in

ſeinem Reiche eingeführten Homiliarium zum Grunde legte. Ihm verdanken wir daher die auf alle Sonn- und Feſttage im Kirchenjahre vorgeſchriebenen Evangelien und Epiſteln, welche Luther bei der Reformation für ſeine Partei beibehielt. Dieſer ſagt ſelbſt, nur die Unwiſſenheit der Geiſtlichen ſeiner Zeit habe ihn vermocht, in dieſer Hinſicht beim Alten zu bleiben, weil es grade über dieſe Texte die meiſten Poſtillen gab. Die reformirte Kirche hingegen ließ ihren Predigern ſogleich die Freiheit, ſich ihre Texte bei öffentlichen Vorträgen auszuwählen; und auch in der lutheriſchen hat man neuerdings die Mängel jener alten Pericopen wohl ſtark genug empfunden, um, wie ſchon gegen Ende des 18ten Jahrhunderts in Dänemark, Wirtemberg, Baden und einigen kleinern deutſchen Staaten und auf Reinhards Antrieb für die Jahre 1810 und 1811 auch im Königreiche Sachſen geſchehen iſt, neugewählte Reihenfolgen bibliſcher Abſchnitte oder Texte liturgiſch vorzuſchreiben. Ueberdies ſind in Sachſen beim Wiedereintritt der alten Pericopen 1812 einige unzweckmäßige weggelaſſen und in der neuen ſächſiſchen Agende fruchtbarere Texte an ihre Stelle geſetzt worden. In wiefern der dem geiſtvollen und in der Bibelauslegung geübten Prediger allerdings läſtige Pericopenzwang, oder die kirchliche Vorſchrift über beſtimmte Texte zu predigen, überhaupt abzuſchaffen ſey, läßt ſich ſchwer entſcheiden. Noch gibt es Prediger genug, die dieſe, dem Geiſte des Proteſtantismus allerdings angemeſſene Maßregel in Verlegenheit ſetzen oder zu Mißgriffen verleiten könnte, und unter allen zur Bewerkſtelligung derſelben vorgeſchlagenen Modificationen ſcheint die Einrichtung, daß jeder Prediger jährlich oder halbjährlich von ihm ſelbſt gewählte Texte den Ephorien und Conſiſtorien zur Prüfung einreiche, und dann über die genehmigten, oder an der Stelle der verworfenen eingeſchalteten predige, den vorwaltenden Bedenklichkeiten noch am beſten zu begegnen. In der catholiſchen Kirche gelten die alten Pericopen als Beſtandtheile der Liturgie am Altare noch unverändert, jedoch hängt die mehrere oder mindere Freiheit in der Wahl der Predigttexte von der Liberalität und Connivenz der Biſchöfe und ihrer Vicarien ab. E.

Perier (Jean Conſtantin), Mitglied der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften. Er und ſein Bruder Auguſte Charles ſind für Frankreich das, was Boulton und Watt für England waren. Ihnen verdankt Frankreich die Einführung der Dampfmaſchinen und viele dabei angebrachte Erfindungen. In ihrem großen Etabliſſement zu Chaillot bei Paris werden, wie in Soho durch Boulton und Watt, alle Arten von Maſchinen im Großen verfertigt und man wendet ſich bei neuen großen Fabrik- und Manufacturanlagen und Unternehmungen gewöhnlich zur Ausführung an ſie. — Caſimir Perier, einer der erſten pariſer Banquiers nnd Mitglied der Deputirtenkammer, hat ſich in neueſter Zeit durch ſeine großen Einſichten im Finanzfach und durch ſeine kräftige Oppoſition gegen die Finanzadminiſtration des Miniſters Corvetto, beſonders bei Gelegenheit der großen Anleihen durch die Geſellſchaft Baring-Hope-Labouchère, hervorgethan, und man hielt ihn für eine der kräftigſten Stützen der liberalen Parthei. Er iſt 1777 in Grenoble geboren.

Perikles, einer der berühmteſten Staatsmänner Griechenlands, in deſſen Zeitalter um das Jahr 444 vor Chr. die Blüthezeit der griechiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt fiel, war zu Athen geboren, und der Sohn des durch den Sieg bei Mykale über die Perſer bekannten

Feldherrn Xanthippus. Er empfing eine liberale Erziehung, wie ſie unter den vornehmen Athenienſern gewöhnlich war. Damon lehrte ihn Muſik und Politik. Durch den ausgezeichneten Unterricht eines Anaxagoras, der ihm die Erſcheinungen der Natur erklärte und ihn dadurch von Furcht und Aberglauben des gemeinen Volkes befreite, ſo wie des Zeno von Elea, eines berühmten Philoſophen und Meiſters in der Disputirkunſt, erwarb er ſich bei großen natürlichen Anlagen und einem durchdringenden Verſtande eine Erhabenheit der Geſinnung und Stärke des Charakters, wodurch es ihm gelang, auf lange Zeit eine faſt unbeſchränkte Gewalt über ein Volk auszuüben, das ſchwerer als irgend ein anderes zu beherrſchen war. Perikles war durch ſeine Familienverhältniſſe mit den Ariſtokraten verbunden; aber theils wegen der Eiferſucht, womit der große Haufe dieſe Partei betrachtete, theils da der erſte Platz unter den Ariſtokraten bereits von Cimon eingenommen war, hielt er ſich anfänglich von den Angelegenheiten des Staats zurück, und bewarb ſich um die Gunſt der Volkspartei. Das Betragen, welches er annahm, war dem des Cimon ganz entgegengeſetzt. Dieſer zeigte ſich glänzend und geſellig; er dagegen vermied alle Gaſtmähler und öffentlichen Vergnügungen, lebte eingezogen für ſich, erſchien nie anders öffentlich, als im Prytaneum und in der Volksverſammlung, und benahm ſich allenthalben mit Ernſt und Würde. Da er nicht Mitglied des Areopagus war, ſo bemühte er ſich, deſſen Anſehn zu ſchwächen, und trieb ſeinen Freund Ephialtes an, das Volk eiferſüchtig auf dieſes Gericht zu machen, und ein Decret zu bewirken, welches die meiſten Streitigkeiten, die vor demſelben unterſucht und entſchieden wurden, andern Gerichtshöfen übertrug. Seine Beredſamkeit war ſo erhaben und mächtig, daß man von ihm ſagte, er donnere und blitze in ſeinen Reden, und ihn den *Olympier* nannte. Mit großer Sorgfalt vermied er alles, was dem Volke mißfallen konnte, und wiewohl er ſeine Reden niederſchrieb, bevor er ſie hielt, ſo ſchien es ihm doch wahrſcheinlich klüger, dieſelben nicht aufzubewahren. Die Geduld, mit welcher er Beleidigungen zu ertragen wußte, war ſeinem Emporſteigen günſtig. Als ein Beiſpiel dieſer Herrſchaft über ſeine Gefühle erzählt man, daß, als ihn einſt Abends ein gemeiner Bürger mit Schmähungen aus der Volksverſammlung bis vor ſein Haus begleitet, er einem Diener befohlen habe, eine Fackel anzuzünden, und den Mann nach Hauſe zu leuchten. Nachdem die Volkspartei die Anklage des Cimon bewirkt hatte, wurde Perikles zu einem der Richter ernannt. Er betrug ſich indeß hierin mit vieler Mäßigung, und ſprach von ſeinem großen Mitbürger mit der ſchuldigen Achtung. Die Verbannung ſeines Nebenbuhlers eröffnete ſeinen ehrgeizigen Planen endlich ein freies Feld. Da Cimon das Volk geſpeiſet und gekleidet hatte, ſo ſetzte Perikles es durch, daß die Bedürftigen aus dem öffentlichen Schatz unterſtützt wurden. In dem Kriege, welcher 458 vor Chr. Geb. zwiſchen den Athenienſern und Lacedämoniern ausbrach, gab ſich Perikles in der unglücklichen Schlacht bei Tanagra den größten perſönlichen Gefahren Preis, und fiel bald darauf glücklich mit einer Flotte und einem kleinen Heere in den Peloponnes ein. Um dem Volke zu ſchmeicheln, das die Rückkehr des Cimon wünſchte, bewirkte er ſelbſt einen Volksbeſchluß, wodurch derſelbe zurückberufen wurde; insgeheim aber ſoll er mittelſt ſeiner Schweſter eine Uebereinkunft mit Cimon getroffen haben, welcher zufolge der Oberbefehl des Heers dieſem, die Leitung der Staatsangelegenheiten aber ihm ſelbſt überlaſſen

ſeyn ſollte. Durch Cimons Tod aber wurde er vollkommen Herr von Athen; denn wiewohl die ariſtokratiſche Partei ihm den Thucydides, des Meleſias Sohn, einen Anverwandten des Cimon, entgegenſtellte, ſo war ihm dieſer doch zu wenig gewachſen. „Wenn ich ihn auch zu Boden werfe,“ ſagte daher dieſer einſt von Perikles, „ſo ſagt er doch, daß er nie daniedergelegen, und überredet ſelbſt die Zuſchauer, daß ſie ihm glauben.“ Von jetzt an beherrſchte Perikles den Staat, ohne Herr zu heißen, und ſeine vornehmſte Sorge war, die Aufmerkſamkeit des Volks entweder durch Ausſendung neuer Colonien oder durch kriegeriſche Unternehmungen zu beſchäftigen. Durch die großen öffentlichen Werke, die er errichten ließ, ſchmeichelte er der Eitelkeit der Athenienſer, deren Stadt er verſchönerte, und beſchäftigte zugleich eine Menge von Arbeitern und Künſtlern. Um die Koſten dieſer großen Unternehmungen beſtreiten zu können, ließ er den öffentlichen Schatz Griechenlands von Delos nach Athen bringen, und wußte dieſe Treuloſigkeit durch die Erklärung zu rechtfertigen, daß, da dieſes Geld zur Vertheidigung gegen die Barbaren erhoben worden, durch die Anſtrengungen der Athenienſer aber dieſer Zweck erreicht wäre, die Verbündeten auch kein weiteres Recht hätten, nach der Verwendung dieſes Geldes zu fragen. Seine perſönliche Rechtſchaffenheit in allen Geldangelegenheiten war über jeden Argwohn erhaben, wovon ein merkwürdiges Beiſpiel angeführt wird. Während einer Unternehmung gegen Euböa fielen die Lacedämonier als Bundesgenoſſen der Megarenſer in Attica ein. Perikles wußte dieſen Angriff durch Beſtechung des Vormundes des ſpartaniſchen Königs abzuwenden. Als er nachher Rechnung ablegte, ſetzte er die Summe von zehn Talenten zu einer geheimen, aber nützlichen Ausgabe an, und die Athenienſer begnügten ſich damit, ohne weitere Auskunft zu verlangen. Nach ununterbrochen fortgeſetzten Feindſeligkeiten gegen Euböa machte er ſich endlich zum Herrn dieſer wichtigen Inſel (447 vor Chr. Geb.); bald darauf ſchloß er einen Waffenſtillſtand mit den Spartanern auf dreißig Jahre. Die Macht des großen Haufens zu beſchränken, die er bisher nur erweitert hatte, ſetzte er die Erneuerung eines alten Geſetzes durch, nach welchem nur der Sohn eines Bürgers und einer Bürgerin von Athen für einen athenienſiſchen Bürger gelten ſollte, und ließ dem gemäß 5000 Menſchen, die bisher frei geweſen waren, als Sclaven verkaufen. Dieſe Handlung, die zugleich Perikles großen Einfluß beweiſet, hatte ohne Zweifel den Beifall der Mehrzahl unter den Bürgern, deren Anſehn durch dieſe Verminderung ihrer Zahl ſtieg. Den Waffenſtillſtand mit den Spartanern benutzte Perikles, um die Samier zu bekriegen (440 v. Chr. Geb.), welche ſich gegen die übermüthige Macht Athens ſträubten. Zu dieſem Kriege ſoll er zum Theil durch die Aſpaſia bewogen worden ſeyn; (ſ. Aſpaſia). Die Unternehmung gegen Samos, auf welcher ſie den Perikles begleitete, endigte mit der Unterwerfung der Inſel, und der Wiederherſtellung der demokratiſchen Regierung auf ihr. Die Samier empörten ſich bald darauf, und vertrieben die athenienſiſche Beſatzung, wurden aber durch eine Niederlage zur See und durch die Eroberung ihrer Stadt und Auslieferung ihrer Schiffe aufs Neue von Perikles zur Unterwerfung gezwungen. Bei ſeiner Rückkehr hielt er zu Athen jene berühmte Trauerrede zum Andenken der Gebliebenen, welche von ſeinen Landsleuten mit ſo großem Enthuſiasmus aufgenommen wurde, daß ſich die Frauen um ihn drängten und ſein Haupt mit Kränzen ſchmückten. Als endlich Thucydides in dem

Kampfe der Parteien zur Verbannung verurtheilt worden, wurde das Anſehn des Perikles noch überwiegender, bis endlich die Eiferſucht der Athenienſer erwachte, als die Hoffnungen verſchwanden, die ihnen die Ereigniſſe vor Ausbruch des peloponneſiſchen Krieges eröffnet hatten. Einige ſeiner Freunde wurden verfolgt: Anaxagoras, ſein verehrter Lehrer, wurde der Irreligion beſchuldigt; Aſpaſia wurde öffentlich wegen ihres Verhältniſſes zu Perikles angeklagt. Er ſelbſt führte ihre Sache, und fühlte ſich davon ſo ergriffen, daß er ohne Rückſicht auf ſeine Würde Thränen vergoß. Er bewirkte ihre Losſprechung, den Anaxagoras aber entzog er dadurch den Angriffen ſeiner Feinde, daß er ihn unter ſeiner eigenen Begleitung aus Attica führte. Als die Spartaner, welche ſich der kleinern griechiſchen Staaten annahmen, ihre Foderungen, den dieſen zugefügten Schaden zu erſetzen, unter Androhung eines Krieges auf den Weigerungsfall, nach Athen gelangen ließen, überredete Perikles die Athenienſer, die Bedingungen zu verwerfen, und wurde dadurch der Urheber des langen und verderblichen peloponneſiſchen Krieges, von welchem wir in einem eigenen Artikel geſprochen haben. Einige behaupten, er habe dadurch ſeine Landsleute von außen beſchäftigen und ihre Blicke von ſeiner Verwaltung und Herrſchaft abziehen wollen, um ſo mehr, da ſeine Feinde ſich täglich vermehrten; auch habe ſeine Geliebte Aſpaſia einen großen Haß gegen Sparta gehegt. Wahrſcheinlicher jedoch iſt es, daß Perikles, durch ſeine ſtolzen Begriffe von der Hoheit und Würde der athenienſiſchen Republik irre geleitet, darauf drang, nichts zu bewilligen, beſonders da ſein eignes Anſehn dadurch zu Grunde gerichtet worden wäre. Als der Krieg im Jahre 431 begann, war Perikles der Meinung, daß die Athenienſer die Vertheidigung ihrer Ländereien aufgeben, und ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die Befeſtigung der Stadt und Ausrüſtung der Flotte wenden ſollten. Demgemäß ließ er, als ihm der Oberbefehl übertragen worden, trotz des Murrens der Athenienſer, das überlegene Heer der Spartaner und ihrer Bundesgenoſſen ohne Widerſtand bis Acharnä in Attica vorrücken; ſchickte aber zu derſelben Zeit eine furchtbare Flotte nach den Küſten des Peloponneſus, nach Locris und Aegina, welche die in Attica begangenen Plünderungen doppelt rächte. Nachdem aber die Peloponneſier ſich zurückgezogen hatten, machte er ſelbſt einen Einfall in das Gebiet der Megarenſer, welche die Haupturſache des Krieges waren. Am Schluſſe dieſes Feldzuges hielt er mit hinreißender Beredſamkeit auf die im Dienſte des Vaterlandes Gebliebenen eine Rede. Im nächſten Jahre brach die denkwürdige Peſt in Athen aus, die ſo ſchreckliche Verheerungen anrichtete, daß Perikles ſeines ganzen Muthes bedurfte, ſich ſelbſt und ſeine Landsleute aufrecht zu erhalten. Um ihre Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen, machte er eine große Rüſtung, und ſegelte damit nach Epidaurus; aber die Sterblichkeit unter ſeinen Truppen hinderte ihn, etwas Wichtiges auszuführen. Perikles kehrte mit einer geringen Mannſchaft zurück, und vermochte nicht den entmuthigten Athenienſern Vertrauen einzuflößen. Er verlor das Commando, und mußte, ohne daß ihm ein beſonderes Verbrechen wäre zur Laſt gelegt worden, eine anſehnliche Geldſtrafe erlegen. Bald aber rief ihn mit gleichem Leichtſinne das Volk wieder an die Spitze der Geſchäfte zurück, und ertheilte ihm eine größere Gewalt, als er je zuvor beſeſſen. Jetzt aber, wo die Sorgen für den Staat ihn ſo vielfach beſchäftigten, trafen ihn auch häusliche Sorgen, welche ſeinen Geiſt niederbeugten. Sein älteſter Sohn Xan-

thippus, der in Zwieſpalt mit ihm gelebt hatte, ſtarb an der Peſt; dieſelbe Todesart raffte ſeine Schweſter und viele ſeiner nächſten Verwandten und Freunde weg; zuletzt ſtarb auch Paralus, ſein einziger ihm noch übriger Sohn von ſeiner erſten Gattin. Dieſer Unfall zwang ihm Thränen ab. Ihn zu tröſten, widerriefen die Athenienſer ſein eigenes Geſetz gegen die halbbürtigen Kinder, und ſo trug er ſeinen mit der Aſpaſia gezeugten Sohn in die Bürgerliſte ein. Aber ſeine Kraft war gebrochen. Er verfiel in eine ſchleichende Krankheit, die ſeinen Körper und ſeinen Geiſt aufzehrte. Er ſtarb im 4ten Jahre der 87ſten Olympiade, vor Chr. Geb. 429 im dritten Jahre des peloponneſiſchen Krieges. Als er im Sterben lag, und kein Zeichen des Lebens mehr an ihm erſchien, gedachten ſeine das Lager umringenden Freunde unter Wehklagen ſeiner großen Thaten; er aber raffte ſich plötzlich auf und ſagte ihnen: „In dieſen Dingen ſind mir Andere gleich, aber zu beſonderm Ruhme rechne ich mir's an, daß nie ein Athenienſer durch mich in Trauer verſetzt worden.“ — Athen verlor in ihm ſeinen ausgezeichnetſten Bürger, dem, wenn auch ſtrenge Tugend, doch Seelengröße nicht abzuſprechen iſt. Seine Erziehung hatte ſeinen Geiſt aufgehellt, und über die Vorurtheile ſeines Zeitalters erhoben. Seinem Vaterlande das Uebergewicht über alle griechiſchen Staaten zu verſchaffen, war ſein Beſtreben, und wirklich behauptete Athen, ſo lange dieſer große Bürger es beherrſchte, nicht bloß in geiſtiger, ſondern auch in politiſcher Rückſicht den erſten Rang. Ihm verdankte Athen ſeine ſchönſten Zierden, das Parthenon, das Odeum, die Vorhalle der Burg, die großen Mauern, zahlreiche Statuen und andere Kunſtwerke, von deren Vollkommenheit die vorhandenen Ueberreſte uns einen Begriff geben. Die Blüthe der griechiſchen Kunſt, das Zeitalter des Phidias (ſ. d. Art.), fiel mit Perikles Zeit zuſammen. So iſt mit Perikles Namen der Begriff der ſchönſten Periode für Athens Kunſt, Wiſſenſchaft und Macht verbunden, und trifft ihn der Vorwurf, daß er Athen an den Abgrund geführt, von welchem es herabſtürzen mußte, ſo gebührt ihm auch das Lob, hauptſächlich dazu beigetragen zu haben, daß es in geiſtiger Hinſicht für immer die Königin aller Staaten des Alterthums blieb und auch für uns bleiben wird.

Periode bedeutet einen **Zeitkreis**, und den von demſelben eingeſchloſſenen **Zeitraum**, daher wird ein größerer Zeitraum in mehrere **Zeitabſchnitte** getheilt, welche ebenfalls Perioden heißen. So braucht das Wort der Aſtronom und Chronolog; jener, um das Wiederkehren einer und derſelben kreisförmigen Bewegung auszudrücken, dieſer um einen **Cyclus** von mehreren Jahren zu bezeichnen. (S. **Cyclus**). Der Aſtronom verſteht daher unter dem **periodiſchen Monate** eine Zeit von 27 Tagen 7 Stunden 43′ 11″, nach welcher der Mond, indem er täglich etwa um 13 Grad am Himmel von Abend gegen Morgen fortrückt, wieder bei denſelben Fixſternen ankommt. In der Chronologie konnten richtige Zeitkreiſe erſt dann gefunden werden, als die Aſtronomie die wahre Bewegung der Weltkörper erkannt hatte. Daher iſt die Chronologie der alten Völker ſehr verworren. Die berühmteſten Perioden der Griechen waren: die 19jährige Mondsperiode des Meton von 6940 Tagen, nach welchem ſie ſeit 432 vor Chr. ihre aſtronomiſchen Calender verfertigten; verbeſſert durch die im J. 330 aufgeſtellte **Periode des Kalippus**, oder die Epoche des Alexander, welche 4 mal 19 oder 76 Jahre weniger einen Tag zuſammenfaßte; die noch vollkommenere **Hippar**=

chiſche Periode von 304 Jahren, welche das tropiſche Sonnenjahr nur um 6 Minuten 16 Secunden zu lang angab. Die römiſche Zinsperiode, oder der Indictionscykel iſt eine Periode von 15 Jahren, deren Urſprung nicht genau bekannt iſt. (S. Römer Zinszahl). Die von Joſeph Scaliger erdachte, ſogenannte Julianiſche Periode, ein Zeitkreis von 7980 Julianiſchen Jahren, ſollte die verſchiedenen Berechnungen des Jahres der Geburt Chriſti ſeit Erſchaffung der Welt mit einander vergleichen. Sie iſt nämlich ein Product der Zahlen 29, 19 und 15 der Sonnen-, Monds- und Indictionscykel. Nach 28 mal 19, oder 531 Jahren kehren die Neumonde und Vollmonde in derſelben Ordnung auf denſelben Monats- und Wochentag des Julianiſchen Kalenders zurück; und ſo erneuern ſich zugleich die drei chronologiſchen Cykel, der 28jährige Sonnencykel, der 19jährige Mondscykel und der 15jährige Indictionscykel. Dieſe Periode heißt auch die große Oſterperiode oder die Victoriniſche, Dionyſiſche, auch Diocletianiſche. Das Jahr der Geburt Chriſti in der Julianiſchen Periode iſt 4714. Sie wird nicht mehr gebraucht, da man jetzt nach Jahren vor und nach Chriſti Geburt zählt. — In der Geſchichte bezeichnen Perioden Zeitabſchnitte, welche nach Epoche machenden Begebenheiten, d. i. ſolchen, die einem Zeitalter eine eigenthümliche Geſtalt gaben, beſtimmt werden. Die Univerſalgeſchichte kann ſynchroniſtiſch nur nach verſtändig abgegrenzten Perioden, deren jede das richtig componirte Gemälde eines Zeitalters, oder die Darſtellung des Charakteriſtiſchen eines gewiſſen Zeitraums ſeyn ſoll, vorgetragen werden. Die Alten erzählten die allgemeine Geſchichte ethnographiſch, dann chronologiſch und annaliſtiſch. Nach Jahrhunderten, und mit Abſchnitten in jedem Jahrhunderte, ordneten den Stoff der Weltgeſchichte Leon. Offerhaus in ſeinem ſchätzbaren Compendium Historiae universalis, (c. Schröckhii, L. 1778. II. 8.), Beuſſet in ſeinem Discours sur l'histoire universelle u. A. m. Allein die hiſtoriſche Kunſt gibt derjenigen Methode den Vorzug, welche die allgemeine Geſchichte ſowohl als die Specialgeſchichte nach Perioden, oder nach Zeiträumen, die durch wichtige folgenreiche Begebenheiten geſchieden werden, vorträgt. Dieſer Methode ſind gefolgt: Voltaire in ſeinem Essai sur l'histoire générale, Millot, Condillac, Gatterer, Schlözer und überhaupt die vorzüglichern neuern Hiſtoriker. Die Kunſt beſteht in der richtigen Feſtſtellung der Perioden nach univerſalhiſtoriſchen Blicken, und in der Anordnung des Stoffes nach dem Charakter jedes Zeitraumes. Bei der Abgrenzung der Perioden der Univerſalgeſchichte müſſen diejenigen Zeitpunkte, auf welche gleichzeitig in mehrern Theilen der Erde Begebenheiten fallen, die einen neuen Zuſtand der Dinge herbeiführten, vorzugsweiſe als Scheidepunkte ausgehoben werden. Unter den Begebenheiten aber verdienen die den Vorzug, welche aus der Größe guter Menſchen hervorgegangen ſind. Denn große Männer ſind die Leitſterne der Völker und Menſchheit. Jahrhunderte erfreuen ſich ihres Glanzes, und zahlreiche Geſchlechter folgen den durch ſie beleuchteten Bahnen. Der Geſichtspunkt der Cultur und der bürgerlichen Freiheit aber, in wiefern beide durch Religionsſtifter und Geſetzgeber vorbereitet, aus dem Ackerbau und dem Eigenthume, aus der Kunſt und Wiſſenſchaft, aus dem Handel und dem Nationalſinn der Völker erblühen, iſt univerſalhiſtoriſch wichtiger, als der Geſichtspunkt der Macht. Es gibt noch keine Univerſalgeſchichte, deren Periodenbau biographiſch angelegt wäre. Bredow

hatte den Plan dazu gefaßt. Doch hat jeder gute Hiſtoriker in ſeiner Compoſition ſich bald mehr, bald weniger zur biographiſchen Geſtaltung ſeines Kunſtwerks hingeneigt. — Die gewöhnliche Periodenfolge in der Univerſalgeſchichte beruht auf der Abtheilung in die alte, mittlere und neuere Geſchichte. Nicht die Geburt Chriſti an ſich, ſondern der Urſprung der aus den Trümmern des römiſchen Reichs und aus der Völkerwanderung hervorgegangenen europäiſchen Völker und Staaten trennt die alte und neue Geſchichte. In letzterer ſcheidet die mittlere Zeit von der neuern die Entdeckung des Seewegs nach beiden Indien und der auf den wiſſenſchaftlichen Aufſchwung der Geiſter gefolgte reifere Zuſtand des europäiſchen Geſammtlebens. Columbus und Cook ſetzten Europa in den Mittelpunkt der Welt: dies bezeichnet den Umfang und den Inhalt der neuern Geſchichte. Folgende Abgrenzung der einzelnen Perioden, deren Grundlage die jedem Zeitalter durch große Männer gegebene eigenthümliche Geſtaltung iſt, ſtehe hier ſtatt anderer, die aus den Geſchichtswerken bekannt genug ſind. Die Urzeit, oder die Geſchichte der Erde vor den Fluthen, iſt ein leeres Blatt in der Geſchichte; doch iſt die Erde ſelbſt eine Hieroglyphe, welche die Phyſiker deuten und mit den Moſaiſchen Urkunden zu vereinigen ſuchen. Die erſte Periode beginnt daher ſeit den Fluthen, und umfaßt die mythiſch-hiſtoriſchen Zeiten bis auf Moſes und Cadmus, 1500 vor Chr. Geb. In der zweiten Periode, die zehn Jahrhunderte umſpannt, dämmert aus Sagen der Heldenzeit das Licht der Geſchichte auf. Mittel-Aſien erleuchtet Zoroaſter; über Europa geht das Homeriſche Geſtirn auf, und Solons Geſetzgebung erhebt die Griechen zur Cultur und Freiheit. Mit dem J. 500 hebt die dritte an, oder das erſte Zeitalter der Europäer. Entſcheidend für die Selbſtſtändigkeit unſeres Welttheils war der Brand von Sardes im J. 500, und entſcheidend für das Staatenſchickſal überhaupt die Dictatur in Rom, welche um dieſelbe Zeit entſtand. Perikles und Socrates geben ihren Namen dieſem Zeitalter, welches das Jahr 309 von der vierten Periode ſcheidet. Denn im J. 301 brach Alexanders Univerſalmonarchie an einem Tage bei Ipſus in drei Welttheilen zuſammen, und in Rom ſtellte das ogulniſche Geſetz die bürgerliche Gleichheit feſt. Die Menſchheit aber, zu deren Gemeingut in Europa Sokrates die Idee des Wahren, Guten und Schönen erhob, durchwanderte eine lichte Bahn von den Schulen des Pythagoras in Groß-Griechenland (500) an, bis zur Gründung der ſtoiſchen Schule um 300. So ward Europa das Herz der Weltgeſchichte. In der vierten Periode trat Rom auf Italiens, Carthago's und Griechenlands Nacken, und beherrſchte die Welt. Cäſar lebte. Doch erſt nach Auguſtus Tode (im J. 14 nach Chr. Geb.), unmittelbar nach Vollendung der römiſchen Weltherrſchaft, kam an die Stelle der Freiheit die Tyrannei eines Einzigen. Aber mit Tiber, der die Menſchheit ſchändete, erſchien zugleich ihr Erlöſer, Jeſus Chriſtus. So beginnt die fünfte Periode: von 14 bis 756 nach Chr. Geb. In dieſer Zeit erſchütterte Roms Größe und Roms Fall die bekannte Erde. Die Antonine und die Attila's, welche Gegenſätze! Mahommed, das größte Meteor des Orients! — Aber erſt Pipin der Kleine entſchied Roms Untergang, als Stadt der Cäſarn. Ihr Schatten weilte nur noch an dem Bosphorus; Rom ward nun die Stadt der Kirche. Eine neue Univerſalmonarchie begann: die der Meinung; zugleich vollendete der Orient eine dreifache Welt-

herrſchaft, die der Waffen, der Meinung und des Wiſſens im Kalifate der Abaſſiden. Darum eröffnen Pipin, der Papſt und Harun der Gerechte die ſechste Periode von 756 bis 1096. Carl der Große erſchüttert und ordnet Europa. Wunderbar leuchtet in der Dunkelheit des ſcholaſtiſchen Mittelalters die geiſtige Cultur der Araber; doch bleibt der Orient vom Occident geſchieden. Aber mit der ſiebenten Periode, dem Zeitalter der Kreuzzüge, 1096 bis 1315, wird Alles anders. Dort, im Sitze der Chalifen, bricht Rohheit herein mit dem Waffendespotismus der Seldſchuken, welchen der Mongole und der osmaniſche Türke nach Europa zu tragen ſich erkühnen. Hier entfaltet ſich die zarte Blume des Ritterthums und der romantiſchen Poeſie. Zugleich blüht der Handel in Italien und Deutſchland auf, und mit ihnen die Freiheit der Städte und der Gebirge Helvetiens. Aber die Staatskunſt der Päpſte ſiegt über die weltliche Macht, bis dieſe am Ende der Periode ſich aufs neue zu erheben trachtet, unterſtützt durch das römiſche Recht. Dadurch ward das achte Zeitalter, das der Mediceer, vorbereitet. In dieſer Periode von 1315 bis 1519 entzündet ſich der Muth des europäiſchen Weltgeiſtes an dem Lichte der Kunſt und Wiſſenſchaft. Er waltet auf dem Weltmeere, doch trüben den Glanz dieſer Jahrhunderte die wilden Triumphe der Osmanen und die argliſtige Politik einzelner Fürſten; jenen fällt zum Opfer Griechenland, dieſer Italien. Nun entbrennt in der neunten Periode, von 1519 bis 1648, der Kampf des Rechts mit der Gewalt, des Göttlichen mit dem Menſchlichen. Die Freiheit des Glaubens ringt mit dem Jeſuitismus, und das Staatsrecht der Völker mit der Willkür und den Leidenſchaften der Könige. In dieſem Kampfe wird Deutſchlands Nationalkraft gebrochen. Seitdem drückten auf Europa, das ohne Kern und Mittelpunct die feſte Haltung des Gleichgewichts verloren, die Laſt ſtehender Heere und Frankreichs Staatskunſt. Darauf herrſchen in Europa, während der zehnten Periode, von 1648 bis 1740, franzöſiſche Sprache, Sitten und Waffen. Gegen dieſe Herrſchaft tritt Großbritannien in die Schranken, und in Rußland erwacht, geweckt durch europäiſche Lichtfunken, der Geiſt des ſlaviſchen Volksthums. — Doch Deutſchland ſtellt ſich aufs neue, ermuthigt durch Friedrich und Joſeph, und durch geiſtigen Aufſchwung, ſelbſtſtändig zwiſchen den Weſten und Norden. Dies iſt das elfte Zeitalter, von 1740 bis 1790. Der Weſten altert, der Norden übt unter Catharina übermüthig ſeine Jugendkraft, und dem eiteln, ſtolzen, überreifen Europa tritt kühn und beſonnen gegenüber das freie Amerika. Da bricht im zwölften Zeitalter die alte Ordnung der Dinge in Europa zuſammen. Frankreich verwildert. An das Steuerruder ſtellt ſich der Britte; der Spanier ermannt ſich; endlich hemmen nordiſche Kraft und deutſches Gemüth, und mächtiger als beide die Allgewalt der Idee, das galliſche Unweſen, und ein neues Zeitalter dämmert vor unſern Augen. Der wiener Congreß ordnet zwar noch die Verhältniſſe der Staaten nach den Berechnungen der alten Macht- und Convenienzpolitik, aber der heilige Bund und die in Aachen 1818 verſammelten Monarchen ſtellen — wenigſtens in Worten — das Völkerrecht der Vernunft und des Chriſtenthums als den oberſten leitenden Grundſatz der europäiſchen Staatskunſt feierlich auf. — In dieſer Periodenfolge ſtehen als Heroen und Bildner oder Zerſtörer ihrer Zeit, in den Vorderreihen der Handelnden, zwölf verſchiedene Gruppen. 1) Noah, Abraham, Moſes, Cecrops, Cadmus; 2) Zoroaſter, Ho-

mer, Lycurg, Solon, Pythagoras, Confucius, Cyrus, Brutus; 3) Leonidas, Miltiades, Themiſtokles, Cimon, Epaminondas, Herodot, Perikles, Sokrates, Sophokles, Timoleon, Alexander, Camill, die Decier; 4) Philopömen, Hannibal, Cato, die Scipionen, Polybius, Mithridates, Pompejus, Cäſar, Cicero, Livius, Agrippa, Hermann, Johannes, Auguſtus; 5) die Apoſtel, Trajan, die Antonine, Plutarch, Tacitus, Conſtantin, Theodos, Arius und Athanaſius, Theoderich, Mahommet, Carl Martell, Bonifaz, Pipin; 6) Carl der Franke, Harun, Alfred, Heinrich I., Canut, Robert Guiscard, Wilhelm der Eroberer, Wladimir, Gregor VII.; 7) Gottfried von Bouillon, Bernhard von Clairvaux, Heinrich Dandolo, Ludwig XI., Hermann von Salza, Innocenz III., Friedrich I., II., Saladin, Dſchingis-Chan, Rudolph von Habsburg, Philipp der Schöne, Osman, Stauffacher, Fürſt, Melchthal, Wolfram von Eſchenbach, Dante; 8) Cosmus und Laurentius die Mediceer, Beſſarion, Leo X., Timur, Ismael Shah, Babur, Mahommet II., Iwan Waſiljewitſch, Heinrich der Seefahrer, Gama, Albuquerque, Colombo, Magellan, Cortez, Ferdinand der Catholiſche, Ximenez, Wiclef, Huß, Petrarca, Laurent. Valla, Guttenberg, Reuchlin, Machiavelli, Maximilian I., Michel Angelo, Rafael, Corregio, Dürer; 9) Carl V., Franz I., Soliman, Moriz von Sachſen, Guſtav Waſa, — Luther, Zwingli, Calvin, Melanchthon, Erasmus, Copernicus, Arioſt, Taſſo, Ign. Loyola, — Heinrich IV., Eliſabeth, Wilhelm von Oranien, Guſtav Adolph, Richelieu, — Camoens, Baco, Shakſpeare, Keppler, Hugo Groot, Corneille, Galilei, Opiz; 10) Cromwell, Friedrich Wilhelm der große Churfürſt, Ludwig XIV., Colbert, Wilhelm III., Peter I., Eugen von Savoyen, Walpole, — Aureng Zeb, Nadir Shah, — Guericke, Huygens, Racine, Molière, Milton, Newton, Leibnitz, Fenelon, Penn; 11) Friedrich II., Maria Thereſia, Joſeph II., Waſhington, Franklin, Catharina II., Chatam, Pombal, Kaunitz, Hyder Aly, — Cook, Niebuhr, Voltaire, Rouſſeau, Montesquieu, Buffon, Winkelmann, Leſſing, Lavoiſier, Herſchel, Klopſtock; 12) Mirabeau, Sieyes, Carnot, Touſſaint, Moreau, Napoleon, — Pitt, Nelſon, Wellington, Wilberforce, — Alexander I., Franz II., Friedrich Wilhelm III., Luiſe, — von Stein, Arndt, Blücher, Hardenberg, Erzherzog Carl, Kant, Forſter, Gibbon, Johann von Müller, Herder, Schiller, Wieland, Göthe, Fichte, Schelling, Jacobi, Alexander von Humboldt, Olbers, Gauß, Heeren, Peſtalozzi, Campe, Mozart, Haydn, u. A. m., — Muſtapha Bairaktar, Kien Long, Tamaahmah. — K.

Periode (griechiſch περιοδος lateiniſch periodus), in der Lehre vom Styl, eine Reihe in ſich zuſammenhangender und zu einem ſchönen Ganzen verbundener Sätze. Die Erklärung des Ariſtoteles, nach welcher ſie eine in ſich ſelbſt beginnende und endende Rede iſt, iſt augenſcheinlich zu weit, indem dann ſchon jeder einfache Satz eine Periode bilden würde, was nicht nur mit der etymologiſchen Bedeutung des Worts (es bedeutet urſprünglich einen Umweg) ſondern auch mit den genauern Erklärungen anderer alten Rhetoren, wie des Cicero und Quintilian, im Widerſpruche ſteht. Dieſen zufolge entſteht eine Periode durch Erweiterung zuſammengeſetzter und ausgebildeter Sätze, indem man die zur Erläuterung oder nähern Beſtimmung erfoderlichen Neben- und Zwiſchenſätze beifügt, doch ſo, daß ſich alle zu einem ſchön gegliederten Ganzen aneinanderreihen und verketten. Die allgemeinen logiſchen Verhältniſſe der Sätze kehren auch in den Perioden wieder, und wie jene bald eine

Vergleichung, bald ein Verhältniß von Urſache und Wirkung, Bedingung und Bedingtes, bald ein Gegenſatz u. ſ. w. bezeichnen, ſo ſind auch dieſe bald comparativ, bald cauſal, bald conditionell, bald adverſativ u. ſ. w. Alle aber müſſen ſich durch grammatiſche und logiſche Richtigkeit dem Verſtande, ſo wie durch einen gefälligen Rhythmus dem Schönheitsſinn empfehlen. Je ſchwieriger es nun für ſich ſchon iſt, eine größere Anzahl in einander gereihter Vorſtellungen mit einem Male zu überſehen, und je häufiger die oft ſo verwickelte Ineinanderbildung der Glieder einer Periode Zweideutigkeiten und Dunkelheiten veranlaſſen kann, um ſo ſorgfältiger hat man ſich beim Bau derſelben der Klarheit zu befleißigen, welche das erſte Erfoderniß jeder ſtyliſtiſchen Darſtellung iſt. Zu dem Ende muß zuvörderſt alles ausgeſchieden bleiben, was in keiner innern und nothwendigen Verbindung mit dem Hauptgedanken ſteht. Denn alles, was als fremdartiger Theil ſich eindrängt und ſo die Einheit verletzt, zerſtreut die Aufmerkſamkeit und erſchwert dadurch das Verſtändniß. Zuviel Gleichartiges hingegen, auf einen Punkt zuſammengedrängt, ermüdet das Gedächtniß. Es iſt daher ferner nöthig, daß die Periode in Hinſicht ihrer Länge ſich innerhalb gewiſſer Grenzen halte. Genaue Grenzlinien laſſen ſich jedoch hier nicht ziehen. Die Regel, die Cicero gibt, daß eine Periode nicht die Länge von vier Hexametern überſchreiten dürfe, genügt eben ſo wenig, als die andere, daß ſie gerade nur ſo lang ſeyn dürfe, um ohne Erſchöpfung der Stimme in einem Athem geſprochen werden zu können. Denn iſt ſie nur ſonſt richtig gebaut, ſo gewährt ſie der Stimme Ruhepunkte genug; und enthält ſie nur gleichartige Vorſtellungen, ſo wird es dem geübten Leſer nicht ſchwer werden, zu folgen und ſich beim Anfange des Nachſatzes die Ideenreihe des Vorderſatzes lebhaft zu vergegenwärtigen. Ein kurzer, gedrängter Ausdruck gehört unſtreitig zu den Vorzügen einer ſchönen Schreibart überhaupt, und auch die Periode ſoll alles Müßige von ſich entfernt halten; aber die Sparſamkeit darf nicht in Kargheit ausarten, und Wortgeiz iſt eben ſo verwerflich, als Wortverſchwendung. Nur zu oft iſt, was man Präciſion des Ausdrucks nennt, Künſtelei, nicht ſelten der Eigenthümlichkeit fremder Sprachen nachgebildet. Es mag gut ſeyn und mit dem Geiſte unſerer fügſamen Sprache ſich wohl vertragen, durch Aufnahme dieſer oder jener fremden Eigenthümlichkeit unſerer Proſa aufzuhelfen, und ſo derſelben zu geben, was ihr an Kunſt und Würde noch abgeht; aber es darf dabei die eigene Selbſtſtändigkeit nicht verloren gehen, noch, wie oft geſchieht, die Deutlichkeit und Leichtigkeit der Darſtellung darüber vernachläſſigt werden. Uebrigens laſſen ſich noch folgende Regeln für den Periodenbau aufſtellen: 1) die Hauptvorſtellung muß ſo geſtellt ſeyn, daß ſie vor den übrigen hervortrete, während die Nebenvorſtellungen ſich nach Maßgabe ihrer größern oder geringern Wichtigkeit ihr anreihen; 2) zwiſchen dem Vorder- und Nachſatze muß ein gewiſſes Ebenmaß Statt finden; 3) die untergeordneten Sätze, deren einer immer zur nähern Beſtimmung des unmittelbar vorhergehenden dient, dürfen nicht unnöthig gehäuft ſeyn; 4) in der Anordnung der einzelnen Vorſtellungen muß eine gewiſſe Stufenfolge, ein Fortſchreiten von dem Unbeſtimmtern zu dem Beſtimmtern, von dem Schwächern zu dem Stärkern, von dem Unwichtigern zu dem Wichtigern Statt finden, ſo daß das Stärkſte und Bedeutungsvollſte bis zum Schluſſe geſpart wird. Aber nicht genug, daß die Periode durch zweckmäßige Verbindung einzelner Vorſtellun-

gen dem Verſtande zuſagt, ſie ſoll auch dem Ohr gefallen. Die Glieder derſelben müſſen daher nach muſikaliſchen Geſetzen an einander gereiht werden, ſo daß ſie in ihrer Verbindung einen angenehmen Eindruck auf das Gehör hervorbringen. Zuvörderſt müſſen demnach alle ſolche Wörter vermieden werden, die das Ohr auf irgend eine Weiſe beleidigen (Geſetz der Euphonie). Selbſt- und Mitlauter müſſen mit Berückſichtigung des Wohllauts gewählt und ſorgfältig gemiſcht ſeyn, und ſo auch ganze Wörter, mit gleicher Sorgfalt ausgewählt, zu einem wohlklingenden Ganzen ſich verbinden. Wo aber die Wahl nicht frei ſteht, da werde wenigſtens dem härteren, mißfälligern Worte ein ſanfteres, gefälligeres beigeſellt. Vor allem aber werde durch verſtändige Miſchung der Längen und Kürzen ein gewiſſes Ebenmaß erzeugt, das, gleichweit entfernt von Regelloſigkeit und ſtets wiederkehrendem versartigen Gleichmaß, zwiſchen beiden die Mitte hält. (Geſetz der Eurhythmie). Der Rhythmus oder Numerus iſt für die Proſa das, was für die Poeſie das Versmaß iſt (ſ. Proſa). Es laſſen ſich für denſelben nur wenige allgemeine Regeln aufſtellen, deren Anwendung auf beſondere Fälle dem geſunden Gehöre und richtigen Gefühle eines Jeden überlaſſen bleiben muß. Was oben von der Ebenmäßigkeit (Symmetrie) der einzelnen Sätze einer Periode geſagt worden iſt, gilt auch mit Rückſicht auf den Numerus. Ein allzu kurzer Nachſatz nach mehrern und langen Vorderſätzen beleidigt das Ohr eben ſo, wie ein Vorderſatz, dem unverhältnißmäßig lange Nachſätze ſich anſchließen. Der Anfang einer Periode ſoll die Aufmerkſamkeit für ſich gewinnen; darum ſind für denſelben ſolche Wörter zu empfehlen, die durch eine oder mehrere voranſtehende Längen das Ohr füllen und zum Verweilen zwingen, wie der erſte Päon (—◡◡◡), der Jonicus a majore (——◡◡), der dritte Epitrit (——◡—) und einige andere. Der Schluß ſoll einen feſten Ruhepunkt gewähren, und das Ohr durch einen vollen Klang befriedigen. Folgende Füße eignen ſich daher für ihn vorzüglich: der vierte Päon (◡◡◡—), der das umgekehrte Verhältniß des erſten Päons darſtellt, der Amphibrach (◡—◡), der Antibacchius (——◡), der Dactylus-Jambus (—◡◡◡—), der Ditrochäus (—◡—◡), dieſer am beſten in einem Worte, und der Dactylus-Trochäus (—◡◡—◡), welcher jedoch ſeines hexametriſchen Falles wegen nur mit Vorſicht zu gebrauchen iſt. — Eine nach obigen Regeln gebildete Periode heißt abgerundet; ihr ſteht die eckige, ſchleppende entgegen. Bei keinem Volke iſt der Periodenbau in ſolcher Vollendung ausgebildet worden, als bei den Griechen, was ſie theils ihrem natürlichen Schönheitsſinne, theils der häufigern Veranlaſſung, öffentlich zu reden, theils und vorzüglich dem Geiſte ihrer an Participien (ſ. d. Art.) und wohltönenden Endungen und Wörtern ſo reichen Sprache zu danken hatten. Die Römer folgten ihnen nach und beſaßen in Cicero einen kunſtreichen Periodenbildner, der Beides, Lehrer und Muſter zugleich war.

Perioſteum, die Bein- oder Knochenhaut, ſ. Knochen.

Peripatetiſche Philoſophie. Dieſen Namen erhielt die Philoſophie des Ariſtoteles von der Sitte deſſelben, ſie im Auf- und Abgehen (περιπατεῖν) vorzutragen. Die Philoſophie iſt dem Ariſtoteles (ſ. d. Art.) Wiſſenslehre. Das unmittelbare Wiſſen, aus welchem durch Demonſtration das mittelbare erkannt wird, beruht auf Erfahrung. Sie zerfällt nach ihm in die theoretiſche, die das Wirkliche und Unwillkürliche, und in die practiſche, die das von Willkür

Abhängige zum Gegenſtande hat. Nach ihm zerfällt die geſammte Philoſophie in zwei Theile, einen theoretiſchen und einen practiſchen; beiden aber geht, als vorbereitende Wiſſenſchaft, die Logik als Organon aller Wiſſenſchaft der Form nach voraus. Dieſe hat es entweder mit dem Scheine zu thun und heißt dann Dialektik, oder mit der Wahrheit und heißt dann Analytik. In ſeiner Phyſik ſtellte er ſich den beiden damals herrſchenden Syſtemen, dem Emanationsſyſteme, welches die Dinge aus dem göttlichen Weſen hervorgehen ließ, und dem atomiſtiſchen, welches ſie aus dem Zuſammentreffen der mit Gott gleich ewigen Atome erklärte, entgegen, indem er eine Ewigkeit der Welt annahm. Nach ihm iſt der Himmel von vollkommnerer und göttlicherer Art, als die übrigen Körper. Im Mittelpunkte deſſelben befindet ſich die Erde, rund und unbeweglich. Die Sterne, gleich dem Himmel, Weſen von höherer Art, aber von groberem Stoffe, bewegen ſich, jedoch nicht durch eigene Kraft, ſondern getrieben von dem erſten beweglichen Körper. Jede Veränderung ſetzt voraus Subſtrat (die Materie), Form und Beraubung, und findet ſtatt in Hinſicht des Subjects, der Quantität, Qualität und des Orts. Es gibt drei Arten von Subſtanzen: beweglich-vergängliche, wie die Thiere; beweglich-ewige, wie der Himmel, und unbeweglich-ewige. Dieſe letztern, an ſich unbeweglich und vergänglich, ſind die Quelle und der Urſprung aller Bewegung. Unter ihnen muß es ein erſtes, ſich immer gleiches Weſen geben, das da wirkt, ohne zu ſeinem Wirken eines andern Weſens zu bedürfen. Alles, was iſt, kommt von ihm, es iſt die vollkommenſte Intelligenz — Gott. Die unmittelbare Wirkſamkeit dieſes erſten, in der Beſchauung ſeiner ſelbſt unendlich glücklichen Bewegers erſtreckt ſich nur auf den Himmel; die übrigen untergeordneten Sphären werden von andern körperloſen und ewigen Subſtanzen bewegt, die der Volksglaube als Götter verehrt und, wider ihre Natur, mit Körpern umkleidet. Die Seele iſt Princip des Lebens und von dem Körper unzertrennlich. Was die ethiſchen Grundſätze des Ariſtoteles anbetrifft, ſo iſt er oft, zum Theil durch Schuld ſeiner eigenen ausgearteten Schule mißverſtanden und für einen Anhänger des Luſtprincips gehalten worden; ihm gilt aber als das Höchſte die Glückſeligkeit, welche aus tugendhaften Handlungen entſpringt. Tugend iſt ihm die zur Vollendung gediehene naturgemäße Handlung. Naturgemäß heißt ihm aber die Handlung, in ſofern ſie, gleichweit entfernt von dem Zuviel und von dem Zuwenig, die Mitte zwiſchen zwei fehlerhaften Aeußerſten hält. So iſt Tapferkeit nach ihm die erſte aller Tugenden, ein Mittleres zwiſchen Feigheit und Verwegenheit. Die menſchlichen Handlungen müſſen unabhängig ſeyn von äußern Beſtimmungsgründen, wenn ſie den Namen ſittlicher Handlungen verdienen ſollen; im entgegengeſetzten Falle ſind ſie nur Erſcheinungen, deren Geſetze für die Phyſik gehören, eben darum auch völlig gleichgültig für den practiſchen Philoſophen. Selbſtthätigkeit iſt die Bedingung aller Sittlichkeit, folglich auch das Vermögen zu handeln oder nicht zu handeln, ſo oder anders zu handeln. — Die Schule des Ariſtoteles (peripatetiſche Schule) erhielt ſich zu Athen ununterbrochen bis zur Zeit des Auguſtus. Unter denen, die aus ihr hervorgingen, verdienen vorzüglich Theophraſt, der Verfaſſer mehrerer naturgeſchichtlichen Werke, Strato von Lampſakus, deſſen Anſichten wir nur zum Theil aus Bruchſtücken kennen, die Cicero und Plutarch uns aufbewahrt haben, Dikäarch, von dem gleichfalls nur abgeriſſene Sätze

auf uns gekommen ſind, und Demetrius Phalereus (ſ. d. Art.) genannt zu werden. Keine der philoſophiſchen Schulen des Alterthums hat ihren Einfluß ſo lange behauptet, als dieſe. Bis auf die neuern Zeiten herab dienten ihre Grundſätze bei philoſophiſchen Unterſuchungen zur Richtſchnur, und noch jetzt gibt es Länder, die in Ariſtoteles einen untrüglichen Meiſter der Weisheit verehren. Mancherlei ſind die Urſachen, die dazu beitrugen, den griechiſchen Denker in dieſem Anſehn Jahrhunderte zu erhalten. Die Araber waren zwar nicht die erſten, die ihn in die neu-europäiſche Welt einführten; wohl aber begründeten ſie ſein Anſehn feſter. Der Scharfſinn und die tiefe Gründlichkeit, die in ſeinen Schriften herrſchen, aber auch ſein entſcheidender, in witzigen Spitzfindigkeiten ſich gefallender Ton, ſo wie die beſtimmtere, von ihm zuerſt in das Gebiet der Philoſophie eingeführte Kunſtſprache ſagten ihnen mehr zu, als Platons philoſophiſche Zweifel und allegorienreiche Bilderſprache. Aber ſchon vor ihnen finden wir ihn ſeit den Arianiſchen Streitigkeiten in der chriſtlichen Kirche benützt, und je mehr die Ketzereien platoniſirender Kirchenlehrer Platons Einfluß ſchmälerten, um ſo mehr ſtieg das Anſehn des Ariſtoteles, zu deſſen Befeſtigung die Commentarien des Boethius zu ſeiner Ueberſetzung der Ariſtoteliſchen Werke das Ihrige beitrugen. (S. Scholaſtiker, ſcholaſtiſche Philoſophie).

Peripetie, unerwartete Veränderung, welche ſich in dem glücklichen oder unglücklichen Zuſtande der Hauptperſonen eines epiſchen oder dramatiſchen Gedichts, eines Romans u. ſ. f. ereignet, und ihn in den entgegengeſetzten verwandelt: z. B. im Oberon der Sturm, welcher während der pflichtwidrigen Umarmung der Liebenden hereinbricht, und ſpäter ihre Rettung vom Feuertod durch die Macht des Elfenkönigs; in Schillers Jungfrau von Orleans das plötzliche Erwachen des Mitleids mit Lyonel und deſſen Folgen. Ariſtoteles führt Cap. XI. nach Hermann als Beiſpiel die Scene im Oedip an, wo die Nachricht, welche den König von Furcht befreien und erfreuen ſoll, durch die Entdeckung ſeiner Herkunft das Gegentheil bewirkt. Hier geht die Peripetie aus der Agnition hervor (ſ. d. Art.). Dies gehört aber nicht nothwendig zu ihrem Weſen, ſie kann auch ohne Agnition (ohne Verwandlung der Unkenntniß in Kenntniß des Standes, der Herkunft u. ſ. f.) ſtatt finden. Ihre Hauptwirkung iſt Ueberraſchung, nämlich Rückwirkung der Ueberraſchung des Handelnden auf den Zuſchauer. Die Stärke dieſer Wirkung auf die Menge verführt inſonderheit die Theaterdichter oft zu einem Gebrauch der Peripetie, welcher höheren, dichteriſchen Zwecken widerſtreitet. Vor allen beruhen die ſogenannten Rettungsſtücke auf einem undichteriſchen Gebrauch der Peripetie aus Unglück in Glück. Statt einer anziehenden Verwickelung der Begebenheiten und Angelegenheiten häuft der Poet Gefahr und Unglück auf die Häupter ſeiner Hauptperſonen ohne irgend einen andern Zweck, als den, uns mit ihrer Errettung davon zu überraſchen. (S. Rettungskomödie). A. Mar.

Peripherie, Umkreis, iſt im weiteſten Sinne jede in ſich zurücklaufende Linie, die eine Fläche einſchließt. Im engern Sinne wird die Benennung Peripherie von der Kreislinie gebraucht.

Periphraſe, die Beſchreibung oder Umſchreibung einer Sache. (S. Paraphraſe).

Periſtyl, peristylium, ein Säulengang, der einen Hofraum oder Platz ringsum einſchließt.

Perkinismus, die Anwendung einer eigenen Heilmethode, welche in dem kunſtgemäßen Streichen der leidenden Theile mit metallnen Nadeln beſteht, und von einem Arzte, Namens Perkins, erfunden wurde. Dieſer, in Nordamerika lebend, machte im Jahre 1786 in einer Schrift ſeine Methode nebſt einer Menge von Certificaten, die heilſame Anwendung derſelben betreffend, bekannt. Das Mittel beſteht in zwei Nadeln von verſchiedenem Metalle, welche oben abgerundet ſind, etwa einen Viertelzoll im Durchmeſſer halten, nach unten ſpitz zugehen und ungefähr vier Zoll lang ſind. Die eine dieſer Nadeln iſt von Meſſing, die andere von weißem, nicht magnetiſchem Eiſen. Die Art der Anwendung iſt folgende: man ſtreicht mit der Spitze dieſer Nadeln von dem leidenden Theile nach andern mehr muskulöſen Theilen in kürzerm oder längerm Abſtande; zuweilen ſoll der Schmerz leicht vertrieben werden, wenn man von dem ſchmerzhaften Theile nach den Extremitäten zu ſtreicht. Bisweilen muß dieſes Streichen bis zu dem Punkte fortgeſetzt werden, wo man etwas Röthe und einen geringen Grad von Entzündung bemerkt. Die Zufälle, wogegen das Mittel am meiſten wirkſam geweſen iſt, waren Schmerzen im Kopfe, im Geſichte, in den Zähnen, in der Bruſt, in den Seiten, in dem Magen, auf dem Rücken; ferner im Schnupfen, bei Brandſchäden und Entzündung, auch bei Beſchädigungen vom Blitze. Eine däniſche Dame, die in Amerika Perkins Nadeln mit Nutzen hatte anwenden ſehen, und 1788 nach Dänemark zurückkehrte, brachte die Schrift und die Inſtrumente deſſelben nach Copenhagen. Der Diviſionschirurgus Herhold ſtellte hier zuerſt Verſuche damit an, bald folgten andere Aerzte nach, und es wurden in kurzer Zeit in Copenhagen ſehr viele ſolcher Nadeln nachgemacht. Eine Nachricht Herholds in dem Arnemanniſchen Magazin (1ſten Band 4ten Stücks) und eine von ihm und D. Rafn 1788 herausgegebene, von Tode in das Deutſche überſetzte Schrift machten dieſe Methode, die Verſuche und ihren Erfolg auch in Deutſchland allgemein bekannt. Das Reſultat einer Menge angeſtellter Verſuche war folgendes: Das Mittel wurde angewendet bei fixen und fliegenden, gichtiſchen und rheumatiſchen Schmerzen in äußern Theilen, z. B. dem Knie, der Hüfte, den Schultern und Achſeln, den Armen, bei einem ſchmerzhaften Gliedſchwamm, bei Steiſigkeiten des Knies, bei chroniſchen Schmerzen, nach vorher erlittener Gewaltthätigkeit am Kopfe, bei einer ſchmerzhaften Geſchwulſt am Trochanter, bei Entzündung des Augenlides, Kopfſchmerzen, Zahnſchmerzen und vielen andern dergleichen Zufällen. Gewöhnlich wurden die Kranken mit Nadeln von Meſſing und Eiſen geſtrichen, doch wurden auch welche von andern Metallen verſucht. Es wurden gewöhnlich 400 Striche von dem leidenden Theile an unterwärts gemacht, hundert mit der meſſingenen, eben ſo viel mit der eiſernen, und zweihundert mit beiden zugleich. Der Erfolg davon war im Ganzen genommen ſehr verſchieden. Manche Verſuche gelangen ſehr gut, andere nicht. Gewöhnlich wurde unter dem Streichen ein vermehrter Schmerz in dem leidenden Theile bis an die Stelle hin, wo man mit den Strichen aufhörte, empfunden. Leichtere und flüchtige Schmerzen wurden öfters durch eine einzige Anwendung der Nadeln vertrieben; bei andern mußte der Verſuch wiederholt angeſtellt werden, ehe Linderung erfolgte. Gemeiniglich wurde, wenn der Schmerz wich, da, wo das Streichen aufgehört hatte, etwas Schmerz empfunden. Andern half das Mittel gar nichts, oder bewirkte ſogar Vermehrnug der Schmerzen. Nach gehobenen Schmerzen blieb oft

eine beſondere Empfindlichkeit des Theils zurück. In mehrern Fällen kehrten auch die Schmerzen zurück. Am meiſten wurde bei flüchtigen Gicht- und rheumatiſchen Schmerzen, bei dem periodiſchen und bei dem halbſeitigen Kopfweh dadurch ausgerichtet. Gegen Zahnſchmerzen half das Mittel gewöhnlich nur kurze Zeit. Bei Geſunden bemerkte man folgende Wirkungen von den Nadeln: Wenn man die Spitzen derſelben nahe an die Zunge brachte, doch ohne ſie zu berühren, ſo wurde ein ſaurer oder metalliſcher Geſchmack verſpürt. Reizbare Perſonen empfanden ein Kriebeln oder Stechen, wenn man die Spitze der Nadeln gegen verſchiedene Stellen des Geſichts hielt, ohne jedoch die Haut ſelbſt zu berühren. Ueber die Erklärung der Wirkſamkeit des Perkinismus herrſchten verſchiedene Meinungen. Einige erklärten ſie durch mechaniſchen Reiz. Daß die auf einzelne Punkte der gefühlvollen Haut eingeſchränkte Wirkung einen ungleich ſtärkern Einfluß auf das Nervenſyſtem haben müſſe, als Mittel gleicher Art, die in derſelben Zeit auf eine größere Oberfläche wirken, beweiſet der Eindruck des Tropfbades u. a. m. Einigermaßen kann alſo auch hier die Wirkung der mechaniſchen Berührung und die dadurch erregte Empfindung auf die Nerven der Haut in Rechnung kommen. Andere ſchrieben ſie einer Leitung der Electricität zu, welcher Meinung jedoch der Umſtand ſchon widerſpricht, daß man auch Verſuche mit Nadeln von Holz und Elfenbein machte, die wenigſtens nicht ganz unwirkſam waren. Die Erklärungsart durch den Galvanismus iſt unwahrſcheinlich, da die Wirkung der Nadeln erfolgt, ohne daß die Nadeln ſelbſt mit einander in Berührung kommen. Ohne Zweifel erfolgt die Wirkung dieſer Methode durch Aufregung und Vertheilung des animaliſch-magnetiſchen Fluidums, und ſie iſt wahrſcheinlich bloß eine modificirte Anwendung des animaliſchen Magnetismus, wobei die Nadel nur als Leiter der magnetiſchen Kraft in der Hand desjenigen wirkt, der ſie auf den Körper des Kranken anwendet. So ſehr dieſes Mittel eine Zeit lang, beſonders in Nordamerika, England, Dänemark und einem Theil von Norddeutſchland Aufſehn machte, ſo iſt es jetzt doch ziemlich wieder in Vergeſſenheit gekommen, weil die Reſultate den großen Erwartungen nicht entſprachen, die man ſich davon machte. Auch möchte die hülfreiche Wirkung, die man ſich allenfalls davon verſprechen könnte, durch die viel kraftvollere Anwendung des animaliſchen Magnetismus nach der jetzigen Methode bei weitem übertroffen, und alſo dieſes Mittel überhaupt entbehrlich gemacht werden. H.

Perlen und Perlenfiſcherei. Die Perlen ſind ein Erzeugniß der **Perlenmuttermuſchel**, welche in den oſt- und weſtindiſchen Gewäſſern und in andern Meeresgegenden der wärmern Erde lebt. Man findet ſie in einigen Gegenden an den Felſen in der Meerestiefe in großer Menge beiſammen. Solche Orte heißen **Perlenbänke**, wovon ſich die berühmteſten bei der Inſel Ceylon, auf der Küſte von Japan, und im perſiſchen Meerbuſen, bei der Inſel Bahreim oder Bahrem befinden. Auch an den Küſten von Java, Sumatra und an andern Orten wird dieſe Muſchel gefunden. Die ſchönſten und koſtbarſten Perlen aber ſind die **orientaliſchen**. Ueber die eigentliche Natur der Perlen iſt man ungewiß. Einige halten ſie für unbefruchtete Eier der Muſcheln, Andere für durch Krankheit verurſachte Auswüchſe oder Verhärtungen, welche dadurch entſtehen, daß das in der Muſchel lebende Thier die Oeffnungen, welche es durch das Einbohren gewiſſer Würmer erhalten hat, wieder auszufüllen und

zu verſtopfen ſucht; noch Andere für verhärteten Schalenſaft, woraus die Muſchel jährlich ihr Gehäuſe vergrößert. Das Geſchäft, die Perlenmuttermuſcheln aus der Tiefe heraufzuholen, iſt eins der ſchwerſten und gefahrvollſten, welches Menſchen je übernommen haben. Es wird durch Taucher betrieben, welche von Jugend auf dazu gewöhnt werden. Sie fahren mit einem Boote nach der Perlenbank, und laſſen ſich daſelbſt an einem Seile, das um den Leib geſchlungen iſt, nackt in die Tiefe hinab. Gewöhnlich müſſen ſie 8 bis 12 Klafter tief gehen, ehe ſie die Muſcheln antreffen; an die Füße bindet man ihnen einen 20 bis 30 Pfund ſchweren Stein, der ſie deſto ſchneller in die Tiefe zieht. Naſenlöcher und Ohren ſind ihnen mit Baumwolle verſtopft; am Arme iſt ein in Oel getauchter Schwamm befeſtigt, den der Taucher bisweilen an den Mund hält, um Athem zu holen, ohne zugleich Waſſer einzuſchlucken. Außerdem nimmt jeder Taucher ein Meſſer mit, um Muſcheln vom Felſen loszumachen, ingleichen ein Körbchen oder einen Netzbeutel, um ſie einzuſammeln. Wenn letzterer angefüllt iſt, oder der Taucher unter dem Waſſer nicht länger ausdauern kann, ſo bindet er ſchnell den Stein von den Füßen los, ſchüttelt das Seil und wird nun eilends heraufgezogen. Wird damit geſäumt, ſo iſt er verloren. Außerdem aber drohen ihm noch andere Gefahren. Nicht ſelten verliert er ſein Leben durch einen gefräßigen Haifiſch, der ihn entweder ganz verſchlingt oder ſchrecklich verſtümmelt; ſeine Geſundheit aber leidet bei dieſem beſchwerlichen Geſchäft unaufhörlich. Andere Taucher bedienen ſich bei ihrer Fiſcherei der Taucherglocke (ſ. d. Art.), die ſie eine Zeit lang mit Luft zum Einathmen verſorgt, ſo daß ſie mit Hülfe derſelben ziemlich lange unter dem Waſſer verweilen können. — Die auf dieſe Weiſe gefiſchten Perlenmuſcheln ſchlägt man auf Fäſſer und läßt ſie faulen, wobei ſich die meiſten ſchon von ſelbſt öffnen. Nicht in allen Muſcheln finden ſich Perlen; diejenigen aber, welche Perlen haben, enthalten deren gewöhnlich 8 bis 12. Sind ſie getrocknet, ſo ſchlägt man ſie durch neun verſchiedene Siebe von engern und weitern Zwiſchenräumen, ſortirt ſie und bringt ſie in den Handel. Die Schönheit der Perlen ſetzt man in ihre Größe, vollkommen runde Form, feine Politur, und ihren hell durchſichtigen Glanz; und dies beſtimmt auch ihren Preis. Die größten erreichen die Größe einer kleinen Wallnuß, ſind aber äußerſt ſelten. Die ſogenannten Kirſchperlen, welche von der Größe einer Kirſche ſind, werden häufiger gefunden, ſind aber auch noch ſehr theuer. Außerdem unterſcheidet man runde, birnförmige, zwiebelförmige, Baroqueperlen oder übelgeformte. Die größten heißen Zahlperlen, die kleinen heißen Lothperlen, die kleinſten Staubperlen. In Europa werden die Perlen von weißem Waſſer am meiſten geſucht; die Indianer und Araber ziehen die von gelbem Waſſer vor. Einige haben eine Bleifarbe, andere fallen ins Schwarze, noch andere ſind ganz ſchwarz. — Im voigtländiſchen Kreiſe des Königreichs Sachſen werden im Fluſſe Elſter, von deſſen Urſprunge an bis zum Städtchen Elſterberg, in einem Striche von mehreren Meilen, ſo wie in den in die Elſter gehenden Bächen und Mühlgräben, Perlen von verſchiedener Güte gefunden. Die hier ſeit dem Jahre 1621 eingerichtete Perlenfiſcherei wird für landesherrliche Rechnung von verpflichteten Perlenſuchern betrieben, und die gefundnen Perlen werden nach Dresden geliefert. Der Ertrag dieſer Perlenfiſcherei iſt nicht alle Jahre gleich, und hängt von verſchiedenen zufälligen Umſtänden ab. Bisweilen hat man eine be=

deutende Anzahl guter Perlen gefunden, unter denen mehrere, die den orientaliſchen an Schönheit nicht nachſtehen. Auch in Böhmen werden im Fluſſe Watawa im prachiner Kreiſe, und in dem Moldauſtrome von Kruman an bis Frauebberg im budweiſer Kreiſe, Perlen, bisweilen von vorzüglicher Schönheit, und die von Nichtkennern für orientaliſche bezahlt werden, gefunden. Die Perlenfiſcherei wird hier für Rechnung der Grundeigenthümer betrieben. — Schon im Alterthume waren die Perlen ein Gegenſtand des Putzes und des Luxus. Die größte Perle (ungefähr 1/2 Million Thaler an Werth) ſoll Cleopatra bei einem Gaſtmahl in Weineſſig aufgelöſet und auf die Geſundheit des Antonius getrunken haben. Eine andere, la peregrina genannt, wurde dem Könige Philipp II. von Spanien überreicht. Sie war oval und hatte die Größe eines Taubeneies. Sie wurde gegen 80,000 Ducaten geſchätzt. Als Medicin, wozu man ſie wohl ſonſt anwendete, wirken ſie nicht mehr als jede andere Kalkerde. — Linné hat die Entdeckung gemacht, wie man Perlen mittelſt der gemeinen Flußmuſchel künſtlich erzeugen könne, und ſie als ein Geheimniß im ſchwediſchen Archiv niedergelegt; indeß muß dieſes Verfahren keine großen Vortheile gewähren, da es nicht angewendet wird. — Außer den Perlen benutzt man von der Perlmuſchel auch die Schalen, welche die Perlmutter liefern, deren Verarbeitung zu mannichfaltigen Kunſtſachen bekannt genug iſt.

Peron (François), Correſpondent des franzöſiſchen Inſtituts, Mitglied der mediciniſchen, der philomatiſchen Geſellſchaft, und mehrerer andern, wurde geboren zu Cerilly im Departement des Allier am 22ſten Auguſt 1775. Sein Vater ſtarb früh, und da er ihn ohne Vermögen ließ, ſo wollten ihn ſeine Verwandten ein Handwerk lernen laſſen. Weil er aber davor Abneigung zeigte, ſo brachte ihn ſeine Mutter in das Collegium zu Cerilly, wo deſſen Präfect Baron ſich ſeiner ſehr annahm. Er ſtudirte vorzüglich die Claſſiker, und als er die Rhetorik beendigt hatte, rieth man ihm, den geiſtlichen Stand zu wählen. Der Ortspfarrer gab ihm Unterricht in der Philoſophie und Theologie. Im J. 1792 aber, begeiſtert von Vaterlands- und Freiheitsliebe, verließ er ſeinen Lehrer, ging nach Moulins und trat in die Schaar des Allier, die zur Rheinarmee und zwar nach Landau kam, wo ſie belagert wurde. Nach der Belagerung wurde er in der Schlacht bei Kaiſerslautern von den Preußen gefangen und über Weſel nach Magdeburg geführt. Dieſe Gefangenſchaft war ſeiner Bildung nützlich. Sein Geld wurde ihm nicht abgenommen, er kaufte ſich Bücher, gewann mehrere Leute, die ihm liehen, und ſo las er vorzüglich Geſchichte und Reiſen. Ende 1794 wurde er ausgewechſelt, und erhielt zu Dietenhofen den Abſchied, weil ſein rechtes Auge durch eine Wunde unbrauchbar geworden war. Im Auguſt 1795, alſo 20 Jahr alt, kam er wieder nach Hauſe. Nun bat er den Miniſter des Innern um die Verwilligung, als Zögling in die mediciniſche Schule zu Paris aufgenommen zu werden. Er erhielt ſie, ſtudirte drei Jahre Medicin, Zoologie und vergleichende Anatomie am Muſeum, und graduirte. Eine unglückliche Liebe beſtimmte ihn, eine Anſtellung bei der Entdeckungsreiſe nach dem Südmeere unter Baudin mit den Schiffen Geographe und Naturaliſte nebſt der Goelette Caſuarina zu ſuchen; was ihm mit Hülfe Juſſieu's und Lacépède's, doch ſchwer gelang, weil alle Gelehrten-Stellen ſchon vergeben waren. Er wurde als Zoolog mitgeſchickt, und erhielt Anweiſungen zu ſeinen Arbeiten von Lacépède, Cuvier und

Degerando. Am 19ten October 1800 ſegelte man von Havre de Grace ab. Er war auf dem Geographe, wo er ſich freundlich an Louis Freycinet, Henry Freycinet, Ranſonnet und Mantbazin, Seeofficiere, an Boulanger, Geographen, Leſchenault, Botaniker, Bernier, Aſtronomen und Depuch, Mineralogen, vorzüglich aber an Leſueur anſchloß, der ſein Mitarbeiter und Freund wurde. Jene zwei letzten, Bernier und Depuch, ſtarben auf der Reiſe. Sogleich fing er meteorologiſche Beobachtungen an, die er auf der ganzen Reiſe von 6 zu 6 Stunden anſtellte. Bald darauf entdeckte er, daß das Meerwaſſer je tiefer je kälter ſey. Gegen den Aequator ſahen ſie bei finſtrer Nacht Feuerbrände im Meere. Es waren die gallertartigen Thiere, welche Peron nachher als Pyroſoma beſchrieb. Von nun an thaten ſich Peron und Leſueur zuſammen, dieſer zu zeichnen, jener zu beſchreiben. Nach 5 Monaten kam man nach Isle de France (Inſel Moriz), wo mehrere Naturforſcher zurückblieben wegen der unartigen Behandlung Baudin's. Dann ſegelte man nach der Weſtſpitze von Neuholland, und zurück nach der Inſel Timor, wo er ſeine Hauptentdeckungen über die Weichthiere und Pflanzenthiere (eigentlich Meduſen) zu machen Gelegenheit hatte, und wobei er ſich unſäglichen Strapazen und Gefahren im Meere ausſetzte. Faſt alle Kameraden wurden krank; er erhielt ſich, wie die Einwohner, durch den Gebrauch des Betels. Von Timor gings gerade nach dem Südcap von Diemensland. Man unterſuchte die Oſtküſte, ging in die Baß-Enge, und folgte der Südküſte von Neuholland. Im Hafen Jackſon angekommen, war Alles krank, und nicht mehr als noch 4 Menſchen waren im Stande, Dienſte zu thun (Alles aus Nachläſſigkeit und Rohheit Baudins). Hier ſuchte er ſich mit dem Zuſtande der Verbrecher-Colonie bekannt zu machen. Das Schiff, der Naturaliſt, wurde von hier nach Frankreich beladen geſchickt. Nun unterſuchte man die Inſel beim weſtlichen Eingang der Baß-Enge, man folgte wieder den Küſten von Neuholland, um in den Buſen Carpentarie zu kommen. Ueberall drohte Gefahr in ſo unbekannten Meeren. Peron war immer voran, er ſtieg wiederholt ans Land, ſuchte die unmenſchlichen und meineidigen Wilden auf, ſammelte eine zahlloſe Menge Thiere aus allen Claſſen, beobachtete ihre Lebensart, ſuchte auszumitteln, welche auf dieſen unfruchtbaren Inſeln und Küſten Reiſenden zur Nahrung dienen, welche zum Handel, welche Hausthiere werden könnten. (Namentlich das Schnabelthier, die Beutelthiere, worunter das Rhombat, und das neue geſtreifte Känguruh, der neuholländiſche Kaſuar, viele Fiſche, beſonders aber Weichthiere. Auch ſchildert er die Wilden meiſterhaft). Da zwei Naturforſcher zurückgeblieben, und zwei geſtorben waren, ſo war er der einzige, welcher alles für die Naturgeſchichte that, und es iſt bekannt, daß noch keine Seereiſe ſoviel geliefert hat, als dieſe. Als Baudin ſo weit ging, daß er ihnen den Branntwein zum Einſetzen der Thiere verweigerte, ſparte er ſich ſeine Trinkportionen ab, und mehrere Kameraden mit ihm. Sollte man ſich eine ſolche Rohheit von einem Schiffsführer denken, der eine Entdeckungsreiſe zu machen beauftragt iſt! Als er auf die Inſel King mit Bailly, Leſueur, Leſchenault und Guichenault abgeſtiegen war, trieb ein Windſtoß das Schiff auf 14 Tage aus dem Geſicht. Sie arbeiteten aber fort, als wenn ihnen nichts bevorſtände, und obgleich ohne Obdach und unter beſtändigem Regen und in fürchterlichem Winde, ſammelte er doch 180 Weich- und Pflanzenthiere, und beobachtete die rieſenhaften Robben (Phoca proboscidea). Auf Ti-

mor zurückgekommen, jagte er mit Leſueur allein ein Krokodill, von dem jezt das Skelett zu Paris iſt. Dann blieb man auf dem Rückweg auf Isle de France 5 Monate, wo er die Fiſche und Weichthiere ſtudirte, und noch viel neue entdeckte. Endlich nach einer Abweſenheit von 3 1/2 Jahren landete er mit dem Schiffe Geograph zu L'Orient am 7ten April 1804, und kam nach Paris, wo er einige Monate zubrachte, um die Sammlungen zu ordnen, den Katalog zu verfertigen, und Alles ins Muſeum zu ſchaffen. Darauf ging er zu ſeiner Familie, um ſich von den Mühſeligkeiten der Reiſe zu erholen, von der er ſiech zurückgekommen war. Nach Paris zurückgekehrt erhielt er von Champagny, Miniſter des Innern, den ehrenvollen Auftrag, den Reiſebericht und die Beſchreibung der naturhiſtoriſchen Gegenſtände mit ſeinem Freund Leſueur zu liefern. L. Freycinet bekam den nautiſchen Theil zur Bearbeitung. Indeſſen hatten die Beauftragten des Inſtituts (Laplace, Bougainville, Fleurieu, Lacépède, Cuvier) den Bericht über das Zurückgebrachte abgeſtattet. Es fand ſich, daß über 100,000 Thiere darunter waren, unter denen 2500 neue Species und mehrere neue Genera, und daß Peron und Leſueur allein mehr Thiere kennen gelehrt haben, als alle Naturforſcher der letztern Zeiten zuſammen, und daß Perons Beſchreibungen alles leiſten, was nur gefodert werden kann, — das Anatomiſche ausgenommen. — Der erſte Theil der Reiſe erſchien 1807 in 4, mit prächtigen Kupfern. Und von nun an war Perons Ruhm entſchieden. Der zweite Theil war 1811 zur Hälfte gedruckt, als Peron ſtarb. Er ließ noch einzelne Abhandlungen, vorzüglich in den Annales du Muséum d'Hist. naturelle drucken, oder las ſie ſonſt in gelehrten Geſellſchaften vor. So über Pyroſoma, über die Temperatur des Meers, die Geſchlechtsſchürze der Hottentottinnen, die verſteinerten Zoophyten auf Timor, die Ruhr in heißen Ländern und den Gebrauch des Betels, die Erhaltung der Geſundheit zu Schiffe, die Stärke der Wilden verglichen mit der der Europäer, die Wohnörter der Robben, Naturgeſchichte der Meduſen (leider unvollendet). Auch arbeitete er an einer Vergleichung der verſchiedenen Menſchenarten, wozu er noch drei Reiſen von 15 Jahren vor hatte, nach dem Norden, nach Indien und nach Amerika. Die Naturgeſchichte der Völkerſtämme auf Timor mit Kupfern iſt herrlich; es fehlte aber an Unterſtützung. Es liegen eine Menge Beſchreibungen von Vögeln, Säugthieren, Amphibien und Fiſchen, vorzüglich von wirbelloſen Thieren da, zu welchen letztern ſein Freund über tauſend Zeichnungen nach dem Leben gemacht hat. Die Thiere ſind in Branntwein. Im Band VII. der Mém. de la Soc. d'émulation médicale iſt eine Auseinanderſetzung ſeiner einzelnen Abhandlungen. Seine Bruſtkrankheit wurde ſchlimmer. Er ging mit Leſueur nach Nizza, wo ſie ihre Zeit wieder mit naturhiſtoriſchen Unterſuchungen hinbrachten. Aber er kehrte nur kränker zurück. Er wollte, als alle Hoffnung ſchwand, in ſeiner Vaterſtadt ſterben, wo ihm die Mutter kurz vorangegangen war. Seine Schweſtern und ſein Freund Leſueur pflegten ihn im Viehſtall. Am 14ten December 1810 verſchied er und ließ ſeinen Freund allein. Der zweite Theil der Fiſche iſt endlich 1816 erſchienen. L. Freycinet hat ihn herausgegeben. Peron hat ihn noch bis Seite 231 beſorgt. Die Engländer beklagen ſich, daß die Franzoſen viele Entdeckungen für die ihrigen erklärt haben, die Flinders vor ihnen gemacht hat, daß ſie dieſen auf Isle de France gefangen gehalten, und dadurch ſeinen Tod befördert haben, obſchon die Franzoſen in Neuholland von den

Engländern alle Unterſtützung empfangen hatten, was Peron ſelbſt nicht genug loben konnte.

Perouſe (Jean François Galoup, Graf de la), ein berühmter, aber unglücklicher Weltumſegler, Frankreichs Cook, war zu Albi 1741 geboren, und widmete ſich von ſeiner Jugend an dem Seeweſen. Im J. 1780 ward er Seecapitain und zeichnete ſich 1782 durch die Zerſtörung der engliſchen Factoreien in der Hudſonsbay aus, wo jedoch der engliſche Befehlshaber in Yorkfort den Franzoſen nicht den geringſten Widerſtand leiſtete. Im J. 1785 erhielt er von dem Könige von Frankreich Befehl, eine Reiſe um die Welt zu machen, und ſegelte mit zwei Fregatten, la Bouſſole und l'Aſtrolabe, mit einer auserleſenen Mannſchaft und unter Begleitung mehrerer Aſtronomen, Naturforſcher und Künſtler aus dem Hafen von Breſt aus. Er landete in Braſilien, ging um das Cap Horn in die Südſee, und kam endlich 1787 auf Kamtſchatka an. Im Januar 1788 ging er nach Neu-Holland. Von da wollte er die Freundſchafts-Inſeln, den ſüdlichen Theil von Neu-Caledonien und mehrere beſuchen; allein die Hoffnung, ihn 1789, wie er vorhatte, zurückkommen zu ſehn, wurde nicht erfüllt. Alle Bemühungen der Franzoſen und anderer Nationen, von ſeinem unglücklichen Schickſale Nachrichten einzuziehen, ſind bis jetzt vergeblich geweſen. Nach den im J. 1798 bekannt gemachten Ausſagen eines Schottländers, Thomas Muir (der während der franzöſiſchen Revolution wegen thätiger Theilnahme an politiſchen Clubbs nach Botanybay verwieſen worden war), hatte ſich la Perouſe 1788 ſechs Wochen in Botanybay aufgehalten und von da ſeinen Weg nach Neu-Seeland genommen, um die von Cook nicht hinlänglich unterſuchten Küſten genauer zu erforſchen, und ſollte auf dieſer Reiſe verunglückt ſeyn. Die Nachricht im Journal de Paris (1804), daß ein portugieſiſches Schiff in der Nähe der philippiniſchen Inſeln den Aſtronomen Lagelet, der la Perouſe auf ſeiner Entdeckungsreiſe begleitet hatte, auf einer Klippe angetroffen und von ihm kurz vor ſeinem Tode die Nachricht erhalten haben ſollte, daß la Perouſe ſich neun Jahre auf Neu-Seeland aufgehalten, und als er ſich ein neues Schiff erbauen wollte, von den Einwohnern umgebracht worden ſey, wurde in den allgemeinen geographiſchen Ephemeriden (Band 14, St. 1,) für eine grobe Erdichtung erklärt. Durch la Perouſe's unglückliches Schickſal hat die Welt unſtreitig die wichtigſten Nachrichten verloren. Diejenigen, die er durch Leſſeps, einen ruſſiſchen Dollmetſcher, der ihn begleitete, 1788 und ſpäterhin von Botanybay aus eingeſendet hat, wurden auf Befehl der Nationalverſammlung 1791 dem Drucke überlaſſen, und von Milet Mureau, Paris 1798, in 4 Bänden in 4. herausgegeben. (S. la Perouſe's Entdeckungsreiſe in den Jahren 1786, 87, 88 ꝛc. aus dem Franzöſiſchen mit Anmerkungen von J. R. Forſter und M. C. Sprengel, 2 Bände, Berlin 1799 und 1800 in 8. oder den 16ten und 17ten Band des Magazins von merkwürdigen neuen Reiſebeſchreibungen).

Perpendikel iſt jede grade Linie, an welcher ein Gewicht hängt, das vermöge ſeiner Schwere nach dem Mittelpunkte der Erde ſich zuneigt, Senkſchnur (ſ. Pendel), oder jede auf einer geraden Linie oder einer Ebene ſenkrecht (perpendiculär) ſtehende Linie, Perpendiculärlinie. Auch hört man bisweilen das Uhrpendel oder die ſogenannte Unruhe ein Perpendikel nennen.

Perpetuum mobile, ein Ding, das ſich immerfort und zwar von ſelbſt bewegt. Da für uns kein Ding, das ſich vom Anfange her immerwährend für ſich bewegt habe, erkennbar (wiewohl vorſtellbar) iſt; ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß, wenn man die Frage aufwirft: „ob es möglich ſey, durch Mechanik eine ſich immerfort von ſelbſt bewegende Maſchine zu verfertigen," bloß von der Fortbewegung derſelben die Rede ſeyn könne. Lange Zeit ſich ohne Nachhülfe fortbewegende Kunſtwerke haben wir; aber immerwährend fortwirkende dürfte ſchon der nöthige Anfang derſelben unmöglich machen. Für denjenigen, welcher die Ewigkeit der Welt annimmt, gibt es indeß doch ein vollkommenes Perpetuum mobile, die Welt, oder das Univerſum ſelbſt. Zu Anfange dieſes Jahrhunderts beeiferten ſich mehrere Mechaniker, lange Zeit ſich von ſelbſt bewegende Maſchinen zu verfertigen, von denen jeder der ſeinigen jenen Namen gab. Mehrere Fürſten munterten die Künſtler dazu auf. Eine der vorzüglichſten Maſchinen dieſer Art iſt das Uhrwerk in dem Coxiſchen Muſeum zu London, welches Johann Ferguſon im Jahre 1774 bekannt gemacht hat, und eine mit einem Barometer verſehene Uhr iſt, deren Räder durch Steigen und Fallen des Queckſilbers bewegt und im Gange erhalten werden.

Perpignan, die Hauptſtadt der ehemaligen Grafſchaft Rouſſillon am Fluſſe Tet; jetzt die Hauptſtadt im Departement der Pyrenées Orientales, zählt über 12.000 Einwohner, und hat eine gute Citadelle. Merkwürdig iſt die Kathedralkirche und die Stückgießerei. Man verfertigt hier wollene Zeuge, und wollene und ſeidene Strümpfe, auch Leder, Seife, Liqueurs und Eſſenzen. In der Gegend wächſt ein guter rother Wein.

Perponcher (Baron von), General in königlich niederländiſchen Dienſten und Geſandter ſeines Königs am berliner Hofe, ſtammt aus einer der angeſehenſten und älteſten holländiſchen Familien ab, die ſich ſtets durch ihre Anhänglichkeit an das oraniſche Haus auszeichneten. In dem Feldzuge von 1815 commandirte er eine belgiſche Diviſion. In dem furchtbaren Kampfe bei Quatrebras (am 16ten Juni) eilte er, da er ſich überzeugte, daß das Schickſal dieſer wichtigen Tage von der Erhaltung dieſes Poſtens abhing, ohne dazu Inſtruction zu haben, auf ſeine eigene Verantwortlichkeit, dem dort hart bedrängten braunſchweigiſchen Corps zu Hülfe, wodurch es auch gelang, dieſen Schlüſſel der ganzen Poſition der Alliirten gegen Ney zu behaupten.

Per procura (italieniſch), per procurationem (lateiniſch), in Vollmacht, durch Bevollmächtigung; durch einen Bevollmächtigten oder Stellvertreter (z. B. eine gerichtliche Handlung vollziehen).

Perrault. Unter vier Brüdern gleiches Namens, welche unter Ludwigs XIV. Regierung in Paris lebten, ſind vorzüglich bekannt geworden Claude Perrault, geboren 1613, ein geſchickter Arzt, Naturforſcher und Architekt, nach deſſen Zeichnungen auch die Façade des Louvre und das Obſervatorium zu Paris gebaut iſt; noch mehr aber Charles Perrault, (geb. 1626, geſt. 1703), der ein Mann von vielen Talenten und Kenntniſſen, aber ohne tiefen Geſchmack war. Seine Verſe haben ihre Zeit nicht überlebt. Colbert war ſein Gönner, und gebrauchte ihn nebſt ſeinem Bruder zur Gründung der franzöſiſchen Kunſtakademie, deren thätiges Mitglied und Bibliothekar er wurde. Sein Gedicht, le Siècle de Louis le

Grand, welches er in der Academie 1687 vorlas, erweckte den kritiſchen Streit über den Werth der Alten und Neuern. Er trat darauf mit ſeiner, in einen langen Dialog gekleideten Parallele des anciens et des modernes (Paris 1688—96, 4 Voll. 8.) hervor, in welcher er aus nationellem Vorurtheile die geſchmackloſe und anmaßende Behauptung ausführte, die Neuern (faſt gleichbedeutend mit den Franzoſen) hätten die Kunſt und Wiſſenſchaft, die bei den Alten ſich noch in einem der Kindheit nähern Zuſtande befunden habe, zur höchſten Vollkommenheit gebracht, und dieſelben in ihren Werken weit übertroffen, — eine Anſicht, in welcher er ſpäterhin an Fontenelle und Haudart de la Motte eifrige Anhänger, an Boileau einen kräftigen Gegner fand. Nachher ſchrieb er les Hommes illustres de France, qui ont paru etc. pendant un siècle etc. (Paris 1696 1700, 2 Voll. Fol., mit Bildniſſen, nachher 12.). Die Herausgabe der Contes de ma mère l'Oye (1697 Paris 8.), für deren Verfaſſer er ſelbſt gehalten wird, hat ihm den Namen des Erfinders der franzöſiſchen Feenmährchen (ſ. d. Art.) vielleicht mit Unrecht verſchafft. Indeſſen ſind dieſe Erzählungen ſowohl im Original, als auch in vielen Ueberſetzungen mit großem Beifall geleſen worden.

—v.

Perregaur (Graf), wurde als der erſte Banquier Frankreichs (unter der weltberühmten Firma Peregaux, Lafitte et Comp. in Paris) betrachtet; er war zugleich Präſident der Bank von Frankreich, Senator, Commandeur der Ehrenlegion. Aus einer angeſehenen Familie herſtammend, wußte er, ein zweiter Necker, durch kluge Operationen und Benutzung der Umſtände ſich nicht nur ein unermeßliches Vermögen zu erwerben, ſondern auch einen großen politiſchen Einfluß zu erhalten. Er entging allen Stürmen der Revolution glücklich, auch damals, als der Tod aller Reichen an der Tagesordnung war, um, wie es hieß, auf dem Revolutionsplatze (unter der Guillotine) Münzen zu ſchlagen. Nach dem 18ten Brumaire machte Napoleon ihn zum Senator. Von ihm gingen die Entwürfe zur Errichtung und Organiſation der franzöſiſchen Bank aus, deren erſter Präſident er wurde. Seine Tochter iſt mit dem Marſchall Marmont, und ſein Sohn Alphonſe mit der Tochter des Marſchalls Macdonald vermählt. Er ſtarb 1813. Das Banquiergeſchäft ward von dem Sohne mit Herrn Lafitte unter der alten Firma fortgeſetzt und hat unter der Leitung des Letztern einen ſolchen Schwung genommen, daß man dies Haus für eins der reichſten in Europa anſieht.

Perron (Anquetil du), ſ. Anquetil du Perron.

Perſephone, ſ. Proſerpina.

Perſepolis, die alte Hauptſtadt der Provinz Perſis, unfern des Araxes, deren Ruinen noch jetzt Bewunderung erregen und zu vielen Unterſuchungen Anlaß gegeben haben. Die Reichthümer und Kunſtſchätze Perſiens waren hier aufgehäuft, als Alexander ſich ihrer bemächtigte, die Stadt der Plünderung und Zerſtörung Preis gab, und zuletzt bei einem Gaſtmahle auf den Vorſchlag der Buhlerin Thais mit eigener Hand den königlichen Palaſt in Brand ſteckte. Aber in kurzer Zeit war Perſepolis wieder aufgebaut, und unter der Regierung Mahommedaniſcher Fürſten war ſie unter dem Namen Iſtakar die gewöhnliche Reſidenz. Bald darauf aber wurde ſie gänzlich zerſtört. Die Frage, was Perſepolis eigentlich war, iſt nicht leicht zu beantworten, da die gleichzeitigen jüdiſchen und griechiſchen

Schriftſteller dieſer Stadt nicht erwähnen, und ſie erſt beim Untergange des perſiſchen Reichs aus ihrem Dunkel hervortritt. Suſa, Babylon und Ecbatana werden von Herodot, Ktesias, Nehemias, Xenophon u. ſ. w. als die Reſidenzſtädte der Perſerkönige genannt, dagegen heißt Perſepolis die Hauptſtadt des ganzen Reichs, ſogar des ganzen Orients. Vielleicht kommt man zu einer befriedigenden Beantwortung dieſer Frage, wenn man mit den Nachrichten der Alten eine ſorgfältige Unterſuchung der noch vorhandenen Ruinen verbindet. Dieſe Ruinen, welche jetzt die Perſer nach den wichtigſten Theilen derſelben Tachti Dſchemſchid (Thron des Dſchemſchid) oder noch gewöhnlicher Tſchehelminar (die vierzig Säulen) nennen, ſind dreierlei Art: theils altperſiſche Denkmäler, aus der Periode des altperſiſchen Reichs ſelbſt, (ſ. Heerens Ideen ꝛc. Theil 1.) theils Kunſtwerke und Inſchriften aus der Zeit der Saſſaniden, (von Silveſtre de Sacy erläutert) theils endlich arabiſche, neuperſiſche und andere Inſchriften, welche in der Periode des Kalifats und noch ſpäter hier eingegraben worden ſind. Ihre Beſchreibung würde uns hier zu weit führen. Wir müſſen uns begnügen, das Reſultat der darüber angeſtellten Forſchungen anzuführen: Perſepolis war weder ein Tempel, noch eine eigentliche Reſidenz, wenigſtens nicht in den blühendſten Zeiten des Reichs. Es erwuchs aus dem Hoflager der erſten perſiſchen Eroberer, und war daher ihr erſter Wohnſitz. Dies hörte es in der Folge auf zu ſeyn; aber die daran geknüpften Ideen von Vaterland, Herrſchaft, Religion machten es zur Heimath und Todtenreſidenz der Könige, zum Heiligthume der Nation, zum Wohnſitz der väterlichen Götter und endlich durch ſeine Anlagen und Kunſtwerke zum Sinnbilde des Reichs und ſeines Glücks unter ſeinen Königen. So ward es das Haupt des Reichs, das perſiſche Capitol. — Einer beſondern Erwähnung ſind noch die Inſchriften werth, welche unter dem Namen der perſepolitaniſchen Keilſchriften den Gelehrten bekannt ſind. (S. Keilſchriften).

Perſeus, Sohn der Danaë und des Zeus (vergl. Danaë). Polydectes, der ihn mit ſeiner Mutter aufgenommen, wünſchte bald, den jungen, nach Abenteuern verlangenden Helden von ſich zu entfernen. Er gab vor, um des Oenomaus Tochter zu werben, und begehrte von ſeinen verſammelten Freunden einen Beitrag an Pferden zum Brautſchatz. Perſeus verſprach, wenn es verlangt würde, ſelbſt das Haupt der Gorgo (Meduſa) zu liefern, und Polydectes nahm ihn beim Worte. Jenſeit des Oceanus, hart an der Grenze der Nacht, wohnte das furchtbare, ſchlangenharige, mit Schlangen gegürtete Geſchlecht der Gorgonen, von denen nur Eine, Meduſa, ſterblich war. Von Mercur und Minerva geleitet, begab ſich Perſeus zuerſt zu den drei Gräen, an die weſtlichen Küſten des Oceans, welche gemeinſchaftlich nur Ein Auge und Einen Zahn hatten, bemächtigte ſich der letztern, und verſprach die Zurückgabe nur unter der Bedingung, daß ſie ihn zu den Nymphen brächten, in deren Verwahrung die Geräthſchaften waren, deren er zu ſeinem Unternehmen bedurfte, die geflügelten Sohlen, der Beutel und des Aïdes unſichtbar machender Helm. Sie gingen die Bedingung ein, erhielten Zahn und Auge wieder, und Perſeus von den Nymphen, was er begehrte. Nach Andern rüſteten ihn Mercur und Vulcan aus. Von erſterm und Minerva begleitet, gelangte er zu den Gorgonen, die er ſchlafend fand. Er ſtellte ſich abwärts gekehrt vor die Schrecklichen, deren Anblick in Stein verwandelte, ſah in den ehernen Schild, erblickte durch dieſen

das Haupt der Meduſa und hieb es ihr ab, worauf aus ihrem Blute Pegaſus und Chryſaor hervorſprangen. Darauf ſteckte er das Haupt ſchnell in den Beutel und rettete ſich vor den verfolgenden Schweſtern durch des Aides Helm. Auf des Mercurs Fußſohlen oder auf ſeinem luftſchreitenden Roſſe ſchwebte er jetzt, Abenteuer ſuchend, über die Länder hin. Er kam zum Könige Atlas, dem das Orakel verkündigt hatte, er werde die goldenen Aepfel ſeines Gartens durch einen Sohn des Zeus verlieren; und als ihm dieſer deßhalb die Rechte der Gaſtfreundſchaft verſagte, verwandelte er ihn durch die verſteinernde Kraft des Meduſenhauptes in einen himmeltragenden Felſen. Wie er darauf die Andromeda befreite, iſt im Artikel Andromeda zu finden. Mit ihr zeugte er den Perſes, welchen er bei ſeinem Großvater Cepheus zurückließ, als er mit Andromeda nach Seriphos zurückkehrte. Hier fand er ſeine Mutter an dem Altare, wohin ſie ſich mit ſeinem Pflegevater Dictys wegen des Polydectes Gewaltthätigkeit geflüchtet hatte. Sogleich verſammelte er des Polydectes Freunde in der Königsburg, und verſteinerte ſie mit demſelben. Nachdem er hierauf den Dictys zum König von Seriphos eingeſetzt, gab er die Fußſohlen, den Beutel und Helm dem Hermes zurück, das Haupt der Gorgo aber der Athene, die es in die Mitte ihres Schildes ſetzte, oder (nach Andern) an ihrem Bruſtharniſch befeſtigte. Dann ging er mit Danae und Andromeda nach Argos, den Acriſius zu beſuchen. Dieſer aber war, um dem Orakel auszuweichen, nach Theſſalien geflohen. Perſeus folgte ihm dahin. Als er aber durch einen unglücklichen Wurf mit dem von ihm erfundenen Diskus ſeine Großmutter tödtete, ſcheuete er ſich das ihm zugefallene Erbreich Argos in Beſitz zu nehmen, und vertauſchte es daher gegen des Megapenthes Herrſchaft Tiryns. Hier erbaute er Mycenä. Andromeda aber gebar ihm außer Perſes noch den Alcäus, Sthenelus, Heleus, Neſtor, Electryon und eine Tochter Gorgophone. — Perſeus wurde nach ſeinem Tode als Heros verehrt und unter die Geſtirne verſetzt.

Perſien (Geographie u. Geſchichte von). Perſien iſt ein großes Land in Aſien, welches jetzt durch die neueſten politiſchen Veränderungen in drei Staaten zerfällt: das eigentliche Perſien (Weſtperſien) oder Iran, Kabuliſtan oder Afghaniſtan und Beluchiſtan oder das Land der Beluchen. Die neueſten Nachrichten über die beiden letztern Staaten verdanken wir den Britten, welche an den Hof von Kabul im Jahre 1808 eine Geſandtſchaft und nach Beluchiſtan im Jahre 1810 zwei Offiziere ſchickten. Die Reiſe nach Kabul hat Elphinſtone und die nach Beluchiſtan Pottinger beſchrieben, welche beide mit zu dieſen Reiſenden gehörten. Da Beluchiſtan in einem eignen Artikel beſchrieben iſt, bleibt uns hier nur die Beſchreibung der beiden andern Ländern. — Weſtperſien oder der Staat Iran gehört zu Weſtaſien und grenzt an den perſiſchen Meerbuſen, das osmaniſche Reich in Aſien, das ruſſiſche Reich, das kaſpiſche Meer, Kabuliſtan und Beluchiſtan. Es liegt vom 61° 30′ bis zum 79° der Länge und vom 26° bis zum 41° der Nordbreite. Den Flächeninhalt ſchätzt man auf 22,000 Quadratmeilen. Perſien iſt in der Mitte eine Hochebene mit vielen Sandwüſten. Beſonders ſind die nördlichen Provinzen, wo der zum Theil mit ewigem Schnee bedeckte Ararat ſich erhebt, und die weſtlichen Gegenden gebirgig. Vom Tigris öſtlich läuft beinahe parallel mit demſelben ein Granitgebirge, bei den Alten Zagros genannt, und mit demſelben erſtreckt ſich gleichfalls

parallel das Gebirge Orontes, heut zu Tage Elwind, welches ſich in zwei Aeſte theilt, wovon der eine ſich auf der Weſtſeite des caſpiſchen Meeres mit dem Alburs oder den caſpiſchen Bergen verbindet, welche eine Fortſetzung des Taurus ſind. Die am caſpiſchen Meere gelegenen Gegenden ſind ſehr niedrig, ja noch niedriger als die Küſten am Ocean, werden aber von Gebirgen in Form eines Halbzirkels eingefaßt, welche Fortſetzungen des Taurus und Caucaſus ſind, und einen viel ſteilern Abhang gegen das Meer hin, als auf der Landſeite haben. Im ſüdlichſten Theile von Perſien oder Iran erhebt ſich der Boden weniger ſchnell, als im nördlichen und weſtlichen Theile. Längs des perſiſchen Meerbuſens zieht ſich ein ſchmaler Streif niedrigen Landes hin, der im Sommer wegen der übermäßigen Hitze gar nicht bewohnbar iſt. Je weiter man ſich von dem Meere entfernt, deſto näher kommt man den Gebirgen und deſto kühler wird die Luft. Die im ſüdlichſten Theile dieſes Reiches gelegenen Landſchaften ſind viel wärmer als die übrigen, hingegen die am höchſten gelegenen nördlichen und weſtlichen Gegenden haben ein ſehr gemäßigtes Clima und ſind ſelbſt im Winter ſehr kalt. Es iſt auffallend, daß ein ſo weit ausgedehntes Land wie Iran auch nicht einen einzigen Strom oder wirklichen Hauptfluß, ſelbſt nicht einen bedeutenden Küſten- oder Nebenfluß hat, ob es gleich viele hohe Berge zählt. Man findet nur wenig Bäche und geringe Steppenflüßchen, die entweder ſich im Sande verlieren, oder durch die Bewäſſerungscanäle gänzlich verſchlungen werden. Die vornehmſten dieſer Flüſſe ſind, außer dem mit dem Kur vereinten Aras oder Araxes (der nur in den nördlichſten Gränzprovinzen fließt), der Kiſil-Oſen, der Tedzen, der Kuraſu, der Nechenk, Kureak ꝛc. Man findet auch mehrere Seen, wohin der Eriwanſee, aus dem der Zanghui kommt, und der Bachtegan gehören. Alles Waſſer führt hier Salz mit ſich; alle Seen ſind ſalzig; wo das Waſſer im Winter ſtehen bleibt, da wird der Boden ſalzig. Weite Ebenen dehnen ſich über dieſes Land aus, die gewöhnlich im Winter unter Waſſer ſtehen, und deren nackter Salzboden im Sommer glühend wird. Die Gebirge ſind gänzlich von Bäumen entblößt, die Hügel ſind dürre, trocken, und auch die Ebenen nur da angebaut, wo man ſie bewäſſern kann. Aus Mangel an Bewäſſerung iſt nur ein kleiner Theil angebaut, und der Ueberreſt iſt entweder ganz kahl, oder bringt im Sommer nur wenig ſaftige, wenig ausdünſtende Pflanzen hervor. Aber obgleich der größte Theil des Landes an Dürre und Trockenheit leidet, ſo fehlt es doch auch nicht an fruchtbaren Strichen, deren Boden ſehr ergiebig iſt, wenn er hinreichende Bewäſſerung hat. Iran hat daher eine Menge der herrlichſten Producte, von denen wir einige aufzählen wollen, als: ſchöne, ſehr geſchätzte Pferde, lebhafte Eſel, einbuckelige Kameele, Rindvieh, meiſtens fettſchwänzige Schafe, wenig Speiſewildpret, weil das Land größtentheils waldlos iſt; ferner Seide, Getreide, Reiß, vortreffliche Hülſenfrüchte, allerlei Gartengewächſe und Küchenkräuter, Melonen, Seſam, Safran, Krapp, Hanf, Flachs, Taback, Mohn, Süßholz, Zuckerrohr, köſtliche Weinſtöcke, Baumwolle, Manna-Eſchen, Wurmſamenkraut, Adragant, Seneſſtauden, Galbanum, ſtinkenden Aſand, Rhabarber, allerlei europäiſche Baumfrüchte, edle Südfrüchte, Dattelpalmen, Kaſſien, Maſtixbäume, Galläpfel, Alhennaſtauden; von Mineralien beſonders viel Kupfer, auch Eiſen, Stahl und Blei, viel Salpeter, Schwefel, Salz ꝛc. Die Einwohner des Landes, deren Zahl ſehr verſchieden angegeben wird (ein

Beweis, daß die Reiſenden ſie nach bloßen unſichern Muthmaßungen ſchätzen), ſind theils Tadſchiks (anſäßige Perſer), die aus einer Vermiſchung von Parſen, Arabern ꝛc. entſtanden ſind, Parſen und Armenier, theils Nomaden, wohin beſonders die Kurden gehören. Dieſe Tadſchiks (Neuperſer) ſind ein achtungswerthes Volk, welche in Rückſicht der Bildung ſich über die Osmanen erheben und eine große Liebe für Künſte, Wiſſenſchaften und Kunſtgewerbe hegen. Sie gehören ſchon zu den cultivirten Völkern, ob ſie gleich noch nicht den Grad von Cultur der gebildetern europäiſchen Völker erreicht haben. Sie bekennen ſich zur Mohammedaniſchen Religion und zwar zu der Secte des Ali oder der Schiiten. Auch duldet man Chriſten, Juden und Parſen oder Feueranbeter. In der Färberei haben ſie es weit gebracht; auch zeichnen ſie ſich in der Verfertigung von Seidenwaaren, und wollenen, Gold- und Silberſtoffen aus. Sie verfertigen Schagrin und Saffian, bearbeiten das Gold und Silber mit vieler Geſchicklichkeit, und liefern eine große Menge von Kupferwaaren und gute Säbelklingen. Den Ackerbau treiben ſie mit vorzüglicher Anwendung der künſtlichen Bewäſſerung. Der nicht unbedeutende Handel iſt größtentheils Landhandel durch Karavanen, die nach Indien, der Türkei und Arabien gehen. Ueber das caſpiſche Meer treiben ſie Handel mit Rußland. Der Seehandel am perſiſchen Meerbuſen iſt ſehr herabgeſunken, und wird durch fremde Schiffe getrieben. Künſte und Wiſſenſchaften werden allgemein geachtet. Die Staatsverfaſſung iſt deſpotiſch, und an der Spitze des Reichs ſteht ein unumſchränkt gebietender Shah (jetzt Feth Ali). Die Provinzen werden von Khans verwaltet. Die nomadiſchen Völkerſtämme genießen unter ihren Stammoberhäuptern eine Art von Unabhängigkeit, und bilden die Hauptſtärke der nicht unbeträchtlichen Kriegesmacht, welche auf 100,000 Mann geſchätzt wird und hauptſächlich aus Cavallerie beſteht. Die Perſer haben auch Artillerie; beſonders hat ſich um die Bildung der letztern, ſo wie überhaupt des Militärs der jetzige Thronerbe Abas-Mirza verdient gemacht, der die Truppen durch europäiſche Offiziere nach europäiſcher Kriegskunſt zu bilden ſucht. Dieſer Thronerbe iſt mit der Geſchichte und den Sitten Europa's bekannt, kennt die Taktik, Mathematik und die engliſche Sprache, und verſpricht für Perſien einſt das zu werden, was Peter der Große für Rußland war. Eine Seemacht fehlt den Perſern gänzlich, woran beſonders der Mangel an Schiffsbauholz Schuld iſt. Die vormalige Hauptſtadt Perſiens, Iſpahan, ſonſt eine der anſehnlichſten Städte Aſiens, iſt jetzt faſt nur eine ungeheure Maſſe von Ruinen. Die jetzige Hauptſtadt des perſiſchen Reichs iſt Teheran, wo der Shah reſidirt. Tauris iſt die Reſidenz des oben angeführten liebenswürdigen und gebildeten Thronerben Abas-Mirza. — **Kabuliſtan**, der zweite größtentheils aus Provinzen Perſiens und einigen Theilen Hindoſtans gebildete Staat (der ſonſt oft in den Geographien unter dem Namen Oſtperſien angeführt wurde) gränzt an Hindoſtan und, wenn man die Provinz Sind dazu rechnet, an den indiſchen Ocean, Beluchiſtan, Iran und die Bucharei. Es liegt vom 24° bis 37° der Nordbreite und vom 76° bis 94° der Länge, und enthält an 29,000 Quadratmeilen. Es erſtreckt ſich demnach von Herat bis zu der öſtlichen Gränze von Caſchemir und von der Mündung des Indus bis zum Oxus. Kabuliſtan wird ſo wie Hindoſtan im Norden von einer Kette von Bergen begränzt, die mit ewigem Schnee bedeckt iſt, und von der alle großen Ströme beider Länder

25*

kommen. Dieſe Kette fängt nahe am Burramputer an, und läuft faſt nordweſtlich bis nach Caſchemir; bis dahin heißt ſie bei den Eingebornen der benachbarten Länder Himalleh (woraus wohl Imaus entſtanden iſt), welches nach den jetzigen Entdeckungen der Engländer das höchſte Gebirge der alten und neuen Welt iſt, und wozu der Dholagir gehört, welcher den Chimboraſſo noch um 6 bis 7000 Fuß an Höhe übertrifft. Von Caſchemir iſt ihre Richtung bis zu der hohen ſchneebedeckten Spitze von Hindu-Cuſh faſt nördlich von Kabuliſtan, und heißt auch ſo wie die höchſte Spitze Hindu-Cuſh. Nördlicher noch als dieſe Gebirgsketten iſt der Mus-Dagh, eine Gebirgskette, die im Norden vom öſtlichen Ende des Himallehgebirges anzufangen und mit dieſem Gebirge bis zum 67° parallel zu laufen ſcheint. Auf der Weſtſeite verbindet eine Gebirgskette den Mus-Dagh mit dem Hindu-Cuſh, welche auf den Charten Belur-Dagh genannt wird, und die Gränze zwiſchen dem unabhängigen und chineſiſchen Turkeſtan macht. Der Rücken des Hindu-Cuſh iſt mit beſtändigem Schnee bedeckt. Die Seiten ſind mit Wäldern verſehen, und weiter unten wachſen alle Bäume und Früchte Europa's wild. Die Wälder auf den Bergen ſind voll wilder Thiere, worunter Tieger, Leoparden, Wölfe, Bären und Hyänen die merkwürdigſten ſind. Von der höchſten Spitze des Gebirges Hindu-Cuſh nimmt die Höhe ab, der ewige Schnee hört auf, und bald verliert ſich dieſe Kette in eine Reihe von Bergen, die ſich in der Länge von Kabul bis nach Herat erſtrecken und Parapamiſus heißen. Von dem Hindu-Cuſh läuft auch ſüdlich eine Gebirgsreihe, die Bergkette Salomons genannt, mit welcher die Salzkette in Verbindung ſteht, wo man Salz ſo klar als Kryſtall und von ſolcher Härte erhält, daß man Schüſſeln daraus macht. Die höchſte Spitze der Salomonskette iſt in der Gegend von Piſhauer, der Suffaid-Coh, auch weißer Berg, weil er mit ewigem Schnee bedeckt iſt. Den größten Theil von Kabuliſtan nehmen alſo Gebirge ein. Doch findet man auch zwiſchen dieſen Gebirgen ſchöne Thäler, worunter ſich vorzüglich das Thal von Caſchemir durch ſeine Naturſchönheiten auszeichnet. Der Boden iſt im Ganzen ſehr fruchtbar, wiewohl man auch Wüſten und unangebaute Gegenden findet. Das Clima iſt nach der Lage einzelner Provinzen ſehr verſchieden. Die niedrigen Gegenden ſind heiß, die mittlern ſind gemäßigt, und die hohen kalt. Die Hitze kommt der in Hindoſtan nicht gleich, noch die Kälte der in England. Kabuliſtan hat wenig große Ströme. Der Indus gehört dahin, der immer ſchiffbar iſt, und deſſen Quelle man noch nicht kennt. Er nimmt hier beſonders die beträchtlichen Flüſſe Kama und Kabul auf, und nachdem ſich die vereinigten Flüſſe des Pendſhab mit demſelben vermiſcht haben, ergießt er ſich in den indiſchen Ocean. In dem weſtlichen Theile des Landes fehlt es ganz an großen Strömen; die etwas beträchtlicheren Flüſſe, der Hirmend und der Farrahrud, fallen in den See von Siſtan, und von dem Herat wird der größere Theil ſeiner Waſſermaſſe in der Nähe der Stadt Herat zum Anbau verwendet. Die Producte Kabuliſtans ſind mannichfaltig, und beſtehen in zahlreichen Pferden, worunter beſonders die von Herat ſchön ſind, Eſeln, Mauleſeln, Kameelen, Dromedaren, Büffeln, Rindvieh, Schafen mit Fettſchwänzen, Gazellen, Bienen, Seidenwürmern, Reiß, Mais, Weizen, Melonen, vielerlei Arten von Obſt und edlen Südfrüchten, beſonders Piſtazien und Mandeln, Seſam, Senf, Aſſa foetida, Zuckerrohr, Ingwer, Färberröthe, Taback, Baumwolle, Gold in Kör-

nern, Silber, Blei, Eiſen, Schwefel, Salz, Salpeter. Die Einwohner, ungefähr elf bis zwölf Millionen, ſind Afghanen, das herrſchende Volk und in viele Stämme unter eignen Oberhäuptern getheilt, Tadſchiks, Kiſilbaſchen, Tataren und Hindus. Die herrſchende Religion iſt die Mohammedaniſche von der Secte der Sunniten, die Tadſchiks hingegen ſind heftige Schiiten. Von den Hindus ſind viele ihrer väterlichen Religion getreu geblieben. Die Afghanen leben meiſtens als Nomaden; Künſte und Wiſſenſchaften finden am meiſten bei den Tadſchiks Eingang. Man treibt Ackerbau und verfertigt Teppiche, ſchöne Shawls (in Caſchemir, ſ. d. Art.), Zitz und Muſſeline. Der Handel wird durch Caravanen, und vorzüglich mit Hindoſtan, Iran und Turkeſtan getrieben. Man führt aus: Pferde, Shawls, Taback, Mandeln, Piſtazien, Obſt, Trauben, Granatäpfel, Teppiche, Zitz und Muſſeline. Die Regierungsform iſt monarchiſch, aber bei den Afghanen ſelbſt findet eine Art von Lehnsverfaſſung Statt, da die verſchiedenen Häupter der Stämme in ihren Diſtrikten eine gewiſſe Oberherrſchaft ausüben. Das Ganze ſteht unter einem gemeinſchaftlichen Beherrſcher, Schah oder Khan von Kabul genannt, deſſen Einkünfte ungefähr 27 Millionen Gulden betragen. Seine Reſidenz iſt die Stadt Kabul. Andere wichtige Städte ſind Herat, Kandahar, Piſhauer und Caſchemir, letzteres die größte Stadt im ganzen Lande. — Die Geſchichte Perſiens tritt erſt mit Cyrus aus dem Dunkel der Vorzeit heraus; früher iſt ſie ungewiß und fabelhaft. Als die erſte wird von den Morgenländern angeführt die Dynaſtie der Mahabaden; auf ſie folgte die Dynaſtie der Piſhdadier (gleichzeitig mit unſerm aſſyriſchen Reiche). Zwölf Regenten werden aus dieſer mythiſchen Zeit von 2421 Jahren genannt. Unter ihnen ſind die Namen: Kajumaras, Huſhenk, Tachmuras, Dſchemſhid, der größte der Piſhdadier, Iſtakhars Erbauer, nach welchem Zohak, der Tyrann, das Land plagte, Feridun, der Befreier und Wiederherſteller ſeines Vaterlandes, Manutſheher, Zeb und Gerſhaſp, der letzte Piſhdadier. Den Piſhdadiern folgten die Cajaniden, 718 Jahre. In die ungewiſſe Zeit vor Cyrus gehört Guſtaſp, der mediſche Kyaxares oder deſſen Zeitgenoſſe, unter welchem Zerduſht (Zoroaſter) lebte. Mit Cyrus, 559 bis 529 vor Chr. Geb., (ſ. d. Art.) begannen die Zeiten des Glanzes im Weſten. Er vereinigte Perſer und Meder unter ſeinem Zepter, wodurch ſie herrſchendes Volk in Aſien wurden; beſiegte den Crõſus, eroberte Babylon und unterwarf ganz Kleinaſien. Ihm folgte ſein Sohn Cambyſes (529—522), der Tyrus, Cypern und Aegypten bezwang. Nach dieſem herrſchte kurze Zeit ein Magier, der ſich für des Cambyſes Bruder Smerdis ausgab. Nach dem Sturze deſſelben erhielt Darius Hyſtaſpis (ſ. d. Art.) durchs Loos oder ſeiner Gefährten Wahl die Krone (521—487). Er unterwarf das aufrühreriſche Babylon, Thrazien, Macedonien (512) und einen kleinen Theil von Indien. Sein Plan, die Scythen jenſeits der Iſter zu bezwingen, ſcheiterte. Die griechiſchen Colonien in Kleinaſien, welche das perſiſche Joch abzuſchütteln verſuchten (501), bezwang er zwar, ſein Rachekrieg gegen die europäiſchen Griechen aber ſchlug unglücklich für ihn aus. Aegypten war in Aufſtand gegen ihn. Sein Sohn Xerres (487—467) bezwang Aegypten aufs neue, ſcheiterte aber bei Marathon und Salamis mit ſeinem Angriffe auf Griechenland, und mußte einen verderblichen Vertheidigungskrieg gegen die Griechen fortſetzen. Unter Artaxerxes Longimanus (bis 425) zeigten ſich die erſten Spuren des Verfalls. Das empörte Aegypten

wurde zuerſt nach hartem Kampfe bezwungen. Der griechiſche Krieg endigte 449 mit dem nachtheiligen Cimoniſchen Frieden. Megabyzus erregte eine gefährliche Empörung. Mutter und Gemahlin beherrſchen den ſchwachen König. Die nächſten Regierungswechſel erfolgen ſchnell und gewaltſam. Xerxes II., der einzige echte Sohn, wurde nach 45 Tagen von ſeinem unechten Bruder Sogdian, und dieſer nach ſechs Monaten von einem andern unechten Bruder Ochus getödtet, welcher Letztere unter dem Namen Darius II. bis 404 unter dem Einfluſſe ſeiner Gemahlin Paryſatis regierte und mit mehrern Empörungen der Statthalter zu kämpfen hatte, wodurch das Reich immer mehr verfiel. In Aegypten mußten die Perſer eigene Könige anerkennen. Nur die innern Unruhen Griechenlands, in welche ſie ſich geſchickt einmiſchten, retteten ſie noch zur Zeit von einem allgemeinen Angriffe der Griechen und vom Untergange. Artaxerxes II. Memnon oder Mnemon (bis 361) ſtand gänzlich unter dem Einfluſſe ſeiner Mutter Paryſatis. Sein Bruder Cyrus, von 10,000 Griechen unter Xenophon unterſtützt, ſuchte ihm den Thron zu rauben (400); aber Artaxerxes ſchlug und tödtete ihn. Die innern Unruhen nöthigten die Spartaner, ihre Vortheile in Kleinaſien aufzugeben und den nachtheiligen antalcidiſchen Frieden (387) einzugehn. Artaxerxes III. Ochus (bis 338), Memnons Sohn, befeſtigte ſeinen Thron durch Hinrichtung ſeiner zahlreichen Brüder. Er unterwarf Aegypten aufs neue (350); aber Bagoas, ſein Verſchnittener, vergiftete ihn ſeiner Grauſamkeit wegen, brachte nach und nach auch ſeine ſämmtlichen Söhne um, und gab die Krone an Darius Codomannus, einen Prinzen von königlichem Geblüt, welcher, von Alexander bekriegt, nach drei großen Niederlagen am Granicus, Iſſus und Gaugamela durch Beſſus, Statthalter von Bactrien, das Leben verlor (330), worauf Alexander ſich der ganzen perſiſchen Monarchie bemächtigte (329). Als nach Alexanders Tode (322) das macedoniſche Reich zerfiel, herrſchten über Perſien die Seleuciden (ſ. d. Art. Seleucus) bis 246. Ihnen folgten die Arſaciden, welche das Reich der Parther gründeten, das bis 229 nach Chriſtus beſtand. Damals bemächtigte ſich Ardſhir Babekan (Artaxerxes) der Herrſchaft über Mittelaſien, und vererbte ſie auf ſeine Nachkommen, die Saſſaniden, welche 407 Jahre herrſchten. Ardſhir, Saſſans Sohn, regierte ſelbſt von 218 bis 241. Die Kriege, welche er mit den Römern führte, dauerten unter ſeinem Nachfolger Shapur (Sapores I. bis 271) mit Gordian und Valerian fort (welchen letztern das Kriegsunglück zu ſchmählichen Mißhandlungen in Shapurs Hände gab) und endigten erſt durch den Frieden des Königs Narſes mit Diokletian (303). Erſt als Shapur II. der Große (309—380) zur Volljährigkeit gelangt war, gewann das Reich wieder Kraft. Er ſtrafte die Araber für ihre Streifereien und nahm den König von Jemen gefangen. Darauf foderte er, wie einſt Ardſhir, vom Kaiſer von Conſtantinopel alles Land bis zum Strymon zurück. Conſtantin der Große, Conſtantius II. und Julian widerſtanden ihm zwar, aber Jovian erkaufte den Frieden durch Abtretung der fünf ſtreitigen Provinzen und der Feſtung Niſibis. Shapur machte darauf auch in der Tartarei und Indien Eroberungen. Ohne entſcheidende Ereigniſſe wechſelten nach Shapurs Tode Krieg und Frieden. Unter Artaxerxes II. (bis 383), Shapur III. (bis 388) und Bararanes IV. (bis 399) blühete das Reich. Araber, Hunnen und Türken traten nach einander für und gegen Perſien auf den Kampfplatz. Jezdejerd I. (bis 420), ein

Freund der Chriſten, eroberte auch (412) Armenien. Im J. 420 kam Vararanes V. mit Hülfe der Araber auf den Thron. Er kriegte ſiegreich gegen Theodoſius II., ſchlug die in ſein Gebiet eingefallenen euthalitiſchen Hunnen mit großem Verluſte zurück, und eroberte das Königreich Jemen. Ihm folgte Vararanes VI. (bis 457) und Hormisdas III. Im J. 457 gelangte Firuz (Pheroſes) durch Hülfe der euthalitiſchen Hunnen zum Throne, bekriegte ſie aber nachher und verlor 483 gegen ſie Schlacht und Leben. Valens oder Balajh (488—491) verlor ſogar einen Theil des Reichs an ſie, und mußte ihnen zwei Jahre Tribut bezahlen. Bald aber gewannen die Saſſaniden wieder Größe und Macht. Kobad (bis 531) überwand die Hunnen, und ob er gleich durch ihren Beiſtand 498 den verlornen Thron wieder erhielt, ſo führte er doch in der Folge wie mit Athanaſius, ſo auch wieder mit den Hunnen, Indiern und Juſtinian I. glücklich Krieg. Sein jüngſter Sohn und Nachfolger, Kosru Anuſhirwan (531—579) zeichnete ſich aus durch ungemeine Weisheit und Tapferkeit. Unter ihm erſtreckte ſich das perſiſche Reich vom Mittelmeere bis zum Indus, vom Jaxartes bis Arabien und die Gränze Aegyptens. Glücklich kriegte er mit den Indiern und Türken, mit Juſtin und Tiber und mit den Arabern, die er vom Drucke vieler kleinen Tyrannen befreite. Die Empörungen ſeines Bruders und ſeines Sohnes unterdrückte er. Die Lazier in Colchis, der griechiſchen Bedrückungen müde, unterwarfen ſich ihm; da er ſie aber in das innere Perſien verpflanzen wollte, kehrten ſie unter die Herrſchaft des Juſtinian zurück, deſſen Waffen jetzt ſiegreich waren. Anuſhirwan ſtarb vor Gram während der Friedensunterhandlungen. Der Krieg dauerte fort unter Hormuz (Hormisdas IV., 579—591), bis auf Kosru II. (bis 628), unter welchem die perſiſche Macht den höchſten Gipfel erreichte. In glücklichen Kriegen dehnte er ſeine Eroberungen auf der einen Seite bis Chalcedon (616), auf der andern über Aegypten bis nach Libyen und Aethiopien, und endlich bis nach Jemen aus. Plötzlich aber endete ſein Glück durch Kaiſer Heraclius ſiegreiche Waffen. Der König verlor alle ſeine Eroberungen; ſein eigener Sohn Siroes nahm ihn gefangen und ermordete ihn (628). Perſien ging nun in beſtändigen innern Unruhen ſeinem Untergange entgegen. Siroes oder Kobad Shirujeh ward noch in demſelben Jahre wieder ermordet. Ihm folgte ſein ſiebenjähriger Sohn Ardſhir (Artaxerxes) III., den im J. 629 ſein Feldherr Sarbas (Sheheriar) ermordete. Dieſer ward, noch ehe er ſich des Throns bemächtigte, von den perſiſchen Großen geſtürzt, bis nach mehreren Umwälzungen, die ſo ſchnell auf einander folgten, daß die Geſchichtſchreiber die Namen verwirrt haben, der ſechszehnjährige Jezdejerd III., ein Enkel Kosru's, 632 den Thron beſtieg. Ihn beſtürmte im Jahr 636 der Kalif Omar. Perſien ward ein Raub der Araber und Türken. Jezdejerd verlor 651 das Leben. — Von der Eroberung Perſiens durch die Kalifen beginnt die *Geſchichte des neuperſiſchen Reichs*. Die Herrſchaft der Araber (ſ. *Kalif*) dauerte 585 Jahre, von 636—1220. Da theils die Statthalter der Araber ſich unabhängig machten, theils perſiſche und türkiſche Fürſten einzelne Provinzen an ſich riſſen, ſo blieb Perſien getrennt. Unter den herrſchenden Dynaſtien ſind zu bemerken, im nördlichen und nordöſtlichen Perſien: 1) das türkiſche Haus der Thaheriden in Chorasan von 820 bis 872; 2) die perſiſche Dynaſtie der Soffariden, welche jene ſtürzte, und über Chorasan und Fars bis 902 herrſchte; 3) die Samaniden,

welche ſich 874 unter Ahmed in der von Choraſan abhängigen Provinz Mavaralnar erhoben und bis 999 erhielten. Ahmeds Sohn Ismael ſtürzte die Soffariden und gelangte zu Macht und Anſehn. Unter ſeinen Nachfolgern entſtanden 4) die Gasnaviden, als 977 Sebectechin, ein türkiſcher Sclav und Statthalter der Samaniden zu Gasni und Choraſan, ſich zu Gasni unabhängig machte. Sein Sohn Mahmud maßte ſich 999 auch Choraſan und 1012 Fars an und endigte ſo die Herrſchaft der Samaniden. In der Folge entriß er den Bujiden Irak Adſchemi (1017) und breitete ſich auch in Indien aus. Aber ſein Sohn Maſud verlor Irak Adſchemi und Choraſan (1037—1044) durch die Seldſchucken, und, durch innere Unruhen entkräftet, wurden (1182) die Gasnaviden unter Malik-ſhah eine Beute der Guriden; 5) die Sultane von Gur wurden 1150 durch Ala-eddin-Hoſain mächtig, ſanken aber nach einigen großen Regierungen theils durch die Fürſten Chowaresmiens, theils durch innere Uneinigkeit; 6) die chowaresmiſchen Shahs, von 1097 bis 1230, durch Aziz, Statthalter der Seldſchucken in Chowaresme, wo er ſich unabhängig machte, gegründet. Tagaſh (1192) zerſtörte das Reich der Seldſchucken und nahm den Guriden Choraſan. Sein Sohn Mahomed eroberte Mavaralnar, bezwang die Guriden und Gasni, und brachte den größten Theil Perſiens an ſich. Plötzlich aber verlor er alles (1220) durch den Großchan der Mongolen, Dſchingischan, und ſein heldenmüthiger Sohn, Gelaleddin Mankbern, kam, nachdem er noch zehn Jahre die äußerſten Anſtrengungen gemacht hatte, 1230 in einer einſamen Hütte auf dem kurdiſchen Gebirge um. — Im weſtlichen und nordweſtlichen Perſien herrſchten: 7) Mardawig, ein perſiſcher Krieger, der 928 zu Dilem eine fürſtliche Macht erhob, die ſich bald ſelbſt über Iſpahan verbreitete, bald aber von den Bujiden verſchlungen wurde; 8) die Bujiden, die Söhne Buja's, eines armen Fiſchers, der ſein Geſchlecht von den Saſſaniden herleitete, erlangten durch Tapferkeit und Klugheit die Herrſchaft über den größten Theil von Perſien und 945 ſelbſt über Bagdad. Sie zeichneten ſich meiſtens durch Tugenden und Liebe für wiſſenſchaftliche Cultur aus, und behaupteten ſich bis 1056, wo Malek Rahjm ſich genöthigt ſah, den Seldſchucken zu weichen; 9) die Seldſchucken, eine angeblich türkiſche Dynaſtie, von den Chineſen aus Turkeſtan vertrieben, wurden mit den Gasnaviden zuerſt in Choraſan mächtig. Togrulbeg Mahmud, tapfer und klug, verdrängte hier Sultan Mahmuds Sohn, den Gasnaviden (1037), verbreitete ſich über Mavaralnar, Aderbidſhan, Armenien, Fars, Irak Adſhemi und Irak Arabi, wo er der Gewalt der Bujiden zu Bagdad ein Ende machte (1055) und von den Kalifen an ihrer Stelle zum Emir el Omrah eingeſetzt wurde. Seine Nachfolger zeichneten ſich zum Theil durch große Thätigkeit und Humanität aus; der mächtigſte derſelben, Malekſhah, eroberte noch Georgien, Syrien und Natolien (Rum). Nach und nach aber ſank das Reich, indem es ſich nach verſchiedenen Veränderungen in vier Reiche auflöſete, die theils durch die chowaresmiſchen Shahs (1162 und 1195), theils durch die Atabeken von Aleppo (1139), theils durch die Mongolen (1194) zerſtört wurden. Durch Dſchingischan wurden die Tartaren und Mongolen in Perſien herrſchend. Ihre Macht beſtand 185 Jahre, von 1220 bis 1405. Die Provinzen Perſiens, welche durch Dſchingischan an die Mongolen gekommen, erhielt von dieſem Eroberer deſſen jüngſter Sohn Tauli (1229), und nach dieſem deſſen Sohn Hulaku, beide

anfangs als Statthalter der mongoliſchen Chans Kajuk und Mangu. Hulaku vermehrte dieſe Länder mit Syrien, Natolien und Irak Arabi. Er, oder erſt ſein Nachkomme, machte ſich von der Oberherrſchaft des Großchans unabhängig, und bildete eine beſondere Dynaſtie der Mongolen in jenen Ländern, welche bis auf Abuſaid beſtand, der 1335 ohne Erben ſtarb. Seine Nachfolger, ebenfalls aus Dſchingiskhans Familie, führten nur den Titel der Chans von Perſien; das Reich war kraftlos und getheilt. Da erſchien 1387 an der Spitze einer neuen Mongolenhorde Timurlenk (Tamerlan), und bemeiſterte ſich Perſiens, die Welt von Hindoſtan bis Smyrna mit Schrecken erfüllend. Aber mit dem Tode dieſes großen Eroberers erloſch 1405 die Macht der Mongolen in Perſien, und die Turkomanen machten ſich zu Oberherren auf hundert Jahre. Dieſe nomadiſchen Stämme vom ſchwarzen Schöps, welche ſeit 200 Jahren Perſien geplündert hatten, eroberten unter Kara Juſſuf und deſſen Nachfolgern den größten Theil Perſiens von den Timuriden, unterlagen nachher andern turkomaniſchen Stämmen vom weißen Schöps unter Uſong Haſſan (1468), und vereinigten ſich mit ihnen. Beide aber wichen 1505 dem Ismael Sofi, der ſich der Schwärmerei als Werkzeugs der Politik zu bedienen wußte, und deſſen Dynaſtie von 1505 bis 1722 herrſchte. Ismael Sophi, deſſen Ahnherr, Scheikh Sophi, von Ali abſtammen wollte, nahm den Turkomanen vom weißen Schöps Aderbidſchan (1505—1508), und einen Theil von Armenien, erſchlug ihre beiden Fürſten, und gründete auf den Untergang ihres Reichs, nach der Eroberung von Schirwan, Diarbekr, Georgien, Turkeſtan und Mavaralnar, ein Reich, das Aderbidſchan, Diarbekr, Irak, Fars und Kerman umfaßte. Er nahm den Namen eines Schahs an, und führte die Secte Ali in den eroberten Ländern ein. Seine Nachfolger, Tamasp (1523—1575), Ismael II. (1576—1577), Mahomed (1577—1586), Hamzeh (1586), Ismael III. (1587), führten blutige und unglückliche Kriege mit den Türken und Usbeken. Aber der große Schah Abbas (1587—1629) ſtellte durch ſeine Eroberungen das Reich wieder her. Er nahm den Türken Armenien, Irak Arabi, Meſopotamien, die Städte Tauris, Bagdad und Baſſora, den Usbeken Chorasan, den Portugieſen Ormus, und den Mongolen Candahar, und demüthigte Georgien, das ſich der Zinsbarkeit entzogen hatte. Er führte die unumſchränkte Herrſchaft in Perſien ein, verſetzte ſeine Reſidenz nach Iſpahan und verordnete die Wallfahrt nach Medſhed, um die nach Mecca unter den Perſern abzuſchaffen. Die folgenden Regenten, Schah Sefi (1629—1642) und Abbas II. (1542—1666), führten neue Kriege mit den Türken und Indiern, mit jenen wegen Bagdad, das verloren ging, mit dieſen wegen Candahar, welches 1660 wieder erobert wurde. Unter Schah Soliman aber (1666—1694) verſank das Reich in Kraftloſigkeit und verfiel gänzlich unter deſſen Sohne Huſſein. Die Afghanen in Candahar fielen 1709 unter Mirweis ab, und deſſen Sohn, Mir Mahmud, bemächtigte ſich 1722 des ganzen Reichs. Wilde Anarchie folgte. Der wahnſinnig gewordene Mahmud wurde 1725 von Aſharf geſtürzt, dieſer aber von Thamasp Kuli Chan beſiegt, welcher unter Mitwirkung der Ruſſen und Türken Huſſeins Sohn, Thamasp, auf den Thron ſetzte (1729). Als dieſer aber Georgien und Armenien an die Türken abtrat, ſetzte ihn Kuli Chan ab, und erhob deſſen minderjährigen Sohn, Abbas III. (1732) auf den Thron. Die den Ruſſen und Türken abgetretenen Provinzen gewann er durch Schlachten und

Vergleich wieder, und beſtieg, als Abbas III. ſchon 1736 ſtarb, unter dem Namen Shah Nadir ſelbſt den Thron. Er erhob Perſien durch Waffenglück und ſtrenge Regierung zu ſeinem vorigen Anſehn, eroberte Baharein (1735) und Balkh (1736) vom Chan von Bochara, Candahar (1738), fiel darauf (1739) in Hindoſtan ein, und nöthigte den Groß-Mogul Mahomed, ihm einige Provinzen am Indus und ſeine meiſten Schätze zu überlaſſen. Aber im Jahr 1747 wurde Nadir von den Anführern ſeiner Leibwache ermordet, und ſein Tod ſtürzte das Reich in neue Zerrüttung. Vier verſchiedene Reiche bildeten ſich: 1) Chorasan und Sedſheſtan; 2) Candahar oder die öſtlichen Provinzen; 3) Fars oder die weſtlichen Provinzen, und 4) Georgien. Letzteres behielt meiſt ſeine eigenen Fürſten, die ſich endlich Rußland unterwarfen, in Candahar und dem Oſten gründete Ahmed Abdallah das Reich der Afghanen. Er ſiegte bei Pannipat und gebot mit Allgewalt in Indien. Seine Reſidenz war Cabul. Ihm folgte 1773 Timur und dieſem Zeman. In den beiden andern Reichen aber gelang es nach langen und blutigen Kämpfen zwiſchen Verwandten und Statthaltern dem Kurden Kerim Chan, der unter Nadir gedient hatte, und von niedriger Herkunft war, die Ruhe herzuſtellen und ſeine Macht zu befeſtigen. Seine Weisheit, Gerechtigkeit und Kriegserfahrung erwarben ihm die Liebe ſeiner Unterthanen und die Achtung ſeiner Nachbarn. Er ſelbſt nannte ſich nie Chan, ſondern nur Vekil (Regent). Er ließ ſich im J. 1755 zu Shiras nieder, machte dieſe Stadt zu ſeiner Reſidenz und ſtarb 1779 (ein Wunder!) eines natürlichen Todes. Neue Verwirrungen traten 1779 nach ſeinem Tode ein. Seine Brüder wollten ſich mit Uebergehung ſeiner Söhne des Throns bemächtigen. Ein Prinz von Geblüt, Ali Murat, blieb 1784 im Beſitz deſſelben; nur in Mazenderan hatte ſich ein Verſchnittener, Aga Mahomed, ein Mann von altem Geſchlecht und nicht gemeinen Eigenſchaften, unabhängig gemacht. Ali Murat, der gegen ihn marſchirte, ſtarb an einem Sturz mit dem Pferde, und hinterließ das Scepter ſeinem Sohne Jafar. Dieſer wurde von Aga Mahomed bei Yezde-Kaſt geſchlagen und flüchtete nach Shiras. Hier kam er 1792 in einem Aufſtande um, als Aga Mahomed die Stadt angriff. Vergebens ſuchte Jafars Sohn, Luthf-Ali, in mehrern verzweifelten Gefechten das Glück für ſich zu gewinnen. Aga Mahomed blieb Sieger und ernannte zu ſeinem Nachfolger Babachan, ſeinen Neffen, welcher ſeit 1796 unter dem Namen Feth-Ali-Shah zu Teheran herrſcht, um den Ruſſen näher zu ſeyn, welche ihm in Georgien und in den angränzenden Provinzen die Spitze boten. An dieſe verlor Perſien in dem letzten Frieden mit Rußland (1813) ganz Dagheſtan, die Chanſchaften von Kuba, Shirwan, Baku, Salian, Taliſhah, Karabach und Gandſha mit Entſagung aller Anſprüche auf Shurageli, Kharthli, Kachethi, Imerithi, Guria, Mingrelien, und Abchaſien, und mußte die ruſſiſche Kriegsflagge auf dem caspiſchen Meere geſtatten (ſ. Rußland). Feth-Ali-Schah ſcheint den Namen eines guten Regenten zu verdienen. Die neueſte Geſchichte von Perſien iſt Jon. Malcolm's History of Persia, Voll. II. Lond.

Perſiſche Sprache und Literatur. Unter den Sprachen, welche in den perſiſchen Provinzen üblich waren, die vormals das mediſche Reich bildeten, waren das Zend und das Pehlvi die bedeutendſten, jenes im Norden, dieſes im Süden von Medien. Der Name Zend ſelbſt iſt pehlviſch, und bedeutet lebendig. In der

Zendſprache ſchrieb Zoroaſter ſeine Religionsbücher, welche Anquetil du Perron, ſo weit ſie noch vorhanden ſind, uns näher bekannt gemacht hat, unter dem Namen Zend aveſta, d. h. das lebendige Wort. (W. Jones hörte von einem gelehrten Anhänger der Zoroaſterſchen Lehre, daß Zend der Name der Schriftzüge ihrer Religionsbücher, Aveſta hingegen der Name der Sprache ſey.) Schon vor Anfang unſerer Zeitrechnung ſcheint ſie gewaltſam verdrängt worden und erloſchen zu ſeyn, und gegenwärtig gibt es, ſelbſt unter den Gebern, die ſich noch jetzt zur Lehre Zoroaſters bekennen, ſehr wenige, die ihrer kundig ſind. Das Zend ſoll ſowohl im grammatiſchen Bau als in ſeinen Wurzelwörtern große Aehnlichkeit mit dem Sanſcrit und mit der deutſchen Sprache haben. Das Pehlvi, welches ungefähr gleichzeitig mit dem Zend in Niedermedien oder Parthien (in der Landesſprache Pehlo oder Pehluwan) geſprochen wurde, gelangte zu einer größern Ausbildung und ward unter den parthiſchen Königen Schrift- und höhere Geſellſchaftsſprache, mußte aber dem Parſi weichen, als der Sitz des Reichs in die ſüdlichen Provinzen verſetzt wurde und die Saſſaniden es ſogar verboten. Nach unbeſtimmten Nachrichten ſoll es indeß noch jetzt von einem nomadiſchen Volke in Shirwan (den Puddar) geſprochen werden. Unter den Gebern gibt es auch nur Wenige, die es verſtehn. Die Schriften Zoroaſters wurden früh in das Pehlvi überſetzt, außerdem ſind noch verſchiedene theologiſche und hiſtoriſche Schriften darin vorhanden, von denen mehrere vor kurzem Ouſeley nach Europa gebracht hat. Das Pehlvi iſt verwandt mit dem Chaldäiſchen. Unter den Saſſaniden endlich wurde die ſanfte, reiche und bildſame Sprache der Provinz Fars oder Farſiſtan, das Parſi, herrſchende Sprache in Perſien, aus welchem ſich das Neuperſiſche und aus beiden der rauhe kurdiſche Dialect bildeten. Das Parſi oder die unvermiſchte Sprache von Fars verräth einen gemeinſchaftlichen Urſprung mit dem Sanſcrit, ohne daß wir mit Schlegel das Sanſcrit zur Mutter des Parſi, noch mit Frank das Parſi zur Mutter des Sanſcrit machen wollen, wiewohl die letztere Meinung durch die größere Einfachheit des Parſi beſſer begründet zu ſeyn ſcheint als die erſtere. Ziemlich rein finden wir das Parſi noch im Firduſi und einigen andern Schriftſtellern aus den erſten Jahrhunderten des Mahommedanismus, jedoch nicht ganz unvermiſcht mit Arabiſchem. Dieſe Einmiſchung des Arabiſchen in das Parſi erfolgte ſeit der Eroberung Perſiens durch die Araber, als die Mahommedaniſche Religion in Perſien herrſchend, und die arabiſche Sprache die eigentlich gelehrte Sprache der Perſer wurde. Die Aufnahme nicht nur einzelner Wörter, ſondern auch ganzer Phraſen geſchah theils aus Bedürfniß, da im Parſi für viele neue Begriffe das Wort fehlte, theils aber auch um ſich zum Unterſchiede von dem gemeinen Haufen gebildeter und zierlicher auszudrücken. So entſtand das Neuperſiſche. Die arabiſchen Wörter, aus welchen es gemiſcht iſt, ſind theils unverändert geblieben, theils nach perſiſcher Weiſe verändert und gebeugt worden. Die Aehnlichkeit des Perſiſchen mit dem Germaniſchen iſt zwar nicht ſo groß, daß der Deutſche, wie Leibnitz ſagt, ganze perſiſche Verſe ſogleich verſtehen könne, aber ſie iſt unläugbar vorhanden. Sie beweiſet, ohne uns zu gewagten und, da ſie unerweislich ſind, unnützen Hypotheſen zu berechtigen, daß der gleichfalls aus Aſien ſtammende Germane mit dem alten Bewohner Perſiens aus Einer Quelle ſchöpfte. Ein Gleiches gilt von dem Celten, Slaven, Thrazier, von deren Sprache wir

ebenfalls Spuren im Perſiſchen vorfinden. Im grammatiſchen Bau iſt das Perſiſche an Einfachheit ganz der engliſchen Sprache ähnlich, in der Fähigkeit, Wörter zuſammenzuſetzen, der Deutſchen. Wir übergehen die Dialecte der perſiſchen Sprache, und führen nur an, daß der ausgebildetſte Dialect derſelben, der die Hof- und Gelehrtenſprache geworden, Deri (Hofſprache, von Dar, Pforte), der gemeine Volksdialect aber Balaat heißt. Die Schrift der Perſer iſt die arabiſche, mit Hinzufügung von vier Buchſtaben mit drei Punkten, welche die Araber nicht haben. Am häufigſten ſind ihre Bücher in dem hängenden und gezogenen Schriftzuge geſchrieben, welcher Tâlik heißt. — Die perſiſche Literatur, in deren Beſitz bis zur Einführung des Islam die Magier waren, hat in ihren alten Mundarten, dem Zend und Pehlwi, außer den ſchon oben erwähnten Werken und den zum Theil unverſtändlichen perſepolitaniſchen Inſchriften, nichts mehr aufzuweiſen. Was der Vernichtung zur Zeit Alexanders entgangen war, wurde unter den Kalifen vertilgt, und nur wenige Trümmer erhielten ſich unter den geflüchteten Parſen oder Gebern. Die perſiſche Cultur ſank in den erſten Zeiten der arabiſchen Herrſchaft; bis ins zehnte Jahrhundert findet ſich keine Spur einer Literatur; erſt unter den Abaſſiden blühten die Wiſſenſchaften auch in Perſien wieder auf, und ſchon war die arabiſche Literatur im Sinken, als die perſiſche ſich, von den Bujiden und Seldſchucken begünſtigt, erhob. Unter den Fürſten, welche Gelehrte und Dichter durch perſönliche Gunſt und Belohnungen aufmunterten, verdienen genannt zu werden der Bujide Azad Eddaulet in der Mitte des zehnten Jahrhunderts, die gaznavidiſchen Sultane, Mahmud Sebektechin und Keber Ben Ibrahim, und der ſeldſchuckiſche Sultan Malekſhah mit ſeinem Vezir Nazam el Maluk und Keber Chan Chakan. Dieſe Blüthe der Literatur dauerte bis ins dreizehnte Jahrhundert auf Dſchingischan. Timur im vierzehnten und die Türken im funfzehnten Jahrhunderte brachten ſie immer mehr in Verfall, und im ſechzehnten Jahrhunderte erloſch ſie faſt ganz. Die Bedrückungen und Unruhen, welchen Perſien ſeitdem unaufhörlich ausgeſetzt geweſen, haben das Wiederaufblühen der wiſſenſchaftlichen Cultur nicht erlaubt. Aber aus jenen frühern Zeiten beſitzen die Perſer zahlreiche und koſtbare Schätze der Literatur, beſonders in der Poeſie, Geſchichte, Geographie und mehreren andern Wiſſenſchaften. Unſere Ueberſicht derſelben kann nur ſehr unvollkommen ſeyn, und wir müſſen uns großen Theils auf das beſchränken, was von den Europäern bearbeitet worden iſt. Der glänzendſte Theil der perſiſchen Literatur iſt die Poeſie. Hier nennen wir zuerſt Rudegi, den Vater der neuen perſiſchen Poeſie, welcher Bidpai's Fabeln poetiſch überſetzte, und den epiſchen Dichter Ferduſi aus Thus, den Verfaſſer des Shahnameh, zu Anfang des elften Jahrhunderts, von dem wir in einem eignen Artikel geſprochen haben, ferner ſeine Zeitgenoſſen, die berühmten Lyriker Anſari (der erſte Dichterkönig) und Ahmed Eſſedi aus Thus. Weiter ſind als Lyriker ausgezeichnet: Anweri oder Enweri aus Bednah in Choraſan, geſtorben 1200, unübertroffen in der Kaſide, nur dem Hafiz weichend in der Ode (Gaſel) (zwei ſeiner Gedichte ſtehen in den Asiatick Miscellanies, eins in den Fundgruben); Chakani, ſein Zeitgenoſſe und Nebenbuhler; Chodſcha Hafiz Schemseddin Mahomed, am bekannteſten unter dem Namen Hafiz (ſ. d. eignen Art.), Shahi, wahrſcheinlich ein Schüler des weiter unten vorkommenden Dſchami, Hatefi, Emir Chosru,

Senai, Shefali und viele andere Verfaſſer ganzer Divane, die in Hammers Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens aufgeführt ſind. Auch zählt die perſiſche Poeſie unter ihren Lyrikern den türkiſchen Kaiſer Selim I., den unglücklichen Shah Allum (ſ. Franklins Life of Shah Allum), und den Shah Feth Ali. Als Lyriker, Myſtiker und moraliſcher Dichter iſt vor allen andern ſowohl im Morgenlande als auch bei uns berühmt Scheich Sadi (ſ. d. Art.). Auch Ferideddin Attar, ein Zeitgenoſſe Sadi's, ſchrieb eine ſehr geſchätzte Sammlung von Sittenſprüchen unter dem Titel Pendnameh, und mehrere andere Dichterwerke. Für das vollkommenſte Muſter myſtiſcher Schreibart gilt Dſchelaleddin Rumi, aus Balkh in Chorasan, der eine eigene Secte ſtiftete, und als frommer Sofi 1272 ſtarb. Sein großes Werk, Kilat el Metnavi (Sammlung von Metnavi oder Diſtichen), iſt ſo ſchwer zu verſtehen, daß eigene Wörterbücher dafür verfaßt worden ſind. Einer der fruchtbarſten und zugleich angenehmſten Dichter Perſiens iſt Abdalrahman oder Abdurrahman ebn Achmed, bekannter unter ſeinem Beinamen Molla Dſhami, den er von ſeinem Geburtsorte Dſham in Chorasan erhalten hatte. Er lebte von 1414 bis 1492, und hat gegen vierzig Werke hinterlaſſen. Wir nennen von denſelben den Divan, aus dem einzelne Gedichte hin und wieder gedruckt ſind, das Behariſtan (Frühlingsgarten), woraus mehrere Fabeln und kurze Nachrichten von einigen perſiſchen Dichtern in der zu Wien 1778 erſchienenen Anthol. persic. mitgetheilt worden; die beiden erotiſchen Epen Juſſuf we Zuleikha und Medſhnun we Leila, deren erſteres wir nur aus Fragmenten in den Asiatick Misc.; letzteres aber durch die Ueberſetzung Chezy's (Paris 1807, 2 B., die von Hartmann ins Deutſche übertragen worden iſt) näher kennen *), und zwei kleine grammatiſche Werke, von denen das eine, ein Commentar zu der arabiſchen Grammatik Kafiah, zu Conſtantinopel, das andere unter dem Titel Niſab Tedjnis alloghat, in Gladwin's Perſian Moonſhee und 1811 abgeſondert zu London erſchienen iſt. Von den andern Werken könnten wir nur die Titel angeben. Unter die Dichter vom erſten Range gehört endlich noch Nizami oder Niſami, zu Ende des 16ten Jahrhunderts, deſſen Werke aus fünf großen Gedichten beſtehen, worunter drei epiſche ſind, Chosru und Shirin, Leila und Medſhnun und die Geſchichte Alexanders (Iskander-nameh). Einige aus ſeinem Buche des Glücks gezogene Fabeln und Erzählungen ſind im Original und in Ueberſetzungen erſchienen. Wollten wir noch bei der Anführung bloßer Namen verweilen, ſo könnten wir noch Chosru aus Dehli, Abul-atha aus Kirman, und Nani, von denen jeder fünf große Gedichte geſchrieben; ferner Mir Ali aus Shirwan, Achmed aus Kirwan und Emir Soleiman, jeder als Verfaſſer eines Iskandernameh berühmt, und außerdem viele Andere nennen. Statt deſſen aber verweiſen wir lieber auf das treffliche Werk Hammers. Die Quellen zur Kenntniß der perſiſchen Dichter ſind, außer dem Behariſtan des Dſhami, und dem allgemeinen Werke Hadſhi Chalfa's, ihre Lebensbeſchreibungen des Perſers Dauletſhah;

*) Die Liebe des Juſſuf und der Zuleikha, ſo wie des Medſhnun und der Leila iſt von unzähligen perſiſchen und türkiſchen Dichtern beſungen worden. Am häufigſten davon kommt vor und in Oſtindien gedruckt worden iſt das Gedicht Medſhnun und Leila von Hatefi, einem geſchätzten perſiſchen Dichter.

fortgeſetzt von Sam Mirza, unter dem Titel: Teskiretelchoara, woraus ſich einige Auszüge von S. de Sacy in den Notices et extraits des Manuscrits etc. finden, und das Ateſhkede (Feuertempel) von Hadſhi Lotfali Beg, mit dem Beinamen Azir. Nicht minder groß iſt die Menge in Proſa geſchriebener Fabeln, Mährchen und Erzählungen. Dahin gehört das Anwar Soheili, eine perſiſche Ueberſetzung der Fabeln des Bidpai, das Bahar Danuſh von Einajut Dollah (überſetzt von J. Scott unter dem Titel: Garden of knowledge, 1799 3 Bde) das Tootinameh oder Erzählungen eines Papageien (perſiſch und engliſch von Hadeley), die von Ouſeley überſetzten Tales of Bakhtyar and the ten Veziers u. ſ. w. Andre dergleichen Werke ſind von Scott für ſeine Tales, anecdotes and lettres, transl. from the Arabic and Persian, 1800, von Langlès für ſeine Contes, Sentences et Fables, tirées d'auteurs arabes et persans, 1788, und manche ähnliche Sammlungen benutzt worden. — Für Geſchichte, Geographie und Statiſtik beſitzen die Perſer große und wichtige Werke. Eine allgemeine Geſchichte von Adam bis auf ſeine Zeit ſchrieb Abu Said (oder Abdallah Ben Abulkaſin Beidavi) um 1276, unter dem Titel: Hiſtoriſche Perlenſchnur. Den achten Theil dieſes Werks, der die chineſiſche Geſchichte enthält, hat Andr. Müller perſiſch und lateiniſch herausgegeben. Turan Shah, der 1377 zu Hormuz ſtarb, ſchrieb ein Shah Nameh, welches ausgezogen iſt in Pedro Texeira Relaciones del origen, descendencia y succession de los reges de Persia y de Hormuz, Amb. 1610. Mirchond oder Mahomed Ebn Emir Chowand Shah, welcher 1471 blühte, ſchrieb ein großes Geſchichtswerk unter dem Titel: Hortus puritatis in historia Prophetarum, Regum et Chalifarum, von dem, außer dem Bruchſtück in Wilken's Grammatica persica, vier Abſchnitte mitgetheilt worden: von Jeniſch, in der Historia Regum Persarum, Viennae, 1782, perſiſch und lateiniſch; von S. de Sacy in ſeinen Mémoires sur diverses antiquités de la Perse, die Geſchichte der Saſſaniden, bloß franzöſiſch; von Wilken die Historia Samanidarum, Götting.. 4. perſiſch und lateiniſch; und von Jourdain die Geſchichte der Dynaſtie der Jsmaeliten in ſeiner Notice de l'histoire universelle de Mirkond etc. Paris 1814, perſiſch und franzöſiſch. An Mirchond ſchließt ſich deſſen Sohn Chondemir oder Gayyetheddin Ben Hamadeddin, mit ſeinem Compendium historiae universalis Mahomedanae, welches noch Handſchrift geblieben. Ein Gleiches gilt von dem wichtigen Tarich el Tabari, der außer einer türkiſchen nur noch in der perſiſchen Ueberſetzung des Balami vorhandenen urſprünglich arabiſch geſchriebenen Geſchichte der Völker und Könige von Mahomed Ebn Dſhaffar Mahomed Ben Dſherir. Dagegen kennen wir das Lebtharik (Medulla historiae) des Al Emir Yahia Ebn Abdollatif al Kazwini (geſtorben 1351) aus der lateiniſchen Ueberſetzung von Gaulmin und Galland. Von Mahomed Caſim Feriſhta beſitzen wir zwei wichtige Werke, wovon das eine Alex. Dow unter dem Titel: History of Hindostan, Lond. 1768, 3 Bde. 4., das andre J. Scott unter dem Titel: History of Dekkan, 1794, 2 Bde 4. in einer engliſchen Ueberſetzung bekannt gemacht haben. Ebenfalls ſehr belehrend für die Geſchichte und Geographie Hindoſtans iſt das Tuzuki-Dſhihan-Guir, von dem Kaiſer Dſhihan-Guir verfaßt, aus welchem Gladwin in den Asiatick Misc. Auszüge geliefert hat; vor allen

aber das Akbar-nameh von dem Vezir Abul Fazl (ermordet 1604), dem eleganteſten Schriftſteller Hindoſtans, der es auf Befehl des Kaiſers Akbar ſchrieb. Die beiden erſten Theile dieſes Werks enthalten eine Geſchichte Akbars und ſeiner Vorfahren, der dritte Theil aber, Ajin Akbari betitelt, eine geographiſche, ſtatiſtiſche, phyſiſche und hiſtoriſche Beſchreibung Hindoſtans, der mancherlei andere Notizen beigefügt ſind. Von dieſem dritten Theile haben Gladwin (unter dem Titel: Ayeen Akbery or Institutes of emperor Akbar) und Langlès (in den Recherches asiatiques) Auszüge gegeben. Abul Fazl hat auch die dem Wiſhnu Sarma beigelegten Fabeln aus dem Sanſcrit ins Perſiſche überſetzt. Von den Annalen des Aſem aus Kufa hat Ouſeley einige Bruchſtücke in ſeinen Orient. Collections mitgetheilt, die auf das Ganze begierig machen. Wir verdanken demſelben Gelehrten ein Epitome of the ancient history of Persia, extracted and translated from Jehan Ara, a persian Mspt. Lond. 1799. 8. Noch unbearbeitet iſt die perſiſche Reichsgeſchichte von Alomri nach alten hiſtoriſchen Quellen verfaßt. Viele Werke ſind vorhanden über kürzere Zeitabſchnitte, einzelne Dynaſtien und einzelne Fürſten. Das Tarich ali Moſaffer enthält eine Geſchichte der ſieben Regenten aus der Familie Moſaffer. Shah Babour hinterließ für die Kenntniß von Hindoſtan ſehr wichtige Commentarien, welche Abdul Rahim ins Perſiſche überſetzt hat. Abul-Rizak ſchrieb ein Leben des Shah Rokh und ſeiner Nachfolger, ferner die Geſchichte ſeiner Geſandtſchaften nach China und Hindoſtan, welche letztere Langlès in ſeiner Collection portative de voyages etc. überſetzt geliefert hat. Mewana Abdallah Ibn Fazlellah, mit dem Beinamen al Wafi, ſchrieb im 13ten und 14ten Jahrhundert eine Geſchichte Dſchingischans und ſeiner Nachfolger bis 1336. Sherifoddin oder Molla Sherifoddin Ali Yezdi (ſt. 1446) ſchrieb eine fabelhafte Biographie Timurs; franz. von Petit de la Croix, Paris 1724, deſſen Sohn auch eine Histoire du Grand Genhizchan aus perſiſchen Quellen lieferte. Eine Geſchichte Nadir Shahs von Mirſa Mahomed Mahadi Chan aus Maſenderan überſetzte W. Jones ins Franzöſiſche, eine andere Geſchichte deſſelben von Abdul Keram aus Kaſhmir, unter dem Titel: Beyoni Uaki (nothwendige Erläuterung), überſetzte Gladwin, Calcutta 1788; Langlès aber hat dieſes Verfaſſers Wallfahrt nach Mecca in ſeiner Collection im Auszuge geliefert. Endlich lieferte auch Jac. Fraſer eine History of Nadir-Shah. Hier mögen ſich die Tuzukati Timur anſchließen, welche Davy überſetzt und White herausgegeben hat unter dem Titel: Institutes political and military, written originally in the Mogul language by the great Timour, transl. into Persian by Abn Talib Alhusseini and thence into English, Oxford, 1783, 4. Von den geographiſchen Werken in perſiſcher Sprache hat Ouſeley ein Bruchſtück aus den Heft Kleimat (die ſieben Clima's) in ſeinen Orient. Coll. und einen Auszug aus der perſiſchen Ueberſetzung der arabiſch geſchriebenen Geographie Ibn Haukals bekannt gemacht. Ueber die Chronologie hat Gravius ein wichtiges perſiſches Werk herausgegeben, unter dem Titel: Epochae celebriores etc. Lond. 1650. Von den perſiſchen Aerzten iſt noch keiner bearbeitet worden; um ſie indeß nicht ganz zu übergehn, nennen wir nur das koſtbare Werk des Abulmanſur Mowafin Ben Ali, welches zu Wien ſich befindet. Auch die Geometrie und Aſtronomie ſtudirten

die Perſer mit Eifer. Naſereddin aus Thus bearbeitete und Maimon Raſhid commentirte den Euklides. Omar Chejan berechnete unter Malecſhah (1072) das Sonnenjahr auf 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten, 48 Secunden, und unter den aſtronomiſchen Tafeln, welche Perſer zu Verfaſſern haben, ſind die auf Hulaku Ilecans Befehl von Naſereddin angefertigten und nach ihm benannten, jedoch erſt fünf Jahre nach Ilecans Tode (1269) beendigten, und die in der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts unter Ulug-Beighs thätiger Theilnahme von einer großen Anzahl von Aſtronomen verfertigten, welche Joh. Grävius und Th. Hyde herausgegeben haben, die vorzüglichſten. Hulaku Ilecan ſtiftete 1259 zu Maragha eine aſtronomiſche Academie und ließ eine Sternwarte bauen, über welche der genannte Naſereddin die Aufſicht erhielt. Ulug Beigh ließ eine ähnliche zu Samarkand errichten. Ein perſiſcher Calender, unter dem Titel: Ruznameh nauruz, iſt ebenfalls gedruckt erſchienen, Fol. Noch müſſen hier genannt werden: Becks Ephemerides Persarum per totum annum. Vind. 1695, fol. und Welſch Tabulae aequinoctiales. Aug. Vind. 1676, 4. Die Werke über Mahommed, die Mahommedaniſche Religion, die Legenden der Heiligen u. ſ. w. ſind unzählig, aber für uns von geringerem Intereſſe. Dagegen iſt von Wichtigkeit, nur leider zu wenig verſtändlich und daher ungenießbar, der perſiſche Auszug aus den Vedas, betitelt: Oupnek'hat, den Anquetil du Perron lateiniſch herausgegeben hat, 2 Bde. 4., 1804. Die fünf Bücher Moſes finden ſich perſiſch, von einem Juden in Thus überſetzt, in Waltons Polyglotte; von den Evangelien iſt eine doppelte Ueberſetzung vorhanden, eine in derſelben Polyglotte, die andere von Wheloc herausgegeben, London 1657, Fol. Ihre Wichtigkeit hat kürzlich Roſenmüller gezeigt. Ihre eigene Sprache haben die Perſer mit großem Fleiße bearbeitet; das beweiſet die Menge der vorhandenen grammatiſchen und lexicographiſchen Werke. Nur für Anfänger iſt das kleine perſiſch-türkiſche Wörterbuch des Shahidi; berühmter iſt das von Ardeſhir, ferner das von Caſtellus bei dem ſeinigen zum Grunde gelegte Náemet allah (Deliciae Dei); aber die beiden berühmteſten ſind das Ferhangi Dſhihanguir, und das Ferhangi Schuuri. Letzteres wurde 1742, ein anderes von Seid Ahmed 1804 zu Conſtantinopel gedruckt. — Dieſe Ueberſicht wird hinreichen, die Wichtigkeit der perſiſchen Sprache und ihres Studiums darzuthun, da ſie (für den Orient, beſonders Indien, das, was für uns die franzöſiſche) nicht nur einen großen Reichthum an eignen Werken, ſondern auch an Ueberſetzungen aus dem Arabiſchen, den verſchiedenen indiſchen und andern Sprachen beſitzt, deren Originale theils verloren, theils für uns unzugänglich ſind. Mit Hülfsmitteln zu ihrer Erlernung ſind wir jetzt reichlich verſehen. Wir nennen nur die wichtigſten. Die Grammatiken von Jones und Richardſon (der ältern zu geſchweigen) ſind jetzt übertroffen durch Gladwin's Persian Moonshee, beſonders aber durch Lumsden's Persian Grammar (2 B. Fol.). In Deutſchland hat die beſte Grammatik Wilken geliefert. Von Wörterbüchern ſind die vollſtändigſten Meninski Lexicon arabico-persico-turcicum (zweite Ausgabe, 4 Bde, Fol.); Richardson's Dictionary persian arabic and english etc. a new edition, with numerous additions and improvements by Ch. Wilkins, London 1806, 2 Bde, 4. und Barretto's Persian and Arabic Dictionary, 2 Voll. 8. Einen Auszug aus Richardſon hat Hopkin 1810 in einem

Octavbände geliefert. Ueber Einzelnes findet man gute Belehrung in Jones Commentarien, in Ouſeley's Oriental Collections und Perſian Micellanies, in Gladwin's Dissertation on the rhetoric, prosody and rhyme of the Persians, in den Fundgruben des Orients, in den reichhaltigen Werken J. v. Hammers u. ſ. w. M.

Perſius. Aulus Perſius Flaccus, ein römiſcher Satiriker, im Jahre Chriſti 34 zu Volterra (Volaterrä) in Etrurien geboren. Andere geben Ligurien als ſeine Heimath an. Seine Familie hatte ritterlichen Rang und dem gemäß war auch ſeine Erziehung. Er ſtudirte zu Rom unter dem Grammatiker Palämon, dem Rhetor Virginius Flaccus und dem Stoiker Cornutus. Mit mehreren der ausgezeichnetſten Perſonen damaliger Zeit in vertrautem Umgange, war er geliebt wegen ſeiner Beſcheidenheit und Annehmlichkeit. Schon in dem frühen Alter von 28 Jahren ſtarb er. Cornutus machte von ihm ſechs Satiren bekannt, welche ein Gemälde der herrſchenden Sitten ſeiner Zeit im Contraſt mit dem Ideale des ſtoiſchen Weiſen und altrömiſcher Sitte enthalten. Sie ſind ſämmtlich ausgezeichnet durch Ernſt und Strenge, Kraft und Gedrungenheit. Ihre große Dunkelheit entſpringt theils aus für uns unverſtändlichen Anſpielungen, theils aus ſeiner abgeriſſenen Schreibart und übertriebenen Kürze. Gewöhnlich ſind die Satiren des Perſius dem Juvenal angehängt. Vorzüglich haben ihn Caſaubonus (Leiden 1695), Reitz (Leipzig, 1789. 8.) König (Göttingen, 1803), und Meiſter herausgegeben oder commentirt; ins Deutſche überſetzt haben ihn Fülleborn (Züllichau, 1793), Schindler (Leipzig, 1803), Naſſer (Kiel, 1807), Paſſow (Leipzig, 1809) und Joh. Fr. Wagner (Leipz. 1811).

Perſonenrecht. Das Wort Perſon bezeichnet überhaupt ein Weſen, welches ſich durch Vorſtellungen und Gründe zu Handlungen beſtimmen kann oder welchem Willkür zukommt, der Sache entgegengeſetzt, daher insbeſondere der Menſch, und im juridiſchen Sinne der Menſch, als rechtsfähiges oder Rechte beſitzendes Weſen, beſonders in der bürgerlichen Geſellſchaft gedacht wird. Der Menſch iſt nämlich ein Vernunftweſen, deſſen Charakter abſolute (d. h. von allen äußern Beſtimmungen unabhängige) Selbſtſtändigkeit iſt, und als ſolches, zur äußern Freiheit beſtimmt, nach welcher er ſeine Kräfte zur Realiſirung ſeiner Zwecke in der Sinnenwelt gebrauchen kann. Da aber auch andre mit ihm zur Geſellſchaft verbundene Menſchen zur Foderung der äußern Freiheit berechtigt ſind, ſo entſpringt daraus für ihn die Verbindlichkeit, die freie Handlungsweiſe derſelben, in ſo weit ſie dadurch ſeine Rechte nicht verletzen, anzuerkennen. Das Recht, vermöge deſſen jedes unabhängige Individuum des Staats ſelbſtſtändig handelt, und ſich nach vernünftigen Zwecken beſtimmen kann, ohne den freien Wirkungskreis Anderer zu beſchränken, heißt das Recht der Perſönlichkeit, welches die Grundlage aller übrigen Rechte und Verbindlichkeiten des Menſchen iſt. In ſofern nun dieſe bloß in perſönlichen Eigenſchaften und Verhältniſſen ihren Grund haben, werden ſie Perſonenrechte, und der Begriff der Geſetze, durch welche dieſe Rechte und Verbindlichkeiten beſtimmt ſind, das Perſonenrecht (jus personarum) genannt und ſind mit den perſönlichen Rechten nicht zu verwechſeln. Die auf die perſönlichen Eigenſchaften und Verhältniſſe des Menſchen ſich gründenden Rechte und Verbindlichkeiten entſpringen, 1) aus ſeinen natürlichen Eigenſchaften, 2) aus ſeinen Familien- und 3) aus ſeinen bürgerlichen Verhält-

niſſen. Das Perſonenrecht hat daher die Rechte und Verbindlichkeiten zum Gegenſtande, welche der Geſetzgeber mit dem Leben oder Daſeyn überhaupt, mit der Geburt, ob ſie ehelich oder unehelich, mit dem Geſchlecht, mit dem Alter, ob es mündig oder unmündig, mit der Verwandtſchaft, ob ſie durchs Blut, oder durch Geſchlechtsverbindung entſtanden, und mit dem bürgerlichen Stande, ob er frei oder nicht frei, adelig oder unadelig ſey, verknüpft ſind. Hieher gehören die Lehren vom natürlichen und bürgerlichen Tode, von der Legitimation, von der Tutel und Curatel, von der Ehe, der väterlichen Gewalt, der Leibeigenſchaft, dem Bürgerrecht und ähnliche. Das Perſonenrecht eines Volks beruht alſo auf ſeinen Sitten und Gebräuchen. Mr.

Perſonification (Perſonificirung), wird in der Poetik und Rhetorik die Darſtellung eines lebloſen Gegenſtandes als Perſon genannt. Dieß geſchieht, indem man jenen Gegenſtänden Eigenſchaften der Perſon beilegt, und mithin ſie wirken und ſprechen läßt, wie Perſonen, oder ſie behandelt und ſchildert wie Perſonen. Im erſten Falle iſt ſie eine ausgeführte poetiſche Schilderung und kann z. B. dramatiſch ſeyn; im letztern Falle iſt ſie eine poetiſche oder rhetoriſche Figur, und heißt auch Proſopopöie. Nun könnte man ſchon diejenigen Figuren Perſonificationen nennen, in welchen man durch ein einziges Beiwort dem Gegenſtand die Eigenſchaften lebendiger Weſen beilegt, z. B. die wiedererwachende Natur, der zürnende Sturm, mithin die Metonymie, Metapher ꝛc. aber im vorzüglichſten Sinne findet Perſonification ſtatt, wenn der Gegenſtand ſelbſt gleich einer ſelbſtſtändigen Perſon angeredet, geſchildert oder redend vorgeſtellt wird. Hierher gehört daher auch die Sermonication, die Darſtellungsart vermöge welcher lebloſe Gegenſtände oder höhere Geiſter redend eingeführt werden; oft auch die Viſion und die Allegorie. Der Grund dieſer rhetoriſchen und poetiſchen Figur liegt in dem Wohlgefallen des Geiſtes an dem Lebendigen und Anſchaulichen; denn dadurch, daß Dinge als Perſonen dargeſtellt werden, werden ſie unſerer Einbildungskraft und unſerm Gefühle menſchlich nahgebracht.

Perſpectiv, ſ. Fernrohr.

Perſpective nennt man die Wiſſenſchaft oder Kunſt, Gegenſtände in der Natur abzubilden oder zu zeichnen, wie ſie aus einem gegebenen Standpunkte nach ihrer Geſtalt und Farbe geſehen werden. In ſofern man nun vermittelſt Lichtſtrahlen ſieht, welche in geraden Linien von den Gegenſtänden nach unſerm Auge dringen, beruht die Perſpective auf der Optik. In wiefern aber das Zeichnen der Form des Gegenſtandes eine Anordnung der Linien und Winkel nach geometriſchen Grundſätzen erfodert, kann die Perſpective zur Geometrie gerechnet werden, wie es Käſtner in ſeinen mathematiſchen Anfangsgründen (erſte Abtheilung erſter Theil, S. 591) gethan hat. Der Theil der Perſpective, der die Geſtalt der Gegenſtände betrifft, unterſcheidet ſich indeß weſentlich von dem, welcher die Haltung der Farbentöne lehrt. Es gibt daher eine mathematiſche oder Linear- und eine Farben- oder Luftperſpective. Beide ſind den Malern, Baukünſtlern, Bildhauern u. a. m. von der größten Wichtigkeit. Ohne eine richtige Kenntniß derſelben kann ein Gemälde nie Wahrheit und Leben erhalten, ja es wird bei Vernachläſſigung oder Verſtoßen gegen dieſe Wiſſenſchaft oftmals ein widriger Eindruck hervorgebracht. Sie allein lehrt die Kunſt der Verkürzungen mit Genauigkeit und Richtigkeit darſtellen, und ſelbſt bei den

einfachſten Lagen bedarf man ihrer. So lange daher die Perſpective unbekannt und ungeregelt war, mußte die Kunſt in der Kindheit bleiben. In der neuern Zeit wurde dieſe Wiſſenſchaft am meiſten vervollkommnet; doch beweiſen die Malereien vom Herculanum, daß die altgriechiſchen Maler wenigſtens ſoviel davon wußten, als für die praktiſche Anwendung nöthig war. Auch wird zur Beurtheilung eines Bildes Kenntniß der Perſpective erfodert. Zuerſt von der Linear=perſpective. Um einen Begriff von der Natur dieſer Kunſt und von perſpectiviſchen Zeichnungen zu erlangen, denke man ſich in einiger Entfernung von dem Auge einen Gegenſtand auf den Erdboden hingeſtellt. Zwiſchen ihm und dem Auge befinde ſich eine dünne, durchſichtige, ſenkrecht ſtehende Ebne, z. B. eine Glastafel. Es werden Strahlen von allen Punkten des Gegenſtandes nach dem Auge dringen, bei ihrem Wege durch die Glastafel aber in derſelben Punkte abſchneiden, die ein treues, täuſchendes Bild des Gegenſtandes beſtimmen, welches man die perſpectiviſche Abbildung oder Projection nennt. Hat der Zeichner die Natur auf dieſe Weiſe vor ſich, kann er ſich auf ſein Augenmaß verlaſſen, ſo darf er nur den ſchicklichen Standpunkt zur Beſchauung auswählen, damit er deutlich und bequem, ohne das Auge zu verrücken, ſeinen darzuſtellenden Raum mit allen Gegenſtänden überſehen könne. Hier würde die Perſpective durch das Augenmaß, und mittelſt gewiſſer practiſcher Hülfsmittel leicht gefunden werden können. Wenn aber die Phantaſie Bilder ſchaffen, oder einzelne Naturgegenſtände ſchöner und glücklicher zuſammenſtellen will, um ihre Wirkung zu erhöhen, und man kein Original in der Natur vor ſich hat; ſo muß eine Anordnung der Theile, eine Beſtimmung der Umriſſe nach mathematiſchen Geſetzen der Perſpective nothwendig vorausgehen, wenn das Ganze jene Wirkung hervorbringen ſoll, die die Natur auf unſere Sinne und auf unſer Gemüth macht. Die Linearperſpective beſteht alſo hauptſächlich in der Auflöſung der Frage: wie jeder Punkt in der Natur in die perſpectiviſche Proportion zu bringen ſey, und iſt mithin die mathematiſche Wiſſenſchaft, welche uns lehrt, wie ſich die Linien, welche die Gegenſtände beſchreiben, dem Auge des Sehenden nach dem Punkte, auf welchem das Auge ruht und nach der Entfernung der Gegenſtände darſtellen. Dieſe Wiſſenſchaft ſetzt uns in den Stand, alles übrige, Bäume, Häuſer, Paläſte, Säulengänge, ganze Landſchaften ſo zu zeichnen, wie ſie in der Glastafel erſcheinen würden, wenn ſie in der Natur zu ſehen wären. Es gibt mehrere ſehr gute Anweiſungen hierzu. Für Anfänger hat Valencienne's practiſche Anleitung zur Linear= und Luftperſpective, aus dem Franzöſiſchen von Meynier mit 36 Kupfern, 1803, Hof bei Grau, entſchiedene Vorzüge in Hinſicht der Deutlichkeit und Anſchaulichkeit. Da es ohne Figuren nicht möglich iſt, die Perſpective faßlich darzuſtellen, ſo ſtehe hier nur eine kurze Erklärung der nöthigſten Vorbegriffe, um ohne mathematiſche Conſtructionen, Beweiſe und Berechnungen den Nichtkenner mit den Kunſtausdrücken bekannt zu machen. Auf einer Ebne, die man Grund= oder Bodenfläche nennen kann, ſtellen wir uns einen Gegenſtand, z. B. einen Würfel von beträchtlicher Größe, vor. Je nachdem wir unſern Standpunkt nehmen, wird er uns größer oder kleiner, bald von oben, bald von unten, bald von der Seite geſehen, erſcheinen. Wir werden bemerken, daß von dem Raume, den ſeine Grundfläche einnimmt, ein beſonderer Riß, Grundriß (ichnographiſcher Riß) zu fertigen ſey, der ſich von der aufrecht=

ſtehenden Seite oder dem Profile (orthographiſcher Riß) unterſcheidet. Wir werden uns überzeugen, daß wir den Gegenſtand davon am deutlichſten und bequemſten mit unverrücktem Auge überſehen können, wenn wir drei Mal ſo weit von ihm entfernt ſind, als ſeine Größe beträgt. Was nun bei einem Gegenſtande Statt findet, bezieht ſich auf alle, z. B. auch auf die in einer Landſchaft befindlichen Theile, und lehrt uns für jeden Standpunkt das verhältnißmäßige Geſichtsfeld wählen und nicht mehr Gegenſtände in einer Zeichnung aufnehmen als dieſem Raume wirklich entſprechen. Hinter eine Fenſterſcheibe geſtellt, kann man ſogleich Verſuche hierüber machen, und die jedesmalige Pyramide bemerken, die die Geſichtsſtrahlen machen, wenn man durch einen Rahmen nach einer Gegend hinblickt. Stände nun zwiſchen dem Würfel und unſerm Auge, welches etwa 6 Fuß, die gewöhnliche Höhe eines Menſchen, vom Boden angenommen wird, eine viereckige Glastafel ſenkrecht auf einer Linie, die man die Fundamentallinie nennt; ſo heißt in dieſem Falle die Weite des Auges von der Tafel die Diſtanz, und die Entfernung vom Boden die Höhe des Auges. Nehmen wir ferner durch den Punkt, wo die Diſtanz auf die Tafel trifft, und den wir Augen- oder Hauptpunkt nennen, eine Horizontallinie auf der Tafel und eine Verticallinie an; ſo theilen dieſe die Tafel in eine rechte und linke, obere und untere Seite, und der Augenpunkt, der ihr Durchſchnittspunkt iſt, liegt in der Mitte der Tafel. Alle Gegenſtände, die nun rechts oder links der Verticallinie ſtehen, werden wir von der rechten oder linken, alle die, welche über oder unter der Horizontallinie liegen, von oben oder von unten herauf ſehen. Geſetzt nun, der Würfel wäre von durchſichtiger Materie, wir könnten alſo ſeine Grundfläche ſehen, ſo finden wir, daß von unſerm Fußpunkte nach den vier Ecken dieſer Grundfläche Linien gedacht werden können, welche die Fundamentallinie unter der Tafel in vier Punkten ſchneiden. Würden nun wieder von dieſen Durchſchnittspunkten Perpendicularlinien auf der Tafel gezogen, ſo ſchneiden ſie die vier Strahlen, welche aus den Ecken der Grundfläche nach dem Auge gehen, und beſtimmen ſofort das Bild der Grundfläche auf der Tafel. Mit den Seiten und übrigen den Würfel begränzenden Flächen findet ein Aehnliches Statt. Dieſe Bemerkung führt von ſelbſt auf die Conſtruction, durch welche man die Grund- und Profilriſſe der Gegenſtände in die Projection bringt, und auf den Unterſchied, welcher zwiſchen dem geometriſchen Grundriſſe und dem perſpectiviſchen Statt findet. Da nun der geometriſche Grundriß zum perſpectiviſchen wird, wenn man ihn, anſtatt dicht hinter der Tafel ans Glas zu legen, wieder auf die Erde flach auflegt, und nun anſieht; ſo begreift man leicht, wie die regelmäßigſten Figuren, z. B. Quadrate, Cirkel, in der Proportion zu Trapezien und zu Ellipſen werden, und warum der geometriſche Grundriß nöthig iſt, um den perſpectiviſchen auszumitteln. Wenn man recht aufmerkſam den vorhin erwähnten Würfel hinter der Glastafel beobachtet, ſo wird man ferner finden, daß er, je weiter von der Tafel geſtellt, um ſo kleiner ſich abbilden muß; denn die Strahlen, die er nach dem Auge ſendet, werden dann immer kleinere Winkel bilden, und ſo umgekehrt. So bekommen auch alle Linien des Würfels, die mit der Tafel parallel ſind, in der Projection eine gleiche Lage, und alle Flächen, die mit der Tafel parallel ſind, ebenfalls, ſie behalten alſo eine dem Originale ähnliche Geſtalt; theilt man ſie, ſo ſtehen ſelbſt die Theile in

der Abbildung in Verhältniß. Wenn aber Linien nicht parallel mit der Tafel ſind, ſo werden ſich ihre Abbildungen, wenn man ſie verlängert, in irgend einem Punkte vereinigen, und zwar im Augenpunkte, wenn ſie parallel unter ſich ſind, horizontal, gegen die Tafel über ſenkrecht ſtehen. Alle Figuren, welche in der Horizontalebne oder in der Verticalebne des Beobachters (das ſind die Ebnen, die man ſich durch das Auge und die Horizontal- oder Verticallinie gelegt denken kann) liegen, erſcheinen in der Projection als eine Horizontale oder Verticale; ſo wie Linien, deren Verlängerung durch das Auge geht, nur als Punkte erſcheinen. Die Linien endlich, welche weder parallel mit der Grundlinie noch mit der Horizontale ſind, ſehen wir entweder anſteigen oder abfallen, je nachdem ſie niedriger oder höher liegen als das Auge u. ſ. w. Dieſe und ähnliche Bemerkungen machen die verſchiedenen Arten der Conſtructionen erklärbar, durch welche man die Projection hervorbringt, ſie führen aber auch auf die Spur, den richtigen Geſichtspunkt zur Betrachtung eines Gemäldes und zur Beurtheilung deſſelben aufzufinden. Wir haben geſehen, daß in dieſer gewöhnlichen Perſpective das Auge in einer beſtimmten Entfernung angenommen wird. Natürlicher Weiſe erhalten da alle Linien und Winkel in der Abſicht ihres Maßes große Veränderungen. Nun kommt aber bei gewiſſen Zeichnungen, z. B. bei militäriſchen Bauriſſen und dergl., mehr auf das Maß als auf die täuſchende Wirkung an. In dieſem Falle wird das Auge in einer unendlich weiten Entfernung vom Gegenſtande angenommen. Dadurch laufen alle vom Gegenſtande nach dem Auge dringenden Strahlen unter ſich parallel. Stellt man nun eine Glastafel durch ihren Weg, ſo ergibt ſich darin ein reinmathematiſch ähnliches Bild, wo nämlich alle Winkel gleich und alle Seiten proportionirt ſind. Man nennt dieſen Zweig der mathematiſchen Perſpective die Militär- oder Cavalierperſpective. Auch für die Geographie iſt die Stellung des Auges in einer Entfernung von der Erdkugel bei der ſogenannten orthographiſchen Projection derſelben angenommen worden. Man erhält dadurch ein verjüngtes perſpectiviſches Bild von großen Ländern und Meeren, hauptſächlich aber von der Halbkugel der Erde ſelbſt. Eben ſo wichtig als die Linearperſpective iſt dem Maler, beſonders für die Haltung eines Gemäldes, die Luftperſpective, obſchon ſie nicht auf ſo demonſtrirten Grundſätzen ruht, wie jene. Sie lehrt den Grad des Lichts beurtheilen, welchen die Gegenſtände nach dem Verhältniſſe ihrer Entfernung gegen den Sehenden zurückwerfen, und zeigt, wie dieſe Gegenſtände ſich im Farbentone abſtufen, nach dem Verhältniſſe der Zwiſchenluft, die ſie vom Auge des Beſchauers ſondert. Wenn wir in eine weite Ferne hinausblicken, ſo ſehen wir nur die allernächſten Gegenſtände in ihrer wahren Farbe und ungeſchwächten Beleuchtung. An den entferntern miſchen ſich, nach dem Verhältniſſe der zunehmenden Entfernung, Licht und Farbe mehr und mehr mit der Farbe der von Dünſten erfüllten Luft, die wie ein unendlich zarter Duft alle Gegenſtände umfließt, bis dieſe endlich am fernſten Horizont ganz in den bläulichen Luftton verdämmern, ſo daß wir noch ihre Hauptformen wahrnehmen, indem ihre Farbe mit der Luftfarbe verſchmilzt. Das Verhältniß dieſer Abſtufung richtet ſich nach der größern oder geringern Reinheit der Luft. Je mehr dieſe mit Dünſten geſchwängert iſt, deſto ſtärker, je reiner ſie iſt, deſto ſanfter und unmerklicher ſind die Abſtufungen der Haltung, in welcher die Gegenſtände erſcheinen. Bei

der Luftperſpective ſchwächen ſich die Dinten, wie bei der Linearperſpective die fliehenden Linien ſich verkürzen. Beſonders erhalten die beleuchteten Theile des Gegenſtandes gebrochnere, ſchwebendere Farbentöne, der beſchatteten Seite kommt oft der Wiederſchein oder Reflex zu Hülfe. Iſt der Grad der Dichtigkeit der Luft gegeben, ſo laſſen ſich auch die Grade dieſer Abſtufungen beſtimmen, denn ſie erfolgen nach eben den Geſetzen, wie die Abſtufung der Größe in der Linienperſpective aus einem gegebenen Abſtandspunkte. Da aber die Grade in der Luftperſpective ſich zwar berechnen, doch nicht ſo mathematiſch genau angeben laſſen, wie in der Linienperſpective; ſo muß der Künſtler den Maßſtab dafür im Auge haben, und er erlangt ihn durch aufmerkſames Beobachten dieſer Wirkung in der Natur. Durch die richtige Haltung und Wirkung der Luftperſpective in einem Gemälde wird zweierlei bewirkt: erſtens, daß jeder Gegenſtand, nach Maßgabe ſeiner Entfernung vom Auge, in Farbe und Beleuchtung den Grad von Deutlichkeit erhält, der ihm auf ſeiner Stelle gebührt; zweitens, daß die verſchiedenen Localtöne ſich in einen Hauptton vereinigen, welcher nichts anders iſt, als die allgemeine Farbe der Luft und des ſie durchſtrömenden Lichts, welche ſich zwiſchen dem Auge und dem Gegenſtande befindet. Die Localtöne der Gegenſtände werden durch die Farbe des allgemeinen Tons der Luft mehr oder weniger gebrochen, nachdem dieſer ſelbſt mehr oder weniger gefärbt iſt. Die Farbe der Luft ändert ſich aber nach dem Stande des Sonnenlichts und nach der Beſchaffenheit der im Luftraume aufgelöſ't ſchwebenden Dünſte. Der Maler wählt für ſeinen Hauptton die Farbe, welche der Hauptempfindung und dem Charakter, welcher in ſeinem Gemälde herrſchen ſoll, am gemäßeſten iſt. Aber was für einen Hauptton er auch wählen mag, ſo muß die Haltung doch immer nach denſelben Geſetzen erfolgen, und dieſelbe optiſche Wirkung, nämlich den Schein des verhältnißmäßigen Hervortretens und Zurückweichens der Gegenſtände, und die harmoniſche Verſchmelzung aller Töne in einen Hauptton bewirken. Eine richtige Haltung iſt zur Wahrheit und Schönheit eines Gemäldes gleich unentbehrlich. Sie gibt ihm den täuſchenden Schein der Wirklichkeit und die reizende Harmonie der Natur. Bei der Landſchaftsmalerei iſt die Luftperſpective beſonders nothwendig. Die altdeutſche und die altitalieniſche Schule bis auf Pietro Perugino entbehrten ſie faſt ganz.

Perth, die Hauptſtadt in der nach ihr benannten Grafſchaft in Mittelſchottland, in einer höchſt reizenden Gegend, wo man in einiger Entfernung die Grampiangebirge majeſtätiſch ſich erheben ſieht, liegt am ſchiffbaren Fluſſe Tay, welcher durch die Stadt fließt, und über welchen eine ſchöne, 600 Fuß lange, auf zehn Bogen ruhende ſteinerne Brücke führt. Die Ausſicht von derſelben iſt ſehr ſchön, und der Fluß mit vielen kleinen Fahrzeugen bedeckt. Die Stadt gehört zu den ſchönſten in Schottland, und hat 1800 Häuſer mit 20,000 Einwohnern. Sie beſteht aus der ältern und neuern Stadt, wovon die letztere gegen Weſten liegt, und worin der Crescent und die Roſe-Terrace die vorzüglichſten Theile ſind. Die Häuſer dieſer Terraſſe, von der man eine entzückende Ausſicht genießt, ſind alle von gleicher Höhe und Bauart. Es ſind hier eine Akademie für mathematiſche und philoſophiſche Wiſſenſchaften, eine antiquariſche Geſellſchaft, zwei Bibliotheken und eine Handlungsſchule. Beträchtlich ſind die Leinwand- und Baumwollenfabriken und Twiſtſpinnereien.

Die jährliche Ausfuhr der Leinwand- und Baumwollenwaaren beträgt 200,000 Pfund Sterl. Ferner unterhält man Bleichen, Lederfabriken, verfertigt viele Schuſterarbeiten zur Ausfuhr, und treibt einen anſehnlichen Handel. Einen nicht unwichtigen Nahrungszweig gewährt auch die beträchtliche Lachsfiſcherei im Fluſſe Tay. Die Lachſe werden vorzüglich nach London verſchickt. Man berechnet den Werth der jährlichen Ausfuhr davon auf 7000 Pfund Sterl. Die Umgebungen dieſer Stadt ſind reizend, und werden durch mehrere angelegte Spaziergänge und durch die niedlichen Landhäuſer am entgegengeſetzten Ufer des Tay verſchönert. Eine Meile von Perth liegt am Tay der alte Sitz der ſchottiſchen Könige, Scone. Der alte Palaſt iſt nicht mehr vorhanden, und an ſeiner Stelle ſteht eine im gothiſchen Geſchmack erbaute Burg, der Sitz des Grafen von Mansfield, welche jetzt dem Neffen des einſt ſo berühmten Oberrichters Lord Mansfield zugehört.

Pertinenzien, in juriſtiſchem Sinne Zubehör, Nebenſachen, heißt in Beziehung auf die Hauptſache (res principalis) alles das, durch deſſen Entziehung die Hauptſache in ihrem Weſen unverändert bleibt. Man unterſcheidet vier Arten von Pertinenzien: 1) Pertinenzien der erſten Art, wenn ein gewiſſes Recht oder eine gewiſſe Eigenſchaft auf einer körperlichen Sache haftet; 2) Pertinenzien der zweiten Art, wenn Bäume, Geſträuche und andere Gewächſe auf einem Grundſtücke Wurzel geſchlagen haben, oder wenn eine bewegliche Sache einer unbeweglichen ſo feſt einverleibt iſt, daß ſie ſich von ihr ohne Schaden des Ganzen nicht wohl trennen läßt; 3) Pertinenzien der dritten Art, Sachen, welche zum beſtändigen Gebrauch bei einer andern angeſchafft werden; 4) Pertinenzien der vierten Art, Sachen, welche die Geſetze ausdrücklich aus gewiſſen Gründen für Pertinenzien andrer Sachen erklären, als die Nebengebäude eines Hauptgebäudes und dergleichen.

Perturbationen, die Störungen des Planetenlaufs, ſind die Abweichungen der Himmelskörper von ihrem regelmäßigen elliptiſchen Laufe, welche durch ihre wechſelſeitige Gravitation gegen einander hervorgebracht werden. Erſt das von Newton entdeckte Geſetz der allgemeinen Schwere verbreitete auch hierüber ein vollkommnes Licht. Dem zufolge iſt alle Materie gegen einander, mithin der Planet nicht allein gegen die Sonne, ſondern auch gegen die übrigen Planeten, der Mond nicht nur gegen die Erde, ſondern ganz vorzüglich auch gegen die Sonne, ja auch gegen Venus und Jupiter ſchwer. Nun wird der regelmäßige Lauf in der elliptiſchen Bahn nach den Kepleriſchen Geſetzen bloß durch Gravitation gegen die Sonne, beim Monde bloß durch Schwere gegen die Erde bewirkt; natürlich müſſen alſo Abweichungen von dieſen Geſetzen entſtehen, wenn noch andre Kräfte mitwirken. So hat man den Schlüſſel zu dieſem Räthſel und zugleich die phyſiſche Urſache deſſelben. — Newton erklärte und beſtimmte einen Theil dieſer Abweichungen, z. B. den Rückgang der Knoten, das Vorrücken der Nachtgleichen, das Schwanken der Erdachſe. Vieles aber, wozu ſehr feine, damals noch unentdeckte Kunſtgriffe der Infiniteſimalrechnung nöthig ſind, mußte er unbeſtimmt laſſen. Später beſchäftigte ſich Clairaut, d'Alembert und Euler mit dieſem Gegenſtande, aber auch ihre Auflöſungen ſind nur als Annäherungen anwendbar. Erſt Laplace fand die Formel, die allgemein gültig iſt und die genaueſten Reſultate gibt; die Berechnungen ſind aber noch nicht für alle Planeten ausgeführt.

Peru und Chili, zwei große ſpaniſche Provinzen in Südamerika. Die erſte Nachricht von dem goldreichen Peru hatte Balboa (ſ. d. Art.) erhalten und ſeinen Landsleuten gegeben. Im J. 1525 erſchien Franz Pizarro (ſ. d. Art.) mit 112 Mann auf der Küſte von Peru, und drang nach mehrern mißlungenen Verſuchen und nachdem er ſich verſtärkt hatte, über Tumbez bis Caramalca vor, von wo aus er den Inca zu einer Unterredung einladen ließ, in welche dieſer endlich willigte. Bei dieſer Zuſammenkunft trat ein Dominicaner auf, trug dem Inca die chriſtlichen Dogmen vor, und ſchloß mit der Erklärung, daß der Papſt dem Könige von Caſtilien mit allen Ländern der neuen Welt ein Geſchenk gemacht habe. Der Inca blieb ungläubig, wofür er mit ſeiner Freiheit und 400 unſchuldige Peruaner mit dem Leben büßen mußten. Zwar kauften ihn ſeine Unterthanen mit unermeßlichen Summen los, bald aber ließ ihm Pizarro den Prozeß machen und ihn zum Feuer verdammen. Da der Unglückliche in der Todesangſt das Chriſtenthum annahm, wurde er aus Gnade erdroſſelt. Pizarro nahm darauf von Cuſco und den unermeßlichen Schätzen dieſer Stadt Beſitz. Die abſcheulichen Greuelthaten, welche die Spanier verübten, kamen endlich zur Kenntniß Carls V., der ſogleich ein eignes Geſetzbuch für die amerikaniſchen Reiche verfaſſen, einen königlichen Audienzhof in Lima einrichten ließ, und Blaſco Nunnez Vela zu deſſen Vorſitzer und, mit dem Titel eines Unterkönigs, zum Statthalter von Peru (1543) ernannte. Nunnez aber unterlag den keinem Geſetz gehorchenden Spaniern, und Gonzalez Pizarro machte Lima zum Schauplatz ſeiner blutdürſtigen Grauſamkeit, bis er von Pedro de la Gaſca, einem Geiſtlichen, überwunden und auf dem Blutgerüſte beſtraft wurde. Gaſca ordnete das Reich, und gab die Regierung in die Hände des Audienzhofs. Doch war ſo lange die Ruhe in Peru von keinem Beſtande, als die erſten Generationen des Mord- und Raubgeſindels, das ſich daſelbſt angeſiedelt hatte, fortdauerten. Der Haß der in den traurigſten Zuſtand herabgeſunkenen Peruaner aber äußerte ſich gegen die Spanier von Zeit zu Zeit, und noch im vorigen Jahrhundert in Aufſtänden, die jedoch bei der Stärke der ſpaniſchen Regierung bald unterdrückt wurden. In den neueſten Zeiten, da in den ſpaniſchen Beſitzungen Südamerika's allenthalben die Inſurrection gegen das Mutterland ausgebrochen iſt, und noch von beiden Seiten mit der größten Erbitterung gekämpft wird, ſind auch in Peru Unruhen entſtanden und der ſüdöſtliche Theil deſſelben, die Provinz Potoſi, welche aber nach der neuern Eintheilung von Peru abgenommen und zu dem Vicekönigreiche Rio de la Plata geſchlagen worden iſt, hat ſich gänzlich der ſpaniſchen Herrſchaft entzogen. Doch in dem eigentlichen Vicekönigreiche Peru haben bis jetzt die Royaliſten die Oberhand behalten, der Vicekönig iſt auf ſeinem Poſten geblieben, und hat die Verſuche der Inſurgenten vereitelt. Das Vicekönigreich Peru begreift jetzt, nachdem der nördliche Theil zu dem Vicekönigreiche Neu-Granada, und die ſüdöſtlichen Theile zu dem Vicekönigreiche Rio de la Plata gekommen ſind, ein langes in mehreren Gegenden ſchmales Küſtenland, welches gegen 44,000 Quadratmeilen groß iſt, und gegen Norden an Neu-Granada, gegen Oſten an Braſilien, gegen Süden an Rio de la Plata und Chili, und gegen Weſten an die Südſee grenzt. Außer mehreren Küſtenflüſſen, die in die Südſee fließen, ſind der Maranhon oder Amazonenfluß, welcher hier ſeinen Urſprung nimmt, der Ucayali, ein Nebenfluß des Maranhon, und der Bogota zu bemerken. Nach der

natürlichen Beſchaffenheit kann man das Land in zwei verſchiedene Theile theilen, nämlich in das niedrige Küſtenland, welches eine Ebene bildet, mit einem heißen Clima, und wo den gänzlichen Mangel an Regen bloß die aus dem Meere aufſteigenden Dünſte und der Thau etwas erſetzen — und in den gebirgigen Theil, wo ſich Bergreihen (Sierras) in einer Entfernung von 15 Meilen von der Küſte hinziehen und allmälig zu den Andes emporſteigen, deren niedrige Abſätze ſie ſind. Hier ſind 8 bis 10,000 Fuß ſich erhebende Hochebenen und zwiſchen den Andes unzählige Thäler. In dem Küſtenſtriche ſind nur die Gegenden fruchtbar, welchen es nicht an Bewäſſerung fehlt, und welche an Bächen und Flüſſen liegen. Fürchterliche Erdbeben richten hier zuweilen große Verwüſtungen an. Auf den Sierras iſt das Clima zwar rauher, aber auch geſünder. Die Producte ſind: europäiſche Hausthiere, Lamas, Vicugna's, Quanaco's, Fiſche, Perlenmuſcheln, Purpurſchnecken, Cochenille, Seidenwürmer; Getreide, Wein, Tabak, Zucker, Coffee, Cacao, Vanille, Baumwolle, Chinarinde, peruaniſcher Balſam, Indigo, Ingwer, Zimmt, Bananas ꝛc. Vorzüglich reich iſt Peru an Gold und Silber. Humbold berechnet den jährlichen Werth des Gewinnes dieſer edeln Metalle auf mehr als ſechs Millionen Piaſter. Auch hat man Platina, Kupfer, Zinn, Blei, Queckſilber, Edelſteine, Stein- und Seeſalz, Alaun, Salpeter, Steinkohlen, Schwefel ꝛc. Die Einwohner, an der Zahl 1,400,000, ſind theils Spanier und Creolen, theils Meſtizen und Mulatten, theils Eingeborne oder Indianer, wovon ein Theil die katholiſche Religion angenommen hat, und unter dem Joche der Spanier ſchmachtet, ein anderer Theil in den Gebirgen unabhängig von der ſpaniſchen Herrſchaft lebt. Die unterwürfigen Indianer werden als Unmündige angeſehen, und können zu keiner Art von Staatsbedienungen gelangen. Dieſe werden bloß von Spaniern eingenommen, und zu den einträglichſten gelangt nicht einmal ein Creole, geſchweige ein Meſtize. Ackerbau und Viehzucht werden äußerſt nachläſſig betrieben. Die Induſtrie beſchränkt ſich auf einige Tuch-, Baumwollen-, Leder- und Goldfabriken in den Städten. Der Handel iſt ziemlich lebhaft, theils zur See mit den übrigen ſpaniſchen amerikaniſchen Beſitzungen, theils zu Lande mit Rio de la Plata. Ein Vicekönig, der alle drei Jahre abgelöſet wird, ſteht dem Lande vor, und ſeine Reſidenz befindet ſich in der Hauptſtadt Lima (ſ. d. Art). — Das Generalcapitanat Chili (oder Chile) enthält 10,440 Q. Meilen und grenzt im Norden an Peru, im Nordoſten an la Plata, im Oſten und Süden an Patagonien und im Weſten an den großen Ocean. Es iſt ein ſchmales Küſtenland zwiſchen den Cordilleras und dem Ocean, zwar von mehrern Zügen der Anden durchſchnitten, aber voll reizender und fruchtbarer Thäler und Ebnen. Das Clima iſt gemäßigt. Die europäiſchen Getreidearten gedeihen eben ſo wohl als die Gewächſe der wärmern Zone. Die Gebirge liefern verſchiedene Metalle und Mineralien. Man rechnet jährlich 10,000 Mark Gold und 30,000 Mark Silber. Die Einwohnerzahl ſchätzt man auf 750,000, unter denen der kriegeriſche Stamm der Araucaner noch in völliger Unabhängigkeit lebt. An der Spitze der Regierung ſteht ein Generalcapitän; die Audienz hat abwechſelnd zu St. Jago und Conception ihren Sitz. (Vergl. Südamerika).

Perücken. Der Gebrauch fremder Haare findet ſich ſchon im höchſten Alterthum, und ſelbſt in der Fabelgeſchichte. Pallas band falſches graues Haar um die Schläfe, die Arachne zu täuſchen, und

Michal täuſchte Sauls Abgeſandte, welche den David tröſten ſollten, durch eine Kopfbedeckung aus Ziegenhaar, welche ſie dem Götzenbilde aufſetzte. Wollte man aber auch dies nicht für Perücken gelten laſſen, ſo erwähnt doch unleugbar Xenophon, daß Aſtyages (um die 50ſte Olympiade) eine Perücke getragen habe, die dick und voller Haare war. Später trugen mehrere römiſche Kaiſer Perücken. Des Commodus Perücke war, wie Lampridius berichtet, mit wohlriechenden Farben beſtrichen und mit Goldſtaub gepudert. Nach dieſer Zeit findet ſich von Perücken keine Spur bis ins ſechzehnte Jahrhundert, wo Herzog Johann zu Sachſen im J. 1518 an ſeinen Amtmann, Arnold von Falkenſtein in Coburg, ſchrieb, „er ſolle ein hübſch gemachtes Haar in Nürnberg beſtellen, doch in Geheim, alſo daß nicht bemerkt werde, daß es uns ſolle, und je dermaßen, daß es grauß und geel ſey, und alſo zugericht, daß man es bequem auf ein Haupt ſetzen könne.“ Später wurde Frankreich das eigentliche Vaterland der Perücken, von wo aus ſie ſich nebſt ſo vielen andern franzöſiſchen Modethorheiten über die meiſten Länder Europa's verbreiteten. Schon Heinrich III. (von 1575—1589) ließ, da er ſeine Haare durch eine galante Krankheit verloren hatte, die damals gebräuchlichen Deckelhauben mit fremden Haaren beſetzen. Aber unter Ludwig XIII. (von 1610—1643), unter dem die feinern Sitten allgemeiner und die haarloſen Männer zahlreicher geworden waren, wurde der Gebrauch der Perücken allgemeiner. Selbſt Perſonen, die ihrer nicht bedurften, trugen ſie, um eine modiſche Galanterie zu affectiren. Die Mode veränderte ihre Geſtalt von der hundertlockigen Allongenperücke bis zur einfachen Zopfperücke, worüber man ſich aus Nicolai's gelehrter Schrift über die Perücken zur Genüge belehren kann. Die neuere Zeit hat dieſen unnatürlichen Putz abgeſchafft, und wem die Perücke Bedürfniß iſt, der bemüht ſich wenigſtens, die Natur möglichſt treu nachzuahmen.

Perugino (Pietro Vanucci, mit dem Beinamen il), der erſte Stifter der nachmaligen römiſchen Malerſchulen, war 1446 zu Citta della Pieve gebürtig, erhielt zu Perugia das Bürgerrecht (daher ſein Beiname) und zeichnete ſich früh durch ſeine Werke aus. Wahrſcheinlich waren Bonſigli und Pietro della Franceſca ſeine Lehrer. Seine Gemälde (urtheilt Fiorillo) haben viel Grazie; beſonders gelingen ihm weibliche und jugendliche Vorſtellungen; ſeine Wendungen ſind edel und ſein Colorit lieblich. Eine gewiſſe Härte und Trockenheit der Formen, und Armuth oder Kargheit in den Gewändern ſind Mängel ſeiner Zeit, wovon er ſich noch nicht losmachen konnte. An Erfindung iſt er nicht reich. Seine Frescogemälde ſind weicher und haben mehr Haltung als ſeine übrigen Werke, wie ſeine ſchönen Arbeiten zu Perugia, Rom, Bologna und Florenz beweiſen. Unter ſeinen zahlreichen Schülern, die ihm zum Theil treu nachamten, iſt der berühmteſte der große Rafael.

Pervigilien hießen die Feſte, welche von den Alten gewiſſen Göttern, beſonders der Ceres, Venus und dem Apoll zu Ehren Nachts gefeiert wurden.

Peſcheräh, ſ. Feuerland.

Peſt (Peſtilenz), eine äußerſt bösartige, gefährliche, ſchnell tödtende, und allgemein herrſchende Krankheit, welche in einem fieberhaften Zuſtande beſteht, der mit höchſter Schwäche und Zerrüttung der Lebenskraft und gewiſſen örtlichen Zufällen, nämlich Beulen, Brandgeſchwüren, Brandblattern und Flecken, verbunden iſt. Die letztern

Zufälle ſind in dieſer Verbindung die charakteriſtiſchen Symptome der Peſt, da die übrigen auch andern Krankheiten zukommen, welche zwar äußerſt bösartig und gefährlich, auch allgemein herrſchend ſeyn können, allein doch nicht Peſt, ſondern allenfalls nur peſtartig genannt zu werden verdienen. In ſofern aber jene Krankheit aus Aſien und Afrika abſtammt, und ſich von da nach Europa herübergezogen hat, auch jetzt noch im Orient einheimiſch iſt, nennt man ſie, zum Unterſchiede von andern peſtartigen Krankheiten auch die orientaliſche (levantiſche) Peſt. Der Verlauf dieſer Krankheit ſtimmt im Ganzen genommen mit folgendem Bilde überein. Im Anfange überfällt den Kranken meiſtens eine große Niedergeſchlagenheit des Gemüths, äußerſte Mattigkeit des Körpers, gelinder Froſt mit darauf folgender Hitze, die in ein innerliches unausſtehliches Feuer übergeht, Schwere des Kopfes; dazu kommen Betäubung, ſtarre, glanzloſe oder wild glänzende Augen, bleiches, bleifarbiges Geſicht, häufige Angſt, Unruhe, Entkräftung, tödtliche Schwäche, Irreſeyn. Bei Manchen ſtellt ſich Ekel und Erbrechen ein. Der Durſt iſt unauslöſchlich, die Zunge dunkelroth oder weißlich belegt, die Sprache undeutlich. Im weitern Verlaufe der Krankheit wird das Geſicht oft lebhaft-roth, das Athemholen ſchnell und ängſtlich; zuweilen ſtellt ſich gallichtes, grünes oder blutiges und ſchwarzes Erbrechen, auch ähnlicher Durchfall ein. Das Irrereden geht zuweilen in Raſerei über. Der Urin war oft natürlich, zuweilen trübe, ſchwarz, weißlich oder blutig. Zuweilen entſtehen Blutflüſſe. Wo die Krankheit nicht ſchnell den Tod herbeiführt, zeigen ſich bald anfangs ſchmerzhafte Beulen in den Weichen und unterhalb derſelben, bisweilen auch in den Ohrendrüſen, unter den Kinnladen, unter den Achſeln, am Halſe; auch Carbunkeln, kleine weiße, ſchwarzgelbe, ſchwarze, brandige Blätterchen über den ganzen Körper. Der Schreck, die Angſt, die Hoffnungsloſigkeit und Verzweiflung, welche ſich gleich beim erſten Eintritte der Peſt der Kranken bemächtigen, vermehren das Schreckliche und Gefährliche derſelben. Die Allermeiſten, welche die Krankheit im hohen Grade überfällt, ſterben an derſelben. Bei Vielen tritt der Tod ſchon den erſten Tag, oft ſchon in einigen Stunden nach dem Ausbruche derſelben ein; bei Andern verzögert er ſich bis zum zweiten oder dritten Tage. Bei ſolchen Kranken, an welchen die Beulen und Carbunkeln in etwas größerer Anzahl zum Vorſchein kommen, ſich erheben, und in Eiterung verſetzen, iſt mehr Hoffnung zur Geneſung, als bei denen, wo dies nicht geſchieht. Viele Perſonen indeſſen, die von der Seuche befallen werden, bekommen ſogleich Beulen (Bubonen) und Carbunkeln ohne die übrigen Zufälle und ohne Fieber. Dieſe kommen leichter davon. Die Beulen und Carbunkeln gehen in Eiterung über oder verhärten ſich auch zuweilen, werden geheilt oder ausgeſchnitten. Ueber den Urſprung der Peſt und die Urſachen ihrer Verbreitung ſind die Meinungen nach dem tiefern oder höhern Stande der Heilwiſſenſchaft und Cultur verſchieden geweſen. In den älteſten Zeiten, wo man große und ſchreckliche Wirkungen, deren Urſachen man nicht ergründen konnte, der Einwirkung von Geiſtern und Dämonen zuſchrieb, hielt man auch die Entſtehung der Peſt für das Werk derſelben. Späterhin glaubte man, in gewiſſen Veränderungen der Luft, giftigen Dünſten, die ſich aus der Luft herabſenkten, in ganzen Wolken von unendlich kleinen Inſekten, welche durch das Athemholen, durch Speiſen, oder durch die Einſaugung der Haut in den Körper kämen und das Blut verdür-

ben, ihre Urſache zu finden. Die Aerzte ſuchten nach dem Zuſchnitte ihrer Lehrmeinungen die Urſache bald im Uebermaße ſulphuriſcher Theile im Blute, bald in Gerinnung oder Auflöſung deſſelben, u. ſ. w. Auch über die Exiſtenz eines anſteckenden Stoffes waren die Stimmen lange Zeit getheilt; Viele hielten die Peſt für anſteckend, Andere für nicht anſteckend. Gegenwärtig glaubt man, auf überwiegende Erfahrungen geſtützt, allgemein an ein Contagium, welches die Krankheit verbreiten kann. Die Peſt iſt eine ſpecifiſche, von allen andern unterſchiedene Krankheit, und kann nur in den Gegenden, wo ſie eigentlich zu Hauſe iſt, ſich von ſelbſt erzeugen. Hitze, ungeſunde Luft, ſchlechte Nahrungsmittel und Unreinlichkeit begünſtigen ihre Erzeugung und Fortpflanzung. Das Weſen derſelben ſcheint in einer Verminderung der Lebenskraft zu beſtehen, welche ſo plötzlich und allgemein erfolgen kann, daß die Beſtandtheile des Körpers, vorzüglich die Blutmaſſe, von ihrer Normalbeſchaffenheit gänzlich abweichen, und als verdorben (zu feſt oder zu flüſſig) erſcheinen, und das Leben zerſtört wird, oft ehe noch die Kraft des Nervenſyſtems eine Reaction zu Stande bringen kann. Wo der Fortgang der Krankheit nicht ſo raſch iſt, entſtehen Fieberbewegungen und örtliche Entzündungen, welche den Ueberreſt der ſchon herabgeſetzten Lebenskraft bald erſchöpfen. Man hat bei Leichenöffnungen der Peſtkranken ſowohl im Gehirn, als in der Bruſt- und Bauchhöhle Anſammlungen von geronnenem oder zerſetztem, flüſſigem ſchwarzen Blute, Entzündungen ganzer Flächen der Häute, und brandartige entzündete Flecken in großer Menge gefunden, welche darauf hinweiſen. Die Beulen geben ſchlechtes, fauliges Eiter und erſtrecken ſich tief nach innen; die Carbunkeln ſind Brandbeulen, welche ſchon den Anfang des Todes vorſtellen und abgeſtorbene Theile enthalten, auch meiſtens tief nach innen ſich fortpflanzen. Wo die Naturkraft noch hinlängliche Energie beſitzt, da entſtehen die Lokalentzündungen häufiger auf der Haut, als innerlich, die Bubonen werden bald in Eiterung verſetzt, auch die Brandbeulen geben, wenn ſie ausgeſchnitten werden, beſſeres Eiter und ſondern ſich ab; das Fieber löſet ſich durch heftigen Schweiß; die Wiederherſtellung gelingt nur mit ganzer Kraftanſtrengung der Natur, durch welche die Menſchen erſchöpft, lange Zeit Gerippen ähnlich umherſchleichen. Hat ſich die Krankheit ausgebildet, ſo wird ſie anſteckend. Daher die fürchterlichen Verheerungen, welche die Peſt von jeher, ſowohl in Aſien, als Europa angerichtet hat. Ohne Zweifel haben Peſtſeuchen ſich als natürliche Folgen des Beiſammenſeyns großer Menſchenmaſſen, vorzüglich unter den wärmern Himmelsſtrichen ſchon in den älteſten Zeiten eingefunden. Zu den berühmteſten gehörte die von Thucydides meiſterhaft geſchilderte Peſt, welche im dritten Jahre des peloponneſiſchen Krieges (430 vor Chr. Geb.) in dem von den Spartanern belagerten Athen wüthete. Ein großer Theil der Bewohner von Attika hatte ſich in die Stadt geflüchtet; Furcht, Schrecken, Mangel an Lebensmitteln, Verderbniß derſelben, und Verunreinigung der Luft durch die unzählige Menſchenmenge erregten und verbreiteten die Seuche bald in der ungeheuern Stadt. Am ſiebenten oder neunten Tage erfolgte gemeiniglich der Tod. Die Peſt in dem belagerten Jeruſalem 72 nach Chr. Geb. hat Joſephus geſchildert. In Rom herrſchte die Peſt 77 unter Veſpaſian, unter Mark Aurel 170, wo ſie faſt ganz Europa und Aſien durchzog, unter Commodus 189, und vorzüglich unter Gallianus 262, wo in Rom in einem Tage allein an 5000 Menſchen geſtorben ſeyn

ſollen. Seit dieſen Zeiten zog die Peſt immer in Italien, Griechenland, Aſien und Afrika herum, und brach vorzüglich in volkreichen Städten aus, z. B. in Conſtantinopel unter Juſtinian 544, wo an 1000 Todtengräber zur Beerdigung der Todten nicht zugereicht haben ſollen. Dieſe fürchterliche Peſt ſetzte ihre Verwüſtungen 50 Jahre mit nur kurzen Unterbrechungen fort. Die deutſchen Kriegsheere wurden in Italien von jener Peſt ergriffen und brachten ſie 555 u. ſ. w. nach Deutſchland, wo ſie ſeit dieſer Zeit an verſchiedenen Orten ausbrach, z. B. im J. 565, beſonders in Trier, 583, 590, wo ſie auch in Rom wüthete. Im ſiebenten Jahrhunderte war ſie in Sachſen. Im J. 823 war ſie in ganz Deutſchland, und 875 — 877 beſonders in Sachſen und Meißen äußerſt verheerend. Eben ſo 964. Im elften Jahrhunderte brach ſie wenigſtens ſechs Mal in Deutſchland meiſt nach oder mit Hungersnoth ſo heftig aus, daß die Menſchen der damaligen Zeit glaubten, die Gottheit wolle das ganze Menſchengeſchlecht vertilgen. Weil man ſie übernatürlichen Einflüſſen zuſchrieb (zuweilen hatte man auch die Juden in Verdacht, als wenn ſie durch Vergiftung der Brunnen u. ſ. w. ſie verurſacht hätten), ſo dachte man noch immer nicht an kräftige Vorkehrungen zu ihrer Unterdrückung und Beſchränkung. Im zwölften Jahrhundert hielt ſie wohl über 25 Jahre in Deutſchland an; im dreizehnten brachten die von den Kreuzzügen zurückkehrenden Soldaten ſie nach Europa und Deutſchland. Im vierzehnten durchwanderte ſie mehrere Striche Deutſchlands. So wüthete ſie 1317 in Lübeck, wo gegen 90,000 Menſchen ſtarben, 1349 in Straßburg, 1357 in Cöln, 1358 in Leipzig, 1363 in Dresden ꝛc. Im funfzehnten Jahrhundert raffte ſie z. B. 1406 in Sachſen, beſonders in Meißen, 1420 in Augsburg, 1429 wieder in Leipzig u. a. viele Menſchen weg; in der zweiten Hälfte dieſes Jahrhunderts wüthete ſie in ganz Europa, z. B. in Paris; 1450 in Dresden, 1451 in Cöln, in Mecklenburg, beſonders in Roſtock ꝛc.; 1463 in Thüringen und 1472 beinahe in ganz Sachſen, und ſpäter in den Niederlanden, und war durch ſchreckliche Zufälle ausgezeichnet. Die Geſchichtſchreiber der damaligen Zeit ſtellen uns die grauſendſten Gemälde menſchlicher Noth und Härte auf. Im funfzehnten Jahrhundert kam eine neue peſtartige Krankheit aus England, — der engliſche Schweiß. Im ſechzehnten Jahrhundert herrſchte die Peſt wieder in ganz Deutſchland, 1504 in Sachſen, beſonders in Leipzig, wo ſie auch 1519 wieder aufloderte, 1533 in Nürnberg, 1535 in Augsburg, 1540 in Dresden, 1541 in Wien, 1547 in Ulm, Lübeck ꝛc., 1598 in Freiburg. Zugleich verbreitete ſich der engliſche Schweiß durch die Seeſtädte in das Innere von Deutſchland, die Niederlande, Frankreich und Italien. Ungeachtet ſchon mehrere Anſtalten getroffen, z. B. Peſthäuſer errichtet wurden, ſo herrſchte ſie doch noch das ſiebenzehnte Jahrhundert hindurch in Deutſchland, namentlich in Sachſen, vorzüglich in Leipzig von 1607 mehrere Jahre, abermals 1624, 1630 und 1632; in Dresden 1632 und 1633; 1637 in Meißen; 1644 verherbend in Leipzig; 1666 und mehrere Jahre in den Rheingegenden, 1680 abermals in Sachſen, namentlich in Leipzig. Da in den Gegenden des Orients, in Griechenland, der ganzen europäiſchen und aſiatiſchen Türkei die Peſt nie ganz aufhört, ſo kam ſie durch den Handel im mittelländiſchen Meere unaufhörlich nach Italien, Frankreich und Deutſchland, ſo wie durch Ungarn, Polen, Siebenbürgen. Die Grenzcordons und die Quarantainen (ſ. d. Art.) in den Seeſtädten wurden anfangs nicht ſo ſtreng

beobachtet; ſo wurde noch 1720 durch ein levantiſches Schiff die Peſt in Marſeille und in der ganzen Provence verbreitet. 1795 und 1796 hatte ſie ſich in die türkiſchen Grenzländer und weiter verbreitet. Ihr wurde aber bald durch Aerzte, wie Schraud und Hildenbrand, und thätige Vorkehrungen der Regierungen Einhalt gethan. (S. des erſten Geſchichte der Peſt in Sirmien). — Die älteſten Völker glaubten durch Opfer, die Chriſten durch Prozeſſionen und Gebete, die Peſt zu entfernen. Die alten Aerzte verſuchten mancherlei Methoden; aus dieſer Zeit ſchreiben ſich viele ſchweißtreibende Mittel her. Durch die Forſchungen und Aufopferungen vieler würdigen Aerzte iſt man jetzt der Natur und Heilart dieſer Krankheit näher gekommen, als man ehemals konnte, wo Mangel an Muth eben ſo hinderlich war, als Mangel an Kenntniſſen. Vorbauungsmittel zur Verhinderung der Anſteckung, und wenn dieſe geſchehen iſt, möglichſt baldige Ausſchaffung des Giftes aus dem Körper, Verminderung der innerlichen Entzündungen, Aufrechthaltung der Energie des arteriellen Blutſyſtems, Bekräftigung des Nervenſyſtems, Beförderung der Eiterung, zeitige Ablöſung der Brandbeulen, ſind die Hauptzüge der Behandlung, welche den Verſchiedenheiten der Seuche ſelbſt, und der befallenen Individuen gemäß modificirt werden muß. Zum Schluſſe erwähnen wir noch eines Mittels, welches als Präſervativ- und Heilmittel neuerer Zeit zuerſt von dem zu Alexandrien angeſtellten engliſchen Agenten und Generalconſul, Georg Baldwin, empfohlen wurde. Dieſer hatte während ſeines vieljährigen Aufenthalts im ottomanniſchen Reiche Gelegenheit genug, über die Peſt Beobachtungen anzuſtellen, und brachte unter andern in Erfahrung, daß unter einer Million Menſchen, die in Ober- und Unterägypten an der Peſt geſtorben waren, nicht ein einziger Oelträger ſich befunden hatte. Hieraus ſchloß er, daß Baumöl ein Verwahrungsmittel gegen die Peſt ſey, und ermunterte zunächſt den Pater Ludwig von Pavia, Pfarrer und Oberaufſichtsträger des Peſtſpitals zu Smirna, Verſuche mit dieſem Mittel anzuſtellen, deren Erfolg ſeine Erwartung übertraf. Er theilte dieſe Entdeckung ſofort dem Grafen Leopold von Berchtold bei deſſen Anweſenheit in Alexandrien im November 1795 mündlich mit, welcher ſie bei ſeiner Zurückkunft 1797 nebſt dem Bericht des Paters Ludwig durch den Druck bekannt machte. Die Anwendung dieſes Mittels iſt folgende: Sogleich den erſten Tag, an dem man Peſtſymptomen an einer Perſon wahrnimmt, wird der ganze Körper derſelben, die Augen ausgenommen, mit lauwarmem Baumöl ſtark uud ſchnell eingerieben. Während deſſen werden Fenſter und Thüren des Zimmers ſorgfältig verſchloſſen, und mit Wachholderbeeren und Zucker ſtark ausgeräuchert. Nach Beendignng der Einreibung wird der Kranke wieder in das Bette gebracht. Gewöhnlich folgt hierauf ein ſtarker Schweiß, welcher durch Hollunderthee befördert wird. Die Einreibung wird ein oder auch zwei Mal jeden Tag ſo lange fortgeſetzt, bis heftige Schweiße erfolgen. Sind Peſtbeulen vorhanden, ſo müſſen ſie öfters mit Oel eingerieben werden, bis ſie durch erweichende Umſchläge zur Eiterung gebracht werden können. Dieſe Einreibungen ſollen auch ein ſicheres Präſervativmittel gegen die Peſt ſeyn. Außer Smirna iſt die vortreffliche Wirkung dieſes Mittels in verſchiedenen Gegenden Aegyptens, in Conſtantinopel und der Wallachei erprobt worden, daher der Gebrauch deſſelben in den türkiſchen und angrenzenden ruſſiſchen und öſterreichiſchen Beſitzungen immer allgemeiner wird. H.

Peſtalozzi (Johann Heinrich), gehört unter die Wohlthäter der Menſchheit, deren nicht jedes Jahrhundert einen aufzuweiſen hat. Seinem Vater, einem Arzte zu Zürich, wurde er den 12ten Januar 1745 geboren, und nach deſſen frühem Verluſte von frommen Verwandten auf altväterliche, einfache Weiſe erzogen. Innige Religioſität, ſtarkes Rechtsgefühl, Mitleid gegen die Armen und zärtliche Liebe zu kleinen Kindern deuteten ſchon in dem Jünglinge auf den Beruf, den er als Mann wählen würde. Für ſeinen Geiſt hatten Sprachen den meiſten Reiz; Neigung und Verhältniſſe entſchieden ihn im 18ten Jahre für das Studium der Theologie, das er jedoch nachher, da ein Verſuch zu predigen ihm fehlgeſchlagen war, mit der Jurisprudenz vertauſchte. Einige damals von ihm in den Druck gegebene Aufſätze über Berufsbildung und ſpartaniſche Geſetzgebung und die Ueberſetzung einiger Reden des Demoſthenes waren Proben ſeines angeſtrengten Fleißes und ſeiner Talente. Doch ſollte die Gelehrſamkeit ihm nicht der Weg zum Ruhme werden. Rouſſeau's Emil hatte ihm die Unnatur des Gelehrtenſtandes und der ganzen europäiſchen Bildung fühlbar gemacht, als eine ſchwere Krankheit, die er ſich durch das Uebermaß des Studirens zugezogen, ihn bewog, ſogleich nach ſeiner Geneſung den größten Theil ſeiner, beim Studium des Rechts und der vaterländiſchen Geſchichte mühſam aufgeſetzten Excerpte und Sammlungen zu verbrennen, allem Umgange mit Büchern zu entſagen, und ein Landmann zu werden. Bei einem Oekonomen zu Kirchberg bei Bern erwarb er ſich die nöthige techniſche Kenntniß, und kaufte ſich dann von ſeinem väterlichen Erbtheile ein wenig bebautes Stück Land bei Birr, unweit Lenzburg, baute ein Wohnhaus darauf, und fing nun auf dieſem Gütchen, das er Neuhof nannte, in einem Alter von 22 Jahren zu wirthſchaften an. Seine Verheirathung mit Anna Schultes, einer Kaufmannstochter aus Zürich, brachte ihn in Verbindung mit einer Kattunfabrik, an deren Geſchäften er thätigen Antheil nahm. In dieſem ländlichen Verhältniſſe lernte er das ſittliche Elend des Volks aus eigener Anſchauung kennen, und voll Erbarmen und Muth zu helfen, begann er im Jahre 1775 ſeine pädagogiſche Wirkſamkeit mit der Aufnahme verlaßner Bettelkinder in ſein Haus. Bald ſah er ſich von mehr als 50 ſolcher Knaben umgeben, denen er Vater, Lehrer und Verſorger ward. Er beſtritt dies große Unternehmen ganz aus eigenen Mitteln, ſein erhabener Zweck, die hülfloſen Kleinen zu Menſchen zu bilden, fand kaum irgendwo Anerkennung, und ob er gleich in Feldbau, Hauswirthſchaft und Fabrikarbeit, die er mit ihnen neben dem eigentlichen Unterrichte als Mittel zu dieſem Zwecke betrieb, richtigen Ueberblick und große Anſichten hatte, fehlte ihm doch der Tact und die Anſtelligkeit für die Kleinigkeiten, die, was den äußern Gewinn betrifft, in dieſen Fächern von ſo bedeutender Wichtigkeit ſind. Seine Gutmüthigkeit wurde verſpottet, ſein Vertrauen auf die Redlichkeit der Menſchen gemißbraucht, der Aufwand ſeines Haushalts kam begreiflicher Weiſe in Mißverhältniß mit ſeinem Erwerbe, nach und nach ſetzte der edle Mann bei der einfachſten Lebensweiſe den größten Theil ſeines Vermögens zu, und gerieth in Armuth. Das Hohngelächter der Weltklugen, die in ſeinem Streben nichts als Schwärmerei und Thorheit ſahen, machte ihn jedoch keinen Augenblick irre, und mitten unter dieſem Ringen mit Schmach von außen und Noth im Hauſe kamen die merkwürdigen Erfahrungen über die Quellen des Elends in den niedern Ständen, die fruchtbaren Ideen und Vorſchlä-

ge zur Rettung dieſer vernachläſſigten Menſchenclaſſe zur Reife, welche er in ſeinem originellen Volksromane Lienhardt und Gertrud (zuerſt 1781 in 4 Bänden) mit einer Kraft und Innigkeit, wie keiner vor und nach ihm, dargelegt hat. Die Beſchreibung der Schule Glülſi's zu Bannal in dieſem Buche enthält viele charakteriſtiſche Züge von Peſtalozzi's damaligem Leben und Wirken zu Neuhof. Zur Erläuterung dieſes wenig verſtandenen Volksbuchs ſchrieb er bald darauf 1782 Chriſtoph und Elſe, außerdem Abendſtunden eines Einſiedlers in Iſelins Ephemeriden, worin er die erſte Darſtellung von ſeiner Methode gibt, ein Schweizerblatt für das Volk 1782 und 83, eine Abhandlung über Geſetzgebung und Kindermord und die gedankenreichen Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts 1797. Dieſes letztere Werk kam in einer Zeit zu Stande, wo Peſtalozzi's Gemüth durch Kränkungen und Unfälle aller Art in hohem Grade verbittert und faſt mit der Menſchheit zerfallen war. Das Ausbleiben aller Unterſtützung von Seiten der Regierungen nöthigte ihn endlich, ein Unternehmen aufzugeben, das offenbar die Kräfte des Einzelnen überſtieg, und nur Sache des Staats ſeyn konnte. Das Bewußtſeyn, mehr denn hundert elende Kinder gerettet und zu brauchbaren Menſchen gebildet zu haben, begleitete ihn, als er Neuhof verließ und mit Unterſtützung des neuen ſchweizeriſchen Directoriums 1798 ein Erziehungshaus für Bettelkinder zu Stanz anlegte. Beinahe 80 Kindern aus der Hefe des Volks wurde er hier allein Lehrer, Vater und Diener. Doch noch vor Ablauf des Jahrs zerſtörte der Krieg und die Cabale einer ihm ungünſtigen Partei auch dieſe ſchnell aufblühende Anſtalt, und mit Undank belohnt, ging Peſtalozzi nach Burgdorf, um Schulmeiſter zu werden. Eine Sammelſchule war hier bald eingerichtet, Penſionärs traten hinzu und machten die Annahme gleichgeſinnter Mitarbeiter möglich. Eine Schrift über die Anwendung ſeiner Methode durch die Mütter, die Peſtalozzi 1801 herausgab, „wie Gertrud ihre Kinder lehrt," und die 1803 und 4 zuerſt erſchienenen Elementarbücher, das Buch der Mütter und die Anſchauungslehre der Zahlenverhältniſſe, fanden ſchon an vielen Orten ein empfängliches und zur Anwendung geneigtes Publicum. Neue Unannehmlichkeiten zog ſich Peſtalozzi jedoch in dieſer Zeit durch ſeine lebhafte Theilnahme an den politiſchen Händeln der Schweizer zu. Er war ein entſchiedener Demokrat und Mann des Volks, das ihn auch 1802 als ſeinen Anwalt zum erſten Conſul nach Paris ſendete; und in ſeinen 1802 zu Bern erſchienenen Anſichten über die Gegenſtände, auf welche die Geſetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat, brachte er Rügen und Vorſchläge zur Sprache, die bei der damaligen Gährung der Gemüther beſonders die Vornehmeren wider ihn einnehmen mußten. Aber ob er gleich eben darum mit ſeiner Erziehungsanſtalt ſich ſelbſt überlaſſen blieb, gelangte ſie doch durch den Geiſt der Liebe und Ordnung, mit dem er ſie beſeelte, durch den Beitritt thätiger und geſchickter Lehrer, die ganz in die Idee ſeiner Methode eingingen, und durch die Uneigennützigkeit ſeiner Foderungen an die Aeltern der ihm anvertrauten Zöglinge zu ſchnellem Gedeihen und Anſehn. Aus Urſachen, die nicht öffentlich bekannt geworden ſind, zog Peſtalozzi mit ſeiner Erziehungsanſtalt im Anfange des Jahrs 1804 von Burgdorf nach München-Buchſee, wo er mit Fellenberg in nähere Verbindung

trat, und noch in demſelben Jahre von da nach Yverdon, wo er das ihm von der Regierung eingeräumte Schloß mit ſeinen Lehrern und Zöglingen noch jetzt bewohnt. Ueber den jetzigen Zuſtand dieſes Inſtituts vergl. d. Art. Yverdon. Peſtalozzi's Methode iſt ſeit dem Anfange des 19ten Jahrhunderts ein Gegenſtand lebhafter pädagogiſcher Verhandlungen und Streitigkeiten geworden, deren Grund theils in dem Mangel an logiſcher Beſtimmtheit und ſyſtematiſcher Ordnung in ſeinen eigenen Darſtellungen derſelben, theils in den überſpannten Lobpreiſungen ſeiner Bewunderer, theils in der Empfindlichkeit einiger Pädagogen, die die Zuverſichtlichkeit ſeines Tones und die Geringſchätzung, womit er und ſeine Vertheidiger von dem bisherigen Zuſtande der Pädagogik ſprachen, beleidigen mußte, zu ſuchen iſt. Was Peſtalozzi ſich hierbei zu Schulden kommen ließ, war die natürliche Wirkung ſeiner faſt gänzlichen Unbekanntſchaft mit der neuen Literatur und ſeiner von dem gewöhnlichen Charakter der Gelehrten ganz abweichenden Individualität. Er iſt ein Gefühlsmenſch, der den Reichthum ſeiner Ideen im Gedränge des Lebens und Wirkens inſtinctmäßig aus ſich ſelbſt geſchöpft und beſſer ins Werk geſetzt hat, als er ſie auszuſprechen wußte. An Genialität, an Gediegenheit und Tiefe der Einſicht, an Kraft und Fülle des Geiſtes kommt er den größten Genien aller Zeiten gleich, und in der Liebe zum Volke, in der Aufopferung ſeines ganzen Weſens für das wahre Wohl der Menſchen, im kindlichen Sinne, der ihn auch im hohen Alter nicht verlaſſen hat, in der Begeiſterung und ausharrenden Energie des Wirkens ſtand er neben dem Egoismus und der moraliſchen Erſchlaffung der Zeitgenoſſen ſeines öffentlichen Auftretens faſt einzig da. Originell und in ihrer gegenwärtigen Begründung ihm ganz eigen iſt die Idee ſeiner Methode (vergl. d. Art. Methode), allen Unterricht auf ſinnliche und intellectuelle Anſchauung zu bauen (vergl. d. Art. Anſchauungslehre) und die Bildung des Kindes zum Menſchen durch eine ſelbſtthätige, lückenlos fortſchreitende Uebung ſeiner Geſammtkraft an den naturgemäß auf einander folgenden Unterrichtsgegenſtänden zu bewerkſtelligen. Nicht das Einlernen der Fertigkeiten im Rechnen, Leſen, Schreiben, Zeichnen, Singen u. ſ. w., ſondern die Uebung der Kraft des Kindes an dieſen Gegenſtänden iſt nach Peſtalozzi's Idee der Zweck des Elementarunterrichts, deſſen Weſen er daher mehr in der Form als im Stoffe findet. Reinmenſchlich und herzerhebend ſind die Grundſätze und Anſichten, von denen er bei der neueſten und verſtändlichſten Schilderung ſeiner Methode in einer vor der Geſellſchaft ſchweizeriſcher Erziehungsfreunde zu Lenzburg gehaltenen Rede ausgeht (abgedruckt in Peſtalozzi's Wochenſchrift für Menſchenbildung, 3ter und 4ter Band. 1810 und 12). Dieſe Rede, Niederers, ſeines geiſtvollſten Mitarbeiters, Erwiederung auf den Bericht über die Peſtalozziſche Erziehungsanſtalt zu Yverdon an die Tagſatzung, welchen die zur Prüfung ernannten Commiſſarien nach einer fünftägigen flüchtigen Beobachtung zweideutig und ſchielend 1810 abgefaßt hatten, Gruners Briefe aus Burgdorf 1806 und Johannſens Kritik der Peſtalozziſchen Methode 1804 muß man leſen, um ihn und ſein Werk genauer kennen zu lernen. Noch ſieht er es nicht für vollendet an, aber was er ſchon vollbracht hat, verdiente die Aufmerkſamkeit und Anwendung, durch die Spanien, Frankreich, Preußen, mehrere kleinere deutſche Staaten und die Reichsſtädte Bremen und Frankfurt ihn geehrt und die Aufmunte-

rung, welche die von ſeinen Gehülfen errichteten Inſtitute in Neapel, Petersburg und Nord-Amerika gefunden haben. Glückliche Erfolge haben dieſe weitere Verbreitung der Peſtalozziſchen Methode, wo ſie richtig aufgefaßt und im Geiſte ihres Stifters ausgeübt wurde, gekrönt und die Nachwelt wird nicht vergeſſen, was das jetzt lebende Geſchlecht dieſem ſeltenen Manne verdankt. — Seine perſönliche Darſtellung iſt ſchlicht, wie ſein Innres. Bei einer nicht großen, vom Alter ſchon gedrückten Figur, ſtets in nachläſſiger, ſchwarzer Kleidung, kündiget ſein grades, derbes und rückſichtloſes Betragen, ſein faſt bäuriſcher, züricher Dialekt den freien, einfachen Schweizer an, der über ſeine Idee alles Andre in der Welt vergeſſen hat. Aus der leichten Röthe auf den gedrungenen Zügen ſeines faltenreichen Geſichts, aus der Lebhaftigkeit und Tiefe ſeiner freundlichen Augen leuchtet ſein innres Feuer und ſeine Gutherzigkeit hervor. Jetzt ſieht man in ihm leider nur noch den Schatten von dem, was er war. Die Unternehmung einer neuen Ausgabe ſeiner Werke, deren Ertrag er zum Fonds einer 1818 von ihm geſtifteten Armenſchule beſtimmt hat, ſcheint der letzte Aufſchwung ſeiner Kraft geweſen zu ſeyn, und die Schwäche des Alters ihn der Leitung eines ihm an Gemüth wenig ähnlichen Jüngers preisgegeben zu haben. — E.

Peſth, die wohlhabendſte und lebhafteſte Stadt Ungarns, in der peſther Geſpannſchaft, liegt in einer an Wein reichen Gegend, am linken Ufer der Donau, Ofen gegenüber, mit welcher Stadt ſie durch eine lange Schiffbrücke verbunden iſt. Sie iſt wohlgebaut und wird immer mehr vergrößert und verſchönert, ſo daß ſie mit den vier hübſchen Vorſtädten 2900 Häuſer und 42,000 Einwohner zählt. Unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt zeichnen ſich, außer den ſieben Kirchen und dreizehn Klöſtern, aus: die prächtige Grenadier-Caſerne in der Stadt, die noch prächtigere Artillerie-Caſerne in der Leopoldſtadt, die Univerſitätsgebäude, das anſehnliche Invalidenhaus und das vortreffliche Theater. Es befindet ſich hier ſeit 1784 eine reich dotirte Univerſität, worauf 1816 über 800 Studenten gezählt wurden und zu welcher eine Bibliothek von 50,000 Bänden, eine Naturalien- und Kunſtſammlung, ein botaniſcher Garten, ein anatomiſches Theater und ein chemiſches Laboratorium gehören; die Sternwarte derſelben liegt bei Ofen; ferner ein Generalſeminarium zur Bildung gelehrter Theologen, mehrere gelehrte Schulen, eine Thierarzneiſchule, ein engliſches Fräuleinſtift zur Bildung von mehr als 400 Mädchen, vier Buchhandlungen, das ungariſche Nationalmuſeum, welches die vollſtändige Sammlung alles deſſen beabſichtigt, was die Landeskunde von Ungarn erläutern kann, und die Reichsbibliothek, eine Naturalien-, Kunſt-, Antiquitäten-, Münz-, Siegel-, Waffen- und technologiſche Sammlung und Denkmäler und Abbildungen berühmter Ungarn begreift; und die anſehnliche vom Grafen Szecheny der Nation geſchenkte Bibliothek von Schriftſtellern über Ungarn und die angrenzenden Länder, zu deren Erhaltung und Fortſetzung eigene Fonds angewieſen ſind. Peſth iſt der Mittelpunkt des ungariſchen Handels, und es ſind daſelbſt 8 Großhändler und gegen 90 ſehr bedeutende Handlungen, die ebenfalls zum Theil Handel en gros betreiben. Auf den vier äußerſt wichtigen jährlichen Märkten werden ungemein große Geſchäfte mit ungariſchen Naturproducten (vorzüglich Schafwolle, Tabak, Wein, Honig, Vieh), öſterreichiſchen Fabrikaten und türkiſchen Speditionswaaren gemacht. Auf jedem derſelben werden gegen fünf Millionen Gulden umgeſetzt. Polniſche Juden,

Griechen, Türken und wiener Großhändler machen auf dieſen Märkten die Hauptgeſchäfte. Hier iſt eine Oel-, Tabak- und Lederfabrik und eine große Seidenzeug- und Flormanufaktur und mehrere kleinere; auch eine Silberdrahtzieherei und viele ungariſche Schuh- oder Ziſchmenmachermeiſter, Corduanbereiter und Goldſchmiede. Gleich öſtlich von der Stadt am Bache Rakos iſt die Ebene, wo ehedem die ungariſchen Reichstage gehalten wurden. Peſth iſt auch der Sitz der Septemviraltafel, oder des höchſten Appellationsgerichts, ehemals aus 7, jetzt aus 20 Beiſitzern beſtehend, unter dem Präſidium des Palatinus, von welchem weiter keine andere Entſcheidung Statt findet, und der königlichen Tafel, welche theils ein Appellationsgericht, theils ein Juſtizgericht erſter Inſtanz iſt.

Petarde, ein Sprenggeſchütz, das heißt, ein metallnes Geſchütz in Form einer Glocke, welches mit Pulver gefüllt und an Thore, Mauern, Brücken gehängt wird, um ſie mittelſt derſelben zu ſprengen; daher **petardiren**, das Sprenggeſchütz anwenden, und **Petardier**, ein Feuerwerker. Unter **chineſiſchen** Petarden verſteht man ein Feuerwerk, welches im Zimmer abgebrannt werden kann. — Wegen der Form hat man in neuern Zeiten auch eine gewiſſe Art Wagen **Petarden** genannt.

Petechien (auch Peteſchen, Flecken, lateiniſch petechiae, lenticulae, Linſen, der Aehnlichkeit wegen genannt), ſind kleine rothe Flecken auf der Haut des Menſchen. Sie gehören eigentlich zu den Exanthemen oder fieberhaften Hautausſchlägen, ſtellen ſich in verſchiedener Größe ein, als bloße Punkte bis zu der Größe von kleinen Linſen, erſcheinen meiſtens in unzähliger Menge, machen aber keine Erhabenheit, ſondern ſind ganz flach, an der Farbe entweder hellroth, oder mißfarbig, dunkel, bräunlich und blau. Das Fieber, bei welchem die Petechien als Symptom erſcheinen, gehört in die Claſſe des Nervenfiebers, und zwar in die Unterart deſſelben, wo das Nervenſyſtem der Haut der urſprünglich afficirte Theil iſt und die Krankheit meiſtens von einem anſteckenden Stoffe herrührt, auch in vielen Fällen denſelben wieder erzeugt; daher die epidemiſch herrſchenden Nervenfieber meiſtens ſolche Petechialfieber, oder ſogenannte Fleckfieber ſind. Dieſe Petechialfieber können in ſehr verſchiedenem Grade und Charakter vorkommen. Als Fieber beginnen ſie alle gewöhnlich mit Froſt, auf welchen Hitze folgt, als Nervenfieber haben ſie das Beſondere, daß das Gemeingefühl gleich anfangs ſehr afficirt iſt, ein ausgezeichnetes Gefühl von Müdigkeit der Glieder ſich bemerklich macht, und daß ſchon bei dem erſten Anfalle ſonderbare und beſonders lebhafte Träume die Exaltation der Phantaſie, baldiges Delirium, und überhaupt den angegriffenen Zuſtand des Nervenſyſtems andeuten. Um deßwillen iſt auch jedes Petechialfieber mit bedenklichen Zufällen begleitet, und allezeit für beſonders gefährlich gehalten worden. Die Meinungen über die Flecke ſind meiſtens ſehr verſchieden geweſen. Die ältern Aerzte haben ſie von einer beſondern Schärfe im Blute, oder vielmehr im Blutwaſſer, angeſehen, welche von ſalzig-ſchwefeligen und ſchleimigen, der Verderbniß unterworfenen Stoffen im Körper herrührten, welche aus demſelben ausgeſchafft werden ſollten, anſtatt deſſen aber ſich dem Blute beigemiſcht hätten. Andere haben ſie für die Folge einer im Körper ſelbſt erzeugten und auf die Haut abgeſetzten Schärfe angeſehen, haben ſie daher für die Krankheit heilſam entſcheidend gehalten, und durch hitzige ſchweißtreibende Mittel hervorzubringen geſucht. Späterhin ſetzten manche Aerzte

dieſe Fieber überhaupt ohne Unterſchied in die Claſſe der Krankheiten von Schwäche, unter die faulichten, oder unter die aſtheniſchen Fieber, und hielten die Flecken für ein zufällig erſcheinendes Symptom, wovon die Veranlaſſung größere Schwächung durch Aderlaß, oder Erregung des Blutes durch hitzige Mittel, Verunreinigung des Blutes durch eingeſchloſſene Luft, zurückgehaltene Darmreinigungen, oder vielleicht auch durch epidemiſche Beſchaffenheit der Luft, ſey, und ſie beſtänden demnach in einer bloß paſſiven Ausſchwitzung des Blutes unter der Epidermis. Es iſt jedoch wahrſcheinlicher, daß die Flecken von einem activen und zwar entzündlichen Zuſtand in der Haut entſtehen, namentlich in dem Gewebe der Haargefäße, welches das Nervenſyſtem der Haut umgibt, und daß hier überhaupt der Heerd der Krankheit zu ſuchen ſey, von wo aus das ganze Gefäß- und Nervenſyſtem geſtört und angegriffen wird. Der Charakter dieſes Petechialfiebers iſt entweder echt entzündlich, oder putrid (faulicht); im erſten Falle ſind die Flecken hellroth, im andern aber mißfarbig, blau, zuweilen ſchwarz. Beide können von Anſteckung entſtehen, das Letztere entwickelt ſich aber unter günſtigen Umſtänden von ſelbſt und erzeugt jedesmal einen anſteckenden Stoff. Weil bei Armeen, in Lazarethen und Hoſpitälern vorzüglich viele Urſachen zur Erzeugung dieſes Fiebers mit putridem Charakter vereint wirken, und dieſes daher gewöhnlich entſteht, ſo benennt man es auch bloß mit dem Namen Hoſpitalfieber (ſ. d. Art.). Das Petechialfieber iſt nicht immer von gleicher Gefahr. Die Zufälle ſind zwar jedesmal bedenklich, weil das wichtigſte Syſtem, das Nervenſyſtem, urſprünglich ergriffen und daher ſehr geſtört iſt; allein deſſen ungeachtet hat das echt entzündliche, von Anſteckung entſtandene, *wenn es nur richtig behandelt wird*, nicht mehr Gefahr bei ſich, als jedes andere einfache entzündliche Fieber. Dagegen iſt das von ſelbſt entſtandene und das, welches den putriden Charakter angenommen hat, von weit größerer Gefahr, weil die Kräfte ſchon im Sinken ſind, die Beſchaffenheit des Blutes ſchon fehlerhaft, und daher zur Unterhaltung der Nervenkraft nicht nur untauglich wird, ſondern durch Abſetzung ſchädlicher Stoffe daſſelbe noch mehr zerrüttet. Die Dauer des Petechialfiebers iſt meiſtens 21 Tage. Die Petechien erſcheinen zuweilen bald, zuweilen erſt nach den erſten acht Tagen, und verſchwinden allmälig wieder, indem ſie immer bläſſer werden. — Eine ähnliche Erſcheinung hat man den Petechien zur Seite geſetzt, welche jedoch einen ſehr verſchiedenen Grund hat. Dies iſt die Blutfleckenkrankheit. Hier erſcheinen gleichfalls auf der Haut des ganzen Körpers eine große Menge ſolcher platten, meiſtens runden, dunkelrothen und blauen Flecken, von der Größe kleiner Linſen. Damit iſt gewöhnlich viel Abgang von ſchwarzem flüſſigen Blute aus dem Munde, oder mit dem Stuhlgange verbunden, übrigens aber kein Fieber und kein bedeutendes Uebelbefinden, die Flecken erſcheinen ſchnell, ſtehen aber lange; die Krankheit kommt häufiger bei Kindern vor, iſt aber weder epidemiſch noch anſteckend. Man hat ſie zuweilen *chroniſche Petechien* genannt, und für den nämlichen Zuſtand, nur mit Mangel des Fiebers gehalten, allein wohl mit Unrecht, da ſie mit jenen nichts gemein haben, als die geringe Aehnlichkeit der äußern Erſcheinung der Flecken.

H.

Peter I. Alexiewitſch, der Große, Czar und Kaiſer von Rußland, geb. zu Moskau am 30ſten Mai alten Styls (11ten Juni n. St.) 1672, war das erſte Kind des Czaren Alexei Michai-

lowitſch von ſeiner zweiten Gemahlin, Natalia Kirilowna, Tochter des Bojaren Nariſchkin. Mit einer blühenden, kräftigen Geſundheit, einem richtigen Verſtande, und einer ſchnellen Faſſungsgabe begabt, zog er ſchon als Kind Aller Aufmerkſamkeit auf ſich, und Czar Alexei wollte ihn daher mit Uebergehung ſeiner ältern Söhne, des körperlich kranken Feodor und des geiſtesſchwachen, auch faſt blinden Iwan, zum Czar ernennen. Doch die geiſtvolle und herrſchſüchtige Czarewna Sophia, Alexei's Tochter aus ſeiner erſten Ehe, wußte jede Verfügung zu Gunſten ihres Halbbruders zu verhindern. Als aber Alexei's Nachfolger, Feodor III. (1676—1682) ſeinen noch unmündigen Halbbruder mit Vorbeigehung Iwans, wirklich zum Thronfolger ernannt hatte, ſo wurde Peter, nach Feodors Tode von der allgemeinen Verſammlung der weltlichen und geiſtlichen Reichsbeamten zum Czar ausgerufen, und ſelbſt das Corps der Strelitzen ſchwor ihm den Eid der Treue. Allein Sophia wußte die letztern durch das Vorgeben, daß Iwan von Peter umgebracht und ſelbſt ihre Auflöſung beſchloſſen ſey, zum Aufruhr zu reizen. Die aufgebrachte Rotte ermordete viele Unſchuldige, die zu dem Geſchlechte der Nariſchkin gehörten. Als ſich endlich Iwan zeigte, riefen die Strelitzen: „Du biſt unſer Czar!" — „Ich will es," antwortete der Zitternde, „aber vergönnt, daß mein geliebter Bruder Peter mit mir regiere!" Peter ward alſo mit Iwan zugleich gekrönt (23ſten Juni 1682), Sophia aber mußte ſich damit begnügen, nur mittelbar zu herrſchen. Noch einmal empörten ſich die Strelitzen; Peter flüchtete ſich mit ſeiner Mutter zu dem Altare im Troizkoi Kloſter: dies hielt die Wuth der Mörder auf. Unterdeſſen war die czariſche Reiterei herbeigeeilt, die Aufrührer wurden überwältigt und dreißig von ihnen enthauptet. Allein Sophia griff, ſpielend mit der Schwäche Iwans und Peters Jugend, in ihren Anmaßungen immer weiter um ſich, ſo daß man endlich unter den Ukaſen ihren Namen neben denen der beiden Czare, und ihr Bild, mit Krone, Scepter und der Ueberſchrift: „Beherrſcherin von Groß- und Klein-Rußland," auf dem Revers der Münzen ſah. Den ſchwachſinnigen Iwan machten die Reize ſeiner ihm von Sophien gegebenen Gemahlin für alles blind, was um ihn her vorging; Peter hingegen entwickelte im Stillen ſeinen männlichen kriegeriſchen Geiſt. Er hatte nämlich in dem Dorfe Preobraſchenskoe und in Semenowsky zwei Compagnien Krieger aus Jünglingen von ſeinem Alter gebildet, welche ſich des Czars Poteſchni (Spielgeſellen) nannten, und unter denen Peter ſelbſt den Dienſt des Gemeinen verrichtete. Ihr Hauptmann war ein junger Mann, der in der Folge an Peters Entſchlüſſen und Thaten einen großen Antheil hatte — der Genfer le Fort, (ſ. Fort, Franz Jacob le). Sophia betrachtete dies Soldatenſpiel als recht geeignet, den verhaßten Halbbruder von Staatsgeſchäften abzulenken, und hörte mit heimlichem Vergnügen von den Ausſchweifungen, welchen Peter mit ſeinen Lieblingen ſich oft überließ. Doch ſie irrte; der feurige, gebildete le Fort war der glücklichſte Lehrer des wißbegierigen Czars, in welchem ſchon durch den früheren Unterricht des wackern Nikita Moiſnewitſch Sotow (eines verſuchten Diplomatikers) und Franz Zimmermanns (eines deutſchen Mathematikers), ſo wie durch ſeiner edeln Mutter Sittenlehren, ein guter Grund zur wahren Bildung ſeines Geiſtes und Charakters gelegt worden war. Sophia ſelbſt bemerkte bald Peters höhere Anlagen, als er das erſte Mal (im Anfange 1688) mit Würde in dem geheimen Rathe erſchien.

Darauf verband ihn ſeine Vermählung mit der reizenden Eudoxia Federowna Lapuchin (27ſten Januar 1689), das Werk ſeiner klugen Mutter, noch näher mit dem Volke, indem ſie ihn zugleich von den bisherigen Orgien abzog. Endlich überzeugte ſich Sophia von Peters Herrſcherkraft, als ihr Liebling, der von ihr und Iwan mit Ehren überhäufte Oberfeldherr, Gholizün, nach ſeiner Rückkehr aus einem unglücklichen Feldzuge gegen die Pforte, vor Peters Thür abgewieſen wurde. Wenige Monate darauf verlangte ſie bei einem gottesdienſtlichen Umgange, dem die Czare ſelbſt gewöhnlich beiwohnten, als Regentin zugegen zu ſeyn. Peter widerſetzte ſich vergebens, und da ihm einige getreue Strelitzen verrathen hatten, daß Sophia ihn, ſeine Gemahlin, Mutter und Schweſter umbringen laſſen wolle, ſo begab er ſich mit den Seinigen in das feſte Troitzkoi Kloſter. Hier rief er zu ſeinem Schutze den General Gordon (einen Schotten) nebſt den Truppen herbei. Sogleich begaben ſich Gordon und alle ausländiſche Offiziere nach Troitzkoi, wo Peter von ſeinen Poteſchnien einſtweilen bewacht war. Bald ſah der muthige Czar Tauſende zum Schutze ſeiner Perſon herzueilen. Nun verſuchte Sophia ſich mit ihm auszuſöhnen, und wollte zuletzt in Perſon nach Troitzkoi eilen; doch auf dem Wege erfuhr ſie Peters Willen, ſie nicht zu ſehen, und daß ſie ſeine Gnade nur mit der Auslieferung des Befehlshabers der Strelitzen, Tſcheglowskoy, erkaufen könne. Selbſt Iwan ließ ſie ermahnen, dem Bruder ſich zu unterwerfen. Sie weigerte ſich daher nicht länger den Schleier zu nehmen. Peter hielt hierauf in Moskau ſeinen feierlichen Einzug, und umarmte vor allem Volke Iwan, der den Titel Czar behielt, die eigentliche Gewalt aber gern in der kräftigern Hand des Bruders ließ. Die Bildung eines ſtehenden Heeres nach europäiſcher Tactik war jetzt Peters erſtes Ziel. Le Fort und Gordon wurden die Lehrmeiſter des neuen Heeres, in welches ein großer Theil der, nach Aufhebung des Edicts von Nantes, nach Rußland geflüchteten Hugenotten aufgenommen wurde. Bald ſah ſich Peter von 20,000 Mann geübter Truppen umgeben. Die preobraſchenskiſchen und ſamenowiſchen Regimenter ernannte er zu ſeiner Garde. Zugleich beſchäftigte ihn die Errichtung einer Seemacht. Zwar hatte ſein Vater Alexei, um auf dem caspiſchen Meere mit Perſien Handel zu treiben, durch holländiſche Zimmerleute ein Schiff (der Adler) bauen laſſen, das auch wirklich von Dedenow an der Wolga ausgelaufen und in Aſtrachan angekommen war; allein es war von den doniſchen Koſacken verbrannt worden, und von der zerſtreuten Mannſchaft kamen nur zwei Holländer, unter welchen der Conſtabel Karſten Brand war, nach Moskau zurück. Dieſer ward jetzt Peters erſter Schiffsbaumeiſter, und im J. 1693 fuhr letzterer auf ſeinem eigenen Schiffe, St. Peter, nach Archangel, das ſchon ein bedeutender Handelsort war, um dort Tuchlieferungen für ſein Heer zu behandeln; ja er ſegelte ſogar bis Ponoj auf der lappländiſchen Küſte. Noch hatte bis zu dieſem Augenblicke das Eismeer keinen Monarchen getragen. Im folgenden Jahre lief er ſchon mit mehreren ruſſiſchen Schiffen in Archangel ein, und ernannte den Fürſten Romanodowsky zum Admiral der künftigen Flotte. Als das wichtigſte Mittel zur Bildung ſeines Volkes erkannte er den Handel; daher warf er ſeine Blicke nach der Oſtſee und dem ſchwarzen Meere; hier waren die Mündungen der großen Ströme ſeines Reiches. Mit der Pforte ohnehin im Kriege, wandte er ſich zuerſt nach dem Ausfluſſe des Don; dort wollte er Aſow erobern, um ſich einen

Stapelplatz am ſchwarzen Meere zu verſchaffen. Im Juli 1795 begann er den Angriff zu Lande, ſah ſich aber genöthigt, den Sturm auf die ſtarke Feſtung in eine Blokade zu verwandeln. Unterdeſſen eilte er nach Moskau zurück, umarmte ſeinen ſterbenden Bruder Iwan, und verſchaffte ſeinem Volke, das durch eine ſchlechte Ernte Noth litt, Getreidezufuhr auf ruſſiſchen Schiffen aus Riga und Danzig. Zu gleicher Zeit ließ er aus Oeſterreich, Brandenburg und Holland gute Ingenieurs und Artilleriſten kommen, und brachte größere Einheit in die Kriegsmacht, zu deren Oberbefehlshaber er den Bojaren Alexei Semenowitſch Schein ernannte, deren Seele aber Gordon, le Fort und Golowin blieben. Der neu angelegte Schiffswerft zu Woroneſch am Don lieferte ihm ſchon 1696 eine Flotte von 23 Galeeren, 2 Galeaſſen und 4 Brandern, mit welcher er die türkiſche Flotte im Angeſichte von Aſow ſchlug. Nun ließ er die Feſtung, die von jeder Hülfe zur See her abgeſchnitten war, mit aller Kraft belagern (16ten Mai 1696); und nach zwei Monaten (29ſten Juli) zogen die Ruſſen in Aſow ein. Um dieſen Schlüſſel zum ſchwarzen Meere zu behaupten, ordnete er den Bau von 55 Kriegsſchiffen an. Zugleich übertrug er dem Ingenieur Oberſt Brekel, einem Deutſchen, die Herſtellung eines Canals zur Vereinigung der Wolga mit dem Don, und ſendete eine Anzahl junger Edelleute nach Italien und Holland, um den Schiffsbau, und nach Deutſchland, um die militäriſche Disciplin zu erlernen. Nachdem er mit vielem perſönlichen Muthe (2ten Februar 1697) eine Verſchwörung der Strelitzen und mehrerer Großen gegen ſein Leben unterdrückt hatte, machte er ſelbſt eine Reiſe in das Ausland, übergab indeſſen dem Fürſten Romadanowsky und drei Bojaren die Regierung, und trat, nachdem er zur Sicherung der innern Ruhe die Strelitzen im Lande vertheilt hatte, nicht als Czar, ſondern als Mitglied einer Geſandtſchaft, welche nach alt-ruſſiſcher Sitte die auswärtigen Höfe beſuchen ſollte, unter dem Titel eines Großcommandeurs, die merkwürdige Reiſe an (im April 1697). Durch Eſthland, Liefland (damals beide ſchwediſch), Brandenburg, Hanover und Weſtphalen begab er ſich nach Amſterdam, wo er unerkannt als holländiſcher Schiffszimmermann zu arbeiten anfing. „Ich bin hier (ſchrieb er an den Patriarchen Adrian zu Moskau), um dem Worte Gottes an unſern Vater Adam zu folgen: im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen! Freilich brauche ich nicht aus Noth zu arbeiten, aber ich arbeite, um das Seeweſen recht zu erlernen, mit den erlangten Kenntniſſen zurückzukehren und dann die Feinde des Namens Jeſu zu beſiegen und die Chriſten zu befreien!" Von Amſterdam begab er ſich nach dem Dorfe Saardam, wo er in vaterländiſcher Tracht unter dem Namen Peter Michaeloff in die Liſte der Werkleute ſich eintragen ließ. Hier bewohnte er ſieben Wochen lang ein Häuschen, bereitete ſich ſelbſt ſein Lager und ſeine Speiſen, führte den Briefwechſel mit ſeinen Miniſtern, und arbeitete zugleich mit ſeinem Zimmermannsbeile an Maſt und Kiel. Dann ging er wieder nach Amſterdam und ließ ein Kriegsſchiff von 60 Kanonen unter ſeiner Aufſicht bauen, das er nach Archangel ſchickte. Nichts entging ſeiner Aufmerkſamkeit; Alles ließ er ſich erklären und in Vielem, ſelbſt in chirurgiſchen Operationen, übte er ſich ſelbſt. Die Bitte der holländiſchen Juden um Aufnahme in ſeinem Lande wies er aus Gründen zurück. Seine Liebe für das Seeweſen vermochte ihn, der Einladung des Königs Wilhelm III. nach London zu folgen. In engliſcher Schiffertracht wohnte er am

königlichen Schiffbauhofe und äußerte oft, daß wenn er nicht Czar von Rußland wäre, er wohl engliſcher Admiral ſeyn möchte. Ueber 500 Perſonen (Offiziere, Ingenieurs, Kanoniere, Wundärzte und andere Künſtler) nahm er in ſeine Dienſte. Bewundert von Allen, die ihn kennen gelernt hatten, und mit dem Doctordiplom der Univerſität Oxford, ging er nach einem dreimonatlichen Aufenthalte, durch Holland über Dresden nach Wien. Als er aber im Begriff war, Italien zu beſuchen, erhielt er die Nachricht von einer neuen Empörung der Strelitzen. Er eilte daher durch Polen (wo er mit König Auguſt II. von Polen wichtige Verabredungen nahm) nach Moskau zurück (4ten September 1698), und hielt, da der Aufruhr durch Gordon ſchon geſtillt war, ein furchtbares Gericht. Jeder Tag des Octobers ſah das Blut der Schuldigen fließen, und da der größte Verdacht der Anſtiftung auf ſeine Schweſter Sophia fiel, ſo ließ er vor ihrem Kloſter 28 Galgen aufrichten und 130 Verſchworene daran henken, unter denen 3, die eine Bittſchrift an Sophia entworfen hatten, vor den Fenſtern ihrer Zelle, mit der Bittſchrift in den Händen, aufgehenkt wurden. Die Begnadigten (500) wurden verbannt; das Heer der Strelitzen aber aufgehoben, und der letzte Reſt derſelben in Aſtrachan 1705 vollends abgeſchafft. Perſönliche Abneigung vermochte ihn vielleicht, auch ſeine Gemahlin Eudoxia, die ſeine Liebeshändel nicht ertragen wollte, der Theilnahme an jener Empörung zu beſchuldigen; er verbannte ſie nach Susdal in ein Kloſter, wo ſie unter dem Namen Helena den Schleier nehmen mußte. Zur Belohnung ſeiner Getreuen aber ſtiftete er (30ſten Auguſt 1698) den Andreasorden, und Golowin erhielt ihn zuerſt. Der Tod ſeines le Fort und Gordon verſenkte ihn in tiefen Schmerz; nun ward Menſchikow, durch Geiſt und Thätigkeit aus dem Staube emporgehoben, ſein Liebling. Das Corps der Strelitzen erſetzte er durch 27 neue Infanterie- und 2 Dragonerregimenter (zuſammen 32,029 Mann), die binnen 3 Monaten geübt und marſchfertig waren. Nur Verdienſt und Dienſtalter wurden bei Beſetzung der Offizierſtellen berückſichtigt. Mit ausdauernder Thätigkeit widmete Peter ſich zugleich den innern Angelegenheiten ſeines Reiches, deſſen neue Schöpfung allmälig aus ſeinem Geiſte hervortrat. Die Erhebung der öffentlichen Abgaben wurde vereinfacht, die deutſche Kleidung eingeführt, womit zugleich die Bärte verſchwanden, die zahlreichen Gefolge (Gholops) der Bojaren wurden vermindert, das Reiſen ins Ausland ward gewiſſermaßen Bedingung ſeiner Gunſt, Buchdruckereien wurden angelegt, nützliche Schriften eingeführt, in allen bedeutenden Städten des Reichs Schulen angelegt und neue kirchliche Einrichtungen durchgeſetzt. So ließ er z. B., als im J. 1700 der Patriarch Adrian zu Moskau ſtarb, dieſe Würde, die faſt der päpſtlichen gleich war, unbeſetzt. — Der im Frieden von Carlowitz zwiſchen der Pforte und Oeſterreich verabredete zweijährige Waffenſtillſtand zwiſchen Rußland und der Pforte ward (1700) auf 30 Jahre verlängert, aber zugleich an Schweden der Krieg erklärt. Patkul (ſ. d. Art.) hatte nämlich die mit dem Könige Auguſt von Polen getroffenen Verabredungen zur Reife gebracht, und alle Freundſchaftsbezeigungen des jungen Carls XII. von Schweden konnten Peter von ſeinem Plane nicht ablenken. Seit Anfang des Jahrhunderts (hieß es in Peters Manifeſt) habe Schweden ſeine Nachbarn beraubt und ſelbſt dem ruſſiſchen Reiche die Provinzen Ingermannland und Karelien entriſſen; es ſey daher die höchſte Zeit, die zu ſehr wachſende Macht Schwedens

zu brechen, daß ſie den Nachbarn nicht weiter gefährlich werde! Hierauf ward den 9ten September 1700 Ingermannland von den Ruſſen beſetzt, und Narwa angegriffen. Da flog Schwedens junger, königlicher Held (vergl. Carl XII.) herbei; und 38,000 Ruſſen wurden von 8000 Schweden bei Narwa am 30ſten November 1700 geſchlagen. Dieſer Unfall erſchütterte Peters große Seele nicht. „Ich weiß es wohl," ſagte er, „die Schweden werden uns noch manchmal ſchlagen; aber wir lernen! die Zeit wird kommen, wo wir ſie wieder ſchlagen werden. Dieſe Schlacht ſoll, denk' ich, die Ruſſen aus ihrer Trägheit reißen und ſie zwingen, zu lernen, was ſie nicht wiſſen!" Raſch wurden neue Truppen gebildet, Geſchütz angeſchafft, und viele kühne Fremde verſammelten ſich um den Czar. Der Sieg der Ruſſen vom 1ſten Januar 1702 am Embachſtrome über die Schweden ward die erſte Grundlage ihrer künftigen Triumphe. Nöteburg (von Peter in Schlüſſelburg umgetauft) wurde genommen und Marienburg, unter deſſen nach Rußland geſchleppten Einwohnern ſich das Waiſenmädchen Catharina befand (ſ. d. Art.). Nach gehaltenem Triumpheinzug in Moskau und kurzem Aufenthalte in Woroneſch eilte Peter wieder auf den Kampfplatz an der Oſtſee, wo Menſchikow einſtweilen die neuen Werfte an dem Einfluß der Olonza in den Ladogaſee durch Befeſtigungen geſichert hatte. Zu dieſem Zwecke wurde Nyenſchanz, eine Feſtung an der Newamündung, von Peter am 1ſten Mai erobert. Vier Tage darauf nahm er, der als Bombardiercapitain diente, mit 30 kleinen Fahrzeugen zwei ſchwediſche Kriegsſchiffe an der Mündung der Newa; der Admiral, Gholowin, hing ihm dafür den Andreasorden um. Da man Nyenſchanz zu fern von der See und nicht ſicher genug fand, ſo beſchloß Peter, auf der Inſel Ljuſt-Elant eine neue Feſtung zur Behauptung der Newamündung anzulegen. Hier ließ ſich Peter ein kleines hölzernes Haus nach holländiſcher Einrichtung bauen und leitete von da aus ſein neues Werk. Am 27ſten Mai 1703 wurde der Grund zu der Feſtung gelegt, welche der Czar St. Petersburg nannte. Unter der Aufſicht des italieniſchen Baumeiſters, Oberſten Andrei-Treſin, begann der Bau; und bald ſah man 20,000 Menſchen aus allen Theilen des Reichs daran beſchäftigt. Während des Feſtungsbaues beſchloß er auch die Anlage einer Stadt, als Hauptſtapelort zur Verbindung Rußlands mit dem übrigen Europa. Nach vier Monaten ſtand die Feſtung St. Petersburg da, und Peter ernannte den Oberſten Rönne zum erſten Commandanten. Allmälig erhob ſich auch die Stadt. Viele von den Herbeigekommenen ſiedelten ſich, den langen Heimweg ſcheuend, dort an, wo ſie ihrem Czar ohnehin willkommner waren, während ſie die Häuſer der Reichen aufbauen halfen, und viele durch den Krieg verjagte Schweden, Finnen und Liefländer eilten nach der dargebotenen Freiſtätte, wo ſie neuen Boden für ſich zum Eigenthume fanden, ſo daß zwei Jahre ſpäter (1705) außer Waſſili-Oſtrow, wo die erſten Privathäuſer gebaut wurden, auch die St. petersburgiſche Inſel und die Admiralitätsſeite angebaut waren. (Vergl. St. Petersburg). Auf dieſe Weiſe erhielt Peter bald Künſtler, Handwerker aller Art und Matroſen. Im November 1703 führte er ſelbſt als Matroſe das erſte in der Newamündung erſcheinende holländiſche, mit Waaren beladene Schiff bis in die Mitte der neuen Stadt; der Schiffer und die Mannſchaft wurden kaiſerlich belohnt, und den beiden erſten Schiffen, welche nach ihm einlaufen würden, ebenfalls Belohnungen ausgeſetzt.

In der Nähe ſtieg zum Schutze Petersburgs, unter Menſchikows Leitung, die Feſtung Kronſlot aus der See empor. Mehr als 8000 Pferde kamen bei den Schwierigkeiten um, welche mit Herbeiſchaffung der Baumaterialien verknüpft waren, und eben ſo viele Menſchen verloren ihr Leben, doch ſchon im März des folgenden Jahres donnerten die Kanonen von den Wällen von Kronſlot. Indeß wendeten Oeſterreich, Holland und England Alles an, um Peters Bündniß mit August von Polen zu zernichten. Carl ließ ſeinen großen Gegner im Herzen von Liefland ſtehen und zog nach Sachſen, um Peters Bundesgenoſſen zur Thronentſagung zu zwingen. Dagegen verſchaffte Peter durch die Umprägung der Copeÿken in Rubel (die bis dahin nur eine eingebildete Münze waren) ſeinen Finanzen einen neuen Zuſchuß, und während Carl, ihn gleichſam verachtend, nach der Elbe marſchirte, begann er ſeine neuen Operationen mit der Vernichtung einer ſchwediſchen Flotille von 13 Fahrzeugen auf dem Peipusſee, welche ſo vollkommen gelang, daß der ſchwediſche Viceadmiral Löſchert mit dem letzten dieſer Schiffe voll Verzweiflung ſich und alle Mannſchaft in die Luft ſprengte. General Schlippenbach wurde bei Reval geſchlagen, und die Feſtungen Dorpat, Narwa und Iwangorod wurden erobert (vom 4ten Mai bis 20ſten Auguſt 1704). Auch wurde ein ſchwediſcher Angriff auf St. Petersburg vereitelt, aber die Ruſſen wurden dagegen bei Gemauerthofen in Curland und bei Frauſtadt geſchlagen, wofür ſie ſich jedoch durch den Sieg bei Kaliſch rächten. Da erhielt Peter die Nachricht vom Abſchluſſe des altranſtädter Friedens (24ſten September 1706) und zog ſich, weil er nicht für gut fand, den mit 43,000 Mann heranziehenden Carl in Polen abzuwarten, mit ſeiner Alles im Rücken liegende Land verheerenden Armee zurück. Im geheimen Bunde mit dem Koſackenhettmann Mazeppa, rückte Carl ihm nach bis in die Nähe von Smolensk, von dort wendete er ſich aber nach der Ukraine, um die Koſacken für ſich zu gewinnen und den General Löwenhaupt zu erwarten, der aber von Peter bei Liesna geſchlagen, ſeinem Könige nur wenige Trümmer ſeines Heeres zuführen konnte. Jetzt vereinigte ſich Mazeppa öffentlich mit Carl, und eben war dieſer mit der Belagerung der feſten Stadt Pultawa beſchäftigt, als Peter mit 70,000 Mann zum Entſatz herbeieilte, und unter den Mauern von Pultawa das ſchwediſche Heer in der Schlacht vom 8ten Juli 1709 vernichtete. Der nun zum Generallieutenant bei der Landarmee und zum Contre-Admiral (Schoutbynacht) auf der Flotte beförderte Czar ſchrieb vom Schlachtfelde aus dem Admiral Apraxin in St. Petersburg: „Unſern Feind hat Phaetons Schickſal getroffen und feſt gelegt iſt endlich der Grundſtein unſerer Newaſtadt!“ Die Rückkehr Königs Auguſt von Polen in dieſes Land und ein neues Bündniß mit demſelben, welchem Dänemark und Preußen ſich anſchloſſen, ſo wie die Belagerung des feſten Riga waren die Folgen jener entſcheidenden Schlacht. Nun eilte Peter nach ſeiner geliebten Newaſtadt, wo er die Verbindung des Ladogaſees mit der Wolga anordnete und mit Frankreich, Italien und den Hanſeſtädten Handelsverträge ſchloß. Nachdem er hierauf ſeinen Triumph in Moskau gefeiert, einen Zwiſt mit England geſchlichtet, und die Armee (welche aus 33 Regimentern Fußvolk, 24 Regimentern Reiterei und 58,000 Mann Beſatzungstruppen beſtehen ſollte) neu organiſirt hatte, begann er den Feldzug in Liefland und Karelien. Elbingen, Wiburg, Riga, Dünamünde, Pernau, Kexholm, Reval wurden 1710 erobert und mit dieſen Plä-

ßen ganz Liefland und Karelien. Als nun auch nach und nach ſteinerne Paläſte ſich in Petersburg erhoben, da beſchloß er hier die künftige Reſidenz aufzuſchlagen, und feierte daſelbſt (4ten November 1710) die Vermählung ſeiner Nichte Anna (Iwans zweiter Tochter) mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm von Curland. Unterdeſſen hatten ihm die Türken, auf ihres Schützlings, Carls XII, Andringen, den Krieg erklärt. Sofort errichtete Peter zur Leitung der Reichsgeſchäfte den dirigirenden Senat, und nachdem er, um die Geiſtlichkeit und das Volk für ſich zu gewinnen, den Bisthümern und Klöſtern die früher eingezogenen Güter größtentheils zurückgegeben hatte, zog er mit ſeiner Armee durch die mit ihm verbündete Moldau, und befand ſich endlich am Pruth, dem Lager des Großveziers Mehemet gegenüber. Hier litt ſein Heer an den nothwendigſten Bedürfniſſen drückenden Mangel. Größer noch wurde die Noth, als der mit ihm verbündete Fürſt der Wallachei abfiel, und die verſprochene Zufuhr von Lebensmitteln verſagte. Deſſen ungeachtet ging Peter über den Fluß dem Feinde entgegen; doch deſſen Uebermacht und die ihn umgebenden Schwärme der Tataren nöthigten ihn zum Rückzuge. Ein heftiger Angriff der Türken ward zwar abgeſchlagen, allein ſein vom Hunger erſchöpftes Heer war von einem zahlreichen Feinde eingeſchloſſen. Peter ſah im letzten Kampfe nur Gefangenſchaft oder Tod vor ſich. Aus dieſer Noth rettete ihn ſeine neue Gemahlin Catharina (1707 ſchon heimlich mit ihm getraut und am 6ten März 1711 zur rechtmäßigen Gemahlin erklärt), welche unterſtützt von dem Feldmarſchall Scheremetew, dem Großvezier Friedensvorſchläge that. Eine große Summe Geldes und Juwelen nebſt Verheißungen mehrerer Schätze (dies alles ohne Peters Vorwiſſen), ſollen Scheremetews Brief an den Großvezier begleitet haben. Dagegen ſchrieb Peter, am glücklichen Erfolge dieſer Sendung eben ſo, wie an dem der Schlacht, verzweifelnd, an den dirigirenden Senat nach Moskau: „Sollte meine Perſon in die Gewalt des Feindes fallen, ſo ſollt ihr mich nicht mehr für den Czar, euren Herrn, erkennen und nichts von dem erfüllen, was aus meiner Gefangenſchaft etwa von mir, und wäre es ſogar mein eigenhändiger Befehl, an euch gelangen möchte. Würde ich aber umkommen, ſo ſollt ihr den Würdigſten unter euch zu meinem Nachfolger erwählen!" Doch am 23ſten Juli 1711 kam der Huſhier-Friede, ungeachtet des Widerſpruchs des Grafen Poniatowsky, der Carls XII. Stelle vertrat, zu Stande, in welchem Peter gegen die Aufopferung Aſows u. ſ. w. (vergl. Rußland und Osmaniſche Pforte) ſeine, der Armee und des Reiches Rettung erkaufte.*) Der Fürſt der Moldau, Kantemir, deſſen Auslieferung Peter für jeden Preis verweigert hatte, folgte dem Czar, in deſſen Penſion er 12 Jahre ſpäter ſtarb. So verlor Peter die kaum errungene Herrſchaft am ſchwarzen Meere wieder. Er wandte daher ſeine Thätigkeit ganz auf die Fortſetzung des Kriegs gegen die Schweden in Pommern. Zur Herſtellung ſeiner Geſundheit ging er auch im Herbſte 1711 in das Carlsbad, und feierte auf der Rückkehr in Torgau bei der Königin von Polen die Vermählung ſeines einzigen

*) Nur die Abneigung des Großveziers gegen den Krieg, nicht Beſtechung, hatte den Abſchluß erleichtert. „Wer ſoll," fragte der Großvezier den ſchwediſchen General, mit höhnender Gleichgültigkeit, „dann das Moskowiter-Land regieren, wenn ich den Czar gefangen nehme?" —

Sohnes Alexei mit der Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel, bei welcher Gelegenheit er Leibnitz, der, um ihn zu ſehen, ſich dort befand, verſprach, in ſeinem Reiche Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel anſtellen zu laſſen (vergl. Leibnitz). Nachdem er ſich mit dem Kronprinzen von Preußen und den däniſchen Miniſtern über den weitern Feldzug beredet hatte, ging er nach Moskau zurück, wo er (19ten Februar 1712) ſeine öffentliche Vermählung mit Catharina vollzog. Die Verlegung des dirigirenden Senats nach Petersburg geſchah zwei Monate ſpäter. Darauf ging er im Juni 1712 mit ſeiner Gemahlin nach Carlsbad, und nach dreiwöchentlichem Gebrauche dieſer Heilquelle zur Armee nach Holſtein, wo der ſchwediſche General Steenbock glücklich gegen die Dänen focht. Als er dieſen in Tönningen eingeſperrt hatte, begab er ſich nach Petersburg, um dort die Eroberung des ſchwediſchen Finnlandes einzuleiten, welcher Plan im J. 1713 auch ſo glücklich ausgeführt wurde, daß die Ruſſen bis über Abo nach Tawaſthus vordrangen, während die Schweden in Tönningen ſich hatten ergeben müſſen. Nur die von Preußen vorgeſchlagene und von Menſchikow eingegangene Neutraliſirung Pommerns ſtörte ſeine Plane, wofür aber auch der Liebling ſo bitter büßen mußte, daß kaum der Czarin Fürſprache ihn noch vom gänzlichen Falle rettete. Mit immer größerm Eifer ſuchte Peter die ruſſiſche Seemacht in Aufnahme zu bringen; doch mußte er ſich gefallen laſſen, daß das Admiralitätscollegium ihm ſeinen Wunſch nach Beförderung zum Viceadmiral verſagte: „denn er habe zur See ſich noch nicht ſo ausgezeichnet, daß man ihn ältern Offizieren vorziehen könne.“ Er rüſtete ſich alſo, um die Auszeichnung bald zu verdienen, und als er den Seeſieg bei Twermünde errungen, und durch die darauf erfolgte Einnahme der Feſtung Nyſlot die Eroberung von Finnland vollendet hatte: da begrüßte ihn bei ſeinem Triumpheinzuge in St. Petersburg der Viceczar, Romadonowsky, der ſitzend auf dem Throne den Sieger empfing, mit dem Ausrufe: „Heil dem Viceadmiral!“ Bei dieſem frohen Anlaß ſtiftete er ſeiner Catharina zu Ehren, an ihrem Namenstage (25ſten November 1714) den Orden der heiligen Catharina „zum Andenken der Gegenwart Catharinens bei der Schlacht mit den Türken am Pruth, wo ſie bei den gefährlichſten Umſtänden nicht als ein Weib, ſondern mit männlicher Unerſchrockenheit ſich erwieſen habe.“ Doch richtete er auch ſeinen Blick auf den innern Zuſtand ſeines Reichs. Aufmerkſam gemacht auf die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten der Großen gegen die niedern Stände, ſetzte er eine Commiſſion zur Unterſuchung aller Beſchwerden nieder; eine Menge Staatsbeamten vom erſten bis zum dritten Range mußten nach Siberien wandern und eine ſcharfe Verordnung gegen künftige Bedrückungen beendigte die Unterſuchung. Nur die Aufhebung der Leibeigenſchaft ſchien ihm noch nicht rathſam. Der durch den Krieg herbeigeführten Verödung Ingermanlands half er dadurch ab, daß er eine Menge wohlhabender Bauern aus dem Innern Rußlands dorthin verpflanzen ließ. Mit Klugheit behandelte er die Religionsfehde zwiſchen den Rokolnicks (Altgläubigen) und den Rechtgläubigen, mußte jedoch einen Rokolnick mit dem Tode beſtrafen laſſen, der ſich durch die verſuchte Ermordung des Czars die Märtyrerkrone hatte verdienen wollen. Solche Vorfälle vermehrten ſeine Abneigung gegen Moskau und befeſtigten den Entſchluß in ihm, Petersburg zur erſten Stadt des Reichs zu machen. Dahin zweckten alle ſeine Handelsverordnungen und die

harten Befehle ab, die er zur Vergrößerung und Verſchönerung der neuen Hauptſtadt gab. Mitten unter dieſen Entwürfen erhielt er die Nachricht, daß Carl XII. zurückgekommen und in Stralſund ſey. Allein da dieſer eigenſinnige Fürſt die Neutralität Pommerns verwarf, und England wie Holland beleidigte, ſo bereitete er dadurch ſelbſt dem Czar neue und leichte Triumphe. Stralſund ward von den Preußen und Dänen, ohne Peters Hülfe, erobert (23ſten December 1715); doch hätte der Czar ſich in der erſten Aufwallung des Zorns faſt auf Carls Seite geneigt, als man ſeinen Truppen die Mitbeſetzung der Feſtung verweigerte, und ſie ſogar mit Gewalt zurückgedrängt hatte. Indeß verabredete er, noch ehe er zur Befeſtigung ſeiner Geſundheit nach Pyrmont reiſte, wo er auch Leibnitz wieder ſah, mit dem Könige von Dänemark eine Landung auf Schonen, zu deren Ausführung er nachher nach Copenhagen ging. Vier Flotten, eine ruſſiſche, däniſche, engliſche und holländiſche hatten ſich 80 Segel ſtark vereinigt, theils um die Landung auf Schonen zu decken, theils um der ſchwediſchen Flotte, die in der Oſtſee kreuzte, die Spitze zu bieten. Einmüthig wurde dem Czar der Oberbefehl über dieſe vier Flotten übertragen, und er geleitete hundert im Sunde liegende Kauffahrteiſchiffe vor der ſchwediſchen Flotte vorüber. Doch die Landung auf Schonen unterblieb auf den Rath der ruſſiſchen Generale, und weil der König von Dänemark deßhalb mißtrauiſch wurde, ſo verließ Peter Dänemark und beſetzte Mecklenburg, das er gern eingetauſcht hätte. Wegen dieſer und anderer Plane unternahm er gegen das Ende des Jahrs 1716 eine politiſche Reiſe nach Holland und Frankreich. In Amſterdam zogen ihn außer dem See- und Handlungsweſen jetzt auch alle andere Gegenſtände des Wiſſens und der Kunſt an. Seine Gemahlin, die ihn nach ihrer Entbindung in Amſterdam beſuchte (Februar 1717), blieb im Haag zurück, als Peter zu Anfang Aprils über Brabant ſich nach Paris begab. In dieſer unermeßlichen Stadt beſuchte er alle Kunſtwerkſtätten, Kunſtſammlungen, Anſtalten für das Kriegsweſen, für die Erziehung, höhere Bildung und Induſtrie u. ſ. w. Mit Beweiſen von Achtung und Bewunderung überhäuft, verließ er Paris, nachdem er 1717 einen Freundſchafts- und Handelstractat mit Frankreich für ſich und Preußen abgeſchloſſen hatte, wiewohl ſein eigentlicher Zweck, Frankreich von England zu trennen, und ſeine Abſicht auf Mecklenburg nicht erreicht wurde. Nach vier Monaten kam er (21ſten October 1717) nach Petersburg zurück. Hier hielt er ein hartes Strafgericht, als neue Beſchwerden über Unterſchleife und Bedrückungen ihm vorgelegt wurden. Den Gouverneur von Archangel, Fürſt Wolkonsky, ließ er erſchießen und viele Anklagen gegen Andere durch militäriſche Tribunale unterſuchen. Hierauf ging er nach Moskau, um ſeinen einzigen Sohn Alexei zu richten.*) — Dieſer unglückliche Prinz wurde

*) Alexis Petrowitſch, Peters Sohn von ſeiner erſten Gemahlin, geboren 1695, hatte eine wilde Gemüthsart. Von ſeiner Mutter in der Anhänglichkeit an die alten Gebräuche ſeines Volks, und in der Verachtung alles Fremden, Neuen und Beſſern erzogen, äußerte er laut ſeine Unzufriedenheit mit den Einrichtungen ſeines Vaters. Auch ſeine Gemahlin Charlotte von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Schweſter der Gemahlin des deutſchen Kaiſers Carls VI., mißhandelte er auf die roheſte Weiſe. (S. die Schrift: die Prinzeſſin von Wolfenbüttel vom Verf. der Alamontade). Dagegen ſchätzte Peter die

durch das Gutachten der Stände zum Tode verurtheilt. Die Eröffnung des von dem harten Czar beſtätigten Urtheils überlebte der Prinz nur 24 Stunden; er ſoll an den Folgen des heftigen Schreckens darüber geſtorben ſeyn (7ten Juli 1718); doch Viele behaupteten, er ſey durch das Beil wirklich hingerichtet worden. Bei ſeinem prachtvollen Leichenbegängniſſe zerfloß Peter in Thränen; aber viele in Alexeis Schuld verwickelte Perſonen wurden grauſam hingerichtet, und eine Denkmünze ſagte dem Volke, daß auf ſolche Weiſe die Majeſtät des Thrones gerettet ſey. Mit gleicher Strenge verfuhr Peter wider die Großen, die ſein Volk bedrückten, und verſchonte ſelbſt ſeine Lieblinge Menſchikow und Apraxin nicht. Durch Regierungscollegien und eine Geſetzcommiſſion ſuchte er eine feſtere Juſtiz zu begründen. Zur Grundlage des neuen Geſetzbuches beſtimmte er ſeines Vaters Alexei Codex, die Uloſchenie. Noch wurde ein Commerzcollegium errichtet, und der Handelsſtand überhaupt ſehr ausgezeichnet. Die Verſchönerung Petersburgs, die Anlegung eines Naturaliencabinets, die Aufmunterung der bildenden Künſte und die Veredlung des geſellſchaftlichen Tones, zugleich Beluſtigungen für den Hof und das Volk, durch öffentliche Spiele, Maskeraden u. ſ. w. (worunter ſeine Papſtwahl, um den römiſchen Oberhirten lächerlich zu machen, ſich auszeichnete) gehörten zu ſeinen Erholungen. — Schon ſeit dem Mai 1717 fanden zwiſchen ruſſiſchen und ſchwediſchen Bevollmächtigten Friedensannäherungen Statt (beſonders da man ruſſiſcher Seits nicht abgeneigt ſchien, Carl XII. in ſeinen Abſichten auf Norwegen zu unterſtützen), als dieſer, der ſchon den Angriff gegen Norwegen begonnen hatte, vor Friedrichshall ſeinen Tod fand. „Ach, Carl, mein Bruder, wie jammerſt du mich!“ rief Peter, als er hiervon die Nachricht erhielt. Als hierauf Schweden durch England und innern Parteienhaß irregeleitet, die Unterhandlungen verzögerte und neue Rüſtungen begann, ſo ließ Peter ſeine Truppen faſt auf allen Punkten der ſchwediſchen Küſte landen und einen Verwüſtungskrieg führen, der unvergeßlich in den Jahrbüchern Schwedens bleiben wird. Auf der Königin Ulrike Eleonore Bitten und Verſprechungen (vielleicht auch durch die Erſcheinung der engliſchen Flotte bewogen) zog Peter nach dieſer fürchterlichen Rache ſeine Flotte zurück; aber unterdeſſen hatte die Eiferſucht über Rußlands anwachſende Macht Polen, Preußen und Dänemark mit Schweden verſöhnt. Doch Peter bot allen die Stirn. Er behauptete ſeine Würde gegen Oeſterreich, mit welchem er in Zwiſt gerathen war. Die Jeſuiten vertrieb er aus ſeinem Reiche, „weil ſie ſich in Händel miſchten, die ſie nichts

treffliche Prinzeſſin; da er nun hoffte mit ſeiner Catharina Söhne zu erzeugen, und im Alexis nur den künftigen Zerſtörer ſeiner aufblühenden Schöpfung ſah, ſo wollte er ihn enterben. Auch ſchien Alexis wirklich, entweder aus Feigheit oder Verſtellung, alle Hoffnung zu dem Throne aufzugeben. Allein kaum hatte Peter ſeine zweite Reiſe angetreten, ſo entfloh Alexis heimlich nach Wien, und begab ſich endlich nach Neapel. Hier verlangte Peter ſeine Auslieferung. Der Prinz gehorchte, ward verhaftet, und entſagte vor den vornehmſten Gliedern des Adels und der Geiſtlichkeit feierlich der Krone. Auch mußte er ſich durch ſeine Unterſchrift für den Anſtifter einer (wohl nur beabſichtigten) Verſchwörung bekennen. Dies hatte das über ihn ausgeſprochene Todesurtheil zur Folge. Alexis hinterließ einen Sohn. S. Peter II.

angingen.“ Zugleich rüſtete er ſich gegen England; alle engliſche Kaufleute in Rußland wurden 1719 mit der Drohung, ihre Waaren (gegen 50 Millionen an Werth) zu confiſciren, verhaftet. Doch das Härteſte ſollte Peter in dieſer Zeit ſelbſt erfahren. Es ſtarben nämlich ſein Waffengefährte, der Feldmarſchall Scheremetew und (den 25ſten April a. St.) ſein Thronerbe, Peter Petrowitſch, den Catharina ihm (8ten November 1717) geboren hatte. Drei Tage und drei Nächte war der Czar nach dem Tode ſeines Sohnes einſam, ohne Speiſe und Trank geblieben; man fing an für ſein Leben zu fürchten. Da erhob ſich der Senat, und Dolgorucki an ſeiner Spitze foderte den Czar auf, ſich zu ermannen. Sofort ſchritt Peter zur Errichtung der heiligſten dirigirenden Synode, womit er die Hierarchie gänzlich zu Boden ſtürzte (1721). Vergl. Griechiſche Kirche. Schweden, deſſen König, Friedrich von Heſſen, unter Frankreichs Vermittelung neue Anträge gemacht hatte, während er mit Hülfe einer engliſchen Flotte auf Finnland einen Angriff beſchloß, ward aufs neue (1720) verheert; doch unterhandelte Peter, indem er ſich zu rüſten fortfuhr, und den Bau des Hafens von Royerwick anordnete. Zu einer Hauptbedingung machte er die Zuſicherung der ſchwediſchen Thronfolge. Endlich bewirkte ein dritter Verheerungszug an der ſchwediſchen Küſte (1721), welchen Peter trotz der engliſchen Flotte von 23 Linienſchiffen vollführte, den Abſchluß des nyſtädter Friedens (30ſten Auguſt a. St. 1721), worin Liefland, Eſthland, Ingermannland, Wiburgslehn und Kexholmslehn auf ewig an ihn abgetreten wurden; der Herzog von Holſtein aber, welchem er zur Wiedererlangung Schleswigs zu verhelfen ſein Wort gegeben, wurde ein Opfer der Politik. — So war der nordiſche Kampf nach 21 Kriegsjahren, ohne Peters Hülfsquellen zu erſchöpfen, geendet und Rußlands Macht für immer gegründet. Peter feierte den Frieden durch Gebete, Feſte, durch eine allgemeine Amneſtie, von welcher nur Mörder und nicht zu beſſernde Straßenräuber ausgenommen wurden, und Erlaß aller Foderungen der Krone bis zum J. 1717. Darauf baten ihn der Senat und die heilige Synode im Namen des Volks, „den Titel eines Vaters des Vaterlandes, Kaiſers aller Reußen und den Beinamen des Großen anzunehmen.“ Nach vielen Einwendungen des Czars wurde am Tage des großen Friedensfeſtes (22ſten October 1721) die neue Kaiſerwürde ausgerufen, welche Preußen, Holland und Schweden ſogleich, die übrigen Mächte erſt ſpäter anerkannten. Bei der in Moskau am 28ſten Januar 1722 wiederholten Friedensfeier erklärte er ſeine zwölfjährige, dem Herzog von Holſtein verlobte Tochter Eliſabeth für volljährig. Damit aber ſeine große Schöpfung nicht unter ſchwachen oder unfähigen Regenten wieder zerfiele, gab er (5ten Februar 1722) das Geſetz wegen der Thronfolge: „daß es dem Herrſcher Rußlands frei ſtehen ſolle, zur Thronfolge zu rufen wen er wolle, auch die Ernennung wieder zu ändern, ſobald er den ſchon beſtimmten Thronfolger für untüchtig erkenne.“ Auf dieſes Geſetz ließ er ſeine Unterthanen feierlich vereiden. Eine darauf folgende Prüfung des Adels, ſeines Urſprungs und ſeiner Würdigkeit hatte großen Einfluß auf die neue Organiſation der Tribunale, nach welcher künftig kein wirklicher Senator in den verſchiedenen Dikaſterien und kein Tribunalspräſident im Senate ſitzen konnte. Zum Controleur ſeiner Geſchäftsführung erhielt der Senat einen Generalprocurator, neben welchem noch ein Oberprocurator angeſtellt wurde. Hiermit verband Peter eine neue

Rangordnung. Darauf unternahm er den längſt beſchloſſenen Zug nach Perſien (15ten Mai 1722), um den Handel der Ruſſen auf dem caſpiſchen Meere zu ſichern. Bereits in den Jahren 1715, 1716 und 1719 hatte er das caſpiſche Meer und ſeine Küſten von erfahrnen Seeoffizieren unterſuchen und die nöthigen Fahrzeuge bereit halten laſſen. In dem erſten Jahre des Kriegs nahm er aber bloß Derbent, und ließ die Feſtung Swiätoi-Kreſt (zum heiligen Kreuze) und mehrere befeſtigte Dörfer anlegen, welche mit doniſchen Koſackenfamilien bevölkert wurden. Die innern Unruhen in Perſien bewogen den Shah nachzugeben, und im Vertrage vom 12ten September 1723 (welchem auch die Pforte den 8ten Juli 1724 ſich anſchloß) die Städte Derbent und Baku mit ihren Bezirken und die Provinzen Ghilan, Mazanderan und Aſtarabad an Rußland abzutreten. Doch mußte Peter ſeinen großen Plan, in Georgien das Chriſtenthum zu erneuern und an der Mündung des Fluſſes Kur eine Handelsſtadt anzulegen, von wo der Handel bis nach Aſtrachan fortgeſetzt werden ſollte, wenigſtens vor der Hand aufgeben. Nach ſeiner Rückkehr aus dem Felde (ſchon am 26ſten December 1722) ward er zu neuen Unterſuchungen gegen untreue Staatsbeamte veranlaßt. Der Vicekanzler Schaffirow, einer ſeiner Lieblinge, wurde zum Tode verurtheilt, doch auf dem Schaffot mit Verbannung begnadigt; Menſchikow mußte 200,000 Rubel in den Fiscus zahlen, verlor viele Revenüen und mußte ſelbſt an ſeinem Leibe den ſtrafenden Arm ſeines Herrn empfinden, wozu ſich Peter ſeiner Dubina (eines Handſtocks aus dickem ſpaniſchen Rohr) bediente; viele andere wurden durch Degradation, Geld- oder Leibesſtrafe gezüchtigt. Hierauf führte Peter noch einmal (12ten Juli 1724) ſeine Flotte gegen Schweden, um ſeiner Verwendung für den Herzog von Holſtein bei Schweden und Dänemark gehörigen Nachdruck zu geben: und als dieſer einen Jahrgehalt von 25,000 Thalern und die Verſicherung der Thronfolge im Erledigungsfalle erhalten, ſegelte Peter nach Kronſtadt zurück. Hier feierte er durch ein glänzendes Feſt die Schöpfung ſeiner Flotte, welche jetzt aus 41 Kriegsſchiffen beſtand und mit 2106 Kanonen und 14,960 Matroſen beſetzt war. Die Verhütung der Ueberſchwemmungen, welche Petersburg im Herbſte oft erleiden mußte, die Fortſetzung des Ladoga-Canals, die Errichtung einer Academie der Wiſſenſchaften (1ſten Februar 1725), an welcher Leibnitzens Rathſchläge ſo großen Antheil hatten, hiernächſt die fortgeſetzte ſtrengſte Unterſuchung und Beſtrafung entdeckter Staatsverbrechen, die Beförderung der Arbeiten der Geſetzcommiſſion, die Stiftung des Alexander-Newskyordens, die Verbeſſerung des Mönchsweſens, die Verbannung der Capuziner aus Rußland, und ein neuer Handelsvertrag mit Schweden, beſchäftigten den großen Monarchen in den letzten Jahren ſeines glorreichen Lebens. Während derſelben verlobte er auch ſeine geliebte Tochter Anna dem Herzoge von Holſtein (24ſten November 1724), nachdem er früher ſchon (18ten Mai) aus Achtung und Dankbarkeit ſeiner Gemahlin Catharina die Krone aufs Haupt geſetzt hatte, vielleicht in der Abſicht, daß dieſe vereint mit Anna nach ſeinem Tode Rußland beherrſchen ſollte. Auch ließ er dem hinterbliebenen Sohne des unglücklichen Alexis eine Erziehung geben, wie ſie einem künftigen Kaiſer Rußlands gebührte. Aber ſchon längſt fühlte er mit den Schmerzen, die ſeit 1723 ein örtliches Uebel (Strangurie) ihm verurſachte, die Abnahme ſeiner Kräfte; daher ſein Trübſinn, der ſich oft in ſtarken Ausbrüchen des Unmuths äußerte. Einem ſolchen Aus-

bruche iſt wohl zum Theil ſeine letzte Strafhandlung, die Hinrichtung des Mons, erſten Kammerherrn und Lieblings der Kaiſerin Catharina, zuzuſchreiben, als deren Urſache er entdeckte Dienſtvergehen, Beſtechungen u. ſ. w. angab. Im Spätherbſte 1724 war er im Begriff, ſich nach Syſterbeck zur Beſichtigung der daſelbſt angelegten Eiſenhämmer und Gewehrfabrik zu begeben, als er in der Abenddämmerung bei Lachta ein Boot, mit Soldaten und Matroſen beſetzt, auf einer Untiefe ſtranden ſah. Als eine geſendete Schaluppe das Boot nicht zu löſen vermochte, ließ er ſich ſelbſt hinbringen und da ſein Fahrzeug nicht ganz hinankommen konnte, ſprang er, ſeines Uebels nicht gedenkend, in das Waſſer, wadete bis an das geſtrandete Boot und half es löſen. „Die Arbeiter meines Münnich" (am Ladoga-Canal), ſagte er zur Kaiſerin, „haben mich geheilt; ich hoffe es noch zu erleben, daß ich mich mit ihm zu Petersburg einſchiffe, und zu Moskau in Gholowkins Garten ans Land trete." Um dies zu befördern, mußten unaufhörlich 25,000 Mann arbeiten. Aber die Erkältung, die er ſich bei Lachta zugezogen hatte, machte ſeinen Zuſtand bald gefährlich. Auf alte Weiſe feierte er noch das Neujahr 1725, ließ einen neuen Afterpapſt wählen und verordnete die Wegreißung überflüſſiger Capellen und Wegſchaffung der Bilder. Dieß war ſeine letzte Verfügung. Eine chirurgiſche Operation blieb ohne Erfolg. Der Schmerz raubte ihm oft die Beſinnung. In hellen Augenblicken tröſtete ihn der geiſtliche Zuſpruch des Erzbiſchofs Theophanes von Pleskow. In einem ſolchen Augenblicke gewährte er auf Catharinens Bitten auch Menſchikow volle Verzeihung. Er wollte ſeine geliebte Tochter Anna ſprechen; ſie kam, aber der Kaiſer war ſchon ſprachlos. Der große Mann verſchied (den 8ten Februar 1725) in den Armen ſeiner Gemahlin, die ihn ſeit drei Nächten nicht verlaſſen hatte. Sie warf ſich neben die entſeelte Hülle nieder und betete: „Herr! öffne dein Paradies und nimm dieſe ſchöne Seele zu dir!" Peter hatte 53 Jahre gelebt, und hätte noch 40 Jahre, nach dem Urtheile ſeiner Aerzte leben können, wenn er ſein Uebel nicht ſo lange verſchwiegen hätte. „Wenn ein Monarch den Namen des Großen verdient," ſagt Herder, „ſo iſt's Peter Alexiewitſch. Er war Selbſteinrichter und Haushalter ſeines Reichs, ein allenthalben umherwirkender Genius, der hier anordnete, ſchuf und lenkte, dort anregte, lohnte und ſtrafte, überall aus unermüdlichem Triebe Er ſelbſt, nie durch ihn ein Anderer. Dieſer Trieb, dieſe Geniuskraft zeigte ſich in ſeiner kleinſten und größten Unternehmung, verbunden mit Klugheit, Entſchloſſenheit und auch im wilden Zorne mit einer bald rückkehrenden Billigkeit und Menſchengüte." Am Säcularfeſte der Thronbeſteigung Peters ward ſein Denkmal von Falconet, Peter zu Pferde einen Granitfels hinaufſprengend, mit ausgeſtreckter Rechte, und mit der Inſchrift: „Petro Primo Catharina Secunda MDCCLXXXII.," aufgedeckt. S. v. Halem's Leben Peters des Großen.

Peter II., Kaiſer von Rußland, Peter des Großen Enkel, des unglücklichen Alexis hinterlaſſener Sohn, beſtieg 1727 nach dem letzten Willen der Kaiſerin Catharina I. im 13ten Jahre ſeines Alters den Thron. Alexander Menſchikoff, Herzog von Ingermanland und Oberfeldherr verwaltete die Regierung. Allein nachdem er ſeine jüngere Tochter mit dem Kaiſer vermählt hatte, wußte ihn der unternehmende Dolgorucki, Peters II. Günſtling, zu ſtürzen. Hierauf verlobte ſich der junge Kaiſer mit Dolgorucki's Schweſter; aber die Pocken,

welchen er bei einem durch Ausſchweifungen geſchwächten Körper nicht zu widerſtehen vermochte, machten ſchon am 29ſten Januar 1730 ſeinem Leben und ſeiner unbedeutenden Regierung ein Ende. I.

Peter III. (Fedrowitſch), Kaiſer von Rußland. Als mit Peter II. der Romanow'ſche Mannsſtamm ausgeſtorben war, ernannte die Kaiſerin Eliſabeth, Tochter Peters I. mit Catharina I., kraft der Thronfolge-Ordnung ihres Vaters, deſſen Enkel, den Herzog Carl Peter Ulrich von Holſtein-Gottorp, entſproſſen aus der Ehe ihrer Schweſter Anna Petrowna mit dem Herzoge Carl Friedrich von Holſtein, zum Großfürſten und Thronfolger von Rußland (18ten November 1742), indem ſie ihn zugleich mit der Prinzeſſin Sophie Auguſta von Anhalt Zerbſt (1ſten Sept. 1745) vermählte. Schon 1742 war er zur griechiſchen Kirche übergegangen; daſſelbe that ſeine Braut (9ten Juli 1744), die den Namen Catharina Alexiewna annahm. Als Eliſabeth zwanzig Jahre darauf (5ten Januar 1762) ſtarb, beſtieg er unter dem Namen Peter III. den Thron. Sein erſter Schritt war gänzliche Ausſöhnung mit Friedrich II. von Preußen, den Eliſabeth im Bunde mit Oeſterreich und Frankreich bisher mit vielem Nachdruck bekriegt hatte; denn er bewunderte den großen König und war wirklich ſein Freund. Im Augenblicke ſeiner Thronbeſteigung ließ er daher die Armee zurückrufen, und ſchloß mit Preußen ein Friedensbündniß, indem er das eroberte Königreich Preußen zurückgab und ſein Heer zu Friedrichs Armee ſtoßen ließ. Auch rief er die unter Eliſabeth verbannten Miniſter Leſtocq und Münnich, ſo wie den Herzog von Curland Biron aus Sibirien zurück. Hierauf beſchloß er eine langgenährte Lieblingsidee auszuführen, nämlich den von ſeinem Vater (1713) verlorenen Antheil an Schleswig der Krone Dänemark wieder abzunehmen, und ſo manche ſeinem Hauſe zugefügte Beleidigung zu rächen. Schon war deßhalb die in Pommern befindliche ruſſiſche Armee ins Mecklenburgiſche vorgerückt, und ſchon wollte Peter in Perſon ſich an die Spitze ſeiner Truppen ſtellen, als plötzlich eine längſt vorbereitete Verſchwörung ausbrach, die ihm nach einer neunmonatlichen Regierung Thron und Leben koſtete. Er hatte nämlich durch ſeine Vorliebe für die Holſteiner, durch ſeine Verſuche, die preußiſche Kriegszucht bei den Ruſſen einzuführen, durch ſeine Verordnungen wider die Bärte der Geiſtlichen und die Bilder, endlich durch Beſchränkungen der Großen alle Stände des Reichs wider ſich aufgereizt. Seine eigene Gemahlin war ſeine größte Feindin, und die Kaiſerin Eliſabeth hatte nur mit Mühe eine förmliche Trennung verhüten können, ja er ſoll auch den Plan gehabt haben, ſie in ein Kloſter zu verbannen und den von ihr gebornen Prinzen Paul nicht für ſeinen Sohn anzuerkennen. Die Revolution brach in der Nacht vom 8ten auf den 9ten Juli 1762 aus (ſ. d. Art. Catharina II.); noch in derſelben Nacht ward Peter des Throns verluſtig erklärt, und Catharina von den Garden, der Geiſtlichkeit und den Großen zur Kaiſerin ausgerufen. Peter befand ſich, während dieß in Petersburg vorging, zu Oranienbaum. Als die Nachricht von der Revolution dorthin gelangte, rieth ihm ſein getreuer Münnich, an der Spitze der ihm treu gebliebenen Regimenter nach Petersburg zu marſchiren und ſich der Empörer zu bemächtigen. Zitternd und unentſchloſſen zog Peter dieſem mannhaften Schritte die Unterwerfung vor. Am folgenden Tage (10ten Juli) entſagte er feierlich der Krone, doch rettete er damit ſein Leben nicht. Catharina war zu klug, um nicht zu wiſſen, daß man nichts halb thun dürfe, und zugleich von Rath-

gebern umringt, die des abgeſetzten Kaiſers Tod, um ihrer eigenen Sicherheit willen, wünſchen mußten. Alſo ward der unglückliche Peter zu Ropſcha in ſeinem Gefängniſſe (14ten Juli 1762) von den Händen der Orlow's auf eine fürchterliche Weiſe erdroſſelt. Er hatte 34 Jahre gelebt.

Petersburg (St.), die kaiſerlich ruſſiſche Reſidenz- und zweite Hauptſtadt des Reichs, liegt in dem Gouvernement gleiches Namens, an dem Einfluſſe der Newa in den finniſchen Meerbuſen, der hier der kronſtädtiſche heißt, und an mehreren Canälen, zum Theil auch auf Inſeln, die von der Newa und ihren Armen gebildet werden. Keine Stadt hat ſich vielleicht ſchneller zu einer ſolchen Größe und Pracht erhoben als Petersburg. Der Czar Peter, mit dem Beinamen der Große, legte 1703 den Grund zu dieſer Stadt, indem er auf einer Inſel in dem Hauptſtrome der Newa eine Feſtung anlegte. Dieſer Feſtung gegenüber, auf der ſogenannten petersburgiſchen Seite, ließ ſich der Czar ein kleines ganz einfaches hölzernes Wohnhaus bauen, das noch jetzt vorhanden iſt, weil man es, um es zu erhalten, mit einem ſteinernen Gebäude überbaut hat. Die erſten Privatgebäude wurden 1704 erbaut, und zwar auf der petersburgiſchen Inſel, und bald wurde aus dieſen Anlagen eine anſehnliche Stadt, die ſich nach und nach ſo vergrößert hat, daß ſie jetzt faſt 8000 Häuſer, darunter über 2000 ſteinerne, 73 Kirchen und 285,000 Einwohner enthält. Sie iſt 1 1/4 Meile lang und nicht völlig ſo breit, und hat 3 1/2 Meile im Umfange. Ohne Mauern iſt ſie nur von einem Graben umgeben. Petersburg gehört unter die prächtigſten Städte von Europa, indem die Straßen lang, gerade, breit und an beiden Seiten mit ſchönen Trottoirs von Granit oder breitem Kalkſtein verſehen, die Kaien mit Granitblöcken prachtvoll eingefaßt, die öffentlichen Plätze mit Springbrunnen und Statuen geziert ſind, und unter den modern gebauten Häuſern ſich viele herrliche Paläſte befinden; doch findet man auch noch in manchen Gegenden viele hölzerne Hütten und Gebäude. Durch 6500 Laternen werden die Straßen des Nachts erleuchtet. Die Stadt wird in folgende zehn Haupttheile getheilt: die erſte, zweite und dritte Admiralitätsſeite, Stickhofsmoskowiſche, Jamskoi und Weogner Seite, die waſilioſtrowſche, St. petersburgiſche und wiburgiſche Seite. Der vorzüglichſte Theil von Petersburg iſt die Admiralitätsſeite; eine prächtige Inſel, die von der Newa und Fontanka, einem Arme von jener, umgeben wird. Den Namen führt ſie von dem daſelbſt ſich befindenden Admiralitätsgebäude, an welchem nur die Vergoldung der Thurmſpitze 60,000 Dukaten gekoſtet. Der größte Platz iſt das Marsfeld, ein ſchöner freier Platz, der unter Paul zum Paradeplatz ſeiner Garde beſtimmt und geebnet wurde. Von zwei Seiten iſt er von dem kaiſerlichen großen und kleinen Sommergarten, auf der dritten von dem Marmorpalais und auf der vierten von einer Reihe großer maſſiver Gebäude umgeben. Auf demſelben ſtehen der 82 1/2 Fuß hohe Romanzow geweihete Obeliſk von Granit und die bronzene Statue Suwarows. Der Petersplatz iſt merkwürdig wegen der berühmten Statue Peters des Großen, deren Fußgeſtell, ein ungeheures Felſenſtück, drei Millionen Pfund wiegt, und von Cephalim 6 Werſte weit zu Lande bis an die Newa und auf derſelben 20 Werſte weit nach Petersburg gebracht wurde (vergl. d. Art. Falconet). Zu den merkwürdigſten Gebäuden Petersburgs gehören: 1) der Winterpalaſt oder das kaiſerliche Reſidenzſchloß, an der Newa, 450 Fuß lang und

350 Fuß breit, deſſen Inneres prächtig und mit vielen Sehenswürdigkeiten angefüllt iſt. Durch einen bedeckten Gang iſt es mit der Eremitage verbunden, einem Gebäude, worin man eine Gemäldeſammlung, eine Sammlung von Kupferſtichen, Gemmen, Münzen, Antiken, Koſtbarkeiten, ein naturhiſtoriſches Kabinet und Bibliotheken findet. Im Brillantenzimmer des Schloſſes bewahrt man bei einem großen Schatze von Diamanten die Reichsinſignien; am Scepter iſt der berühmte große Stein von 779 Gran; 2) der Marmorpalaſt an der Newa, ein in ſeiner Art einziges Gebäude; 3) der Michaichowſche Palaſt, ein wahres Prachtgebäude, deſſen Baukoſten auf ſechs Millionen Rubel angeſchlagen werden; 4) der Tauriſche Palaſt, vormals das Pantheon genannt, an der Newa, welchen Catharina vergrößert und verſchönert hat; 5) die prächtige von innen und außen mit polirtem Marmor, Jaſpis und Porphyr bekleidete Iſaakskirche, welche von 1766 bis 1812 mit einem Aufwande von 26 1/2 Millionen Rubel erbaut wurde, und unſtreitig der prächtigſte und größte Tempel des ruſſiſchen Reichs iſt; 6) die große und anſehnliche Hauptkirche der kaſaniſchen Mutter Gottes, mit einem ſchönen 285 Fuß hohen mit einer Kuppel verſehenen Thurme, und mit einem ſehr verehrten wunderthätigen Marienbilde. 56 Granitſäulen mit bronzenen Capitälern tragen das Schiff und die Kuppel der Kirche; der Fußboden iſt von verſchiedenem Marmor; die porphyrnen Stufen zum Chor ſind mit einer ſilbernen Gallerie verſehen; 7) das Alexander-Newski-Kloſter, die Reſidenz des Metropolitan oder Erzbiſchofs von Petersburg, mit dem prachtvollen ſilbernen Grabmale des Heiligen; 8) die neue Börſe, ein prachtvolles mit einer Colonnade von 44 Säulen umgebenes Gebäude, das erſt 1816 eingeweiht worden iſt; 9) die Feſtung auf einer kleinen Newainſel, faſt mitten in der Stadt. In der Feſtungs- oder St. Peter-Pauls-Kirche ſind die Begräbniſſe der Monarchen ſeit Peter dem Großen; auch werden darin, ſo wie in der kaſaniſchen Mutterkirche, die im Kriege erbeuteten Fahnen, Flaggen und andere Trophäen aufbewahrt; 10) die ruſſiſchen Buden, ein überaus weitläuftiges Gebäude, eine der ſchönſten Einrichtungen der Stadt. Sie faſſen die beiden Vierecke des großen Markts ein, und ſind größtentheils auf Koſten der Krone, die ſie vermiethet, erbaut; ein Augenzeuge vergleicht ſie mit dem Palais Royal in Paris. In dem waſilioſtrowſchen Theile befinden ſich die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften mit ihrer 300,000 Bände ſtarken Bibliothek, die hohen kaiſerlichen Collegia, das Land- und See-Cadettencorps u. ſ. w. Die kaiſerlichen Kunſt- und Naturalienſammlungen ſind ſehr bedeutend, und es iſt kraft eines ausdrücklichen Decrets jedem Aufſeher verboten, von den Beſuchenden eine Erkenntlichkeit anzunehmen. Die Akademie der Wiſſenſchaften, deren jährliche Einkünfte 70 bis 80,000 Rubel betragen, iſt ſehr erweitert worden, desgleichen die Akademie der Künſte, mit welcher eine Lehranſtalt für 300 junge Leute verbunden iſt, und die ein ſehr ſchönes Gebäude und 60,000 Rubel jährliches Einkommen hat. Es gibt überhaupt viele gemeinnützige Anſtalten in Petersburg, und Catharina II. verdient den Namen einer zweiten Schöpferin dieſer Stadt. Ueberhaupt zählt man 32 öffentliche Erziehungsanſtalten mit faſt 7000 Kronzöglingen, darunter das Landcadetteninſtitut in einem Gebäude, das 3/4 Stunden im Umfange hat und 1260 Zimmer enthält; das Seecadetteninſtitut, das Ingenieurcadettencorps ꝛc. Unter den milden Stiftungen bemerken wir vorzüglich das Findelhaus für

3000 Kinder, das Landhoſpital, das Seehoſpital, das Irrenhaus, das Blindeninſtitut, das Taubſtummeninſtitut. Petersburg hat mancherlei Fabriken, theils kaiſerliche, theils Privatfabriken. Zu den erſtern gehören die Tapeten- von Haute- und Baſſeliſſe-, die Gold- und Silberſcheidungs-, die Scheidewaſſer-, die Bronze-Fabrik, die Stückgießerei. Unter den Privatfabriken ſind 8 Zuckerſiedereien, 12 Gold- und Silber-, 7 Seiden-, 8 Spielkarten- und Kattun-, Wachstuch-, Tabacks-, Uhren- und Taufabriken, 14 Buchdruckereien, worunter auch eine tatariſche, 13 ausländiſche und 30 ruſſiſche Buchhandlungen. Weit wichtiger noch als die Induſtrie iſt der Handel dieſer Stadt, welche der Mittelpunkt des ruſſiſchen Handels iſt. Im J. 1816 betrug die Ausfuhr über 77 Millionen, und die Einfuhr 90 Millionen Rubel. Zur Beförderung des Handels dienen der Hafen, in welchen jährlich 1000 bis 1200 Schiffe einlaufen, die Börſe, die Reichsbank und die amerikaniſche Handelsgeſellſchaft. Auch iſt Petersburg der Sitz des hohen dirigirenden Senats, der heiligen Synode und aller hohen Reichscollegien. Die für den Ausländer äußerſt empfindliche Winterkälte daſelbſt dauert gewöhnlich 5 Monate, vom November bis Anfang Aprils. Es werden auf den Straßen, öffentlichen Plätzen und vor dem kaiſerlichen Palais auf öffentliche Koſten große Feuer angemacht, woran ſich die Vorbeigehenden und Fahrenden wärmen. So kalt indeß der Winter iſt, ſo heiß iſt auch der Sommer. Eine Wohlthat für Petersburg iſt das Newa-Waſſer, welches ganz vortrefflich und rein wie Cryſtall iſt. Von den kaiſerlichen Luſtſchlöſſern nennen wir bloß: Czarskoe-Selo, nach dem Urtheile der Kenner eines der prächtigſten Luſtſchlöſſer in der Welt. Es war der vorzüglichſte Sommeraufenthalt der verſtorbenen Kaiſerin, welche den trefflichen Garten nach ihren Ideen auf das reizendſte verſchönert und in einen wahren Zaubergarten verwandelt hat. Die Vorderſeite dieſes Schloſſes iſt faſt 800 Fuß lang. Die Kaiſerin Eliſabeth hat es erbaut, und es war der Lieblingsaufenthalt der Kaiſerin Catharina in der letzten Zeit. Ein Zimmer iſt ganz vom Fußboden bis an die Decke mit Bernſtein überdeckt. Die Wände und Pfeiler eines andern Zimmers ſind mit lapis lazuli ausgelegt. Am Eingange des großen dazu gehörigen Gartens iſt kürzlich ein coloſſaler Triumphbogen in antiker Form von gegoſſenem Eiſen errichtet worden mit der Inſchrift: „Meinen theuren Waffenbrüdern geheiligt.“ Ferner Peterhof, ebenfalls ſehenswerth, wohin ein trefflicher Weg führt, wo ſich aber die Kaiſerin den Sommer nur wenige Wochen aufhielt; Oranienbaum, wo ſie ein Haus bauen ließ, das die Eremitage genannt wird.

Petersgroſchen oder Peterspfennig wurde eine Abgabe genannt, die England vom achten Jahrhunderte an bis auf Heinrich VIII. (geſtorben 1547) an den Papſt entrichtete. Der angelſächſiſche König Ina ſoll ſie 725 dem Papſte zuerſt in der Abſicht zugeſtanden haben, daß davon eine Pflanzſchule engliſcher Cleriker zu Rom und die daſelbſt befindlichen Grabmäler Petri und Pauli unterhalten würden. Sie wurde durch Einſammlung eines Penny von jedem Hauſe alljährlich am Peterstage aufgebracht und überſtieg im 13ten Jahrhunderte das Einkommen der Könige von England um ein Bedeutendes. E.

Petion (Alexandre), eine Mulatte, Präſident der Mulatten-Republik auf Hayti (ſ. d. Art.), war geboren 1770. Er ergriff die Waffen im Anfange der Revolution für die Sache der Freiheit.

Ausgezeichnet als Bürger und Krieger, erlangte er bald den Grad eines Generaladjutanten und ward Chef des Generalſtabs unter dem Brigadegeneral André Rigaud, Befehlshaber des ſüdlichen Theils von St. Domingo in dem Bürgerkriege, den dieſer General mit dem unglücklichen Touſſaint Louverture führte. Rigaud wurde geſchlagen und Petion kehrte nach Frankreich zurück. Hier blieb er, bis ſein Vaterland feindlich behandelt wurde, wo er wieder nach Hayti ſich begab und unter Deſſalines Dienſte nahm. Nach der Niederlage der Franzoſen reizte bekanntlich die Grauſamkeit dieſes wilden Tyrannen das Volk von Hayti zu einem allgemeinen Aufſtande. Deſſalines ward ermordet (13ten Oct. 1806), und der General Chriſtoph ſchlug die ihm angetragene Präſidentenſtelle aus, indem er die Abſicht hatte ſich, wie Deſſalines, zum Kaiſer oder König ausrufen zu laſſen. Nun ward Petion einmüthig von dem Volke zum Präſidenten ernannt. Er behauptete ſich in Port au Prince und ſammelte um ſich alle nach der von Deſſalines anbefohlenen Niedermetzelung noch übrig gebliebenen Weißen und farbigen Leute. In ſeinen Regierungsgrundſätzen und Einrichtungen näherte er ſich der amerikaniſchen Conſtitution. Die Unabhängigkeit der Republik behauptete er in einem ſiebenjährigen Kampfe gegen alle Angriffe des furchtbaren Chriſtoph; er nahm brittiſche Kaufleute auf, um den Handel zu befördern, und regierte ſo mild, daß, ſo lange er lebte, keine Klage oder Beſchwerde über ihn gehört ward. Er ſtarb in den erſten Tagen des Aprils 1818, nach einer Krankheit von acht Tagen, in welcher er alle Nahrung verweigerte. Sein ſchönſtes Denkmal iſt der blühende Zuſtand der von ihm wohlgeordneten Republik; die allgemeine Volkstrauer bei ſeinem Tode war die rührendſte Lobrede auf ſein Leben. Die Oberoffiziere ſpannten die Pferde von dem Leichenwagen ab und zogen denſelben bis an den Ort des Begräbniſſes, wo ſie den Leichnam, nach dem Willen des Verſtorbenen, unter dem Baume der Freiheit (einer hohen Palme, dem Nationalpalaſte gegenüber) zur Erde beſtatteten. Der Senat wählte an ſeine Stelle den General Boyer zum Präſidenten der Republik. K.

Petion (Jerome) de Villeneuve, einer der thätigſten Jacobiner, geboren zu Chartres im J. 1759, war daſelbſt Advocat, und wurde von ſeiner Vaterſtadt 1789 zum Deputirten des dritten Standes gewählt. Gut gebildet, in blühender Jugendkraft, einnehmend und freundlich, dabei geachtet als ein rechtlicher Mann, und ausgezeichnet durch das Talent der Beredſamkeit, erlangte er bald einen gewiſſen Ruf. Dieß und ſein unternehmender Charakter, der ſich aber in Gefahren nicht bewährte, zog ihn tief in den Strom der Revolution. Bei Gelegenheit der königlichen Sitzung am 23ſten Juni 1789 erklärte er ſich gegen den vom Könige verſuchten Machtgebrauch. Hierauf gab er ſich der Partei Orleans hin, und ward Mitglied des erſten Sicherheitsausſchuſſes. Sein republikaniſcher Eifer ward immer ſtürmiſcher. Er beſtritt die Meinungen der Gegner mit einer Art von Wuth, und blieb öfters, wenn er ſich des Rednerſtuhls bemächtigt hatte, einer der letzten im Saale. Im J. 1791 ſchloß er ſich an Condorcet, Guadet und Briſſot an, und ſtimmte für des letztern Syſtem einer Republik ſo eifrig, daß er ſelbſt eine Sendung nach England übernahm, um mit einigen brittiſchen Revolutionsmännern zu überlegen, wie die Patrioten beider Länder ihre Plane am beſten ausführen könnten. Als Präſident des pariſer Criminalgerichts ernannte ihn die Nationalverſammlung zu einem der drei Commiſſäre,

welche den entflohenen König Ludwig XVI. von Varennes zurückführen mußten (23ſten Juni 1791). Hier betrug er ſich gegen den unglücklichen Monarchen nicht mit der Achtung und Schonung, welche Barnave und Latour-Maubourg, die beiden andern Commiſſäre, beobachteten. Darauf ward er (den 14ten November) an Bailly's Stelle zum Maire von Paris gewählt. Der Poſten war ſo gefahrvoll als wichtig. Petion verwaltete ihn aber durchaus pflichtwidrig, indem er die aufrühreriſchen Bewegungen des jacobiniſchen Pöbels eher begünſtigte, als unterdrückte. Er ſelbſt gehörte damals zu den heftigen Jacobinern. Ja, ſeine Anſchlagszetttel ſollen damals den Aufſtand der Vorſtädte St. Antoine und St. Marceau am 20ſten Juni veranlaßt haben. Das Volk ſtürmte gegen die Tuilerien, mit dem Geſchrei: Fort mit dem Veto! Petion, der dem Aufruhr als Maire Einhalt thun mußte, war ſelbſt gegen das Veto. Die Unterredung, welche der König deßhalb mit ihm hatte, ließ er drucken, um das Volk zu reizen. Die Departementsverwaltung von Paris entſetzte ihn daher den 6ten Juli auf kurze Zeit ſeines Amtes. Aber die Nationalverſammlung hob dieſen vom Könige genehmigten Beſchluß ſchon den 13ten Juli wieder auf, nachdem Petion vor den Schranken in einer langen Rede ſich nicht ſowohl vertheidigt, als eine Menge Schmähungen gegen den Hof und deſſen Anhänger ausgeſtoßen hatte. Den Tag darauf war das Bundesfeſt. Der König war mit ſeiner Familie zugegen und wurde beſchimpft; aber auf den Hüten des Volks las man mit Kreide geſchrieben: Es lebe Petion! Am folgenden 3ten Auguſt erſchien er vor der Nationalverſammlung, und verlangte im Namen der Sectionen von Paris die Entthronung des Königs; doch widerſprachen einige Sectionen dieſem Geſuche. Jetzt wirkte er ins Geheim. Als der Aufſtand am 9ten und 10ten Auguſt 1792 den Thron umſtürzte, hatte er die Vorſicht gebraucht, ſich im Palaſte, wohin er vom Könige berufen worden war, einzufinden, und ſich nachher in ſeinem eigenen Hauſe von Aufrührern, die unter ſeinem Befehle ſtanden, bewachen zu laſſen. Gleichwohl erklärte er im November durch die Journale, daß er als ein geheimer Oberer nicht wenig dazu beigetragen habe, den 10ten Auguſt herbeizuführen. Als der Convent zuſammentrat, war Petion der erſte Präſident deſſelben. Nach Merciers Behauptung waren einige Mitglieder anfangs der Meinung, Petion zum Dictator vorzuſchlagen. Doch hatte er keinen Antheil an den Mordſcenen im September. Er mißbilligte ſie vielmehr, that aber, wozu ihn ſein Amt verpflichtete, keinen wirkſamen Schritt, um ſie aufzuhalten. Hierauf decretirte er als Präſident des Convents den 21ſten September 1792 die Aufhebung des Königthums, und bildete den 11ten October mit Briſſot, Danton, Barrere, Sieyes, Thomas Payne, Vergniaud und Genſonné den Ausſchuß, welcher die Verfaſſungsform der Republik entwerfen ſollte; auch ward er den 18ten October wieder zum Maire von Paris gewählt. Mit leidenſchaftlicher Erbitterung ſprach er jetzt faſt täglich auf der Tribune gegen den König, deſſen Prozeß er dadurch beſchleunigte. Aber zugleich trat er gegen Robespierre öffentlich auf. Er ließ den 10ten November eine Rede und einen Brief erſcheinen, der viel Geſchichtliches über das Jahr 1792, insbeſondere über Robespierre, Marat, Briſſot, und ihn ſelbſt enthält. Im Januar 1793 ſtimmte er für den Tod Ludwigs XVI., jedoch zugleich für deſſen Recht an das Volk zu appelliren, was ihm in der Folge zum Verbrechen gemacht wurde. Darauf arbeitete er ſehr thätig in

dem am 25ſten März 1793 errichteten allgemeinen Wohlfahrtsausſchuß, zu deſſen 25 Mitgliedern auch Sieyes, Cambaceres und Robespierre gehörten. Hier ward ſein Kampf mit Robespierre, vorzüglich ſeit dem 10ten April, ein Kampf auf Tod und Leben. Er wollte die entſcheidende Stimme im Ausſchuß führen und das Schreckensſyſtem mildern. Aber Robespierre und Danton ſiegten. Sie benutzten die Erklärungen des Generals Miaczinski, der Petion als Mitwiſſer von Dumouriez Planen angab, um eine Unterſuchungscommiſſion gegen ihn niederzuſetzen. Man decretirte hierauf ſeine Anklage den 2ten Juni, und den 28ſten Juli 1793 ward Petion, vor kurzem noch der Abgott des pariſer Volks, nebſt Buzot, Lanjuinais und vierzehn andern, die wie er ſich der Aufſicht der Gensd'armen entzogen hatten, für einen Landesverräther erklärt. Der Convent ſprach aber erſt den 3ten October gegen ihn und 52 Deputirte den Haftbefehl aus. Er irrte auf ſeiner Flucht lange in der Bretagne und an den Ufern der Gironde herum. Endlich fand man ihn und Buzot im Juli 1794 Hungers geſtorben oder ermordet, halb von Thieren aufgefreſſen, in den Ebenen des Departements der Gironde bei St. Emilion. Engliſche Schriftſteller nennen ihn den talentvollen, den tugendhaften, den unbeſtechlichen Petion. Verſchieden urtheilen über ihn Mercier, Mad. Roland, Frau v. Genlis und Bertrand de Moleville. Unſtreitig war er ein von Leidenſchaft und Stolz verblendeter Republikaner, dem ſein Einfluß aufs Volk den eiteln Wahn einflößte, die Revolution in ihrem Gange aufzuhalten, und die Republik auf einem von Verbrechen und Leidenſchaften durchwühlten Boden ohne Religion und Sitten befeſtigen zu können.

Petitmaitre, Stutzer, Zierling. Zu den Zeiten der Fronde hatte ihr Haupt, der geiſtvolle und tapfere Condé, eine große Menge junger Leute unter ſeine Fahnen verſammelt. Eine Menge derſelben, die die Kunſt, ſich zu putzen beſſer, als die zu regieren verſtanden, bildeten ſich darum nicht minder ein, die Herren des Staats zu ſeyn. Die Pariſer legten ihnen daher ſpottweiſe den Titel der kleinen Herren bei (Petitmaitres), der bis auf den heutigen Tag allen denen geblieben iſt, deren vorzügliche Blicke auf die Verzierung ihres Aeußern gerichtet ſind.

Petitio principii, Erſchleichung, Erbettelung des Beweiſes, iſt in der Logik derjenige Fehler im Schließen und Beweiſen, wenn man etwas aus Gründen oder Principien beweiſet, die ebenfalls ungewiß oder falſch ſind.

Petitorienklage, auch Petitorium, iſt eine gerichtliche Klage, durch welche man in den Beſitz eines Eigenthums geſetzt zu werden verlangt. Sie iſt der Poſſeſſorienklage (Possessorium) entgegengeſetzt, wo man verlangt, in dem bisherigen Beſitze einer Sache erhalten zu werden.

Petrarca (Francesco), ein ruhmwürdiger italieniſcher Dichter, und Gelehrter, die Zierde des vierzehnten Jahrhunderts, war von verbannten florentiniſchen Aeltern zu Arezzo in Toscana 1304, den 4ten Juli, geboren, und erwuchs zu Anciſa im Val d'Arno, Piſa, Carpentras und Avignon, welches damals die päpſtliche Reſidenz war. Er ſtudirte die Rechte zu Montpellier 1318, und zu Bologna 1322, doch nur ſeinem Vater zu gefallen; denn er glaubte, die juriſtiſche Praxis mit ſeiner Gewiſſenhaftigkeit nicht vereinigen zu können. Viel mehr liebte er das Studium der alten Claſſiker, obwohl ihm ſein Vater manchen ins Feuer warf. Im J. 1326 kehrte er nach

Avignon zurück, und trat in den geiſtlichen Stand, da er nach dem Tode ſeiner Aeltern nicht mehr gebunden war. Sein Genie, ſein Fleiß, ſeine Gelehrſamkeit und Beredſamkeit verſchafften ihm bald einen Namen. Durch einige Pfründen, die er bekam, namentlich ein Archidiaconat zu Parma, ſo wie ein Priorat und Canonicat nicht ſehr gebunden, folgte er ſeinem Genius, der ihn zu einem freien, den Wiſſenſchaften gewidmeten Leben antrieb. Doch wollte er nicht allein für ſich ſtudiren, ſondern durch Wort und That zur Aufklärung mitwirken, nachdem er ſelbſt durch die geiſtreichen Werke des Alterthums, durch Cicero, Seneca und Auguſtinus vor andern erleuchtet worden war. Solch ein Wirken machte er ſich zur Aufgabe ſeines Lebens, und ernſter Fleiß war ſein Tagewerk; beſonders in ſeinen höhern Jahren, als ſeine flammende Liebe zu Laura abgekühlt war. Sein Aufenthalt war abwechſelnd zu Avignon, Carpi, Parma, Selva piana, Mantua, Mailand, Padua, Verona, Venedig, Rom, Vaucluſe und Linterno, einem Landgute bei Mailand. Außerdem machte er auch viele Reiſen in ſeinen frühern Jahren aus Wißbegierde und um ſich zu zerſtreuen. Im J. 1333 bereiſete er als Jüngling die Rheingegenden, und beſuchte mehrere franzöſiſche, flandriſche und deutſche Städte. Wir leſen ſeine intereſſanten Reiſeberichte, z. B. über Cöln, in ſeinen freundſchaftlichen Briefen (Epistolae familiares). Dann iſt er auch Spanien umfahren und hat England geſehn, worüber ſich jedoch keine weitern Nachrichten finden. Seine ſpätern Reiſen waren Geſchäftsreiſen und Botſchaften in Staatsgeſchäften, nach Neapel, Venedig, Avignon (in Begleitung des bekannten Cola di Rienzi), Paris und Prag. So konnte es ihm an Freunden und Gönnern in und außer Italien nicht fehlen. Geiſtliche und weltliche Große, die ihn kannten, ſchätzten ihn ungemein; und überhäuften ihn mit Beweiſen ihres Wohlwollens; beſonders auch der deutſche Kaiſer Carl IV., der ihm den Titel eines Pfalzgrafen verlieh, und mit ihm correſpondirte. An ihn ſchrieb Petrarca Briefe voll patriotiſcher Wünſche und oft mit ſchonungsloſer Freimüthigkeit; denn er liebte ſein Vaterland glühend. Da er frei von bindenden Aemtern blieb, ſo konnte er ſich deſto ausgebreitetere Verdienſte um die Wiſſenſchaften erwerben. Er machte durch ſeine Schriften ſeine eigene Gelehrſamkeit gemeinnützig, und eröffnete andern die Quellen derſelben, die Schriften der Claſſiker. So zog er Cicero's Briefe an ſeine Freunde aus dem Staube, legte mit großem Sammlerfleiße eine Manuſcriptenſammlung an, und beförderte mit Boccaccio das Studium der griechiſchen Sprache in Italien, die er ſelbſt erſt ſpäter und nur unvollkommen erlernte. Darum gebührt ihm unter den Wiederherſtellern der alten Literatur eine der erſten Stellen. Die alten Philoſophen, Hiſtoriker und Dichter, ſo viel er deren kannte, hatte er mit Beſiegung unendlicher Schwierigkeiten, die aus dem Mangel an Hülfsmitteln entſprangen, ſtudirt; und er beſaß beſſere philoſophiſche Einſichten, ausgebreitetere Geſchichtskenntniſſe und einen feinern Geſchmack, als alle ſeine Zeitgenoſſen. Beſonders zog ihn die practiſche Philoſophie an. Auch ſuchte er in ſeinen Schriften Lebensweisheit zu verbreiten, die er in einer ſehr lebendigen Schreibart, in Dialogen, abfaßte. Hierher gehört z. B. die Schrift: De remediis utriusque fortunae, worin er von dem, was in glücklichen Lagen gefahrvoll, und was in traurigen tröſtlich iſt, ſehr lehrreich und anziehend ſpricht. Nicht minder erforſchte er die alte Geſchichte, deren Quellen tief vergraben lagen. Vorzüglich aufmerkſam war er auf die alten

römiſchen Denkmäler, für deren Erhaltung er kräftig ſprach; deßhalb begann er auch eine Sammlung von Kaiſermünzen. Seine hiſtoriſchen Schriften zeigen von großer Beleſenheit. Auch ſchrieb er eine Anleitung zu einer Reiſe ins gelobte Land. Zwar trägt ſein Latein, in welchem er dieſe Werke ſchrieb, die Spuren ſeiner Zeit, aber welcher Billige wollte ihm dieß nicht verzeihen? Nicht minder als Philoſophie und Hiſtorie, liebte er die Poeſie. Talent und Studium bildeten ihn zum Dichter. Zu Vorbildern hatte er die Alten und Neuern: Virgil und die Provenzaldichter. (Dante ſcheint er nicht nach ſeinem ganzen Werthe gewürdigt zu haben.) So ward er, ſelbſt reich an Phantaſie und gern in der Einſamkeit ſchwärmend, Dichter. Seine lateiniſchen Gedichte ſind zwar nicht muſterhaft, wie die der Alten, aber für ſeine Zeit vortrefflich und erregten großes Aufſehn. Es ſind Eclogen, poetiſche Briefe und ein Heldengedicht, Afrika, das ſeinen Lieblingshelden Scipio feiert. Zwar ward es nicht vollendet; doch brachte es ihm den poetiſchen Lorbeerkranz, den er zu Rom auf dem Capitol am erſten Oſtertage 1341 unter großen Feierlichkeiten empfing. Mit Unrecht zog er es allen ſeinen übrigen Gedichten vor. Doch nicht allein die Gebildeten, ſondern ſeine ganze Nation ehrte ihn mit Enthuſiasmus. Sein Ruf durchdrang nicht nur Italien, ſondern auch die benachbarten Länder, und ihn prieſen die folgenden Jahrhunderte. Indeß dankte er dieſe allgemeine Schätzung vorzüglich ſeinen ſchönen italieniſchen Gedichten (beſonders von 1327—1354), durch die er ſeine Vorgänger, die Troubadours, bei weitem übertraf. Und was ihn bewog, in ſeiner Mutterſprache zu dichten, war — ein ſchönes Weib, Laura (ſ. d. Art.). Der feurige Jüngling Petrarca war eben von der Univerſität Bologna nach Avignon zurückgekommen. An einem frühen Morgen der Charwoche 1327 ging er, ſeiner Gewohnheit nach, in die Kirche der heiligen Clara, zu beten. Da erſchien auch voll jugendlicher Anmuth und Würde, in gleicher Abſicht, Madonna Laura. Ihr herrliches idealiſches Weſen entzückte, der Werth ihres Geiſtes feſſelte ihn. Sein ganzes Weſen war ergriffen von der glühendſten Liebe, welche um ſo mehr zunahm, da er nicht allein an Laura's Geſtalt hing. Laura war auch ihm gewogen, weil ſie ſeinen Werth, ſeine Treue und ſeine Huldigungen zu ſchätzen wußte. Aber nie vergab ſie ihrer Würde und Keuſchheit etwas. Sie hielt ihn ſtets in ſeinen Schranken; nur dann, wenn Mitleid mit ſeiner Sehnſucht ſie ergriff, konnte ſie ihm ein freundliches Lächeln oder ein holdes Wort nicht verſagen. Oft wollte er ſich zwar mit Gewalt losreißen, weil er wohl einſah, wie ſehr dieſe Schwärmerei ſeine geiſtige Thätigkeit hindere. Aber er fühlte auch, wie dieſe Leidenſchaft ihn befeuert habe, immer höher zu ſtreben, um ihre Hand zu verdienen, und ihn von andern Verirrungen abgehalten habe, wie ſie ihn himmliſcher geſinnt mache (ſ. die Canzone: Gentil mia Donna). Er begab ſich auf Reiſen und ins Gewühl der Welt, aber vergeblich; denn nie verließ ihn das Bild der Geliebten (ſ. Carm. lat. I. 7 und die meiſterhafte Canzone: Di pensier in pensier). Er verſuchte ſeine Glut in der Einſamkeit zu kühlen, aber da ward ſeine Sehnſuchtsflamme größer, und ſtrömte aus in Thränen und Seufzern, welche die Haine und Hügel des Thals (Vaucluſe oder Valchiuſa, wo er ſich größtentheils aufhielt) wiederhallten (ſ. Epist. 116. und die Sonette und Canzonen). Hier in Vaucluſe, unweit Avignon (in welcher Stadt Laura wohnte), kämpfte er mit ſeiner Leidenſchaft, zugleich ernſtlich ſtudirend. So

liebte er in der Phantaſie zu leben und in der Einſamkeit zu ſchwärmen. Der tiefſte Schmerz ergriff ihn, als er in Verona, wo er eben war (am 8ten April 1348), die Nachricht von Laura's Tode erhielt. Aber auch nach ihrem Tode hörte er nicht auf ſie zu feiern. Nur im Alter äußerte er, daß er ſeiner Jugendſchwärmerei ſich ſchäme, und daß er jene Gedichte, die freilich Gleichgeſtimmten gefielen, nicht geſchrieben haben möchte. Doch tadelte er nicht ſowohl ſeine Liebe, als ihre zu große Heftigkeit. Die meiſte eigene Auskunft über ſeine Schwärmerei finden wir gerade in den Schriften von ihm, die am wenigſten bekannt ſind, in ſeinen lateiniſchen Briefen, in ſeinem Aufſatze, den er: mein Geheimniß, oder von der Geringſchätzung des Irdiſchen, überſchrieben hat (ein pſychologiſches Meiſterſtück, dialogiſch) und in ſeinem Gedichte: Triumph des Todes. In jenen entſchuldigt er ſeine Leidenſchaft mit der himmliſchen Vortrefflichkeit der Laura, der Reinheit ſeiner Liebe und den Wirkungen derſelben zur Veredlung ſeines Gemüths. In dieſem dichtet er, wie ihm die ſchon verewigte Laura erſcheint und ihm zu ſeinem Entzücken freundlich die Hand reicht, wie ſie endlich geſteht: mein Herz war nie von dir geſchieden; und wie ſie durch Zurückhaltung ſeine Flamme gemäßigt, um Beider Ehre zu retten, aber auch durch freundliches Anſchauen ſeinen Schmerz gelindert habe ((vergl. auch das Sonett: Dolci durezze e placide ripulse). — Wir freuen uns nach einem halben Jahrtauſend dieſer Liebe; denn ſie war die Quelle jener bewunderten Sonette, Canzonen und Seſtinen, in welchen er Freuden und Leiden, Bewunderung und Sehnſucht und alle zarte Gedanken und Regungen einer poetiſchen, glühenden Liebe in den ſüßeſten Klängen einer reinen, anmuthigen und wohllautenden Sprache, und in den zarteſten Formen der Poeſie verewigt hat. Er iſt der Meiſter aller erotiſchen Dichter. Zwar könnte man an mehrern ſeiner Gedichte Einförmigkeit und manche Spuren ſeines Zeitalters, froſtige Gedanken mit Anſpielungen, falſchen Witz, geſchmackwidrige Wortſpiele und ſonderbare Beiwörter tadeln. Aber der größere Theil derſelben wird immer zu den vollendeten Meiſterwerken der lyriſchen Poeſie gerechnet werden und deſto mehr anziehn, je mehr die jedesmalige Stimmung der Lectüre ſolcher lyriſchen Stücke günſtig iſt. Seine Triumphe der Liebe, der Keuſchheit, der Zeit u. ſ. w. ſind Darſtellungen von Erſcheinungen allegoriſcher Weſen, auch italieniſch geſchrieben. In Ueberſetzungen kann man freilich die Reize des liebenswürdigen Dichters niemals ganz kennen lernen. Doch beſitzen wir einzelne Gedichte von Gries und A. W. Schlegel und die ſämmtlichen von C. Förſter in zum Theil wohlgelungenen Ueberſetzungen. Die Originale (die freilich viele ſchwer verſtändliche Stellen enthalten, aber auch ungemein viele Erklärer gefunden haben, z. B. Geſualdo, Caſtelvetro, Velutello, Taſſoni u. A.) ſind über 200 Mal herausgegeben worden. Seine lateiniſchen Werke ſind gedruckt zu Baſel 1496 und 1581 und oft einzeln. — Wie in der Liebe, ſo war Petrarca auch in der Freundſchaft unwandelbar. Dieß bezeugen uns die Sammlungen von Briefen, die wir ihr verdanken, und die auch ihres hiſtoriſchen Intereſſes wegen ſehr leſenswerth ſind. Machen gefühlvolle Liebe und treue Freundſchaft uns den großen Mann als Menſchen werth, ſo muß die Kenntniß ſeiner Religioſität dieſe Achtung noch vermehren. Er war ein frommer Mann, ein Freund der heiligen Schriften (deren Werth er jedoch erſt im reifern Alter recht erkannte) und der öffentlichen Gottesverehrung; ein Mann von gewiſſenhaftem Wandel. Man erſieht

dieß z. B. aus ſeinem Teſtamente. Auch ehrte ſein Herz, was ſein Zeitalter für heilig hielt. Darum faſtete er gewiſſenhaft, vermachte einen Theil ſeines Vermögens den Kirchen, verehrte die Heiligen, inſonderheit die heilige Jungfrau (auf die er auch eine ſchöne Canzone voll Demuth und Andacht dichtete) und die Reliquien. Hier war er freilich noch in manchen Vorurtheilen befangen. — Rechnen wir zu jenen Zügen ſeines Geiſtes noch ſeine Dankbarkeit gegen ſeine Lehrer, ſeine Anhänglichkeit an ſeine Gönner, und ſeine Gefälligkeit gegen Jeden, dem er dienen konnte, ſo werden wir uns die hohe Achtung, die er genoß, erklären können, zumal, wenn wir bedenken, daß auch ſein Aeußeres ihn empfahl. Er war wohlgebildet, ſehr gewandt, in ſeiner Jugend auch höchſt elegant in ſeiner Kleidung (ſ. var. epist. IX.) und ſpielte die Laute. Bewundern müſſen wir den großen Mann, der mit ſo vielumfaſſenden Talenten, ſo viel Fleiß und Gemeinnützigkeit verband; zumal wenn wir bedenken, wie groß für jenes Zeitalter das Verdienſt ſeiner literariſchen Arbeiten iſt, und wie groß ſeine Thätigkeit geweſen ſeyn muß, da er bei ſo vielem Leſen, ſo vielen Reiſen und anderm Zeitverluſte ſo viel geſchrieben hat. — Er ſtarb 1374, vermuthlich in der Nacht zum 18ten Juli, auf dem Dorfe Arqua bei Padua, wo er zuletzt wohnte. Man fand ihn früh entſchlafen in ſeiner Bibliothek, mit dem Kopfe auf ein Buch geſtützt. Sein Leichnam wurde mit einer vornehmen Begleitung zu Arqua feierlich beigeſetzt, obwohl er alle Feierlichkeiten verbeten hatte. Seine koſtbare Büchersammlung hatte er der Republik Venedig vermacht. Es iſt aber nichts davon mehr vorhanden. — Die Quellen ſeiner Lebensbeſchreibung ſind meiſt ſeine eigenen Schriften: ſeine Briefe, ſein ſogenanntes Geheimniß, und ſeine eigenthümliche Zuſchrift an die Nachwelt über ſein Leben und ſeinen Charakter. Von ſeinen Biographen ſind die vorzüglichſten der Abbé de Sade (ein Nachkomme der angebeteten Laura), Tiraboſchi, Baldelli, Wismayr und einige Andere. F.

Petrefacten, ſ. Verſteinerungen.

Petrobruſianer, ſ. Secten.

Petronius. Dieſer wegen ſeiner Obſcönität berüchtigte römiſche Schriftſteller, mit ſeinem vollen Namen Titus Petronius Arbiter, ein geborner Marſeiller, lebte zu Nero's Zeit und an deſſen Hofe. Einige Zeit lang war er der Begünſtigte des Kaiſers, und ſoll von ihm als Anordner (arbiter) ſeiner üppigen Feſte und Luſtbarkeiten gebraucht worden ſeyn. Allein auch er, wie viele Andere, fiel zuletzt als ein Opfer der argwöhniſchen Grauſamkeit des Tyrannen, auf deſſen Befehl er ſich ſelbſt den Tod geben mußte. Wer die ausſchweifenden Sitten und die Verdorbenheit der damaligen Römer kennen lernen will, der kann dieß durch die Bruchſtücke einer Schrift, Satyricon (nämlich libri) betitelt, worin er in Proſa und Verſen jene Schändlichkeiten ſchildert, und welche für die Sittengeſchichte allerdings Werth hat. Andere vermuthen aus mehreren Anſpielungen einen andern Verfaſſer, der unter Commodus (185) einige Zeit lang in Neapel lebte. Die beſte kritiſche Ausgabe hat Peter Burmann geliefert, Leiden 1743, 2 Voll. 4.; eine neuere Anton, nach der Burmanniſchen Recenſion, Leipzig 1782, 8. Die angeblich in der neuern Zeit aufgefundenen Supplemente hält man für unecht. S.

Petrus, der Apoſtel, hieß eigentlich Simon und war ein galiläiſcher Fiſcher aus Bethſaida. Durch ſeinen Bruder Andreas, den

Jeſus gleich beim Antritte ſeines Lehramts unter ſeine Jünger aufgenommen hatte, wurde Simon mit dieſem göttlichen Lehrer bekannt. Merkwürdig iſt der ſchnelle Entſchluß, der ihn bewog, Jeſu, auf deſſen Wort er eben den reichſten Fiſchzug gethan hatte, mit Zurücklaſſung aller ſeiner Habe auf der Stelle zu folgen. Seitdem erſchien er immer im Gefolge und als einer der innigſten Vertrauten Jeſu, der ihn wegen der Feſtigkeit ſeines Glaubens **Kephas** (griechiſch Petros, Fels) nannte, und durch beſondere Zuneigung auszeichnete, ohne, wie die Papiſten behaupten, ihm eine Obergewalt über die Apoſtel zu verleihen, welche auch Petrus ſelbſt ſich niemals anmaßte. Vielmehr gab ihm Jeſus in ihrer Gegenwart Erinnerungen wegen der Fehler und Uebereilungen, zu denen ſein heftiges Temperament ihn hinriß, und noch in der letzten Schreckensnacht vor der Kreuzigung traf ihn der ſtrafende Blick des Herrn, den er in das Haus des Hohenprieſters von fern begleitet, und daſelbſt aus Furcht verleugnet hatte. Die Reue über dieſen Fehltritt läuterte und befeſtigte ſein an ſich edles und von Liebe zu Jeſu glühendes Herz; ſein Eifer und ſeine Geiſtesgaben machten ihn in wichtigen Angelegenheiten zum Wortführer ſeiner Mitapoſtel. Dies war der Fall am Pfingſtfeſte nach der Himmelfahrt Jeſu, wo er den Muth hatte, das Evangelium zuerſt öffentlich zu verkündigen, und durch ſeine kraftvolle Rede mehrere Tauſende gewann, ferner bei den Rechtfertigungen vor dem hohen Rathe. Ueberhaupt hatte ſein Wort und Gutachten bei der Chriſtengemeinde großes Gewicht, und auf ſein Vorhalten faßten die Apoſtel und Aelteſten auf der erſten Synode zu Jeruſalem den Beſchluß, daß das Moſaiſche Geſetz für Chriſten aus dem Heidenthume entbehrlich ſey. Wahrſcheinlich durchreiſete Petrus mehrere Gegenden des mittlern und weſtlichen Aſiens als Lehrer des Chriſtenthums; daß er aber auch nach Rom gekommen und dort im J. 67 gekreuzigt worden ſey, berichtet nur die in der römiſchen Kirche geltende Tradition, auf welche der Papſt ſeine Würde als Nachfolger dieſes Apoſtels gründet. Die im Canon des neuen Teſtaments enthaltenen zwei Lehrſchreiben Petri ſind in griechiſcher Sprache abgefaßt, und an chriſtliche Gemeinden in Klein-Aſien gerichtet. In Schreibart und Darſtellung der Lehre tragen ſie ganz den Charakter ſeines feurigen, von Gedanken zu Gedanken eilenden, im Ausdrucke wenig ſorgfältigen, aber energiſchen und phantaſiereichen Geiſtes.

E.

Petrus Lombardus, ſ. Lombardus.

Peutinger (Conrad), ein berühmter Gelehrter, war 1465 zu Augsburg geboren, ſtudirte auf den vorzüglichſten Univerſitäten Italiens, und kehrte als Doctor beider Rechte in ſeine Vaterſtadt zurück, wo ihm 1493 das Syndicat übertragen wurde. Er wohnte als Abgeordneter von Augsburg den häufigen Reichstagen bei, die unter Maximilian gehalten wurden. Nach dem Tode dieſes Kaiſers im J. 1519 begab er ſich nach Brügge, um Carl V. zu bewillkommen. Er wandte alle ſeine Thätigkeit an, ſeiner Vaterſtadt nützlich zu ſeyn, und wirkte ihr unter andern das Recht aus, Münzen zu prägen. Er ſtarb im J. 1547, in einem Alter von 82 Jahren, geiſtig und körperlich entkräftet. Seine anſehnliche Bibliothek blieb eine Zeit lang bei ſeiner Familie, und kam endlich an die Jeſuiten von Augsburg. Vorzüglich hat ſich ſein Andenken erhalten durch die nach ihm benannte Karte. Dieſe von unbekannter Hand unter Theodoſius dem Großen gezeichnete Karte gibt die Militärſtraßen durch

den größten Theil des weſtrömiſchen Reichs an. Conrad Celtes hatte ſie in einem Kloſter Deutſchlands aufgefunden und Peutinger übergeben, der ſie herauszugeben gedachte. Nach ſeinem Tode aber verſchwand ſie auf viele Jahre; endlich machte Marx Welſer 1591 zu Venedig Bruchſtücke derſelben bekannt, unter dem Titel: Fragmenta tabulae antiquae ex Pentingerorum bibliotheca. Erſt im 18ten Jahrhunderte entdeckte man ſie ganz unter Peutingers Handſchriften, und nun gab ſie 1753 Franz Chriſtoph von Scheyb mit Anmerkungen und Erläuterungen zu Wien ſchön gedruckt in Folio heraus, wo die Handſchrift gegenwärtig in der kaiſerlichen Bibliothek iſt. Aus den Schriftzügen und den Figuren ſieht man, daß ſie nicht das Original iſt, ſondern in das 14te Jahrhundert gehört. Peutinger ſelbſt hat mehrere ſchätzbare Werke, z. B. über alte Inſchriften, über den Verfall des römiſchen Reichs u. ſ. w., herausgegeben, die zum Theil mehrmals gedruckt worden ſind.

Peyrouſe (la), ſ. Perouſe.

Pezay oder vielmehr Peſay (Maſſon, Marquis de), geboren zu Blois, beſchäftigte ſich anfänglich mit der Literatur, und trat alsdann in die Armee. Auf ſeiner Schweſter, der einflußreichen Madame Caſſini, Antrieb faßte er den Entſchluß, an den Staatsangelegenheiten Theil zu nehmen. Als Ludwig XVI. den Thron beſtieg, nahm Pezay ſich die Freiheit, dem Könige ſchriftliche Rathſchläge über die Abgaben und die Mittel, ſie dem Volke zu erleichtern, zu geben. Ludwig antwortete nicht; aber Pezay ließ nicht ab, und ſchrieb dem Könige, daß er über ſein Stillſchweigen beunruhigt ſey. Der gütige Monarch antwortete ihm jetzt, und nun entſtand ein Briefwechſel, der zum Sturze des Abbé Terray und zur Anſtellung Pezay's beitrug. Dieſer wurde nun von Maurepas und Sartine zu Rathe gezogen. Auch Necker ſchloß ſich an ihn an, und trat auf Maurepas und Pezay's Empfehlung bald an Turgots Stelle. Pezay hatte dem Könige Unterricht in der Tactik ertheilt, wofür er zum Oberaufſeher der Küſten mit 60,000 Livres Gehalt ernannt wurde. Er begab ſich ſogleich in die Seeplätze, und zeigte viel Thätigkeit; aber ſein ſtolzes, anmaßendes Betragen veranlaßte ſo dringende Beſchwerden, daß der König ſich bewogen fand, ihn auf ſeine Güter zu verweiſen, wo er bald darauf im Jahre 1777 vor Kummer ſtarb. Seine Poeſien ſind in Dorats Manier. Sein Gedicht Zélis au bain (erſt in vier, ſpäter in ſechs Geſängen) iſt in der erotiſchen Gattung und gefällt durch Anmuth nnd Leichtigkeit. Außer ſeinen poetiſchen Werken hat er herausgegeben: Les Campagnes de Maillebois en 1745 et 1746, 3 Voll. 4. und ein Band Karten, welches Werk trotz vieler Fehler geſchätzt wird. Seine Oeuvres ſind zu Paris 1791 in zwei Bändchen erſchienen.

Pezuela (Don Joachim de la), Vicekönig von Peru. Er hatte im ſpaniſchen Revolutionskriege gegen die Franzoſen große Beweiſe von Einſicht und Tapferkeit gegeben, weßhalb Ferdinand VII. ihn nach ſeiner Rückkehr als General en Chef nach Südamerika ſchickte. Den ſpaniſchen offiziellen Nachrichten zufolge, denen jedoch in dieſer Hinſicht nicht ganz zu vertrauen, hat er gegen die Republikaner oder Inſurgenten oft große Vortheile errungen, namentlich am 29ſten November 1815, wo er den General Rondeau aufs Haupt ſchlug. Die Folge dieſes Siegs war die Befreiung Peru's und der Rückzug der Republikaner nach Rio de la Plata. Zur Belohnung für dieſe Waffenerfolge erhob ihn Ferdinand VII. zum Vicekönig

von Peru und Don Pezuela hielt am 17ten April 1816 ſeinen feierlichen Einzug in Lima.

Pfahlbauer, ein ſchutzverwandter Bauer, der bloß als innerhalb der Gerichtspfähle des Dorfes wohnhaft angeſehen wird. Pfahlbürger, in alten Zeiten diejenigen, welche, um ſich dem Gehorſam ihres rechtmäßigen Grundherrn zu entziehen, ſich in den Schutz irgend einer mächtigen Reichs= oder Freiſtadt begaben und das Bürgerrecht daſelbſt annahmen, obgleich ſie deßhalb ihren Wohnort nicht veränderten. Da hieraus viele Streitigkeiten und Fehden entſtanden, ſo kamen theils die Städte ſelbſt unter einander überein, dergleichen nicht mehr zu ihren Bürgern aufzunehmen, theils wurde dieſes auch durch die goldene Bulle und andere Reichsgeſetze verboten. Woher die Benennung rühre, iſt zweifelhaft. Die wahrſcheinlichſte Meinung iſt, daß, weil ſolche Bürger nicht wirklich in den Städten wohnten, deren Bürgerrecht ſie erlangt hatten, ſie als Vorſtädter, die hinter den Pfählen der Städte wohnen, angeſehen wurden; daher man ſie oft auch für bloße Hinterſaſſen gehalten hat. Pfahlgericht, auch Zaungericht heißt in manchen Orten bei den Deutſchen diejenige Gerichtsbarkeit, welche bloß auf den Bezirk oder den Hof eines gewiſſen Orts, oder auch nur auf gewiſſe Perſonen eingeſchränkt iſt. — Pfahlhecke (Pfahlgraben, Teufelsmauer) heißt die ehemals von den Römern in Deutſchland aufgerichtete Landwehr, welche aus tief eingegrabenen Pfählen und dazwiſchen geflochtenem Buſchwerke und Hecken beſtand. Zur Sicherheit gegen die Deutſchen hatte zuerſt Kaiſer Hadrian dergleichen Vorkehrungen treffen laſſen, aber Kaiſer Probus ließ noch eine Mauer mit Thürmen an dieſer Pfahlhecke aufführen, die wegen ihres ungeheuern Umfangs, ſo wie ihrer Höhe und Dicke Teufelsmauer genannt wurde. Sie fängt auf der Höhe unterhalb Frankfurt an, zieht ſich über die nürnberger Straße nach Ingolſtadt u. ſ. w. und reicht bis an den Neckar.

Pfalz (von pallatium, Pallaſt) nannte man die Schlöſſer der deutſchen Kaiſer oder Könige, in welchen ſie, bevor ſie eine feſte Reſidenz hatten, ſich abwechſelnd aufhielten, ferner auch das damit verbundene Gebiet; und weil in dieſen königlichen Schlöſſern beſonders in Abweſenheit des Kaiſers von fürſtlichen oder gräflichen Perſonen (Pfalzgrafen) Gericht gehalten wurde, auch ein königlicher oder kaiſerlicher Gerichtshof. Nach der Gründung der bleibenden Reichsgerichte hörten die letztern auf, und nur einige beſchränkte Rechte blieben mit dem Titel der Pfalzgrafen zurück.

Pfalzen. Dieſen Namen führten vormals zwei von einander getrennte Provinzen Deutſchlands, wovon man die eine die Oberpfalz, die andere die Unterpfalz oder die Pfalzgrafſchaft am oder beim Rhein nannte. Die Oberpfalz war von Bayreuth, Böhmen, Neuburg, Baiern und dem nürnbergiſchen Gebiete begrenzt und enthielt 130 Quadratmeilen mit 280,000 Einwohnern. Amberg war die Hauptſtadt und der Sitz der Regierung. Bis 1620 gehörten die Ober= und Unterpfalz zuſammen; nachdem aber in dem genannten Jahre der unglückliche Churfürſt Friedrich V. nach der Schlacht bei Prag in die Acht erklärt worden, kam die Oberpfalz an Baiern, und verblieb demſelben auch im weſtphäliſchen Frieden, jedoch mit der Bedingung, daß ſie nach Abgang der männlichen baieriſchen Churlinie an Pfalz heimfallen ſolle. Im J. 1808 wurde aus der Oberpfalz mit Sulzbach der baierſche Nabkreis gebildet; nach der Eintheilung von 1810 aber wurde ein Theil der Oberpfalz zum Re=

gen=, der andere zum Maynkreiſe geſchlagen. — Die Unterpfalz oder Pfalz am Rheine lag auf beiden Seiten des Rheins und war begrenzt von Mainz, Katzenellenbogen, Wirtemberg, Baden, dem Elſaß, Lothringen und Trier und beſtand aus fünf Theilen: 1) dem Fürſtenthume Simmern, 2) dem Fürſtenthume Zweibrücken, 3) der Grafſchaft Sponheim, 4) dem Fürſtenthume Veldenz und Lautern und 5) der eigentlichen ſogenannten Pfalz. Dieſes Land, welches dem Churfürſten von der Pfalz gehörte, enthielt auf 75 Quadratmeilen über 300,000 Einwohner und gehörte trotz der wiederholten Mißhandlungen und Verwüſtungen, denen es zu verſchiedenen Zeiten ausgeſetzt war, zu den fruchtbarſten und einträglichſten Ländern Deutſchlands. — Folgendes iſt ein kurzer Abriß der Landesgeſchichte. Die Pfalzgrafen am Rheine hatten ſchon im elften Jahrhunderte die Pfalzgrafſchaft und die damit verbundenen Länder erblich erhalten und gehörten zu den vornehmſten Reichsfürſten. Nachdem Pfalzgraf Hermann II. in ein Kloſter gegangen und ohne Erben verſtorben war, gab Kaiſer Friedrich I. die zur Rheinpfalz gehörigen Länder im J. 1156 ſeinem Bruder Conrad, welcher der eigentliche Stifter der Pfalzgrafſchaft iſt, und unter allen Pfalzgrafen zuerſt zu Heidelberg, jedoch öfters zu Staleck im Diſtricte von Bacharach reſidirte. Heinrich von Braunſchweig vermählte ſich mit deſſen Tochter Agnes und bekam vom Kaiſer Heinrich VI. die Anwartſchaft auf die Länder ſeines Schwiegervaters, nach deſſen Tode er auch zum Beſitz gelangte. Weil er es aber mit ſeinem Bruder, dem Kaiſer Otto IV., gegen Kaiſer Friedrich II. hielt, ſo erklärte ihn dieſer 1215 in die Acht und belehnte mit der Pfalz den Herzog Ludwig von Baiern, welcher jedoch zum völligen Beſitze derſelben nicht gelangen konnte. Sein Sohn Otto heirathete des geächteten Pfalzgrafen Tochter Agnes, und auf dieſe Weiſe kam die ganze Pfalz an das baieriſche Haus. Otto's Söhne, Ludwig der Strenge und Heinrich, regierten anfänglich gemeinſchaftlich. Im J. 1256 aber theilten ſie ſich ſo, daß Ludwig die Rheinpfalz und Oberbaiern, Heinrich aber Niederbaiern bekam. Jener hinterließ zwei Prinzen, Rudolph und Ludwig, von denen erſtrer die Churwürde und die Pfalz erhielt. Der letztere erhielt Oberbaiern, wurde Kaiſer und erbte hernach auch Niederbaiern. Weil ſein Bruder Rudolph es mit ſeinem Gegner, Friedrich dem Schönen, Herzog von Oeſterreich, hielt, verjagte er ihn von Land und Leuten, verglich ſich aber nachher mit deſſen Söhnen und ließ ihnen die pfälziſchen Lande nebſt einem Stücke von Baiern, welches nachher die Oberpfalz genannt worden iſt. Rudolphs drei Söhne, Adolph, Rudolph II. und Rupert I. folgten einander; Letztern folgte Rupert II., Adolphs Sohn. Rupert III., ſein Sohn und Nachfolger, wurde im J. 1400 Kaiſer und hinterließ vier Prinzen, welche ſich in die väterlichen Lande alſo theilten, daß der älteſte, Ludwig, mit dem Beinamen der Bärtige, die Chur- und Rheinpfalz, Johann die Oberpfalz, Stephan Zweibrücken und Simmern, und Otto Mosbach erhielt. Die zweite und vierte Linie ſtarben bald wieder aus. Ludwigs des Bärtigen Nachkommenſchaft ſtarb 1559 mit Otto Heinrich aus, welcher ſich zur evangeliſchen Religion bekannt und die treffliche Bibliothek zu Heidelberg angelegt hatte. Seine Lande und die Chur fielen an Friedrich III. von der ſimmeriſchen Linie, welche obgedachten Stephan, Ruperts III. dritten Sohn, zum Stifter hatte. Churfürſt Friedrich nahm die reformirte Religion an. Ihm folgten Ludwig VI., Friedrich IV. und Friedrich V.,

welcher ſich verleiten ließ, die von den unruhigen Böhmen ihm angebotene Krone anzunehmen, und darüber ſeine Lande und die Churwürde verlor, welche vom Kaiſer Ferdinand II. ſeinem Vetter, dem Herzoge Maximilian von Baiern, übertragen wurde. Sein Sohn, Carl Ludwig, bekam zwar durch den weſtphäliſchen Frieden die Unterpfalz wieder; auch gab man ihm eine neue, und zwar die achte Churſtelle, nebſt dem Erzſchatzmeiſteramte; die Oberpfalz aber, der Rang, den ehemals Pfalz im churfürſtlichen Collegio gehabt, und das Erztruchſeſſenamt blieben bei Baiern. Doch wurde feſtgeſetzt, daß wenn der baieriſche Mannsſtamm verlöſchen würde, Pfalz wieder in den Beſitz dieſes Landes und dieſer Rechte kommen ſollte. Sein Sohn Carl beſchloß 1685 die ſimmeriſche Linie. Die Chur und die dazu gehörigen Lande fielen nun an ſeinen Vetter, den Pfalzgrafen von Neuburg, Philipp Wilhelm. Das neuburgiſche Haus ſtammt von des obgedachten Stephans, Pfalzgrafen in Simmern zweitem Sohne, Ludwig dem Schwarzen, Pfalzgrafen in Zweibrücken, ab, deſſen Sohn Alexander zwei Prinzen hatte, Ludwig und Rupert. Der Letztere iſt der Stammvater der veldenziſchen Linie. Des ältern Ludwigs Sohn, Wolfgang, iſt der Stammvater aller, ſeit Erlöſchung der veldenziſchen Linie 1694, lebenden Pfalzgrafen. Von ſeinen drei Söhnen, Philipp Ludwig, Johann und Carl, ſtiftete der jüngſte die birkenfeldiſche Linie, der mittlere die neuzweibrückiſche, der älteſte aber hatte zwei Prinzen, Wolfgang Wilhelm und Auguſt. Der älteſte wurde der Stammvater des neuburgiſchen, der andere des ſulzbachiſchen Hauſes; der dritte Sohn, Johann Friedrich, der zu Hilpoltſtein ſeinen Sitz bekam, überlebte alle ſeine Kinder. Auf Philipp Wilhelm, welcher den letzten Churfürſten ſimmeriſcher Linie, Carl, obgleich mit großem Widerſpruche des Hauſes Veldenz, beerbte, folgte ſein Sohn, Johann Wilhelm, welcher nach Ableben des letzten Pfalzgrafen von Veldenz, Leopold Ludwig, 1694 deſſen Land bekam; auch im ſpaniſchen Succeſſionskriege, da der Churfürſt Maximilian Emanuel von Baiern geächtet war, die Oberpfalz und die alten Churrechte des pfälziſchen Hauſes wieder erhielt. Allein dies dauerte nur von 1706 bis 1714, wo durch den zwiſchen Carl VI. und Ludwig XIV. geſchloſſenen Frieden der Churfürſt von Baiern Alles, was er verloren hatte, wieder erlangte. Als Churfürſt Johann Wilhelm im J. 1716 ohne Nachkommen ſtarb, folgte ihm ſein Bruder Carl Philipp, welcher 1742 auch ohne männliche Erben ſtarb, worauf die Chur an die ſulzbachiſche Linie kam, indem auf Carl Philipp Theodor, welcher als Pfalzgraf zu Sulzbach ſeinem Vater Johann Chriſtian Joſeph 1733 gefolgt war, und ſchon 1728 von ſeiner Mutter das Marquiſat Bergen op Zoom geerbt hatte, nun alle churpfälziſchen wie auch die jülichſchen und bergiſchen Lande übergingen. Als zu Ende des J. 1777 der baieriſche Mannsſtamm mit Churfürſt Maximilian III. ſich endigte, ſo wurden auch die baieriſchen Lande mit den pfälziſchen vereinigt, bis auf einen Theil, der an Oeſterreich kam. Churpfalz trat, wie im weſtphäliſchen Frieden beſtimmt worden, wieder in ſeine alte Churſtelle, die fünfte im churfürſtlichen Collegio, und in ſein altes Erztruchſeſſenamt, wofür es das Erzſchatzmeiſteramt an Churbraunſchweig abtrat. Nach Carl Theodors unbeerbtem Tode folgte im J. 1799 der Herzog von Zweibrücken, Maximilian Joſeph. Allein der lüneviller Friede von 1801 zog eine neue Epoche für die Rheinpfalz herbei. Maximilian Joſeph mußte ſie zu Gunſten anderer Fürſten abtreten. Bis zu gedachtem Frieden

beſtand die Pfalz aus 19 Oberämtern und den drei Hauptſtädten Manheim, Heidelberg und Frankenthal. Von dieſen wurden die auf der linken Seite des Rheins liegenden an Frankreich abgetreten; die auf der rechten Seite dieſes Fluſſes hingegen fielen an andere deutſche Fürſtenhäuſer. So erhielt das Großherzogthum Baden die Oberämter Bretten, Heidelberg und Ladenburg; Heſſen-Darmſtadt die Oberämter Lindenfels, Otzberg und Umſtatt; der Fürſt von Leiningen-Dachsburg die Oberämter Boxberg und Mosbach, dann Naſſau das Amt Kaub. Die pariſer Frieden 1814 und 1815 brachten auch die jenſeits des Rheins gelegenen pfälziſchen Lande an Deutſchland wieder zurück, davon Baiern den größten Theil und das Uebrige Heſſen-Darmſtadt und Preußen erhielten. Der badiſche Antheil an der Pfalz, wozu auch die mediatiſirten leiningeniſch-pfälziſchen Oberämter gehören, ſind dem Neckar-, Main- und Tauberkreiſe zugewieſen; der darmſtädtiſche Theil der Pfalz bildet Beſtandtheile der Provinz Starkenburg und der neuen Rheinprovinz; der baieriſche Antheil gehört zum Rheinkreiſe des Königreichs Baiern und der preußiſche Antheil iſt zu der Provinz Niederrhein geſchlagen. Die fernere Geſchichte ſehe man unter dem Art. **Baiern**. Wir führen hier nur noch an, daß zu den beſondern Gerechtſamen des Churfürſten von der Pfalz das Reichsvicariat, das Recht Grafen, Freiherren und Edelleute zu ernennen, das Pfandſchaftsrecht und mehrere andere gehörten.

Pfalzgraf, ſ. **Comes palatinus** und **Pfalz**.

Pfand heißt jede Sache, auf welche ein Gläubiger von ſeinem Schuldner zur Sicherheit ſeiner rechtsgültigen Foderung ein dingliches Recht erhält, und **Pfandrecht** iſt ein Realrecht, welches der Gläubiger an der Sache ſeines Schuldners zur Sicherheit ſeiner Foderung unter der Bedingung erhält, daß er ſie nach Abtragung der Schuld wieder zurückgibt, oder zur Tilgung derſelben gebrauchen kann, wenn ſie nicht auf die vorgeſchriebene Art getilgt wird. Wird der Pfandberechtigte in den Beſitz der verpfändeten Sache geſetzt, ſo nennt man ſie, wenn ſie beweglich iſt, **Pfand** im engern Sinne des Worts, oder **Fauſtpfand**; wird ſie ihm aber nicht übergeben, **Hypothek**. In der Regel können alle Sachen und Güter, bewegliche und unbewegliche, erworbene und noch zu erwerbende, körperliche und unkörperliche (z. B. Eigenthums- und andere Arten von Rechten) zum Unterpfande dienen, wenn ſie nur dem Verpfänder eigenthümlich zugehören, Sicherheit wegen einer Foderung gewähren, der Veräußerung fähig ſind, und auf eine rechtsgültige Weiſe verpfändet werden können. Aber Gegenſtände, die geſetzlich dem Verkehr entzogen ſind, ſich im Prozeſſe befinden, und ſolche, deren Verkauf durch das Geſetz oder ein Teſtament unterſagt iſt, desgleichen fremde Sachen, z. B. das zur Mitgabe erhaltene Grundſtück der Frau u. ſ. w., dürfen nicht verpfändet werden. Doch kann die Verpfändung fremder Sachen Gültigkeit erhalten, wenn ſie mit Wiſſen und Willen des Eigenthümers geſchah, oder ſeine Genehmigung hinzukam, wenn der Verpfänder in der Folge durch Erbgangsrecht oder auf andere Art Eigenthümer derſelben wurde u. ſ. w. Da der Pfandgeber ſein Eigenthum an der verpfändeten Sache mit allen Pertinenzien und Nutzungen behält, ſo muß er alle Laſten, Abgaben und Unglücksfälle allein tragen, und hat das Recht, ein generelles Pfand, jedoch ohne Nachtheil des Pfandrechts, und in den durch das Geſetz erlaubten Fällen, zu verkaufen oder ſonſt zu veräußern. Das Pfandrecht bekommt in Hinſicht auf ſeinen Entſtehungsgrund, Umfang, ſeine Wir-

kung und Glaubwürdigkeit verſchiedene Namen. Erſtreckt es ſich auf das ſämmtliche Vermögen des Schuldners, wobei ſogar das zukünftige präſumirt wird, ſo heißt es eine Generalhypothek; iſt es aber auf ausdrücklich beſtimmte und benannte Theile deſſelben eingeſchränkt, eine Specialhypothek. Im erſtern Falle kann ſich der Gläubiger an alle Theile des Vermögens halten, im letztern aber nur an die einzelne verpfändete Sache. Doch hat in manchen Ländern, z. B. in Sachſen, die Verpfändung des ſämmtlichen Vermögens ohne namentliche Angabe gewiſſer Sachen, auf welchen das Pfandrecht haften ſoll, und ohne richterliche Beſtätigung, keine rechtliche Wirkung. Das Pfandrecht heißt ein freiwilliges, wenn es vom Schuldner durch eine rechtsgültige Willenserklärung, z. B. durch einen Vertrag, Teſtament, Codicill, ertheilt wird, und ein nothwendiges, wenn die Ertheilung durch eine geſetzliche Verfügung, oder von der Obrigkeit ohne Zuthun des Schuldners erfolgt. Ein unter öffentlicher Autorität, d. h. vor dem Richter oder einem Notarius und zwei männlichen Zeugen, beſtelltes und mit einer öffentlichen Urkunde (Pfandbrief) beglaubigtes Pfandrecht iſt ein öffentliches (gerichtliches), ein Pfandrecht, dem die öffentliche Beglaubigung fehlt, ein Privatpfandrecht (außergerichtliches), welches aber ſtets dem öffentlichen nachſteht. Zu dem nothwendigen gehört das geſetzliche oder ſtillſchweigende, welches durch unmittelbare Vorſchrift der Geſetze unter gewiſſen Vorausſetzungen dem Gläubiger an den Gütern des Schuldners ertheilt wird, ohne daß er ſich daſſelbe ausdrücklich ausbedungen hat. Es iſt in der Regel eine Generalhypothek. Ein allgemeines geſetzliches Pfandrecht hat z. B. der landesherrliche Fiscus auf das Vermögen derjenigen, welche zur Erhebung oder Verwaltung der Staatseinkünfte beſtellt worden ſind, auch wenn ſie Caution geleiſtet haben, als: Caſſirer, Rentmeiſter, Verwalter, Kriegszahlmeiſter u. ſ. w., und die mit ihm Contracte abgeſchloſſen haben, und dadurch deſſen Schuldner geworden ſind, ſo wie auch an den Gütern der Unterthanen wegen rückſtändiger Abgaben. Ein geſetzliches Pfandrecht hat ferner die Ehefrau auf das Vermögen ihres Mannes wegen des Brautſchatzes, und des übrigen ſeiner Verwaltung überlaſſenen Eingebrachten; Unmündige, Minderjährige, Wahnſinnige und alle, welchen Vormünder oder Curatoren beſtellt werden, auf das Vermögen derſelben; Kinder auf das ihres Vaters zur Sicherheit ihres von der Mutter, oder auf andere Art erworbenen Vermögens; Gemeinen, Kirchen, Schulen, Univerſitäten und milde Stiftungen auf das Vermögen ihrer Vorſteher und Schuldner u. ſ. w. Ein ſpecielles geſetzliches Pfandrecht haben z. B. Pupillen und Minderjährige an die von ihrem Gelde erkauften Sachen. Doch erſtreckt ſich das geſetzliche Pfandrecht in der Regel nur auf das Allodialvermögen der Schuldner. Wenn die Verpfändung in Rückſicht ihrer Form gültig ſeyn ſoll, ſo müſſen die verpfändeten beweglichen Sachen, und ſind es Schuldfoderungen, die Obligationen dem Pfandgläubiger zum Beſitze übergeben werden. Was aber die Verpfändung unbeweglicher Güter betrifft, ſo iſt die Uebergabe derſelben keinesweges erfoderlich, wenn ſie nur von dem Richter, unter deſſen Gerichtsbarkeit ſie liegen, beſtätigt wird, und ſind es Lehngüter, der Lehnsherr ſeine Einwilligung dazu gegeben hat. Die Wirkungen des Pfandrechts beſtehen darin, daß der Gläubiger das Recht hat, die verpfändete Sache mit allen Pertinenzien ſo lange zu beſitzen, bis er wegen ſeiner Foderung befriedigt iſt, und, wenn dieſe Befriedigung nach einer dazu

feſtgeſetzten Friſt nicht erfolgt, ſie nach Befinden der Umſtände gerichtlich oder außergerichtlich, und, ſind es mehrere Pfandſtücke, nach eigener Wahl zu verkaufen, und ſich nicht nur wegen des dargeliehenen Capitals, ſondern auch wegen der Zinſen und Unkoſten von dem daraus gelöſeten Gelde bezahlt zu machen. Um gegen künftige Anſprüche geſichert zu ſeyn, iſt das beſte Mittel, ſie öffentlich verſteigern zu laſſen. Es darf aber die Verkaufung, da das Pfandrecht, wie die meiſten dinglichen Rechte, untheilbar iſt, nicht theilweiſe und unter dem Werthe geſchehen, und beſteht das Pfand in mehreren Stücken, ſo dürfen nur ſo viele, als zur Befriedigung des Gläubigers hinreichen, verkauft werden. Findet ſich ein Ueberſchuß über die Schuldſumme, ſo muß er ihn herausgeben; beträgt das Verkaufsgeld weniger, ſo kann er ſich wegen des Reſtes an den Schuldner oder Bürgen halten. Wenn ſich aber zur verpfändeten Sache kein Käufer findet, kann er ſie an Zahlungs Statt annehmen, oder ſich, im Fall er ſie nicht beſitzt, durch Anſtellung der hypothekariſchen Klage in den Beſitz derſelben ſetzen laſſen. Der Gläubiger hat auch gewiſſe Verbindlichkeiten in Rückſicht der verpfändeten Sache; denn er muß ſie ſorgfältig, wie ſein Eigenthum, aufbewahren, nach Abtragung der Schuld mit allen gezogenen Nutzungen zurückgeben, und den mit Vorſatz oder durch Nachläſſigkeit verurſachten Schaden erſetzen. Hat er ſeine Verbindlichkeiten nicht erfüllt, ſo kann der Schuldner die Pfandklage gegen ihn anſtellen. Da das Pfandrecht nur ein ſubſidiariſches Recht auf eine Sache zur Sicherheit einer Foderung gibt, ſo wird es aufgehoben: 1) wenn dieſe Foderung durch Zahlung, Compenſation, freiwillige Begebung des Pfandrechts, und durch ausdrückliche oder ſtillſchweigende Erlaſſung der Schuld, z. B. durch Zurückgabe des Pfandes, getilgt wird, in welchen Fällen der Schuldner ſein voriges Recht an der Sache wieder erlangt; 2) wenn der Gläubiger aus einer in den Geſetzen gebilligten Urſache das Pfand veräußert hat; 3) wenn die zum Pfande dienende Sache zu Grunde geht, oder eine ſolche Veränderung leidet, daß ſie nicht wieder in ihre vorige Form gebracht werden kann; 4) wenn das Grundſtück wegen Schulden verſteigert wird, da in dieſem Falle der Gläubiger aus der Verkaufsſumme ſeine Befriedigung erhält; 5) wenn die Zeit verfloſſen iſt, auf welche das Pfandrecht dauern ſollte, wohin auch gehört, wenn ſich der Gläubiger ſeines Rechts bis zur Verjährungszeit nicht bedient hat, die nach den Umſtänden verſchieden iſt; 6) wenn derjenige, welcher das Pfand gegeben hat, nur ein widerrufliches Eigenthum an derſelben hatte; tritt daher die Zeit des Widerrufs ein, ſo geht das Eigenthum des Pfandſtellers, und mithin auch das Pfandrecht des Gläubigers verloren. — Da die Schuld die Hauptſache iſt, ſo kann ſie fortdauern, wenn auch das Pfandrecht wegfällt, aber nicht umgekehrt. Bei der Einräumung des Pfandrechts werden bisweilen dem Gläubiger durch einen Nebenvertrag die Nutzungen des Pfandſtücks anſtatt der Zinſen, die er von dem dargeliehenen Capital zu fodern hat, überlaſſen (antichretiſcher Vertrag); oder die Intereſſenten treffen die Uebereinkunft, daß der Gläubiger, im Fall die Schuld nicht zur beſtimmten Zeit getilgt würde, das Pfand für ſeine Foderung eigenthümlich behalten, und der Schuldner das Wiedereinlöſungsrecht verlieren ſolle (commiſſoriſcher Vertrag). Bei Entſtehung eines Concurſes werden die hypothekariſchen Gläubiger nach Bezahlung derjenigen, welche in die erſte Claſſe kommen, vor allen andern, die kein dingliches Recht haben, befrie-

digt. Bei Colliſionen mehrerer Pfandrechte an derſelben Sache erhält das der Zeit nach frühere den Vorzug; doch gehen ſolche, deren Alter aus einer öffentlichen und beglaubigten Urkunde bewieſen wird, den Privathypotheken vor. Es gibt aber beſondere, von den Geſetzen privilegirte Hypotheken, die den unprivilegirten, obgleich frühern, vorgehen. Dergleichen Pfandrecht haben, außer den oben angeführten Fällen des geſetzlichen Pfandrechts, diejenigen, welche ſchon vorher, ehe der Schuldner Eigenthümer der Sache wurde, ein Pfandrecht an derſelben hatten; diejenigen, welche zur Erkaufung einer Sache Geld vorſchoſſen, und ſich daran ein Pfandrecht vorbehielten; die zur Erhaltung einer verpfändeten Sache Geld borgten, und deßhalb an derſelben ein Pfandrecht erhielten u. ſ. w. — Uebrigens war dieſes von den Römern entlehnte Recht denſelben in den älteſten Zeiten bekannt, da ſchon die Geſetze der 12 Tafeln dunkel davon reden. Das Hypothekenweſen, einer der wichtigſten Gegenſtände der Civilgeſetzgebung, hat vorzüglich in den preußiſchen Staaten durch das allgemeine Landrecht eine treffliche Einrichtung erhalten. Bemerkenswerth iſt das in mehreren preußiſchen Provinzen eingeführte Syſtem der in Circulation geſetzten Pfandbriefe, wodurch der Credit der Grundbeſitzer eine überaus feſte Stütze erhalten hat. Nach demſelben haften die Rittergutsbeſitzer, Alle ſämmtlich für Einen, für ihre hypothekariſchen Schulden. (Vergl. die Art. Creditſyſtem des Adels, Hypothekariſche Creditinſtitute und Hypothekenweſen. Mr.

Pfandhaus, ſ. Leihhaus.

Pfändung iſt die eigenmächtige Ergreifung fremder Sachen, in der Abſicht, ſich dadurch ſein Eigenthum, ſeinen Beſitzſtand, und andere Gerechtſame, die man verlieren könnte, zu erhalten, oder einen ſchnellen und ſichern Erſatz des auf irgend eine Art uns zugefügten Schadens zu verſchaffen. Obgleich die Selbſthülfe durch Errichtung des Landfriedens und Reichskammergerichts im J. 1495 verboten wurde, ſo haben ſie doch die Geſetze in einigen Fällen verſtattet, wenn ſie anders hier nicht als eine Art von Ahndung oder Strafe anzuſehen iſt. Es iſt nämlich erlaubt, die Sachen derjenigen zu pfänden, welche uns in unſerm Beſitze, und in den auf ihrem Grund und Boden uns zuſtehenden Servituten ſtören, unſer Eigenthum auf irgend eine Art beſchädigen und berauben, oder eine gegen uns angefangene Verjährung unterbrechen wollen. Man darf aber auch des Andern Vieh pfänden, welches unſerm Grundſtücke, oder den darauf befindlichen Früchten Schaden zugefügt hat. Eben ſo findet dieſe Selbſthülfe gegen Fuhrleute Statt, welche den Zoll umfahren, um ſich der zu entrichtenden Abgabe zu entziehen. Doch muß die Pfändung auf friſcher That, und zwar auf dem beſchädigten Grundſtücke des Eigenthümers, ohne Verfolgung auf fremdes Gebiet, mit Vermeidung aller Exceſſe, und ohne Beſchädigung der zu pfändenden Sache vollzogen werden. Man darf aber nur ſo viel an Werth pfänden, als der verurſachte Schaden ungefähr beträgt. Die Pfändung findet nicht Statt, wenn die Sache ſchon ſtreitig und vor Gericht anhängig iſt; auch iſt es verboten, ſich dieſes Rechts gegen Poſten und Stafetten, wenn ſie uns Schaden zugefügt haben, zu bedienen; man muß ſie gehörigen Orts verklagen. Der Pfänder hat das Recht, die Sache, deren er ſich bemächtigt hat, in Verwahrung zu nehmen, muß aber die geſchehene Pfändung dem Eigenthümer derſelben mit Beſtimmung der Größe des Schadenerſatzes unverzüglich anzeigen, und kann ſich durch eine Privatvergütung mit ihm ab-

finden. Weigert er ſich, ihm den Schaden zu erſetzen, ſo iſt er verbunden, dem ordentlichen Richter, unter deſſen Gerichtsbarkeit die Pfändung vorgefallen iſt, von dem Vorgange Anzeige zu machen, und, wenn es beſondere Statuten verlangen, die gepfändete Sache zu übergeben, worauf ſie derſelbe verkauft, und nach Abzug des für den verurſachten Schaden zu bezahlenden taxirten Pfandſchillings, der Gerichtsgebühren, und der auf die Sache verwendeten Unterhaltungskoſten, das Uebrige dem Eigenthümer zuſtellt. Im Fall das Pfand zu dieſen Zahlungen nicht hinreicht, muß der Gepfändete das Fehlende aus ſeinen Mitteln nachzahlen. Wenn man bloß die Erhaltung des Beſitzes durch die Pfändung beabſichtigt, ſo bedarf es keiner Anzeige derſelben, und führt der Gepfändete keine Klage, ſo iſt es erlaubt, die Sache zu verkaufen oder auch zu behalten. Eine Gegenpfändung oder Schutzpfändung, wenn man ſich des Viehes des Pfänders bemächtigt, um ihn zu vermögen, das Gepfändete wieder herauszugeben, iſt bei Vorausſetzung einer an ſich gerechten Pfändung eine unerlaubte Selbſthülfe. Mr.

Pfeffel (Gottlieb Conrad), als deutſcher Fabel- und Epigrammendichter berühmt, geboren zu Kolmar im Elſaß im J. 1736, wurde nach dem frühzeitigen Tode ſeines Vaters von ſeiner Mutter erzogen, und beſuchte bis 1750 das evangeliſche Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. Damals nahm ihn ein Anverwandter, der nachherige Kirchenrath und Superintendent Sander in Künderingen, zu ſich, um ihn für die Academie vorzubereiten. In ſeinem funfzehnten Jahre ging Pfeffel nach Halle, um daſelbſt die Rechte zu ſtudiren. Aber die veränderte Luft und Lebensordnung hatten einen ſo nachtheiligen Einfluß auf ſeine von Natur ſchwachen Augen, daß er nach einer langwierigen Augenkrankheit Halle verließ und zu ſeinem Bruder nach Dresden ging. Hier ſchienen ſeine Augen ſich zu beſſern, als er aber 1754 in ſein Vaterland zurückgekehrt war, kamen neue Rückfälle, welche 1757 mit dem gänzlichen Verluſte ſeines Geſichts endigten. Ueber ein halbes Jahrhundert lebte der edle Mann in Blindheit und trug ſein hartes Loos mit weiſer Gelaſſenheit. Eine glückliche Ehe, die er 1759 ſchloß, und ſeine angeborne Heiterkeit und Geiſtesthätigkeit hielten ihn in dieſer traurigen Lage nicht nur aufrecht, ſondern gaben ihm auch Muth und Kraft, ſich einen ausgebreiteten Wirkungskreis zu ſchaffen. Schon in früher Jugend hatte er ſich in der Poeſie verſucht; jetzt kehrte er in den Stunden der Einſamkeit zu ihr zurück. Da mehrere ſeiner Gedichte ohne ſein Wiſſen im J. 1759 in der ſtrasburger Wochenſchrift, der Sammler, abgedruckt worden, ſo entſchloß er ſich im J. 1760, eine Ausgabe ſeiner Gedichte zu beſorgen. So unvollkommen auch dieſe Jugendverſuche waren, ſo erregten ſie doch damals Aufmerkſamkeit, und Pfeffel fand ſich aufgemuntert, auf der betretenen Laufbahn weiter zu gehen. Im J. 1773 errichtete er mit Genehmigung des Königs von Frankreich unter dem Namen einer Kriegsſchule ein academiſches Erziehungshaus für die proteſtantiſche Jugend in Kolmar. Dieſer Anſtalt, die viele treffliche Zöglinge bildete, widmete er nebſt dem Hofrath Lerſe ſeine ganze Kraft, bis die Revolution in Frankreich ihr ein Ende machte. Seitdem verwendete er ſeine Muße zu literariſchen Beſchäftigungen. Im J. 1803 wurde er Präſident des neuerrichteten evangeliſchen Conſiſtoriums in Kolmar, und ſtarb, nachdem er noch den 9ten Theil ſeiner poetiſchen Verſuche herausgegeben hatte, am 1ſten Mai 1809. Zu den Auszeichnungen, die

ihm zu Theil wurden, gehört, daß er ſchon 1763 heſſendarmſtädtiſcher Hofrath, 1777 Mitglied der helvetiſchen Geſellſchaft, 1782 Bürger von Biel, 1783 Mitglied des großen Raths dieſer Stadt, und 1788 Ehrenmitglied der Academie der Künſte zu Berlin wurde. — Im Allgemeinen zeichnen ſich ſeine Poeſien durch wahre Empfindung, naiven Witz, heitere Laune, echte Lebensweisheit und leichte Verſification aus. Am glücklichſten war er in der Fabel, Erzählung und in dem Sinngedichte; dagegen ſind ſeine dramatiſchen Werke, größtentheils nach franzöſiſchen Muſtern bearbeitet, meiſt vergeſſen. Als Menſch war er durch ſein wohlwollendes Herz, ſeinen biedern Charakter, ſeine tief gefühlte Religioſität, und ſeinen Gleichmuth bei allen Wechſeln des Schickſals höchſt achtungswerth.

Pfeffersbad, in der Provinz Sargans in der Schweiz, der Benedictiner-Abtei Pfeffers gehörig, die eine Stunde entfernt iſt, liegt tief, zwiſchen Felſen eingeſchloſſen. Das Badehaus gleicht einem langen Kloſtergebäude, aus welchem, nebſt einer für die Catholiken beſtimmten Capelle, der ganze Curort beſteht. Es iſt ſo in den Schlund hineingebaut, daß es mit der toſenden Tamina denſelben ganz ausfüllt, und jeder Schritt, den man außer dem Hauſe thun will, führt bergan. Die Felſen ſind 6 — 700 Fuß hoch, nackt bis zum Gipfel, auf dem ſich nur einige ſpärliche Buchen und Fichten wiegen. Das Waſſer ward 1240 entdeckt und iſt ſeitdem ſtark beſucht worden. Die Quellen ſind warm, haben 99 Grad Fahrenheit und ſind alkaliſch-erdig. Das Waſſer iſt hell und klar, hat weder Geruch noch Geſchmack und läßt ſich viele Jahre aufbewahren. Es enthält nach Morell in 1 Pfund zu 16 U.: Glauberiſches Wunderſalz 1/2 Gr., Selenit 4/5 Gr., luftſaure Bittererde 1/2 Gr., luftſaure Kalkerde 1/2 Gr., ſalpeterſauren Kalk- und Extractivſtoff 7/29 Gr., Harzſtoff 3/18 Gr. Luftſäure ſoll es nicht enthalten. Dies Waſſer iſt gelind reinigend, beſonders auflöſend, dringt bis in die feinſten Gefäße ein, führt den Schleim fort, löſt gallichte Materien und Infarctus auf, wirkt auf den Urin und Schweiß, iſt bei Augenkrankheiten, z. B. dem ſchwarzen Staar, ſehr dienlich, hilft in Hypochondrie und geht mit großer Leichtigkeit durch den Körper. Man verſchickt es auch in Flaſchen. Man fängt beim Baden mit 1 Stunde an, und ſetzt täglich 1 Stunde hinzu, bis man zuletzt 11—12 Stunden im Waſſer ſitzen bleibt, wodurch ein Ausſchlag hervorgetrieben wird, der dann von ſelbſt wieder heilt. Die Spaziergänge ſind ſehr einförmig, kaum über 20—30 Schritt in die Länge, wie z. B. die Canzel, das Weltende ꝛc. und überall von Felſen ummauert.

Pfeifergericht hieß die alte Feierlichkeit, mit welcher die Städte Worms, Nürnberg und Bamberg zu Frankfurt am Main jährlich, und zwar in der Herbſtmeſſe die Beſtätigung ihrer Zoll- und anderer Freiheiten holen mußten. Unter Begleitung der beſten nürnberger Kunſtpfeifer (daher der Name) erſchienen die Deputirten jener Städte nach einander vor ſitzendem Gerichte und übergaben dem Schultheiße des heiligen römiſchen Reichs und Stadtgerichts einen weißen hölzernen Becher, ein Pfund Pfeffer, einen weißen Biberhut, zwei weiße Handſchuhe und ein weißes Stäbchen und foderten dabei ihre Zollfreiheit ab. (Eine kurze Beſchreibung ſ. in Göthe, Aus meinem Leben, B. I. S. 39 ff.)

Pferd. Dieſes edle und nützliche Thier wurde ſchon früh von dem Menſchen gezähmt und in ein Hausthier umgeſchaffen. Wilde

Pferde finden ſich nach Pennant um den Aralſee, am Tanfluſſe, im ſüdlichen Siberien, in den großen mongoliſchen Wüſten und in der Kalkas-Mongolei, nordweſtlich von China. Sie ſind kleiner als die zahmen, mauſefahl, dickbehaart, beſonders im Winter, haben einen größern Kopf und eine merklich gebogene Stirn. Sie leben in Heerden bei einander, und ſcheuen den Menſchen ungemein. Sie ſtellen daher allemal Wächter aus, auf deren Gewieher ſie mit unglaublicher Schnelligkeit die Flucht nehmen. Dennoch wiſſen die Kalmücken ihnen beizukommen. Außerdem mag es auch in Ceylon und im Innern von Afrika wilde Pferde geben. Zu unterſcheiden von dieſen ſind die verwilderten, welche man in menſchenleeren Ländern in Menge findet, z. B. am Don, in Polen, in Südamerika u. ſ. w. Durch die Pflege des Menſchen hat das urſprünglich eſelähnliche, mauſefahle und langhaarige Pferd der Wüſte ſich zu einem der ſchönſten und edelſten Thiere ausgebildet. Das von Natur einem gemäßigten Erdſtriche angehörige Pferd iſt jetzt faſt über den ganzen Erdboden verbreitet, und kommt ſowohl unter der Linie als innerhalb der Wendekreiſe fort; aber Clima, Boden und Nahrung zeigen den ſichtbarſten Einfluß. Man theilt hiernach die Pferde in gewiſſe Hauptracen. Vor allen verdient den Vorzug die arabiſche Race; die Beſchaffenheit des Landes und die Sorgfalt der Menſchen verſchaffen ihr den erſten Rang. Das arabiſche Pferd iſt mittler Statur, mehr mager als fett, leicht, geſchmeidig, ſtolz, feurig und dauerhaft. Die Araber führen über ihre ſchönſten Pferde eigene Stammregiſter. Nächſt den arabiſchen werden die tartariſchen Pferde (aus den afrikaniſchen Küſtenländern am mittelländiſchen Meere) am meiſten geachtet. Sie zeichnen ſich durch den kleinen, wohlproportionirten Kopf, durch den langen, aber ſchön gebogenen Hals, durch die dünne Mähne und den ſchlanken Körper aus, und ſind von mittler Größe. Auf dieſe folgen die ſpaniſchen Pferde. Sie haben einen großen Kopf, etwas lange Ohren, breite Bruſt, rundes Kreuz, einen ſtolzen und kühnen Gang, und ſind mehrentheils ſchwarz und an der Stirn weiß. Hiernächſt folgt die engliſche Race, die in neuern Zeiten durch arabiſche und barbariſche Hengſte ſehr veredelt worden iſt. Das engliſche Pferd iſt von mittler Größe, hat einen kleinen Kopf, kleine ſteife Ohren, einen langgeſtreckten Leib, dünne Beine, und iſt von ſehr verſchiedenen Farben. Durch Sicherheit und Schnelligkeit iſt es vor andern ausgezeichnet. Die engliſchen Renner übertreffen die barbariſchen um das Doppelte. (S. Engliſche Pferde). Nach den engliſchen Pferden pflegt man die neapolitaniſchen und venetianiſchen zu ſetzen. Die erſtern zeichnen ſich beſonders durch ſtarken vollkommenen Wuchs, durch einen großen und dicken Kopf und durch ſtolzen Anſtand aus, weßhalb ſie ſich gut zu Parade- und Kutſchpferden eignen. Dabei aber ſind ſie unbändig, ungelehrig und boshaft. Von den übrigen europäiſchen Pferden ſind inſonderheit die aus der Ukraine, die Polacken, die däniſchen, holſteiniſchen, friesländiſchen und mecklenburgiſchen merkwürdig; doch ſtehen ſie den angeführten Racen nach. — In Hinſicht des Gebrauchs theilt man die Pferde in Reit-, Kutſch- und Arbeitspferde ein. Zu erſtern nimmt man die vorzüglichſten; bei den letztern ſind Geſundheit und Stärke die Haupteigenſchaften. Beſondere Berückſichtigung erfodert das Alter eines Pferdes, welches man am ſicherſten aus der Beſchaffenheit der Zähne erkennt; doch reicht dieſes Mittel nicht über das zehnte Jahr hinaus. Brauchbar bleibt

das Pferd ungefähr bis zu ſeinem zwanzigſten Jahre, wobei jedoch auf die Behandlungsart viel ankommt. Sein natürliches Alter iſt auf das Doppelte anzuſchlagen.

Pfingſten, das auf den funfzigſten Tag nach Oſtern fallende und daher bewegliche **Feſt der Ausgießung des heiligen Geiſtes über die Jünger Jeſu**, welches zu den hohen chriſtlichen Feſten gehört. Der Name Pfingſten iſt aus dem griechiſchen Worte Pentecoſte, der Funfzigſte, entſtanden. Die ſchon im 3ten Jahrhunderte aufgekommene Feier dieſes Feſtes wurde 305 auf der Kirchenverſammlung zu Elvira in Spanien feſtgeſetzt.

Pfinzing (Melchior), ſ. **Theurdank**.

Pflanzen. Wir bezeichnen mit dem Namen Pflanzen alle Gewächſe von dem höchſten Baume bis zum geringſten Schimmel, und nennen den Inbegriff derſelben das **Pflanzenreich**, die Wiſſenſchaft aber, welche ſich mit dem Pflanzenreiche beſchäftigt, **Botanik** (ſ. d. Art.). Gewöhnlich definirt man die Pflanzen als **organiſirte Körper ohne willkürliche Bewegung**. Sie beſtehen, wie alle organiſirten Körper, aus feſten und flüſſigen Theilen. Zu jenen rechnet man das **Zellgewebe**, die verſchiedenen **Gefäße**, die **Fibern** und das **Mark**; zu dieſen die im Pflanzenkörper befindlichen Flüſſigkeiten und die Luft. Von den Fibern, dem Mark und Zellgewebe iſt in eigenen Artikeln die Rede. Die Gefäße ſind Saft- oder Luftgefäße. Die Luftgefäße enthalten Luft, die Saftgefäße aber die Flüſſigkeiten, durch deren Bearbeitung das Wachsthum der Pflanzen bewirkt wird. Ihre Beſtimmung iſt verſchieden. Einige führen den aufgenommenen und auf eine gewiſſe Art bearbeiteten Saft den äußern Theilen zu, und werden zuführende, andere ſchaffen unnütze Säfte aus dem Pflanzenkörper heraus, und werden abführende Gefäße genannt. Die zuführenden Gefäße ſind entweder Spiral- oder Nahrungsgefäße, die abführenden ſind theils die Markgefäße, theils die Waſſergefäße der Oberhaut. Außerdem gibt es noch gewiſſe Nebengefäße, wahrſcheinlich von ähnlicher Beſtimmung. Die zuführenden Gefäße liegen dicht unter der Haut, bald etwas tiefer unter dem Zellgewebe, und laufen zuweilen in das Mark. Die abführenden hingegen laufen faſt nur innerhalb des Zellgewebes und des Marks fort, und nehmen ihren Ausgang an der Oberhaut. Die flüſſigen Beſtandtheile der Pflanzen ſind diejenigen, welche ſich in den genannten Gefäßen bewegen. Sie ſind doppelter Art, tropfbarflüſſige und elaſtiſchflüſſige. Die tropfbaren Flüſſigkeiten ſcheinen bei den Pflanzen die Stelle des Bluts vertreten und in ihren Verrichtungen mit demſelben verglichen werden zu können. Sie ſind wahrſcheinlich wie das Blut der Thiere mit organiſchen Theilen geſchwängert, woraus ſich die feſten Theile bilden. In philoſophiſcher Rückſicht findet ſich zwiſchen Pflanzen und Thieren große Aehnlichkeit. Zuſammenziehende Kraft, Reizbarkeit, Bildungskraft, Reproductions- und andere Kräfte haben die Pflanzen mit den Thieren gemein, nur in einem geringern Grade. Dieſe Lebenskraft erhält in den Pflanzen eben ſowohl, wie in den thieriſchen Körpern bei allen Abwechslungen und Veränderungen, denen ſie unterworfen ſind, die eigenthümliche Form des Individuums, und ſie iſt es, durch welche die chemiſche Verwandtſchaft der Grundſtoffe, woraus die organiſirten Körper beſtehen, bei dieſen anders als bei den unorganiſchen modificirt wird. Hört ſie auf, ſo ſtirbt der organiſche Körper, und ſeine Beſtandtheile unterwerfen ſich ungehindert den allgemeinen Verwandtſchaftsgeſetzen

der lebloſen Natur. Ob man den Pflanzen auch **Empfindung** zuſchreiben dürfe, iſt zweifelhaft, denn bis jetzt haben wir noch keine Nerven bei ihnen entdeckt, und die Erſcheinungen an gewiſſen Pflanzen, welche Empfindung zu verrathen ſcheinen, laſſen ſich vielleicht auf bloße Reizbarkeit zurückführen. Auch Bewegung, als Folge der Lebenskraft, iſt den Pflanzen nicht abzuſprechen. Mehrere äußern unter gewiſſen Umſtänden eine Bewegung gewiſſer einzelnen Theile, die der thieriſchen Bewegung ähnelt. Die Bewegung der Säfte in den Pflanzen kannte man lange, bevor man die Urſache davon einſah. Malpighi ſcheint geglaubt zu haben, daß der Grund davon in einer Bewegung der Gefäße liege. Hales ſuchte ihn in der Wärme der äußern Luft; ſpätere Naturforſcher nahmen mechaniſche Gründe an, indem ſie die Pflanzengefäße als Haarröhrchen betrachteten. Allein die Unſtatthaftigkeit dieſer Erklärungsarten iſt leicht zu entdecken, und es ſcheint richtiger zu ſeyn, die **Reizbarkeit** der Gefäße als die Urſache des Steigens ihres Saftes anzunehmen. Dieſe Meinung wird dadurch beſtätigt, daß der Saft zu ſteigen aufhört, wenn man durch ſtarke electriſche Schläge die Reizbarkeit der Gefäße abgeſtumpft hat. Worin aber dieſe Reizbarkeit beſtehe, und was ſie verurſache, iſt bis jetzt noch nicht dargethan worden; nur ihr Daſeyn kennt man, und hat durch Verſuche gefunden, daß ſie ſich durch gewiſſe künſtliche Mittel eben ſowohl erhöhen als ſchwächen, ja ganz aufheben läßt. Außerdem ſcheint auch die Wärme auf die Bewegung der Säfte Einfluß zu haben; denn warum bewegt die Reizbarkeit die Pflanzenſäfte im Winter nicht? Erſt bei einem gewiſſen Wärmegrade ſteigen die Säfte und beginnt das Wachsthum; kalte Tage aber bringen ſogleich einen Stillſtand oder eine Hemmung hervor. Die Sommerhitze ſchwächt, wie es ſcheint, allmälig jene Reizbarkeit, und ſtumpft ſie ſo ab, daß die Säfte ſich nach und nach immer langſamer bewegen und im Herbſte ſtill zu ſtehen anfangen. — Mit der Reizbarkeit der Pflanzen hängt der **Schlaf** derſelben und ihr **Drehen nach dem Lichte** genau zuſammen. Erſterer ſcheint zu erfolgen, wenn ſie anhaltend und heftig in Thätigkeit geweſen. Man bemerkt ihn beſonders an den Blumenkronen, aber auch an den Blättern, nur in verſchiedenen Graden. Die Neigung der Pflanzen, ſich nach dem Lichte zu drehen, wird bei ſolchen leicht ſichtbar, die das Licht nur von einer Seite haben, indem alle Stengel, Zweige, Blätter und Blüthen ſich nach dieſer Seite hinwenden. — Ein anderer wichtiger Gegenſtand in der Phyſiologie der Pflanzen iſt das **Athmen** derſelben. Es beſteht in einem Einſaugen und Aushauchen, welches man beſonders an den Blättern wahrnimmt. Legt man ein friſches Blatt in ein Glas mit Brunnenwaſſer, und ſetzt es den Sonnenſtrahlen aus, ſo erſcheint es bald mit Luftbläschen bedeckt, die allmälig nach der Oberfläche aufſteigen und dort zerplatzen. Fängt man ſie auf, ſo zeigt ſich, daß ſie aus Sauerſtoffgas beſtehen. Nur unter Mitwirkung des Sonnenlichts zeigt ſich dieſe Erſcheinung; bloße Wärme reicht nicht dazu hin. Die über das Athmen der Pflanzen angeſtellten Verſuche haben zu ſehr verſchiedenen Meinungen geführt. **Ingenhouß** glaubt, daß die Pflanzen nur im Sonnenlichte Sauerſtoff, des Nachts hingegen Stickgas und kohlengeſäuertes Gas aushauchen. Nach **Senebier** geben geſunde Pflanzen und ihre Blätter bei Nacht gar keine Luft von ſich; daſſelbe fand **Spallanzani**. **Ackermann** dagegen behauptet, daß die Pflanzen eben ſo gut wie die Thiere den Grundſtoff der Lebensluft (Sauerſtoff)

einſaugen, und Kohlenſäure von ſich geben müſſen. Aber nicht allein luftförmige Stoffe hauchen die Pflanzen aus, ſondern es ſteigen auch aus ihnen Feuchtigkeiten in Dünſten auf, deren Maſſe im Ganzen ſehr beträchtlich iſt. Man gibt an, daß ein Baum von mittlerer Größe täglich 30 Pfund Feuchtigkeiten ausdünſtet. — Wir gehen jetzt auf den Geruch, Geſchmack und die Farbe der Pflanzen über. Was den Geruch der Pflanzen betrifft, ſo zeigen die neuern Fortſchritte der Chemie, daß das Princip deſſelben nicht (wie man von einer ſo flüchtigen, ausdehnbaren, faſt unwägbaren, völlig unſichtbaren und nur auf die Geruchsnerven wirkenden Subſtanz hätte glauben ſollen,) gasartig ſey, und daher auch nicht zu den nähern Beſtandtheilen der Pflanzen gerechnet werden dürfe. Fourcroy zeigte die Nichtexiſtenz eines eigenen Riechſtoffs. Riechbarkeit iſt den Körpern eben ſo weſentlich wie die Schwere, richtet ſich aber nach der Flüchtigkeit; daher die flüchtigſten Körper am ſtärkſten riechen. Der Geſchmack der Pflanzen ſcheint auf dem Verhältniſſe der Grundſtoffe und auf dem Grade der Wärme zu beruhen, dem eine Pflanze ausgeſetzt iſt, wobei jedoch auch das Sonnenlicht von großer Wirkung iſt. Von der Farbe der Pflanzen gilt daſſelbe, was von ihrem Geruche geſagt worden. Schon Ariſtoteles bemerkte, daß die Pflanzen durch das Sonnenlicht gefärbt würden. Ray, Bonnet, Senebier und Andere ſtellten mehrere Verſuche in dieſer Hinſicht an. Senebier fand, daß grüne Blätter, die man mit der ganzen Pflanze an einen dunkeln Ort ſtellte, erſt auf der Oberfläche gelb und dann weiß wurden, dagegen junge im Dunkeln erzogene Pflanzen, die er nach und nach ans Licht brachte, aus dem Weißen ins Gelbe übergingen, immer dunkelgelber wurden und dann nach und nach grüne Punkte zeigten, welche ſich vermehrten und ſo ausbreiteten, daß nach einiger Zeit die vorher weißen Theile eine völlig grüne Farbe annahmen. An den im Dunkeln erzogenen Blüthen iſt die Veränderung in der Farbe nur gering. Daß die Wärme dabei keinen Einfluß hat, hat Bonnet durch Verſuche gezeigt; aber nach van Mons und Vaſalli wirken Lampen- und Mondlicht auf gleiche Weiſe. Die Urſache dieſes merkwürdigen Phänomens iſt jetzt bekannt. Man weiß, daß die überſaure Kochſalzſäure die Farbe der Pflanzen verändert. Der Sauerſtoff verbindet ſich mit der Subſtanz der Pflanzen, und die überſaure Kochſalzſäure verändert ſich in Salzſäure. Hierdurch wird die grüne Farbe zerſtört, und die Pflanze zeigt ſich bald gelb, bald weiß. Die Pflanzen werden durch den Sauerſtoff, den ſie einathmen, heller; dunkeler aber, wenn ſie ihn verlieren. Das verſchiedene Verhältniß des Sauerſtoffs zu ihren übrigen Beſtandtheilen gibt die verſchiedenen Abſtufungen und Schattirungen. Die Sättigung mit Sauerſtoff gibt die gelbe und weiße Farbe. Wird aber eine mit Sauerſtoff geſättigte Pflanze dem Sonnenlichte ausgeſetzt, ſo verbindet ſich der Lichtſtoff mit dem Sauerſtoffe; dieſer entweicht und die Pflanze erhält ihre grüne Farbe wieder. Uebrigens ſcheint der Farbeſtoff im Zellgewebe ſeinen Sitz zu haben; die Oberhaut hingegen iſt ohne Farbe. Ob zu dieſen Eigenſchaften noch die Wärme komme, iſt zweifelhaft. Wir gehen, ohne bei den Gründen dafür und dawider zu verweilen, auf die eigentlich chemiſche Analyſe der Pflanzen über. Alle vegetabiliſchen Subſtanzen haben drei primitive Grundſtoffe: Waſſerſtoff, Kohlenſtoff und Sauerſtoff. Ihr verſchiedenes Verhältniß begründet die Verſchiedenheit der vegetabiliſchen Subſtanzen unter einander. Von dieſen aus

den drei genannten **Grundſtoffen** zuſammengeſetzten Subſtanzen hat die Chemie bis jetzt folgende von einander unterſchieden: 1) den Extractivſtoff oder ausziehbaren Theil; 2) den Schleim oder Gummi; 3) den Zuckerſtoff oder Zucker; 4) das weſentliche Salz oder die Säure; 5) das fette oder fixe Oel; 6) das flüchtige oder weſentliche Oel; 7) den Campher; 8) das Harz; 9) den Balſam; 10) das Gummiharz; 11) das elaſtiſche Gummi oder Harz; 12) die Stärke oder das Stärkemehl; 13) den Gluten oder Kleber; 14) das Holz oder den fibröſen Theil; 15) das gerbende Princip oder Tannin. Mehrere dieſer Subſtanzen ſind der Umbildung in einander fähig. So geht der unſchmackhafte Schleim in Zucker oder Säure über. Dieſe Umwandlungen geſchehen durch Feuer, Waſſer, Luft, Säuern, Alkalien, welche mehr oder weniger das Gleichgewicht der Grundſtoffe ändern. Auf dieſe Art wechſeln die nähern Beſtandtheile der Vegetabilien ohne Unterlaß ihren Geſchmack, ihre Farbe, Conſiſtenz und Geruch mittelſt unaufhörlicher Veränderungen in dem Gleichgewichte und Verhältniſſe ihrer Grundſtoffe. Die Bildung der verſchiedenen Subſtanzen in den Gewächſen iſt alſo die Folge wahrer chemiſchen Operationen, welche man vom Keimen bis zur Reife der Frucht verfolgen kann. Zu beſtimmen, wie die genannten primitiven Grundſtoffe durch Licht und Wärme abſorbirt und unter einander durch den vegetabiliſchen Organismus ſo verbunden werden, daß ſie die verſchiedenen Materien erzeugen, aus welchen die Pflanzen zuſammengeſetzt ſind, und welche ſich bei ihrer letztern Analyſe wieder in jene Grundſtoffe auflöſen: das iſt das Problem der Vegetation, deſſen Löſung den Mittelpunkt ausmacht, in welchem die Unterſuchungen der Chemiker zuſammentreffen müſſen. Die Art und Weiſe, wie die Pflanzen wachſen, d. h. wie die ſie nährenden Theile in das Weſen der Pflanzen übergehen, wird ſo angegeben: Das Waſſer und der Kohlenſtoff löſen ſich in ihre Beſtandtheile auf, gehen neue Verbindungen ein und bilden ſo die feſten Theile der Pflanzen. Der Waſſerſtoff verläßt daher den Sauerſtoff, um ſich mit dem Kohlenſtoffe zu verbinden, woraus Oel, Harz und dergleichen entſtehen. Zugleich entwickelt ſich der Sauerſtoff aus dem Waſſer und der Kohlenſäure, und geht in Verbindung mit dem Licht- und Wärmeſtoffe als Sauerſtoffgas weg. Durch dieſe Stoffe geſchieht nun auch die Vermehrung der Pflanzenfibern oder das eigentliche Wachsthum ſelbſt, obgleich wir die Art und Weiſe nicht völlig einſehen. — Von der Befruchtung und damit verbundenen Fortpflanzung der Gewächſe, ſo wie von den Befruchtungswerkzeugen, iſt ſchon unter dem Artikel **Befruchtung** das Allgemeine geſagt worden. Bei den mehrſten Pflanzen ſind beide Geſchlechter in Einer Blume vereinigt, bei wenigen ſind ſie getrennt. Jene nennt man, wiewohl etwas uneigentlich, **Zwitterblumen**, dieſe männliche oder weibliche. Die beiden letztern ſtehen entweder auf Einem oder auf zwei verſchiedenen Stämmen. Bei den ſogenannten Zwitterblüthen geht die Befruchtung am leichteſten von Statten, auch da, wo Ein Stamm männliche und weibliche Blüthen trägt, hat ſie keine ſonderliche Schwierigkeit; da aber, wo beiderlei Blüthen völlig getrennt ſind, und der eine Stamm nur männliche, der andere nur weibliche Blüthen trägt, kann ſie nur erfolgen, wenn beide Geſchlechter nahe genug ſtehen, daß der Samenſtaub der männlichen Blüthen den weiblichen vom Winde oder durch Inſecten zugeführt werden kann. Außerdem fällt der Fruchtkeim entweder ab, oder er bildet ſich zwar zu einer Frucht, die aber des

Keimens nicht fähig iſt. Auf den Zeugungstheilen der Gewächſe beruht die von Linné gemachte Eintheilung derſelben oder das Sexualſyſtem, das ungeachtet ſeiner Mängel unter allen je entworfenen Pflanzenſyſtemen doch die deutlichſte Ueberſicht gewährt und daher vor allen den Vorzug verdient. Auch ſind die damit, namentlich von Thunberg, vorgenommenen Veränderungen nicht immer beifallswürdig. Linné theilte alle Gewächſe in 24 Claſſen. Davon ſind die 13 erſten griechiſch, nach der Zahl der Staubgefäße oder männlichen Befruchtungswerkzeuge, benannt und heißen: 1) Monandria mit 1 Staubgefäße; 2) Diandria mit 2; Triandria mit 3; 4) Tetrandria mit 4; 5) Pentandria mit 5; 6) Hexandria mit 6; 7) Heptandria mit 7; 8) Octandria mit 8; 9) Enneandria mit 9; 10) Decandria mit 10; 11) Dodecandria mit 12 bis 19; 12) Isocandria mit 20; 13) Polyandria, mit mehr als zwanzig Staubgefäßen. — In allen dieſen dreizehn Claſſen werden die Ordnungen (Unterabtheilungen) nach der Zahl der weiblichen Geſchlechtstheile, d. h. der Staubwege beſtimmt, z. B. Monogynia, mit einem Staubwege, Digynia, mit zwei Staubwegen, Trigynia, Tetragynia u. ſ. w. — Die 14te und 15te Claſſe werden nicht bloß nach der Zahl, ſondern mehr nach der verſchiedenen Lage der Staubfäden beſtimmt. Sie heißen: 14) Didynamia, zweimächtige, in deren Blüthen allemal vier Staubgefäße ſind, deren zwei längere (gleichſam mächtigere) Staubfäden haben; 15) Tetradynamia, viermächtige, in deren Blüthen allemal ſechs Staubgefäße befindlich, deren vier mit längern Staubfäden verſehen ſind. — Jede dieſer beiden Claſſen enthält nur zwei Ordnungen, welche in der 14ten danach beſtimmt werden, ob der Samen in der Samenkapſel offen daliegt (Gymnospermia), oder ob er bedeckt iſt (Angiospermia); in der 15ten Claſſe aber nach der Form der Samenbehältniſſe, welche entweder Schötchen (Siliculosa) oder Schoten (Siliquosa) ſind. Bei der 16ten, 17ten und 18ten Claſſe liegen die Staubgefäße der Zahl der Haufen nach, in welchen ſie vereinigt ſind, zum Grunde; 16) Monadelphia, einbrüdrige, wenn die Staubgefäße in einem Haufen; 17) Diadelphia, zweibrüdrige, wenn ſie in zwei Haufen beiſammenſtehen; 18) Polyadelphia, vielbrüdrige. — Die Ordnungen werden in dieſen Claſſen nach der Zahl der einzelnen Staubgefäße beſtimmt, monandria, diandria, triandria u. ſ. w. 19) Syngenesia, zuſammengewachſene. Faſt alle hieher gehörigen Blumen ſind aus einer Menge Blümchen auf einem gemeinſchaftlichen Blumenboden zuſammengeſetzt. Dieſe Claſſe hat ſechs Ordnungen: a. Polygamia aequalis, wenn die zuſammengeſetzte Blume aus lauter Zwitterblümchen beſteht; b. Polygamia superflua, wenn in einer zuſammengeſetzten Blume ſowohl fruchtbare weibliche als Zwitterblümchen ſind; c. Polygamia frustranea, wenn in einer zuſammengeſetzten Blume ſich zwar Zwitter- und weibliche Blümchen beiſammen finden, erſtere aber nur fruchtbar und ſamenbringend ſind; d. Polygamia necessaria, wo der umgekehrte Fall Statt findet, indem die Zwitterblümchen keine wahren Narben haben, und folglich die weiblichen Blümchen allein, nachdem ſie durch die Staubbeutel in den Zwitterblümchen befruchtet worden, Samen tragen; e. Polygamia segregata, wenn die Blümchen, woraus die zuſammengeſetzte Blume beſteht, von einander durch beſondere Kelche abgeſondert ſind; f. Monogamia, einehige, die keine zuſammengeſetzte, ſondern einfache Blumen haben, in welchen die Staubbeutel verwachſen ſind. 20) Gynandria, weibermännige oder eiferſüchtige,

in deren Blüthen die männlichen und weiblichen Befruchtungswerkzeuge in einander verwachſen ſind. Die Ordnungen werden nach der Zahl der Staubgefäße beſtimmt, Monandria, Diandria u. ſ. w.; 21) Monoecia, einhäuſige, wo die Geſchlechter getrennt, doch auf einem Stamme befindlich ſind. Die Ordnungen werden nicht nur nach der Zahl der Staubgefäße beſtimmt, ſondern es gibt auch Monadelphia, Syngenesia und Gynandria, unter den Einhäuſigen. Bei letztern iſt ein unvollkommner Stempel in den männlichen Blüthen vorhanden, worauf die Staubgefäße ſtehen; 22) Dioecia, zweihäuſige oder Gewächſe mit ganz getrennten Geſchlechtern, d. h. bei denen auf einem Stamme bloß männliche, auf einem andern bloß weibliche Blüthen ſind. Die Ordnungen ſind wie bei der 21ſten Claſſe; 23) Polygamia, Gewächſe mit vermengten Geſchlechtern, d. h. es ſind Zwitterblumen nicht nur mit weiblichen oder männlichen, ſondern auch mit beiden zugleich bei einer Pflanzengattung verbunden. Die drei Ordnungen dieſer Claſſe heißen: Monoecia, Dioecia und Trioecia, je nachdem die Vermengung auf Einem, zwei oder drei Stämmen Statt findet; 24) Cryptogamia. In dieſe Claſſe ſetzte Linné alle Gewächſe, bei denen er keine Befruchtungswerkzeuge fand, die zum Theil ſpäter entdeckt worden ſind, die aber auch da, wo man ſie nicht kennt, gewiß vorhanden ſind. Sie enthält vier Ordnungen, nämlich Farnkräuter, Mooſe, Flechten und Schwämme. Die Palmen, deren Geſchlechtstheile Linné nicht zu beſtimmen vermochte, und die er deßhalb in einem Anhange beſchrieb, ſind jetzt in die Claſſen, wohin ſie gehören, vertheilt worden. — Wir ſchließen dieſen Artikel mit einer kurzen Erwähnung der Pflanzenkrankheiten. Dieſe entſtehen entweder aus vermehrter oder verminderter Lebenskraft. Zu erſtern gehört die Saftfülle, die für eine Schönheit geltende Gefülltheit der Blumen (indem die Staubfäden ſich in Blätter verwandeln) und die Entzündung; zu letzteren die Auszehrung, der Roſt, der Brand und der Keimtod.

Pflanzen=Anatomie. Die genauere Kenntniß von dem Bau der Pflanzen verdanken wir dem Fleiße deutſcher und einiger franzöſiſchen Naturforſcher. Unter den Deutſchen werden Sprengels, Kiefers, Moldenhawers, Links und Treviranus Schriften am meiſten gerühmt. Von den Franzoſen können wir, ungeachtet mancher durch ihn verbreiteten Irrthümer, Mirbel als den fleißigſten Pflanzen=Anatomen nennen. Richard hat den innern Bau der Saamen mit großer Genauigkeit unterſucht. Wir begnügen uns hier mit einer gedrängten Ueberſicht des Baues der Gewächſe. I. Allgemeiner Bau der Gewächſe. Die erſte Urform, welche bei der erſten Entſtehung auch des niedrigſten Gewächſes hervortritt, iſt die Kugel= oder Blaſenform, welche wir ſchon in dem Bildungsſafte, der aus dem Baſte der Bäume ausſchwitzt, vorgebildet finden. Treten dieſe Blaſen zuſammen, ſo machen ſie ein Gewebe von Zellen, welches allgemein im ganzen Gewächsreich verbreitet iſt. Die Wände dieſer Zellen ſind völlig undurchbohrt, ſo daß eine Zelle mit der andern keine Gemeinſchaft hat; aber die darin enthaltenen Säfte ſchwitzen eben ſo organiſch durch, wie dies beim thieriſchen Körper der Fall iſt. Wo die aneinander tretenden Bläschen ſich nicht überall berühren, da laſſen ſie Zwiſchengänge, welche, beſonders beim Nadelholze und manchen andern Gewächſen, ſaftführend ſind. Doch fehlen dieſe Zwiſchenräume dem Zellgewebe ſehr häufig: denn die Bläschen, die das letztere bilden, werden ſo gleichmäßig wechſelweiſe angezogen, daß vollkommen

vier- fünf- oder ſechseckige Räume entſtehen. Das Zellgewebe, die allgemeine Niederlage der Säfte, dient gewiß nicht zum Aufſteigen der Nahrungsflüſſigkeit, ſondern zur Aufbewahrung und Verarbeitung der Säfte. Daher findet man in ihm auch Behälter der eigenthümlichen öligen und harzigen Säfte. Dieſe, bisweilen den übrigen Zellen gleich, nur ſtärker angeſchwollen, ſind oft eigne Canäle oder vielmehr längliche Zwiſchenräume der Zellen, wie wir ſie in der Rinde des Nadelholzes, im Schöllkraut und in allen milchgebenden Pflanzen finden. Das Zellgewebe ſteht in vollkommnern Pflanzen mit der Luft in einer merkwürdigen Gemeinſchaft. Von den Farrenkräutern aufwärts wird es nach der Oberfläche zu unregelmäßiger und voller Lücken, die, mit Luft erfüllt, durch eigens organiſirte Oeffnungen mit der Atmoſphäre in Verbindung ſtehn. Dieſe Spaltöffnungen trifft man meiſtentheils da, wo eine grüne Oberfläche die Pflanzen bedeckt, am häufigſten jedoch auf der untern Fläche der Blätter. Sie ſind mehr oder weniger oval, gewöhnlich von einem drüſigen Ringe umgeben, und haben unter ſich bisweilen Fältchen, die ſie offen erhalten. Wir ſchreiben ihnen die Beſtimmung zu, einzuſaugen und auszuhauchen, aber bloß Luftſtoffe, nicht tropfbare Flüſſigkeiten. — Die zweite Urform iſt die gradlinige, Faſer- oder eigentlich Röhrenform. Starke Vergrößerungen zeigen uns die Faſern als wirkliche Röhren mit Säften erfüllt, aber nicht fortlaufend, ſondern hie und da ſich zuſpitzend und blind endigend, z. B. im Baſte der Bäume, auch im Splint und in den Nerven und Rippen der Blätter. Ihre Uranfänge erſcheinen ſchon im ſchleimigen Bildungsſafte, wo ſie, den Nadeln oder Spießchen gleich, ſich in Bündeln gleichſam kryſtalliſiren. Dieſe Röhren haben die zarteſten Häute und den kleinſten Durchmeſſer unter allen Urformen; dennoch ſind ſie außerordentlich dehnbar und zähe. Sie ſind es, die man als Flachs ſpinnt, die man aus Hanf, Neſſeln, aus dem Papiermaulbeerbaum u. ſ. w. verarbeitet. Ihre Hauptbeſtimmung ſcheint die Führung der aufſteigenden Säfte zu ſeyn. — Die dritte Urform nennen wir die Schraubenform, weil ſie urſprünglich aus ſchraubenförmig gewundenen Faſern beſteht, welche die Wände cylindriſcher Canäle ausmachen. Dieſe Form kommt von den Farrenkräutern aufwärts bei vollkommnern Pflanzen, von den Saftröhren umgeben, in Bündeln oder einzeln vor. Im Stamm der gewöhnlichen Bäume macht ſie großentheils den Splint und das Holz aus. Bei den Palmen, den Gräſern u. ſ. w. ſtehen die Schraubenbündel zerſtreut im Zellgewebe. Die Schraubengänge gehen durch alle Theile durch. Durch den Blattſtiel dringen ſie mit den Saftröhren in die Blattnerven, durch den Blüthenſtiel in die Corollenblätter, in die Staubfäden, in den Fruchtknoten, in die Piſtille, und durch den Keimgang ſelbſt bis in die Saamen. So lange ſie urſprünglich ſind, haben ſie keine andre Wand, als die von jenen gewundenen Faſern gebildet wird. Aber man findet ſie nicht immer in jener urſprünglichen Form. Sie erſcheinen oft als Ringgefäße, oft als Treppengänge, oft als punctirte Canäle. Endlich gibt es Uebergänge von dieſer zur Zellform, beſonders in Nadelhölzern. Hier erſcheinen geſtreckte Zellen mit regelmäßigen geränderten Löchern durchbohrt, ja im Taxus ſogar Zellen mit ſchraubenförmig gewundenen Fächern, welche wahrſcheinlich die Stelle der hier nicht vorhandenen Schraubengänge vertreten. Das Geſchäft dieſer dritten Urform ſcheint die Bildung und Fortführung der Luftarten, der Dünſte und der Luftſtoffe zu ſeyn, die ſich aus den Säften der Pflanzen entwik-

keln. II. Beſonderer Bau der einzelnen Pflanzentheile. Wir fangen mit der Wurzel an. Die Oberfläche der zarteſten Wurzelchen zeigt ſich mit ſehr feinen Härchen umgeben, und die Spitzen ſind mit einem ſchwammigen Mützchen bedeckt, wodurch, wie durch jene Härchen, die Einſaugung der Erdfeuchtigkeit erfolgt. Uebrigens durchzieht der Länge nach die Mitte der Wurzel ein Bündel von Saftröhren und Schraubengängen, ohne daß eine Markhöhle da wäre. Der Stamm beſteht bei allen Pflanzen, die mit zwei Saamenlappen aufgehen, aus concentriſchen Schichten, deren äußerſte die Rinde, die zweite der Baſt, die dritte der Splint und die vierte das Holz iſt, welches in jüngeren Trieben das Mark einſchließt. Durch den Stamm ſetzen außerdem ſtrahlenförmig die Rindengallen ſich bis in das Mark fort, und bilden die ſogenannten Spiegelfaſern oder das Quergefüge des Holzes. Ungeachtet alſo der Baſt hauptſächlich aus Saftröhren, Splint und Holz, aus dieſen und Schraubengängen beſteht, ſo gehört doch die Zellform auch zur Zuſammenſetzung dieſer drei Schichten. Das Wachsthum des Holzes erfolgt von innen nach außen, ſo daß die dem Mittelpunct zunächſt ſtehenden Schichten die älteſten ſind. Zwar findet man in dieſen, ſo lange noch Mark da iſt, urſprüngliche Schraubengänge: ja ſogar eine grüne Schicht der letzteren pflegt das Mark zu umgeben. Allein das iſt das Weſen der urſprünglichen Schraubengänge, daß ſie ſich nicht, oder erſt ſehr ſpät verändern. Was den Bau der Blätter betrifft, ſo iſt dieſer ganz einfach damit erklärt, wenn wir ſagen, daß die Theile des Stammes hier neben einander in einer ebenen Fläche liegen, die dort in einander eingewickelt waren. Die Saftröhren und Schraubengänge treten in den Nerven und Adern des Blattes immer mehr auseinander. Das zwiſchen ihnen liegende Zellgewebe drängt ſich nach der oberen Fläche zu dichter zuſammen, und iſt hier gewöhnlich von einem firnißartigen Ueberzug bedeckt. Nach der untern wird es lockerer, und bekommt jene Luftlücken, denen die Spaltöffnungen den Zutritt der Luftſtoffe gewähren. Was den Bau der Blumen betrifft, ſo iſt der Kelch meiſtens von gleichem Bau mit den Blättern, die Corolle hingegen beſteht aus dem zarteſten Zellgewebe, deſſen innere Fläche ſich in den feinſten Wärzchen oder Hügelchen erhebt. Die Schraubengänge ziehen ſich einzeln und von einem ſehr geringen Durchmeſſer durch den untern Theil der Corollenblätter, und von Spaltöffnungen iſt keine Spur zu entdecken. Daß die Staubfäden einen ähnlichen Bau haben, iſt ſchon vorher bemerkt; aber die Antheren weichen in Rückſicht ihrer Einrichtung von allen übrigen Theilen ab. Ganz zellig, enthalten ſie vom Anfang an eine Menge eigenthümlich gebildeter Körper, die man Pollen nennt, und die in jeder Familie dieſelben Geſtalten darſtellen. Die Oberfläche der weiblichen Narbe iſt mit den zarteſten Härchen beſetzt, welche, ohne ſichtbare Oeffnung, dennoch auf gleiche organiſche Weiſe die befruchtende Maſſe aufnehmen, als die Wurzelhärchen die Erdfeuchtigkeit. Der Fruchtknoten endlich enthält vor der Befruchtung bloße Bläschen mit Bildungsſaft angefüllt. Nach geſchehener Befruchtung zeigt ſich zuerſt das künftige Pflänzchen, einem Pünctchen gleich, welches in jenem Safte ſchwimmt, den man nun Keimflüſſigkeit nennt. Von der letzteren ernährt, ſchwillt das Pflänzchen entweder ſtärker an, entwickelt ſich mit ſeinen Theilen, und beſonders werden die Saamenlappen, oder die Kotyledonen ſichtbar: oder, wenn die Keimflüſſigkeit nicht verbraucht wird, ſo gerinnt ſie zum Eyweißkörper, und das Pflänzchen bleibt bei den ſogenannten Monokotyledonen unentwickelt.

Pflanzenthiere oder Zoophyten, ſ. Thier.

Pflicht, Pflichten. Von der Pflicht des Menſchen reden wir, und Pflicht erkennen wir nur da, wo die ſinnliche und beſchränkte Natur des Einzelnen etwas Anderes fodert, als die Vernunft, die im Geiſte der Menſchheit ſpricht, und das Geſetz der einen Menſchheit in ſich enthält. Darum ſchreiben wir auch den Thieren keine Pflichten zu, denn ſie ſind der äußern Nothwendigkeit in der Befriedigung ihrer ſinnlichen Triebe und Begierden unterworfen. Ein Weſen dagegen, welches nicht bloß ein ſinnliches iſt, ſondern die Fähigkeit hat, ſeine Natur und die umgebende Welt zu erkennen, trägt darin ſeine Würde, ſich ſelbſt und ſeine Handlungen nach einem freierkannten Geſetze zu beſtimmen (Autonomie). Dieſes Geſetz geht daher nicht, wie das Geſetz der äußern Natur, auf ein Müſſen, dem nicht auszuweichen iſt, ſondern auf ein Sollen, auf eine innere Nothwendigkeit, welche nur dem Vernünftigen, als ſolchem, einleuchtet, auf Handlungen, welche unterlaſſen oder gethan werden können, und die wir in ſofern willkürliche nennen. Was die Vernunft als Geiſt der Menſchheit fodert, iſt das Gute; in dem Auflehnen der willkürlichen Triebe und Neigungen aber gegen die Vernunft beruht der Same alles Böſen. Nun iſt aber der Menſch nur da ſeiner eigenthümlichen Natur getreu, wo die Triebe und Begierden durch Vernunft beherrſcht werden, und er wird erſt dadurch wahrhaft ſittlich frei, und immer unabhängiger von dem Aeußern. Jene innere oder ſittliche Nothwendigkeit daher, das Vernunftmäßige zu thun, dann auch das Thun und Laſſen ſelbſt, wozu das freie Vernunftweſen und eine innere Nothwendigkeit treibt, nennen wir Pflicht. Alle Pflicht beruht alſo darauf, daß das Vernunftweſen ſich innerlich widerſprechen würde, wenn es ſich als ſich ſelbſtbeſtimmendes Vernunftweſen, und die Vernunft als ſeine Würde erkennte, in dem Einwirken auf die umgebende Welt aber dieſe Würde dadurch verleugnete, daß es einem andern Geſetze huldigte, und ſich den Antrieben der ſinnlichen Natur überließe. Je mehr aber die Tugend oder die Vernunftmäßigkeit menſchlicher Handlungen ſich der Vollkommenheit nähert, je mehr alſo die Vernunft die Triebe der ſinnlichen Natur ſich unterworfen hat; deſto geringer wird der Streit zwiſchen Pflicht und Neigung. Daher iſt ebenfalls auch bei dem höchſten Grade ſittlicher Vollkommenheit, welchen Menſchen erreichen, von Pflicht und Geſetz nicht die Rede. Denn das Gute wird hier zu einem freien Triebe der ſittlichen Natur erhoben, die ſich nicht nöthigt, das Vernunftwidrige zu vermeiden; und das Vernunftmäßige gilt nicht als eine Foderung, ſondern als das, was ihre edelſte Neigung befriedigt. Hieraus wird auch klar, daß der Menſch im ſtrengen Sinne die Pflicht nicht üben ſoll, um der Pflicht willen, wie ſich viele ausgedrückt haben, ſondern vielmehr um der höhern Vollkommenheit willen, welche der im Streite mit ſeinen Neigungen begriffene Menſch durch Pflichtübung erlangt, und welche in der Uebereinſtimmung des Menſchen mit der Idee der Menſchheit, ſomit auch in der höchſten Uebereinſtimmung des Menſchen mit ſich ſelbſt beſteht. Der beharrliche Zuſtand der Pflichtübung oder der Herrſchaft der Vernunft über die Sinnlichkeit iſt Tugend; und der Wille, der die Pflicht will, iſt ein guter Wille. Die Pflichten, d. h. die Handlungen, zu welchen wir uns innerlich (d. i. durch Vernunft) genöthigt fühlen, laſſen ſich mannichfaltig eintheilen. Die gewöhnlichſte Eintheilung iſt die in Tu:

gendpflichten und *Rechtspflichten* (nach Andern: *innere*, oder Gewiſſenspflichten, und *äußere*, oder Zwangspflichten). Sieht man nämlich bei den Handlungen der Menſchen auf das äußere Verhältniß derſelben zu einander, ſo gibt es Handlungen, in deren Hinſicht Jeder nur von ſich *ſelbſt* abhängt, bei denen nur ſein Gewiſſen befragt und auf ſeine *Geſinnung* geſehen wird, und Verbindlichkeiten, deren Erfüllung von Andern auch mit äußerm *Zwange* gefodert werden kann, weil einige Handlungen Bedingungen der naturgemäßen Exiſtenz des Menſchen in geſelligen Verhältniſſen ſind, andere entgegengeſetzte dieſelben aufheben. Erſteres ſind die *Tugendpflichten*, von denen die Tugendlehre oder Pflichtlehre im engeren Sinne, letzteres die *Rechtspflichten* oder Verbindlichkeiten (ſ. d. Art.), von welchen vorzugsweiſe die Rechtslehre oder das Naturrecht handelt. Bei letztern wird nur die *Legalität* der Handlungen betrachtet. Sonſt theilt man die Pflichten ein in *unbedingte*, welche keine Einſchränkung geſtatten, und *bedingte*, welche eine ſolche zulaſſen. Da aber das Sittengeſetz unbedingt gebietet, ſo kann es in dieſem Sinne keine bedingten Pflichten geben. Eine alte Eintheilung derſelben war die in *vollkommene* und *unvollkommene*; aber die Bedeutung dieſer Worte wird verſchieden genommen. Gewöhnlich nannte man vollkommene ſolche, bei denen der äußere Zwang zu ihrer Erfüllung hinzutreten kann. Ferner nennt man die Pflichten *allgemeine*, die für alle Menſchen, und *beſondere*, die nur für *beſtimmte* Verhältniſſe gelten. Die ſehr gewöhnliche Eintheilung endlich, welche auf der Verſchiedenheit der *Gegenſtände des Handelns* beruht, nämlich in Pflichten gegen ſich ſelbſt, gegen andere Menſchen, und gegen Gott, iſt neuerlich ſehr beſtritten worden. Vornehmlich dürfte dabei bemerkt werden, daß dieſe Eintheilung die Pflichten gegen die Natur, z. B. gegen die Thiere, ausſchließt. T.

Pflichttheil. In der Regel kann Jeder, wo Vererbung durch Teſtamente Sitte iſt, zu ſeinem Erben wählen, wen er will. Doch hat man faſt in allen Geſetzgebungen auf *nahe Verwandte* Rückſicht genommen, und durch ihr Verhältniß zu dem Erblaſſer das Recht deſſelben zum Wohle der Familien beſchränkt. Das römiſche Recht, welches die Norm aller neuern Rechte geworden iſt, ſetzt ebenfalls eine ſolche Beſchränkung feſt, und verordnet, daß der Erblaſſer einen beſtimmten Theil ſeines Vermögens gewiſſen Perſonen nothwendig hinterlaſſen muß, und daß auch ohne ſeine Erklärung dieſer Theil an ſie fallen ſoll. Dieſer Theil wird der *Pflichttheil* (die legitima, nämlich portio hereditatis) genannt, weil man es mit Recht für eine Pflicht hält, zunächſt für ſeine Anverwandten zu ſorgen. Die nächſten Anverwandten, welche mithin den Pflichttheil fodern können, und daher auch *nothwendige* Erben, zuweilen auch *Notherben* heißen, ſind nach dem römiſchen Rechte: 1) alle *Deſcendenten* (oder Verwandte niederſteigender Linie), ohne Unterſchied des Grades und Geſchlechtes, auch noch ungeboren. Jedoch hat der Grad der Deſcendenten in ſo fern Einfluß, daß man nur *diejenigen* Deſcendenten zur Foderung des Pflichttheils zuläßt, die den Erblaſſer auch ohne Teſtament beerben können, und dem Grade nach die nächſten ſind. In Ermangelung dieſer 2) die *Aſcendenten* (oder Verwandte aufſteigender Linie), ohne Unterſchied, ob ſie von väterlicher oder mütterlicher Seite, mittelbar oder unmittelbar ſind. Nur iſt auch hier wieder die Vererbungsart ohne Teſtament der Maßſtab;

3) die Geſchwiſter des Teſtators, welche aber hier den letzteren nachſtehen, und nur dann auf den Pflichttheil Anſpruch machen können, wenn ihnen eine ehrloſe Perſon im Teſtamente vorgezogen worden iſt, und wenn ſie vollbürtig ſind, oder wenigſtens mit dem Teſtator Einen Vater haben. Dieſer Pflichttheil beſteht nach römiſchem Rechte, wenn vier oder weniger, die ihn fodern können, vorhanden ſind, im dritten Theile, ſind mehr als vier vorhanden, in der Hälfte deſſen, was ohne Teſtament auf jeden dieſer Verwandten kommen würde (der Inteſtatportion). Sind die, welche den Pflichttheil zu fodern haben, zugleich auch die alleinigen nächſten Inteſtaterben (dieſes iſt der Fall bei Deſcendenten), ſo kommt es auf eins heraus, ob man den Pflichttheil als Theil der Inteſtatportion oder des ganzen Vermögens betrachtet. Wenn Kinder und Enkel concurriren, ſo treten die Enkel in die Stelle ihrer Aeltern, ſo daß diejenigen, welche von demſelben Sohne oder derſelben Tochter abſtammen, zuſammen nur für eine Perſon gerechnet werden. Wenn lauter Enkel und keine Kinder vorhanden ſind, ſo kommt es darauf an, ob ſie alle von einem oder von verſchiedenen Stämmen herrühren; im erſteren Falle wird ihr Antheil nach Köpfen beſtimmt, im zweiten Falle werden ſie allemal nur als Stellvertreter ihres eigenen Aſcendenten behandelt, und dann entſcheidet die Zahl der Aſcendenten über die Größe des Pflichttheils. Bei Ausmittelung des Pflichttheils iſt ferner auf den Vermögenszuſtand zur Zeit des Todes des Teſtators zu ſehen. Auch muß vom ganzen Vermögen der Betrag der Schulden abgezogen werden. Der Pflichttheil darf ferner durch nichts beſchwert oder vermindert werden, und jede Beſchwerung wird als nichtig angeſehen. Zu den Beſchwerungen wird es auch gerechnet, wenn ein Teſtator einen Zweck, oder eine Bedingung feſtſetzt, zu und unter welchem der Pflichttheil gegeben werden ſoll. Der Pflichttheil fällt endlich weg, wenn Perſonen rechtmäßiger Weiſe, d. h. unter den im Geſetze vorgeſchriebenen Bedingungen und gültigen Urſachen, enterbt oder übergangen werden. Denn iſt keine rechtmäßige Urſache vorhanden, ſo kann auch das Teſtament von denen, die den Pflichttheil zu fodern haben, umgeſtoßen werden. In Hinſicht dieſer Urſachen, ſo wie in Rückſicht der Größe des Pflichttheils finden in den beſondern Geſetzgebungen viele Abweichungen von dieſen allgemeinen Beſtimmungen Statt.

Pflug, das vornehmſte Ackerwerkzeug, womit der Erdboden aufgeriſſen und umgewendet wird. Man unterſcheidet den gemeinen und den künſtlichen oder verbeſſerten Pflug, deren Beſchreibung wir jedoch hier übergehen. Durch das Pflügen wird der Acker zur Aufnahme der Saat geſchickt gemacht. Es geſchieht zur Winterſaat, wo möglich, viermal, zur Sommerſaat nur zweimal.

Pforr (Johann Georg), ein berühmter Thiermaler, war 1745 zu Upfen in Niederſachſen geboren, und trat als Zögling in die Bergbauakademie zu Reichelsdorf. Schon als Knabe zeichnete er ohne weitere Anleitung Pferde, und erregte dadurch ſo viele Aufmerkſamkeit, daß er von dem Miniſter v. Weitz als Maler in der Porzellanfabrik angeſtellt wurde. Dieſe Art Arbeit gefiel ihm jedoch ſo wenig, daß er nach einigen Jahren zu ſeinen Aeltern zurückkehrte. Als aber 1777 die Malerakademie zu Caſſel eröffnet wurde, wanderte er, ein zweiunddreißigjähriger Mann, wieder als Schüler dahin, erhielt bei der Ausſtellung 1778 den erſten Preis, und wurde bei der folgenden als Mitglied aufgenommen. In dem dortigen Galerie-

inſpector Tiſchbein hatte er einen Freund und in deſſen Schweſter eine Geliebte gefunden, welcher er 1784 die Hand bot. Er ließ ſich häuslich zu Frankfurt nieder, und lebte dort in allgemeiner Achtung, ſtarb aber ſchon 1789 an einer Bruſtkrankheit, die er ſich früher als Bergmann zugezogen hatte. Pforr war ein Mann der Natur und Wahrheit, menſchenfreundlich, dienſtfertig, höchſt gefühlvoll und unverbrüchlich rechtſchaffen. Seine Bilder tragen das Gepräge ſeines Charakters: Wahrheit und ſchöne Natur. Er iſt der deutſche Wouwermanns, ausgezeichnet als Thiermaler, und unübertroffen in der Darſtellung des Pferdes. Seine Bilder, die er nur leicht untermalte, und dann gleich ausführte, ſind in warmer lieblicher Färbung und mit einem kräftigen Pinſel gemalt. Er gab die Gegenſtände, wie er ſie ſah, nicht wie er ſie von andern Meiſtern behandelt fand. Mit äußerſtem Fleiß und Reinlichkeit vollendete er ſeine Handzeichnungen, führte dieſe gern in bunten Tuſchen aus, und beſaß die Kunſt, ſolche Blätter mit einem angenehmen Colorit zu überhauchen. In der Ausführung ging er bis in die kleinſten Details, wobei aber Weichheit und Wärme nicht vergeſſen wurden. Von ihm ſind die meiſterhaften Blätter zu Hünersdorfs Anleitung, Campagnepferde abzurichten. Zu einem Hefte der vorzüglichſten Pferderacen hatte er bei ſeinem Tode elf Platten vollendet. Außerdem gibt es noch einzelne Blätter von ihm.

Pfortader, der Stamm einer Vene, welcher aus mehreren zurückführenden Adern im Unterleibe gebildet wird, dann in die Leber eingeht, ſich in derſelben wieder in Aeſte und Zweige vertheilt und das Material zur Gallebereitung liefert. — Pfortaderſyſtem, alle Venen, welche ſich in den Stamm der Pfortader vereinigen, die vorzüglichſten ſind die Gekrösvenen, die Milzvene, Nierenvenen und Magenvenen. Dieſes Aderſyſtem hat einen wichtigen Einfluß auf die Geſundheit des Menſchen, indem alles Blut von den Eingeweiden des Unterleibes in den Stamm der Pfortader und aus derſelben in die Leber überſtrömt. Dieſe bereitet die Galle daraus und das übrigbleibende Blut ſammelt ſich wieder in Zweige, Aeſte und einen Stamm, welcher ſich mit der untern Hohlader vereinigt. Der Rückfluß des Blutes aus dem Unterleibe hängt alſo von der Thätigkeit der Leber ab. Verrichtet dieſe ihre Function zu langſam und zu ſchwach, ſo wird auch das Pfortaderblut langſamer verbraucht, die Entleerung dieſer Adern geht weniger vor ſich, und das Blut häuft ſich in den zum Pfortaderſyſtem gehörigen Adern ſo an, daß ſich dieſe übermäßig ausdehnen, Knoten bilden und endlich das Blut austritt, woher die ſogenannte Hämorrhoidalkrankheit ihren Urſprung hat.

Pforte (Hohe), ſ. Osmaniſches Reich.

Pforzheim, die wichtigſte Fabrikſtadt im Großherzogthum Baden, liegt im Pfinz- und Enzkreiſe deſſelben, am Eingange des Schwarzwaldes, an der Vereinigung der Flüſſe Nagold und Würm mit der ſchiffbaren Enz, in einem Thale. Sie beſteht aus der eigentlichen Stadt und der drei Vorſtädten, die Brötzinger, die Aue und Altſtadt, und hat 25 Straßen, ein altes Schloß, 650 Häuſer und 5600 Einwohner. Es iſt hier ein adeliches Fräuleinſtift, ein Hoſpital, ein Irren- und Siechhaus, ein Waiſen- und Zuchthaus und ein Pädagogium. Vorzüglich bemerkenswerth iſt dieſe Stadt wegen ihrer Fabriken und wegen ihres Handels. Zu den erſtern gehören beſonders 21 Bijouteriefabriken, deren Goldwaaren nicht unter 14

Karat halten dürfen, wozu eine eigene fürſtliche Controlle aufgeſtellt iſt. Man kann den Werth der verkauften Waaren jährlich auf 600,000 Gulden anſchlagen. Neunhundert bis tauſend Menſchen finden darin ihren Unterhalt. Ferner ſind hier eine Tuchfabrik, welche beſonders feine Tücher und Caſimir verfertigt; eine bedeutende Leinwandbleiche; ein Eiſenhammerwerk, das jährlich 5000 Centner Stab- und Zaineiſen liefert; eine Uhrenfabrik, eine chemiſche Fabrik, ein Kupferhammerwerk, eine Saffiangerberei und eine Türkiſch-Garnfärberei. Der wichtigſte Zweig des Handels iſt der Holzhandel, welchen 1) der Floßverein mit Bauholz und Sägwaaren treibt, und damit den größten Theil der am Neckar und von Mannheim bis Worms am Rhein liegenden Städte und Dörfer verſorgt, und welchen 2) die neue Holländer-Holzcompagnie mit großem Tannen- und Eichenholz treibt, welches ſie unmittelbar nach Holland liefert. Ihr Fond beträgt eine Million Gulden. Zur Beförderung dieſes Holzhandels dienen die Flüſſe Enz, Nagold und Würm, auf welchen außer den aus Holländer- und gemeinem Holz und Sägwaaren beſtehenden Flößen, jährlich über 30,000 Klafter Brennholz in Scheiten aus dem Würtembergiſchen hindurch geflößt werden. Der Oel-, Frucht-, Wein- und Viehhandel ſind gleichfalls nicht unbeträchtlich, wozu beſonders die Lage der Stadt an der Heerſtraße von Frankreich in das ſüdliche Deutſchland günſtig iſt. Pforzheim iſt auch der Geburtsort Reuchlins, welcher hier 1455 geboren wurde. Muth und eine beſondere Anhänglichkeit an ihren Fürſten zeichnete ſtets die Bewohner dieſer Stadt aus, und ſie legten davon einen Beweis ab, wie man ihn in der Geſchichte nicht größer findet. 400 Bürger folgten nämlich ihrem tapfern Markgrafen Georg Friedrich als Leibwache in das Treffen bei Wimpfen, das derſelbe 1622 mit 20,000 Mann gegen die große Uebermacht der Kaiſerlichen unter Tilly lieferte. Schon hatte der Muth über die Mehrzahl geſiegt, als die Pulverwagen der Tapfern zerſprangen und Zerſtörung unter ſie brachten. Flucht war das einzige Rettungsmittel, und Georg Friedrich entſchloß ſich nur dazu auf dringendes Bitten der Seinigen; aber dieſe Rettung war nur dadurch möglich, daß dieſe 400 Treuen ſich für die Uebrigen aufopferten, indem ſie das feindliche Heer ſo lange aufhielten, bis die Ihrigen entronnen waren, und ſie ſelbſt den Tod fanden.

Pfropfen (Impfen) heißt in der Gärtnerei, das abgeſchnittene Reis eines Baumes dem Stamme eines andern ſo einfügen, daß es mit demſelben zuſammenwächſt. Es giebt dabei ein doppeltes Verfahren. Entweder ſpaltet man den Stamm, dem man das Pfropfreis einſetzen will, in der Mitte mit einem Meſſer und ſteckt das gehörig zugeſchnittene Pfropfreis ſo ein, daß Rinde auf Rinde paßt, oder man löſet auf der einen Seite des Stammes die Rinde etwas ab, und ſteckt das Pfropfreis dahinter ein. Die Pfropfreiſer werden im November, oder, bevor die Knospen anſchwellen, im Frühling abgeſchnitten; im erſten Fall muß man ſie im Keller aufbewahren, damit ſie nicht trocknen, auch vor dem Schimmel in Acht nehmen. Man wählt zum Pfropfen allemal vorjährige, glatte, gerade und geſunde Zweige von lebhaftem Wuchſe. Man kann dem Reiſe drei bis fünf Augen laſſen. Das Pfropfen geſchieht gewöhnlich von der Mitte des Märzes bis in die Mitte des Aprils, wobei jedoch die Witterung ſowohl als die Art der Bäume zu berückſichtigen iſt. Die zu pfropfenden Stämme können 1 bis 2 Zoll im Durchmeſſer haben; ob man ſie höher oder tiefer pfropft, iſt gleichgültig, doch ſoll es ſicherer ſeyn.

die Stämme einige Zoll über der Erde abzuſchneiden. Den Spalt macht man nicht in der Mitte; denn das Mark des Stammes darf nicht verletzt werden. Die Rinde auf beiden Seiten des Spaltes muß glatt durchſchnitten und nicht gefaſert ſeyn, weil dieß das Verwachſen hindert; die äußere Rinde des Keils aber am Pfropfreis genau mit der Rinde des Stammes zu beiden Seiten des Spalts anſchließen, außerdem kann es nicht wachſen. Iſt der Stamm einigermaßen ſtark, ſo hält er das Pfropfreis von ſelbſt feſt, und man braucht den Spalt nur mit Baumwachs oder einer andern guten Baumſalbe, die nicht aufſpringt, zu bedecken, damit keine Luft eindringen kann. Das Pfropfreis ſchießt noch in demſelben Jahre anſehnlich. Bei ſchwachen Stämmen genügt ein Pfropfreis, bei ſtarken kann man zwei bis vier einſetzen. Ueber das **Copuliren**, eine eigene Art des Pfropfens, ſ. d. eigenen Art.

Pfuel (Ernſt v.), preußiſcher Oberſt im Generalſtabe, geboren zu Berlin um das Jahr 1780, wurde daſelbſt in der Militär-Akademie erzogen, legte einen guten Grund in den mathematiſchen Wiſſenſchaften, und in der Kunſt der Leibesübungen, worin er es ſpäterhin, beſonders im Fechten und Schwimmen, zu großer Vollkommenheit brachte. Als Offizier bei dem Regiment des Königs in Potsdam verwandte er den eifrigſten Fleiß auf alle Gegenſtände des Kriegsweſens, deſſen damalige Beſchaffenheit ſeinem höher ſtrebenden Geiſte bald ungenügend wurde. Er bereiſete Deutſchland, die Schweiz, einen Theil von Italien, und hielt ſich mit ſeinem Freunde Heinrich v. Kleiſt längere Zeit in Paris auf. Seine fortgeſetzten, auf eigenthümlichem Wege und größtentheils einſam betriebenen Geiſtesarbeiten machten ihn bald in allen Fächern höherer Bildung einheimiſch, und ſchmückten den edelſten Charakter mit aller geiſtigen Annehmlichkeit. Der unglückliche Krieg 1806, den er im Generalſtabe des Generals Blücher bis zur Capitulation von Lübeck mitmachte, gab ihm eine größere Kriegserfahrung, und machte das Wohl des Vaterlandes zu dem einzigen Gegenſtande ſeines Sinnens und Trachtens. Nach einem längern Aufenthalte in Dresden trat er im J. 1809 als Hauptmann in öſterreichiſche Kriegsdienſte, und kam nach dem Frieden in Beſatzung nach Prag. Hier fand er in dem Umgange des Freiherrn von Stein und anderer Männer neue Nahrung für die mannichfachen Betrachtungen, welche die politiſche Welt damals weckte. Auch war er auf mehr als eine Art thätig und nützlich. Eine große Schwimmanſtalt, zunächſt für das Militär beſtimmt, wurde unter ſeiner Mithülfe errichtet, und von ihm durch die vortrefflichſte Leitung belebt. Zur Errichtung einer gleichen Schwimmanſtalt in Wien wurde er mit würdiger Anerkennung ſeines Verdienſtes dahin zu dem Generalſtabe verſetzt. Er kehrte jedoch nach dem Ausbruche des Kriegs gegen Rußland im Jahr 1812 nach Prag zurück, und ſuchte ſodann über Dänemark und Schweden nach Rußland zu gelangen. Es gelang ihm, den eifrigen Verfolgungen der Franzoſen in Berlin, Hamburg und Helſingör, wo er ſchon durch den Sund zu ſchwimmen entſchloſſen war, glücklich zu entkommen. Von Petersburg, wo er ruſſiſche Dienſte genommen, eilte er ſogleich zur Armee, die er in Kaluga fand. Den ewig denkwürdigen Rückzug und Untergang der franzöſiſchen Armee hat er als Augenzeuge in einer kleinen Schrift beſchrieben, die in alle Sprachen überſetzt und in unzähligen Auflagen verbreitet worden. Er begleitete nachher von Berlin aus den General Tetenborn nach Hamburg, und blieb während der folgenden Kriegs-

zeit als Chef des Generalſtabs bei demſelben. Seine hier bewieſene Thätigkeit und Geſchicklichkeit iſt oftmals öffentlich gerühmt worden. In allen Gefechten, beſonders in dem glücklichen Treffen bei der Görde, bewies er die kaltblütigſte perſönliche Tapferkeit. Nach Beendigung des Feldzugs in Frankreich, wo er fortwährend die weſentlichſten Dienſte geleiſtet, trat er als Oberſt wieder in den preußiſchen Generalſtab. Als ſolcher war er im Feldzuge von 1815 bei dem Feldmarſchall Blücher, der ihn perſönlich ungemein ſchätzte, und erwarb ſich neben den Generalen Gneiſenau und Grollmann das hohe Verdienſt, unerſchüttert von den Unfällen der Schlacht von Ligny zu den glänzenden Erfolgen der Schlacht bei Belle-Alliance vorzüglich mitgewirkt zu haben. Nach dem Einzuge in Paris wurde Pfuel zu dem ehrenvollen und wichtigen Poſten eines Commandanten der Stadt Paris ernannt. Mit welcher Klugheit, Mäßigung und Gerechtigkeit er dieſes ſchwierige Amt während vier Monate geführt, iſt ſelbſt von den Franzoſen, die er oft mit Strenge behandeln mußte, dankbar anerkannt worden. Die Rechtſchaffenheit und Würde ſeines Charakters geboten auch dem erbitterten Feinde Anerkennung und Achtung.

Pfund, ein Gewicht, deſſen Schwere nicht überall und in allen Fällen gleich iſt. Das gewöhnliche Pfund (**Kramerpfund**) hält meiſtens 16 Unzen oder 32 Loth. Ein Pfund Fleiſchergewicht iſt ſchwerer. So haben auch die Tuchmacher ſchwerere Pfunde. Im **Apothekergewicht** hält das Pfund nur 12 Unzen oder 24 Loth, und ehemals war bei dem Gold- und Silbergewicht ein Pfund nur 8 Unzen oder 16 Loth, eine Mark, daher man an einigen Orten Mark und Pfund noch gleichbedeutend gebraucht. Das ſchwere Pfund, wonach die Frachten zu Lande und Waſſer, in dieſem Falle beſonders **Schiffpfund**, berechnet werden, hält ungefähr 3 Centner. In Zelle hält ein ſchweres Pfund (oder ein Pfund ſchwer) 320, in Hannover 336, in Bremen 306, in Osnabrück und Hildesheim 300 und an andern Orten nur 280 gewöhnliche Pfund. Außerdem gebraucht man das Wort Pfund, um eine gewiſſe beſtimmte Anzahl von allerlei Dingen zu beſtimmen und zu berechnen, wo häufig auf das Gewicht gar keine Rückſicht genommen wird, ſo z. B. von einer gewiſſen Menge gemünzten Goldes und Silbers, da eine gewiſſe Anzahl Münzen ein beſtimmtes Gewicht haben müſſen und da man die Münzſorten, beſonders die kleinern, häufig zu wägen pflegte. Ein Pfund Schillinge, Pfennige, Heller, ſo viel Schillinge u. ſ. w. als auf ein Pfund oder eine Mark, das heißt 16 Loth, gehen. Da die Schwere der Schillinge u. ſ. w. nicht immer gleich war, ſo ging auch nicht immer eine gleiche Anzahl Schillinge u. ſ. w. auf ein Pfund. Gewöhnlich rechnete man 20 Schillinge, jeden zu 12 Pfennigen, alſo 240 Pfennige auf ein Pfund. In dieſer Bedeutung iſt das Pfund noch in mehrern Ländern eine eingebildete Rechnungsmünze. Ein **Pfund Flämiſch** (in Holland, Flandern und in den niederſächſiſchen Seeſtädten) hält in Hamburg 20 Schillinge flämiſch oder 120 **Schillinge Lübiſch**, d. h. 2 1/2 Thaler. Im Würtembergiſchen iſt ein Pfund 20 Schillinge oder 120 Pfennige. Ein Pfund ſchwarzer Münze, wonach in Bayern die Grundzinſen und gerichtlichen Geldſtrafen berechnet werden, hält 41 Schillinge oder 5 6/7 Gulden weißer Münze. Ein Pfund Pfennige eben dieſer ſchwarzen Münze hat 8 Schilling, 32 Groſchen oder 1 1/7 Gulden weißer Münze. In Bern gilt ein Pfund 7 1/2 Batzen, in Unter-

walden 5 Batzen. Die Bank zu Berlin rechnet nach Bankpfunden (Pfund Banco), jedes zu 30 Groſchen. Die franzöſiſchen Pfunde, Livres, halten ungefähr 6 Groſchen; die italieniſchen Pfunde, Lire, ſind nach den Orten und Ländern verſchieden, die engliſchen Pfunde, Pfund Sterling, ſind die ſchwerſten, und gelten, je nachdem der Cours iſt, 5 bis 6 Thaler und darüber. In weiterer Bedeutung iſt Pfund auch eine Menge von 240 Stücken; an einigen Orten auch ein Flächenmaß, z. B. im Oeſterreichiſchen.

Pfyfer (Ludwig), Ritter und General-Lieutenant in franzöſiſchem Dienſte, geboren zu Lezurn 1715, trat früh in franzöſiſche Kriegsdienſte, wurde 1738 Hauptmann und Ritter des St. Ludwig-Ordens, zehn Jahre darauf Maréchal de Camp und wohnte den Feldzügen von 1734 bis 1747 rühmlich bei. Seine Vaterſtadt ernannte ihn zum Mitgliede des großen und 1752 zum Mitgliede des innern Raths. Im J. 1763 ward er Chef eines Regiments, legte zwar 1768 das Commando deſſelben nieder, blieb jedoch in franzöſiſchen Dienſten und ſtarb im J. 1802. In der Künſtlerwelt hat er ſich ein bleibendes Andenken erworben als Erfinder der in erhabener Arbeit in Wachs modellirten topographiſchen Abbildung eines Theils der innern Schweiz, welche unſtreitig die vollkommenſte Landkarte von dieſem Lande iſt. Ihre geometriſche Genauigkeit in allen Geſtalten der Felſen und Berge, die Treue in den geringſten Fußſteigen, Hütten und Kreuzen, und die außerordentliche Wahrheit in der Nachbildung der Natur verdienen Bewunderung. Reiſende, die von Luzern aus, wo dieſes Kunſtproduct noch jetzt geſehen werden kann, die Alpengebirge und das Innere der Schweiz bereiſen wollen, können zuvor an dieſem Werke jeden Fußpfad, jede Naturmerkwürdigkeit, die ſie zu beobachten haben, kennen lernen, und ſchon der flüchtige Anblick gewährt einen eigenen Genuß.

Phädon, ein Schüler des Socrates, und der Stifter der eliſchen Philoſophenſchule. Seinen Namen führt auch der Dialog des Platon, welcher Socrates letzte Unterhaltungen mit ſeinen Schülern im Gefängniſſe, beſonders über die Unſterblichkeit der Seele, enthält. Denſelben Titel hat Mendelsſohn ſeinem Geſpräche über denſelben Gegenſtand gegeben.

Phädra, Tochter des cretenſiſchen Königs Minos, und der Paſiphae, Schweſter der Ariadne und Gemahlin des Theſeus. Als ſie einſt zufällig ihren Stiefſohn, Hippolytos, den ſie noch nicht geſehen und den ſie nicht als Theſeus Sohn erkannte, fand, verliebte ſie ſich heftig in den ſchönen Jüngling. Dieſer erwiederte ihre Leidenſchaft nicht, weßhalb ſie in raſender Verzweiflung ſich ſelbſt tödtete, und den Geliebten aus Rache eines frevelhaften Angriffs auf ihre Ehre bei ihrem Gatten beſchuldigte. Dieſer ſprach über ſeinen Sohn den Fluch aus, und Poſeidon ließ denſelben durch einen baldigen gewaltſamen Tod des Hippolytos in Erfüllung gehen. Nach Andern wurde Phädra vom Theſeus ermordet. Zwei der berühmteſten tragiſchen Dichter der Alten, Sophokles und Euripides, wählten die Phädra als die Hauptperſon verloren gegangener Tragödien. Daſſelbe hat Racine gethan, deſſen Phädra Schiller überſetzt hat.

S.

Phädrus, ein lateiniſcher Fabeldichter, gebürtig aus Thrazien. Wahrſcheinlich wurde er in einem zarten Alter als Sclav nach Rom gebracht. Hier kam er in die Dienſte des Kaiſers Auguſtus, der ihn freiließ. Von ſeinem Leben iſt nichts weiter bekannt, als daß er un-

ter der Regierung des Tiberius durch die Ungerechtigkeit und Tyrannei des Sejanus, den er überlebte, ſehr litt. Er lebte wahrſcheinlich in mäßigen Umſtänden und ſtarb in einem hohen Alter. Er verfaßte fünf Bücher Fabeln in jambiſchen Verſen, die ſich durch Reinheit und Zierlichkeit des Ausdrucks, ſo wie durch Einfachheit und treffende, lehrreiche Gedanken vortheilhaft auszeichnen. Den Stoff entlehnte er zum Theil aus dem Aeſop, miſchte jedoch auch eigene Geſchichten und Erzählungen ein. Das Werk des Phädrus wird im Alterthume nirgends erwähnt, und Seneca ſagt ſogar, die Römer beſäßen keine Aeſopiſchen Fabeln. Den Neuern blieben ſie bis 1595 unbekannt. Damals entdeckte Franz Pithou eine Abſchrift in der Bibliothek von St. Remi zu Rheims und ſchickte ſie ſeinem Bruder Peter, welcher ſie bekannt machte. Die ſchätzbarſten Ausgaben ſind von Burmann, Amſt. 1698, 8. (oder 1745) und Leiden 1727, 4.; die vollſtändigſte von Schwabe, Braunſchweig, 1806. Chriſt erregte zuerſt Zweifel gegen die Aechtheit der Phädriſchen Fabeln. Mehrere neuere Philologen halten ſie für ein untergeſchobenes Product aus ſpäterer Zeit. Gewiſſer iſt dieß in Hinſicht der unter Phädrus Namen von Janelli und Caſſito herausgegebenen, aber ſchon dem gelehrten Burmann aus Perotti's Handſchrift durch Dorville bekannten 32 neuern Fabeln, welche ſeit 1812 mehrmals abgedruckt worden ſind.

Phaethon, ein Sohn des Helios und der Klymene und Bruder der Heliaden. Auf Antrieb ſeiner Mutter, erzählt die Fabel, bat er den Helios, der ihm die unbedingte Erfüllung eines Wunſches verſprochen hatte, ihn einmal ſeinen Sonnenwagen zu leihen. Kaum aber hatte er ihn beſtiegen, als die Sonnenroſſe, den Lenker verachtend, von der Bahn abſchweiften und Alles entzündeten. Die Aethiopier zur Linken wurden von der nahen Sonne geſchwärzt, und als der Wagen auch zur Rechten über die Erde hinausfuhr, ſchmetterte Zeus den unbeſonnenen Wagenlenker mit ſeinem Donner in den Eridanus. Dort fanden ihn ſeine Schweſtern entſeelt, und betrauerten ihn. Auch der Sonnengott ſelbſt führte den Namen **Phaethon** (der Leuchtende). — In der neuern Zeit gab man dieſen Namen gewiſſen hohen, offenen und leichten Wagen.

Phaläuen, Nachtſchmetterlinge, Nachtvögel, ſ. **Schmetterlinge**.

Phalanx, bei den Griechen ein Truppencorps, das mit langen Spießen bewaffnet und in ein Viereck geſtellt durch die Heftigkeit ſeines Angriffs gewöhnlich in der Schlacht den Ausſchlag gab. Es beſtand anfangs aus 4000 Mann, wurde aber nachher verdoppelt und vervierfacht. Der Befehlshaber eines aus 16,000 Mann beſtehenden Phalanx war zugleich der Oberbefehlshaber. Die Verdoppelung des Phalanx geſchah durch Philipp von Macedonien, daher man ihn auch den macedoniſchen nennt. Gewöhnlich ſtanden die Phalangiten 16 Mann hoch; die hintern Reihen, welche mit ihren Spießen den Feind nicht mehr erreichen konnten, legten dieſelben auf die Schultern ihrer Vordermänner und bildeten dadurch eine Mauer gegen die fliegenden Geſchoſſe der Gegner. Immer iſt der Phalanx in der alten Kriegsgeſchichte wegen ſeiner Unüberwindlichkeit berühmt geweſen.

Phalaris. Dieſer durch ſeine Grauſamkeit im Alterthume berühmte Fürſt war aus Aſtypalea auf Creta gebürtig, wurde von dort wegen ſeiner politiſchen Intriguen verbannt, kam nach Sicilien und wußte ſich hier um das Jahr 571 vor Chr. Geb. der Herrſchaft von

Agrigent zu bemächtigen. Gleich den meiſten Uſurpatoren ſuchte er durch Härte und Strenge die erworbene Gewalt zu behaupten. Das unerhörteſte Beiſpiel ſeiner Grauſamkeit war die Strafe des ehernen Stiers, welchen der Athenienſer Perillus verfertigt hatte. In den hohlen Leib des Stiers wurde der zu Beſtrafende eingeſchloſſen und durch untergelegtes Feuer langſam gebraten. Das Angſtgeſchrei des Unglücklichen ahmte durch einen künſtlichen Mechanismus das Gebrüll des Stiers nach. Phalaris ſoll durch eine Art tyranniſcher Gerechtigkeit den Erfinder dieſes Stiers zuerſt darin haben hinrichten laſſen. Nach einer ungefähr ſechzehnjährigen Regierung kam er in einem Volksaufſtande um. Die unter dem Namen des Phalaris vorhandenen Briefe ſind unecht, wie Bentley gegen Boyle unleugbar bewieſen hat. Die neueſte Ausgabe derſelben iſt von Valkenär, Gröningen 1777, 4.

Phänomen (Erſcheinung) nennen wir jedes Ereigniß, welches wir mittelſt unſerer Sinne in der uns umgebenden Körperwelt wahrnehmen, beſonders eine Luft- und Lichterſcheinung. Alle Phänomene ſind ein Gegenſtand der Naturlehre, welche ſie zu erklären ſucht. Dazu iſt erfoderlich, daß ſie ſorgfältig beobachtet, von Täuſchungen unterſchieden und mit andern Erſcheinungen verglichen werden. Erſt dann wird es möglich, Folgerungen daraus herzuleiten, die auf die Urſachen der Phänomene und durch dieſe auf die allgemeinen Geſetze führen, nach welchen die Natur wirkt. Wo dieß nicht möglich iſt, ſucht man ſich durch Hypotheſen zu helfen. Bei dem Beſtreben, die erſten Urſachen der Phänomene aufzuſinden, wird endlich der Forſcher auf gewiſſe letzte Erſcheinungen treffen, die Gegenſtand einer höhern Wiſſenſchaft, der Metaphyſik, ſind, welche dem Naturforſcher nicht fremd ſeyn darf, da beide Wiſſenſchaften, Phyſik und Metaphyſik, vielſeitig in einander greifen und ſich gegenſeitig aufklären.

Phantaſie, Phantaſtiſch. Sonſt pflegte man in der Seelenlehre die Ausdrücke Phantaſie und Einbildungskraft faſt gleichbedeutend zu gebrauchen, wie man ſie im gemeinen Leben noch täglich verwechſelt. Mit den Fortſchritten der Pſychologie in der neuern Zeit hat man angefangen, die verſchiedenen Geſtalten oder Beziehungen, in welchen die Einbildungskraft erſcheint, genauer zu unterſcheiden (ſ. d. Art. Einbildungskraft) und nennt die Einbildungskraft, in ſofern ſie das Gegebene, Gegenwärtige oder Abweſende vorſtellt, Einbildungskraft (imaginatio) im engern Sinne; in ſofern ſie namentlich das Abweſende vorſtellt, reproductive (nachbildende) Einbildungskraft. Die productive (hervorbringende, ſchöpferiſche) Einbildungskraft aber nennen wir Phantaſie. Das Schaffen in der Phantaſie iſt jedoch kein urſprüngliches in dem Sinne, als ob die Phantaſie einen in der Natur gar nicht vorhandenen Stoff vorſtellen, oder in ihren Bildungen die ſinnlichen Grundformen der Natur und der Grundverhältniſſe des Lebens überſpringen und verändern könnte. Es hängt daher die Phantaſie auch von der Wirkſamkeit des äußern und innern Sinnes ab; denn immer ſtellt ſie das Sichtbare, Hörbare u. ſ. w., und die Veränderungen des innern Lebens vor. Der geborne Blinde kann mithin durch ſeine Phantaſie nicht farbige Geſtalten, der geborne Taube keine Tonbildungen hervorbringen. Ja, bilden wir uns eine Phantaſiewelt ſo ſchön und mannichfaltig aus, wie ſie nimmer in der Wirklichkeit gefunden werden mag, ſo wird das Sinnliche an ihr ſich doch auf Farben, Töne, das Geiſtige auf die innern Veränderungen unſerer

Seele und unſere Verhältniſſe zur Welt beziehen. Sehr richtig ſagt daher Kant in ſeiner Anthropologie: „wir können uns für ein vernünftiges Weſen keine andere Geſtalt als ſchicklich denken, als die Geſtalt eines Menſchen. Daher macht der Bildhauer oder Maler, wenn er einen Engel oder Gott darſtellen will, jederzeit einen Menſchen. Jede andere Figur ſcheint ihm Theile zu enthalten, die ſich ſeiner Idee nach mit dem Bau eines vernünftigen Weſens nicht vereinigen laſſen (als Flügel, Krallen, Hufe u. ſ. w.); die Größe dagegen kann er dichten, wie er will. Eben ſo bleiben wir auch bei dem allgemeinen Typus unſerer Pflanzen- und Thierwelt ſtehen, wenn wir die ſelbſtgeſchaffene Welt der Dichtung beleben und bevölkern wollen." Die Stoffe und Grundformen der körperlichen und geiſtigen Natur werden mithin der Phantaſie von der Natur gegeben; von ihr wird die Phantaſie in ihrem Wirken angeregt. Aber nur die nachbildende Einbildungskraft hält ſich näher an die Erfahrung; die Phantaſie erhebt ſich über die Erfahrung. Sie äußert ſich nämlich 1) als Combinationsvermögen, indem ſie gegebene Formen, mehr oder weniger willkürlich, oder originell, zu neuen Bildern, denen kein Erfahrungsgegenſtand durchaus gleicht, verbindet. Unwillkürlich nämlich wirkt ſie, wo man dem Gedanken mehr leidend überlaſſen iſt, und die Vorſtellungen ſich nach dem Naturgeſetze der Vergeſellſchaftung gleichſam von ſelbſt zuſammenſinden, beſonders wenn die erregte Nerventhätigkeit auch ohne Anregung der Sinnesorgane Bewegungen in der Seele hervorbringt. Der Traum (wo jedoch die Einbildungskraft ſich oft auch reproductiv äußert), und der durch geiſtige Getränke bewirkte Rauſch, das ſogenannte Phantaſiren der Fieberkranken, die Träumerei des Wachenden, welcher der Phantaſie ſich ſo unumſchränkt überläßt, daß er nur ſeinen Einbildungen nachhängt, und ſie auf wirkliche Erfahrungen überträgt, ſind ſolche Zuſtände (ſ. Phantasmen). In den letztern Fällen wird jedoch nicht alle Willkür und alles Selbſtbewußſeyn aufgehoben, welches bei den Geiſteskrankheiten höherer Grade, oder im ſtarken Rauſche, bei welchem eine unumſchränkte Herrſchaft der Einbildungskraft und Verwechſelung der eingebildeten mit der wirklichen Welt eintritt, der Fall iſt. Mit Willkür und Bewußtſeyn äußert ſich die Phantaſie, wenn ſie entweder zu einem beſtimmten Zwecke Vorſtellungen zu neuen Bildungen verbindet (wie bei der Erfindung ſolcher Gegenſtände, welche den ſogenannten nützlichen Künſten angehören, z. B. gewiſſer Maſchinen), oder ohne einen ſolchen Zweck zu haben, ſich gleichſam den Eingebungen eines höhern Geiſtes überläßt, und nach dieſen ein anſchauliches Ganzes bildet. Dort wird ſie noch durch den Verſtand (das Vermögen der Zwecke) beherrſcht; hier wirkt ſie herrſchend in dem Chore der Geiſteskräfte und wird in vorzüglicher Beziehung auf Poeſie das Dichtungsvermögen genannt. Sie iſt aber auch 2) das Vermögen der Grundanſchauungen (des Raumes und der Zeit, der Geſtalt, Dauer, des Grades, der Zahl u. ſ. w.), welche Vorſtellungen uns nicht durch Erfahrung gegeben werden; daher ſie auch reine Anſchauungen heißen, und die Einbildungskraft in ſofern ſie Quelle derſelben iſt, transſcendental genannt wird. Ohne dieſe Anſchauungen wären die Combinationen der Phantaſie unmöglich, daher ſie im vorzüglichen Sinne productiv iſt. Wir bleiben jedoch bei der Phantaſie, die dieſen Namen vorzugsweiſe führt, noch einen Augenblick ſtehen, um ihr Wirken genauer kennen zu ler-

nen. Die Phantaſie ſchließt ſich noch an die gegebenen Gegenſtände näher an, wenn ſie dieſelben in der Vorſtellung vergrößert, verkleinert oder wiederholt vorſtellt. Hieraus erklärt ſich wohl der Hang vieler Menſchen von großer Einbildungskraft zu übertriebenen Lügen, welche oft unwillkürlich ſind; eben ſo, wie die Phantaſie durch Neigungen und Abneigungen (z. B. Neid) angeregt, auch abſichtlich oder unabſichtlich gewiſſe Gegenſtände **verkleinert**. Mehr entfernt ſich die Phantaſie von den Sinnesanſchauungen, wenn ſie die Gegenſtände ſelbſt, oder ihre Theile **in anderer Ordnung** zuſammenſtellt, oder wenn ſie Theile **verſchiedener** Gegenſtände in ein Bild faßt, und ihre Eigenſchaften und Verhältniſſe vertauſcht. Dieſes Wirken wird a) bloß durch die Geſetze der Gedankenaſſociation beſtimmt (durch das Geſetz der Zeitfolge und Gleichzeitigkeit, Aehnlichkeit und Verwandtſchaft der Vorſtellungen, ſo wie deren Beziehungen auf das individuelle Subject), und ſo wirkt die Phantaſie meiſtens im Traume des Schlafenden, wie des Wachenden. Die Seele ſpielt mit den durch die Sinnenwelt veranlaßten Anſchauungen, unbekümmert um deren Gegenſtände — daher nennt man eben das Wirken der Phantaſie ein Spiel mit Bildern —; aber je lebhafter die Phantaſie ihre Bilder entwirft und je mehr das Bewußtſeyn der wirklichen Welt und ſeiner ſelbſt mangelt, wie im eigentlichen Traume und bei den in ſeine Gedanken ganz vertieften Menſchen, deſto leichter vertreten ſie die Stelle der wirklichen Gegenſtände, und man glaubt, das Eingebildete auch **äußerlich** zu ſchauen. Im Traume iſt Jeder dieſer Täuſchung unterworfen, weil dieſer Zuſtand die Vergleichung der angeſchauten Bilder mit den Gegenſtänden nicht zuläßt; wer aber ohne Rauſch im Wachen alſo träumt, daß er die Bilder ſeiner Seele für wirkliche Dinge hält und dieſe nach ſeinen Einbildungen behandelt, zeigt dadurch eine den Verſtand **überwiegende** Phantaſie, und wird darum **Phantaſt** genannt. Der **wahre** Dichter iſt dieß nicht, denn er behält bei allem Glauben an die poetiſche Realität ſeiner Phantaſieproducte immer das Bewußtſeyn ihrer Verſchiedenheit von den wirklichen Gegenſtänden. Indeſſen ſetzt dieſes ſchon einen hohen Grad überwiegender Phantaſie voraus, und man pflegt im täglichen Leben gewöhnlich ſchon den einen **Phantaſten** zu nennen, der ſeine Einbildungen in die wirklichen Gegenſtände hineinträgt, das heißt, ſie im Geiſte vergrößert, ausſchmückt, in beliebige Verhältniſſe ſtellt, und nach dieſen Eingebildeten Vorſtellungen handelt, — kurz ein Menſch von vorzüglich reizbarer Phantaſie. So iſt mancher Menſch, oft nur in Beziehung **einiger** ihn auf irgend eine Weiſe intereſſirender Gegenſtände, Phantaſt (oder phantaſtiſch), und der Dichter hat in ſeinem äußern Leben größtentheils eine **Neigung** dazu, es zu ſeyn. Aber **Eins** unterſcheidet hauptſächlich den Dichter, als ſolchen, von den Träumenden, Phantaſten und Geiſtesverrückten: nämlich die ideale Bedeutſamkeit, Klarheit, Einheit und Originalität ſeiner Bildungen, welche b) nicht aus dem bloßen Geſetze der Gedankenaſſociation zu erklären iſt. Der in reicher Anſchauung gebildete **Geiſt** iſt es, welcher, ergriffen von der Idee, die er in ſich gefunden, dieſe **ſelbſtthätig** zum Principe oder Mittelpunkte ſeiner Bildungen macht, welchem ſich das Einzelne leicht und organiſch anſchließt. Wie kommt es aber, daß man einige Kunſtwerke, vorzüglich Dichtungen, dennoch **phantaſtiſch** nennt? Im Allgemeinen heißt **phantaſtiſch** überhaupt, was der Phantaſie angehört, eine vorherrſchende Phantaſie beurkundet, einer Phantaſiewelt angemeſſener

iſt, als der Wirklichkeit, z. B. eine phantaſtiſche Kleidung, welche in die gewöhnliche Welt nicht paſſen will. Aber iſt dieß der Sinn, wenn man von phantaſtiſchen Dichtungen, Erzählungen u. ſ. w. redet? Spielt nicht jede Poeſie im Reiche der Phantaſie, und iſt vermittelſt ihrer hervorgebracht? Allerdings. Allein die Phantaſie ſticht in Stoff und Behandlung mehr oder weniger hervor; daher hört man ſo oft von einem phantaſtiſchen Stoffe, oder einer phantaſtiſchen Behandlung reden, und nennt ein ſolches Product ſelbſt vorzugsweiſe phantaſtiſch. Das Antike z. B. iſt weniger phantaſtiſch als das Romantiſche; ja zum Begriffe des Romantiſchen gehört das Merkmal des Phantaſtiſchen weſentlich; Dante's, Ariſto's und Taſſo's Gedichte ſind es im hohen Grade. Ferner die Poeſien einer Nation (z. B. der ſpaniſchen) ſind es mehr als die einer andern (z. B. der engliſchen), weil in einigen Nationen die Phantaſie glühender und daher vorherrſchend iſt. Gewiſſe Dichtungsarten und Kunſtwerke ſind ihrem Weſen nach phantaſtiſch, z. B. das Mährchen, die Arabeske. Ja es gibt Dichtungen und Tonſtücke, welche man wegen des freien ungebundenen Ganges, den in ihnen die Phantaſie nimmt, ſelbſt Phantaſien nennt (z. B. Jean Pauls Phantaſie in der Neujahrsnacht); denn das umfaſſende Reich der Kunſt geſtattet jeder Kraft, die von dem poetiſchen Geiſte ausgeht, ihre freie Aeußerung und ihr Gebiet, auch die Laune des Genius darf ſich in ihr, aber nur als Laune des Genius, zeigen, welche ſelbſt in dem freieſten und kühnſten Schwunge das Geſetz der Schwere und der Form ungezwungen und aus eigenem Triebe beobachtet. Ein ſolches Werk hat daher vorzüglich die Eigenſchaft, daß es tief in die Individualität des muſikaliſchen Künſtlers blicken läßt. Ein ſinnreicher Kritiker ſagt daher von der muſikaliſchen Phantaſie: „wenn die Phantaſie der eigentliche Culminationspunkt des aus ſich ſchaffenden Genius iſt, der hier ſein eigenes Seelengemälde zeichnet, und die Form der Kunſt zum bloßen Reflexionsſpiegel ſeines Innern macht, aus dem die Fülle in Klarheit hervortritt: ſo muß dem Kunſtfreunde ein ſolches Werk um ſo ſchätzbarer ſeyn, je reiner ſich in ihm der Genius des Schöpfers ſelbſt, und ohne fremde Beihülfe, ohne Zwang irgend einer aufgegebenen Form darſtellen kann. Die Phantaſie iſt der Monolog des Künſtlers, in dem er das Eigene, Selbſtempfundene rein ausſpricht, während er ſich zu den gegebenen Formen, zum Oratorium, zur Oper u. ſ. w. nur dialogiſirend verhalten, das heißt, nur das geben kann, wozu ihn die gegebenen Formen veranlaſſen. Wenn er begränzt durch aufgeſtellte Kunſtformen, nur immer nach dieſen zu ſprechen, ſich auf dieſe Art mit Fremdem zu vermiſchen, und Fremdes in ſeine Schöpfung aufzunehmen mehr oder minder genöthigt wird; ſo ſind im Gegentheil in der freien Phantaſie alle Feſſeln zerbrochen und der Genius des Künſtlers iſt in ſein Urrecht — älter als die Formen — wieder eingeſetzt, als Schöpfer, als Herrſcher im Reiche der Klänge. Benutzte jeder Künſtler dieſen Wink, oder richtiger, gewöhnte ſich der Genius der meiſten Künſtler minder an die Formen und verſtände ſich auf ſeine eigene Geiſtesemancipation im Reiche der Freiheit: ſo würde jede Phantaſie, vorausgeſetzt, der Künſtler ſey wirklich der Selbſtſchaffenden und nicht der Nachahmenden Einer, eine wahre Selbſtſchilderung, und der hellſte Blick in ſein ſchaffendes Innere ſeyn, aus dem man ſein Walten und Wirken beſchauen, ſich gleichſam in ſeine Gedankenwerkſtätte ſchleichen könnte." — So wirkt nun die Phantaſie mit ihrer zauberi-

ſchen Macht eben ſowohl in dem regelloſen Traume als in den kunſtreichen Labyrinthen des Genius, ſie ſchmückt und verſchönert das Leben des Geiſtesgeſunden durch Kunſt und hohe Ideale, ſo wie ſie es zu einer Quelle mannichfachen Elends für den Geiſteskranken macht, indem ſie überſpannte Wünſche und unerreichbare Foderungen an das Leben erweckt. Sie erhebt in den Himmel, ſie erniedrigt in den Abgrund des Laſters, wo ſie der niedern Sinnlichkeit dient; ſie iſt die Brücke von der Erde zum Himmel, der farbige Regenbogen, auf welchem die Götter in das Leben der Menſchen ſchreiten, und ſchön ſingt Arndt (in ſeinen Gedichten S. 86) von ihr:

Vom Himmel komm' ich,
Zur Erde flieg' ich,
Bringe der Erde die Sterne,
Dem Himmel die Blumen;
Bin die Gemeinſchaft
Des hohen Olympus
Und des grünen Gefilds ꝛc.

Es iſt zu verwundern, daß wir die Phantaſie nicht in die Reihe mythiſcher Perſonificationen der Griechen und Römer antreffen, denn der Phantaſus iſt nach Ovids Verwandlungen nur ein Sohn des Somnus oder des Schlafgottes, und zwar nur derjenige, welcher lebloſe Dinge zeigt oder darſtellt. Wie weit dieſe Vorſtellung von der aufgeſtellten Idee der Phantaſie entfernt ſey, wird Jeder leicht einſehen. T.

Phantasmagorie, die Kunſt Scheinbilder, z. B. menſchliche Geſtalten, durch täuſchende Mittel, z. B. Hohlſpiegel, erſcheinen zu laſſen.

Phantasmen, Erſcheinungen (aus dem Griechiſchen von phaino, ich erſcheine), ſind Bilder, welche der Seele ohne einen äußern Gegenſtand, bloß durch die Imagination, ſo lebhaft vorgeſtellt werden, daß ſie dieſelben außer ſich zu ſehen glaubt. Die Seele erhält die Vorſtellungen von der Außenwelt mittelſt der Organe der äußern Sinne, als demjenigen Theile des Nervenſyſtems, welcher der Außenwelt zugekehrt iſt, um die Eindrücke der äußern Gegenſtände aufzunehmen. Die Seele kann aber auch Vorſtellungen erhalten, die zunächſt von keinem äußern Gegenſtande herrühren, indem ſie entweder eigenmächtig ſchon gehabte Vorſtellungen wieder zurückruft, und ſie zu Bildern vereinigt, oder indem durch erregte Nerventhätigkeit im Gehirne Thätigkeiten und Bewegungen entſtehen, welche gewiſſe Vorſtellungen und Bilder in der Seele erregen. Dieß iſt die Imagination oder Einbildungskraft der Seele, das Vermögen der innern Bildung von Vorſtellungen, daher Einbildung. So wie nämlich die Anſchauungen von den äußern Sinnen abhängig ſind, ſo iſt die Imagination an gewiſſe Geſetze der innern Thätigkeit des Gehirns gebunden, und je nachdem dieſe (willkürlich von der Seele, oder unwillkürlich durch Erregung der Nerventhätigkeit) aufgeregt werden, entſtehen innere Bilder ohne äußeres Object. Hiervon rührt auch die Reihefolge der Bilder her, indem nach gewiſſen Geſetzen eine Hirnthätigkeit die andere, und demnach ein Bild immer ein verwandtes hervorruft, welches die Geſetze der Ideenverbindung beſtimmen. Bei geſundem Zuſtande des Körpers und regelmäßiger Thätigkeit des Geiſtes erlangen nun zwar die Bilder der Phantaſie nie den Grad von Stärke und Deutlichkeit, daß die Seele ſie mit

Anſchauungen verwechſeln könnte, ſondern ſie iſt ſich immer des Unterſchiedes von denſelben bewußt. Allein durch krankhaften Zuſtand des Körpers oder durch ungeregelte Thätigkeit des Geiſtes können auch im wachenden Zuſtande Bilder der Phantaſie ſo lebhaft werden, daß ſie die Stärke der Anſchauungen erlangen, und einen wirklichen Gegenſtand vorzuſtellen ſcheinen, ſo daß ſie durch das Bewußtſeyn ſchwer, oder, wenn dieſes geſtört iſt, gar nicht von jenen unterſchieden werden. Dieſes ſind alsdann die Phantaſmen oder Erſcheinungen. Sie ſind theils willkürlich erregt, theils erfolgen ſie unwillkürlich. Die Seele kann durch ungeregelte Thätigkeit, durch Hinwendung aller Kraft auf die Imagination, dieſe ſo ſehr erhöhen, daß ſie einen Gegenſtand wirklich außer ſich zu ſehen glaubt, der doch nicht da iſt. Auch Leidenſchaften, Affecten, angeſtrengte Thätigkeit der Seele, können ſie in einen ſolchen aufgeregten Zuſtand verſetzen. So hat man Beiſpiele, daß nach einem ſehr unruhvollen Tage ein exaltirter Menſch Abends nach dem Schlafengehn das Geſicht eines Menſchen auf ſeinem Kopfkiſſen neben ſich liegen ſah, das zuweilen Aehnlichkeit mit einem Bekannten, zuweilen auch nicht hatte, das er mit vollem Bewußtſeyn und deutlich ſah, und welches nur allmählig immer bläßer ward und endlich verſchwand. Man hat die glaubwürdige Erzählung von einem alten Anatomen, welcher, nachdem er ſich den ganzen Tag mit anhaltender Anſtrengung bis in die Nacht mit dem Seciren eines todten Körpers beſchäftigt hatte, eine wirkliche Geſtalt auf ſeinem Stuhle ſitzen ſah. Perſonen, welche an einen abweſenden Freund und Geliebten mit großer Sehnſucht und Anſtrengung ihrer Phantaſie dachten, ſahen dieſen plötzlich in wirklicher Geſtalt vor ſich. Haller erzählt in ſeiner Phyſiologie, daß Cardanus im wachenden Zuſtande Alles geſehen habe, was er zu ſehen wünſchte, doch wären die Bilder vor ſeinen Augen auf- und niedergeſtiegen. Jemand, der unter den Ruinen eines alten Kloſters herumging, und mit großem Eifer einmal eine Nonne zu ſehen wünſchte, ſah auf einmal eine in vollem Ornate vor ſich ſtehen (Reil über die Fieber). Durch öftere Gewohnheit entſteht bei manchen Perſonen eine Fertigkeit, ſolche Phantaſmen willkürlich hervorzurufen, auch geräth die Phantaſie zuweilen in eine ſo krankhaft erhöhte Stimmung, daß ſie öfters, auch ohne willkürlich erregt zu ſeyn, erſcheinen, ſo daß ſolche Perſonen geneigt werden, ſie für wirklich beſtehend, für Erſcheinungen Abweſender, Geſtorbener, für Geiſter, oder für wirkliche, ſchon geſchehene oder noch zukünftige Begebenheiten, wenigſtens für Anzeigen derſelben zu halten. So glaubte Taſſo in den letzten Jahren ſeines Lebens, daß eine Geſtalt, die ihm öfters erſchien, ein Geiſt ſey. Einer ſeiner Freunde, der Ritter Manſo, ſuchte ihn zu überreden, daß dieſe Erſcheinung eine Täuſchung ſeiner Phantaſie ſey; allein Taſſo bat ihn, einer ſolchen Zuſammenkunft beizuwohnen, um ſich von der Wahrheit zu überzeugen. Manſo kam, und mitten in der Unterredung heftete Taſſo auf einmal ſeinen Blick auf ein Fenſter, blieb unbeweglich, und nannte den vermeinten Geiſt bei ſeinem Namen. Hier iſt der freundſchaftliche Geiſt, ſagte er zu Manſo, der ſich mit mir unterhalten will; gieb Acht, und überzeuge dich, daß Alles Wahrheit ſey, was ich geſagt habe. Manſo ſah und hörte nichts, Taſſo aber ſprach mit großem Ernſte zu dem Geiſte, legte ihm Fragen vor, und antwortete ihm. Endlich nahm der Geiſt Abſchied und endigte dadurch die Unterredung (Reils Fieberlehre, 4r Band). Es können aber auch bloß von körperlichen Urſachen, ohne Exaltation des

Gemüths und der Phantaſie, ſolche Phantasmen entſtehen, wobei der Menſch ſeine völlige Beſonnenheit und das Bewußtſeyn hat, daß die Bilder ohne wirkliches Object ſind. So erzählt Bonnet (analytiſche Verſuche über die Seelenkräfte, Bremen 1770) von ſeinem Großvater, einem Manne von übrigens vollkommner Geſundheit, Aufrichtigkeit und guter Beurtheilungskraft, daß er mitten im Wachen, ohne den geringſten äußern Eindruck zu haben, von Zeit zu Zeit Figuren von Manns- und Frauensperſonen, von Vögeln, Wagen, Gebäuden u. a. m. vor ſich geſehen habe. Er habe dieſe Figuren ſehr deutlich verſchiedene Bewegungen machen, ſich nähern, entfernen, größer und kleiner werden, verſchwinden und wieder erſcheinen ſehen. Er habe aber recht gut gewußt, daß dieſe Geſtalten keine äußere Gegenſtände wären. Aehnliche Beobachtungen machte Nicolai an ſich ſelbſt. Er war ſchon etwas kränklich, durch mancherlei unangenehme Begegniſſe mißmuthig geſtimmt, und hatte noch dazu einen gewohnten Aderlaß und das Anſetzen von Blutigeln übergangen. Als ihn im Februar 1791 mehrere Vorfälle in unangenehme Gemüthsbewegung verſetzt hatten, ſtand plötzlich die Geſtalt eines Verſtorbenen vor ihm. Noch denſelben Tag erſchienen verſchiedene andre wandelnde Geſtalten. In den folgenden Tagen ſah er die Geſtalt des Verſtorbenen nicht mehr; hingegen kamen viele andere bekannte und unbekannte, aber größtentheils unbekannte Perſonen zum Vorſchein. Die bekannten waren meiſtens lebende, aber entfernt wohnende Perſonen. Dieſe Erſcheinungen kamen ohne ſeinen Willen, und er war durch die größte Anſtrengung nicht im Stande, das Bild dieſer oder jener Perſon mit Willkür hervorzubringen. Sie erſchienen bei Tage und Nacht, in fremden Häuſern weniger, auf der offenen Straße ſelten. Zuweilen verſchwanden ſie durch das Verſchließen der Augen, und waren in der nämlichen Geſtalt da, wenn er die Augen wieder öffnete. Meiſtens waren es menſchliche Geſtalten beiderlei Geſchlechts, die zuweilen Geſchäfte mit einander zu haben ſchienen, meiſtens aber ohne Verkehr durch einander gingen. Sie erſchienen in Lebensgröße, mit verſchiedenen Färbungen der unbedeckten Theile, in Kleidern von allerlei Farben, die jedoch bläſſer als an wirklichen Objecten waren. Mit der Zeit kamen die Erſcheinungen häufiger und öfter. Nach vier Wochen fingen ſie auch an zu reden, theils unter ſich, theils redeten ſie den Kranken an. Am 20ſten April wurden ihm Blutigel angelegt. Das Zimmer wimmelte von menſchlichen Geſtalten aller Art, die ſich unter einander drängten. Dieß dauerte ununterbrochen fort bis gegen Abend, da die Geſtalten anfingen, ſich langſamer zu bewegen. Kurz darauf begannen ihre Farben allmälig bläſſer zu werden, ohne daß die beſtimmte Figur der Geſtalten wäre verändert worden. Späterhin waren ſie alle ganz weiß und bewegten ſich wenig; allmälig wurden auch die Umriſſe der Geſtalten unbeſtimmter, und ſie zerfloſſen endlich gleichſam in der Luft. Von einigen waren eine Zeit lang noch einzelne Stücke zu ſehen, die nach und nach auch vergingen. Eine Täuſchung des Gehörſinns begegnete auch Mendelsſohn, da er im J. 1772 durch anhaltende Geiſtesanſtrengungen in eine Nervenkrankheit verfiel, in welcher er das laute Reden nicht vertragen konnte. War ihm dieß am Tage doch vorgekommen, ſo fiel er am Abend in einen unvollkommenen kataleptiſchen Zuſtand, indem eine laute und kräftige Stimme ihm die einzelnen mit einem hohen Accent ausgeſprochenen oder ſonſt laut geredeten Worte und Sylben, die er am Tage gehört hatte, ſo heftig wieder zurief, daß ihm davon die Ohren gellten.

Bei Kranken, deren Bewußtſeyn geſtört oder ganz unterdrückt iſt, in Fiebern, oder in manchen Arten des Wahnſinns, kommen ebenfalls Phantasmen vor, welche alsdann Delirien, Fieberphantaſien heißen, und wegen ihrer Lebhaftigkeit von den Kranken für wirklich gehalten werden. Vergl. d. Art. Irreſeyn. H.

Phantaſtiſch, ſ. Phantaſie.

Phantaſus, ein Sohn des Schlafs, der in Träumen nur lebloſe Dinge darſtellte. S. Morpheus.

Phantom, eine Erſcheinung, die unſere Einbildungskraft erzeugt, ein Trugbild. Vergl. Phantasmen.

Pharao, ſ. Aegypten. Sonſt hatten die vier Kartenkönige ſämmtlich bibliſche Königsnamen. Pharao (der trotzige Aegypter) wurde wegen ſeines unternehmenden Muths in Hazardſpielen am liebſten beſetzt, daher der Name des Pharaoſpiels. Vergl. den Art. Hazardſpiele.

Phariſäer nannten ſich die Glieder einer Secte oder theologiſchen Schule unter den Juden, die zur Zeit der Maccabäer entſtanden zu ſeyn ſcheint, und neben den Geſetzbüchern Moſis noch eine Menge für mündliche Traditionen von Moſes her ausgegebener Lehren und Satzungen mit den Gloſſen ſpäterer Ausleger (nach dem Exil) als Erkenntnißquelle der jüdiſchen Religion betrachteten und mit nicht geringerer Pünktlichkeit als das Moſaiſche Geſetz ſelbſt beobachten zu müſſen glaubten. Von den Sadducäern unterſchieden ſie ſich durch den Eifer für dieſe Traditionen und durch den Glauben an die Auferſtehung der Todten. Der Kleinigkeitsgeiſt ihrer Religionsanſicht und ihr Ehrgeiz machte ſie zu Heuchlern, die bei einer ſchlaffen Moral das höchſte Weſen durch äußere Werkheiligkeit und mönchiſche Büßungen zu gewinnen meinten, und ſich durch das Anſehn vorzüglicher Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit, das ſie ſich mit vielem Gepränge gaben, in der Gunſt des Volks zu befeſtigen wußten. Sie zählten die bedeutendſten Geſetzlehrer (Schriftgelehrten) und Staatsmänner in Judäa zu ihren Gliedern, und da Perſonen aus allen Ständen, ja ſelbſt Weiber, zu ihrer einem Ordensverbande ähnlichen Verbindung Zutritt erhielten, ſo gewannen ſie durch ihre Verbindungen einen politiſchen Einfluß, der unter den Maccabäern und Hasmonäern mehrere Male über das Schickſal des jüdiſchen Staats entſchied, und den Ueberreſt von Macht, den die Römer dem hohen Rathe zu Jeſu Zeiten ließen, in ihre Hände brachte. Der phariſäiſche Lehrbegriff hat in dem neuern Judenthume die Oberhand behauptet und den Talmud ſanctionirt. Der Ausdruck Phariſäer wird aber nur noch bildlich von Scheinheiligen gebraucht, deren Charakter an die im neuen Teſtamente auftretenden Phariſäer erinnert. E.

Pharmaceutik, ſ. Apothekerkunſt.

Pharmacie iſt die Kenntniß der Arzneimittel, ihrer Bereitung und Miſchung. Pharmacologie, Lehre von den Arzneimitteln und ihrer Zubereitung. Bei den Griechen hieß pharmakon ſowohl Arznei, als Gift; ein Beweis, daß ſie jedes Arzneimittel, zu ſtark oder falſch angewendet, für eben ſo ſchädlich als Gift hielten, oder daß ihre Mittel meiſtens aus derjenigen Claſſe waren, welche ihrer heftigen Wirkung wegen unter die Gifte gerechnet wurden. In der That waren die Mittel, welche ſie eigentlich unter die Arzneimittel rechneten, meiſtens heftig wirkende, vor denen ſie ſelbſt eine gewiſſe Scheu hatten. So lange als möglich ſuchten ſie mit diätetiſchen

Vorſchriften und Mitteln auszulangen, nur chroniſchen und hartnäckigen Krankheiten ſetzten ſie jene pharmaca entgegen. (Vergl. d. Art. Apothekerkunſt) Die Pharmacie iſt eigentlich nur ein Theil der Apothekerkunſt, und beſchäftigt ſich bloß mit der Kenntniß der einfachen Naturproducte, in ſofern ſie durch beſondere Bearbeitung zu Arzneimitteln geſchickt gemacht werden ſollen, und mit der Chemie nur in ſofern, als verſchiedene chemiſche Operationen zur Bearbeitung der Producte zu Arzneimitteln nöthig ſind. — Pharmakopöe (welches eigentlich die Bereitung der Arzneien, Arzneibereitungskunſt bedeutet) nennt man vorzüglich eine Vorſchrift zur Zubereitung und Verfertigung der einfachen und zuſammengeſetzten Arzneimittel. Man hat deren zu allen Zeiten und in allen Ländern verſchiedene gehabt, je nachdem der Stand der Cultur und Aufklärung in der Arzneikunſt und denjenigen Wiſſenſchaften war, aus denen die Pharmacie zuſammengeſetzt iſt. Noch jetzt hat jedes einzelne Land, und in Deutſchland beinahe jeder einzelne Theil deſſelben eine andere Pharmakopöe, ja in manchen kleinern Ländern iſt die Medicinalverfaſſung noch ſo elend, daß nicht einmal eine Pharmakopöe geſetzlich beſtimmt iſt, nach welcher alle Apotheker des Landes arbeiten müſſen. Hieraus entſtehen bedeutende Nachtheile. Ein Apotheker arbeitet willkürlich nach dieſer, ein Anderer nach einer andern Vorſchrift. Der Eine hat eine alte, der Andere eine neue Pharmakopöe. Da nun viele zuſammengeſetzte oder künſtlich zubereitete Mittel in den Apotheken vorräthig gehalten werden, die nach verſchiedenen Pharmakopöen auch verſchieden bearbeitet werden, ſo können die Aerzte niemals wiſſen, von welchem Gehalte und welcher Stärke die Mittel ſind, die ſie verordnen, und ein Recept, das in drei oder vier verſchiedenen Apotheken verfertigt wird, kann auch eben ſo oft in ſeiner Wirkung verſchieden ausfallen. H.

Pharſalus, jetzt Farſa, eine Stadt in Theſſalien in Griechenland, berühmt durch die Schlacht, in welcher Cäſar den Pompejus überwand. (S. d. Art. Cäſar und Pompejus) — Pharſalia, ſ. Lucanus.

Pharus, Pharos (Leuchtthurm), iſt ein an den Seeküſten oder bei einem Hafen aufgeführter hoher Thurm, auf deſſen oberem und offenem Theile des Nachts ein Feuer unterhalten wird, oder eine große Laterne aufgehängt iſt, worin ein ſtarkes Licht von Fackeln oder dergleichen angezündet wird, damit die Schiffe in der Ferne ihren Lauf darnach richten können. (Vergl. die Art. Baake und Fanal.) Der Name rührt von der Inſel Pharos vor Alexandrien her, welche den Hafen dieſer Stadt deckte. Auf dem öſtlichen Vorgebirge dieſer Inſel ließ Ptolemäus Philadelphus (ungefähr 300 vor Chr. Geb.) durch den Cnidier Soſtratus einen Leuchtthurm aus weißem Marmor aufbauen, welcher aus acht gewölbten Stockwerken beſtand, und nahe an 600 Fuß hoch war. Auf dem Gipfel deſſelben wurde des Nachts ein Feuer unterhalten, deſſen Schein man 300 Stadien weit wahrnehmen konnte. Auch war er ſelbſt am Tage wegen der blendenden Weiße des Marmors weit ſichtbar, und wurde wegen ſeiner großen Pracht zu den ſieben Wunderwerken der Welt gezählt.

Phaſen heißen die veränderlichen Geſtalten, welche die Planeten von ihrer verſchiedenen Beleuchtung durch die Sonne annehmen, ſo daß ſie uns bald rund, bald oval, bald ſichelförmig, bald wie ein

dunkler Fleck erſcheinen. Ueber die **Mondphaſen** ſehe man den eigenen Artikel.

Phelloplaſtik (von dem griechiſchen φελλος) hat Böttiger die Kunſt genannt, aus geſchnittenem Kork die Werke der Architektur in verkleinerten Nachbildungen darzuſtellen. Sie iſt die Erfindung eines römiſchen Künſtlers, der ſie in den achtziger Jahren erſann und mit großer Meiſterſchaft zur Ausführung brachte. Die Arbeiten deſſelben kamen auch nach Deutſchland (Gotha, Caſſel, Leipzig, Darmſtadt u. ſ. w.) und gaben Herrn **Mey** (ſ. d. Art.) Veranlaſſung, ſich gleichfalls in dieſer ungemein anmuthigen Kunſt zu verſuchen. Durch dieſen geſchickten Künſtler wurde die Phelloplaſtik zu noch höherer Vollkommenheit gebracht und auch auf Werke der gothiſchen Baukunſt ausgedehnt. Der große Werth dieſer Kunſt iſt entſchieden. Es iſt durch ſie die Möglichkeit gegeben, alle Baudenkmäler der Welt auf die treueſte und ſchönſte Art zur vielſeitigſten Anſchauung zu bringen. Sie dient mithin für das Studium der Hiſtorie, Archäologie und Geſchichte der Kunſt ſelbſt; an den phelloplaſtiſchen Werken läßt ſich alles auf dieſe Wiſſenſchaften Bezügliche nachweiſen, was mit Kupferſtichen nur ſehr unvollkommen erreicht wird. Von ſehr großem Nutzen muß ferner die Phelloplaſtik für Kunſtſchüler werden, da man mittelſt derſelben architektoniſche Werke des claſſiſchen Alterthums zum Studium aufſtellen kann und zugleich durch ſie ein treffliches Mittel erhält, neue Gebäude — als Kirchen, Paläſte, Brücken u. ſ. w. — vor ihrer Ausführung in ungleich ſchönern Modellen darzuſtellen, als in Holz, Thon, Stein, Pappe geſchehen kann. Dieſe Kunſtcharakteriſtik der Phelloplaſtik erwägend, muß jeder Kunſtkenner und Liebhaber den lebhafteſten Wunſch fühlen, daß dieſelbe von Seiten des Staats die gehörige Würdigung, Aufnahme und Aufmerkſamkeit finden und immer mehr zu ihrer ſchönen Beſtimmung befördert werden möchte.

Pherecydes, einer der ältern berühmtern Philoſophen. Er war auf der cycladiſchen Inſel Syros geboren, und lebte um die Mitte des ſechsten Jahrhunderts vor Chr. Geb. Pythagoras war ſein Schüler. So unbeſtimmt und mangelhaft die vorhandenen Nachrichten über dieſen merkwürdigen Mann ſind, ſo geht doch ſo viel daraus hervor, daß er ein ungemeines Anſehn behauptete, und für einen Propheten galt; ja wohl auch ſelbſt, durch ſeine ſchwärmeriſche Einbildungskraft verleitet, ſich dafür hielt und ausgab. Sein Tod wird auf ſehr verſchiedene Weiſe erzählt. Von ſeiner Schrift über die Natur und die Götter iſt nichts mehr vorhanden, außer dem Wenigen, was einige alte Schriftſteller daraus anführen; aber vorzüglich merkwürdig wäre das, was Cicero anführt, wenn es wahr iſt, daß Pherecydes **zuerſt** in Griechenland die Unſterblichkeit der Seele gelehrt habe. Die noch übrigen Bruchſtücke der Schriften dieſes berühmten Philoſophen findet man geſammelt und erläutert nebſt einer Abhandlung über den Pherecydes ſelbſt in einer im J. 789 erſchienenen Schrift: Pherecydis Fragmenta etc. von Sturz. Auch wird bei den Alten ein Geſchichtſchreiber deſſelben Namens erwähnt, der ungefähr um dieſelbe Zeit lebte, und über den in der angeführten Schrift ebenfalls Einiges geſagt wird.

Phidias aus Athen, der große Meiſter in der Plaſtik, der in Griechenlands glücklicher Zeit die hohen Ideale einer **Minerva** und eines **Jupiter** zu Olympia verkörperte. Phidias bildete, nach Böttiger, drei Pallasſtatuen, welche ſich alle zu Pauſanias Zeit noch

auf der Burg der Minervenſtadt befanden. Die eine coloſſale Bildſäule der Pallas goß er in Bronze aus dem Zehnten der marathoniſchen Beute für den Tempel der Polias (der Stadtbeſchützerin), und ſie war als ſchirmende Vorſtreiterin gebildet. Auf ihrem Schilde hatte Mys nach Parrhaſius Zeichnungen den Centaurenſtreit in Relief gearbeitet. Neben der Statue ſtand die uralte Burgbewohnerin, die Nachteule. Von dieſer Statue wird erzählt, daß die Seeleute, wenn ſie um das Vorgebirge Sunnium herumſchifften, noch ihren Helmbuſch und die Spitze ihrer Lanze ſchauten. Die zweite berühmteſte bildete er aus Elfenbein und Gold, ſie wurde die Statue des Parthenon, oder Parthenos (die Jungfrau) genannt, welche mit der Baſis ungefähr 39 pariſer Fuß maß. Er nahm ſtatt Marmor das glänzendere und zartere Elfenbein dazu, und legte der Statue ein aus Gold getriebenes oder gegoſſenes Gewand ſo kunſtreich an, daß es auch an- und ausgezogen, ganz abgenommen, und dem jedesmaligen Tempelſchatzmeiſter zugewogen werden konnte. Es wog 44 Talente. Unter Demetrius Poliorcetes wurde es geraubt. Die Augen waren von Marmor eingeſetzt, und nach der damals noch herrſchenden alten Sitte wahrſcheinlich bemalt. Sie trug den Schuppenpanzer (die Aegis) umgürtet, den Speer in die Höhe, den Schild herabhaltend. Auf ihrer rechten Hand ſtand die zur Göttin gekehrte Victoria, gleichfalls von Elfenbein mit goldenem Gewande 4 Cubitos hoch. Die einzelnen Theile der Statue, ſo wie die Baſis, waren noch durch Reliefs künſtlich ausgearbeitet. (So z. B. hatte Phidias ſich ſelbſt und den Perikles auf dem Schilde angebracht.) Die ausführliche Beſchreibung, aus welcher wir hier das Nöthigſte entlehnt haben, leſe man in Böttigers Andeutungen über die Archäologie, S. 86. u. ff. Die dritte kleinere, in Bronze gearbeitet, welche wegen ihrer zarten Proportionen vorzugsweiſe die ſchöne genannt wurde, wurde von den Lemniern gekauft, und auf die Burg von Athen geſchenkt. — Der olympiſche Jupiter des Phidias ſtellte die ruhige Majeſtät des Himmelskönigs höchſt vollendet dar, und wurde daher ſonſt zu den Wundern der alten Welt gerechnet. Jupiter war hier ſitzend, auf einem Throne, den goldnen Olivenkranz auf dem Haupte, in vollkommen coloſſaler Größe vorgeſtellt; der Oberleib war nackt, die Hüften bedeckte ein weiter Mantel, der in reichen Falten bis auf die Füße herabfloß, die auf dem Fußſchemmel des kunſtreich verzierten Thrones ruhten. Die nackten Theile des Bildes waren von Elfenbein, die Bekleidung von getriebenem Golde mit einer Nachahmung von Stickerei durch Farben, wobei ihm Panänus geholfen haben ſoll. Auf der rechten vorwärts gekrümmten Hand ſtand die dem Gotte zugekehrte Siegesgöttin, die, auch aus Elfenbein und Gold, eine Binde emporhielt, womit ſie den Oelkranz umwinden zu wollen ſchien. In der linken hielt der Gott das aus allen Metallen kunſtreich zuſammengelöthete vielfarbige Scepter, auf welchem der Adler ruhte. Der Ausdruck der Macht, Weisheit und Güte waren in ſeinem Haupte vereinigt, und er ſaß als der Gott, der den Vorſitz über die Hellanodiken führt, und den Siegern in den feierlichen Spielen zu Olympia den Siegerkranz und die Palme darreicht, thronend in ruhiger Würde da; das Ideal des griechiſchen Anthropomorphismus. Cicero erzählt (de Oratore, II.), wie der Künſtler durch eine Stelle des Homer zur Entwerfung ſeines Ideals angeregt worden ſey, und nach ihm Wieland (über die Ideale). Höchſt imposant war der Anblick des Gottes, noch mehr wurde der Ausdruck

dadurch verſtärkt, daß die Statue mit einem großen Teppich verhangen war, welcher erſt dann weggezogen wurde, wenn der Gott ſichtbar werden ſollte. Pracht und Größe warfen ſtaunend den Beſchauer zu Boden. (Vergl. *Völkels*, *Siebenkees* und *Tölke's* Schriften über den Tempel des Jupiter zu Olympia.) Neuere haben dem Künſtler wegen der vielen Verzierungen ſeiner Werke Ueberladung vorgeworfen, namentlich in Beziehung auf die Pallas- und Jupitersſtatue. Glücklich und einſichtsvoll ſcheint ihn Böttiger dagegen zu vertheidigen, wenn er ſagt: Phidias ging bei allen ſeinen coloſſalen Schöpfungen von dem Grundſatze aus, daß, was aus gehöriger Ferne geſehen, durch gewaltige Maſſe und erhabene Umriſſe imponire, dennoch auch bei der ſorgfältigern Beſchauung in fortſchreitender Annäherung (denn jedes Relief hatte verſchiedene Dimenſionen und Augenpunkte) durch das kunſtreichſte Detail intereſſiren, und zu immer neuer Bewunderung fortreißen müſſe. So war der Künſtler bis ins Kleinſte groß, ja er ſetzte wetteifernd mit der Natur ſeinen Stolz darein, auch eine Cikade und Biene in Erz in höchſter Vollkommenheit zu bilden, und jede ſeiner Statuen war eine Welt von Kunſt. Daher ſetzt auch Böttiger des Phidias eigenthümlichſten Charakter darein, mit dem ausführlichſten Detail die impoſanteſte Erhabenheit des Coloſſalen zu paaren, und auf verſchiedene Annäherungspunkte noch immer ein Relief oder eine Verzierung in Bereitſchaft zu haben, — wie dieß vorzüglich beim olympiſchen Jupiter mit den mannichfaltigen Verzierungen durch Reliefs und Malerei (welche letztere ebenfalls Phidias Bruder Panänus beſorgt hatte) der Fall war. — Auch der Statue der *Nemeſis* zu Rhamnus, welche man fälſchlich ſeinem Lieblinge Argoracritus zuſchrieb, wird eine hohe Würde beigelegt. Er fertigte ſie aus einem pariſchen Marmorblocke, welchen die Perſer zum Denkmal ihrer Siege beſtimmt hatten. Von Phidias an datirt man gewöhnlich den *hohen* oder *erhabenen* Styl. Die neuern Alterthumskenner behaupten, mit ihm habe die griechiſche Kunſt culminirt. (S. d. Art. *Bildner der Alten*.) Aber Phidias war nicht allein Bildhauer, ſondern auch Architekt. Perikles erhob Athen zur herrlichſten und kunſtreichſten Stadt in Griechenland, während ſeiner 20jährigen Leitung erhielt Athen köſtlichere Tempel, Säulengänge und Kunſtwerke, als Rom in ſieben Jahrhunderten, obgleich Weltherrſcherin, ſich verſchaffen konnte. Alles regte ſich wetteifernd die Lieblingsſtadt der Pallas zu verſchönern. Die ausgeſuchteſten Stoffe und zu dieſen die fertigſten Arbeiter waren in Menge vorhanden. Die Aufſicht und Anordnung bei dieſen Werken erhielt *Phidias*, und die Bildwerke, welche dieſelben (z. B. das Parthenon) verzierten, wurden theils von ihm ſelbſt, theils im Geiſte und nach den Ideen des großen Meiſters gearbeitet. So ſehr Phidias von den kunſtſinnigen Athenern, für deren Ruhm er gearbeitet hatte, unter Perikles verehrt wurde (er blühte um die 84ſte Olympiade, ungefähr 444 J. vor Chr. Geb.), ſo ſehr mußte er die Launen ſeiner Mitbürger erfahren, als ſeines Gönners Anſehn ſank. Er ſtarb im Kerker; über die nähere Urſache dieſes Todes herrſcht Dunkel.

Philadelphia, die Hauptſtadt in Penſylvanien, die größte in den vereinigten Staaten, bis 1801 der Sitz des Congreſſes, liegt am Zuſammenfluſſe des Delaware und Shuylkill, in einer ſumpfigen Gegend. Man hält deßhalb und wegen der oft plötzlichen Abwechſelung ſtrenger Kälte und Hitze die Luft um Philadelphia für ungeſund; und das gelbe Fieber brach hier ſchon mehrmals aus. Die

Stadt iſt gerade und breit gebaut, hat 15,000 Häuſer und über 120,000 Einwohner. Darunter 20,000 Deutſche und eben ſo viel Franzoſen. Die Rhede iſt vortrefflich, und daher der Handel ſehr wichtig. Jährlich laufen über 1800 Schiffe aus und ein, und die Ausfuhr beträgt an Werth über 13 Millionen Dollars. Nur Neu-York und Boſton übertreffen in der Tonnenzahl Philadelphia; und Baltimore kommt ihm am nächſten. Außer mehrern wichtigen Fabriken, vorzüglich Zuckerraffinerien, Strumpfwirkereien, auch Schiffswerfte, in denen man dauerhafte Schiffe bauet, beſitzt Philadelphia viele Schulen; die mediciniſche wurde im J. 1780 zu einer Univerſität erhoben; dann mehrere wohlthätige Geſellſchaften, eine öffentliche Bibliothek von 100,000 Bänden, über 150 Buchdruckerpreſſen, einen bedeutenden Buchhandel, vier Wechſelbänke, die 1791 errichtete Staatsbank, die penſylvaniſche Bank, 11 Aſſecuranz-Compagnien, ein Handelscollegium, die Münze des Freiſtaats und andere Anſtalten mehr. Auch hat ſich daſelbſt eine deutſche Geſellſchaft gebildet. Philadelphia iſt der Hauptſitz der Quäker, welche hier beſondere Vorrechte erhalten und mehrere Anſtalten der Menſchenliebe gegründet haben, z. B. ein Hospital, ein Arbeitshaus, das mehr als 6000 Arme ernährt und beſchäftigt. Auch ſind die von ihnen eingerichteten Gefängniſſe muſterhaft. Die zur Abſchaffung der Negerſclaven vereinigte Geſellſchaft ſetzt ihre Bemühungen unermüdet fort. (S. Penn und Penſylvanien.)

Philanthropinismus wird das pädagogiſche Syſtem genannt, welches Baſedow und ſeine Freunde aus den liberalen Erziehungsmaximen Locke's und Rouſſeau's in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts anzubauen und mit den ſchon von Amos Comenius empfohlenen didactiſchen Mitteln in Anwendung zu bringen ſuchten. Baſedow fand den Hauptgrund der körperlichen und geiſtigen Entartung ſeiner Zeitgenoſſen in der zweckwidrigen Erziehung der Jugend. Die Unnatur und Verkrüppelung in der häuslichen Kinderzucht, der Wortkram, die Gedächtnißqual und Ruthentyrannei in den Schulen waren die Dämonen, gegen die er, Wolke, Iſelin, Campe, Trapp und Salzmann mit den Waffen des geſunden Menſchenverſtandes und mit der Begeiſterung und Zuverſicht pädagogiſcher Reformatoren zu Felde zogen und dadurch eine neue Epoche in der Erziehungskunſt begründeten, unter deren Einfluſſe ein großer Theil der jetzt lebenden Deutſchen aufgewachſen iſt. Die Grundſätze dieſer Männer, die ſich am liebſten Philanthropen (Menſchenfreunde) nennen ließen, ſind folgende. Die Natur muß trotz des Widerſpruches der conventionellen Unſitte die Regel, und Philanthropie (Menſchenliebe) die Tendenz aller Erziehung ſeyn. Darum laß die Kraft des Kindes, das von Natur gut iſt, ſich frei entwickeln und an Gegenſtänden der ſinnlichen Anſchauung (Naturkunde, Technologie) üben, bis es reich genug an Vorſtellungen iſt, um die Symbolik der Worte (claſſiſche Autoren, Religionslehren) zu verſtehen, und leite ſeine Erziehung ſo, daß es zum körperlich und geiſtig geſunden, im Gebrauche ſeiner Kräfte gewandten, wo möglich in allen Zweigen des Wiſſens orientirten, nüchternen, für die Welt brauchbaren, lebensfrohen und wohlwollenden Menſchen heranreife. Um der Menſchheit auf dieſem Wege zu helfen, hatte Baſedow (ſ. d. Art. Baſedow) die Errichtung einer Pflanz- und Muſterſchule für Lehrer, welche ſein Evangelium in allen Ländern verbreiten und nach ſeinen Grundſätzen Weltbürger

erziehen ſollten, entworfen, und ſie unter dem Titel Philanthropin als eine Werkſtätte der Menſchenfreundſchaft angekündigt; die von empfänglichen Zeitgenoſſen dazu geſammelten Fonds reichten aber nur zur Stiftung eines Erziehungsinſtituts hin, das 1774 unter dem wohlthätigen Schutze des Herzogs von Deſſau zu Stande kam, und die Ehre erhielt, Philanthropin zu heißen. Nach dem Vorbilde dieſer Muſteranſtalt, welche ihre Zöglinge körperlich ſtärkte aber geiſtig zerſtreute, und ſich wegen Mangels an Ausdauer ihres Stifters und wegen des ſchnellen Wechſels ihrer Directoren 1793 ſchon wieder auflöſ'te, entſtanden mehrere Philanthropine (ſ. d. Art. Inſtitut) von denen nur die Salzmanniſche Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal das 19te Jahrhundert erlebt und ſich bis jetzt erhalten hat. Daß das Unternehmen der Philanthropen nicht größere Fortſchritte machte, iſt weniger dem heftigen Widerſpruche der Humaniſten, die ſich als Angeklagte behandelt ſahen (ſ. d. Art. Human), als den Schwächen der philanthropiſchen Grundſätze und Methoden ſelbſt, ſo wie dem Mißverhältniſſe, in welchem ihre pomphaften Ankündigungen mit ihren geringen Früchten ſtanden, zuzuſchreiben. Denn wie ſehr auch das Zeitalter Friedrichs II., von dem die practiſche, ja faſt nur öconomiſch-merkantiliſche Tendenz der Weltleute und die (unter dem Namen der berliniſchen oder nicolaiſchen, bekannte) Verſtandescultur und Aufklärung ausging, ſich in dem Drange der Philanthropen nach Natürlichkeit, Nüchternheit und frohem Gebrauche des irdiſchen Lebens gefallen mochte; ſo wurden doch die erfahrnen Pädagogen und ernſthaften Freunde der Wiſſenſchaft bald darüber einig, daß Philanthropinismus, welcher der Jugend Alles leicht und angenehm machen wollte, ſeichte Vielwiſſerei und zerſtreuende Tändelei befördern und bei einiger Conſequenz zur Gemeinheit im Denken und Handeln führen würde. Ausgezeichnete Gelehrte haben die Philanthropine auch in der That nicht herangezogen, im Studium des claſſiſchen Alterthums und beſonders im Sprachunterrichte ſind ſie weit hinter den Schulen des alten Styls zurückgeblieben, und die Menge jetzt lebender Beamten, Geſchäftsleute, Lehrer, Hausväter und Mütter, die aus der philanthropiniſtiſchen Familien- und Inſtitutserziehung hervorgingen, würden bei ſchärferer Prüfung ihres geiſtigen und ſittlichen Gehaltes wohl eher gegen als für den Philanthropinismus beweiſen. Wenigſtens fällt ihm ein guter Theil Schuld an der Naſeweisheit, Polymathie und Gedankenſcheu der Jugend, an dem heimlichen Egoismus unſerer cosmopolitiſchen Wortführer und an dem irdiſchen irreligiöſen Sinne unzähliger Individuen in den mittleren und höhern Ständen zur Laſt; Wirkungen, die bei der ausſchließenden Richtung ſeiner Zöglinge auf das ſinnlich Anſchauliche, bei der Mannichfaltigkeit von Sachen, die man ihnen oberflächlich beizubringen wußte, bei der kalten Verſtändigkeit und Aufklärerei, mit der man die Religion behandelte, und bei mehreren ſeiner diſciplinariſchen Tändeleien nicht ausbleiben konnten. Allein ungeachtet dieſer Verirrungen, die der Philanthropinismus durch die weit verbreiteten Schriften ſeiner Tonangeber (z. B. Baſedow's Elementarwerk, Campe's Fragmente über Aufklärung und das Reviſionswerk, Trapps Pädagogik, Salzmanns menſchliches Elend und Himmel auf Erden und die Unzahl von Kinder- und Volksbüchern, in denen die ernſten Wiſſenſchaften oft mehr verpöbelt und zum Kindiſchen herabgezogen, als populär gemacht wurden) und durch ſeine als Hofmeiſter und Schullehrer allenthalben reformirenden Apoſtel in den drei letzten

Decennien des 18ten Jahrhunderts, wo er in der Mode war, und außer den Gelehrtenſchulen ziemlich frei ſchalten durfte, veranlaßt und genährt hat, iſt ihm doch auch manches Rühmliche nachzuſagen. Hieher gehört der Sonnenſtrahl der Erbarmung und Hülfe, welchen er in die Nacht der Barbarei der Landſchulen warf (vergl. die Art. Landſchulen und Rochow), die Einführung beſſerer Lehr- und Leſebücher in dem Volksunterrichte und vor Allem ſeine raſtloſe Sorgfalt für das in hohem Grade vernachläſſigte leibliche Wohl der Jugend, ferner das Verdienſt durch Wiedererweckung der Gymnaſtik (welche Gutsmuths in Schnepfenthal und Vieth in Deſſau betrieben) der Jugend das zweckmäßigſte Mittel der Kraftübung verſchafft und der Jahnſchen Turnanſtalt trefflich vorgearbeitet, die Kinderſtuben durch ſeine durchdringenden Strafreden gegen tauſend Mißbräuche der früheſten Erziehung aus Marterkammern in heitere Wohnſitze der Geſundheit, Freude und Liebe verwandelt, die Kleidung der Kinder gelüftet und natürlicher eingerichtet, den heimlichen Sünden der Jugend gewehrt, das weibliche Geſchlecht von der Schnürbruſt *), und die Köpfe der Kleinen und Großen von dem Perücken-, Zopf- und Pudertand befreiet zu haben. Ihm verdankt die jetzige Generation eine Körperkraft, Abhärtung, Gewandtheit und Munterkeit, die in den letzten Jahren manchen Jüngling und Mann aus der Studier- und Arbeitsſtube in die Reihen der Helden führte, und tauſend Vorurtheile, die das Leben verfinſterten, die Geſchäfte erſchwerten und die Geſelligkeit in ſteife Formen einzwängten, ſind durch ihn verſchwunden. Daher wird die erkenntliche Nachwelt, wenn die übeln Folgen ſeiner Mißgriffe längſt verſchwunden ſeyn werden, doch immer noch eingeſtehen, daß er es gut mit der Menſchheit gemeint, und ihr wichtige Dienſte geleiſtet hat. E.

Philemon und Baucis, ein wegen ſeiner noch im hohen Alter treuen Liebe im griechiſchen Alterthume berühmt gewordenes Ehepaar. Die Mythe erzählt von ihnen Folgendes. Als einſt Jupiter und Merkur in Menſchengeſtalt Phrygien durchwanderten, wollte Niemand die Fremdlinge beherbergen; bloß jene ſchon betagten Ehegatten nahmen ſie gaſtfreundlich auf, wuſchen ihnen die Füße, ſetzten ihnen ein ländliches Mahl vor und beherbergten ſie. Hierauf nahmen die reiſenden Götter ihre Wirthe mit auf einen benachbarten Berg, und als dieſelben hinter ſich blickten, ſahen ſie ihr Dorf überſchwemmt, ihre Hütte in einen prächtigen Tempel verwandelt. Auch erlaubte ihnen Jupiter, jede Bitte zu thun; allein die beſcheidenen und zufriedenen Eheleute baten bloß um die Begünſtigung, als Diener ſeines Tempels einſt zu gleicher Zeit zu ſterben. So wurden ſie auch endlich, in einem hohen Alter, als ſie einſt vor des Tempels Thüre ſaßen — Philemon in eine Eiche, ſeine Gattin Baucis in eine Linde verwandelt. Sie bemerkten allmälig ihre Verwandlung und nahmen, ſo lange ſie ſich ſehen und ſprechen konnten, den zärtlichſten Abſchied von einander. Lange ſtanden ſie noch als heilig gehaltene Bäume vor jenem Tempel.

Philidor (André Danican), geboren zu Dreux 1726, vor der Revolution Penſionär des Königs von Frankreich, und des italieniſchen Theaters zu Paris, iſt als einer der größten Schachſpieler und

*) Salzmann, Fauſt, Oeſt, Sömmerring in ſeiner durch eine Preisaufgabe der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal veranlaßten Schrift über die Schädlichkeit der Schnürbrüſte.

zugleich als Compoſiteur berühmt. Als Capellknabe hatte er den Capellmeiſter Campra zum Lehrer, und ließ ſchon im elften Jahre ſeine erſte Motette vor dem Hofe aufführen. Seine in der Muſik gemachten Fortſchritte, und noch mehr ſeine Geſchicklichkeit im Schachſpielen, bewogen ihn 1745 eine Reiſe nach Holland, England, auch durch einen Theil von Deutſchland zu machen. In Berlin ſpielte er 1750 drei Spiele Schach zugleich gegen drei Meiſter mit verbundenen Augen, und gewann ſie in kurzer Zeit. Seit ſeiner Zurückkunft nach Frankreich (1754) widmete er ſich ganz der Muſik; anfangs mit wenig Glücke. Nach und nach aber erhielten ſeine Operncompoſitionen größern Beifall, und einige derſelben, z. B. der Hufſchmid, der Soldat als Zauberer, Tom. Jones ꝛc., wurden auch auf deutſchen Theatern mit Beifall gehört. Seine Arien arbeitete er in einer freien Manier, nicht nach dem gewöhnlichen italieniſchen Leiſten. Reichthum an Einfällen und eine angenehme Melodie zeichnen ſeine Compoſitionen aus, dagegen man oft das Allzuſpielende in ſeinen Gemälden tadelt. Als Schachſpieler hat er einen entſchiedenen Ruf; er reiſete jährlich nach London auf Koſten des dortigen Schachclubs, deſſen Mitglied er 30 Jahre lang war, und wählte es endlich zu ſeinem beſtändigen Aufenthalte. Er ſtarb daſelbſt den 31ſten Auguſt 1795. Bis an das Ende ſeines Lebens behielt er ſein außerordentliches Gedächtniß. Noch zwei Monate vor ſeinem Tode ſpielte er mit verbundenen Augen zwei Partien Schach zugleich, und gewann ſie beide.

Philipp, König von Macedonien, Vater Alexanders des Großen, lebte in der Mitte des 4ten Jahrhunderts vor unſerer Zeitrechnung. Er war in ſeinen jüngern Jahren als Geiſel nach Theben gekommen, und hatte das Glück, in dem Hauſe des berühmten Epaminondas eine vorzügliche Bildung zu erhalten. In einem Alter von 22 Jahren (361 vor Chr. Geb.) beſtieg er den macedoniſchen Thron, den er in ſeiner Grundfeſte erſchüttert, und von zahlreichen Feinden umgeben fand. Seinem Genie gelang es bald, denſelben zu befeſtigen, und zu einem noch nie erlangten Anſehn zu erheben, indem er ſich von einem Theile ſeiner Feinde durch einige Aufopferungen, von dem andern durch Gewalt der Waffen befreite. Bald bekriegte er ſelbſt ruhige Völkerſchaften, und ſuchte, nachdem er in Theſſalien und Thrazien bedeutende Fortſchritte gemacht hatte, allmälig ſeine Herrſchaft über ganz Griechenland auszubreiten. Hierzu gab es nie einen günſtigeren Zeitpunkt als jetzt, wo die einzelnen griechiſchen Staaten, anſtatt ſich gegen einen ſo furchtbaren Nachbar zu vereinigen, unter einander uneins waren. Philipps Liſt verſtand es trefflich, dieſe Uneinigkeit zu vermehren. Als er daher von den Thebanern gegen die Phocenſer, welche den Schatz des delphiſchen Tempels geplündert hatten, zu Hülfe gerufen wurde, ſäumte er nicht, dieſe ſchöne Gelegenheit zur Befriedigung ſeiner Herrſchſucht zu ergreifen. Die Unterjochung der Phocenſer war bald vollendet; aber bald öffnete das treuloſe Betragen Philipps gegen ſeine Bundesgenoſſen den Griechen die Augen. Mehrere Staaten vereinigten ſich mit den Athenienſern, feſt entſchloſſen ſich den ehrgeizigen Abſichten des macedoniſchen Königs zu widerſetzen; andere hingegen erniedrigten ſich zur ſchimpflichſten Schmeichelei gegen den ſchlauen Eroberer. Noch verzögerte eine tödtliche Wunde, die er bei der Rückkehr von ſeinem Zuge gegen die Scythen empfangen hatte, den Schlag, welcher die Freiheit Griechenlands vernichten ſollte, bis endlich der große Sieg bei Chäronea (338 vor Chr. Geb.) das Schickſal derſelben entſchied. Philipp ver-

ſammelte die Abgeſandten der griechiſchen Staaten zu Corinth, und dictirte nach Willkür den Frieden, der ihnen die Freiheit raubte. Doch als er eben im Begriffe war, ſich zum Oberbefehlshaber gegen die Perſer erwählen zu laſſen, wurde er in ſeinem 47ſten Jahre vom Pauſanias, einem jungen Macedonier, der von den Perſern beſtochen war, ermordet. — Dieſer Fürſt, der Schöpfer des unüberwindlichen macedoniſchen Phalanx, verband mit den größten Feldherrntalenten die Unerſchrockenheit des tapferſten Soldaten in ſeinem Heere. Aber freilich waren Ehrgeiz und Herrſchſucht die Grundzüge ſeines Charakters, die ihn oft zu den ungerechteſten Handlungen verleiteten.

Philipp II., König von Spanien, Sohn Kaiſer Carls V. und Iſabellens von Portugal, — der Kluge von ſpaniſchen Schriftſtellern, der Dämon des Südens von ſeinen Zeitgenoſſen genannt, — war den 21ſten Mai 1527 zu Valladolid geboren. Von Natur kalt, ernſt und zurückhaltend, dabei ſcharfſinnig und regſam, ward er in Spanien von eifrigen Geiſtlichen ſorgfältig, aber bigott erzogen. Sein Vater vermählte ihn im 16ten Jahre mit Maria, Tochter des Königs von Portugal, und überließ ihm, als er nach Deutſchland ging, die Verwaltung Spaniens, indem er ihm den Herzog von Alba zum Rathgeber beiordnete. Im J. 1547 berief ihn Carl zu ſich. Auf dieſer Reiſe zeigte ſich Philipp mit großer Würde, und machte auf die Perſonen, die ihm vorgeſtellt wurden, einen günſtigen Eindruck. Er traf den Kaiſer zu Brüſſel. Die niederländiſchen Stände nahmen ihn mit außerordentlichen Freudensbezeugungen auf. Allein Philipp zeigte eine Härte des Gemüths und eine ausſchließliche Anhänglichkeit an ſeine ſpaniſchen Umgebungen, wodurch er bei ſeinen niederländiſchen Unterthanen einen dauernden Widerwillen erregte. Sein Vater wünſchte, ihm 1550 auf dem Reichstage zu Regensburg die kaiſerliche Thronfolge zu verſchaffen. Doch Philipps kaltes und ſtolzes Benehmen war den Deutſchen ſo zuwider, daß ſchon ſein Erſcheinen als ein Hinderniß betrachtet, und er nach Spanien zurückgeſandt wurde. Als Maria von England den Thron beſtiegen hatte, ſuchte der ſtaatskluge Carl, ſie zur Gemahlin für ſeinen Sohn, welcher Witwer geworden war, zu erhalten, und Philipp, obgleich elf Jahre jünger als Maria, der es an allen perſönlichen Reizen fehlte, willigte ſogleich ein. Allein das Parlament traf ſolche Maßregeln, daß Philipp an der Ausübung der höchſten Gewalt in England keinen Antheil erhielt. Die Heirath wurde 1554 feierlich vollzogen. Um den Mangel einnehmender Sitten zu erſetzen, befliß ſich Philipp einer außerordentlichen Freigebigkeit gegen den engliſchen Adel. Maria's Neigung für die Wiederherſtellung der katholiſchen Religion entſprach völlig ſeiner ſtörrigen und bigotten Gemüthsart; er hatte aber Einſicht genug zu begreifen, daß ſeine Gemahlin durch ihre übereilte Gewaltſamkeit ſich und ihre Religion gleich verhaßt machen würde, daher empfahl er gemäßigtere und mildere Maßregeln, was ihm die Gunſt des Volks zuwandte. Allein dennoch weigerte ſich das Parlament, dem Kaiſer gegen Frankreich Hülfe zu leiſten und Philipp als Gemahl der Königin krönen zu laſſen. Da er in England alſo wenig Vergnügen fand, und ihm die zudringliche Zärtlichkeit ſeiner Gemahlin läſtig war, begab er ſich nach Flandern, von woher er nur ſelten auf Maria's ſehnſuchtsvolle Briefe antwortete. Im J. 1555 entſagte Carl V. der Regierung, und Philipp beſtieg den erſten Thron in Europa. Geübte Truppen, berühmte Feldherren, geſchickte Staatsmänner, 30 Millionen Ducaten

jährliche Einkünfte, reiche Colonieen und gewerbfleißige Provinzen hatten Spaniens Macht um das Doppelte erhöht. Philipp empfing in Gegenwart der Generalſtaaten von ſeinem Vater auf das Feierlichſte die Oberherrſchaft der Niederlande. Wenige Wochen nachher übernahm er auch die Regierung von Spanien. Carl begab ſich in ein ſpaniſches Kloſter, wo er, wie man ſagt, noch durch die Vernachläſſigung ſeines Sohnes bei der unregelmäßigen Auszahlung des mäßigen Jahrgeldes, welches er ſich vorbehalten hatte, leiden mußte. Philipps erſte Handlung als Souverain war die Abſchließung eines Waffenſtillſtandes mit Frankreich 1556. Indeſſen wurden die Franzoſen durch den Papſt Paul IV. verleitet, dieſen Waffenſtillſtand noch in demſelben Jahre zu brechen. Da nun Paul erklärte, Philipp habe das Königreich Neapel, ein Lehn des heiligen Stuhls, verwirkt, ſo ſah ſich dieſer genöthigt, ſeinen Feldherrn, den Herzog von Alba, gegen das Oberhaupt der Kirche zu ſenden, welcher den Papſt zu einem Waffenſtillſtand nöthigte. Philipp ging hierauf nach England, und bewog ſeine Gemahlin Maria durch die Drohung, nie wieder einen Fuß in ihr Königreich zu ſetzen, daß ſie den Krieg gegen Frankreich erklärte. Ein bedeutendes Corps engliſcher Truppen ſtieß zu der Armee unter dem Herzoge Philibert von Savoyen und dem Grafen von Egmont, welche St. Quintin in der Picardie belagerte. Die Franzoſen, welche unter Montmorency herbeieilten, wurden (10ten Auguſt 1557) gänzlich geſchlagen. Philipp hatte während der Schlacht (Heldenmuth war ihm nicht eigen) gebetet. Nach der Schlacht kam er zur Armee. Er zeigte diesmal eine ungewöhnliche Freude, und äußerte ſie durch die Erfüllung ſeines Gelübdes, zu Ehren des heiligen Laurentius (an deſſen Tage die Schlacht geſchehen war) eine Kirche, ein Kloſter und einen Palaſt zu bauen. Das Escurial iſt das jenem Siege errichtete Denkmal. Uebrigens wußte Philipp keinen großen Vortheil davon zu ziehen. Statt auf Paris loszugehn, begnügte er ſich mit der Wegnahme von St. Quentin, Ham und Chatelet. Ja, aus abergläubiſcher Furchtſamkeit ſchloß er mit dem Papſte einen Frieden, der für Spanien demüthigender war, als für den Beſiegten. Auf der andern Seite eroberten die Franzoſen unter dem Herzoge von Guiſe Calais. Der Schmerz darüber beſchleunigte Maria's Tod, 1558. Sogleich bewarb ſich Philipp um die Hand ihrer Nachfolgerin Eliſabeth, deren Beſchützer er geweſen war, als ihr Leben durch die eiferſüchtige Bigotterie ihrer Schweſter gefährdet wurde. Sie war indeſſen mit Philipps Gemüthsart und der Abneigung der engliſchen Nation gegen ihn zu gut bekannt, um auf ſeine Anträge zu hören. Endlich machte 1559 der Friede von Chateau-Cambreſis dem langen Kampfe der ſpaniſchen und franzöſiſchen Monarchie unter ſolchen Bedingungen ein Ende, die im Ganzen für Spanien vortheilhaft waren. Ein Friedensartikel betraf die Vermählung Philipps mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Frankreich, welche früher ſeinem Sohne Don Carlos beſtimmt war. Im Laufe dieſes Jahres kehrte Philipp nach Spanien zurück, und ließ ſeine natürliche Schweſter Margaretha, Herzogin von Parma, als Statthalterin in den Niederlanden. Seine Ankunft feierte die ſpaniſche Inquiſition mit einem Auto da Fe, und ſein ehrerbietiges Betragen bei der Verbrennung ſeiner Unterthanen wird von den Geſchichtſchreibern der Nation ſehr geprieſen. Bald darauf nahmen die Unruhen in den Niederlanden ihren Anfang. Die Fortſchritte der Reformation in jenen Ländern hatten ſchon Carl V. beunruhigt, deſſe

bens hatte er ſie durch Strenge beſchränken wollen, und ſich endlich veranlaßt geſehen, ein nachſichtigeres Syſtem anzunehmen. Allein Philipp, ohne Zuneigung gegen dieſen Theil ſeiner Unterthanen, und eben ſo herrſchſüchtig als abergläubiſch, war entſchloſſen, mit Gewalt die Einheit des Glaubens und des Gehorſams in Kirche und Staat gegen allen Widerſpruch und jedes Vorrecht der Provinzen zu behaupten. Daher ſtiftete er dort zur Unterdrückung der Ketzerei einen Gerichtshof der Inquiſition, nach dem Muſter des ſpaniſchen, und hielt zur Unterdrückung des Widerſtandes ein Heer ausländiſcher Truppen. Die oberſte Gewalt war nur dem Namen nach in die Hände der Herzogin von Parma gelegt, und wurde in der That von dem Cardinal Granvella, einem in politiſcher und religiöſer Rückſicht gleich eigenwilligen Manne, ausgeübt. Nachdem Philipp die Beſchwerden des höhern Adels über deſſen Betragen lange unbeachtet gelaſſen, fand er es endlich doch rathſam, ihn zurückzurufen. Seine Nachfolger Viglius und Barlaimont waren nicht gemäßigter, und Philipp ſchlug es ſchlechterdings ab, die Strenge der Inquiſition zu mildern, indem er behauptete: „es ſey beſſer ohne Unterthanen, als Beherrſcher von Ketzern zu ſeyn.“ Der Widerſtand unter Leitung des Prinzen von Oranien und der Grafen von Egmont und Horn ward aber ſo heftig, daß er doch auf einige Zeit nachgab. Unterdeſſen machte er mit Catharina von Medicis und ihrem Sohne Carl IX. von Frankreich einen Plan zur völligen Ausrottung der Proteſtanten. Als dieſer Entwurf gereift war, begann die Verfolgung mit einer ſo unerträglichen Strenge, daß ſich (1565) Perſonen aller Stände, Katholiken ſowohl als Proteſtanten, zur Aufhebung des Inquiſitionsgerichts verbanden. Als der König auf ihre Bitten nicht achtete, entſtanden Unruhen unter dem Volke, zu deren Unterdrückung militäriſche Gewalt herbeigerufen ward. Endlich (1567) erſchien der blutdürſtige Herzog von Alba (ſ. d. Art.) mit einem großen Heere alter Truppen um die Strafentwürfe des ſpaniſchen Hofes zu vollziehen. Sofort ward ein Blutrath errichtet, der die Grafen Egmont und Horn (1568) nebſt einer Menge anderer Perſonen niedrigen Standes zum Tode verurtheilte. Wilhelm von Oranien (ſ. d. Art.) rettete ſich durch die Flucht. Noch mehr erbitterte ein neues Steuerſyſtem alle niederländiſche Provinzen. Philipp blieb bei allem Unglück, das ſeine Politik verurſachte, kalt und unbiegſam. Ein tragiſcher Vorfall in ſeiner eigenen Familie vermehrte noch die Düſterheit ſeines Charakters. Don Carlos (ſ. d. Art.), ſein älteſter Sohn aus der erſten Ehe, machte ſich des Hochverraths verdächtig, und ſtarb 1568 im Gefängniſſe. Zwei Monate nachher, am 24ſten Juli, ſtarb auch die ſchwangere Königin, die ſchöne tugendhafte Eliſabeth. Zu gleicher Zeit hatten ſich die Mauren in Granada empört, weil man ihre Kinder mit Gewalt zu Chriſten und Spaniern machen wollte. Als 1570 dieſer Aufruhr geſtillt war, und die übriggebliebenen Mauren aus Granada in die innern Provinzen des Reichs verſetzt worden waren, vermählte ſich Philipp zum vierten Male, und zwar mit der Erzherzogin Anna von Oeſterreich. Im folgenden Jahre erkämpfte ſeine Flotte, nebſt den Bundesgenoſſen, unter Don Juan von Oeſterreich, Philipps natürlichem Bruder, einen großen Sieg über die Türken bei Lepanto. In den Niederlanden aber hatten die Grauſamkeiten Alba's einen ſolchen Widerſtand aufgeregt, daß jener Feldherr nichts mehr ausrichten konnte, und deßhalb zurückberufen ward. Sein Nachfolger Requeſens ſtarb. Nun er-

hielt Don Juan von Oeſterreich die Regierung mit der Vollmacht, einige Bewilligungen, mit Ausſchluß der Gewiſſensfreiheit, zuzugeſtehen. Allein die Angelegenheiten wurden immer verwickelter; die Stände verbündeten ſich zu Utrecht den 23ſten Januar 1579 gegen die ſpaniſche Herrſchaft, und beſchloſſen, einen fremden Fürſten an ihre Spitze zu ſtellen. Don Juan, der nur wenig ausrichten konnte, ſtarb 1578. Ihm folgte der Prinz Aleſſandro Farneſe von Parma. Dieſer berühmte Feldherr war ſo glücklich, die belgiſchen Niederlande wieder unter ſpaniſche Hoheit zurückzubringen. Damals ward der Thron von Portugal durch den Tod des Königs Sebaſtian erledigt, und Philipp, der von mütterlicher Seite Anſprüche darauf machte, rüſtete ſich, ſein Recht mit Gewalt zu verfolgen. Ob nun gleich der Herzog von Alba ſich Philipps Unwillen zugezogen hatte, ſo war doch das Vertrauen des Königs zu ſeinen Fähigkeiten ſo groß, daß er ihm, ohne ihn zu begnadigen, und ohne ihn vor ſich zu laſſen, den Oberbefehl der gegen Portugal beſtimmten Armee übertrug. Alba vertrieb hierauf den Don Antonio, der zum Könige ausgerufen war, und Philipp kam im April 1581 ſelbſt in dieſes Reich, wo ihm die Stände huldigten. Er blieb hier über ein Jahr, ohne großes Vergnügen über ſeine Erwerbung, da er, von ſeinen neuen Unterthanen mit zahlloſen Bitten beſtürmt, denſelben nicht genügen konnte, und dennoch ihre Gunſt zu gewinnen wünſchte. Bald darauf befreite ihn die Ermordung des Prinzen Wilhelm von Oranien 1584 von einem geſchwornen Feinde, und gab zu unanſtändigen Freudensbezeugungen am ſpaniſchen Hofe Veranlaſſung; allein Wilhelms Sohn, Moritz, war ein noch furchtbarerer Gegner. Unterdeſſen hatten ſchon längſt Beſchwerden zwiſchen dem ſpaniſchen und engliſchen Hofe obgewaltet. Jeder hatte in den Beſitzungen des Andern Unruhen angefacht, und beide betrachteten ſich als entſchiedene Feinde. Als endlich Eliſabeth durch die den vereinten Staaten der Niederlande bevorſtehende Gefahr ihre Krone und die proteſtantiſche Religion bedrohet ſah, ging ſie mit ihnen ein offenes Bündniß ein. Zugleich ſandte ſie Sir Francis Drake mit einer Flotte aus, um die ſpaniſchen Beſitzungen in Amerika anzugreifen. Dagegen rächte ſich Philipp nicht nur durch Anzettelung eines Aufruhrs in Irland, mit welchem Lande er vom Papſte belehnt war, ſondern beſchloß auch, England ſelbſt zu erobern oder wenigſtens Eliſabeth zu entthronen und das Papſtthum wieder herzuſtellen. Zu dieſem Zwecke rüſtete er eine mächtige Flotte aus, um eine Armee erfahrener Truppen, die ſich mit einem Heere des Herzogs von Parma in den Niederlanden, 30,000 Mann ſtark, vereinigen ſollten, überzuſchiffen. Dieſe Armada, welche Philipp die unüberwindliche nannte, lief am 29ſten Mai 1588 aus dem Hafen von Liſſabon aus. Sie beſtand aus 150 großen Kriegsſchiffen, die mit 20,000 Soldaten, 7000 Matroſen, einem Großinquiſitor, 150 Dominicanern und 3000 Kanonen beſetzt waren. Die Holländer ſchloſſen jedoch mit 44 Schiffen die Armee des Herzogs von Parma zu Nieuport ein, während die unüberwindliche Flotte unter dem Befehl des Herzogs von Medina Sidonia auf der Höhe von Dünkirchen in der Nacht vom 7ten auf den 8ten Auguſt von den Engländern mit Brandern angegriffen und zerſtreuet, die getrennten Abtheilungen aber darauf in fünf einzelnen Gefechten geſchlagen wurden. Schon wollte der Herzog nach Spanien zurückkehren, als ein ſchrecklicher Sturm ſeine Flotte theils zerſtreute, theils vernichtete; ungefähr 60 Schiffe

und 6000 Menſchen kamen nach Spanien zurück. Als er vor Philipp erſchien, dankte ihm dieſer, daß er an dem Vaterlande nicht verzweifelt ſey. „Des Herrn Wille geſchehe,“ ſetzte er kalt hinzu. „Ich hatte meine Flotte geſandt, England zu bekämpfen, aber nicht die Elemente.“ Für die ſpaniſche Monarchie war dieſer Unfall ein Todesſtoß. Daſſelbe Syſtem, bürgerliche Unruhen bei ſeinen Nachbaren anzuſtiften, verbunden mit dem Eifer für die katholiſche Religion, verleitete Philipp, der berüchtigten Ligue gegen Heinrich IV. in Frankreich beizuſtehen. Er ſandte dem Herzoge von Mayenne, dem Anführer der Ligue, ein Truppencorps zu Hülfe, und befahl dem Herzoge von Parma, nach Paris zu marſchiren, wo Mayenne von Heinrich IV. eingeſchloſſen war. Vergebens ſtellte der Herzog von Parma dem Könige vor, daß dadurch ſeine Angelegenheiten in den Niederlanden leiden würden. Philipp beſtand hartnäckig auf ſeinem Willen, indem er, wie man behauptet, die Abſicht hatte, ſeine Lieblingstochter Clara Eugenia (deren Mutter Eliſabeth war) auf Frankreichs Thron zu erheben. Zweimal zog der Herzog von Parma nach Frankreich, um Heinrichs IV. Thronbeſteigung zu hindern. Er ſtarb an den Folgen der Beſchwerlichkeiten ſeiner Feldzüge. Selbſt nach Heinrichs Uebertritt zur katholiſchen Kirche fuhr Philipp in ſeinen Feindſeligkeiten fort, und wandte ſeinen Einfluß in Rom dazu an, die Losſprechung des Königs von Frankreich vom Banne zu verzögern. Dieſes Verfahren hatte eine Kriegserklärung Heinrichs IV. zur Folge. Der Krieg ward mit wechſelndem Glücke geführt. Zu gleicher Zeit dauerte auch der mit England fort, und außer mehreren Verluſten in den amerikaniſchen Colonien, erlitt Spanien einen harten Unfall durch die von Lord Howard und dem Grafen von Eſſex bewerkſtelligte Einnahme von Cadix, und durch Zerſtörung der in dieſem Hafen befindlichen Schiffe. Unterdeſſen hatte in den Niederlanden Prinz Moritz von Oranien die Oberhand gewonnen und die Unabhängigkeit der ſieben vereinigten Provinzen erklärt. Philipp ernannte jetzt 1596 den Cardinal und Erzherzog Albrecht zum Statthalter in Belgien, mit der Abſicht, ihm dieſes Land als Brautſchatz der Infantin Clara Eugenia zu übergeben, und dadurch den langen blutigen Zwiſt mit ſeinen Unterthanen beizulegen. Denn wiederholte Unfälle und Kränklichkeit hatten Philipps Muth gebeugt, und er dachte ernſthaft daran, die Ruhe in ſeinem Königreiche wieder herzuſtellen. Alſo ward im J. 1597 der Friede zu Vervins mit Frankreich geſchloſſen, durch welchen eine Anzahl genommener Städte dieſem Reiche zurückgegeben wurden. Philipp lebte nur bis zum nächſten Jahre. Er ſtarb langſam an einer unmerklich um ſich greifenden Krankheit, denn Gicht, Waſſerſucht und ein auszehrendes Fieber marterten ihn zwei Jahre hindurch. Indeſſen behielt er bis zum letzten Augenblicke ſeine Beſinnung und Thätigkeit. Er ließ ſich von Madrid nach dem Escurial bringen; hier ward ſeine Krankheit doppelt ſchmerzhaft. Geſchwüre an der Bruſt und an den Knien, Folgen früherer Ausſchweifungen, marterten ihn Tag und Nacht. Aus ihrem giftigen Eiter entſtanden Schaaren von Läuſen, die man durch nichts tilgen konnte. So lag er länger als funfzig Tage auf dem Rücken, blieb aber unerſchütterlich gelaſſen und ſtarkmüthig. Bis zum letzten Augenblicke verrichtete er mit größter Pünktlichkeit die Gebräuche ſeiner Kirche, und ermahnte ſeinen Sohn Philipp und ſeine Tochter Iſabella (Clara Eugenia) zum Eifer im katholiſchen Glauben. So ſtarb er den 13ten

September 1598. Philipp war von mittler Größe und gut gewachſen; ſeine Stirn war breit, ſeine Augen blau, der Blick ernſt und kalt und jede Miene unveränderlich. Durch ſtolze Pracht, Freigebigkeit, raſtloſe angeſtrengte Thätigkeit und rechtliche Führung des Regiments, ſo lange es nicht ſeinen Willen galt, machte er Eindruck auf die Gemüther; allein vor ihm floh die Freude, und das Element ſeines Daſeyns war Schrecken. Und doch zitterte er, deſſen durchdringender Blick alle Theile ſeines großen Reiches in Furcht ſetzte, vor ſeinem Großinquiſitor! Sein grenzenloſer Ehrgeiz, Starrſinn und finſterer Aberglaube machten ſeine Regierung zu einer Periode des Krieges und Haſſes, und erſchöpften die ungeheuren Hülfsquellen ſeines Reichs, ohne daß er eine ſeiner großen Abſichten erreichte. Sein Geiſtesdeſpotismus bewirkte einen Stillſtand und ein Erſchlaffen aller geiſtigen Thätigkeit, das bald zu einem verderblichen Rückſchreiten werden mußte. Und in der That ſchreibt ſich der Verfall Spaniens von ſeiner Regierung her. Vergl. Watsons History of the reign of Philipp II. Lond. 1777. 2 Voll. 4. NP.

Philipp II. Auguſt, König von Frankreich, geboren 1165, beſtieg den Thron nach ſeines Vaters Ludwigs VII. Tode 1180, und ergriff, ungeachtet er noch unter der Vormundſchaft des Grafen von Flandern ſtand, die Zügel der Regierung mit vieler Kraft. Zuerſt verbannte er die Poſſenreißer und Komödianten von ſeinem Hofe. Um aber die Vertreibung der Juden aus dem Königreiche, die durch ihre Induſtrie und ihre Kunſtgriffe im Beſitze großer Reichthümer waren, zu beſchönigen, wurden ſie verſchiedener Greuelthaten beſchuldigt; man zog ihre Güter ein und erklärte ihre Foderungen für nichtig. Nachher aber fand es der König rathſam, ſie zurückzurufen und ihrem Wucher Grenzen zu ſetzen. Die Räubereien der Großen unterdrückte Philipp durch zweckmäßige Verordnungen und Waffengewalt. Die Uneinigkeiten zwiſchen der Königin Mutter und dem Grafen von Flandern, (deſſen Nichte Iſabelle der König heirathete) und die Jugend Philipp Auguſts ließen den König von England, Heinrich II., von einer Einmiſchung in die Angelegenheiten Frankreichs viele Vortheile hoffen; aber an Philipps Thätigkeit ſcheiterten dieſe Plane. Nach dem Tode der Gräfin von Flandern verband er die Grafſchaft Vermandois mit dem Reiche, trotz des Widerſpruchs des Grafen. Als der Papſt wegen der Einnahme von Jeruſalem durch Saladin im J. 1187 einen Kreuzzug anordnete, ſo nahmen die Könige von Frankreich und England das Kreuz. Allein ihr Streit brach aufs neue aus. Der päpſtliche Legat bedrohte deßwegen den König von Frankreich mit dem Interdicte; doch Philipp geſtand dem Papſte das Recht nicht zu, ſich in die Händel zwiſchen ihm und ſeinen Vaſallen zu miſchen. Er nöthigte hierauf den König von England zu einem Vergleich, und verband ſich mit Heinrichs II. Nachfolger, Richard I., zu einem gemeinſchaftlichen Zuge nach dem gelobten Lande. Philipp ſchiffte ſich 1190 mit ſeinen Truppen in Genua ein, und traf mit Richard in Sicilien zuſammen. Aber ſchon hier geriethen beide in neue Streitigkeiten, nach deren Beilegung Philipp zur Belagerung von Acre ſchritt (ſ. Kreuzzüge). Als Eiferſucht die beiden Könige aufs neue entzweit hatte, kehrte Philipp 1191 nach Europa zurück, ließ jedoch zu Richards Unterſtützung ein Truppencorps in Paläſtina. Bald nach ſeiner Rückkehr vermählte er ſich zum zweiten Male mit Ingelburga, der Schweſter des Königs von Dänemark, gegen die er aber ſeit der Brautnacht einen ſolchen Widerwillen faßte, daß er ſich

von ihr trennte. Unterdeſſen war Richard auf ſeiner Rückreiſe vom Herzog Leopold von Oeſterreich gefangen genommen worden. Philipp benutzte dieſes Ereigniß und trat mit Johann, Richards Bruder, in ein Bündniß, welcher dafür, daß er in ſeinen Uſurpationsplanen von Seiten Frankreichs begünſtigt wurde, ſich dem Verſuche Philipps, einen Theil der Normandie zu erobern, nicht widerſetzte. Dieſes Unternehmen war durchaus dem feierlichen Eide zuwider, den ſich beide Könige geſchworen hatten, während der Dauer des heiligen Krieges einander nicht zu beunruhigen. Philipp war eben mit Ausführung ſeines Plans beſchäftigt, als Richard, befreit aus der Gefangenſchaft, mit einem Heere in Frankreich erſchien. Der Krieg wurde auf beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt und bis zu Richards Tode 1199 fortgeſetzt. Während deſſelben hatte ſich die Königin Ingelburga in ein Kloſter begeben, Philipp aber unter dem Vorwande einer entfernten Verwandtſchaft eine Scheidung von ſeinen Biſchöfen erlangt, und ſich mit Agnes, der Tochter des Herzogs von Meranie, vermählt. Auf des Königs von Dänemark Beſchwerden erklärte Papſt Cöleſtin dieſe Ehe für nichtig, und da Philipp ſich nicht fügen wollte, that ihn Cöleſtins Nachfolger, Innocenz III., in den Bann. Der König gab daher nach und erlaubte Ingelburga, als ſeine Gemahlin mit dem königlichen Titel auf einem fern gelegenen Schloſſe zu leben. In den letztern Jahren ſeiner Regierung lebte er mit ihr in Eintracht. Philipp entzweite ſich jetzt mit ſeinem frühern Bundesgenoſſen, dem Könige von England, Johann, und fiel in die Normandie ein. Zwar wurde der Streit beigelegt, indem man zwiſchen Philipps Sohn, Ludwig, und Johann's Nichte, Blanca von Caſtilien, eine Heirath vorſchlug; bald aber zog ſich Johann durch die Ermordung Arthurs von Bretagne, ſeines Neffen (1202), einen ſolchen Haß zu, daß Philipp ihn als ſeinen Vaſallen vor die Pairskammer lud, und da jener nicht erſchien, ihn aller ſeiner Länder in Frankreich für verluſtig erklärte. Alſo gelang es ihm, bei Johanns Unthätigkeit, die ganze Normandie nach einer dreihundertjährigen Trennung mit ſeiner Krone wieder zu vereinigen. Auch unterwarf er Touraine, Anjou und Maine, ſo daß von allen Beſitzungen in Frankreich den Engländern allein Guienne blieb. Hierauf nahm Philipp an dem Kreuzzuge gegen die Albigenſer Theil, um bei der Schwäche ſeiner Vaſallen ſein Anſehn auszudehnen. Im J. 1213 rüſtete er ſich, um England zu erobern. Innocenz hatte nämlich bei ſeinen Streitigkeiten mit Johann wegen des Erzbiſthums von Canterbury den engliſchen Thron für erledigt erklärt und Philipp die Beſitznahme deſſelben angetragen; allein Johann verſöhnte ſich mit dem Papſte, indem er ſich demſelben als ſeinem Lehnsherrn unterwarf; der Papſt ſchickte daher an Philipp den Befehl, von ſeinen Abſichten auf ein Königreich abzuſtehen, das dem heiligen Stuhl angehöre. Philipp achtete jedoch nicht darauf. Nun verband ſich Johann 1214 mit dem Kaiſer Otto IV. gegen Frankreich, und die engliſche Flotte erfocht den vollſtändigſten Sieg; ſie nahm 300 Schiffe, verſenkte 100 und nöthigte die Franzoſen, deren mehr als 1000 zu verbrennen. Dagegen ſiegte Philipp zu Lande 1214 bei Bovines in Flandern über die weit überlegene verbündete Armee; dennoch ſchloß er einen Waffenſtillſtand. Als in der Zwiſchenzeit die Engländer ſelbſt ihren König verließen und eine Partei den franzöſiſchen Prinzen Ludwig herbeirief, mißbilligte Philipp zwar dem Anſcheine nach dieſes Anerbieten, unterſtützte jedoch ſeinen Sohn insgeheim mit einem Heere und einer Flotte.

Dennoch mußte die Unternehmung aufgegeben werden. Nach Ablauf des Waffenſtillſtandes fingen die Feindſeligkeiten mit England aufs neue an, wurden aber durch einen abermaligen Waffenſtillſtand beendigt. Bald darauf ſtarb Philipp im J. 1223, nachdem er 43 Jahre regiert hatte, in einem 59jährigen Alter. Mit Recht wird er für einen der ausgezeichnetſten Fürſten unter den erſten Capetingern gehalten. Er war groß als Feldherr und Regent, vermehrte das Gebiet von Frankreich und erhob zuerſt die königliche Gewalt, weßhalb er auch den Beinamen der Eroberer erhielt. Er vervollkommnete das Militärſyſtem, begünſtigte die Wiſſenſchaften, legte nützliche Gebäude, Landſtraßen, Befeſtigungen an, und verwandte die großen Summen, die er durch Sparſamkeit erübrigte, zum Nutzen des Landes. Unter ihm bildeten die zwölf Pairs von Frankreich einen beſondern Stand; auch kamen die Appellationen von den Gerichten der Vaſallen an den König auf. In ſeinem Betragen war er gefällig und einnehmend, nicht ohne Billigkeit und Edelmuth, wiewohl nicht gar zu gewiſſenhaft in ſeiner Politik.

Philipp der Kühne, Philipp der Gütige, ſ. **Burgunder**.

Philipp V., Philipp VI. von Frankreich, ſ. **Frankreich**.

Philipp III., Philipp IV., Philipp V. von Spanien, ſ. **Spanien**.

Philipp Egalité, ſ. **Orleans** (L. J. Ph. Herzog von).

Philippi, eine der vornehmſten Städte Macedoniens, von Philipp wegen der daſelbſt befindlichen Goldbergwerke erbaut, jetzt ein Dorf, **Feliba**. Hier wurde die berühmte Schlacht geliefert, in welcher Antonius und Octavius die Republikaner unter Caſſius und Brutus beſiegten. Der Wahlplatz heißt jetzt la Cavalla; darüber ſtehen die Ruinen der Stadt. Paulus errichtete hier eine Chriſtengemeinde, und ſchrieb an dieſelbe den bekannten **Brief an die Philipper**.

Philippiken, orationes philippicae, die Reden des Demoſthenes gegen Philipp von Macedonien (ſ. **Demoſthenes**). Nach ihnen nennt man noch jetzt eine heftige donnernde Rede eine Philippica.

Philippinen. Die **philippiniſchen** oder **maniliſchen** Inſeln (von den Einwohnern die luſſoniſchen genannt) liegen vom 5ten bis 19ten Grade nördlicher Breite und vom 135ſten bis 145ſten Grade öſtlicher Länge, von dem großen Oceane und vom chineſiſchen Meere umgeben. Der Flächeninhalt der größeren (Mindanao dazugerechnet) beträgt 6500 Quadratmeilen. Die Oberfläche derſelben iſt voller Gebirge, zwiſchen welche ſich reiche und fruchtbare Thäler ausbreiten: unter den Bergen werfen 10 Feuer aus, worunter beſonders der Mayon auf Luzon am meiſten wüthet. Schrecklich war der Ausbruch eines Vulkans in der Provinz Camarines auf Luzon den 1ſten Februar 1814, wodurch 5 volkreiche Städte gänzlich zerſtört wurden und 1200 Menſchen umkamen. Die Anzahl der zu dieſer Gruppe gehörigen Inſeln wird bald auf 1200, bald auf 1500 angegeben. Die größte derſelben iſt Luzon. Von den übrigen bemerken wir Mindanao und Paragoa (von welchen beiden die Spanier nur einen kleinen Theil beſitzen); ferner Samar, Leyte, Mindoro, Buglaſo, Panay und Zebu. Die größeren Inſeln ſind im Innern noch ſehr unbekannt. An Seen und Flüſſen fehlt es nicht, welche

dem Boden eine außerordentliche Fruchtbarkeit geben. Die große Feuchtigkeit auf den Inſeln mäßiget die Hitze und erzeugt eine faſt beiſpielloſe Fruchtbarkeit, aber ſie wird auch Urſache häufiger Krankheiten. Ohne dieſen Nachtheil des Klimas würden dieſe Inſeln der reizendſte Aufenthalt der Welt ſeyn. Reiß, Kakao, Kokos, der beſte Zucker, Pfeffer, Ingwer, wilde Muskatennüſſe, treffliche Orangen, Datteln, Paradiesfeigen, Ananas und eine große Menge anderer wohlſchmeckenden Früchte, mit denen die Bäume prangen, geben den Einwohnern eine angenehme und hinlängliche Nahrung. Wild wachſen hier Hanfbäume, die trefflichſte Baumwolle, Indigo, Färbehölzer, Sandelholz, Campeſchenholzbäume, Caſſienbäume, Tamarinden, Aloeholz, der Campherbaum, Areka, Betel, vortrefflicher Tabak Ebenholz, Eiſenholz. Man hat eine Menge eßbarer Vögel, Rindvieh, Büffel, Schweine, Hirſche, Ziegen, Pferde, unzählige Arten von Affen. In den Wäldern erzeugen zahlloſe Schwärme von Bienen ſo viel Honig und Wachs, daß letzteres hier gemeiner als Talg iſt. Das Meer enthält einen großen Reichthum von Fiſchen und Schaalthieren; auch erzeugt es Ambra und Perlen. Ohne Zweifel ſind die Gebirge reich an Metallen; denn man findet Gold in den Flüſſen und Eiſen zu Tage liegen, aber die Trägheit der Spanier vernachläſſigt den Bergbau. Der König von Spanien, der ſich die Inſeln zugeeignet hat, läßt ſie durch einen Statthalter regieren. In den älteſten Zeiten waren die Philippinen den Chineſen unterthan, die ſie verließen. Vor 1521 beſetzten die Malayen Mindanao und wohnten daſelbſt unter arabiſchen Fürſten, welche auch Sultane von Salangan hießen; dieſe errichteten auch zu Suluh eine beſondere Herrſchaft. Die Spanier entdeckten die Inſeln im Jahre J. 1521 durch Magelhaens und landeten zuerſt auf Zebu, wurden aber zurückgetrieben, landeten 1564 aufs neue, eroberten Zebu, Manilla (1575), Suluh, Mindanao und (1589) Masbate. In der Folge dehnten ſie dieſe Eroberungen noch mehr aus, verloren ſie aber auch zum Theil wieder. Im J. 1571 fingen ſie an, auf der Südoſtſeite der Inſel Manilla oder Luçon die Stadt Manilla zu erbauen, welche mit den Vorſtädten, unter denen die von 10,000 Chineſen bewohnte Vorſtadt Pariana zu bemerken iſt, 88,000 Einwohner zählt. Darunter ſind 3000 Spanier, welche die Regierung und den beſten Theil des Handels in Händen haben; die Handwerker und Künſtler ſind Chineſen; den Feldbau beſorgen vornehmlich die Eingebornen. Außer dem Statthalter hat zu Manilla ein Erzbiſchof ſeinen Sitz, unter welchem die drei Biſchöfe zu Neu-Segovia, Caceres und Jeſusſtadt ſtehen. Die Stadt iſt ſchön, aber wegen der häufigen Erdbeben meiſt nur aus Holz erbauet, ſtark befeſtigt und hat einen guten Hafen. Von hier aus werden die Producte und Waaren Aſiens nach dem ſpaniſchen Amerika gebracht. Jährlich ſegelt im Julius eine Galione von Manilla nach Acapulco in Mexiko, woſelbſt ſie die Gewürze, Neſſeltücher, gemalte Leinwand, Seidenzeuge und Goldarbeiten Aſiens gegen europäiſche Waaren, amerikaniſche Cochenille und baares Geld verhandelt. Der größere Theil dieſer Ladung gehört chineſiſchen, armeniſchen, holländiſchen, franzöſiſchen und engliſchen Kaufleuten, die unter malayiſcher Flagge handeln, denn von fremden Nationen dürfen nur Malayen, Armenier und die Portugieſen aus Goa nach Manilla handeln. Jetzt handelt eine Geſellſchaft von Kaufleuten auch unmittelbar von den Manillen nach Spanien. Die Zahl der Einwohner beträgt auf dieſen Inſeln ungefähr drei Millionen, wovon

1,700,000 den Spaniern gehorchen. Man findet hauptſächlich zwei ſehr verſchiedene Menſchenracen. Die eine beſteht aus malayiſchen, die andere aus negerartigen Stämmen. Die Neger von den Eingebornen Aetas, von den Spaniern Negritos del Monte genannt, bewohnen die innern unzugänglichen unbekannten Gegenden. Sie gleichen vollkommen den Bewohnern der Küſten von Guinea in Afrika, nur daß ſie kleiner an Geſtalt ſind. Offenbar ſind ſie ein Volk mit den Papuas auf Neu-Guinea und mehreren Inſeln des großen Oceans. Sie leben ohne geſellſchaftliche Ordnung einzeln in den Schluchten der Gebirge, und vermeiden den Umgang mit den Malayen. Sie ſcheinen die Ureinwohner der Philippinen zu ſeyn. Die malayiſchen Stämme fanden die Spanier bereits an den Küſten verbreitet, als ſie die Inſeln entdeckten. Sie hatten eine gewiſſe Stufe der Cultur erreicht, lebten in einer bürgerlichen Verfaſſung, die wie bei allen malayiſchen Stämmen eine Aehnlichkeit mit dem Lehnsweſen der Europäer hatte, waren Seefahrer und kannten die Erfindung der Schrift. Die Spanier bemühten ſich auf dieſen Inſeln das Chriſtenthum einzuführen, und wirklich hat ein Theil der Bewohner die katholiſche Religion angenommen. Außer den negerartigen und malayiſchen Stämmen finden ſich auch noch hier Spanier, Meſtizen, Creolen und Chineſen. — Im J. 1762 eroberten die Engländer Manilla und nahmen die nach Acapulco beſtimmte Galione; im Frieden aber kamen die Inſeln an Spanien zurück. In den letztern Zeiten haben ſich die Engländer auf Bonwut niedergelaſſen. In Spanien beſteht ſeit 1785 eine eigene maniliſche Handelsgeſellſchaft.

Philipponen ſind eine von den Roskolniken abſtammende Secte der griechiſchen Kirche, deren Gemeinden ſich in Neuoſtpreußen und Polen angeſiedelt haben. (Vergl. d. Art. **Roskolniken**).

Philippsburg, eine kleine Stadt am Einfluſſe der Salza in den Rhein mit ungefähr 800 Einwohnern. Zu Anfang des dreißigjährigen Krieges wurde ſie befeſtigt. Im weſtphäliſchen Frieden kam ſie an Frankreich, im nimweger und ryßwiker Frieden aber wieder an Kaiſer und Reich. Theils durch Kunſt, theils durch den moraſtigen Boden umher war ſie überaus feſt. Die Stadt gehörte zwar dem Stifte Speier, die Feſtung aber dem Reiche, und demnach hatte das Beſatzungsrecht der Kaiſer. Im J. 1799 wurde es von den Franzoſen bombardirt. Seit 1802 gehört es Baden und iſt jetzt ein offener Ort, da die Franzoſen die Feſtungswerke vor ihrem Abzuge zerſtörten.

Philippsthal (Heſſen-), eine von Philipp, dem jüngern Sohne des Landgrafen Wilhelm VI. zu Caſſel (ſ. **Caſſel**) geſtiftete Nebenlinie, welche noch in dem Aſte von Heſſen-Philippsthal und in dem Nebenaſte von Heſſen-Philippsthal zu Barchfeld fortblüht. Sie hat ihren Namen von dem ſchön gelegnen Schloſſe **Philippsthal** bei Kreuzberg an der Werra. Der Prinz Ludwig von Heſſen-Philippsthal, General in königlich neapolitaniſchen Dienſten, machte ſich im J. 1806 durch die Vertheidigung der Feſtung Gaeta ſehr berühmt.

Philiſter, oder **Philiſtäer**, ein Volksſtamm, von welchem Paläſtina, vorher Canaan, den Namen erhielt, welcher in den ſüdweſtlichen Ebenen deſſelben an der Seeküſte wohnte, und von ägyptiſcher Abkunft geweſen ſeyn ſoll. Sie waren ſtets im Kampfe mit den Iſraeliten und unterjochten ſie nach Joſua's Tode auf einige

Zeit. In der Studentenſprache heißt **Philiſter** ein gemeiner Spießbürger, oder ſpießbürgerlich geſinnter Menſch.

Phillips (Sir Richard), ein berühmter engliſcher Buchhändler, der als einer der Chefs der ſogenannten St. Helena-Faction, die ganz Europa durch Pamphlets und wahre und erdichtete Berichte von und über Napoleon in Bewegung erhält, betrachtet werden kann. Sein Monthly Magazine, welches er ſeit etwa 20 Jahren herausgibt, und welches zur Unterſcheidung des 1814 vom Buchhändler Colburn unternommenen New (neuen) Monthly Magazine das Old (alte) M. M. genannt wird, dient zum Sammelplatz für alle Nachrichten dieſer Art. Sein Geſuch, mit Napoleon durch Zuſendung von Büchern in Verbindung treten und von ihm Manuſcripte in Empfang nehmen zu dürfen, wurde ihm vom engliſchen Miniſterium förmlich abgeſchlagen. Ir ſeinen Geſchäften, die früher ſehr bedeutend waren, hat er ſich jetzt auf das erwähnte Magazin beſchränkt.

Philo, ein gelehrter jüdiſcher Schriftſteller, welcher im erſten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt unter der Regierung des Kaiſers Caligula blühte. Er war zu Alexandria geboren, erhielt daſelbſt Erziehung und Unterricht, und zeichnete ſich bald durch ſeine Fortſchritte in der Beredſamkeit, Philoſophie und Kenntniß der heiligen Schriften aus. Mit den Schriften Plato's, deſſen Philoſophie damals in Alexandria im höchſten Anſehn ſtand, machte er ſich auf das Innigſte vertraut, und eignete ſich ſeine Lehre und Sprache ſo vollkommen an, daß man allgemein zu ſagen pflegte, Philo platoniſire. Seit der Zeit der Ptolemäer hatten die Juden den Gebrauch der Allegorien von ihren ägyptiſchen Nachbarn entlehnt; damit waren Platoniſche und Pythagoräiſche Dogmen als verborgener und ſymboliſcher Sinn ihres eigenen Geſetzes zu ihnen gekommen. So konnten ſie, ohne den Schein zu haben, als verdankten ſie heidniſchen Philoſophen etwas, einen willkürlichen Gebrauch von ihren Syſtemen machen. Dieſe Syſteme wurden ebenfalls durch mancherlei orientaliſche Philoſopheme, beſonders in Rückſicht auf die göttliche Natur, verfälſcht. Philo ſtudirte dieſe in Alexandria wohl aufgenommene Philoſophie mit Eifer und miſchte, entweder weil er die jüdiſche Lehre nicht genau kannte, oder weil er den buchſtäblichen Sinn des Moſaiſchen Geſetzes zu unſchmackhaft fand, Platoniſche Dogmen in die heiligen Lehren, und ſchrieb ſie Moſes zu. Wahrſcheinlich folgte er darin dem Beiſpiele der Eſſener und Therapeuten, von denen er ſtets mit großer Achtung ſpricht, wiewohl er ihre Lebensweiſe nicht annahm. Dabei vervollkommnete er ſich in der Beredſamkeit und erwarb ſich Kenntniſſe der öffentlichen Angelegenheiten. Wie groß ſein Ruf darin geweſen ſeyn müſſe, läßt ſich daraus erkennen, daß er von ſeinen Landsleuten im J. 42 an der Spitze einer Geſandtſchaft nach Rom geſchickt wurde, um die Juden gegen Apions und Anderer verleumderiſche Beſchuldigungen zu vertheidigen. Caligula ließ die Geſandtſchaft nicht vor ſich, und Philo war ſogar in nicht geringer Lebensgefahr. Er faßte daher eine von großer Gelehrſamkeit, Geſchicklichkeit und Rechtſchaffenheit zeugende Apologie der Juden ſchriftlich ab, welche nach Caligula's Tode im Senate vorgeleſen wurde. Ungewiß und unglaubwürdig ſind die Angaben, daß Philo unter Claudius nochmals nach Rom gekommen, dort des Apoſtels Petrus Freund geworden und den chriſtlichen Glauben angenommen, dieſem aber gewiſſer Kränkungen wegen nachher wieder entſagt habe.

Die auf uns gekommenen Schriften Philo's ſind mehrmals, zuletzt und am vollſtändigſten von Mangey, London 1742, 2 Foliobände, nach ihm von Pfeiffer, Erlangen 1785 u. ff., 5 Octavbände, herausgegeben worden. Sie beweiſen, daß Philo ein Mann von großer Gelehrſamkeit, Tugend und vielem Geiſte war, der die griechiſche Philoſophie und Literatur genau kannte, und ſind ſehr wichtig für den, der den damaligen Zuſtand der Philoſophie in Alexandrien kennen lernen will. — Außerdem kennen wir noch mehrere Schriftſteller gleiches Namens. Dahin gehört *Philo aus Biblos*, ein Grammatiker, der unter Nero bis Hadrian lebte, und Sanchoniathons phöniciſche Geſchichte ins Griechiſche überſetzte, wovon wir noch einige Fragmente beſitzen; ferner *Philo von Byzanz*, der im zweiten und dritten Jahrhunderte lebte, und als der Verfaſſer eines Werks über die Kriegsmaſchinen, über die ſieben Wunderwerke der Welt, u. ſ. w. genannt wird.

Philoctet, des Pöas und der Demonaſſa Sohn, berühmt als kundiger Bogenſchütze. Er führte die Einwohner von Methone, Thaumacia, Meliböa und Olizon nach Troja. Bei einem Opfer auf der Inſel Chryſa aber ward er von der tempelhütenden Schlange, welcher er ſich nahte, in den Fuß gebiſſen. Zwar ſetzte er die Reiſe dennoch fort. Da aber die Wunde immer bösartiger und wegen ihres übeln Geruchs Allen unleidlich wurde, ſo brachte man ihn auf Ulyſſes Rath nach Lemnos zurück, wo er neun Jahre in hülfloſer Einſamkeit zubrachte, mühſelig ſein Leben friſtend. Aber nach der Weiſſagung des Helenus konnte Troja nicht erobert werden ohne die Pfeile des Hercules, welche dieſer dem Philoctet für die Anzündung des Scheiterhaufens, auf dem er ſich verbrannte, geſchenkt hatte, daher ſah man ſich endlich genöthigt, zu ihm zurückzukehren. Ulyſſes und Neoptolemus übernahmen die Sendung, und der offenen Redlichkeit des Letztern gelang es, nach langer Weigerung den gekränkten Helden zur Rückkehr nach Troja zu bewegen, wo er ihm Geneſung verhieß. Wirklich heilte Machaon ſeine Wunde; Paris aber ward von des Philoctets Pfeilen getödtet und bald darauf Troja erobert. Nachher finden wir ihn in Italien, wo er in einem Kampfe mit den Urbewohnern getödtet wurde. Die tragiſche Geſchichte des Philoctet hat Sophocles in ſeinem nach dem Helden benannten und noch vorhandenen Trauerſpiele dramatiſch bearbeitet.

Philologie, I. Geſchichtlicher Urſprung und Entwickelung derſelben. Dieſes griechiſche Wort, ähnlich der Benennung Philoſophie gebildet, bedeutete urſprünglich das Streben nach Bildung oder Liebe derſelben, und die allgemeine, äſthetiſche und philoſophiſche Bildung ſelbſt (φιλολογος daher, wer nach dieſer Bildung ſtrebt oder ſie beſitzt) insbeſondere aber, in ſo fern ſich dieſes Streben auf Sprache und Literatur gründet, *Sprachbildung* und Studium der Literatur. *Philolog* hieß daher ein Literaturfreund, Literator, ein Mann von gelehrter Bildung. So wiſſen wir durch Sueton, daß *Eratoſthenes* (270—190 vor Chr. Geb.) zuerſt ſo genannt wird, der als Aſtronom und Geograph berühmt, und zugleich Vorſteher der alexandriniſchen Bibliothek war; nach ihm führen mehrere durch vielſeitige Gelehrſamkeit ausgezeichnete Männer dieſen Namen. Weil nun die gelehrte Bildung in objectiver Hinſicht eine *Literatur*, in ſubjectiver eine Sprachkenntniß erfodert, ſo iſt es begreiflich, warum erſt nach Erſchöpfung der geiſtigen Productionskraft in Griechenland, als Nachahmung und Betrachtung der Denk-

male dieſes Geiſtes eintrat, die eigentliche Buch- und Schulgelehrſamkeit ſich bildete, ferner warum dieſe vorzüglich von der Grammatik ausging, deren ſo wie der Lexicographie, Kritik und Hermeneutik Urſprung hier zu ſuchen iſt (ſ. Alexandriniſches Zeitalter), und warum die Philologie ſpäter ſogar auf jene beſchränkt wurde. Früher wurde der Sinn und Geiſt des Alterthums, ſpäter nur der Buchſtabe verehrt. Die Philologie der frühern Alexandriner, welche zuerſt dieſen Namen einführten, war eine Art Polymathie und Polyhiſtorie, und umfaßte Alterthumskunde im weitern Sinne, namentlich die Mythologie, ferner Grammatik, Hermeneutik, die grammatiſche und äſthetiſche Kritik, Rhetorik, Metrik und andere Wiſſenſchaften. Sie waren die Mittelsperſonen, durch welche uns namentlich die wichtigſten Denkmale der griechiſchen Literatur aufbehalten und zugänglich gemacht worden ſind, indem ſie den Bau und Wortvorrath der griechiſchen Sprache, die Echtheit einzelner Werke und Stellen der griechiſchen Literatur ſorgfältig zu unterſuchen begannen, größere Sammlungen und Auszüge griechiſcher Schriften veranſtalteten, die mannichfaltigſten Kenntniſſe, welche zum Verſtändniſſe des Alterthums nothwendig waren, aufhäuften und mittheilten, und Manches, was uns heute ein unauflösliches Räthſel bleiben würde, durch Erläuterungen, Commentare und Compilationen aller Art über jene Schriften der Nachwelt aufklärten. Vorbereitungen zu dieſer Philologie findet Creuzer (in ſeiner geiſtreichen und gelehrten Schrift über das akademiſche Studium des Alterthums u. ſ. w., Heidelberg 1807, 8.) ſchon in dem Zeitalter der Piſiſtratiden, deren Verdienſte um die Sammlung der Homeriſchen Gedichte bekannt ſind, in der Anlegung von Büchersammlungen ſeit Piſiſtratus, in dem Forſchungsgeiſte der Sophiſten, und Ariſtoteles vielſeitiger Gelehrſamkeit und literariſcher Bildung; aber Alexandria nennt er mit Recht den erſten Mittelpunkt des gelehrten Lebens und Wirkens (ſeit 332 vor Chr. Geb.), den Sammelplatz der Literaturſchätze, und den Vereinigungspunkt derer, die ſie brauchten. Auch in Klein-Aſien, wo ſich Pergamus auszeichnete, deſſen Könige (namentlich Attalus II., ſtarb 158 vor Chr. Geb.) Liebhaber der Literatur und Gönner der Gelehrten waren, im eigentlichen Griechenlande, vorzüglich in Athen und Rhodus und in Großgriechenland, beſonders zu Syrakus, bildeten ſich Literatoren und Philologen in jenem engern Sinne. Scholiaſten und Lexicographen finden ſich unter den Griechen noch bis in das 15te Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung, ſo wie ſich nie im oſtrömiſchen Reiche das Anſehn der griechiſchen Literatur ganz verlor. Mit der gelehrten Bearbeitung der Sprache wurden die Römer durch den Griechen Krates von Mallus bekannt (169 vor Chr. Geb.). Das philologiſche oder grammatiſche Studium umfaßte nach Cicero's Erklärung auch die Behandlung der griechiſchen Dichter, Kenntniß der Geſchichte, Worterklärung und die richtige Ausſprache. Doch nicht bloß die griechiſche, ſondern auch die römiſche Sprache und das römiſche Alterthum wurden durch M. Terentius Varro, einen berühmten Polyhiſtor und Polygraphen (116 bis 27 vor Chr. Geb.), M. Verrius Flaccus (unter Auguſt), Aſinius Pollio und Andere ein Gegenſtand gelehrter Unterſuchungen, und die Grundſätze der griechiſchen Grammatik wurden auf die lateiniſche angewendet. Lucius Plotius lehrte lateiniſche Sprachlehre zu Cicero's Zeit. M. Fab. Quinctilian und Aul. Gellius waren im umfaſſendern Sinne Philologen. Die anſehnlichſten Bibliotheken wurden als Beute

nach Rom geführt. Die römiſche Literatur ſtrebte der griechiſchen nach. Erklärer der römiſchen Schriftſteller (wie Aſconius Pedianus über Cicero's Reden, Aelius Donatus über Terenz u. A.) traten dann (ſeit 50 nach Chr. Geb.) auf, von denen viele Vorleſungen über die römiſchen Claſſiker hielten. Donatus (354 nach Chr.) und Priſcianus (524 nach Chr.) wurden die Hauptlehrer der lateiniſchen Grammatik. Wie das Chriſtenthum mit ſiegreicher Gewalt das Heidenthum verdrängte, ſo wurde auch das Studium des griechiſchen und römiſchen Alterthums und ſeiner Literatur vorzüglich durch den Fanatismus der frühern chriſtlichen Lehrer unterdrückt, welche Alles, was mit dem Heidenthume in Verbindung ſtand, für verderblich und ſchädlich hielten, und dadurch zum Verfalle der Wiſſenſchaften ungemein beitrugen. Hierzu kam das Eindringen der noch rohen Germanier in die Länder des römiſchen Reichs, durch welche viele literariſche Inſtitute und Denkmale, namentlich die von den Kaiſern des römiſchen Reichs zur Erziehung und Bildung der höhern Stände geſtifteten Schulen (in welchen die zu dem encyclopädiſchen Unterrichte ſeit den Alexandrinern gerechneten Kenntniſſe gelehrt worden waren), zu Grunde gingen. Allein die Geiſtlichkeit bedurfte zur Vorbereitung für ihre Aemter nothwendig der gelehrten Bildung, namentlich der Kenntniß der alten Sprachen. Dieß brachte die Cultur der weltlichen Wiſſenſchaften in die Hände der Geiſtlichkeit, welche dieſelben auch bis zu einer beſſern und günſtigern Zeit aufbewahrte, und mit den Abteien, Stiftern und Klöſtern Schulen verband, in denen die ſogenannte Encyclopädie, die in den ſieben freien Künſten (ſ. d. Art. Kunſt) beſtand, gelehrt wurde. Zu dieſem Unterrichte bediente man ſich hauptſächlich der Lehrbücher des Martianus Capella (461 nach Chr. Geb.), und des Caſſiodorus (ſtarb 563), die ebenfalls ſchon in den kaiſerlichen Schulen im Gebrauche geweſen waren. Doch findet man erſt im 6ten Jahrhunderte ſolche geiſtliche Schulen, in welche die Reſte gelehrter Bildung ſich flüchteten, zuerſt in Frankreich, ſpäter in Irland, Schottland, England. Freilich wurde jener Unterricht zunächſt auf die Zwecke der Theologie beſchränkt. Die lateiniſche Sprache nahm daher auch, beſonders da ſie faſt nur geſchrieben wurde, ein neues Colorit an, in welchem der Mangel an claſſiſcher Bildung, ſo wie der Einfluß kirchlicher und religiöſer Vorſtellungen und das Aufſtreben der neuern europäiſchen Sprachen ſich zeigte. So erzeugte ſich das Mönchslatein. Sehr vortheilhaft für die gelehrte Bildung wird die Stiftung des Benedictinerordens durch Benedict von Nurſia (ſtarb 544), in deſſen Regel befohlen wird, in jedem Kloſter dieſes Ordens Unterricht zu ertheilen, Bücher abzuſchreiben und Bücherſammlungen anzulegen. Die Schulanſtalten, welche Carl der Große und ſeine gelehrten Freunde ſtifteten, führten auf das Studium der lateiniſchen Sprache zurück. Aber erſt ſeit dem 10ten Jahrhunderte wurde durch häufigeres Leſen und Abſchreiben der alten Claſſiker Geſchmack, gelehrte Bildung und eine reinere Latinität herbeigeführt. Hierin beſteht beſonders das Verdienſt der Congregation von Clugny, und ſpäterhin des Ordens der Ciſterzienſer und Carthäuſer (ſeit dem 12ten Jahrhunderte). Die arabiſche Literatur und Sprache gewann ſeit dem 7ten Jahrhunderte viel Verbreitung und Anſehn. Durch die Araber wurde auch die Philologie erhalten und befördert, namentlich aber die griechiſche Literatur wieder aufgefriſcht. Ihre eigene Sprache erhielt ſchon ſeit dem 7ten Jahrhunderte eine gelehrte Behandlung. Im 11ten und 12ten Jahrhunderte thaten ſich

viele große Männer durch tieferes Studium der claſſiſchen Literatur hervor, namentlich in Italien (wo ſeit dem 12ten Jahrhunderte mehrere Univerſitäten geſtiftet wurden), in Frankreich und England. Hieher gehört Lanfranc aus Pavia und deſſen Schüler Anſelm aus Aoſta; der gelehrte Gerbert (Papſt Sylveſter II., ſtarb 1003), Biſchof Abbo von Fleury (ſtarb 1004) und Bruno von Cöln (ſtarb 1101). Die gelehrte Theologie führte zur Philoſophie, dieſe auf Plato und Ariſtoteles zurück. Männer, wie Abälard (ſtarb 1142), Bernhard von Clairvaux, Johann von Salisbury, Roger Bacon und Andere verſtanden Griechiſch, und ſchrieben ein beſſeres Latein. Aber ſie hatten mit der unwiſſenden und intoleranten Geiſtlichkeit einen harten Kampf zu kämpfen, nach welchem (im 13ten Jahrhunderte) das Studium der römiſchen Claſſiker und die beſſere Latinität wiederum faſt ganz verſchwanden. Im 13ten und 14ten Jahrhunderte finden wir einige Anſtalten, durch welche die hauptſächlich zum Behufe des Bekehrungsgeſchäfts nothwendige Kenntniß der orientaliſchen Sprachen, namentlich der hebräiſchen und arabiſchen, unterſtützt wurde; auch beförderte der Umgang der Chriſten mit den Mohammedanern im Orient und Occident während der Kreuzzüge dieſe Kenntniß; aber die gelehrte Behandlung dieſer Sprache blieb noch weit zurück. Seit der Mitte des 14ten Jahrhunderts aber erwachte wieder der Genius des claſſiſchen Alterthums zuerſt in Italien, von wo aus ein gründlicheres Studium der claſſiſchen Sprachen und ihrer Literatur, und eine geſchmackvollere Erklärung ſich faſt über alle Theile Europa's verbreitete. Italien wurde der erſte Sammelplatz wahrer Philologen. Seine größten Nationalſchriftſteller, Petrarca und Boccaccio, voll Enthuſiasmus für die Werke des claſſiſchen Alterthums, wirkten kräftig zur Verbreitung der römiſchen und griechiſchen Literatur. Beſonders war es Cicero und Virgil, welche des Erſtern Aufmerkſamkeit auf ſich zogen; doch bewog er Boccaccio, von flüchtig gewordenen Griechen die Sprache des Homer und Plato zu lernen, was ihm ſelbſt bei ſeinem Alter nicht mehr gelingen wollte. Boccaccio brachte es in ſeiner Vaterſtadt Florenz dahin, daß Johann von Ravenna, ein Zögling Petrarca's, für die römiſche, und für die griechiſche Literatur zuerſt Leontius Pilatus, darauf Manuel Chryſoloras (1397) als Lehrer angeſtellt wurden. Durch Letztern, ſo wie durch Argyropylus und immer mehrere ausgewanderte Griechen, die ſich, als ſie der Fall des oſtrömiſchen Reichs vertrieb, dem blühenden Italien zuwendeten, wurde in Schriften und mündlichen Vorträgen eine gründlichere griechiſche Sprachlehre in Umlauf gebracht und dadurch ein tieferes Verſtändniß der griechiſchen Literatur eröffnet. In allen größern Städten Italiens, ſelbſt in denen, welche keine Univerſität hatten, eröffneten Lehrer der alten Literatur ihre Hörſäle. Ihr Enthuſiasmus, ſagt Eichhorn, theilte ſich ihren Zuhörern mit, und durch dieſe wurde es (von 1400—1450) Ton der Republiken und fürſtlichen Häuſer in Italien, die claſſiſche Literatur in Schutz zu nehmen, und durch das Studium derſelben einen reinen Geſchmack wieder herzuſtellen. Ja dieſes Studium wurde zur Nationalangelegenheit erhoben. Der lebhafteſte Eifer für dieſelbe herrſchte im funfzehnten Jahrhunderte unter allen Ständen Italiens, und gründete überall philologiſche Vereine. Auch wurden ſeit Petrarca und Boccaccio, welche ſelbſt Werke der griechiſchen und römiſchen Literatur ſammelten und durch Abſchriften verbreiteten, viele Privat- und öffentliche Bibliotheken angelegt, und die literariſchen Kloſterſchätze gemeinnütziger ge-

macht. In Florenz ſtiftete Coſmus von Medicis (1429) die Platoniſche Akademie; ſein Enkel Lorenz ſammelte die reichſten Schätze der Literatur und Kunſt und zog die größten Gelehrten in jene Muſenſtadt; eben ſo war Nicolaus V. für Rom thätig, in Mailand ein Visconti, in Verona ein della Scala, in Sicilien König Robert; in Venedig bildete Aldus Manutius einen für claſſiſche Literatur enthuſiaſtiſch wirkſamen Kreis, und die eingeführte Buchdruckerkunſt wirkte hier vorzüglich im Dienſte der claſſiſchen Literatur. Schnell vervielfältigten ſich jetzt die Werke der claſſiſchen Autoren; Sammlungen und Commentare erſchienen, und die Philologie hatte durch jene Erfindung ihre eigentliche gelehrte Geſtalt angenommen: denn das gemeinſame Zuſammenwirken der Sprachkenner wurde durch ſie erſt möglich gemacht, oder wenigſtens erleichtert, und die Muſterwerke des Geiſtes, ſo wie die Unterſuchungen über dieſelben, waren dem Zufalle weniger ausgeſetzt, als bei der mangelhaften ſchriftlichen Verbreitung. Die ſchönſte Frucht dieſer Cultur offenbarte ſich aber darin, daß die Lectüre der Claſſiker des Alterthums und die Kenntniß der alten Sprachen nicht mehr allein dem Zwecke der Kirche und Theologie diente, ſondern die Bildung des Geiſtes überhaupt zum Zwecke hatte. Glückliche Nachbildungen der Alten, und eine reinere römiſche Schreibart, worauf man vielleicht nur zu hohen Werth legte, bezeugen, wie ſehr man dieſen Zweck erreichte. Wir nennen noch als ausgezeichnete Philologen dieſer Periode einen Leonardo Bruni (geboren 1370, ſtarb 1444), Poggius Bracciolini (geboren 1380, ſtarb 1459), Lorenzo Valla (1407—1457), Nic. Perottus, Franc. Philelphus, Pompon. Lätus, Marſilius Ficinus (geb. 1433, ſt. 1499) und Angelo Poliziano (1454—1492). Von Italien aus wurde das erwachte Studium der claſſiſchen Literatur zunächſt nach Frankreich verbreitet. Wir finden im 15ten Jahrhunderte Griechen und Italiener als Lehrer der Philologie in Paris, und viele Ueberſetzungen der römiſchen Claſſiker ins Franzöſiſche. In England verbreitete ſich eine gründlichere Philologie erſt ſeit dem Ende des 15ten Jahrhunderts durch einige in Italien gebildete Gelehrte. In Deutſchland wurde dieſelbe hauptſächlich von den Niederlanden aus verbreitet, und durch eine wohlthätige Reform des Schulunterrichts in Nieder-Deutſchland vorbereitet. Die erſten Philologen des ſpät berühmten Deutſchlands bildeten ſich in Italien aus, z. B. Rud. Agricola (1442—1485), C. Celtes (1459—1508) und Joh. Reuchlin (1454—1521); der erſtere ein Schüler des Thomas von Kempten, der zweite vorzüglich durch die Stiftung gelehrter Geſellſchaften in Deutſchland, der letztere durch die Wiedererweckung der hebräiſchen Philologie berühmt. Das im 16ten Jahrhunderte in dem civiliſirten Europa überall verbreitete philologiſche Studium zeigte den günſtigſten Einfluß nicht nur auf allgemeine Cultur, ſo wie auf Philoſophie, ſondern auch auf alle ſpeciellen und poſitiven Wiſſenſchaften. Ohne dieſen Einfluß würde auch die kirchliche Reform, welche Luther und ſeine Freunde unternahmen nicht zu Stande gekommen ſeyn. Und eben dieſer Einfluß war es wieder, welcher den Einfluß für Philologie und das Anſehn der claſſiſchen Literatur unterſtützte und erhielt. Ja dieſes Studium wurde die Grundlage der neuen europäiſchen Cultur. In dieſem Jahrhunderte finden wir noch einen der erſten Humaniſten (denn Humaniora wurden ſeit dem Mittelalter die Wiſſenſchaften, die in das claſſiſche Alterthum einführen, und Humaniſten ihre Prieſter, wenn auch nicht mit Recht, ausſchließend genannt), der insbeſondere auf Deutſchland

den größten Einfluß äußerte, und das Studium der griechiſchen Literatur vorzüglich förderte, Deſiderius Erasmus (1467—1536, ſ. d. Art.) in voller Thätigkeit. Seit Ende des 16ten Jahrhunderts aber, wo in Italien das Studium der alten Literatur wieder vermindert ward (in den neuern Zeiten wurde dort dieſelbe faſt ausſchließlich in Beziehung auf Kunſtgeſchichte und Antiquitäten bearbeitet), war Holland die Schule der größten Philologen, die ſich namentlich um die Etymologie der alten Sprachen, um die Grammatik, niedere Kritik und grammatiſche Erklärung großes Verdienſt erwarben, und ſpäterhin die Philologie vorzüglich auf das Studium der Jurisprudenz anwandten. Hier nennen wir den weltberühmten Hugo de Groot (Grotius) (1583—1645), der als Exeget Muſter war, und die Philologie mit Theologie enger verband; ferner einen Juſtus Lipſius, Adr. Jonghe (Junius), Gruter, Dan. und Nic. Heinſius, die Gronove, Burmanne, einen Perizonius, Lamb. Bos, Siegebert Havercamp, Drakenborch, Oudendorp, Hemſterhuis, Weſſeling, Lennep, Hoogeven, Valkenaer, Ruhnken, Wyttenbach und Andere. Auch die orientaliſche Philologie wurde hier emporgebracht, z. B. durch die berühmten Orientaliſten Erpen (1584—1624), Leusden, Hadr. Reland, den in dieſer Wiſſenſchaft Epoche machenden Albert Schultens (1686—1750) u. A. Die Verdienſte der Engländer um die claſſiſche Philologie beſonders ſeit dem 17ten Jahrhunderte bezeugen die Namen eines Th. Creech, Barnes, Joh. Hudſon, Barter, Clarke, Thom. Gattacker, Thom. Gale, Joh. Taylor, Rich. Daves, Wakefield, Robert Wood, Zach. Pearce, Middleton, Potter, Heath, Warton, Musgrave, Thyrwhitt, Joh. Toup, des genialen Kritikers Rich. Bentley und Rich. Porſon. Aber auch die orientaliſche Philologie, wie die Namen eines Selden, Lightfoot, Walton, Sam. Clarke, Pearſon, Caſtell, Lowth, Kennicot, beweiſen, und die empiriſche Sprachkunde überhaupt, namentlich das Studium der neuern Sprachen, wurde von den überall verbreiteten Engländern zu einem bisher unerreichten Gipfel erhoben, auf welchem es noch gegenwärtig ſteht, während das Studium der claſſiſchen Philologie etwas geſunken iſt. In Frankreich fand die Philologie beſonders vom Anfange des 16ten bis zum 17ten Jahrhunderte viele Gönner und Freunde; hier wurde ſie bald auf Theologie und Jurisprudenz angewendet, ſeltener ſelbſtſtändig bearbeitet. Beiſpiele ſind Wilh. Budé oder Budäus (1467—1540) und nach ihm Jac. Cujacius, Briſſonius, ſpäter Dionyſ. Gothofredus (ſt. 1622) u. A. Zu den um die claſſiſche Philologie verdienteſten Franzoſen aber gehören ein Lambin, Muretus, die gelehrten Buchdrucker Rob. und Henr. Stephanus (Etienne), die großen Polyhiſtoren Jul. Cäſ. Scaliger (della Scala eigentlich aus Verona), deſſen Sohn, Joſeph Juſtus Scaliger, welcher mit bewunderswürdiger Beleſenheit und philologiſcher Kenntniß ausgezeichneten Scharfſinn verband, ferner Hadr. Turnebus (Tournebeuf), Claudius Salmaſius (Claude de Saumaiſe), Iſaac Caſaubonus, Vigerius (Vigier), du Fresne, Faber (le Fevre), der Archäolog Montfaucon u. A. Auch wirkte das Studium der claſſiſchen Literatur bei den Franzoſen ſehr auf ihre Nationalliteratur, in welcher ſie (z. B. in der Tragödie) die Alten nachzuahmen ſtrebten, ohne ihren Nationalcharakter verleugnen zu können. In neuern Zeiten ſind die philologiſchen Studien ſehr vernachläſſigt worden, und nur einige bedeutende Namen, wie Villoiſon, la Rochette, Boiſſonade anzuführen. Dagegen iſt es eine mit der Eitelkeit dieſer Nation zuſammen=

hängende Erſcheinung, wenn wir bei ihnen auch Gegner der alten Literatur (z. B. Perrault, Hardouin, de la Motte) auftreten ſehen. Im 17ten Jahrhunderte fand die orientaliſche Philologie bei den Franzoſen Freunde, Bochart, d'Herbelot, le Jay, la Croze, Houbigant u. A.; beſonders aber die zu unſerer Zeit berühmten Silveſtre de Sacy und Louis Matthieu Langlès. Die Kenntniß neuerer Sprachen iſt den Franzoſen bei der großen Ausbreitung der ihrigen, und der damit begründeten Nationaleitelkeit weniger Bedürfniß geweſen. Spanier und Portugieſen haben nur wenige ausgezeichnete Philologen zu nennen. Um ſo größer dagegen iſt die Zahl der Deutſchen, die mit deutſcher Gründlichkeit und Vielſeitigkeit das Gebiet gelehrter Sprachkunde und Alterthumswiſſenſchaft ausgemeſſen haben. Wir nennen aus dem 16ten Jahrhunderte nur noch einen Joach. Camerarius, den Verbreiter der griechiſchen Literatur, den Lexicographen Baſ. Faber, und den gelehrten Forſcher des Alterthums, Joh. Geor. Grävius (Gräve); aus dem 17ten Jahrhunderte, in welchem die Philologie weniger begünſtigt wurde, den gelehrten Caſp. Barth, Joh. Freinsheim, Weller, Chph. Cellar; aus dem 18ten einen Ludolph Küſter, Franz Budäus, J. A. Fabricius, Lange, Friſch, Hederich, darauf ſeit der Mitte dieſes Jahrhunderts Joh. Matth. Gesner, Urheber einer gründlichen und geſchmackvollern philologiſchen Schule, mit welcher die Blüthe der *ſelbſtſtändigen Philologie* unter den Deutſchen beginnt, die durch die geiſtreichen Anſichten eines Winkelmann, Leſſing und Herder über das Alterthum und deſſen neu entdeckte Schätze in Italien zu einer Höhe getrieben wurde, die gegenwärtig ihren Gipfel erreicht zu haben ſcheint, ferner ſeine Nachfolger Erneſti, Reiske, Heuſinger, Duker, Weſſeling, Trendelenburg, Fiſcher, Reiz, Brunck, und die im neunzehnten Jahrhunderte größtentheils noch lebenden Philologen Heyne, Wolf, Beck, Schneider, Harles, Matthiä, Buttmann, Schütz, Schweighäuſer, Hermann, Heindorf, Schäfer, Jac. Böckh, Creuzer, Schleiermacher, Becker, Voß und viele Andere. Die orientaliſche Philologie, namentlich die hebräiſche Literatur und Sprache, wurde im 16ten Jahrhunderte von Buxtorf, im 17ten von Gluß, Pfeifer, im 18ten und 19ten von Danz, Cocceji, Michaelis, Dathe, Hezel, Schnurrer, Tychſen, Eichhorn, Paulus, v. Hammer, Vater, Geſenius und mehrern Andern gründlich bearbeitet. Der Einfluß dieſer philologiſchen Cultur zeigt ſich beſonders deutlich in der Theologie; denn wir finden die größten Exegeten unter den Deutſchen ſeit dem Zeitalter der Reformation. Melanchthon, Beza leuchteten vor. Ihnen folgten im 17ten Jahrhunderte Jablonski, Hermann von der Hardt, Reineccius, Simon; im 18ten Jahrh. Semler, Erneſti, Morus, Koppe, Ilgen, Griesbach, Matthäi, Storr, Nöſſelt, Knapp, Paulus, die Roſenmüller, de Wette u. ſ. w. Die Jurisprudenz wurde durch Philologie aus allen Quellen entwickelt und als gelehrte Wiſſenſchaft ausgebildet, welchen Charakter ſie noch jetzt bei den Deutſchen trägt. Die Geſchichtsforſchung und Erdbeſchreibung wurde durch ſie auf die mannichfaltigſte Weiſe befördert und erweitert, und kein Fach der Wiſſenſchaften und Künſte blieb ohne ihre Unterſtützung, ſo wie man umgekehrt das Studium der claſſiſchen Literatur durch antiquariſche und archäologiſche Kenntniß förderte (man denke an Heyne, Böttiger, Beckmann, Voß). Wir fügen dieſem kurzen Abriſſe der Geſchichte der Philologie die geordnete Ueberſicht des oben genannten trefflichen Creuzers bei, welche von dem Wiederaufleben der

claſſiſchen Literatur im 14ten und 15ten Jahrhunderte ausgeht. Zwar, ſagt dieſer, gab es keine Zeit, wo eine beſtimmte Richtung Aller nach Einer Seite hin ſichtbar wäre, jedoch laſſen ſich verſchiedene Perioden unterſcheiden, nach dem in jeder herrſchenden Grundtriebe des philologiſchen Strebens. Und da zeigt ſich zuerſt der noch unbeſtimmte Trieb der Nachahmung. Die ideale Ganzheit und Schönheit des claſſiſchen Alterthums erſchien dem geraden und natürlichen Sinne, und ward getreulich aufgefaßt von unbefangenen, edeln Gemüthern. Beides, die Erzeugniſſe alter bildenden Kunſt, wie die der Rede, verehrte man mit einer und derſelben Andacht, wie denn überhaupt in der Geſinnung und Stimmung die Humaniſten dieſer Zeit von den bildenden Künſtlern ſich noch nicht ſo ſehr trennten, als oftmals nachher geſchah. Beide, gleich begeiſtert durch den Anblick jener großen Productionen, ſuchten das Gleiche hervorzubringen, und in allen Elementen des Lebens und Wiſſens regte ſich der unbeſtimmte, unſchuldige Trieb der Reproduction. Aber eben jene Bewußtloſigkeit der Nachahmung geſtattete noch keine geſetzmäßige Unterſcheidung mancher zufälligen Form, worunter das Antike erſcheint, von dem Nothwendigen und Bleibenden ſeines Weſens. Dieſe Periode kann demnach die des Sinnes heißen. Exempel in dieſer Rückſicht ſind hier Poggius, Angelus Politianus und Marſilius Ficinus; Letzterer als Wiederherſteller alter Philoſophie. Es folgt die Periode des Realismus, bei vorherrſchendem Princip der Polyhiſtorie. Sie ward veranlaßt durch die gegründete Ueberzeugung von der Nothwendigkeit umfaſſender realer Gelehrtheit bei jedem Verſuche, Werke des Alterthums gründlich herzuſtellen und zu erklären. Sie ward Verirrung, als der Stoff die Form zu überwältigen begann, als die Sorge des materialen Anhäufens die organiſche Einheit verdrängte, als es Triumph des Philologen ward, im reichen Vorrathe des Wiſſens zu ſchwelgen, als der dienende Geiſt ſich ſelbſtgefällig in dem Spiegel ſeiner Gelehrſamkeit beſchaute. Repräſentanten für dieſe Periode und mehr oder weniger ihrer Verirrung hingegeben ſind die Scaliger, Claude Saumaiſe, Gerh. und Johannes Voſſius, Caſp. Barth u. A. Was dieſe großen Polyhiſtoren gewirkt hatten, ward erſt recht einleuchtend, aber auch erſt recht brauchbar durch die kritiſchen Bemühungen der folgenden Periode, die wir die des Verſtandes nennen können. Das jetzt herrſchende Princip einer heilſam ſondernden und ſichtenden Kritik trat ins Mittel, und ſchied den ungeheuern, durch die Allbeleſenheit jener Männer gewonnenen Stoff. (Daher auch die encyclopädiſtiſchen Beſtrebungen in der Philologie.) Es prüfte ſchärfer den formalen Werth der Werke des Alterthums, unterſchied genauer das Unechte von dem Echten. Eine tiefere Sprachkunde, und ein ſteterer Blick auf den Context gab größere Sicherheit in Kritik und Auslegung. Formelle Ordnung der materiellen Kenntniß, Feinheit der Wahl, Schärfe des Denkens, Richtigkeit des Geſchmacks waren jetzt mehr noch, als die Maſſe des Wiſſens Foderungen an den Philologen. In dieſer Richtung der Wiſſenſchaft zeichnen ſich aus der kühne und geniale Rich. Bentley, der gründliche und beſonnene Tib. Hemſterhuis, und mit dem beſten Erfolge gingen auf dieſem Wege fort David Ruhnken, der die Schnelligkeit des Erfindens mit der Ruhe des Begründens glücklich vereinigte, der umfaſſende und productive Kritiker Ludw. Caſp. Valkenär und unter den jetzt Lebenden mehrere Philologen auch unſers deutſchen Vaterlandes (z. B. der um die tiefere Begründung der

griechiſchen Sprachlehre und Metrik ſo verdiente, ſcharfſinnige Philolog und Kritiker G. Hermann). Die fortdauernde Herrſchaft des kritiſchen Princips zeigt allenthalben ſeine gedeihlichen Folgen, wiewohl nun wieder in dem Beſtreben der Einzelnen manche Verſchiedenheit der Richtung ſichtbar wird, z. B. der in der Conjecturalkritik ſo raſche Sinn eines Reiske und Brunck einerſeits (der in einigen Schulen in Frechheit ausartet) und die ſteifſinnige Anhänglichkeit ans Urkundliche in Joh. Fr. Fiſcher. Eine Periode der herrſchenden Vernunft würde diejenige heißen können, in welcher der Realismus und Idealismus (oder vielmehr Materialismus und Formalismus) der Philologie, geläutert durch Kritik und verbunden mit hoher Würdigkeit und Geſinnung, als der bleibende Charakter aller ihrer Pflege erſchiene. In unſerer Zeit iſt dieſe Periode durch Wolf, Schleiermacher, Voß und Creuzer ſelbſt eingeleitet worden. Mit der hier mitgetheilten Ueberſicht ſtimmt auch eine andere ziemlich überein, welche Aſt in ſeinem Grundriſſe der Philologie (Landshut 1808, 8.) mittheilt. Er unterſcheidet nämlich in der neuern Behandlung der Philologie drei Perioden: 1) die der echten (lebendigen) Philologie, wo man das Alterthum in ſeinem geſammten Leben auffaßte und vorzüglich durch die Muſterwerke der claſſiſchen Schriftſteller ſich im Geiſte des Alterthums zu bilden ſuchte. Sie umfaßt das 14te, 15te und 16te Jahrhundert; 2) die des materialiſtiſchen Studiums der alten Welt, vom Anfange des 17ten Jahrhunderts; 3) die des formellen Studiums, im 18ten Jahrhunderte. Aber dieſer Schriftſteller iſt ungerecht, wenn er die Fortſchritte der Philologie am Ende des 18ten und im gegenwärtigen erſten Viertel des 19ten Jahrhunderts durch den Namen des formellen Studiums zu charakteriſiren gedenkt. Wir haben mit Abſicht einen Abriß der Geſchichte der Philologie vorausgeſchickt, weil die Idee der Philologie ſich ganz allmälig, und erſt in unſerm wiſſenſchaftlichen Zeitalter zu einem umfaſſendern und beſtimmtern Begriffe entwickelt und ausgebildet hat. — II. Genauerer Begriff der Philologie. Es iſt bemerkt worden, daß die Sprache der Griechen und Römer zuerſt eine gelehrte Ausbildung und Bearbeitung erhielt; damit hängt zuſammen, daß bei ihnen zuerſt von einer Literatur im eigentlichen Sinne, als einem organiſchen Ganzen von Schriften, in welchem ſich die allſeitige Bildung eines Volks auf wahrhaft menſchliche Weiſe offenbart, die Rede ſeyn kann. Dieß iſt der Grund, warum ſelbſt ſpäterhin, als auch die orientaliſchen und alle neuern Sprachen grammatiſche Behandlung empfangen hatten, und man, die Etymologie des Worts beachtend, die Sprachwiſſenſchaften überhaupt, oder die Linguiſtik philologiſche Wiſſenſchaften oder Philologie nannte, und daher ebenfalls von orientaliſcher Philologie ſprach, dennoch das Studium und die Wiſſenſchaft der griechiſchen und römiſchen Literatur vorzugsweiſe Philologie nannte, ſo wie das griechiſche und römiſche Alterthum im vorzüglichen Sinne das Alterthum. Man geht aber vielleicht zu weit und entfernt ſich zu ſehr von dem Ausdrucke, wenn man die Philologie geradezu als Alterthumswiſſenſchaft bezeichnet, wie Wolf in ſeiner meiſterhaften Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft (Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft, herausgegeben von Fr. Aug. Wolf und Philipp Buttmann 1. B. 1. St. Berl. 1807) thut, welcher jedoch zugleich bemerkt, daß die Alterthumswiſſenſchaft zu denjenigen Theilen unſers Wiſſens gehöre, welche in ihren reichen Materialien, verſchiedenen Behandlungsarten, und wechſelnden Namen, ſchwankende Grän-

zen und unbeſtimmten Umfang verrathen. Denn man verwechſelt hierbei dasjenige, worin die Philologie weſentlich beſteht, mit dem, was mit derſelben in genauer Verbindung ſteht, oder als Hülfswiſſenſchaft zum Verſtändniſſe der alten Literatur und der Claſſiker dient. Die gelehrte Kenntniß der Sprachen und Literatur des claſſiſchen Alterthums iſt ein Theil der Alterthumswiſſenſchaft, aber auch zugleich der Schlüſſel und das Organ derſelben. Jene Sprachen nämlich ſind ſelbſt eine Art von Denkmälern, die aufs ſorgfältigſte durchforſcht werden müſſen, um an ihnen die organiſch fortgehende Bildung eines von Natur wohlausgeſtatteten Volks wahrzunehmen. Die alte Literatur aber, als das in Schriften ausgeſprochene Leben jener Völker, macht den geiſtigſten und intereſſanteſten Theil des Alterthums aus, mithin auch die Philologie den wichtigſten Theil der Alterthumswiſſenſchaft. Sie iſt aber ein Schlüſſel und Organ derſelben, in ſofern die gelehrte Kenntniß jener Sprachen, welche einen Haupttheil der Philologie ausmacht, in dieſes Leben einführt, und auch die Werke der Kunſt des Alterthums zum nähern Verſtändniſſe bringt, ſo wie umgekehrt die Wiſſenſchaft der Kunſtdenkmäler des Alterthums, und die Kenntniß der Ueberreſte alter Kunſt (die Archäologie im eigentlichen Sinne) das Verſtändniß der claſſiſchen Literatur vielfach befördert. Es findet alſo unter den Theilen der Alterthumswiſſenſchaft eine durchgehende Wechſelwirkung Statt. Die Philologie (als gelehrte Kenntniß der Sprache und Literatur des Alterthums) umfaßt aber: 1) die Grammatik dieſer Sprachen, in welcher, nach Wolfs idealiſcher Schilderung, zuerſt, nach einer philoſophiſchen Erklärung der allgemeinen Grundſätze der Sprache aus den Geſetzen des Denkens, die Theorie der griechiſchen und lateiniſchen Sprache nach dem von Zeit zu Zeit veränderten Sprachgebrauche abgehandelt wird. Dieſe Unterſuchungen alſo ſind von der einen Seite philoſophiſcher, von der andern hiſtoriſcher Art. So wird aus der Grammatik eine Geſchichte der Sprache und ſie ſelbſt eine ſichere Grundlegung der Auslegungskunſt und Kritik. 2) Hermeneutik (Auslegungskunſt und Wiſſenſchaft), die Kunſt, die Gedanken eines Schriftſtellers im Einzelnen und Ganzen mit nothwendiger Einſicht aufzufinden und darzulegen, wozu die Geſetze der grammatiſchen, rhetoriſchen und hiſtoriſchen Interpretation anleiten. Was aber nicht durch Anleitung gewonnen werden kann und nur aus dem Genie des Auslegungskünſtlers hervorgeht, iſt die Gewandtheit des Geiſtes, in die Eigenthümlichkeit der Sprache, Denkart, Redegattung und in die Individualität ſeines Autors einzudringen, und nicht nur mit ihm übereinſtimmend zu denken, ſondern auch beurtheilend über ihn zu denken, welches Wolf das Verſtehen in höherer Bedeutung nennt. Dieß ſetzt aber 3) die philologiſche Kritik und Verbeſſerungskunſt voraus, mit welcher eine mannichfaltige doctrinale Kritik (welche die Wahrheit des Geſchriebenen zu beurtheilen hat) und bei Schriften, die auf Schönheit des Vortrages Anſpruch machen, die rhetoriſche oder äſthetiſche (die den äſthetiſchen Werth beſtimmt) zu verbinden iſt. Die philologiſche Kritik erforſcht das Alter, die Echtheit und Authentie der ſchriftlichen Werke, und beurtheilt ihre originale Richtigkeit, oder bald zufälligen, bald vorſetzlichen Verderbniſſe. Da ſie ſich entweder auf handſchriftliche Urkunden ſtützt, oder aus innern Beweggründen etwas aufklärt, ſo entſteht daraus eine niedere oder beurkundende, und eine höhere oder divinatoriſche Kritik. Die aus beiden Gattungen zuſammengeſetzte Kritik leitet den Forſchenden

oftmals zu einer Wahrheit, die nicht minder überzeugend iſt, als deren andere Wiſſenſchaften ſich rühmen. 4) Grundſätze der proſaiſchen und metriſchen Compoſition oder Theorie der Schreibart und der Metrik. Die Fertigkeit des Philologen, in den alten Sprachen, wenigſtens in der lateiniſchen, zu ſchreiben, iſt nicht bloß eine ſubſidiariſche, ſondern zugleich ein Mittel, wodurch hermeneutiſche und kritiſche Gewandtheit erlangt wird, und das uns mit der charakteriſtiſchen Denkweiſe der Alten am innigſten vertraut macht. Denn nur der Schreibende bemächtigt ſich der fremden Sprache ganz; auch iſt Wolf der Meinung, daß man nicht nur von Gegenſtänden, welche die Alten behandelt, ſondern auch über neuere lateiniſch ſchreiben könne. „Verſtände," ſagt er, „ſich Jedermann darauf, mit ſeinem Gefühle das zu unterſcheiden, was in einer Sprache allgemeine Analogie iſt, und was Zeitgeſchmack oder perſönliche Eigenheit gewiſſer Schriftſteller war, ſo möchte es ihm wohl gelingen, auch über manche moderne Gegenſtände für einen von unſern Sitten unterrichteten Römer mehr als deutlich zu ſchreiben, vielleicht gar aus den verſchiedenſten Schriften eines längern Zeitraums ſich einen Vortrag zu bilden, der zugleich antik und von eigenthümlicher Neuheit wäre, wie es dem heutigen Bildner gelingen kann, die Ideale der antiken Kunſt, nach ihren urſprünglichen Muſtern, oft in derſelben Steinart mit neuem Geiſte darzuſtellen." Als Wiſſenſchaft der alten Literatur gehört zu ihr die Geſchichte und Literatur der Griechen und Römer, welche ſich aus der Völkergeſchichte herausheben muß. Dieſe betrifft ſowohl die wiſſenſchaftliche und poetiſche Cultur überhaupt, als insbeſondere die Schriftſteller und ihre Werke, und zwar die vorhandene Literatur nach ihrem ganzen Umfange. Hierzu müſſen noch mehrere Fragmente vieler verlornen Schriftſteller geſammelt werden. Doch ſind durch die Auswahl der beſten griechiſchen Schriftſteller, welche alexandriniſche und pergameniſche Philologen machten, vornehmlich auserkohrene Meiſterwerke auf die Nachwelt gekommen. Den Vorrath der vollſtändigen und in Bruchſtücken erhaltenen Schriften der Griechen und Römer, mit Ausſchluß der nicht hieher gehörenden Kirchenväter, berechnet Wolf auf 1600, wovon die Geſammtzahl der lateiniſchen wenig über ein Viertel beträgt, und worunter viele Hauptſchriften ſind, welche der alten Cultur und nachher der unſrigen die beſtimmteſten Richtungen gegeben haben. — Alle dieſe beſchriebenen Wiſſenſchaften und Kenntniſſe nun bilden die Philologie, die mithin keine einzelne Wiſſenſchaft und zwar im ſtrengen Sinne des Worts, ſondern ein Inbegriff mehrerer Wiſſenſchaften und Kenntniſſe iſt, durch welche das claſſiſche Alterthum in ſeinen ſchriftlichen Geiſteswerken lebendig aufgefaßt und erkannt werden ſoll. Da ſich nun in dieſen Werken der Geiſt des Alterthums am reinſten abſpiegelt, ſo haben die neuern Bearbeiter dieſer Wiſſenſchaft und die, welche (wie Wolf, Aſt, Creuzer) ihre Schilderung entworfen haben, die Philologie ſelbſt überhaupt das Studium oder die Wiſſenſchaft des claſſiſchen Alterthums, in ſeinem geſammten wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen, öffentlichen und bürgerlichen Leben genannt. Hülfswiſſenſchaften der Philologie werden aus obigem Grunde, nämlich wegen Wechſelwirkung aller Theile der Alterthumswiſſenſchaft, alle übrigen Theile der letztern ſeyn, mithin a) alte Erdkunde, welche Wolf in mythiſche Geographie (auch Uranographie) und hiſtoriſche Geographie nebſt Chorographie und Topographie eintheilt; b) die allgemeine Geſchichte der Völkerſchaften des Alterthums ſelbſt, nebſt Chronologie

und hiſtoriſcher Kritik als deren Hülfsmitteln; c) die ſich hier anſchließenden griechiſchen und römiſchen Antiquitäten (ſ. d. Art.), oder Geſchichte der einzelnen Zuſtände, Verfaſſung und Sitten der vornehmſten Völker Griechenlands und der Römer; d) Mythologie oder religiöſe Sagenkunde der Griechen und Römer; e) Geſchichte der Philoſophie und der übrigen Wiſſenſchaften bei Griechen und Römer; f) Geſchichte der Kunſt des Alterthums und der einzelnen Künſte insbeſondere, mit Einſchluß der Poeſie; g) Archäologie oder Wiſſenſchaft der noch vorhandenen Kunſtwerke und Denkmäler der Alten, wozu auch die Epigraphik oder Inſchriftenkunde beider Völker und die Numismatik oder Münzkunde in Beziehung auf dieſelben gehört; h) Geſchichte der Alterthumswiſſenſchaft; und endlich i) Aeſthetik (insbeſondere Poetik) und philoſophiſche Kritik zur Würdigung der alten Schriftſteller. Allein nicht durch den Umfang der Wiſſenſchaften, welche die Philologie unter ſich enthält, ſondern durch die Verbindung derſelben zu einem nothwendigen und wahrhaft humanen Zwecke, und durch dieſen Zweck ſelbſt wird der Begriff der Philologie und deren Würde erſt vollſtändig beſtimmt. Der Zweck der Philologie geht aber in dem Zwecke der Alterthumswiſſenſchaft überhaupt auf. Dieſe iſt nach Wolf der Inbegriff der Kenntniſſe und Nachrichten, die uns mit den Handlungen und Schickſalen, mit dem politiſchen, gelehrten und häuslichen Zuſtande der Griechen und Römer, mit ihrer Cultur, ihren Sprachen, Künſten und Wiſſenſchaften, Sitten, Religionen, Nationalcharaktern und Denkmalen ſo bekannt machen, daß wir geſchickt werden, die von ihnen auf uns gekommenen Werke gründlich zu verſtehen, und mit Einſicht in ihren Inhalt und Geiſt, mit Vergegenwärtigung des alterthümlichen Lebens und Vergleichung des ſpätern und des heutigen zu genießen. Niedere und untergeordnete Zwecke ſind daher, äußere Vortheile zu erlangen, oder durch alte Sprachkenntniß den Titel des Gelehrten zu erwerben, welches man oft durch die Phraſe ausdrückt: „ein guter Grieche oder Lateiner werden,“ gewiſſe andere Wiſſenſchaften in Beziehung auf Stoff und Form dadurch zu erweitern und zu verbeſſern, welchen Nutzen die Philologie insbeſondere der Theologie und Jurisprudenz leiſtet. Ein höherer Zweck findet Statt, wenn das Studium der alten Sprachen und Schriften, welche als die ſchönſten Monumente des Geiſtes auch auf unſere Bildung einwirken, für ſich ſelbſt betrachtet wird. Uebungen des Denkens, ſagt Wolf ſehr ſchön, an Sprachen, die das Höchſte und Tiefſte, was im Menſchen liegt, zuſammenfaſſen, vornehmlich fremden Sprachen, eröffnen das Feld aller abſtracten Unterſuchungen, und reizen zum Nachdenken über die Intellectualität. Die zweckmäßige Behandlung der ſchriftlichen Werke des Alterthums wirkt als Vorbereitung zu kräftiger Ausbildung. Alle Seelenkräfte werden durch die Erklärung und Berichtigung der Werke des Alterthums beſchäftigt und wiſſenſchaftlich und künſtleriſch angeſtrengt. Und welche Fülle wichtiger Lehren und Erfahrungen eröffnet nicht dieſes Studium, indem es unter allen Theilen der Alterthumswiſſenſchaft vorzugsweiſe die Kenntniß der alterthümlichen Menſchheit in einer organiſch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung verſchafft? Dieſe Kenntniß iſt um ſo wichtiger, weil nur im alten Griechenlande ſich findet, was wir anderswo faſt überall vergeblich ſuchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meiſten ſolcher Eigenſchaften beſaßen, welche die Grundlage eines zu echter Menſchlichkeit vollendeten Cha-

rakters ausmachen; Völker von ſo allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, daß nichts von ihnen unverſucht gelaſſen wurde, wozu ſie auf dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgend eine Anregung fanden, und die dieſen Weg unabhängiger von der Einwirkung der andersgeſinnten Barbaren und weit länger fortſetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umſtänden möglich geweſen wäre; die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menſchen ſo wenig vergaßen, daß die bürgerlichen Einrichtungen ſelbſt zum Nachtheile Vieler, und unter ſehr allgemeinen Aufopferungen die freie Entwickelung menſchlicher Kräfte überhaupt bezweckten; die endlich mit einem außerordentlich zarten Gefühle für das Edle und Anmuthige in den Künſten allmälig einen ſo großen Umfang und ſo viel Tiefe in wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen entwickelten, daß ſie unter ihren Ueberreſten neben dem lebendigen Abdrucke jener ſeltnen Eigenſchaft zugleich die erſten bewundernswürdigſten Muſter von idealen Speculationen aufgeſtellt haben. Dieſes alſo iſt der höchſte Zweck humaniſtiſcher Studien; die Beförderung letzterer durch bloß untergeordnete Zwecke dagegen, ſo wie vornehmlich das endloſe Beſtreben, in allem Geſchichtlichen des Alterthums, ſo wie in den Sprachen, Einzelnes als Einzelnes zuſammenzutragen, ohne ſich feſter allgemeiner Grundſätze zu bemächtigen, ohne von dem Geiſte, der alles Einzelne zu einem harmoniſchen Ganzen bildet, nur eine Ahnung zu faſſen, iſt der gründlichen und profunden Bearbeitung derſelben höchſt nachtheilig. Letzteres bildet nur Buchſtabengelehrſamkeit. Aber, ſagt Aſt in ſeinem trefflichen Grundriſſe der Philologie, nicht um der todten Gelehrſamkeit und des mechaniſchen Wiſſens willen, noch wegen der Sprachkenntniſſe ſtudirt der Philolog die Werke der claſſiſchen Schriftſteller, ſondern um eine wahre und lebendige Anſchauung und Kenntniß des claſſiſchen Alterthums zu erlangen, welches uns in ſo Vielem Muſter bleiben wird. Der Philolog ſoll nicht bloß Sprachmeiſter oder Antiquar ſeyn, ſondern auch Philoſoph und Aeſthetiker; er ſoll ja den ihm gegebenen Buchſtaben nicht bloß in ſeine Beſtandtheile zerlegen können, ſondern auch den Geiſt erforſchen, welcher den Buchſtaben bildete, um die höhere Bedeutung des Buchſtaben zu ergründen, und die Form zu würdigen, in welcher der Buchſtabe zur Offenbarung des Geiſtes ſich dargeſtellt hat. Ohne dieſes höhere wiſſenſchaftliche Leben iſt die Philologie entweder bloßer Formalismus, oder bloßer Materialismus; jenes als einſeitiges Sprachſtudium betrachtet, dieſes als bloße antiquariſche Gelehrſamkeit. Die Form vom Inhalte oder Stoffe getrennt iſt ein leeres gehalt- und bedeutungsloſes Weſen, der Stoff aber ohne Form ein regelloſes, chaotiſches Unding. Das bloße Sprachſtudium, welches die Sprache nicht als Organ des Geiſtes erkennt und deutet, ſondern ſie in ihrer atomiſtiſchen Einzelnheit als ein nicht höher Beziehbares betrachtet und behandelt, iſt daher eben ſo, wie die einſeitige antiquariſche Gelehrſamkeit, nichtig und gehaltlos. Erſt beide in ihrer Verbindung zu einem Zwecke erzeugen ein Weſenhaftes, gleichwie nur die Harmonie des Stoffes und der Form ein Ding zu bilden fähig iſt. Was iſt aber das Letzte und Höchſte, das den Stoff und die Form zur lebendigen Einheit verbindet, über beiden ſchwebend, beide beherrſchend? Der Geiſt, das ewige Bildungsprincip des Lebens. Auf dieſes letzte und höchſte Princip der Wiſſenſchaft, auf ihren Geiſt und ihre Idee muß alſo, wer die Wiſſenſchaft nicht handwerksmäßig und bloß techniſch, wie eine Profeſſion, ſondern wiſſenſchaftlich treiben

will, die Fülle des Stoffes, als die materielle Seite der Wiſſenſchaft, zugleich mit ihren mannichfaltigen Formen der Darſtellung und Behandlung beziehen. Philologie, fügen wir mit Creuzer hinzu, verdient alsdann dieſen Namen, wenn in ihr der Fleiß der Forſchung, die Fülle des Wiſſens, die Schärfe und Conſequenz des kritiſchen Urtheils nur dem Vorſatze dienen, das Bild einer göttlichen Menſchheit in allen Beziehungen des Thuns und Denkens, im Leben, im wiſſenſchaftlichen Streben, in Schrift und Rede nach allen Kräften wieder herzuſtellen und der Betrachtung aller Zeiten zur Belehrung, Stärkung und Aufrichtung vorzuhalten. So wichtig nun der Einfluß der wahren Philologie auf eine höhere Bildung iſt, in ſofern Sprache und Literatur des claſſiſchen Alterthums, ſo wie dieſes ſelbſt, nicht bloß hiſtoriſch gefaßt, ſondern zugleich, um mit Creuzer zu reden, als exemplariſch angeſehen wird, indem die Schriften der Alten, in Form und Inhalt, in Gedanken und Vortrag Muſter alles Denkens und aller Rede ſeyn können und eben deßwegen claſſiſch heißen, ſo große Anſprüche daher auch die Philologie in dem Kreiſe der höhern Erziehung und des gelehrten Unterrichts auf höhern Schulen machen darf: ſo werden doch auch oft die Anſprüche der Philologie durch Pedantismus übertrieben, und die Ueberſchätzung des Alterthums und ſeiner Werke zeigt uns einen befangenen Sinn und einſeitig beſchränkten Geſchmack. Ja dieſer Pedantismus iſt unter den Philologen von Profeſſion bis auf unſere Zeit ſo einheimiſch geweſen, daß man den Titel eines Philologen und eines Pedanten ziemlich gleichbedeutend gebraucht hat. Ein Grund des letztern liegt freilich hauptſächlich in der geiſtloſen Abſonderung der alten Sprachkenntniß von dem Kreiſe und Zwecke der Alterthumswiſſenſchaft; ein anderer, aber nicht minder verbreiteter in dem falſchen Begriffe von Claſſicität, in der beengten Richtung auf das Alterthümliche, und in der daher entſpringenden Ueberſchätzung deſſelben, verbunden mit Herabſetzung der modernen Bildung und Literatur. Viele verſtehen unter dem Claſſiſchen nur die Correctheit und Klarheit des Styls, welche ſie freilich in einer todten, d. h., nicht mehr fortſchreitenden Sprache, deren Regeln ſie nach den Schriftſtellern ſelbſt, die ſie claſſiſch nennen, geformt und von ihnen abſtrahirt haben, leichter als in einer noch lebenden antreffen müſſen. Auch ſind uns die Alten nicht Muſter in jeder Beziehung, die wir blind und unfrei nachahmen müßten; denn herrſchte auch bei ihren Darſtellungen die Tendenz zur äußern Schönheit, oder zur vollkommnen Geſtaltung, ſo blüht doch jedem Lande und Volke ſeine eigenthümliche Schönheit. Wir werden daher unſere Bildung nur dadurch erhöhen und vollenden, wenn wir den Geiſt des Alterthums, nicht bloß den Buchſtaben, mit Freiheit auffaſſen, und die claſſiſche Bildung als eine edle Form der Menſchheit zu würdigen wiſſen. Eine ſolche erhöhte und vollendete Bildung zeigen diejenigen auch wirklich, welche durch das claſſiſche Alterthum, wie der bildende Künſtler durch die Herrlichkeit der ſichtbaren Natur, zu ſelbſtthätigem Bilden und Hervorbringen angeregt werden; ſie haben, um mit Creuzer zu reden, durch das Studium des Alterthums einen Ton empfangen, der durch das ganze Leben geht, da hingegen dem eigentlichen Gelehrten ohne dieſe Bildung immer etwas fehlt, was er, um ſeine Wiſſenſchaft zu vollenden, empfindlich vermiſſen wird. Aber man geht zu weit, wenn man behaupten wollte, daß ohne philologiſche Studien überhaupt keine edle Bildung möglich wäre, welche Behauptung durch die Bildung edler Frauen eben ſowohl, als durch

die philoſophiſche, poetiſche und geſellige Bildung derer widerlegt wird, gegen welche der gewöhnliche Philolog, wo es auf Selbſtthätigkeit, Geiſt und Leben ankommt, die ja das endliche Ziel aller Bildung ſind, oft im großen Nachtheile ſteht. Nur der, ſagt Wolf, verdient Tadel, welcher das Einzelne über ſeinen Werth erhebt, in Hinſicht auf Literatur, Kunſt oder Geſchichte. Auch die Ueberreſte der alten Literatur ſind nicht von gleichem Gehalte. Sie fodern und leiden eine zwiefache Anſicht und Behandlung: als Monumente und Zeugniſſe vergangener Zuſtände, in welcher Rückſicht auch die unbedeutendſten Stücke einen geſchichtlichen Werth haben, und als äſthetiſch-ſchöne Werke; und es würde den Umfang des Studiums nachtheilig verengen, wenn man nur das Claſſiſche und Schöne ausheben wollte, welche Denkart mehr ſelbſtſüchtig und vornehm, als wahr und liberal iſt. Die intoleranteſten und engbrüſtigſten der Philologen ſind daher diejenigen, die ſich aus der claſſiſchen Literatur einen Lieblingsautor ausſuchen, auf deſſen Behandlung ſie ſich beſchränken, oder nach welchem ſie alles Antike und Moderne meſſen (z. B. den Cicero, wegen ſeines eleganten Lateins, der oft geſchwätzigen Weitſchweifigkeit nicht zu gedenken; den Horaz, wegen der ſogenannten Lebensphiloſophie, oder um einige Weidſprüche deſſelben gelegentlich in Stammbücher zu ſchreiben). Daher auch Wolf richtig bemerkt: „der Geſichtspunkt von Seiten der Claſſicität einzelner Schriftſteller und Werke ihrer Gattung darf bei dem Alterthumskenner viel weniger vorwalten, als der rein hiſtoriſche, der die Erſcheinungen in ihrer organiſchen Entwickelung aufnimmt, wodurch man allein ſich vor Vergleichungen der ungelehrten Liebhaberei und andern ſchiefen Urtheilen ſichert.“ Dem philologiſchen Pedantismus ſteht gegenwärtig die Oberflächlichkeit der ſogenannten Schöngeiſter (was man ſonſt ſo nannte, bezeichnet unſere Anſicht ſehr gut) entgegen, welche entweder durch Ueberſetzungen, die nach Wolfs Ausdruck nur halbe Bekanntſchaften machen, den Geiſt des Alterthums ergreifen zu können glauben, oder die neueſte Literatur unbedingt und keck über die alte erheben, ferner die Ignoranz derer, welche als Gelehrte beſonderer Facultätswiſſenſchaften ſich der philologiſchen Studien entſchlagen zu können glauben. Wir erinnern aber an das, was früher über die Vortheile des Schreibens, Sprechens und Behandelns der claſſiſchen Sprachen geſagt worden iſt, und fragen einen Jeden, ob nicht eben die gründlichſten Gelehrten aller Facultäten durch philologiſche Studien gebildet, und von dem Geiſte des Alterthums ergriffen waren? Weil jedoch Viele aus den Alten nichts mehr zu lernen finden, ſo haben ſie auch vergeſſen, wie viel ſich aus ihnen (in Rückſicht ihrer wiſſenſchaftlichen Methoden, der idealen Richtung, welche unſer Geiſt aus dem Studium der Alten bei richtiger Leitung annehmen kann u. ſ. w.) noch lernen ließe. Indeſſen wird trotz ihrer Verachtung der philologiſchen Studien, ſo lange Männern von tiefer Einſicht und hoher Bildung die Leitung gelehrter Schulen und des akademiſchen Unterrichts unterworfen iſt, und die gelehrte Cultur nicht in ihrer Wurzel erſtickt werden ſoll, die Philologie ſtets den erſten Gegenſtand der gelehrten Erziehung ausmachen.

Philomele, des Pandion Tochter, welche in eine Nachtigall verwandelt wurde. Nach der gemeinen Sage heirathete Procne, des attiſchen Königs Pandion Tochter, den thraziſchen Fürſten Tereus. Als ihr Sohn Itys heranwuchs, reiſete Tereus nach Athen. Procne bewog ihn, ihre Schweſter Philomele mitzubringen. Auf dem Wege

entehrte er ſie, und ſchnitt ihr, damit es geheim bliebe, die Zunge aus. Philomele aber that es der Schweſter durch ein Gewebe kund; worauf beide aus Rache den Itys ſchlachteten, und dem Vater auftiſchten. Indem dieſer, die Ueberbleibſel erkennend, ſie verfolgte, riefen ſie die Götter um Erbarmen an, und alle wurden verwandelt. Procne entfloh als Nachtigall in die Wälder über Itys wehklagend, Philomele als häusliche Schwalbe mit abgeſtoßnem Gezirp, wegen der verſtümmelten Zunge, winſelte Tereu; und Tereus rief noch als Wiedehopf ein ſuchendes Pu (oder Wo). Die Nachtigall ward mit beſtändiger, die Schwalbe mit halber Schlafloſigkeit geſtraft. — Eine ſpätere Verwechſelung machte die Philomele zur Nachtigall, und die Procne zur Schwalbe.

Philopömen, der letzte große Feldherr der Griechen, geboren zu Megalopolis in Arkadien im J. 253 vor Chr.-Geb. Nach dem frühzeitigen Tode ſeines Vaters erzog ihn mit Sorgfalt Caſſander, ein edler Mantinäer. Zwei akademiſche Philoſophen wurden ſeine Lehrer, und flößten ihm die hohen Grundſätze der Ehre und Vaterlandsliebe ein. Aber nicht die Stille der Studien, ſondern die Thätigkeit des Lebens zog ihn an; kriegeriſcher Ruhm war ſeine Leidenſchaft, und alle ſeine Jugendübungen waren ſchon dahin gerichtet. Kaum konnte er die Waffen tragen, als er ſich muthig zu denen von ſeinen Landsleuten geſellte, welche Einfälle in das ſpartaniſche Gebiet machten. Er war dreißig Jahre alt, als Kleomenes, König von Sparta, Megalopolis bei Nacht überfiel. Philopömen, der vergeblich ihn wieder zu vertreiben geſucht hatte, deckte den Rückzug der Einwohner nach Meſſene mit der äußerſten Lebensgefahr. Als Antigonus, König von Macedonien, den Achäern gegen Kleomenes zu Hülfe kam, ſtieß Philopömen mit der Reiterei ſeines Vaterlandes zu ihm, und that ſich rühmlich hervor in der Schlacht von Sellaſia, in welcher die Spartaner gänzlich geſchlagen wurden. Antigonus trug ihm ſeine Dienſte an; aber Philopömen trat nur auf einige Jahre als Freiwilliger in jene treffliche Kriegsſchule, um an einem innern Kriege auf Creta Theil zu nehmen. Mit hohem Ruhme kehrte er zurück, und erhielt von den Achäern den Befehl über die Reiterei, welche unter ſeiner Führung durch ganz Griechenland furchtbar ward. In einer Schlacht mit den Aetoliern und Eleaten erlegte er mit eigener Hand den Anführer der eleatiſchen Reiterei, und gewann dadurch den Sieg. Dieß Alles war nur das Vorſpiel der großen Erfolge, die er als Oberfeldherr des achäiſchen Bundes, wozu er (im J. 210 vor Chr. Geb.) in einem Alter von 44 Jahren ernannt wurde, erringen ſollte. Nachdem er das Kriegswesen der Achäer umgeſchaffen, führte er ſie ins Feld gegen Machanidas, Tyrannen von Sparta, der mit einem furchtbaren Heere gegen Achaja aufgezogen war. Bei Mantinea trafen die Heere auf einander. Nach einem harten Kampfe tödtete Philopömen in perſönlichem Gefechte den Machanidas und gewann einen vollſtändigen Sieg. Dieſe That verewigten die Achäer durch eine eherne Statue in dem delphiſchen Tempel. Als die Achäer dem Nabis, einem ſpätern Tyrannen von Sparta, den Krieg erklärt hatten, und dieſer Gythium belagerte, wollte Philopömen ihn zur See angreifen, mußte aber ſeine Verwegenheit mit einer Niederlage bezahlen. Er rächte ſich jedoch durch einen Ueberfall des feindlichen Lagers. Bald darauf marſchirte er auf Lacedämon, ſtieß auf die Truppen des Nabis und brachte ihnen einen großen Verluſt bei. Bald nachher wurde Nabis ermordet, Sparta von den Aetoliern ein-

genommen und geplündert. Die Einwohner hatten eben zu den Waffen gegriffen, als Philopömen mit einer geringen Macht dazu kam. Er benutzte den Vortheil des Augenblicks, die Lacedämonier zur Vereinigung mit dem achäiſchen Bunde zu bewegen. Dieſes höchſt glorreiche Ereigniß fand im J. 191 vor Chr. Geb. Statt. Das Volk wollte dem Wiederherſteller der Ruhe ſeine Dankbarkeit durch ein Geſchenk von 120 Talenten beweiſen, welche aus dem Vermögen des Nabis gelöſ't worden waren; aber Philopömens Uneigennützigkeit ſchlug es aus. Die Eintracht mit Sparta war indeß von kurzer Dauer. Mißvergnügte reizten den Unwillen der Spartaner gegen die ehemals von den Tyrannen verbannten, unter dem Schutze der Achäer aber zurückgekehrten Bürger. Man behandelte ſie feindlich, hob das Bündniß mit den Achäern auf, und bat die Römer um Beiſtand. Philopömen kündigte als Feldherr der Achäer Sparta den Krieg an. Der römiſche Conſul Fulvius ſuchte umſonſt den Frieden zu vermitteln; die von beiden Theilen nach Rom geſchickten Geſandten kamen mit unbeſtimmten Antworten zurück. Philopömen ging indeß auf Sparta los, und foderte die Auslieferung der Unruheſtifter. Wirklich begaben ſich dieſe in Begleitung der vornehmſten Spartaner ins achäiſche Lager; aber als hier die Klagen unterſucht werden ſollten, kam es unvermuthet zwiſchen den Spartanern und Verbannten zu einem Handgemenge, an welchem auch bald die Achäer Theil nahmen. Dreiundſiebzig Lacedämonier wurden dabei zu Gefangenen gemacht, und von Philopömen nach einer kurzen, offenbar parteiiſchen Unterſuchung hingerichtet. Dadurch geſchreckt, übergaben die Spartaner die Stadt, welche Philopömen mit derſelben Strenge behandelte, als wäre ſie mit Sturm genommen worden. Er befahl ihre Mauern niederzureißen, ihre Miethvölker zu entlaſſen, die Vertriebenen wieder aufzunehmen, die von den Tyrannen in Freiheit geſetzten Sclaven zu verjagen, und ſtatt der Geſetze Lykurgs die Geſetze Achaja's anzunehmen. Die Römer, an welche ſich die Lacedämonier wandten, erklärten dieſe Bedingungen zwar für unbillig und grauſam, fügten jedoch hinzu, daß ſie kein Recht hätten, ſie umzuſtoßen. Als aber bald nachher der römiſche Senat das mächtige Achaja demüthigen wollte, ſchickte er eine Geſandtſchaft an die Achäer, um ſie zur Milderung der Bedingungen zu bewegen; Philopömen bewirkte zwar die Zurückweiſung des Geſuchs, dennoch wußte das mächtige Rom es endlich dahin zu bringen, daß die Verſammlung Sparta als unabhängigen Staat wieder in den Bund aufnahm. Kaum war dieſe Angelegenheit geordnet, als Meſſene ſich gegen den Bund empörte. Philopömen, obgleich von Alter und Krankheit gebeugt, marſchirte gegen die Aufrührer, ſchlug ſie anfangs zurück, ſah ſich aber bald mit ſolcher Ueberlegenheit angegriffen, daß er nicht länger widerſtehen konnte. Von den Seinigen getrennt, und von ſeinem Pferde abgeworfen, fiel er, gefährlich am Kopfe verwundet, den Feinden in die Hände. Er wurde gebunden nach Meſſene gebracht, wo ſein Anblick die meiſten Einwohner, die unter ihm gefochten und denen er wohlgethan hatte, zu Thränen rührte. Dieſen Eindruck zu vernichten, ließ ihn die Obrigkeit in einen unterirdiſchen Kerker bringen, und ihm am folgenden Morgen den Giftbecher reichen. Als er vernommen, daß ſeine Truppen ſich gerettet hätten, leerte er ihn freudig mit den Worten: „Das iſt mir genug, ich ſterbe zufrieden!“ — So ſtarb einer der größten Helden und Feldherrn Griechenlands, den die Alten dem Hannibal und Scipio an die Seite ſetzten. Er lebte und ſtarb

ſeinem Vaterlande. Seinen Tod rächte der neue achäiſche Feldherr Lycortas. Philopömens Aſche wurde feierlich in ſeiner Vaterſtadt Megalopolis beſtattet. Die meiſten Städte Griechenlands errichteten dem Helden Bildſäulen mit Inſchriften, und Megalopolis brachte an ſeinem Grabe jährlich ein Opfer.

Philoſophie. I. Begriff und Zweck derſelben. So verſchieden auch, am meiſten unter den Philoſophen ſelbſt, der Begriff der Philoſophie beſtimmt zu werden pflegt, indem die Philoſophie etwas iſt, was durch das Philoſophiren hervorgebracht werden ſoll, das Philoſophiren aber in einem ſelbſtthätigen Denken beſteht, wodurch die Menſchen ſo ſehr von einander abweichen, daß ſie in die entgegengeſetzteſten Anſichten und Meinungen aus einander gehen; ſo laſſen ſich doch alle vernünftigen Anſichten über die Philoſophie dahin vereinigen, daß ſie eine Wiſſenſchaft iſt, welche nicht nur die höchſten und wichtigſten Gegenſtände hat (Gott, Welt, Menſch und deren wahres Verhältniß überhaupt), ſondern auch die höchſte für Menſchen erreichbare Erkenntniß dieſer Gegenſtände bezweckt. In erſterer Hinſicht nannte ſie ſchon Cicero eine Wiſſenſchaft des Göttlichen und Menſchlichen; viele Neuere nannten ſie bald Wiſſenſchaft von den Grundwahrheiten der menſchlichen Erkenntniß, bald Wiſſenſchaft von dem Weſen der Dinge, Andere Wiſſenſchaft der Ideen, in ſofern man glaubt, durch dieſe das Weſen der Dinge zu erkennen, und weil ſich alle Ideen in der Idee des Abſoluten ſchließen und von ihr auslaufen, die Wiſſenſchaft des Abſoluten (wie in der Schellingiſchen Schule). In letzterer Hinſicht, bei welcher man mehr auf die Thätigkeit, durch welche dieſe erhabenſten Gegenſtände erkannt werden mögen, und auf dieſe Möglichkeit ſelbſt reflectirt: Vernunftwiſſenſchaft; nach Kant: Vernunftwiſſenſchaft aus Begriffen; nach Fichte: Wiſſenſchaftslehre, oder Wiſſenſchaft des Wiſſens; nach Andern: Wiſſenſchaft von der urſprüglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes in ſeiner geſammten Thätigkeit. Philoſophiren heißt daher: über die höchſten Gegenſtände der menſchlichen Erkenntniß vernünftig nachdenken, und die gefundenen Vernunftideen in Begriffen klar und zuſammenhängend darſtellen. Letzteres fodert der Begriff der Wiſſenſchaft, die ihrer Form nach nur durch Syſtem vollendet wird. Es ſind aber, wenn hier von höchſten Gegenſtänden die Rede iſt, keineswegs alle einzelne, in der Erfahrung gegebene oder erſt hervorzubringende Dinge gemeint, welche dieſem oder jenem Menſchen die höchſten ſcheinen, ſondern das, was unbedingt, als das alles Wiſſen und Seyn (die Welt) bedingende Weſen von der Menſchenvernunft erkannt wird, oder mit Glauben vorausgeſetzt werden muß. Hierdurch unterſcheidet ſich die Philoſophie eben ſowohl von den empiriſchen Wiſſenſchaften, welche es mit gewiſſen Erfahrungsgegenſtänden, als von der Mathematik, welche es mit den Grundformen der Erfahrungswelt, oder des Anſchaulichen, zu thun hat, ja auch von der Logik, welche letzterer verwandt, von den Grundformen des Denkbaren, oder der Bearbeitung des Gedankenſtoffes in Begriffen handelt, und von vielen — nur als Vorbereitungswiſſenſchaft der eigentlichen Philoſophie angeſehen wird, in welcher dieſe Geſetze der Gedankenverbindung als Mittel der Darſtellung und Mittheilung der Ideen ſchon in ihrer Anwendung erſcheinen. Philoſophie iſt in ſofern keine Wiſſenſchaft aus Begriffen, ſondern Wiſſenſchaft der in Begriffen

ſyſtematiſch entwickelten Ideen, Vernunftwiſſenſchaft durch oder mittelſt der Begriffe, und Philoſophiren iſt ſonach Ideen in Begriffen (discurſiv) entwickeln. Sie wird ferner als höchſte Wiſſenſchaft, welche jeder andern Wiſſenſchaft ihre Principien gibt, (indem das Höchſte jeder beſondern Wiſſenſchaft durch das Höchſte, welches die Philoſophie erkennt, und durch den Zuſammenhang, welchen der Philoſoph durch das Abſolute unter den Gegenſtänden der Welt erblickt, bedingt, und kein einzelner beſonderer Gegenſtand ihre Aufgabe iſt) ja auch in ſofern, als ſie die Geſetze aller wiſſenſchaftlichen Form in ihrem Urſprunge faßt und aufſtellt, Wiſſenſchaft ſchlechthin, oder Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften genannt, und kein Bedürfniß als das rein humane, durch ſelbſtthätige Erkenntniß Wahrheit zu finden, iſt ihr wahrer Quell. Darum iſt ſie auch Vorbild jeder andern Wiſſenſchaft, und wir nennen oft im weitern Sinne philoſophiſch (philoſophiſche Betrachtung, Behandlung) das, was ſich über die Erfahrung erhebt, und durch Ideen beſtimmt wird. Und eben darum wird auch das philoſophiſche Studium dem Studium der beſondern Wiſſenſchaften vorausgeſchickt. Die große Aufgabe aber, welche in jenem Begriffe liegt, und an deren Realiſirung die ganze philoſophirende Menſchheit arbeitet, iſt der Grund des beſcheidenen Namens, welchen jene Wiſſenſchaft, und diejenigen, welche ſie bearbeiten, in Griechenland erlangt haben, indem nämlich das Wort Philoſophie ſeiner etymologiſchen Bedeutung nach, die Liebe oder das Streben zur Weisheit bedeutet, und ſomit der Philoſoph derjenige iſt, der die Wahrheit liebt und die Weisheit ſucht; kein Allwiſſender, aber auch kein ſolcher, der ſich weniger beſcheiden, als egoiſtiſch oder ideenſcheu auf die oft ſo ſehr gerühmte Selbſterkenntniß beſchränkt, und der Philoſophie die überſinnliche Welt abſchneidet. Das Mittelalter nannte dieſe Wiſſenſchaft Weltweisheit (sapientia secularis), im Gegenſatze der Theologie, oder der Offenbarung ſelbſt, d. h. der chriſtlichen Religion, deren unmittelbarer Urſprung der Gottheit beigelegt wurde. — Der jene Weisheit Suchende nun ſtrebt, jene höchſten Gegenſtände in Verbindung zu erkennen, um dadurch zugleich von ſeiner eigenen Beſtimmung überzeugt zu werden; er ſucht alſo vornehmlich das Abſolute in ſeiner Offenbarung, das Verhältniß des Abſoluten zum Endlichen, des Unbedingten zu dem Bedingten, und umgekehrt der endlichen Dinge zu dem letzten Grunde alles Seyns; ferner das Verhältniß des Geiſtes zur Natur, der Freiheit zur Nothwendigkeit, und des Subjectiven zum Objectiven zu erforſchen und zu erklären. — Dieſes ſind die Gegenſätze, welche die Philoſophie von jeher in einem Höhern aufzuheben und zu erklären verſucht hat. Die nach dem Talente und der verſchiedenen Ausbildung der Philoſophirenden verſchiedenen Löſungen bilden die verſchiedenen philoſophiſchen Anſichten und Syſteme, deren Folge und Zuſammenhang die Geſchichte der Philoſophie zeigt. In dieſen Verſuchen, die Idee der Philoſophie zu realiſiren, ſo wie überhaupt durch die Beſchäftigung mit Philoſophie bildet ſich zugleich der erkennende Geiſt des Menſchen zur höchſten ihm erreichbaren Vollendung aus, und nimmt eine Richtung auf das Ueberſinnliche, die ſeinem ganzen Leben eine höhere Geſtalt geben muß. Freilich findet dieß nur Statt bei demjenigen Philoſophen, der mit Wahrheitsliebe, Geiſt und hohem Eifer nach einem ſich ſelbſt begreifenden und begründenden d. i. dem philoſophiſchen Wiſſen, auf dem durch die Vernunft ſelbſt angedeuteten Wege ſtrebt; den die lebendige, mit

Ernſt und Eifer für das Höchſte erworbene Erkenntniß kann nicht ohne Einfluß auf das Leben des Menſchen und deſſen Geſinnung ſeyn. Die Weisheit als die höchſte Frucht der Philoſophie, iſt daher auch nicht auf das Wiſſen beſchränkt; ſie umfaßt Wiſſen und Handeln, in ihr ſehen wir das Handeln durch das höhere Wiſſen beſtimmt und feſt begründet, und das Wiſſen in das Handeln übergehen. Wo dieß nicht iſt, da iſt die Philoſophie nur Formalismus und Schulweisheit, die in dem Syſteme, der Form der Wiſſenſchaft, das Weſen ſucht, und an dieſe gefeſſelt, die Freiheit verliert. Aber alle Philoſophie zerfällt ohne Syſtem, und die Freiheit des Denkenden kann ſich leicht in ungebundene Willkür, und wo ſie dem Gefühle allein huldigt, in Myſticismus verlieren. Dem Beſtreben, die Philoſophie als Wiſſenſchaft im Syſteme aufzuſtellen, ſtellt ſich immer das polemiſirende Streben entgegen, die Feſſeln des Syſtems zu vernichten, welches, wenn es aus dem Triebe entſpringt, ſich das Feld der Forſchung offen zu erhalten, der wahre Skepticismus iſt (ſ. die Art. Dogmatismus, Skepticismus und Kritik). — II. Eintheilung der Philoſophie. Die Philoſophie im weitern Sinne theilt man in reinphiloſophiſche Wiſſenſchaften (die Philoſophie im engern und eigentlichen Sinne), und in die angewandte Philoſophie. Jene iſt Entwickelung der reinen Vernunfterkenntniſſe (der Ideen) durch Begriffe; dieſe wendet ſie und die gefundenen Geſetze des Geiſtes auf Gegenſtände, die in der Erfahrung gegeben ſind, an. (Zu den letztern gehört z. B. die Erfahrungsſeelenlehre, die Pädagogik, Politik ꝛc. wovon die beſondern Artikel.) Die Philoſophie im eigentlichen Sinne wurde von den Alten gewöhnlich in Logik und Dialectik (als Lehre von der Möglichkeit, Form und Methode der Philoſophie), Phyſik (ſpäterhin Metaphyſik), die Wiſſenſchaft von den letzten Gründen alles Seyns, und Ethik, die Wiſſenſchaft von der moraliſchen Natur und Beſtimmung des Menſchen, eingetheilt. In den neuern Zeiten iſt die Eintheilung der Philoſophie in theoretiſche und practiſche die allgemeinſte geweſen. Die theoretiſche oder ſpeculative Philoſophie, ſo wurde der Begriff ehemals beſtimmt, ſolle die höchſten Wahrheiten über Gott und die Welt, Natur und Geiſt überhaupt vortragen; die practiſche die Anwendung lehren. Man ſah aber bald, wie wenig der letztere Begriff den unter der practiſchen Philoſophie verſtandenen Disciplinen angemeſſen ſey, und beſtimmte die practiſche Philoſophie als die Wiſſenſchaft von dem Handeln oder von der moraliſchen Natur des Menſchen insbeſondere. Einige nennen daher die theoretiſche Philoſophie die erklärende Philoſophie, in ſofern ſie das zum Gegenſtande hat, was ohne unſer Zuthun iſt, und was wir durch das Erkennen finden; die practiſche die befehlende oder rathende, in ſofern ſie Vorſchriften ertheilt für das, was durch Freiheit bewirkt werden ſoll. Die ſpäter entſtandene Aeſthetik (ſ. d. Art.) hat man bald zu der theoretiſchen, bald zu der practiſchen Philoſophie gerechnet. Wo die Philoſophie ſich bloß auf die Erkenntniß der menſchlichen Geiſtesthätigkeit beſchränkt, da iſt die theoretiſche Philoſophie Wiſſenſchaft von den Geſetzen des Vorſtellens und Erkennens, welche man die theoretiſche Thätigkeit nennt (die Aeſthetik hat man dann als Geſchmackslehre, oder vielmehr als Wiſſenſchaft der Regeln der Beurtheilung des Schönen hieher gezogen); die practiſche Wiſſenſchaft von den Geſetzen des Handelns, oder von dem geſetzlichen Handeln. Dieſe Anſicht aber

verliert ſich oft in Formalismus, indem man die Gegenſtände der Erkenntniß leicht aus den Augen verliert, wo über die Geſetze derſelben reflectirt wird. Wenigſtens iſt die Wiſſenſchaft über die Geſetze und Kriterien der Erkenntniß, richtig vorgeſtellt, das, was Kant als Kritik wollte, mehr Propädeutik oder Einleitung in die theoretiſche Philoſophie, als dieſe ſelbſt. Diejenigen nun, welche letztere auf die zuletzt angegebene Weiſe beſtimmen, rechnen die Logik und Metaphyſik zur theoretiſchen, die Moral oder Sittenlehre und das Naturrecht oder die philoſophiſche Rechtslehre, (wovon Staats- und Völkerrecht, ſo wie die Politik nur angewandte Wiſſenſchaften ſind) zur practiſchen Philoſophie. (Von dieſen Wiſſenſchaften ſiehe die beſondern Artikel.) Endlich kann man auch die Philoſophie nach der Dreizahl der höchſten Ideen der Humanität, den Ideen des Wahren Guten und Schönen, in theoretiſche, practiſche und äſthetiſche Philoſophie eintheilen. Eine wiſſenſchaftliche Ueberſicht der philoſophiſchen Wiſſenſchaften in ihrem innern Zuſammenhange ſtellt die Encyclopädie der Philoſophie auf. Die neueſten Lehrbücher derſelben ſind von Pölitz (Leipzig 1813) und Gottl. Ernſt Schulze (Gött. 1814 N. A. 1817). — III. Geſchichte der Philoſophie iſt die pragmatiſche Erzählung von den wichtigſten Verſuchen, die Idee der Philoſophie zu realiſiren, oder, nach Tennemann, die pragmatiſche Darſtellung der allmälig fortſchreitenden Bildung der Philoſophie als Wiſſenſchaft. Sie hat nicht nur als einer der wichtigſten Theile der Culturgeſchichte des Menſchen, ſondern auch insbeſondere in Hinſicht ihres Einfluſſes auf die Ausbildung und Leitung des philoſophiſchen Talents großen Werth. Letzteres darum, weil durch ſie die wichtigſten Aufgaben der Philoſophie nach ihrer wahren Bedeutung, ſo wie nach ihrem Umfange und Zuſammenhange hervortreten, die wichtigſten Begriffe der Philoſophie und die Vorausſetzungen der philoſophiſchen Syſteme von mehrern Seiten beleuchtet erſcheinen, und weil die Ueberſicht der Bahnen und Irrwege, welche der philoſophirende Geiſt durchlaufen, das Ziel, ſo wie den Weg dazu, warnend andeutet. Gewöhnlich theilt man die Geſchichte der Philoſophie in die alte, mittlere und neuere. Die erſtere Periode beginnt mit den Griechen. Denn obſchon die Anlage zum Philoſophiren an kein beſonderes Volk gebunden, ſondern eine urſprünglich menſchliche iſt, — weßhalb auch jedes Volk, deſſen religiöſe Anſchauung in Reflexion, deſſen Gefühl in Zweifel übergeht, wodurch der Forſchungsgeiſt erweckt wird, ſich Philoſopheme bildet; ſo wurde doch die Philoſophie als Wiſſenſchaft zuerſt bei den Griechen mit Bewußtſeyn beſtrebt, und originell ausgebildet. Die Philoſopheme der Orientalen aber können in einer ſolchen Geſchichte nur als Einleitung, und weil ſich viele orientaliſche Philoſopheme in die griechiſche Philoſophie verpflanzten, mit Rückſicht auf dieſen Zuſammenhang angeführt werden. Tennemann charakteriſirt die erſte Periode (die der griechiſchen u. römiſchen Philoſophie) als die Periode des freien Strebens der Vernunft nach Erkenntniß der letzten Gründe der Natur und Freiheit aus Principien. Sie bildet ein in ſich vollendetes Ganzes, welches die Keime aller ſpätern Philoſophien gewiſſermaßen in ſich trägt. Der griechiſche Geiſt erhob ſich durch Poeſie zur Philoſophie. Die Theogonien, Kosmogonien und Gnomen leiteten die Philoſophie ein, und knüpften ſie an die Religion an. In dem erſten Abſchnitte dieſer Periode, gleichſam dem Jugendalter der Philoſophie, in welchem die Speculation noch unſyſtematiſch und von

der Poeſie noch wenig getrennt war, ſuchte ſie die Frage über den Urſprung der Natur, und den Grundſtoff der Welt, a) in der **ioniſchen** Schule, die mit Thales (610 vor Chr. Geb.) beginnt, durch **Reflexion über die Natur**, dann b) durch die Formen der Anſchauung, wie **Pythagoras** und ſeine Schule (die **italiſche**), ferner c) durch dialectiſche Entgegenſetzung von Verſtand und Erfahrung, in der **eleatiſchen** Schule, und d) durch Vereinigung beider in der **atomiſtiſchen** zu löſen. Der Sophiſtik, welche die ſittliche Ueberzeugung zu zerſtören drohte, ſtellte ſich e) **Sokrates** (um 422) entgegen, und leitete das Intereſſe der Unterſuchung zunächſt auf die **ſittliche Natur und Beſtimmung des Menſchen**, worin ihm viele ſeiner Schüler folgten. Die Philoſophie erhielt dadurch eine **neue Richtung**, welche erſt durch ſeine Schüler, beſonders Plato und Ariſtoteles, in ſyſtematiſcher Geſtalt ſichtbar wurde. Der **zweite** Abſchnitt dieſer Periode beginnt a) mit **Plato** (ſeine Schule die **akademiſche**) und b) **Ariſtoteles** (ſeine Schule die **peripatetiſche**) und charakteriſirt ſich durch ein **ſyſtematiſches Streben**, alle Gegenſtände der Philoſophie zu umfaſſen. **Plato** legte den Grund zu einer ſyſtematiſchen Philoſophie, **Ariſtoteles** bildete das **Syſtem** einer Philoſophie aus, jener folgte mehr der lebendigen Vernunftanſchauung, dieſer der verſtändigen Reflexion. Neben die akademiſche und peripatetiſche Schule ſtellte ſich c) die **ſtoiſche** (von Zeno geſtiftet), und d) die **epicuriſche** im Gegenſatze auf. Alle dieſe Syſteme bekämpfte die (von **Pyrrho** geſtiftete) **ſkeptiſche** Schule. Die übrigen **Sokratiſchen** Schulen, e) die **cyrenaiſche**, **megariſche**, **cyniſche**, **eliſche** und **eretriſche**, folgten der einſeitigen practiſchen Tendenz ihres Meiſters mit mehr oder minder Abweichungen und Eigenthümlichkeit. Wir ſehen hier (ſagt Schulze von dieſem Abſchnitte) den philoſophiſchen Geiſt mit männlicher Bedachtſamkeit die Auflöſung der philoſophiſchen Probleme und die philoſophiſche Ergründung aller für die Menſchheit wichtigen Angelegenheiten unternehmen. Daher hatten auch in dieſem Abſchnitte die Nachforſchungen nach der **Realität der menſchlichen Erkenntniß** eine ſo große Wichtigkeit. In dem **dritten** Abſchnitte endlich zeigt ſich der philoſophirende Geiſt, wie er, mit den Schwächen des Alters behaftet, nur noch in der Erinnerung ehemaliger Thaten lebt, vom langen Kampfe ermüdet, auf **Vereinigung** der ſtreitenden Parteien ſinnt (bei den Eklektikern), oder ſich zuletzt, dem Skepticismus zu entgehen, in die Arme des Myſticismus wirft (bei den Alexandrinern und Neuplatonikern, deren Anführer Ammonius **Saccas** 193 vor Chr. Geb. war). Die Römer aber verbreiteten und pflegten nur die empfangene Philoſophie. (Vergl. über dieſe Periode den Artikel **Griechiſche Literatur**, und die Artikel über einzelne Philoſophen.) — 2) Die Geſchichte der Philoſophie des **Mittelalters** (800—1500 nach Chr. Geb.), oder der Scholaſtik, zeigt das Streben der Vernunft nach philoſophiſcher Erkenntniß unter dem Einfluſſe eines über die Vernunft erhabenen durch die chriſtliche Offenbarung gegebenen Princips, oder im Dienſte der Kirche. Von ihr ſ. d. Art. **Scholaſtiſche Philoſophie**. Die Araber, deren literariſche Blüthe in das Mittelalter fällt, verbreiteten nur griechiſche Philoſophie und einzelne religiöſe Philoſopheme. 3) Die **dritte Periode**, welche vom 15ten Jahrhundert beginnt, charakteriſirt Tennemann durch ein freieres, ſelbſtſtändiges, immer tiefer eindringendes Forſchen nach den Gründen, und Streben

nach ſyſtematiſcher Einheit der Erkenntniſſe. Man bekämpfte zuerſt die Scholaſtik durch Erinnerung an die alte griechiſche Philoſophie in ihrer urſprünglichen Reinheit; nach dieſem Kampfe, in welchem man die uſurpirte Auctorität beſiegte, traten neue Anſichten auf, welche ſich ſyſtematiſch zu begründen ſtrebten. Einige baueten auf die Erfahrung, wie Baco und Locke. Ihnen entgegengeſetzt, ſuchte Descartes, mit welchem Einige die neuere Philoſophie anfangen, ſie auf ihrem eigenthümlichen Boden durch dialectiſches Raiſonnement zu begründen; indem er vom Zweifel zum Dogmatismus überging, und das ſubjective Bewußtſeyn und Denken als das Princip der Philoſophie aufſtellte, wodurch die idealiſtiſche Richtung der neuern Philoſophie begründet wurde. Spinoza und Leibnitz verfolgten auf entgegengeſetzten Seiten, jener materialiſtiſch, dieſer idealiſtiſch, den betretenen Weg der Reflexion. Der Geiſt des letztern erloſch in dem Formalismus der Wolfiſchen Schule, und in einer eklektiſchen Popularphiloſophie. Die Humeſche Skeptik bahnte der Kantiſchen Kritik des Erkenntnißvermögens den Weg. Durch beide wurde der Schein der gemeinen Erkenntniß aufgedeckt. Mit dieſer Kritik aber beginnt man den dritten Abſchnitt der neuern Philoſophie, weil Kant vornehmlich in Deutſchland, wo ſeit Ende des 18ten Jahrhunderts die Philoſophie blühte, durch ſeine Kritik eine große Revolution bewirkte. (S. d. Art. Kant u. Kritik.) Unbefriedigt durch die Kritik traten bald nach ihrem Erſcheinen die neuern Syſteme der Wiſſenſchaftslehre von Fichte und der Idealitätslehre oder der Philoſophie des Abſoluten von Schelling auf. Gegen ſie kämpfte vorzüglich die Myſtik Jacobi's und ſeiner Schüler. Die Aufgabe mehrerer neuerer Bearbeiter der Philoſophie iſt, durch weiter fortgeſetzte Kritik die Wiſſenſchaft mit Religion und Leben inniger zu verbinden (ſ. d. Art. Deutſche Philoſophie), die einzelnen Theile der Philoſophie mit Klarheit und Tiefe auszubilden, und in einen organiſchen Zuſammenhang zu bringen. T.

Philoſtratus. Dieſen Namen führten mehrere alte Schriftſteller, namentlich ein Rhetor Flavius Philoſtratus aus Lemnos, der um 200 nach Chr. Geb. zu Athen und Rom lehrte, von welchem eine Biographie des Apollonius von Tyana in 8 B.; das Leben der Sophiſten, in 2 B., und die archäologiſche Beſchreibung einer Bildergalerie von 66 Gemälden zu Neapel herrühren ſoll. Einige ähnliche Schriften ſchreibt man ſeinem Neffen Philoſtratus dem Jüngern zu. Olearius hat Beider Werke herausgegeben, Leipzig 1709 Fol. Neulich hat Becker ein Specimen varr. obſervatt. etc. in libr. I. mit Anmerk. von Creuzer (Heidelb. 1818, 8.) herausgegeben.

Philtrum nannten die Alten einen ſogenannten Liebestrank, deſſen Zauber die Liebe einer Perſon bewirken und ſie ſogar in Liebeswuth (Philtromanie) verſetzen ſollte.

Phineus, Sohn des Agenor, Königs von Phönicien oder des Neptun, ein blinder Wahrſager in der thraziſchen Stadt Salmydeſſos (ſ. d. Art. Argonauten). Er hatte, durch Weiberliebe bethört, ſeine zwei Söhne des Geſichts beraubt; die Boreaden gaben denſelben das Geſicht wieder, aber blendeten den Phineus. Die Argonauten, denen er durch Rath nützte, retteten ihn vom Hungertode und vertrieben die Harpyien die ihn zur Strafe plagten.

Phiole, ein gläſernes Gefäß mit langem engen Halſe und Mundloch, aber weitem runden Bauche, das von den Chemikern zu verſchiedenen Verrichtungen, beſonders zur Digeſtion und Solution

gebraucht wird. Man nennt es auch Scheideflaſche. In der Befeſtigungskunſt gibt es eine Gattung Sturmtöpfe oder Sturmphiolen, welches Gefäße mit Handgranaten oder mit andern feuerfangenden Sachen ſind, die bei Beſtürmungen und dergleichen gebraucht werden.

Phlegethon, bei den Alten einer von den Flüſſen der Unterwelt, welcher Feuerſtröme fortwälzte, und glühende Felſenſtücke fortrieb. An ſeinen Ufern wuchs weder Baum noch Pflanze.

Phlegma (aus dem Griechiſchen), überhaupt wäſſerige Feuchtigkeit, beſonders im Geblüte; daher bekanntlich eins von den vier Haupttemperamenten, welches durch Kälte, Gelaſſenheit und Neigung zur Ruhe charakteriſirt wird, phlegmatiſches Temperament oder Phlegma heißt. (S. Temperament). In der Chemie heißt Phlegma die wäſſerige Feuchtigkeit ohne Geruch und Geſchmack, welche durch Kunſt aus den Körpern gezogen und dem geiſtigen Weſen derſelben entgegengeſetzt wird.

Phlegyas, König der Lapithen, Sohn des Mars und Vater des Ixion und der Coronis, mit welcher, nach Einigen, Apollo den Aeſculap zeugte. Darüber erzürnt, ſteckte Phlegyas des Apollo Tempel zu Delphi in Brand, wofür er als Götterverächter in der Unterwelt büßen mußte.

Phlogiſton, ſ. Brennſtoff und Chemie.

Phöbe, in der ſpätern Zeit ein Beiname der Diana als Mondgöttin.

Phöbus (rein, hell), ein Beiname Apolls, und als dieſer mit dem Sonnengotte vermiſcht wurde, des Helios.

Phocäa, eine äoliſche Colonie in Klein-Aſien, zwiſchen Kuma und Smyrna, geſtiftet von den Athenienſern unter Philogenes. Sie trieb ausgebreiteten Seehandel, auch gleich den andern Joniern Seeräuberei. Als Cyrus die Stadt erobert hatte, wanderten die freiheitliebenden Einwohner aus, um neue Wohnplätze zu ſuchen. Sie gingen auf den Befehl eines Orakels nach Epheſus, wo Diana ihnen die Ariſtarcha zur Führerin gab, und unter ihrer Leitung nach Corſica, wo ſie ſchon früher die Stadt Aleria gegründet hatten. Bald aber ſahen ſie ſich von den Carthagern und Etruskern bekriegt, und obgleich ſie in einer Seeſchlacht den doppelt ſo ſtarken Feind ſchlugen, ſo waren ſie doch zu ſchwach ſich zu behaupten. Ein Theil von ihnen ging nach Maſſilia, ein anderer kehrte nach Phocäa zurück, und lebte hier unter der Herrſchaft der Perſer oder eigener Tyrannen.

Phocion, ein athenienſiſcher Feldherr, und einer der tugendhafteſten Charaktere des Alterthums, war von niedrer Abkunft, empfing aber eine liberale Erziehung, und ſog unter Plato und andern Philoſophen jene erhabenen Grundſätze ein, die ſein ganzes Leben leiteten. Ernſt und ſtreng in ſeinem Aeußern, war er von Geſinnung ſanft und wohlwollend. Seine Beredſamkeit zeichnete ſich durch Klarheit und Kürze aus, und ſeine Meinung äußerte er in den Volksverſammlungen frei und rückſichtslos. Zuerſt diente er unter Chabrias, einem Feldherrn von Verdienſt, aber heftig und ungleich von Charakter, gewann ſeine Achtung, und mäßigte ſeinen Ungeſtüm. Er trug zu dem Siege zur See bei Naxos (im J. 377 vor Chr. Geb.) bei, und trieb nachher mit vieler Klugheit die Contribution von den Inſeln ein. In dem Kriege mit Philipp von Macedonien ſandten die Athenienſer Phocion mit einiger Mannſchaft nach Euböa,

in der Hoffnung, daß die Euböer ſich ihm ſämmtlich anſchließen würden. Durch Philipps Beſtechungen aber ward dies verhindert und Phocion genöthigt, ſeine Truppen auf einer Anhöhe in Sicherheit zu bringen. Der Feind ſchloß ihn ein, und machte ſich zum Sturme bereit. Plutarch machte gegen den Befehl einen Ausfall, und wurde zurückgeſchlagen. In einem Augenblicke der Verwirrung brach Phocion los und gewann einen vollſtändigen Sieg. Vor der Schlacht hatte er Allen, die nicht Luſt zu fechten hätten, freigeſtellt, ſich zu entfernen; nach dem Siege gab er die Gefangenen los, um ſie der Wuth des athenienſiſchen Volks zu entziehen. So hatte er gleich einſichtsvoll, tapfer und menſchlich gehandelt. Den Plutarch, der ſich zum Tyrannen gemacht hatte, vertrieb er aus Eretria und verließ die Inſel, nachdem er ſie vor künftigen Angriffen der Macedonier geſichert hatte. Als einige Zeit nachher die Athenienſer beſchloſſen hatten, den von Philipp bedroheten Städten des Helleſpont Hülfe zu leiſten, dieſe aber ſich weigerten den Chares, wegen ſeines räuberiſchen Charakters, mit der Flotte zuzulaſſen, wurde Phocion mit einer neuen Seemacht abgeſchickt. Die Einwohner von Byzanz nahmen ihn auf, und er rettete nicht nur ihre Stadt, ſondern nöthigte endlich Philipp, ſich von dem Helleſpont ganz zurückzuziehen. Ungeachtet dieſer glücklichen Erfolge rieth Phocion immer zum Frieden. Seine Rechtſchaffenheit, Uneigennützigkeit und Vaterlandsliebe waren ſo allgemein anerkannt, daß er fünfundvierzig Mal zum Anführer ernannt wurde, ohne je darum angehalten zu haben. Er führte ſtets die einfachſte Lebensweiſe, und beſtellte mit eigener Hand ſein kleines Landgut. Als die Einwohner von Megara ſich mit den Athenienſern zu verbinden wünſchten, unterſtützte Phocion eifrig dieſe Maßregel, begab ſich mit vielen Freiwilligen dahin und ſtellte die Mauern der Stadt her. Aber bald darauf erſchien Philipp in Phocis, um Attika anzugreifen. Phocion rieth vergebens zum friedlichen Vergleiche; die Schlacht bei Chäronäa bewies die Richtigkeit ſeines Urtheils. Eben ſo wenig achteten die Athenienſer ſeines Raths, an der von Philipp berufenen Verſammlung der griechiſchen Staaten nicht eher Antheil zu nehmen, als bis ſie die Abſicht des Königs wüßten. Die Athenienſer fanden ſich dadurch genöthigt, Philipp eine Anzahl von Reitern und Schiffen zu ſtellen. Als ſie damit zögerten, drang Phocion darauf, ſich der Nothwendigkeit der Umſtände mit Geduld zu unterwerfen. Der Tod Philipps wurde zu Athen von Demoſthenes und deſſen Anhängern mit Jubel vernommen, aber Phocion erinnerte ſie daran, daß die Sieger bei Chäronäa nur um Einen Mann vermindert worden ſeyen. In demſelben Sinne widerrieth er, ſich neuen Zufällen Preis zu geben, und verwarf ein Bündniß gegen den jungen Alexander. Der Erfolg rechtfertigte dieſe Meinung. Als nach der Zerſtörung von Theben Alexander von Athen die Auslieferung der ſo heftig gegen ihn ſprechenden Redner foderte, übernahm Phocion den Auftrag, durch Fürſprache des Königs Zorn zu beſänftigen, mit dem erwünſchteſten Erfolge. Alexander hatte ihn ſo liebgewonnen, daß er ihm ein Geſchenk von hundert Talenten überſchickte, welches er genügſam mit den Seinen ausſchlug. Die Abgeordneten fanden ihn mit Waſſertragen beſchäftigt, während ſeine Gattin Brot buck. Um indeß Alexanders Gunſt nicht von ſich zu weiſen, bat er um die Freilaſſung einiger ſeiner verhafteten Freunde. Nach Alexanders Tode faßten die Athenienſer abermals den Plan, Griechenland von dem macedoniſchen Joche zu befreien. Phocion, unerſchütterlich in ſeinen

Anſichten, mißbilligte ihre Maßregeln, übernahm jedoch, als er ſie nicht abwenden konnte, ſelbſt ein Commando. Ungeachtet der anfänglichen Vortheile der Athenienſer, gewann Antipater bald die Oberhand und bedrohete Athen, aus welchem die Redner, welche den Krieg gerathen, eiligſt entflohen. In dieſer dringenden Gefahr wurde Phocion an Antipater, welcher ſein Lager in dem Gebiete von Theben hatte, abgeſandt, und erlangte, freilich unter harten Bedingungen, die Zuſage, daß man einen Vertrag ſchließen wolle, ohne Attika zu betreten. Demoſthenes und Hyperides ſollten ausgeliefert, eine ariſtokratiſche Regierung eingeführt und eine macedoniſche Beſatzung in Munychia gelegt werden. Lange ſträubte ſich Phocion gegen die letzte Bedingung, aber Antipater war unbeweglich. Unter dieſen ſchwierigen Umſtänden ging das Beſtreben Phocions, der neben andern ausgezeichneten Männern an die Spitze der Regierung trat, hauptſächlich dahin, den ſchwerlaſtenden Druck zu mildern und ſein ganzes Anſehn bei den Macedoniern zum Vortheile ſeines unglücklichen Vaterlandes anzuwenden. Gleichwohl beſchuldigte man ihn in der Folge, gegen das Beſte Athens gehandelt und es an die Feinde verrathen zu haben. Unruhen und Anklagen erfolgten, welche Phocion zur Flucht nöthigten. Er begab ſich zu Polyſperchon, welcher in Phocis ſtand. Hier erſchien bald darauf eine Geſandtſchaft der Athenienſer, welche Phocions und der andern Flüchtlinge Auslieferung begehrte. Polyſperchon bewilligte dies Geſuch, und ſo wurden die Angeklagten als Gefangene nach Athen geführt, wo man zugleich einen Brief im Namen des Königs ablas, der ſie der Verrätherei für ſchuldig erkannte und den Athenienſern zur Beſtrafung übergab. Das Gericht wurde vor der Volksverſammlung gehalten und verurtheilte Phocion nebſt mehreren ſeiner Freunde, ohne ihre Vertheidigung zu hören, zum Giftbecher. Phocions Ruhe und Gelaſſenheit blieb unerſchüttert. „Sage meinem Sohne,“ antwortete er einem Freunde, der ihn fragte, ob er ihm Aufträge zu geben habe, „daß er das von den Athenienſern mir angethane Unrecht vergeſſen ſolle.“ — Schon hatten die meiſten den Trank getrunken, als man bemerkte, daß er nicht zureiche. Der Henker aber weigerte ſich, unentgeldlich mehr herbeizuſchaffen. Phocion bat einen Freund, ihn zu bezahlen, und ſagte ſcherzend: „So kann man in Athen nicht einmal umſonſt ſterben.“ Sein Leichnam wurde unbeerdigt über die Grenze geworfen; Freunde aber ließen ihn nach Eleuſis bringen, und dort im Hauſe einer Megarenſerin verbrennen. Als bald nachher die Athenienſer ihr Unrecht einſahen, errichteten ſie Phocion Ehrenſäulen, begruben ſeine Gebeine auf öffentliche Koſten und beſtraften ſeine Ankläger. Nicht leicht hat ein Mann in ſeinem öffentlichen und Privatleben den Beinamen des Guten mit größerem Rechte verdient als er. Sein Patriotismus hätte ſich in günſtigern Zeiten vielleicht glänzender zeigen können, nicht ſeine Tugend und Uneigennützigkeit, welche in den ſchwierigſten Umſtänden die Prüfung beſtand.

Phocis, eine griechiſche Landſchaft, welche gegen Norden an Theſſalien, gegen Oſten an die Locrer und Böotien, gegen Süden an die Bay von Corinth und gegen Weſten an Doris und die ozoliſchen Locrer grenzte. Die Hauptflüſſe waren der Cephiſſus und Pliſtos, das Hauptgebirge der Parnaß. Phocis war das Vaterland der Hellenen. Parnaſſus, des Poſeidon Sohn, erbaute noch vor der Deucalioniſchen Fluth Delphi und gab dem Gebirge ſeinen Namen. Als die genannte Fluth Delphi verheert hatte, erbauten die geretteten

ten Einwohner auf dem Parnaß die Stadt Lycorea, wo jetzt Deucalion regierte. Die Nachkommen deſſelben verbreiteten ſich gegen Norden und verdrängten die dort wohnenden Pelasger. Jetzt kam der Name Hellenen auf. Mehrere kleine Königreiche entſtanden. Unter andern brachte ein Sohn des Aegeus, Phocus, eine äginetiſche Colonie hieher und von ihm erhielt das ganze Land den Namen Phocis. Später wurde die Verfaſſung wahrſcheinlich demokratiſch. Die Phocenſer waren ein fleißiges Volk und lebten vornehmlich vom Ackerbau. Sie waren wegen ihrer Tapferkeit berühmt. Dieſe bewieſen ſie in den Kriegen gegen die Theſſalier, ferner in dem perſiſchen und peloponneſiſchen Kriege, an welchem letztern ſie als Bundesgenoſſen der Spartaner Theil nahmen. Nach der Schlacht bei Chäronea theilten ſie das allgemeine Schickſal der Griechen. (Vergl. Griechenland).

Phocylides aus Milet, um 530 vor Chr., iſt uns als griechiſcher Gnomendichter durch wenige Fragmente bekannt. Das ihm beigelegte Lehrgedicht gehört in das ſpätere alexandriniſche Zeitalter.

Phönix, ein ägyptiſcher Wundervogel, an Größe dem Adler gleich, mit theils goldnem, theils rothem Gefieder, von dem man erzählte, daß er nur alle 500 Jahre, beim Tode ſeines Vaters, aus Arabien nach Aegypten komme, ſeinen Vater, in ein Ei von Myrrhen gehüllt, in den Tempel der Sonne bringe und daſelbſt begrabe. Nach Andern bereitet er ſich ſelbſt, wenn ſein Tod herannaht, ein Neſt von Myrrhen und köſtlichem Kraut, und verbrennt ſich in demſelben, geht aber alsbald verjüngt aus ſeiner Aſche wieder hervor.

Phönizien, welches oft als ein Theil von Syrien betrachtet wird, war ein ſchmales Küſtenland am Mittelmeere von Aradus am Eleutherus an bis Tyrus am Leontes; doch mögen auch noch ſüdlicher im Gebiete von Paläſtina einige Küſtenſtädte dazu gehört haben, weßhalb Ptolemäus die Südgrenze bis zum Chorſeus ausdehnte. Dieſes nicht viel über 200 Quadratmeilen große Ländchen war ſandig und von den holztragenden Gebirgsketten des Libanon und Anti-Libanon durchſchnitten, hatte in ſeiner blühendſten Periode eine Menge wichtiger und berühmter Städte, bildete aber nie einen einzigen Staat. Die älteſte hieß Sidon (jetzt Saïd), berühmt wegen ihrer künſtlichen Arbeiten, beſonders in Glas. Eine Tochter derſelben war Tyrus, am berühmteſten durch ihre Purpurfärbereien. Dieſe Stadt bekam den Namen Alt-Tyrus, als auf einer davor gelegenen Inſel das ſpäter bekannte Tyrus entſtand, das Alexander bei ſeiner Belagerung zur Halbinſel machte. Byblus war durch den Adonisdienſt berühmt (jetzt Dſchibili oder Esbile); Ako, in ſpätern Zeiten Ptolemais, nachher Acre; Berytus, ſpäterhin durch eine Rechtsſchule berühmt. Dieſe und andere Städte waren anfangs als Colonien von der Mutterſtadt abhängig, wurden ſpäter unabhängig, und bildeten in ihrer blühendſten Periode (von 1000 bis 600 vor Chr. Geb.) einen Städtebund, an deſſen Spitze jedoch Tyrus ſtand. — Das Urvolk der Phönizier lebte wahrſcheinlich anfangs nomadiſch am arabiſchen und perſiſchen Meerbuſen, begab ſich von da nach Paläſtina und zog von dort ſchon lange vor der Ankunft der Iſraeliten, gewiß von einer mächtigern Horde gedrängt, in ſeine nachherigen Wohnſitze, deren Küſtenlage und Holzreichthum auf Fiſchfang und Schiffbau führte. Durch Zufälle begünſtigt, wurden nach und nach die Phönizier ein ſeefahrendes Volk, das bald auf Raub, bald auf Handel ausſchiffte. Daß dies ſchon ſehr früh geſchehen ſey,

darauf leiten die vorhandenen dunkeln Nachrichten. Sidon heißt bei Moses der erſtgeborne Sohn Canaans. Die ſchon um 1500 unter Agenor nach Klein-Aſien, Creta, Libyen und Griechenland ausgewanderten Colonien verbreiteten mancherlei Kenntniſſe; Cadmus wenigſtens, des erſtern Sohn, brachte Ideen von bürgerlicher Verfaſſung und Buchſtabenſchrift nach Hellas. Bei der Niederlaſſung der Juden in Paläſtina (um 1440), mit denen ſie das Bedürfniß der Producte Paläſtina's vorzüglich verband, heißt Sidon die große Stadt; bei Homer iſt es vor allen Städten der Erde berühmt wegen ſeiner künſtlichen Arbeiten. Schon im zwölften Jahrhunderte vor Chriſto legten ſie Colonien in Afrika an; Utica ward um 1170 geſtiftet, und um Salomons Zeit war die Fahrt nach Tarſchiſch, der Südweſtküſte Spaniens, ſchon ganz gewöhnlich, wodurch wir zugleich einen Begriff von der Ausdehnung des phöniziſchen Handels und Verkehrs erhalten. Mehrere ſichere, nahe gelegene Häfen mußten daher den Sidoniern ſehr willkommen ſeyn. Deßwegen baueten ſie, bei einem durch die Natur gebildeten Hafen, einige Häuſer, und auf einem nahen Felſen eine Burg, Zor. Nach und nach ſiedelten ſich hier mehrere an, und glauben wir mit Joſephus und Trogus Pompejus, daß Tyrus um 1184 geſtiftet ſey, ſo muß man annehmen, es ſey um dieſe Zeit eine große Colonie dahin gekommen, welche die Feſte erſt zur Stadt erhoben habe. In kurzem aber wuchs die kleine Stadt ſo bedeutend, daß ſie ſeit dem Jahre 1000 bis ungefähr 600 vor Chriſto das Haupt des phöniziſchen Städtebundes wurde, wie es bisher Sidon geweſen. Zu Angriffskriegen fehlte die Macht, zu Vertheidigungskriegen die Nothwendigkeit; man ſuchte ſich durch friedliche Bevölkerung unbewohnter Gegenden, ſo wie durch Bündniſſe zu ſichern. Erſt bei Annäherung der aſiatiſchen Eroberer, welche die Reichthümer Phöniziens reizten, hören wir von Kriegen der Tyrier, und dieſe führten ſie mit Miethstruppen. Um das J. 1000 ſchloß Hiram, des Abibal Sohn, mit David und Salomo Freundſchafts- und Handelsbündniſſe. Itobal, um das J. 900 König von Tyrus und Sidon, war Vater der Iſebel. Er erbauete mehrere Städte in Phönice, und bevölkerte Auza in Afrika. Seinem Sohne Badozor folgte Mutgo (Mutgenus, Muttinus), der Vater des Pygmalion und Barka, der Dido und Anna. Dido gerieth (888) mit Pygmalion in Streit, wanderte mit Barka und Anna aus, und gründete Carthago. (S. Carthago und Dido). Die nahe Inſel Cypern mußte damals ſchon den Tyriern unterworfen ſeyn, denn Pygmalion erbauete hier Carpaſia. In der nächſten Zeit muß Tyrus ſeine Herrſchaft über die Städte Phöniziens behauptet und vielleicht gemißbraucht haben; denn unter Anführung des Eluläus fielen (um 700) die Kittäer auf Cypern ab, und riefen die Aſſyrer zu Hülfe. Doch unterwarf ſich Eluläus wieder und Salmanaſſar ſchloß Frieden. Gleich darauf empörten ſich Sidon und viele andere Städte der Tyrier, unterwarfen ſich dem Salmanaſſar, und gaben ihm ihre Schiffe. Aber zwölf tyriſche Schiffe zerſtreueten die ſechzig feindlichen, und nach fünf Jahren mußten die Aſſyrer die Belagerung von Tyrus aufheben. So erhielt ſich Tyrus noch an hundert Jahre, den Iſraeliten überlegen. Indeß ſcheint Sidon ſich wieder erhoben zu haben und von Tyrus unabhängig geweſen zu ſeyn. Verderblich war ihnen das Bündniß mit Zedekias gegen Nebukadnezar. Dieſer zerſtörte Sidon und eroberte Tyrus nach dreizehnjähriger Belagerung, das ſeitdem ſeine ehemalige Größe nie wieder erreichte. Die meiſten Ein-

wohner hatten ſich mit ihren Schätzen nach der Inſelſtadt Tyrus geflüchtet, welche jetzt die Hauptſtadt des Welthandels wurde. Auf Itobal, der bei dieſer Belagerung blieb, folgte Baal, wahrſcheinlich als babyloniſcher Vaſall. Nach deſſen Tode regierten ſieben Jahre lang vom Volk erwählte Suffeten. Dann traten wieder Könige von Tyrus unter babyloniſcher Hoheit auf. Zu Cyrus Zeit kam Tyrus (555) und wahrſcheinlich ganz Phönizien unter perſiſche Herrſchaft. Die Könige von Tyrus und Sidon, Mapen und Tetramneſtus, werden als des Xerxes erfahrenſte Seemänner in der Schlacht von Salamis genannt (um 481 vor Chriſto). Sidon war um dieſe Zeit die reichſte Stadt Phöniziens, und ſtand an der Spitze der Empörung gegen Artaxerxes Memnon und Artaxerxes Ochus. Tennes, König von Sidon, ſchlug (361), unterſtützt von Griechen unter Mentor, das perſiſche Heer. Ochus aber erſchien ſelbſt mit einer furchtbaren Macht, und als durch Tennes Verrätherei ihm die ſtark befeſtigte Stadt (350 v. Chr.) in die Hände fiel, verbrannten die Sidonier in Verzweiflung ſich ſelbſt und alle ihre Güter. Andere Sidonier, welche damals abweſend waren, baueten bei ihrer Heimkehr die Stadt wieder auf. Dem Alexander, welcher (333) nach der Schlacht bei Iſſus nach Phönizien kam, unterwarf ſich Sidon ohne Belagerung und empfing von ihm ſtatt des Strato den Abdolonymus aus königlichem Geſchlechte, damals aber Gartenarbeiter, zum König; Tyrus wurde erſt nach ſiebenmonatlicher Belagerung, da die Hülfe der Carthaginienſer ausblieb, durch Verrätherei eingenommen und verbrannt, und die Einwohner theils getödtet, theils als Sclaven verkauft. Zwar bauete Alexander die Stadt wieder auf; ſie erlangte aber ihr voriges Anſehn nie wieder, und kam unter die Herrſchaft der Seleuciden, wie Sidon unter die Macedonier, bis 65 vor Chr. Geb. die Römer davon Beſitz nahmen. Seitdem theilte Phönizien das Schickſal Syriens. Den Kreuzfahrern war (1099) Tyrus ein wichtiger Waffenplatz. Der Sultan von Aegypten, der es 1223 einnahm, wurde von den Franken bald wieder vertrieben; ſo auch die Tataren 1263, die es unter Hulaku mit dem Reſte von Syrien an ſich geriſſen hatten. Zum letzten Male wurde das Land 1292 von dem ägyptiſchen Sultan bezwungen. Seitdem hatte es mit dem Hauptlande gleiches Schickſal. — Wichtiger als in ihren innern Begebenheiten ſind uns die Phönizier durch ihren Handel, ihre Schifffahrten und ihren Gewerbfleiß. Durch die Unfruchtbarkeit des Bodens gezwungen, vertrauten ſie ſich anfangs als Seeräuber dem Meere. Nach und nach dehnten ſie ihre Fahrten bis zu weit entlegenen Küſten und Inſeln aus. Die Producte des einen Landes vertauſchten ſie mit Vortheil in dem andern; überdies erfanden ſie die Bereitung der Wolle, des Glaſes, die Purpurfärberei, und verfertigten allerlei kunſtreiche Arbeit. Ihrer Lage nach mußten die Phönizier beſonders auf dem mittelländiſchen Meere handeln. Cypern war ihr nächſter Landungsplatz. Von da kamen ſie nach Griechenland und den griechiſchen Inſeln; Rhodus und Creta wurden von ihnen bevölkert. Als aber die Griechen ſelbſt ein ſeefahrendes und mächtiges Volk wurden, wendete ſich der phöniziſche Handel nach der nordafrikaniſchen Küſte. Hier, wie auf Sicilien und Sardinien, legten ſie Colonien an, mit deren Hülfe ſie bis ins Innere von Afrika handelten, und mit denen ſie immer in gutem Vernehmen blieben. Aber am wichtigſten war ihr Handel nach Spanien. Hier fanden ſie Gold, Silber, auch Eiſen, Zinn und Blei; die eingemachten Südfrüchte

waren ein berühmter Handelszweig. Unter den auf Tarteſſus angelegten Colonien ward am berühmteſten die Hafenſtadt Gades (Cadix), das Ziel der Fahrten im Mittelmeer und der Anfangspunkt der weitern Fahrten im Atlantiſchen Ocean. Die Phönizier ſchifften nördlich nach den Caſſiteriden, Zinninſeln (den ſorlingiſchen und britanniſchen) und in dem nördlichen, ſchon ſumpfenden Ocean bis zur Mündung des Rhodanus. Auch an der Weſtküſte von Libyen ſollen ſie Inſeln, Madera, Insulae fortunatae (die canariſchen) beſucht und bevölkert haben. Unbedeutender und von kurzer Dauer war ihr Seehandel auf dem arabiſchen Meerbuſen nach Ophir und auf dem perſiſchen, vielleicht bis Ceylon. Ihre Umſchiffung Afrika's iſt ungewiß. Sie handelten aber nicht bloß mit ſelbſt verfertigten, ſondern auch mit den ihnen durch Caravanen aus dem Innern von Aſien und Afrika zugeführten Waaren. Lange war ihr Handel Tauſchhandel, denn die erſten Münzen ſollen die Numidier, nicht die Phönizier geprägt haben. Erfinder oder doch Beförderer und Vervollkommner des Schiffbaues waren ſie gewiß. Sie hatten Ruder und Segel, und folgten bei Nacht der Leitung der Geſtirne. Außerdem wird ihnen die Erfindung der Buchſtabenſchrift und der Rechenkunſt zugeſchrieben, wie man überhaupt mehr aſtronomiſche und mechaniſche Kenntniſſe bei ihnen vermuthen muß, als von denen wir leſen. Dagegen ſcheint ihnen Dichtkunſt und höhere geiſtige Bildung fremd geblieben zu ſeyn. Von ihren eigenen Schriften iſt uns nichts aufbehalten. Ihre Sprache gehört zu den ſemitiſchen Sprachen und zwar zu dem cananitiſchen Stamme, und ihre Erklärung iſt ſehr dunkel. Ihre Religion war Vielgötterei mit Bilderdienſt und Menſchenopfern. Ihr höchſter Landesgott wird von den Griechen Kronos, von den Hebräern Baal oder Bel genannt, auch Adonis (Herr), deſſen Dienſt auch nach Griechenland und Aegypten (Oſiris) überging; ihre höchſte weibliche Gottheit Baaltis (Iſis) oder Aſtarte, Aſtaroth, nach den Griechen auch der Name der Aphrodite. In Tyrus wurde auch Melkarth (Herkules) als Localgottheit verehrt, und ſein Dienſt von da nach allen Orten hin verbreitet. Außerdem verehrten ſie die Kabiren, und hatten ihre eigenthümlichen Myſterien. Der Charakter dieſes Handelsvolks war übrigens im Alterthume nicht im beſten Rufe.

Phorcus, oder Phorcys, Sohn des Pontus und der Gäa, Vater wunderbarer Meergeſtalten, z. B. der Gräen, Gorgonen und des heſperiſchen Drachen, welche Ungeheuer er mit ſeiner Schweſter Ceto zeugte, nach Einigen auch der Scylla und der Thooſa.

Phorometrie, die Wiſſenſchaft, welche das Maß der Bewegungen beſtimmen lehrt, ein Theil der höhern Mechanik.

Phosphor (Lichtträger). Man bezeichnet mit dieſem Namen Körper, welche im Dunkeln ein ſanftes, weißes oder farbiges Licht entwickeln, ohne dadurch eine Temperaturerhöhung zu erregen oder in Flamme auszubrechen. Nur der durch Leuchten Phosphorſäure bildende Phosphor, der ſich ſchon bei mittlerer Temperatur entflammt, macht hievon eine Ausnahme. Die hieher gehörigen Körper laſſen ſich unter folgende Claſſen bringen: 1) Körper, welche in Folge einer Oxydation Phosphore wurden. Dieſe Gattung macht eigentlich nur der Phosphor aus, welcher ſich als Phosphorſäure im ganzen Thier- und Pflanzenreiche und in einigen Mineralien findet, ſeit 1669 durch Brandt bekannt iſt, und bei niedriger Temperatur leuchtet und ſich dabei in phosphorige Säure verwandelt. Da ſich derſelbe aber durch Reibung und ſelbſt in mittlerer Temperatur ent-

ſtammt, ſo könnten hieher mit gleichem Rechte alle Verbrennungsacte, beſonders die dem Stahle entlockten Funken, der Pyrophor, die Selbſtentzündungen, die Oxydation des Schwefels, das ſiedende Oel und einige Dämpfe u. ſ. w. gerechnet werden. Wahrſcheinlich gehört hieher das Leuchten faulender organiſcher Körper, z. B. der Meerfiſche, der Auſtern, des Kalbfleiſches, wobei ſich Phosphor und Schwefel entwickeln, welche verbrennen. Auf dieſe Weiſe entſtehen wahrſcheinlich die Irrwiſche. Vielleicht gehört auch das faulende Holz zum Theil hieher. 2) Körper, welche ſowohl das Sonnenlicht, als auch das terreſtriſche Feuer einſaugen und es im Dunkeln ſichtbar wieder ausſtrömen. Hieher gehören verſchiedne Erd- und Steinarten und einige organiſche Körper, als das friſche Tannenholz, auch einige thieriſche Stoffe. 3) Körper, welche in Folge einer electriſchen Entladung oder aus nicht hinlänglich bekannten Urſachen Licht entwickeln. Hieher gehören die zahlreichen phosphoreſcirenden Inſecten, das Johanniswürmchen, der Feuerwurm, der Laternenträger u. ſ. w.; ferner die Augen der zum Katzengeſchlecht gehörigen Thiere, das Fell derſelben, wenn es geſtrichen wird, u. ſ. w. Vielleicht gehört auch die Phosphorescenz einiger Blumen hieher.

Phosphorus, ſ. Lucifer.

Photius, Patriarch von Conſtantinopel im neunten Jahrhundert und Urheber des Schisma's zwiſchen der griechiſchen und römiſchen Kirche. Er verband mit einer vornehmen Geburt und großem Reichthum den Ruf des gelehrteſten und gebildetſten Mannes ſeiner Zeit, und ſtieg daher ſchnell zu den höchſten Würden. Als er Hauptmann der Garden war, wurde er an den Califen von Bagdad geſchickt; die Muße, welche dieſe Sendung ihm verſchaffte, benutzte er, ein bleibendes Denkmal ſeiner umfaſſenden Gelehrſamkeit zu Stande zu bringen. Nachher wurde er unter Kaiſer Michael III. Staatsſecretair. Als ſolcher trat er in vertraute Freundſchaft mit dem Cäſar Bardas, Michaels Oheim, welcher, nachdem er die Verbannung des Patriarchen Ignatius bewirkt hatte, den Kaiſer bewog, Photius, der noch ein Laie war, zu dieſer Würde zu erheben. In dem Zeitraume von ſechs Tagen ging er durch die ganze für prieſterliche Orden erfoderliche Stufenfolge hindurch und am Tage der Salbung (858) wurde er vom Biſchof Gregor von Syracus, den der römiſche Biſchof kürzlich entſetzt hatte, zum Patriarchen geweiht. Um eine vollkommne Beſtätigung ſeiner Würde zu erlangen, ſchickte Photius Geſandte an den Papſt Nicolaus I., und ließ ihn erſuchen, durch ſeine Legaten zur Wiederherſtellung der Einigkeit in der Kirche mitzuwirken. Dem gemäß wohnten zwei päpſtliche Legaten der 861 zu Conſtantinopel gehaltenen Kirchenverſammlung bei, in welcher die Abſetzung des Ignatius beſtätigt wurde. Auf die Vorſtellungen von Ignatius Freunden aber verwarf der Papſt, dem das durch dieſe Appellationen an den römiſchen Sitz zugeſtandene Uebergewicht ſchmeichelte, die Beſchlüſſe ſeiner Legaten, und ſprach in einem 862 zu Rom gehaltenen Concilium die Abſetzung des Photius zugleich mit der Wiedereinſetzung des Ignatius aus. Um ſich zu rächen, hielt dieſer eine Kirchenverſammlung zu Conſtantinopel, welche den Papſt abſetzte und excommunicirte, und zugleich die römiſche Kirche der Ketzerei heftig beſchuldigte. Als aber im J. 867 der Kaiſer Michael von Baſilius ermordet worden, und dieſer den Thron beſtiegen hatte, wurde Ignatius wieder eingeſetzt, und Photius in ein Kloſter verwieſen. Im J. 869 beſtätigte ein Concilium dieſe Verfügung und

ſprach die Abſetzung und das Anathema gegen Photius aus. Als aber bei den folgenden Streitigkeiten wegen der Gerichtsbarkeit über die neu bekehrten Bulgaren Ignatius, der die Rechte ſeines Sitzes aufrecht erhielt, mit dem römiſchen Hofe zerfiel, kehrte Photius, dieſen Umſtand benutzend, nach Conſtantinopel zurück, wußte ſich in die Gunſt des Kaiſers zu ſetzen, und nahm, durch den Tod des Ignatius begünſtigt, im J. 878 ſeine Würde mit kraftvoller Hand zurück. Papſt Johannes VIII. gab ſeine Genehmigung, und ein im J. 879 im Beiſeyn päpſtlicher Legaten gehaltenes Concilium beſtätigte dieſe Ernennung. Der Papſt hatte gehofft, Bulgarien werde jetzt ohne Widerſpruch dem römiſchen Sitz überlaſſen werden; da er ſich hierin getäuſcht ſah, widerrief er die Handlungen ſeiner Legaten und beſtätigte den früher gegen Photius ausgeſprochenen Bann. Ein Gleiches that Johannes Nachfolger, und als Baſil's Sohn Leo im J. 886 den Thron beſtiegen hatte, wurde Photius abgeſetzt und nach Armenien in ein Kloſter verbannt, wo er im J. 891 ſtarb. Hätten ſich jetzt die Päpſte mit mehr Mäßigung benommen, ſo würde die Streitigkeit beider Kirchen durch Photius Tod beendigt geweſen ſeyn. Da ſie aber darauf beſtanden, die von jenem ordinirten Prieſter und Biſchöfe nicht anzuerkennen, ſo ſtieg die Erbitterung immer höher und die einmal begonnene Spaltung wurde bleibend. Wenn auch Photius in ſeinem öffentlichen Betragen Tadel verdient, ſo hat ihm doch die Gelehrſamkeit viel zu verdanken. Sein Werk, Myriobiblon (Rothomagi, 1643, Fol.), das er während ſeiner Geſandtſchaft nach Bagdad, wahrſcheinlich zum Theil aus dem Gedächtniſſe, verfaßte, verbreitet ſich über 280 Schriftſteller im Fache der Geſchichte, Rhetorik, Grammatik, Philoſophie, Theologie u. ſ. w., von denen uns viele außerdem ganz verloren ſeyn würden. Die Behandlung iſt ohne Ordnung und ſehr ungleich. Einige ſind regelmäßig abgekürzt, andere bloß ausgeſchrieben. Sein Nomocanon, eine Sammlung von Canons, canoniſchen Briefen und kaiſerlichen Geſetzen über kirchliche Gegenſtände, iſt von großer Wichtigkeit. Auch ſein Lexicon iſt ſchätzbar (zuerſt herausgegeben von Hermann, Leipz. 1808). Außerdem beſitzen wir von ihm Briefe, zwei Homilien und verſchiedene andere zum Theil noch ungedruckte Werke.

Photometer, Lichtmeſſer, ein Werkzeug, die Stärke des Lichts leuchtender Körper zu beſtimmen. Schon Huygens verſuchte ein ſolches, aber weder er noch Bouguer kamen damit zu Stande. Erſt dem Grafen Rumford iſt es gelungen, einen Apparat dieſer Art zu erfinden, der genaue und richtige Beſtimmungen liefert. Dadurch iſt eine eigene Wiſſenſchaft begründet, die Photometrie, welche einen Zweig der optiſchen Wiſſenſchaften ausmacht. Sie lehrt die Stärke und die Wirkungen des Lichts durch Vergleichung beſtimmen und meſſen.

Phraſeologie, derjenige Theil der Sprachlehre, welcher von den Redensarten (Phraſen) einer Sprache handelt. Wie eine jede Sprache einen eigenthümlichen Geiſt, eine eigenthümliche Wortfügung u. ſ. w., ſo hat ſie auch Redensarten, d. h. Arten des Ausdrucks, die ihr allein angehören und aus einer allgemeinen Kenntniß der Sprache nicht erkannt werden. Dieſe lehrt die Phraſeologie kennen. Wir finden ſie theils mit unſern gewöhnlichen Wörterbüchern verbunden, theils in beſondern phraſeologiſchen Wörterbüchern enthalten.

Phrixus, ſ. Argonauten, Athamas und Helle.

Phrygien. Den Nahmen **Phrygier** ſcheinen die älteſten Bewohner Klein-Aſiens geführt zu haben; denn nicht bloß die Trojaner, ſondern auch die Myſier und Lydier werden Phrygier genannt. Das Gebiet von Troas hieß ſpäterhin Kleinphrygien. Im perſiſchen Zeitalter war Phrygien, als die mittelſte, von allen übrigen Provinzen Klein-Aſiens umgrenzt und auch jetzt noch die größte unter ihnen. Später war Phrygien eingetheilt in Groß-Phrygien, Klein-Phrygien und Phrygia epiktetos (das hinzuerworbene), der nordweſtliche Theil des eigentlichen Phrygiens um den Hermus und Doryläum am Bathys. Die vorzüglichſten Städte Phrygiens waren Aramea, Laodicea und Coloſſa. Die Bewohner des von Natur fruchtbaren und reichen Landes wurden früh cultivirt; Ackerbau und Viehzucht blühten bei ihnen. Die Geſchichte Phrygiens iſt ganz mythiſch; unter dem Namen **Midas** und **Gordius** werden mehrere Könige genannt, unter denen der mit Eſelsohren begabte Midas der bekannteſte iſt. Mit Adraſtus ſtarb um das J. 560 vor Chr. Geb. die königliche Familie aus, und Phrygien wurde eine Provinz des lydiſchen Reichs: mit dieſem kam es an Perſien, machte hier eine eigene Satrapie aus und kam zuletzt mit Lydien unter die römiſche Herrſchaft. — In der Muſik der Alten war die **phrygiſche Tonart** eine Tonart von heftigem kriegeriſchen Charakter. Jetzt verſteht man darunter mehr eine weiche, klagende Tonart. (Vergl. **Ton, Tonart**).

Phryne, eine der berühmteſten Hetären Griechenlands, aus Theſpiä in Böotien gebürtig. Arm kam ſie nach Athen, wo ſie anfangs mit Kapern handelte, dann aber, als ihre Reize ſich entfalteten, dieſelben zu einem bequemern und einträglichern Erwerbe benutzte. Sie ward die Freundin eines Praxiteles und Hyperides, von denen jener ihre Schönheit durch ſeine Kunſt verewigte (ſ. **Praxiteles**), dieſer durch die Enthüllung ihrer Reize den grauen Richtern der Heliläa, vor denen der verſchmähte Euthias ſie des Atheismus angeklagt hatte, ein günſtiges Urtheil abgewann. Dieſe Begebenheit war entſcheidend für ihren Ruhm; ſie verhüllte ihre Schönheit und verlieh ihre Gunſtbezeigungen fortan nur um einen hohen Preis, und wenn ſie einſt zu Eleuſis vor den Augen des ganzen Volks entkleidet in das Meer ſtieg, ſo geſchah dies vielleicht nur, um den Eindruck ihrer Reize zu erneuern. (Vergl. **Anadyomene**). Als ein Wunder wird angeführt, daß Xenokrates ihr widerſtanden. Phryne hatte gewettet, dieſen wegen ſeiner Enthaltſamkeit und Strenge berühmten Philoſophen zu beſiegen; aber alle ihre Bemühungen blieben fruchtlos, und ſie kehrte mit der Aeußerung von ihm zurück, ſie komme nicht von einem Manne, ſondern von einer Bildſäule. Selbſt im Alter fehlte es ihr nicht an Anbetern, da man eine Ehre darein ſetzte, ſich ihrer Gunſt rühmen zu können.

Phthiotis, ſ. **Theſſalien**.

Phthiſis, ſ. **Schwindſucht**.

Phyſik, ſ. **Naturlehre**.

Phyſikotheologie wurde ſonſt durch **natürliche Theologie** überſetzt, und der **geoffenbarten** gegenübergeſtellt. Nun iſt zwar die Theologie an ſich weder eine **natürliche**, von der Natur ſelbſt angeborne, noch eine **geoffenbarte**, oder auf übernatürliche Weiſe im Menſchen gewirkte, ſondern durch Glauben, Forſchen, Studium, Fleiß und Eifer zu erwerben. Es beziehen ſich aber jene Ausdrücke mehr auf den Inhalt der Theologie ſelbſt und auf die

Grundſätze, nach welchen man denſelben ableiten und behandeln zu müſſe* glaubt, und grunden ſich auf die Ausdrücke: natürliche und geoffenbarte Religion. Wie nun der Menſch, in dem nur menſchliches, geiſtiges Leben entwickelt iſt, durch ſein innerſtes Bewußtſeyn, durch ſein Gefühl und ſeine Vernunft auch zum Bewußtſeyn Gottes, zu religiöſen Empfindungen und zur Erkenntniß ewiger Wahrheiten unleugbar gelangen kann; wie es in dieſer Hinſicht allerdings eine Religion gibt, die man eine natürliche nennen mag, weil ſie in den natürlichen Anlagen und Vermögen des Menſchen ſich entwickelt, ohne eine übernatürliche Unterſtützung zu erhalten: ſo kann es auch eine Theologie geben, welche natürliche oder Phyſikotheologie genannt wird, in wiefern ſie weſentlich die Erforſchung, Begründung, Entwickelung und übereinſtimmende Anordnung jener religiöſen Wahrheiten beabſichtigt. So haben auch wohl fromme und gelehrte Chriſten ſie gedacht und behandelt, ohne dabei den Glauben an die Nothwendigkeit und Wirklichkeit der Offenbarung aufzugeben, und die Phyſikotheologie als Gegenſatz der geoffenbarten Theologie aufſtellen zu wollen. Denn es war demüthigen und beſcheidenen Forſchern einleuchtend genug, wie der Menſch bei den herrlichſten, von Gott ihm verliehenen Kräften und der Fähigkeit, die erhabenſten Anſchauungen von Gott, als dem Urquell und Erhalter aller Dinge, zu erlangen, doch aus eigener Kraft nie zu einer Religion gelangen konnte, die alle Anſprüche ſeines Geiſtes und Herzens vollkommen befriedigte, und unter allen Lebensverhältniſſen mit einem Troſt und Muth, einer Zuverſicht und Freudigkeit, wie keine der mannichfachen Philoſophien je gewährt hat, erfüllte. Das Bedürfniß einer außerordentlichen Erleuchtung und Leitung der Menſchheit, das Bedürfniß einer Offenbarung und die geſchichtlich und im Glauben gegründete Gewißheit derſelben, konnte demnach durch eine echte Phyſikotheologie keineswegs wankend gemacht oder umgeſtoßen werden, und dieſe demnach auch nicht über die Theologie des Chriſtenthums ſich erheben wollen, ſo wenig als die eine mit der andern je wahrhaft in Widerſtreit kommen kann, außer wenn man einem Widerſtreite des Menſchlichen gegen das Göttliche Raum gibt. Doch hat in jenen Zeiten, da ein ſogenannter Naturalismus ſich übermüthig der Offenbarung des Chriſtenthums gegenüberſtellte, und dem Indifferentismus den Weg bahnte, die Phyſikotheologie ſich ſelbſt als einen Gegenſatz gegen die chriſtliche Theologie geltend machen wollen, und ſo eine böſe Nebenbedeutung gewonnen. Es wird dann jene Theologie damit bezeichnet, die, ohne jene unverkennbare, ſeit Jahrhunderten fortdauernde, Einwirkung der Offenbarung auf alle menſchliche Erkenntniß und unſere früheſte Bildung zu berückſichtigen, ſich aller Offenbarung überhebt, und mit der Ueberzeugung, der Menſch könne und müſſe Alles, was von Gott und göttlichen Dingen zu erkennen nothwendig und nützlich iſt, auch ohne das göttliche Licht aus eigener Kraft und Vernunft ſich aneignen, alle Lehren und Erkenntniſſe derſelben für Früchte der eigenen Kraft und Vernunft ausgibt; dahingegen jedes Geheimniß, was die Offenbarung zwar als ſicher und beglaubigt, aber keineswegs mit menſchlicher Kurzſichtigkeit völlig zu durchſchauende Wahrheit enthüllt, völlig verwirft. Gleichwohl bleibt dieſer natürlichen Theologie die Natur ſelber ein großes Geheimniß, während ſie das Werden und Erhalten derſelben vollkommen erklären zu können glaubt, und der Menſch ſelber, das Verhältniß ſeines eigenen geiſtigen und körperlichen Lebens zu einander, bleibt ihr in

vielem ein Räthſel, während ſie die genügendſten Aufſchlüſſe über Gott und göttliche Dinge, und des Menſchen höchſte Bedürfniſſe, mittheilen zu können ſich eitel überredet. — In einem beſchränktern und gewöhnlichern Sinne bezeichnet Phyſikotheologie diejenige Religionswiſſenſchaft, welche von der Welt zur höchſten Intelligenz, als dem Princip aller natürlichen Ordnung und Vollkommenheit, aufſteigen will, oder den Verſuch der Vernunft, aus den Zwecken und der weiſen Einrichtung der Natur auf die oberſte Urſache der Natur und ihre Eigenſchaften, von der Schöpfung auf den Schöpfer zu ſchließen. Daher der phyſikotheologiſche Beweis derjenige, der hieraus geführt wird.

Phyſiognomie, Phyſiognomik. Phyſiognomie nennt man das Anſehn eines Menſchen, oder ſein ganzes Aeußere (beſonders das Geſicht), in ſofern es eine natürliche und bleibende Beſchaffenheit (φυσις) des Geiſtes ausdrückt, und Phyſiognomik die Kunſt, in dem Anſehn des Menſchen, beſonders aus dem Geſicht und aus gewiſſen gleichförmigen Aeußerungen deſſelben eine habituelle Geiſtesbeſchaffenheit zu erkennen. Daß das Innere ſich in dem Aeußeren nach Naturgeſetzen, unter welchen beide mit einander verbunden ſind, ausdrücke, iſt kein Zweifel. In dem ganzen Reiche der Natur, das unſern Blicken eröffnet iſt, findet Wechſelwirkung zwiſchen dem Innern und Aeußern, zwiſchen Geiſt und Materie Statt, und das Band zwiſchen beiden iſt die Form (Bildung). Die vollkommenſte Wechſelwirkung aber zeigt ſich in den höchſten Erſcheinungen der Natur, d. i. im Thierreiche. Die Formen des Thierreichs tragen verſchiedene dem lebendigen Naturforſcher verſtändliche Charaktere. Die Kopfbildung des Wolfes, des Fuchſes oder des Löwen z. B. drückt jede einen eigenthümlichen Charakter aus; dem Wolfe legt man räuberiſche Tücke, dem Fuchſe Liſt und Verſchlagenheit, dem Löwen Stärke und Großmuth bei, ja man ſtellt dieſe Thiere ſogar als Symbole der angezeigten Eigenſchaften auf, und dieſe Thierſymbolik iſt nicht willkürlich, ſondern reicht bis in die älteſten Zeiten, und iſt überall verbreitet, wie der Glaube an die urſprüngliche Einheit des Geiſtigen und Natürlichen. Da nun insbeſondere das Geſicht, als der vordere Theil des Kopfes, an welchem die edelſten Organe der Weltauffaſſung und Natureinwirkung ſich vereinigen, dieſen Ausdruck zeigt, ſo legt man auch den Thieren eine Phyſiognomie im weiteren Sinne, als einen Ausdruck des Geſammtcharakters einer Thierclaſſe, bei. Hierauf beruhten ſchon Bapt. della Porta's Unterſuchungen über die menſchliche Phyſiognomie (ſtarb 1615), welcher Thierköpfe, mit gewiſſen Menſchengeſichtern verglichen, darſtellen ließ. Am ausdrucksvollſten und ausdrucksfähigſten aber iſt das menſchliche Geſicht, weßhalb man es allein ein Antlitz, einen Spiegel der Seele nennt. Ausdrucksvoll, da der Geiſt mit Freiheit und Bewußtſeyn ausgerüſtet, ſich in mannichfaltige Charaktere geſtaltet, und in ſeiner erkennbaren, allſeitigen Beziehung auf die Welt mittelſt des Körpers einen Reichthum bedeutungsvoller Zuſtände und Aeußerungen offenbaren muß; ausdrucksfähig, weil die Haut des Geſichts frei von allen Bedeckungen, welche wir bei den Thieren finden, ferner ſehr zart und beweglich, das Innere auch mannichfaltig auszuprägen vermag. In dem Begriffe der Phyſiognomie liegt aber zugleich, daß das Aeußere eine natürliche und bleibende Beſchaffenheit des Geiſtes ausdrücke, d. h. eine ſolche, welche entweder auf der körperlich bedingten Anlage beruht, oder zwar auch von Freiheit abhängig,

aber durch Gewohnheit unwillkürlich und feſt, oder wie man ſich ausdrückt, zur andern Natur geworden iſt. Denn durch Uebung des Denk-, Gefühls- und Begehrungsvermögens entſteht eine beſtimmte Denk-, Gefühls- und Begehrungsweiſe. Wie der Körper die Geiſteswirkſamkeit bedinge, und wie dieſe Denk- und Sinnesweiſen auf das Aeußere einwirken, iſt eben ſo unerklärlich, als die Wechſelwirkung der Seele und des Körpers überhaupt; daß letztere aber, Einſchränkungen und Ausnahmen abgerechnet, welche in der Natur überall vorkommen, ſich einprägen und ihren beſtimmten Ausdruck haben, iſt nicht zu bezweifeln, und man kann ſich wohl im einzelnen Falle irren, wenn man Jemanden ein kluges oder dummes Geſicht beilegt, nicht aber darin, daß es kluge und dumme Geſichter gibt, daß die Herzensgüte und die Schlechtigkeit ihren eigenen ſtehenden Ausdruck haben u. ſ. w. Darauf beruht die Nothwendigkeit und Sicherheit der plaſtiſchen und mimiſchen Kunſt, ſo wie der allgemeinen Beurtheilung von Seiten der Beſchauer bei Unterſcheidung von Würde und Gemeinheit u. ſ. w. Ferner ſchließt der Begriff der Phyſiognomie die zufälligen oder ganz phyſiſchen Veränderungen und Bewegungen aus, und fodert bloß bleibende Beſchaffenheiten, oder gleichförmig wiederkehrende Veränderungen und Wirkungen des Körpers, welche jenen natürlichen und bleibenden Beſchaffenheiten der Seele ſo entſprechen, daß ſie als deren Zeichen angeſehen werden können. Hieher rechnet Kant in ſeiner Anthropologie in Hinſicht des Geſichts mit Recht: 1) die Geſichtsbildung, in deren Profil hauptſächlich das Charakteriſtiſche ſich zeigt. Die Geſichtsbildung ſcheint aber mehr die durch körperliche Anlage bedingte Geiſtesart zu bezeichnen. Der Menſch kann dieſer Anlage zwar entwachſen, aber ihrem Einfluſſe nie ganz entgehen. Dies bezeugen Blumenbachs Unterſuchungen über die Phyſiognomien der verſchiedenen Völker der Erde. Auch können namentlich in Beziehung auf die Stirn, welche mit der Gehirnbildung in Verbindung ſteht und das „Menſchlichſte am menſchlichen Haupte iſt,“ viele Beobachtungen Galls hieher bezogen werden, ſo wie die Bemerkungen der Kunſtkenner über die Werke der Bildhauerkunſt und Malerei, z. B. Böttigers über den Jupiter des Phidias; 2) die Geſichtszüge; 3) Mienen oder in Bewegung geſetzte Geſichtszüge, in ſofern ſie habituelle (gleichförmig wiederkehrende) Geſichtsgeberdungen ſind. Uebrigens ſind auch andere Aeußerungen des Menſchen charakteriſtiſch, jedoch in verſchiedenen Graden, z. B. der Gang, die Stimme und Sprache, welche mehr als Alles den Geiſt verſtehen läßt, (Phinognomik) — Schrift u. ſ. w. — Auf dieſe charakteriſtiſchen Aeußerungen gründet ſich nun die Phyſiognomik, von welcher Kant und Mehrere behaupten, daß ſie nicht zur Wiſſenſchaft werden könne, „weil die Eigenthümer einer menſchlichen Geſtalt, die auf gewiſſe Neigungen oder Vermögen des angeſchaueten Subjekts hindeutet, nicht durch Beſchreibung nach Begriffen, ſondern durch Abbildung und Darſtellung in der Anſchauung oder ihrer Nachahmung verſtanden werden kann; wo die Menſchengeſtalt im Allgemeinen, nach ihren Varietäten, deren jede auf eine beſondere, innere Eigenſchaft des Menſchen im Innern hindeuten ſoll, der Beurtheilung ausgeſetzt wird.“ Indeſſen kann man doch den Inbegriff der (jetzt noch zerſtreuten) Regeln ſo nennen, nach welchen man die Geiſtesart der Menſchen oder gewiſſe Claſſen der Geiſtesbeſchaffenheit in äußerlichen Zeichen erkennen kann, wobei freilich ſichtbare Abbildungen un-

terſtützen müſſen. Die Anwendung dieſer Geſetze aber wird durch die mannichfaltigen Ausnahmen ſehr beſchränkt, und kann bei voreiligen Schlüſſen leicht gehäſſig werden. Letzteres iſt der Grund, warum die Phyſiognomik Lavaters ſo bald vergeſſen worden iſt, obgleich ſie einen Schatz von Erfahrungen und herrlichen Beiträgen zu einer Theorie der Phyſiognomik enthält. Verſtellung der Menſchen, Krankheiten und andere Umſtände verändern die äußere Geſtalt, und laſſen die verſchiedenen Erfahrungen oft vermiſchen. Darum aber müſſen auch dieſe Einſchränkungen in einer ſolchen Theorie aufgeführt, und in ihr die Frage beantwortet werden, welche Geiſtesbeſchaffenheit am leichteſten ſich im Aeußern offenbart und erkennen laſſe. Dies ſind nämlich Eigenſchaften des Temperaments und die Gefühlsweiſe eines Menſchen; weniger leicht kann auf Geſinnung und intellectuelle Beſchaffenheit geſchloſſen werden. Sehr ſcharfſinnige Grundzüge einer Theorie der Phyſiognomik hat neuerlich Joh. Jac. Wagner in ſeinem Buche über die Natur der Dinge, Leipzig 1803 (von S. 551 an) aufgeſtellt.

Phyſiokratiſches Syſtem, Phyſiokraten, Oekonomiſtiſches Syſtem, Oekonomiſten. Dieſes berühmte ſtaatswirthſchaftliche Syſtem, welches eine Reihe von Jahren hindurch die Blicke von ganz Europa auf ſich gezogen, ward zuerſt in Frankreich von einem geiſtreichen, ſpekulativen Kopfe, Franz Quesnoy, Leibarzt Ludwigs XV., auf die Bahn gebracht. Dieſer hatte auf den Reiſen, welche er mit dem Könige im Lande machte, Gelegenheit, von dem großen Verfall ſich zu überzeugen, worin ſich in Frankreich damals der Landbau befand und entdeckte einen Hauptgrund dieſes Verfalls in der Befolgung der unter Colbert's Miniſterium eingeführten Grundſätze des Merkantil-Syſtems (ſ. d. Art.), welches den ſtädtiſchen Gewerbfleiß vorzugsweiſe begünſtigte auf Koſten des ländlichen. Kaum hatte Quesnoy ſeine neuen Anſichten dem Publikum vorgelegt (Tableau économique avec son explication 1758; erläutert unter dem Titel: La Physiocratie ou Constitution naturelle du Gouvernement le plus avantageux au genre humain, Paris 1767; verbeſſert Yverdun 1763, 6 Bände): ſo bemühten ſich mehrere ſcharfſinnige Schriftſteller gleichſam um die Wette, die vom Erfinder bloß hingeworfenen Ideen zu entwickeln und ausführlicher darzuſtellen. Es bildete ſich eine eigene Schule von ſtaatswirthſchaftlichen Philoſophen unter dem Namen der Phyſiokraten oder Oekonomiſten. Unter den Franzoſen waren es vorzüglich du Pont, Baudeau, le Trosne, de la Riviere und der ältere Mirabeau, unter den Deutſchen Iſelin, Schlettwein, Springer, Mauvillon, Schmalz und Krug, welche zur Verbreitung dieſes Syſtems beitrugen. In der letzten Zeit der Regierung Ludwigs XV. war daſſelbe in Frankreich ganz ohne Einfluß, erſt unter Ludwig XVI. kamen verſchiedene ſeiner Anhänger, unter andern der Miniſter Turgot, in die Verwaltung. Nachher ſank das Anſehen dieſer Schule wieder, bis ſie zur Zeit der Revolution mehrere Jahre hindurch ein entſchiedenes Uebergewicht in der Nationalverſammlung behauptete. In Deutſchland iſt das phyſiokratiſche Syſtem praktiſch einzuführen zuerſt verſucht worden vom letztverſtorbenen Großherzoge von Baden, welcher ſelbſt manche Schriften darüber herausgegeben, aber ſein Verſuch mußte ſchon deßhalb mißlingen, weil er bloß mit einigen Dörfern angeſtellt wurde. Auch die Brüder Leopold II., Großherzog von Toscana, und Joſeph II., römiſcher

Kaiſer, waren dem Syſteme im Ganzen ergeben; nur die von demſelben empfohlene Freiheit des Verkehrs mit dem Auslande hat Joſeph ganz und Leopold theilweiſe beſchränkt. — Die Hauptgrundſätze dieſes Syſtems ſind folgende: 1) Die Erde iſt die einzige Quelle aller Werthſchaffung und alles Reichthums, nur die Arbeit, welche mittelſt Benutzung und Verſtärkung der im Pflanzen- und Thierreiche ſchöpferiſch wirkenden Naturkräfte verwandt wird, bringt etwas Neues hervor. 2) Alle Staatsbürger ſind daher in drei Claſſen zu vertheilen, nämlich in a. Landeigenthümer, b. productive Staatsbürger, ſolche, welche den Boden bauen und benutzen, alſo Pächter, Landwirthe ꝛc., c. unproductive oder ſterile Staatsbürger, alle Uebrige, alſo Gelehrte, Künſtler, Handwerker, Kaufleute ꝛc., weil ſie ſämmtlich mit Producten der Erde ernährt werden müſſen, ohne bei deren Hervorbringung unmittelbar mitgewirkt zu haben. 3) Da dem Syſteme zufolge aller Reichthum bloß aus dem Boden hervorgeht, ſo darf auch nur eine einzige Abgabe, nämlich vom Grund und Boden, Statt finden und dieſe Abgabe, welche in der Sprache der Schule Impôt unique heißt, muß nach Abzug der Schaffungskoſten auf den Reinertrag des Grundeigenthums gelegt werden. Die Unhaltbarkeit dieſes ſtaatswirthſchaftlichen Syſtems erhellt aus folgenden Sätzen. 1) Der Reichthum beſteht nicht in den rohen Producten allein, ſondern in allen Dingen, welche menſchliche Bedürfniſſe zu befriedigen vermögen und daher einen Werth haben. Die Erde iſt zwar die Mutter aller unſerer Sachbedürfniſſe, aber wir erhalten ihre Producte nur als Grundſtoff zur weitern Veredelung; wenige Erzeugniſſe des Bodens laſſen ſich ohne weitere Bereitung gebrauchen, und jede Arbeit, welche auf die Veredelung ſolcher Erzeugniſſe verwandt, ihre Brauchbarkeit vermehrt, iſt auf dieſelbe Weiſe productiv als die Arbeit, welche auf den Boden verwandt wird. 2) Die Natur iſt nicht bloß wirkſam bei der Erzielung von rohen Producten, ſondern auch dem Kaufmann und Fabrikanten leiſtet ſie Hülfe. Das Waſſer, welches die Mühle treibt, das Feuer in den Dampfmaſchinen und ſelbſt das Genie des Künſtlers, das Talent des Manufactur-Unternehmers, was iſt es anders als Natur, welche mit produciren hilft. So wie ſich der Grundeigenthümer ein Stück des Bodens zuzueignen und damit zu wuchern verſteht, indem er ſich etwas für die Benutzung der Production, welche ſein Grundſtück enthält, als Rente bezahlen läßt, ſo weiß auch der Manufacturiſt ſich eine Naturkraft zuzueignen und ihre Anwendung oft lange Zeit als Geheimniß zu verwahren, ſo daß er davon noch weit höhern Gewinn zu ziehen vermag als der Grundherr von ſeinem Acker. Daher iſt auch 3) der Schluß falſch, daß keine andere Abgabe als die von der Grundrente Statt finden dürfe. Sollte der ganze Steuerbeitrag von dem Grundertrage aufkommen, ſo würde zwar in einem ganz iſolirten, geſchloſſenen Handelsſtaat durch die Preiserhöhung der rohen Producte auch der übrige Theil der Nation ſeinen Steuerbeitrag dazu entrichten, aber der Landwirth und die Grundbeſitzer würden doch immer den Vorſchuß zu leiſten haben, was für ſie ausnehmend drückend wäre. In einem Staate aber, welcher aus ſeinem Verkehr mit den Nachbaren nicht herausgeriſſen werden kann, muß der gänzliche Verfall der Landwirthſchaft die Folge davon ſeyn, wenn ſämmtliche Staatsabgaben auf den Grundertrag gelegt werden, weil alsdann die übrigen Volksclaſſen ihren Bedarf an rohen Naturerzeugniſſen des hohen Preiſes wegen nicht im Inlande

kaufen, ſondern lieber vom Auslande beziehen werden. Eine, alle ſonſtige Abgaben ausſchließende, einzige Grundſteuer iſt durchaus chimäriſch, und ſelbſt der reichſte Segen der Natur würde die Nachtheile einer ſolchen Steueranlage nicht auszugleichen vermögen. (Vergl. Abgaben, Grundſteuer). Trotz dieſen weſentlichen Mängeln des phyſiokratiſchen Syſtems, welches der ältere Mirabeau nicht mit Unrecht einen prächtigen Palaſt ohne Treppe genannt hat, läßt ſich nicht leugnen, daß die Verbreitung deſſelben der Wiſſenſchaft der Nationalökonomie wahrhaft beförderlich geweſen, indem dadurch die Fehler des Merkantilſyſtems in ihr volles Licht geſtellt und die heilſamen Wirkungen deutlich gezeigt worden, welche überall aus der Freiheit der Gewerbe für den Nationalwohlſtand hervorgehen. K. M.

Phyſiologie, der Wortbedeutung nach die Lehre von der Natur; wir verſtehen darunter insbeſondere die Lehre von der körperlichen Natur des Menſchen, obgleich die Schuldefinitionen dieſes Worts nach dem jedesmaligen Standpunkte der Philoſophie und der mediciniſchen Wiſſenſchaft verſchieden waren. So erklärten z. B. Fernelius und Platner ſie für die Lehre von der Natur, oder den Inbegriff gewiſſer Kräfte und Urſachen, durch welche das Leben und ſeine Aeußerungen in dem Menſchen bewirkt werden; Haller für die belebte Anatomie; Mekel für die Lehre von den Verrichtungen des Menſchen und ſeiner Theile im geſunden Zuſtande; die naturphiloſophiſchen Aerzte für die Wiſſenſchaft von dem Offenbarwerden des Lebens an dem menſchlichen Organismus; und da der vollkommenſte Zuſtand des Lebens im Organismus zugleich den Begriff der Geſundheit in ſich ſchließt, ſo iſt auch in dieſer Erklärung der Zuſtand der Geſundheit eingeſchloſſen. Die Phyſiologie iſt der Grund aller wiſſenſchaftlichen Medicin, ihre Geſchichte iſt folglich eins mit der Geſchichte der Medicin. Die Kenntniſſe der erſten Zeit in der Phyſiologie waren nur mangelhafte Bruchſtücke, einzelne Materialien und Hypotheſen. Hippokrates ſelbſt hatte nur unvollkommene Kenntniſſe von der Organiſation des menſchlichen Körpers, und einſeitige Begriffe von dem Urſprunge des Lebens. Plato macht ſchon deßwegen Epoche, weil er umfaſſende Ideen von den Verhältniſſen des Univerſums, von dem Ausdrucke der geſammten Natur in dem Körper und Leben des Menſchen, von dem Urſprunge des Lebens aus der Gottheit, als dem ewigen Leben ſelbſt, in die Phyſiologie verwebte. Galen, ſchon mit mehreren Kenntniſſen in der Anatomie verſehen, ſetzte ein für damalige Zeit ſchon weitläuftiges Gebäude der Phyſiologie zuſammen. Von ihm rührt die Eintheilung der Functionen in Lebens-, thieriſche und natürliche Verrichtungen her, die ſich bis auf unſere Zeiten im Anſehn erhalten hat. Nach den Zeiten des Mittelalters bereitete die beſſere Bearbeitung der Anatomie (ſ. d. Art.) ein geläutertes Studium der Phyſiologie vor, doch blieb auch dieſe lange nur eine feinere Anatomie. Die Berichtigung der Theorie des Blutumlaufs von Harvey verbreitete zwar vieles Licht in den Verrichtungen des menſchlichen Organismus, allein ſie hatte auch zur Folge, daß die nachfolgenden Phyſiologen alle Thätigkeiten in demſelben, und das Leben ſelbſt nach Grundſätzen der Mechanik und Hydraulik aus dem Umlaufe des Blutes erklären und berechnen wollten. Nur Stahl lenkte die Aufmerkſamkeit wieder auf eine geiſtige Urſache des Lebens und ſeiner Aeußerungen, indem er die Seele als das Princip derſelben annahm; Haller aber gründete eine ganz neue

Epoche in der Phyſiologie, indem er die Theorie von der Reizbarkeit der thieriſchen Faſer aufſtellte, welche von Phyſiologen nach ihm unter verſchiedenen Modiſicationen zur Lehre von der Lebenskraft umgearbeitet wurde, und in welcher endlich ſelbſt Browns Lehre ihre Wurzel hatte, indem dieſer das Leben und ſeine Erſcheinungen aus der Reizbarkeit des geſammten Organismus (die er Erregbarkeit nannte) und den erregenden Einwirkungen der Außenwelt herleitete. Unterdeſſen hatten allmälig die Fortſchritte der neuern Chemie und die Philoſophie Kants eine andere Geſtaltung der Phyſiologie verbreitet; die erſteren, indem ſie die einfachen Stoffe des Organismus durch kunſtvolle Verſuche darſtellen und näher kennen lehrten, und folglich auch mehr Licht über den Einfluß der von außen in ihn aufgenommenen und auf ihn wirkenden Stoffe der Nahrungsmittel, der Atmoſphäre u. ſ. w. verbreiteten; die letztere, indem ſie durch gründliche Kritik deſſen, was die Vernunft zu leiſten oder nicht zu leiſten vermag, alle leeren und nicht zu erweiſenden Hypotheſen verbannte, eine beſſere Art der Naturforſchung überhaupt einführte, gewiſſe aus der Grundeinrichtung des Geiſtes entſpringende Maximen als die Richtſchnur für alle Unterſuchungen der Natur aufſtellte. Hieraus entſtanden richtigere Begriffe über Organiſation und Organismus. Schelling leitete von dem Leben ſelbſt, als dem Urquell alles Seyns, nicht nur die ganze Natur, ſondern den Geiſt, die Vernunft ſelbſt ab, und betrachtete ſomit Alles, was iſt, Geiſt, Menſch, Natur, Organiſation, das Univerſum ſelbſt, als die Offenbarung dieſes höchſten und ewigen Lebens in einer unermeßlichen Reihe von Modificationen. Wir verſuchen es, dem Leſer in möglichſter Kürze eine Anſicht des weſentlichen Inhalts der Phyſiologie von ihrem jetzigen Standpunkte aus zu geben. Wir finden durch die Reflexion, daß der Menſch in zwiefacher Rückſicht zu betrachten iſt: als Naturweſen, zur Erde gehörig, und als ein höheres, der Geiſterwelt angehöriges Weſen. Als Naturweſen gehört der Menſch der Erde an, unterliegt den allgemeinen Naturgeſetzen, die das große Weltall regieren, und ſich in allen Theilen deſſelben, ſo auch im Erdorganismus in unzähligen Abſtufungen wiederholen. Nach dieſen Naturgeſetzen ſehen wir alle organiſchen Weſen von ihres Gleichen entſtehen, alsdann ſich ſelbſt erhalten, wachſen, blühen, dann wieder zurückgehen, welken und abſterben. Der Menſch ſteht zwar als organiſches Weſen auf der höchſten Stufe, die Naturgeſetze aber regieren und beſtimmen unabänderlich ſeine irdiſche Exiſtenz; er entſteht, und wächſt, blüht, welkt und ſtirbt unwillkürlich ab. Die allgemeine Kraft, die nach unabänderlichen Geſetzen das Weltall, die Erde, die organiſchen Weſen der Erde hervorbringt, regiert und bewegt, iſt das urſprüngliche, ewige und unendliche Leben, das als Weltleben, Erdleben, als das Leben aller der Erde angehörigen organiſchen Weſen, in unzähligen Abſtufungen ſich darſtellt. Es iſt daſſelbe Leben, das auf der unterſten Stufe der Erdweſen ſich als Cryſtalliſirung im Wachsthume des Minerals und Metalls offenbart, das ſchon in höherer, aber noch ſtiller Thätigkeit im Wachsthume der Pflanzen ſeinen Kreis durchläuft; daſſelbe Leben, das auf noch höheren Stufen in der Thierwelt einen freieren und weiteren Kreis durchgeht, ſich in viel mannichfaltigeren Abſtufungen offenbart, das endlich im Menſchen ſich auf der höchſten Stufe in den mannichfaltigſten Modificationen darſtellt. Indem alſo das an ſich ewige und unendliche Leben in zeitliche und endliche Beſchränkungen von verſchiedenen Graden ſich darſtellt, erſcheint es als eben

ſo verſchiedene körperliche Formen in den Erdorganismen, durchläuft in denſelben einen gewiſſen Kreis, in welchem es ſeine an ſich ewige und unendlich freie Thätigkeit auf beſchränkte, d. h. zeitliche und endliche Weiſe offenbar werden läßt, und dadurch die verſchiedenen Perioden der organiſchen Weſen in Entſtehung, Wachsthum, Blüthe (als den Culminationspunkt der Lebensäußerung) entwickelt. Dieſe Offenbarung, Verkörperung der Ideen des Lebens, und die Entwickelung ihrer Perioden nennen wir Natur, und die ihnen einwohnende Lebensidee Naturkraft. Es iſt folglich dieſelbe Naturkraft, die ſich im großen Erdorganismus wie im kleinen äußert, nur auf verſchiedenen Graden der Stärke, je nachdem die Idee des Lebens auf einer niederern oder höheren Stufe ſich offenbart. Daher ſehen wir im Menſchenleben alle Erſcheinungen des geſammten Erdlebens wie im Spiegel wiederholt; wir finden die niedern Stufen des Lebens, die Cryſtalliſation des Mineralreichs, die Vegetation des Pflanzenreichs, die Animaliſation des Thierreichs in ſeinen verſchiedenen Stufen im menſchlichen Organismus wieder. Eben ſo finden wir die Erſcheinungen der Natur verähnlicht in demſelben wieder, z. B. die Bewegungen der Erde um ihre Sonne in den Perioden des Menſchenlebens; die tägliche Bewegung der Erde um ſich ſelbſt, die Wechſel ihres Lebens im Licht und in der Finſterniß, im Wachen und Schlaf; die Atmoſphäre mit ihrem ätheriſchen Princip in dem Bau der Lungen; den Erdelectricismus in der animaliſchen Electricitätsſpannung; den Charakter der Erdoberfläche und des Climas in dem phyſiſchen Charakter der Menſchen u. ſ. w. In ſofern nun die Idee des Lebens auf der Erde ſich auf der höchſten Stufe offenbaren ſollte, mußte auch der ihr ſich gleich bildende Organismus am zuſammengeſetzteſten erſcheinen, um einen organiſchen Körper darzuſtellen, der in ſeiner Formbildung und in Behauptung ſeiner Individualität die Stufenhöhe der Idee des Lebens, in dem Umlaufe von Entſtehung und Bildung, in den Entwickelungen des Wachsthumes und der Lebensperioden, die ſtets in ununterbrochener Thätigkeit begriffene Durchführung der Lebensidee, in der Fortpflanzung und Erhaltung des Menſchengeſchlechts ſelbſt die Ewigkeit und Unendlichkeit der Lebensidee, als Ausfluß des urſprünglichen, abſoluten und ewigen Lebens, offenbarte. Daher ſtellt der menſchliche Körper eine Form dar, welche der höheren Foderung der Vernunft, den Regeln der Schönheit, Symmetrie und Zweckmäßigkeit entſpricht; iſt mit einer Reihe von Organen verſehen, welche zur Ausbildung, zur Erhaltung ſeiner Individualität und ſeiner Gattung, — mit Organen, welche zur Bewegung, zum Wechſelverkehr mit der Außenwelt, — ferner mit Organen, welche zur Wahrnehmung der Gegenſtände außer ihm, ſo wie ſeines eigenen Körpers dienen. (S. d. Art. Organ). Wie nun der Menſch einer Seits der Erde als Naturweſen angehört, ſo iſt der menſchliche Geiſt durch Vernunft und Freiheit von der Naturwelt getrennt, und dieſer völlige Gegenſatz wird durch das Bewußtſeyn bewirkt, wodurch er die in ihm ſich ſpiegelnden Bilder der Außenwelt als außer ihm und ihm fremd erkennt und unterſcheidet. Jene Reihe von Organen, welche den menſchlichen Organismus in den Gegenſatz zur Außenwelt bringen, ſind daher auch zum Theil die Vermittelungsorgane zwiſchen Körper und Seele, und ihr Mittelpunkt, wo alle aus- und einwirkenden Strahlen zuſammentreffen, iſt als der Sitz der Seele, oder vielmehr als das Organ derſelben anzuſehen, von wo die freie und willkürliche Thätigkeit über den Orga-

nismus (in ſo weit er derſelben unterworfen iſt, und zum Wechſelverkehr mit der Außenwelt und andern menſchlichen Geiſtern gehört) ausgeht. Denn unbeſchadet der urſprünglichen Klarheit der Vernunft und Freiheit des Geiſtes iſt derſelbe doch durch ſeine innige Verbindung mit dem organiſchen Körper (gleichſam Verſenkung in denſelben) einer Beſchränkung während des irdiſchen Lebens unterworfen, ſo daß er die unwandelbaren Geſetze der Naturkraft nicht ändern kann, und die Willkür ſeiner Einwirkungen nicht bis auf diejenigen Organe erſtreckt, welche bloß dem Naturleben unterworfen, und zur Erhaltung des ganzen menſchlichen Organismus beſtimmt, mithin auch ununterbrochen, wie es die Lebensidee, oder die ihnen einwohnende Naturkraft erfodert, ohne Willkür der Seele thätig ſind. — Hiernach beſteht der menſchliche Organismus in einer Verbindung von Organen, die in einer ſich unaufhörlich umſchlingenden und wiederholenden Kette von Thätigkeiten einander unter- und nebengeordnet, einander erregend und wieder beſchränkend wirken, in denen man jedoch gewiſſe zuſammengehörige Reihen und Ordnungen bemerkt, die man Syſteme nennt. Dasjenige Syſtem, welches ausſchließlich zur Erhaltung des Organismus beſtimmt iſt, nennt man das Reproductionsſyſtem, zugleich die Wurzel und der Boden des ganzen, aus dem alle verſchiedenen Syſteme conſtruirt werden, in ſofern nämlich alle organiſche Maſſe hierhin gehört. Diejenige Reihe von Organen, welche gebildet ſind, um zur Bewegung im Raume, ſowohl im Organismus ſelbſt, als in Betreff der Außenwelt, nämlich der Ortsbewegung zu dienen, benennt man das Syſtem der Irritabilität; die Reihe von Organen, welche das eigentlich höhere animaliſche Leben ausdrücken und realiſiren, daher auch die Naturkraft auf ihrer höchſten Stufe enthalten, die Wahrnehmung der Außenwelt und die Wechſelwirkung mit ihr bewirken, iſt das Syſtem der Senſibilität, das ſich in zwei Regionen abſondert; die niedere, welche zur Mittheilung der höheren Naturkraft ſich in das Reproductionsſyſtem verſenkt, und deſſen Thätigkeit der Idee des Lebens angemeſſen beherrſcht, und die höhere, welche der Willkür des Geiſtes unterworfen iſt, und die Thätigkeiten deſſelben vermittelt. Die Verrichtung des reproductiven Syſtems iſt, den Organismus in ſeiner Form und Bildung zu erhalten, die Entwickelung deſſelben nach den Perioden ſeines Lebensalters zu bewirken. In der großen Natur drückt ſich das Leben in ſtetem Wechſel und in unaufhörlicher Veränderung der Maſſe aus, was nichts Anderes iſt, als ein ſtetes Vereinigen und Trennen, oder der kurze Lebenscirkel der verſchiedenen nichtorganiſchen Dinge, die alsdann wieder in den Stand der todten Maſſe zurückfallen. Hier wird dieſer ſtete Gegenſatz, dieſer ununterbrochene Wechſel von Verbindung und Auflöſung, von Erheben zum Leben und Zurückfallen zum Tode, durch das die Idee des Lebens auf höherer Stufe durch raſtloſe Thätigkeit offenbarende Oxygen, — die irdiſche Nachbildung des himmliſchen Aethers — vermittelt. Alles, was von der unterſten Stufe der todten Maſſe zur höheren Lebensform der erſten Naturkörper ſteigen und einen beſtimmten, aber nur kurzen Lebenscirkel durchlaufen ſoll, muß von Oxygen durchdrungen, und ſein voriges Seyn dadurch in ein andres verwandelt werden. So iſt auch im lebenden Organismus kein Stillſtand, ſondern eine ſtete raſtloſe Thätigkeit, beſtändiger Wechſel von Stoff. Das ganze Leben des Organismus beſteht aus unzähligen kleinen Lebenscirkeln der einfachen Stoffe, der zuſammengeſetzten erſten organiſchen

Formen, der einzelnen Organe und Syſteme in immer höheren Stufen, und daher in immer weitern Lebenscirkeln. Dieſer ſtete Wechſel des Stoffs im Organismus bedingt die Nothwendigkeit einer ſteten Aufnahme von neuem, dem organiſchen Leben zu übergebenden Stoff, und einer Ab- und Ausſcheidung des verbrauchten Stoffs, der ſeine kurze Lebensperiode im Organismus durchlaufen hat, und, als demſelben fremd, von ihm entfernt wird. Dieſe aufgenommenen Stoffe müſſen eine Reihe von Veränderungen durchgehen, bis ſie zu der Stufe des animaliſchen Lebens geſchickt ſind, um in das lebendige organiſche Verhältniß einzugehen. Zu dieſen Verrichtungen ſind eine Reihe von Organen beſtimmt, deren Form, innerer Bau und eigenthümliches Leben ihrem Zwecke entſprechen. Dies ſind die Organe der Ingeſtion und Digeſtion: Mund, Schlund, Magen und Darmcanal, die einſaugenden Adern vom Darmcanal aus, welche in ihrem Fortgange Drüſen, dann zuſammenlaufende Canäle bilden, die ſich endlich in einen einzigen ſammeln. (S. weiter hierüber die Art. Verdauung, Aſſimilation, Ernährung). Bis hierher wurde der aufgenommene Stoff immer geläuterter, dem organiſchen Leben immer verwandter, alle Qualitäten des Organismus, alle verſchiedenen des organiſchen Lebens fähigen Stoffe, aus denen der Organismus beſteht, aber in völliger Indifferenz (gleichſam ſchlafend, durch den höheren Gegenſatz noch nicht zum Leben geweckt) enthaltend. Jetzt wird dieſe Maſſe durch Verbindung mit dem ätheriſchen Leben zum höheren organiſchen Leben geweiht; ſie wird zum Blut. Dies geſchieht in den Lungen (ſ. d. Art.), von welchen das Blut in der linken Herzkammer ſich ſammelt. Jetzt iſt das Blut eine mit Leben begabte Flüſſigkeit, alle Qualitäten deſſelben treten aus einander, mit dem ätheriſchen Princip, als dem Ausdruck höheren Lebens, zu reger Thätigkeit beſtimmt, flieht es, vom Mittelpunkte ſich verbreitend, in den ganzen Organismus, in unzähligen Strömungen neubelebten Stoff allenthalben vertheilend. Dadurch wird das Arterienſyſtem in ſeinen Verzweigungen bis zum feinſten Aederchen gebildet. Jetzt iſt dieſer belebte Stoff im ganzen Organismus verbreitet, jedes einzelne Organ iſt davon durchdrungen, jedes theilt ihm nun den ſpecifiſchen Lebenscharakter mit, den es beſitzt, und ſo durchläuft nun jeder einzelne Stoff ſeinen Lebenscirkel. Ein Theil dieſes Blutes verwandelt ſich, mittelſt der innigen Verbindung mit dem ätheriſchen Oxygen, als gerinnbare Faſer in die erſte organiſche Form, das Zellgewebe (eine Art organiſcher Cryſtalliſation), ſetzt ſich an die Stelle des Gleichen an und verbindet ſich mit ihm zu dem nämlichen Organ, um entweder, wenn es noch in der Entwickelung und Ausbildung begriffen iſt, dieſe zu befördern, oder das Verbrauchte, Untaugliche zu erſetzen, wodurch denn die verſchiedenen Geſtalten und Zuſammenſetzungen der Beſtandtheile des Körpers gebildet und erhalten werden, die theils in der Zellform, in der Gefäßform, in der Bündelform und Hautform vorkommen, und verſchiedene eigenthümliche Gewebe oder organiſche Syſteme bilden, aus denen alle feſten Theile des menſchlichen Organismus beſtehen, als: das eigentliche Zell- oder Faſergewebe, die verſchiedenen Häute, Drüſen, Haare, Knochen, Knorpel, Muskeln, Gefäßmuskeln, Adern, das Haargefäßſyſtem, die Nerven mit dem Gehirn. Dieſe einzelnen Beſtandtheile bilden durch mannichfache Verbindungen die zuſammengeſetzten Organe, deren eigenthümlicher Bau der Ausdruck des ihnen einwohnenden eigenthümlichen Lebens iſt, und in deren Verbindung ihre

ſpecifike Thätigkeit oder Function gegründet iſt. Ein anderer Theil des Blutes iſt beſtimmt zur Verwandlung in beſondere Flüſſigkeiten; dies iſt die Function der Abſonderungen, denen gewiſſe Organe gewidmet ſind. Hieher gehört die Abſonderung der Speichelſäfte in den Speicheldrüſen, der Magenſäfte in den Magenhäuten, der Galle in der Leber, der Milch in den Brüſten, des Samens in den Hoden, des wäſſerigen Dunſtes in den feröſen Häuten, des Schleimes in den Schleimhäuten. Wenn die organiſchen Stoffe ihren engen Lebenscirkel durchlaufen haben, ſo erliſcht die Lebensidee in ihnen, ſie ſterben ab, und werden als fremdartige, todte Theile im lebenden Organismus nicht ferner geduldet, ſondern der organiſchen beſonderen Form beraubt, aufgelöſet, in Canäle aufgenommen und fortgeſchafft. Dies geſchieht durch die einſaugenden lymphatiſchen Adern, und durch die Nieren und Urinwege, die äußere Haut u. a. m. (S. dieſe Artikel). Das Syſtem der Irritabilität wird gebildet von der zu einer höhern organiſchen Lebensform gebildeten Faſer aus dem Blute, und beſteht aus der Muskelfaſer, welche das Vermögen beſitzt, durch Zuſammenziehung ſich zu verkürzen. Ganze Bündel dieſer Faſern bilden die Muskeln. Letztere ſind theils hohle Muskeln, zur Aufnahme und Fortbewegung von Flüſſigkeiten beſtimmt, wie das Herz und die Arterien (ſelbſt die Venen und Lymphadern ſind mit Muskelfaſern, obwohl in der unterſten Stufe der Irritabilität, verſehen), theils breite Muskeln, welche an das Knochenſyſtem ſich anſchließen, und zur willkürlichen Bewegung dienen. (S. Muskel). Das Syſtem der Senſibilität wird von der zur höchſten organiſchen Lebensform gebildeten Maſſe als Mark dargeſtellt, und bildet das geſammte Nervenſyſtem. (S. Nerven.) — Dieſe verſchiedenen Syſteme ſind ſowohl in Rückſicht ihrer realen Erſcheinungen, als in Rückſicht ihrer Thätigkeiten und Functionen in größern und kleinern Cirkeln auf mannichfaltige Weiſe mit einander verbunden, und finden ſich in jedem der einzelnen Theilganzen oder Organe wiederholt. So ſehen wir z. B. allenthalben die einfache organiſche Faſer als Zellgewebe, Haut u. ſ. w. Gefäße, die Blut zu- und abführen, Nerven, welche die höhere Lebensthätigkeit über die niedern Organe verbreiten, und ihre ſpecifike Function reguliren. Alle Verrichtungen der einzelnen Theile des geſammten Organismus werden durch die in dem Nervenſyſtem real dargeſtellte, gleichſam verkörperte Lebensidee, der Idee des menſchlichen Organismus gemäß, geleitet, und in Harmonie zu dem allgemeinen Zwecke deſſelben geſetzt, ſo daß keines mehr, länger, oder zu anderer Zeit, als dieſe Idee erfodert, thätig iſt. Dieſe Harmonie iſt alſo die ungeſtörte Durchführung der Lebensidee, und in ihr beſteht demnach auch der normale Zuſtand, welchen wir Geſundheit nennen. In die Reihe dieſer Harmonie der Functionen des Organismus gehören auch die Thätigkeiten der Seele, in ſo weit dieſe von dem Organismus beſtimmt werden, und in ſo weit ſie auf dieſen beſtimmend zurückwirken. Denn obgleich das Leben der Seele höher ſteht als das organiſche Leben, indem das letztere nach den unwandelbaren Geſetzen des Naturlebens ſeinen Cyclus durchläuft, das erſtere aber durch Vernunft und Freiheit ſich ſelbſt beſtimmt, ſo ſtehen doch auch beide durch die innige Verbindung in einer gegenſeitigen Wechſelwirkung mit einander. Der Organismus wirkt nämlich auf die Seele einmal durch das ihr zunächſt angehörige Cerebralſyſtem, indem durch die Sinnesanſchauungen die Seele den Stoff zu Vorſtellungen erhält, den ſie

durch ihre Thätigkeit weiter verarbeitet; dann aber iſt auch das dem organiſchen Leben zunächſt angehörige Nervenſyſtem der Reproduction, ungeachtet der in demſelben als Hemmungspunkte ſich darſtellenden Knoten (Ganglien, ſ. d. Art. Gangliensyſtem), doch nicht ſo gänzlich von dem höheren Cerebralſyſtem getrennt, daß nicht einige Verbindung zwiſchen beiden Statt finden ſollte. Denn eine dunkle Vorſtellung von den Vorgängen des organiſchen Lebens erhält die Seele durch dieſes Syſtem der Nerven in dem Gemeingefühl, und in ſofern dieſes auf den Willen erregend wirkt, um gewiſſe Bedürfniſſe des Organismus zu befriedigen, entſtehen die Triebe und Inſtincte. Endlich ſcheint eine fortwährende ſtille Einwirkung des organiſchen Lebens auf das höhere Nervenſyſtem, auf das Gehirn und das Organ der Seele Statt zu finden, welche theils durch die ſtete Erneuerung des organiſchen Stoffes des Cerebralſyſtems aus dem Blutſyſteme, theils auch durch die Nervenverbindung von beſonderen Organen vermittelt wird. Durch beide Umſtände ſcheint das Temperament und die Abwechſelung in der Stimmung des Gemüths begründet zu werden. Die Seele dagegen wirkt auf den Organismus ſchon durch viele willkürliche Handlungen, die auf das organiſche Leben Einfluß haben, durch Willkür in der Befriedigung der Triebe, ferner durch die mit der Thätigkeit der Seele nothwendig verbundene Erregung der Thätigkeit ihres Organs, welches, indem es unter den Geſetzen des organiſchen Lebens ſteht, auch eine Hinleitung der Naturkraft zu ſich, und Ableitung derſelben von andern Organen, zur Folge hat; endlich durch die directe Einwirkung beſtimmter Thätigkeiten und Erregungen der Seele auf beſtimmte Organe, nämlich der Phantaſie, der Leidenſchaften und der Affecten. (S. d. Art. Phyſiognomik, Pathognomik, Mimik u. ſ. w.) Alle dieſe hier nur berührten Gegenſtände werden in der Phyſiologie bis zum Einzelnen durchgeführt, durch Belege aus der höhern Phyſik, der Anatomie des Menſchen, und aus der vergleichenden Anatomie der Thiere näher erörtert, und durch Erfahrungen über krankhafte Abweichungen, wodurch manches im geſunden Zuſtande ſchlummernde Verhältniß erſt offenbar wird, z. B. die innigere Wechſelwirkung zwiſchen Organismus und der Außenwelt, zwiſchen Körper und Seele, noch deutlicher gemacht.
H.

Phytologie, die Pflanzenkunde, Botanik, ſ. Botanik und Pflanzen.

Piano heißt in der Muſik ſchwach, mit ſchwachem Tone. Ein noch höherer Grad der Schwäche des Tons wird durch Pianiſſimo bezeichnet. Demnach ſollte bei dem Vortrage der Tonſtücke, insbeſondere aber bei dem Vortrage der Ripienſtimmen, die Regel ohne Ausnahme befolgt werden, daß jeder Spieler und Sänger das Piano von dem gewöhnlichen Forte und Pianissimo gehörig unterſchiede. In Tonſtücken, in welchen keine Soloſtimme zu begleiten iſt, wie z. B. in der Symphonie, im Chore oder auch in den Ritornellen der Arien und Concerte pflegt man in gut eingeſpielten Orcheſtern dieſe Regel immer zu befolgen. Allein bei der Begleitung einer Soloſtimme, ſie beſtehe nun in einer Sing- oder Inſtrumentalſtimme, macht es die Schwäche derſelben nothwendig, von dieſer Regel abzuweichen und das Piano ſchwächer oder gar dem Pianiſſimo gleich vorzutragen, damit die Hauptſtimme durch die Begleitung nicht zu ſehr bedeckt werde. Seltener ſind die Fälle, wo das Piano ſtärker als gewöhnlich vorgetragen werden muß. Bei dem Wechſel des Pia-

und Forte iſt die größte Uebereinſtimmung aller Inſtrumentiſten erforderlich, wenn die Wirkung nicht verloren gehen ſoll.

Pianoforte, ſ. Fortepiano.

Piariſten, Väter der frommen Schulen (in Polen Piaren), heißen die Glieder eines geiſtlichen Ordens, der außer den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden noch ein viertes beobachtet, vermöge deſſen er ſich dem unentgeldlichen Unterrichte der Jugend in Volksſchulen und Gymnaſien widmet. Dieſer Orden wurde im Anfange des 17ten Jahrhunderts von **Joſeph Calaſanza**, einem ſpaniſchen Edelmanne, zu Rom geſtiftet, 1621 unter dem Titel des Ordens der **regulirten Kleriker und Armen der Mutter Gottes zu den frommen Schulen** (scholarum piarum, daher der Name Piariſten) vom Papſt beſtätiget, und 1690 für ſeine gemeinnützigen Bemühungen durch die wichtigſten Privilegien der Bettelorden belohnt. Die Piariſten ſind regulirte Weltgeiſtliche, wie die Jeſuiten, mit denen ſie nicht nur die Tracht, ſondern auch den Zweck zum Vortheil ihrer Kirche auf die Volkserziehung zu wirken, gemein haben und daher ſeit ihrer Entſtehung Nebenbuhler derſelben. Sie verbreiteten ſich bald in den Ländern der katholiſchen Chriſtenheit, beſonders in den öſterreichiſchen Staaten, und wurden bei einer der jeſuitiſchen ähnlichen Ordensverfaſſung zahlreich und kraftvoll, ohne ſich den Vorwurf der Herrſchſucht und Einmiſchung in politiſche Händel zuzuziehn, wie dieſe. Vielmehr verdanken ſie ihren unläugbaren Verdienſten um das Schulweſen die ungeſtörte Fortdauer und Blüthe ihres Ordens. Noch jetzt ſtehen die meiſten Gymnaſien und Trivialſchulen in Ungarn und Polen unter der Leitung der Piariſten; auch in Böhmen, Mähren, Schleſien und Oeſterreich haben ſie noch anſehnliche Collegien. Nur ihre Ordensverfaſſung iſt, ſo weit ſie in das öffentliche Schulweſen eingreift, nach den Zwecken des Staats modificirt worden.
E.

Piaſter, eigentlich eine ſpaniſche Silbermünze, welche acht Silberrealen (daher er auch Pezzo da otto, **Stück von achten** heißt) oder etwas mehr als einen deutſchen Conventionsthaler gilt. Zuerſt wurde ſie bloß in Spanien, jetzt aber auch in verſchiedenen andern Ländern Europa's geſchlagen. Auch gibt es türkiſche Piaſter.

Piazzi (Giuſeppe), einer der ausgezeichnetſten jetzt lebenden Aſtronomen, iſt im J. 1746 geboren. Er trat 1764 in den Theatiner-Orden, und wurde 1770 in Malta und 1781 in Palermo Profeſſor der Aſtronomie. Im J. 1787 beſuchte er Paris und London, wo er ſich mit den vortrefflichſten Inſtrumenten verſah, und 1789 nach ſeiner Rückkehr nach Palermo eine Sternwarte anlegte, die für eine der erſten in Europa gehalten wird. Die Beſchreibung derſelben und ſeiner Inſtrumente hat er 1792—94 in 2 Foliobänden herausgegeben. Am 1ſten Januar 1801 entdeckte er einen neuen Planeten, die **Ceres**. Man hat noch mehrere aſtronomiſche Werke von ihm.

Picard (Louis Benoit), einer der fruchtbarſten und geiſtreichſten franzöſiſchen Theaterdichter der neueſten Zeit, Mitglied der franzöſiſchen Akademie und Director des Odeon-Theaters, iſt 1769 in Paris geboren. Er verband ſich früh mit dem Dichter **Andrieux**, der ihn auf ſeiner dramatiſchen Laufbahn mit Rath und That unterſtützte. Seine erſte Arbeit fürs Theater war Le Badinage dangereux, ſeine neueſte im Jahr 1818 La Maison en loterie. In dieſem Zwiſchenraume liegen (außer mehreren Romanen) 70 andere Stücke, von welchen der bei weitem größere Theil mit Beifall aufgenommen

und viele (von Iffland, Hall und Andern) ins Deutſche überſetzt oder doch bearbeitet worden ſind. Man hat Picard den Moliere unſerer Zeit genannt; richtiger würde man ihn Dancourt zur Seite ſtellen. Eine Reihe von Jahren war er auch Schauſpieler auf dem Theater Louvois. Im Jahr 1801 wurde er Directeur deſſelben, ſo daß er zugleich Dichter, Schauſpieler und Unternehmer des Theaters war. Später trat er vom Theater als Schauſpieler zurück und kurz nachher (1807) wurde er in die franz. Akademie (an einem Tage mit Raynouard) aufgenommen. Dann erhielt er von der Regierung die Leitung der großen Oper und endlich des Odeon-Theaters, welches aber am 20ſten März 1818 abbrannte. Dieſes Haus wird indeß neu gebaut und Picard hat die Erlaubniß erhalten, künftig neben dem Luſtſpiel auch Trauerſpiele aufführen zu laſſen, und ſo ein zweites Theatre françois zu bilden, welches mithin künftig am Odeon einen Nebenbuhler in ſeinem Repertoire haben wird.

Picarden, ſ. Adamiten.

Picart (Bernard), ein ausgezeichneter Kupferſtecher, geboren zu Paris im J. 1673, war der Sohn des unter dem Beinamen des römiſchen Zeichners und Kupferſtechers berühmten Stephan Picart. Er empfing den erſten Unterricht von ſeinem Vater, und hatte ſchon in einem Alter von zwölf Jahren eine große Geſchicklichkeit erlangt. Dann ſtudirte er die Zeichenkunſt auf der Akademie, und Perſpective und Achitektur unter Sebaſtien le Clerc. In der Compoſition bildete er ſich nach den Vorſchriften Van Schuppen's, mit welchem er anatomiſche Figuren nach der Natur zeichnete. Er hatte einen bedeutenden Ruf erworben, als ſeine Anhänglichkeit an der proteſtantiſchen Lehre ihn bewog ſich in Holland niederzulaſſen, wo er den Ueberreſt ſeiner Tage verlebte. Picarts Hauptbeſchäftigung beſtand in Bücherverzierungen für Buchhändler, worin Wenige ihm gleich gekommen ſind. Die Sammler bezahlen ſeine Arbeiten zu hohen Preiſen. Ein anderer Erwerbzweig für ihn waren, was er unſchuldige Betrügereien nannte, radirte Blätter, die er den berühmteſten Meiſtern ſo künſtlich nachſtach, daß ſie ſelbſt von Kennern für die Originale gehalten wurden. Seine großen Arbeiten ſind: Pierres antiques gravées, Fol. Amſt. 1724; Cérémonies religieuses de tous les peuples du monde, Amſt. 1723 u. ff. 11 Bände in Fol. (von welchem Werke 1741 eine Ausgabe zu Paris in 9 Bänden erſchien, deren Kupferplatten minder ſchön ſind). Im Allgemeinen ſind Picart's Figuren ſauber und elegant, oft mit Geiſt gezeichnet; aber dem Ausdrucke der Köpfe ſchadete er oft durch zu viel Punkte. Die Falten der Gewänder ſind zu lang und ſteif. In allegoriſchen Zeichnungen ſind ſeine Gedanken ſinnreich, aber oft zu weit hergeholt. Picart ſtarb zu Amſterdam im J. 1733, in einem Alter von 60 Jahren, allgemein geliebt und geachtet.

Piccini (Nicolo), geboren im J. 1728 zu Bari im Königreich Neapel, wurde von ſeinem Vater, einem Muſiker, dem geiſtlichen Stande beſtimmt. Aber die ganze Seele des Knaben war einzig auf Muſik gerichtet. Der Biſchof von Bari, bei dem er einſt zum Beſuche war, behorchte ihn, als er, in der Meinung allein zu ſeyn, auf dem Claviere verſchiedene Arien nach dem Gehöre ſpielte; die Richtigkeit des Geſanges ſowohl als der Begleitung überraſchten ihn, er ahnete ein ſeltenes Talent und bewog den Vater, ſeinen Sohn das Conſervatorio di Santo-Onofrio beſuchen zu laſſen, an deſſen Spitze damals der berühmte Leo ſtand. Im J. 1742 trat er hier ein, und

wurde einem untergeordneten Lehrer übergeben, deſſen trockener und geiſtloſer Unterricht ihn zu dem Entſchluß brachte, für ſich allein und nach eigener Einſicht zu arbeiten. So componirte er ohne Regel und Anweiſung Pſalmen, Motetten, Opernarien, und endlich eine ganze Meſſe. Davon hörte Leo, ließ ſich die Partitur bringen, blätterte ſie durch, und gab Befehl, ſie zu probiren. Umſonſt bat Piccini, ihm dieſe Beſchämung zu erſparen; er mußte ſelbſt die Aufführung dirigiren. Alle Zuhörer brachen in Lobeserhebungen aus. Leo tadelte ihn ernſt, daß er ſeine ausgezeichneten Talente den Launen ſeiner ungeregelten Phantaſie habe überlaſſen wollen, ſtatt ſie durch ein gründliches Studium ſeiner Kunſt auszubilden. — Piccini ſchob die Schuld auf ſeinen Lehrer; Leo wurde ſanfter, ſchloß ihn in ſeine Arme, und befahl ihm, alle Morgen zu ihm zu kommen, um von ihm ſelbſt unterrichtet zu werden. Wenige Monate darauf ſtarb Leo, und der berühmte Durante nahm nach ſeiner Rückkehr aus Sachſen den Platz wieder ein, auf den ihm Leo gefolgt war. Durante gewann Piccini bald vor allen lieb. Nach zwölfjährigen Studien trat Piccini im J. 1754 aus dem Conſervatorio, ausgeſtattet mit allen Kenntniſſen in der Muſik, und einem Feuer, einer Gluth der Phantaſie, die ungeduldig eine Gelegenheit erwarteten, ſich zu äußern. Der Prinz von Vintimille brachte ihn bei dem Vorſteher des Theaters der Florentiner in Vorſchlag. Der Künſtler ſetzte die Oper *Le donne dispettose*. Aber die Anhänger Nicolo Logroſcino's, der als Componiſt in der komiſchen Gattung in verdientem Anſehn ſtand, wirkten Piccini ſo thätig entgegen, daß ſeine Oper nicht wäre gegeben worden, hätte nicht der Prinz dem Theatervorſteher die Summe von 8000 Franken, auf den Fall, daß die Oper mißfiele, vorausbezahlt. Sie ward mit Beifall aufgenommen, und Piccini componirte im nächſten Jahre *Le gelosie* und dann *Il curioso del proprio danno*. Letztere wurde, was kaum je geſchehen, vier Jahre hintereinander mit Beifall auf die Bühne gebracht. Immer mehr entwickelte ſich Piccini's Genie, und erhob ſich zur ernſthaften Gattung in der **Zenobia**, die er 1756 für das Theater von San Carlo componirte. Sein Name verbreitete ſich nach Rom; er wurde im Jahr 1758 dahin berufen, um den *Alessandro nell' Indie* zu componiren. Im J. 1760 erſchien Piccini's berühmte Oper *Cecchina* oder *La buona figliuola*, die in Rom und nach und nach auf allen Theatern Italiens einen unerhörten Beifall erhielt. Eine eigne Erwähnung verdienen die beiden Finale, die von einer ganz neuen Erfindung waren. Im darauf folgenden Jahre erlangte er in der ernſthaften Gattung durch ſeine *Olimpiade* den glänzendſten Beifall. Drei große Meiſter waren ihm in der Muſik vorangegangen: Pergoleſi, Galuppi und Jomelli. Er übertraf ſie. Das Duett erſcheint hier zuerſt frei von Pedantismus und Scholaſtik, in einer neuen muſikaliſchen Form, der man ſeitdem allgemein gefolgt iſt. Piccini war jetzt der geprieſenſte und bewundertſte Componiſt Italiens. Funfzehn Jahre fuhr ſo Piccini fort, mit beſonderer Vorliebe für Neapel und Rom zu arbeiten, und war in beiden Städten unveränderlich der Liebling des Publicums. Endlich aber trat ihm Anfoſſi als Nebenbuhler entgegen, und eine Oper von Piccini fiel durch. Ein ſo neuer Unfall wirkte ſo heftig auf ſeine Seele, daß er ſchnell nach Neapel abreiſete und krank daſelbſt ankam. Als er von einer ſchweren Krankheit geneſen, beſchloß er, nie wieder für Rom zu arbeiten, ſondern ſich fortan den Theatern in Neapel ganz zu widmen. Die erſte

Frucht ſeines Entſchluſſes war ſeine komiſche Oper, die Reiſenden, welche im J. 1775 mit immer neuem Enthuſiasmus gehört wurde. Um dieſe Zeit ließ der franzöſiſche Hof ihm Anerbietungen machen, die durch Ludwigs XV. Tod zwar unterbrochen, bald aber von Seiten Ludwigs XVI. erneuert wurden. Piccini, der damals in ſeiner Vaterſtadt des höchſten Anſehns genoß, und bereits außer unzähligen einzelnen Muſikſtücken, Oratorien, Cantaten, Kirchenmuſiken, 133 Opern componirt hatte, folgte unter ſehr vortheilhaften Bedingungen dem Rufe nach Paris, und kam 1776 mit ſeiner Gattin (er hatte ſich 1756 mit der trefflichen Sängerin Vincenza Sibilla verheirathet), und ſeinem älteſten damals achtzehnjährigen Sohne daſelbſt an. Die nächſte Schwierigkeit, welche ſich ihm entgegenſtellte, war ſeine völlige Unbekanntſchaft mit der franzöſiſchen Sprache. Marmontel übernahm es, ihm darin zu unterrichten. Unter Anleitung deſſelben gelang es ihm, in Jahresfriſt die Compoſition des Roland von Quinault zu Stande zu bringen. Aber neue und größere Widerwärtigkeiten drohten ihm jetzt. Gluck und deſſen zahlreiche Anhänger hatten ſich wider ihn erklärt; der Roland war von ihnen im voraus verurtheilt; ſein Fall ſchien unvermeidlich. Piccini ſelbſt war darauf gefaßt. Um ſo mehr überraſchte ihn der glückliche Erfolg. Piccini kam bei Hofe in Gunſt. Er gab der Königin ſogar wöchentlich zweimal Muſikunterricht. Mit Gluck ſöhnte er ſich aus; aber wenn gleich Beide vollkommen aufrichtig dabei verfuhren, ſo dauerte darum der Krieg zwiſchen ihren Anhängern (Gluckiſten und Picciniſten) nicht minder fort. Man beſchloß, ihn mit Gluck in Parallele zu ſtellen, und übertrug in dieſer Abſicht Beiden, nicht daſſelbe Gedicht, ſondern denſelben Gegenſtand, Iphigenie in Tauris. Piccini wurde in dieſem Wettkampfe überwunden. Bald nachher verließ Gluck Frankreich, und Sacchini erſchien. Es entſtanden neue Rivalitäten. Piccini fuhr inzwiſchen in ſeinen Compoſitionen fort. Auf ſeinen Atys folgte (1783) Dido, die man allgemein für ſein Meiſterwerk hielt, und andre mehr. Dabei ſtand er der Singſchule vor, deren Direction ihm 1782 anvertraut worden. Als er aber in Folge der Revolution, welche 1789 ausbrach, ſeinen Gehalt verlor, beſchloß er, nach Italien zurückzukehren. Im September 1791 kam er in Neapel an, wo der König ihn auf das ſchmeichelhafteſte empfing, ihm ein Jahrgeld bewilligte, und ſogleich mehrere Werke übertrug. Man gab den Aleſſandro wieder auf dem großen Theater von San Carlo mit demſelben Beifalle, den er bei ſeiner erſten Erſcheinung erhalten hatte. Für die Faſten 1792 ſetzte Piccini das Oratorium Jonathan in drei Acten, und für das Theater die komiſche Oper La serva onorata. Bald aber änderte ſich Piccini's günſtige Lage. Er war unvorſichtig genug, revolutionäre Geſinnungen zu äußern, und zog ſich dadurch alle Arten von Verfolgungen und Unfällen zu. Dieſe ſeine traurige Lage dauerte bis 1798, wo der berühmte Sänger David ihm ein Engagement in Venedig verſchaffte. Er erhielt Päſſe dahin, und benutzte dieſe Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren. Seine Freunde wirkten ihm für ſeine Einrichtung die Summe von 5000 Franken und einen Jahrgehalt von 2400 Franken aus. Die überſtandenen Unruhen und Kümmerniſſe hatten aber ſeine Kräfte erſchöpft, und er ſtarb zu Paſſy den 7ten Mai 1800. Sein Sohn Louis hat ebenfalls eine bedeutende Zahl Opern für das Theatre Feydeau in Paris und die Opera buffa componirt, die mit Beifall gehört worden ſind.

Piccolomini. Dieß Geſchlecht, welches urſprünglich aus Rom ſtammte, aber nachher in Siena ſich niederließ, gehört unter die berühmteſten und älteſten Geſchlechter Italiens. Am berühmteſten wurde es aber durch die Männer, die es hervorbrachte. Die vorzüglichſten unter ihnen waren: 1) Aeneas Sylvius Bartholomäus Piccolomini, der unter dem Namen Pius II. 1458 den päpſtlichen Stuhl beſtieg. Er war einer der gelehrteſten Päpſte (er ſchrieb das Leben Kaiſer Friedrichs III. und eine Geſchichte Böhmens, und war ein glücklicher lateiniſcher Dichter) und für ſein Zeitalter ein ſehr wichtiger Mann, der als Secretär auf dem baſeler Concilio die Rechte der Kirchenverſammlungen gegen die Päpſte vertheidigte, als Papſt aber alle ſeine vorher zur Schmälerung des päpſtlichen Anſehns gethanen Aeußerungen widerrief. Sein wichtigſter Plan, eine allgemeine Verbinduug der europäiſchen Fürſten gegen die Türken zu Stande zu bringen, den er ſo ſehr verfolgte, daß er ſogar über einige ſelbſt zuſammengebrachte Truppen das Commando übernehmen wollte, wurde durch ſeinen am 12ten Auguſt 1464 erfolgten Tod vereitelt. Nächſt ihm verdient 2) Octavio Piccolomini bemerkt zu werden, der ſich durch ſeine Verdienſte die Würde eines deutſchen Reichsfürſten erwarb. Er war 1599 den 11ten November geboren, und trat ſehr jung in Kriegsdienſte. Nachdem er anfangs in Mailand unter den ſpaniſchen Truppen gedient hatte, kam er mit einem Regimente, das der Großherzog von Florenz dem Kaiſer Ferdinand II. gegen die Böhmen zu Hülfe ſendete, als Rittmeiſter nach Deutſchland, und focht mit vieler Tapferkeit gegen Guſtav Adolph. In der Schlacht bei Lützen ſoll er das Reiterregiment, auf welches Guſtav Adolph im Getümmel der Schlacht ſtieß, und durch das er fiel, commandirt haben. Im Jahre 1634 ward er von dem Herzoge Wallenſtein, der ſich gegen ſeinen eigenen Kaiſer wendete, zum Oberbefehlshaber im Lande ob der Ens ernannt, mit dem Auftrage, die ſalzburgiſchen Päſſe zu beſetzen, um allen etwa aus Italien herbeieilenden Hülfsvölkern den Weg zu verſperren, und der Vollmacht, jeden dem Herzoge nicht ergebenen Oberſten abzuſetzen. Aber Piccolomini und mehrere andere Generale, auf welche Wallenſtein ſein Vertrauen ſetzte, gaben insgeheim von ſeinen Plänen dem Kaiſer Nachricht, ja Piccolomini ging heimlich ſelbſt nach Wien, erhielt nebſt einigen andern Offizieren, Gallas, Aldringer, Marabas, den kaiſerl. Befehl, den Herzog von Friedland todt oder lebendig zu fangen, und half ihn auch durch verrätheriſche Liſt ausführen. Dafür bekam er nach Wallenſteins Tode auch von deſſen Gütern einen Theil. Nach der Schlacht bei Nördlingen (7ten Sept. 1634), in welcher die Schweden auf einige Zeit ſehr geſchwächt worden waren, drang er mit Iſolani durch Würtemberg bis über den Main. Im folgenden Jahre ward er mit einem Corps dem Könige von Spanien gegen die Franzoſen zu Hülfe geſchickt, erreichte Namur und befreite die Niederlande von den Franzoſen. Darauf kämpfte er gegen die Holländer weniger glücklich. Seine fernern glücklichen Unternehmungen gegen die Schweden, beſonders die Eroberung von Hörter 1640, die Gefangennehmung des ſchwediſchen Oberſten Schlang bei Neuburg in der Oberpfalz 1641 nach einem viertägigen Kampfe, der Entſatz der Stadt Freiberg in Sachſen, welche die Schweden einige Monate belagert hatten (1643), bewogen den König von Spanien, Philipp IV., ſich ihn von dem Kaiſer zum Feldherrn zu erbitten. Er war auch nun als ſpaniſcher General gegen die Franzoſen und Holländer in den

Niederlanden glücklich und erhielt den Orden des goldenen Vließes; aber ſehr vermißte ihn der Kaiſer, als 1648 die Schweden von neuem ſiegreich fochten. Piccolomini wurde daher wieder zurückberufen, und zum Marſchall ernannt. Allein der noch in demſelben Jahre abgeſchloſſene weſtphäliſche Friede ſetzte ſeinen Kriegsthaten ein Ziel. Dagegen wurde er (nicht bloß als Krieger, ſondern auch als Staatsmann geſchickt) im J. 1649 als kaiſerlicher Principalbevollmächtigter auf den Convent nach Nürnberg geſendet, welcher die Vollſtreckung des Friedens zum Zwecke hatte, und darauf zur Belohnung ſeiner Thaten, ungeachtet mehrerer Hinderniſſe, in den Reichsfürſtenſtand erhoben, ſo wie ihm ſchon vorher der König von Spanien das von ſeinen Vorfahren beſeſſene Herzogthum Amalfi wieder ertheilt hatte. Piccolomini ſtarb jedoch ſchon am 10ten Auguſt 1656 zu Wien, mit dem Ruhme, unter den Feldherren der deutſchen Kaiſer auf eine ehrenvolle Stelle Anſpruch machen zu dürfen. Nur verdunkelte dieſen Ruhm ſein grauſamer Befehl gegen die 1640 gefangenen Heſſen und Lüneburger. Da er kinderlos verheirathet war, ſo folgten ihm die Nachkommen ſeines Bruders Aeneas in ſeinen Gütern, und nahmen auf der Herrſchaft Nachod in Böhmen ihren Sitz.

Pichegru (Charles), ein berühmter franzöſiſcher Feldherr aus der Revolutionszeit, war den 16ten Februar 1761 zu Arbois, in der Franche-Comté, geboren. Seine Familie war arm aber geachtet. Er wurde in dem Collegium zu Arbois und in einem Minimenkloſter erzogen. Nachher ſtudirte er in dem Collegium zu Brienne Philoſophie und Mathematik, und lehrte dieſe Wiſſenſchaften mit Erfolg. Doch wählte er bald den Waffendienſt. Die Natur hatte ihm eine athletiſche Geſtalt und einen Körper gegeben, der allen Beſchwerden Trotz bieten konnte. Im J. 1783 trat er in das erſte Artillerieregiment ein, und ward wegen ſeines guten Verhaltens und ſeiner gründlichen Kenntniſſe bald Sergent. Hier hatte der Umgang mit Charles Villers, der als Lieutenant in demſelben Regimente diente, auf ſeine Bildung vielen Einfluß. Dann ward er zu einer Expedition nach Amerika eingeſchifft; bei dieſer Gelegenheit erlernte er Alles, was auf den Seekrieg Bezug hatte, und wurde Sergent-Major; die höchſte Stufe, welche damals ein Bürgerlicher erſteigen konnte. Beim Ausbruche der Revolution wurde er Commandant eines Bataillons Nationalgarden. In kurzer Zeit ſtieg er bei der Rheinarmee, zu deren Generalſtabe er ſeit 1792 gehörte, durch perſönliche Auszeichnung zum Diviſionsgeneral (1793). Als jene Armee, nach dem Verluſte der weißenburger Linien, ihrer Auflöſung nahe ſchien, erhielt Pichegru den Oberbefehl, und bald war die Mannszucht wieder hergeſtellt. Er führte das Tirailliren in die Kriegskunſt ein, und lähmte durch ſtets wiederholte Angriffe mit reitender Artillerie die deutſche Taktik. Dieſem auf den Charakter der Nation ſo glücklich berechneten Syſteme Pichegru's verdankt Frankreich die glänzendſten Erfolge. An der Spitze des Heeres unter Hoche eroberte er die Linien von Hagenau und trieb in täglich wiederholten Angriffen die Oeſterreicher aus ihren Verſchanzungen. Hier war es, wo Pichegru unter dem heftigſten Kugelregen ausrief: „Kein Rückzug heute, meine Kinder, kein Rückzug!“ Dadurch wurde Landau entſetzt. Hierauf erſtürmte die Rhein- und Moſelarmee die weißenburger Linien, nahm Lauterburg und rückte den 29ſten December 1793 in Landau ein. Pichegru's Kriegsberichte über dieſe Ereigniſſe waren kurz, faſt lakoniſch, und ſehr beſcheiden. Er ſchien nur Zeuge der Bewegungen zu ſeyn, die

er geleitet hatte. Nachdem Hoche verabſchiedet war, erhielt Pichegru 1794 den Oberbefehl über die faſt immer geſchlagene, und eben ſo zucht= als muthloſe Nord=, Sambre= und Maasarmee. Ein vom Convent befohlener Angriff auf das feindliche Centrum hatte freilich die Folge, daß Pichegru zurückgeſchlagen wurde, allein nun griff er gegen den Willen des pariſer Ausſchuſſes die Verbündeten in den Flanken an, indem er eine Abtheilung ſeines Heeres gegen Weſtflandern vorrücken ließ. So wurde von ihm Courtray genommen und Clerfait (den 26ſten bis 29ſten April) durch die Siege bei Courtray, Montcaſſel und Menin zurückgetrieben. Darauf ſchlug er die vereinigten Heere des Herzogs von York und des Prinzen von Coburg den 18ten Mai zwiſchen Menin und Courtray. Er nahm 65 Kanonen, mehrere Fahnen und einen großen Theil des Gepäcks. Um Clerfait aus ſeiner vortheilhaften Stellung bei Thielt zu locken, belagerte er jetzt Ypern. Und als jener vorrückte, um ihn anzugreifen, kam er ihm zuvor und ſchlug ihn den 12ten und 13ten Juni, ſo daß Clerfait dem Sieger Ypern und ganz Weſtflandern überlaſſen mußte. Nach Jourdan's Siege bei Fleurus ging Pichegru bei Oudenarde über die Schelde, trennte den General Clerfait von der engliſchen Armee, ſchnitt ihm den Rückweg nach Brüſſel ab, und ſchlug ihn in einzelnen Angriffen. Darauf nahm er Brügge, Oſtende, Gent, Oudenade, ließ Nieuport und Sluys belagern, und die vom Feinde genommenen Plätze Condé, Landrecis, Valenciennes und Quesnoy einſchließen. Er ſelbſt rückte nach Mecheln, ſchlug den 16ten und 17ten Juli die Engländer und Holländer aus ihren Verſchanzungen und nahm Antwerpen. Den 16ten September warf er die Engländer über die Maas, und eroberte nach dreiwöchentlicher Belagerung das für unbezwingbar gehaltene Herzogenbuſch. Den 19ten October ſchlug er die Engländer bei Pufflach, ſchloß Grave ein, beſetzte den 26ſten Hulſt, Axel, Sas de Gand, und den 8ten November Nimwegen. Dem grauſamen Befehle des Convents, keinem Engländer Pardon zu geben, und die Beſatzungen von Condé, Valenciennes, Landrecis und le Quesnoy, wenn ſie 24 Stunden nach der Auffoderung ſich nicht ergäben, über die Klinge ſpringen zu laſſen, wich Pichegru dadurch aus, daß er denſelben erſt dann den Beſatzungen bekannt machen ließ, als jeder Widerſtand vergeblich war. In Herzogenbuſch befanden ſich 600 Engländer. Da nun die Beſatzung auf ihr Ehrenwort kriegsgefangen wurde, ſo verabredete Pichegru mit dem Commandanten, daß er eine Anzahl bedeckter Wagen mit ſich führen und dadurch die Engländer retten könnte. Als am Ende des Decembers die Maas und Waal zugefroren waren, ging er mit dem Heere, ob es gleich demſelben an Allem, ſelbſt an Kleidung fehlte, über die Waal, nahm Grave, die Bommelinſel, das Fort St. Andreas mit Sturm, und ſchloß Breda ein. So waren die Franzoſen Meiſter des Landes zwiſchen der Waal und dem Leck. Die holländiſche Armee ging auseinander, der Herzog von York gab die Vertheidigung Hollands auf, der Erbſtatthalter floh nach England, und mitten durch Eisfelder zog Pichegru in Dordrecht und Amſterdam ein. Die Deputirten der letztern Stadt waren dem franzöſiſchen Feldherrn entgegen gegangen, um ihm für ſeine Menſchlichkeit ihren Dank zu bezeigen. Im März erhielt Pichegru den Oberbefehl über die Rhein= und Moſelarmee; zugleich behielt er die Leitung der Nordarmee unter Moreau, und der Maasarmee unter Jourdan. Allein bald nachher ward er nach Paris berufen, wo ihn der Convent den 1ſten April zum Befehlshaber der

pariſer Nationalgarde gegen die Terroriſten ernannte. Als durch ſeine kräftigen Maßregeln die Ruhe wieder hergeſtellt war, ging er zur Armee zurück. Doch ſein Glaube an die Fortdauer der Republik war jetzt dahin. Wahrſcheinlich erfuhren die Bourbons, daß er ihre Wiederherſtellung als wohlthätig für Frankreich anſähe. Daher leitete der Prinz von Condé, der damals mit ſeinem Corps in Breisgau ſtand, durch Herrn von Montgaillard eine Unterhandlung mit Pichegru ein. Aber das Vollziehungsdirectorium erfuhr bald, daß Pichegru mit dem Feinde in geheimem Briefwechſel ſtehe; es rief ihn daher von der Armee zurück (1796), und bot ihm die Botſchafterſtelle am ſchwediſchen Hofe an. Doch Pichegru ſchlug ſie aus und zog ſich nach Bellevaux bei Arbois zurück, wo er im Kreiſe ſeiner Familie den Wiſſenſchaften lebte. Seine Siege hatten ihn ſo wenig bereichert, daß er ſeine Pferde und ſein Feldgeräth verkaufen mußte, um leben zu können. Da er in allgemeiner Achtung ſtand, ſo ward er im März 1797 vom Departement der obern Saone zum Volksrepräſentanten für das geſetzgebende Corps, und als er ſeinen Sitz in der Verſammlung einnahm, vom Rathe der Fünfhundert einmüthig zum Präſidenten erwählt. An ihn ſchloß ſich jetzt die mit den Directoren Barras und Rewbel unzufriedene Partei Clichy an. Einige davon wollten allerdings die Wiederherſtellung der Bourbons, aber der größere Theil war bloß für die Befeſtigung der Ordnung. Pichegru ſelbſt ſcheint zu den erſteren gehört zu haben, und Ludwig XVIII. hatte ihm ſchon früher aus Riegel den 24ſten Mai 1796, und in einem andern Schreiben aus Mühlheim vom 9ten Juni 1796, den vollen Gebrauch ſeiner Gewalt und ſeiner Rechte übertragen. Jetzt ſtellte Pichegru (den 20ſten Juli) dem geſetzgebenden Rathe die Nothwendigkeit vor, die Nationalgarden neu zu bilden. Wahrſcheinlich wollte er mit dieſen die Truppen des Directoriums bekämpfen, und ſo die Wiederherſtellung der Monarchie herbeiführen. Allein das Directorium ließ von der Sambre- und Maasarmee Truppen nach Paris marſchiren. Vergebens trug Pichegru, der das Geſetzwidrige dieſer Handlung des Directoriums gezeigt hatte, auf die Anlage gegen die Mehrzahl der Glieder des Directoriums an. Er wollte mit 200 Mann in den Palaſt Luxemburg eindringen, und die Triumvirn in Feſſeln vor die Schranken des geſetzgebenden Raths führen; allein er hatte mit unentſchloſſenen furchtſamen Männern zu thun. So gelang dem Directorium der Gewaltſtreich vom 4ten September 1797, oder die Revolution des 18ten Fructidor des Jahrs 7; Pichegru und ſeine Collegen, die Saalinſpectoren, wurden von den Truppen des Directoriums verhaftet, und letzteres machte Pichegru's Briefwechſel mit den öſterreichiſchen Generalen und dem Prinzen Condé bekannt, welchen Moreau's Armee unter dem Gepäcke des feindlichen Generals Klinglin erbeutet hatte. Pichegru und ſeine Freunde wurden zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Er war ſo arm, daß er nicht einmal eine Schuld von 600 Franken bezahlen konnte. Seine Schweſter und ſein Bruder, die bisher von ſeiner Unterſtützung gelebt hatten, mußten daher die Uniform, den Hut und den Degen des Siegers von Belgien — die letzte Habe ſeiner ehrenvollen Armuth — verkaufen. Die Verurtheilten wurden in vier mit eiſernen Stäben verſchloſſenen Artilleriewagen unter ſtarker Bedeckung von Paris abgeführt. Unterweges, vorzüglich zu Orleans und Blois, erhielten ſie viele Beweiſe der Achtung und Theilnahme. Der Entwurf, Pichegru in Blois zu befreien, ſchlug wegen eines Mißverſtändniſſes fehl. Als

ſie auf der Rhede zu Cayenne gelandet waren, wurden ſie in die mit Peſtluft geſchwängerten Einöden von Sinamari geſchafft. Viele erlagen dem verderblichen Einfluſſe des Clima's. Nach acht Monaten endlich war Pichegru, der nie Muth und Hoffnung verlor, ſo glücklich, mit ſieben ſeiner Unglücksgefährten in einem leichten Nachen nach Paramaribo, der Hauptſtadt der holländiſchen Colonie Surinam, zu entkommen. Hier gab man ihnen ein Fahrzeug, womit ſie den 23ſten September 1798 auf der Rhede von Deal landeten. Pichegru, der in London von den angeſehenſten Perſonen mit Achtung behandelt wurde, trat jetzt als offener Gegner der franzöſiſchen Machthaber auf. Er begab ſich daher (1799) nach Deutſchland, und ſoll dem ruſſiſchen Generale Korſakow einige Tage vor deſſen Niederlage bei Zürich mehrere gute Winke gegeben haben, die dieſer aber nicht befolgte. Nach dem Rückzuge der Ruſſen verfolgten ihn Buonaparte's Agenten. Er flüchtete daher wieder nach England, wo er bis 1804 blieb. Hier faßte er mit Georges Cadoudal und andern Royaliſten den Plan, ſich insgeheim nach Paris zu begeben, und Buonaparte zu ſtürzen. Capitain Wright ſetzte ihn und die übrigen (im Januar 1804) an die franzöſiſche Küſte. Moreau (ſ. d. Art.) lehnte ſeine Anträge ab. Indeſſen war die Verſchwörung durch Querelle's und anderer Mitſchuldigen Ausſage entdeckt worden. Pichegru irrte, von der Polizei verfolgt, von Haus zu Haus, und wurde endlich von einem Kaufmanne, Leblanc, der ihm ein Aſyl anbot, verrathen. Den 28ſten Februar Nachts um 1 Uhr drang ein Polizeicommiſſär mit 24 Gensd'armen in das Haus, erbrach Pichegru's Thür, und warf ſich auf den Unglücklichen. Dieſer widerſtand ohne Waffen eine Viertelſtunde lang den Gensd'armen. Er ward endlich geknebelt vor den Staatsrath Real geführt, dem er ſehr lakoniſch antwortete, und Alles ableugnete, vorzüglich was Moreau betraf. Darauf ward er in den Tempel gebracht. Bei mehrmaligen Verhören erklärte er furchtlos: „Er ſey ein Feind Buonaparte's, deſſen Ehrgeiz ſein Vaterland ins Verderben ſtürzen werde; ſeiner Sehnſucht nicht mehr mächtig, und der Verläumdungen ſeines Namens müde, ſey er nach Frankreich gekommen." Allein er weigerte ſich das Protokoll zu unterſchreiben, da die meiſten Fragen auf eine ehrenrührige und hinterliſtige Weiſe abgefaßt waren. Der Prozeß gegen Moreau und Georges nahm hierauf ſeinen Fortgang, als unerwartet die Regierung bekannt machte: daß Pichegru, „da er zwiſchen ſeinem Verbrechen und dem Blutgerüſte keinen Ausweg geſehn," ſich in ſeinem Gefängniſſe am 5ten April 1804 mit einem ſeidenen Halstuche erdroſſelt habe. Man ſtellte ſeinen Leichnam aus, damit jeder über ſeine Perſon Gewißheit haben könne; aber Allen ſchien der ſonderbare Tod verdächtig. Man erzählte, Pichegru ſey im Gefängniſſe gefoltert, und von vier Mamelucken auf Befehl Buonaparte's erwürgt worden. Pichegru habe nämlich die Unvorſichtigkeit gehabt, zu äußern, daß er furchtbare Thatſachen gegen ſeinen Verfolger aufdecken könne; überdieß hätten ſeine Ausſagen Moreau'n offenbar gerechtfertigt, den man einmal zu verderben beſchloſſen hatte. Wie konnte auch wohl Pichegru, der in ſo vielen Schlachten den Tod nicht gefürchtet hatte, dem Tyrannen durch Selbſtmord das Gehäſſige ſeiner öffentlichen Hinrichtung erſparen wollen? Und wie war es möglich, daß ein Menſch in ſeinem Bette in einer horizontalen Lage mit ſeinem Halstuche ſich erdroſſeln konnte? Indeß hat Napoleon bei mehreren Gelegenheiten erklärt, daß er dieſen Mord nicht einmal habe wollen können, da Pichegru's Ver-

brechen wie ſeine Beſtrafung dadurch der Oeffentlichkeit entzogen worden wären. — Im J. 1815 befahl Ludwig XVIII., Pichegru's Bildſäule in Marmor aufzurichten, und rühmte von ihm: er habe den Muth des Marſchalls von Sachſen mit Turenne's Uneigennützigkeit und mit der Beſcheidenheit Catinat's vereinigt. Den 6ten November wurde ihm von ſeiner Nichte, ſeinem Adjutanten, dem General Willot, und andern Freunden ein feierliches Todtenamt zu Paris gehalten, und ein Denkmal geſetzt.

Pichler, Pickler (Giovanni), ein berühmter Steinſchneider, geboren zu Neapel den 17ten Januar 1734, wo ſein Vater Antonio Pichler aus Tyrol, ebenfalls ein geſchickter Steinſchneider, ſich verſchiedene Jahre lang aufgehalten hatte, aber 1743 wegzog, um ſich mit ſeinem Sohne in Rom niederzulaſſen. Hier ſtudirte dieſer die Kunſt in allen ihren Zweigen, brachte es beſonders in der Oelmalerei weit, machte jedoch die Steinſchneidekunſt zu ſeinem Hauptſtudium, und erlangte in dieſer den Ruhm des größten neuern Künſtlers nach Natter. Er ſchnitt Cameen und tiefe Steine, und arbeitete, wie dieſer und alle großen Meiſter, am Rande (au touret) mit Demantpulver ſtatt des Schmergels. Eines ſeiner berühmteſten Werke iſt der tiefgearbeitete Centaur, den er für den Siegelring des Dichters Metaſtaſio arbeitete. — Er ſtarb zu Rom um das J. 1790.

Pickelhäring, ſ. Hanswurſt.

Pickenick (franzöſiſch Piquenique), ein geſellſchaftliches Mahl, wozu jeder Theilnehmer das Seinige beiträgt, oder ſeine Schüſſel mitbringt.

Pico, ſ. Teneriffa.

Pico della Mirandola, ſ. Mirandola.

Pictet (M. A.), geboren 1750 in Genf, gehört zu einer der älteſten und angeſehenſten Familien dieſes Freiſtaats. Er war von Jugend auf der Zögling und Freund des berühmten Sauſſure, begleitete denſelben oft auf ſeinen Reiſen, und ward 1786 ſein Nachfolger als Profeſſor der Philoſophie und ſpäter auch als Präſident der Akademie der Künſte. An den politiſchen Unruhen in Genf nahm er ſtets nur als Vermittler Theil. Nach der Vereinigung Genfs mit Frankreich wurde er ins Tribunat gerufen, wo er ſich durch ſeine Vorträge, die eine größere Handelsfreiheit bezweckten, rühmlichſt auszeichnete. Später war er einer der 15 Inſpectoren der ſogenannten kaiſerlichen Univerſität, d. h. der Geſammtheit des Nationalunterrichts. — Schon im Jahr 1796 vereinigte er ſich mit ſeinem Bruder Charles und M. Maurice, jetzigem Maire von Genf, zur Herausgabe der Bibliothèque britannique, einer der nützlichſten europäiſchen Zeitſchriften, die ſeit dieſer Zeit auch ununterbrochen fortgeſetzt worden, im J. 1816 aber den Titel: Bibliothèque universelle angenommen hat. Man hat von ihm auch mehrere eigene Werke und Denkſchriften über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, ſo wie eine Reiſebeſchreibung durch Großbritannien, die höchſt lehrreich iſt (1803). Pictet iſt Mitglied der meiſten europäiſchen Akademien.

Picus, ein alter Seher oder Waldgott in Italien, Sohn des Saturnus, Vater des Faunus, wurde wegen ſeiner Schönheit von der Zauberin Circe geliebt, und da er ihre Neigung nicht erwiederte, in einen Specht (picus), ſeine Begleiter in wilde Thiere verwandelt. Seine Gemahlin, Canens, des Faunus Tochter, zerfloß vor Gram in den Aether. Er wurde mit einem Spechtkopfe abgebildet, und ſtand den Augurien vor.

Piedeſtal, ſ. Poſtament.

Piemont, Fürſtenthum in Italien und Hauptprovinz der ſardiniſchen Staaten, von welchen es die Franzoſen getrennt, und 1802 gänzlich mit Frankreich vereinigt hatten. Durch den Sturz der Napoleoniſchen Herrſchaft (1814) kam der König von Sardinien wieder zum Beſitze dieſes Landes, mit welchem nach der neueſten Eintheilung auch die Grafſchaft Nizza und die Herzogthümer Mailand (ſardiniſchen Antheils) und Montferrat vereinigt, und das Ganze in 26 Provinzen eingetheilt worden iſt. Piemont im engern, und vor dieſer Eintheilung gewöhnlichen Sinne, gränzt gegen Norden an Wallis und Savoyen, gegen Weſten an Frankreich, gegen Süden an Nizza und Genua und gegen Oſten an die Herzogthümer Mailand (ſardiniſchen Antheils) und Montferrat. Nach dieſem Umfange kann man die Größe auf 310 Quadratmeilen ſchätzen. Piemont hat ſeinen Namen, weil es am Fuße hoher Gebirge liegt; denn gegen Wallis ſind die penniniſchen Alpen (wo die hohen Berge Montroſa und der große Bernhard) und gegen Savoyen und Frankreich ſind die grajiſchen und cottiſchen Alpen mit dem hohen Montblanc, kleinen Bernhard, Mont-Cenis und Monte-Viſo, von welchem der Po, der Hauptfluß des Landes, kommt, in welchen ſich zu beiden Seiten alle Flüſſe des Landes, als die Doria, Stura und Seſia auf der linken, und die Vraita, Maira und der Tanaro auf der rechten Seite ergießen. Gegen Süden an der Gränze von Nizza und Genua erſtrecken ſich die Meeralpen. Daher iſt Piemont auf der Nord- und Weſtſeite von den höchſten Alpen eingeſchloſſen und zum Theil mit Gebirgen bedeckt. Von dieſen Gebirgen an bis in die Mitte des Landes ziehen ſich niedrige Berge und endlich Hügel, welche ſich in Ebenen verlaufen. Die Mitte des Landes, wo der Po fließt, iſt die tiefſte und ebenſte Gegend. Dieſe mittlern Gegenden Piemonts, wo niedrige Berge, Hügel, Thäler und Ebenen wechſeln, ſind die fruchtbarſten und ſchönſten Striche, in welchen der Acker-, Wein-, Oel- und Obſtbau blühen, und Getreide aller Art, Hülſenfrüchte, Mais, Reiß, Hanf, Kaſtanien, Obſt, edle Früchte, Oliven, Trüffeln und Wein gedeihen. Der Seidenbau wird in keinem andern italieniſchen Lande ſo ſtark betrieben als in Piemont, wo jährlich für 22 Millionen piemonteſiſche Lire Seide gewonnen wird, welche meiſtens roh aus dem Lande geht. Waldungen hat Piemont hinreichend; die nördlichen, weſtlichen, ſüdlichen Gränzen haben waldreiche Gebirge und Hügel, welche dem mittlern holzärmern Lande Holz zuführen und auf den Flüſſen zuflößen können. Die Einwohner, deren Zahl an 1,400,000 beträgt, ſind fleißig und induſtriös, und bekennen ſich zur katholiſchen Religion bis auf ungefähr 20,000 Waldenſer, welche rauhe Thäler an dem Fuße der Alpen bewohnen, und ſich beſonders durch fleißigen Anbau ihrer von Natur unfruchtbaren Gegenden auszeichnen. Außer dem Ackerbau, der Viehzucht und ausgebreiteten Seidencultur, beſchäftigen ſich die Einwohner auch mit Fabriken und Manufacturen, beſonders in Seide, Leinwand und Wolle. Viele tauſend verlaſſen auch ihr Vaterland und ziehen im übrigen Italien, Frankreich und Deutſchland, beſonders als Kupferſtich- und Galanteriehändler, herum, und kehren dann mit ihrem Verdienſte in ihr Vaterland zurück. Die Hauptſtadt Piemonts und des ganzen ſardiniſchen Staates heißt Turin.

Pierinnen, Pieriden, heißen nicht nur die Muſen, ſondern auch die neun Töchter des Pieros, welche, weil ſie es wagten,

mit den Muſen zu wetteifern, zur Strafe in Elſtern verwandelt wurden.

Pierrot, eine komiſche Perſon auf dem franzöſiſchen Theater, die aus dem Harlekin und Polichinell zuſammengeſetzt, und wie dieſer gekleidet, wie jener launig und witzig iſt.

Pietiſten, Frömmler, war ein Spottname, den die Anhänger der alten Manier im akademiſchen Vortrage der Theologie einigen jungen Docenten zu Leipzig beilegten, welche ſeit 1689 angefangen hatten, aſcetiſche Vorleſungen über das neue Teſtament (collegia philobiblica oder collegia pietatis) für Studierende und Bürger zu halten, und ſich einer beſonders andächtigen und eingezogenen Lebensweiſe befleißigten. Die Idee einer ſolchen Behandlung der Theologie kam von ihrem Freunde und Lehrer **Spener**, dem deutſchen Fenelon her, der ſchon als Prediger in Frankfurt am Main beſondere Andachtsverſammlungen zur erbaulichen Anwendung der Bibel und der chriſtlichen Religionslehre, bei denen er den Laien erlaubte, mitzuſprechen, ſeit 1670 in ſeinem Hauſe gehalten und durch ſeine Schriften das Bedürfniß einer Reform der lutheriſchen Kirche und Theologie zur Sprache gebracht hatte. Dieß Bedürfniß mußte damals jeder Hellerdenkende empfinden. Die Theologie der Lutheriſchen war in der Folge der Bemühungen, den Lehrbegriff feſtzuſtellen, unter den hitzigen Streitigkeiten der Gottesgelehrten ſeit der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in den Formen eines ſteifen Dogmatismus erſtarrt und für die Gemeinen faſt ungenießbar geworden. Nur in der Polemik zeigte ſich noch Leben; in Predigten und Schriften für das größere Publikum hörte man faſt nichts als ſtrenge Anmahnungen zur reinen Lehre und heftige Verketzerungen der Andersdenkenden; die Kirchengeſchichte wurde wenig, die Moral faſt gar nicht bebauet; um das Gewicht des Glaubens zu heben, behauptete man geradezu, daß ein ſittlichgutes Leben nichts zur Seligkeit helfen könne; die Geiſtlichen ſtrebten nach Vergrößerung ihrer Macht, und alles ſchien darauf angelegt, ein Pfaffenthum in der Kirche, die gegen allen Papismus proteſtirte, geltend zu machen. Gegen dieſe Verirrungen trat Spener in ſeinen **frommen Wünſchen** (1675), in ſeinen Schriften über das **geiſtliche Prieſterthum** (1677) und über die **Gottesgelahrtheit aller gläubigen Chriſten** (1680) mit Behauptungen auf, die der herrſchenden theologiſchen Denkart geradezu widerſprachen. Er verlangte echtes practiſches Chriſtenthum und erklärte, nur ein wiedergeborner, ſelbſt wirklich gebeſſerter Theolog könne zum Predigtamt fähig ſeyn, die heilige Schrift müſſe den ſymboliſchen Büchern nicht nachgeſetzt und ſorgfältiger zur Erbauung gebraucht werden, den Laien, die er vom geiſtlichen Prieſterthume keineswegs ausſchloß, müſſe verſtattet ſeyn, einander aus der heiligen Schrift zu belehren und zu erwecken, man ſolle die Religion mehr practiſch üben, als ſyſtematiſch anbauen, die Myſtiker fleißig leſen und die Hoffnung beſſerer Zeiten, in denen eine allgemeiner verbreitete Frömmigkeit und die völlige Bekehrung der Juden bevorſtünde, lebhaft unterhalten. Dieſe Gedanken fanden Beifall, und Speners eigene Bemühungen in Frankfurt, wo er ſeine Privatverſammlungen 1682 aus ſeinem Hauſe in die Kirche verlegte, und in Dresden, wo er ſeit 1686 als Oberhofprediger in gleichem Geiſte zu wirken fortfuhr, und beſonders den religiöſen Volks- und Jugendunterricht in Aufnahme brachte, richteten mehr Gutes ins Werk als man erwartet hatte. Dabei zeigte ſich freilich auch an man-

chen für dieſe neue gottſelige Stimmung gewonnenen Seelen geiſtlicher Hochmuth, Abneigung gegen öffentlichen Gottesdienſt und ein Geiſt des Separatismus, der die Kirche mit Unordnungen bedrohte. Die Beſorgniß dieſer Mißbräuche, und noch mehr der durch Speners Geringſchätzung jener bisher in der Dogmatik und Polemik üblichen Methode aufgeregte Parteigeiſt reizte die Theologen des alten Styls zur Gegenwirkung. Die theologiſche Facultät zu Leipzig nöthigte jene jungen Docenten bald, ihre Vorleſungen einzuſtellen und (da Spener 1691 von Dresden nach Berlin als Propſt und Oberconſiſtorialrath abging) Leipzig zu verlaſſen. Die Andachtsverſammlungen oder Collegia pietatis wurden als ordnungswidrige Conventikel zur Beilegung der zu Gießen, Hamburg und Leipzig entſtandenen Händel von den Regierungen förmlich unterſagt; Franke, der vorzüglichſte jener leipziger Docenten, mußte Erfurt, wo er ſein Unternehmen fortgeſetzt hatte, ſchnell wieder verlaſſen, und Spener ſelbſt ſah ſich von den churſächſiſchen Theologen durch ihre Wortführer Carpzov und Löſcher mit allen Waffen der Verketzerungsſucht öffentlich angegriffen. In dieſer Bedrängniß fanden die Pietiſten durch die Vermittelung des Philoſophen Thomaſius, der ſie ſchon in Leipzig vertheidigt hatte, und unter Speners Einfluß eine Zuflucht auf der 1695 geſtifteten Univerſität Halle, wo Franke eine theologiſche Profeſſur erhielt. Seitdem galten die Ausdrücke: Hallenſer und Pietiſten, ziemlich gleich, denn die theologiſche Schule, die Speners Anſichten verarbeitete und den Pietismus ausbildete, hatte vorzüglich in Halle ihren Sitz und Franke's Stiftungen wurden ihre Propaganda. Das Charakteriſtiſche des damals bis in das zweite Decennium des 18ten Jahrhunderts eben ſo glücklich gedeihenden als heftig beſtrittenen Pietismus beruhete auf dem practiſchen Hauptgedanken, daß es dem Chriſten mehr gezieme, fromm als gelehrt zu ſeyn, und daß man zur Beförderung der Frömmigkeit unter allen Ständen wirkſamere Anſtalten treffen müſſe, als der öffentliche Gottesdienſt, das Beichtweſen und die Kirchenzucht bei der üblichen herz- und kraftloſen Verwaltung darbiete. Eine ſtrenge, beinahe düſtere Moral, welche Tanz-, Spiel- und andere herkömmliche Vergnügungen als Werkſtätten des Teufels verwarf, der Glaube, die Wiedergeburt zum heiligen Leben geſchehe durch einen plötzlichen Durchbruch der Gnade, eine hohe Meinung von der Nutzbarkeit jener Andachtsübungen, zu welchen ſich die Eingeweihten (meiſt gemeine Leute) in Privathäuſern verſammelten, und endlich Mißtrauen gegen Andersdenkende waren die weſentlichen Eigenheiten, welche die Pietiſten als Ausbeute ihrer mehr als zwanzigjährigen Kämpfe mit den Orthodoxen beibehielten. Uebereilte Schritte ihrer Anhänger, welche zum Separatismus führen konnten, bewirkten vorübergehende Unordnungen in einzelnen Gemeinen, eine beſondere Secte haben die Pietiſten aber nie gebildet, ungeachtet ihre Gegner ſie mit den gehäſſigſten Ketzern und Sectirern vermengten, und nur wegen des Unfriedens und Aergerniſſes, wozu die öffentlichen Befehdungen der erbitterten Parteien Anlaß gaben, erließen die proteſtantiſchen Regierungen im Anfange des 18ten Jahrhunderts Edicte gegen den Mißbrauch des Ausdrucks Pietiſten und der daran erinnernden Streitpunkte in Predigten und Schriften, und erneuerten das Verbot der religiöſen Privatverſammlungen. Waren nun aber auch hierdurch die pietiſtiſchen Händel gedämpft, ſo wurde doch der von Spenern ausgeſtreute Saame einer erbaulichen Behandlung der Theologie von Buddeus,

Deyling, Rambach und Mosheim trefflich benutzt und weiter ausgebildet, ſo wie den Verirrungen der pietiſtiſchen Denkart, welche eine myſtiſche Terminologie aufgebracht, manchen Schwachen den Kopf verrückt und eine Menge Betbrüder, Heuchler und Kopfhänger gezogen hatte, durch die Wolfiſche Philoſophie, und noch mehr durch das Licht, welches *Baumgarten* und *Semmler* in Halle ſelbſt über die Theologie verbreiteten, ein Damm entgegengeſetzt. Denn wie das Gefühl derſelben Bedürfniſſe in Frankreich den Janſenismus und Quietismus, und in Deutſchland den Pietismus hervorgerufen hatte, ſo verſchwanden dieſe Erſcheinungen auch faſt gleichzeitig vor dem Geiſte des Skepticismus und der Kritik, der ſich der Philoſophie und Theologie ſeit der Mitte des 18ten Jahrhunderts bemächtigte. Noch jetzt aber erinnern die Religionsgeſellſchaften der *Herrnhuter* und *Methodiſten* durch ihre Lehrmeinungen und Anſtalten lebhaft an den Pietismus, der ihre gemeinſchaftliche Quelle war, und ſowohl das heimliche Treiben und Zuſammenhalten der ſogenannten *Stillen im Lande*, als auch das gemüthliche und nur geſchmackvoller modificirte Chriſtenthum der Anhänger neuerer Glaubenshelden (Lavaters, Jungs u. ſ. w.) athmet denſelben Geiſt der Frömmelei, des Schwelgens in religiöſen Gefühlen und der kirchlichen Abſonderung, in dem ſich redliche, aber ſchwachſinnige Freunde einer myſtiſchen Herzensreligion zu allen Zeiten gefallen haben. Ueber die Reform der theologiſchen Denkart und Verwaltung des Predigtamts unter den Proteſtanten, die mehr von Spenern ſelbſt, als von ſeinem mißrathenen Kinde, dem nun längſt verſchollenen Pietismus, ausging, vergl. man die Art. *Spener*, *Predigtamt* und *Theologie*. E.

Piffero, Pifferina, die Querpfeife (ſ. d. Art.).

Pigalle (Jean Baptiſte), ein ausgezeichneter franzöſiſcher Bildhauer, geboren zu Paris im J. 1714, war der Sohn eines in den königlichen Gebäuden angeſtellten Zimmermanns. Er zeigte früh Neigung zum Modelliren; dennoch waren ſeine Fortſchritte höchſt mühſam und langſam. Nachdem er lange der Zögling von Le Lorrain und Lemayne geweſen, wurde er von einigen Freunden, beſonders dem ältern Couſtou, in den Stand geſetzt, Italien zu beſuchen. Hier arbeitete er zu Rom drei Jahre lang nach der Antike in Demirelief; bei ſeiner Rückkehr fand er zu Lyon Arbeit, welche ihn anderthalb Jahre beſchäftigte. Hier vollendete er das Modell zur Statue des Mercurs, das er nach Paris mitbrachte, und welches allgemein bewundert wurde. Es verging indeß noch lange Zeit, bis er die Aufmerkſamkeit des Miniſters und, was noch wichtiger war, der Madame Pompadour auf ſich zog und verſchiedene Aufträge erhielt. Im Jahr 1744 trat er in die Maler- und Bildhauerakademie, und nachdem er ſeinen Mercur in Marmor ausgeführt hatte, verfertigte er als Gegenſtück eine Venus. Beide Statuen wurden 1748 von Ludwig XV. dem Könige von Preußen geſchenkt. Pigalle's Ruf ſtieg immer mehr, und im Jahr 1756 erhielt er den Auftrag, das Mauſoleum des Marſchalls von Sachſen auszuführen. Dieſes Werk ſtellt ihn unter die erſten Meiſter Frankreichs, und ward die Urſache, daß ihm auch das Denkmal übertragen wurde, welches die Stadt Rheims 1765 Ludwig XV. errichten ließ. Der König ernannte den Künſtler zum königlichen Bildhauer und verlieh ihm den St. Michaelsorden. Beſonders ſchmeichelhaft war es ihm, daß Bouchardon ihm die Vollendung ſeiner berühmten Reiterſtatue auf dem Platze Lud-

wigs XV. übergab. Pigalle beſuchte Voltaire zu Ferney, um ſeine Büſte zu modelliren. Sie war von charakteriſtiſcher Aehnlichkeit, ſtellte aber den hagern Nacken ſo treu in ſeiner natürlichen Häßlichkeit dar, daß ſie dadurch mißfiel. Das Denkmal des Marſchalls von Sachſen wurde erſt 1776 in Straßburg aufgeſtellt. Bei dieſer Gelegenheit beſuchte Pigalle Berlin, um den großen Friedrich und zugleich noch einmal ſeine Statuen zu ſehen. Im J. 1780 arbeitete er an dem großen Denkmale für den Grafen Harcourt. Seine letzte Arbeit war ein Mädchen, das ſich einen Dorn aus dem Fuße zieht. Dieſe Statue, ſo wie die eines kleinen Knaben mit einem Käfig, aus dem der Vogel entflohen iſt, wurden wegen ihrer Schönheit und Zartheit bewundert. Pigalle ſtarb 1785 als Rector und Kanzler der Akademie. Er war von Charakter edelmüthig, freigebig, ſeinen Freunden und ſeiner Familie mit Zärtlichkeit zugethan. Als Künſtler verdankte er alles ſeinem fleißigen Studium; der eigentliche Genius fehlte ihm.

Pigmente, ſ. Färbeſtoffe.

Pignoration, Verpfändung, ſ. Pfand.

Piis (Chevalier de), ein geiſtreicher franzöſiſcher Dramen- und Liederdichter, und zu Anfang der Revolution Stifter des Vaudeville-Theaters in Paris, für welches er auch faſt ausſchließlich gearbeitet hat. Er hatte ſich dazu insbeſondere mit Barré verbunden. Beide waren in den Erfindungen bei ihren Gelegenheitsſtücken und in den Parodien (ein Hauptgegenſtand des Vaudeville) unerſchöpflich und immer neu und witzig. Piis war zugleich General-Secretär bei der Polizeipräfectur in Paris, welche wichtige Stelle er bis zur zweiten Reſtauration im J. 1815 bekleidet hat.

Pignotti (Lorenzo), einer der vorzüglichſten toſcaniſchen Dichter unſerer Zeit, war zu Arezzo geboren, ſtudirte zu Piſa die Theologie, widmete ſich aber ganz den ſchönen Wiſſenſchaften, beſonders der Poeſie, und ſtarb 1811 als Profeſſor zu Piſa. Seine Gedichte ſind voll Anmuth; er erzählt mit ungemeiner Leichtigkeit und Naivetät; ſein Vers iſt wohlklingend. Am ausgezeichnetſten ſind ſeine Fabeln und Erzählungen, in denen er größtentheils als Nachahmer der Alten und Neuern, ſeltener als origineller Erfinder erſcheint. Unter allen Italienern hat er die Gattung der Aeſopiſchen Fabel mit dem meiſten Erfolg angebaut.

Pike (pique), ein langer Spieß, wie ehemals die Fußſoldaten (daher Pikenier) führten; bei der Reiterei führen ſie noch jetzt die Uhlanen oder Lanciers.

Piket (piquet), ein zur Unterſtützung der Feldwachen beſtimmtes Detachement, welches deßhalb auch des Nachts unter den Waffen bleiben muß.

Pilaſter, heißt in der Baukunſt ein viereckiger Pfeiler, welcher nach der Ordnung, zu welcher er gehört, Verhältniſſe und Verzierungen erhält: darin eben unterſcheidet er ſich von dem gemeinen Pfeiler.

Pilatre de Roziers, ſ. Aeroſtat.

Pillnitz und pillnitzer Convention. Pillnitz iſt ein königlich ſächſiſches Luſtſchloß und Kammergut, am rechten Elbufer, drei kleine Stunden oberhalb Dresden. Am linken Elbufer wird man durch die königl. fliegende Fähre auf das rechte Ufer übergeſetzt; ein ſchönerer Weg iſt die pillnitzer Bergſtraße. Die Landſchaft hat etwas Idyllenartiges. Bei Loſchwitz zieht ſich der Kranz der Weingebirge

vom rechten Elbufer zurück, und freundliche Dörfer führen den Wanderer bei dem Wachwitzer und Helfenberger Grunde und der maleriſchen Ruine des Schloſſes Rothenfels vorüber. Das Weingebirge links, die Elbe rechts, jenſeits die mit Dörfern und Fruchthügeln bedeckte Ebene von Dresden, und die reizenden Elbdörfer Tolkwitz und Laubegaſt, umfaſſen einen Reichthum von Landſchaftsbildern, wie er kaum irgendwo ſo freundlich gefunden wird. Bei Klein- und Großhoſterwitz ſind die Anlagen und der Landſitz des verſtorbenen Grafen Marcolini ſehenswerth. Hier führt ein ſchöner Grund zu der romantiſchen Klippmühle und zu der reizenden Ausſicht des Zuckerhuts. In der Ebene liegt das Dorf Pillnitz. Aus einer prächtigen vierfachen Kaſtanien- und Lindenallee, welche eine Maillebahn einſchließt, nähert man ſich dem Schloſſe. Die alte Burg Pillnitz oder Billenitz, wie ſie in Urkunden heißt, gehörte im Anfange des 15ten Jahrhunderts der von Carlowitziſchen, und ſpäter der von Ziegler'ſchen Familie. Am Ende des 16ten Jahrhunderts kam das Gut an die von Loß. Im J. 1616 bauete der Hofmarſchall Chriſtian von Loß das alte Schloß, wovon jetzt nur noch ein Theil übrig iſt. Später kam Pillnitz an die Bünauiſche Familie. Im J. 1693 kaufte es Johann Georg IV. von Heinrich von Bünau, und ſchenkte es ſeiner Maitreſſe, der Gräfin von Rochlitz (Fräulein von Neidſchütz). Nach deren Tode fiel es an die Kammer. Friedrich Auguſt I. (als König von Polen Auguſt II.) belehnte 1705 die Gräfin Koſel damit. Später wurde es der Sommeraufenthalt des Feldmarſchalls Rutowsky. Bald aber bezog es Auguſt II. ſelbſt, und bauete hier noch zwei Paläſte, welche prunkvoll eingerichtet, und in der Folge von der landesherrlichen Familie während des Sommers bewohnt wurden. Seit 1788 erhielt das Ganze eine ſchönere Geſtalt. Doch gibt der verſchiedenartige Styl der Gebäude, die Vermiſchung chineſiſcher, japaniſcher und italieniſcher Bauart, demſelben ein auffallendes Anſehn. Vier einzeln ſtehende Pavillons von pirnaiſchem Sandſtein bilden die Flügel eines großen Quadrats, welches nach Abend zu der königliche Garten, nach Morgen zu die alten Schloßgebäude einſchließen. Zwiſchen den ſüdlichen Pavillons ſteht das Waſſerpalais, zwiſchen den nördlichen das Bergpalais. Die Pavillons ſind nicht hoch, haben chineſiſche Kupferdächer und Säulengänge nach toſcaniſcher Ordnung. Drei ſtanden ſchon zur Zeit der pillnitzer Convention; der vierte iſt erſt ſeit 1800 vollendet. Im neuen Palais wohnt die königliche Familie. Die meiſten Zimmer ſind vom Hofmaler Klingner gemalt. Im alten Schloſſe wohnen Hofbeamte und Geiſtliche, die Hofdienerſchaft aber im ſogenannten franzöſiſchen Dörfchen hinter dem Schloſſe. In den Seitenflügeln des alten Schloſſes befinden ſich die Hofküche, das Theater, der Venustempel und die Capelle. Dieſer Theil brannte im J. 1818 ab, wird aber jetzt wieder aufgebaut. Der ehemalige Venustempel war unter den Auguſten mit den Portraiten aller Favoritinnen dieſer Könige verziert, die aber ſeit 1791 theils in die Galerie des Brühlſchen Gartens, theils in andere Orte verwieſen ſind. Auguſt II., der Erbauer des Venustempels, gab hier ſeit 1720 die prunkvollſten Feſte. Das Theater faßt höchſtens 300 Menſchen; es werden auf demſelben nur italieniſche Opern gegeben; der Einlaß iſt frei, und ſteht auch den Landleuten der Gegend offen. Hinter dem alten Schloſſe ſind Plätze zum Ballon- und Paßſpiel eingerichtet, die aber eben ſo, wie die 2000 Schritt lange Maillebahn ſelten benutzt werden. Der Garten des Königs, nördlich hinter

dem Bergpalais, iſt in einem einfachen Geſchmack angelegt; eine Pappelinſel, eine Veſtale aus carrariſchem Marmor von dem berühmten Trippel in Rom, eine Menagerie, ein Vogelhaus und zwei Pavillons ſchmücken den Garten, der vorzüglich reich an ſeltenen Gewächſen iſt. Ein Pavillon enthält ein lehrreiches Saamencabinet, nebſt einer koſtbaren Sammlung ſchön gemalter Pflanzen und Schmetterlinge. Außerdem ſind hier vier Gewächshäuſer und ein Orangeriehaus. Der König iſt Kenner der Botanik, und der Naturforſcher freuet ſich der Sorgfalt, mit welcher hier die kryptogamiſchen Gewächſe gezogen werden; man unterſucht ſie aufs genaueſte, und ein geſchickter Künſtler zeichnet das, was man beobachtet hat. Die an ſich ſchon reizenden Umgebungen von Pillnitz hat der jetzige König durch mehrere Anlagen verſchönert. Dicht hinter dem Dorfe öffnet ſich der pillnitzer Grund, in welchem der romantiſche Friedrichsweg nach dem Borsberge führt, welcher ſich 458 Ellen über die Elbe erhebt. Am Eingange zum Grunde iſt eine Eisgrube im gothiſchen Geſchmack; von hier führt ein Waldpfad auf den Schloßberg, wo die 1788 angelegten Burgruinen mit geſchmackvollen Zimmern ſich befinden; ihre Lage auf dem freien Bergvorſprunge gibt eine vortreffliche Ausſicht. Von hier gelangt man zu einer zwiſchen Laub- und Nadelholz verſteckten Brücke, und an den 500 Fuß hohen Waſſerfall, der aus mehrern Quellen ſein Waſſer empfängt, das in drei ausgemauerten Teichen ſich ſammelt. Auf der höchſten Spitze des Borsbergs, wohin man auf dieſem ſchattigen Wege in einer Stunde gelangt, liegt die Eremitage, eine in künſtlichen Felſen verſteckte Grotte mit italieniſchen und franzöſiſchen Inſchriften und umgeben von bretternen Zelten. Ueber ihr ſteht ein Altan, von welchem man das Elbthal von Meißen bis Königſtein, umgränzt von den Gebirgen des meißner Hochlandes, Böhmens und des Erzgebirges, überſehen kann. Unter den königl. Gondeln in Pillnitz zeichnen ſich beſonders zwei durch Bildhauerarbeit, und von innen durch eingebrannte Wachsmalerei aus. In der einen ſieht man die ſchönſten Elbgegenden: Königsſtein, Meißen, Hirſchſtein u. ſ. w. von Veith, Günther und Wizani gemalt; als Nebenverzierungen ſind alle kleinere Arten der Elbfiſche nebſt Bibern, Fiſchottern u. ſ. w. in Arabesken angebracht. Die Decke enthält eine Karte des Elbſtroms von der böhmiſchen Gränze bis ins Deſſauiſche; um ſie her winden ſich allegoriſch geſtaltet die vier Hauptflüſſe Sachſens: die Elbe, Mulde, Saale und Unſtrut; die größern Elbfiſche, Lachs, Stör, Karpfen, Wels u. ſ. w. füllen in Arabeskenform die leeren Felder. Zwei Elbmeſſer bezeichnen, einer den gegenwärtigen, der andere den Waſſerſtand der denkwürdigſten Ueberſchwemmungsjahre. In der zweiten Gondel ſind Schiffe, Fahrzeuge und Fiſchergeräthe verſchiedener Nationen, Corallen, Seegewächſe, Conchylien u. ſ. w. und an der Decke eine Windroſe enkauſtiſch gemalt. Mitten auf der Elbe iſt ein Heger, auf welchem mehrmals große Feuerwerke abgebrannt wurden. — Das an ſich dem Naturfreunde ſo intereſſante und in der ſächſiſchen Hofgeſchichte ſo merkwürdige Pillnitz erhielt eine univerſalhiſtoriſche Bedeutung durch die Fürſtenverſammlung, welche vom 25ſten bis 27ſten Auguſt 1791 zunächſt wegen der polniſchen Angelegenheiten hier gehalten wurde. Kaiſer Leopold II., der König von Preußen Friedrich Wilhelm II. und der Graf von Artois, außer welchen noch der jetzt regierende Kaiſer Franz I., der jetzige König von Preußen und mehrere andere Fürſten zugegen waren, unterredeten ſich hier über die gegen die

franzöſiſche Revolution zu ergreifenden Maßregeln. Es war zwar kein Offenſivbündniß gegen Frankreich in dieſer bekannten pillnitzer Convention enthalten; aber man beſchloß doch gemeinſchaftlich jedem Angriffe von Seiten Frankreichs und der Revolution entgegen, zuwirken. Das nachher zwiſchen Preußen und Oeſterreich abgeſchloſſene Schutzbündniß ward hier vorbereitet. Die Brüder des Königs von Frankreich erhielten nämlich von Preußen und Oeſterreich eine Erklärung, welche auf einen nahe bevorſtehenden Ausbruch des Krieges zu deuten ſchien: „Daß ſie die jetzige Lage des Königs von Frankreich als einen Gegenſtand des gemeinſamen Intereſſe aller Souveraine in Europa betrachten, daß ſie hoffen, daß dieſes Intereſſe von den Mächten werde erkannt werden, deren Hülfe reclamirt werden, und daß ſie dem zufolge ſich nicht weigern werden, gemeinſchaftlich mit ihren Majeſtäten und nach Verhältniß ihrer Kräfte die wirkſamſten Mittel zu ergreifen, um den König von Frankreich in den Stand zu ſetzen, in der vollkommenſten Freiheit die Grundlagen einer den Rechten der Souveraine und dem Beſten der franzöſiſchen Nation gleichmäßig zuträglichen monarchiſchen Regierungsform zu befeſtigen. Dann und in dem Falle ſind der Kaiſer und der König von Preußen entſchloſſen, ſchleunig im allgemeinſamen Einverſtändniſſe mit der nöthigen Macht zu handeln, um gemeinſchaftlich den vorgeſetzten Zweck zu erreichen. Inzwiſchen wollen ſie ihren Truppen die nöthigen Befehle geben, damit ſie im Stande ſeyen, ſich in Activität zu ſetzen.“ — Dieß war der Hauptinhalt jener folgenreichen Erklärung, die man in Frankreich als den Grund der erſten Coalition gegen daſſelbe betrachtete. Als Tauſende damals den feſtlichen Prunk jener Tage bewunderten, als man den Tempel auf dem Elbheger mit der Inſchrift: Concordia Augustorum, brennen, und den Strom in einen Flammenſpiegel verwandelt ſah, da ahnete niemand die blutigen Erſchütterungen des europäiſchen Staatenbundes, noch die traurigen Umwälzungen, welche Deutſchland und Sachſen bevorſtanden. Jene pillnitzer Convention, die zuerſt alle Leidenſchaften in Frankreich gegen das Ausland entfeſſelte, macht in der neuern Geſchichte Epoche; eine auf ſie geprägte Silbermünze wird jetzt mit 20 Thalern und darüber bezahlt.

Pilory, der Pranger der Engländer. Kopf und Hände des Verurtheilten werden dergeſtalt eingezwängt, daß alle freie Bewegung unmöglich iſt. Aber eine jeder vernünftigen Criminalgeſetzgebung widerſprechende Eigenthümlichkeit dieſer Strafe iſt die unbeſchränkte Freiheit, mit welcher der Pöbel dabei ſeine Geſinnung äußern darf. Iſt der zur Schau Ausgeſtellte dem Pöbel verhaßt, ſo iſt er nicht nur in Gefahr, ſeine Geſundheit, ſondern ſelbſt ſein Leben einzubüßen. Iſt ihm dagegen das Volk gewogen, oder iſt derſelbe wohl gar als Märtyrer ſeiner Publicität und Freimüthigkeit zur Pilory verurtheilt worden, wie dieß in neuerer Zeit beſonders mit den Druckern freimüthiger politiſchen Schriften geſchah, ſo wird die Strafe zu einem Triumph für ihn. Der Verurtheilte ſelbſt hat die Freiheit, von der Pilory herab Reden zu halten, ſich zu vertheidigen, und ſeine Feinde mit den gehäſſigſten Farben zu ſchildern. (Vergl. Schandpfahl.)

Pilpai (richtiger **Bidpai**), ſoll 400 Jahre vor Chriſtus gelebt und auf Befehl des Königs Dabſchelim in indiſcher Sprache die unter dem Titel Kalila und Dimnah bekannte Sammlung höchſt intereſſanter und artiger Erzählungen und Apologen geſchrieben haben,

welche in älterer und neuerer Zeit allgemeinen Beifall gefunden hat und in alle Sprachen des Morgen- und Abendlands überſeʒt worden iſt. Daß aber die ganze Exiſtenz dieſes Schriftſtellers auf einem Mißverſtändniſſe beruhe, daß der Name Bidpai bloß aus dem Samſcrit-Worte Hitopadisa (nützlicher Unterricht) entſtanden iſt, welchen Titel das Buch in der ſamſcrit. Ausgabe (Serampoore, 1804. 4.) führt, hat Beigel in Ideler über die Sternnamen S. 369 ſcharfſinnig bemerkt. Von der arabiſchen Ueberſeʒung hat Silv. de Sacy, Paris 1816, II. 8. eine ſchöne Ausgabe mit franzöſiſcher Ueberſeʒung geliefert; nach einer frühern franzöſiſchen Ueberſeʒung iſt die deutſche: Abuſchalem und ſein Hofphiloſoph, oder die Weisheit Indiens, Leipzig 1778, 8. gearbeitet, und das Samſcritoriginal hat Wilkins zu London, 1787, 8. ins Engliſche überſeʒt.

Pilot, ſ. Lootſe.

Pilz, ſ. Schwamm.

Piment, Jamaica-Pfeffer, Nelkenpfeffer, engliſch Gewürz. Es beſteht aus den unreif abgepflückten, an der Sonne getrockneten, gewürzhaften Beeren der Gewürzmyrthe, welche in Oſtindien, vornehmlich in Jamaica, wächſt. Der Anbau derſelben iſt erſt ſeit 1668 dort bekannt.

Pimpleiden, Beiname der Muſen von Pimpla oder Pimplea, einem denſelben geheiligten Quell Thraciens.

Pindarus, einer der erhabenſten und würdigſten griechiſchen Sänger. In einem Epigramm der griechiſchen Anthologie von Antipater heißt es von ihm:

Wie die knöcherne Pfeife der ſchmetternde Ruf der Drommete,
Alſo beſiegte dein Lied jeglicher Laute Getön.

Er beſang die Siege in den öffentlichen Wettkämpfen der Griechen, und in ſofern ſind ſeine Oden wahre Gelegenheitsgedichte; aber freilich in einem höhern Sinne, als man Lieder dieſer Gattung gewöhnlich nimmt. Jene Wettkämpfe waren öffentliche Volksfeſte, an welchen die angeſehenſten Männer (ſelbſt Fürſten) Theil nahmen, und um die Ehre des Sieges wetteiferten. Solche Triumphe zu beſingen, durfte demnach der größte Dichter ſeiner nicht für unwürdig achten; denn nicht um feilen Lohn ſang er: er verherrlichte das Feſt und den Sieger durch ſeinen Geſang, und nahm ſo ſelbſt an dem Glanze des Triumphs und an der öffentlichen Ehre Theil. Und eben durch die Art, wie Pindar dieß that, offenbart ſich der große Dichter. Er ergießt ſich nicht in einen breiten Strom ſchmeichelnder Lobeserhebungen ſeines Helden (worin ſich mancher Andere würde gefallen haben), ſondern auf den Flügeln ſeiner Phantaſie trägt er den Sieger mit ſich wie ein Adler empor, und greift begeiſtert in die Saiten, die in mannichfachen Melodien lauter und leiſer ertönen, wie es der Genius ihm eingibt. Nicht nur die Sieger und ihre Mitbürger fühlten ſich geehrt und verherrlicht durch die erhabenen Hymnen des Dichters; das ganze verſammelte Griechenland nahm daran Theil, und ſo verbreiteten ſich dieſe Geſänge bald durch ganz Hellas und allenthalben hin, wo die helleniſche Sprache geredet wurde. Durch ſie ſind ſie auch bis zu uns gekommen. Und eben, weil es nicht gewöhnliche, nicht auf den flüchtigen Augenblick berechnete Lieder ſind, weil in ihnen ein hoher ſchöpferiſcher Geiſt lebt, der mit der Gegenwart zugleich die Zukunft, mit dem Beſondern zugleich das Allgemeine

umfaßte — ſind die Pindariſchen Geſänge für alle Jahrhunderte, freilich nicht zur flüchtigen Unterhaltung, gleich Anakreons leicht beweglichen Liederchen, aber wohl ein herrlicher Genuß für jeden, der die Sprache und den Geiſt des alten Hellas ſich genugſam zu eigen gemacht hat, und Phantaſie genug beſitzt, um dem oft kühnen und doch ſichern Fluge des Dichters mit unverwandtem Blicke folgen zu können. Aber eben daher, daß, um das Schöne und Herrliche der Pindariſchen Oden ganz zu empfinden, eine nicht gemeine Bekanntſchaft mit dem Griechiſchen, und eigener Dichtergeiſt erfodert wird, kommt es unſtreitig, daß Viele entweder eine ſehr geringe Kenntniß, oder auch eine ganz verkehrte Anſicht von unſerm Dichter haben. Nicht in kühnen Sprüngen und hochtrabenden Phraſen offenbart ſich der Pindariſche Hymnus; er gleicht oft einem klaren und tiefen Strome, der in ruhiger Majeſtät dahinſtrömt, und in deſſen Fluthen ſich der Himmel mit ſeinen Sternen und die Erde mit ihren Blumen ſpiegelt; — die Ode wird zum Epos, und wir ſehen die Heroen der alten Welt in ihrer Kraft einherſchreiten und vernehmen ihre Rede. Von dieſer Art iſt die vierte der pythiſchen Oden auf den cyreneiſchen Fürſten Arceſilas, der im Wagenrennen den Preis davon getragen hatte. — Nicht alles indeß, was wir noch von dieſem großen Dichter haben, iſt gleich vortrefflich und anziehend. Manche machen ihm den Vorwurf, daß ſeine Metaphern bisweilen zu geſucht, zu froſtig ſeyen, und finden den Gang ſeiner Gedanken zuweilen allzu regellos und ausſchweifend. Daß auf uns nicht alles denſelben Eindruck machen kann, wie auf die Zeitgenoſſen, iſt wohl gewiß. Genug, daß nach dem Urtheile der größten Männer die Pindariſchen Geſänge zu dem Schönſten und Herrlichſten gehören, was uns aus dem Alterthume übrig geblieben iſt. Obwohl die Zeit auch viele dieſer Geſänge vernichtet hat, ſo iſt doch noch eine bedeutende Anzahl Oden oder Siegeshymnen übrig geblieben, nämlich 45; und zwar, da der öffentlichen feierlichen Wettkämpfe bei den Hellenen vier waren — die olympiſchen, pythiſchen, nemeiſchen, iſthmiſchen — und der Dichter bei allen ſeine Lyra ertönen ließ, 14 auf olympiſche Sieger, 12 auf pythiſche, 11 auf nemeiſche und 8 auf iſthmiſche. Sie ſind ſämmtlich im doriſchen Dialekt geſungen. Von den Ausgaben des Pindar verdienen mit beſonderer Auszeichnung genannt zu werden die Ausgabe von Weſt und Welſted (Oxford, 1697, Fol.), von Heyne (neueſte Ausgabe Leipzig, 1817) und von Bökh (Leipz. 1811 u. ff.). Von Gedike haben wir die olympiſchen und pythiſchen Oden verdeutſcht; die olympiſchen auch deutſch überſetzt mit Anmerk. von Gurlitt und von Bothe. Sämmtliche Oden hat Fähſe überſetzt, mit einem brauchbaren Commentar; auch ſteht von der oben erwähnten 4ten pythiſchen Ode eine gelungene Ueberſetzung mit erläuternden Anmerkungen von Wilhelm von Humboldt im November-Stück der neuen deutſchen Monatſchrift 1795, herausgegeben von Gentz. Wir fügen noch etwas hinzu von der Poeſie und dem Leben unſers Dichters. Pindar wurde in Böotien geboren, in oder doch nahe bei Theben, und zwar in der 65ſten Olympiade, ungefähr 520 Jahre vor Chr. Geb., gerade während der Feier der pythiſchen Spiele, woraus man auf ſeinen Beruf zum Dichter ſchließen wollte. Noch mehr beſtätigte dieſen eine Sage, nach welcher ihm die Bienen als Knaben Honig in den Mund getragen haben ſollten. Sein Vater war ein Flötenſpieler, und er ſelbſt ſoll die Lyra meiſterhaft geſpielt haben. Frühzeitig wurde er zur Muſik und Poeſie gebildet, und die Ausbildung ſeines Dichtergeiſtes ver-

dankte er vorzüglich der ſchönen Korinna, die ſelbſt eine ausgezeichnete Dichterin war, und mehr als einmal im poetiſchen Wettkampfe mit ihrem Freunde den Preis davon getragen haben ſoll. Sonſt weiß man wenig von ſeinem Leben mit Gewißheit, ſelbſt ſein Todesjahr iſt unbeſtimmt; nach Einigen ſtarb er im 65ſten Jahre, nach Andern wurde er 80 oder gar 90 Jahre alt. Sein Ruhm war ſo groß, daß Alexander, ungeachtet ſeiner Erbitterung gegen die Thebaner, bei der Zerſtörung ihrer Stadt das Haus, wo einſt Pindar gewohnt hatte, ehrfurchtsvoll verſchonte. Daſſelbe hatten die Spartaner gethan, als ſie ſiegend in Theben eindrangen. Ja ſchon bei ſeinem Leben ſollen ihm ſeine Mitbürger eine Bildſäule errichtet haben. Aus ſeinen Geſängen läßt ſich ſchließen, daß ſich ſein Geiſt mehr zu dem Ernſten, Erhabenen, Heiligen, Feierlichen hinneigte. Dieſen Ton erfoderten auch Hymnen, wie Pindarus ſang. Zum Schluß möge noch das Urtheil Quintilians, dieſes ſo beſonnenen und feinen Kunſtrichters, hier ſtehen: Pindar, ſagt er unter andern im 10ten Buche ſeiner Unterweiſung in der Redekunſt, iſt unter den neun griechiſchen Lyrikern bei weitem der vorzüglichſte an hohem Dichtergeiſte, an Wort- und Gedankenfülle, und an ausdruckvoller Beredſamkeit, die ſich wie ein Strom ergießt. S.

Pindar (Peter), ſ. d. Art. Wolcott.

Pindemonte (Ippolito), Malteſer-Ritter, einer der beſten italieniſchen Dichter unſrer Zeit, ſtammt aus einer angeſehenen Familie Verona's. Er hat Frankreich, England, die Schweiz und Deutſchland bereiſ't und ſich unter andern einige Zeit in Berlin und Wien aufgehalten. Nach ſeiner Rückkehr gab er einen Roman unter dem Titel Abaritte (London 1790) heraus, worin er unter fingirten Namen die Charaktere verſchiedener merkwürdiger Männer ſchilderte, die er auf ſeiner Reiſe kennen gelernt hatte. Sein Trauerſpiel Ulisse, das er in ſeinem ſechzehnten Jahre ſchrieb, muß als eine Jugendarbeit beurtheilt werden. Günſtiger wurden ſeine Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen, die er 1781 gemeinſchaftlich mit Girolamo Pompei herausgab, aufgenommen; ihnen folgte 1785 der Homeriſche Hymnus auf die Ceres. Aber den meiſten Ruhm erwarb er ſich durch ſeinen Saggio di poesie campestri, wozu er durch Bertola's Ueberſetzung Geßners angeregt wurde. Man findet darin eine rührende und ſüße Melancholie, angenehme ländliche Bilder und eine fruchtbare Lebensphiloſophie. Die Sprache iſt rein und der Vers leicht und gefällig.

Pindus, ein Berg in Griechenland, zwiſchen Theſſalien und Macedonien auf der einen, und Epirus und Aetolien auf der andern Seite. Er war, wie der Helicon und Parnaß, ein Sitz des Apollo und der Muſen. Jetzt heißt er Mezzovo.

Pinke (pinque), auch Tartane, eine Art ſchneller Laſtſchiffe, hinten und vorn gleich rund, mit flachem Boden und dickem Bauche. Sie führen ungefähr 300 Tonnen und werden vorzüglich zum Stockfiſchfange gebraucht.

Pinnaſſe, ein kleines Fahrzeug mit viereckigem Hintertheile, welches zwei auch drei Maſten führt und ſehr geſchwind ſegelt, da man ſich neben den Segeln auch noch der Ruder bedient.

Pinkeney, in der neuern Zeit einer der berühmteſten Diplomaten der vereinigten Staaten von Nordamerika. Er begann ſeine diplomatiſche Laufbahn 1794 auf einer Sendung nach England, um die damaligen Streitigkeiten unter beiden Mächten zu beſeitigen. Im

J. 1795 begab er ſich nach Spanien, um mit dieſer Macht wegen Florida eine Uebereinkunft zu treffen, und 1797 hatte er mit zwei andern amerikaniſchen Abgeordneten eine ſchwierige Sendung ans franzöſiſche Directorium. Hierauf wurde er zu verſchiedenen andern wichtigen Geſchäften gebraucht, und im J. 1816 zum amerikaniſchen Geſandten am petersburger Hofe ernannt, welchen Poſten er noch 1819 bekleidet. Ehe er ihn antrat, glich er noch die Streitigkeiten mit dem neapolitaniſchen Hofe aus, welche noch von der unter Murats Regierung geſchehenen Confiscation einer Anzahl amerikaniſcher Schiffe und Ladungen herrührte. Vergebens verſuchte er bei dieſer Gelegenheit die Abtretung einiger Handelspoſitionen, namentlich der Inſel Lampeduſa zu erhalten.

Pinkerton (John), Mitglied der königlichen Societät zu London, ein noch lebender fruchtbarer brittiſcher Schriftſteller, der ſich aber mehr allgemein bekannt als berühmt gemacht hat, wurde zu Edinburgh 1758 geboren, und auf der lateiniſchen Schule zu Canerk erzogen. Nachher ward er als Secretär in Edinburgh angeſtellt. Fünf Jahre ſpäter begab er ſich, als ſein Vater 1780 geſtorben war, nach London, wo er mit Buchhändlern in Geſchäftsverbindungen lebte. Vor mehrern Jahren heirathete er die Schweſter des Biſchofs von St. Davids, welche ſich aber bald wieder von ihm trennte. Im J. 1785 gab Pinkerton unter dem angenommenen Namen Robert Heron ein Werk heraus, wodurch er das ganze gelehrte England in Erſtaunen ſetzte, indem er in demſelben die alten Claſſiker, ſo wie die beſten neuern Schriftſteller mit einem ſo zuverſichtlichen Ton kritiſirte, als ob er durch den höchſten Grad von Geiſt und Gelehrſamkeit dazu befugt geweſen wäre. In jenem lächerlichen Werke (Letters of Litterature by Robert Heron etc. 1785) — beging er auch die Thorheit, ein neues Syſtem der engliſchen Rechtſchreibung, wo möglich noch phantaſtiſcher und unſinniger, als das ſeines Landsmannes Elphinſtone, einführen zu wollen. Durch ſeine Bewerbung um die Gunſt des berühmten Horazio Walpole, nachmaligen Grafen von Oxford, ward er mit Gibbon und andern bedeutenden Männern bekannt. Als aber Erſterer geſtorben war, ſchonte er das Andenken ſeines Freundes ſo wenig, daß er eine Menge Briefe und Anekdoten von demſelben erſt an den Herausgeber des Monthly Magazin, und als ſie in dieſem Journal nach und nach erſchienen waren, in 2 Octavbänden, unter dem Titel: Walpoliana, beſonders herausgab. Seine beiden wichtigſten Werke ſind eine allgemeine Sammlung der beſten Reiſebeſchreibungen in 13 Quartbänden, und eine allgemeine Erdbeſchreibung mit Atlas in 3 Quartbänden.

Pinnen, eine Art kleiner Nägel mit flachen Köpfen; in der Meßkunſt die kleinen, ungefähr einen Fuß langen Stäbchen, welche beim Meſſen in gewiſſen Entfernungen allemal da in die Erde geſteckt werden, wo die Meßkette aufhört, um nachher zu wiſſen, wie oft die Meßkette von einem Orte zum andern hat übergeſchlagen und fortgetragen werden müſſen. Endlich auch die ſtarken Schwungfedern an den Flügeln der Falken; auch eine Art ſpitziger Muſcheln.

Pinte, ein ſonſt in Frankreich, vornemlich in Paris, übliches Maß für flüſſige Dinge, ungefähr eine Kanne.

Piombino, das Fürſtenthum, mit der feſten Stadt gleiches Namens (von 4000 Einwohnern) liegt in dem toſcaniſchen Gebiete Siena am Canal Piombino, der es von der Inſel Elba (ſ. d. Art.) trennt, deren größerer Theil zum Fürſtenthum Piombino gehört.

Auf 9 Quadratmeilen enthält es 18,000 Einwohner und gibt jetzt 200,000 toscaniſche Lire Einkünfte. Urſprünglich war dieſes Fürſtenthum ein kaiſerliches Reichslehn und gehörte der Familie Appiani; hierauf kam es an die Ludoviſi. Als Philipp II., König von Spanien, den Herzog Cosmus I. von Florenz mit Siena belehnte, trennte er davon den Stato dei Preſidi, zu welchem Piombino als Lehn gehörte, und verband ihn mit Neapel. Im J. 1801 trat König Ferdinand IV. von beiden Sicilien den Stato nebſt Piombino, über welches er aber nur die Lehnshoheit beſaß, an Frankreich ab. Das Fürſtenthum gehörte damals dem Hauſe Buoncompagni. Dieſe Familie ſtammt von einem natürlichen Sohne des Papſtes Gregor XIII. (Hugo Buoncompagni) ab. Sie hatte Piombino im J. 1681 durch die Vermählung Gregor Buoncompagni's, Herzogs von Sora und Alcara, mit der Erbin von Piombino, Hippolyte Ludoviſi, erworben. Gregor hinterließ nur Töchter; die älteſte war mit ſeinem Bruder Anton vermählt, von dem die jetzigen Fürſten von Piombino abſtammen. Frankreich entzog dem Hauſe das ganze Beſitzthum, und der Kaiſer Napoleon ertheilte das Fürſtenthum Piombino, als ein franzöſiſches Reichslehn, ſeiner Schweſter Eliſa Bacciochi (ſ. d. Art.). Endlich gab die Wiener Congreßacte (Art. 100) dem Hauſe Buoncompagni-Ludoviſi das Fürſtenthum Piombino, nebſt dem Antheile von Elba, zurück, allein unter der Lehns- und Landeshoheit von Toſcana. Doch ſollte der Großherzog den Fürſten für den Verluſt ſeiner Hoheitsrechte entſchädigen. Der gegenwärtige Beſitzer, Ludwig Maria Buoncompagni-Ludoviſi, Fürſt von Piombino, Herzog von Sora und Alcara, geboren 1767, hat keine Kinder, ſondern bloß Seitenverwandte.

Piombo (Sebaſtiano del), ein berühmter Maler, geboren zu Venedig 1485. Sein eigentlicher Familienname war Luciani. Der Muſik, welche er ſehr liebte, entſagte er, um ſich der Malerei unter Johann Bellini zu widmen. Dann war Giorgione ſein Lehrer, von dem er das ſchöne Colorit lernte. Als er für ſich ſelbſt zu malen anfing, war Portraitmalerei der Zweig, den er vorzüglich ausbildete. Der Ruf, den er ſich bald dadurch erwarb, veranlaßte einen reichen Kaufmann von Siena, Agoſtino Chigi, ihn nach Rom zu nehmen und ihm die Verzierungen ſeines Hauſes zu übertragen. Die Zartheit ſeiner Malerei wurde hier ſehr bewundert, und Michel Angelo, der auf den werdenden Ruhm Rafaels einigermaßen eiferſüchtig geweſen zu ſeyn ſcheint, munterte Sebaſtiano auf, mit ihm einen Wettſtreit einzugehen. Jener verſah ihn ſogar mit Zeichnungen, deren Details Piombo oft ſehr glücklich ausführte, obgleich ſein Geiſt für hohe Erfindung und große Ideen nicht eben empfänglich war. Als Rafael ſein berühmtes Gemälde der Himmelfahrt gemalt hatte, wurde Sebaſtiano von Michel Angelo bewogen, durch eine Auferſtehung des Lazarus ihn wo möglich zu überbieten. Dieſes Werk wird für ſein größtes angeſehen und erhielt allgemeinen Beifall. Sein Märtyrertod der heiligen Agatha wurde ebenfalls zu den Werken der erſten Meiſter gezählt. Wie dem auch ſey, ſo beſtand ſein Hauptverdienſt doch in einzelnen Figuren und Portraits. Sein Pietro Aeretino und Papſt Clemens VII. waren von bewundernswürdiger Aehnlichkeit und dem vollendetſten Colorit. Vornehmlich wurde er von dem genannten Papſte begünſtigt, der ihm das Amt eines päpſtlichen Siegelbewahrers übertrug. Sein Beiname del Piombo ſpielt darauf an. Dieſes Amt nöthigte ihn, das geiſtliche Gewand zu nehmen, und ſeit

dem entſagte er der Malerkunſt faſt ganz. Er ſchrieb Verſe, zog gelehrte Männer an ſeine Tafel, lebte mit Gemächlichkeit und malte nur hin und wieder auf beſondere Veranlaſſung ein Portrait, z. B. die Julia Gonzaga für den Cardinal Hippolyt von Medici, den Papſt Paul III. im Verſcheiden, und einige andere. Er ſtarb im J. 1547. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß er eine eigene Art in Oel auf Stein zu malen erfunden hatte, in welcher man noch eine Geißelung in St. Peter in Montorio ſieht.

Pionniers heißen die in ein beſondres Corps geſammelten Mannſchaften, welche die eine beſondere techniſche Fertigkeit erfodern. den Arbeiten bei Ausbeſſerung von Wegen, Anlegung von Verſchanzungen, Trancheen ꝛc. verrichten. Unter ihnen ſind bei mehreren Armeen ſpecielle Abtheilungen für verſchiedene Zwecke, als Sappeurs, Mineurs, Pontoniers begriffen.

Piozzi (Miſtreß Heſter Lynch), eine bekannte engliſche Schriftſtellerin, Tochter des John Salisbury Esquire, zu Bodvel in Caernarvonſhire um das J. 1744 geboren. Im J. 1763 heirathete ſie einen bedeutenden Bauer, Heinrich **Theale** in Southwark, der einige Jahre auch Repräſentant dieſes Fleckens im Parlament war. Nach ſeinem Tode (1787) zog ſie mit ihren vier Töchtern nach Bath. Im J. 1784 gab ſie ihre Hand einem italieniſchen Muſiklehrer Gabriel **Piozzi**, mit dem ſie nach dem Continent reiſete, und einige Jahre in Florenz verlebte. Sie war die vertraute Freundin und Correſpondentin des Doctor Johnſon, deſſen Unwillen ſie ſich durch ihre unkluge Heirath zuzog. Nach Johnſons Tode gab ſie Briefe und Anekdoten von dieſem achtungswürdigen Manne heraus, ohne ſich um die Schicklichkeit ihres Unternehmens, und die Wahrheit ihrer Erzählungen zu kümmern. Der geniale Joſeph Baretti war ſehr ſtreng in ſeinen Bemerkungen über Miſtreß Piozzi's Betragen, und Doctor Wollcot ſchrieb ein vortreffliches Gedicht, in welchem er die gelehrte Dame und ihren Nebenbuhler, Boswell, unter den ihnen beigelegten Titeln: „Bozzi und Piozzi" Preis gaben. Außer ihrem Werke über Johnſon iſt ſie in Deutſchland noch durch eine von Georg Forſter überſetzte Beſchreibung einer Reiſe durch Italien, Frankreich und Deutſchland bekannt.

Pipe, ein urſprünglich ſpaniſches Wein- oder Oelgefäß, das gewöhnlich 5 Eimer oder 300 Maß enthält. In Danzig hält eine Pipe ſpaniſchen Weins 2 1/2 Ohm, eine Pipe Sect aber 3 Ohm oder 12 Anker oder 60 Viertel.

Piper (Carl, Graf von), ſchwediſcher Reichsrath und Oberhofmarſchall, trat unter Carl XI. in den Staatsdienſt. Er war ein Liebling Carls XII., der ihm ſein ganzes Vertrauen ſchenkte und als Premierminiſter die Führung der wichtigſten Geſchäfte überließ, ein einſichtsvoller Politiker und der unzertrennliche Gefährte ſeines Königs während deſſen ganzer kriegeriſchen Laufbahn, bis zu der unglücklichen Schlacht bei Pultawa 1709, wo er in ruſſiſche Gefangenſchaft gerieth. Er wurde nach Schlüſſelburg gebracht, wo er im J. 1716 ſtarb. Sein Sohn, **Carl Friedrich**, geboren 1700, war Oberhofmeiſter und Präſident des Reichskammer-Collegiums, und ſtand bei dem Könige Friedrich Adolph in beſonderer Gunſt. Als aber 1756 ſein Tochtermann, Erich Brahe, enthauptet wurde, legte er ſeine Aemter nieder und zog ſich auf ſeine Güter zurück, wo er 1775 ſtarb.

Pipin, der Name zweier großen Beherrſcher des alten Fran-

reichs zu den Zeiten des letzten Regenten aus dem Merovingiſchen Stamme 1) Pipin von Herſtall, den die Auſtraſier oder öſtlichen Franken nach ihres Königs Dagobert II. Tode, an deſſen Hofe Pipin Major Domus war (eine Würde, die urſprünglich bloß den angeſehenſten Hofbeamten bedeutete, aber in der Folge königsmäßige Macht erlangte), eines Krieges wegen zu ihrem Herzoge wählten, und welcher zwar einige Scheinkönige einſetzte, aber unter jenem Titel unumſchränkt herrſchte. Er ſtarb nach vielen glücklich geführten Kriegen 714 und hinterließ ſeinem natürlichen Sohne, dem tapfern Carl Martell, die nämliche furchtbare Würde, welcher ſie noch mehr erweiterte und das ganze große Reich der Franken bei ſeinem Tode (741) mit Genehmigung der Stände unter ſeine beiden Söhne theilte. Erſterer, Carlmann, überließ ſeine Länder ſeinem Bruder, 2) Pipin dem Kurzen oder Kleinen, welcher nun unter dem Namen eines Königs ganz Frankreich beſaß und bloß auf einige Jahre (bis 752) einen neuen Scheinkönig, Childerich III., den letzten Merovinger, aufſtellte. Dieſer Pipin, Carls des Großen Vater, iſt in vielen Rückſichten merkwürdig. Er beſiegte nicht nur die Bayern und gab ihnen einen Herzog, ſondern unterwarf ſich auch in der Lombardei den größten Theil des Exarchats, oder den nachmaligen Kirchenſtaat, den er dem Papſte mit Vorbehalt der Oberherrſchaft ſchenkte, machte ſich mehrere Völker zinsbar und vergrößerte ſein Reich außerordentlich. Da aber ſeine Macht ſich bloß auf gutes Vernehmen mit den Ständen gründete, ſo konnte er noch keine Reform im Innern des Staats machen, ſondern mußte dieſe ſeinem Sohne überlaſſen, der nach ihm den Thron beſtieg. Er ſtarb 748.

Piquet, ſ. Piket.

Piquetſpiel. Dieſes bekannte Kartenſpiel, welches unter Zweien mit 32 Karten geſpielt wird, erfanden die Franzoſen vor Ende des vierzehnten Jahrhunderts unter der Regierung des blödſinnigen Königs Carl VI.

Piraneſi (Gebrüder), geboren in Rom, wo ſie ehemals eine bedeutende Kunſthandlung hatten; nach der Revolution haben ſie ſich nach Paris gewendet und dort ein ähnliches Etabliſſement errichtet. Ihr Vater zeichnete ſich als Kupferſtecher ſowohl durch einen ungemeinen Fleiß, als auch dadurch aus, daß er eine eigene Manier erfand, mit ganz geraden Strichen zu ſtechen, welche beſonders für ſein Fach der architektoniſchen Zeichnungen und Zierrathen aller Art ſehr paſſend war. Er bearbeitete auf dieſe Weiſe mehrere tauſend Platten, und gab alle merkwürdigen Denkmale alter Baukunſt, alle ſchönen Ruinen, an denen Italien ſo reich iſt, in ſo geſtochenen Blättern heraus. Seine Söhne arbeiten in demſelben Fache, doch geht ihre Betriebſamkeit mehr auf einen ausgebreiteten Kunſthandel als auf die eigene Kunſtübung. — Der bekannte Ritter Piraneſi war bei dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution ſchwediſcher Miniſter am päpſtlichen Hofe, wo er ſich durch ſeine Anhänglichkeit an republikaniſchen Ideen auszeichnete. Er entſagte zuletzt ſeinem Miniſtergehalte, und trat auf die Seite der Volkspartei. Als die Franzoſen unter Berthier bis nach Rom vorgedrungen waren, lud er die Adeligen ein, auf dem Capitol die Sinnbilder des Adels zu verbrennen. Im J. 1799 ward er zum Miniſter der römiſchen Republik in Paris ernannt, wo er nach Wiederherſtellung der päpſtlichen Regierung ſich niederließ.

Piraten, ſ. Seeräuber.

Pirithous, ein Sohn des Jupiter und der Dia (der Gemahlin des Irion), König der Lapithen und vertrauter Freund des Theseus. Er vermählte ſich mit Hippodamia, der Tochter des Atrax, eines andern Lapithenfürſten, mit welcher er den Polipôtes zeugte. Sein Hochzeitfeſt iſt bekannt durch den Kampf der Lapithen mit den Centauren, welcher entſtand, als der trunkene Centaur Eurytion die Braut mißhandelte, und mit der Vertreibung der Centauren vom Pelion endigte. Nach dem Tode ſeiner Gemahlin begab ſich Pirithous zum Theſeus nach Athen, und vereinigte ſich, da auch deſſen Gemahlin geſtorben war, mit ihm zum Raube der ſpartaniſchen Helena. Als ſie dieſelbe nach Athen entführt hatten, loſeten ſie um ihren Beſitz und ſetzten feſt, daß derjenige, dem ſie zufallen würde, dem Andern auch zu einer Gemahlin verhelfen ſolle. Sie wurde dem Theſeus zu Theil, und Pirithous verlangte jetzt von dieſem, er ſolle ihm des Pluto Gemahlin, Proſerpina, entführen helfen. In dieſer Abſicht ſtiegen Beide in die Unterwelt hinab; als ſie ſich aber hingeſetzt hatten, um auszuruhen, vermochten ſie nicht wieder aufzuſtehen. Theſeus wurde nachher vom Hercules befreit; Pirithous aber mußte, mit 300 Ketten belaſtet, in der Unterwelt zurückbleiben. (Vergl. Theſeus).

Pirkheimer (Bilibald), nach Andern Pirckhaimer, ein berühmter nürnbergiſcher Rathsherr, ſtammte aus einem edeln und reichen Geſchlechte der Reichsſtadt Nürnberg und war 1440 zu Eichſtädt geboren. Der Vater, ein Staatsmann und Freund der Muſen, wandte Alles an, die trefflichen Anlagen des Knaben zu entwickeln, und nahm ihn allenthalben mit ſich, wohin er in den Geſchäften der Fürſten, denen er diente, geſandt wurde. Dadurch war der Jüngling bereits mit der Welt und den Lebensgeſchäften bekannt und vertraut geworden, als er, den Ritterdienſt zu erlernen, in die Dienſte des Biſchofs von Eichſtädt trat, der als einer der Aufſeher des ſchwäbiſchen Bundes unaufhörlich von räuberiſchen Nachbaren befehdet wurde. Zwei Jahre verlebte der kraftvolle feurige Bilibald in ſtetem Kriegsdienſte, und wäre dieſer Beſchäftigung gern auf einen größern Schauplatz gefolgt, wenn nicht der Vater, der ihn zum Staatsmanne bilden wollte, ihn dem Kriegsgetümmel entzogen hätte, um ihn ſeine wiſſenſchaftliche Bildung in Italien vollenden zu laſſen. Sieben Jahre ſtudirte er zu Padua und zu Piſa. Zwar waren die Rechtswiſſenſchaften der Hauptgegenſtand ſeiner Studien; aber auch alle übrigen Gegenſtände der Kunſt und Wiſſenſchaften, die ſich ihm darboten, wurden mit Begierde von ihm ergriffen und durchdrungen, beſonders die alten Sprachen, Theologie, Medicin, Mathematik, Aſtronomie, auch Muſik. Nach ſeiner Rückkunft verheirathete er ſich und nahm die Anwartſchaft auf eine Senatorſtelle in Nürnberg an. Bald lernte man ſeine beſondere Brauchbarkeit kennen, denn mit einer gründlichen Kenntniß der Rechte verband er ſeine Sitten und ſiegende Beredſamkeit. Er wurde daher zu verſchiedenen Geſandtſchaften auf Reichstage und an Fürſten gebraucht; im J. 1499 aber vertraute der Senat ihm die Anführung der nürnbergiſchen Truppen in dem unglücklichen Kriege gegen die Schweizer. Sowohl Maximilian I. als auch Carl V. erkannten ſeinen Werth und ernannten ihn zu ihrem Rathe. Nachdem er in öffentlichen Geſchäften noch mehrere Jahre gewirkt und genützt hatte, zog er ſich von denſelben zurück und widmete fortan ſeine Muße den Wiſſenſchaften und ſeinen Freunden, zu welchen die trefflichſten Männer ſeiner Zeit gehörten, unter

andern Celtes und Albrecht Dürer. Nur zuweilen kehrte er zu den Staatsangelegenheiten zurück, da er es für die erſte Pflicht hielt, ſich dem Vaterlande, wenn es ſeiner bedürfe, nicht zu entziehen. Er beförderte mit Eifer die Reformation. Unter ſeinen Schriften (Opera ed. M. Goldast. Frcof. 1610 fol.), welche hauptſächlich in hiſtoriſchen und politiſchen Aufſätzen und Gedichten ſatyriſchen Inhalts beſtehen, ſind beſonders ſeine Briefe an die Gelehrteſten ſeiner Zeitgenoſſen bemerkenswerth und lehrreich. Er ſtarb im J. 1530.

Piron (Alexis), geboren zu Dijon den 9ten Juli 1689, war der Sohn von Aimé Piron, der ſich als Dichter im burgundiſchen Dialect bekannt gemacht hat. Er verlebte dreißig Jahre in ſeiner Vaterſtadt unter Ausſchweifungen und Vergnügungen. Ein obſcönes Gedicht, wodurch er ſich in ſehr üblen Ruf geſetzt hatte, wurde die Urſache, daß er ſeine Vaterſtadt verließ und nach Paris ging. Da ſeine Familie ihn nur wenig unterſtützen konnte, ſo machte er zunächſt die Feder zu ſeinem Erwerbszweige, (denn er ſchrieb wie in Kupfer geſtochen) und trat als Secretär in die Dienſte des Herrn von Belisle, nachher in die Dienſte eines Finanzpachters. Verſchiedene Stücke, in denen man ſonderbare, originelle Details und eine anziehende Erfindung erblickt, und die er für das Spectacle de la foire ſchrieb, gründeten zuerſt ſeinen Ruf; die Métromanie aber, eins der beſten franzöſiſchen Luſtſpiele, ſetzte ihn in den Rang der beſten franzöſiſchen Luſtſpieldichter ſeiner Nation. Dieſes an neuen Zügen, Witz und Laune reiche Stück wurde zuerſt 1738 auf das Theatre français gebracht und ſteht noch jetzt in verdientem Anſehn. — Allgemein bekannt ſind von ihm eine Menge witziger Einfälle und Antworten. Eben ſo bekannt iſt ſeine unaufhörliche Rivalität mit Voltaire, der ihn vielleicht unter allen ſeinen Gegnern ſeiner höchſt ſarcaſtiſchen und treffenden Einfälle wegen am meiſten fürchtete. Aber dieſe Eigenſchaft war es auch hauptſächlich, die ihm den Eintritt in die Academie verſperrte. Er rächte ſich zwar dadurch, daß er dieſe Geſellſchaft les Invalides du bel esprit nannte, und in der bekannten auf ſich ſelbſt verfaßten Grabſchrift:

Ci gît Piron, qui ne fut rien,
Pas même Académicien,

verſpottete; dennoch war er mehr als einmal bemüht geweſen, eine Stelle in derſelben zu erhalten. Er ſtarb den 21ſten Januar 1773.

Pirouette, eigentlich ein kleiner Kreiſel; in der Tanzkunſt das ſchnelle Umdrehen auf einem Fuße, der Kreisſchwung oder Drehſchwung; in der Reitkunſt die ſchnelle aber ſehr enge Werfung des Pferdes, ſo daß es mit dem Kopfe auf derſelben Stelle ſteht, wo es zuvor mit dem Schweife war. Pirouettiren, kreiſeln, im Kreiſe drehen.

Piſa, eine der älteſten und ſchönſten italieniſchen Städte im Großherzogthum Toscana, liegt in einer freundlichen Ebene ungefähr 24 Miglien vom Einfluſſe des Arno in die See. Das Clima iſt ziemlich geſund und ſo milde, daß faſt das ganze Jahr hindurch dort Frühling herrſchet. Statt 150,000 Einwohner in den Zeiten der Blüthe zählt die Stadt jetzt kaum 16,000; Stille und Einſamkeit ſind daher hier, wie in andern großen Städten Italiens, die ihre hiſtoriſche Rolle zu Ende geſpielt, herrſchend geworden. Der Arno, einen Halbkreis bildend, theilt den Ort in zwei faſt gleiche Hälften, welche durch drei Brücken mit einander in Verbindung ſtehen. Die beiden großen Kai's (Lungarno) ſind mit Gebäuden im edelſten

Style geſchmückt, deren wehrhaftes Ausſehn an die kriegeriſchen Zeiten der Republik erinnert. Die Straßen ſind großentheils breit, gerade, herrlich gepflaſtert, aber das häufig zwiſchen den Steinen wachſende Gras iſt ein trauriger Zeuge der Entvölkerung. Unter den kirchlichen Gebäuden nennen wir zuerſt den *Dom*, im elften Jahrhundert von einem griechiſchen Architekten erbaut, ein Ehrfurcht einflößendes, alterthümliches Gebäude, reich an Sehenswürdigkeiten mancherlei Art. Hinter dieſem ſteht der berühmte *hängende Glockenthurm*, deſſen Abweichung vom Perpendikel beinahe dreizehn Fuß beträgt. Er iſt rund, ganz von Marmor, beſteht aus acht Reihen Säulen über einander und iſt 190 Fuß hoch. Dem Dom gegenüber liegt das runde, mit ſchönen Säulen geſchmückte, ebenfalls ſehr alterthümliche *Battiſterio*. Seitwärts zwiſchen beiden breitet ſich das berühmte *Campo ſanto* aus, das wir zu den größten Merkwürdigkeiten der Kunſt in ganz Italien rechnen. Es iſt ein alter Kirchhof, deſſen Erde die Piſaner aus Jeruſalem geholt, eingefaßt von gothiſchen Hallen, deren Wände mit Frescogemälden von der Hand der älteſten berühmteſten Meiſter geſchmückt ſind. Unter dieſen glänzen *Memmi*, *Orcagna* u. A., alle aber verdunkelt durch ſeine unübertrefflichen Schildereien *Benozzo Gozzoli*. Auch befindet ſich hier eine große Sammlung hetruriſcher und römiſcher Alterthümer, namentlich aus Urnen und Sarkophagen beſtehend. — Unter den übrigen Kirchen verdienen noch Erwähnung die durch ihre elegante gothiſche Bauart ausgezeichnete Kirche *Madonna della Spina* und die im neuern Styl erbaute Kirche *S. Stefano*, die nebſt dem angrenzenden Palaſte dem einſt hier reſidirenden Ritterorden des heiligen Stephanus zugehörten. Unter den Gebäuden zeichnen ſich ferner mehrere Paläſte und die *Loggia de' Mercanti* vortheilhaft aus. Auch zeigt man noch den *Hungerthurm*, in welchem Ugolino mit ſeinen Kindern umkam, indeſſen ſchwerlich den authentiſchen, der gewiß lange nicht mehr vorhanden iſt. — Es fehlt in Piſa nicht an wiſſenſchaftlichen Anſtalten und Kunſtſammlungen. Die Univerſität iſt alt und hat zu allen Zeiten berühmte Lehrer beſeſſen, wie auch jetzt *Baccà*, *Ciampi*, *Tantini* ihre Zierden ſind; die Sternwarte und der botaniſche Garten unter *Savi* ſind im beſten Zuſtande. Die Feinheit und Liebenswürdigkeit der Geſellſchaft, im Vereine mit anſpruchsloſer Herzensgüte und Dienſtfertigkeit wird dem Fremden ſeinen Aufenthalt in Piſa ſehr angenehm machen. — Vier Miglien von der Stadt entfernt am Fuße des Berges *S. Giuliano*, auch nach dieſem Berge genannt, liegen die berühmten *piſaniſchen Bäder*. Zwölf warme, ſchwefelhaltige Quellen ſind hier von großen, zweckmäßigen Gebäuden eingeſchloſſen, worin für alle Bedürfniſſe der zahlreich ſich hier einfindenden Badegäſte auf das vollkommenſte, minder indeß für ihre Unterhaltung geſorgt iſt. Auch die ſieben Miglien von Piſa entfernte prächtige *Karthauſe* iſt eines Beſuches nicht unwerth. — Uebrigens ſind Handel und Gewerbe zu Piſa höchſt unbedeutend. Groß iſt der Gewinn vom Oel, welches an Güte dem Oele von Lucca wenig nachſteht; die Felder und Hügel ſind gut bebaut und die Marmorbrüche in der Nachbarſchaft gehören zu den ſchönſten in Italien. — *Geſchichte von Piſa*. Als erlauchte Republik blühte Piſa im Mittelalter durch den kräftigen Freiheitsſinn und thätigen Handelsgeiſt ſeiner wackern Bürger auf. Im Kampfe mit den Saracenen eroberte es Sardinien, Corſica, die Balearen und hieß die Königin des Meeres. Die Stadt hatte damals, im

12ten und 13ten Jahrhunderte, über 150,000 Einwohner. Ihr Gebiet am tyrrhener Ufer umfaßte die damals angebaute und daher sehr fruchtbare Maremma von Lerici bis nach Piombino. Zur See die Nebenbuhlerin Venedigs und Genua's, gründete ſie Colonien in der Levante und ſandte 40 Schiffe dem Könige von Jeruſalem zu Hülfe. Als eifrige Gibellinin dem Kaiſer treu, in blutigen Zwiſt verwickelt mit der Guelfin Florenz, mit Lucca und Siena, die dem Papſte anhingen, von allen Nachbaren beneidet, von Genua in blutiger Seeſchlacht beſiegt, und durch innere Parteiung mächtiger Geſchlechter zerriſſen, unterlag ſie endlich der Eiferſucht und dem Haſſe von Florenz. Ugolino herrſchte jedoch nur kurze Zeit über das ſeiner Feſten beraubte Piſa. Der Muth, mit welchem elftauſend Piſaner lieber ſechzehn Jahre harte Gefangenſchaft litten, als eine vaterländiſche Feſte in Feindes Hand übergaben, hielt eine Zeit lang noch das kriegeriſche Piſa empor. Die Republik ſchlug mit eigenen Waffen das Heer der Guelfen von ganz Italien. Aber erſchöpft trat ſie endlich unter Mailands Schutz, ward darauf dem Herzoge Galeaz Visconti verkauft, von deſſen Nachfolger Florenz ſie einhandelte; das freie Florenz erkaufte von einem Tyrannen als Sclavin die freigeborne Schweſter (1406)! Durch Hunger ward die Uebergabe erzwungen und mit Gewalt die Widerſtrebende im Gehorſam erhalten. Abſichtlich ließ Florenz die reiche Maremma wieder zum Sumpfe werden und Piſa's Handel abſterben. Die größte Hälfte der Bürger wanderte aus. Aber nach 88jähriger Unterdrückung, als Carl VIII. von Frankreich Italien überzog, erhob ſich der alte Stolz von Piſa, und kämpfte funfzehn Jahre glorreich um ſeine Freiheit. Simon Orlandi rief ſeine Mitbürger zu den Waffen, und das Volk gab ſich, unter Carls VIII. Schutze, der nach einem Vertrage mit Florenz Piſa beſetzte, eine eigene Verfaſſung. Jetzt begann ein hartnäckiger Krieg zwiſchen Florenz und Piſa. Die Bürger der letztern Stadt eroberten mit dem Beiſtande der franzöſiſchen Beſatzung ihr altes Gebiet wieder und ſchlugen die Miethtruppen der Florentiner. Ihr kriegeriſcher Muth vereitelte jede Anſtrengung ihrer ehemaligen Oberherren. Als die franzöſiſche Beſatzung abzog, ſchworen ſie dem Könige von Frankreich als ihrem Schutzherrn. Jetzt wurde Piſa ein wichtiger Punkt. Fürſten und Republiken unterhandelten bald für, bald gegen die Fortdauer des wieder aufgeſtandenen Freiſtaats. Endlich von allem Beiſtande verlaſſen, ſchworen die Piſaner, eher unterzugehen, als ſich ihrem Erbfeinde zu unterwerfen. Schon hatte Florenz ſich des Gebiets bemächtigt; und am letzten Juli 1499 nahm die Belagerung der Stadt mit ſo großen Zurüſtungen ihren Anfang, daß die Florentiner in 14 Tagen ſich derſelben zu bemeiſtern hofften. Aber die Frauen von Piſa ſchanzten Tag und Nacht, um die eingeſchloſſenen Mauern herzuſtellen; und als der Feind ein Caſtell mit Sturm genommen, da warfen ſie ſich den zagenden Männern entgegen, ſie möchten lieber ſterben, als der Florentiner Knechte werden. So ward die Stadt gerettet, und der Feind hob mit großem Verluſte (4ten September) die Belagerung auf. Die Piſaner verwandelten jetzt ihre Stadt in eine furchtbare Feſtung. Auch ein von Ludwig XII., König von Frankreich (der Piſa den Florentinern unterwerfen wollte), abgeſchicktes Heer belagerte die Stadt vergeblich. Im J. 1504 unternahmen die Florentiner aufs Neue Piſa's Belagerung. Sie wollten den Arno oberhalb Piſa abdämmen, mußten aber nach großen Koſten davon ablaſſen. Eine dritte Belagerung im

J. 1505 war eben ſo vergeblich. Endlich (8ten Juni 1509) bezwang der Hunger die aufs Aeußerſte gebrachte Stadt. Piſa unterwarf ſich durch einen Vertrag den Florentinern, und alles Geſchehene ſollte ſtraflos ſeyn. So fiel Piſa, nachdem es viermaligen Angriff vereitelt und funfzehn Jahre hindurch die Freiheit behauptet, durch Hungersnoth in florentiniſche Gewalt, und hörte für immer auf, ſelbſtſtändig zu ſeyn. Auf ſeinem Ruin erhob ſich die Macht von Toscana. (Vergl. die Geſchichte der 15jährigen Freiheit von Piſa, von Carl Treitſchke. Leipzig 1814. 8.)

Piſiſtratus, ein ausgezeichneter atheniensiſcher Bürger, der ſich zum Tyrannen (d. h. zum ungeſetzlichen Oberherrn ſeines Vaterlandes) machte. Er war von edler Abkunft, die er ſelbſt von Codrus, dem letzten Könige von Athen, ableitete, und erbte von ſeinem Vater Hippokrates ein großes Vermögen. Von Natur beſaß er die Vorzüge, welche dem Einzelnen ein Uebergewicht geben: eine gewandte Sprache und eine ungemeine Faſſungskraft; durch alle Kenntniſſe der damaligen Zeit hatte er ſie noch erhöht. Sein erſter Schritt, als er in das öffentliche Leben trat, war, daß er durch ſeine Beredſamkeit die Bemühungen des Solon (eines mütterlichen Verwandten von ihm), die Athenienſer zur Wiedereroberung von Salamis zu bewegen, unterſtützte, und ſodann dieſen Geſetzgeber auf der glücklichen Unternehmung gegen dieſe Inſel begleitete. Von Natur ehrgeizig, verfolgte er den Plan der Politik, der unter einer Volksregierung ſo oft gelingt; er gewann die niedere Claſſe der Bürger durch einnehmende Leutſeligkeit und ungemeßne Freigebigkeit. Er verſchaffte ihnen Erleichterungen, öffnete ſeine Gärten ihren Vergnügungen, tröſtete die Kranken und ließ die Todten beerdigen; in allen ſeinen Reden war er der Anwalt der bürgerlichen Gleichheit und der demokratiſchen Verfaſſung. Solon durchſchaute die Kunſtgriffe ſeines Betragens, und äußerte ſeine Beſorgniſſe ſowohl gegen ihn als gegen Andere. Nur zu bald gingen ſie in Erfüllung. Eines Tages erſchien Piſiſtratus mit mehreren leichten Wunden, die er ſich ſelbſt zugefügt hatte, auf dem Markte, und rief ſeine Mitbürger laut um Beiſtand und Schutz gegen vorgebliche Feinde an, die ihm, wie er ſagte, wegen ſeiner Anhänglichkeit an die Demokratie nach dem Leben trachteten. Sogleich wurde eine Volksverſammlung veranſtaltet, in welcher einer ſeiner Freunde vorſchlug, daß ihm eine Wache zur Sicherheit ſeiner Perſon gegeben werden ſollte. Dieſer Vorſchlag wurde, ſo ſehr ſich auch Solon widerſetzte, genehmigt. Man gab ihm eine Leibwache, mit deren Hülfe er ſich in Beſitz der Burg von Athen ſetzte. Er entwaffnete die Menge und war nunmehr Herr der Stadt, während Solon aus ſeinem dienſtbar gewordenen Vaterlande auswanderte. Dies geſchah im J. 560 vor Chriſti Geburt. Wenn aber gleich Piſiſtratus durch die Art, wie er ſich in Beſitz der Herrſchaft ſetzte, den Vorwurf der Tyrannei auf ſich zog, ſo gebrauchte er doch dieſe Gewalt keineswegs als ein Tyrann; denn kein geſetzmäßiger Fürſt hätte ſich mit mehr Mäßigung oder mit mehr Achtung für das Intereſſe ſeines Volks betragen können. Er machte keinen Verſuch, die weiſen Geſetze Solons abzuſchaffen, ſondern beſtätigte und erhöhte ihr Anſehn; immer zeigte er die größte Verehrung gegen den Geſetzgeber; aber ſeine Bemühungen, ihn zur Rückkehr nach Athen zu bewegen, waren vergeblich. Indeß war ſeine Obergewalt noch nicht geſichert. Megakles, der an der Spitze einer Oppoſition ſtand, verließ mit ſeiner Familie das atheniensiſche Gebiet und knüpfte

mit einer dritten Partei einen Briefwechſel an, in der Abſicht, die Macht des Piſiſtratus zu ſtürzen. Ihre Anſchläge gelangen, und Piſiſtratus war genöthigt, auszuwandern, während ſeine Effecten öffentlich verkauft wurden. Da aber Megakles mit der Partei, mit welcher er ſich verbunden hatte, bald unzufrieden wurde, ſo machte er dem Piſiſtratus den Vorſchlag, ihn zurückzuführen, wenn er ſeine Tochter zur Gemahlin nehmen wollte. Dieſen Vorſchlag ging Jener ſogleich ein. Seine Rückkehr wurde durch eine Liſt bewerkſtelligt, die ein auffallendes Beiſpiel von der Leichtgläubigkeit des Volks abgibt. Man wählte ein Frauenzimmer von hohem Wuchſe und majeſtätiſcher Geſtalt, kleidete ſie in die Rüſtung der Minerva und kündigte an, daß die Göttin ſelbſt den Piſiſtratus zurückführen werde. Auf einem prächtigen Wagen zog er feierlich mit ihr in die Stadt ein, und wurde ohne Widerſtand ſogleich wieder eingeſetzt. Dieſe Thatſache wird von Herodot verbürgt, der ſie jedoch lächerlich nennt. Piſiſtratus heirathete, wie er verſprochen hatte, die Tochter des Megakles, lebte aber, da er ſchon eine Familie hatte, nicht mit ihr als ſeiner Gattin. Um dieſe Kränkung zu rächen, bildete Megakles aufs Neue eine Gegenpartei, welche dem Piſiſtratus ſo furchtbar ſchien, daß er ſich freiwillig nach Eretria begab. Hier beſchäftigte er ſich mit der Erziehung ſeiner Söhne, und den Mitteln, ſeine Herrſchaft durch Gewalt wieder zu erlangen. Endlich im elften Jahre dieſes zweiten Exils betrat er Attika an der Spitze eines Heeres. Viele Athenienſer, die mit der Demokratie unzufrieden waren und ſeiner frühern Wohlthaten gedachten, ſtießen zu ihm. Nachdem er die ihm entgegen geſandten Truppen durch einen Ueberfall zerſtreut hatte, zog er in die Stadt ein und bemächtigte ſich zum dritten Male der Obergewalt und zwar ohne Blutvergießen. Piſiſtratus fuhr fort, mit ſeiner vormaligen Milde zu herrſchen; um aber die Volkspartei zu ſchwächen, ergriff er eine Maßregel, die für den Staat ſehr nützlich war. Er zwang viele der müßigen Einwohner, die Stadt zu verlaſſen und die umliegenden Gegenden anzubauen, welche dadurch mit Kornfeldern und Olivenpflanzungen bedeckt wurden. Dadurch, daß er von Jedem den zehnten Theil ſeines Einkommens und Erwerbs foderte, vermehrte er die Staatseinkünfte, welche er auf prachtvolle öffentliche Gebäude verwendete. Auch ſuchte er die Bildung der Athenienſer durch Aufmunterung der Literatur zu befördern. Er legte eine öffentliche Bibliothek an; die Geſänge Homers wurden auf ſeine Veranſtaltung geſammelt. Da er wohl wußte, wie verhaßt die Tyrannei ſey, verbarg er ſorgfältig ſeine Macht unter dem Aeußern eines gewöhnlichen Bürgers. Er unterwarf ſich, wie jeder Andere, dem Ausſpruche des Areopagus, vor dem er eines Mordes angeklagt worden, und betrug ſich überhaupt mit eben ſo viel Klugheit als Milde. Auf dieſe Weiſe übte Piſiſtratus die Oberherrſchaft, nicht als Unterdrücker, ſondern als Vater ſeines Vaterlandes, welches kaum je einer längern Ruhe und Wohlfahrt genoß. Er ſtarb im J. 527 vor Chriſti Geburt und hinterließ als Erben ſeiner Gewalt ſeine Söhne Hippias und Hipparchus, welche ſich jedoch nicht darin zu erhalten wußten.

Piſo, ein Beiname, den mehrere Römer aus dem Calpurniſchen Geſchlecht führten. Einer der merkwürdigſten iſt **L. Calpurnius Piſo**, der als Conſul die aufrühreriſchen Sclaven auf Sicilien beſiegte, und das bekannte Geſetz de repetundis, über die Wiedererſtattung erpreßter Gelder, eingeführt haben ſoll, um der Hab-

ſucht der obrigkeitlichen Perſonen bei der Verwaltung der Provinzen Schranken zu ſetzen. Er zeichnete ſich als Prätor in Sicilien, wo ihm bei einem in Rom entſtandenen Getreidemangel der Einkauf bedeutender Vorräthe übertragen worden war, durch eine ſeltene Uneigennützigkeit ſo aus, daß man ihm deßhalb den ſchönen und ehrenvollen Beinamen Frugi (der Rechtſchaffene, der Brave) gab. Ein anderer, ſpäterer Piſo war der, welcher zu Cicero's Zeiten mit Gabinius das Conſulat bekleidete, und ſich beſonders feindſelig gegen den großen Mann bewies, der in einer Rede, die wir noch beſitzen, äußerſt heftig gegen ihn ſpricht und ihn mit Schmähungen überhäuft. Noch ſpäter lebte der Piſo, welcher unter Tiberius Regierung Präfect von Syrien war, ſich durch ſeinen Stolz auszeichnete, ſo wie durch ſein gehäſſiges Betragen gegen den edlen Germanicus, den adoptirten Sohn des Tiberius, deſſen frühen Tod durch Gift herbeigeführt zu haben, ihm Schuld gegeben wird.

Piſſevache, ein merkwürdiger Waſſerfall im Walliſerlande, ſüdlich von St. Maurice und nahe an der Rhone. Der beträchtliche Bach Salanche fällt aus einer Höhe von 270 Fuß in anſehnlicher Breite, aber nicht ſenkrecht herab, und löſet ſich auf dieſem Wege zum Theil in große Dunſtwolken auf, die, wenn ſie von der Sonne angeſtrahlt werden, die prächtigſten Regenbogen bilden. Die Gegend umher iſt nackt, und die große Landſtraße führt daran vorbei.

Piſtocchi (Franceſco Antonio), ein berühmter Singlehrer. Er war um das J. 1660 zu Bologna geboren und erwarb ſich in ſeiner Jugend durch eine treffliche Sopranſtimme allgemeine Bewunderung. Aber ſeine ausſchweifende Lebensart raubte ſie ihm. Er gerieth in die äußerſte Noth und war gezwungen, bei einem Componiſten als Notenſchreiber in Dienſte zu gehen. Hier fand er Gelegenheit, ſich mit den Regeln der Compoſition bekannt zu machen. Nach einigen Jahren fand ſich ſeine Stimme allmälig wieder, die jetzt in einen angenehmen Contrealt überging. Durch Erfahrung belehrt, wußte er ſie jetzt beſſer in Acht zu nehmen. Er durchreiſete Europa, hörte und bemerkte alles Gute in jedem Geſchmack, und bildete ſich daraus eine eigene vermiſchte Manier, die er zuerſt als markgräflich anſpachiſcher Capellmeiſter, wozu er ernannt wurde, zu Anfange des 18ten Jahrhunderts aber in ſeiner Vaterſtadt, wohin er zurückkehrte, in Ausübung brachte. Er errichtete hier eine eigene Singſchule, aus welcher die berühmten Sänger Bernacchi, Paſi u. ſ. w. hervorgingen. Mit Recht iſt er wegen ſeiner ganz neuen Geſangmethode, welche nachher von Fauſtina und Farinelli noch vervollkommnet wurde, als der Vater des heutigen italieniſchen Geſanges anzuſehen; wobei man ihm jedoch auch Schuld gibt, durch die häufigen kunſtreichen Paſſagen, die er lehrte, den natürlichen Geſang verunſtaltet zu haben.

Piſtole, 1) ein bekanntes Feuergewehr, deſſen Namen Einige von dem Worte Piſtollo ableiten, weil die Piſtolen am Ende des Griffs große Knöpfe haben; Andere von der Stadt Piſtoja in Italien, wo die Piſtolen erfunden ſeyn ſollen. — Die electriſche oder die Knallluftpiſtole iſt eine Vorrichtung, in welcher die Exploſion der durch den electriſchen Funken entzündeten Knallluft einen Pfropf mit Gewalt aus einem Rohre treibt. Der Verſuch dient zum Beweiſe der Entzündung brennbarer Stoffe durch den electriſchen Funken, und der explodirenden Kraft der Knallluft. 2) Eine ſpan. und ital. Goldmünze, ungefähr einen Louisd'or betragend.

Pitho (Peitho), bei den Römern **Suada**, die Göttin der Beredſamkeit, der Ueberredung, eine der Charitinnen oder doch in deren Gefolge. Theſeus führte ihre Verehrung zu Athen ein.

Pitt (William), ſ. Chatam.

Pitt (William), brittiſcher Staatsminiſter, der zweite Sohn des Grafen Chatam (ſ. d. Art.), geboren den 28ſten Mai 1759, wurde bis in ſein vierzehntes Jahr unter den Augen ſeines Vaters erzogen, ſtudirte hierauf in Cambridge Philoſophie, Logik und vorzüglich die Verfaſſung und die Geſchichte der Staaten des Alterthums und der neuern Zeit, insbeſondre die ſeines Vaterlandes; in der Beredſamkeit war ihm ſein Vater Lehrer und Muſter. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Rheims in Frankreich trat er in London als Sachwalter auf. Im J. 1781 ward er, kaum 21 Jahr alt, zum Parlamentsgliede gewählt. Im J. 1782 zum Kanzler der Schatzkammer ernannt, bewies er ſchon damals, vorzüglich beim Abſchluß des Friedens von 1783 mit Nordamerika und Frankreich, den Ernſt eines gereiften Charakters. Als hierauf ſeine Gegner, Fox, North und Burke, in das Portland'ſche Miniſterium eintraten, machte er eine kurze Reiſe nach Italien und Deutſchland. Seine Vorſchläge im Parlamente zu einer beſſern Repräſentation des Unterhauſes wurden verworfen; dagegen widerſetzte er ſich mit Erfolg der von Fox vorgeſchlagenen India-Bill, ſo wie einer Beſchränkung des Rechts der Pairs, dem Könige in wichtigen Fällen auch ungefragt Rath zu ertheilen. Nach Entlaſſung des Portland'ſchen Miniſteriums am Ende des Jahrs 1783 wurde Pitt, noch nicht volle 25 Jahr alt, erſter Lord der Schatzkammer, und er behauptete ſich in dieſem Poſten bis 1801, ob er gleich eine furchtbare Oppoſition, an deren Spitze die erſten Redner und Staatsmänner der Whig-Partei, Fox, Burke, Sheridan u. A. ſtanden, zu bekämpfen hatte. Die Mehrheit der Nation überzeugte ſich bald von Pitts einſichtsvoller und uneigennütziger Thätigkeit, die ganz auf die innere Verwaltung gerichtet war. Die oſtindiſche Compagnie wurde durch ihn der Staatsaufſicht (des India-Board of Controul) unterworfen; und Pitts Finanzplan iſt die Grundlage des neuern brittiſchen Finanzſyſtems geblieben. Mit dem Handel ſtieg der Wohlſtand der Nation, und damit auch das Staatseinkommen. Dieſes betrug im J. 1783 gegen 11 Millionen Pfund St. und war im J. 1793 auf 16 Millionen, im J. 1800 auf 26 Millionen geſtiegen. Indeß verſchlang der Krieg zuletzt ungeheure Summen, die Nationalſchuld war 1800 bis zu 500 Millionen und die Kriegstaxen waren bis auf 20 Millionen Pf. St. angewachſen. Die größten Verdienſte Pitts ſind die Coloniſation von Neu-Südwales ſeit 1788, und die Rettung ſeines Vaterlandes aus den Gefahren eines Staatsbankerutts, und aus der Kriſis des Kampfes mit Frankreich um den Beſitz des Welthandels. Der von ihm 1786 gegründete, in ſich wachſende, Schuldentilgungfonds, ſo wie der für jede Anleihe beſonders errichtete neue Tilgungfonds vom 17ten Februar 1792, hat die brittiſche Staatsſchuld auf den Wachsthum des Handels und des Nationalcredits baſirt. Unter mehreren einzelnen von Pitt mit Klugheit geleiteten Staatsgeſchäften ſind zu bemerken: der Handelsvertrag mit Frankreich im J. 1786; die Vereinfachung der Zölle und Acciſe; die Union Irlands mit Großbritannien 1801; die Einſchränkung der Gewalt des Regenten und die Einführung der Einkommen-Taxe. Den größten Kampf als Miniſter beſtand er mit der franzöſiſchen revolutionären Politik, und mit

dem kühnen Widerſtreben der brittiſchen Whigs und Demokraten. In dieſem Doppelkampfe rettete er, ohne jedoch auf dem feſten Lande (vergl. Quiberon) obzuſiegen, das politiſche Daſeyn der brittiſchen Macht und die Fortdauer der brittiſchen Conſtitution gegen die leidenſchaftlichen Whigs und gegen die mit Frankreich im geheimen Bunde ſtehenden vereinigten Irländer. Allein er verlor darüber ſeine Popularität. Seit der Convent an England den Krieg erklärt hatte, beharrte Pitt auf dem Grundſatze, daß mit den jacobiniſchen Machthabern in Frankreich an keinen Frieden zu denken ſey. Dafür wurde er von dem franzöſiſchen Convent feierlich für den Feind des menſchlichen Geſchlechts erklärt. Im Innern erlaubten ſich ſelbſt Parlamentsglieder gegen ihn die heftigſten Ausfälle. Ein ſolcher perſönlicher Angriff von Seiten Tierney's hatte einen Zweikampf auf Piſtolen zwiſchen dieſem und Pitt zur Folge, in welchem aber keiner verwundet wurde. Als endlich die Nation den Abſchluß eines Friedens mit Frankreich allgemein verlangte, legte Pitt, obgleich noch immer der Stimmenmehrheit des Hauſes gewiß, den 14ten März 1801 ſeine Stelle nieder; und Addington wurde erſter Lord und Kanzler der Schatzkammer. Jetzt klagten Grey und Sir Francis Burdett Pitts Verwaltung als die Urſache des Unglücks von Europa an; allein Pitt rechtfertigte ſich ſiegreich mit der Kraft ſeines redlichen Bewußtſeyns; auch ſprachen Andre für ihn, und von 211 Stimmen gegen 52 ward beſchloſſen, Pitt ausdrücklich den Dank des Hauſes für ſeine Verwaltung zu bezeugen. Als daher nach dem Frieden von Amiens ein neuer Bruch mit Frankreich unvermeidlich ſchien, ward er ein zweites Mal (den 12ten Mai 1804) mit dem Beifall der Nation an die Spitze der Staatsverwaltung geſtellt. Er wünſchte ſeinen großen Gegner Fox mit in das Miniſterium aufzunehmen, allein der König gab dies nicht zu. Pitt begann alſo den harten Kampf mit der Oppoſition aufs neue. Er vermehrte die Streitkräfte des Reichs, widerſetzte ſich der Emancipation der Katholiken, foderte Spanien zum offenen Kriege gegen England heraus, und ſchloß im April 1805 die Allianz mit Rußland, Oeſterreich und Schweden, welche, ohne ſeine Schuld, nur zu Frankreichs Machtvergrößerung beitrug. Die Hauptbeſchlüſſe des wiener Congreſſes vom J. 1815 waren zum Theil die Ausführung der Ideen, welche Pitt damals in einer Note an den ruſſiſchen Botſchafter vom 19ten Januar 1805 entwickelte. Unterdeſſen hatten Anſtrengung, Schmerz über vereitelte Entwürfe und chroniſche Uebel ſeine Geſundheit gänzlich zerſtört. Der Friede von Preßburg ſchlug jede Hoffnung in ihm nieder. Seine Schwäche nahm zu, und er ahnete ſelbſt ſeinen Tod, auf den er ſich mit chriſtlicher Faſſung und Frömmigkeit vorbereitete. Seinem ehemaligen Lehrer, dem Biſchof von Lincoln, dictirte er ſeine letzten Wünſche, welche die Verſorgung ſeiner Nichten betrafen. Er ſtarb den 23ſten Januar 1806, und ward den 22ſten Februar feierlich in der Weſtminſter-Abtei begraben. Pitt war nicht reich; das Parlament bezahlte ſeine Schulden, 40,000 Pfund, und im Auguſt 1815 ward das ihm vom Parlamente errichtete Monument in der Weſtminſter-Abtei aufgedeckt. Noch jetzt feiern ſeine Freunde ſein Andenken an ſeinem Geburtstage. Pitt war im vertrauten Umgange, der auf wenig Freunde ſich einſchränkte, ſehr liebenswürdig, lebhaft und munter, beſcheiden und einnehmend. Oeffentlich erſchien er feierlich und kalt; Schmerz und Freude konnten ſeinen Gleichmuth nicht erſchüttern. Klarheit und ſtrenges Denken, ein feſter und gerader

Wille, eine nie wankende Treue gegen die Verfaſſung und das Glück ſeines Vaterlandes, und die beharrlichſte Richtung ſeiner ganzen Thatkraft auf ein großes Ziel bezeichnen ſeinen öffentlichen Charakter. Als Redner wurde er, ungeachtet ſeines nicht gefälligen Anſehens, allgemein bewundert. Er ſprach leicht und gewählt, klar und gedrängt, raſch und mit ſteigendem Feuer, wenn er Unrecht bekämpfte, und beſaß eine große Geiſtesgegenwart. In ſeinem Hauſe lebte er einfach und ſittlich. So wie er größere Tugenden beſaß, ſo waren auch ſeine Fehler kleiner, als es das gewöhnliche Loos der Menſchheit iſt. Gifford hat die Geſchichte ſeines politiſchen Lebens in 6 Bänden geſchrieben. Die Parlamentsreden von Pitt ſind zu London in 3 Bänden herausgegeben worden. Man vergl. das Leben von Fox und Pitt, von Haſſe im erſten Hefte der Zeitgenoſſen.

Pittacus, Fürſt von Mitylene auf Lesbos, wird zu den ſogenannten ſieben Weiſen Griechenlands gerechnet. Er bediente ſich der Herrſchaft, um die Ruhe in ſeinem Vaterlande wieder herzuſtellen, um 580 vor Chr.

Pittoresk, mahleriſch, iſt in Hinſicht des Stoffs alles dasjenige, was ſich für mahleriſche Behandlung eignet. Dies ſind die ſichtbaren Gegenſtände überhaupt, oder eine Menge derſelben, in ſofern ſie von einer Seite (als Fläche angeſehen) eine Mannichfaltigkeit von Farbentönen für einen Ueberblick entfalten, und durch dieſen Farbenreiz einen Schein von Bewegung und Freiheit empfangen (nicht das Starre, Unbewegliche, Todte für ſich), oder ſich erſt durch Licht und Farbe in höherer Bedeutung zeigen. Leicht iſt dieſer Begriff auf die mahleriſche Darſtellung ſelbſt übergetragen. Erfindung und Anordnung ſind mahleriſch, wenn ſie dieſen Bedingungen entſprechen, und man nennt gewiſſe Gedichte oder Beſchreibungen pittoresk, welche die Einbildungskraft zur vollkommen lebendigen Vorſtellung mahleriſcher Gegenden und Anſichten, gleichſam zur innern Vergegenwärtigung der farbigen Welt, leicht und angenehm aufregen. Auch Reiſen werden pittoresk genannt, in welchen Beſchreibungen dieſer Art, vorzüglich mit bildlichen Darſtellungen begleitet, enthalten ſind. Das Pittoreske oder vielmehr das Mahleriſche wird auch dem Poetiſchen und Plaſtiſchen entgegengeſetzt. Man unterſcheidet nämlich die poetiſche Empfindung und Anordnung, welche ſich auf Bedeutung, Charakter und die darſtellende Grundidee eines Gemähldes bezieht, von der mahleriſchen, welche auf obigen Bedingungen beruht. Du Bos nennt eine mahleriſche Compoſition diejenige Anordnung der zu einem Gemählde nothwendigen Gegenſtände, welche mit dem Totaleindrucke deſſelben in Beziehung ſtehen. Eine gute mahleriſche Compoſition iſt eine ſolche, deren Anblick einen der Abſicht des Mahlers (und dem Geiſte ſeiner Kunſt) entſprechenden Eindruck hervorbringt. Das Gemählde muß daher nicht mit Figuren überladen ſeyn, die Gegenſtände müſſen leicht aus der Fläche heraustreten, die Figuren dürfen einander nicht entſtellen, indem ſie ſich wechſelſeitig zur Hälfte, oder gewiſſe Theile des Körpers decken, welche der Mahler zufolge ſeines Sujets ſehen laſſen ſollte. Die Gruppen müſſen gut zuſammengeſtellt, das Licht unter ihnen geſchickt vertheilt ſeyn, die Localfarben endlich müſſen, ſtatt ſich einander zu vernichten, ſo angeordnet ſeyn, daß aus Allem eine dem Auge erfreuliche Harmonie hervorgeht. Gewöhnlicher aber noch wird das Pittoreske dem Plaſtiſchen entgegengeſetzt, wie die Plaſtik das Bleibende und Ruhende der Geſtalt, die Mahlerei das Freie und

Veränderliche derſelben, was durch Farbe ſich äußert, vorzugsweiſe zum Gegenſtande hat. Daher nennt man tadelnd Bildwerke (Werke der Plaſtik) pittoresk, wenn ſie z. B. Gegenſtände darſtellen, welche nur durch Farbe einen äſthetiſchen Eindruck machen, oder eine freie Bewegung, ein leichtes Schweben der Gegenſtände abzubilden verſuchen, welches mit der Maſſe im Widerſpruch ſteht, in welcher der Bildner arbeitet, kurz wenn ſie aus ihren Grenzen in das Gebiet der Mahlerei hinüberſchweifen. (S. Mahlerei). T.

Pius II., ſ. Piccolomini.

Pius VI., den 27ſten December 1717 zu Ceſena in der Romagna geboren, ſtammte aus dem mäßig begüterten gräflichen Hauſe Braſchi, empfing die Namen Giovanni Angelo, und wurde zum Geiſtlichen beſtimmt. Frühes Lob und verwöhnende Nachſicht brachten ſchon in ſeiner Jugend die ſpäter an ihm merkbare Miſchung von Ernſt und Eitelkeit, Milde und Eigenſinn in ſeinen Charakter. Als neunzehnjähriger Jüngling wurde er Doctor der Rechte, erhielt dann ſeine Bildung zum Staatsdienſt und Hofleben bei ſeinem Oheim, Carl Bandi, damals Auditor bei dem Cardinalbiſchof Ruffo in Ferrara, und ging 1740 im Gefolge dieſer Gönner nach Rom, um Theologie zu ſtudiren. Auf Ruffo's Empfehlung wurde er 1745 Auditor der päpſtlichen Canzlei und 1753 Geheimſchreiber des Papſtes. Dieſer (Benedict XIV.) entdeckte bald, Braſchi werde ſich weniger durch Genie und Gelehrſamkeit, als durch Treue und Frömmigkeit weiterer Beförderung werth machen, welche ihm auch durch ein Canonicat an der Peterskirche geſichert wurde. Unter Clemens XIII. konnte ſich Braſchi nur durch Anſchließen an die Cardinäle Rezzonico und Colonna bemerkbar machen, welche ihm endlich 1766 zu dem wichtigen Amte eines Generalſchatzmeiſters der päpſtlichen Kammer verhalfen. Seine Ordnungsliebe und Betriebſamkeit (er ſtellte einige Mißbräuche ab und entdeckte Bleiminen) erwarb ihm das Zutrauen des Papſtes, eine anhaltende Theurung brachte ihn aber um die ihm ſchon zugewendete Liebe des Volks. Den Grundübeln der verworrnen päpſtlichen Finanzen vermochte er nicht abzuhelfen. Clemens XIV. ernannte ihn den 26ſten April 1773 zum Cardinal und Beneficiat der wenig einträglichen Abtei Rubiaco, mehr um ihn vom Schatzmeiſteramte zu entfernen, als ihn auszuzeichnen; denn dieſer überlegne Geiſt kannte Braſchi's Schwächen, dem er einſt auf eine wohlgeſetzte Rede verdrießlich erwiederte: „Ich will Thaten, keine Worte." Braſchi, ohnehin von Jugend auf ein Freund der Jeſuiten und ein Feind aller Neuerungen, hielt es daher im Stillen mit der unter dem Namen der Zelanten vereinigten Oppoſition im Cardinalcollegio (die Rezzonichi, Albani u. A.), wußte jedoch ſeine Geſinnungen ſchlau genug zu verbergen, daß alle Partheien befriedigt zu ſeyn meinten und ſelbſt die katholiſchen Höfe zuſtimmten, als er nach Clemens XIV. Tode den 15ten Februar 1775 zum Papſt gewählt wurde. Nicht ohne einen Schein von Demuth ſagte er zwar: „dieſer Beſchluß der verſammelten Väter ſey ein Unglück für ihn;" beſtieg aber doch mit großem Behagen unter dem Nahmen Pius VI. den päpſtlichen Stuhl. Er umgab ihn mit einem Glanze, der gehoben durch ſeine bis ins Alter blühende, ſtets ſorgfältig geſchmückte Wohlgeſtalt und würdevolle Haltung die Augen wohl blenden und den rauſchenden Beifall, der ihn bei ſeinen erſten Aufzügen begrüßte, erklären konnte. Man hatte lange keinen ſo ſchönen Papſt geſehen. Die Hoheit ſeiner äußern Darſtellung, ſein feierlicher Anſtand bei

kirchlichen Handlungen flößte Ehrfurcht ein, ſein rührendes Geberdenſpiel im Gebet, ſeine hinſchmelzende Andacht, die Thränen, mit denen er knieend vor dem Standbilde des heiligen Petrus deſſen Füße benetzte, dienten den Frommen zu großer Erbauung und auch kühlere Weltleute gewann die ihm eigne Gabe, angenehm und vertraulich zu ſprechen, daher die Römer ihn il Persuasore (den Ueberredenden) nannten. Dieſe gefälligen, zum Theil mühſam einſtudirten Formen konnten jedoch die Mängel ſeiner Regierung nicht verbergen. Beim Antritte derſelben fand er das Papſtthum in der öffentlichen Meinung ſchon ſo tief geſunken, eine den Anſprüchen der Hierarchie entgegenwirkende Aufklärung ſchon ſo weit verbreitet, die katholiſchen Fürſten der Kirche ſchon ſo überlegen und den Kirchenſtaat ſelbſt durch ſchlechte Wirthſchaft, verminderte Einkünfte und eingewurzelte Mißbräuche in ſolchem Grade zerrüttet, daß hier vollſtändig zu heilen, dort wirkſam zu ſchützen und neu zu befeſtigen, die Aufgabe eines Mannes nicht mehr ſeyn konnte. Clemens XIV. hatte bei edlem Willen, großer Kraft und heller Einſicht wenig ausgerichtet. Pius, kaum einer untergeordneten Rolle in dieſem Kampfe, geſchweige denn der erſten gewachſen, verfehlte auch da, wo er wirklich verbeſſern wollte, durch halbe Maßregeln den Zweck. Statt dem Unglauben der Zeit kräftige Anſtalten zu einer beſſern Bildung der Geiſtlichkeit entgegen zu ſetzen, beſchränkte er ſich in ſeinem erſten Breve an dieſelbe, ihr alte Regeln der Ehrbarkeit einzuſchärfen. Er vernichtete alle Anwartſchaften auf Pfründen, ließ aber den herabwürdigenden Aemterhandel beſtehen, weil er einträglich war. Er hob alle, auch die Privatperſonen gehörigen Durchgangszölle im Kirchenſtaat auf; aber das Lotſpiel erhielt zum Beſten ſeines Schatzes eine für die Armen noch verführeriſchere Einrichtung. Den ſchon durch koſtſpielige Schatzungen vorbereiteten Plan einer allgemeinen Grundſteuer mußte er, weil das Volk ſich ſträubte, aufgeben; aber nichts deſto weniger ſann er auf große, Ruhm verſprechende Unternehmungen, als flöſſen ihm unermeßliche Hülfsquellen zu. Von dieſer Art war ſein Plan, die pontiniſchen Sümpfe (ſ. d. Art.) auszutrocknen und auf dem gewonnenen Boden eine Stadt nach ſeinem Namen zu bauen, zu der er ſchon Riſſe in Bereitſchaft hatte. Die Arbeit begann 1777, ein kleines Gebiet wurde dem Landbau gewonnen, die alte Appiſche Straße aufgedeckt und eine neue Straße (Via Pia) angelegt. Aber der verhältnißmäßig ſehr geringe Nutzen dieſes Erfolgs konnte die ungeheuren Koſten nicht decken, die Actionärs hatten ſich bald zurückgezogen, Verſtändige bemerkten, der Anbau andrer wüſten Flecke im Kirchenſtaate wäre viel erſprießlicher geweſen; nur Pius blieb auf ſeinem Sinne, häufte Schulden auf Schulden, um die Arbeit bald raſcher, bald ſchläfriger fortzuſetzen, und tröſtete ſich bei dem Tadel der Römer mit der Bewunderung unkundiger Fremden. Eben ſo wenig Dank brachte ihm die Anlegung eines Hafens im Anconeſiſchen, da er nichts für den Handel that, der ihn beleben ſollte. Die prachtvolle neue Sacriſtei, die er an die Peterskirche anbaute, war ein überflüſſiges, dieſe Kirche entſtellendes Werk, in dem er ſein Standbild und Inſchriften zu ſeinem Ruhme auf die Nachwelt bringen wollte; die alten Sculpturen, mit denen er das von ſeinem Vorgänger angelegte Muſeum (nun Pio-Clementinum genannt) bereicherte, ſchienen nur angeſchafft, um ſeinen überall angebrachten Namen zu verewigen, und ſelbſt die Künſtler, die er unterſtützte, konnten ſich einer Gunſt nicht freuen, an der die Würdigung ihrer Verdienſte kei-

nen Antheil hatte. Dieſelbe Eitelkeit und Verſchwendung ſtellte Pius in ſeiner glanzvollen Hofhaltung zur Schau, und allgemeine Erbitterung erregte der Nepotismus, mit dem er ſeine verdienſtloſen Verwandten erhob. Seinen Schweſterſohn Oneſti machte er zum Oberhofmeiſter und endlich zum Cardinal mit einer Ausſtattung von den einträglichſten Pfründen. Einem andern Neffen, Luigi Braſchi, mußten die Römer bei ſeiner Vermählung reiche Hochzeitgeſchenke bringen, die der Papſt ſelbſt in Empfang nahm. Er gab dieſem unbedeutenden Menſchen Beſitzungen mit dem Herzogstitel, verſchaffte ihm auf widerrechtlichem Wege die Erbſchaft der Lepriſchen Güter und ließ ihn ſich des Alleinhandels mit Oel und Korn bemächtigen, ohne den lauten Klagen des Volks über dieſe unerhörte Bedrückung auch nur Gehör zu gönnen. Ein Verſuch gegen das Leben des Papſtes, der 1777 gewagt wurde, aber fehlſchlug, konnte ihn über die Folgen ſeiner Ungerechtigkeit belehren; doch ſollte er noch den völligen Untergang ſeiner Herrſchaft erleben. Von ſeinen Vorgängern hatte er ärgerliche Händel mit den katholiſchen Höfen geerbt. Clemens XIV. war bedacht geweſen, ſeinem Stuhle durch kluge Fügſamkeit in die Foderungen der neuern Politik wenigſtens die Rechte zu erhalten, die er noch beſaß; Pius glaubte nach dem Beiſpiele des dreizehnten Clemens durch ſtarrſinnige Behauptung der alten übertriebenen Papſtgewalt ſich und die Kirche am beſten zu berathen; aber unfähig, dieſe überhaupt ganz unzeitige Idee mit gehöriger Conſequenz zu verfolgen, gerieth er in ein Schwanken, das die Gegner nur dreiſter machte und ihn ſelbſt der Hoffnung beraubte, wenigſtens mit Ehren zu fallen. Während er den ganz wider ſeinen Willen aufgehobenen Jeſuiterorden heimlich begünſtigte und öffentlich aus Furcht vor den katholiſchen Höfen zu verfolgen fortfuhr, machte er ſich den Feinden und Freunden der Jeſuiten zugleich verdächtig. Daß Neapel ihm für das 1777 faſt ganz aufgelöſ'te Lehnsverhältniß zum römiſchen Stuhle eine geringe, willkürliche Entſchädigung bot, konnte er eben ſo wenig hindern, als die Reformen in Toscana und Oeſterreich (ſ. Leopold II. und Joſeph II.); aber zu ſpät beſann er ſich auf das Anerbieten, die Mißbräuche der Kirche ſelbſt abzuſtellen. Man nahm ſeinen Beiſtand nicht an, ſeine pomphafte Reiſe nach Wien (im Frühling 1782) blieb ohne den gewünſchten Erfolg, und nur der Vermittelung der Geſandten von Spanien und Frankreich hatte er einen gütlichen Vergleich mit Joſeph II., nur dem Einfluſſe des baierſchen Hofes und dem Privatintereſſe einiger deutſchen Biſchöfe die Vereitelung des Planes der deutſchen Erzbiſchöfe, ſich durch Vertreibung ſeiner Nuntien (ſ. d. Art.) freier zu machen, nur der Politik Catharinens II. 1782 die Herſtellung der Jeſuiten in Rußland zu danken. Den Trübſalen, welche die Revolution in Frankreich auch über die Kirche brachte, konnte er freilich bloß prieſterliche Ermahnungen und fromme Klagen entgegenſetzen; mit großen Opfern erkaufte er 1796 den Waffenſtillſtand zu Bologna und 1797 den Frieden von Tolentino (ſ. Kirchenſtaat), um endlich ſein eignes Volk vom Freiheitsſchwindel ergriffen und Rom von franzöſiſchen Kriegern den 18ten Februar 1798 in eine Republik umgeſchaffen zu ſehen. In dieſer ſchrecklichen Kataſtrophe gab ſeine aufrichtige Frömmigkeit ihm Kraft, die Mißhandlungen der Franzoſen mit einer Standhaftigkeit und würdigen Haltung zu ertragen, wie ſie dem Oberhirten der Kirche geziemte. Der kranke Greis, den man den 20ſten Februar als Gefangnen von Rom wegführte, auf der Reiſe dem Muthwillen der

Soldaten Preis gab und den 14ten Juli in die Citadelle zu Valence einkerkerte, war ein Gegenſtand des Mitleids und der Achtung aller Gefühlvollen; und als er den 29ſten Auguſt 1798 daſelbſt geſtorben war, ehrte eine allgemeine Theilnahme ſein Unglück und ſeine Tugenden. Welchen Tadel ihm auch ſeine Fehlgriffe als Regent zugezogen hatten; in ſeinem häuslichen Leben war er doch ſtets ſo unbeſcholten, mäßig, arbeitſam und wohlwollend geweſen, daß er in dem ſeinen mittelmäßigen Fähigkeiten angemeßneren Privatſtande Lob und Liebe verdient haben würde. E.

Pius VII. (urſpr. Gregor Barnabas), aus der gräflichen Familie **Chiaramonti**, einem ſchon lange in Italien anſäßigen Zweige des Hauſes Clermont-Tonnere, geboren den 14ten Auguſt 1742 zu Ceſena, wurde ſchon als 16jähriger Jüngling in den Benedictinerorden aufgenommen und erhielt bald wegen ſeiner vorzüglichen Kenntniſſe Lehrämter in mehreren Abteien. In Parma lehrte er Philoſophie, in Rom Theologie und wurde daſelbſt von ſeinem Landsmann Pius VI. erſt zum Abt, dann zum Biſchof von Tivoli, endlich 1785 zum Cardinal und Biſchof von Imola ernannt. Man zählte ihn damals unter die gelehrteſten und würdigſten Prälaten. Im Kriege mit Frankreich leiſtete er der Stadt Imola die wichtigſten Dienſte, trug den größten Theil ihrer Contributionen und benutzte mit der ihm eignen Gewandtheit ſein Anſehn bei den franzöſiſchen Generalen zum Beſten ſeiner Heerde. Durch den Frieden von Tolentino wurde der Biſchof von Imola Bürger der ciſalpiniſchen Republik, und faſt war Chiaramonti es mehr, als einem Prälaten geziemte. Ein Denkmal der Wandelbarkeit ſeiner Grundſätze wurde beſonders ſeine 1797 zu Imola gehaltene Weihnachtspredigt, worin er den günſtigen Einfluß des Chriſtenthums auf die Democratie aus allerlei nicht bloß bibliſchen Ausſprüchen, ſelbſt aus Rouſſeau's Emil bewies und für Freiheit und Gleichheit redete. Den Franzoſen machte er ſich dadurch angenehm und der Einfluß dieſer Weltgebieter ſcheint das Conclave zu Venedig beſtimmt zu haben, ihn den 14ten März 1800 zum Papſt zu wählen. Chiaramonti trat nun als Papſt Pius VII. unter den mißlichſten Umſtänden mit Grundſätzen auf, die auf völlige Herſtellung der alten Papſtgewalt ausgingen. Er ſprach ſie 14 Tage nach ſeiner Wahl in einer Rede aus, die nicht weniger Aufſehen erregte, als ſein Eifern gegen die Philoſophie bei der Weihe des Cardinals von Harras zum Biſchof von Solaria. Geiſtliche und weltliche Waffen bietet er in letzterer Rede auf, um die Philoſophie zu ſtürzen, der er das Unglück der Zeit Schuld gibt. Denſelben ſtreng kirchlichen Geiſt athmete ſein Hirtenbrief vom 13ten Mai an die Biſchöfe und ſeine Bulle vom 24ſten Mai zur Ankündigung eines Jubeljahres. Daß er jedoch nur die hierarchiſchen Grundſätze ſeines Vorgängers angenommen habe, aber an Geiſt, Einſicht und Charakterſtärke weit höher ſtehe, bewies ſein Verfahren in Rom, wo er durch den Wechſel des Krieges begünſtigt den 3ten Juli ſeinen Einzug hielt. Mit weiſer Sparſamkeit und eigner Aufopferung verhütete er jede unnütze Ausgabe, mit Strenge foderte er die verſchleuderten Staatsgüter zurück, zur Erleichterung des Verkehrs ſetzte er die Zölle herab, erſchwerte die Ausfuhr roher Producte, hob die verderblichen Monopole auf, ſtellte zur Beſchäftigung der Armen neue Nachgrabungen an und regte ſich überhaupt als ein Fürſt, der beßrer Zeiten werth war. Unter der Franzoſenherrſchaft hatte Elend und Unordnung jeder Art im Kirchenſtaate zu einem Grade ſteigen müſſen,

der an baldige Abhülfe nicht denken ließ und noch preßte nach dem Waffenſtillſtand von Fuligno das franzöſiſche Heer die letzten Kräfte aus. Inzwiſchen gaben die monarchiſchen Abſichten, mit denen ſich Buonaparte ſchon damals trug, der Kirche wieder neue Hoffnung. Am 15ten Juli 1801 kam ein Concordat mit Frankreich zu Stande, welches dem Papſte wichtige Rechte zurück gab. Pius erwähnte in der Bulle vom 9ten September, wodurch er es bekannt machte, die „außerordentlichen Zeitumſtände,“ unter denen er den „vorgelegten Vertrag“ auf welche Weiſe er konnte, zum Heil der Kirche angenommen habe, ohne ſich eine Aeußerung zu erlauben, die dem in Chriſto geliebten Sohne Napoleon Buonaparte anſtößig ſeyn konnte. Deſto anſtößiger war dieſes Concordat den Papiſten und der franzöſiſchen Geiſtlichkeit, weil der Papſt ſich darin gar zu nachgiebig gegen die weltliche Regierung bewieſen hatte. Dieſer aber wußte wohl, daß er nur ſeiner klugen Fügſamkeit die Herſtellung ſeines Rechtes, die Biſchöfe zu inveſtiren, die Beſtätigung des Cölibats und die Erhaltung des Zuſammenhangs der gallicaniſchen Kirche mit ſeinem Stuhle verdanke. Seine Freude über die Rückkehr des Königreichs Etrurien unter die päpſtliche Gewalt wurde durch die Seculariſationen in Deutſchland ſehr verbittert. Dafür gelang es ihm, 1804 die Jeſuiten in Sicilien wieder herzuſtellen, ſo wie er ihre Fortdauer in Rußland ſchon 1801 beſtätiget hatte; aber umſonſt verſuchte er, ſie in Frankreich als Väter des Glaubens (ſ. Jeſuiten) wieder einzuſchwärzen, und auch den Maltheſerorden begünſtigte er ohne Erfolg. Dem ſpaniſchen Hofe mußte er den Verkauf von Kirchengütern bewilligen, aber dieſer Hof hatte ihm doch die Ehre erwieſen, darum zu bitten. Concordate, wie das mit Frankreich, ordneten das Kirchenweſen in der liguriſchen und der italieniſchen Republik, freilich auf franzöſiſchen Fuß, aber doch unter ſeiner Aufſicht. Es galt jetzt, Einiges zu retten, um nicht Alles zu verlieren; und Pius verſtand ſich darauf, gute Miene zum böſen Spiele zu machen; er wußte ſelbſt den Verluſt ehemaliger Einkünfte ſeines Stuhles zu verſchmerzen, um die weſentlichſten ſeiner Rechte zu behaupten. Dieſe geſchmeidige Politik beſtimmte ihn auch, der Einladung Buonaparte's zur Kaiſerkrönung zu folgen. Gegen die Wünſche der Römer reiſte er den 31ſten October 1804 nach Paris, wurde bei Fontainebleau vom Kaiſer begrüßt und zog den 28ſten November mit ſchicklicher Pracht in deſſen Hauptſtadt ein. Hier wetteiferte ſeine Beſcheidenheit mit den Artigkeiten der Franzoſen; daß ſie ſeine Anweſenheit nur als eine Unterhaltung für die Pariſer betrachteten, mußte er jedoch bald merken. Seinen Zug in die Cathedrale am Krönungstage verſpottete man wegen des Kreuzträgers, der ihm auf einem Eſel voranritt; in der Kirche ließ ihn der Kaiſer eine Stunde auf ſich warten und ſetzte ſich und ſeiner Gemahlin, nachdem der Papſt beide geſalbt hatte, ſelbſt die Krone auf. Dieſe Ceremonie ſchien der einzige Zweck ſeiner Einladung geweſen zu ſeyn. Von den Verhandlungen über Kirchenangelegenheiten, die Pius perſönlich um ſo wirkſamer betreiben zu können gehofft hatte, kam nichts zur Sprache; der Kaiſer vermied jede Erörterung, die Neugier der Pariſer verwandelte ſich in Geringſchätzung, und da der gekränkte Papſt die Einladung nach Mailand zur Krönung Napoleons als König von Italien ſtandhaft ablehnte, trat Kälte und Feindſchaft an die Stelle der ihm bisher bewieſenen Achtung. So war denn Pius ohne allen Nutzen und zum großen Nachtheil ſeiner Würde

über vier Monate in Paris hingehalten worden, bis er endlich den 4ten April 1805 zurückkehren durfte, um in Rom laute Ausbrüche des Unwillens über ſeine ſelbſtverſchuldete Demüthigung dafür dulden zu müſſen, daß er ſich bei dieſem Schritte gänzlich verrechnet hatte. In Rom wurde er durch wiederholte Durchmärſche franzöſiſcher Truppen beunruhiget, die Eroberung von Neapel, die kirchlichen Reformen Joſephs in dieſem Reiche, die Drohungen Napoleons wegen des heimlichen Verkehrs der Römer mit den Feinden Frankreichs kündigten dem bedrängten Papſte eine neue Kataſtrophe an. Die deutſche Kirche mußte er, da der Trotz ſeines Nuntius della Genga gegen die Könige von Baiern und Würtemberg die Hoffnung gütlicher Vergleiche abgeſchnitten hatte, ganz ihrem Schickſale überlaſſen. Die Bücherverbote und pomphaften Canoniſationen, mit denen er die Römer in den Jahren 1806 bis 1808 unterhielt, konnten ſeinen politiſchen Verlegenheiten nicht abhelfen. Durch die Erfahrung belehrt, daß größere Nachgiebigkeit gegen Frankreich ihm nur neue Demüthigungen zuziehen würde und dennoch unvermögend, der Uebermacht mehr entgegenzuſetzen, als feſten Willen, reizte er durch ſeine ſtandhafte Weigerung, den König Joſeph von Neapel anzuerkennen und ſeine Häfen den Engländern zu verſchließen, den Kaiſer Napoleon zu Gewaltthätigkeiten. Rom wurde den 2ten Februar 1808 von franzöſiſchen Truppen beſetzt, das päpſtliche Militär entwaffnet und, ohngeachtet noch keine Kriegserklärung erfolgt war, von dem franzöſiſchen Befehlshaber Miollis Eingriff auf Eingriff in die weltlichen Regierungsrechte des Papſtes unternommen. Pius blieb unerſchrocken und traf mit ſeltner Geiſtesgegenwart jede ihm mögliche kräftige Maßregel zur Gegenwehr; aber vergebens drohte er dem Kaiſer ſelbſt in einem Breve vom 27ſten März mit ſeinen geiſtlichen Waffen; dieſer vereinigte dafür durch ein Decret vom 2ten April die päpſtlichen Provinzen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino mit dem Königreiche Italien. Pius proteſtirte, verbot den italieniſchen Biſchöfen, von franzöſiſchen Behörden Befehle anzunehmen, belegte die Bürgergarden, die, aus der Hefe des römiſchen Pöbels gebildet, unter franzöſiſchem Schutze die Stadt durch greuliche Ausſchweifungen ängſtigten, mit ſeinem Banne, brachte ſeinen Staatsſecretär Cardinal Pacca den 6ten September, da er eben verhaftet werden ſollte, in ſeine eignen, noch ſichern Zimmer und wagte wegen der fortdauernden Frevel der Franzoſen, dem Kaiſer in einem Breve vom 3ten April 1809 aufs neue mit dem Banne zu drohen. Napoleon ſetzte jedoch nun ſeinen längſt beſchloſſenen Plan ins Werk, indem er durch ein Decret vom 17ten Mai 1809 den Kirchenſtaat ſeinem Reiche einverleibte und Rom für eine freie kaiſerliche Stadt erklärte. Der furchtloſe Papſt erließ nun den 10ten und 11ten Juni zwei Bannbullen gegen den Urheber und alle Theilnehmer der den 1ſten Juni durch franzöſiſche Behörden erfolgten Beſitznahme des Kirchenſtaats. Am 6ten Juli in der Nacht drang der franzöſiſche General Radel mit einem Trupp Soldaten durch ein Fenſter und über die Gartenmauer in den während jener Gewaltthätigkeiten befeſtigten Palaſt des Papſtes ein, durchbrach die vermauerten Thüren, entwaffnete die Schweizergarde und trat in das Zimmer, wo Pius eben ſchreibend am Tiſche ſaß. Hier verlangte Radel von ihm Verzichtleiſtung auf ſeine weltliche Herrſchaft. Pius verweigerte ſie und Radel erklärte ihm die Nothwendigkeit ſeiner Abführung aus Rom. Da nahm Pius ſein Brevier, reichte dem Cardinal Pacca die Hand

und ließ ſich mit ihm auf einem Lehnſtuhle aus dem eingeſchlagenen Fenſter auf die Straße herab, wo beide in einen Wagen verſchloſſen wurden, welcher ſogleich abfuhr. Scheidend ſprach der Papſt noch den Segen über Rom, aber Niemand durfte ſich dem Wagen nähern, nur wenige treue Diener durften folgen. Die Reiſe ging mit möglichſter Schnelligkeit fort. Bei Florenz wurde Pacca von Pius getrennt, mit dem er erſt auf dem Mont Cenis wieder zuſammentraf und den 7ten Juli nach Grenoble kam. Die Geſundheit des Papſtes hatte durch die verſchloſſene Luft im Wagen bei großer Sommerhitze gelitten. Man bewilligte ihm 11 Tage Raſt zu Grenoble. Dann ging die Reiſe über Valence und Nizza nach Savona, wo der Papſt bleiben ſollte und als Gefangner bewacht wurde. Er hatte auf der ganzen Reiſe die würdigſte Faſſung behauptet und von Seiten des Volks in mehreren Städten, wo man ſich zu ihm drängte, um ſeinen Segen zu empfangen, die größten Ehrenbezeugungen genoſſen. Das Anerbieten einer fürſtlichen Hofhaltung lehnte er ab, wie früher die ihm im Decret des Kaiſers ausgeſetzten zwei Millionen Franken jährlicher Einkünfte. Sein Schickſal trug er mit unerſchüttertem Muthe, widerſetzte ſich den Willkürlichkeiten Napoleons in Kirchenſachen entſchloſſener als je und verweigerte den von demſelben ernannten neuen Biſchöfen ſtandhaft die canoniſche Beſtätigung. In der Mitte des Jahres 1812 wurde er nach Fontainebleau gebracht. Hier nöthigte ihn Napoleon den 25ſten Januar 1813 zu einem neuen Vertrage, worin er ſich zur Beſtätigung dieſer Biſchöfe verpflichtete. Als aber Napoleon dieſes nur im Entwurf exiſtirende Concordat wider die Abrede zu früh bekannt machte und zum Reichsgeſetz erklärte, nahm Pius ſeine ohnehin ſehr bedingt gegebene Einwilligung ſogleich zurück und verwarf jedes Concordat mit Frankreich, das nicht alle Streitigkeiten beilegen würde. Die Wuth Napoleons über dieſen Gegenſtreich ſoll ſich in perſönlichen Mißhandlungen des Papſtes ausgelaſſen haben. Es war ſein letztes Leiden von dieſem Feinde, nach deſſen Abdankung er freigelaſſen, begleitet von engliſchen und öſterreichiſchen Soldaten, den 24ſten Mai 1814 in Rom wieder einzog. Die Handlungen, zu denen er ſeitdem die wieder erlangte Macht und Unabhängigkeit angewendet hat, beweiſen, daß ſeine früher oftmals gezeigte Bequemung nach den Umſtänden und Zeitideen nur eine Maßregel der Klugheit und Verſtellungskunſt war, welche die Moral der Italiener unter die Tugenden rechnet. Dem von ihm ſtets als die ſicherſte Stütze des Papismus geliebten Jeſuitenorden ſtellte er den 7ten Auguſt 1814 in einer Bulle her, worin er wahrheitswidrig von einem allgemeinen Verlangen der katholiſchen Chriſtenheit nach dieſen Ordensleuten redet; zugleich ſetzte er alle andern geiſtlichen Orden in ihre alten Rechte ein und empfahl dringend ihre Verbreitung. Auch das Tribunal der Inquiſition zu Rom wurde von ihm erneuert und, um der Aufklärung zu wehren, mit Verdammung gegen die Freimaurer, mit Bücherverboten gegen die Literatur verfahren. Ueber ſeine neueſten Concordate mit Frankreich, Neapel und Baiern ſ. d. Art. Concordat. Die wenigen Verbeſſerungen, die er darin zum Vortheile dieſer Staaten zugeſtanden hat, zeigen, daß ſein Beſtreben, den weltlichen Mächten zu gebieten, nicht ganz mißlungen iſt. Wie ſehr er aber geneigt iſt, Anſtalten, die nicht zur Vergrößerung der päpſtlichen Gewalt, ſondern nur zur religiöſen Veredlung und Wohlfahrt der Völker dienen können, da, wo er es wagen zu dürfen glaubt, durch alle Mittel der Macht und Liſt zu hindern,

hat nicht nur ſeine Behandlung der katholiſchen Schweiz, ſondern auch ſein neuſtes Verfahren gegen den in Deutſchland allgemein verehrten Generalvicar des Bisthums Conſtanz, von Weſſemberg, deutlich zu erkennen gegeben. (Vergl. d. Art. Weſſemberg). Die deutſche Kirche lernt aus der hierüber vom badiſchen Hofe bekannt gemachten Denkſchrift, daß Pius VII., ohne Rückſicht auf die Foderungen der chriſtlichen Religion und Moral, nur geleitet von den Grundſätzen ſeiner herrſchſüchtigen und anmaßenden Curie, eilen würde, die furchtbare Hierarchie der Gregore und Innocenze wieder aufzurichten, wenn das gegenwärtige Zwiſchenſpiel der Rückkehr zum Alten in der Politik ihm Hoffnung gäbe, auch den Glanz ſeines Thrones auf den Trümmern der Geiſtesbildung und des Völkerglücks in Europa zu erneuern. Doch nur in ſeinen Breven und Bullen redet er die Sprache des Mittelalters; in ſeinem perſönlichen Umgange zeigt er ſich als ein weltkluger, fein gebildeter und gewandter Fürſt, der die gefällige Humanität ſeiner Zeit auch gegen Ketzer nicht verläugnet und allen, die ihn kennen, Achtung abgewinnt. E.

Pixericourt, einer der fruchtbarſten dramatiſchen Dichter der Franzoſen, der Abgott des pariſer Boulevardtheaters und des Theaters de la Porte St. Martin, auf welchem die Melodramen einheimiſch ſind, kurz der franzöſiſche Kotzebue, deſſen Werke, wie die ſeines deutſchen Nebenbuhlers, zwar nirgends auf dichteriſche Vollendung und höhern Kunſtwerth Anſpruch haben, dagegen durch Theatercoups, überraſchende Fabel, ſentimentale Situationen, pomphaften Dialog u. dergl. Mittel, großen Effekt bei einem halbgebildeten Publikum hervorbringen. Pixericourts Werke ſind deßhalb wie die Kotzebue'ſchen faſt in alle europäiſchen Sprachen überſetzt.

Pizarro (Francisco), der Entdecker und Eroberer von Peru, war der natürliche Sohn eines ſpaniſchen Edelmanns. Völlig vernachläſſigt und ohne Erziehung, mußte er als Knabe die Schweine huten. Dieſer Behandlung müde, lief er davon und nahm als gemeiner Soldat Dienſte. Nachdem er einige Zeit in Italien geweſen, ſchiffte er ſich mit andern Glücksrittern, die nach den Schätzen der neuen Welt dürſteten, zu Sevilla ein. Er machte alle Kriege auf Cuba und Hiſpaniola mit, und begleitete Ojeda auf ſeiner Expedition nach dem Meerbuſen von Darien, und Balboa auf ſeinem Marſch durch den Iſthmus der Südſee. Bei dieſen Gelegenheiten übertraf er Alle an Muth, Ausdauer und Unternehmungsgeiſt; und ob er gleich ſo ununterrichtet war, daß er nicht leſen konnte, ſo wurde er doch fähig gefunden zu commandiren. Energie des Körpers und Geiſtes und eine reiche Erfahrung erſetzten ihm gelehrte Kenntniſſe. Er war bereits ein gereifter Mann, und hatte einiges Eigenthum erworben, als im J. 1524 Habſucht und Ehrgeiz ihn anſpornten, mit Diego von Almagro und Hernando Luque ſich zur Eroberung der muthmaßlich reichen Länder an der Südſeeküſte zu vereinigen. Dieſe ſetzten ihr ganzes Vermögen an die Unternehmung, und Pizarro, als der unbegütertſte, übernahm das Wageſtück des erſten Verſuchs. Im November 1524 ſegelte er von Panama in einem einzigen Schiffe mit 112 Mann ab, um mit dieſer ſchwachen Macht ein großes Reich umzuſtürzen. Er ſteuerte ſüdöſtlich, machte aber nur langſame und mühſelige Fortſchritte, da Mangel und Krankheiten ſeine kleine Schaar hinrafften. Er war in der übelſten Lage, als Almagro zu ihm ſtieß, der Panama mit 70 Mann verlaſſen hatte. Letzterer kehrte ſogleich nach Panama zurück, um neue Verſtärkungen zu holen, und kam mit

dieſen im J. 1526 zu Pizarro. Sie drangen nunmehr gegen die Küſte von Quito vor, wo ſie die Anzeichen eines reichern Landes und gebildeter Einwohner fanden. Zugleich überzeugten ſie ſich, daß ihre Streitkräfte nicht hinreichend ſeyen, ein ſo volkreiches Land anzugreifen. Sie kehrten daher nach einer benachbarten Inſel zurück, wo Pizarro blieb; während Almagro abermals nach Panama ging, um neue Mannſchaften herbeizuführen. Der Befehlshaber dieſes Platzes aber, der die Unternehmung für ein tollkühnes Abenteuer anſah, widerſetzte ſich nicht nur jeder neuen Werbung, ſondern ſchickte auch an Pizarro den Befehl, mit ſeinen Mannſchaften zurückzukehren. Dieſer war entſchloſſen, ungeachtet aller Hinderniſſe, in ſeinem Vorhaben zu beharren. Er ſuchte ſeine Soldaten in einer Rede zu gleichen Geſinnungen zu entflammen, und ſchloß damit, daß er mit ſeinem Degen einen Strich auf dem Boden zog, und diejenigen, die ihn zu verlaſſen wünſchten, auffoderte, auf die andere Seite zu treten. Zu ſeinem Kummer ſah er ſich von allen bis auf dreizehn verlaſſen. Mit dieſen begab er ſich auf die entferntere Inſel Gorgona, um abzuwarten, welchen Erfolg die Bemühungen ſeiner beiden Freunde haben würden. Dieſe waren endlich durchgedrungen, hatten einige Mannſchaften zuſammengebracht, und kamen damit nach einer Zwiſchenzeit von fünf Monaten auf einem kleinen Fahrzeuge bei Pizarro an. Sie ſchifften ſich ſämmtlich ein und waren ſo glücklich, die Küſte von Peru zu entdecken. Sie ſtiegen bei der durch einen Palaſt der Inca's ausgezeichneten Stadt Tumbez aus. Hier ſahen die Spanier genug, was ſowohl ihre Hoffnungen, als ihre Habſucht erhöhte. Indeß mußten ſie ſich für jetzt begnügen, friedlich mit den Einwohnern zu verkehren. Pizarro fuhr fort, die Küſte zu unterſuchen, und kehrte gegen das Ende des Jahrs 1527 mit einigen Proben von den Erzeugniſſen und Reichthümern jener Länder nach Panama zurück. Da der Gouverneur ſich auch noch jetzt nicht geneigt zeigte, ihre Eroberungsplane zu begünſtigen, ſo ward beſchloſſen, daß Pizarro nach Europa reiſen ſollte, um den Hof für ihren Plan zu gewinnen, und ſich die erfoderlichen Würden und Vortheile in den zu erobernden Ländern zuſichern zu laſſen. Wirklich gelang es ihm, durch glänzende Beſchreibungen von dem Reichthume der neu entdeckten Länder die Aufmerkſamkeit Carls V. und ſeiner Miniſter zu erregen. Ohne an das Intereſſe ſeiner beiden Theilnehmer zu denken, ließ er ſich die Würde eines Statthalters und Generalcapitäns in den zu erobernden Ländern und die Erlaubniß ertheilen, für dieſe zu machenden Eroberungen eine beſtimmte Kriegsmacht, jedoch ganz auf eigene Koſten, auszurüſten. Aber ſeine Mittel waren, obgleich ihn der eben nach Spanien zurückgekehrte Cortez unterſtützte, kaum hinreichend, die Hälfte der feſtgeſetzten Mannſchaft aufzuſtellen. Begleitet von ſeinen drei Brüdern, kehrte er 1529 nach Panama zurück. Almagro gerieth über ſeine Treuloſigkeit in die äußerſte Wuth; Pizarro wußte ihn jedoch zu verſöhnen, und alle drei Theilnehmer verbanden ſich aufs neue unter der Bedingung gleicher Vortheile. Im Februar 1531 ſegelte Pizarro mit drei kleinen Schiffen, worauf ſich 180 Mann und unter dieſen 36 Berittene befanden, wieder nach Peru ab. Er landete hundert Stunden nördlich von Tumbez, dem Ziele ſeiner Abſichten, und marſchirte an der Seeküſte hinauf. Die Feindſeligkeiten, welche er bei ſeinem Vorrücken an den Einwohnern auszuüben erlaubte, erbitterten dieſe; und bald ſahen die Spanier ſich dem drückendſten Mangel preis gegeben. Endlich kamen ſie in eine Provinz,

welche ſo große Beute darbot, daß Pizarro bedeutende Schätze nach Panama und Nicaragua ſchicken konnte, um neue Abenteurer anzuwerben. Nachdem er die Inſel Puna in dem Meerbuſen von Guayquil in ſeine Gewalt gebracht hatte, erreichte er Tumbez, wo er Verſtärkung erhielt. Weiter ſüdlich legte er die erſte ſpaniſche Colonie in Peru an, welcher er den Namen St. Michael gab. Zu ſeinem Glücke war das peruaniſche Reich damals durch einen Bürgerkrieg zwiſchen den beiden Söhnen des letzten Inca's, Huascar und Atahualpa, getheilt. Er konnte deßhalb nicht nur faſt ohne Widerſtand vordringen, ſondern wurde auch von beiden Theilen um Beiſtand gebeten. So wagte er es, mit 62 Mann zu Pferde und 102 Mann zu Fuß landeinwärts auf Caxamalca zu marſchiren, wo Atahualpa mit einem anſehnlichen Heere lagerte. Da er ſich für einen Freund ausgab, ward er auf ſeinem Marſche von Niemand beunruhigt und konnte eine feſte Stellung in der Stadt Caxamalca nehmen. Von da ſandte er zwei Offiziere in des Inca's Lager, welcher ſie mit vieler Gaſtfreiheit aufnahm, und Pizarro am folgenden Tage zu beſuchen verſprach. Dieſer aber entwarf den treuloſen Plan, ſich der Perſon des Inca's zu bemächtigen, und führte ihn unter großem Blutvergießen aus. Als das Volk ſeinen König in der Gefangenſchaft ſah, gerieth es in ſo große Beſtürzung, daß es nicht den geringſten Verſuch wagte, ihn wieder zu befreien; und während ſeine Abgeſandten beſchäftigt waren, das ungeheure Löſegeld zuſammenzutreiben, das er für ſeine Freiheit geboten hatte, durchzogen die Spanier in kleinen Parteien das Reich bis in die entfernteſten Provinzen. Endlich langte Almagro mit einer anſehnlichen Verſtärkung an. Man theilte die Beute unter Anführer und Gemeine; des Habſüchtigſten Hoffnungen wurden weit übertroffen, aber nichts konnte ſie jetzt ſättigen. Obgleich der Inca das verſprochene Löſegeld entrichtet hatte, wollte ihn Pizarro doch nicht frei geben, um noch mehr zu erpreſſen. Almagro aber, welcher glaubte, Pizarro könnte ein ſolches Unterpfand zu ſeinem und ſeiner Soldaten beſondern Vortheile benutzen, drang aus Eiferſucht darauf, den unglücklichen Gefangenen zu tödten. Kein Gefühl der Ehre oder Menſchlichkeit widerſprach in Pizarro's Bruſt dieſer ſchändlichen Maßregel; vielmehr beſchleunigte ein Zufall ihre Vollziehung. Atahualpa bewunderte die Schreibekunſt der Europäer, von deren Natur er keine Vorſtellung hatte. Einſt ließ er ſich von einem Spanier den Namen Gottes auf den Nagel ſeines Daumens ſchreiben, um zu ſehen, ob jeder Spanier die Zeichen auf eine und dieſelbe Weiſe verſtehen würde. Er hielt ihm auch dem Pizarro vor; dieſer aber mußte beſchämt geſtehen, daß er nicht leſen könne. Dieſe Unwiſſenheit ſchien dem Inca ſo ſchimpflich, daß er ihm ſeine Verachtung nicht verbergen konnte. Der engherzige Pizarro beſchloß, ſich dafür blutig zu rächen. Auf die falſcheſten und abgeſchmackteſten Beſchuldigungen wurde der unglückliche Fürſt verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden, und als er ſich aus Furcht vor einem ſo gräßlichen Tode dem Gebrauche der Taufe unterwarf, milderte man ſeine Strafe dahin, daß er öffentlich erdroſſelt wurde. Die Regierung von Peru war jetzt ſo weit aufgelöſet, daß den ſpaniſchen Eroberern kein kräftiger Widerſtand mehr geleiſtet werden konnte. Pizarro, durch eine neue Schaar von Abenteurern verſtärkt, marſchirte jetzt unter unbedeutenden Gefechten mit den Eingebornen auf Cusco los, und bemächtigte ſich dieſer Hauptſtadt, in welcher er große Maſſen von Gold und Silber fand. Benelcazor, einer ſeiner vornehmſten Offi-

ziere, eroberte zu derſelben Zeit Quito. Alvarado, der Gouverneur von Guatimala, von Plünderungsſucht getrieben, marſchirte mit großen Anſtrengungen über die Andes, und drang in Quito ein; aber Almagro zwang ihn zur Rückkehr, und ſah ſeine Streitkräfte durch viele Ueberläufer vermehrt. Als die Nachricht von dieſen glücklichen Unternehmungen durch Ferdinand Pizarro nach Spanien kam, erweiterte der König Pizarro's Statthalterſchaft noch um ſiebzig Stunden längs der Küſte ſüdwärts; Almagro aber wurde zum Statthalter eines weiten Diſtrikts ſüdlich von dieſer Grenze ernannt. Dieſe neuen Beſtimmungen gaben zu Uneinigkeit Anlaß, welche jedoch für jetzt noch beigelegt wurde. Almagro unternahm die ſchwierige Eroberung von Chili. Pizarro beſchäftigte ſich mit der innern Einrichtung ſeiner Statthalterſchaft, wobei er viel Scharfblick und Klugheit zeigte. Zugleich beſchloß er, eine neue Hauptſtadt in einer bequemern Lage als Cusco zu erbauen, und beſtimmte dazu einen Platz in dem Thale Rimac, nicht weit von dem Hafen Callao. Hier ſteckte er im Jahre 1534 eine Stadt ab, die er Ciudad de los Reyes nannte, und die jetzt Lima heißt. Indeß erregten die Eingebornen unter ihrem rechtmäßigen Fürſten, dem Inca Manco Capac, der aus der Gefangenſchaft entkommen war, einen ſehr ernſtlichen Aufſtand. Dieſer benutzte die Vereinzelung der ſpaniſchen Truppen in den fernen Provinzen, und Almagro's Abweſenheit in Chili, verſammelte alle waffenfähige Peruaner, hob mehrere Abtheilungen der Spanier auf, und belagerte in Perſon Cusco, während ein anderes Heer gegen Lima rückte. Cusco wurde von Pizarro's drei Brüdern, von denen einer dabei umkam, mit einer Handvoll Spanier auf das Hartnäckigſte vertheidigt. Schon hatten die Peruaner die halbe Stadt im Beſitz, als Almagro, der ſchnell aus Chili zurückgekehrt war, in der Nähe erſchien. Er war in der Meinung gekommen, daß Cusco zu ſeiner Statthalterſchaft gehöre; daher ſchlug er die Peruaner zurück, überfiel Cusco ſelbſt, machte die beiden Pizarro's zu Gefangenen, und nahm förmlich von der Stadt Beſitz. Francisco Pizarro hatte ſich indeß mit großer Anſtrengung in Lima behauptet, und war bereits aufs Aeußerſte gebracht, als eine plötzliche Ueberſchwemmung des Fluſſes die Belagerer zum Abzuge nöthigte. Sobald Pizarro Verſtärkung an ſich gezogen hatte, ſchickte er Alvarado an der Spitze von 500 Mann zur Befreiung Cusco's ab, von dem er noch glaubte, daß die Peruaner es belagerten. Almagro zog ihm entgegen, beſiegte ſeine Truppen, und nahm ihn ſelbſt gefangen. Dieſer Unfall, zugleich mit der Gefangenſchaft ſeiner Brüder, erſchütterte faſt Pizarro's Feſtigkeit; er mußte jetzt die ganze Hinterliſt ſeines Charakters aufbieten, um die glücklichen Fortſchritte ſeines Nebenbuhlers zu hemmen. Zu dem Ende trat er mit ihm in Unterhandlung, während welcher ſein Bruder Gonzalo und Alvarado Gelegenheit fanden, zu entkommen, und noch 60 Mann mitzunehmen. Darauf ſchlug er einen Waffenſtillſtand vor, um ihre Streitigkeiten dem Ausſpruche des ſpaniſchen Hofs zu unterwerfen. Der gutmüthige Almagro ließ ſich bereden, auch Pizarro's andern Bruder, Fernandez, freizugeben. Kaum aber ſah Pizarro ſeine Brüder in Sicherheit, als er die Maske abnahm, und ſie an der Spitze von 700 Mann gegen Cusco ſchickte. Im April 1538 rückten beide Theile, jede die königliche Fahne führend, gegen einander, und lieferten ſich im Angeſichte der über dieſe Zwiſtigkeiten im Stillen erfreueten Peruaner ein äußerſt blutiges Gefecht. Almagro erlitt eine vollſtändige Niederlage, fiel in Gefan-

genſchaft, und ward von Pizarro zum Tode verurtheilt und hingerichtet. So wurde Pizarro alleiniger Herr dieſer weitſchichtigen Reiche. Er vertheilte wie ein Eroberer Ländereien und Reichthümer unter ſeine Brüder und Anhänger. Almagro's Freunde dagegen, die dabei leer ausgingen, nährten den alten Haß gegen ihn, verſammelten ſich zu Lima um den Sohn ihres ehemaligen Anführers, und verſchworen ſich endlich förmlich gegen Pizarro's Leben. Am 26ſten Juni 1541 führten ſie ihr Vorhaben aus. Herrada, einer der vornehmſten Offiziere Almagro's, begab ſich an der Spitze von 18 entſchloſſenen Mitverſchwornen zur Mittagszeit, wo in dieſen heißen Himmelsſtrichen alles zu ſchlafen pflegt, in den Palaſt des Statthalters. Sie kamen unbemerkt durch die Vorhöfe bis an die Treppe. Pizarro, der eben vom Eſſen aufgeſtanden war, befand ſich mit einigen Freunden in einem großen Saale. Einer derſelben, der auf das Geräuſch an der Treppe herausgetreten war, wurde ſogleich niedergeſtoßen; Andere ſprangen ſchnell zu den Fenſtern hinaus. Pizarro aber, ſein Halbbruder Alcantara und zwei ſeiner treueſten Freunde, ſtellten ſich, den Degen in der Fauſt, den eindringenden Verſchwornen mit großer Entſchloſſenheit entgegen. Sie fielen ſämmtlich, Pizarro zuletzt, erſchöpft von langer Gegenwehr. Er hatte ſein 63ſtes Jahr zurückgelegt, war aber noch in ungeſchwächter Manneskraft. Sein Andenken lebt bei der Nachwelt als das Andenken eines blutigen Eroberers.

Pizzicato, bedeutet in den Stimmen für Bogeninſtrumente, daß die Noten, bei welchen es ſteht, nicht mit dem Bogen geſtrichen, ſondern **mit den Fingern geriſſen** werden ſollen; gewöhnlich folgt der Ausdruck coll' arco, welcher anzeigt, daß jetzt wieder **mit dem Bogen** geſpielt werden ſoll.

Plafond, ſ. **Deckengemälde**.

Plagiat. Bei den Römern beſtand das Plagium oder der Menſchenraub darin, daß man ſich des Sclaven eines Andern, um ihn dieſem zu entziehen, oder eines Freien, um ihn zum Sclaven zu machen, bemächtigte. Nach deutſchem Recht iſt es die rechtswidrige Handlung, vermöge welcher man ſich in den phyſiſchen Beſitz eines Menſchen ſetzt, jedoch ohne dabei Befriedigung der Wolluſt zu beabſichtigen. Dann wird auch der gelehrte Diebſtahl oder Gedankenraub darunter verſtanden.

Planetarium, ſ. **Orrery**.

Planeten, ſchon durch ihren Namen als **Irr-** oder **Wandelſterne** bezeichnet, und von den unbeweglichen Feſt- oder Firſternen unterſchieden, von welchen ſie ihr Licht erhalten. Sie waren zum Theil ſchon im grauen Alterthume bekannt. Homer und Heſiodus nennen zwar nur die Venus als zwei verſchiedene Sterne, als Abend- und Morgenſtern; aber Democrit vermuthete ſchon mehrere Planeten; Pythagoras erkannte Abend- und Morgenſtern als einen einzigen an, und Eudoxus brachte im 4ten Jahre vor Chr. Geb. die Kenntniß der Bewegungen der fünf alten Planeten von den Aegyptiern zu den Griechen. Zu dieſen fünf alten Planeten, dem **Mercur**, der **Venus**, dem **Mars**, **Jupiter** und **Saturn**, ſind in den neueſten Zeiten noch fünf neue, **Uranus**, **Ceres**, **Pallas**, **Juno** und **Veſta** entdeckt worden, ſo daß, Erde und Mond mit eingerechnet, jetzt elf Hauptplaneten nebſt achtzehn Nebenplaneten (Trabanten oder Monden) bekannt ſind. Alle haben ſie mit der Erde die Umdrehung um ihre eigene Axe (Rotation), wodurch Tag

und Nacht entſteht, und ihre gemeinſchaftliche Bewegung um die Sonne gemein, um welche ſie in elliptiſchen, größtentheils unter kleinen Winkeln gegen die Ekliptik geneigten Bahnen (Planetenbahnen), von Weſten gegen Oſten, in verſchiedenen, von ihrer Entfernung von der Sonne abhängigen, Zeiten (Planetenjahren) ihren Umlauf vollenden. Ueber ihre ſcheinbaren Bewegungen, ſo wie über die daraus hergeleiteten wahren, und die Mittel ihre Größe und Bahnen kennen zu lernen, iſt der Art. Aſtronomie nachzuſehen. Hier ſoll nur von ihren einzelnen Eigenſchaften die Rede ſeyn. Der nächſte Planet bei der Sonne iſt Mercur, gleichwohl mehr als 8 Millionen Meilen von ihr entfernt. Er durchläuft ſeine Bahn um die Sonne in 88 Tagen, indem er in einer Secunde 6 7/10 Meilen fortrollt. Er iſt der kleinſte unter den fünf alten Paneten, und dem körperlichen Inhalte nach 18 mal kleiner als die Erde. Seine Umdrehungszeit um ſeine eigene Axe iſt von Schröter auf 24 Stunden beſtimmt worden. Dem Mercur folgt in einem Abſtande von 15 Millionen Meilen die Venus, die ſich in 224 Tagen um die Sonne wälzt, und in jeder Secunde 4 9/10 Meilen in ihrer Bahn zurücklegt. Sie dreht ſich in 23 Stunden 21 Minuten um ihre Axe, wie man aus Flecken auf ihrer Oberfläche erkannt hat. Auch ſind Berge auf ihr beobachtet worden, deren Höhe zum Theil über 4 deutſche Meilen beträgt. Sie erleidet, von der Erde aus geſehen, einen ähnlichen Lichtwechſel wie der Mond, welches auch Mercur mit ihr gemein hat; doch ſind wegen ſeiner geringen Größe die Lichtphaſen ſchwer zu bemerken. An Größe iſt die Venus der Erde ungefähr gleich, und nähert ſich ihr in ihrer Erdnähe bis auf 6 Millionen Meilen, kann aber auch bis auf 36 Millionen ſich von ihr entfernen. Von einem Monde der Venus wiſſen wir bis jetzt nichts Sicheres; denn die vermeintliche Entdeckung eines ſolchen ſcheint auf Täuſchung zu beruhen. Mercur und Venus erſcheinen von Zeit zu Zeit als ſchwarze Punkte vor der Sonnenſcheibe, indem ſie bei der Bewegung auf ihrer Bahn, eben ſo wie der Mond in den Sonnenfinſterniſſen, in die Ebene der Ekliptik eintreten, während ſie in Conjunction oder Zuſammenkunft mit der Sonne ſind. Von dieſen beiden der Sonne näher als die Erde ſtehenden, und daher ſogenannten untern Planeten unterſcheidet man die weiter entfernten als die obern. Der Erde nebſt ihrem Monde (ſ. d. Art.) folgt nun zunächſt der Mars in einem Abſtande von 32 Millionen Meilen von der Sonne. In ſeiner Bahn, die er in einem Jahre und 322 Tagen durchläuft, legt er in einer Secunde 3 4/10 Meilen zurück. Seine Kugel, die unter den Polen um 1/16 ihres Durchmeſſers abgeplattet iſt, dreht ſich in 24 Stunden 39 Minuten einmal um ihre Axe, deren Neigung gegen die Ebne der Bahn 61 Grad beträgt. Der Mars iſt beinahe 5 mal kleiner als die Erde, und enthält bei einer weit geringern Dichtigkeit nur den zehnten Theil an Maſſe. Auch werden öfters Flecken und Streifen auf dem Mars bemerkt, aus denen man auf eine ſtarke Atmoſphäre deſſelben ſchließen kann. — Zwiſchen Mars und Jupiter befand ſich nun eine den Aſtronomen längſt ſchon aufgefallene Lücke, welche erſt im Anfange dieſes Jahrhunderts durch die Entdeckung vier neuer Planeten ausgefüllt wurde. — Gerade am erſten Tage dieſes Jahrhunderts, am 1ſten Januar 1801 entdeckte Piazzi zu Palermo die Ceres, die 58 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, in 4 Jahren und 7 Monaten ihren Umlauf vollendet, und in jeder Secunde 2 1/2 Meilen zurücklegt. Sie iſt wegen ihrer gerin-

gen Größe nicht mit bloßen Augen ſichtbar, und erſcheint nur als ein Stern ſiebenter Größe. Dieſer erſten Entdeckung folgte ſchon am 28ſten März 1802 die zweite durch Olbers in Bremen, die Pallas, die ungefähr in derſelben Entfernung von der Sonne und in der nämlichen Zeit wie die Ceres ihren Umlauf vollendet. Sie erſcheint noch kleiner als dieſe, von 8ter bis zu 10ter Größe. Die Juno, die in 4 Jahren und 4 Monaten um die Sonne läuft, zeigt ſich gewöhnlich als Stern 8ter Größe, und wurde am 1ſten September 1804 von Harding in Lilienthal entdeckt. Endlich entdeckte abermals Olbers am 29ſten März 1807 die Veſta, die von der 5ten bis zur 7ten Größe erſcheint, und der Sonne etwas näher als Ceres, Pallas und Juno, ihren Umlauf um die Sonne in 3 Jahren und 8 Monaten vollendet. — Jupiter, der größte unter den uns bekannten Planeten, in einem Abſtande von 108 Millionen Meilen, durchläuft ſeine Bahn, in der er 1 9/10 Meilen in der Secunde zurücklegt, in 11 Jahren und 314 Tagen, begleitet von 4 Monden (entdeckt von Galilei zu Florenz den 7ten Januar 1610), von denen der größte im Durchmeſſer faſt halb ſo groß als unſere Erde iſt. Jupiter ſelbſt iſt 11 1/3 mal im Durchmeſſer größer als die Erde, ſeine Oberfläche iſt aber 130 mal, und ſein Inhalt 1474 mal größer als der der Erde. Er dreht ſich in 9 Stunden 56 Minuten um ſeine um 87 Grad gegen ſeine Bahn geneigte Axe, und iſt an den Polen um 1/14 ſeines Durchmeſſers abgeplattet. Seine Oberfläche zeichnet ſich ſtets durch mehrere dem Aequator parallele Streifen aus. — In einer faſt doppelten Entfernung, in einem Abſtande von 199 Millionen Meilen durchläuft Saturn ſeine 1280 Millionen Meilen lange Bahn in 29 Jahren und 169 Tagen, begleitet von 7 Monden (deren 5 ſchon im 17ten Jahrhunderte von Huyghens und Caſſini, und 2 im Jahre 1789 von Herſchel entdeckt worden) und einem ſehr merkwürdigen doppelten Ringe, der in einer Entfernung von 5800 Meilen von der Oberfläche des Saturns als ein freies Gewölbe von 6000 Meilen Breite ſchwebt; denn der äußerſte Rand des Ringes iſt über 11,600 Meilen vom Saturn entfernt. Dieſer Ring dreht ſich nach Herſchel in 10 Stunden 30 Minuten zugleich mit dem Saturn herum, der ſich in 10 Stunden 18 Minuten um ſeine Axe dreht. — Endlich wurde am 13ten März 1781 durch Herſchels Entdeckung des Uranus die Kenntniß unſeres Sonnenſyſtems um das Doppelte erweitert, denn dieſer Planet iſt 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, und durchläuft ſeine Bahn, von 6 Trabanten begleitet, in 83 Jahren, während er in jeder Secunde 9/10 Meilen zurücklegt. Seine Kugel iſt 83 mal größer als die Erde und hat 19 mal mehr Maſſe als dieſe. — Um die großen Entfernungen der Planeten von der Sonne durch eine ſinnliche Vorſtellung begreiflicher zu machen, bedient man ſich häufig der Geſchwindigkeit einer Kanonenkugel, die in einer Minute 1 1/2 Meilen zurücklegt. Mit dieſer Geſchwindigkeit würde die Kanonenkugel von der Sonne aus zum Mercur in 9 1/2, zur Venus in 18, zur Erde in 25, zum Mars in 38, zur Veſta in 60, zur Juno in 66, zur Ceres und Pallas in 69, zum Jupiter in 130, zum Saturn in 238 und zum Uranus in 479 Jahren gelangen, während ſie den Weg von der Erde zum Monde ſchon in 23 Tagen zurücklegen würde.

Planiglobium, ſ. d. Art. Landkarten. Oft auch ſoviel als Planiſphärium.

Planimetrie, der Theil der Geometrie, welcher ſich mit Ausmeſſung und Vergleichung der Flächen beſchäftigt. S. Geometrie.

Planiſphärium, ein aſtronomiſches Inſtrument, welches gebraucht wird, die Bewegungen der Himmelskörper, ihren Durchgang durch den Meridian, ihren Auf- und Untergang u. ſ. w. zu beobachten. Es beſteht in einer Abbildung der Himmelsſphäre auf einer Fläche, welche die Sterne, die Conſtellationen u. ſ. w. in der ihnen eignen Ordnung darſtellt. Die Projection iſt entweder die orthographiſche oder die ſtereographiſche. Bei jener wird angenommen, das Auge ſey unendlich entfernt, bei dieſer es ſtehe an der Fläche der Kugel und betrachte die gegenüberliegende hohle Halbkugel, wie ſie ſich auf einer durch den Mittelpunkt gelegten Tafel darſtellt. Gewöhnlich wird die ſtereographiſche Projection gewählt. Sie heißt Polarprojection, wenn das Auge im Pole, Aequatorealprojection, wenn es im Aequator ſteht. — Die Franzoſen verſtehen unter dem Planiſphärium das Aſtrolabium (ſ. d. Art.).

Planta (Joſeph), geboren 1744, aus einer alten und edeln Familie in der Schweiz abſtammend, iſt Mitglied und Secretär der londoner königl. Societät, Bibliothekar des brittiſchen Muſeums, einer der Conſervatoren der Medaillen und Manuſcripte dieſes großen Inſtituts und zugleich Unter-Staatsſecretär im Departement der auswärtigen Angelegenheiten unter Lord Caſtlereagh. Man hat von ihm mehrere geſchätzte Werke, von welchen wir hier nur ſeine Geſchichte der Schweiz in 2 Octavbänden anführen.

Plantagenet, ſ. Großbritannien.

Plaſtik oder Bildnerei nennt man im weitern Sinne die Kunſt, aus harten oder weichen Maſſen Formen und Geſtalten zu bilden. Dieſe mögen nun aus Thon, Holz, Stein oder Metall verfertigt, runde oder halb erhabene Arbeit ſeyn. Man unterſcheidet drei Gattungen derſelben: 1) die Formkunſt, oder die Kunſt Figuren aus weichen Maſſen zu bilden, Artem plasticam, Plaſtik, nach der erſten Bedeutung des griechiſchen Worts plasso; 2) die Bildhauerei, oder die Kunſt, Bildſäulen aus härtern Maſſen zu bearbeiten, Artem statuariam; 3) die Kunſt, aus Holz zu ſchnitzen, Sculpturam. Ueber die innere Natur der Plaſtik ſiehe den folgenden Artikel. Die Materialien, welche die Künſtler der alten Zeit hauptſächlich zu ihren Bildwerken brauchten, waren: 1. Thon. Der Sicyonier Dibutades erfand zuerſt unter den Griechen Bilder aus Thon zu fertigen; man bearbeitete ihn mit dem Griffel und den Fingern, vornehmlich den Nägeln. Man hat noch uralte ägyptiſche und griechiſche Kunſtwerke aus Thon und gebrannter Erde; ſie wurden gewöhnlich gemalt. 2. Gyps. Man bediente ſich des Gypſes zu Stuckaturarbeiten, dergleichen man noch in antiken Gebäuden findet, z. B. in einigen Zimmern der Villa Hadriani zu Tivoli, in den Bädern des Titus, in verſchiedenen alten Gräbern, in den Gebäuden zu Pompeji ꝛc. Die Kunſt, Bildniſſe in Gyps abzugießen, lernten die Griechen erſt ſpät kennen. Lyſiſtratus, des Lyſippus Bruder, ein Zeitgenoſſe Alexanders, erfand ſie. Kein Künſtler neuerer Zeit hat größere Sorgfalt darauf verwendet, als der für ſchöne Form ſo feinſinnige Mengs, er ließ unter ſeinen Augen die ausgeſucht ſchönen Gypsabgüſſe verfertigen, welche in Dresden eine ſehenswürdige Sammlung bilden, die unter der Bildergalerie geſchmackvoll geordnet aufgeſtellt iſt. Eine ähnliche Sammlung von ihm, doch weniger zahlreich, befindet ſich in Madrid. 3. Wachs. Der oben

genannte Lyſiſtratus erfand die Kunſt, Bilder aus Wachs zu gießen. Die Römer formten ihre Imagines aus dieſem Stoffe. 4. Holz. Von den älteſten Zeiten an, bis zur Periode der ſchönen Kunſt, arbeiteten die Griechen viel in Holz. Den Siegern in den olympiſchen Spielen wurden Statuen aus Holz geſetzt. Die geſchätzteſten Holzarten zu Bildwerken waren Ebenholz, Feigenbaum, Cypreſſe, Ceder, Eiche, Taxus, Buchsbaum, Ahorn, Buche, Linde, Weinſtock und Sycomorus, deſſen ſich beſonders die Aegypter bedienten. Manche Götterbilder wurden aus den ihnen geweihten Holzarten gefertigt; Jupiters Bildniß aus Eichenholz, Apollo aus Lorbeer, Pluto aus Ebenholz ꝛc. 5. Elfenbein. Die Bearbeitung des Elfenbeins zu Kunſtſachen iſt ſehr alt. Schon zu den Zeiten des trojaniſchen Kriegs waren Waffen und Geräthe mit Elfenbein geziert. Zur ſchönſten Zeit der Kunſt arbeiteten die Griechen viel in Elfenbein, ſogar die berühmteſten Coloſſen wurden daraus gefertigt. Die nackten Theile des olympiſchen Jupiters und der Minerva im Parthenon zu Athen waren aus Elfenbein. Der Kern der Figur wurde erſt inwendig aus trockenem feſten Holze, was jedoch einige Archäologen nicht zugeben, gebildet, und dann mit Elfenbein überkleidet; wenn das Bild vollendet war, ſo wurde ihm durch einen Firniß aus Oel der höchſte Glanz gegeben. 6. Stein: a) Marmor. Die vorzüglichſten Arten des griechiſchen Marmors ſind der pentheliſche und der pariſche. Beide Arten waren weiß; der farbigen Marmorarten bediente man ſich nicht gern zu Menſchenfiguren, wohl aber zu Thiergeſtalten und Gewändern. Zu Vespaſians Zeiten entdeckte man in Italien bei dem heutigen Genua die lunenſiſchen Marmorgruben; der daſige Marmor, der jetzt unter dem Namen des carrariſchen bekannt iſt, übertrifft den griechiſchen an Weiße; b) Alabaſter. Darin arbeiteten die Hetrurier häufig. Der beliebteſte war der indiſche. Häufig wurde er auch in Syrien und Cappadocien gefunden. Der farbige Alabaſter wurde zu Gewändern, Säulen und Vaſen gebraucht; derjenige, deſſen Farbe der Honigfarbe nahe kam, wurde am meiſten geſchätzt; c) Baſalt. Die Griechen und Aegypter bearbeiteten dieſen harten Stein mit vieler Kunſt. Die Werke darin ſind ſelten; d) Granit. Nur die Aegypter arbeiteten darin. Ihre Statuen und Obeliske ſind meiſt alle aus Granit und Synnit. Es gibt zweierlei Arten von Granit: einer fällt ins Rothe, der andere ins Blaue. Man findet ihn vorzüglich in Aegypten; die Römer nahmen ihn von der Inſel Elba; e) Porphyr. Von dieſem gibt es zwei Sorten, den rothen, und einen grünlichten mit goldenen Punkten. Kaum vermag es der ſchärfſte Stahl, dieſen härteſten aller Steine zu bearbeiten. Doch haben wir noch viele Meiſterſtücke, ſowohl Statuen als Vaſen, aus Porphyr; f) ägyptiſcher Kalkſtein, welcher weich, und theils weiß, theils dunkelgrün war. 7. Glas. Die Erfindung des Glaſes iſt uralt. Die Alten verfertigten aus Glas nicht allein viel Hausgeräthe, ſondern auch Todtenurnen und große Trinkbecher, welche mit erhabener Arbeit oder mit Gravieren geziert wurden. Hierbei muß man auch des Obſidianiſchen Steins erwähnen, aus welchem Gemmen und Büſten verfertigt wurden. Es war eine Art Bergcryſtall, welches ein gewiſſer Obſidius zuerſt in Aethiopien fand; 8. Murrhinum, eine Materie, welche vorzüglich zu künſtlichen Vaſen gebraucht und ungemein geſchätzt wurde. Es iſt am wahrſcheinlichſten, daß es eine Art chineſiſcher Speckſtein war; 9. Metall. Zu Bildwerken gebrauchte man hauptſächlich: a) Gold. Schon in den urälteſten

Zeiten wurde im Orient in Gold gearbeitet. Die Griechen benutzten es theils zu ganzen Statuen, theils zur Bekleidung bei ihren elfenbeinernen Gebilden; b) Silber; c) Bronze. Darin wurde von den meiſten Völkern ſehr viel gearbeitet. Das beſte Erz zu Bronze holten die Griechen von den Inſeln Delos und Aegina. Später wurde das corinthiſche das beliebteſte. Die gewöhnlichſte Temperatur der Bronze war bei den Alten 12 1/2 Pfund Zinn auf 100 Pfund Kupfer. Die älteſte Art die Metalle zu bearbeiten war die mit dem Hammer. Vulkan hämmerte ſeine belebten Figuren und den Schild des Achilles. Nach vielen Verſuchen wurde ſpäter die Kunſt zu gießen erfunden. Den erſten Guß in Erz legen die Griechen dem Rhöcus und Theodor aus Samos bei, welche zur Zeit des Cröſus und Cyrus lebten. Man goß zuerſt die einzelnen Theile der Bilder, und fügte ſie mit einer Art von Klammern, welche die Italiener wegen ihrer Geſtalt [⋈] Schwalbenſchwänze nennen, zuſammen. So beſtehen die berühmten Pferde zu Venedig, aus zwei Stücken. Endlich lernte man ganze Figuren gießen. Das Verfahren der Alten bei der Kunſtgießerei kam aber nach und nach außer Gebrauch, und erſt im ſechzehnten Jahrhunderte fingen die Italiener wieder an, große Bronzen zu gießen. Die erſte große Statue, welche in Italien gegoſſen wurde, iſt Papſt Paul III. von Guglielmo della Porta. Im J. 1699 wurde in Paris der erſte große Guß gemacht; d) Eiſen. Dieſes Metall kam zuletzt in Gebrauch. Das Eiſen wird höchſt ſelten gediegen gefunden und ſeine Bearbeitung erfodert viele Mühe. Statuen aus einer Miſchung von Eiſen und Erz zu gießen, verſtanden die Alten auch. Glaucus erfand die Kunſt, in Eiſen zu gießen; zu Delphi waren Weihgeſchenke von ihm. In unſern Zeiten brachte man es ſehr weit in dieſer Kunſt; namentlich in den königlich preußiſchen Eiſengießereien und auf dem Lauchhammer bei Mückenberg, welchem der verdienſtvolle königlich ſächſiſche Conferenzminiſter, Graf von Einſiedel, der im Jahr 1810 ſtarb, einen ſeltenen techniſch-künſtleriſchen Ruf gegeben hat. — Ueber die Geſchichte der Bildhauerkunſt ſ. d. eigenen Artikel.

Plaſtiſch. Man pflegt die ſchönen Künſte nach zwei Hauptſinnen, Geſicht und Gehör, zu claſſificiren. Für das Plaſtiſche möchte man mit dem deutlichſten der Sinne, dem Geſicht, auch den gründlichſten, das Gefühl vereinen. Das Geſicht iſt nur eine verkürzte Formel des Gefühls. Im Geſichte iſt Traum, im Gefühle Wahrheit. Der Sinn des Geſichts wirkt flach, er ſpielt und gleitet auf der Oberfläche mit Bild und Farbe umher, er borgt von andern und bauet auf andere Sinne, ihre Hülfsbegriffe müſſen ihm Grundlage werden, die er mit Licht umglänzt. Wenn auf dem Gemälde die Figuren ſich anfangen zu beleben, wenn es iſt, als ob ſie hervorgingen und Geſtalten würden, greift man nach ihnen, der Traum wird Wahrheit! Dieß iſt der Triumph des Malers; durch ſeinen Zauber ſollte Geſicht Gefühl werden, ſo wie bei ihm das Gefühl Geſicht ward. Anders iſt es im Plaſtiſchen, hier lernen wir ſchöne Form kennen, die nicht Farbe, nicht kunſtvolles Spiel der Proportion, des Lichts und Schattens, ſondern dargeſtellte, taſtbare Wahrheit iſt. Die ſchöne Linie, die hier immer ihre Bahn verändert, die nie gewaltſam unterbrochen, nimmer ruhend, nimmer fortſchwebend, in dem dargeſtellten Körper den Guß, die Fülle, das ſanft verblaſene Leibhafte bildet, das nie von Fläche, von Ecke oder Winkel weiß; dieſe Linie kann ſo wenig flache Tafel als Kupferſtich werden, daß gerade

mit demſelben Alles an ihr hin iſt. Das Geſicht zerſtört die ſchöne Bildſäule, ſtatt ſie zu ſchaffen, unmöglich kann es alſo Mutter dieſer Kunſt ſeyn. Sehet jenen Kunſtfreund, der tiefgeſenkt um die Bildſäule wandelt! er thut Alles, um zu ſchauen als ob er taſtete. Er gleitet umher, er hat nicht einen Geſichtspunkt wie beim Gemälde, weil tauſende ihm nicht genug ſind, weil, ſobald es eingewurzelter Geſichtspunkt iſt, das Lebendige Tafel wird, und die ſchöne runde Geſtalt ſich in ein kaltes Vieleck zerſtückt! Sein Auge wird Hand, der Lichtſtrahl Finger, oder vielmehr ſeine Seele hat einen noch viel feinern Tact, um das Bild begreifend in ſich zu faſſen. Einen Sinn haben wir, welcher Theile außer ſich neben einander, einen andern, der ſie nach einander, einen dritten, der ſie in einander erfaſſet: Geſicht, Gehör und Gefühl. Theile neben einander geben eine Fläche, nach einander am reinſten und einfachſten ſind Töne, Theile zugleich in- und neben einander ſind Körper oder Formen. Alle drei Gattungen, aus denen die unſterblich blühenden Töchter, die Künſte, emporwuchſen, verhalten ſich als Fläche, Ton und Körper, wie Raum, Zeit und Kraft zu einander, dieſe drei größten Medien der Schöpfung, mit denen ſie alles faßt, alles umſchränkt. Die Malerei ſoll mit ihrem Zauber die volle, große Tafel der Natur, mit allen ihren Erſcheinungen, in ihrer ſchönen Sichtbarkeit ſchildern. Bei der Bildnerei iſt Eins Alles, und Alles nur Eins. Wo Seele einen edeln Körper durchhaucht, und die Kunſt wetteifern kann, Seele im Körper darzuſtellen, Götter, Menſchen und edle Thiere, das bilde ſie, hier iſt das Gebiet der Plaſtik. Die Bildnerei iſt Wahrheit, die Malerei Traum, aber zugleich Offenbarung des Himmels, ſo wie jene mehr Offenbarung der Erde iſt; Bildnerei iſt ganz Darſtellung, die Malerei iſt erzählender Zauber; wie ein körperloſer Engel, der in Licht gekleidet uns erſcheint, zieht ſie uns mit ſich fort nach himmliſchen Höhen, ſtatt daß bei der Plaſtik Götter, in die reinſten Idealformen menſchlicher Geſtalten gekleidet, mitten unter uns zu treten ſcheinen. Darum iſt dieſe die Kunſt des ſinnlichern Alterthums, jene konnte ihre höchſte Blüthe erſt in der chriſtlichen Zeit entfalten (ſ. d. Art. Antik und Modern). Im eigentlichen Sinne kann die Plaſtik nicht bekleiden, denn ihr Gebilde wird dann ein in Falten gehüllter Block. Ein Gewand von Stein, Erz oder Holz erſcheint im höchſten Grade drückend, es iſt kein Schleier mehr, iſt ein Fels voll Erhöhung und Vertiefung; wer die Augen ſchließt und taſtet, der wird das Unding fühlen. Daher konnte in keinem Lande, wo ſolche Steinklumpen nothwendig waren, die Bildnerei gedeihen; im Morgenlande, wo man den Körper als Geheimniß betrachtete, von dem nur das Antlitz und ſeine Boten, Hände und Füße, ſichtbar waren, eben ſo wenig als in unſerm, durch Sitte, Clima und Geſetz an dichte Körperhüllen gewöhnten Abendland. Nur bei den Griechen konnte echte ſchöne Plaſtik einheimiſch werden; ſie richteten ſich nicht nach dem Ueblichen, ſondern nur nach dem, was höherer Sinn foderte, und überdieß war durch Sitte und Religion vieles bei ihnen geheiligt, was andern profan erſchien. Bei dem ſiegenden Apollo mußte die Laſt des Gewandes zurückgeworfen ſeyn; Laokoon war in der Wirklichkeit gewiß in Prieſtergewande gehüllt, ſollte aber im unſterblichen Gebilde dieſe arbeitende Bruſt, ſollten dieſe giftgeſchwollnen Adern und ringenden Muskeln mit todten, ſtarren Felſen überkleidet werden? — Philoſophen konnten dicht verhüllt da ſtehen, dieſe ſollen ja immer nur Kopf- und Bruſtbild ſeyn; ſo auch die ehrfurchtgebietenden Ma-

tronen und Götterköniginnen; eine unbekleidete Juno oder Niobe würde uns empören; wo hingegen nichts Religiöſes oder Charakteriſtiſches im Wege ſtand, wo Schönheit, Liebreiz und Jugend dargeſtellt werden ſollte, da bekleidete der Grieche nie, oder wo er es mußte, da wendete er feinſinnig die naſſen Gewänder an, welche die ſchöne Körperform durchſchimmern ließen. Die Bildſäule ſteht als Muſter der ſchönen Form da, und in dieſem Betracht iſt Polyklets Regel das bleibendſte Geſetz für die Plaſtik des Menſchen. So wie es einen Strich auf der Erde gibt, in welchem die ſchönſte regelmäßige Bildung Natur iſt, ſo gab Gott Einem Volke dieſes Erdſtrichs Raum und Zeit und Muße, in Jugend und Lebensfreude das Werk, das aus ſeiner Hand kam, ganz und rein und ſchön ſich zu ertaſten, und es in dauernden Denkmalen für alle Zeiten und Völker zu bilden. Dieſe Denkmale ſind die claſſiſchen Werke ihrer fühlenden Hand; im ſtürmiſchen Meere der Zeiten ſtehen ſie als Leuchtthürme da, und der Schiffer, der nach ihnen ſteuert, wird nie von den Wellen verſchlungen. Am meiſten zu bewundern iſt ihre hohe Einfachheit, ſie ſtehen ſtill, in ſich geſchloſſen und vollendet, wie Gedanken Gottes vor uns. Kleinlich zerknickt, zerfaltet und von ängſtlichen Erdenſorgen zerarbeitet, erſcheint uns das lebende Geſchlecht, wenn wir aus jener idealiſchen Götter- und Heldenwelt unter daſſelbe treten; jeder Einzelne ſcheint jetzt mit ſo viel Kraftaufwand nach einem mühevollen Daſeyn zu ringen, ſtatt daß jene ſtill, klar und ruhig das Leben beherrſchen. Umriß, Geſtalt und Charakter iſt beſtimmt und in wenig Zügen in ihnen angedeutet; ſie bilden einen geſchloſſenen Sternkreis von Idealen, den die ſchreitende Sonne Jahr aus Jahr ein durchwandert; etwas an ihnen verbeſſern oder ändern wollen, wäre ein thöricht fruchtloſes Streben. Dagegen wäre es traurig, wenn die Malerei den einförmigen Charakter hätte; ſie iſt die reiche Zauberwelt Gottes auf einer Lichttafel. Nichts als das Licht macht ihre Einheit, aber dieſe iſt groß und wundervoll bei allem Reize der Mannichfaltigkeit. Von Einem Lichtpunkte der flachen Tafel ergießt ſich ein Strahlenmeer, deſſen Lichtpunkt jeden Gegenſtand, wie in neuer eigener Schöpfung bindet und vereint. Dieſe Zauberwelt iſt einzig der Malerei eigen; die Bildſäule hat kein Licht, es bleibt unſerm Sinne überlaſſen, es auf ſie zu richten. Die wechſelnden Strahlen des Tags, der ſcharfbezeichnende Fackelſchein bei Nacht ſpielen mit ewig neuem Reize um die ruhigen Geſtalten, wie der bunte Wechſel irdiſcher Umgebungen um ein klares, ſtilles, hohes Gemüth. Die rein plaſtiſche Kunſt wird auf jeden empfänglichen Geiſt ungemein erhebend und beruhigend wirken. Auf das vollendetſte Ebenmaß, die harmoniſchſten Verhältniſſe gegründet, die ſich nirgend ſchöner ausſprechen, als in Gottes Lieblingswerk, der Menſchengeſtalt und Menſchenſchönheit, bewirkt ſie reine Harmonie, ruhiges Gleichgewicht in der Seele, die ſich ihrem Eindrucke hinzugeben vermag. Sinnenzauber iſt bei ihr weniger thätig als bei andern Künſten, weil ſie die beiden lebhafteſten Reize, Farbe und Ton, entbehrt, aber ſtill und bleibend iſt ihr Eindruck, ernſt und beruhigend. — Dieſe Analyſe des Plaſtiſchen und Maleriſchen erklärt zugleich, worin das Verdienſt des Hiſtorikers und Dichters, vorzüglich des epiſchen und dramatiſchen, beſtehe, wenn man ihre Darſtellungen als plaſtiſch rühmt und denſelben Objectivität beilegt.

Plata, Rio de la Plata, auch Buenos Ayres, ein ſpaniſches Vice-Königreich in Südamerika, welches erſt 1776 aus Theilen von

Peru und Chili und dem ſpaniſchen Paraguay errichtet wurde. Es gränzt gegen Norden an Peru und Braſilien; gegen Oſten an das Atlantiſche Meer; gegen Süden an Patagonien und gegen Weſten an Chili und Peru. Die Größe deſſelben beträgt 52,000 Quadratmeilen. Die großen Flüſſe Paraguay (bei ſeinem Ausfluſſe la Plata genannt), der Parana, Urucuay, Rio Salado, Mamore, Pilcomayo ꝛc. bewäſſern dieſes große Land, deſſen weſtlicher und nördlicher Theil viele Berge hat, indem große Ketten der Anden an denſelben hinziehen, und mehrere Zweige weit ins Land hineingehen. Der öſtliche Theil enthält unabſehbare Ebenen oder Flächen (Pampas), Moräſte, Wälder, Wüſten, viel trockenes mit Holz bewachſenes Sandland, auch viele Salz- und Salpeterſtriche, wo das Erdreich nach jedem Regen ganz weiß von Salpeter anſchießt, und auch die Quellen und Bäche ſalzig werden. Der Boden iſt aber auch in vielen Gegenden ſehr fruchtbar. Das Clima iſt gemäßigt und milde. Regen fällt in ungeheurer Menge und erzeugt eine ſehr feuchte Atmoſphäre, ſo daß z. B. in Buenos Ayres alles Hausgeräthe in kurzer Zeit verdirbt. An Producten herrſcht ein großer Reichthum. Es gibt eine ungeheure Menge von Rindvieh, davon man nur die Haut, den Talg und das Fett benutzt und jährlich gegen eine Million Häute ausführt. Es ſind Meiereien, deren Beſitzer 50,000, ja 100,000 Stück Rindvieh auf die unermeßlichen Weiden treiben. Eben ſo ausgebreitet iſt die Pferdezucht. Die Pferde ſtammen alle von den wenigen ab, welche die Spanier zuerſt in das Land brachten. Dieſe haben ſich ſeit 300 Jahren ſo erſtaunlich vermehrt, daß jetzt ganze Ebenen von 200 Quadratmeilen mit herumirrenden Pferden bedeckt ſind, von denen Jeder ſich ſo viele zueignen kann, als er will. Auch Maulthiere werden hier in Menge gezogen, wovon jährlich 70 bis 80,000 Stück nach Peru gebracht werden. Eben ſo beträchtlich iſt die Schafzucht. Die Hütung der Schafe und Ziegen iſt den dazu erzogenen Hunden überlaſſen, die daher Oveſeros heißen, die Heerden des Morgens austreiben, ſie hüten und vertheidigen und des Abends von ſelbſt in den Stall bringen. Doch wird die Wolle, welche der ſpaniſchen an Güte wenig nachgibt, bloß für den einheimiſchen Bedarf und Peru verarbeitet. Dieſer überaus großen Viehzucht und dem ſtarken Ueberfluſſe an wilden Ochſen und Pferden ſchreibt man es zum Theil zu, daß die Spanier das Land nicht beſſer anbauen, weil dadurch die jetzt unermeßlichen Weideplätze geſchmälert, und folglich die unzähligen Heerden des wilden und zahmen Viehes nothwendig vermindert werden müßten. Von den übrigen Producten führen wir nur noch an: Raub- und Speiſewild, eine große Menge von ſeltenen Vögeln, Fiſche, Bienen, Cochenille, Getreide, Mais, Flachs, Hanf, Pataten, Maniok, Paraguay-Thee vom Caabaume, Zucker, Obſt, Südfrüchte, Wein, Rhabarber, Ipecacuanha, Indigo, Taback, Vanille, Baumwolle, Copaiabäume, Arakatſch (deren Wurzel ein ſchmackhaftes Mehl gibt), große Waldungen von Palmen und Cedern (nur vom Rio de la Plata bis zur Magellansſtraße findet man, mit Ausnahme von Pfirſichbäumen, weder Baum noch Strauch), Gold (jährlich 2200 Mark), Silber (jährlich 480,000 Mark), Eiſen, Salpeter, Marienglas, Seeſalz ꝛc. Die Zahl der Einwohner (Spanier, Creolen und Indianer) beträgt gegen 1,300,000. Die Ureinwohner, die Indianer, haben ſich nur zum kleinen Theile unterworfen und das Chriſtenthum angenommen, die meiſten leben wild und unabhängig, ihren väterlichen Sitten und ihrer Naturreligion getreu. Von dieſen letztern gibt

es eine große Menge von Völkerſchaften, deren jedoch mehrere kaum 100 Krieger ſtellen können. Die meiſten wohnen jetzt in andern Gegenden, als zur Zeit der Ankunft der Spanier. Sie haben großen Theils abſchreckend ſchwere Sprachen, die ſie meiſtens noch dazu durch die Kehle oder Naſe, und überaus leiſe, folglich um ſo unverſtändlicher ſprechen. Manche einzelne Worte enthalten 20 und mehr Buchſtaben. Kunſtfleiß fehlt, bis auf Bergbau und einige Wollenzeugweberei, ganz. Der Handel, ſowohl zur See, als auch zu Lande mit Peru und Chili, iſt bedeutend. So lange die Spanier im Beſitze dieſes Landes waren, ſtand es unter einem Vicekönige, der ſeinen Sitz in der Hauptſtadt Buenos Ayres hatte, und war in 14 Provinzen getheilt; allein in den neuern Zeiten haben ſich dieſe Verhältniſſe geändert. Jetzt nämlich befindet ſich dieß Vicekönigreich in offenem Aufruhre, und der Congreß, welcher Anfangs ſeinen Sitz zu Buenos Ayres hatte, und hernach nach Tucuman verlegt worden war, hat 1816 die vereinigten Provinzen am Plataſtrome feierlich für unabhängig erklärt; nur die fünf Provinzen: Potoſi, La Plata, Cocha-Bamba, La Paz und Pano ſind noch in der Gewalt der Spanier. Neun Provinzen haben ſich dem Gehorſam entzogen, wovon aber drei die Regierung von Buenos Ayres nicht anerkennen, nämlich Paraguay mit der Stadt Santa Fé, welche eine beſondere Republik bildet, Entre-Rios und Banda Oriental, die dem General Artigas folgen. Die conföderirte Republik der vereinten Staaten am Plataſtrome beſteht aus den ſechs Provinzen Buenos Ayres, Mendoza, Tucuman, Cordova, Salta und Corientes. Die Conföderation begreift die am meiſten bevölkerten Provinzen und wahrſcheinlich 2/3 der ganzen Bevölkerung. Zu dem General-Congreß ſollte von 15,000 Einwohnern ein Deputirter geſchickt werden; er zählt aber bis jetzt nur 26 Mitglieder. Das Staatseinkommmen des Freiſtaates beläuft ſich in guten Jahren auf drei Millionen Piaſter, die von den Zöllen eingehen. Das Heer beſteht aus 30,000 Mann, nämlich 1296 Mann Artillerie, 13,693 Mann Fußvolk und 14,718 Mann Reiterei. Hierzu kommen noch 10,000 Mann Miliz. Mit Chili ſteht dieſer neue Staat in Verbindung. Die Stadt Monte-Video mit ihrem Gebiete behaupten die Portugieſen, welche ſich derſelben 1817 bemächtigt haben, und ſie nur dann wieder herausgeben wollen, wenn die Spanier die von Portugal 1801 an Spanien abgetretene Feſtung Olivenza mit ihrem Gebiete von 2 Quadratmeilen, welche jetzt ein Beſtandtheil der Provinz Eſtremadura des Königreichs Spanien ausmacht und nach den Entſcheidungen des wiener Congreſſes von Spanien an Portugal reſtituirt werden ſollte, wieder herausgeben. — 2) **Plata**, der Name einer Intendanz dieſes Vice-Königreichs (welche einen Theil von Südperu oder die Provinz Charcas umfaßt) und der Hauptſtadt dieſer Intendanz, am Cachimayo, mit einer Univerſität und 15,000 Einwohnern. — 3) **Plata**, Rio de la Plata, großer Strom in Südamerika, welcher eigentlich Paraguay heißt, hierauf, nachdem er den Parana aufgenommen hat, Parana genannt wird, und nach der Vereinigung mit dem Urucuay den Namen Rio de la Plata erhält, und unter dieſem Namen in einer Breite von 20 Meilen in das Atlantiſche Meer fließt. Die Länge des ganzen Laufs dieſes Fluſſes beträgt 500 Meilen. Außer den ſchon genannten Flüſſen nimmt er auch den Pilcomayo, Bermejo und Salado auf. Die Quellen des Paraguay ſind 13° 30′ nördlicher Breite, nördlich von Cujaba und nordöſtlich von Villa Bella in viele

Zweige getheilt und bereits vollkommene Flüſſe bildend, welche ſich auf ihrem ſüdlichen Laufe nach und nach vereinigen, und das Bette von jenem ſehr großen Fluſſe bilden, der ſogleich ſchiffbar iſt. Wegen der Menge der Klippen, der Waſſerfälle und der ſich durchkreuzenden Ströme iſt der Paraguay für die Schiffe äußerſt gefährlich. Der Parana iſt tiefer als der Plata und Urucuay, und den ihn Befahrenden weder durch ſo viele Sandbänke wie der Plata, noch durch ſo viele Felſen wie der Urucuay gefährlich.

Platäa in Böotien, durch die Schlacht berühmt, in welcher am 25ſten September 479 vor Chr. Geb. die Perſer unter Mardonius von den Griechen geſchlagen wurden.

Platform (Plateforme), heißt in der Baukunſt eine Reihe von Balken, welche das Zimmerwerk eines Dachs tragen, und auf dem Rande der Mauer aufliegen, von wo das Gebälk aufgerichtet wird. Auch wird dieſer Ausdruck für eine Art von Terraſſe oder flachem, offenem Platz über einem Gebäude, von wo aus man eine freie Ausſicht auf die Umgegenden hat, gebraucht. Man ſagt daher von einem Gebäude, daß es mit einer Platform bedeckt ſey, wenn es oben platt iſt und keinen Forſt hat. Die Häuſer der Alten waren von dieſer Art, und noch jetzt die Häuſer der Morgenländer. In der Kriegsſprache heißt Platform eine Erhöhung, worauf ein Geſchütz geſtellt wird, um auf den Feind zu feuern (Bettung, Stückbettung); dergleichen ſind die ſogenannten Katzen auf der Mitte der Curtinen. Auf dem Walle iſt immer eine Platform, welche gebildet wird, indem man entweder Erde auf den Wall aufhäuft, oder Bohlen ſo zuſammenfügt, daß ſie allmälig aufwärts gehen, um das Geſchütz heraufrollen zu können. Die Erfahrung lehrt, daß nur dann eine Kanone einen ſichern Schuß thun kann, wenn ſie auf einer feſten Unterlage ſteht.

Platina (von Plata, Silber) nannten die Spanier ein im Jahre 1736 in Südamerika entdecktes Metall; einige Chemiker nennen es weißes Gold, auch Schwerſilber, Goldſilber. Gefunden wird es beſonders in den Goldgruben von Santa Fe und in der Nähe des Pintofluſſes im Königreiche Peru. Man hat die Platina bis jetzt nur gediegen angetroffen. Unter allen Metallen, und folglich unter allen bekannten Körpern unſerer Erde, iſt die Platina am ſchwerſten. Vollkommen gereinigter Platina-König, deſſen Farbe blendend ſilberweiß iſt, wird an ſpecifiſchem Gewichte = 23,286 geſetzt. In der Geſtalt, wie man die Platina findet, iſt ſie in kleinen Körnern oder Stückchen und mit verſchiedenen andern Metallen, als Iridium, Osmium, Rhodium und Palladium, vermiſcht und folglich nur ein Platinaerz. Dieß zu reinigen, hat man verſchiedene Methoden erfunden. Die Platina hat übrigens noch folgende Eigenſchaften. Sie iſt von weißer Farbe, wie das Silber, verkalkt ſich nicht, und läßt ſich, wie das Eiſen, zuſammenſchweißen. Unter allen Metallen fließt ſie am ſchwerſten, wenn ſie rein iſt; leichter ſchmilzt ſie, wenn man ihr andere Metalle zuſetzt, beſonders wenn man ſie mit Kohlenſtaub und Arſenik behandelt. Mit dem Golde läßt ſich die Platina nur mittelſt des heftigſten Feuers zuſammenſchmelzen. Das Gold verliert dadurch an Weichheit und Dehnbarkeit und wird bläſſer. Geſchieht indeß die Beimiſchung in verhältnißmäßig geringer Quantität, ſo iſt ſie nicht ſo leicht wahrzunehmen, und wahrſcheinlich verhindert die ſpaniſche Regierung die Ausfuhr der Platina, um jeder Verfälſchung des Goldes dadurch vorzubeugen. Von Säuren löſen nur die überſaure und die ſalpeterſaure Kochſalzſäure ſie auf. Die

etwas ätzende Auflöſung iſt dunkelbraun und läßt ſich cryſtalliſiren. Schmelzt man dieſe Cryſtalle im Feuer, ſo trennt ſich die Säure wieder davon, und die Platina bleibt als ein dunkelgraues Pulver zurück. Die aufgelöſ'te Platina wird durch Salze wieder in metalliſcher Geſtalt niedergeſchlagen. Die Laugenſalze greifen die Platina nicht an; auch der Schwefel wirkt nicht auf dieſelbe; die Schwefelleber dagegen einigermaßen. Die Härte der Platina iſt etwas geringer als die des Schmiedeeiſens, beträchtlicher aber als die des Kupfers. In der Zähigkeit ſteht ſie nur dem Eiſen und Kupfer nach. Sie iſt im reinen Zuſtande ſo dehnbar, daß ſie ſich zu Drähten von 1/4 Linie im Durchmeſſer ziehen und auf der Platmaſchine plätten läßt. Mit Recht hat man die Platina unter die edeln Metalle geſetzt, und ihre Bearbeitung mit gutem Erfolge verſucht. Die bequemſte Methode dazu hat Richard Knight in London angegeben. Es wird nämlich zu einer beliebigen Menge roher Platina in einer gläſernen Tubulatretorte, woran eine tubulirte Vorlage ſchließt, das funfzehnfache Gewicht ſalpeterſaurer Salzſäure geſetzt. Dieſe Miſchung kocht man mittelſt einer Arganbiſchen Lampe ſo lange, bis ſich die Säure dunkelſafrangelb färbt. Dann wird ſie abgegoſſen, und wenn noch unaufgelöſ'te Platina zurückgeblieben iſt, wiederum Säure darüber gegoſſen, und mehrmals gekocht, bis alles aufgelöſ't iſt. Die flüſſige Maſſe bleibt darauf ſo lange ruhig ſtehen, bis ſie völlig klar geworden iſt; dann wird ſie abgegoſſen und ſo lange Salmiakauflöſung in kleinen Portionen zugeſetzt, bis ſie ſich nicht mehr trübt. Dadurch wird die Platina als ein citrongelbes Pulver niedergeſchlagen. Um dieſes Pulver in eine conſiſtente Maſſe zu verwandeln, bringt es Knight in einen kegelförmigen Tiegel mit dazu paſſendem koniſchen Stöpſel. Während dieſer, einſtweilig mit einem Deckel leicht bedeckt, in einem Windofen bis zum ſtärkſten Weißglühen erhitzt wird, glüht man den an einer ſchicklichen Zange befeſtigten Stöpſel ebenfalls, nimmt dann den Deckel ab, und drückt mit wiederholten Stößen den Stöpſel ſo lange auf die zu einem Teige gewordene Platina, bis ſie keinen Eindruck mehr anzunehmen ſcheint. Dann wird der Tiegel aus dem Ofen genommen. Durch einen gelinden Schlag fällt die Platina als ein metalliſches Korn heraus, welches durch wiederholtes Hämmern und Erhitzen ſo geſchmeidig gemacht werden kann, daß es ſich hämmern und zu Draht ziehen und plätten läßt. Ihrer Politur und ihres Glanzes wegen wird ſie zu den ſchönſten teleſcopiſchen Spiegeln angewendet. Auch verarbeitet man ſie zu allerlei Kunſtſachen, die im Preiſe um etwas wohlfeiler als Gold ſind.

Platiren iſt die Kunſt, geringere Metalle mit einer dünnen Silberplatte entweder des Nutzens oder des Zierraths wegen zu bedecken. Sie ſoll von einem Sporer, nicht zum Putz, ſondern der Nützlichkeit wegen erfunden worden ſeyn. Die zierlichern Sporen wurden damals aus maſſivem Silber gemacht; aber bei der Weichheit dieſes Metalls verbogen ſie ſich bei der geringſten Gelegenheit. Dem abzuhelfen, kam ein Arbeiter zu Birmingham darauf, die Spitzen an einem Paar Sporen hohl zu machen und mit einem ſchmalen Eiſen- oder Stahlſtifte auszufüllen. Da er dieſes Verfahren ſehr nützlich fand und zugleich Wohlfeilheit damit verbinden wollte, ſo fuhr er fort, die Höhlung immer weiter und das Eiſen immer ſtärker zu machen, bis er endlich die Mittel entdeckte, einen eiſernen Sporn auf ſolche Weiſe mit Silber zu bekleiden, daß er einem ganz

ſilbernen an Eleganz völlig gleich kam. Die Erfindung wurde ſogleich auf andere Geräthſchaften angewendet, die man ſonſt aus Meſſing oder Eiſen verfertigte, und denen man jetzt mit einem geringen Aufwande, unbeſchadet ihrer vorigen Dauerhaftigkeit, das elegante Anſehn des Silbers gab. Ehemals wurde die Silberplatte auf dem geringern Metalle feſtgelöthet; es gab dabei zwei Arten, die weiche und die harte, oder die Zinn- und die Silberlöthung. Gegenwärtig platirt man ſo, daß man eine Silberplatte auf eine zwölfmal ſtärkere Kupferplatte befeſtigt, ſie beide zuſammen ausdehnt und dann dieſen Platten mit einer Prägmaſchine die Geſtalt von Schildern, Knöpfen, Löffeln oder was man ſonſt verfertigen will, gibt.

Platner (Ernſt), der Medicin Doctor, der Phyſiologie wie auch ſeit 1811 der Philoſophie ordentlicher Profeſſor zu Leipzig, königlich ſächſiſcher Hofrath, und mehrern gelehrten Geſellſchaften Mitglied, geboren den 11ten Juni 1744 zu Leipzig, feierte ſein Lehrjubiläum den 12ten Mai 1817, und ſtarb den 27ſten December 1818. Sein Vater, der durch mehrere gehaltreiche und in ſchönem Latein geſchriebene mediciniſche Werke berühmte Joh. Zacharias Platner (geboren zu Chemnitz 1694, geſtorben zu Leipzig 1747), war Hofrath und Dechant der mediciniſchen Facultät. Nachdem der Sohn in Altenburg bei Raniſch, in Leipzig bei Erneſti und endlich bei Hauptmann in Gera ſeine Schulſtudien vollendet hatte, bezog er 1762 die Univerſität zu Leipzig, wurde 1766 Magiſter, erwarb ſich das Recht Vorleſungen zu halten, und promovirte 1767 zum Doctor der Medicin. Im folgenden Jahre ging er nach Straßburg und Paris, und nahm den Rückweg durch Brabant und Holland. Im J. 1770 erhielt er eine außerordentliche Profeſſur der Medicin, 1780 die ordentliche der Phyſiologie, 1801 die außerordentliche der Philoſophie, denn ſeit beinahe 30 Jahren hatte er auch durch ſeine philoſophiſchen Vorleſungen, durch innern Gehalt und ſchönen Vortrag gleich anziehend, ſich Ruhm erworben. Wir haben von ihm mehrere in ihrer Art claſſiſche Werke erhalten, namentlich ſeine philoſophiſchen Aphorismen, die als ein ſyſtematiſches Lehrbuch der Philoſophie überhaupt zu betrachten ſind, ſeine Geſpräche über den Atheismus, mit denen er Hume's Geſpräche über die natürliche Religion 1781 begleitete, ſeine neue Anthropologie für Aerzte und Weltweiſe, und ſeine Quaestiones physiologicae, die mehrere in die Pſychologie und Anthropologie einſchlagende, lehrreiche und intereſſante Abhandlungen enthalten. Er hat das Verdienſt, anatomiſche, phyſiologiſche und mediciniſche Kenntniſſe auf die Pſychologie und Anthropologie angewandt, und dadurch zur Vervollkommnung dieſer Disciplinen beträchtlich beigetragen zu haben, wie er denn überhaupt zu den feinſten und ſcharfſinnigſten Menſchenkennern gehörte, und in Schilderung von Charakteren vielleicht von keinem übertroffen ward. Durch jene Eigenſchaften und durch eine tiefe Kenntniß der Geſchichte der Philoſophie, die er überall beurkundet, werden ſeine Schriften ſtets wichtig bleiben. Die einzelnen Vorſtellungsarten und Behauptungen anzugeben, durch welche Platner ſich von Andern unterſcheidet, iſt hier nicht der Ort. Sein deutſcher Styl hat das Eigene, daß er die Worte ſo ſtellt, wie ſie der logiſche Rang der Gedanken nach einander folgen und regieren, nicht wie ſie der allgemeine Sprachgebrauch folgen läßt.

Platon, ſpäter wegen breiter Bruſt und Stirn ſo genannt, früher Ariſtokles, ein Sohn des Ariſton und der Periktione, geboren

um 438 vor Chr. Geb. Er zählte unter ſeinen Ahnen den edlen, ſich großherzig für ſein Land opfernden König Codrus und den Geſetzgeber Solon. Auch ſchien über ſeine frühere Bildung ein freundliches Geſchick zu walten, und Geiſt und Körper gleichmäßig entwickeln zu wollen. In der Gymnaſtik war Ariſton ſein Lehrer, in der Grammatik Dionyſius, in Malerei und Tonkunſt Drakon und Metellus, in der Philoſophie zuvörderſt Kratylus. Bis in ſein zwanzigſtes Jahr bewegt ſich der reichbegabte hochherzige Jüngling in den heitern Gärten der Dichtkunſt, und prüft ſeine Schöpferkraft im Epiſchen, Lyriſchen und Dramatiſchen mit einem Eifer, dem nichts genügt, ja mit großartiger Selbſtverleugnung. Nun ſehen wir ihn auf einmal an ſeines Vaters Hand vor den weiſen Sokrates treten, der, nach der Sage, eben ſeinen Schülern erzählt, wie im Traum ein junger Schwan vom Altar des Eros in der Akademie in ſeinen Schooß, und von da mit entzückendem Geſange ſich in die Luft geſchwungen. „Seht da den akademiſchen Schwan," ruft er aus, als er Platon erblickt. Acht Jahre von nun an pflegt er des edeln Jünglings, deſſen Scharfſinn und Tiefblick ihn eben ſo oft verwirrt und befängt, als zu Bewunderung und Liebe hinreißt. Nachdem das Schickſal dem würdigen, als Gottesleugner angeklagten Sokrates den Schierlingsbecher gereicht hat, hält den Wißbegierigen, nach dem Beſten und Höchſten ſeiner Zeit Strebenden nichts in Athen zurück. Zuerſt beſucht er Megara, wo er mit Euklides, dem Haupte der megariſchen Schule (früher auch Sokrates Schüler) in Erinnerung an den gemeinſchaftlichen Lehrer und Austauſch von Anſichten eine Zeit lang zubringt; dann Großgriechenland, wo er ſich mit den Pythagoräern befreundet; Cyrene, eine griechiſche Pflanzſtadt in Afrika, wo er Theodorus kennen lernt. Auch nach dem ernſten Lande geheimer Prieſterkunſt und Weisheit, Aegypten, zieht ihn ſein reger Wiſſenstrieb, und nur ein eben ausbrechender Krieg hält ihn von Syrien und Perſien ab. So voll des Beſten und Trefflichſten, dem er bis an den Quell nachgegangen, kommt er, ein rüſtiger Vierziger, in Syrakus an, welches der Tyrann Dionyſius beherrſcht. Leicht gewinnt er die Bewunderung und Liebe Dions, der mit Dionys zwar verwandt, aber ein unverdorbener, der ſchlaffen Ueppigkeit ſeiner Landsleute abholder Jüngling, mit dem ſchönen Glauben an Menſchheit auch die reinſten Wünſche für ſein Vaterland verband. Er führt Platon bei dem Tyrannen ein, ob vielleicht ſein Umgang ihn vortheilhafter für Freiheit ſtimmen möchte. Aber Platons tiefer Ernſt und ſtolzer Freimuth, die ganze Geiſtesüberlegenheit des Mannes, drückt auf den engherzigen Tyrannen, und erregt in ihm Argwohn; ja als Platon auf Dions und Ariſtomenes Rath ſich einſchifft, beſticht er dieſen, ihn umzubringen oder zu verkaufen. Das letztere geſchieht zu Aegina, aber der edle Annikeris kauft ihn los. Nun geht er endlich nach Athen, wo er um die 99ſte Olympiade in der Akademie, und einem Garten am Colonus, ſeinem väterlichen Erbe, Philoſophie lehrt. Aber noch einmal lockt ihn, der die Zeit tief unter ſeinem in freier Muße und Zurückgezogenheit des Geiſtes erzeugten Weltbilde fand, das Schickſal. Als Ol. 103, 2. Dionyſius I. geſtorben und der zweite dieſes Namens den Herrſcherſtab ergriffen, erwacht aufs Neue in Dion Hoffnung und Freundſchaft, und des Herrſchers Eitelkeit, der auch Gelehrte zum Prunke ſeines Hofes rechnet, ladet ihn unter ehrenvollen Bedingungen und allerlei ſchönen Vorſpiegelungen zu ſich ein. Dem Philoſophen entgeht, nachdem er

ſchon einmal die Erfahrung gemacht, das Schlüpfrige und Mißliche des Verhältniſſes nicht; aber ſeine Liebe und Begeiſterung für das Höhere trieb ihn dennoch wieder hinaus auf das verrätheriſche Meer der Fürſtengunſt und des Hoflebens. Nachdem er dem Heraklides Akademie und Lehramt übertragen, reiſet er mit Speuſipp ab. Alles beginnt gut. Jubel und feierlicher Empfang! Der ſchwache ſinnliche Fürſt wird von der neuen Erſcheinung bald überwältigt; mathematiſche Studien unter Platons Leitung ſcheinen ſeinem Geiſte mehr Halt zu geben. Aber Platon wird Gegenſtand der Eiferſucht und Hofränke. Den angeblich ſchwankenden Thron zu ſtützen, wird der unter der vorigen Regierung verbannte Geſchichtſchreiber Philiſtius zurückberufen. Dieſer ſpielt in den Argwohn des Tyrannen gegen Dion gewandt und mächtig ein, und kaum drei Monate iſt Platon am Hofe, ſo wird ſein Freund an Italiens Küſte hinterliſtig ausgeſetzt. Dions und Platons Anhang iſt noch zu mächtig, als daß die Klugheit nicht riethe, ſäuberlich mit ihm zu verfahren. Daher begleiten Bitten und höfliche Zudringlichkeit den faſt unmittelbaren Zwang in einer unter Aufſicht ſtehenden Schloßwohnung, die Platon angewieſen wird. Sein Geſuch um Entlaſſung wäre mithin wahrſcheinlich nicht ſogleich genehmigt worden, hätte nicht ein hereinbrechender Krieg die Aufmerkſamkeit mehr in Anſpruch genommen; ſie wird ihm gewährt unter der Bedingung, daß er nach geſchloſſenem Frieden wieder zurückkehre. Froh kehrt er nach Athen zurück, wo er den ernſten, trüben Dion mit milder Liebe fortbildet, und ihm Ausſöhnung zu bewirken ſtrebt. Es wird Friede und Platon wird nun wieder an ſein Verſprechen erinnert; Dion aber bleibt zuvörderſt noch auf ein Jahr verbannt. Platon iſt lange taub und unerbittlich gegen alle lockende Einladungen. Sein Sträuben reizt des Tyrannen Ehrkitzel nur mehr, und als ein Dreiruderer mit vielverſprechenden Briefen und überredungsreichen Freunden ihn abzuholen erſcheint, weicht er der Beſtürmung, in Hoffnung, mindeſtens für ſeinen Freund zu wirken. Der Erfolg rechtfertigt ſeine hartſinnige Weigerung, und ſchlimmer ergeht Alles, als vorher. Dionyſius Vormundſchaft über Dions Sohn gibt leicht den Vorwand, dem Vater die Zinſen zurückzuhalten. Da bringt Platon trotzig auf ſeine Entlaſſung. Sie zu verhüten, wird Dions Verweilen im Peloponnes bewilligt, nur daß er ſich aller Feindſeligkeiten enthalte; ſeine Zinſen ſollen dort, oder zu Athen in die Hände eines vorzuſchlagenden Mannes niedergelegt, und nach einem Jahre ihm durch Platon eingehändigt werden. Platon willigt endlich; aber Wortbrüchigkeit, Zurückhaltung der Zinſenhälfte unter nichtigem Vorwande ſchärft Platons Unwillen und Verachtung, indeß die Gewalt immer weiter geht und Dions Güter verkauft. Indeß entſteht ein Aufruhr unter dem Miethheere, der Dionyſius zu ſtarken Verwilligungen zwingt. Dions Freund Heraklides wird als Meuter angeſehen; keine Fürbitte wirkt mehr, als lügenhafte Verſprechungen. Selbſt Platon wird beargwohnt, anfangs zu Archedemus, endlich gar unter die Miethſoldaten gelegt, von welchen er ſein Leben bedroht ſieht. Nur Archytas Freundſchaft täuſcht den Tyrannen mit dem Vorwande einer Staatsangelegenheit, die Platons Rückkehr fodere, und erliſtet Reiſekoſten und Entlaſſung. So landet der Weiſe in Elis, erzählt dort Dion, was ſich zugetragen. Dieſer beſchließt, den treubrüchigen Tyrannen in ſeinem und Platons Namen zu züchtigen. Aber Platon, der alten Freundſchaft eingedenk, geht darauf nicht ein. Es darf nicht befremden, daß Beſchränktheit und Neid auch Platon

verläſtert, ſeine liebende Mittheilſamkeit gegen die Jugend Knabenliebe geſcholten, ihn der Unmäßigkeit, der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Habſucht und des Ränkegeiſtes bezüchtigt haben. Beſchuldigungen, die That, Leben und Achtung widerlegen! Von ſeiner wiſſenſchaftlichen Polemik unten. Er ſtarb Ol. 108, 1., am 82ſten Geburtstage bei unverlorner Rüſtigkeit und Munterkeit des Geiſtes, mitten unter den Freuden eines Hochzeitgelages ſanft entſchlummernd. Im Ceramicus, wo er begraben lag, ſprach eine Inſchrift ſein Verdienſt und ſeiner Zeitgenoſſen Liebe aus. — So viel von den äußern Lebensumſtänden dieſes Göttlichen, über welchen wir als Einleitung in das Folgende die herrlichen Worte unſers Dichters vorausſenden. „Platon verhält ſich zu der Welt, wie ein ſeliger Geiſt, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es iſt ihm nicht ſowohl darum zu thun, ſie kennen zu lernen, weil er ſie ſchon vorausſetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr ſo noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um ſie mit ſeinem Weſen auszufüllen, als um ſie zu erforſchen. Er bewegt ſich nach der Höhe, mit Sehnſucht, ſeines Urſprungs wieder theilhaft zu werden. Alles, was er äußert, bezieht ſich auf ein ewig Gutes, Ganzes, Wahres, Schönes, deſſen Foderung er in jedem Buſen aufzuregen ſtrebt. Was er ſich im Einzelnen vom irdiſchen Wiſſen zueignet, ſchmilzt, ja man kann ſagen, verdampft in ſeiner Methode, in ſeinem Vortrage.“ (Göthe's Farbenl. 2.) — Wir gehen nun zu einer kurzen Darlegung ſeines innern Lebens über, ſuchen aber vorher einige gangbare Meinungen, die ſich uns hier entgegenſtellen, zu beſeitigen. Wir übergehen das ſeichte Urtheil mehrerer Modernen, von denen z. B. Platon als ein zu kenntnißreicher, dieſem ſeinen Kenntnißreichthum aber keineswegs gewachſener und dabei durch zu frühes Schriftſtellen Verbildeter angeſehen wird. Dergleichen iſt nicht viel gründlicher, als die eingewurzelte Meinung von ſeiner Schwärmerei und Syſtemloſigkeit, lediglich, weil es bei ihm nicht ſo kühl und nüchtern hergeht, als bei gelehrten Theegeſellſchaften. Es ſteht aber nicht zu leugnen, daß überhaupt unſere Zeit wegen der Maſſe von Stoff ſich wirklich zu hoch anſchlägt; und wer möchte mehr, als lächeln, wenn er verſichern hört, man müſſe doch dem Trefflichen um mancher guten Gedanken, mancher ſcharfſinnigen Forſchungen und bedeutſamer Winke willen Manches zu Gute halten, indem er ſeiner Phantaſie gar zu ſehr den Zügel ſchießen gelaſſen! Wollte man nun auf dergleichen Anſichten dennoch eingehen, ſo müßte man wohl daran erinnern, daß Wärme nicht gerade unumgänglich das Licht ausſchließe, da ja beide an ſich ſchon nicht verſchieden ſeyen; daß ſchon der antike Styl und die Mittheilungsart der Erkenntniß von der neuern und heutigen himmelweit verſchieden ſey, ja daß ſie, nach Maßgabe eigenthümlicher Combination und Gliederung der Erkenntniß, ſelbſt ſchon verſchieden ſeyn müſſe. — Aus einer Unkenntniß oder Unaufmerkſamkeit auf das lebendige Fortwachſen und naturgeſetzliche Gedeihen eines ſchauenden Geiſtes, mithin auf die Einheit der Form und des Gehalts, rührt unſtreitig ebenfalls die flache Klage her, daß Platon gar oft ſeine eigene und wahrhafte Anſicht der Sache zurückhalte, den wißbegierigen Leſer ungewiß im Stich laſſe, ja daß ſeine Schriften im Grunde gar nicht ſeine tiefſte Weisheit enthalten, als welche anderwärts, etwa in den ſchwer oder gar nicht zu ſammelnden Broſamen mündlichen Vortrags zu ſuchen ſey. Dieſer Klage that auch eine Ueberlieferung des Alterthums Vorſchub, welche, wie in den

Prieſterſchulen, ſo auch hier, ein Eſoteriſches oder eine Geheimlehre der Geweihten vom Exoteriſchen oder der Lehre für Ungeweihte unterſchied. Aber um nur zuvörderſt im Allgemeinen deſſen zu erwähnen, was ſich hier ſo leicht bietet, ſo haben wir wohl nicht ſelten erlebt, daß Unverſtandenes und Unverſtändliches mit einander verwechſelt worden, daß man mithin auf den Lehrer und ſeine Sache ſchob, was im Grunde nur Schuld des Schülers und ſeiner Unbeholfenheit war, daß eine ſolche Aeußerung in ihrem Grunde aufgefaßt, nur ein mehr oder weniger unumwundenes Geſtändniß des Nichtverſtehens iſt. Nun erwäge man ferner Folgendes. Es iſt Geſetz und Weſen aller ſittlichen Bildung, und ſo auch der von der Willkür einzelner Individuen unabhängigen Selbſtbildung der Wiſſenſchaft, daß das Innere ein Aeußeres, das Allgemeine ein Beſonderes werde und ſo umgekehrt. Wir erblicken alſo hier ein Spiel von Involution und Evolution, und das in dieſem Spiel Begriffene, trotz aller Wandelungen immer daſſelbe Eine, der einzig würdige Gegenſtand alles Schauens, wird nur in dem Maße mehr oder weniger geſchaut, in welchem höhere oder niedere Geiſteskraft an Einer dieſer Seiten, an einem oder dem andern Momente des Spiels haftet, ohne die übrigen mit einzurechnen und in ihrer Geſammtheit erſt das Ganze zu erblicken. Weiter hat auch ſchon vor uns der geiſtreiche deutſche Ueberſetzer des Platon die verſchiedene Bedeutung der Ideen des Eſoteriſchen und Exoteriſchen nachgewieſen, und gezeigt, daß dieſer Unterſchied bei den erſten Pythagoräern auf den Inhalt ging, und Gegenſtände bezeichnete, über welche ſie ſich außerhalb der Gränzen ihrer innigſten Verbindung nicht mittheilen wollten, beſonders politiſche, ſpäter aber nur auf die populäre Art des Vortrags, wofür ſich Manches nicht eignete; daß aber Beides bei dem in der Mitte ſtehenden Platon nicht Statt habe, und weder im Einzelnen, noch aus echt geſchichtlichen Spuren ausfindbar ſeyn möchte, oder höchſtens auf die Beſchaffenheit des Leſers gehen könne, je nachdem er durch Platons Methode hindurch ſich zu einem Hörer des Innern erhebe, oder nicht. Denn jene aus dem Geſpräche Phädrus für die behauptete abſichtliche Verheimlichung angezogene Stelle wird ſchon dem ganz Unbefangenen, aber noch mehr dem mit Platons Denkart Vertrauten als ganz unſtatthaft und unanwendbar ſich zeigen. — Indem wir weiter gehen, begegnen uns Schriftgelehrte, welche Platons Philoſophie als ein aus den frühern Schulen zuſammengetragenes Haufwerk anſehen, und ſo allerdings auch jenen, welche eine unkünſtleriſche Syſtemloſigkeit behaupten, in die Hände zu arbeiten ſcheinen. Um dieſer atomiſtiſchen Anſicht zu begegnen, müſſen wir, in Bezug auf den Art. Griechiſche Literatur, freilich auch nur in gedrängter Ueberſicht von der Pflege der Philoſophie, namentlich in Griechenland, bis auf Platon reden. Natur und Geiſt, und ihre Einheit, ihr Eins- und Ineinanderſeyn ſind die höchſte Aufgabe der Philoſophie, die ſich demnach am einfachſten und natürlichſten als Phyſik und Ethik darſtellt und nach dieſen beiden Seiten, in jeder aber vollſtändig, entwickelt. In die Bearbeitung dieſer Gebiete theilten ſich von je die Philoſophen und ſo werden ihre Syſteme und Schulen nicht anders, denn als Glieder und Functionen eines Geſammtlebens begriffen werden können. Nun iſt aber, ſo gewiß man jene Einheit Religion nennen und ſie als Angel der Welt, mithin als gemeinſames Erbe der Menſchheit anerkennen muß, eine Urwelt, oder ein Urzuſtand, den wir uralte Prieſter- und Naturweisheit nennen mögen, in welcher Zeit und Raum,

als Wurzeln der Zahl und Figur, in ſimultaner Entwickelung und gleichſam Ineinanderſpielung, mithin ſymboliſch, angeſchaut wurden. Es iſt ein Zuſtand, oder beſſer eine Welt begeiſterten klaren Schauens und Seyns, die man auch Orientalismus nennen kann, in wiefern ſie ſich in den uralteſten orientaliſchen Religionen ausſpricht, in welchen mittelſt Ueberlieferung und Symbols, alſo Mythus, und ihrer Dolmetſcherin, der Sprache, bereits die höchſten Aufgaben des Menſchengeiſtes als reine Gotteslehre erörtert und gelöſet ſich vorfinden. (Wir beziehen uns hierüber auf die zweite Vorleſung der Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft von Schubert, wie auf die aſiatiſchen Forſchungen der Engländer und die neueſten deutſchen durch Herder, Kanne, Görres, Frank, J. J. Wagner u. A.). Hier iſt alſo wie in einem Keime vorgebildet, was ſich erſt ſpäter durch Reflexion und ihre Ausbildung ſonderte. Denn Andacht oder Reflexion war von nun an das Vorwaltende. Dem gemäß erſcheint nun auch in Griechenland die Philoſophie in drei Hauptſchulen, der ioniſchen, der italiſchen oder Pythagoräiſchen, und der attiſchen. Die erſtere hatte die Natur, die zweite den Geiſt, die dritte das Aufgehen beider in einander zum Gegenſtand und Zweck. Nicht ſo zwar, daß einer dieſer Factoren in den beiden erſtern völlig und durchgängig ausgeſchloſſen, oder in der letztern die Löſung durchaus gelungen wäre, ſondern nur, daß einer von beiden Factoren der herrſchende war. Die ioniſche Schule (von 600—450 v. Chr. Geb.) nahm ein Element mit inwendig bildender Kraft als Urquell an, namentlich ihr Stifter Thales von Milet das Waſſer, Anaximenes die Luft, Anaximander Waſſer und Luft, Heraklit das Feuer in ſtetem Fluſſe der Verdichtung und Verdünnung, ab- und aufwärts, im Auseinandergehen und Geſpanntwerden nach irgend einer Seite, wie im Zurücktreten in den vorigen Stand und Nachgelaſſenwerden, gleich Lyra und Bogen (ſ. Schleiermachers Herakleitos der dunkle von Epheſos in Wolf und Buttmanns Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft 1, 3. S. 313—533), Empedokles aus Agrigent die chaotiſche Miſchung aller Elemente. Atomiſten waren Leucipp und Demokrit aus Abdera (ſ. beide Art.). Die italiſche, weil zu Crotona geſtiftete, oder Pythagoräiſche Schule (von 540—328 vor Chr. Geb.) achtete Gott und Materie als ewig, aus ihrem Ineinanderwirken entſtehe die Welt in Harmonie, deren Ausdruck die Zahl ſey. Ein Zweig von ihr iſt die eleatiſche (von 536—456 vor Chr. Geb.), welche Xenophanes aus Kolophon ſtiftete, der dadurch, daß er alles auf Verſtand durch Conſtruction baute, ſich mehr nach der idealen ſpeculativen Seite neigte. Parmenides ſetzte ein Werden und eine Welt des Scheins getrennt vom Seyn. Denn, wie Schleiermacher ſehr treffend ſagt, bewegten die Joniker auch das Unbewegliche und die Eleatiker brachten das Unaufhaltſame in Ruhe. Nichtſeyendes und Seyendes waren alſo ihre Gegenſtände. So war die eleatiſche Schule Mutter der Reflexion und Sinn und Geiſt in ihr getrennt und aus einander gehalten. Hiemit war den Sophiſten die Bahn gebrochen, wie Protagoras dem Abderiten, Gorgias dem Leontiner, Hippias dem Eliden, Prodicus dem Ceer, Critias, Callicles und Andern, in welchen ſich der frevle Uebermuth und alles Unbill der Speculation ausſprach. Denn ſie bildeten die Beweis- und Disputirkunſt aus, um damit das Ja und Nein jeder Idee nach Belieben zu behaupten, worein ſie den Triumph ihrer Kunſt ſetzten. Gegen dieſe zunächſt, aber auch zugleich als Mittelglied der vorhergegangenen erhob ſich die attiſche Schule

durch Sokrates, aus welcher durch Ariſtipp die (eudämoniſtiſche) cyrenäiſche, durch Euklides, Phädon, und Menedemus die (dialektiſche, eriſtiſche) megariſche, eliſche und eretriſche, durch Antiſthenes die cyniſche, als mehr oder minder polare, oder relative Seiten, endlich durch Platon die akademiſche hervorgingen. Ueberſieht man nun dieſe geſammten Schulen, ſo bietet ſich in ihnen das Bild einer mehr oder minder entſchiedenen Neigung nach dem Phyſiſchen oder Ethiſchen, und innerhalb dieſer Neigung wieder ſelbſt ein Schwanken zwiſchen Andacht und Reflexion. Nur allmälig und mehr oder minder gedämpft dämmerte durch beide das Ewige hindurch. Ueberall, indem ein Einzelnes einſeitig bearbeitet und nur im Verhältniſſe zu einem anderen Einzelnen, aber noch nicht zum Ganzen geſchaut wurde, waren nur Ahnungen und Vorbereitungen. War ſchon in der ioniſchen Schule in Heraklits Weltanſicht das Geiſtige als Bewegung nach oben und unten durchgebrochen, ſo trat es in der Pythagoriſchen, zuerſt in der urſprünglich orientaliſchen Elementarzahlenphiloſophie, dann in der eleatiſchen durch das Xenophaniſche All und das Parmenidiſche unkörperliche Seyn entſchiedener auf, in beiden letzteren ſchon ſehr ſpeculativ und von den Sophiſten ganz unfromm vollends ausgebildet. Sokrates hob mit heiligerem Sinne das Praktiſche hervor, ließ aber dagegen das Erkennen wieder mehr fallen. Erſt in Platon ſammelten ſich wie in einem Brennpunkte dieſe Strahlen; denn dieß waren ſie in Bezug auf ſeine Denkart, und dieß zeigt auch ſchon ſeine Behandlung deſſen, was er den Worten nach von ihnen aufnahm, indem er es kritiſch und polemiſch ſich ſelbſt bewegen und ausſprechen, hiemit aber ſeine Nähe und Ferne von andern, wie vom Centrum der Idee, beſtimmen ließ. So trat bei ihm manches Frühere, manche alte Formel wieder auf, aber in einer Umdeutung und Umbildung, ja in einer Umgebung und Ideenreihe, worin es früher nicht heimiſch war. Kenner dürfen nur an ſeine Polemik gegen Heraklit, Protagoras, Ariſtipp, Antiſthenes, ja ſelbſt den von ihm ſo ſehr geachteten Parmenides erinnert werden; ſo daß jene hier widerlegte Anſicht nur auf der Ohnmacht beruht, ein Ganzes, wie der Geiſt eines gebildeten Menſchen iſt, in ſeinem Leben und Organismus aufzufaſſen und anzuſchauen. Denn Platon iſt der Gipfel und „gleichſam aus dem Zuſammenſchauen und Durchdringen aller früheren helleniſchen Beſtrebungen auf dem Gebiete der Philoſophie erwachſen.“ Fügt man zu dieſen Worten Schleiermachers noch dieß hinzu, daß jene Begeiſterung und Gluth für das Seyende, welche ihn und ſeine Darſtellung beſeelt, noch ein Ueberbleibſel mindeſtens des Orientalismus iſt, ſo iſt hiemit ſeine Berührung auch über Griechenland hinaus im Allgemeinen angedeutet und zugleich der Maßſtab für die Bezüchtigung der Schwärmerei und der zügelloſen Einbildungskraft gegeben. — Vorurtheile und Meinungen, wie die hier von uns beſeitigten, gegenüber einem mit Platon genährten und durchdrungenen Geiſte waren es, die Schleiermacher beſtimmten, endlich Platon ſelbſt in deutſchem Gewande auftreten zu laſſen und zwar „in dem natürlichen Zuſammenhange, wie ſeine Schriften als immer vollſtändigere Darſtellungen ſeiner Ideen ſich nach und nach entwickelt, um hiemit durch unmittelbare, genauere Kenntniß der Werke Platons jedem eine eigene, ſey es nun ganz neue, oder wenigſtens vollſtändigere Anſicht von des Mannes Geiſt und Lehre möglich zu machen.“ Fünf Bände ſind ſeit 1804 erſchienen, aber noch iſt das Ganze leider nicht vollendet. Schleiermacher ordnete zuerſt die unter einander ge-

worfenen Geſpräche nach ihrem innern Zuſammenhange und mittelte ſo drei Arten derſelben aus: 1) die elementariſchen, in welchen ſich die erſten Ahnungen entwickeln von dem, was allem Folgenden zum Grunde liegt, von der Dialektik, als Technik der Philoſophie, von den Ideen als ihrem eigentlichen Gegenſtande, alſo von der Möglichkeit und den Bedingungen des Wiſſens, in welchen noch Theoretiſches und Practiſches geſondert iſt. Dahin rechnet er Phädrus, Lyſis, Protagoras, Laches, Charmides, Eutyphron, Parmenides, nebſt der Zugabe von Sokrates Vertheidigung, Kriton, Jon, dem kleinen Hippias, Hipparchus, Minos, Alcibiades II. 2) Die indirecten, welche von der Anwendbarkeit jener Principien, von dem Unterſchiede zwiſchen philoſophiſcher und gemeiner Erkenntniß in vereinter Anwendung auf beide aufgegebene reale Wiſſenſchaften, die Ethik nämlich und die Phyſik, fortſchreitend reden. Dieß ſind Gorgias, Theätetus, Menon, Euthydemus, Kratylus, der Sophiſt, der Staatsmann, das Gaſtmal, Phädon, Philebus u. ſ. w. 3) Die eigentlich conſtructiven darſtellenden, oder die objectiv wiſſenſchaftlichen Darſtellungen, in welchen Practiſches und Theoretiſches Eins ſind. Dieſe ſind Timäus, Kritias, der Staat (welcher das ideale Bild des Staats, die Platoniſche Republik, enthält) die Geſetze, Epinomis. — Daß es eine ſolche Folge, einen ſolchen innern Zuſammenhang und Organismus Platoniſchen Wiſſens geben müſſe, erweiſ't eben das, ſo viel möglich, in ſeinem natürlichen Zuſammenhange vorgelegte Wiſſen ſelbſt. — Endlich beſchreiten wir die Schwelle des Heiligthums. Die Weihe echter und göttlicher Liebe muß uns — tönt Platons Wort — ertheilt ſeyn. Sie, die Liebe, iſt der Trieb, der, auf urſprünglicher Einheit des Denkens und Seyns gegründet, dieſe in den Ideen zu ſchauen, ſo die Ideen zu erzeugen, und ſich philoſophiſch mitzutheilen (d. h. durch lebendige Darlegung eigenen Sinnes auch den Anderer lebendig aufzuregen und zur Ideenerzeugung zu erheben) ſtrebt. Schriftliche und mündliche Mittheilung ſind nur Eine. Die Kunſt der Anregung zur Ideenerzeugung, durch Täuſchung und Enttäuſchung, Zuſammenfaſſen gleicher Begriffe unter höhere, und Kenntniß der Verſchiedenheit der Begriffe, dieſe Seelenleitung — ψυχαγωγια — iſt Dialektik, und ſomit Technik der Philoſophie, welche das Höchſte und die Grundlage alles Würdigen und Schönen iſt. Dieſer Trieb wird in einem Mythus, dem Grundmythus aller übrigen Platoniſchen Mythen, vorgebildet. Es iſt der Mythus von der unſterblichen Seele, gleichend der zuſammengewachſenen Kraft eines beflügelten Geſpannes und ſeines Führers. Der Götter Roſſe ſind gut und edel, bei uns aber gemiſcht, daher das Wagenlenken uns ſchwerer als den Göttern. Alle Seele nun waltet über das Unbeſeelte und durchzieht vielgeſtaltig den Himmel; die befiederte, vollkommene die höheren Gegenden, die entfiederte aber ſchwebt umher, bis ſie auf ein Starres trifft, wo ſie nun wohnhaft wird und einen erdigen Leib annimmt, der durch ihre Kraft ſich ſelbſt zu bewegen ſcheint. Die Kraft des Gefieders beſteht darin, das Schwere emporhebend hinaufzuführen, wo das Geſchlecht der Götter wohnt und hat vorzüglich Antheil am Göttlichen, d. i. dem Schönen, Wahren, Guten. Hieran wächſt es, wie es dagegen durch das Böſe abzehrt. Zuerſt nun zieht Zeus aus, ſeinen geflügelten Wagen lenkend, Alles anzuordnen und zu verſorgen, und ihm folgt die Götter- und Geiſterſchar in elf Zügen geordnet; denn Heſtia bleibt daheim. Alle Götter gehen als Anführer voran in der ange-

wieſenen Ordnung. Viel Herrliches gibt es zu ſchauen und zu begehen innerhalb des Himmels. Es folgt, wer will und kann. Auf dieſem Zuge zum Feſte und Mahle gehen die Götterwagen leicht, die andern aber mit Mühe. So ſehen die Unſterblichen, was außerhalb des Himmels iſt. Das farbloſe, geſtaltloſe, ſtoffloſe, wahrhaft ſeyende Weſen hat nur der Seele Führer, die Vernunft, zum Beſchauer, um welches her das Geſchlecht der wahrhaften Wiſſenſchaft jenen Ort einnimmt. So freuen ſich die Seelen, das Wahre, Seyende wieder einmal zu erblicken, die Gerechtigkeit, Beſonnenheit und Wiſſenſchaft, und tauchen erquickt wieder in das Innere des Himmels und kehren heim. So die Götter. Die anderen Seelen nun vollendeten entweder den Umſchwung mit, obwohl von den Roſſen geängſtet und kaum das Seyende erblickend, oder ſie ſahen Einiges, Anderes nicht, im gewaltigen Sträuben der Roſſe, oder ſie blieben drunten zurück, nur ſich rettend und ſtoßend in ängſtigem, verletzendem Getümmel, und kehren untheilhaft der Anſchauung des Seyenden zurück, ſich mit dem Schein zur Nahrung begnügend. Daher ſo großer Eifer, die Wahrheit zu ſchauen. Welche Seele nun etwas erblickt hat von dem Wahrhaften, die bleibt unverletzt bis zum nächſten Zuge; ſah ſie nichts, das Gefieder verlierend, ſo wird ſie verſchiedenen Keimen von Menſchen eingepflanzt und erhält als gerechte ein beſſeres, als ungerechte ein ſchlechteres Theil. Dahin aber, woher jede Seele kommt, kehrt ſie unter zehntauſend Jahren nicht zurück, die Seele deſſen ausgenommen, der ohne Falſch philoſophirt, oder nicht unphiloſophiſch die Knaben geliebt hat; dieſe kann in dreitauſend Jahren heimkehren. Die andern werden gerichtet und kommen in unterirdiſche Zuchtörter, oder ſtraflos in einen gewiſſen Ort des Himmels. Im tauſendſten Jahre gelangen beiderlei Seelen zur Ertheilung und Wahl des zweiten Lebens, welches jede wählt, wie ſie will. Dann kann auch eine menſchliche Seele in ein Thier übergehen und umgekehrt. Der Menſch muß das auf die Gattungen ſich Beziehende begreifen, welches als Eins hervorgeht aus vielen durch den Verſtand zuſammengefaßten Wahrnehmungen. Und dieſes iſt Erinnerung von Jenem, was einſt unſere Seelen geſehen, Gott nachwandelnd und das überſehend, was wir jetzt für das Wirkliche halten, und zu dem wahrhaft Seyenden das Haupt emporgerichtet. Des Philoſophen Seele iſt mit der Erinnerung ſo viel möglich bei jenen Dingen, bei denen Gott ſich befindend eben deßhalb göttlich iſt. Solcher Erinnerungen alſo ſich recht bedienend, mit vollkommener Weihung immer geweiht, kann ein Mann allein wahrhaft vollkommen werden. Dann gilt ſeine Begeiſterung den Leuten als Verrückung und Seelenkrankheit. Denn, wiewohl alle Seelen das Seyende geſchaut haben, iſt es doch nicht jeder leicht, bei dem Hieſigen ſich an jenes zu erinnern; ja wenige bleiben übrig, denen die Erinnerung ſtark genug beiwohnt. Dieſe nun, wenn ſie ein Ebenbild des Dortigen ſehen, werden entzückt und ſind nicht mehr ihrer ſelbſt mächtig. Die hieſigen Abbilder haben keinen Glanz; damals aber war die Schönheit glänzend zu ſchauen, als mit dem ſeeligen Chor wir den Göttern folgend das herrlichſte Schauſpiel genoſſen und in das allerſeligſte Geheimniß geweiht waren, welches wir feierten untadelig, zu ſeligen Geſichten vorbereitet und geweiht, unbezeichnet mit dieſem unſern Leibe. Wer nun noch friſche Weihung hat und das Damalige vielfältig geſchaut, wenn der ein gottähnliches Angeſicht erblickt, oder eine Geſtalt des Körpers, welche die Schönheit vollkommen darſtellen, ſo ſchaudert er

zuerſt und es wandelt ihn eine Furcht an von damals, hernach aber betet er ſie anſchauend an, wie einen Gott, und fürchtete er nicht den Ruf eines allzuheftigen Wahnſinnes, ſo opferte er auch, wie einem heiligen Bilde oder Gott, dem Liebling. Und hat er ihn geſehen, ſo überfällt ihn, wie nach dem Schauder, plötzlicher Schweiß und ungewohnte Hitze; das, was die Keime des Gefieders verhärtet, verſchloß und hervorzutreiben hinderte, ſchmilzt um ſie weg. Mit zufließender Nahrung ſchwillt und treibt der Kiel, es gährt in ihr, ſie empfindet Schmerz, bis ſie die Schönheit ſieht; dagegen bei entzogenem Anblick der Trieb des Gefieders ſteht und die Seele umherraſet und Angſt leidet, bis ſie wieder Erinnerung des Schönen bekommend frohlocket. Dieſer Zuſtand heißt bei den Menſchen Liebe. Jeder nun erwählt ſich nach der Art des Gottes, dem er gefolgt und nach ſeiner Gemüthsart eine Liebe zu einem Schönen und bildet ihn aus und leitet ihn zu deſſelben Gottes Lebensweiſe und Gemüthsart, indem er ſelbſt ihn nachahmt. Alſo iſt jede Seele dreifach zertheilt, in zwei roßgeſtaltige Theile und drittens in den dem Führer ähnlichen. Das eine Roß iſt gut und ſchön, das andere rauh und wild; das erſte hält ſich in der Liebe ſchamhaft zurück, das zweite ſprengt mit Gewalt vorwärts an den Liebling. Der durch den Anblick zum Weſen der Schönheit durch Erinnerung hingetragene Führer, ſie mit der Beſonnenheit auf heiligem Boden erblickend, fürchtet ſich und zieht gewaltig die Zügel rückwärts. Das gute Roß ſchwitzt, das böſe ſchmäht Führer und Spanngenoß der Feigheit, bis es, endlich auch gebändigt, des Führers Ueberlegung folgt und beim Anblick des Schönen von Furcht übermannt wird. Daher des Liebhabers Seele endlich verſchämt und ſchüchtern dem Liebling nachgeht, deſſen Liebreiz ſich allmälig ergießt und in der Seele die dem Gefieder beſtimmten Ausgänge befruchtet. Daß er nun wie in einem Spiegel in dem Liebenden ſich ſelbſt beſchaut, weiß er nicht. Aber er wünſcht ihn zu ſehen, zu berühren und zu umarmen. Da nun fodert das unbändige Roß für die vielen Mühſeligkeiten einen kleinen Genuß; das des Lieblings wäre wohl geneigt. Aber der Spanngenoß und ſein Führer ſträuben ſich mit Scham und Vernunft. Wenn nun die beſſern Theile der Seele, welche zu einem wohlgeordneten Leben und zur Liebe der Weisheit hinleiten, den Sieg erlangen, ſo führen ſie ſchon hier ein ſeliges und einträchtiges Leben, ſich ſelbſt beherrſchend und ſittſam dasjenige beſiegt habend in ihrer Seele, dem Schlechtes, und befreit, dem Vortreffliches einwohnt (die Platoniſche Liebe). Sterben ſie aber, ſo haben ſie, faſt ſchon beſiedert und leicht geworden, von den drei wahrhaft olympiſchen Kampfgängen ſchon in Einem geſiegt, über welches Gut ein noch größeres weder menſchliche Beſonnenheit dem Menſchen verſchaffen kann, noch göttlicher Wahnſinn. Die Vertraulichkeit aber mit dem Nichtliebenden, welche durch ſterbliche Beſonnenheit verdünnt auch nur Sterbliches und Sparſames austheilt, erzeugt in der geliebten Seele jene von der Menge als Tugend gelobte Gemeinheit und wird ihr Urſache, 9000 Jahre theils auf der Erde ſich herumzutreiben, theils vernunftlos unter der Erde. — Wie dieſer Mythus, über Platons Technik, die Hauptunterſuchung zu verdecken und zu überkleiden, um dadurch zu eigener Ideenerzeugung und Auffindung des Räthſelworts zu leiten, Aufſchluß gibt, und den aufmerkſamen Hörer gleichſam in die Urzeit des gottmenſchlichen Geiſtes zurückſpielend, das Weſen der Idee, als Ungetrenntheit des Seyns und Denkens, Darſtellens und Erkennens, und zugleich die Entwicke-

lung und Sonderung aus einem dunkeln Grunde, aus dem heiligſtillen Abgrunde der noch gebundenen Einheit, vorbildet: alſo umfaßt ſein Inhalt die Grundlehre Platons: die urſprüngliche Anſchauung und Rückerinnerung. „Dieſe Anſchauung geht auf das wahrhaft Seyende, Ewige, Unveränderliche, welchem gegenüberſteht die allgemeine und für das gemeine Denken und Seyn auch urſprüngliche des Werdenden, ewig Fließenden und Veränderlichen. Jenes Seyende nun in dieſem Werdenden ergriffen, als das Wahre und Gute darzuſtellen, und ſo den ſcheinbaren Gegenſatz jener Anſchauungen durch Vorrufen vor das Bewußtſeyn aufzulöſen, iſt ihm höchſte Aufgabe der Wiſſenſchaft. Dieſe Vereinigung aber zerfällt immer in zwei Momente, auf deren verſchiedener Beziehung auf einander die Verſchiedenheit der Methode beruht. Von der Anſchauung des Seyenden ausgehend in der Darſtellung bis zum Aufzeigen des Scheins fortzuſchreiten und ſo erſt mit der Löſung des Gegenſatzes zugleich deſſen Bewußtſeyn aufzuregen und zu erklären, das iſt die in Beziehung auf die Wiſſenſchaft unmittelbare Verfahrungsart. Von dem Bewußtſeyn aber des Gegenſatzes, als einem Gegebenen, ausgehend zu jener Anſchauung als dem Auflöſungsmittel deſſelben fortzuſchreiten und eben durch die Nothwendigkeit eines ſolchen Mittels auf ſie hinzuleiten, das iſt die Weiſe, welche wir die mittelbare nennen und welche von Platon in die Mitte iſt geſtellt worden als das wahre Bindungs- und Bildungsmittel von der urſprünglichen Anſchauung, mit welcher er elementariſch anhebt, zu der conſtructiven Darſtellung, mit welcher er ſyſtematiſch endigt. Wie ſich nun in dieſem Gegenſatze für die Phyſik das Wahre und der Schein oder die Wahrnehmung gegen einander verhalten, ſo für die Ethik das Gute und die Luſt, oder die Empfindung (Schleiermachers Plat. II. 1. 7. ff.). „Dieſe Gegenſätze nun als lediglich beziehbare und in der intellectuellen Einheit der Idee tilgbare verfolgt Platon nach beiden Seiten hin, auf dem Gebiete des Phyſiſchen, wie des Ethiſchen, beſonders aber auf letzterem, wie es dem Sokratiker gebührte, unter den vielfachen Formen, in welchen ſie darauf vorkommen, je nachdem ſeine Vorgänger ſie begriffen als Seyn und Werden, Seyendes und Nichtſeyendes, als Fließendes und Beharrliches, Vieles und Eines, Bewegung und Ruhe, Sterbliches und Unſterbliches, Wahres und Wahrnehmbares, Gutes und Böſes, Luſt und Unluſt u. ſ. w. Indem er aber dieß mit der gewandteſten ſcharfſinnigſten Dialektik und allen Waffen der urbanſten Polemik und feinſten Ironie, als Hinführung auf das Bekenntniß des Nichtwiſſens und als Anreiz zur Erkenntniß thut, gewinnt er durch Gleichung der Form und des Inhalts jene große Dreiheit im Leben dargeſtellter Ideen: den Dialektiker, den Staatsmann, und die Einheit beider, den Philoſophen. Den erſten nämlich, indem er die empiriſchen Kunſtgriffe der ſophiſtiſchen Volksredner und Volksführer um niedriger Zwecke willen vielmehr als Anregungskunſt zum Wahren, Guten und Schönen hinaufläutert; den zweiten, indem er das Reich des Wahren und Guten als auch wirklich im gemeinen Leben ausgeprägt und waltend darſtellt; den dritten, in wiefern er aufſtellt „das Leben und die Erſcheinung der Weisheit im ſterblichen Leben des erſcheinenden Menſchen, in welchem ſie ſelbſt das Sterbliche angezogen hat, und der Zeit unterworfen als ein Werdendes und ſich Verbreitendes ſich offenbart, ſo daß auch das Leben des Philoſophen nicht ein Ruhen in der Weisheit, ſondern ein Streben iſt, ſie feſtzuhalten und an jedem erregbaren

Punkte anknüpfend der ganzen Zeit und dem ganzen Raume einzubilden, auf daß eine Unſterblichkeit werde im Sterblichen. Dieß Beſtreben iſt Liebe, das lebendige Bilden und Erregen Erzeugung, beide aber Eins, das geiſtige Erzeugen nur höhere Stufe Einer Thätigkeit, ſo wie auch natürliche Geburt ihm nur ein Wiedererzeugen derſelben ewigen Form und Idee iſt, und alſo die Unſterblichkeit derſelben im Sterblichen (Schleiermachers Plat. II., 2. 359 S.).“ So endet er alſo da, wo er anfing. Offenbar wurzeln die beiden erſten Ideen in ſeiner Zeit und des großen öffentlichen Lebens mannichfaltigen Verzweigungen; nur daß es hier ſeines trüglichen, lügenhaften Scheines, den es in ſeiner forteilenden Geſtaltentwickelung gewonnen, entkleidet und in die Einheit und Lauterkeit der Idee emporgehoben wurde. Mit der dritten ſchließt er ſich dagegen mehr an das Chriſtenthum an. Allen aber liegt ein Seyendes, Unſterbliches, Ewiges zum Grunde, auf welches ſie gleichſam aufgetragen ſind, ein unabweisbarer Trieb und ein ewig Reines. Nun liegen zwar dieſe Aufgaben und ihre Löſungen hier vielfach in einander verflochten und gleichſam eingewachſen, und mit überlegener Meiſterſchaft des beſonnenen Künſtlers beſchwört er ſie herauf und bannt ſie wieder; aber was in dem Geſpräche Phädrus von jeder Rede gefodert wird, daß ſie wie ein lebendes Weſen gebaut ſey und ihren eigenthümlichen Körper habe, ſo daß ſie weder ohne Kopf ſey, noch ohne Füße, ſondern eine Mitte habe und Enden, die gegen einander und gegen das Ganze in einem ſchicklichen Verhältniſſe gearbeitet ſeyen, das iſt an Platons Lehre aufmerkſamem Blicke gewiß durch alle anmuthige Windungen ſeiner Rede hindurch unverkennbar. Auf eine andere ſehr gelehrte Weiſe iſt der Hauptinhalt der Platoniſchen Lehre angegeben worden in Tiedemanns lateiniſchen erklärenden Inhaltsanzeigen (Zweibr. 1786 8.) und Tennemanns Syſtem der Platoniſchen Philoſophie (Leipzig 1792—95 VI. 8.). Hier ſoll noch einiges Einzelne aus dieſer Lehre nach obiger Ideentrias gleichſam als Probe folgen. Was alſo die Dialektik in dem angegebenen Platoniſchen Sinne anlangt, ſo ſchließt ſie zwar das, was von unſern Philoſophen als Theorie des Vorſtellens, Denkens und Erkennens u. ſ. w. behandelt wird, nebſt allem darunter Befaßten, der äußern und innern Anſchauung, des Gefühls, Begriffs u. ſ. w. in ſich; aber bei der von Platon feſtgehaltenen Einheit dieſer in das Gewebe des Wiſſens zuſammenlaufenden Fäden mit dem Darſtellen, Bilden, oder Seyn übt ſie ſich, gleichſam ſich ſelbſt prüfend an den Gegenſtänden dieſes Gebiets, als ihrem Stoff und Erzeugniß, und indem ſie das Weſen ſittlicher Weisheit als Harmonie der Seele und Uebereinſtimmung des Wiſſens und Lebens ſetzt, berührt und erörtert ſie zugleich Fragen und Aufgaben, welche, nach unſerer Abmarkung der Wiſſenſchaften und Disciplinen, dieſem Gebiet zumeiſt nicht eigenbehörig erachtet werden. Denn nicht nur, daß ſie beſondere, gemeine und höhere reinere Erkenntniß, Gefühle oder Affectionen, Ueberlegungen und Schlüſſe, Anſchauungen und Begriffe, Empfinden und Denken u. ſ. w. ſcheidet, ſie unter Lernen und Finden und der oben angegebenen Idee der Erinnerung auffaßt; nicht genug, daß ſie das Bewußtſeyn des philoſophiſchen Triebes, als echter Liebe, ausbildet zur Kunſt der Ideenerzeugung: ſo erörtert ſie zugleich, oder berührt die ewigen, zeitloſen, unkörperlichen Ideen, das Seyende, unter der Geſtalt des Einen, Untheilbaren, der Tugend, welche in der helleniſchen Quadruplicität als Beſonnenheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Beharrlichkeit (σωφροσύνη,

φρονησις, δικαιοσύνη, ἀνδρια) das Gute unter verſchiedenen Formen darſtellt, ſo daß in derſelben die übrigen alle mit enthalten ſind. Eben ſo ſetzt ſie Tugend als Kenntniß, Untugend als Unkenntniß, und, da Tugend auf Erkenntniß beruht, auch ihre Lehrbarkeit in dem Sinne, in welchem dieß überhaupt geſagt werden kann von dem Erinnern, Aufregen und Beleben der Ideen. Mithin, wie auch mehr oder weniger Theoretiſches und Practiſches zum Behuf des Forſchens aus einander gehalten werden, ſo iſt doch ihre Einheit und Selbigkeit immer der Träger von Allem, was auf beiden Gebieten unter ſcheinbar wechſelnden Geſtalten vorkommt, und unter dieſen ein ewiger gegenſeitiger Tauſch und ſtetes Uebergehen ihres Weſens in einander. Der Dialektiker geht durch das Erkennen in das Seyn über. Sprache, ſein Kunſtwerkzeug, iſt nur Erzeugniß der Erkenntniß und ihr Verhältniß zu den Dingen das des Bildes zum Urbilde. Wie nun der Dialektiker im Wiſſen und in der Weisheit verkehrt, ohne jedoch des Handelns und Bildens entbehren zu können, ſo iſt Handeln das Gebiet des Staatsmannes und ſeine mit beſonnenem Künſtlergeiſte geübte Kunſt, da Kunſt überhaupt Darſtellung ſittlichen Gefühls iſt, die königliche oder Staatskunſt. „Ihm liegt ob, die verſchiedenen und auseinanderſtrebenden Naturen zuſammen zu verketten (Schleiermacher II., 2. 247), die Menſchen durch Umgang unter einander und mit der Natur zur Erkenntniß zu führen, ſo daß ihnen in ſich und in der Natur nichts mehr verborgen ſeyn darf (daſ. 249). Denn das Leben der Welt iſt ein in entgegengeſetzten Bewegungen Wechſelndes und ſich Wiedererzeugendes (daſ. 251).“ Alle Staatskunſt mithin iſt eine Nachahmung des ſchönſten und beſten Lebens, Darſtellung des höchſten Gutes, oder des Zugleichwerdens aller ſittlichen Sphären. Wo ſie aber nicht auf das Gute, ſondern auf die Luſt und das Angenehme geht, iſt ſie falſch und Schmeichelei. Demgemäß ſetzt alſo das Handeln wieder Erkenntniß voraus und Kunſt, oder erkenntnißgemäße Behandlung. Wie ſich aber in der Ausführung Menſchheit überhaupt und griechiſche Natur durchkreuzen, wie in dieſer Hinſicht folgerecht die Dichter vom Staate (der Platoniſchen Republik) ausgeſchloſſen werden und auch die Muſik ſich Beſchränkungen gefallen laſſen muß, Gemeinſchaft der Weiber Sitte werden, oder was ſonſt von der gemeinen Staatsanſicht abweichende Ideen ſeyn mögen, dieß kann hier nicht aus einander geſetzt werden. Ganz folgerecht aber war der oft bekrittelte Satz: „wofern nicht Philoſophen regieren in den Staaten, oder die jetzt ſogenannten Könige und Machthaber echt und gehörig philoſophiren, und ſo Staatsmacht und Philoſophie in Eins zuſammenfallen, die vielen Naturen aber der jetzt getrennt nach einem von beiden Hingebenden nothwendig abgeſondert werden, ſo iſt kein Nachlaß der Uebel für die Staaten, ja ich glaube, auch nicht für das Menſchengeſchlecht.“ Dieß folgt aus der zum Grunde liegenden Einheit des Denkens und Seyns. Denn in dem Philoſophen als der dritten Idee durchdringen ſich Dialektiker und Staatsmann, und er iſt in zwei Geſprächen unter dem Bilde des Sokrates dargeſtellt „in dem unermüdlichen Eifer der Betrachtung und in der freudigen Mittheilung, in der Verachtung der Gefahr und in der Herrſchaft über die äußern Dinge, in der Reinheit aller ſeiner Verbindungen und in ſeiner innern Göttlichkeit unter dem leichten und fröhlichen Schein, kurz in der vollendeten Tüchtigkeit des Leibes und der Seele und alſo des ganzen Lebens (Schleiermacher II., 2. 358).“ — Nimmt man nun dieß Alles, wie es hier, mit Ausſchei-

bung des Negativen, mehr oder minder Störenden, dargelegt iſt, zuſammen, ſo wird es nicht befremden, die Platoniſche Philoſophie, wie jede echte und wahre, eine pantheiſtiſche nennen zu hören, in dem Sinne nämlich, daß ſie das Eine im Einzelnen und Vielen, alſo Gott in Allem und Alles in Gott erkenne. Denn allerdings löſcht ſie alle Gegenſätze, als das eigentlich Verneinende der Idee, aus in der Idee des Alls ſelbſt, und wie in der Dichtkunſt Himmel und Erde, Göttliches und Menſchliches, Vergängliches und Unvergängliches ſich in einander ſpiegeln, obwohl bewußtlos und in ſicherm, unabweisbaren Triebe, alſo auch hier, nur hier mit Bewußtſeyn und Freiheit. Darum läßt ſich auch die oft aufgeworfene und mühſelig erörterte Frage von der Verſelbſtung, oder Hypoſtaſirung der Ideen dahin beantworten, daß nicht dieß die Meinung ſey, als ob irgend eine Idee in einem Einzelnen und als ein unbedürftiges Einzelnes gleichſam ſinnlich wahrnehmbar angeſchaut werden ſolle, noch auch, ob ſie jenſeits der Erſcheinung als ein hohles Gedankenbild liege, ſondern vielmehr, daß, da jedes Einzelne nicht bloß in Beziehung und Gegenſatz ſteht zu einem andern Einzelnen, ſondern ſtets zum Ganzen, auch ihre Elemente in dem Ganzen nach- und abgebildet ſeyen, anſchaubar durch die Kraft und Tüchtigkeit göttlichen Geiſtes, welcher im Werden das Seyn, und im Seyn das Werden durch Erinnerung zu ergreifen durch höhere Eingeiſtung geeignet iſt, daß alſo von einer Immanenz und gegenſeitigen Umgreifung und Ineinanderverſenkung die Rede ſey. Denn jene Einheit iſt Beginn und Ende aller Philoſophie und war auch bei Platon in der genannten Drei gewiſſermaßen hypoſtaſirt, obwohl in jedem einzelnen Gliede derſelben anders und der Ergänzung durch die übrigen bedürftig. — Ließen wir aber bis hieher das Negative immer fallen, ſo müſſen wir es hier als den Ausdruck des Vielen, und den Widerſpruch gegen die Idee um ſo mehr wieder aufnehmen, da es auch für Platons wiſſenſchaftliche Mittheilung, oder ſeinen philoſophiſchen Styl äußerſt wichtig und weſentlich iſt, ſo wie es zugleich ſeine Geiſtesgewalt herrlich offenbart. In dem Weſen der Idee nämlich, als eines in allem Wechſel und Wandel unwandelbaren Seyns, eines gegenſeitigen Foderns von Vergeiſtigung und Verleiblichung (ihrer Geſchichte) liegt, wenn dieß im Verſtande und von ſeiner ſondernden, trennenden Kraft aufgefaßt wird, allerdings gleich urſprünglich ein Widerſpruch, aber ein göttlicher, in welchem allein das Leben ewig jugendlich kreiſet. Aller Geiſt ſtrebt ſchauend, ſein ſelbſt zu genießen, und ſo ſich zu ergreifen in ſeiner Einheit — er erzeugt ſich und ſetzt ſich ſelbſt entgegen, er iſt Erzeuger und Erzeugtes. Aber das Erzeugte iſt wieder nicht nur ein von ihm Abhängiges, ſondern auch zugleich etwas für ſich, ſomit aber ein Einzelnes, Beſtimmtes, Begränztes, nicht der ewige, unendliche Geiſt, als deſſen Verneinung vielmehr es auftritt. Darum nun eilt der nie raſtende Trieb, der Unangemeſſenheit und des unerreichten Urbildes wegen, von Bildung zu Bildung fort, in jeder mit göttlicher Selbſtvernichtungsluſt untertauchend und ſie alle in freier Bewegung ſpielen laſſend. Dieß nun iſt das Viele, der ewige Fluß der Dinge, welcher nichts anderes iſt, als das hohe Spiel des auf- und untergehenden Geiſtes, ſein großartiger Hohn und Spott über ſich ſelbſt, den er, ſeiner Ewigkeit und Göttlichkeit ſicher, wohl mit ſich treiben darf, denn was kann das Ende ſeyn als Rückkehr in den Anfang, Auf- oder Zurücknahme des Einzelnen, Vergänglichen in das Ganze, Unvergängliche, dem es ſich mit keckem Jugendtrotz ſich gleich-

zuſtellen vermaß? welcher Uebermuth und Trotz aber nun gebüßt und zur wahren Demuth geſänftigt und geläutert wird. Dieß iſt das Irren der Reflexion und der Speculation, als ihrer höchſten Spitze. So nun ſehen wir auch Platon die Wiſſenſchaft und die Trug- und Scheinbilder, welche jene ſelbſt zu ſeyn ſich anmaßen, behandeln in dem göttlichen Triebe der Liebe, der Beſeeltheit von dem Einen, Einzigen, allein Wahren, Guten und Schönen; welche zu ſchauen, zu erzeugen, aufzuregen und zu nähren einzig würdiges Geſchäft iſt. Daher greift er, wie ſpielend und bewußtlos, das Einzelne auf, ſpannt ſeine Elemente, zerfällt es immer mehr und mehr, ſetzt die Einzelnheiten nach allen Seiten in einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt, der, gehäuft, ſie aus einander ſprengen und auflöſen muß, und indem er ſchalkhaft das löſende Wort zurückhält, führt er nicht nur zu völliger Verzweiflung an dem Einzelnen und Endlichen, ſofern es wettkämpfen will mit dem Ewigen, zum Geſtändniß des Nichtwiſſens, das ſich ja nun als ein ſolches an ſich ſelbſt bewährt hat, ſondern in hohem, unerſchütterlichem Vertrauen auf des Geiſtes Ewigkeit, regt er ihn auch auf zum Nachbilden, Erzeugen, oder, da er ſelbſt in ihm lebt und iſt, zum Wiedererzeugen des Ewigen, zum Erinnern an das ſchon und urſprünglich Geſchaute. So iſt ſeine Methode ein Nachbilden des geiſtigen Lebens, worin der Geiſt ſich ſelbſt aufgreift als ein aus der Nacht des Alls, zum Behuf der Selbſtſchauung, ſich ſelbſt Erzeugendes unter mannichfachen Bildern, an dieſer Bildererzeugung ſeine Bewegung und Kraft Prüfendes und Erfahrendes, und, indem er die verfehlten mit göttlichem Zorn, oder auch mit erhabener Gleichgültigkeit zerſchlägt, in ſeine d. i. des Alls Seligkeit Zurückkehrendes. In dieſer Art und Weſen liegt, wie in einem Keime, jene noch unerreichte Trefflichkeit und Meiſterſchaft, welche den göttlichen Platon auszeichnet — jenes leichte und ſchnelle Anknüpfen der Rede an den ſcheinbar unbedeutendſten Punkt, jenes Anſchwellen, Aufbrechen und Ausbilden deſſelben zu einer zauberiſchverlockenden Geſtalt, dann aber wieder das ſchälkiſche Vernichten derſelben, das geringſchätzige oft mit jugendlich übermüthigem Schauſtellungsdrang vollzogene Abſpringen zu andern, welche wieder fallen gelaſſen werden, um, über ſie hineilend, das früher Weggeworfene wieder aufzunehmen und zu erhöhen, — jenes kindliche gemüthliche Verweilen auf dem minder Weſentlichen, und das ſcheue, leiſe Anrühren des Weſentlichen, das ſchon aus jenem in Lichtfunken aufglühte und aufglänzte. Wer nun aber bedenkt, wie ſtets und überall das Geiſtige und Leibliche ſo in einander ſpielen und leuchten, der wird auch die tiefe, der ewigen Natur des Geiſtes treue und gemäße Bildung des Platon und die Einheit der Form und des Inhalts in ſeines Geiſtes Ausſtrahlungen innig liebend bewundern. Eben ſo beurkundet überall den ſelbſt das Kleinſte beſeelenden Meiſter ſein ganzes mimiſches Talent, kraft deſſen er jeder Perſon und jedem Umſtande ein individuelles Gepräge aufzudrücken verſteht, und auch hierin das tiefere Drama des Menſchengeiſtes ſich wiederholen läßt. Daß ihm hier ſeine frühere Beſchäftigung mit dramatiſcher Dichtkunſt wohl als Vorübung gedient haben mag, wer wollte das bei dem ſo augenſcheinlichen Organismus ſeines Geiſtes bezweifeln? aber daß er darum, gleichſam aus bequemer Verwöhnung, ſeine Werke dialogiſch abgefaßt, iſt, da obige tiefere und weſentlichere Gründe vorhanden ſind, eine nicht beſonders würdige Meinung, indem ſie den tief abſichtlich ſchaffenden und beſonnen waltenden Künſtler zum beſchränkten und in bleibendem

Naturzwange befangenen Handwerker herabſetzt. — Es iſt im Verlaufe dieſes Artikels mehrmals der Phyſik Erwähnung geſchehen, und wer etwa mit dem gemein gangbaren Begriffe davon uns gefolgt wäre, dabei aber etwa von Platons Weltſeele, von einer Platoniſchen Cosmologie, oder des Etwas gehört hätte, würde ſich wohl wundern, hier noch nichts dieſer Art vernommen zu haben. Hierüber alſo Folgendes: Eine Naturwiſſenſchaft, in wiefern ſie experimentirend in der Breite der Welt verkehrt, in Platon zu ſuchen, möchte vergebliche Mühe ſeyn. Nachdem jenes mythiſche und magiſche Einverſtändniß des Menſchen mit der Natur, wovon oben die Rede war, verſchwunden, nur noch in ſchwachen Anklängen durch Geiſter, wie die der ioniſchen Schule, zu Pythagoras hinzog, nachdem die Elemente der Erkenntniß immer mehr getrennt waren und einerſeits innere Anſchauung zu Reflexion und Speculation ſich verengte und verkümmerte, andrerſeits äußere geſunde und tüchtige Anſchauung zu ideenloſer Verſuchluſt und nicht viel mehr als Flächenanſchauung geworden war, ſo konnte erſt die Idee einer Phyſik im uralten Sinne wieder allmälig emporkommen. Platon ſchloß ſich durch die Kraft und Gewandtheit der Speculation an die durch die eleatiſche Schule bezeichnete Stufe der Bildung an, und übertraf hierin ſeine Vorgänger. Durch die andächtige Begeiſterung und, um es kurz zu ſagen, durch jene nie in ihm, wie in der ioniſchen Schule, noch ab- und nachklingende Magie gewann er die Idee der Welt als eines beſeelten vernünftigen Thiers, geſchaffen nach einem intellectuellen Muſter in den harmoniſchſten Verhältniſſen, welche als muſikaliſche Zahlen (nach orientaliſch Pythagoriſcher Zahlenlehre) ausgeſprochen werden, bewegt von der inwohnenden Weltſeele, welche alſo die für ſich klare, ewige Ordnung der Natur nach Geſetzen der Matheſis iſt, gemiſcht aus Nothwendigkeit und Geiſt. Ihre in der Bewegung der Himmelskörper anſchaubare Bewegung iſt ſphäriſch von der linken zur rechten in dem äußerſten, fortſchreitend von Abend gegen Morgen in dem innern, wieder in ſieben ungleiche getheilten, Kreiſe, aus welchen ſie beſteht. Allerdings kamen hier auch phyſiologiſche Aufgaben vor, welche zu löſen verſucht ward. Daß aber die Idee der individuellen Anſchauung mehr enthoben und in den Geiſt zurückgedrängt ward, wo ſie nun ethiſch ſich entwickelte, und nur als der Richtung, nicht dem Weſen nach verſchiedenes ſich darſtellte, läßt ſich ſchon aus Platons Gange, wie wir ihn bis hieher verfolgt, abnehmen. Naturwiſſenſchaft alſo in dem Sinne, in welchem ſie beſonders auf Experimenten gründet, konnte Platon nicht haben. Natur war ihm der Leib Gottes und des Geiſtes und Geiſt und Leib wurden ſymboliſch gefaßt. — Aus der Gediegenheit und Durchbildung der zwei angegebenen Elemente des Platoniſchen Geiſtes läßt ſich leicht begreifen, wie groß und dauerhaft ſeine Wirkung und Anziehung ſeyn mußte. Stets, wo die höchſten Intereſſen des Geiſtes wieder angeregt wurden, ging man auf ihn zurück. Seine Schule heißt die Akademie und wird in die ältere, mittlere und neue getheilt. Zu den Philoſophen der ältern gehören Speuſippus, Xenokrates, Polemo, Crates, Crantor, die unmittelbaren Nachfolger Platons. Der Stifter der mittlern Akademie iſt Arceſilaus, deſſen Nachfolger Lacydes, Evander, Egeſinus und Carneades waren. Dieſer letztere war der Stifter der neuern Akademie und ſein Nachfolger hieß Clitomachus. Die Schüler des Letztern, Philo und Charmides, wichen wieder von den Lehren der neuern Akademie

ab, und näherten ſich mehr dem Plato. Antiochus machte noch mehr Aenderungen, daher man wohl zuweilen von einer vierten und fünften Akademie ſpricht. Cicero Qu. Acad. 1, 43. f. nimmt nur die alte und neue an und meint, die Namen beider ſollten eigentlich vertauſcht werden, indem die neue ſich mehr Platons urſprünglichem Geiſte nähere. Da ſich in der Schule mit dem gemeinſchaftlichen Charakter auch perſönliche Individualitäten entwickeln, ſo ſollte man auch hier die letztern ſuchen. Aber es zeigen ſich hier in der That keine, (wenn man nicht die unſteten Schwankungen, Abweichungen und Verunreinigungen der Urlehre dafür halten will,) bis auf ſeinen vieljährigen Zuhörer, den Stifter der peripatetiſchen Schule, Ariſtoteles, einen baumeiſterlichen Mann, der ſich nach dem Boden erkundigt, aber nicht weiter, als bis er Grund findet, der einen ungeheuern Grundkreis für ſein Gebäude umzieht, Materialien von allen Seiten her ſchafft, ordnet, aufſchichtet und ſo in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe ſteigt, wenn Platon einem Obelisken, ja einer ſpitzen Flamme gleich, den Himmel ſucht," wie Göthe ihn treffend charakteriſirt. Er verwarf die Platoniſchen Ideen, indem er ſie, wie Alles, der Reflexion unterwarf und ein vollkommener Mann des Verſtandes war, der die ſinnliche Welt feſten Blickes durchforſchend zergliederte, aber ganz jener höhern Begeiſterung entbehrte, welche ſich in Platon noch aus dem Orientalismus herüber gerettet hatte. Vergleicht man ſeine Ethik mit der Platoniſchen und erwägt, wie auch in der Folgezeit die Anhänger beider ſich gewaltig befehdeten und um den Vorzug rangen: ſo muß man wohl beide für rein entgegengeſetzt halten; ſo von viel gröberem Korn iſt Alles in Ariſtoteles! Denn in der Ethik namentlich Alles auf ein beſchränktes bürgerliches Handeln hindrängend ordnet er ſie der Politik unter. Dies aber, wie des Mannes ſonſtiges großes Verdienſt, bleibt hier, wo nur vom Platonismus die Rede iſt, billig bei Seite geſtellt. — Philoſophie und Religion ſind in ihrem tiefſten Grunde ſo ganz Eins, daß zu allen Zeiten die letztere eine Umdeutung oder Einkleidung von der erſtern erfahren mußte. Durch die Hinweiſung auf das Ueberſinnliche und den der griechiſchen Natur zumal fremden Abfall von der Natur und der Breite der Welt, durch die glühende Begeiſterung, womit Platon dieſe ausſprach, konnte er allerdings ſchon als ein Vorläufer, als ein Wetterleuchten gleichſam des Chriſtenthums gelten, welches nur nach dem Reiche Gottes zu trachten befahl, und ſo eine Rückkehr und Wiedergeburt des Geiſtes in ſich ſelbſt war. Aber wie andrerſeits in Platon auch das heidniſche Wiſſen culminirte und alle Strahlen deſſelben in ihm convergirten: ſo wurde er auch, als nun das Chriſtenthum immer mehr ſich ausbreitete, theils als die feſteſte Stütze des ſchwankenden Heidenthums angeſehen, theils bemühte man ſich, das Chriſtenthum ihm zu nähern und beide in ihren Hauptlehren ausgleichend zu verſöhnen. Das erſtere geſchah durch die Neuplatoniker, die auch alexandriniſche Philoſophen, und Eklektiker genannt wurden. (S. Neuplatoniker). Hier möchte wohl zu warnen ſeyn, daß man Plotinus (geb. 205 nach Chr. Geb., geſt. 270) und Jamblichus nicht ſo unbedingt als bodenloſe Schwärmer und Myſtiker verſchreie; denn es herrſcht eine erhabene Begeiſterung, ein ſeltener Schwung der Andacht, eine große Charakterkraft und Würde in ihnen, die um ſo auffallender wird, je mehr ſie von der Zeit, in welcher ſie lebten, abſticht. Wohl drückte auch Plotins Syſtem das Gebrechen aller

Speculation, das Wirkliche ſeelenlos zu machen, und zu verachten und dennoch von ihm eine Weſenheit für das Ewige zu borgen; aber das Gemüth waltet hier doch vor. Da ihm Raum und Materie nichts iſt als Schein des Wirklichen, Schatten der Geiſter, ſo fodert er Gemeinſchaft mit Gott und Anſchauung des Unendlichen. Denn die Intelligenz durchdringt als Lichtweſen alle Dinge, ſie ſucht das Eine, das Gute als Urgrund von Allem. Dies geſchieht nicht durch das Wiſſen, ſondern durch unmittelbares Ergreifen und Schauen und Genießen als einer Gegenwart. So fällt Anſchauendes und Angeſchautes zuſammen, die anſchauende Seele wird was ſie anſchauet, wird das Eine, wie ſie es war; denn ſie, die Intelligenz, iſt Bild des Einen, der das Eine umleuchtende, aus ihm herausleuchtende Lichtkreis. Die Natur des Geiſtes und des Seyenden iſt die erſte und wahre Welt, nicht verſchieden von ſich, nicht kraftlos durch Theilung, noch mangelhaft, noch durch Theile geworden, da ja jedes (Einzelne) nicht dem Ganzen entzogen iſt, ſondern das ganze Leben deſſelben und aller Geiſt in einem lebend und Ein zumal iſt. Die Geiſterwelt iſt alſo ein Weltthier. Alles iſt nur Anſchauen. Die Zeit iſt ein Bild der Ewigkeit und von ihr ausgefloſſen. Das Böſe iſt entweder ſcheinbar, oder nothwendig; als nothwendig aber hört es auf, böſe zu ſeyn. Mit Plotin ging Porphyrius auf gleichem Wege fort, aber nur mit weniger Gemüth. Jamblich verſenkte Alles in Theurgie. Mit dieſen und einigen andern Männern war denn die Platoniſche Philoſophie wieder erweckt worden und in wiefern in ihr das Orientaliſche überhaupt vorherrſchte, als Zurückziehung in den Mittelpunkt der Seele, war der ſpätere chriſtliche Myſticismus als ohnmächtigere Subjectivität durch ſie verbreitet. Auch in der Geſchichte ganzer Zeiträume, wie in einzelnen Menſchen, dauert der Flug und Schwung der Andacht und Begeiſterung nicht immer, ſo lange er ein bloßer Anklang, und ein nicht zum Sittlichen hinaufgeläutertes Gefühl iſt. Daher denn ſehen wir ſpäter hin bis zum 14ten Jahrhundert den kalt ſondernden Verſtand in der wiedererweckten Ariſtoteliſchen oder peripatetiſchen Philoſophie auftreten. Die Scholaſtiker bearbeiten ſie mit vielem Scharfſinn; aber auch viel Mißwachs treibt zugleich, wie natürlich war, wo es der Gelehrſamkeit an einem eigentlichen Objecte fehlte und ſie ſich in den dürren Steppen des Verſtandes herumdrehte. Als aber in Italien wieder der Sinn für claſſiſche Literatur erwachte, bekam auch der Platonismus ſeine Verehrer wieder, und ſie traten mit trefflicher Geiſteskraft in die Schranken mit den Ariſtotelikern. Gemiſthius Pletho begeiſterte den Herzog von Florenz, Cosmo von Medici, für Platon, und dieſer ſtiftete eine Platoniſche Akademie, nahm den Sohn ſeines Leibarztes, den Ueberſetzer von Platon und Plotinus, Marſilius Ficinus, als zweiten Vater der Platoniſchen Philoſophie, in ſein Haus auf, ja er ſchenkte ihm eine Beſitzung in der Nähe der ſeinigen von Carreggi. Die Erbitterung der Streiter war heftig und die Platoniker zählten nach und nach die geiſtreichſten und tiefſten Männer zu den Ihrigen. Unter dieſen nennen wir beſonders Giordano Bruno, der überall umherirrend, in lateiniſchen und italieniſchen Schriften, theils Platons Lehre gegen die Ariſtoteliker vertrat, theils Raimundus Lullius Kunſt der Topik, d. h. den Verſuch, die Elemente der Reflexion zu claſſificiren, und ſo eine allgemeine Methodik, oder ein Organon zu erfinden, zu vervollkommnen ſtrebte und endlich verbrannt ward. Er iſt auch unter uns wieder

bekannt geworden durch den geiſtreichen Auszug aus ſeinem Buche von der Urſache, dem Urgrunde und dem Einen, welchen F. H. Jacobi in ſeinem Werke über die Lehre des Spinoza gegeben hat. Nicht minder trefflich aber und gleichſam eine Fortſetzung dieſes Werks iſt ein anderes ebenfalls dialogiſches über das unendliche All und die Welten, worin die Ariſtoteliſche Lehre Punkt für Punkt mit Feuer und Tiefſinn widerlegt wird. — Sollten wir nun noch auf unſere Zeiten zurückkommen, ſo würden wir auch hier nachweiſen können, wie man Platons Weg wieder betrat und auf ihn die Philoſophie zu führen ſuchte. Hier jedoch überlaſſen wir den Wißbegierigen ſich ſelbſt und der Kraft, dem großen Schwung unſers Zeitalters zu folgen, oder nicht. Gewiß aber iſt, daß keinem wahren Philoſophen Platons ethiſche Begeiſterung fehlen dürfe, wie daß noch keiner den großartigen und reingebildeten Styl deſſelben bis jetzt ſich anzueignen fähig geweſen. Von den Ausgaben des Platon ſind außer der Aldiniſchen die vorzüglichſten die von Henricus Stephanus 1578, 3 Bde. Fol., die frankfurter, 1602, Fol. und die zweibrücker, 1781 — 86, 13 Bände 8. Die neueſten ſind von Beck, Bekker und von Aſt; noch andre ſind angekündigt. Wa.

Platoniſche Liebe, }
Platoniſche Philoſophie, } ſ. den vorigen Art.
Platoniſche Republik, }

Platow (Graf), General der Cavallerie und Attamann (Hettmann) der Koſacken. Als Befehlshaber der doniſchen und ſpäter der ſämmtlichen Koſacken machte er alle Kriege Rußlands in den letzten Jahrzehnden mit. Er hatte als ein im Kriege ſelbſt gebildeter Krieger jenen ſichern Blick erworben, der ihn nur das unternehmen ließ, was er auch auszuführen vermochte. Beſonders in den Jahren 1812 und 13 hatte er ſich furchtbar gemacht. Er ſtarb 1818 mit dem Ruhme eines der ausgezeichnetſten Anführer im ruſſiſchen Heere. Sein Nachfolger war der General Orlof-Deniſow.

Plattdeutſch, Niederdeutſch, Niederſächſiſch (ſeit dem 16ten Jahrhundert auch Saſſiſch), gleichbedeutende Beinamen derjenigen weichern deutſchen Mundart, welche ehedem über einen großen Theil von Deutſchland herrſchte, und jetzt noch in den Ländern Norddeutſchlands im Munde des Volks gehört wird. Es ſteht derſelben die härtere oberdeutſche in der ſüdlichen Hälfte unſers Vaterlandes übliche Mundart entgegen. Welche von beiden die ältere ſey, möchte ſchwer zu entſcheiden ſeyn. Wahrſcheinlich iſt es, daß ſich ſchon in den älteſten Zeiten, bald nach Einwanderung der erſten aſiatiſchen Völkerſchaften in Deutſchland, zwei Hauptmundarten bildeten, eine weichere und eine härtere, indem der eine jener eingewanderten aſiatiſchen Nomadenſtämme nördlich, der andere ſüdlich längs der Donau ſich hinzog. Bald mochte ſich auch hier der mächtige Einfluß des Clima's, des Bodens und der Lebensart zeigen. Die rauheren und waldigen Gebirge Süddeutſchlands und die kriegeriſche Geſchäftigkeit längs der Donau erſchufen eine feierlich-ernſte und gebieteriſche Sprache, während das flachere Land des Nordens mildere Sitten und mit ihnen eine mildere, weichere Sprache hervorbrachte. Zu einer ſcharfbegrenzten, bleibenden Abſonderung beider Mundarten konnte es aber nicht kommen, ſo lange die Völker unſtet von Wohnſitz zu Wohnſitz herumirrten, und auch lange nachher noch mußte der freundliche oder feindſelige Verkehr der Völkerſchaften unter einander eine theilweiſe Miſchung der Mundarten erzeugen. Daher wir in den äl-

teſten Ueberbleibſeln unſrer Sprache beide Hauptmundarten fortwährend in einander verſchmolzen erblicken. Mit Gewißheit läßt ſich die Zeit ihrer Trennung nicht ausmitteln. Nach Einigen fing man ſchon zu Ottfrieds Zeiten, alſo im 9ten Jahrhundert an, die lingua theodisca oder oberdeutſche Sprache von der teutſca, teutonica, belgica oder niederdeutſchen zu unterſcheiden; nach Andern aber trat dieſe Scheidung erſt im 13ten Jahrhundert ein. So viel bleibt indeſſen gewiß: beide Mundarten waren lange mit einander vermiſcht und herrſchten auch nach erfolgter Abſonderung lange gemeinſchaftlich neben einander fort, die härtere in dem ſüdlichen Theile Deutſchlands, in Oeſterreich, Baiern, Franken, Schwaben, am Oberrhein, auch zum Theil in Oberſachſen; die weichere im nördlichen Deutſchland, im Niederſächſiſchen, in Weſtphalen, am Niederrhein und in ganz Belgien, ſo daß die Grenzlinie zwiſchen beiden, wenn geographiſche Beſtimmungen hier möglich ſind, vom Rhein durch Heſſen und Halberſtadt längs des Mains und der Saale bis zur Elbe und Havel ſich hinzog. — Für die lange und ausgebreitete Herrſchaft der niederdeutſchen Mundart zeugt die Menge der abgeleiteten Sprachen, von denen folgende die vornehmſten ſind: 1) die angelſächſiſche, 2) die normanniſche, 3) die flämiſche oder niederländiſche, ſeit dem 13ten Jahrhundert die holländiſche genannt, 4) die isländiſche, 5) die norwegiſche, 6) die ſchwediſche, und 7) die heutige niederſächſiſche. Daß aber dennoch die oberdeutſche Mundart ſchon früh zu einem größern Anſehn gelangte, hatte ſeinen Grund theils in der Nähe Italiens und Frankreichs, mit denen das ſüdliche Deutſchland zuerſt in eine wohlthätige geiſtige Berührung kam, theils in dem Umſtande, daß gerade mit den ſchwäbiſchen Kaiſern und von ihnen begünſtigt ein regeres Geiſtesleben in Deutſchland erwachte. Jetzt als die niederſächſiſche Sprache in der letzten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, zur Zeit der holländiſchen Anſiedelungen in Deuſchland, durch die mit den verwandten Anſiedlern eingezogene belgiſche Mundart ſich bereichert hatte, erhob ſich dieſelbe im nördlichen Deutſchland auch eine Zeit lang zur Schriftſprache, bis im 16ten Jahrhundert durch Luthers Bibelüberſetzung das Hochdeutſche herrſchend ward und ſeine Schweſter nicht nur aus Schriften, ſondern allmälig auch aus Gerichtshöfen, Kirchen, Schulen und aus den Kreiſen der Gebildeten verdrängte. Nur in einigen Gegenden, z. B. in Pommern, Weſtphalen, Mecklenburg ꝛc. erhielt ſich die letztere bis zum Anfange des 17ten Jahrhunderts in Schriften geiſtlichen und weltlichen Inhalts. Als Volksſprache dagegen finden wir ſie noch jetzt, obwohl in verſchiedenen Mundarten, durch ganz Niederdeutſchland verbreitet. Sie hat in neuerer Zeit viele Freunde gefunden, die ſich ihrer, der Verbannten, gegen die ſtolze hochdeutſche Sprechart angenommen haben. Schon Leibnitz drang darauf, ſie zur Erklärung, Bereicherung und Verbeſſerung des Hochdeutſchen zu benutzen, und J. H. Voß verſuchte es, ſie, „die neben der Hochdeutſchen, als ſanftere Schweſter, fortzublühen verdient hätte,“ durch mehrere treffliche plattdeutſche Gedichte zur Schriftſprache wieder zu erheben. Und in der That, wenn wir auch die Behauptung eines geachteten Sprachforſchers (ſ. Gedike über deutſche Dialecte in der 1ſten Samml. der Beitr. d. k. pr. Akad. d. Wiſſ. zur deutſch. Sprachk. Berl. 1794, S. 310) „daß ſie es mehr verdient habe, allgemeine Schriftſprache zu werden, als die oberſächſiſche Mundart,“ nicht unbedingt unterſchreiben können, ſo verdient ſie doch gewiß auch nicht die Verachtung, mit der

der Hochdeutſche auf ſie herabzublicken und ſie als eine ausgeartete Schweſter ſeiner Sprache zu betrachten pflegt. Wenn auch nicht ſchon ihr Alter ſie der Beachtung werth machte, ſo würde ſie ſich uns ſchon dadurch empfehlen, daß ſie in vielen Stücken wohlklingender, reiner und reicher iſt, als unſre geprieſene hochdeutſche Mundart, ein Vorzug, der die Aufmerkſamkeit der Sprachforſcher um ſo mehr auf ſie hinlenken muß, je mehr und öfter man in unſrer Zeit das Bedürfniß einer Reinigung und Bereicherung unſrer Schriftſprache gefühlt hat. Dankbar erkennen wir daher die Bemühungen derjenigen an, die durch mundartliche Wörterbücher (Idiotica) uns mit den Eigenthümlichkeiten dieſer Sprache bekannt zu machen verſucht haben, und ſehen darin um ſo mehr Verdienſt, je näher, aller Warſcheinlichkeit nach, der Zeitpunkt iſt, wo von der niederdeutſchen Sprache als von einer ausgeſtorbenen die Rede ſeyn wird. — Um das, was wir oben über den Wohlklang und den ſanftern, vielleicht nur zu weichen Charakter der niederdeutſchen geſagt haben, deutlicher zu machen, fügen wir Einiges über die Ausſprache derſelben bei. Der Plattdeutſche vermeidet in der Regel (einige gröbere Mundarten machen eine Ausnahme) die breiten Doppellauter, ſtatt Maul ſagt er Muul, ſtatt Haus Huus, ſtatt Leute Lüde, ſtatt reiten ryden. Das ch iſt ihm faſt ganz unbekannt; ſtatt deſſelben läßt er ein k hören, wie in maken, Saken, ik ſtatt machen, Sachen, ich ꝛc. Das ch vor s, wie in Flachs, Fuchs fällt ganz weg, daher: Flaß, Voß, ſo auch Saſſen für Sachſen. Das ſcharfe ſſ in der Mitte wird gern zu einem t, alſo: Water für Waſſer ꝛc. Mit gleicher Abneigung gegen den harten Ziſchlaut verwandelt die niederdeutſche Sprache ſchlagen in ſlagen, ſchmecken in ſmecken, Holz in Holt, Zinn in Tinn. T wird oft zu D, z. B. Dag, Diſch; B zu W, z. B. blywen; pf immer zu p, z. B. Perd, Kupper ꝛc.; ſelbſt das d muß ſich es oft gefallen laſſen, einer mildern Ausſprache zu Liebe ausgelaſſen zu werden, z. B. laen für laden, Bo'en für Boden ꝛc.

Plauen, eine der gewerbſamſten Städte des Königreichs Sachſen, die Hauptſtadt des voigtländiſchen Kreiſes, liegt in einem ſchönen Thale, an der weißen Elſter, und enthält ein Schloß, zwei Kirchen, 560 Häuſer und 6000 Einwohner. Außer dem Amte, das hier ſeinen Sitz in dem Schloſſe hat, findet man hier ein Lyceum, zwei Hoſpitäler und zwei Waiſenhäuſer. Dieſe Stadt iſt vorzüglich bemerkenswerth wegen der äußerſt wichtigen Baumwollen- und Muſſelinfabriken, welche die feinſten Muſſeline liefern. 1802 lieferten die Muſſelinfabriken an 120,000 Stück, und beſchäftigten 112 Schleierherrn (Baumwollenwaaren-Händler), 230 Weber mit mehr als 200 Geſellen und Lehrjungen und über 1800 Wirker. Auch die Kattundruckerei iſt bedeutend; ferner iſt hier eine Wachsleinwandfabrik und einige Tuchwebereien und Strumpfwirkereien. Früher waren dieſe Baumwollenfabriken noch blühender, als jetzt; denn 1794 beſchäftigte die Malerei und Einnätherei der baumwollenen Waaren an 6000 Perſonen.

Plauiſcher Grund iſt eine der reizendſten und merkwürdigſten Naturgegenden in der Nähe von Dresden, eine halbe Stunde vor den äußern Thoren der Stadt am Wege nach Tharand und Freyberg. In dieſem herrlichen, faſt drei Stunden langen Felſenthale, das die Weißeritz, bald als ein reißender Wald- und Gebirgsſtrom, bald als ein klarer Forellenbach durchrauſcht, wechſeln die

mannichfaltigſten Scenen, bis es ſich bei den Ruinen von Tharand in enge wilde Schluchten zuſammenzieht. Hier ſtarren nackte Felſen wild empor, und drängen ſich eng zuſammen; dort breiten ſich ſchön bewachſene, mit Laub- und Schwarzholz geſchmückte Berge in ſanften Abhängen aus; hier rauſchen Mühlen, dort blicken freundliche Dörfer zwiſchen Birkenwäldchen und Weinpflanzungen hervor; hier iſt der Charakter der Gegend romantiſch kühn; dort ländlich, mild und ſanft. Nicht leicht wird man eine Gegend von ähnlichem Umfange finden, deren mineralogiſche Beſchaffenheit ſo merkwürdig iſt, als die Beſchaffenheit dieſes Thals, wenn es von ſeinem reizenden Gewande entkleidet ſich zeigt. Mit Recht nennt es der Geolog ein Archiv der Natur, worin die wichtigſten Urkunden der gewaltſamen Revolutionen aufbewahrt ſind, welche die Gewäſſer der Erde verurſacht haben. Der tiefe Grund, den wir jetzt bewundern, hat ſeine Geſtaltung mit allen phantaſtiſchen Krümmungen jener fürchterlichen Gewalt zu verdanken, wie die Uebereinſtimmung des in Maſſen auf beiden Seiten aufgeſchichteten Urgebirges mit unwiderſprechlicher Gewißheit beweiſen. Eine weite Strecke hindurch, vom Eingange bis zur Pulvermühle, haben gewaltige Fluthen vor Jahrtauſenden ſich dieſes tiefe Bette in ein Sienitgebirge gewühlt; daſſelbe ſpaltend, häuften ſie zertrümmerte Maſſen von Urgebirgen, Wäldern, Landthieren und Seegeſchöpfen von beiden Seiten auf einander. Ueberall wechſeln Steinkohlenflötze mit Porphyrgebirgen und Gneis ab. Das Urgebirge des Thales iſt auf beiden Seiten Sienit; es erſtreckt ſich bis zum Eiſenhammer. Beim Eingange zur Rechten der Weißeritz, und hie und da auf den Höhen ſieht man losgeriſſene Felſenſtücke deſſelben. Die tiefe Entblößung dieſes Gebirges und die mancherlei merkwürdigen Gänge, welche daſſelbe durchkreuzen, können Jedem, der auch gar nichts von der Bergkunde verſteht, eine deutliche Vorſtellung von dem innern Bau der Gebirge geben, und ihn belehren, was eigentlich Gänge ſind. In dieſem Sienit kommen kleine Cryſtalle von der Größe einer Viertellinie bis zu einem Viertelzoll vor. Dies ſind verſchobene vier- und gleichſeitige Säulen, die an beiden Enden ſehr zugeſchärft ſind. Die Zuſchärfungsflächen ſind auf die ſtumpfen Seitenkanten aufgeſetzt, und die äußern Flächen ſind glatt und glänzend wie Glas. Klaproth unterſuchte ſie chemiſch, und fand in ihnen ein bisher noch unbekanntes Metall enthalten, welches er Titanium, die Cryſtalle ſelbſt aber Titanit nannte. Außerdem enthält dieſer Sienit auch kleinere Granatcryſtalle. — Ueber dieſem Sienitgebirge ſieht man drei ſehr merkwürdige Lagen von Flötzgebirgsarten. Die erſte dieſer Lagen iſt ein hohes Sandſteinflötz, welches bei Koſchütz und Dölzſchen horizontal geſchichtet, gegen vierzig Ellen aufſteigt. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß es von Meergewäſſern hier abgeſetzt worden, weil es auf beiden Seiten eine unzählige Menge verſteinerter Muſcheln enthält, von verſchiedenen Gattungen. Die ſchöne Brücke am Eingange des Thales iſt aus dieſem ſehr feſten Sandſtein erbaut. Ueber dieſem Sandſteinflötze liegt ein zwei bis vier Ellen hohes Sienitgeſchiebe; es beſteht aus lauter zertrümmerten Sienitſtücken, deren Verwitterung und abgerundete Form beweiſet, wie lange ſie vom Waſſer herumgetrieben worden. Sie ſind mit vielem ſandigen Thon verbunden. Auf dieſem Conglomerate liegt nun ein Steinmergelflötz, in der Gegend ſelbſt Pläner genannt. Es zieht ſich aus der Tiefe des Elbthals zu beiden Seiten des Grundes hinauf in horizontalen Schichten, deren jede

zwei Ellen dick, und wieder in drei bis vier Bänke abgelöſet iſt. Seine Feſtigkeit und ſeine natürliche Ablöſung machen ihn zu einem ſehr bequemen Bauſteine; auch iſt er mit einer Menge verſteinerter Muſcheln aus dem Grunde des Meers vermiſcht. Sowohl dieſe merkwürdigen Flötze und die zahlloſen Seemuſcheln darin, als die genaue Uebereinſtimmung der Gebirgsarten beider Seiten beweiſen, daß die Felſen einſt eine einzige ungetheilte Fläche waren, die erſt durch die Gewalt des Meers, welches ganz darüber hinwegging, geſprengt und ausgehöhlt wurde. Erwägt man dabei die ungemeine Härte dieſes Urgebirges, ſo erſtaunt man noch mehr über das furchtbare Ereigniß, deſſen Zeitpunkt in der dunkeln Vorwelt ganz verſchwindet. — Nach dieſem erſten Blicke auf die Bildung des plauiſchen Grundes wollen wir den Freund der ſchönen Natur auch durch das ſchöne Thal ſelbſt führen. Die Straße von Dresden geht bis zum Dorfe Plauen in der Ebene fort. Durch den Krieg im Jahre 1813 wurde dieſe blühende Gegend ſehr verwüſtet. Doch fängt der fleißige Sachſe ſchon wieder an, ſich hier als Landwirth oder Künſtler anzuſiedeln. Vor dem Eingange des Grundes liegt ein Vorwerk mit einem Garten an der Weißeritz und einem Sommerpalais, Reiſewitzens Garten genannt. Seine ſchönen Gartenpartien machen ihn zu einem beſuchten Vergnügungsorte. Am Ende deſſelben, dicht am Fuße der Höhe, die ſich zur Linken erhebt, liegt das Dorf Plauen. Es iſt eins der älteſten Dörfer dieſer Gegend, und erhielt wahrſcheinlich von dem wendiſchen Worte Plawa, eine Schwemme, den Namen. Vermuthlich hatte die Weißeritz den Eingang des damals mit Steinen und Waldung bedeckten Grundes ganz überſchwemmt. Andere Spuren von dem hohen Alter dieſes Dorfes verrathen zwei nahe dabei befindliche Plätze, welche wahrſcheinlich geheiligte Oerter der Sorben waren, wo ſie die Aſche ihrer Todten begruben und ihre Opfer verrichteten. Einer derſelben iſt der Hahneberg zwiſchen der Stadt und dem Dorfe, ein Hügel, auf welchem einſt ein geheiligter Hain ſtand. Das Pfarrfeld befindet ſich auf dieſem Berge, der wahrſcheinlich bei der Einführung des Chriſtenthums der Kirche eingeräumt wurde, um alle Spuren des Götzendienſtes zu vertilgen. Der andere heilige Platz ſoll die ſogenannte Felſenkuppe geweſen ſeyn, die ſich unweit der vordern Spitze befindet, unter welcher die Wohnung des Hegereiters liegt. Sonſt war ſie mit Waldung bedeckt, wovon ſich noch der Name: Tännicht erhalten. Jetzt nennt man ſie den großen Stein; ſie bekam im ſiebenjährigen Kriege durch eine Schanze eine ganz veränderte Geſtalt. Die beträchtlichen vorher geordnet über einander gelegten Felſenſtücke hatten ſonſt ganz die Geſtalt und Beſchaffenheit der Hünen- oder Heiden-Hügel. Nicht weit von dieſer zerſtörten Opferſtätte grub man in der Gegend des koſchützer Weinbergs mehrere Urnen von Thon aus. In ſpäterer Zeit hat dieſe Felſenkuppe wahrſcheinlich zu einem Calvariberge gedient, denn an der Straße, welche dieſe Anhöhe hinaufführt, waren um die Zeit des ſiebenjährigen Kriegs noch ſteinerne Säulen und Kreuze zu ſehen, welche vermuthlich die Stationen bezeichneten. Gleich hinter dem Dorfe Plauen zur Rechten iſt der Eingang in den herrlichen Grund. Hier vereint ſich das Heitere mit dem Ernſte des Erhabenen; und jedes fühlende Herz wird die Sprache verſtehen, mit der eine freundliche Natur den Wanderer in die Geheimniſſe ihrer Idyllenwelt lockt, oder jene Bilder der Schwermuth, welche dem Mitgefühle und der Sehnſucht aus dem düſtern Haine und den Grotten des Waldbachs

entgegenwinken. Man wählte den etwas erhöhten Fußſteig linker Hand längs des Mühlgrabens, wo rechts die forellenreiche Weißeritz zwiſchen dem Fahrwege und dem buſchigen Abhange jenſeits über einige Wehre hinabrauſcht. Die ſchönſte Ausſicht gewahrt man auf der hohen Felſenklippe vor Dölzſchen. Unter ſich erblickt man das ſonnige Elbthal und die Stadt, am Fuße einer ſchön gewundenen Hügelreihe von Weinbergen und Landhäuſern; hinter ihr dehnt ſich dunkelſchattend ein Tannen- und Kiefernwald aus, über welchem ſich die höhern Gebirge der Lauſitz in blauer Ferne erheben. Die Elbe ſtrömt vom Morgenhorizonte zwiſchen dem Königſtein und Lilienſtein in die Aue von Pirna herab und verliert ſich im Abend unter den meißner Gebirgen. Inmitten der fruchtbaren, von großen Heerſtraßen durchſchnittenen Fluren liegen freundliche Dörfer verſtreut. Aber welch ein Wechſel, wenn man jetzt ſich wendet! Statt der lachenden Landſchaft erblickt man tief unter ſich eine ſchmale jähe Schlucht, deren Felſenwände ſich kühn und majeſtätiſch hier nackt, dort mit Gebüſchen bekränzt, emporheben. An ihrem Fuße rauſcht eilig die Weißeritz hin und ſtürzt ſich über ein Wehr. Drei nicht weit von einander gelegene Mühlen beleben den Grund und mildern die düſtere Anſicht deſſelben. Weiter gen Weſten, wohin die Schlucht maleriſch ſich krümmt, wird man ein breiteres, von hohen Gebirgen umſchloſſenes Thal gewahr, aus deſſen Mitte ſich der Kirchthurm von Döhlen erhebt. Folgt man aber dem Thalwege in der Tiefe, ſo wird man gleich beim Eingange in den Grund ſehr überraſcht durch die romantiſche Anſicht der ſchönen ſteinernen Brücke in der Nähe der Buſchmühle. Im Sommer ſcheint dieſe Brücke überflüſſig, bei Eisgängen ſchwillt der ſanfte Bach aber oft zum reißenden Waldſtrome an. Neben der Brücke bildet ein breites Wehr einen künſtlichen Waſſerfall. Die Weißeritz verſorgt Dresdens Bewohner mit Brennholz; uns unterhält von oben das Spiel der ſich jagenden Scheite, die immer ſchneller über das hängende Wehr einander verfolgen. Schroffe unwirthliche Felſen ragen von der einen Seite ſteil aus dem Waſſer himmelan, die gegenüberſtehenden ſind mit Birken und Büſchen reich geſchmückt. Nicht weit von der Mühle liegt im lieblichſten Waldesdunkel die reizende italieniſche Villa des kunſtreichen Malers, Profeſſors Graſſi. Ehe die Straße nach Tharand durch dieſen Grund geführt war, glich er hier einer furchtbaren Wildniß; viele Felſen mußten geſprengt werden, um die Straße zu ebnen. Unter dieſen hervorragenden, jetzt meiſt weggebrochenen Klippen war das ſogenannte Schweizerbette eine der merkwürdigſten. Die zweite, oder Königsmühle ſteht auf dem nämlichen Platze, wo im Jahre 1719 bei Gelegenheit der Feſte zur Vermählungsfeier des Churprinzen mit der kaiſerlichen Prinzeſſin Maria Joſepha ein Tempel des Saturnus nebſt zwei künſtlichen feuerſpeienden Bergen ſtand. Unter abwechſelnden Anſichten kommt man zur dritten oder ſogenannten neuen Mühle. Dieſe drei landesherrlichen Mühlen tragen jährlich ein ſo beträchtliches Pachtgeld ein, daß dieſes enge Felſenthal ſicherere und größere Einkünfte gewährt, als manche Herrſchaft. Weiterhin, wo der tiefe Grund ſich allmälig erweitert, liegt noch ſehr romantiſch eine Pulvermühle; ſonſt war ein Kupferhammer hier. — Hierauf wird die Gegend freier und heiterer bei dem Dorfe Potſchappel. Dieſem gegenüber liegt der hohe Burgwartsberg. Er hat den Namen von einer Burg, die König Heinrich der Erſte in der erſten Hälfte des 10ten Jahrhunderts hier erbaute, um die Wen-

den im Gehorſam zu erhalten. Man nannte ſie **Burgwardium Buiſtritzi**, weil in noch grauerer Vorzeit der wendiſche Gott Püſtritz hier abgebildet ſtand, wovon das benachbarte Dorf Peſterwitz ſeinen Namen bekam. Auf der Oſtſeite findet man die deutliche Spur eines Walles, und vorn auf der Felſenkuppe unterſcheidet man noch eine keſſelförmige Vertiefung, welche der Burgbrunnen war. — Das Dorf Potſchappel hat ein niederländiſches Anſehn, ſein Werth ſtieg durch den erſt ſeit ungefähr dreißig Jahren ernſtlich betriebenen Steinkohlenbau wohl um das Zehnfache. Die Steinkohlenflötze ziehen ſich von Burg am Windberge herab bis nach Zaukerode, und über Kleinhermsdorf hinauf, und es liegen oft mehrere über einander. In Burg iſt die Art des Abbaues der Steinkohlen ſehr merkwürdig. Gegen 160 Ellen unter der Erde, nach dem Windberge zu, iſt in einem Bezirke von ungefähr 800 Ellen das Flötz, welches daſelbſt 14 Ellen hoch iſt, abgebauet; hier glaubt man ſich in einem unterirdiſchen Labyrinthe zu befinden, denn man hat Pfeiler von drei bis vier Ellen in der Stärke ſtehen laſſen müſſen, damit die Decke nicht einſtürze. Hinter Potſchappel ſcheint der eigentliche Grund geendet, lachende Ebnen breiten ſich aus, und die Anſicht von Döhlen bildet ein heiteres Gemälde. Am Wege ſelbſt befindet ſich die **döhlener Waſſerkunſt**. Das Gebäude an der Weißeritz enthält das Kunſtrad. Von dieſem laufen ſchräg über die Wieſen hin die auf Säulen und Rollen liegenden Kunſtgeſtänge nach dem am Hügel befindlichen Kunſtſchaft, in welchem zwei Röhren hinab gehen, jede ſechzig Ellen hoch und aus mehrern Röhren zuſammengeſetzt. Durch dieſe wird das häufige im Kohlenſchachte ſich ſammelnde Waſſer herausgepumpt. Die Pumpenſtangen hängen an den Kunſtgeſtangen, die, durch das Kunſtrad in Bewegung geſetzt, die Pumpen ziehen. Durch dieſe Maſchine iſt es möglich, die Kohlen aus der Tiefe zu gewinnen, und ungeachtet des Waſſers fortzuarbeiten. Der **Windberg** iſt der höchſte und ſchönſte Berg dieſer Gegend; ſein Fuß iſt von Büſchen und Bäumen umlagert, gegen die Mitte ſcheint ſich eine von der Natur geformte Terraſſe quer über ihn zu ziehen, auf welcher ſein Haupt ſich kühn erhebt. An ſeinem Fuße vorbei kommt man durch das ſeiner Obſtbaumzucht wegen bekannte Deuben; hier beginnt das Thal wieder ſich enger zu ſchließen, das maleriſche Dörfchen Hainsbach liegt vor uns, und rechts kommen wir dicht bei dem Rieſenbette, einer in einem ſchroffen Felſen ſich wölbenden Höhle vorbei. Nicht weit davon entſteht die Weißeritz, aus dem Zuſammenfluſſe der **wilden** und der **rothen Weißeritz**. Das Thal, wo die wilde Weißeritz herausſtrömt, iſt tief und düſter. Es iſt ſo eng, daß die Breite des Waſſers und Fahrwegs zuſammen kaum 24 Ellen beträgt. Zu beiden Seiten erheben ſich Tannen über einander, ſteile und nackte Klippen ragen dazwiſchen hervor, und brauſend ſchäumt der Waldbach durch dies einſame Thal, wo man nur das Rauſchen des Waſſers und das Krächzen der Raben hört, ſelten ſieht man in der finſtern Schlucht etwas Lebendiges, als etwa einen hochſchwebenden Geier. Ganz verſchieden iſt der Charakter des letzten Drittheils unſers plauiſchen Grundes; reich an romantiſchen Abwechſelungen, leitet er durch das liebliche heilsberger Thal vollends bis zu dem Anblicke der Ruinen von Tharand. Für den Botaniker iſt der plauiſche Grund ſehr merkwürdig, weil er die allermannichfaltigſten Kräuter, Pflanzen und Flechten enthält; auch der Entomologe wird ſich hier ſehr befriedigt finden. Sonſt fabelte man von unermeßlichen

Schätzen an Gold und Silber, die in dieſen Gebirgen zu finden wären; ſie rührten hauptſächlich von venetianiſchen Hechelträgern her, welche hier glänzende Steine aufſuchten, die ſie zu ſchleifen verſtanden. Man nannte dieſe Leute Wahlen, vermuthlich von dem Worte Vallenſes, Thalbewohner, und erzählte ſich von ihnen wunderſame Mährchen. Doch fand man in dieſen Bergen nie eine Spur von edlen Metallen. In einer ſo romantiſchen Gegend kann es nicht an alten Sagen fehlen; am bekannteſten iſt das Mährchen von dem Zauberſchloſſe im Innern des Windberges; man erzählt ſich, daß es noch im letzten Jahrhunderte einem armen Muſikanten glückte, dieſe Geiſterburg zu betreten. — Der ſchief gegenüber liegende Burgwartsberg macht dem Zauberſchloſſe die Größe des Reichthums noch ſtreitig, denn von ihm erzählt die Sage, daß eine ganze Braupfanne voll Gold darin verzaubert liege, und daß bisweilen nächtlich blaue Flammen um ſeinen Gipfel tanzten. — So verknüpft rege Phantaſie ſo gern das Geheimnißvolle mit dem Tiefen, geahnete Schätze, einen innern deutungsvollen Kern, mit den ſichtbaren Naturſchönheiten. Reiner Glaube und höherer Sinn wird geiſtig leicht hier das finden, was kindiſcher Aberglaube im Golde allein zu faſſen wähnt, die liebende allmächtige Weltſeele, die aus dem Wunderbau der Erde ſowohl, als aus den Bahnen der Sonnen, uns ihre tröſtende Nähe verkündet. Wl.

Plautus (Marcus Accius), einer der älteſten römiſchen Schauſpieldichter, gebürtig aus Sarſina in Umbrien, lebte um das Jahr 200 vor Chr. in Rom als Vorſteher einer Schauſpielergeſellſchaft. Aus Gellius wiſſen wir, daß er ſich wenigſtens eine Zeit lang in einer ſehr dürftigen Lage befand, die ihn nöthigte, ſich ſeinen Unterhalt mit einer Handmühle zu verdienen. Dabei ſcheint er jedoch eine unverwüſtlich frohe Laune gehabt zu haben; denn ſelbſt in jener, eben nicht zur Poeſie einladenden Lage ſoll er einige Luſtſpiele verfertigt haben. Noch ſind uns zwanzig ſeiner für echt gehaltenen Komödien (denn die Beliebtheit der Plautiniſchen Stücke bewirkte wahrſcheinlich, daß man viele unter Plautus Namen verfertigte) meiſt vollſtändig erhalten worden. Die Namen ſind theils von Perſonen entlehnt, die in dem Stücke eine Rolle ſpielen, wie Amphitruo (der Gemahl der Alkmene, Mutter des Hercules), Curculio (d. h. Kornwurm, Name eines Schmarotzers), Epidicus, Pseudolus, Stichus (Namen von Sclaven), Bacchides (Name zweier Buhlerinnen), Menaechmi (Name eines Zwillingsbrüderpaares), Miles gloriosus (der großſprecheriſche Soldat), Captivi (die beiden Gefangenen), Mercator (der Kaufmann), Poenulus (der Punier oder Carthaginienſer), Persa (der Perſer), Truculentus (der Trotzige oder Wilde); theils von gewiſſen Dingen, die in dem Stücke vorkommen und dem Ganzen zur Grundlage oder Entwickelung dienen, wie Aulularia, Cistellaria, Mostellaria, sc. Fabula (der Topf oder der Schatz, das Kästchen, die Geſpenſter). Plautus Verdienſt beſteht darin, daß er die griechiſchen Komödien des Diphilus, Epicharmus u. A. theils überſetzend, theils nachbildend, in die lateiniſche Sprache übertrug, und dadurch dieſe ſelbſt mit ausbilden und bereichern half. Die Alten ſelbſt können ſeine kernhafte, alterthümliche Sprache nicht genug rühmen, und nach Varro meinte Jemand, die Muſen, hätten ſie lateiniſch reden wollen, würden ſich der Plautiniſchen Sprache bedient haben. Nicht weniger rühmte man den ſchalkhaften Witz und den Sentenzenreichthum des alten Komikers. Allerdings läßt ſich für die

Sprache des Umgangs und des gewöhnlichen Lebens viel aus Plautus l–nen, ob ſich wohl vieles Alterthümliche und Veraltete bei ihm findet, was nicht nachzuahmen iſt. Auch an Witz und origineller Laune gebricht es den Plautiniſchen Komödien nicht, noch an trefflichen Denkſprüchen; aber die Sprache iſt oft gemein, der Scherz bisweilen unedel, ja ſchmutzig. Nicht ſelten iſt der Gegenſtand ſeiner Stücke eine höchſt obſcöne Geſchichte, die ſpaßhaft behandelt wird. Im Allgemeinen hat ſein Dialog größere Verdienſte, als die dramatiſche Entwickelung. Es geht daraus hervor, wie wenig man im Allgemeinen dieſen Dichter, beſonders jüngern Leſern, empfehlen darf. Doch ſind einige ſeiner Komödien weniger anſtößig, z. B. die beiden Gefangenen, und der Trinummus, von welchem letztern Stücke wir auch eine einzelne vorzügliche kritiſche Ausgabe von Hermann haben. Eine treffliche Ausgabe ſämmtlicher Plautiniſchen Komödien nebſt den Fragmenten iſt folgende: M. Accii Plauti quae supersunt Comoediae cum commentario et var. notis et observat. ex recens. Joh. Frid. Gronovii c. praefat. J. A. Ernesti, Vol II. Lips. 1760. Eine neuere Ausgabe mit einem fortlaufenden Commentare erſchien Zweibrücken 1788, 3 Bände 8.; von Schmieder, Göttingen 1804—1805; und die neueſte, in usum elegant. hominum, von Bothe, Berlin 1810, in 4 Bänden. Lateiniſch und deutſch gab die Plautiniſchen Luſtſpiele heraus Danz, Leipzig 1806—1807, und metriſche Ueberſetzungen lieferten außer Mylius (Berl. 1784) Küffner (Wien, 1806—1807) und Köpke (Berlin, 1809, den 1ſten Band), letztere beide mit Anmerkungen. S.

Plebejer, Plebs, hieß bei den Römern diejenige Volksclaſſe, welche nicht zu den Senatoren (ſ. Patrizier) und Rittern gehörte; in den letztern Zeiten der Republik auch alle diejenigen, welche keine öffentlichen Staatsämter bekleideten, ſondern als Privatleute von ihrem Vermögen lebten. Außer den letztern ſind alle zum Plebs zu rechnen, deren Vermögen nicht wenigſtens 400,000 Seſtertien betrug; ſie mochten übrigens Handwerker, Kaufleute, Unterbeamten, Soldaten, Bettler u. ſ. w. ſeyn. Vornehmlich aber nennt man Plebejer die ärmere Volksclaſſe, die meiſt von den Spenden, welche ihnen der Staat oder die Reichen und ihre Patrone machten, und von dem (geſetzlich verbotenen) Verkaufe ihrer Stimmen lebten. Man unterſcheidet Plebs rustica und Plebs urbana, und rechnet zu dieſer alle in der Stadt lebenden Handwerker, Krämer, Bettler, Müßiggänger u. ſ. w., zu jener die auf dem Lande lebenden, den Ackerbau treibenden Bürger, welche überhaupt der angeſehenſte und beſte Theil der römiſchen Bürgerſchaft waren. Ueber die Kämpfe der Plebejer mit den Patricieren ſ. d. Art. Rom. In der blühendſten Zeit der Republik, nach dem Tode Sylla's, zählte man ungefähr 450,000 römiſche Bürger; davon lebte ungefähr die Hälfte in Rom und der umliegenden Gegend, und bildete, nach Abzug der Senatoren und Ritter, daſelbſt den dritten Stand. Alle Plebejer, ſie mochten reich oder arm, vornehm oder noch ganz unbekannt ſeyn, genoſſen gleiche Rechte mit dem Manne vom Stande. Jeder von ihnen konnte ſich unter günſtigen Umſtänden zu den höchſten Ehrenſtellen emporſchwingen und durfte von dem Vornehmſten Achtung und Aufmerkſamkeit erwarten, da auf ſeine Gunſt immer viel ankam. In den neuern Zeiten hat man mit dieſem Ausdrucke den Begriff der Gemeinheit und Niedrigkeit verbunden.

Plectrum hieß das Inſtrument, womit die Alten die Lyra gewöhnlich ſpielten. Wahrſcheinlich war es ein dünnes Stäbchen von Holz oder Elfenbein. Erſt ſpäter wurde es Sitte, die Saiten mit den Fingern anzuſchlagen. Die Lacedämonier hielten dieß für ſo unziemlich, daß ſie einſt einen Lyriſten deßhalb zu einer Geldſtrafe verurtheilten.

Plejaden, die Töchter des Atlas, ſieben an der Zahl. Die Fabel erzählt, Orion habe ſie erblickt und liebend verfolgt, ſie aber die Götter um Rettung angefleht, worauf Jupiter, ſich ihrer erbarmend, ſie in Tauben verwandelt habe. Daher das Siebengeſtirn.

Pleonasmus (Ueberfluß), heißt in der Redekunſt derjenige Fehler, wenn ein und derſelbe Begriff oder Gedanke ohne Grund und Nachdruck wiederholt ausgedrückt wird. Dies geſchieht dadurch, daß man dieſelben Worte wiederholt, oder gleichbedeutende, oder ſolche, deren Sinn in andern wenigſtens zum Theil enthalten iſt, braucht. So iſt es pleonaſtiſch, zu ſagen: der großmüthige Fürſt, welcher gern die Großmuth übt. In dieſem Falle iſt freilich der Pleonasmus ſehr ſichtbar; es gibt aber eine verborgenere Art deſſelben, gegen die ſelbſt gute Schriftſteller nicht immer auf ihrer Hut ſind. Doch gibt es auch einen angenehmen Wortüberfluß, z. B. in der epiſchen Erzählung.

Pleyel (Ignaz), ein ſehr beliebter Inſtrumentalcomponiſt, geboren im Oeſterreichiſchen im Jahre 1757, ſtudirte die Compoſition unter Anleitung des großen Haydn bis 1786, wo er eine Reiſe nach Italien machte. Er wurde hier aller Orten auf das Schmeichelhafteſte aufgenommen. Von Italien begab er ſich nach Paris, wo er gleichfalls den außerordentlichſten Beifall fand. Nach einem kurzen Aufenthalte in dieſer Hauptſtadt reiſete er nach Straßburg, wo er im J. 1787 zum Capellmeiſter am Münſter mit einem Jahrgehalte von 4000 Franken ernannt wurde. Als aber während der Revolution die Kirchen geſchloſſen und alle Kirchendiener verabſchiedet wurden, flüchtete ſich Pleyel, der zwar, den Umſtänden nachgebend, eine Hymne auf die Freiheit componirt, aber die Aufmerkſamkeit der mit andern Sorgen beſchäftigten Regierung damit nicht gewonnen hatte, im J. 1793 nach London, gerade zu der Zeit, als Haydn ſich ebenfalls daſelbſt befand. Er gab eine Anzahl Concerte und wandte ſich darauf wieder nach Paris, wo im J. 1796 ſein Name unter den Componiſten des zweiten Ranges, welche ſeit der Eroberung der Freiheit zur Verſchönerung der Nationalfeſte durch ihre Talente beigetragen hatten, öffentlich und feierlich mit ausgerufen wurde. Seitdem hat er in Gemeinſchaft mit einigen Compagnons eine Muſikalienhandlung angelegt, welche ſich in kurzer Zeit zu einer der anſehnlichſten in Europa erhoben hat. Zu beſonderer Ehre gereicht ihm ſeine ſeit 1801 unternommene Ausgabe einer Bibliothèque musicale, in welcher er nach und nach die vornehmſten Werke der erſten italieniſchen, deutſchen und franzöſiſchen Meiſter, eines Händel, Haydn, Jomelli, Leo, Durante, Haſſe, Graun, Bach u. ſ. w. zu liefern verſprochen hat. Als Componiſt hat Pleyel eine große Anzahl von Werken geliefert, die größtentheils in Offenbach und dann in ſeiner eigenen Officin erſchienen ſind. Sie zeichnen ſich ſämmtlich aus durch Leichtigkeit, Anmuth und Gefälligkeit, doch ſind die ſpätern nicht mit gleichem Beifalle aufgenommen worden. Meiſtens ſind ſie für Inſtrumentalmuſik: Simfonien, Sonaten, Duetten, Trio's, Quartetten,

Quintetten u. ſ. w. Für den Geſang führen wir nur ſeine Oper Ifigenia an.

Plinius (Caj. Secundus), der ältere dieſes Namens, römiſcher Ritter, geboren zu Verona im J. 23 nach Chr. Geb.; einer der größten Gelehrten und Geſchäftsmänner Roms. Er widmete ſich der Rechtsgelehrſamkeit, machte aber auch als Unterbefehlshaber einen Feldzug in Deutſchland mit, und bekleidete ſpäterhin mehrere öffentliche Stellen, unter andern das Amt eines Procurators in Spanien. Er iſt vorzüglich merkwürdig durch ſeinen ungemeinen Forſchungsgeiſt und ſeinen unermüdlichen eiſernen Fleiß. Jeden Augenblick, den ihm ſeine Amtsgeſchäfte frei ließen, benutzte er zum Studiren. Ueberdieß ſtand er ſehr früh auf, ſelbſt im Winter, legte ſich oft gar nicht zu Bette, und las ſelbſt während des Eſſens und Badens, oder ließ ſich vorleſen. Dabei zeichnete er ſich emſig Alles auf, was ihm merkwürdig ſchien, und äußerte öfters, kein Buch ſey ſo ſchlecht, daß man nicht etwas daraus lernen könne. Konnte er ſelbſt nicht ſchreiben, ſo dictirte er. Auf dieſe Weiſe konnte Plinius, ungeachtet ſeiner vielen öffentlichen Geſchäfte, mehrere bedeutende Werke liefern, die eben ſo von ſeinem Fleiße, als von ſeiner viel umfaſſenden Gelehrſamkeit zeugen. Endlich wurde er in ſeinem hohen Alter ſelbſt ein Opfer ſeiner Wißbegier, wie uns der jüngere Plinius im 16ten Briefe des ſechsten Buchs erzählt. Er befand ſich nämlich im J. Chr. 79 in der Nachbarſchaft des Veſuv, als ſich eben ein furchtbarer Ausbruch dieſes Vulkans ereignete, und konnte ſich, ungeachtet der drohenden Gefahr, nicht enthalten, dieſe merkwürdige Erſcheinung möglichſt in der Nähe zu beobachten. Schon fiel die glühende Aſche auf ſein Schiff; dennoch ließ er ſich nicht bewegen, umzukehren, und fuhr ſogar fort, Alles, was er wahrnahm, aufzuzeichnen. Während die Erde furchtbar um ihn dröhnte, übernachtete er unweit des brennenden Berges ruhig bei einem Freunde, und fand am andern Morgen, als er ſich am Meeresſtrande niedergelaſſen hatte, ſeinen Tod in dem erſtickenden, ſich über die ganze Gegend verbreitenden Dampfe. So endigte dieſer merkwürdige, raſtlos thätige Mann, deſſen Schriften, zum unerſetzlichen Verluſte für die Wiſſenſchaft, größtentheils verloren gegangen ſind; unter andern ſeine Bellorum Germaniae lib. XX, und ſeine Historiarum lib. XXXVII. Ein Werk noch haben wir von ihm, das die Ueberſchrift führt: Historia naturalis, oder Historia mundi, in 37 Büchern; eine ſehr reiche Sammlung von Merkwürdigkeiten aller Art aus dem ganzen Gebiete der Schöpfung und des Wiſſens, um ſo ſchätzbarer, da Plinius aus einer Menge verloren gegangener Bücher ſchöpfte, wie man aus dem 1ſten Buche jenes Werkes ſieht. Nicht bloß über Mineralien, Pflanzen und Thiere finden wir hier viel Wiſſenswerthes geſammelt, ſondern auch vieles Andere, was in die Aſtronomie, mathematiſche, phyſiſche und politiſche Geographie, und in die Medicin gehört, ja ſelbſt Manches aus der Geſchichte der Kunſt, z. B. über Gemälde und alte berühmte Gebäude. Unter den ältern kritiſchen Ausgaben iſt die von Hardouin (Paris 1723) die vorzüglichſte; die Handausgabe von Franz, mit Handouins u. A. Noten, iſt ſehr incorrect (Leipzig 1776—91 in 10 Bänden). Eine deutſche Ueberſetzung haben wir von Große (Frankfurt a. M. 1781—88).

S.

Plinius (C. Plin. Cäcilius Secundus) der jüngere, des Vorigen Schweſterſohn, geboren nach Chr. Geb. 62 zu Comum.

Von ſeinem Oheim an Kindes Statt angenommen, lernte er eine weiſe Benutzung der Zeit. Darum legte er ſich frühzeitig mit dem größten Eifer auf das Studium der Beredſamkeit und Philoſophie, und ſchon als ein 13jähriger Knabe machte er den Verſuch, eine Tragödie in griechiſcher Sprache zu dichten. In Syrien, wo er eine Zeit lang als Oberſter bei einer Legion ſtand, benutzte er den Umgang mit dem Philoſophen Euphrates, einem ſehr gebildeten Manne, und trat dann in Rom als Sachwalter mit Glück auf, bekleidete auch einige öffentliche Aemter, und wurde ſchon im 39ſten Jahre Conſul. Durch die vorzügliche Gunſt des Kaiſers Trajan wurde er darauf zum Augur und zum Statthalter von Pontus in Bithynien ernannt, welchen ehrenvollen Poſten er zu allgemeiner Zufriedenheit zwei Jahre lang verwaltete. Er war in jeder Hinſicht einer der ausgezeichnetſten und beſten, und man kann auch hinzuſetzen, der glücklichſten Männer ſeiner Zeit. Denn nichts fehlte ihm zum frohen Lebensgenuſſe, und ein gebildeter Geiſt, ein edles Herz, und Freundſchaft und Liebe, mit einem Worte, das Schönſte und Beſte ſchmückte und verherrlichte ſein Leben. Als Schriftſteller arbeitete er mit eben ſo viel Liebe als Fleiß. Er verſuchte ſich in mehreren Gattungen, in Proſa und Poeſie. Uns iſt von ſeinen Schriften nichts mehr übrig, als eine Sammlung Briefe in 10 Büchern, und eine Lobrede auf den Trajan. Die Briefe ſind an verſchiedene Freunde gerichtet und ſehr mannichfachen Inhalts; das 10te Buch enthält Briefe und Berichte an den Kaiſer, nebſt deſſen Antworten, und unter andern auch einen Bericht, worin er die Chriſten gegen die Beſchuldigungen ihrer Feinde vertheidigt. Plinius ſchreibt nicht ſo einfach ſchön wie Cicero; aber der Inhalt und der geiſtreiche Ton machen ſeine Briefe anziehend und vielfach belehrend. In der Lobrede (Panegyrikus) auf Trajan iſt er nach Einiger Meinung mit ſeinem Lobe eben ſowohl, als mit ſeinem redneriſchen Schmucke zu verſchwenderiſch; iſt ſie aber auch in dieſer Hinſicht nicht als Muſter zu empfehlen, ſo bleibt ſie immer noch ein wichtiges Werk für die Geſchichte des wirklich edeln und lobenswerthen Kaiſers und ſeiner Zeit. — Die Briefe und den Panegyrikus zuſammen gab Geſner mit Anmerkungen (Leipzig 1739) und zum zweiten Male A. G. Erneſti (Leipzig 1770) heraus. Eine neuere kritiſche Ausgabe der Briefe mit Anmerkungen erſchien von Gierig (Leipzig 1800—2) und ſämmtlicher Schriften von demſelben (Leipzig 1806); ferner von G. H. Schäfer mit den Anmerkungen älterer und neuerer Gelehrten (Leipzig 1805). Die Lobrede beſonders edirte nach Arntzen (Amſterdam 1738) und Schwarz (Nürnb. 1746), Gierig mit Anmerkungen (Leipzig 1796). Von demſelben erſchien eine Schrift über das Leben, den moraliſchen Charakter und den ſchriftſtelleriſchen Werth des jüngern Plinius (Dortmund 1798). Eine deutſche Ueberſetzung ſämmtlicher Briefe nebſt dem Leben des Plinius gab mit Anmerkungen Schmid heraus (Frankfurt a. M. 1789). Den Panegyrikus lieferte deutſch überſetzt mit Anmerkungen Schäfer (Ansbach 1784) und Wigand (Leipzig 1796). S.

Plombières, ein Flecken in Lothringen, in dem Departement der Meurthe, berühmt wegen ſeiner warmen Bäder.

Plotinus, ſ. Neuplatoniker.

Plumptre. Dieſen Namen führen zwei berühmte, jetzt (1819) noch lebende engliſche Schriftſtellerinnen, Töchter des verſtorbenen gelehrten Doctors Robert Plumptre, der 28 Jahre lang Vorſitzer des

königl. Collegiums zu Cambridge war, und ſeinen Töchtern eine von der gewöhnlichen Bildungsart der Frauenzimmer ſehr verſchiedene Erziehung gab. Beſonders erlangten ſeine Töchter unter ſeiner Anleitung ausgezeichnete Kenntniſſe in den neuern Sprachen. Beide haben ſich ſowohl durch geiſtvolle Ueberſetzungen ins Engliſche, als auch durch Originalwerke berühmt gemacht. Miß Annabella, die ältere, hat Ifflands Jäger, Kotzebue's Schutzgeiſt, und vieles Andere aus dem Deutſchen überſetzt, auch außerdem mancherlei Eigenes herausgegeben. — Anna Plumptre, die jüngere Schweſter, hat ebenfalls viel aus dem Deutſchen, z. B. Lichtenſteins Reiſe, überſetzt und viele eigene Romane geſchrieben.

Plus, mehr, bedeutet in der Rechenkunſt das Addiren; das Zeichen dafür iſt ein +. A + B heißt alſo ſo viel als A zu B addirt. Entgegengeſetzt iſt das Minus oder weniger, welches die Subtraction bedeutet, und mit einem — bezeichnet wird. A — B heißt ſo viel als B abgezogen von A.

Plutarchus, Plutarch, ein gelehrter und fruchtbarer griechiſcher Schriftſteller, aus Chäronea in Böotien (um 49 nach Chr. Geb. geb.), der unter Trajan mehrere bürgerliche Ehrenſtellen bekleidete, und die Philoſophie in Rom vortrug. Er ſoll gegen 300 Schriften verfaßt haben, wovon wir noch 125 beſitzen; aber mehrere führen mit Unrecht ſeinen Namen. Seine Werke ſind theils philoſophiſche, theils hiſtoriſche. Die erſtern, die man gewöhnlich unter dem Namen Ethica oder Moralia begreift (in der letzten Ausgabe von Dan. Wyttenbach, Oxford 1795 — 1801, 5 Bände 4. und 8., deutſch von Kaltwaſſer, Frankf. 1783 — 1800, 9 Bände 8.), in welchen er ſich beſonders über mehrere praktiſche Gegenſtände auf eine populäre Weiſe verbreitet, zeigen einen lebendigen Denker (z. B. die Schriften de educandis liberis, de audiendis poetis, de musica ꝛc.), der ſeine Beleſenheit glücklich anwendet, um ſeinen Gegenſtand intereſſant zu machen. Seine hiſtoriſchen Schriften ſind noch ausgezeichneter, und für die Geſchichte des Alterthums ſehr wichtig, vorzüglich ſeine berühmten und muſterhaften (44) Biographien und Parallelen berühmter Griechen und Römer (herausgegeben von Bryanus, London 1729, 4 Bände 4. und mehrere einzeln, z. B. Theſeus und Romulus, Leipzig 1789; Marius und Sulla, Leipzig 1795; Alexander und Cäſar von Schmfeder, Halle 1804; Timoleon, Philopönen, die beiden Gracchen und Brutus, mit Anmerkungen von Bredow, 800, und dieſelben deutſch von demſelben, 807; alle deutſch von Schirach, Leipzig 1776 — 1779, 7 Bände 8., und von Kaltwaſſer, Magdeb. 1799 — 1806, 10 Bände 8.); ferner römiſche und griechiſche Unterſuchungen, Iſis und Oſiris oder über ägyptiſche Alterthümer und Apophtegmen. Er webt in dieſen Schriften ſeiner leichten Darſtellung glücklich erklärende Bemerkungen ein. Doch wird ſein Styl oft getadelt und man wirft ihm eine zu große Ausſchmückung durch Sentenzen der ältern Philoſophen und Dichter, mithin Mangel an Einfachheit, als allgemeinen Fehler ſeiner Zeit, vor. Unter den Ausgaben aller ſeiner Werke ſind nach denen von Henr. Stephanus (Genf 1572, 13 Octbde.), von Rualdus (Paris 1624, 2 Bde. Fol.) und den frankfurter Ausgaben (1599 und 1620, 2 Bde. Fol.) die von Reiske (Leipzig 1774 — 82 in 12 Octbden.) und von Hutten (Tübingen 1791 — 1805 in 14 Octbden.) die beſten. —v.

Pluto (bei den Griechen Hades, Aïs, Aïdes), des Kronos (Uranus) und der Rhea dritter Sohn, ein Bruder des Jupiter

und Neptun, welchem bei der Theilung die nebelvolle Unterwelt zufiel. Dort, unter der Oberfläche der Erde, thront er als Herrſcher über die Verſtorbenen. So weit unter ſeiner Wohnung, als der Himmel über der Erde erhaben iſt, liegt der Tartarus, zu welchem eine von dem Herrſcher der Unterwelt ſelbſt bewachte Pforte führt; dahin müſſen nach ihrem Tode alle Menſchen hinabſteigen. Mächtig, ſchrecklich, durch Bitten und Schmeicheln nicht zu erweichen, iſt der dunkelgelockte Gott. Dennoch entführt Hercules ihm ſeinen Hund, den furchtbaren Cerberus, der vor Pluto's ſchauervoller Wohnung liegt, und verwundet ihn ſelbſt in die Schulter. Berühmt iſt ſein Roſſegeſpann. Er fährt auf einem Wagen von vier ſchwarzen Roſſen gezogen, die er mit goldnem Zügel lenkt. Sein Helm macht unſichtbar. So viel erzählt von ihm die Ilias. Die Odyſſee hat ſchon Manches anders; hier erſcheint auch Proſerpina wichtiger. Seine Wohnung iſt in der Odyſſee nicht ganz beſtimmt unter der Erdoberfläche angegeben. Ulyſſes ſegelt von Aeäa mit dem Boreaswinde einen ganzen Tag, ſchifft durch den Okeanos und landet bei den hohen Felſen und dem Haine der Perſephone, wo im ewigen Dunkel die Cimmerier wohnen. Bei dieſen angelangt, geht er den Okeanos entlang und kommt ſo zu dem nächtlichen Dunkel, des Aïs Behauſung, wo die Todten wohnen. Bei Heſiod führt am ewig umnachteten Weſtrande der nördlichen Erdhälfte eine Kluft in die Höhlung innerhalb der Erdſcheibe zu den Todten hinab, eine andere in den Tartarus. Doch kommen bei ihm unter letzterm Namen auch beide unterirdiſche Abgründe vor. Homer und die ihm nächſten fabelten innerhalb der Erdſcheibe des Aïdes Reich, worin die Todten, gute und böſe, wie hier die Lebenden, durch einander ſchweben, und nur wenige Götterfeinde Qualen erdulden; verſchieden war der Tartarus. Als hierauf die Philoſophie durch kühnere Vermuthungen von der Erdſcheibe und endlich durch Behauptung einer ſchwebenden Erdkugel den uralten Tartarus verdrängte, und der Glaube an Vergeltung nach dem Tode ſich ausbreitete, ward das Todtenreich, zuerſt allein innerhalb der Scheibe, dann auch von Einigen um die Mitte der Kugel, in Elyſium und Tartarus geſondert. Solche Veränderungen hatten auch auf die Vorſtellung von dem Herrſcher der Unterwelt Einfluß. Er gewann nicht nur an äußerer Macht und Herrlichkeit, auch die Idee von ihm ward anders modificirt; er ward der Wohlthätige, der die Schlüſſel der Erde in ſeiner Hand hatte, und das Jahr mit Früchten ſegnete; denn aus der nächtlichen Tiefe kommt aller Reichthum, alle Fülle. Kein Wunder daher, wenn die Spätern den Hades, ihn mit Plutus vermiſchend, Pluto nannten, und ihn über die in den Eingeweiden der Erde verborgenen Schätze gebieten laſſen. Auch ihn hatte Kronos verſchlungen und wieder von ſich gegeben. Er kämpfte mit ſeinen Brüdern gegen die Titanen, und erhielt von den Cyklopen, die er befreit hatte, den unſichtbar machenden Helm, den er im Gigantenkriege dem Hermes, dem Perſeus gegen die Gorgonen lieh, und der nachher auf Meriones kam. Zur Gemahlin raubte er ſich die Proſerpina (ſ. d. Art.). Mit ihr ſtraft er Verbrechen, die andere Menſchen beleidigen: die Erinnyen und Charon dienen ihm. Er richtet über jede bekannte und verborgene That, und ihm ſind die drei Richter, Aeacus, Minos und Rhadamanthus, untergeordnet. Bacchus, Hercules und Orpheus durften lebend ſein Reich betreten; den Theſeus und Pirithous aber, die ſeine Gemahlin entführen wollten, ließ er darin feſſeln. Sein Dienſt

war unter den Griechen und Römern weit verbreitet. Heilig waren ihm Cypreſſen, Buchsbaum, Narziſſen und die Pflanze Adiantum (Frauenhaar); geopfert wurden ihm Stiere und Ziegen in dem Schatten der Nacht, und ſeine Prieſter waren mit Cypreſſen bekränzt. Abgebildet wird Pluto in düſterer Majeſtät, die Stirn von dem Hauptbaar beſchattet und mit dickem Barte. Auf dem Haupte trägt er das Maß als Symbol, daß er ohne Unterſchied richtet. Zuweilen iſt auch ſein Haupt verſchleiert. Oft auch trägt er jenen Helm, oder eine Krone von Ebenholz, oder einen Kranz von Adiantum, oder von Narziſſen. In der Hand hält er den zweizackigen Scepter, oder einen Stab, oder einen Schlüſſel; neben ihm ruht Cerberus. Er ſitzt entweder auf einem Throne von Ebenholz, oder fährt auf ſeinem Wagen. Seine Beinamen ſind der unterirdiſche Zeus, der ſtygiſche u. ſ. w.

Plutus, des Jaſion und der Ceres Sohn, der Gott des Reichthums. Dieſe Abſtammung gibt den Sinn der ganzen Allegorie, welcher kein anderer iſt, als Ackerbau gibt Reichthum. Anfangs war Plutus ſehend; da er aber mit ſeinen Gaben nur die Guten beglückte, ſo machte ihn Jupiter blind, damit er ohne Unterſchied an Gute und Böſe ſeinen Reichthum austheile. Sein Wohnſitz war tief unter der Erde. Er iſt ſchwach, unvermögend und hinkt, wenn er zu Jemanden kommen will, aber ſchnellfüßig, oder leichtbeſchwingt eilt er von dannen. Das Glück (Tyche) trägt ihn auf den Armen, auch iſt er in Minerva's Gefolge. So allegoriſirten die Dichter über den Reichthum. Mit welchen Attributen er abgebildet wurde, iſt unbekannt.

Pluviale, bei den Römern ein Regenmantel. Jetzt verſteht man darunter ein großes Meßgewand der katholiſchen Geiſtlichen, welches um den ganzen Leib geht, und vorn mit zwei Haken befeſtigt wird.

Pluvius, der Regengeber, griechiſch Ombrios, ein Beiname des Jupiter.

Plymouth, eine wichtige engliſche Seeſtadt, in der Shire oder Grafſchaft Devon, liegt zwiſchen den Flüſſen Plym und Tamar, da wo beide ſich in den brittiſchen Canal ergießen. Plymouth, Stonehouſe und Dock oder Plymouth-Dock ſind drei beträchtliche nahe an einander liegende Oerter, die zuſammen Eine Stadt bilden, deren Bevölkerung an 60,000 Menſchen beträgt. Die eigentliche Stadt Plymouth iſt offen und ziemlich regelmäßig gebaut. Dock iſt eine ganz neue Stadt; denn noch vor hundert Jahren war daſelbſt kein Haus vorhanden. Erſt ſeit 1760 ſind die meiſten Gebäude und Häuſer entſtanden, und gegenwärtig iſt Dock an Bevölkerung, Nahrung und Zierlichkeit der Häuſer und Straßen weit über Plymouth erhaben. Dieſes ſchnelle Wachsthum verdankt Dock dem Daſeyn des berühmten Dock-Yard (Schiffswerft) und der Arſenale. Dieſer Dock-Yard kann nebſt dem in Portsmouth mit Recht der ſchönſte und vollkommenſte in der Welt genannt worden. Er iſt von der übrigen Stadt durch eine hohe Mauer abgeſondert, und keinem Unbefugten wird der Zutritt verſtattet. Hierin befindet ſich alles, was zum Bau, Repariren und Ausrüſten der Kriegsſchiffe erfoderlich iſt. Dock und der Dock-Yard ſind durch ſtarke Feſtungswerke vertheidigt. Plymouth hat zwei Häfen, einen oſtwärts gelegenen und Catwater genannt, und einen der ſich weſtlich befindet und Hamoaze heißt. In dieſem letztern liegen nicht nur die Kriegsſchiffe zum Ausbeſſern, ſon-

dern auch abgetakelte zum Ruhen; auch pflegen die nach Oſten beſtimmten Schiffe in Hamoaze zu ankern, um den Vortheil des Windes zu erhalten, ſo wie die nach Weſten beſtimmten, aus eben dem Grunde, in Catwater ankern. In der Nähe beider Häfen ſind gute Magazine zur Bequemlichkeit der Kaufmannſchaft. In Kriegszeiten iſt Plymouth gemeiniglich ein Sammelplatz ſowohl der Canalflotte, als auch der auswärts gehenden Convoyen. Einwärts kommende Schiffe laufen hier gewöhnlich ein, um ſich mit Lootſen, den Canal hinauf, zu verſorgen. Kriegsſchiffe von 100 Kanonen und darüber werden von Portsmouth hieher gebracht, weil das Waſſer eine beträchtlichere Tiefe hat. Ein vortheilhafter Umſtand iſt auch, daß Plymouth ſo nahe am Eingange des brittiſchen Canals liegt. Als Handlungsplatz iſt Plymouth von keiner Bedeutung, ſo wie es überhaupt mit den brittiſchen Kriegshäfen der Fall iſt. Der Verkehr mit Newfoundland hat ſehr abgenommen. Der Antheil an der Pilchardfiſcherei iſt nicht unbeträchtlich. Nach Weſtindien führt Plymouth viel Kalk aus. In Kriegszeiten iſt es ein Depot für Priſengüter. Fabriken ſind in Plymouth eine Nebenſache und beſchränken ſich bloß auf eine große Gerberei, einige Seilerbahnen und eine Segeltuchfabrik, bei welcher Flachs und Hanf eben ſo, wie Baumwolle und Wolle durch Maſchinen geſponnen wird. Bei dem Eingange in die große Bai, an welcher Plymouth liegt, befindet ſich die Klippe Eddyſtone mit einem Leuchthurme, vor deſſen Daſeyn viele Schiffe in dieſer Gegend verunglücken mußten. Der jetzige ſteht ſeit 1759, und iſt ein Meiſterſtück des berühmten Smeaton. Bei hochgehender See brechen die Wellen oft aufs ſchrecklichſte über die Felſen, ſo daß nichts weiter als der unerſchütterliche Leuchtthurm geſehen werden kann.

Pneuma, der Wind, Hauch, Geiſt, — auch der **heilige Geiſt** (ſ. d. Art.).

Pneumatik iſt 1) derjenige Theil der Aërometrie, welcher von dem Gewichte, dem Drucke und der Elaſticität der Luft und den daraus hervorgehenden Wirkungen, z. B. von der Bewegung luftförmiger Stoffe in Gefäßen und Röhren, handelt; 2) ſo viel als Pneumatologie. **Pneumatiſch-chemiſcher Apparat** iſt eine Geräthſchaft, in welcher man luftförmige Stoffe erzeugen oder auffangen, und ihre Eigenſchaften unterſuchen kann. Man theilt ihn in den gemeinen Waſſerapparat und in den Queckſilberapparat, je nachdem das Behältniß, worin die Luft ſich befindet, mit Waſſer oder Queckſilber, um die atmoſphäriſche Luft abzuhalten, geſperrt iſt. Letzteres wird bei denjenigen Luftarten angewendet, die ſich mit dem Waſſer vermiſchen würden.

Pneumatologie, 1) Geiſterlehre (ſ. **Geiſt** und **Metaphyſik**); 2) ſo viel als Pneumatik.

Pneumatomachi, ſ. **Geiſt** (der heilige).

Pneumonie, Lungenentzündung, ſ. **Lunge**.

Po, der größte Fluß in ganz Italien, welcher in dem ſardiniſchen Gebiete an dem zu den cottiſchen Alpen gehörigen Berge Viſo, in einer Höhe von 6000 Fuß, bei dem Dorfe Pian del Re, an der franzöſiſchen Grenze entſpringt, von Weſten nach Oſten fließt, Piemont durchſtrömt und von Pavia an die ſüdliche Grenze des lombardiſch-venezianiſchen Königreichs gegen die ſardiniſchen Beſitzungen, Parma, Modena und den Kirchenſtaat bildet. Er nimmt auf ſeinem ſiebenzig Meilen langen Laufe auf der linken Seite die Doria, Seſia,

Teſſino, Adda, Oglio und Mincio, und auf der rechten den Tanaro mit dem Stura, die Scrivia, Trebia, Taro, Lenza, Croſtolo, Sechia, Panaro und Reno auf, und ergießt ſich in einer vierfachen Mündung in den venezianiſchen Meerbuſen. Die vielen Gewäſſer, welche rechts und links, beſonders in Piemont in denſelben fließen, machen ihn bald zu einem beträchtlichen Fluſſe, der für Oberitalien, wegen des Handels, von der größten Wichtigkeit iſt. In der weiten Ebene des lombardiſch=venezianiſchen Königreichs hat dieſer Fluß ein geringes Gefäll, das nur auf die Meile 4 Fuß 7 1/2 Zoll beträgt; aber zur Zeit häufiger Regengüſſe überſchreitet er oft ſeine Ufer, und ſetzt das nächſte Land unter Waſſer; man ſieht auch hin und wieder Veränderungen ſeines Bettes an den verlaſſenen Stellen, welche nur bei Regenwetter Waſſer erhalten, und an einigen Orten als Reißfelder benutzt ſind. Ueberhaupt richtet er durch Ueberſchwemmungen öfters großen Schaden an. An vielen Orten iſt er mit Dämmen eingefaßt. Der Canal Gran Naviglio, vormals Teſſinello genannt, dient, den Teſſinofluß auf eine vortheilhaftere Art mit dem Po zu verbinden, als es durch ſeinen natürlichen Lauf geſchieht. Die vornehmſten an dem Po gelegenen Städte ſind: Turin, Chivaſſo, Caſale, Piacenza, Cremona, Caſal maggiore, Guaſtalla und Ferrara.

Pochwerke ſind Maſchinen, durch welche das Pochen des Scheide= oder Stufenerzes in kleinere Stücke, oder gar zu einem Pulver bewirkt wird. Zu Stücken wird es bloß mittelſt eiſerner Hämmer mit der Hand gepocht. Zu Pulver aber wird es mittelſt mehrerer Stampfen, welche eine Daumenwelle hebt, in dem Pochtroge geſtampft. Das Pochen geſchieht entweder trocken oder naß; letzteres findet bei armen, mit vielen tauben Geſteinen vermiſchten Erzen Statt, oder wenn man durch das Zerſtäuben nicht viel verlieren will. Bei dem naſſen Pochen werden nicht nur aufmerkſame Arbeiter, ſondern auch verſtändige Beamte erfodert, weil beinahe eine jede Erzart und eine jede Gangart eigens behandelt werden muß.

Pöcile oder Poikile, ein Portikus (ſ. d. Art.) in Athen, mit vielen Gemählden ausgeſchmückt (vergl. Polygnotus). Auch Zeno der Stoiker lehrte hier und ſeine Schule hieß davon die ſtoiſche, weil der griechiſche Name einer ſolchen Säulenhalle Stoa iſt.

Pocken, ſ. Blattern.

Pockels (Carl Friedrich), ward 1758 geboren. Seine Bildungszeit fällt in das Zeitalter der Erweckung des deutſchen Sprachſtudiums und der Entſtehung der philanthropiſchen Schule. Das Erſtere hatte Einfluß auf ſeine geiſtige Entwickelung; das Andere auf ſeine Lebensbeſtimmung. Als er nach Halle kam, war ſchon die Gelehrſamkeit mit dem Leben in nähere Verbindung getreten; man lernte, ſammelte und forſchte, nicht bloß um zu wiſſen, ſondern um das Wiſſen aufs Leben anzuwenden. Der lebhafte Jüngling folgte dieſer Richtung, und die alte und neue Literatur wurden ſeine Führerinnen zu philoſophiſchen Unterſuchungen, worin er ſich theils Eberhard'n, theils Niemeyer'n näherte. Aber ſein ſtarkes Gefühl erhob ihn auch zur Dichtung, die das Gewand ſeiner Philoſophie ward. Kaum war er 25 Jahre alt, ſo empfahl ihn der bekannte Rochow dem verewigten Herzoge von Braunſchweig zum Erzieher ſeiner beiden Prinzen. Den älteſten von ihnen, den Herzog Auguſt, begleitete Pockels als Geſellſchafter bei ſeinem Eintritte in hannöverſche Kriegsdienſte. Nun war er der großen Welt nahe genug, um ſie kennen zu lernen, und von ihr entfernt genug, um den Wiſſenſchaften zu

leben. Dieſer glücklichen Muße und Unabhängigkeit verdanken wir mehrere pſychologiſche Werke, beſonders ſeinen Verſuch einer Charakteriſtik des weiblichen Geſchlechts (Hannover 1797 — 1802 und dann 1806, 2 Bände) und den Mann ꝛc. (ebend. 1805 — 1808, 4 Bände), worin er einen Schatz der feinſten Bemerkungen niedergelegt hat; zugleich diente ſeine Feder auf vielfache Weiſe der deutſchen Sprache. Eine Anſtellung, welche Johann von Müller ihm unter weſtphäliſcher Herrſchaft anbot, ſchlug er aus; der edelmüthige Herzog Auguſt entfernte ſich aber nicht von ihm, als der Donnerſchlag bei Jena örtliche Trennung veranlaßt hatte. In dieſer Zeit ſchrieb Pockels das Leben des verewigten Herzogs von Braunſchweig, ſo freimüthig als es damals geſchehen konnte. Nachdem die herzogliche Familie nach Braunſchweig zurückgekehrt war, übergab Herzog Auguſt ihm wieder ſein Haus; der regierende Herr die Cenſur. Neben dieſen Geſchäften wurden die ſchriftſtelleriſchen Arbeiten fortgeſetzt. Bei dieſer Thätigkeit fehlte die Sorge für die Geſundheit. Ein Schlagfluß endigte Pockels Leben am 29ſten October 1814. Pockels Schriften, unter welchen eine der letztern über den Umgang mit Kindern handelt, haben einen bleibenden Werth, theils wegen der ſchönen Darſtellung, theils wegen der feinen und wahren pſychologiſchen Beobachtungen, die er in ihnen niedergelegt hat. Kl.

Pococke (Edward), ein berühmter Orientaliſt, geb. zu Oxford 1604, wo er auch ſeine Studien machte. Mit beſonderm Eifer trieb er die orientaliſchen Sprachen und machte ſo große Fortſchritte, daß er ſchon 1627 nach einer Handſchrift der Bodlejaniſchen Bibliothek eine ſyriſche Ueberſetzung von vier Epiſteln veranſtaltete, die zu einer vollſtändigen Ueberſetzung des N. T. in dieſe Sprache noch fehlten. Der gelehrte Voſſius, der 1629 Oxford beſuchte, nahm ſie mit ſich nach Leyden, wo ſie unter de Dieu's Aufſicht gedruckt erſchienen. Pococke ward in demſelben Jahre ordinirt und ging 1630 als Caplan der engliſchen Factorei nach Aleppo. Seine Lage benutzte er zur gründlichſten Erlernung des Arabiſchen, aus dem er Mehreres überſetzte, und ging 1636 als Profeſſor dieſer Sprache nach Oxford. Auf die Einladung ſeines Freundes J. Greaves aber, ihn nach dem Orient zu begleiten, nahm er 1637 Urlaub und reiſ'te nach Conſtantinopel. Sein dortiger Aufenthalt war ihm für ſeine weitere Vervollkommnung in den morgenländiſchen Sprachen ungemein nützlich. Er kam 1640 zurück. Die Zerrüttungen ſeines Vaterlandes beunruhigten auch ihn auf mancherlei Weiſe. Im J. 1648 ward ihm die Profeſſur der hebräiſchen Sprache zu Oxford übertragen. Pococke lebte ganz ſeinen Pflichten und Studien und gab 1650 ſein Specimen Historiae Arabum mit lateiniſcher Ueberſetzung und gelehrten Anmerkungen heraus. Bedeutenden Antheil nahm er an der Waltonſchen Polyglotte. Von ſeinen Schriften nennen wir ferner Carmen Abu Ismaelis Tograi, Arab. et Lat.; Gregorii Abul Farajii Historia Dynastarum, Arab. et Lat. 1663, 1674; Porta Mosis u. ſ. w. Er ſtarb in einem hohen Alter 1691. — Richard Pococke, ein Verwandter des Vorigen, hat ſich als Reiſender berühmt gemacht. Er war 1704 geboren, ſtudirte zu Oxford, bereiſ'te mehrere Länder Europa's, und beſuchte von 1737 bis 1741 Aegypten, Paläſtina, Syrien, Meſopotamien, Cypern, Candia, Kleinaſien und Conſtantinopel. Die Ausbeute dieſer Reiſen theilte er in ſeiner Description of the East and some other Countries 2 Bände Fol.

1743 und 1745 dem Publicum mit. Dieſes Werk iſt noch jetzt von großem Werthe, beſonders in Hinſicht auf Gebäude, Inſchriften und andre Ueberreſte des Alterthums. Er ſtarb 1765.

Podagra (aus den griechiſchen Wörtern agra, der Schmerz, und podos, des Fußes), bezeichnet diejenige Art der Gicht, welche durch einen, nach gewiſſen Zeitabſchnitten regelmäßig eintretenden Anfall mit Schmerz in den Gelenken des Fußes, beſonders in der großen Fußzehe, ſich auszeichnet, Fußgicht. Die Schmerzen ſind ſo ſtark, als wenn eine glühende Kohle auf der großen Fußzehe läge, oder das Gelenk derſelben mit einem glühenden Eiſen aus einander getrieben würde. In einem hohen Grade der Krankheit iſt der ganze Fuß ſo äußerſt empfindlich, daß der geringſte Druck, die leiſeſte Berührung, ſelbſt die Erſchütterung von einer ſtarken Bewegung der Luft, die Schmerzen auf eine unerträgliche Weiſe vermehrt. Die erſte Periode iſt beſonders ſehr ſchmerzhaft, indem die Entzündung der Gelenkflächen in derſelben vorherrſcht, wodurch die Nerven heftig afficirt und jene ſchmerzlichen Gefühle erregt werden. Nach acht, zuweilen erſt nach vierzehn Tagen läßt der Schmerz nach, indem die Entzündung allmälig verſchwindet, und Geſchwulſt ſich bildet. Dieſe enthält das Product der arthritiſchen Entzündung, Ausſchwitzung von lymphatiſcher, zäher Feuchtigkeit mit erdigen Theilen vermiſcht. Sie ſetzt ſich allmälig, allein es bleiben doch hie und da knotige Anſchwellungen auf dem Fuße zurück. Die Anfälle kommen gewöhnlich des Jahrs ein Mal, im Frühlinge oder im Herbſte, bei Manchem auch zwei Mal, ſelten öfter. So lange der Anfall regelmäßig erſcheint, iſt er von keiner Gefahr, weil er zugleich den Beweis gibt, daß die Naturkraft noch ſo viel Energie hat, den Gichtſtoff gleichſam an die entfernteſte Grenze des Organismus zu treiben, und ihn daſelbſt auszuſcheiden. Die Meinung, daß gegen Podagra nichts anzuwenden ſey, und Jeder, wer einmal einen Anfall davon habe, nicht wieder frei davon werden könne, iſt ungegründet und nachtheilig. Durch Abkürzung der Periode der Entzündung kann der kritiſche Abſatz des arthritiſchen Stoffs befördert, und der Schmerz in kürzerer Zeit gelindert werden. In der Zwiſchenzeit der einzelnen Anfälle kann die Gichtkrankheit ſelbſt durch Verbeſſerung der Lebensweiſe und Diät, durch den Gebrauch einfacher Mittel und durch Vermeidung der veranlaſſenden Urſachen allmälig vermindert und gehoben werden; durch Vernachläſſigung dieſer Maßregeln hingegen nimmt die Krankheit zu, und veranlaßt endlich, wenn die Kraft ſchwächer wird, unregelmäßige Gichtanfälle, das Podagra ſchlägt zurück, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, und der Kranke kommt immer in Lebensgefahr (ſ. Gicht und Arthritiſch). H.

Podalirius, ſ. Aeſculap.

Podeſta heißt in mehreren Städten Italiens derjenige Beamte, der über das Juſtiz- und Polizeiweſen geſetzt iſt.

Poelenburg (Cornelius), ein berühmter Mahler, geboren zu Utrecht im J. 1586. Er war anfangs ein Schüler von Abraham Bloemaert, und ging ſodann nach Rom, wo er Adam Elzhaimers Manier annahm. Auch ſtudirte er die Werke Rafaels; da er es aber nicht zur Correctheit in der Zeichnung bringen konnte, beſchränkte er ſich darauf, die Natur im Kleinen darzuſtellen, was ihm auch ſehr wohl gelang. Alles, was er gemalt hat, iſt wenig ſorgfältig. Er wählte zu ſeinen Darſtellungen anmuthige Fernen, mit Gebäuden

verziert, aus den Gegenden Roms. Trefflich iſt ſein Helldunkel; ſeine meiſtens nackten Figuren ſind gut colorirt, beſonders die Frauen. Sein Pinſel verräth Geiſt. Ungeachtet ſeiner Incorrectheit wurden ſeine Gemählde zu Rom und Florenz von Liebhabern und Fürſten geſucht. Aus Liebe zu ſeinem Vaterlande kehrte er dahin zurück, und genoß daſelbſt der allgemeinen Achtung und der Hochſchätzung von Rubens, der ſeine Zimmer mit Poelenburgs Gemählden ſchmückte. Carl I. berief ihn nach England; aber auch von da kehrte er bald wieder in ſeine Heimath zurück, und ſtarb in einem Alter von 74 Jahren. Er hat auch geätzt, und ſeine Blätter ſind ſeltener als ſeine Gemählde.

Poeſie, poetiſch, Poet. (ποίησις von ποιεῖν, *ſchaffen*, hervorbringen). I. Begriff und Weſen der Poeſie. Das Vollendetſte, was der Geiſt ſchafft und in die äußere Welt überträgt, muß ideale Bedeutung mit ſinnlicher Vollendung vereinen, und ſo den Menſchen in ſeiner Doppelnatur anſprechen und befriedigen. Wir werden daher ein Werk, welches das Reſultat einer ſolchen Thätigkeit iſt, vorzugsweiſe eine Schöpfung (des Geiſtes) nennen. Zu dieſem Schaffen aber wird vorausgeſetzt eine Thätigkeit, welche die gegebenen Formen der Sinnenwelt oder die Verhältniſſe des Menſchenlebens in der Vorſtellung zu einem durchaus übereinſtimmenden, lebendigen Ganzen auf mannichfaltige Weiſe und mit idealer Bedeutung zu fügen weiß. Dieſe Thätigkeit iſt die Phantaſie, in welcher die Vernunft als das Vermögen des Idealen wirkt und die Bildung mit einem alle Theile durchdringenden Geiſte beſeelt. Wir nennen ſie in ſo fern auch *Dichtungsvermögen*, und *dichten* bezeichnet alſo die ſchöpferiſche Thätigkeit der Einbildungskraft (Thätigkeit der Phantaſie), vermöge deren ſie eine Reihe von Bildern oder Vorſtellungen, die ſich auf das Individuelle der Sinnenwelt und des Menſchenlebens beziehen, zu einem Ganzen verbindet und darſtellt. (S. *Dichtungsvermögen*, *Einbildungskraft* und *Phantaſie*). Weil nun zur Hervorbringung jedes ſchönen Kunſtwerks erfodert wird, daß der Künſtler es im Geiſte entwerfe, und die mannichfaltigen Beſtandtheile deſſelben in der *Vorſtellung* zu einem idealen und harmoniſchen Ganzen verbinde, mithin *dichte*, bevor er es den Formen der Sinnenwelt einprägt, und mithin *darſtellt*, ſo muß auch jeder echte Künſtler in dieſem Sinne *Dichter* ſeyn, und die *Poeſie*, oder dieſes lebendige Bilden der innern Schöpfungskraft allen beſondern Künſten als gemeinſchaftlicher Urſprung zum Grunde liegen. Das ganze Gebiet der Kunſt mit ihren unendlich mannichfaltigen Erſcheinungen wird darum oft im Gegenſatze der Wirklichkeit Poeſie genannt, und *poetiſch* ſind Gegenſtände und Verhältniſſe, die in ihrer geiſtig-ſinnlichen Vollendung den Schein der Kunſtwerke tragen, oder in die vollkommnere Welt der Dichtung zu gehören ſcheinen; *poetiſch* nennen wir Menſchen, welche entweder überhaupt die Wirklichkeit *poetiſch*, d. h. in den Verhältniſſen, in welchen ſie an das Ideale rührt, auffaſſen und ihr Leben und Seyn zu einem ſchönen Ganzen nach außen geſtalten; oder insbeſondere diejenigen, welche für den Genuß der idealen Kunſtwelt empfänglich ſind, oder jene innere Bildungskraft ſelbſt in ſich tragen, durch welche in der äußern Welt ein in ſich vollendetes anſchauliches Werk hervorgebracht wird. Das innere Bilden aber iſt gerichtet auf die Verbindung des Hörbaren oder Sichtbaren (der Töne und Geſtalten) zu einem neuen und harmoniſchen Ganzen, und hieraus ent-

ſpringt die bildende Kunſt und Muſik (ſ. d. Art. Kunſt, unter III., ſchöne Kunſt,) oder unmittelbar auf die Verknüpfung der Gedanken zu einem für die Einbildungskraft anſchaulichen Producte. Um aber durch Gedanken anſchaulich darzuſtellen und ſomit auch das innerlich Gebildete zur anſchaulichen Betrachtung Anderer zu bringen, wodurch erſt Kunſt im eigentlichen Sinne entſteht, müſſen 1) die Gedanken ſelbſt und ihre Verbindung keinesweges nach den Geſetzen der logiſchen Gedankenverbindung, als Mittel zu einem beſtimmten außer ihnen liegenden Zwecke, geregelt ſeyn, noch in dem Gebiete des bloß Allgemeinen und Abſtracten verweilen, ſondern durch gefühlvolle Anſchauung des Idealen in ihrer Wahl und Folge beſtimmt, ein individuelles, lebendiges Ganzes bilden; 2) müſſen die Gedanken, welche an ſich etwas Inneres ſind, durch äußere, von den Darſtellungsmitteln der bildenden Kunſt und Muſik verſchiedene Zeichen feſtgehalten und veräußert werden. Da nun die natürlichen Zeichen der Gedanken in der Sprache enthalten ſind, ſo muß 3) die Sprache zu einem individuellen und anſchaulichen Darſtellungsmittel des Innern gebildet und benutzt werden. Durch das Erſte unterſcheidet ſich das Werk der Phantaſie von dem des Verſtandes, ſo wie das Werk der Kunſt von dem der Wiſſenſchaft, in welcher der Verſtand vorherrſcht, der die Ideen in Begriffen entwickelt; durch das Zweite die Poeſie als eine beſondere Kunſt, — Dichtkunſt im eigentlichen oder engern Sinne, von den übrigen ſchönen Künſten; durch das Dritte in Verbindung mit dem Erſtern die Sprache der Poeſie von der Proſa (poetiſcher und proſaiſcher Styl). Sonach iſt die Poeſie oder Dichtkunſt im eigentlichen Sinne die Kunſt, welche das Schöne durch eine in-ſich geſchloſſene Reihe anſchaulicher Gedanken in der Sprache individuell darſtellt, der Dichter (Poet) derjenige, welcher ein originelles, anſchauliches Gedankengebilde der Menſchheit würdig in der Sprache aufzuſtellen vermag, oder aufgeſtellt hat, und ein Gedicht (oder eine Poeſie im objectiven Sinne) iſt eine das Schöne eigenthümlich darſtellende in entſprechenden Worten ausgedrückte Gedankenreihe. Das Schöne zeigt ſich in der Poeſie, wenn eine Idee die mannichfaltigen Gedanken gleichſam als gemeinſchaftliches Lebensprincip verbindet und durchdringt, und dieſe in der Sprache ſo veranſchaulicht und verkörpert erſcheinen, daß dadurch in der Einbildungskraft des Hörenden oder Leſenden ein lebendiges Bild entſteht, welches von dem Gemüthe mit Luſt betrachtet wird. Sonach iſt auch die Poeſie durch ihr Darſtellungsmittel, den Gedanken, und ihr unmittelbares Organ, die Phantaſie, die umfaſſendſte und geiſtigſte Kunſt. Daher der Dichter ſingt: „mein unermeßlich Reich iſt der Gedanke, und mein geflügelt Werkzeug iſt das Wort.“ Der Gedanke aber und ſein Zeichen, das Wort, iſt an die Form der Zeit gebunden, und kann nur vorübergehend wahrgenommen werden. Die Poeſie alſo, die ſich dieſer Darſtellungsmittel und Zeichen bedient, ſtellt das Leben dar, in ſo fern es in einem anſchaulichen Bilde unter der Form der Zeit (d. i. vorübergehend) der Einbildungskraft erſcheinen kann. Es iſt mithin gegen das Weſen derſelben, das Coexiſtirende und Ruhende, als ſolches, theilweiſe zu ſchildern, weil durch mechaniſche Zuſammenſetzung oder Herzählung der Theile eines ſichtbaren Gegenſtandes nie ein lebendiges Bild entſteht, dahingegen oft ein einziges Merkmal eines ſolchen Gegenſtandes an denſelben erinnert, und ihn treffend zu bezeichnen vermag. Aus dem Geſagten leuchtet zugleich die Unſtatthaftigkeit einer be-

ſondern Gattung von Poeſie ein, die man gewöhnlich beſchreibende oder malende zu nennen beliebt, und die dem Weſen der Poeſie widerſpricht. Beſchreibungen oder Schilderungen ſichtbarer Gegenſtände und ihrer gleichzeitigen Theile können nur dann Beſtandtheile eines Gedichts ausmachen, wenn jene in Bewegung und Handlung geſetzt werden, ſo daß die Schilderung den Gegenſtand gleichſam vor unſern Augen entſtehen läßt, oder ihn durch Thätigkeit charakteriſirt, und ſo dem fortſchreitenden Gange eines Gedichts angemeſſen iſt. Die Gedanken aber, welche der Dichter zu einem Ganzen verbindet, können kein lebendiges Bild in der Einbildungskraft erwecken, wenn ſie bloß Begriffe und Sentenzen ſind, ſondern ſie müſſen als Erguß des durch das Schöne begeiſterten Gemüths ſich unmittelbar auf individuelle Erſcheinungen und Veränderungen beziehen, welche als äußere oder innere wahrgenommen oder dargeſtellt werden (ſie mögen übrigens erdichtet oder in der Wirklichkeit begründet ſeyn); auch müſſen ſie in ihrer Verbindung den Erſcheinungen ſelbſt, ſo wie den Geſetzen folgen, nach welchen die Einbildungskraft, von dem Gefühle begleitet, äußere oder innere Erſcheinungen als Ganzes auffaßt und leicht zu überſchauen vermag. Daſſelbe gilt von den Worten, wie wir oben andeuteten; ihre Folge und Verbindung muß ebenfalls geeignet ſeyn, individuelle Vorſtellungen, und durch ſie das Bild des Ganzen, zu erwecken, ſo wie das den Gegenſtänden, und dem Gemüthszuſtande, in welchem der Dichter ſie ſchaute, entſprechende Gefühl ſowohl im Ganzen, als im Einzelnen auszudrücken, und dadurch bei dem Hörer oder Leſer anzuregen. In den letztern Beziehungen nennt man den poetiſchen Styl der Anſchauung (bildlichen Styl) und Empfindung (oder des Gefühls), und hierin liegt auch die Foderung eines entſprechenden Rhythmus in der Folge der Worte und einer entſprechenden Harmonie articulirter Laute (woraus auch der Reim zu erklären iſt) — denn bis in die äußerſte Form ſoll das Kunſtwerk mit ſeiner Idee übereinſtimmen und Schönheit verkündigen. II. Eintheilung der Poeſie. Die Werke der Dichtkunſt ſind unendlich mannichfaltig, und es laſſen ſich nach verſchiedenen Beziehungen Claſſen derſelben annehmen — ſo z. B. in Beziehung auf die Art der Bildung, welche das Gedicht vorausſetzt, Natur- und Kunſtpoeſie, — letztere von Einigen auch Idealpoeſie genannt. (Vergl. Naturpoeſie). Am wichtigſten und gebräuchlichſten aber iſt die Eintheilung, welche ſich auf die nothwendige, allgemeine Verſchiedenheit der Erſcheinungen und Veränderungen bezieht, unter welchen die in Worten ausgeſprochene Gedankenreihe ein Bild des Lebens darſtellt (Dichtungsarten im eigentlichen Sinne). Dieſe Erſcheinungen nämlich ſind innere oder äußere; daher könnte man eine ſubjective und objective Poeſie unterſcheiden. Die innern lebendigen Erſcheinungen, welche die Poeſie ausſpricht, ſind die harmoniſchen Gefühle, von welchen das poetiſche Gemüth bewegt und begeiſtert iſt, daher man auch die ſubjective Poeſie Gefühlspoeſie vorzugsweiſe nennen kann. Da aber Gefühle Gegenſtände (Urſachen) vorausſetzen, durch welche ſie erweckt werden, und welche ſowohl in dem ganzen individuellen Zuſtande des Dichters, als in gewiſſen, von dieſem im Gefühle ergriffenen Anſchauungen und Gegenſtänden beruhen können, ſo können entweder die Gefühle, welche ſich an dieſen Gegenſtänden äußern, oder die Gegenſtände, als im Gefühle ergriffen und durch das Gefühl beſtimmt, hervortreten. Dieſes unterſcheidet die Arten der Gefühlspoeſie

oder Lyrik, zu welcher auch diejenigen ſogenannten **didactiſchen** Gedichte zu rechnen ſind, welche überhaupt den Namen Gedichte verdienen und dem Weſen der Poeſie nicht widerſprechen (ſ. **Lyrik** und **Lehrgedicht**). Die **äußern Erſcheinungen** aber, welche die Poeſie darſtellt, werden als vergangen oder gegenwärtig dargeſtellt, und ſind Begebenheiten oder Handlungen, welche gleichſam vor der Anſchauung vorgehen, daher man die objective Poeſie auch vorzugsweiſe **Anſchauungspoeſie** oder **darſtellende Poeſie** nennen kann (ſ. **Darſtellung**). Die Begebenheiten, die der Dichter als vergangen ſchildert und erzählt, geben der **epiſchen** oder erzählenden Dichtungsart, die Handlungen, welche als gegenwärtig dargeſtellt werden, der dramatiſchen den Stoff. Und ſo erſcheinen uns als Dichtungsarten die **lyriſche, epiſche** und **dramatiſche** (ſ. d. Art.). III. **Geſchichte der Poeſie.** Sie iſt die Darſtellung der allmäligen Entwickelung und Ausbildung der poetiſchen Anlage zur Verwirklichung der Idee der Poeſie unter den verſchiedenen Völkern der Erde. Der Urſprung der Poeſie fällt mit dem Urſprunge der Sprache zuſammen, ja die Sprache iſt als gemeinſchaftliches Product des Aeußern und Innern, als Verbindung des Geiſtigen mit dem körperlichen Laut in ihrem **Urſprunge poetiſch**. Denn der lebendige Menſch, welcher noch in innigſter Verbindung mit der Natur ſteht, und ſie in ſeinem Innern treu abſpiegelt, drückt durch die Sprache das lebendig **Angeſchauete** und **Empfundene** aus. Er empfängt den friſchen Eindruck der Dinge, und belebt ſelbſt das Todte, darum ſind ſeine Schilderungen anſchaulich, ſeine Worte ſinnlich und bezeichnend, und das Gefühl drückt ſich durch den geſangähnlichen Vortrag und durch die entſprechende Bewegung der Töne (Rhythmus) aus. Hieher gehören die allgemeinen Bemerkungen, daß überall die Poeſie der Proſa vorangeht, und das Sprechen der Völker früher dem Singen glich, ja daß daher auch lange Zeit die öffentlichen Vorträge, welche Geſetze und Verfaſſung betreffen, wie bei den Griechen und Römern, in Verſen enthalten waren und geſungen wurden; endlich, daß die Poeſie in ihrer früheſten Entwickelung bei allen Völkern mit Muſik und lebendiger Mimik ſo verbunden und belebt iſt, daß dieſe gleichſam nur die Elemente **einer lebendigen Mittheilungskunſt** zu ſeyn ſcheinen, die ſich erſt ſpäterhin trennen, und ſich in **verſchiedene** Künſte aus einander legen, wenn Abſtraction die Einbildungskraft unterſtützt. Die muſikaliſche Ausbildung der Sprache aber wurde auch dadurch befördert, daß in Ermangelung der Schreibkunſt der Sprechende noch auf den lebendigen Laut beſchränkt, und ſelbſt um dem Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen, bei längern oder vorzüglich wichtigen Vorträgen und Mittheilungen aufgefodert war, ſie in ihren einzelnen Theilen durch entſprechenden Rhythmus und durch Accente zu bezeichnen. Für Letzteres möchte auch das frühe Alter der **gnomiſchen** Poeſie bei den meiſten Völkern zeugen. Was ferner den Grundſtoff betrifft, welchen die Poeſie in ihrer erſten Erſcheinung bearbeitet, ſo kann, da die Religion die Quelle aller Bildung, und das religiöſe Gefühl das urſprüngliche Selbſtgefühl der Seele iſt, die ſich noch **ganz** und in ihrem Verhältniſſe zu einem Höhern fühlt, auch der Poeſie urſprünglicher Inhalt nur Religion ſeyn. Die Geſchichte bewährt uns, daß die Urpoeſien oder Nationalpoeſien der Völker religiöſe Sagen (Mythen) ſind, an welche ſich die Geſchichte des Stammes und der Staatengründung unvermerkt anſchließt, daher auch der nothwendige Antheil

der Götter und des Wunderbaren in einem Nationalepos. Die Urpoeſie der Völker aber iſt in jedem Sinne wahr und friſch, denn es iſt in ihr Bild und Begriff noch ungetrennt, da ſich ſpäterhin der poetiſche Sinn dem proſaiſchen entgegengeſtellt, das Bild dem Begriffe, und die Poeſie der Wahrheit; ihr Stoff iſt wahrhaft empfunden und erlebt, der Ausdruck natürlicher und bewußtloſer Erguß des unausgebildeten Gemüths — Naturpoeſie. Die ſpätere Poeſie (Dichtkunſt) drückt öfter das Erdachte, Erdichtete, ſo wie die nachgeahmte Empfindung in künſtlichen, durch Reflexion ausgebildeten Weiſen aus. Die künſtlichere Bearbeitung der poetiſchen Urſtoffe, oder die Poeſie als Kunſt ſetzt aber die Ausbildung der Schreibekunſt voraus, durch welche es möglich iſt, den von dem Innern getrennten und äußerlich feſtgehaltenen Gedanken und Worten die möglichſte Symmetrie und Abrundung zu geben. In den erſten uns ſchriftlich aufbewahrten Werken der Poeſie vernehmen wir noch die Nachklänge jener kunſtloſen Urpoeſie; aber es iſt jener vertrauliche Umgang der Götter und Menſchen ſchon verſchwunden, von welchem die Sagen reden, und was ſich durch mündliche Ueberlieferung erhalten hat, erſcheint groß und wundervoll gegen die Thaten der Gegenwart. So verſchieden aber die Religion, als der Mittelpunkt des Lebens und der Urquell der Bildung, unter den Völkern erſcheint und deren Verhältniſſe beſtimmt, ſo verſchieden iſt auch die Poeſie des einen Volkes von der des andern ſeit ihrem Urſprunge. Doch iſt in verſchiedenen Zeiten der Einfluß der Religion auf die Poeſie mehr oder minder groß. Der Gebrauch einer fremden Mythologie aber iſt der Naturpoeſie fremd. Man kann nun die Geſchichte der Poeſie, wie ſie uns vorliegt, in zwei Hauptperioden eintheilen, in die Poeſie der alten (vorchriſtlichen) und der neuen (chriſtlichen) Zeit. Die erſtere Periode zeigt uns die Hebräer als das erſte Volk, von welchem poetiſche Erzeugniſſe auf die Nachwelt gekommen ſind. Von einer frühern Poeſie der Indier, Perſer, Syrer und Araber zeigen ſich nur dunkele Spuren. Die religiöſen Sagen der Hebräer haben ein hohes Alter, und ihre Poeſie trägt einen von der Poeſie der übrigen Völker des Alterthums ganz verſchiedenen feierlich ernſten Charakter. Sie beginnt mit Kosmogonie, wird ſpäter kriegeriſche Nationalpoeſie, dann ſeit David Tempelpoeſie, erreicht unter Salomo (1044—975) ihr goldenes Zeitalter, und wird dann prophetiſche Poeſie, welche der Gegenwart zürnt, und weiſſagend in die Zukunft blickt. Von da führt uns die Geſchichte in das vorzugsweiſe ſogenannte claſſiſche Alterthum, und wir erblicken die Poeſie in Kleinaſien und Griechenland unter dem Einfluſſe des herrſchenden Paganiſmus, welchen die blühende Phantaſie reich und mannichfaltig geſtaltet, in ihrem plaſtiſchen und durchaus objectiven Charakter (vergl. hierüber den Art. Antik). Die griechiſche Poeſie läßt ſich wiederum in drei Perioden eintheilen, von welcher die erſte von den älteſten Zeiten Griechenlands bis auf die perſiſchen Kriege läuft. In Thracien und Kleinaſien beginnt die griechiſche Poeſie, und das große Nationalepos des Homer oder der Homeriden, die Rhapſoden und cykliſchen Dichter deuten auf einen ausgebreiteten Verkehr der Poeſie der damaligen Zeit. Bald bildet ſich auch die Lyrik in eigenthümlicher Vortrefflichkeit aus. Die zweite Periode geht von den perſiſchen Kriegen bis auf Alexander den Großen. Sie zeigt die Blüthe der dramatiſchen Dichtkunſt und der ausgebildeten Poeſie überhaupt. Die dritte Periode zeigt den Verfall der griechiſchen Poeſie unter Alexanders Nach-

folgern und die Nachblüthe derſelben in Alexandrien (ſ. Griechiſche Literatur). — Von den Griechen wandern wir zu ihren Nachahmern, den Römern, deren Sprache ſich ſpät für Poeſie ausbildete, und die bis auf den zweiten puniſchen Krieg, oder bis auf die Zeit, wo ſie näher mit den Griechen bekannt wurden, nur rohe Verſuche in der Poeſie machten. Das goldene Zeitalter ihrer Poeſie fällt erſt unter Auguſts und Tibers Regierung, und verfiel von da bis auf die Einführung der chriſtlichen Religion und die Einbrüche der Barbaren immer mehr. Origineller und von eigenthümlicher Zartheit ſind die Bruchſtücke, welche uns die Blüthe der indiſchen Poeſie verkünden (einige Jahrhunderte vor Chr. Geb.). Die zweite Hauptperiode der neuen chriſtlichen Zeit, in welcher die muſikaliſche und ſubjective Seite der Poeſie vorzüglich hervortritt (vergl. Modern und Romantiſch), zeigt uns zuerſt die lateiniſche Sprache beim chriſtlichen Gottesdienſt zu einer myſtiſch-religiöſen Poeſie angewendet und umgewandelt, ſpäter (im 9ten und 10ten Jahrhundert u. ff.) von den Gelehrten zu Nachbildungen der altrömiſchen Poeſie benutzt, darauf die Blüthe der arabiſchen Poeſie (ſ. d. Art.). Eine originale Poeſie in den neuern Sprachen aber erblicken wir bei den Franzoſen ſeit den Provenzalen oder Troubadours vom 11ten Jahrhundert an. In ihr ſprach ſich der Geiſt der edeln Chevalerie durch Andacht, Tapferkeit und Liebe aus (ſ. Romantiſch). Dieſe romantiſche Poeſie der Franzoſen verfiel in künſtliche Reimerei ſeit dem Ende des 12ten Jahrhunderts. Von der Regierung Franz I. an hob ſich auch die Poeſie wieder etwas; unter Ludwig XIV. Regierung aber wird das goldene Zeitalter der franzöſiſchen Poeſie geſetzt, obgleich ſie oft, nur auf ihre eigene Art, die Alten nachahmte und antike Stoffe moderniſirte. Ihre Haupttendenz blieb die Eleganz (ſ. Franzöſiſche Literatur). Die neuere italieniſche Poeſie pflanzte die Provenzalpoeſie fort; eine originelle Nationalpoeſie aber begann ſeit dem 13ten Jahrhunderte in Sicilien, blühte von Dante und Petrarca bis auf Arioſt und Taſſo (im 13ten 14ten und 15ten Jahrhunderte) in eigenthümlicher Grazie, und verfiel von da in Schwulſt und Nachahmung (ſ. Italieniſche Poeſie). Die ſpaniſche Dichtkunſt erſcheint urſprünglich als Schweſter der provenzaliſchen vermiſcht mit orientaliſchem Charakter. Die erſten Verſuche der originellen caſtilianiſchen Poeſie gehen vom 13ten Jahrhunderte an; ihre Blüthe aber fängt mit Carl V. Regierung an, und verfällt von Philipp IV. an wieder; gleichzeitig mit ihr, und verwandt blühte die portugieſiſche (ſ. Spaniſche und Portugieſiſche Literatur). Die deutſche Poeſie, welche mit der nordiſchen Poeſie ſehr verwachſen iſt, und ihren originellen epiſchen Cyklus hat, hat mehrmals unter den verſchiedenſten Tendenzen geblüht, am ſchönſten aber dann, wo ſie von der Nachahmung der Fremden frei geweſen iſt. Auch hat ſie die poetiſchen Formen aller Völker in ſich aufgenommen (ſ. Deutſche Poeſie). Der Urſprung der engliſchen und ſchottiſchen Poeſie verliert ſich wie der der deutſchen in die ferne Bardenzeit: ſie wurde verfeinert durch die nordfranzöſiſche Poeſie. Die Blüthe der neuen engliſchen Poeſie aber, welche ſich durch gedankenvollen kühnen Ernſt und Humor auszeichnet, fällt in die glänzende Zeit der Königin Eliſabeth (ſ. Engliſche Literatur und Poeſie), obgleich Chaucer der Vater der neuern engliſchen Poeſie genannt wird. Die ſcandinaviſche Poeſie (vorzugsweiſe nordiſche genannt) zeigt das Ritterthum in ei-

genthümlicher, durch den nordiſchen Charakter gefärbten Geſtalt ſeit dem dreizehnten Jahrhunderte, wo das deutſche Heldenbuch in Norwegen eingeführt, und fremde Sagen mit einheimiſchen verſchmolzen wurden; im vierzehnten Jahrhunderte trat auch hier die Meiſterſängerei an die Stelle dieſer Sagenpoeſie (ſ. die Art. Däniſche und Schwediſche Sprache und Literatur). Dieſes ſind die wichtigſten Völker, welche in dem Gebiete der Poeſie uns bekannt ſind. Die Geſchichte der Poeſie wird jedoch immer vollſtändiger und klarer werden, wenn ſie auch die Spuren der Poeſie bei den nicht europäiſchen, z. B. amerikaniſchen Völkerſchaften aufnimmt, die reichen Entdeckungen über die indiſche, perſiſche, arabiſche und türkiſche Poeſie benutzt und verarbeitet, ſo wie auch die Poeſie derjenigen Völker, deren Dichtkunſt nur flüchtig oder nicht originell geblüht hat (die ruſſiſche, polniſche, ungariſche und böhmiſche Poeſie), an ihren Stamm anſchließt. Eine beſondere Geſchichte der Poeſie überhaupt und in dem angegebenen Sinne und Umfange iſt noch nicht vorhanden. Selbſt Hartmanns Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Poeſie von den älteſten Zeiten an (Lpz. 1797—1798 in 2 Bdn.) iſt unvollendet geblieben. T.

Poet (gekrönter), poeta laureatus, hieß ehemals ein feierlich mit einem Lorbeerkranze gekrönter Dichter. Die Sitte, Dichter zu bekränzen, herrſchte ſchon bei den Griechen, und fand in den muſiſchen Wettkämpfen ſtatt. Von da kam ſie zu den Römern; der Kaiſer Domitian krönte bei den von ihm eingeführten capitoliniſchen Spielen mit eigener Hand Dichter und Redner. Seit dem 13ten Jahrhunderte wurde dieſe Sitte in Italien erneuert. Die feierlichſte Krönung war die des Petrarca (ſ. d. Art.). Auch die deutſchen Kaiſer bedienten ſich dieſer Sitte, und ernannten gekrönte Dichter; von ihnen erhielten die Pfalzgrafen das Recht, Dichter zu krönen. Jetzt iſt dieſe Sitte ziemlich erloſchen und wird nur noch von einigen Univerſitäten ausgeübt, ohne daß eine ſonderliche Auszeichnung damit verbunden iſt.

Poetik, die Theorie der Poeſie, iſt eines Theils ein Zweig der angewandten Aeſthetik, andern Theils ein Zweig der practiſchen Sprachwiſſenſchaften. Erſteres in ſo fern das Princip der ſchönen Kunſt auf Poeſie angewendet, und die Dichtkunſt ſowohl nach ihrem Weſen und Begriff, Materie und Form, als nach ihrem Umfange, oder nach den allgemeinen Claſſen, welche wir Dichtungsarten nennen, äſthetiſch betrachtet wird; letzteres in ſo fern ſie Theorie des poetiſchen Styls und eigentliche Technik der Poeſie iſt, wozu auch die Metrik und die Theorie des Reimes gehört. Sie iſt eine der am früheſten ausgebildeten Theorien, ja die Aeſthetik hat ſich aus ihr erſt allmälig entwickelt, indem der menſchlichen Entwickelung gemäß die Betrachtung des Schönen von einem beſondern Kunſtſchönen (dem Poetiſchen) zur wiſſenſchaftlichen Entwickelung der reinen Idee des Schönen aufſteigen mußte (ſ. d. Art. Aeſthetik), und keine Kunſt dem Menſchen näher lag und gleichſam angeboren war, als die, welche Gedanken durch die Sprache in anſchaulicher Vollendung darſtellt. Letzteres iſt auch der Grund, warum ſie in den Lehrbüchern der Aeſthetik ausfühelicher entwickelt und zu größerer Vollendung gebracht worden iſt, als bisher noch die äſthetiſchen Theorien der übrigen Künſte. Unter den Griechen behandelte ſie ſchon Ariſtoteles in ſeinem Buche περι ποιητικης, welches

wir nur im Fragmente beſitzen (die beſte Ausgabe von Gottfr. Hermann), abgeſondert; Horaz in ſeiner ſogenannten ars poetica, oder vielmehr in ſeinem Briefe an die Piſonen, zeigt ſich als deſſen Schüler. In der neuern Zeit behandelte ſie abgeſondert Marc. Hier. Vida, Taquarto Taſſo und viele andere Italiener, Nic. Boileau, Jul. Cäſ. Scaliger, Gerh. Voß, Racine, d'Alembert, Marmontel, Alex. Gottl. Baumgarten, der Stifter der Aeſthetik, Joh. Adolph Schlegel, Gottſched, Breitinger, Sulzer (in ſeiner Theorie der Dichtkunſt), Engel (in ſeinen Anfangsgründen einer Theorie der Dichtungsarten), Jean Paul Friedr. Richter, in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik (neue Auflage 1814) und Clodius (in ſeinem Entwurfe einer ſyſtematiſchen Poetik, Leipzig 1804). Außerdem iſt die äſthetiſche Theorie der Dichtkunſt ausführlicher oder kürzer in den allgemeinen Werken der Aeſthetik und in den Theorien der ſchönen Künſte, z. B. in den Werken von Batteux, Domairon, Sulzer (allgemeine Theorie der ſchönen Künſte), Schubart, J. A. Eberhard, Eſchenburg, Heydenreich, Bouterwek, Pölitz, Schreiber, Aſt, Luden, Bachmann, Seckendorf abgehandelt, und durch Betrachtungen über einzelne Gegenſtände derſelben, beſonders von Sturz, Leſſing, Klopſtock, Moritz, Delbrück, W. v. Humboldt, Herder, Schiller, Göthe, den Gebrüdern Schlegel, Falk, ſo wie durch Kritiken in den Literatur-Zeitungen, ausgebildet worden. Ueber Verskunſt und Proſodie ſ. die beſondern Art. T.

Poinſinet (Antoine Alexandre Henri), geboren zu Fontainebleau im J. 1735, widmete ſich frühzeitig der Literatur, und trat zuerſt 1753 als Schriftſteller mit einer ſchlechten Parodie der Oper Titon et Aurore auf. Seitdem ſchrieb er für die Bühne, beſonders für die Opéra comique, wo ſeine Stücke mit Hülfe der Muſik meiſtentheils gefielen. Den meiſten Beifall fanden: Gilles garçon peintre; Sancho Pança; Le Sorcier; Tom Jones; Ernalide ou Sardomir. Der Dialog hat viel Natürlichkeit und die Verſe eignen ſich für den Geſang. Seine übrigen Werke ſind nicht erwähnenswerth, etwa ausgenommen Le cercle ou la Soirée à la mode, eine Comédie à tiroirs, voll anziehender Details, die ſich auf dem franzöſiſchen Theater erhalten hat. Poinſinet verband mit einigem Talent eine ungemeine Unwiſſenheit in den gewöhnlichſten Dingen und eine gränzenloſe Leichtgläubigkeit. Da ſeine Unwiſſenheit mit vieler Eitelkeit gepaart war, ſo konnte man ihm, wenn man dieſe in Anſpruch nahm, die abgeſchmackteſten Dinge aufheften. Ihn auf dieſe Weiſe lächerlich zu machen, trat eine eigene Geſellſchaft von Spottvögeln zuſammen, die unaufhörlich ſeine Leichtgläubigkeit benutzte, um ihn anzuführen, oder zu myſtificiren, welches Wort eigens für ihn in Gebrauch kam. Man ſpiegelte ihm vor, daß ausgezeichnete Frauen in ihn verliebt ſeyen, und gab ihm falſche Rendezvous, ohne daß ihm die Augen aufgingen. Man ſchlug ihm vor, ſich das Amt des Ofenſchirms beim Könige zu kaufen, und bewog ihn, vierzehn Tage lang ſeine Schenkel zu röſten, um ſich an die Hitze eines Kamins zu gewöhnen. Einſt kündigte man ihm an, daß er in die petersburger Akademie aufgenommen werden ſolle, um an der Freigebigkeit der Kaiſerin Theil zu nehmen, daß er aber dazu ruſſiſch lernen müſſe. Er glaubte dieſe Sprache zu ſtudiren und fand endlich nach ſechs Monaten, daß er ſich mit dem Niederbretagniſchen beſchäftigt habe. Monnet hat von ſeinen Memoiren den ganzen zweiten Band den Streichen gewidmet, die dem armen Poinſinet von der

Société des persifleurs geſpielt worden. Poinſinet war ein Freund vom Reiſen; er hatte Italien beſucht und wollte Spanien bereiſen, als er 1769 im Guadalquivir ertrank. (Man vergleiche über ihn: Rameau's Neffe von Diderot).

Points, ſ. Spitzen.

Poiſſarden heißen die Fiſchweiber in Paris, die in der neuern Zeit durch den Antheil, den ſie an einzelnen Ereigniſſen der franzöſiſchen Revolution genommen, ſo berüchtigt worden ſind, daß man ihren Namen als Schimpfwort eines pöbelhaften Weibes braucht.

Poitiers, (Pictarium) am Clain, welcher hier die Boisre aufnimmt, die Hauptſtadt im ehemaligen Poitou, jetzt die Hauptſtadt im Departement der Vienne. Sie iſt mit Mauern und Thürmen umgeben, altfränkiſch gebaut, und hat zwar einen großen Umfang, aber eine geringe Bevölkerung, indem in 4000 Häuſern nur 20,000 Menſchen wohnen. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet ſich der ehemals mit einer Bildſäule des Königs Ludwig XIV. gezierte Königsplatz aus. Die merkwürdigſten Gebäude ſind die zahlreichen Kirchen (vor der Revolution eine Cathedralkirche, 22 Pfarrkirchen und eine Menge anderer Kirchen, Capellen und Klöſter). Die von Carl VII. 1431 geſtiftete Univerſität ging während der Revolution ein; ſtatt derſelben befindet ſich hier eine Akademie mit zwei Facultäten und ein Lyceum; auch ſind daſelbſt eine öffentliche Bibliothek, ein botaniſcher Garten, ein Athenäum, eine Société d'émulation und eine Societät des Ackerbaues. Die Induſtrie iſt nicht ſehr bedeutend, und beſchränkt ſich vorzüglich auf Fabriken in wollenen Mützen und Strümpfen, Gerbereien und Branntweinbrennereien. Man ſieht hier verſchiedene Ueberreſte römiſcher Alterthümer.

Poitiers (Diane de), Herzogin von Valentinois, geboren im J. 1500, war die Tochter von Jean de Poitiers, Grafen de Saint-Vallier, aus einer alten und angeſehenen Familie der Dauphiné. Von der Natur war ſie mit allen Reizen der Geſtalt und des Geiſtes ausgeſtattet. Sie war anfangs fille d'honneur der Königin Claudia, und benutzte ihr Anſehn zum Vortheile ihrer Familie. Als ihr Vater, weil er die Flucht des Connetable von Bourbon ſollte begünſtigt haben, zum Tode verurtheilt worden war, wirkten vornehmlich ihre Bitten ihm Gnade aus. Sie hatte ſich ſchon im J. 1514 mit Louis de Brezé, Großſeneſchal der Normandie, vermählt und gebar demſelben zwei Töchter, deren eine ſich mit dem Herzoge von Bouillon, die andere mit dem Herzoge von Aumale verheirathete. Diane war ſeitdem am Hofe unter dem Namen der Grande Sénéchale bekannt. Im J. 1531 ſtarb ihr Gemahl, und geraume Zeit danach, als ſie bereits wenigſtens vierzig Jahre alt war, faßte der achtzehnjährige König Heinrich II. die heftigſte Liebe für ſie, und ſie wußte ihre Herrſchaft faſt zwanzig Jahre lang, bis zu des Königs Tode, zu behaupten. Heinrich verlor in Dianens Umgang die Rohheit und Wildheit des Charakters, die ihm von Natur eigen waren, und nahm eine Leutſeligkeit und Sanftmuth an, die er fortan bei keiner Gelegenheit verleugnete; zugleich aber gewöhnte er ſich unter ihrer Leitung an Zerſtreuung, äußern Prunk und Verſchwendung, welche die nachtheiligſten Wirkungen hatten. Diane von Poitiers gehörte zu den ſeltenen Frauen, deren körperliche Reize nie zu welken ſcheinen. „Ich ſah ſie," ſagt Brantôme, „ſechs Monate vor ihrem Tode noch ſo ſchön, daß ich kein ſo ſteinernes Herz kenne, das

nicht von ihr gerührt worden wäre .... Schade, daß einen ſo ſchönen Körper die Erde deckt; ſie war ſehr gutmüthig, mitleidig und wohlthätig. Das Volk mag Gott bitten, daß nie eine ſchlimmere Geliebte des Königs kommen möge." — Nach Heinrichs Tode zog ſich Diane auf das prächtige Schloß Anet zurück, und ſtarb daſelbſt im J. 1566.

Pol. Pole heißen überhaupt die Endpunkte einer Achſe, um welche ſich ein Körper dreht. Es gibt auf der Erde zwei ſolche Punkte, welche Nordpol (arktiſcher Pol) und Südpol (der antarktiſche Pol) heißen. Beides ſind die äußerſten entgegenſtehenden Punkte, an welchen ſich gleichſam die Weltkugel um ihre Axe herumdreht, und die noch von keinem Menſchen beſucht worden ſind. Vergl. d. Art. **Nordpol-Expedition.** Die verlängerte Erdachſe ſchneidet aber auch das Himmelsgewölbe in zwei Punkten, welche **Weltpole** genannt werden. Jene heißen auch **Pole des Aequators**, weil die Erdachſe auf der Ebene deſſelben ſenkrecht ſteht, um ſie von den **Polen der Ekliptik** zu unterſcheiden, welche durch eine Linie beſtimmt werden, die im Mittelpunkte der Erde auf der Ebene der Ekliptik ſenkrecht iſt. **Pole des Magnets**, ſ. d. Art. **Magnet.** **Polhöhe** eines Orts heißt die Höhe, in welcher der Pol über dem Horizont erſcheint, oder der Winkel, welchen die Geſichtslinie zum Pol mit der Horizontalebene, oder derſelbe, den der Erdradius dieſes Orts mit der Ebene des Aequators bildet. Daher iſt die Polhöhe der geographiſchen Breite eines Orts gleich. Sie beträgt für die Leipziger Sternwarte 51° 20′ 12″. **Polardiſtanz** heißt die Entfernung des Pols vom Scheitelpunkt oder Zenith eines Orts und iſt daher der Winkel, welcher die Polhöhe zu einem rechten Winkel oder zu 90 Graden ergänzt.

Polareis, das Eis, welches in ungeheuern Maſſen um den Nord- und Südpol gelagert iſt, nie ſchmilzt, und alle Verſuche, bis zu den Polen vorzudringen, bisher vereitelt hat. Ueber den neueſten Verſuch der Art vergl. man den Art. **Nordpol-Expedition.**

Polarität heißt in der Phyſik die Kraft gewiſſer Körper, die ſich nur in einzelnen einander entgegengeſetzten Punkten vorzüglich ſtark äußert, wie z. B. die Polarität des Magnets (ſ. d. Art.), der Electricität, der Galvaniſchen Säule.

Polarkreis, ſ. **Erdſtrich.**

Polarſtern, ſ. **Nordſtern.**

Polder heißen in Niederdeutſchland eingedeichte Länder, die mit Dämmen gegen Ueberſchwemmung verwahrt und dem Meere abgewonnen ſind.

Polemik bezeichnet, nach der Ableitung von dem griechiſchen Worte *πολεμος* (d. i. Krieg, Kampf, Streit), eigentlich die Kampffertigkeit oder **Streitkunſt.** Man hat den Ausdruck aber insbeſondere von einem ſonſt ſehr eifrig behandelten Theile der theologiſchen Wiſſenſchaften gebraucht, und Polemik dann auch durch **Streittheologie** überſetzt. Die Theologie iſt an ſich zwar keine ſtreitende, ſondern geht nur darauf aus, die religiöſe Wahrheit zur Erkenntniß und Ueberzeugung zu bringen. Weil aber dieſelbe vielfach angefochten, und mit mehr oder minder ſcheinbaren, oder wichtigen Gründen beſtritten worden iſt, mußte die Theologie ſelbſt eine ſtreitende werden, und die Kirche beſonders bedurfte ihrer, um ſich gegen die Feinde und Gegner des Chriſtenthums und der Kirchenlehre, gegen Zweifler und Irrlehrer zu vertheidigen und zu verwahren. Auch iſt der Friede auf

Erden, ſelbſt nach religiöſer Anſicht, nicht ohne Streit zu gewinnen. Ein mildernder Ausdruck aber, den man dafür erfand, Elenchtik oder elenchtiſche Theologie, änderte in der weſentlichen Bedeutung eigentlich nichts. In neuerer Zeit hat man noch allgemeiner den Namen Apologetik dafür beliebt, und damit im engern Sinne die wiſſenſchaftliche Vertheidigung des Chriſtenthums, ſeiner Wahrheit und Göttlichkeit bezeichnet, während das Wort Polemik ſich mehr auf die Vertheidigung der eigentlich ſogenannten Kirchenlehre irgend einer der chriſtlichen Parteien zu beſchränken ſchien. Der Name Apologetik hat die Auctorität der früheſten Kirchenväter in ſo fern für ſich, als dieſe ihre gegen Juden und Heiden gerichteten Vertheidigungsſchriften, die ihren Glauben und ihre Lehre gegen mancherlei Einwürfe und Vorwürfe, gegen Beſchuldigungen und Zweifel rechtfertigen ſollten, Apologien nannten. Da aber die in der Kirchenlehre ausgeſprochene Wahrheit ſich in den Augen der Kirchenglieder von der Wahrheit des Chriſtenthums ſelbſt nicht entfernt, und die Kirchenlehre eigentlich noch mehr, als das Chriſtenthum, dasjenige iſt, dem widerſprochen wird, ſo gilt die Apologetik auch nicht minder von der Vertheidigung der Kirchenlehre, wofür ſonſt der Ausdruck Polemik allgemein war. Es ward dieſelbe auch bis zur zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts ſo ſehr als ein Haupttheil der theologiſchen Wiſſenſchaften behandelt, daß nicht bloß zahlreiche gelehrte Werke über die Polemik erſchienen, ſondern auch auf deutſchen Univerſitäten dieſelbe in beſondern Vorträgen abgehandelt ward. Sie kam durch theologiſche Klopffechter in Verachtung, und die neuere Zeit, die nur zu ſehr das, was man kirchliche Dogmatik oder Kirchenlehre nennt, hat fallen laſſen, gab denn auch die Polemik mehr als gut iſt, auf — wird aber zu derſelben zurückkehren. Denn es ziemt dem Theologen wohl, daß er mit ſtrenger, logiſcher und wiſſenſchaftlicher Methode die Feſte ſeiner Ueberzeugung und der Lehre, auf deren Bekenntniß er ſich verpflichtet, zu vertheidigen, und wenn es Noth thut, neben dieſem defenſiven, auch einen offenſiven Kampf zu führen wiſſe, einen ſolchen nämlich, der nicht ohne Liebe, aber mit Wahrheitseifer auch die Gründe beſtreitet, auf die eine andere, als die allein wahre Wahrheit ſich geltendmachende, Lehre ſich ſtützt. Es begreift ſich, daß jede kirchliche Partei eine eigene Polemik haben muß, obwohl allen weſentliche Grundſätze derſelben allgemein ſind. Die proteſtantiſche Polemik richtete ſich insbeſondere gegen Atheiſten, Naturaliſten, Indifferentiſten und Fanatiker, gegen Juden, Papiſten, Calviniſten, Socinianer und die mancherlei Schismatiker. — Uebrigens iſt der Ausdruck Polemik, polemiſiren und polemiſch, während er in der Theologie ſich immer mehr verlor, häufig von dieſer aufs tägliche Leben übergegangen, wo man ſie denn auf Jeden anwendet, der nicht bloß unbefangen etwas behauptet, ſondern zugleich die Meinung Anderer beſtreitet. Ke.

Polen, ein Land, ein Volk und ein Staat, ſeit tauſend Jahren faſt nur durch Unglück denkwürdig. Das Land, die größte Ebene in Europa, hatte, Litthauen eingeſchloſſen, vor 1772, einen Flächenraum von mehr als 13,000 Q. Meilen, auf welchem höchſtens 11 1/2 Millionen Menſchen unter 100,000 kleinen Herren der Freiheit ihrer Republik ſo wenig theilhaftig waren, als der Fruchtbarkeit ihres Bodens. Korn und Weizen, Holz, Honig und Wachs, treffliche Pferde, große Heerden ſtattlichen Rindviehs, ein unermeßlicher Salzſtock machten den natürlichen und den Handelsreichthum des Lan-

des aus, den fiſchreiche Ströme dem baltiſchen und dem ſchwarzen Meere zuführen: aber das Gewerbe lag, außer in Warſchau, Bromberg, Poſen und einigen Städten der ſchleſiſchen Gränze, danieder; die Peitſche des Edelmanns war die Seele der Nationalökonomie, und jede Thätigkeit des Erfindungsgeiſtes erſäufte der Jude in Branntwein; denn der leibeigene Pole ſagt: „nur was ich vertrinke, iſt mein.“ — Polen war das Land ungeheurer Widerſprüche; das kleinſte ſeiner Uebel waren Schaaren von Wölfen und andern Raubthieren. — Das Volk, ein Zweig der Sarmaten an dem Boryſthenes, erlangte in dem großen Völkergedränge der Gothen und Hunnen, noch mehr in dem zweihundertjährigen Kampfe mit den Germanen und in dem eigenen Parteiengewühle eine wunderbar elaſtiſche Gediegenheit, zuſammengeſetzt aus Nachgeben und Widerſtand, aus Unterwerfung und Trotz, aus Knechtsſinn und Vaterlandsſtolz. Den erſten ſlawiſchen Stämmen, die ſchon im 6ten Jahrhunderte die Finnen vor ſich hertrieben, den Dnepr hinauf- und die Weichſel hinabzogen, und dort als Litthauer, hier, an den baltiſchen Ufern, als Preußen und Letten ſich verzweigend, Hütten baueten, folgten im 7ten Jahrhunderte die Lechen, ein anderer ſlawiſcher Stamm. Der Cultur empfänglicher als jene wilden Horden, nahmen ſie zugleich mit der Schreibkunſt um 960 das Chriſtenthum an, und hießen am Ende des 10ten Jahrhunderts Polen, d. i. die Slawen der Ebene. Kampf mit den Nachbarn war das Schickſal dieſes neugebildeten, unter einem Piaſt ſeit 840 zwiſchen der Weichſel und Wartha vereinigten, dann aber unter den männlichen Erben Piaſts in kleinere Fürſtenthümer vertheilten Volks; daher ſtete Unſicherheit der Gränzen, und kein anderer Verband im Innern, als Stammgenoſſenſchaft, ein Piaſtengeſchlecht, und ein gemeinſchaftlicher Name. Dieſe Einheit, die mehr in der Meinung und im Gefühle, als in einer geſetzlichen Form beſtand, wirkte aber mächtig auf die Einbildungskraft des Polen, und begeiſterte ihn zu der heldenmüthigſten Vaterlandsliebe. Gleichwohl überließ er ſich, wie es allen Menſchen begegnet, die einer geſetzlichen Ordnung und Freiheit entbehren, und von ihren Gefühlen ſich beherrſchen laſſen, jeder politiſchen Ausſchweifung mit eben ſo viel Leichtſinn als Leidenſchaft, ſo daß in dem Mehrtheile der polniſchen Staatsbürger, d. i. in dem Adel, ein republikaniſcher Charakter nie reifen konnte. In ſo fern kann man die Maſſe des Volks veränderlich oder charakterlos nennen. Darum fehlte es aber nicht in ihr an einzelnen ausgezeichneten Männern, welche die Zierde jedes Freiſtaats geweſen ſeyn würden. Mit jugendlicher Schwärmerei verbanden ſie männliche Kraft und republikaniſchen Edelmuth. So haben ſich in Polens Geſchichte unſterblich gemacht die Tarnowski, Zamoyski, Zolkievki, ohne die Helden und Staatsmänner in der neueſten Zeit zu erwähnen. Andere hingegen wurden durch die innern Spaltungen nach außen hin getrieben, und verriethen aus blinder Parteiwuth an den Feind ihr Vaterland. So hat Polen als Staat ſo lange mit den Grundübeln ſeiner Verfaſſung gekämpft, bis es in denſelben unterging. In dieſer Republik herrſchte nämlich das Princip der Geſellſchaftlichkeit, nicht das der Einheit, ob ſie gleich ſchon unter Boleslav Chrobi, im J. 1025 ein Königreich hieß. Der Baum der Freiheit ſtand ohne Wurzeln, bis ihn der Sturm umwarf. Unſtreitig war das Wahlrecht die Loſung des Parteientummels. Geſetzliche Ordnung und bürgerliche Freiheit aber konnten nicht emporkommen, weil die politiſche Unform in dem Satze beſtand: der Edel-

mann allein iſt Staatsbürger. Dieſer rohen, tauſendköpfigen Souverainetät wurde ihr Staatszweck nie ganz klar. Daher verlor die Nation eine Bedingung ihrer Unabhängigkeit nach der andern; zuerſt Schleſien und die Oder, dann die Oſtſee, hierauf den Dnepr, endlich die Karpathen. Ein Staat aber, der keine feſten Gränzen hat, der vom Meere abgeſchnitten iſt, und der nie zur Stärke der Einheit in ſeinem Innern gelangt, wird ſtets der Kampfpreis der Politik ſeiner Nachbarn ſeyn. Das Unglück fing an, als die Piaſten das Land unter ihre Söhne theilten. Boleslaus III. übertrug zwar im J. 1138 dem älteſten, als dem Beſitzer von Cracau, eine Art von Obergewalt über die andern Fürſten; allein dieß vermehrte nur die Unruhen. Auch das Chriſtenthum, welches am Ende des 10ten Jahrhunderts in Polen aufkam, konnte bei den Anſprüchen der Hierarchie, und bei dem durch zweihundertjährigen Krieg tief gewurzelten Haſſe zwiſchen den Deutſchen und Polen, auf die Cultur der letztern nicht wohlthätig einwirken. Als hierauf Conrad von Maſovien die Deutſchherren gegen die Preußen zu Hülfe rief, und dieſe ſeit 1230 bis 1404 das baltiſche Küſtenland von der Oder bis zum finniſchen Buſen ſich unterwarfen, verlor Polen ſeine nördliche Vertheidigungslinie und den Seehandel. Zwar hatte Wladislav Lokietek, der ſich 1305 als König von Cracau krönen ließ, den erſten Kern der lockern Ländermaſſe, Großpolen an der Warte, mit Kleinpolen an der obern Weichſel zu einem Ganzen verbunden, aber zu ſpät. Die Deutſchen hatten den polniſchen Staat ſchon überflügelt; daher mußte ſein Sohn Caſimir, der als Geſetzgeber und Bildner des Innern den Beinamen des **Großen** erhielt, der Oder und der untern Weichſel im kaliſcher Frieden 1343 förmlich entſagen. Indeß arbeitete dieſer kluge Fürſt deſto glücklicher an der Aufrichtung einer guten geſellſchaftlichen Ordnung. Er befeſtigte die Städte, und befreiete ſie vom Drucke des Adels, begünſtigte aber aus Liebe zu einer Jüdin zu ſehr dieſes fremde Volk, welches ſpäterhin das Gewerbe und den Geldhandel an ſich zog, und den Nationalwohlſtand erſtickte. Mit Caſimir erloſch 1370 der Piaſtiſche Mannsſtamm. Nun fing der Adel an, ſeine Stimme den Thronfolgern gegen perſönliche Vorrechte, die ihnen zum Nachtheile des Ganzen bewilligt werden mußten, zu verkaufen. Die Vereinigung Polens mit Ungarn war daher nutzlos für die Befeſtigung der Monarchie. Natürlicher und deßhalb dauerhafter war die Verbindung Polens mit Litthauen ſeit 1386, indem der litthauiſche Großherzog Jagello durch Heirath und Wahl die polniſche Krone erhielt. Aber Sprache und Sitten trennten fortwährend den Litthauer von dem Polen; das Chriſtenthum, zu welchem jener ſich erſt jetzt bekannte, war kein politiſches Band, das die beiden Halbbrüder zu Einem Volke vereinigen konnte. Doch waren ſie jetzt mächtiger zum Schutze wie Angriffe gegen ihren gemeinſchaftlichen Feind, den deutſchen Orden. Polen ſchien ſogar die verlornen Naturgränzen wieder zu gewinnen, als die Ritter durch den Vertrag von Thorn 1466 Culm und die Weichſel bis Elbingen an Polen abtreten und die Schutzhoheit der Republik über das Ordensland anerkennen mußten; auch Liefland fiel 1558 an Litthauen, und Curland wurde 1561 ein polniſches Lehn. So wurde Polen, zumal da der litthauiſche Adel ſeit dem J. 1569 mit dem von Groß- und Kleinpolen Eine Verſammlung bildete, der mächtigſte Staat im Norden. Aber zugleich erlangte der Adel durch den Handel, den er mit der Thronfolge trieb, deren Erblichkeit er den Jagellonen oft ſtreitig machte, das

Recht, die Nation, mit Ausſchluß des Bürgerſtandes, allein zu vertreten. Er erſchien auf den Reichstagen durch Landboten, ohne deren Einwilligung ſeit 1505 nichts über die Reichsverfaſſung beſchloſſen werden durfte. Auch konnte der König nur Eingeborne von Adel zu Erzbiſchöfen, Biſchöfen, Woiwoden, Caſtellanen und Miniſtern ernennen, welche zuſammen den erſten Reichsſtand, oder den Senat auf dem Reichstage bildeten. Aber gerade damals bedurfte der Staat einer feſten Hand, die das Ganze zuſammenhielt. Smolenſk, das Bollwerk Polens am Dnepr, ward (1514) von den Ruſſen erobert, und im Innern entbrannte wilder Religionshaß; doch erlangten die Diſſidenten d. i. die Proteſtanten nebſt den Socinianern und den nicht unirten Griechen auf dem Reichstage zu Wilna 1563 gleiche Rechte mit den Catholiken. Damit aber auch dieſer Relligionsfriede den Polen keinen Segen brächte, mußte das Haus der Jagellonen 1572 ausſterben. Seitdem ward Polen förmlich ein Wahlreich, und blieb es bis zur Conſtitution vom 3ten Mai 1791. Heinrich von Anjou beſchwor als Wahlkönig die erſten Pacta conventa, gleichſam das Nationalgeſetz der Adelsfreiheit. Von der Zeit an entzweite Parteiſucht die Stimmführer unter dem Adel, und der Familienhaß rief fremde Waffen in das Land. So legte die Zamoiskiſche Partei, indem ſie durch die Wahl des ſchwediſchen Prinzen Sigismund die beiden erſten nordiſchen Kronen zu vereinigen glaubte, nicht nur den Grund zur innern Spaltung, die durch das Adelsvorrecht der Generalconföderation und Inſurrection (ſeit 1607) ſogar geſetzmäßig ſeyn konnte, ſondern auch zu dem blutigen Kriege mit Schweden, das endlich im Frieden zu Oliva 1660 ſich über Polen erhob. Die Republik verlor an Schweden Liefland, und an den großen Churfürſten von Brandenburg (1657) die Souverainetät über Preußen. Im Innern aber löſete ſich der lockere Zuſammenhang der politiſchen Maſſe in Anarchie auf, als unter Johann Caſimir (1648—1669) das liberum veto geſetzlich wurde, nach welchem der Widerſpruch eines einzigen Landboten den Beſchluß aller übrigen umſtoßen konnte. Von der Conföderation war nur ein Schritt noch bis zum Staatsverrath. Parteiſüchtige begünſtigten den Abfall der Koſacken, die ſich 1654 unter Rußlands Schutz begaben, worauf auch Smolenſk ein zweitesmal, nebſt Kiow, dem Dnepr und der jenſeitigen Ukraine 1667 im 13jährigen Waffenſtillſtand zu Andruſſow an Rußland abgetreten wurden. Damals ſagte der König Johann Caſimir in ſeiner Rede an die Reichsverſammlung, den 4ten Juli 1661, richtig voraus, warum, von wem und wie einſt Polen getheilt werden würde. Der tapfere König Sobieski beſtätigte jene Abtretungen in dem ewigen Frieden 1686; doch machte ſich dagegen Rußland verbindlich, ihm zur Eroberung der Moldau und Wallachei beizuſtehn. Nach ſeinem Tode (1696) ſchien der Thron dem Meiſtbietenden zuzufallen (ſ. d. Art. Polignac). Als der ſächſiſche Churfürſt (ſ. Auguſt II) ſich gegen die franzöſiſche Partei behauptete, und an Peter I. von Rußland anſchloß, ward die Republik, die ſich ſelbſt nicht ſchützen konnte, und dennoch das ſächſiſche Heer ſeiner Freiheit für gefährlich hielt, wider ſeinen Willen durch den Wankelmuth und den Ehrgeiz des Cardinals Radziecowski in den nordiſchen Krieg verwickelt, der Rußland zur erſten Macht im Norden erhob. Dadurch ward Polens Schickſal entſchieden. Schwediſche Waffen bewirkten 1704, was ſpäter, 1733 bis 1795, die ruſſiſchen thaten. Sie verfügten über den polniſchen Thron. Beſtechlichkeit und Luxus machten jetzt gleiche Fortſchritte unter dem

polniſchen Adel, um die Geſammtkraft des Ganzen zu lähmen und zu vernichten. Damit das Maß der Verwirrung voll würde, beſchränkte man die conſtitutionellen anderthalbhundertjährigen Rechte der Diſſidenten ſeit 1717. Die Jeſuiten ſchürten das Feuer, und ihr ungerechtes Blutgericht zu Thoren (1724) wurde die Loſung zu tödtlichem Haſſe. Endlich ſchloß man auf den Reichstagen 1733 und 1736 die Diſſidenten von den Stellen der Landboten, dem Eintritte in die Gerichtshöfe und überhaupt von allen öffentlichen Aemtern aus; man wollte ſie nur wie Schutzjuden behandelt wiſſen. Polen that nicht nur hierin, ſondern auch in ſeiner politiſchen und moraliſchen Cultur, welche franzöſiſchen Witz und Leichtſinn mit Schwelgerei und Rohheit zu vereinigen ſuchte, auffallende Rückſchritte in die Zeiten des Fauſtrechts. So entbrannten alle Leidenſchaften in verderblicher Gährung, als Catharina II. ihren Liebling, den Grafen Poniatowski, 1764 auf den polniſchen Thron ſetzte. Er verdiente ihn, aber zu ſchwach, den anarchiſchen Stolz des Adels zu bändigen, ſchwankte er zwiſchen Rußlands Schutzmacht und der ſelbſtſtändigen Würde der Republik, bald zu jener, bald zu dieſer ſich hinneigend, wodurch er endlich die Achtung Aller verlor. Indeß war der Fanatismus der Biſchöfe Soltyk von Cracau, und Maſſalski von Wilna, mit welchem ſie ſich der Wiederherſtellung der Religionsfreiheit widerſetzten, die Haupturſache des Bürgerkriegs, der Polen in die wildeſte Unordnung ſtieß, und das endliche Schickſal des Staats herbeiführte. Rußland nahm ſich der Sache der Diſſidenten an; eine Generalconföderation entſtand, aber der Reichstag ſah ſich ganz unter ruſſiſchem Einfluß. Dagegen erhob ſich die Conföderation zu Bar, von Frankreich unterſtützt, und der Krieg mit Rußland brach aus. Die fremden Truppen verwüſteten das Land, und das wilde, ſinnloſe Verfahren einiger polniſchen Parteihäupter erregte bei den drei großen Nachbarmächten eine ſolche Nichtachtung der natürlichen Rechte des polniſchen Volks, daß ſie, wie Catharina ſich ausdrückte, Polen für ein Land hielten, in dem man ſich nur bücken dürfe, um etwas aufzuheben. Bei dieſer innern Zerrüttung ſchien es dem öſterreichiſchen Hofe zeitgemäß zu ſeyn, die zipſer Städte, welche im J. 1402 von Ungarn an Polen verpfändet worden waren, in Beſitz zu nehmen, und die ſchlaue Politik des öſterreichiſchen Staatsminiſters Kaunitz leitete endlich das petersburger und dieſes das preußiſche Cabinet auf den Gedanken einer Theilung Polens. Wie dieß zuerſt von Kaunitz ausgegangen, hat von Dohm in ſeinen Denkwürdigkeiten (I. 433. folg.) gezeigt. Der ruſſiſche Miniſter machte den 2ten September 1772 den Beſchluß der drei Mächte bekannt, und die Republik Polen genehmigte endlich den 18ten September 1773 dieſen ſchon vollzogenen Theilungstractat, nach welchem Polen von 13,000, 10,000 Q. Meilen behielt. Das preußiſche Polen und der Netzdiſtrict fielen an das Königreich Preußen, wodurch Polens Oſtſeehandel von Preußen abhängig wurde. Rußland beſtimmte jetzt die innere Verfaſſung der unglücklichen Republik. Nun erſt ward den Polen klar, worin ihr Staatszweck eigentlich beſtehe, und wodurch ſie dieſem bisher mit thörichter Verblendung entgegengehandelt hatten. Um ihre Unabhängigkeit feſtzuſtellen, arbeiteten ſie, durch Friedrich Wilhelms II. von Preußen Zuſicherung ſeines Schutzes ermuthigt, an einer neuen Verfaſſung. Das Wahlreich ſollte aufgehoben, und der dritte Stand in die Nationalrepräſentation aufgenommen werden. Dieß waren die Grundlagen der Conſtitution vom 3ten Mai 1791. Aber Rußland verwarf ſie, und erklärte ſich für die miß-

vergnügten Polen, die zu Targowicz eine Conföderation gegen die bereits vom Reichstage angenommene Conſtitution geſchloſſen hatten. Preußen konnte ſich nicht widerſetzen, verließ die Sache der Republik, und willigte in eine zweite Theilung 1793, nach welcher Rußland 4000 Q. Meilen hinwegnahm, 1000 Q. Meilen aber nebſt Danzig und Thorn Preußen überlaſſen wurden. Ruſſiſche Bayonnete nöthigten die durch ſolche Behandlung empörten Glieder des Reichstags, die Zerſtückelung ihres Vaterlandes zu genehmigen. Der Reſt von Polen ſtand jetzt ganz unter ruſſiſcher Vormundſchaft. Da erhob ſich Kosciuszko an der Spitze der Conföderation von Cracau im März 1794. Im heiligen Kampfe für Vaterland und Freiheit wurde Warſchau und Wilna befreit. Der Tag von Raclawice (4ten April 1794) und der Entſatz des von dem preußiſchen Heere belagerten Warſchau's im Anfange des Septembers ſind die ſchönſten Tage in dem Leben der polniſchen Nation. Aber ſie kamen zu ſpät. Ohne Feſtungen, ohne Tactik, ohne Bundesgenoſſen, ja ohne Waffen, mußte die Verzweiflung der Nation, da Ruſſen, Preußen und Oeſterreicher ſie umzingelten, unterliegen, auch wenn die Polen mit mehr Eintracht gehandelt, und mehr große und edle Männer, wie Kosciuszko war, gehabt hätten (ſ. Kosciuszco). Das Land ward im October 1795 gänzlich unter Rußland, Preußen und Oeſterreich vertheilt. Der letzte König lebte in Petersburg von einem Gnadengehalte, und ſtarb daſelbſt 1798. Den Polen blieb nichts als ein ſchmerzlich verwundetes Nationalgefühl, ein bitterer Haß gegen Ruſſen und Deutſche, ein vergebliches Harren auf franzöſiſche Hülfe und die Theilnahme — der öffentlichen Meinung. Rußland hatte über 7500 Q. Meilen und 4,600,000 Einwohner; Oeſterreich 2510 Q. Meilen mit 5 Millionen Einwohnern; Preußen über 2900 Q. Meilen mit 2,550,000 Einwohnern von Polen erhalten. So blieb der Zuſtand des zerriſſenen Landes, das nun erſt durch fremdes Geſetz innere Ordnung und Polizeianſtalten empfing, bis in den November 1806, wo Napoleons Siege die ausgewanderten Polen unter Dombrowski nach Poſen und Warſchau führten. Der Friede zu Tilſit (9ten Juli 1807) bildete hierauf aus dem größten Theile der von Preußen erworbenen polniſchen Provinzen das Herzogthum Warſchau, welches einen deutſchen Regenten in dem Könige von Sachſen, und zugleich mit dem franzöſiſchen Geſetzbuche eine der franzöſiſchen ähnliche Verfaſſung erhielt, nach welcher die Leibeigenſchaft aufgehoben wurde. Danzig ſollte eine von den Preußen und Sachſen beſchützte Republik werden, blieb aber ein franzöſiſcher Waffenplatz. Die Dotationen franzöſiſcher Offiziere verringerten das Staatseinkommen; noch mehr that dieß das Continentalſyſtem, welches allen Handel aufhob, ſo daß die Polen mitten in dem natürlichen Reichthume ihres Landes das Schickſal des Tantalus hatten. Auch die Truppenſtellung für den franzöſiſchen Kriegsdienſt zerrüttete den Wohlſtand des neugeſchaffenen Staates, und vernichtete was Preußen mit großer Aufopferung geſchaffen hatte. Doch erhielten ſich die in den Departements Poſen und Bromberg entſtandenen Tuch- und Leinenmanufacturen. Die Regierung des Herzogthums that Alles, was unter ſo ungünſtigen Umſtänden ſich thun ließ. Der Krieg zwiſchen Frankreich und Oeſterreich im J. 1809 vermehrte zwar die Landesnoth, entwickelte aber die Streitkraft des Volks auf eine außerordentliche Art. Die polniſche Armee wetteiferte, unter franzöſiſchem und Poniatowski's Oberbefehl, an Kriegsmuth mit den beſten Truppen Frankreichs. Sie drang bis Cracau vor, und der

wiener Friede (14ten October 1809) fügte zu dem Herzogthume Warſchau, das bisher 1850 Q. Meilen mit 2,200,000 Einwohnern enthalten hatte, Weſtgalizien hinzu, ſo daß es nunmehr gegen 2800 Q. Meilen groß war, 3,780,000 Einwohner zählte, und ein wohlgerüſtetes Heer von 60,000 Mann aufſtellte, das in Spanien mit großer Tapferkeit focht. Unter dieſen Umſtänden erhob ſich der alte Nationalſtolz wieder. Die alten Gränzen, ein eingeborner König und die Wiederherſtellung des Namens Polen war der einmüthige Wunſch der Nation. Auf dieſen von ihm abſichtlich begünſtigten Wunſch bauete Napoleon ſeinen Angriffsplan gegen Rußland im J. 1812, den er den zweiten polniſchen Krieg nannte. Er wußte es ſo einzuleiten, daß den 28ſten Juni 1812 eine polniſche Generalconföderation in Warſchau die Wiederherſtellung Polens feierlich ausrief; allein der Enthuſiasmus war nicht allgemein. Die Anſtrengungen des Herzogthums, das über 80,000 Mann ausrüſtete, wurden durch Napoleons Art, den Krieg zu führen, größtentheils vergeblich gemacht. Die Litthauer hielt Tormaſſow in Ordnung, und ſtatt „16 Millionen Polen," die Napoleon durch ſein Machtwort beritten machen wollte, ſammelten ſich kaum einige Bataillone Freiwilliger. Doch leiſteten tapfern Widerſtand die Feſtungen Zamosk, Modlin und Thorn, in welchen aber auch franzöſiſche und deutſche Truppen zur Beſatzung gehörten. Was Polen in dieſem Reſtaurationskriege litt, und wie Napoleon ſelbſt ſeinen Erfolgen entgegenarbeitete, erzählt der Erzbiſchof von Mecheln, de Pradt, ſein Botſchafter in Warſchau (ſ. Histoire de l'Ambassade dans le Grand Duché de Varsovie en 1812, Paris, 3te Aufl. 1815), ein Augenzeuge und Theilnehmer, den aber Napoleon in der Folge der Geſchichte als die Urſache ſeiner Unfälle aufdringen wollte. Grauſamer iſt nie eine Nation getäuſcht worden, als die polniſche in dieſem Kriege. Die polniſchen Schaaren folgten dem geſchlagenen Kaiſer bis Frankreich; ein Theil ſogar bis Elba; und der aufgeregte Enthuſiasmus des Polen hing an Frankreich bis zu dem letzten Augenblick. Indeß nahm Rußland das ganze Herzogthum in ſeine Verwaltung. Danzig mit ſeinem Gebiete trat unter die preußiſche Herrſchaft zurück, und der Congreß der europäiſchen Mächte in Wien entſchied im Mai 1815 das endliche Schickſal des Landes dahin, daß 1) die Stadt Cracau mit ihrem Gebiete von ungefähr 20 1/2 Q. Meilen mit 61,000 Einwohnern und 200,000 Thaler Einkünften als freie und unabhängige Republik ſich ſelbſt nach eigenen Geſetzen regieren ſollte; 2) daß der auf dem rechten Weichſelufer liegende Bezirk an Oeſterreich zurückfiel, welches auch den im wiener Frieden an Rußland abgetretenen tarnopoler Kreis wieder erhielt; 3) daß der culmſche und michelau'ſche Kreis, die Stadt Thorn mit ihrem Gebiete, das Departement Poſen, mit Ausnahme eines Theils des powitzſchen und des peyſernſchen Kreiſes, und der Theil des Departements Kaliſch bis an die Prozna, mit Ausſchluß der Stadt und des Kreiſes dieſes Namens (näher beſtimmt durch den Gränzvertrag mit Rußland vom 11ten November 1817), an den König von Preußen abgetreten wurden, welcher Danzig, Thorn, Culm und Michelau mit Weſtpreußen vereinigte, aus dem Uebrigen aber, das zuſammen 537 Q. Meilen mit 779,000 Einwohnern beträgt, das Großherzogthum Poſen errichtet, und den Fürſten Ant. Radziwill zum königlichen Statthalter ernannt hat; 4) daß alles Uebrige mit dem ruſſiſchen Reiche unter dem Namen des Königreichs Polen vereinigt wurde, aber eine abgeſonderte Ver-

waltung und diejenige innere Territorialausdehnung erhalten ſollte, die ihm der ruſſiſche Kaiſer zu geben für gut findet. Der Kaiſer Alexander hat daher den Titel: Czar und König von Polen angenommen, und ſich in Warſchau huldigen laſſen. So iſt alſo Polen vierfach geſpalten, hat aber ſeinen Namen und ſeine Sprache gerettet; denn die wiener Verträge haben zugleich allen Polen, die Unterthanen einer der drei Mächte werden, Einrichtungen zugeſichert, welche ihre Nationalität erhalten ſollen. Natürlich ſind ſie damit nicht zufrieden geſtellt; allein ſie haben mehr erlangt, als ſie nach ihrer feindlichen Stellung, innern Zwietracht und engen Verbindung mit Frankreich und Napoleon je erwarten konnten. Daß Polen endlich einer geſetzmäßigen Ordnung und eines freien Handels ſich erfreuen werde, darf der Weltbürger hoffen, ob er gleich gewünſcht hätte, daß ſo wie Ungarn als eigener Staat zur öſterreichiſchen Monarchie gehört, auch Polen als eigener Staat mit der preußiſchen Monarchie verbunden worden wäre, da die natürliche Abdachung des Landes die Weichſelländer dem Beſitzer der Oſtſeeküſte anweiſet. Litthauen kann nur dem Dnepr und der Düna folgen. Das Wichtigſte, was die Polen gerettet ſehen, iſt ihre Sprache. Ueber dieſe und über ihre Literatur ſ. die eigenen Art. — Vor den Abtretungen zu Andruſſow (1667) hatte Polen 16 Millionen Einw. Das jetzige ruſſiſche Königreich Polen zählt auf 2191 Q. Meilen in 481 Städten und 22,694 Dörfern nur 2,732,324 Menſchen, worunter 212,944 Juden. Es wurde 1816 in acht Woiwodſchaften: Maſovien mit Warſchau; Kaliſch; Cracau mit der Hauptſtadt Miechow; Sandomir mit Radom; Lublin; Podlachien mit Siedlce; Ploczk; und Auguſtow mit Suwalki, getheilt. Der Staat wird nach der vom Kaiſer Alexander gegebenen und von ihm in Warſchau am 27ſten November 1815 unterzeichneten Conſtitution regiert. Der König hat die vollziehende Gewalt, deren Ausübung einem Staatsrathe, dem Statthalter (Namieſtnik), welche Würde jetzt der zum Vicekönig und Fürſten erhobene General von Zajonzeck bekleidet, und fünf Miniſtern übertragen iſt. Der Reichstag, den der König alle zwei Jahre beruft, und deſſen Sitzung 30 Tage dauert, beſteht 1) aus der Kammer des Senats (30 Mitglieder, als: 10 Biſchöfe, 10 Woiwoden und 10 Caſtellane); 2) aus der Landboten-Kammer, in welcher 77 von den Adelsverſammlungen der 77 Diſtricte ernannte Landboten und 51 Gemeinde-Deputirte (es gibt 8 Gemeindeverſammlungen für die Stadt Warſchau und 43 für das übrige Gebiet) ſo wie die Mitglieder des Staatsraths, Sitz und Stimme haben. In dieſer dürfen aber bloß die fünf Miniſter und die Mitglieder der drei Commiſſionen, welche die Kammer für die Finanz-, Civil- und Criminalgeſetze (jede von fünf Mitgliedern) ernennt, ſprechen; die andern Landboten entſcheiden nur nach geheimer Abſtimmung. Der Reichstag prüft die im Staatsrathe abgefaßten Geſetzvorſchläge. Alle chriſtliche Gemeinen haben gleiche kirchliche und politiſche Rechte; die Preßfreiheit iſt anerkannt, und alle öffentliche Beamte, die Mitglieder des Staatsraths, die Miniſter u. ſ. w. ſind verantwortlich. Primas des Königreichs iſt der Erzbiſchof von Warſchau; der jetzige, den die römiſche Curie 1818 als Erzbiſchof beſtätigte, heißt Malczewski. Der polniſche Reichstag verſammelte ſich ſeit 23 Jahren das erſtemal wieder den 26ſten März 1818. Der Kaiſer eröffnete ihn und ſchloß ihn (den 29ſten April) mit einer Rede. Es ward der Entwurf einer neuen Strafgeſetzgebung für das Königreich Polen von der Kammer angenommen. Die Einkünfte betrugen

1817: 60,692,686 polniſche Gulden (4 Groſchen) und die Ausgabe über 52 Millionen poln. Guld., die Staatsſchuld 150 Millionen poln. Guld. Die polniſche Nationalarmee, deren Bildung der Großfürſt Conſtantin, ihr jetziger Generaliſſimus, geleitet hat, iſt 50,000 Mann ſtark, darunter 20,000 Mann Reiterei. Ein eigenes diplomatiſches Corps hat Polen nicht erhalten. Noch beſchäftigt man ſich ſeit 1818 mit der Verbeſſerung der Straßen und des öffentlichen Unterrichts, ſo wie mit der allmäligen Verwandlung der polniſchen Juden in Staatsbürger, wozu der poln. General Graf Kraſinski in ſeinem Aperçu sur les Juifs de Pologne (Paris 1818) einen ſehr edeln aber kühnen Weg vorgeſchlagen hat. Auf dem nächſten Reichstage, hoffen die Polen, wird über die Wiedervereinigung der jetzt noch zu Rußland gehörigen polniſchen Provinzen mit ihrem Königreiche ein Beſchluß gefaßt werden. Die Orden Polens ſind: 1) **Der Orden des weißen Adlers**, geſtiftet von Auguſt II., König von Polen und Churfürſt von Sachſen, während des Krieges mit Schweden, am 2ten November 1705. Dieſer Orden, deſſen Statuten nie bekannt geworden ſind, hat nur eine Claſſe. Er ſtand ehemals in Anſehn, war ſeit der Theilung Polens im J. 1795 faſt ganz erloſchen, wurde durch die Conſtitutionsacte vom 21ſten Juli 1807 wieder hergeſtellt, und nachher vom Könige von Sachſen Friedrich Auguſt, als Herzog von Warſchau, jedoch nur ſelten, vertheilt. Der Kaiſer Alexander ſtellte mit dem neuen Königreiche Polen auch dieſen Orden wieder her, trug ihn ſelbſt bei ſeinem feierlichen Einzuge in Warſchau am 12ten November 1815, und vertheilte ihn an mehrere der erſten polniſchen Staatsbeamten. 2) **Der Orden des heiligen Stanislaus** (des Schutzpatrons von Polen) als Verdienſtorden geſtiftet vom König Stanislaus Auguſtus, aus dem Hauſe Poniatowsky, bald nach ſeiner Thronbeſteigung am 8ten Mai 1765. Dieſer Orden ſtand nie in hohem Anſehn, und hatte ſeit 1795 gleiche Schickſale mit dem Orden des weißen Adlers. Alexander ſtellte ihn am 1ſten December 1815 wieder her, veränderte ihn aber, indem er ſtatt einer Claſſe, aus welcher der Orden bis dahin beſtanden hatte, vier Claſſen anordnete. 3) **Der Militär-Verdienſt-Orden**, geſtiftet vom König Stanislaus Auguſt im J. 1791, in der Folge durch die targowiczer Conföderation unterdrückt, durch die Conſtitution vom J. 1807 wieder hergeſtellt und von Alexander im J. 1815 erneuert und beſtätigt. Er beſteht aus drei Claſſen. — Ein Hauptwerk über Polen, obgleich mit ſichtbarem Haſſe gegen Catharina und Poniatowski geſchrieben, iſt Rulhiere's Histoire de l'anarchie de Pologne et du démembrement de cette République, 4. Vol. Paris 1807; über die erſte Theilung Polens ſ. v. Dohms Denkwürdigkeiten I. und Lettres du Baron de Vioménil, Paris 1808; auch Malte-Brun's, einſeitig und eilfertig entworfenes, aber in Ermangelung eines beſſern noch jetzt ſehr brauchbares Werk: Tableau de la Pologne ancienne et moderne, Paris 1807. Damit verbinde man Jekels hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Werke über Polen und Galizien, Wien 1804—1809, und Flatts Topographie des Herzogthums Warſchau, Leipzig 1810, und von Holſche Geographie und Statiſtik von Weſt-, Süd- und Neu-Oſtpreußen, Berl. 1807. K.

Policinell, ſ. Pulcinella.

Polignac (Melchior von), Abbé, zuletzt Cardinal, ein franzöſiſcher Diplomatiker, geboren 1661, geſtorben 1741, ſtammte aus einem der angeſehenſten Häuſer in Languedoc. Schon im J. 1689

hatte er ſich bei den Unterhandlungen mit dem Papſte Alexander VIII. in Anſehung der Artikel, welche die franzöſiſche Geiſtlichkeit im J. 1682 für die gallicaniſche Kirche angenommen hatte, ſo gewandt gezeigt, daß jener Papſt in einer der letzten Audienzen zu ihm ſagte: „Sie ſcheinen immer meiner Meinung zu ſeyn, und doch ſiegt immer zuletzt die Ihrige.“ Auch Ludwig XIV., der dem Abbé bei deſſen Rückkehr von Rom eine Audienz ertheilte, ſagte von ihm: „Ich habe eben mit einem jungen Menſchen eine Unterredung gehabt, der mir beſtändig widerſprach, ohne daß ich auch nur einen Augenblick ungehalten werden konnte.“ — Im J. 1693 ward er als außerordentlicher Botſchafter nach Polen geſchickt, um den König Johann Sobieski von dem Bunde mit Oeſterreich gegen die Pforte abzuziehn, und zu einem Bunde mit Frankreich gegen Oeſterreich zu bewegen. Nach Sobieski's Tode 1696 ſollte er die polniſche Königswahl auf den Prinzen Conti leiten, und Ludwig XIV. gab ihm Vollmacht, Jedem, der dazu beitragen würde, eine Penſion von 100,000 Livres zu verſprechen. Doch fand ſeine lateiniſche Anrede an die polniſche Wahlverſammlung (bei Klaſſan IV., 141) erſt Beifall, als ihm 560,000 Livres zur Vertheilung unter die Großen zu Gebote ſtanden. Ob er aber gleich noch andere 500,000 Livres verſprach, ſo gewann dennoch der Biſchof von Cujavien eine ſtarke Partei für den Churfürſten von Sachſen. Der Abbé Polignac vermochte bloß, die Partei zu trennen, welche ſich für den Prinzen Jacob, Sohn der Königin von Polen, erklärt hatte. Die Königin, darüber aufgebracht, verlangte vom Miniſter die Zurückgabe ihres Portraits; da der Abbé dieß nicht thun wollte, ſo begab ſie ſich, als er abweſend war, von ihren Garden begleitet, in ſein Zimmer, und nahm es weg. Dieß zog dem Abbé in Frankreich vielen Tadel zu. Auf ſein Verlangen ſchickte man einen zweiten Geſandten nach Warſchau, den Abbé von Chateauneuf; beide Miniſter handelten nun gemeinſchaftlich; aber die von Frankreich auf Danzig gezogenen Wechſelbriefe wurden nicht acceptirt, und Polignac ſah ſich außer Stand, ſeine Zuſagen, die ſich auf 3 Millionen Livres beliefen, zu erfüllen. Der Prinz Sapieha, Großfeldherr von Litthauen, trat daher von der franzöſiſchen Partei ab, ob er gleich ſchon 80,000 Thaler erhalten; doch gewann ihn zuletzt der Abbé wieder, mittelſt einer Summe von 400,000 Livres. Alles ſchien ſich jetzt für ihn zu erklären, zumal da er bis zur gänzlichen Zahlung der verſprochenen Summen als Geiſel bleiben wollte. Der Primas rief daher den 26ſten Juni den Prinzen von Conti zum Könige aus; aber mitten unter dem Tedeum erſchien der Biſchof von Cujavien auf dem Wahlfelde, und rief den Churfürſten von Sachſen als König aus, der bald darauf in Cracau ſeinen Einzug hielt. Auch der Prinz von Conti langte mit 500,000 Livres und vielen Juwelen vor Danzig an; aber die Stadt erlaubte ihm nicht ans Land zu treten, und er ſegelte nach Frankreich zurück. Zugleich erklärten die Danziger, daß ſie den Abbé Polignac nicht als Geſandten, ſondern als Feind anſähen, und bemächtigten ſich ſeines Eigenthums. Der Abbé ging hierauf nach Stettin, und ward im J. 1698 zur Strafe für ſeine verunglückte Miſſion in ſeine Abtei Bonport verwieſen. In der Folge wurde er im J. 1710 als franzöſiſcher Miniſter zu den Verhandlungen von Gertruydenberg geſandt. Hier war es, wo er gegen die holländiſchen Miniſter, als ſie die bekannten demüthigenden Foderungen an Frankreich machten, mit Bitterkeit bemerkte: „Meine Herren, ſie ſprechen wie Leute, die nicht gewohnt ſind zu ſiegen.“ — Der König rief

damals ſeine Miniſter zurück, die vorher noch ein ſtarkes Schreiben an den Großpenſionär Heinſius erließen. Dießmal empfing Ludwig den Abbé von Polignac gnädig. Er ernannte ihn im J. 1712 nebſt dem Marſchall d'Huxelles und Menager zu ſeinem Bevollmächtigten bei dem Congreſſe zu Utrecht. Polignac nahm an allen Verhandlungen Theil, unterzeichnete aber den Friedenstractat nicht, ſondern zog ſich im Februar 1713 zurück, weil er die Ausſchließung Jacobs III. vom engliſchen Throne nicht unterſchreiben mochte, da er dieſem Prinzen den Cardinalshut verdankte. Ludwig ſchickte ihn hierauf als Botſchafter nach Rom, wo er ſich durch Geiſt, Geſchmack und Kenntniſſe allgemeine Achtung erwarb. Polignac iſt auch als Schriftſteller bekannt durch ein Lehrgedicht von mehr als 10,000 Hexametern, welches in acht Büchern das Epicuräiſche Syſtem widerlegt: Anti-Lucretius, s. de deo et natura, Paris 1747. Es iſt ins Italieniſche, Engliſche, Franzöſiſche und ins Deutſche überſetzt. S. die Histoire du Cardinal de Polignac. K.

Polignac (Gabriele Jolande Martine, geborne de Polastron, Herzogin von), geboren 1750, ſtarb zu Wien 1793. Sie war die innigſte Vertraute der unglücklichen Königin Marie Antoinette; daher auch ſie der Haß verfolgte, mit welchem der Revolutionspöbel die Familie Ludwigs XVI. verläumdete. Als eine der ſchönſten und liebenswürdigſten Frauen war ſie eine Zierde des Hofes. Der König hatte ſie zur Gouvernante der Prinzeſſinnen ernannt, und die Königin kannte in ihrer Gnade und Freigebigkeit gegen ſie keine Gränzen. Allein ihre Schwägerin, Diane von Polignac, welche ausgezeichnet klug und geiſtreich, und dabei eben ſo ehrſüchtig als ſchlau war, überredete ſie, ſich des Vertrauens der Königin zum Vortheile ihrer Familie zu bedienen. Ohne die Leitung ihrer Schwägerin würde überhaupt die Frau von Polignac, welche nichts weniger als ehrgeizig war, ob es ihr gleich an richtiger Beurtheilung der Verhältniſſe nicht fehlte, den großen Einfluß auf die Königin nicht erlangt haben. Sie ſchien der Vereinigungspunkt aller vom Adel und der hohen Geiſtlichkeit zu ſeyn, die beim Hofe ihr Glück machen wollten. Der Haß des Volks bezeichnete daher die Polignacs als Theilnehmerinnen und Rathgeberinnen bei den Verſchwendungen der Königin, und beide mußten ſich unter den größten Gefahren aus Frankreich flüchten. Seitdem lebte ſie mit ihrem Gemahl zu Wien, wo dieſer bei dem kaiſerlichen Hofe, wie ſpäter bei dem petersburger, als Geſchäftsführer der königlichen Prinzen von Frankreich angeſtellt war. Bei ihrer Anhänglichkeit an das Haus Bourbon, war ihr Schmerz gränzenlos, als der unglückliche Feldzug des preußiſchen Heeres in der Champagne die Hoffnung einer Wiederherſtellung der alten Ordnung in Frankreich vernichtete. Sie kränkelte ſeither ſichtbar, und ſtarb bald darauf in Wien. Ihr Gemahl ging in der Folge nach England, begab ſich dann in die Ukraine auf ſein Gut, das ihm Catharina II. geſchenkt hatte, und ſtarb 1817 in Petersburg. Zwei Söhne aus dieſer Ehe haben ebenfalls merkwürdige Schickſale gehabt. (S. d. folgenden Art.)

Polignac (Armand François Heraclius de, und Jules Armand Auguſte de). Der ältere, Armand (geboren 1771), war 16 Jahr alt, als ſeine Aeltern Frankreich verließen. Er folgte ihnen nach Coblenz und dann nach Rußland, wählte aber ſpäter, aus treuer Anhänglichkeit an Monſieur, Grafen v. Artois, ſeinen Aufenthalt in England. Der jüngere Bruder, Jules (geboren 1780), ein Pathe der Königin

Marie Antoinette, folgte ihm dahin. Beide Brüder nahmen an Georges und Pichegru's Entwürfen Theil. Der ältere landete in Frankreich (Dec. 1803) mit Georges und kurz darauf auch Jules mit Pichegru (Januar 1804). Alle wurden verhaftet. Armand ward mit Georges und 18 Andern den 14. Juli 1804 zum Tode, Jules, Moreau und noch drei Mitangeklagte aber zu zweijähriger Haft verurtheilt. Jules bot den Richtern ſein Leben für das Leben ſeines Bruders, der Gatte und Vater war. Da warf ſich Armands Gemahlin, von der Kaiſerin Joſephine, Napoleons Schweſter und ſeiner Stieftochter Hortenſe begünſtigt, dem Kaiſer zu Füßen, und erhielt Armands Begnadigung, mit der Einſchränkung, daß derſelbe vier Jahre im Schloſſe Ham verhaftet bleiben, und dann deportirt werden ſollte. Er ward auch nach Ham geführt, hernach wieder in den Tempel und von da nach Vincennes gebracht. Nach einiger Zeit erhielt er die Erlaubniß, ſich in einem Geſundheitshauſe aufzuhalten, wo er ſich mit Malet in Verbindung ſetzte, und deſſelben Plane theilte, glücklich einer aufs Neue gegen ihn verfügten Verhaftung entging, und erſt nach der Thronbeſteigung des Königs wieder erſchien. Jules hatte die Zeit über im Tempel zugebracht. Die Kataſtrophe von 1814 gab auch ihm die Freiheit. Der König ſetzte beide wieder in Rang und Ehren ein und ernannte ſie zu Mitgliedern der Pairskammer. Nachdem ſie 1815 dem Könige nach Gent gefolgt und mit ihm zurückgekehrt waren, wurden ihnen mehrere wichtige Aufträge anvertraut. Sie ſtehen in beſonderm Vertrauen beim Könige und beim Grafen Artois.

Poliren heißt glätten und Glanz verſchaffen, was nach der Verſchiedenheit der Körper, beſonders aber ihrer Härte und Weichheit, verſchiedene Operationen und Werkzeuge erfodert. So gibt es Polirbänke (in Gold- und Silberdrahtfabriken), Polirhämmer und Polirſtöcke, deren man ſich bei Bearbeitung des Kupfers und Blechs bedient, Polirſcheiben, deren ſich die Stahlarbeiter, Meſſerſchmiede und Scheerenſchleifer bedienen, Polirſteine, zur Politur vertiefter Sachen. Polirpulver, engliſches, iſt eine Miſchung von ſechs Theilen Zinnober und einem Theile Arſenik, und dient zur Politur der Stahlwaaren.

Polirer, bei einigen Handwerkern, beſonders Maurern und Zimmerleuten, der älteſte und geſchickteſte Geſell, der die feinere Arbeit verrichtet, und deſſen Anordnungen die andern in Abweſenheit des Meiſters befolgen müſſen.

Politik, die Wiſſenſchaft und Kunſt des geſellſchaftlichen Lebens, Weltklugheit; insbeſondere Staatslehre und Staatskunſt, d. h. Wiſſenſchaft und Kunſt, den Zweck des Staats ſo vollkommen als möglich zu erreichen. Erſtere zerfällt in mehrere Wiſſenſchaften. Die politiſchen Wiſſenſchaften betrachten nämlich das Leben der Menſchen im Staate, 1) wie es ſeyn kann und ſoll: Staatswiſſenſchaft im eigentlichen Sinne; oder 2) wie es ſich entwickelt und fortgebildet hat: politiſche und Staatengeſchichte; oder 3) wie es gegenwärtig iſt: Staatenbeſchreibung und Statiſtik. Die Staatswiſſenſchaft betrachtet den Staat zuerſt von Seiten des Rechts (allgemeines Staatsrecht); dann von Seiten der Klugheit, Politik im engeren Sinne. In letzterer Hinſicht iſt ſie eine Erfahrungswiſſenſchaft, aber gegründet auf die Idee der menſchlichen Beſtimmung, daher ihre Aufgabe unendlich iſt. In ſofern iſt ſie, wie das allgemeine Staatsrecht, ein Theil der angewandten practiſchen Philoſophie. Die Politik im eigentlichen Sinne oder die Staatskunſt begreift: I. die Politik der Staatsverfaſſung,

oder wie die Gewalten im Staate zu ordnen und zu vereinigen ſind; II. die Politik der Staatsverwaltung, enthält die Regeln für die Leitung ſowohl der innern als der äußern Verhältniſſe in Hinſicht auf die geſetzgebende und vollziehende Gewalt. Die Staatsverwaltungslehre betrifft: 1. die Sicherſtellung des Ganzen durch die Wohlfahrt der Einzelnen, und heißt Polizeiwiſſenſchaft, welche a) die Sicherheits- und b) die Wohlfahrtspolizei begreift. Zu jener gehören die Kriegs- und Friedenspolitik (Politik im engſten Sinne), die hohe und die Landes- (nebſt der Stadt-, Dorf- und Straßen-) Polizei, welche letztere die Criminalpolizei und die Anſtalten gegen Landesnoth in ſich faßt. Zu dieſer gehören die mediciniſche, die Armen-, Landwirthſchafts-, Induſtrie-, Handels- und Sittenpolizei, ſämmtlich Gegenſtände der Bevölkerungspolizei. (S. Polizei). 2) Die Sicherſtellung des Staatszwecks der Einzelnen durch die Wohlfahrt des Ganzen. Die letztere hängt aber, in wiefern ſie den Zweck des bürgerlichen Vereins für die Einzelnen befördert, ab von der geſetzlichen Ordnung, von dem bürgerlichen Wohlſtande und von der geiſtigen Cultur; in ſofern unterſcheidet man a) die Geſetzgebungskunſt, welche theils die Abfaſſung der Criminal-, Civil- und Polizeigeſetze, theils die Form ihrer Vollziehung (durch Beamte, Richter) in der Kanzleipraxis und Prozeßordnung betrifft; b) die Staatsökonomie oder Staatshaushaltungskuuſt, welche die Nationalökonomie und die Staatswirthſchaftslehre begreift. Letztere enthält: aa) die Finanzwiſſenſchaft (Hebung und Verwaltung der Staatseinkünfte), bb) die Cameraliſtik (Verwaltung und Vervollkommnung der Quellen des Staatsvermögens). Die cameraliſtiſche Geſchäftsführung lehrt die Cameralpraxis. — c) Die Culturpolitik, oder Staatserziehungslehre, welche alle ſittlich geiſtigen Bildungsanſtalten, Kirchen, Schulen, Literatur und Kunſt, d. i. die Sache der Menſchheit im Staate unmittelbar umfaßt. — In der Ausübung iſt die Staatskunſt allemal von der Wirklichkeit bedingt, und zwar von der phyſiſchen und geiſtigen Eigenthümlichkeit des Volks. Doch wird das Genie des Geſetzgebers über ſeinem Zeitalter ſchweben und daſſelbe zu ſich emporheben, ſobald er ſelbſt ſittlich veredelt iſt. Dadurch haben ältere Geſetzgeber im Oriente und Griechenland, Zoroaſter, Moſes, Solon, ſo Großes gewirkt. Freilich iſt es ſchwer, die phyſiſchen Kräfte eines Staats der ſittlichen Freiheit und Würde des Ganzen unterzuordnen; am ſchwerſten zur Zeit politiſcher Stürme. So reich übrigens unſer Zeitalter an ſcharfſinnigen Theorien iſt, ſo wenig haben ſie gewirkt zur Befeſtigung der bürgerlichen Freiheit; wohl aber hie und da zur planmäßigern Begründung eines feinern Deſpotismus. Doch haben auch die Völker von dem Staate oft zu viel erwartet, und um ſo höhere Foderungen an denſelben gemacht, je mehr ſie demſelben leiſten mußten; daraus iſt Spannung, getäuſchte Erwartung und Unzufriedenheit auf beiden Seiten entſtanden. Nur da, wo die Staatsform ſo viel möglich dem Volksgeiſte angemeſſen iſt und wo die Staatskunſt mit demſelben in ihrer Entwickelung fortſchreitet, findet man die mehrſte Zufriedenheit. Iſt beides nicht der Fall, ſo entſteht Trennung und Parteienkampf, der entweder mit der Vernichtung des Bürgerthums und Volkslebens, oder mit einer Revolution endigt. Doch wird die Politik, auch wenn ſie in der Zweckmäßigkeit der Mittel irren ſollte, ſich wenigſtens vor Ungerechtigkeit und dadurch den Staat vor innerer Auflöſung ſichern, wenn

ſie einen ſittlich erhabenen Charakter behauptet. Daher zum Theil die lange Dauer der alten Staatsverfaſſungen! Der Orient machte nämlich die Religion zur Seele der Staatsform; allein er preßte beide in die Kaſtenordnung, dadurch ſchrumpften ſie endlich beide zu einer Mumie zuſammen. In Rom diente die Religion der Politik als Magd, und die Staatsform zerfiel mit dem Gerüſte des Aberglaubens. In Griechenland durchdrangen ſich gegenſeitig Religionsdienſt und Staatsform, beide von Ideen beſeelt, und aus dieſem Bunde entkeimte die Soloniſch-Sokratiſche Cultur. Als die Geſetzgeber des franzöſiſchen Convents die Religion aus der politiſchen Ordnung ausſchließen wollten, verletzten ſie das Geſetz der menſchlichen Natur, nach welcher die ſittliche Freiheit mit dem bürgerlichen Gehorſam nur durch religiöſe Bildung verſchmolzen werden kann. Der Verſtand der Gewalthaber wollte überhaupt in der neuern Zeit das Ganze nach einem genau berechneten Mechanismus lenken; allein ſeine Springfedern waren Klugheit und Eigennutz. In ſeinem Stolze wagte er ſogar, Moral und Politik zu trennen, oder die ſogenannte große Moral von der kleinen zu unterſcheiden; daher jenes Gewebe von Liſt und Gewalt in der politiſchen Geſchichte der letzten drei Jahrhunderte, ſeit der Theilung Neapels durch Ludwig XII. und Ferdinand den Catholiſchen bis zur Theilung Polens und bis zur Ausbildung des Continentalſyſtems. Convenienzpolitik in den äußern Verhältniſſen; ein gröberer Sultanismus, oder ein feinerer Miniſterialdeſpotismus in der Regierung des Innern: dieß war nur zu oft der Charakter der neueren Staatskunſt! Endlich ſtellte 1815 die heilige Allianz (ſ. d.) den Grundſatz auf, daß die innere und äußere Politik chriſtlich ſeyn müſſe. In demſelben Geiſte erklärten die fünf Monarchen durch ihre Miniſter zu Aachen den 15ten November 1818, daß ſie die Grundſätze des Völkerrechts zur einzigen Richtſchnur ihrer ganzen Staatskunſt machen wollten. So hat endlich die Diplomatik ausgeſprochen, was die Theorie ſchon ſeit Plato bis auf Kant (ſ. deſſen ewigen Frieden) bewieſen hat. Möge die Geſchichte einſt bezeugen, daß die Regierungen ihr zu Aachen gegebenes Wort gelöſ't haben. — Ueber das Verhältniß der Moral zur Politik ſehe man die Schriften von Garve, Berg und Ferguſon. Ueber Politik ſind Hauptſchriftſteller Plato und Ariſtoteles, Cicero, Machiavelli, Lipſius, Bodini, Spinoza, Montesquieu, Friedrich der Große, Rouſſeau, Beccaria, Adam Smith, Achenwall, Schlözer u. A. Ueber die Politik in der Geſchichte, der trefflichſten Lehrerin in der Staatskunſt, beſitzt Deutſchland zwei claſſiſche Werke in Heeren's Ideen über die Politik der vornehmſten Völker der alten Welt, und in ſeinem Handbuche der Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems. Auch Gibbon, Robertſon, Joh. v. Müller und v. Spittler gehen dem Denker mit der Fackel voran. Als hiſtoriſch-politiſche Vorrathskammer iſt Flaſſans Histoire de la Diplomatie française etc. brauchbar, oft ein naives Sündenbekenntniß. Neuere Handbücher über die Staatswiſſenſchaften beſitzen wir von Voß nach Schlözer, von Behr, Wagner, Benſen u. A. Das Neueſte iſt: Craigs Grundzüge der Politik, aus dem Engliſchen. Leipz. 1815. 3 Bde. K.

Politiſche Freiheit, ſ. **Freiheit**.

Politiſche Verfaſſung, ſ. **Staatsverfaſſung**.

Polize, ein in der Handlung häufig vorkommendes Wort von mancherlei Bedeutung, welches bald einen Zettel, bald eine Inſtruction, welche Jemanden gegeben wird, bald einen Wechſelcurszettel u. ſ. w.

bedeutet. Hauptſächlich aber bezeichnet es bei Aſſecuranzen die Verſicherungsurkunde deſſen, der die Aſſecuranz übernimmt.

Polizei, Polizeiwiſſenſchaft. Ueber die Frage: was iſt das Weſen der Polizei, welche Functionen des Staats gehören unter dieſen Namen, und welches ſind ihre Gränzen? giebt es ſehr verſchiedene Meinungen; doch kommen ſie darin überein, daß die Polizei alle die Mittel in ſich vereinige, wodurch der Staat für die Beförderung aller gemeinſamen, durch das Recht beſtimmten Zwecke ſorgt und insonderheit dahin wirkt, daß der Uebertretung der Pflichten gegen den Staat möglichſt vorgebeugt, die Erfüllung derſelben dagegen erleichtert werde. Die Polizei greift alſo mittelbar und vorbereitend, oder dienend in alle Zweige der Staatsverwaltung ein. Dem Geſetzgeber giebt ſie Rath; dem Richter ebnet ſie den Weg, ſo daß die Unterſuchung beginnen kann; dem Staatswirth zeigt ſie die Bedürfniſſe der Menge an; der vollziehenden Gewalt ſteht ſie als Dienerin zur Seite u. ſ. w. Es iſt alſo Sache der Polizei: 1) das Anſehn der Regierung und ihrer Geſetze zu erhalten, wohin die Aufſicht über alle öffentlichen Handlungen, über die Aeußerungen der öffentlichen Meinung über die Regierung, und die obrigkeitlichen Perſonen gehört; 2) dahin mitzuwirken, daß die Kräfte der Regierung durch alle nur möglichen Mittel erhalten und vermehrt werden, indem ſie vorzüglich den Schaden abzuwehren hat, welcher der Nationalökonomie und Bevölkerung drohen könnte; dahin gehört die Sorge, Armuth, Seuchen, Epidemie, Auswanderungen entgegenzuwirken, Gewerbfleiß, leichte Gewinnung der Nahrungsmittel, Cultur u. ſ. w. zu befördern. — Allein dieſe Zwecke, welche die Regierung für den Staat mittelſt der Polizeigewalt erſtreben darf, werden in Anſehung der von der Polizei anzuwendenden Mittel begränzt durch die von der Polizeigewalt zu erreichenden Zwecke des Volks, ſobald dieſe nicht ſicherer und beſſer durch Privatkräfte und Privatverbindungen erreicht werden können. Dieſe beſonderen Zwecke des Volks beziehen ſich: 1) auf die Sorge für Leben und Geſundheit (vergl. den Art. Polizei, mediciniſche); 2) auf die Freiheit der einzelnen Staatsglieder, damit die Staatsbeamten ſelbſt ihre Gewalt nicht mißbrauchen, oder auch derjenige Mißbrauch vermieden werde, der von der Privatgewalt der Herren über ihre Diener und Unterthanen gemacht werden könnte; alſo Sicherheit der perſönlichen und der Gewerbsfreiheit verlangt das Volk von der Polizei; 3) auf den öffentlichen Schutz der Ehre, dadurch, daß kein Vorurtheil wegen gewiſſer Beſchäftigungen, oder wegen Geburt, keine öffentliche Beſchimpfung z. B. durch Schriften, Bilder ꝛc. geduldet werde; insbeſondre iſt es Pflicht der Staatspolizei, die Ehre des Bürgers gegen das unſinnige Vorurtheil des Duellirens ſicher zu ſtellen (ſonſt helfen alle Duellmandate nichts); 4) auf die Fürſorge für Gottesverehrung und Sittlichkeit, daher muß öffentliche Völlerei, öffentliche Unſittlichkeit in Befriedigung des Geſchlechtstriebes, Spiel aus Profeſſion, Dienſtloſigkeit des Geſindes, Bettelei und Gaunerei überhaupt (vergl. Armenweſen u. Gaunerweſen) verhütet werden; 5) auf öffentliche Erziehung und Volksbildung, wobei jedoch, da alle Cultur auf Wahrheit, dieſe aber auf der Freiheit des Geiſtes beruht, alles was die letztere beſchränkt (wohin der Cenſurzwang gehört, der die Wahrheit zu einem Regierungsmonopol machen will), vermieden werden muß, damit nicht die edelſte Freiheit des Volks, die geiſtige, von einer blinden, plumpen oder jeſuitiſchen Polizei erdrückt werde; 6) auf die

Sorge für öffentliche Bequemlichkeit und Vergnügungen, durch Herſtellung guter Landſtraßen, Canäle u. ſ. w., des Poſtweſens (ſ. d. Art.), des Pflaſters, der Beleuchtung in den Städten, Reinlichkeit der Straßen, der Brunnen, Waſſerleitungen, Uhren, Gaſthöfe, Wächter, Markttaxen, Schauſpiele, Meß- und Jahrmarktsbeluſtigungen, Caffeehäuſer u. ſ. w.; 7) auf die Sorge für die Sicherheit des Eigenthums, auch gegen die Einflüſſe ſchädlicher Erſcheinungen in der Natur (durch Waſſer, Feuer, Inſecten, Viehſeuchen ꝛc.); 8) ſo auch für die Gewerbe überhaupt, wohin alles Induſtrieweſen, Monopole, Prämien, äußere und innere Einrichtungen für den Vertrieb der Producte (Handel), auch die Sorge für die Gewinnung der rohen Producte an und für ſich, ſo wie für deren Verarbeitung in Manufacturen und Fabriken, öffentlichen Arbeitshäuſern, Zölle, Aus- und Einfuhrverbote der Waaren, Arbeitslohn, Zinsfuß, Sorge für gute Waare gehören. Andere theilen die Polizei nach ihren Zwecken überhaupt in Sicherheits-, Wohlfahrts- und Culturpolizei. — Die erſten ausgebildeten Polizeigeſetze finden wir in Aegypten (ſ. d. Art.); die Moſaiſche Geſetzgebung, zum Theil gegründet auf die ägyptiſche, enthielt vortreffliche polizeiliche Vorſchriften; muſterhaft war die Polizeigeſetzgebung der alten Griechen; ſowohl bei dieſen als bei den, jene nachahmenden, Römern war die Polizei ein eigener Zweig der Staatsverwaltung. Nächſt dieſen finden ſich in den Capitularien der fränkiſchen Könige Spuren von Polizeiverordnungen, und in Deutſchland ſelbſt gaben ſich zuerſt die Reichs- und Handelsſtädte Polizeiverfaſſungen; im J. 1502 kam in Nürnberg ſogar die Büchercenſur zur Sprache und in den Jahren 1548 und 1577 erhielt das deutſche Reich Reichspolizeiordnungen. Hier bildeten ſich nach und nach viererlei Sphären der Polizeigewalt: 1. Reichspolizeigeſetze, 2. Kreispolizeigeſetze, 3. Polizeigeſetze jedes Reichsſtandes in ſeinem Lande, und 4. Polizeigeſetze beſonderer Ortſchaften. Außer Deutſchland zeichnen Frankreich, England, Rußland, Schweden und Dänemark durch vortreffliche Polizeianſtalten, wenigſtens in vielen einzelnen Zweigen, ſich aus; frühere gute Einrichtungen in Italien ſind in Verfall gerathen. Manche Länder haben auch zu viel Polizei; man iſt wohl nicht ohne Grund der Meinung: keine Polizei ſey beſſer, als eine ſchlechte und theure. Die öffentliche Meinung, wo ſie frei ſich ausſprechen darf, iſt für die Polizei die beſte Theorie; ſo wie der Gemeingeiſt der Bürger (welcher ebenfalls mit der freien Verfaſſung entſteht und untergeht) der beſte Polizeidiener iſt. — Aus dem böſen Gewiſſen eines Tyrannen, oder aus der argwöhniſchen Furchtſamkeit eines Schwächlings entſtand die ſogenannte hohe Polizei, welche als ein nothwendiges Uebel nur in außerordentlichen Zeiten, wenn der Staat von Innen und Außen bedroht, kein beſſeres Mittel zu ſeiner Nothwehr kennt, entſchuldigt werden kann. Das Syſtem dieſer hohen Polizei begreift die Erhaltung 1) der äußern und 2) der innern Sicherheit des Staates. In jene gehören: a) die Controle der Reiſenden im Lande, b) Ausmittelung feindlicher Kundſchafter, c) Beobachtung der politiſchen Stimmung und der circulirenden politiſchen Gerüchte, d) Einziehung nützlicher Nachrichten aus den benachbarten (beſonders feindlichen) Staaten, über die Stimmung u. ſ. w., e) Aufſicht auf öffentliche Häuſer und Verſammlungsorte in politiſcher Hinſicht u. ſ. w., Cenſur der Zeitungen, politiſcher Journale und Flugblätter. — In die zweite Hauptabtheilung gehören: a) Controle der Behörden und der öffentlichen

Meinung; b) Aufſicht über verdächtige Einheimiſche; c) Verhütung von Meutereien, Aufruhr, und d) Aufſicht auf geſchloſſene Circel, Clubs und ſonſtige geheime Geſellſchaften. — Daß dieſe hohe Polizei ein großes Talent des Spionirens erfodere, liegt in der Natur der Sache. Nirgends iſt ſie umfaſſender ausgebildet geweſen, als in Frankreich unter Fouché und Savary. Doch haben die Agenten der Mächte an fremden Höfen wohl einen andern Beruf? Man zerglie-dere die Function eines jeden politiſchen Geſchäftsträgers, und man wird mehr oder weniger Paragraphen aus der Inſtruction eines Die-ners der hohen Polizei darin entdecken. Die Polizeiwiſſenſchaft haben bearbeitet Juſti, Lotz, Henrici, Jacob, v. Berg, Graf von Soden u. A. Vergl. d. Art. Politik. K.

Polizei (mediciniſche), iſt derjenige Zweig der allgemeinen Polizei, welcher für das körperliche Wohl der Staatsbürger zu ſorgen hat. Es liegt ihr folglich ob, auszumitteln, was das Leben und die Geſundheit derſelben erhalten, und was ihnen ſchaden kann, um jenes zu befördern und dieſem zu ſteuern. Da die Verbindung eines Volks zu einem Staate in der Abſicht geſchieht, das gemeinſame Beſte deſ-ſelben deſto beſſer zu befördern, da ferner der Staat ſelbſt nur aus einzelnen Individuen beſteht, deren Leben und Geſundheit ſelbſt Be-dingniſſe ſeiner Exiſtenz ſind; ſo folgt daraus die Pflicht und das Intereſſe der Vorſteher des Staats, eine mediciniſche Polizei zu bil-den. Dieſe muß demnach ſorgen, daß ſo viele Menſchen in dem Staate leben, als nur immer möglich iſt, alſo die Bevölkerung be-fördern; aber nur eine geſunde, den Umſtänden des Landes angemeſſene Bevölkerung, welche ſich auch als ſolche erhalten kann. Das Bei-ſammenleben der Menſchen in geſellſchaftlicher Verbindung, beſonders in großen Maſſen, hat aber auch Vieles zur Folge, was wieder die Menſchenzahl verringern, der Geſundheit und dem Leben der Men-ſchen nachtheilig werden, ihre Erhaltung erſchweren kann. Dieſen Folgen muß die mediciniſche Polizei durch alle Mittel, die ihr zu Gebote ſtehen, vorbeugen; wenn ſie deſſenungeachtet ſich zeigen, ſie vermindern und wegſchaffen. Aus dieſer Anſicht entſtehen folgende Abtheilungen der Pflichten und Obliegenheiten der mediciniſchen Po-lizei. Ehen müſſen befördert werden, allein ihrem Zwecke gemäß. Zu frühzeitige oder zu ſpäte und ungleiche Ehen, Verbindungen un-geſunder Perſonen, deren Krankheiten dem Zwecke der Ehe entgegen ſind, oder gezwungene Ehen, dürfen nicht geſtattet werden. Schwan-gere und Säugende ſind beſonders zu ſchützen und für ſie zu ſorgen. Für die Gebärenden und Wöchnerinnen muß durch Anſtellung von Perſonen, welche in der Entbindungskunſt unterrichtet ſind, und durch andere Anſtalten geſorgt werden. Für unehelich Schwangere muß eben ſo geſorgt werden; alle Strafen für dieſelben müſſen wegfallen. Dem Kindermorde muß durch zweckmäßige Mittel geſteuert werden. Für eine vernünftige phyſiſche Erziehung der Kinder zu geſunden, kräftigen Menſchen muß der Staat Sorge tragen. Die verlaſſenen Kinder, die Waiſen, die außerehelich gebornen, müſſen unter die be-ſondere Obhut des Staats geſetzt werden. Die öffentlichen Unter-richtsanſtalten dürfen der Geſundheit der Kinder nicht hinderlich ſeyn. Auch muß die Erhaltung der Staatsbürger durch die Nahrungsmittel ein Gegenſtand der mediciniſchen Polizei ſeyn. Sie muß daher ſor-gen für gehörige, der Menge der Menſchen angemeſſene Nahrungs-mittel; dafür, daß die Preiſe derſelben im Verhältniſſe ihres Pro-ductionswerthes ſtehen, und auch der Aermere die unentbehrlichen

Lebensmittel ſich verdienen kann; ſo auch für die geſunde Beſchaffenheit derſelben. Alle ſchädlichen, verdorbenen, der Geſundheit nachtheiligen Nahrungsmittel müſſen entfernt werden; und diejenigen, welche ſich mit dem Verkaufe der Nahrungsmittel abgeben, müſſen deßhalb unter beſtändiger Aufſicht der Polizei ſtehen. Hieher gehören auch die Getränke, Bier, Wein, Branntwein u. a. m., welche ſo vielen Einfluß auf die allgemeine Geſundheitsbeſchaffenheit haben. Dem unmäßigen Genuſſe derſelben, beſonders an öffentlichen Orten, muß geſteuert werden. Für die Erhaltung der Geſundheit muß ferner geſorgt werden, durch Vermeidung deſſen, was die Luft verunreinigen, und dem Leben der Menſchen nachtheilig machen kann. Die unnöthige Anhäufung von großen Menſchenmaſſen in Städten muß beſchränkt werden; über öffentliche Verſammlungsplätze, Kirchen, Schauſpielhäuſer, Schulſäle u. a. m. muß Aufſicht gehalten werden; die Straßen müſſen reinlich gehalten, Anſammlungen von Schlamm und Koth, von verfaulenden Stoffen u. dergl. dürfen nicht geduldet werden. Handwerker, deren Beſchäftigungen die Luft verunreinigen, dürfen in den Städten nicht ihr Gewerbe treiben. Alles, was außerdem der Geſundheit und dem Leben gefährlich werden kann, und Folge der Verhältniſſe der Menſchen unter einander iſt, muß abgewendet, oder wenn dieß nicht gänzlich geſchehen kann, beſchränkt werden. Daher iſt Sicherheit der Straßen, Entfernung alles deſſen, was dieſe ſtören kann, ein Gegenſtand der Polizei. Boshafte Menſchen, die andern nach dem Leben trachten, oder ſie durch Muthwillen zu beſchädigen ſuchen, zügelloſe Knaben u. a. m. müſſen abgehalten und beſtraft werden; die Straßen müſſen des Nachts erleuchtet werden; Wagen, Holz- und Steinhaufen u. dergl., dürfen auf den Straßen des Nachts nicht ſtehen bleiben; Gruben und Löcher müſſen beleuchtet werden, wenn ſie vor Nachts nicht verſchüttet werden können. Unglücksfälle durch Einfallen von Gebäuden, in Kirchen, auf Brücken, von Dächern u. dergl. mehr, die übeln Folgen von Ueberſchwemmungen müſſen durch Vorſorge verhütet werden; das Schießen auf den Straßen und aus den Häuſern muß verboten werden; Menſchen, die durch Krankheiten, durch ihren Anblick Andern ſchaden können, müſſen von öffentlichen Plätzen entfernt bleiben, dahin gehören Wahnſinnige, Epileptiſche, Ausſätzige, auffallend Verſtümmelte oder Mißgeſtaltete, Veneriſche u. a. dergl. — Spieler und Gaukler, die durch gefährliche Wageſtücke ſich und Andern ſchaden können, und theils eigene, theils fremde geraubte Kinder dazu abrichten und mißhandeln, Andere zur Nachahmung reizen, gefährliche Thiere ohne gehörige Vorſicht mit herumführen, dürfen nicht geduldet werden. Alle Gifte, ſowohl wildwachſende als die verkäuflichen, müſſen entfernt werden, die nothwendigen dürfen nur unter ſehr beſchränkenden Bedingungen in den Handel kommen. Die mediciniſche Polizei hat ferner die Verpflichtung, dafür zu ſorgen, daß die geſtörte Geſundheit der Staatsbürger wieder hergeſtellt werden kann, und Kranke, durch Unglücksfälle ꝛc. Beſchädigte gehörige Hülfe bekommen. Daher muß für Anſtellung des geſammten ärztlichen Perſonals, beſtehend aus tüchtigen, gehörig unterrichteten und geprüften Aerzten, Wundärzten, Geburtsärzten und Hebammen gehörig geſorgt werden. Allen denjenigen, welche nicht die dazu nöthigen Kenntniſſe durchaus und in allen Fächern beſitzen, darf niemals und in keinem Falle Erlaubniß zur Praxis gegeben werden; alle beſchränkten Licenzen taugen daher nicht; alle Pfuſcher und Quackſalber, unter jedem Namen und

in jedem Stande, müſſen von der Behandlung der Krankheiten abgehalten, und wenn ſie dennoch ſich damit befaſſen, ſtreng beſtraft werden. Dabei müſſen die Oberbehörden nicht von dem falſchen Grundſatze ausgehen, daß es Sache der Aerzte ſey, die Pfuſcher aufzuſuchen, anzuklagen und Beweiſe gegen ſie zu führen; ſondern ſie müſſen einſehen, daß dieß ihre Sache iſt, daß die Pflicht und das Intereſſe der Staatsbürger erfodert, daß ſie ſelbſt auf Pfuſcher wachſam ſeyn, ihnen nachſpüren, ſie aufſuchen, und den Beweiſen gegen ſie nachforſchen müſſen. Durch angeſtellte Aerzte muß die Polizei in ſtete Kenntniß des öffentlichen Geſundheitszuſtandes geſetzt ſeyn. Epidemiſchen und anſteckenden Krankheiten müſſen zeitig genug Mittel entgegengeſetzt werden; ſelbſt die endemiſche Ortsbeſchaffenheit muß, wenn es möglich iſt, verbeſſert werden. Auch die Apotheken müſſen in guten Stand geſetzt und in demſelben erhalten werden. Die Apotheker müſſen gut unterrichtete Perſonen ſeyn; die Aufnahme der Lehrlinge, der Gehülfen, darf erſt nach gehöriger Prüfung geſchehen. Zur Abwartung der Kranken müſſen Krankenwärter und Wärterinnen unterrichtet und verpflichtet werden. Die Sorgſamkeit der mediciniſchen Polizei muß ſich auch auf Sterbende, ja ſelbſt auf Todte noch erſtrecken, damit nicht Scheintodte begraben, überhaupt die Leichen nicht zu bald oder zu ſpät beerdigt werden. Die Begräbnißplätze dürfen nicht an Orten, wo ſie den Lebenden Nachtheil bringen können, angelegt werden. — In ſofern die Hausthiere den Menſchen zum Unterhalte und zur Hülfe in vielen Arbeiten unentbehrlich ſind, muß die mediciniſche Polizei ihre Sorgfalt auch auf ſie ausdehnen. Krankheiten, die ſich unter ihnen ausbreiten, müſſen zeitig unterſucht und unterdrückt werden; es müſſen wohl unterrichtete Thierärzte angeſtellt werden, an die der Beſitzer kranker Thiere ſich wenden kann; die Hirten beſonders und die Schmiede ſollten in der Thierheilkunde unterrichtet werden. Auch der Thierquälerei muß Einhalt gethan und ſelbige beſtraft werden. Alle dieſe Gegenſtände der mediciniſchen Polizei muß die theoretiſche Wiſſenſchaft derſelben weiter aus einander ſetzen. So weitläufig dieſes Feld ſcheint und wirklich auch iſt, ſo wichtig iſt doch deſſen Bearbeitung, und ſo wohlthätig iſt die Ausübung in ihren Folgen. Deſſenungeachtet iſt noch wenig in dieſem Fache gethan, und in den wenigſten Staaten eine wahrhaft gute mediciniſche Polizei eingeführt. Die Urſachen davon ſind theils dieſe, daß die oberſten Staatsrepräſentanten ihre eigene Verpflichtung, den Werth und die Nothwendigkeit dieſes Zweiges der Staatsverwaltung noch nicht genug einſehen, weil ſie nicht unmittelbar die Caſſen füllt, theils die mangelhafte Einrichtung, daß man die mediciniſche Polizei nur als Nebenſache der Verwaltung der allgemeinen Polizei beifügt, die man oft ſelbſt nur als Nebenſache anſieht. Ferner der Mangel eines gehörig eingerichteten und mit der nöthigen Auctorität verſehenen Sanitätscollegiums; endlich die Unwiſſenheit und Nachläßigkeit der Unterbehörden. Soll die Idee einer mediciniſchen Polizei ſo gut als möglich in Wirklichkeit geſetzt werden, ſo gehört dazu 1) ein oberſtes mediciniſches Landescollegium. Die Mitglieder deſſelben müſſen nicht nur die dazu nöthigen Kenntniſſe, ſondern auch den Willen, die Zeit und die Macht haben, ihre Pflichten zu erfüllen; ſie müſſen nicht nur die mediciniſche Polizei gehörig ſtudirt, ſondern auch in den Hülfswiſſenſchaften derſelben unterrichtet ſeyn. Das Collegium darf nur unmittelbar dem Fürſten oder den Repräſentanten des Staats untergeordnet ſeyn. Es gehört 2) dazu, daß das Per-

ſonale der mediciniſchen Polizei im ganzen Lande, zunächſt die Gerichtsärzte, Phyſici, Bezirks- und andere angeſtellte Aerzte, die Gerichtschirurgen, dann die übrigen practicirenden Aerzte, Wundärzte, Bader, Hebärzte, Hebammen, Thierärzte und Apotheker, unter der Direction und Gerichtsbarkeit des mediciniſchen Landescollegiums ſtehe, und für alle ein beſonderes Regulativ entworfen werde. 3) Es muß eine Verbindung zwiſchen jenem Collegium und dem oberſten Polizeirathe, ſo wie im ganzen Lande zwiſchen dem mediciniſchen Perſonale und den Polizeibehörden, aber keine ſubordinirende, Statt finden. 4) Die Unterobrigkeiten und ihre Abgeordneten müſſen die Verordnungen des mediciniſchen Landescollegiums in Ausübung bringen, und für die Aufrechthaltung und Beförderung der mediciniſchen Polizei überhaupt verantwortlich gemacht werden. Sie müſſen daher im Allgemeinen verpflichtet werden, in zweifelhaften Fällen ſich von ihren Bezirks- oder Gerichtsärzten belehren zu laſſen; zu den mediciniſchen Polizeigeſchäften, Fleiſchbeſchauern, Todtenbeſchauern, Leichenweibern, Krankenwärtern u. a. m. tüchtige, unterrichtete und getreue Perſonen zu beſtellen; in ihren allgemein polizeilichen Berathungen, ſobald ſie mediciniſch-polizeiliche Gegenſtände betreffen, den Gerichtsarzt mit zuzuziehen, ſo wie gegentheils den gerichtlichen oder polizeilichen Berathungen und Unterſuchungen der Aerzte einen Abgeordneten aus ihrer Mitte beiſitzen zu laſſen. Wer ſich von dem Umfange und der Wichtigkeit der mediciniſchen Polizei, und Allem, was dazu gehört, näher unterrichten will, dem iſt J. P. Franks Syſtem einer vollſtändigen mediciniſchen Polizei zu empfehlen. — Wie ſich die mediciniſche Polizei von der gerichtlichen Medicin unterſcheidet, davon ſ. jenen Art. H.

Polìziano (Angelo), lat. Angelus Politianus, einer der geiſtreichſten und in der griechiſchen, lateiniſchen und italieniſchen Literatur bewandertſten Männer des 15ten Jahrhunderts. Er war den 14ten Julius 1454 in der kleinen Stadt Monte Pulciano geboren. Ungeachtet er ſeine Jugend in Noth und Gefahren verlebte, ſo beſchäftigte er ſich doch auf das Eifrigſte mit den Studien. Sein Lehrer im Griechiſchen war Andronicus von Theſſalonich, in den Anfangsgründen der ſchönen Künſte Criſtoforo Landini, den er beredt und gelehrt nennt, in der Platoniſchen Philoſophie Marſilio Ficino, und in der peripatetiſchen Argyropulus. Für die Poeſie aber bildete ſich Polizian nach den griechiſchen und römiſchen Muſtern ohne weitere Anleitung, da ſein eigener Sinn ihn hier beſſer und ſicherer leitete. Homer, der Vater der griechiſchen Poeſie, zog den empfänglichen Jüngling mit ſo großer Gewalt an, daß er die Studien der Philoſophie etwas vernachläſſigte, um ſich ganz mit der Ueberſetzung deſſelben in lateiniſche Verſe zu beſchäftigen. Zur Philoſophie kehrte er erſt zurück, als der große Pico della Mirandola auf Lorenzo's Einladung ſich in Florenz niederließ, und ihn zu ſeinem Gefährten in den Studien wählte. Polizian hatte kaum das 15te Jahr zurückgelegt, als er eine Versart zu bearbeiten unternahm, die ſeinem Vaterlande noch faſt ganz mangelte. Dieß war die Ottave, durch deren harmoniſchere Ausbildung er dem Arioſt und Taſſo den Weg bahnte. Der Gegenſtand, den er beſang, war der von Giuliano dei Medici in einem Tourniere gewonnene Preis. Obgleich der Dichter das Unternehmen nur zu bald wieder aufgab, indem er gelehrte Arbeiten ſeiner würdiger hielt, und auch an das vorhandene Bruchſtück die letzte Hand zu legen verſchmäht hat, ſo müſſen wir doch billig die

ſchöne Erfindung, die Eleganz der Schreibart, die Fülle der Bilder bewundern. Der Mediceer Lorenzo, ein Freund der Gelehrſamkeit und Dichtkunſt, ſchenkte ihm ſein Vertrauen und ſeine Freundſchaft, nahm ihn, um ſich ſeines lehrreichen Umgangs ununterbrochen zu erfreuen, in ſein Haus auf, und übergab ihm die Erziehung ſeines Bruders und ſeiner Kinder, Pietro's, ſeines unglücklichen Nachfolgers in der Regierung, Giovanni's, der nachher als Leo X. auf dem päpſtlichen Stuhle ſaß, und Giuliano's, der nach manchen Unfällen die Freude ſeines Vaterlandes wurde. Umgeben von den herrlichen Schätzen des Alterthums, welche Lorenzo ſammelte, überließ ſich Polizian mit ganzer Seele den Studien. Die Belehrung, die er aus den alten Schriftſtellern ſchöpfte, wandte er wieder zu ihrer Auslegung, Erklärung und Wiederherſtellung an. Einen Beweis davon gab er in der erſten Centurie ſeiner Miscellaneen, der leider keine zweite gefolgt iſt. Die Liebe zur Latinität und zur Landwirthſchaft bewog ihn, die römiſchen Schriftſteller, welche darüber geſchrieben, zu erläutern; noch größeres Verdienſt erwarb er ſich um die römiſche Jurisprudenz, indem er hiſtoriſche und antiquariſche Unterſuchungen über die einzelnen Geſetze anſtellte, ihren Quellen nachging, und ſie auf mannichfache Weiſe in ein neues Licht ſtellte. Dabei wurde er der Dichtkunſt nicht untreu. Er verfaßte nicht nur in lateiniſcher Sprache Elegien, Oden, Epigramme u. ſ. w., überſetzte aus dem Theokrit und Kallimachus mehrere Stücke mit Leichtigkeit und Anmuth, ſondern bereicherte auch ſeine Mutterſprache, wiewohl nur beiläufig, mit einigen trefflichen Gedichten (Florenz 1513. 8. u. mehrmals). Dahin gehört vor allen ſein Orfeo, ein kleines in fünf Acte getheiltes Drama, deſſen Hauptwerth in dem gediegenen Ausdrucke und Aeußern beſteht, deſſen Charakter aber mehr epiſch als dramatiſch iſt. Er ſchrieb es in zwei Tagen, achtete es aber ſo wenig, daß es ohne die Sorgfalt ſeiner Freunde vielleicht verloren ſeyn würde. (Beſte Ausgabe Padua 1749 8.) Andere kürzere italieniſche Gedichte, als Canzonen, Canzonetten, Balladen u. dergl., ſchrieb er mehrere. Alle zeichnen ſich aus durch Eleganz und Ideenreichthum. Die Verſchwörung der Pazzi wurde von ihm der Nachwelt in einer kleinen Schrift erzählt, die als Muſter der hiſtoriſchen Darſtellung und einer ſchönen Latinität anzuſehen iſt, wiewohl er ſelbſt nicht ruhig und unbefangen genug in dieſer Sache erzählen konnte. Florenz begrüßte den neuen Papſt Innocenz VIII. durch eine feierliche Geſandtſchaft, an deren Spitze Lorenzo von Medici ſtand, und der als eine Zierde Polizian beigegeben ward. Der Papſt empfing ihn mit Auszeichnung, und trug ihm auf, die noch unbearbeiteten griechiſchen Geſchichtſchreiber ins Lateiniſche zu überſetzen. Dem gemäß unternahm Polizian nach ſeiner Rückkunft die Ueberſetzung des Herodian, welche der Papſt, außer den gebührenden Lobſprüchen und Aufmunterungen zu ähnlichen Arbeiten, mit 200 Goldducaten belohnte. Zugleich empfahl er ihn auf das Angelegentlichſte dem Lorenzo, auf deſſen Wunſch Polizian das Enchiridion des Epictet, die Probleme des Alexander von Aphrodiſum, die Liebesgeſchichten des Plutarch, ein Werk des Athanaſius zur Empfehlung der Pſalmen Davids, und den Charmides des Plato ins Lateiniſche überſetzte. Von Letzterm iſt uns nur ein Bruchſtück übrig geblieben. Ganz verloren iſt uns aber ſeine Ueberſetzung des Homer und der Aphorismen des Hippokrates, welche letztere beweiſet, daß er auch auf die Medicin ein mehr als oberflächliches Studium wendete. — Eine ſo ſeltene Gelehrſamkeit verſchaffte dem Polizian den Lehrſtuhl

der griechiſchen und lateiniſchen Sprache an dem florentiniſchen Lyceum, dem er mit ſo großem Ruhme und Beifalle vorſtand, daß aus allen Ländern Europa's, wo die Wiſſenſchaften aufzublühen begannen, ihm Zuhörer zuſtrömten, ja ſelbſt die gelehrteſten Männer ſeiner Zeit unter ſeinen Schülern Platz nahmen. Die vielfachen Anfeindungen und Verleumdungen, welche ihm ſeine gelehrte Wirkſamkeit und die Auszeichnungen von Seiten Lorenzo's zuzogen, der nie aufhörte, ihn zu lieben und hochzuachten, trotz der Gegenvorſtellungen ſeiner eigenen Gemahlin, deren Abneigung Polizian ſich theils durch ſeine äußere Mißgeſtalt, theils durch ſeine rauhen Sitten zugezogen haben mochte, hatten in Polizian einen gewiſſen Trübſinn und Lebensüberdruß erzeugt, welche nach dem Tode ſeines Beſchützers Lorenzo und ſeines Freundes Pico della Mirandola ſeinem Leben bald ein Ende machten. Er ſtarb am 24ſten September 1494. M.

Pollebro (Giac. Battiſta), einer der berühmteſten jetzigen Virtuoſen auf der Violine, geboren zu Piova bei Turin. Sein Vater, ein Kaufmann, legte ſeiner Neigung zur Muſik anfangs große Schwierigkeiten in den Weg; als aber jener in der Schule Calderara's und Bais in Aſti große Fortſchritte zeigte, ſo gab er ihm nach. Schon in ſeinem 14ten Jahre machte Pollebro eine Kunſtreiſe, auf welcher er vielen Beifall erhielt. In Turin nahm ihn Pugemi in ſeine Schule. Hierauf kam er bald in die mailändiſche Capelle. Die Zeitereigniſſe nöthigten ihn, ſodann Italien zu verlaſſen. Er ging nach Rußland, wo er fünf Jahre blieb, und darauf mit gleichem Beifalle einige Jahre in Deutſchland reiſete. Er iſt ſeit Oſtern 1816 als Conzertmeiſter in der königl. Capelle in Dresden angeſtellt. Bewundrungswürdige Leichtigkeit und Fertigkeit, Anmuth und Eleganz, Sicherheit und Präciſion, beſonders in Doppelgriffen, zeichnen ſein Spiel aus.

Pöller, oder Böller, eine Art kleiner Mörſer, aus denen man Granaten, auch Wachteln wirft. Es gibt eine ganz kleine Gattung, deren man ſich bloß zu leeren Schüſſen bedient.

Pollux, ſ. Caſtor.

Pollux (Julius), ein Grammatiker, geboren zu Naucratis in Aegypten, blühte unter der Regierung des Commodus, um das Jahr 180 nach Chr. Geb. Er ſchrieb ein Epithalamium für dieſen Kaiſer, und eröffnete eine Schule der Rhetorik zu Athen. Wichtiger iſt er für uns als Verfaſſer eines Wörterbuchs oder Onomaſticons, welches wir noch beſitzen, und welches ein ſchätzbares Hülfsmittel für das Studium der griechiſchen Sprache und die Erläuterung ihrer Schriftſteller iſt. Die beſte Ausgabe deſſelben iſt von Lederlin und Hemſterhuis, Amſterdam 1706 in 2 Foliobänden.

Polniſche Sprache. Die Ungewißheit der früheſten polniſchen Geſchichte verbreitet auch über die Entſtehung und Ausbildung der Sprache ein tiefes Dunkel. Sie iſt ſlaviſchen Urſprungs, wie ihr ganzer Bau beweiſet, eignete ſich aber von den Völkern, welche bisher die eroberten Länder bewohnt hatten, eine ſolche Menge harter Conſonanten an, daß ſie ſich dadurch von ihrer öſtlichen Schweſter, der ruſſiſchen Sprache, auffallend unterſcheidet. Der Ausbildung der Sprache ſtellte ſich ſchon frühzeitig in der Annahme des Chriſtenthums nach dem lateiniſchen Ritus im Jahre 965 ein großes Hinderniß entgegen; denn da die Geiſtlichkeit, als der gebildetſte Stand, ſich bald der Ehrenſtellen und Staatsämter bemächtigte, ſo wurde die lateiniſche Sprache bald die Staatsſprache, und ſpäterhin durch die

ausländiſchen Könige und Königinnen auch die Sprache des Hofes und aller Gebildeteren, ſo daß in ihr alle beſſern Werke geſchrieben wurden. Erſt ſeit der Regierung der Siegmunde im 16ten Jahrhunderte gelangte die Sprache des Landes wieder zu ihren alten Rechten, wurde in der Mitte des 16ten Jahrhunderts zur Bücherſprache, verfiel im 17ten; aber unter der Regierung des Stanislaus Auguſtus hob ſie ſich von Neuem und reifte zu einer Blüthe, welche ihr ſelbſt die ſeitdem erfolgten politiſchen Umwandlungen nicht ganz zu rauben vermochten. Im Jahre 1801 bildete ſich zu Warſchau unter dem Vorſitze des Biſchofs Albertrandi eine Geſellſchaft zur Aufrechthaltung der Reinigkeit der polniſchen Sprache, welche 1802 den erſten Band ihrer Schriften herausgab. Nur dem der wahren Ausſprache der ſo ſehr gehäuften Conſonanten unkundigen Ausländer kann die Sprache als hart und rauh erſcheinen; der Kenner wird ſie an Wohllaut und Biegſamkeit allen andern ſlaviſchen, ja ſelbſt mehrern deutſchen Dialecten weit vorziehen, ſo wie ſie auch an Bildſamkeit und energiſcher Kürze ſchwerlich von irgend einer Sprache übertroffen wird. J. S. Kaulfuß über den Geiſt der polniſchen Sprache (Halle 1804, 8.) macht eine geiſtvollere und eindringendere Darſtellung nicht entbehrlich. Von Sprachlehren ſind, nach der von dem Piariſten Kopczynski, die von Mrongovius (2te Auflage, Königsberg 1805, 8.) und Vater (Halle 1807, 8.), vorzüglich die von Georg Bandtke (neue Ausgabe Breslau, 1818. 8.), ſo wie von Wörterbüchern das von Bandtke (Breslau 1806, 8.) und das große des Oberſchul- und Kirchenraths Linde, zu empfehlen. Letzterer, ein Landsmann des Copernikus, Rector am Lyceum zu Warſchau, hat, unterſtützt durch den Enthuſiasmus vieler Großen der Nation, z. B. des Fürſten Czartoryski, und Grafen Vincent Tyſzkiewicz, in ſeinem nun vollendeten (Warſchau 1807 — 1814) Wörterbuche der polniſchen Sprache den Sprachſchatz derſelben aus mehr als 700 Büchern und Schriften und aus der Umgangsſprache in 6 Quartbänden aufgeſtellt. A — s.

Polniſche Literatur. Ungeachtet die Verheirathung des Mieislav mit der böhmiſchen Königstochter Dombrowka ſchon im Jahre 965 die Veranlaſſung zur Einführung des Chriſtenthums in Polen war, ſo vernichteten doch die ſteten innern und äußern Kämpfe die Wirkungen, welche dieſes Ereigniß auf die Civiliſation des Landes hätte haben können. Erſt vom 12ten Jahrhunderte an beginnt die polniſche Literatur mit den lateiniſch geſchriebenen vaterländiſchen Chroniken des Martin Gallus (um 1109), Nikolaus Kadlubek (geſt. 1223) und Boguphalus (geſt. 1255) und der Chronik der Päpſte und deutſchen Kaiſer des Martin Strzempski (oder Polonus, geſt. 1279). Nach einem geraumen Stillſtande bereitete Caſimir III. oder der Große (reg. von 1333 — 1370) eine beſſere Zeit vor. Er ließ nicht nur viele Städte erbauen, ſondern auch im Jahre 1347 ein eigenes Geſetzbuch abfaſſen, hielt zuerſt Reichstage, begünſtigte den Ackerbau und die Gewerbe, und ſtiftete 1347 die Univerſität Cracau. Der von ihm gelegte Saame keimte jedoch nur langſam und ſtill fort, und das Vorwärtsſchreiten der Cultur wurde erſt in Johann Dlugoſz, Biſchofs zu Lemberg (geſt. 1480), gehaltvoller und an Actenſtücken reicher polniſchen Geſchichte, und in der Errichtung der erſten polniſchen Druckerei in Cracau ums Jahr 1488 ſichtbarer (ſ. Bentkowski über die älteſten Druckſchriften Polens. Warſchau 1812, 8.; Bandtke's Geſchichte der cracauer Buchdru-

ckereien). Letztere erſchien eben zur günſtigſten Zeit; denn kurz darauf begann endlich unter der glücklichen Regierung der beiden Siegmunde (1507 — 1572) die eigentliche Nationalliteratur, welche in unglaublich kurzer Zeit zu einer beträchtlichen Höhe ſtieg. Zum freien Umſchwunge der Gedanken trug Luthers Reformation nicht wenig bei, welche hier ſtillſchweigende Begünſtigung der Regierung und ſo viel Anhänger erhielt, daß ſelbſt die kühnſten theologiſchen Skeptiker, die Socinianer, hier eine Freiſtätte fanden. Unter der energiſchen Regierung des Stephan Bathory (1576 — 1586) erſchlaffte die literariſche Thätigkeit nicht, und unter den folgenden Regenten wirkte wenigſtens der Krongroßfeldherr Johann Zamoyski durch Stiftungen und eigenes Beiſpiel thätig. Aber er war der letzte thätige Beförderer der Nationalbildung, dem allein es zu danken iſt, daß ſie unter der ſchwachen Regierung des ſchwediſchen Siegmunds und unter dem nachtheiligen Einfluſſe der eifer- und herrſchſüchtigen Jeſuiten auf Denk- und Preßfreiheit nicht erlag. Wenn ſie von jetzt an ſich nicht höher erhob, ſo lag die Schuld an den unglücklichen Schickſalen des durch wilden Parteigeiſt zerrütteten Landes, das, hin und her geſchleudert, nicht ſelten in ſeiner Nationalität gefährdet wurde. Auch unter der Regierung der ſächſiſchen Regenten erwachte für literariſche Cultur keine beſſere Zeit; aber deſto ſchöner blühte ſie unter des hochgebildeten Stanislaus Poniatowski weiſer Herrſchaft wieder auf, und gelangte während dieſer für die wiſſenſchaftliche Bildung der Nation glücklichen Zeit zu einer ſolchen Feſtigkeit, daß auch die nachherigen Stürme, in deren Laufe Polen aus der Reihe der Staaten völlig vertilgt wurde, ſie nicht wieder zu unterdrücken vermochten. — Es iſt bei der polniſchen Literatur nicht der reine Gewinn für die Wiſſenſchaft, nach welchem man ſie würdigen darf, obwohl ſie manches auch in dieſer Hinſicht treffliche Product erzeugt hat; das höchſte Intereſſe verleiht derſelben ihr rein nationeller Werth, deſſen die Literatur weniger Völker ſich in dieſem Grade zu erfreuen hat. In keiner Periode ihrer Literatur vermißt man, ſo ſehr auch ihre Geſchichte von ausländiſchen Uſurpationen erfüllt iſt, den eigenthümlichen, ungebundenen, kühn aufſtrebenden Geiſt des nie raſtenden Volkes; raſch ſchritt ihre Literatur ſtets mit dem Leben fort, und drehte ſich meiſt nur um die Punkte, welche in den Verhältniſſen des Staats vom höchſten Intereſſe ſind. Daher der faſt gänzliche Mangel an Philoſophen und Mathematikern (die Aſtronomen Kopernikus, den man den Polen nicht abſprechen darf, und Poczobut, Joh. Sniadecki und die Phyſiker Rogalinski und Joſ. Soſnski ausgenommen); daher aber auch von der andern Seite der Reichthum an Hiſtorikern des Landes, und an erhabenen, bald der Ahnherren Thaten preiſenden, bald des jetzigen Zuſtandes melancholiſch-klagenden oder bitter-ſpottenden Dichtern. Bei dieſer edeln Leidenſchaftlichkeit gelangen ihnen reine Schöpfungen der Phantaſie weniger; doch eigneten ſie ſich glücklich die Producte anderer Nationen an. So überſetzte der Exjeſuit Ignaz Naruczewski Homers Iliade, Virgils Eklogen und andere Schriften des Alterthums; der treffliche Kritiker Franz Dmochowski in edler fließender Sprache und leichtem Versbau Homers Ilias (Warſchau 1800, 3 Bände, eine andere Ueberſetzung nebſt der Odyſſee und der Uebertragung des Quintus Calaber von Przybylski), Peter Kochanowski Taſſo's Jeruſalem (Cracau 1687), Kraſicki, Tymieniecki und Brodzinski den Oſſian, Joh. Kochanowski und ſpäter Na-

ruſzewicz den Horaz, und ganz vorzüglich meiſterhaft und völlig im Geiſte des Originals letzterer auch den Tacitus, Karpinski die Gärten des Delille. Als Hiſtoriker ſind vorzüglich nennenswerth: Stryikowski (litthauiſche Chronik, mit Benutzung trefflicher Quellen), Stanislaus Orzechowski, Martin Cromer, der ſtaatskundige Joh. Demetrius Sulikowski, Stanislaus Kobierzycki (Geſchichte Wladislaus IV. in claſſiſchem Latein), der freimüthige Paul Piaſecki, der vorurtheilsfreie Veſpaſian Kochowski und vor allen der hochverdiente Naruszewicz, durch tiefe Forſchung, kritiſchen Scharfblick und würdevolle Darſtellung gleich ausgezeichnet. Letzterer fing die Univerſalgeſchichte von Polen an, an deren Fortſetzung mehrere Mitglieder der königl. warſchauer Societät der Wiſſenſchaften im Namen der Geſellſchaft arbeiteten. Der als Staatsmann, Krieger und Dichter geachtete Niemcewicz hat im Jahre 1815 hiſtoriſche Nationalgeſänge herausgegeben, mit Kupfern und Muſik, wozu mehrere polniſche Damen Scenen aus der polniſchen Geſchichte gezeichnet haben. Außer den Geſängen enthält das Werk eine gedrängte polniſche Geſchichte als Erklärung zu jenen Geſängen. Dieſes meiſterhafte Werk iſt in 6 Monaten vergriffen (ob es gleich 6 Rthlr. koſtete), und ſchon zum zweiten Male aufgelegt worden. Der Graf Potocki hat ſich um die Geſchichte der ſchönen Künſte in ſeinem polniſchen Winkelmann (Warſchau 1816, 8. 4 Bände), durch ſeine Rhetorik, wie auch ſeine Staats- und Gelegenheitsreden (Warſchau 1815, 8. 5 Bände) verdient gemacht. Graf Sebaſt. Sierakowski hat ein Prachtwerk über die Baukunſt herausgegeben; der um die Austrocknung der Sümpfe im Pinskiſchen verdiente und durch ſeinen Entwurf zur Vereinigung der ſchiffbaren Flüſſe in Polen bekannte Bratymowicz ein Werk über die Landwirthſchaft; Bartholomäus Paprocki, Okolski und der nicht genug von manchen gewürdigte Caſper Nieſiecki lieferten wichtige genealogiſche und heraldiſche Werke. Als politiſcher und pädagogiſcher Schriftſteller zeichnet ſich Stanislaus Konarski aus, und Andreas Zamoyski (1777) durch ein polniſches Geſetzbuch, das aber vom Reichstage, der es ſelbſt veranlaßt hatte, unklug verworfen wurde. Die Naturgeſchichte bearbeiteten Kluk, Ladowski und Jundzill. Das älteſte und ſchönſte Denkmal der polniſchen Dichtkunſt ſind die Werke des Joh. Kochanowski (geb. 1550, geſt. 1584), durch reinen und edeln Styl, ſchönen Versbau, Sanftheit und Empfindung gleich ausgezeichnet. Sie beſtehen in einer Ueberſetzung der Pſalmen, in einem Lehrgedichte über das Schachſpiel, Liedern, Elegien und Sinngedichten. Simon Simonowicz bleibt noch jetzt ein Muſter in der Idylle, und Stanislaus Grochowski in der empfindſamen lyriſchen Poeſie. Veſpaſian Kochowski und Johann Twardowski (im 17ten Jahrhunderte) haben nicht immer den beſten Geſchmack, doch zeichnet ſich Letzterer durch ſein Feuer aus. Unter den Neuern verdienen Erwähnung Stanislaus Trembecki, Franz Kniaznin, Franz Zablocki, Kajetan Wengierski, Valer. Gorski, Franz Wenſchyk, Dysma Tomaszewski, der begeiſterte Kajetan Kozmian, Kantorb. Tymowski, Ludwig Oſinski, Reklewski, der feurige Kaſim. Brodzinski, der geſchmackvolle Johann Kruſzynski, der epigrammenreiche und fließende, aber uncorrecte Ant. Gorecki, der äußerſt correcte Alois Felinski, Franz Morawski, der echt nationale und zugleich Pindariſche Johann Woronicz. Franzisczek Karpinski empfielt ſich durch edle und reine Sprache und

tiefes und zartes Gefühl (lyriſche und elegiſche Gedichte, Warſchau 1790, 8. 2 Bände). Selbſt der große, aber unglückliche König Stanislaus Leszczynski dichtete mit Glück. Einzig aber iſt der Fürſtbiſchof Ignaz Kraſicki (geſt. 1802), claſſiſch als Dichter und Proſaiſt, vorzüglich witziger Satiriker, und der einzige epiſche Originaldichter (Woyna Chocimska) der Polen. Ihm ſteht ſelbſt der treffliche Naruszewicz als Dichter nach. Im J. 1817 gab Dyrma Tomaszewski ein heroiſches Gedicht in 12 Geſängen heraus unter dem Titel Jagellonida (Vereinigung Litthauens mit Polen). An Volksliedern iſt die polniſche Literatur reich (Salanki Polske, Warſchau 1778 ff.), und auch an dramatiſchen Arbeiten, unter denen ſich vorzüglich auszeichnen die des Joſ. Bielawski, Franz Zablocki, Joſ. Koſſakowski, Niemcewicz, Drozdowski, Ludwig Dmuszewski, Franz Wenzyk, Felinski, Ludwig Oſinski, Alb. Boguslawski, Anton Hoffmann, u. A. Die vom J. 1770 bis etwa 1794 gedruckten dramatiſchen Werke ſind großentheils in einer Sammlung beiſammen (Teatr polski, Warſchau bei Dufour 1778 ff. 56 Bände 8.). Als Kanzelredner ſind Lachowski und Wyrwicz ſelbſt im Auslande durch Ueberſetzung berühmt geworden. Unter den Neuern zeichnen ſich beſonders Johann Woronicz, Adam Prazmowski, Xav. Szaniawski, Jakubowski, Alb. Szweykowski u. A. aus. — Im Allgemeinen ſind die alten polniſchen Schriftſteller, beſonders die aus den Zeiten von Sigismund Auguſt und Stephan Bathory noch jetzt die claſſiſchen Muſter des polniſchen Styls, obgleich mit der polniſchen Sprache im 18ten Jahrhunderte große Veränderungen vorgegangen ſind. So werden noch als Claſſiker angeſehen: Johann Kochanowski, Skarga, Wuiek, Biatobrzeski, Gornicki, Stanislaus Grochowski, Seb. Petrycy, Joh. Januſzowski, Cyprian Bazylik, Mart. Blazowski, Mart. Bielski u. A. Von den ſpäteren claſſiſchen polniſchen Proſaiſten nennen wir: Ignaz Kraſicki, Muſter der Leichtigkeit und Natürlichkeit, Joh. Sniadecki, Naruſzewicz, Skrzetuski, Jodlowski, Czacki, Ludwig Oſinski, Stanislaus Potocki, Albertrandi, Karpinski, Dmochowski, Alb. Szweykowski, u. A. Die königl. Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaften zu Warſchau hat viele Verdienſte um die polniſche Literatur. Ihr jetziger Präſes, in literariſcher Hinſicht bekannt als Ueberſetzer der Ilias in metriſchen Verſen, um das ganze Land verdient durch ſeine mineralogiſchen und beſonders kräftigen politiſchen Schriften, hat der Societät zu ihrem Gebrauche ein Gebäude, 17,500 Rthlr. an Werth, geſchenkt. Dieſer polniſche Curius Dentatus iſt die Hauptſtütze und Zierde der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, die ſchon 11 Bände ihrer Jahrbücher durch den Druck bekannt gemacht hat. Mit dem Jahre 1815 erſchienen drei literariſche Journale in polniſcher Sprache in Warſchau, Wilna und Lemberg. Im J. 1818 erſchienen ihrer ſechs. Zur Cultur des Volks ſoll die unter dem Fürſten Czartoryski dem Jüngern vereinigte Bibelgeſellſchaft in Polen (welche bis jetzt aber nur auf dem Papiere, nicht in Wirkſamkeit beſteht; ihrer Einführung arbeitete beſonders entgegen der Graf Raczynski, Erzbiſchof von Gneſen), ſo wie der zum dritten Male in Warſchau geſtiftete Wohlthätigkeitsverein ſich verdient machen; daſſelbe erwartete man von der an die Stelle der Oberſchul- und Erziehungsdirection getretenen Commiſſion der Aufklärung, welche auch die geiſtlichen Angelegenheiten, ſo wie

die Büchercenſur umfaßt, und aus den gelehrteſten Männern beſteht. Eine treffliche polniſche Literaturgeſchichte in polniſcher Sprache hat Felix Bentkowski zu Warſchau und Wilna 1814 und 1815 in zwei großen Octavbänden herausgegeben. Kurze Andeutungen über die polniſche Literatur (von von Knoll) ſtehen in der Zeitung für die elegante Welt 1812, Nr. 193 ff. A — s.

Pölnitz (Carl Ludwig, Freiherr von), geboren zu Berlin 1691, war der zweite Sohn des churbrandenburgiſchen Staatsminiſters und Generalmajors Gerhard Bernhard, Freiherrn von Pölnitz, und verdient als Schriftſteller unſere Aufmerkſamkeit. Früh ſchon zeichnete er ſich durch Talente aus, durchreiſete mit den nöthigen Vorkenntniſſen den größten Theil Europa's, und fand wegen ſeiner liebenswürdigen Eigenſchaften bei allen Höfen Zutritt. Mit einer reichen Ausbeute an Kenntniſſen kehrte er zurück, und theilte ſeine Bemerkungen in den Lettres et Mémoires de Charles Louis, Baron de Pölnitz, avec nouveaux mémoires de sa vie et la rélation de ses premiers voyages unter dem vorgeblichen Druckorte Amſterdam 1737 mit. Der feine Beobachtungsgeiſt und der Witz, womit dieſes Werk abgefaßt war, erwarben ihm eine große Menge Leſer. Es wurde in wenigen Jahren mehrere Male an verſchiedenen Orten aufgelegt, und ins Deutſche überſetzt. Im J. 1734 gab er heraus L'Etat abrégé de Saxe sous le Règne d'Auguste III., Roi de Pologne (Francf. 8.). Im J. 1737 erſchien ſein ſehr bekanntes Werk La Saxe galante, welches verſchiedene Male ins Deutſche überſetzt iſt, und noch immer viel Intereſſe gewährt. Auch wird Pölnitz mit hoher Wahrſcheinlichkeit für den Verfaſſer einer Histoire secrette de la Duchesse d'Hannovre, épouse de Georges premier, Roi de la Grande Bretagne, les malheurs de cette infortunée Princesse, sa prison au Chateau d'Alten, où elle a fini ses jours, ses intelligences secrettes avec le Comte de Königsmark, assassiné à ce sujet (Londres 1732, 8.) gehalten. Aus dieſem Werke theilte 1787 der Juſtizrath Lawätz in Altona einen Auszug im Journale aller Journale mit, wodurch ſich ein hannöverſcher Beamter, deſſen Aeltermutter eben nicht in dem beſten Lichte dargeſtellt worden war, höchlich beleidigt fand, und den längſt verſtorbenen Baron Pölnitz unter andern, jedoch mit Unrecht, beſchuldigte, daß er ſich den Freiherrntitel bloß angemaßt habe, und von dem Könige von Preußen einen, in ironiſchen Ausdrücken geſchriebenen Abſchied erhalten habe, welchen Abſchied auch Herr von Heß abdrucken ließ, a. d. a. O. In ſeinem 84ſten Jahre trat Pölnitz von der reformirten zur katholiſchen Kirche über, und gab in franzöſiſcher Sprache ſein Glaubensbekenntniß heraus, welches auch ins Deutſche überſetzt wurde. Er ſtarb 1775. Nach ſeinem Tode gab Brun zu Berlin in zwei Octavbänden die Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers Souverains de la Maison de Brandebourg, royale de Prusse, par Charles Louis de Pölnitz, Chambellan de Fréderic II., Roi de Prusse, (1791) heraus, wovon in eben dem Jahre und eben daſelbſt eine deutſche Ueberſetzung erſchien. Jedem Freunde der vaterländiſchen Geſchichte und einer belehrenden Unterhaltung ſind dieſe Denkwürdigkeiten, ſo wie die übrigen Schriften des Baron von Pölnitz ſehr zu empfehlen, obgleich man ſeine Anſichten mit Vorſicht aufnehmen muß. DH.

Polo (Marco), ein Venetianer, den Malte-Brun mit Recht den Schöpfer der neuern Erdbeſchreibung Aſiens, den Humboldt des

13ten Jahrhunderts nennt, ward geboren um das Jahr 1253. Ihm und ſeinen Blutsverwandten, Nicolo und Matteo Polo, welche in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts vom Papſte mit zwei Miſſionären verſehen, vom Freiſtaat Venedig auf Entdeckungsreiſen ausgeſchickt wurden, verdanken wir die erſten beſtimmten Nachrichten über die Gegenden jenſeits Perſiens, über China, Tibet, die Küſten und Inſeln des indiſchen Meeres u. ſ. w. Marco Polo hat in lateiniſcher Sprache die Reiſe beſchrieben, wovon alte Ueberſetzungen im Italieniſchen, Franzöſiſchen, Deutſchen und Portugieſiſchen vorhanden ſind (die neueſte deutſche, mit einem Commentar von Fel. Peregrin, erſchien zu Leipzig 1802). Er und ſeine Begleiter waren die umſichtigſten Beobachter. Ihre Nachrichten bereicherten die Erdbeſchreibung, die Geſchichte der Natur, der Menſchen, der Religion, der Sitten, des Handels, der Wiſſenſchaften und Künſte. Marco Polo fand in China ſchon ſeit langer Zeit die Mahlerei und Buchdruckerkunſt vorhanden, chemiſche Zubereitung von Arzneimitteln und Zuckerraffinerien. Unter andern bemerkt er, daß die Magier aus einer Stadt in Perſien nach Bethlehem gezogen ſeyen. Der italieniſche Gelehrte Placido Zurla in ſeiner Schrift: Di Marco Polo e degli altri viaggiatori Veneziani più illustri. Con appendice sulle antiche mappe geografiche lavorate in Venezia (Venedig 1818, 1 Band) hält dafür, daß Polo die erſte Kenntniß der Landcharten, des Aſtrolabs, der Magnetnadel und des Schießpulvers aus China gebracht haben möge.

Polonoiſe (alla Polacca), ein kleines Tonſtück in Dreivierteltact, welches mit dem vollen Tacte anfängt, gewöhnlich aus zwei Repriſen von acht Tacten beſteht, und nach welchem der bekannte polniſche Nationaltanz (aus welchem man jedoch in Deutſchland durch falſche Verzierungen eine ganz andere Art von Tanz gemacht hat) getanzt wird. Die Bewegung der wahren Polonoiſe iſt noch nicht ſo geſchwind wie die der Menuet, und ihr Charakter feierliche Gravität. Die Muſik hat viel Eigenthümliches in den Einſchnitten, im Metrum u. ſ. w.

Polozk, die Hauptſtadt in dem gleichnamigen ruſſiſchen Gouvernement, welches 1778 errichtet wurde, und aus den 1773 von Lithauen an Rußland gekommenen Landſtücken beſteht. Paul vereinigte im J. 1797 Polozk mit Mohilow unter dem Namen: weißruſſiſches Gouvernement, mit der Hauptſtadt Witepsk. Nach den neueſten Anordnungen ſind Mohilow und Witepsk wieder getrennt, und Polozk heißt nach ſeiner alten Ausdehnung das Gouvernement Witepsk. Es iſt ein fruchtbares Land, und zählt über 300,000 Einwohner. Die jetzige Kreisſtadt Polozk an der Düna zählt etwa 900 Einwohner, wovon die größere Hälfte Juden ſind. Es iſt hier ein griechiſcher Erzbiſchof und das ſchönſte Jeſuitercollegium in Rußland. Im Feldzuge von 1812 lieferte hier Wittgenſtein mehrere blutige Treffen gegen die Franzoſen unter Gouvion St. Cyr, in welchen beſonders die Baiern viel litten.

Polterabend, der Vorabend einer Hochzeit, der in manchen Gegenden von den Bekannten des Brautpaars feſtlich begangen wird. Den Namen hat er von dem fröhlichen Lärmen und Gepolter, an dem es bei ſolchen Gelegenheiten nicht zu fehlen pflegt.

Polyandria, die Vielmännerei, wenn ein Weib mehr als einen Mann hat, welche Sitte man bei einigen rohen Völkerſchaften

findet. — Ueber die Bedeutung dieſes Worts in der Botanik ſ. d. Art. Pflanzen.

Polyarchie heißt im Gegenſatze der Monarchie, Alleinherrſchaft, jede Herrſchaft Vieler, ſie ſey Ariſtokratie oder Demokratie (ſ. Monarchie).

Polybius, ein ausgezeichneter griechiſcher Geſchichtſchreiber, geboren zu Megalopolis in Arkadien um das Jahr 203 vor Chr. Geb. Sein Vater Lycortas war Prätor der achäiſchen Republik und ein vertrauter Freund Philopömens. Er ward für die Waffen und Staatsgeſchäfte erzogen, und in einem Alter von 24 Jahren mit Andern abgeſandt, um mit Ptolemäus Epiphanes zu unterhandeln. Als der Krieg zwiſchen Perſes, König von Macedonien, und den Römern ausbrach, wurde Polybius an den römiſchen Conſul Marcius geſchickt, um ihm den Entſchluß der Achäer, mit ihrer Kriegsmacht zu ihm zu ſtoßen, zu verkündigen. Er blieb einige Zeit im römiſchen Lager, und kehrte dann mit Aufträgen des Marcius zurück, um ſich der von dem Befehlshaber Appius gemachten Foderung, noch mehr Hülfsvölker nach Epirus zu ſchicken, zu widerſetzen. Um dieſe Zeit wurde es offenbar, daß die Römer die Abſicht hatten, alle freien Staaten Griechenlands von ſich abhängig zu machen. Polybius, der ſein Vaterland liebte, nahm an allen Maßregeln Theil, wodurch die Unabhängigkeit deſſelben aufrecht erhalten werden konnte. Daher befand er ſich, als nach des Perſes Beſiegung die Römer auch den Schein weniger berückſichtigten, mit unter den tauſend verdächtigen Perſonen, welche die Achäer den Römern als Geiſeln ausliefern mußten. Polybius wurde zu Rom in ſtrenger Haft gehalten, und durfte nicht vor dem Senate zu Gunſten ſeiner Landsleute ſprechen. Sein Ruf war ihm indeß vorangegangen; ſeine Kenntniſſe, Tugenden und Talente erwarben ihm bald die Gunſt einiger der ausgezeichnetſten Senatoren, vornehmlich der beiden Söhne des Paulus Aemilius. Nach ſiebzehn Jahren endlich wurden die Geiſeln entlaſſen, und durften in ihre Heimath zurückkehren. Polybius aber, der ſein gedemüthigtes und herabgewürdigtes Vaterland nicht wiederſehen wollte, blieb in Rom, und trat in die Dienſte des Scipio Aemilianus. Er begleitete ihn auf ſeiner Expedition nach Afrika, und war ihm durch ſeine Rathſchläge ſehr nützlich. Als die Achäer mit den Römern in Krieg geriethen, verließ er Afrika, und eilte zum Heere des Conſuls Mummius, um das Schickſal ſeiner Landsleute zu erleichtern. Er war Zeuge von der Plünderung und Zerſtörung Corinths, und von der Verwandlung Achaja's in eine römiſche Provinz. Mitten unter dieſen traurigen Begebenheiten bewährte er ſeine Vaterlandsliebe und Uneigennützigkeit. Den ſchwierigen Auftrag, die neue Regierungsform in den Städten Griechenlands einzurichten, vollzog er zur Zufriedenheit beider Theile, der Römer und Griechen. Das Volk von Achaja errichtete ihm mehrere Statuen, von denen eine die Inſchrift hatte: „Dem Andenken des Polybius, deſſen Rath, wäre er befolgt worden, Achaja gerettet hätte, und der es in ſeinem Unglücke tröſtete." Nachher begleitete er den Scipio zur Belagerung von Numantia; nach dem Tode dieſes ſeines großen Freundes und Wohlthäters aber zog er ſich in ſein Vaterland zurück, wo er in Folge eines Sturzes vom Pferde im J. 121 vor Chr. Geb. in einem Alter von 82 Jahren ſtarb. Polybius iſt der Verfaſſer eines Geſchichtswerks vom Anfange des zweiten puniſchen Kriegs bis zum Untergange des macedoniſchen Königreichs (ein Zeitraum von 53 Jahren).

Es beſtand aus 38 Büchern, außer 2 einleitenden Büchern, welche einen Abriß der römiſchen Geſchichte von der Einnahme Roms durch die Gallier enthielten. Obgleich die Angelegenheiten Roms die Hauptſache ſind, ſo kamen doch auch die gleichzeitigen Begebenheiten in andern Ländern darin vor, weßhalb Polybius ihm den Titel einer allgemeinen Geſchichte (ἱστορία καθολική) gab. Wir beſitzen von dieſer großen Arbeit nur noch die fünf erſten Bücher ganz und bedeutende Fragmente von den zwölf folgenden, nebſt den aus der Geſchichte des Conſtantinus Porphyrogennitus ausgezogenen Geſandtſchaften und Beiſpielen von Tugenden und Laſtern. Der Verluſt des Uebrigen iſt ſehr zu bedauern, da in Genauigkeit und Treue der Erzählung, ſo wie in Umfang politiſcher und militäriſcher Kenntniß Polybius von keinem Geſchichtſchreiber des Alterthums übertroffen wird. Ihm ſchreibt man auch die Einführung des didaktiſchen Pragmatismus in die Geſchichte zu, d. h. derjenigen Geſchichtsbehandlung, die durch zergliederte Darſtellung der Urſachen, Veranlaſſungen und Folgen der Begebenheiten eine belehrende Vorbereitung zu Staatsgeſchäften (πραγματα) geben will. In Anſehung der Schreibart iſt er dagegen ohne allen Reiz, und kann nur der Sache wegen geleſen werden. Livius hat ihn zuweilen genau copirt. Cicero erwähnt von ihm eines eigenen Werks über den numantiniſchen Krieg. Die geſchätzteſten Ausgaben des Polybius ſind von Caſaubonus (Fol. Paris, 1609), von Jac. Gronow (Amſterdam, 1670, 3 Bände 8., wiederholt von J. A. Erneſti mit Caſaubonus lateiniſcher Ueberſetzung und Anmerkungen, 1764) und von Schweighäuſer (Leipzig, 1789 bis 1793, 9 Bände 8.); deutſch mit Anmerkungen von Seybold (1779 bis 83).

Polychord, ein vielſaitiges Inſtrument (ſ. Barbiton); auch ein neueres, aber wenig bekannt gewordenes Inſtrument, von Hillmers erfunden, mit zehn Saiten und beweglichem Griffbrette.

Polycletus (Polykleitos), aus Sicyon (um 430 vor Chr.), einer der berühmteſten griechiſchen Bildner. Er war ein Schüler des Ageladès, und wetteiferte mit Phidias, doch ſo, daß er an Idealität und Kunſtbegeiſterung hinter dieſem zurückblieb, Architekt wie dieſer, aber als Bildner in Erz am glücklichſten. Seiner zarten Natur ſich bewußt, ſagt Böttiger in ſeinen Andeutungen über die Archäologie, beſchränkte er ſich vorzüglich auf Eleganz und den ihr angemeſſenſten Kreis der gymnaſtiſchen Ephebenfiguren ſchöner Knaben und Jünglinge und auf Frauen. Polyclet ſchuf das Jünglingsideal. Am berühmteſten war ſein Jüngling, der ſich ſelbſt die Siegerbinde um die Haare wand, Diadumenos, von welchem man in der florentiniſchen Gallerie und auf einigen Reliefs in der vatikaniſchen Sammlung Nachbildungen zu haben glaubt. Gleichſam als Gegenſtück bildete er ſeinen Dorophorus, einen vollendet ſchönen nackten Knaben, mit einer Lanze in der Hand. Polyclet ging alle intereſſanten Attitüden der Knabengymnaſtik durch. In dem Dorophorus ſoll er zugleich eine Muſterſtatue für alle Symmetrie, einen Canon, haben aufſtellen wollen; aber höchſt wahrſcheinlich war dieſes ein anderer Dorophorus, eine Figur von reiferem Alter, in welcher er ſeine Kunſtnorm darſtellte. Auch ſoll er ein eigenes Werk über die Proportionen geſchrieben haben, worin er die Schönheit in dem Ebenmaße des Gliederbaues und einer zierlichen Mittelſtatur fand. Die Befolgung ſeines Canons gab ſeinen und ſeiner Nachfolger Werken eine gewiſſe von einigen Alten geta-

delte Uebereinſtimmung, deren Nachtheilen aber ſein Genie entgegenzuwirken wußte. In coloſſaler Form (gleichſam als Gegenſtück zu des Phidias Jupiter) verfertigte er ſeine argiviſche Juno, ſeine Nationalgöttin (denn Sicyon gehört zu Argos) auch in Elfenbein und Gold, und zwar entſchleiert, mit großem gewölbten Auge, einen goldenen Kranz auf dem Haare, der von den Horen geziert war, in der linken mit dem Scepter mit dem Guckuk, in der rechten ausgeſtreckten Hand den Granatapfel haltend. Polyclet arbeitete auch ſchon kleinere Bronzen und ſchöne Gefäße und Lampen. — Es gab noch einige andere Künſtler dieſes Namens. — v.

Polycrates, Beherrſcher von **Samos**, zur Zeit des ältern Cyrus. Er machte ſich gewaltſam zum Herrn der bis dahin freien Samier und ſuchte ſeine Herrſchaft auf jede Art zu befeſtigen, auch durch ein Freundſchaftsbündniß mit dem ägyptiſchen Könige **Amaſis**. Das außerordentliche Glück, das ihn ununterbrochen bei allen ſeinen Unternehmungen begünſtigte, bewog, erzählt man, den Amaſis, ihn zu warnen und ihn aufzufodern, durch irgend eine freiwillige Aufopferung größres Unheil abzuwenden. Polycrates befolgte dieſen Rath und warf ſein liebſtes Kleinod, einen koſtbaren Siegelring, ins Meer, der indeß nach wenig Tagen in dem Magen eines Fiſches, der ihm wegen ſeiner ſeltenen Größe zum Geſchenk gemacht worden war, wieder gefunden wurde. Dies ſoll den Amaſis bewogen haben, die Verbindung mit ihm aufzuheben. Und in der That rächte zuletzt, nach der Erzählung der Alten, die Nemeſis den Uebermuth des Polycrates auf eine fürchterliche Weiſe. Als er nämlich eben in Begriff war, ſich zum Herrn von ganz Jonien und den benachbarten Inſeln zu machen, lockte ihn der perſiſche Satrap Orötes, der ſich von ihm beleidigt glaubte, hinterliſtig zu ſich, und ließ ihn kreuzigen. Obgleich Despot, ſcheint er doch für die Künſte und Wiſſenſchaften viel Sinn gehabt, und dadurch die geiſtige Bildung der Samier ſehr gefördert zu haben. **Pythagoras** und **Anakreon** lebten an ſeinem Hofe, und der letztre war ſein Liebling, und der Sänger ſeines Ruhms.

Polydectes, ſ. **Perſeus**.

Polygamie, die Verbindung eines Mannes mit mehrern Weibern, dann auch eines Weibes mit mehrern Männern. Im erſtern Sinne wird es jedoch am gewöhnlichſten gebraucht, da die Vielweiberei ungleich häufiger iſt als die Polyandrie. Der Gegenſatz der Polygamie iſt die **Monogamie** oder die Ehe Eines Mannes mit Einer Frau. (Vergl. **Ehe**). Ueber die Bedeutung dieſes Worts in der Botanik ſ. **Pflanzen**.

Polyglotte kann, nach der Ableitung des Worts aus dem Griechiſchen, jedes Werk, das aus mehrern Sprachen beſteht, oder Einen und denſelben Inhalt in mehrern Sprachen mittheilt, genannt werden. Irgend ein Text mit mehrern Ueberſetzungen in verſchiedenen Sprachen begleitet, gibt eine Polyglotte. Doch hat man das Wort ſchon früh vorzugsweiſe von der heiligen Schrift gebraucht, und Werke, in denen zwei, drei oder mehr Ueberſetzungen der Bibel mit oder ohne den Grundtext zuſammengeſtellt wurden, eine Polyglotte genannt. Zur Erklärung und zum Verſtändniſſe der Schrift ſind ſie für den, der mehrerer Sprachen mächtig iſt, ſehr brauchbar, und gelehrte Theologen haben auch ſchon früh ihren Fleiß daran gewendet. Das erſte größere Unternehmen der Art iſt die berühmte **Compluteniſche**, welche von vielen gelehrten Männern auf Veranſtaltung des Cardinals **Ximenes**, mit einem unglaublichen Auf-

wande, den der Cardinal beſonders auch für die Anſchaffung alter Handſchriften des Textes und der Ueberſetzungen nicht ſcheute, bearbeitet ward. Sie erſchien in ſechs großen, prächtig gedruckten Foliobänden in den Jahren 1514 bis 17 in der neucaſtiliſchen Univerſitätsſtadt Alcala (de Henares), oder nach dem lateiniſchen Namen Complutum, woher ſie den Namen hat. Sie enthält neben dem hebräiſchen Texte des A. T. die altlateiniſche (Vulgata), die griechiſche alexandriniſche (Septuaginta), nebſt einer buchſtäblichen lateiniſchen Ueberſetzung, und eine chaldäiſche Paraphraſe, die auch ihre lateiniſche Ueberſetzung zur Seite hat. — Eine andere berühmte Polyglotte iſt die antwerpiſche, auch die königliche Bibel genannt, weil Philipp II., König von Spanien, einen Theil der Koſten dazu hergab. Die Aufſicht über die Bearbeitung derſelben war dem gelehrten ſpaniſchen Theologen Benedict Arias Montanus aufgetragen worden, der ſie mit mehrern andern Gelehrten zu Stande brachte. Sie erſchien in Antwerpen von 1569 bis 1572, in 8 Foliobänden, und enthält, außer dem hebräiſchen Texte, die lateiniſche Vulgata, die griechiſche alexandriniſche, zu der noch eine lateiniſche wörtliche Ueberſetzung gehört, dann mehrere chaldäiſche Paraphraſen (Umſchreibungen, Targumim genannt), auch mit einer lateiniſchen Ueberſetzung begleitet, und im N. T. den griechiſchen Grundtext mit der Vulgata, eine ſyriſche Ueberſetzung in zwei Reihen mit ſyriſchen und hebräiſchen Lettern, und mit einer lateiniſchen Ueberſetzung. — Noch vorzüglicher iſt die pariſer Polyglotte, welche hauptſächlich unter Leitung und Obhut des Parlamentsadvocaten Guy Michael le Jay, der ſein ganzes Vermögen darauf verwendete, von mehrern ſorgfältig ausgewählten Orientaliſten und Exegeten vollendet ward, und im Jahre 1645 in 10 ſchönen Foliobänden erſchien. Sie übertrifft die antwerpner, weil ſie nicht nur dieſe ganz enthält, ſondern auch noch eine ſyriſche und eine arabiſche Ueberſetzung und eine ſie begleitende lateiniſche, ſo wie den ſogenannten ſamaritaniſchen Pentateuch (den ſamaritaniſchen Text und die Ueberſetzung) und im N. T. ebenfalls eine arabiſche, und eine dieſer folgende lateiniſche Verſion. — Endlich ward, hauptſächlich unter kräftiger Mitwirkung und Aufſicht des nachmaligen Biſchofs von Cheſter, Brian Walton, auch in England eine ſolche Polyglotte bearbeitet, welche wieder die pariſer in ſich aufnahm, aber noch vollſtändiger war, und gewöhnlich die Waltonſche oder londonſche Polyglotte heißt. Sie erſchien von 1684 bis 87 zu London in 6 Folianten, mit zwei Supplementbänden, und enthält den Grundtext nach verſchiedenen Exemplaren mit dem, was die pariſer hat, und dazu noch eine äthiopiſche und eine perſiſche, und zu dieſen gehörige lateiniſche Ueberſetzung. Cromwell hatte die Herausgabe dieſes großen Werks unterſtützt. — Außer dieſen vier großen Polyglotten hat man noch mehrere kleinere über einzelne bibliſche Bücher, beſonders über die Pſalmen. Ke.

Polygnotus (Polygnotos) aus Thaſos, einer der erſten Mahler der Griechen, welcher ungefähr 420 vor Chr. Geb. (zwiſchen der 83ſten und 93ſten Olympiade) blühte, Athen durch ſeinen Pinſel verſchönerte, und zum Lohne das Bürgerrecht, für ſeine zwei berühmteſten Gemählde aber in der Leſche von Delphi die Proxenia empfing. Seiner bediente ſich Cimon, der Demagog und Nebenbuhler des Perikles, bei der Ausſchmückung der Pökile zu Athen; auch war er Cimons Hausfreund, und deſſen ſchöner Schweſter Elpinice begünſtigter Liebhaber, welches Verhältniß er auch in dem Gemählde der Troja-

nerinnen verherrlichte. Mit ihm mahlten Micon und Panänus für die Pökile. Sein Hauptbild in derſelben, aus zwei Tableaux beſtehend, ſtellte die Griechen vor Troja, und zwar einmal die Verſammlung der Heerführer nach dem Raube der Caſſandra, in dem andern die gefangenen Trojanerinnen, in ihrer Mitte Caſſandra, dar; nach der letztern Scene erhielt das ganze Gemählde ſeinen Namen. In der Leſche zu Delphi (einem Gebäude, das nach Böttiger aus zwei parallellaufenden, mit der offenen Seite einander zugekehrten, nach außen verſchloſſenen Säulengängen beſtand) ſah man von ihm zur Rechten beim Eintreten die Eroberung Troja's, links das Todtenreich, welche Gemählde Pauſanias ausführlich beſchreibt. Die Leſche ſtand dem Grabmahle des Neoptolemus gegenüber, und ſo war das Hauptgemählde gleichſam als Epitaphium auf den Heros anzuſehen, der in der Burg von Troja den getödteten Vater rächte. Die Figuren dieſes Gemähldes waren, wie die Mahler damals pflegten, ſtatt der perſpectiviſchen Vertiefung in parallelen Linien, welche durch das ganze Gemählde hindurchliefen, nach gemeſſenen Abſtufungen mit genauer Vertheilung der Gruppen auf jede Höhe über einander geſtellt. Die genauere Beſchreibung ſ. in Böttigers Ideen zu einer Archäologie der Mahlerei. Die Gebrüder Riepenhauſen haben auf Veranlaſſung einer weimariſchen Preisaufgabe das Gemählde nach der Beſchreibung nachzubilden verſucht. Auch in einer Vorhalle des Parthenon ſtanden mehrere Staffeleigemählde des Polygnot aus dem Cyklus des trojaniſchen Kriegs, welche Perikles wahrſcheinlich von anderswoher in dieſen Tempel verſetzte; im Dioskurentempel der Raub und die Vermählung der Töchter des Leucipp nach einem doriſchen Nationalmythus, und in den Propyläen mehrere Gemählde. Wahrſcheinlich waren alle auf Holz gemahlt. Was den Kunſtcharakter dieſer Werke anlangt, ſo wird Polygnotus als derjenige genannt, der die Mahlerei von der Nachahmung der Sculptur zur Selbſtſtändigkeit erhob, in die alte Steifheit und Unbeweglichkeit der Geſichter Bewegung und Leben, Ausdruck und Charakter brachte (daher der ihm gegebene Beiname ἠϑογράφος), der Drapperie kunſtvollere Mannichfaltigkeit gab, die Figuren ſymmetriſch vertheilte, und der erſte Meiſter in Tetrachromenen (vierfarbigen Gemälden) geweſen ſeyn ſoll. Mit ihm beginnt der große und kühne Styl in der griechiſchen Mahlerei. T.

Polygon, das Vieleck, jede mehr als viereckige Figur. Sind die Seiten gleich, ſo iſt es ein regelmäßiges, ſind ſie ungleich, ein unregelmäßiges Vieleck. Polygonalzahl, ſ. Zahlenſyſtem.

Polygraph, ein Vielſchreiber, ein Gelehrter, der viele Schriften verfaßt hat. Dieſe Bezeichnung iſt keineswegs immer ein Tadel; vielmehr kann man ſehr ausgezeichnete Schriftſteller zu den Polygraphen zählen, z. B. Muratori, Euler, Voltaire und Andere.

Polyhiſtor, ein Gelehrter, der in ſehr vielen Wiſſenſchaften bewandert iſt. Bei der gegenwärtigen Ausdehnung der einzelnen Wiſſenſchaften kann dies nur auf Koſten der Gründlichkeit Statt finden, ſo daß vom Polyhiſtor geſagt werden muß: Ab omnibus aliquid, in toto nihil. Nur höchſt wenige geniale Köpfe mögen dieſen Namen mit Ehren führen.

Polyhymnia, nach der Vorſtellung der ſpätern Dichter die Muſe des lyriſchen Geſanges oder der Tonkunſt, der auch die Erfindung der Mimen und Pantomimen zugeſchrieben wird. Die griechiſchen Künſtler ſtellten ſie in einen Mantel gehüllt und nachdenkend

bar. Ihre Attribute ſind die Lyra und das Plectrum. Sie legt den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund, oder trägt eine Bücherrolle.

Polyidos (Polyeidos), des Köramis Sohn. Einſt war Glaucus, des Minos und der Paſiphae Sohn, beim Ballſpiel in ein Honigfaß gefallen und hatte darin ſeinen Tod gefunden. Nachdem die Eltern den Knaben lange vergebens geſucht hatten, befragten ſie das Orakel, welches die Antwort gab, daß derjenige ihn finden und wieder beleben werde, der angeben könne, wem ein dreifarbiges Kalb, das in Minos Heerde geboren worden, gleiche. Unter den zuſammenberufenen Sehern löſ'te Polyidos das Orakel und fand den Knaben. Da er ihn aber nicht zu beleben vermochte, ließ Minos ihn bei ſeines Sohnes Leichnam in das Begräbniß ſperren. Hier ſah Polyidos eine Schlange zu dem Knaben kriechen, die er mit einem Steine tödtete. Bald kam eine zweite, die beim Anblick der getödteten Schlange zurückkroch, ein Kraut holte und ſie damit wieder lebendig machte. Deſſelben Mittels bediente ſich Polyidos und ſo brachte er den Glaucus ins Leben zurück.

Polyneſien, ſ. Auſtralien.

Polynices, ſ. Eteocles und Theben.

Polypen (mediciniſch), ſind widernatürliche Auswüchſe, welche ſich in den Höhlungen des menſchlichen Körpers erzeugen. Sie beſtehen aus einer ſehr feſten, faſerichten, fleiſch- oder flechſenartigen Maſſe, die ſich in länglichte Platten ſpaltet, und oft mit vielen Blutgefäßen verſehen iſt. Sie hängen mit einer, oft auch mit mehreren Wurzeln an den Wänden der Höhle ſo feſt, daß ſie mit denſelben zuſammengewachſen ſcheinen. Sie ſind meiſtens hohl, glatt, von weißlichter, brauner, zuweilen von dunkelrother Farbe, entſtehen langſam, und die Beſchwerden, welche ſie veranlaſſen, ſteigen daher auch nur allmälig. Man hat ſolche Polypen in allen Höhlungen des Körpers gefunden, beſonders im Herzen, in den Pulsadern, in der Naſe, in der Gebärmutter. Im Herzen findet man oft auch Maſſen, die man falſche Polypen nennt, welche aus geronnener Lymphe und etwas Blut beſtehen, und erſt in der letzten Krankheit oder im Tode, beſonders nach hitzigen Krankheiten, entſtanden ſind. Beiderlei Arten haben wahrſcheinlich ihren Urſprung aus der gerinnbaren Lymphe des Bluts, und die erſtern beſonders ſind das Product einer krankhaften Abweichung des Bildungstriebes der Schleimhaut, welche die innere Fläche der Höhlen umkleidet. Die Ausrottung der ächten Polypen iſt nur da möglich, wo man von außen dazu kommen, und die Wurzeln, mit welchen ſie feſtſitzen, auffinden kann. Sie geſchieht entweder durch die Unterbindung, indem man mittelſt eigener Inſtrumente eine Schlinge von Seide, überſponnenem Drahte oder von Pferdehaaren um die Wurzel des Polypen anbringt, und ſie von Zeit zu Zeit immer feſter zuzieht. Hierdurch wird ihm die zufließende Nahrung entzogen, und er ſtirbt allmälig ab. Dieſe Methode iſt aber freilich, ſowohl für den Operateur als für den Kranken, ſehr unbequem. Das Anlegen der Inſtrumente erfodert viele Mühe, und oft kann es nicht hoch genug an der Wurzel geſchehen. Nach der Unterbindung ſchwillt der Polyp ſehr an, erregt Entzündung der benachbarten Theile und heftigen Schmerz, auch iſt die Jauche von dem abſterbenden Theile höchſt unangenehm. Kürzer iſt die Cur durch Ausreißen des Polypen mit ſeiner Wurzel. Man bedient ſich dazu entweder einer eigenen Zange, oder ebenfalls ſehr feſter Schlingen,

womit man den Polyp ſo nahe an der Wurzel als möglich faßt, und ihn alsdann durch gelindes Drehen und Ziehen nach verſchiedenen Richtungen herauszubringen ſucht. Die Blutung iſt bei manchen Polypen ſehr gering, bei andern aber außerordentlich ſtark. Wo ſie gar nicht gefaßt werden können, ſucht man durch Aetzmittel ſie allmälig zu zerſtören, oder doch ſo weit zu verkleinern, daß man mit den Inſtrumenten beikommen kann.

Polyphem, der berühmteſte unter den ſicilianiſchen Cyclopen (ſ. d. Art.), welchen Ulyſſes (Odyſſee, Geſ. 9) als einen Mann von Rieſengeſtalt ſchildert, der einſam ſeine Heerden weidete, und in einer Höhle hauſete. In dieſer Höhle hatte Ulyſſes mit ſeinen Gefährten, unwiſſend, wer ſie bewohne, Schutz geſucht, als Abends Polyphem ſeine Heerde eintrieb, und mit einem Felsſtücke den Eingang verſchloß. Sobald er die Fremdlinge gewahrt, packt er zwei derſelben und verzehrt ſie zur Nachtkoſt. Ein Gleiches geſchieht am folgenden Morgen zum Frühſtück, worauf er die Heerden austreibt, und die Unglücklichen in der verſchloſſenen Höhle gefangen zurückläßt. Da erſinnt Ulyſſes liſtigen Rath. Er läßt des Cyclopen Keule zu einem Pfahle ſpitzen; als dieſer darauf am Abend heimkehrt, und abermals zwei von den Fremdlingen verzehrt, reicht ihm Ulyſſes von dem mitgebrachten Weine, und berauſcht ihn. Kaum aber ſieht er ihn eingeſchlafen, ſo läßt er den Pfahl glühend machen, und bohrt ihm das Auge aus. Dann bindet er ſeine Gefährten und ſich ſelbſt unter die Bäuche ſtattlicher Widder; und ſo entkommen ſie glücklich, als der Cyclope am nächſten Morgen die Heerde ausziehen läßt. Ein Felsſtück, das er den Verhöhnenden nachſchleuderte, traf ſie nicht. — Nicht ganz ſo ungeſchlacht mochte der Cyclop ſeyn, als er noch ein Jüngling war, und die Nymphe Galatea liebte. So finden wir ihn bei Theocrit. Die Nymphe aber achtete ſeiner nicht, ſondern liebte den Acis, welchen Polyphem, eiferſüchtig auf den glücklichen Nebenbuhler, tödtete. (S. Galatea).

Polyſpaſt, ſ. Flaſchenzug.

Polytechniſche Schule, ſ. Realinſtitute.

Polytheismus, Vielgötterei, iſt die Religion des ſich ſelbſt überlaſſenen Menſchen, der ohne höhere, göttliche Erleuchtung das Göttliche gern findet in der Natur und in ſeiner Vernunft, ſeinem Gemüthe; aber nicht zur reinen Anſchauung der Gottheit hindurchdringt. Denn das Göttliche, das ihm in der Mannichfaltigkeit der Welt erſcheint, knüpft er dergeſtalt an die Erſcheinung, daß er es in gleicher Mannichfaltigkeit auffaßt, aber nicht in der Einheit erkennt. Der Polytheismus iſt alſo zwar Glaube an das Göttliche, aber, weil dieſes ihm in eben ſo viele Geſtaltungen zerfällt, als die Welt ſelbſt, der Glaube an viele Götter, und ſteht ſonach dem Monotheismus (ſ. d. Art.), dem Glauben an Einen Gott, entgegen, oder insbeſondere der geoffenbarten Religion, die allein mit dem Glauben an die Einheit Gottes des Menſchen Geiſt erleuchtet. Denn von oben ſtammt das höchſte und klarſte Licht, das auch jenes, dem Menſchen inwohnende Licht erſt recht erhellen, und das geſammte Leben, die ganze Natur überleuchten muß, wenn der Menſch recht erleuchtet werden, und Gott finden ſoll, der in einem Lichte wohnt, zu dem kein erſchaffener Geiſt zukommen kann. In der früheſten Offenbarung, die den erſten Menſchengeſchlechtern mitgetheilt, in den ſogenannten Erzvätern erhalten, und als die Völker des Erdkreiſes ſie faſt gänzlich verloren hatten, durch

Moſes dem Hauſe Iſrael von neuem ans Herz gelegt und zu einem Eigenthume des „Volkes Gottes“ gemacht ward, war der Glaube an Einen Gott den Menſchen überliefert, und die höchſte Offenbarung durch Chriſtus Jeſus ſetzte denſelben als die unbedingte Wahrheit voraus, erhob ihn aber erſt recht zur Seele des ganzen religiöſen Lebens. Indeß lebte er, obwohl vielfältig verdunkelt, auch in allen den Religionen fort, die einen höchſten Gott über alle Götter anerkennen. Jede Religion aber, die mehrern Göttern huldiget, gehört zum Heidenthume, deſſen Grundcharakter eben der Polytheismus, im Gegenſatze gegen den geoffenbarten Monotheismus, iſt. Der Polytheismus geſtaltet ſich eben ſo verſchieden, als es verſchiedene Religionen des Heidenthums gibt. In ſeiner einfachſten Geſtaltung (wenn dieſe ſeinem Begriffe nicht widerſtrebt, und zu ihm gerechnet werden darf) erſcheint er als Dualismus, der Glaube an zwei ſogenannte Grundprincipe, oder Grund- und Ur-Weſen, — die Grundlage morgenländiſcher Religionen und Philoſophien, und ſelbſt in mannichfacher Geſtalt, überall aber eine Verbildung der Offenbarungslehre von Einem Gotte und dem von ihm abgefallenen, ungöttlichen Geiſte des Böſen, der Finſterniß. Die weiteſte Abweichung vom Polytheismus aber, obwohl unerkannt von ihm ausgegangen, iſt der Pantheismus, die Allvergötterung, da die Welt ſelbſt der Gott, und Gott die Welt, das Ein und Alles, iſt. Gleichwohl iſt im Dualismus und Pantheismus, zwar von dem reinen Lichte der Offenbarung entfremdet, noch eine höhere Ahnung der Gottheit, als in den Religionen, die man im engern und im eigentlichſten Sinne Polytheismus nennt, wo faſt jeder Schimmer der Offenbarung verloren, und das Göttliche ganz an die Geſtalt und Erſcheinung gebunden, der Körperwelt einverleibt iſt. Denn wie der Menſch weiter und weiter abirrte von dem urſprünglichen Lichte, fand er zwar immer ein Göttliches in den Erſcheinungen der Welt, jenes aber in dieſen verkörpert, nicht Gott über alle Erſcheinung, und betete nun die Geſtalt, die Erſcheinung an, in der er den Gott, aber nicht Gott erkannte. Er verſank in Abgötterei, in die jeder Polytheismus verfällt, da er dem als dem Gotte huldigt, was nur ein Wirken und ein Werk Gottes iſt. — Aus den Banden der Abgötterei und des Götzendienſtes erlöſete den Menſchen wieder die Offenbarung in Chriſtus. Ke.

Polyxena, des Priamus und der Hecuba Tochter, deren Schickſale die nachhomeriſchen Epiker erzählen. Achilles liebte ſie, und fand durch dieſe Liebe den Tod (ſ. Achilles). Nach Einigen liebte auch ſie den Achilles, und raubte ſich an ſeinem Grabhügel ſelbſt das Leben. Nach der gewöhnlichſten Meinung aber wurde ſie entweder in Thrazien, oder auf dem Grabe des Achilles dem Schatten deſſelben geopfert.

Pombal (Sebaſt. Joſeph von Carvalho, ſeit 1755 Graf von Oeyras, und ſeit dem J. 1770 Marquis von Pombal), portugieſiſcher Staatsminiſter, geb. 1699 auf dem Schloſſe Soure bei Coimbra, geſt. den 7ten Mai 1782. Ein gefährlicher Kranker wird oft durch heroiſche Mittel am glücklichſten gerettet. So dachte Pombal, als er ſtreng und durchgreifend 27 Jahre lang Portugals Reformator war. Er regierte, beladen mit dem Haſſe des Adels, der Geiſtlichkeit und des Hofes, in offener Fehde mit den Jeſuiten, unumſchränkt wie ein König, ausgerüſtet mit ſeltener Geiſteskraft, Thätigkeit und Geſchäftskenntniß, erhoben von dem edelſten Nationalge-

fühl, ſo daß er ein großer Mann genannt werden müßte, wenn er eben ſo gerecht als uneigennützig geweſen wäre. Im ſteten offenen und geheimen Kriege mit mächtigen Feinden, konnte er nicht vollenden, was er unternommen: die gänzliche Wiederherſtellung der tiefgeſunkenen Nation und Staatsmacht. Er griff daher nach den kürzeſten und härteſten Maßregeln; aber er erreichte nur wenig, weil er Alles auf ein Mal neu ſchaffen wollte. Indeß machen ihn ſeine Perſönlichkeit, ſeine Lage und ſein großartiges Streben zu einem der merkwürdigſten Menſchen ſeines Jahrhunderts. — Sein Vater war Capitän, aus der ärmern Claſſe des Adels, die von dem hohen Adel verachtet und unterdrückt wurde. Aber ſeine Mutter, eine Mendoza, und ſein Oheim, ein angeſehener Geiſtlicher, öffneten dem jungen Carvalho, der in Coimbra die Rechte ſtudirt hatte und hierauf Soldat geworden war, die Ausſicht zur Beförderung. Die Natur hatte ihm Alles gegeben, was den Herrſcher ankündigt, einen hohen Wuchs, Lebenskraft, Stärke, kühnen Blick und ſinnliches Feuer dazu, große, heftige Leidenſchaften, einen durchdringenden Verſtand, und die angenehmſten geſellſchaftlichen Talente. In allem der Erſte, und ein tollkühner Raufer, wurde er ſeiner regelloſen Kraftäußerungen wegen aus Liſſabon verwieſen. Seitdem arbeitete er mehrere Jahre lang in Soure an ſeiner perſönlichen Ausbildung. Da ſchenkte ihm Thereſe von Noronha Almada, eine reiche Witwe, ihre Liebe. Die ſtolzen Verwandten wieſen zwar den kühnen Bewerber zurück; allein er entführte die Geliebte, und ſchützte ſich gegen die Dolche der Meuchelmörder durch Muth und Entſchloſſenheit. Zugleich regte die Verachtung, mit welcher ihn die Familie ſeiner Gemahlin, die Grafen von Arcos behandelten, ſein Ehrgefühl auf, ſich emporzuſchwingen. Er ging an den Hof zurück, wo er (in ſeinem 40ſten Jahre) durch feine Sitten ſolchen Beifall erhielt, daß man ihm im J. 1739 den Geſandtſchaftsposten in London übertrug. Hier lernte er das Verhältniß Portugals gegen England genau kennen, und faßte mitten unter ſinnlichen Zerſtreuungen den Plan, ſein Vaterland von den Feſſeln des engliſchen Handelsſyſtems zu befreien. Der neue Staatsminiſter, Peter von Motta, ſein Gegner, rief ihn zwar im J. 1745 von London zurück; aber die Königin, Carvalho's Gönnerin, ſandte ihn nach Wien, um einen Zwiſt des Papſtes mit der Kaiſerin Maria Thereſia zu vermitteln. Er erwarb ſich bald allgemeine Achtung, und als ſeine Gemahlin endlich ein Opfer der Rache ihrer Verwandten geworden war, erhielt er die Hand einer jungen Gräfin von Daun. Doch mußte er die Verleumdung, welche ein vornehmer Portugieſe in Wien gegen ihn ausgeſtreuet hatte, entkräften, und ſeinen Adel beweiſen. Die Königin bewirkte daher ſeine Ernennung zum portugieſiſchen Geſandten am wiener Hofe. Aber der König und ſein Miniſter haßten ihn. Er ward zurückberufen. So feſt er in der Gunſt der Königin ſtand, ſo konnte er doch die Abneigung des Königs (Johannes V.) nicht überwinden. Vergebens gewann er die Zuneigung der vielvermögenden Jeſuiten, durch völlige Hingebung an dieſen Orden, den er ſo täuſchte, daß er mit den innern Verhältniſſen dieſer Geſellſchaft genau bekannt wurde, was ihm in der Folge als Miniſter die Waffen gegen dieſelbe in die Hände gab. Der hohe Adel verfolgte ihn mit unverſöhnlichem Haſſe; Carvalho aber beherrſchte ſeinen Wunſch nach Rache, und galt für den liebenswürdigſten, beſcheidenſten und frömmſten Weltmann an dem Hofe der Königin. Endlich ſtarb Johann V. den 31ſten Juli 1750. Sogleich

erhielt Carvalho von deſſen Nachfolger Joſeph I. auf die Empfehlung der verwitweten Königin die längſt gewünſchte Stelle eines Staatsſecretärs der auswärtigen Angelegenheiten. Der Beichtvater des Königs, P. Moreira, ein Jeſuit, war ſein Gönner, und Carvalho ſchmeichelte dem Orden mit ſolchem Eifer, daß ihn das Publicum den großen Jeſuiten nannte. Bald hatte er, beſonders ſeit dem Tode der Königin Mutter im J. 1754, den ſchwachen argwöhniſchen, für Sinnenreiz allein empfänglichen König ganz von ſich abhängig gemacht. Dieſer willigte aus Furcht vor ſeinem Bruder Dom Pedro, an den ſich Carvalho's Feinde angeſchloſſen, in die kühnſten Plane des Miniſters, und Carvalho erreichte dadurch ſeinen vierfachen Zweck: die Jeſuiten zu vertreiben, den hohen Adel zu unterdrücken, Portugal wieder herzuſtellen, und im Namen des Monarchen unumſchränkt zu regieren. Das Reich befand ſich im Zuſtande der äußerſten Ohnmacht. England und die Jeſuiten theilten ſich nebſt dem hohen Adel in die Reichthümer des Staats, der ohne Armee, Flotte, Handel und Ackerbau war. Der Miniſter handelte im Geiſte des Merkantilſyſtems, fing aber freilich auf vielen Seiten da an, wo er hätte aufhören ſollen; doch war ſein Streben im Allgemeinen nicht ohne Erfolg. Nur ein Mann wie er vermochte den Angriffen zu widerſtehen, die jetzt öffentlich und insgeheim die Inquiſition, der er die Auto da Fe's unterſagt, die Jeſuiten, welche er aus ihrem Miſſionsſtaate in Paraguay vertrieben, der hohe Adel, dem er ſeine fürſtlichen Beſitzungen in den Colonien entzogen, und der hohe Clerus, deſſen Macht er Grenzen geſetzt hatte, gegen ihn unternahmen. Da ſchlug, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, mitten unter die Parteien nieder das Erdbeben am 1ſten November 1755. Es begrub 30,000 Menſchen und einen Wohlſtand von 570 Millionen Thaler in Schutt und Aſche. Carvalho verließ die Seinigen und trat auf als ein Retter in der Verzweiflung, mit einer Anſtrengung und einem Heldenmuthe, der allein ſeine Feinde hätte verſöhnen können, wenn dieſe einigen Sinn für Wahrheit gehabt hätten. Sah man Pombaln, deſſen Haus unbeſchädigt geblieben war, acht Tage lang in ſeinem Wagen mit dem allgemeinen Wohle unaufhörlich beſchäftigt, an jedem Orte, wo Hülfe nöthig war, Anſtalten treffen, die Ordnung wieder herſtellen, und den König ſelbſt zum eigenen Handanlegen für die Begrabung der Todten bewegen, um den betäubten Arbeitern Muth zu machen, ſo mußte man ihn achten und bewundern; und wahrlich nie hat ſich wohl ein kraftvoller Mann in einer furchtbarern Zeit, unter vielfachern Bedrängniſſen, wohlthätiger und faſt übermenſchlich wirkſamer gezeigt, als Carvalho in dieſen Tagen einer grenzenloſen Noth. Der König ſah in ihm einen Schützling des Himmels, und überließ ſich unbedingt der Leitung dieſes außerordentlichen Mannes. Carvalho ward Graf von Oeyras, und rückte im J. 1756 in die Stelle eines erſten Miniſters. Jetzt ſchritt er kühn über Jeden hinweg, der ihm in den Weg zu treten wagte. Er mußte unerbittlich ſtreng verfahren, da Wüſtlinge aus dem hohen Adel ohne Scheu Mordthaten begingen, und der Pöbel ruchlos raubte. Aber mit der Hoffart der Vornehmen, die er demüthigte, und mit der Habſucht, die ſeine Handelsverfügungen zur Wuth reizten, verband ſich jetzt das Landvolk, unzufrieden mit Pombals geſetzlich gemachtem Monopolhandel, der allerdings ein Mißgriff, eigentlich aber nur gegen das Monopol der Britten gerichtet war. Die erhitzten Weinbauer begingen in Oporto Ausſchweifungen, aber Pombal unterdrückte

den Aufſtand durch die ausgedehnteſten Majeſtätsgeſetze, nach welchen der Wille des Königs ſtatt aller Conſtitutionen und Privilegien allein gültig war. Zugleich ließ er gegen die Jeſuiten, welche Alles verſuchten, um ihn als den Antichriſt in der öffentlichen Meinung zu verdammen, eine Druckſchrift ausbreiten, die ihre Politik in Paraguay zum Erſtaunen Europa's enthüllte. Doch waren manche Behauptungen darin übertrieben, und es iſt kein Zweifel, daß die Väter jene Provinzen beſſer regiert hatten, als es von Spaniern oder Portugieſen je geſchehen wäre. Carvalho beſchloß endlich, die Jeſuiten ganz von der Perſon des ihnen ſehr ergebenen Königs zu entfernen. Sie verloren die Beichtvaterſtellen und mußten ſich (den 16ten September 1757) in ihre Collegien begeben. Auch wurden mehrere portugieſiſche Große, welche den Miniſter zu ſtürzen verſucht, aus Liſſabon verwieſen. Durchgreifen war von jetzt an Pombals einzige Politik. So ließ er, weil ſeine Aufmunterungen des Feldbaues nichts fruchteten, die Weinſtöcke ausraufen. Endlich ſiegte er völlig. Eine Verſchwörung gegen das Leben des Königs, der in der Nacht vom 3ten bis 4ten September 1758 auf einer nächtlichen Fahrt von Meuchelmördern verwundet, ihren Schüſſen nur durch die Treue ſeines Kammerdieners, oder durch die Scheu ſeiner Maulthiere entgangen war, lieferte ihm ſeine Todfeinde in ſeine Gewalt. Drei Monate nach der That ließ Carvalho, der indeß Alles erforſcht, die Thäter aber abſichtlich ſicher gemacht hatte, in der Nacht des Hochzeitfeſtes ſeiner Tochter, welchem der hohe Adel beigewohnt hatte, den 12ten December den Marquis von Tavora und deſſen Familie, den Jeſuiten Malagriba, und den Tag darauf auch den Herzog von Aveiro u. A. m. verhaften. Der Miniſter und ein Mitglied des höchſten Gerichtshofes führten die Unterſuchung, und nach einem kurzen Verfahren ward ein gräßliches Bluturtheil den 13ten Januar 1759 vor dem Schloſſe zu Belem vollzogen. Der Herzog von Aveiro und der Marquis von Tavora wurden als die Häupter der Verſchwörung gerädert, die Söhne und der Schwiegerſohn deſſelben, ſo wie die Bedienten als Theilnehmer erdroſſelt, die Gemahlin des Marquis gehangen, und ein Bedienter des Herzogs verbrannt. Ein ſchwerer Verdacht fiel auf die Jeſuiten, daß ſie den Plan des Königsmordes geleitet, aber der Marquis von Tavora hatte ſeine frühere Ausſage gegen ſie nachher ſchriftlich widerrufen. Dennoch klagte der Miniſter ſie als Urheber dieſes Plans beim Papſte an, und als er die Erlaubniß-Bulle, die Verhafteten vor den weltlichen Richter zu ſtellen, nicht ſogleich erhielt, ließ er Einige im Gefängniſſe hinrichten; der Pater Malagriba aber, welcher den Tod des Königs prophezeit hatte, wurde von der Inquiſition als Ketzer zum Feuertode verurtheilt, und dieſes Auto da Fe ward 1761 vollzogen. Sämmtliche Jeſuiten aber hatte Pombal, als Rebellen und Feinde des Königs, ſchon früher durch ein königliches Decret vom 3ten September 1759 aus dem Reiche verwieſen, und da ſie demſelben ſich nicht fügten, durch Soldaten auf Schiffe bringen, und 1854 an der Zahl nach dem Kirchenſtaate abführen laſſen. Hierauf entſtand ein langer Zwiſt mit dem Papſte. Pombal ſchickte 1760 den päpſtlichen Nuntius über die Grenze und wollte ſchon Portugal von Rom losreißen, als Clemens XIII. ſtarb. Mit dem Nachfolger, der den Jeſuitenorden 1773 aufhob, kam die Ausſöhnung bald zu Stande. Bald darauf ward Portugal mit Spanien in einen kurzen Krieg verwickelt, und in der Folge noch einmal durch des Miniſters unbeſonnenen Stolz gegen

Spanien. Pombal übergab einem deutſchen Feldherrn, dem Grafen von Schaumburg-Lippe, den Oberbefehl. Das portugieſiſche Heer ward gänzlich umgeſchaffen, und die Grenze beſſer befeſtigt. Eben ſo thätig ſorgte Pombal für alle Zweige der Landescultur, und verbeſſerte insbeſondere das Schulweſen; auch richtete er die Cenſur liberaler ein, und empfahl durch das Geſetz vom J. 1773 den alten Chriſten tolerante Geſinnungen gegen die neuen. Man hielt nämlich bisher die neuen Chriſten für heimliche Juden, und entzog ihnen viele bürgerlichen Rechte. Von Pombal ſelbſt iſt ein wichtiges Manuſcript, eine Art Compte rendu über ſeine Verwaltung, vorhanden, das aber nicht bekannt gemacht worden iſt. Ehrgeiz und Rachſucht gegen ſeine Feinde, die mehr als einmal ihm nach dem Leben trachteten, und der Plan, dem Prinzen von Beira, dem Enkel der Königin, die Thronfolge zu verſchaffen, füllten ſein übriges Leben aus. Da ſtarb Joſeph I. 1777, deſſen Tochter Pombals heftigſte Feindin war; Pombal mußte ſeine Entlaſſung nehmen. Die von ihm eingekerkerten Staatsverbrecher, 9800 an der Zahl, wurden freigelaſſen, und die meiſten ſeiner Einrichtungen aufgehoben, ſo daß Portugal in den vorigen Zuſtand von Schwäche zurückfiel. Pombal hatte der jungen Königin einen Schatz von 78 Millionen Cruſaden und einen wohlgeordneten Staat übergeben. Allein der Haß ſeiner Feinde war mächtiger als ſein Verdienſt. Die portugieſiſchen Großen verſuchten Alles, um ihn auf das Blutgerüſte zu bringen. Die Königin ließ den Proceß der Königsmörder unterſuchen und die Hingerichteten für unſchuldig erklären; doch wurde dieſes Urtheil nicht öffentlich bekannt gemacht. Pombal ſelbſt rettete ſeinen Kopf nur dadurch, daß er der Commiſſion, die ihn privatim verhörte, die Originalbeweiſe jener Verſchwörung, die nicht öffentlich bekannt gemacht worden waren, vorlegte. Sie beſtanden in mehrern vom Könige Joſeph ſelbſt unterzeichneten Actenſtücken, unter andern in eigenhändigen Briefen des Marquis von Tavora, welche das ganze Gewebe der auf Veränderung der Regierung und Ermordung des Königs gerichteten Verſchwörung enthielten. Der gehaßte und verfolgte Mann behielt daher ſeine Titel und ſeine Einkünfte. Zurückgezogen in den Flecken Pombal, beſchäftigte er ſich mit Leſen und guten Werken. Die Armen liebten ihn, und ſeine Gemahlin hing an ihm mit deutſcher Treue und Zärtlichkeit. Aber Klagen und Unterſuchungen gegen ihn wechſelten mit Neckereien aller Art. Dies untergrub des großen Mannes Geſundheit. Er ſtarb 1783 zu Pombal im 83ſten Jahr ſeines Lebens. Die Geſchichte dieſes Miniſters iſt von dem Parteigeiſte ſehr entſtellt, z. B. von ſeinem italieniſchen Biographen, einem Exjeſuiten, und in den Anecdot. du Ministère de Pombal. Varsovie, 1784. Pombals eigene Vertheidigungsſchrift in v. Dohms Mater. z. Statiſtik 3 Th. beweiſet wenigſtens, daß er ſich als Miniſter nicht bereichert habe. Die Actenſtücke des Proceſſes der Königsmörder ſ. m. in Voß's Gallerie hiſtoriſcher Gemählde, IV. Vergl. l'Administration du Marquis de Pombal, Amsterdam 1788, 4 Vol. 8. K.

Pommereuil (F. X. J. de), franzöſiſcher Diviſions-General, Officier der Ehrenlegion u. ſ. w., iſt 1745 in Fougères in Bretagne geboren, diente vor der Revolution in der Artillerie, ward 1790 nach Neapel geſchickt, und leitete die Wiedereinrichtung dieſer Waffe im Königreiche. Er wurde nach ſeiner Zurückkunft ein lebhafter Theilnehmer der Revolution, und ſpäterhin Anhänger Napoleons.

Nachdem er in mehrern Departements Präfect, und ſpäterhin Staatsrath geweſen, ward er von Napoleon zum General-Director der Buchdruckerei und des Buchhandels ernannt, und erfüllte dieſen Poſten bis zu Napoleons erſter Thronentſagung 1814, mit vollem Eifer für deſſen geiſtunterdrückende Politik. Seine Adminiſtration wird als der Typus der gehäſſigſten und drückendſten aller Tyranneien unvergeßlich ſeyn. Nur aus dieſem Grunde haben wir ihm hier eine Stelle gegeben.

Pommern, ein gegenwärtig ganz zur preußiſchen Monarchie gehöriges Land, welches ſonſt als ein Herzogthum zum oberſächſiſchen Kreiſe gerechnet wurde, und welches gegen Weſten an Mecklenburg, gegen Süden an die Provinz Brandenburg, gegen Oſten an die Provinz Weſtpreußen und gegen Norden an die Oſtſee grenzt. Die Oder theilt es in Vor- und Hinterpommern, jenes weſtlich, dieſes öſtlich von der Oder. Pommern war ein Haupttheil des alten wendiſchen Königreichs; dann hatte es von 1026 bis 1637 ſeine eigenen Herzöge. Als dieſe in dem genannten Jahre ausgeſtorben waren, hätte das Churhaus Brandenburg, in Gemäßheit der beſtehenden Erbverbrüderung, das ganze Land in Beſitz nehmen ſollen; allein da der Herzog während des dreißigjährigen Krieges geſtorben und Pommern von den Schweden beſetzt war, ſo mußte es ſich im weſtphäliſchen Frieden mit Hinterpommern begnügen, Vorpommern und die Inſel Rügen aber an Schweden überlaſſen. Als jedoch unter Carl XII. Schweden durch den nordiſchen Krieg auch in Deutſchland ins Gedränge kam, benutzte Preußen dieſen Umſtand, ſich im ſtockholmer Frieden 1720 den größten Theil von Vorpommern ſammt den Inſeln Wollin und Uſedom abtreten zu laſſen. Damals behielt Schweden weiter nichts, als das Stück zwiſchen Mecklenburg, der Oſtſee und dem Peenefluß, nebſt der Inſel Rügen. Im J. 1815 kam Preußen auch in Beſitz von Schwediſch-Pommern. Schweden hatte nämlich in Folge der Beſitznahme von Norwegen ſeinen Antheil an Pommern an Dänemark abgetreten, und von dieſem tauſchte Preußen es gegen das Lauenburgiſche, und eine Summe von 2,600,000 Thalern ein. Pommern iſt jetzt nach der neuen Eintheilung des preußiſchen Staats eine Provinz deſſelben, womit auch einige Theile der vormaligen Neumark und einige Oerter Weſtpreußens vereinigt worden ſind, ſo daß dieſe Provinz gegenwärtig 581 Quadratmeilen mit 671,000 Einwohnern enthält. Sie iſt eins der niedrigſten und flachſten Länder Deutſchlands, indem nur wenige Berge von mittelmäßiger Höhe, z. B der Gollenberg, der Revekuhl, die Stubbenkammer auf der Inſel Rügen, dieſe ermüdende Oberfläche unterbrechen. Die Küſten der Oſtſee in Hinterpommern ſind mit Sandhügeln oder Dünen beſetzt, die durch Stürme oft ſehr verändert werden, und eine aus Weſtpreußen kommende Hügelreihe läuft zwiſchen Brandenburg und Pommern gegen die Oder hin. Der größte Fluß iſt die Oder, welche unterhalb Stettin den großen dammſchen See bildet, und ſich dann in das friſche Haff ergießt, welches durch die drei Ausflüſſe, die Peene, Swine und Divenow mit der Oſtſee in Verbindung ſteht. Viele kleine Küſtenflüſſe, darunter auch mehrere ſchiffbare, bewäſſern dieſe Provinz, und ergießen ſich dann in die Oſtſee. Auch ſind viele große und kleine fiſchreiche Seen vorhanden. Der Boden iſt größtentheils ſandig und von ſehr mittelmäßiger Fruchtbarkeit, doch ſind die Gegenden bei Pyritz und Stargard, einige Striche in Vorpommern und die Gegenden längs der Seeküſte ſehr geſegnet und fruchtbar; ein

nicht geringer Theil Pommerns hingegen iſt ſteinig und ſehr dürre. Auch die von der Neumark zu Pommern geſchlagenen Theile haben im Ganzen einen ſandigen, leichten Boden, und an wenigen Orten fruchtbares Ackerland. Die vorzüglichſten Landesproducte aus dem Pflanzenreiche ſind: Getreide und Feldfrüchte aller Art, Flachs, Hanf, Taback, Obſt und Holz, wovon Getreide, Flachs, Obſt und Holz noch ausgeführt werden können. Die Viehzucht und Fiſcherei ſind zwei Hauptnahrungszweige Pommerns, indem der Viehhandel dieſer Provinz und die pommerſchen Gänſe, Schinken und Würſte eben ſo bekannt ſind, als die pommerſchen Muränen, Lachſe, Neunaugen, Aale und Bücklinge. Die Rindviehzucht überſteigt den eignen Bedarf des Landes ſo beträchtlich, daß nicht nur viele fette Schlachtochſen und gemäſtete Kühe, ſondern auch eine Menge der vorzüglichſten Butter an andere Länder überlaſſen werden können. Weniger bedeutend iſt die Pferdezucht; dagegen aber die Schafzucht ſo beträchtlich, daß außer dem Bedarf für die Fabriken, auch noch ein großer Theil der Wolle ausgeführt werden kann. Auch iſt die pommerſche Wolle zum Theil ſchon ſehr veredelt. Von großer Wichtigkeit ſind die Schweine- und Bienenzucht, beſonders die erſtere, welche durch die großen Eichen- und Buchwaldungen ſehr befördert wird. An Mineralien iſt Pommern ſehr arm. Man hat Sumpferz, das auf der Eiſenhütte zu Torgelow verſchmolzen wird, Alaunerde, Salz, Bernſtein, vorzüglich bei Stolpe, Kalk, Mergel und Torf, wovon der letztere das vorzüglichſte mineraliſche Product Pommerns iſt. Die Einwohner ſind theils Deutſche, theils Kaſſuben oder Abkömmlinge der alten Wenden, noch mit eigener Sprache. Die Induſtrie iſt von keiner Bedeutung. Auf dem Lande und zum Theil auch in den Städten wird viele gute und dauerhafte Leinwand verfertigt und damit ein beträchtlicher Handel getrieben. Man hat Tabacks-, Tuch-, Raſch- und andere Wollenfabriken, und unbedeutende Baumwollenfabriken, ferner ſind anzuführen eine Zuckerſiederei, eine Ankerfabrik und die Bernſteindrehereien zu Stolpe. Wichtiger iſt der Handel, der theils zur See, theils auf der Oder, theils auch zu Lande mit den benachbarten preußiſchen Provinzen, beſonders mit der Provinz Brandenburg getrieben wird. Der Hauptſitz des pommerſchen Handels iſt Stettin, welches überhaupt einer der wichtigſten Handelsplätze des ganzen preußiſchen Staates iſt. Pommern iſt nach der neuen Organiſation des preußiſchen Staates in drei Bezirke getheilt, nämlich Stettin, Stralſund und Cöslin, welche drei Städte auch die Sitze der Regierungen ſind.

Pomologie, **Obſtbaumkunde**, iſt die Wiſſenſchaft, welche ſich mit der Kenntniß des Obſtes (Obſtkunde) und deſſen Erzeugung (Obſtbaumzucht) beſchäftigt. Als Obſtkunde, d. i. Kenntniß aller für Menſchen und Vieh genießbaren Früchte der Bäume (Pomaceae, Drupaceae, Bacciferae), iſt ſie ein Theil der Botanik, doch ſchöpft ſie aus dieſer nur die Regeln zur gehörigen Erkenntniß und Unterſcheidung der Gattungen und Arten der Obſtbäume, beſchäftigt ſich aber noch überdieß mit der techniſchen Betrachtung und Eintheilung der verſchiedenen Abarten, die der Botaniker alle nur als zufällige Varietäten einiger wenigen Spezies anſieht. Daher die in der Obſtkunde eingeführte botaniſche Unterſcheidung des Obſtes in **Kernobſt** mit vierfächeriger Samenkapſel, über welcher ſüßes Fleiſch liegt (Aepfel, Birnen); in **Beerobſt**, welches keinen deutlichen Unterſchied des Fleiſches und der Samenhülle bemerken läßt (Stachelbeeren);

in Steinobſt, deſſen eßbares Fleiſch eine ſteinartige Nuß einſchließt (Pfirſichen), und in Kapſelobſt, welches ebenfalls Steinobſt iſt, deſſen Fleiſchbedeckung aber ungenießbar iſt und deſſen Nußkern nur als Nahrungsmittel dient (Nüſſe). Daher die naturgemäße Eintheilung in Geſchlechter, von denen die Botanik den Pomologen lehrt, daß ſie unvermiſcht neben einander fortbeſtehen, während nur die Spezies eines und deſſelben Geſchlechts ſich mit einander zu Baſtarden vermiſchen können, die jetzt als beſtändige Varietäten oder Sorten durch die Bemühung der Pomologen Namen und Bezeichnung erhalten haben. Man kann annehmen, daß ehedem nur wenige Urſorten einer Spezies vorhanden waren, daß aber durch die Beſchaffenheit des Clima's, des Bodens, durch die Vermiſchung des Blumenſtaubes und die aus dem Samen gezogenen Kernlinge ſich nach und nach die faſt unzählbare Menge Obſtſorten gebildet habe. Für den Einfluß des Clima's ſpricht die Erfahrung, daß jeder Himmelsſtrich ſeine eigenen Sorten (Frankreich z. B. die Renetten) zieht; der Boden drückt eben ſo dem Obſte ſeine Eigenthümlichkeit ein (daher Weinſorten) und die Verſchiedenheit der Sorten aus den Kernen hat van Mons zu Brüſſel durch ſeine Ausſaat von mehr als 40,000 Kernen, deren gezogene Stämme er unveredelt tragen läßt, am unwiderleglichſten dargethan. Die Vermiſchung des Samenſtaubes verſchiedener Sorten, wo der weibliche Theil der Blüthe die Befruchtung von dem männlichen Theile einer andern Sorte erhält, welches in der freien Natur durch den Wind und die Inſecten bewirkt wird, bildet die eigenthümlichen Beſtandtheile der neuen Sorten, wodurch die Menge unſrer Obſtſorten entſtanden iſt. Clima und Boden wirken beſonders auf Verfeinerung und Veredlung derſelben. Die künſtliche Befruchtung, wo man abſichtlich mit einem Pinſel den weiblichen Stempel (Piſtill) mit dem Samenſtaube einer andern dazu ausgewählten edeln Sorte ſchwängert, macht es möglich, die vorzüglichen, in zwei oder mehrern verſchiedenen Sorten liegenden Eigenſchaften, z. B. Größe, Form, Geſchmack zu vereinigen, und neue Sorten mehr nach dem von dem menſchlichen Geiſte entworfenen Ideal hervorzubringen. Die künſtliche Befruchtung mit raffinirender Hinſicht auf die Hervorbildung der trefflichſten Sorten nach der menſchlichen Idee eröffnet der Pomologie ein neues Feld, von welchem ſie ſich die größten Vortheile verſpricht. Wie ſehr ſich die unedelſten Sorten bloß durch ſorgfältige Pflege und Cultur veredeln laſſen, und wie weit ſich die edlern Sorten durch Entziehung der zu ihrem Gedeihen günſtigen Bedingungen wieder zu den unedeln zurückführen laſſen, hat Esq. Knight, Präſident der londner Gartenbaugeſellſchaft, durch merkwürdige Verſuche bewieſen. So wie der Botaniker mittelſt ſeiner beſtimmten Terminologie die Eigenthümlichkeit der Pflanzen beſchreibt, ſie als Unterſcheidungszeichen benutzt und durch Zuſammenſtellung der ähnlichen ein Syſtem baut, ſo bezeichnet auch der Pomolog durch ſeine Kunſtſprache die Eigenthümlichkeiten (Charakteriſtik) des Obſtes. Er benutzt dazu die Form, Größe, Kanten, Beulen, Grund- und Nebenfarben, Roſt, Flecken, Punkte, den Stand des Blüthenknopfs, ſeine Einſenkung, Schaale, Stiel, Stielhöhle und deren Beſchaffenheit, Geruch, Geſchmack, Fleiſch, Farbe, Struktur deſſelben, Geäder, Kernhaus, ſeine Fächer, die Kerne, Reife und Dauer. Außerdem wird noch die botaniſche Beſchreibung des Baumes, ſeiner Blumen, Blätter, ſeines Wuchſes, ſeiner Kronenbildung und des Tragholzes mit zu Hülfe genommen (ſ. die Werke von Quintiny, du Hamel, Schabol, Knoop,

Abercrombie, Manger, Miller, Zink, Henne u. A.). Der Charakter, nach welchem man verſucht hat, ein pomologiſches Syſtem zu ordnen, iſt ein natürlicher, der ſich auf die Form bezieht, nach welcher die Früchte in verſchiedene Familien, Ordnungen und Gattungen geſtellt werden. Die immerwährende Entſtehung neuer Sorten aus Kernen und die feinen, faſt unmerklichen Uebergänge vieler Sorten, verbunden mit dem Umſtande, daß faſt jede Sorte in jeder Provinz, oft in ſehr geringen Entfernungen, einen andern Namen hat, daß die nämliche Benennung hier dieſer, dort jener Sorte gegeben wird, erſchwert die Sache ſehr. Die älteſten Eintheilungen ſchreiben ſich von den Franzoſen und Holländern her; dieſe theilten unter andern die Aepfel ſchon längſt in Calvillen, mit Kanten, Kerben, lockerm Fleiſche, gewürzhaftem Geſchmacke und hohlem Kernhauſe; in Renetten, die außen durch Roſtanflug, innen durch kurz abknackendes Fleiſch kenntlich ſind; in die großen ſauern Rambours u. ſ. w. Birnen wurden von ihnen in Beurré's oder Butterbirnen mit ſchmelzendem Fleiſche, in Bergamotten mit Gewürzgeſchmack, runder Form und roſtiger Schaale, in Rothbirnen oder Rougelets, Rouſſelets, in Blanquets oder Weißbirnen unterſchieden. Manger ſtellte zuerſt ein Syſtem nach Formentafeln auf: die drei Hauptformen der Aepfel waren die runde oder platte, die hyperboliſche (unten dicker als hoch) und die paraboliſche (höher als dick). Die Unterabtheilungen betreffen die vollſtändige Ebenheit, die Falten am Auge und die rundum befindlichen Rippen. Sickler (in ſeinem Obſtgärtner) bildete daraus vier Formen. Der Oberpfarrer zu Kronenberg, Chriſt, ſchlägt vor, acht Familien anzunehmen: Calvillen, Renetten, Peppings, Parmänen, Kantenäpfel, Plattäpfel, Spitzäpfel, Kugeläpfel. Dial ordnete die Obſtarten nach der innern Beſchaffenheit derſelben. Das der Natur ſehr angemeſſene Syſtem von Fritſch, welches zugleich das neueſte iſt, enthält zwei Hauptklaſſen: Kugeläpfel und Kegeläpfel, und benutzt die Kantenäpfel nur als Unterabtheilung, da ſie unter allen Grundformen erſcheinen. Die Ordnungen werden durch das einfache oder mehrfarbige Colorit beſtimmt, und beim Geſchlecht iſt Geruch und Geſchmack als Eintheilungsgrund angenommen worden. Auf ähnliche Art hat man auch Eintheilungen der andern Obſtſorten verſucht, z. B. die Eintheilung der Birnen nach der Form in fünf Claſſen (Sickler); nach der Reifzeit in drei Claſſen (Chriſt); nach dem Fleiſche, Safte und Geſchmacke in ſechs Claſſen (Diel); nach der Geſtalt (Fritſch), in Rund-, Spitz- und Langbirnen, deren Ordnungen nach der weißen, grünen, rothen, grauen Farbe gebildet ſind. — Pflaumen hat man bisher allezeit nach der Form beſtimmt (längliche und runde Pflaumen, Mirabellen, Schlehen); Kirſchen in ſüße und ſaure, deren Unterabtheilungen von der Farbe des Saftes und der Härte des Fleiſches genommen werden; Pfirſichen unterſcheiden ſich in wollige und glatte, deren Gattungen (peches, pavies, violettes, brugnons) durch das Fleiſch und den ablöſigen Stein näher bezeichnet werden *). Von dem Geſichtspunkte der Benutzung angeſehen, theilt der Pomolog das Obſt ein in Tafelobſt, Wirthſchaftsobſt und in Handelsobſt. Zum Tafelobſt wird eine angenehme in die Augen fallende Geſtalt nebſt feinem Geſchmacke erfo-

*) Gute Abbildungen und Beſchreibungen der Obſtſorten haben geliefert Manger in der Pomona franconica, Kraft in der Pomona austriaca, Sickler in ſeinem Gartenmagazine; auch gehören hieher Sicklers Nachbildungen der Früchte in Wachs, ſo wie die italieniſchen in carrariſchem Marmor.

dert. Hieher gehören von den Aepfeln die Calvillen, Peppings, Goldſtieläpfel, Antillenäpfel, weiße Stettiner; Forellenbirnen, Bandbirnen, Petersbirnen; die Blutpfirſiche, Bourdine, Magdelaine rouge et blanc; die zu Saft und Eingemachtem zu benutzenden Himbeeren, Johannisbeeren, Nüſſe u. ſ. w. Wirthſchaftsobſt betrachtet man, nachdem es Vorzüge beim Kochen, Backen, Welken beſitzt. Als Fabrikationsobſt ſind die Birnen und Pflaumen zum Syrup brauchbar, der Wein unter allen ganz vorzüglich wegen ſeines angenehmen Products, das man bisweilen durch Aepfel- oder Birnenmoſt (Syder) zu erſetzen ſucht; hieher die Bereitung des Kirſch-, Himbeer-, Heidelbeerſaftes, die Fertigung des Obſtbranntweins, des Oeles aus Nüſſen und Kernen, die Benutzung des ſchlechten Obſtes zum Viehfutter und mehrerer anderer Beeren, wie Hollunder, als Arzneimittel. Die Benennung **Handelsobſt** betrifft die vorzüglich in Ruf gekommenen Sorten: Borsdorfer, rothe Stettiner, Safranäpfel, gebackene Pflaumen und Kirſchen u. ſ. w., deren Verkauf für viele Länder ergiebig iſt. Mittelſt ihres zweiten Theils, der **Obſtbaumzucht**, ſchließt ſich die Pomologie an die Oekonomie an, da ſie ſich mit den Mitteln beſchäftigt, die Bäume zu pflegen und zu erziehen, und durch ihren Ertrag gehörigen Nutzen aus Grund und Boden zu ziehen. Hieher gehört zuerſt die **Vermehrung** der Obſtbäume und Sträucher: a) durch den Samen oder die Kernlinge, die als Grundſtämme für die zu veredelnden Sorten unentbehrlich ſind; b) die Vervielfältigung durch Wurzelausläufer, welche ſich am beſten für die Sträucher, nicht ſo gut für die Bäume ſchickt; c) die Vervielfältigung durch Schnittlinge (abgeſchnittene Aeſte, die in die Erde geſenkt werden) beim Weine, Quitten, Johannisbeeren am beſten; d) das Anhäufeln, indem man einen jungen veredelten Baum über der Impfſtelle oder einen Kernling tief unten abſchneidet, wo er dann Zweige austreibt, an welche Erde angehäufelt wird, die, ſobald ſie Wurzel geſchlagen haben, abgeſondert werden; e) die Vermehrung durch Zertheilung und Einlegung von Wurzeln, durch die Veredlung der Wurzelſtücken, wodurch neuerlich eine faſt unglaubliche Vervielfältigung der Bäume bewirkt worden. Das **Baumſetzen**, welches die Zeit im Herbſt und Frühjahr verlangt, wo der Baum noch von ſeiner Vegetation ruht, und wobei auf die gehörige Lockerheit des Bodens, auf die Zwiſchenweite, durch die künftige Ausbreitung der Kerne und der Wurzeln (die beide ſtets im Verhältniſſe ſtehen) beſtimmt, das gehörige Augenmerk zu richten iſt. Die **Veredlung** der Stämme. Jedes Auge und jeder Zweig eines Baumes iſt nicht nur geeignet als eine eigene Pflanze für ſich fortzuwachſen und ſeine Wurzel zu bilden, ſondern es iſt eben ſo möglich, daß dieſelben, von dem Mutterſtamme auf den andern Stamm einer Art **deſſelben natürlichen Geſchlechts** gebracht, mit dieſem verwachſen, ohne ihre Natur dadurch zu verändern. Der Grundſtamm hat aber in ſofern günſtigern Einfluß auf das Pfropfreis, als ſeine Organiſation, ſein ſchneller oder langſamer Wuchs, Holzſtärke u. ſ. w. mit dem des Reiſes übereinſtimmen; die Bitterkeit oder Rohheit des wilden Obſtes (herbe Säfte) gehen keineswegs auf die gepfropften Augen über (denn auf herben Schlehen gedeihen die ſchönſten Reineclauden), wenn nur dabei die natürliche Verwandtſchaft des Grundſtammes zum Pfropfreis immer berückſichtigt wird. Eigen iſt es, daß man Birnen auf Ebiſchbeeren und Weißdorn veredelt fortbringt, und daß auf den Haſerpflaumen die Pfirſichen am beſten gedeihen. Ver-

edelt wird der Baum auf folgende Arten. 1) Das Ablactiren, Abſäugeln, Abſaugen, greffer par appoche, eine der älteſten, ſicherſten Arten. Es werden zu dem Ende die zu veredelnden Stämme nahe um die Mutterpflanze geſetzt, die Edelzweige derſelben werden keilförmig ein-, doch nicht ganz durchgeſchnitten, und ſo in den geſpaltenen Wildling eingepaßt, daß ſelbige, bis zum völligen Verwachſen mit ihm, noch an dem Mutterſtamme hängen bleiben. Dieſe Methode wird jetzt nur noch bei den Nüſſen angewendet, die ſich ſchwer anders veredeln laſſen. 2) Das Pfropfen, Balgen, Impfen (in der Schweiz Zweigen), greffer; hier wird in dem queer durchſchnittenen und geſpaltenen Wildſtamme das keilförmig abgeſchnittene Pfropfen am Rande eingepaßt, ſo daß die beiderſeitigen Rinden eine Fläche ausmachen (das Pfropfen in den Spalt), oder bloß in einen T förmigen Einſchnitt in die Rinde des Wildlings eingeſchoben (das Pfropfreis in die Rinde). 3) Das Oculiren, Aeugeln, Pfropfen mit dem Schildlein, greffer en ecuson, geſchieht durch das unverſehrte Ausſchneiden des Auges und des Sommertriebes eines edeln Reiſes und durch die Anpaſſung deſſelben an den Grundſtamm. Das Auge wird entweder ſo ausgebrochen, daß noch etwas Holz darüber ſteht, oder es wird vorſichtig mit der umgebenden Rinde abgelöſ't. Die ſo auf beiderlei Art gelöſ'ten Augen ſchiebt der Gärtner zwiſchen die, durch einen T förmigen Schnitt gelöſ'te, Rinde des Wildlings und verbindet ſie. Das Oculiren des treibenden Auges geſchieht im Frühjahre bis Johannis, das des ſchlafenden Auges vom halben Julius bis im Auguſt; bei dem Winteroculiren bekommt der Wildling einen Rindenausſchnitt, der ſo groß iſt, daß das Auge mit ſeiner Rinde genau hineinpaßt, welches dann darin durch Verband befeſtigt wird. Das Oculiren iſt ſehr alt, ſchon Cato (230 vor Chr.) erwähnt es. 4) Das Copuliren (ſ. d. Art.) iſt eine ſehr einfache Veredlungsmethode, und läßt ſich am beſten bei dünnen Wildlingen, eben ſo an Wurzelſtücken anwenden. 5) Das Pfeifeln, Anpfeifeln, Röhrlen geſchieht durch vorſichtige Ablöſung eines Stücks Rinde des Edelreiſes rund um daſſelbe, ſo daß es einer Röhre gleicht, welches dann auf ein genau eben ſo ſtarkes, geſchältes Reis des Wildlings geſchoben wird. Es laſſen ſich auf ſolche Arten auf einem Grundſtamme ſehr viele (bis 250 nach Agricola) Obſtſorten anbringen. Ein weiteres Augenmerk richtet die Obſtbaumzucht auf die Wartung und Pflege der Stämme, indem ſie die zum Gedeihen derſelben günſtigen Bedingungen herbeizuführen und die ſchädlichen Einflüſſe zu entfernen ſucht. Es gehören hieher: die Auflockerung des Bodens, ſeine Bearbeitung mit Hacke und Pflug, ſeine Bedüngung, ſein Begießen zur Zeit der Dürre, Ableitung des überflüſſigen Waſſers in der Näſſe, Ausſcheiden aller dürren Reiſer und Aeſte, des Krebſes und Brandes, und das Verbinden mit heilenden Salben aus Lehm, Kalk und Kuhmiſt, Schutz gegen Viehbeſchädigung und Froſt, Abbürſten und Waſchen der Rinde, um den Anflug von Flechten zu verhüten, Entfernung der Feldmäuſe, der Käfer, der Raupen. Endlich wird bei der Obſtbaumzucht der jungen Bäume in und durch die Baumſchule oder das Seminarium auch die künftige Geſtalt und der Zweck berückſichtigt. In dieſer Hinſicht zerfallen die Stämme in Hochſtämme und Nieder- oder Franzſtämme. Der Unterſchied beruht auf den mehr oder weniger treibenden Grundſtämmen, die bei der Veredlung gewählt werden. Die Krone des Hochſtammes beginnt erſt 4 Ellen hoch über der Erde, ſolche Stämme dienen für Plantagen, Alleen u. ſ. w. und ſind auf

ſtark treibenden Unterlagen veredelt. Die Franzſtämme dagegen haben eine ſchwach treibende Unterlage, die zugleich für die Zukunft die ganze obere Ausbildung des Stammes beſchränkt. Hier dient die Erfahrung, daß die Ausbreitung der Krone mit der der Wurzel übereinkomme, wonach der Gärtner ſeine Unterlagen auszuſuchen hat, z. B. Johannisäpfel für die Franzäpfel, Quitten für die Franzbirnen. Auch beruht darauf die Darſtellung der Obſtorangerie, der Bäume in Kübeln und Aeſchen: eine neue liebliche Erfindung, wodurch auch der Liebhaber, der keinen Gartenraum beſitzt, in den Stand geſetzt wird, ſich einen Obſtgarten in Miniatur zu verſchaffen, wozu Diel eine deutliche Anweiſung ſchrieb, welche Baumaufſtellung in Duodez, nach welcher der Baumcoloß durch Wurzelbeſchränkung zur Zwerggeſtalt genöthigt, die herrlichſten Früchte in kleinem Raume darreicht, jetzt viel Liebhaber findet und das Studium der Pomologie ſehr erleichtert. Halbſtämme ſtehen zwiſchen beiden Claſſen in der Mitte, ihre Krone breitet ſich 2 Ellen hoch von der Erde aus. Die Geſtalt des künftigen Baumes hängt vom Baumſchnitte ab, der eine der wichtigſten und ſchwerſten Gartenkünſte iſt, weil faſt jede Sorte eines andern Schnittes bedarf. Bei der Obſtorangerie und den Espalierbäumen iſt der Schnitt zur Hervorbringung der Früchte unentbehrlich. Je ſtärker der Baum geſchnitten wird, deſto ſtärker iſt der junge Trieb. Beſondere Rückſicht iſt beim Schnitt auf fruchtbare Aeſte (die man an den blumentragenden Knospen erkennt) zu nehmen; unfruchtbare und Waſſerreiſer werden entfernt und dabei muß immer die pyramidaliſche, keſſelförmige, kugelförmige oder fächerförmige (en evantail) Form des Baumes im Auge behalten werden. Mit Erfolg wendet man auch mehrere Kunſtmittel an, die Obſtbäume zum Tragen zu zwingen und ihre Fruchtbarkeit zu erhöhen, z. B. das Beugen der Zweige um einen Reif, das Schröpfen der Bäume, die Ablöſung der Schale in Ringform u. ſ. w. Früher als die Obſtkunde ward die Obſtbaumzucht in Europa cultivirt; ſchon die Römer hielten die aus den wärmeren Climaten Griechenlands (Kirſchen), Armeniens (Aprikoſen), Syriens (Pfirſichen, Pflaumen), mitgebrachten Bäume werth, als Beute ihre Triumphe zu ſchmücken. Virgil ertheilte ſeinen Landsleuten practiſchen Unterricht in dieſer Kunſt. Sehr lange beſchränkte ſie ſich auf Italiens warmen Himmel; nach Galliens Eroberung ward ſie auch hieher verpflanzt; ſchon unter Conſtantin dem Großen verſtanden die Einwohner von Paris, nach Juvenal, vorzüglich Feigenbäume und Weinſtöcke durch Bedeckung mit Strohmatten gegen die Winterkälte zu ſchützen und reife Früchte zu erziehen. In Deutſchland blieb der Obſtbau lange unbekannt. Carl der Große begründete ihn zuerſt geſetzlich durch Befehle, welche er in ſeinen Capitularien den Aufſehern ſeiner königlichen Häuſer wegen Behandlung der Gärten gab. Er ordnete demnach an, in allen ſeinen Gärten zu pflanzen: Spierlinge, Haſſelnüſſe, Quitten, Miſpeln, Mandeln, Feigen, Nüſſe, Caſtanien, Pfirſichen, Maulbeerbäume und verſchiedene Sorten Aepfel, Pflaumen, Birnen. Mehr noch als dieſe Geſetze bewirkte der Orden der Benedictiner die Verbreitung der Obſtbaumzucht in Deutſchland, welche ſich den Anbau des Weinſtocks vorzugsweiſe angelegen ſeyn ließen. Eben ſo förderlich waren die Züge deutſcher Kaiſer nach Rom und die Kreuzzüge, wo die Deutſchen mit den üppigen Genüſſen des wärmern Himmels bekannt wurden, welche durch die Handelsverbindungen der reichgewordenen ſüddeutſchen Reichsſtädte leicht verbreitet werden konnten. Im 16ten Jahrhunderte fand man ſchon große Obſt-

gärten in Augsburg, Ulm und Nürnberg, wo 1621 Knabe ſeine Hortipomologia herausgab. Endlich nahmen auch deutſche Fürſten den Obſtbau in beſondern Schutz und 1636 erſchien ein Obſtgartenbüchlein von dem Churfürſt Auguſt zu Sachſen. Deßungeachtet blieb die Obſtcultur noch auf einer ſehr niedrigen Stufe, bis die Zahl der feinen Sorten aus den Baumſchulen der berühmten Carthauſe zu Paris in Deutſchland (als Franzobſt) verbreitet ward. Zu der Zeit verdankte Frankreich dem berühmten Gärtner Ludwigs XIV., Quintiny, ferner Girardet, Duhamel, die wiſſenſchaftliche Grundlage der Pomologie, da Erſterer ſchon eine ſyſtematiſche Ueberſicht aufſtellte, und der Letztere ein claſſiſches Werk über dieſen Gegenſtand ſchrieb. In den Niederlanden erreichte die Obſtcultur, unterſtützt durch mildes Clima und unerſchöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens, practiſch eine hohe Ausbildung, und wird noch gegenwärtig ſehr betrieben. Als vorzügliche Gartenanlagen und Obſtplantagen in Deutſchland ſind bemerkenswerth: die zu Herrenhauſen in Niederſachſen; die zu Podiebrad in Böhmen, vom Dechant Rösler; das Joanneum zu Grätz in Steyermark, vom Erzherzog Johann von Oeſterreich; die im großen Garten bei Dresden, vom Amtshauptmann v. Carlowitz, die von Diel, Chriſt und von Sickler eingerichteten Baumſchulen. Unter den Deutſchen haben Verdienſte der Paſtor Henne, Otto von Münchhauſen, der Oberpfarrer Chriſt zu Kronenberg, welche zugleich als Schriftſteller bekannt ſind. Diel hat ſich vorzüglich um die theoretiſche Pomologie, um die ſyſtematiſche Abclaſſung und die Charakteriſtik der Sorten; Chriſt um die Praxis durch die Verbreitung der zum Obſtbau nöthigen Kenntniſſe und Handgriffe, und Sickler durch die ſtärkere Erweckung des Sinnes für dieſes Fach vermittelſt ſeines Obſtgärtners verdient gemacht. Nicht minder tragen mehrere Verbindungen und pomologiſche Geſellſchaften, wie die zu Altenburg (in Sachſen) und die in Ungarn, die londoner Gartenbaugeſellſchaft, der pomologiſche Verein in Guben (in der Lauſitz), zur Verbreitung guter Obſtſorten und zur Verbeſſerung der Obſtcultur bei, und ſorgen auch durch genaue Erforſchung der vorgefundenen Arten, durch Kritik der verworrenen Synonimen und durch Entwerfung einer ſyſtematiſchen Anordnung der pomologiſchen Kenntniß ruhmvoll dafür, die Pomologie zum Range einer Wiſſenſchaft zu erheben. F.

Pomona, eine ſchöne Nymphe, welche den Gartenbau liebte und Fruchtbäume anpflanzte und pflegte. Alle Gottheiten der Felder bemühten ſich vergebens, ihr zu gefallen, am meiſten Vertumnus. Dieſer nahm tauſend Geſtalten an, um ſich ihr zu nähern. Einſt erſchien er als altes Mütterchen, und erzählte ihr mehrere traurige Geſchichten von Frauen, die, wie ſie, der Liebe Hohn geſprochen. Dadurch wurde ſie gerührt, und Vertumnus, der die Geſtalt eines Jünglings wieder annahm, gewann ſie zur Gemahlin. (Ovid. Met. XIV., 622 ꝛc.) In Latium wurde Pomona als Göttin des Gartenbaues und der Baumzucht verehrt. Auf alten Denkmälern iſt ſie bald als eine ſchöne Jungfrau bekleidet dargeſtellt, welche auf einem Korbe mit Früchten ſitzt, und reich beladene Zweige von Fruchtbäumen auf dem Schooße und in der Hand hat, bald nackt an einen Baum gelehnt, woran ein Korb mit Früchten hängt, in den Locken eine Fruchtſchnur und Obſt in den Händen.

Pompadour (Jeanne Antoinette Poiſſon, Marquiſe de), eine berüchtigte Maitreſſe Ludwigs XV., in deſſen Gunſt ſie der Frau von Chateauroux folgte. Sie war 1720 geboren, die Tochter eines un:

terhaltenen Frauenzimmers und eines Landmanns von Ferté = ſous = Jouare, der durch den Kornhandel etwas gewonnen hatte, aber wegen einiger Unterſchleiſe verfolgt wurde. Man hatte ſie 1741 an den Unterpachter Etioles verheirathet. Sie war wohlerzogen, klug, liebenswürdig, reich an Anmuth und Talenten, von Natur mit einem guten Herzen und einem richtigen Verſtande ausgeſtattet. „Ich kenne ſie ſehr gut,“ ſagt Voltaire von ihr, „ich war ſogar der Vertraute ihrer Liebe. Sie geſtand mir, daß ſie immer ein geheimes Vorgefühl gehabt, ſie werde einſt vom Könige geliebt werden, und daß ſie, ohne es genau zu ergründen, eine heftige Neigung für ihn gefühlt habe.“ Dieſer Gedanke, der in ihrer Lage etwas abenteuerlich ſcheint, entſtand dadurch, daß ſie oft den Jagden des Königs in dem benachbarten Holze von Senar beiwohnte. Tournehem, der Liebhaber ihrer Mutter, hatte ein Landhaus in der Nachbarſchaft. Madam d'Etioles erſchien in einer artigen Caleſche; der König bemerkte ſie und ſchickte ihr oft Wildpret. Endlich gelang es, ſie dem Könige zuzuführen, deſſen ganzer Gunſt ſie ſich ſchnell bemächtigte. Als Marquiſe de Pompadour wurde ſie 1745 bei Hofe eingeführt. Sie genoß des höchſten Anſehns, miſchte ſich aber anfangs nicht viel in die öffentlichen Angelegenheiten, ſondern begnügte ſich, als eine Gönnerin der Gelehrten und Künſtler zu erſcheinen. Sie ſammelte Bücher, Gemälde und Seltenheiten, und trug zu der Einrichtung der Militärſchule bei, deren Gründer Paris du Verney war. Als aber nach und nach ihre Reize verblüheten, und ſie ſich nur dadurch in der Gunſt des Königs erhalten konnte, daß ſie ihm andere Geliebten zuführte, entſchädigte ſie ſich durch den entſchiedenſten Einfluß, deſſen ſie ſich auf die Regierungsgeſchäfte anmaßte. Sie ließ die wichtigſten Aemter mit ihren Günſtlingen und Creaturen beſetzen und trug durch ihre Einwirkung weſentlich zu dem Unglücke bei, welches zum Theil ſchon damals Frankreich traf, noch mehr aber vorbereitet wurde. Unterrichtete Perſonen behaupten jedoch, daß, zumal im Anfange, ihre Macht keineswegs unbeſchränkt geweſen ſey, daß ſie vielmehr von Seiten der königlichen Familie und ſelbſt einiger Miniſter den lebhafteſten und nachdrücklichſten Widerſpruch erfahren habe. Die Theilnahme Frankreichs an dem Kriege gegen Friedrich II. ſoll hauptſächlich ihr Werk geweſen ſeyn. Die Kaiſerin Maria Thereſia hatte durch ein eigenhändiges Schreiben ſie zu gewinnen geſucht. Alles Unglück, das in und durch dieſen Krieg Frankreich traf, wird ihr zur Laſt gelegt, indem ſie den Cardinal Bernis, welcher den Frieden wünſchte, entfernen, und durch Choiſeul erſetzen ließ, bei dem Heere aber die Abſetzung des Marſchalls d'Eſtrées im Augenblicke ſeiner Triumphe bewirkte und unfähige Anführer begünſtigte. Sie ſtarb im Jahre 1764 in einem Alter von 44 Jahren, von dem abgeſtumpften Könige wenig bedauert, von der Nation aber verabſcheuet, verſpottet und verachtet. Die unter ihrem Namen erſchienenen Memoiren ſowohl als Briefe ſind nicht von ihr, ſondern angeblich von dem jüngern Crebillon.

Pompeji, eine wegen ihres ehemaligen blühenden Handels berühmte Stadt in Campanien, welche im Jahr 79 wie Herculanum von einem Lavaſtrom, oder vielmehr von einem Aſchenregen des Veſuv verſchüttet wurde. Obgleich minder groß und angeſehen als Herculanum, hat ſie doch viele treffliche Kunſtwerke, ein groſes Theater und viele anſehnliche Gebäude beſeſſen. Ueber die Wiederauffindung und Ausgrabung dieſer Stadt vergl. man Herculanum.

Pompejus (Cnejus), mit dem Beinamen der Große (Magnus), ein berühmter Römer, geboren im J. 107 vor Chr., war der Sohn des Cnejus Pompejus Strabo, eines geſchickten, aber wegen ſeiner Härte und ſeines Geizes wenig beliebten Feldherrn. Der junge Pompejus war mit einer ausdrucksvollen Bildung und einer würdevollen Anmuth des Betragens begabt, und entwickelte früh Talente, die ihm gleichen Erfolg auf dem Forum und im Lager verſprachen. Die erſten Kriegsdienſte that er unter ſeinem Vater, der in der Nähe von Rom ein Heer gegen Cinna in den Bürgerkriegen des Marius befehligte. Hier entging er kaum dem Tode von der Hand des Terentius, ſeines Zeltcameraden, welchen Cinna gedungen hatte, Vater und Sohn zu ermorden. Als er davon bei Zeiten Nachricht bekam, verließ er Abends ſein Zelt und ſicherte ſeines Vaters Leben, indem er das Prätorium mit einer Wache umgab. Als bald darauf eine Meuterei im Heere ausbrach, und die unzufriedenen Soldaten ihren verhaßten Befehlshaber verlaſſen wollten, trat der neunzehnjährige Jüngling den Aufrührern entgegen, und warf ſich, nachdem er Bitten und Vorſtellungen vergeblich erſchöpft hatte, vor dem Hauptthore des Lagers auf die Erde mit der Erklärung, daß er ſie nicht anders durchlaſſen werde, als wenn ſie ihn zerträten. Dieſe Entſchloſſenheit hatte die gewünſchte Wirkung; durch ſeine einnehmenden Worte und ſein Betragen ſöhnte er in der Folge die Soldaten mit ſeinem Vater aus. Dieſer wurde bald darauf vom Blitze erſchlagen. Des Marius und Cinna Partei gewann die Oberhand, und füllte Rom mit Blut. Der junge Pompejus, der ſich auf das Gebiet von Picenum zurückgezogen hatte, wo er Ländereien beſaß, hob bei des Sylla Annäherung eigenmächtig ein Truppencorps aus, und nöthigte die benachbarten Städte, ſich für dieſen Feldherrn zu erklären. Seine Liebe beim Volke ſetzte ihn in den Stand, drei ganze Legionen aufzuſtellen, mit denen er dem Sylla in Campanien zuzog. Drei Anführer der Gegenpartei wollten ſeinen Marſch durch verſchiedene Angriffe hindern; Pompejus aber ſchlug ſie einzeln, und kam glücklich bei Sylla an, der den jungen 23jährigen Helden mit großer Achtung empfing, und, ob er gleich noch nicht das ſenatoriſche Alter hatte, mit dem Titel Imperator begrüßte. Eine Reihe blutiger Kämpfe folgte, durch welche des Marius Partei in Italien vernichtet, und Sylla unumſchränkter Herr in Rom wurde. Dieſer, um den Pompejus noch feſter an ſein Intereſſe zu knüpfen, bewog ihn, ſich von ſeiner Gemahlin Antiſtia zu trennen, und ſich mit der Aemilia, ſeiner Stieftochter zu verbinden. Es war günſtig für des Pompejus Ruf, daß er, als Sylla ſeine Grauſamkeiten in der Hauptſtadt verübte, in Sicilien gegen Perpenna, einen Feldherrn des Marius, kämpfte. Er vertrieb denſelben und unterwarf die Inſel. Carbo, ein anderer ausgezeichneter Marianer, war mit Einigen ſeiner Partei auf die Inſel Coſſura geflohen. Pompejus ſchickte eine Truppenabtheilung gegen ihn, an welche ſich Carbo ergab, in der Hoffnung, dieſer werde des Wohlwollens eingedenk ſeyn, womit er einſt ſein Vermögen vor der Einziehung gerettet habe. Pompejus aber, weder von Dankbarkeit gerührt, noch die vormalige Würde des Mannes achtend, der dreimal Conſul geweſen, ließ ihn hinrichten. Dagegen entließ er mehrere andere Römer, und gewann durch dieſe Milde die Liebe der Sicilianer. So bewies er einen ſeltenen Edelmuth gegen den Sthenis, einen Bürger von Himera, welche Stadt mit beſonderm Eifer dem Marius angehangen. Als Pompejus die Abſicht äußerte, die Einwohner mit

großer Strenge zu züchtigen, nahm Sthenis, der an der Spitze der Obrigkeit ſtand, alle Schuld auf ſich, um die Stadt zu retten; Pompejus, durch dieſen Patriotismus gerührt, verzieh ihm und ſeinen Mitbürgern, und ſchenkte ihm ſeine Freundſchaft. Die Marianer hatten ſich indeß in Afrika unter Domitius Ahenobarbus wieder geſammelt und wurden von den numidiſchen Königen unterſtützt. Sylla wirkte daher ein Decret des Senats aus, welches dem Pompejus befahl, ſich dorthin zu begeben. Er nahm fünf Legionen mit ſich, marſchirte geradeswegs gegen Domitius, und zerſtreute den größten Theil ſeines Heeres durch einen unerwarteten Angriff. Darauf ſtürmte er ſein Lager, erſchlug ihn, und nahm den numidiſchen König gefangen; die Länder deſſelben gab er einem Anhänger ſeiner Partei. Dieſer vollſtändige, binnen vierzehn Tagen erlangte Erfolg erregte ſo ſehr des Sylla Eiferſucht, daß er ihm den Befehl zukommen ließ, ſeine Armee zu entlaſſen und nach Rom zurückzukehren. Die Soldaten, die ſich in ihrer Erwartung auf Beute getäuſcht ſahen, brachen in einen Aufſtand aus, und erſt, als er ſich ſelbſt zu ermorden drohte, wenn ſie darin beharreten, kehrten ſie zum Gehorſam zurück. Bei ſeiner Ankunft in Rom wurde er von Sylla mit allen Zeichen der Gunſt empfangen. Nach Plutarch gab ihm Sylla, nach Livius aber ſeine Schmeichler den Beinamen des Großen (Magnus), den er fortan führte. Des Dictators Eiferſucht aber erwachte aufs Neue, als Pompejus einen Triumph fodette. Sylla erklärte ihm, daß er ſich dieſem Verlangen mit allen Kräften widerſetzen werde, da er bis jetzt noch keine der großen Staatswürden bekleidet habe. Pompejus aber trug kein Bedenken ihm zu erwiedern: „daß das Volk mehr die aufgehende als die niederſinkende Sonne verehre;" und Sylla gab ſeinen Widerſtand auf. So erhielt Pompejus die Ehre des Triumphs, ob er gleich erſt römiſcher Ritter war, und noch nicht das geſetzliche Alter hatte, um in den Senat zu treten. Sylla legte bald darauf die Dictatur nieder, und Pompejus gab ihm bei einer Conſulwahl die kränkende Ueberzeugung, daß er beim Volke mehr vermöge als der vormalige Lenker des Gemeinwohls. Sylla rächte ſich dadurch, daß er ihn in ſeinem Teſtamente überging; aber Pompejus war hochgeſinnt genug, den Todten zu ehren, und allen ſeinen Einfluß anzuwenden, damit er öffentlich auf das Prachtvollſte beſtattet wurde. Neue Unruhen erhoben ſich bald darauf, beſonders durch den Conſul Lepidus, welcher ebenfalls nach der Oberherrſchaft ſtrebte. Dieſer verließ Rom, und ſtellte ſich an die Spitze eines Heers, wurde aber von den vereinigten Streitkräften des andern Conſuls Catulus und des Pompejus beſiegt. Letzterer bekam darauf vom Senat den Befehl, gegen M. Junius Brutus (den Vater des berühmten M. Brutus) zu marſchiren, welcher im ciſalpiniſchen Gallien eine Heerabtheilung für die Sache des Lepidus befehligte. Pompejus zwang ihn, in Mutina Schutz zu ſuchen, wo er ihn, nachdem er ihn zur Uebergabe gebracht, mit Verletzung des ihm verſprochenen ſichern Geleits, hinrichten ließ; eine Treuloſigkeit, welche der Sohn nie vergeſſen konnte. Jetzt trat ein Zeitraum der Ruhe ein, in welchem Catulus ſein Anſehn anwendete, um den Pompejus zu nöthigen, ſeine Kriegsmacht zu entlaſſen. Dieſer Maßregel wich er jedoch unter mancherlei Vorwänden aus, bis die Fortſchritte des Sertorius, eines Feldherrn des Marius in Spanien, einen Senatsſchluß veranlaßten, daß Pompejus mit einem proconſulariſchen Commando ſogleich zur Unterſtützung des Metellus, der ſich in einem zu ungleichen Kampfe gegen dieſen ge-

ſchickten Anführer befand, abgehen ſolle. Dieß geſchah im J. 77 vor Chr. Geb. Pompejus, damals dreißig Jahre alt, begab ſich unverzüglich auf den Schauplatz des Krieges. Beide Feldherrn waren zwar von einander unabhängig, handelten aber im vollkommenſten Einverſtändniſſe. Anfangs wurden ſie durch die Thätigkeit und Kriegserfahrenheit des Sertorius überwunden. Pompejus verlor zwei Schlachten, und kam in große perſönliche Gefahr. Dennoch hätte Sertorius gern Frieden geſchloſſen; aber ſeine Bedingungen wurden verworfen, und er trat in ein Bündniß mit Mithridat. So lange indeß Sertorius lebte, wurde der Krieg nur mit geringem Erfolge gegen ihn geführt. Nachdem er aber von ſeinen eigenen Offizieren ermordet worden, und Perſenna ihm gefolgt war, brachte Pompejus den Kampf bald zu Ende. Bei ſeiner Rückkehr war der Sclavenkrieg unter Spartacus in Italien ausgebrochen. Craſſus hatte bereits den Hauptſchlag ausgeführt, und Pompejus fand nichts weiter zu thun, als die Ueberreſte des Rebellenheeres aufzureiben. Dennoch maßte er ſich den Ruhm des Sieges an, und zeigte überhaupt ſo wenig Mäßigung in ſeinem Glücke, daß er in Verdacht kam, in des Sylla Fußtapfen treten zu wollen. Er triumphirte zum zweitenmale, und wurde zum Conſul gewählt (im Jahre 70 vor Chr.), obgleich er noch keins der untergeordneten Staatsämter verwaltet hatte, durch welche man ſich bisher den Weg zum Conſulat zu bahnen pflegte. Sein College war Craſſus, und Jeder von ihnen bewarb ſich um die Gunſt des Volks; Craſſus durch reiche Spenden, Pompejus durch Wiederherſtellung der tribuniciſchen Gewalt und andere Einrichtungen zum Vortheile des Volks. In demſelben Jahre wurde das Cenſoramt erneuert, bei welcher Gelegenheit Pompejus dem Volke einen merkwürdigen Auftritt gab. Als die Cenſoren auf dem Forum ſaßen, um dem Gebrauche gemäß ſolchen Rittern Befreiung vom Kriegsdienſte zu verwilligen, welche die beſtimmte Zeit gedient hatten, erſchien auch Pompejus vor ihnen, angethan mit den conſulariſchen Inſignien, und ſein Pferd am Zügel führend. Nachdem die Lictoren ihm Platz gemacht, trat er vor den Cenſor, welcher ihn fragte: „Pompejus Magnus, haſt du alle im Geſetze beſtimmten Feldzüge gemacht?“ Worauf dieſer antwortete: „Ja, und alle unter meiner eigenen Anführung.“ — Dieſer Antwort folgte ein allgemeines Beifallſauchzen; die Cenſoren aber ſtanden von ihren Sitzen auf, und begleiteten ihn unter dem Jubel der Menge nach Hauſe. Zwei Jahre nach ſeinem Conſulat hatten die Seeräuber, begünſtigt durch den Krieg mit Mithridates, im mittelländiſchen Meere ſo ſehr überhand genommen, daß ſie, im Beſitze von tauſend Galeeren und vierhundert Städten auf einer weit ausgedehnten Küſte, einen regelmäßigen Krieg führten, und man ſich in Rom zu ernſtlichen Maßregeln genöthigt ſah. Der Tribun Gabinius, ein dem Pompejus ergebener Mann, ſchlug vor, man ſolle Jemand (deſſen Namen er jedoch nicht nannte) auf drei Jahre mit außerordentlicher Gewalt zu Waſſer und zu Lande bekleiden, um dem Unweſen der Seeräuber ein Ende zu machen. Mehrere Freunde der Verfaſſung ſprachen mit Nachdruck gegen dieſen Vorſchlag; dennoch wurde er mit großer Stimmenmehrheit durchgeſetzt, und dem Pompejus mit dem Titel eines Proconſuls dieſe Gewalt ertheilt. Zu ſeiner Ehre rechtfertigte er das ſowohl in ſein Feldherrntalent als in ſeine Rechtſchaffenheit geſetzte Vertrauen. In vier Monaten erreichte er vollſtändig den ganzen Zweck ſeiner Sendung. Er reinigte die Meere von den Schiffen der Seeräuber, bemeiſterte ſich

ihrer Städte und Festungen, befreiete eine große Menge Gefangener, und nahm 20,000 Seeräuber gefangen, denen er eben ſo menſchlich als klug die verlaſſenen Inſelſtädte Ciliciens und andere Provinzen zu Wohnplätzen anwies, wodurch er ihnen die Gelegenheit benahm, ihre vorige Beſchäftigung wieder zu ergreifen. Nach ſo großen Erfolgen ſtrebten des Pompejus Freunde ihn nur noch mehr zu erheben. Der Krieg gegen Mithridates war ſeit mehrern Jahren mit wechſelndem Glücke geführt worden; und obgleich Lucullus ſeinen Gegner hart bedrängte, ſo fand dieſer doch immer neue Hülfsquellen auf, und das Ende dieſes großen Kampfs war nicht abzuſehen. Da ſchlug der Tribun Manilius vor, den Pompejus ſowohl über den Lucull in Führung des Kriegs gegen den Mithridates und Tigranes, als auch über die andern römiſchen Anführer in den aſiatiſchen Provinzen zu ſetzen, und während er das Commando zur See beibehielt, alle Armeen in dieſen Gegenden unter ſeine Willkür zu ſtellen. Das hieß eine größere Macht in ſeine Hände legen, als je ein römiſcher Bürger vor ihm gehabt hatte. Mehrere ausgezeichnete Männer ſahen darin einen ſo verderblichen Eingriff in die Freiheit, daß ſie beſchloſſen, ſich mit ihrem ganzen Einfluſſe zu widerſetzen. Aber Pompejus ſtand in ſo großer Gunſt beim Volke, und dieſe äußerte ſich ſo mächtig, daß, als der feſtgeſetzte Tag kam, nur Hortenſius und Catulus den Muth hatten, gegen den Vorſchlag zu ſprechen, während Cicero, der das Conſulat durch die Pompejaniſche Partei zu erlangen hoffte, mit aller ſeiner Beredſamkeit, und Cäſar, dem dergleichen Abweichungen von der Verfaſſung erwünſcht kamen, mit allem ſeinen Einfluſſe ſich dafür erklärten. Cicero's Rede (Pro lege Manilia) liefert einen Abriß von Pompejus öffentlichem Leben in den glänzendſten Lobſprüchen, die vielleicht je einem Einzelnen gemacht worden. Das Geſetz wurde von allen Tribus genehmigt, und Pompejus nahm den Schein an, als gebe er ungern ſeine Einwilligung. Er begab ſich im J. 67 vor Chr. Geb. nach Aſien, und übernahm den Oberbefehl von Lucullus, der ſein Mißvergnügen um ſo weniger verbergen konnte, als Pompejus gefliſſentlich alle von ihm gemachten Einrichtungen vernichtete (ſ. Mithridates). Das endliche Reſultat des Kriegs war: der König wurde aus ſeinen feſten Stellungen vertrieben, mit Verluſt ſeines Lagers gänzlich geſchlagen, und zur Flucht in die Länder jenſeits des caspiſchen See's gezwungen. Pompejus, der zu derſelben Zeit den König Tigranes von Armenien von ſeinem Bunde mit Mithridat getrennt, und deſſen Reich der Verfügung der Römer unterworfen hatte, verfolgte den Mithridat nach Scythien, und kämpfte mit den kriegeriſchen Völkern daſelbſt zwei Jahre. Dann kehrte er nach Pontus zurück, vollendete die Eroberung dieſes Königreichs, und verwandelte Syrien in eine römiſche Provinz. Auf Einladung der beiden Brüder, Ariſtobulus und Hyrcanius, welche um den Thron von Judäa ſtritten, erſchien er in dieſem Lande, ihren Zwiſt zu ſchlichten. Nach einer dreimonatlichen Belagerung nahm er Jeruſalem mit Sturm, richtete ein großes Blutbad an, und ertheilte dem Hyrcanius die oberprieſterliche Würde. Das Allerheiligſte wurde von ihm entweiht. Inzwiſchen hatte ſich Mithridates aus Verzweiflung vergiftet, und ſo war der Krieg beendigt. Nachdem Pompejus die Angelegenheiten Aſiens geordnet, beſuchte er Griechenland, wo er Redner und Dichter hörte, und ſeine Achtung für die Philoſophie dadurch bezeigte, daß er der Stadt Athen ein reiches Geſchenk machte. Darauf kehrte er nach Italien zurück, entließ, die Gemüther zu beruhigen, ſein Heer,

ſobald er bei Brundusium (im J. 61 vor Chr.) gelandet war, und zog als Privatmann in Rom ein. Die ganze Bürgerſchaft kam ihm entgegen, und bewillkommte ihn mit lautem Jubel. Seine Foderung eines Triumphs wurde ohne Widerſpruch bewilligt, und noch nie hatte Rom ein ſo glänzendes Schauſpiel geſehen, als dieſen zweitägigen Triumphaufzug. Gefangene Könige und Vornehme gingen vor dem Wagen her, und die Beute von Aſien, die in den öffentlichen Schatz floß, ſtieg zu einer ungeheuren Summe. Seine Menſchlichkeit aber bewies Pompejus dadurch, daß er nach dem Triumphe alle Gefangene in ihr Vaterland zurückkehren ließ, mit Ausnahme des Ariſtobulus und Tigranes. Neben dieſem äußern Glanze aber traf den Pompejus häusliches Unglück. Die Untreue ſeiner Gemahlin Mucia bewog ihn, ſich von ihr zu trennen. Sein Plan war nun, unter dem Anſchein eines zurückgezogenen Privatmannes, durch ſeinen Ruf und Einfluß den erſten Platz im Staate zu behaupten; dabei aber fand er von mehrern Seiten Widerſtand und Hinderniſſe. Craſſus und Lucullus übertrafen ihn an Reichthum; die eifrigen Republikaner betrachteten ihn mit Argwohn; Cäſar legte den Grund zu ſeiner künftigen Größe. Dadurch wurde Pompejus zu allerlei Kunſtgriffen bewogen, und zog den ſchändlichen Clodius in ſein Intereſſe. Cäſar, der aus ſeiner Statthalterſchaft Spanien zurückkam, warb alles Ernſtes um das Conſulat. Zu dieſem Zwecke verſöhnte er Craſſus und Pompejus, und trat ſelbſt mit ihnen in jene, unter dem Namen der erſten Triumvirats bekannte Verbindung; im J. 59 vor Chr. Geb. wurde er zum Conſul gewählt, und durch ſeine Vermählung mit der Julia, der Tochter des Pompejus, ſchienen beide große Männer für immer in ihrem Intereſſe vereinigt zu ſeyn. Der glänzendſte Theil von der Geſchichte des Pompejus iſt indeß vorüber. Wir ſehen ihn von jetzt an nur als Haupt einer Partei Maßregeln befördern, denen er als guter Bürger hätte entgegenwirken ſollen, da ſie die Freiheit ſeines Vaterlandes unterdrückten. Er gab es zu, daß ſein großer Lobredner Cicero von dem Tribun Clodius ins Exil geſchickt wurde; wiewohl er ſpäter, als er ſich mit Clodius entzweit hatte, ſeine Zurückberufung bewirkte. Die geſetzwidrige Ernennung Cäſars zu einem fünfjährigen Commando in Gallien unterſtützte er mit allen Kräften — eine Nachgiebigkeit, deren verderbliche Folgen ſich ſpäter zeigten. Um ihre Macht aufrecht zu erhalten, bewarben ſich Craſſus und Pompejus zum zweitenmale um das Conſulat; er erhielt es nicht ohne Gewaltthätigkeiten (55 vor Chr. Geb.). Nach Verlauf des Jahres begab ſich Craſſus in ſeine weitläuftige Statthalterſchaft im Orient, während Pompejus, dem Spanien zugetheilt worden, in Rom blieb, und dem Volke Schauſpiele gab. Dennoch trauete er der Gunſt des Volks nicht ganz, ſondern hielt es durch eine eigenmächtig ausgehobene Armee in Furcht. Des Craſſus Niederlage in Parthien ließ nur noch zwei Herren der römiſchen Welt übrig, und dieſe wurden, als bald darauf Julia im Kindbette ſtarb, aus Freunden Nebenbuhler. Dennoch hatte Pompejus noch ſo viel Wohlwollen für Cäſar, daß er ihm zum Erſatz ſeiner verlornen Mannſchaften zwei Legionen zuſchickte. Da die Unruhen in der Hauptſtadt zunahmen, ſo wünſchten mehrere, daß Pompejus die Dictatur erhalten möchte; aber Cato ſchlug als verfaſſungsmäßige Maßregel vor, ihn zum alleinigen Conſul zu ernennen, welches im J. 52 vor Chr. geſchah. Cäſars immer wachſender Feldherrnruhm und immer zunehmende Liebe beim Volke konnten ihm nicht mehr gleichgültig bleiben. Er ſuchte dadurch entgegenzu-

wirken, daß er ſeinen Anhang möglichſt vermehrte, und das Intereſſe angeſehener Familien mit dem ſeinigen vereinigte. In dieſer Abſicht vermählte er ſich mit der Cornelia, der Witwe des jungen Craſſus und Tochter des Metellus Scipio, und machte dieſen zu ſeinem Mitconſul. Die Criſis eilte jetzt mit ſchnellem Schritte herbei. Pompejus bewirkte, daß Cäſars Begehren, ſein Commando in Gallien zu verlängern, vom Senate verworfen wurde; die wichtigſten Aemter beſetzte er mit Feinden deſſelben; auch rief er die zwei ihm geliehenen Legionen zurück, welche Cäſar ſogleich entließ. Es wurden Vorſchläge gemacht, daß Beide zugleich ihr Commando niederlegen ſollten; aber Pompejus Anhänger wandten dagegen ein, daß für Cäſar die Zeit abgelaufen ſey, für Pompejus aber nicht. Es zeigte ſich bald, daß einer auf den andern argwöhniſch war, und keiner von beiden Luſt hatte in den Privatſtand zurückzutreten. Lucan, der aus Grundſatz ein Pompejaner war, ſagt, daß Pompejus Niemand neben ſich, Cäſar Niemand über ſich dulden konnte. Indeß hatte Pompejus die Formen der Verfaſſung auf ſeiner Seite; denn der Senat hatte den Cäſar zurückberufen, des Pompejus Commando hingegen verlängert. An wahrer Macht waren beide Nebenbuhler einander ſehr ungleich; Pompejus hatte niemals an Talent Cäſarn erreicht, und war jetzt nur der Schatten ſeines großen Namens. Er ſelbſt aber nahm dieſes Sinken ſeines Anſehens nicht wahr, und als Cicero, der ihn für jeden Vergleich taub fand, ihn fragte, wie er dem Cäſar zu widerſtehen gedenke, antwortete er dieſem prahleriſch: „Wenn ich mit dem Fuße ſtampfe, ſteigt ein Heer aus der Erde herauf." — Cäſar ging endlich über die Alpen und lagerte bei Ravenna (im J. 49 vor Chr.). Ein Decret des Senats erklärte ihn für einen Feind des Vaterlandes, und übertrug dem Pompejus die Vertheidigung des Staats. Jetzt traf dieſer Vorbereitungen zum Kriege, aber zu ſpät für die Schnelligkeit des Gegners. Cäſar ging über den Rubicon, und näherte ſich Rom, Pompejus entfloh. Von Cäſar in Brunduſium eingeſchloſſen, entfloh er nach Griechenland, wo er ein zahlreiches Heer ſammelte. Cäſar folgte ihm, erſt einen Vergleich, dann eine Schlacht anbietend. Pompejus vermied beides, und lagerte ſich vor Dyrrhachium. Hier ſchloß ihn Cäſar ein; Pompejus aber brach durch, und entkam, wiewohl mit großem Verluſte. Endlich ſtießen (im J. 48 vor Chr.) in Macedonien bei Pharſalus beide Gegner in entſcheidender Schlacht auf einander. Pompejus hatte den Kampf auf das Dringen ſeiner Offiziere angenommen, und zeigte ſich ſeines vormaligen Ruhmes wenig werth. Er begab ſich, ſobald er ſein Heer in Unordnung ſah, in ſein Zelt, und blieb daſelbſt in gefühlloſem Hinſtarren, bis die Annäherung der Sieger ihn aufſchreckte und an ſeine Rettung mahnte. Er floh über Lariſſa nach der Küſte, und ſchiffte ſich nach Lesbos ein. Hier fand er ſeine getreue Cornelia, mit der und einigen Freunden er nach der Küſte von Aſien weiter ging. Auf Cypern wurde über die zu nehmenden Maßregeln Berathſchlagung gehalten. Pompejus ſelbſt wollte nach Parthien gehen; auf des Griechen Theophanes Vorſchlag aber zog er Aegypten vor, wo er von dem jungen Ptolemäus, deſſen Vater von Pompejus begünſtigt worden, eine freundliche Aufnahme erwarten durfte. Sobald in Aegypten ſeine Annäherung bekannt wurde, rathſchlagte man, wie man ſich in dieſem bedenklichen Falle benehmen ſolle. Endlich faßten die verächtlichen Miniſter des unmündigen Königs den Beſchluß, ſich des Pompejus zu bemächtigen, und ihn ermorden zu laſſen. Dem

zufolge wurde ihm bei ſeiner Ankunft eine Barke mit dem ägyptiſchen Feldherrn Achillas und einigen römiſchen Flüchtlingen entgegengeſchickt, mit der Einladung, ans Land zu ſteigen. Pompejus ahnete Verrath, konnte aber nicht mehr zurück. Nach einem zärtlichen Abſchiede von ſeinem Weibe und ſeinem Sohne ſtieg er in die Barke, jenen Vers des Sophokles ausſprechend: „Wer ſich in eines Tyrannen Hand gibt, hat ſeine Freiheit verloren.“ Auf der Küſte erwartete ihn ein großes Gewühl, ehe er ſie aber noch betreten hatte, ſtießen ihn die Meuchelmörder nieder. Er hüllte ſein Geſicht in die Toga, und ſtarb ohne einen Schmerzenslaut. Der Kopf wurde vom Körper getrennt, und letzterer blieb nackt an der Küſte liegen. Ein treuer Freigelaſſener und ein römiſcher Krieger, der unter Pompejus gedient, trugen einiges Holz zuſammen, und verbrannten die traurigen Ueberreſte des einſtigen Gebieters von Rom. Als Cäſar nach Aegypten kam, zeigte man ihm das Haupt ſeines Feindes; er aber wandte ſich mit Thränen von dieſem Anblicke ab, rächte die Mordthat an denen, die ſie vollzogen, ließ den Kopf feierlich beſtatten, und über dem Grabe einen Tempel der Nemeſis erbauen. Pompejus erreichte ein Alter von 59 Jahren; ſein Name gehört zu den berühmteſten des Alterthums (Clarum et venerabile nomen gentibus). Seiner Privattugenden waren viele. Er war mäßig im Vergnügen, frei von Ausgelaſſenheit und prahleriſchem Luxus, auch im höchſten Glücke gutherzig, mild und menſchlich, wenn ihn nicht Parteiwuth hinriß. Seine Talente waren groß und mannichfach, und ſein Geiſt durch Philoſophie und Wiſſenſchaften gebildet. Wenn er auch zu den eigentlichen Patrioten nicht zu zählen iſt, ſo ſtrebte doch ſein Ehrgeiz nur danach, das Oberhaupt eines freien Staats, nicht der Zerſtörer der Freiheit zu ſeyn, oder wie Lucan ſagt: Rector senatus, sed regnantis. Wenn er den Krieg dem Frieden vorzog, ſo hörte er darum nicht auf, den Frieden zu lieben. Unfähig, ſich auf der Höhe, die er erreicht hatte, zu erhalten, ſank er ſchnell herab, und verlor einen Theil ſeines Ruhms durch die Art, wie dieß geſchah. — Pompejus hinterließ zwei Söhne, Cnejus und Sextus. Jener verlor ſein Leben bald nach der Schlacht von Munda; dieſer machte ſich lange den Triumvirn zur See furchtbar, und wurde zuletzt in Armenien, wohin er ſich geflüchtet hatte, ermordet.

Pompignan (Jean Jaques Nicolas Le Franc, Marquis de), geboren zu Montauban 1709, widmete ſich den Rechtswiſſenſchaften, ward Generaladvocat an der Cour des aides zu Montauban und nach ſeines Vaters und ſeines Oheims Tode erſter Präſident deſſelben Gerichts. Doch wurde er den Wiſſenſchaften nicht untreu, ſondern bemühete ſich im Gegentheil den Geſchmack an denſelben in ſeinem Vaterlande theils durch Anſtalten, die er gründen half, theils durch eigenes Beiſpiel zu verbreiten. Ihm vornehmlich verdankte Montauban eine Academie. Nachdem er einige Zeit in dem Parlamente zu Toulouſe die Stelle eines Conseiller d'honneur eingenommen, zog er ſich in die Stille des Privatlebens zurück. Er war ſchon im J. 1734 öffentlich mit einer Tragödie, Didon, aufgetreten, worin er ſich als einen glücklichen Nachahmer Racine's zeigte. Jetzt nach Niederlegung ſeiner Aemter ging er wieder nach Paris, wo er eine Menge von Anhängern hatte, die ihn nach Verdienſt aufnahmen. Bald aber machte er ſich faſt allgemein verhaßt, indem er gegen diejenigen auftrat, die gewiſſe Mißbräuche und Irrthümer abgeſchafft wiſſen wollten, und dadurch die Grundlagen des Altars und des

Throns zu erſchüttern ſchienen. Statt Gründe vorzubringen, ſtellte er die lächerlichſten Behauptungen auf, wofür Voltaire und die Encyclopädiſten es an derben Züchtigungen nicht fehlen ließen. Im J. 1760 trat er in die Academie. In der Rede, die er bei ſeiner Aufnahme hielt, führte er ſeine eigene Sache, und ſtellte ſich als einen Märtyrer der Religion dar. Dadurch mußte er nur größeres Mißfallen erregen. Auch erſchienen eine Menge Satiren gegen ihn. Um ſich ſeinen Verfolgern zu entziehen, begab er ſich nach Pompignan, wo er im J. 1784 ſtarb. Seine Werke ſind in demſelben Jahre in 6 Bänden erſchienen. Außer dem Trauerſpiele Dido enthalten ſie mehrere Opern, die zum Theil mit Beifall gegeben wurden, und ein Luſtſpiel: Les Adieux de Mars. Seine übrigen poetiſchen Werke beſtehen in Odes sacrées, welche, ungeachtet Voltaire's Spöttereien, nächſt den Pſalmen Rouſſeau's zu den beſten Oden in der franzöſiſchen Sprache gehören. Seine Discours, in welchen Salomo ſein Vorbild iſt, enthalten große moraliſche Wahrheiten, im Allgemeinen mit Eleganz und zuweilen mit Energie ausgedrückt. Die Ueberſetzung der Virgiliſchen Georgica ſteht zwar der Arbeit Delille's weit nach, iſt aber ebenfalls nicht ohne einzelne gelungene Stellen. In ſeiner Voyage du Languedoc erreicht er Bachaumont und Chapelle keinesweges an Laune, Leichtigkeit und gefälliger Nachläſſigkeit der Schreibart. Seine hiſtoriſche Lobrede auf den Herzog von Burgund erinnert durch ihre Beredſamkeit und edle Einfalt an die Meiſterwerke der Alten. Seine Dissertations, ſeine Lettres à Racine le fils und ſeine Discours académiques verrathen ein geſundes Urtheil, einen gebildeten Geſchmack und gründliche Kenntniß der Alten. Die Schreibart iſt rein, correct und immer dem Gegenſtande angemeſſen. Seine Dissertation sur le Nectar et l'Ambroisie iſt ein gefälliges und zugleich gelehrtes Werk. Der Verfaſſer beſaß überhaupt ausgebreitete Kenntniſſe in den alten und neuen Sprachen (er überſetzte auch einiges vom Lucian und die Tragödien des Aeſchylus), dabei war er ein gründlicher Kenner der Poeſie, Muſik und Malerei.

Pondichery, eine Stadt in Oſtindien auf der Küſte von Coromandel, in der Landſchaft Karnatik, welche ſeit 1670 der Hauptort der franzöſiſchen Beſitzungen in Oſtindien iſt. Sie liegt an der Mündung des Ariankupan in den bengaliſchen Meerbuſen, in einer Ebene mit ſandigem und dürrem Boden. Dieſe Stadt iſt kein alter Ort, ſondern in ſpätern Zeiten von einigen Emigranten aus Wirapatnam erbauet worden, und aus einem Colonieflecken nach und nach zu einer beträchtlichen Stadt herangewachſen, die im J. 1761 über 70,000 Einwohner zählte; aber jetzt iſt ſie ſo herabgeſunken, daß ſie nicht viel über 20,000 Einwohner zählt, die nach den Nationen (Europäern, Mohammedanern, Indiern ꝛc.) in abgetheilten Stadtvierteln wohnen. Sehr feine baumwollene Zeuge werden daſelbſt gewebt. Noch in den neueſten Zeiten waren in der Stadt und ihrem Bezirke an 5000 Perſonen mit Verarbeitung und Färberei der Baumwolle beſchäftigt. Die Stadt, ſonſt eine wichtige Feſtung, hat anſehnliche, nach europäiſcher Art erbaute Häuſer, mehrere römiſch-katholiſche Kirchen, unter denen ſich die Jeſuitenkirche beſonders auszeichnet, und eine vortreffliche Rhede. Die Lage der Stadt für den Handel iſt ſehr vortheilhaft, daher ſie in Friedenszeiten der Mittelpunkt des indiſchen Handels der Franzoſen iſt. Im J. 1761 wurde die Stadt von den Britten erobert und zerſtört, nachher zwar von ihnen wieder verlaſſen, aber bald darauf im J. 1788 wieder erobert. Bis zu dieſer Zeit hatte

ſich dieſelbe durch ſorgfältige Wiederherſtellung von neuem als ein ſehr anſehnlicher Ort erholt, und war beſonders durch neue vortreffliche Feſtungswerke geſchützt. 1793 nahm der Nabob von Karnatik, in Verbindung mit den Britten, ſie wieder in Beſitz, und die Feſtungswerke wurden von den Eroberern geſchleift. Im Frieden von Amiens 1802 wurde Stadt und Gebiet von neuem an die Franzoſen abgetreten. Da aber dieſer Frieden von kurzer Dauer war, ſo nahmen ſie die Britten abermals in Beſitz, bis ſie durch den pariſer Frieden 1814 wieder den Franzoſen zurückgegeben wurde, welche ſie auch noch jetzt beſitzen.

Poniatowski, ein polniſches Fürſtenhaus, urſprünglich ein Zweig des alten italieniſchen Geſchlechts der Torelli, Abkömmlinge der Grafen von Guaſtalla und Montechiarugolo, welchen **Joſeph Salinguetra V.**, geb. 1612, ſtiftete, als er von Ranucius I., Herzog von Parma, ſeiner Güter beraubt, ſich allein bei der Ermordung ſeiner Familie gerettet hatte. Er benutzte das, ſeinen Voraltern bewilligte Indigenat, um ſich in Polen niederzulaſſen, wo er ſeinen Familiennamen Torelli gegen den gleichbedeutenden **Cziolek** vertauſchte, und gegen das J. 1650 ſtarb. Seine Gemahlin Sophie, eine Tochter Alberts Poniatowski und der Anna Leszinska, war als Erbin des Lehens Poniatow die Veranlaſſung, daß er den Zunamen **Poniatowski** annahm. Die Familie Poniatowski, welche 1764 in den Fürſtenſtand erhoben wurde, gehört noch jetzt zu den 36 **römiſchen** herzogl. und fürſtl. Familien, hat jedoch nicht die Vorrechte der 35 übrigen. Berühmt ſind folgende Sprößlinge dieſes Geſchlechts.

I. **Poniatowski** (Stanislaus, Graf von), Enkel des Joſeph Salinguerra, Kronſchatzmeiſter von Polen, geb. 1678, ſtarb 1762. Er iſt bekannt durch ſeine Verbinduug mit Carl XII., dem er nach der Schlacht bei Pultawa nach Conſtantinopel folgte, wo er durch geſchickte Unterhandlungen die Pforte zum Kriege mit Rußland bewog. Carl ernannte ihn zum Statthalter von Zweibrücken, nach deſſen Tode aber unterwarf er ſich dem Könige Auguſt II., und ging nach Polen zurück. Er ſchrieb Remarques d'un seigneur polonais sur l'hist. de Charles XII. par Voltaire, a la Haye 1741. II. Sein tapferer jüngerer Sohn **Andreas**, geb. 1736, ſtarb 1773 als k. k. Generalfeldzeugmeiſter. III. Sein älterer Sohn, **Stanislaus II. Auguſt**, geb. 17. Jan. 1732, polniſcher Geſandter in St. Petersburg, und Günſtling der Kaiſerin Catharina II., ward auf ihren Vorſchlag unter dem Schutze ruſſiſcher Waffen 7. Sept. 1764 zum **Könige von Polen** gewählt. Stanislaus war einer der gebildetſten und liebenswürdigſten Männer ſeiner Zeit, geiſtreich, beredt, muthvoll, edel als Menſch, Bürger und Fürſt. Die Nation hätte auch bei völlig freier Wahl keinen würdigern Piaſten gefunden; aber bei einer aufgeklärten Denkart, und bei dem reinſten Eifer für das Wohl ſeines Vaterlandes, für weiſe Geſetze und gute Gerichtspflege, fehlten ihm Willenskraft und Seelenſtärke, um ſich auf einem wankenden Throne zu behaupten, einen unbändigen Adel zu zügeln, und die Stürme aller Art, die von innen und außen über ihn hereinbrachen, zu zerſtreuen. Er hatte nicht jenen politiſchen Scharfblick, der Catharinens Politik durchſchauen konnte, noch die Erhebung des Gemüths, um mit dem Schickſale zu kämpfen. Ein weichlicher Luxus zog ihn ab von dem Ernſte ſeines Berufs. Er mußte Held und Feldherr ſeyn, nicht franzöſiſch fein, noch ſchöner Geiſt. — Die

Familie Czartoriski, mit der er durch ſeine Mutter verwandt war, hatte ihn nach Petersburg geſchickt, um daſelbſt die Wahl des Prinzen Adam Czartoriski zum Könige von Polen zu befördern; als aber Catharinens Gunſt ihn ſelbſt zum König erhoben hatte, ſuchte ſie wenigſtens durch ihn zu herrſchen. Als dies nicht der Fall war, klagte man ihn an, daß er Günſtlingen und fremdem Einfluſſe folge. Da er nun der Herſtellung der Diſſidenten (ſ. d. A.) in die alte Gleichheit der Rechte geneigt ſchien, ſo entflammte dieß den Zorn des Biſchofs Soltyk von Cracau. Rußland, Preußen, Großbritannien und Dänemark foderten jene Wiederherſtellung, zugleich arbeitete der König ſelbſt an einer Verbeſſerung der polniſchen Staatsform. Dies machte ihn verhaßt. Eine mächtige Partei ſchloß eine Conföderation. Zwar unterdrückten ruſſiſche Truppen den Ausbruch der Unruhen; ſie nahmen die Eiferer gefangen, und der ruſſiſche Botſchafter erzwang einen für die Diſſidenten günſtigen, für Polens Unabhängigkeit nachtheiligen Vergleich 1767; aber bald entzündeten neue Conföderationen zu Bar (ſ. d. A. Polen), Halicz und Lublin den wildeſten Bürgerkrieg 1768. Die catholiſchen Conföderirten erklärten den Thron für erledigt, und einige Verſchworne entführten den König in der Nacht vom 3. Nov. 1771 aus ſeinem Pallaſte zu Warſchau. Die Räuber verbargen ſich mit ihm in einem Walde. Als er ſich mit einem derſelben, welcher ihn im äußerſten Falle tödten ſollte, allein befand, erſchütterte er denſelben durch ſeine Beredſamkeit ſo, daß er von ihm nach Warſchau zurück geleitet wurde. Da indeß 1771 auch Oeſterreich und Preußen Truppen ins Land ſchickten, ſo fielen die meiſten Großen von dem Könige ab. Hierauf beſchloſſen jene Mächte mit Rußland die Theilung von 1772. Vergebens widerſtanden der König und der Senat, die Heiligkeit der Verträge gegen ungerechte Waffen aufrufend. Die Republik mußte den entriſſenen Ländern entſagen. „Gott wollte damals," ſagt Johannes von Müller, „die Moralität der Großen zeigen." — Der König ließ hierauf ein neues, treffliches Geſetzbuch fertigen, aber dieſes wurde auf dem Reichstage 1779 verworfen. Nun war der König gänzlich abhängig von dem immerwährenden Rathe, welcher unter dem Einfluſſe des ruſſiſchen Geſandten ſtand. Da erkannten endlich die Magnaten, wie Polens Selbſtſtändigkeit zu retten ſey. (S. d. A. Potocki.) Sie ſuchten und erhielten d. 29. März 1790 Friedrich Wilhelms II. von Preußen Verſprechen, daß er der Republik beiſtehen wolle, falls ſie wegen der Verbeſſerung ihrer Conſtitution angegriffen werden ſollte. Auch gab Preußen der hierauf vom Könige Stanislaus angenommenen Conſtitution vom 3ten Mai 1791 ſeinen Beifall. In dieſer Angelegenheit zeigte Stanislaus ſich ſo weiſe und edel, daß er die Achtung und Liebe ſeiner Nation wieder erhielt. Vorzüglich waren ihm die Städte ergeben, für deren Emporkommen er thätig geſorgt hatte. Auch ſchien er entſchloſſen, dem Zorne Catharinens, deren Gunſt er durch jenen Schritt unwiederbringlich verloren hatte, Trotz zu bieten. Als aber Preußen in ſeiner Freundſchaft erkaltete, und den Drohungen Rußlands nichts entgegenſetzte; als die Minderzahl des Reichstags, welche der Conſtitution widerſprochen hatte, durch Felix Potocki und Rezewuski in Wien und Petersburg die Umkehrung der neuen Ordnung betrieb, und die von ihnen geſtiftete targowiczer Conföderation (ſ. d. A. Polen) durch ruſſiſche Truppen unterſtützt wurde, da ſank dem ſchwachen Stanislaus der Muth. Das polniſche Heer war, ſo tapfer auch

Kocciuszko focht, zum langen Widerſtande nicht geeignet, und Stanislaus, der geſchworen hatte, eher mit ſeinem Volke umzukommen, als mit deſſen Feinden zu unterhandeln, ließ das Heer ſich zwanzig Stunden von Warſchau zurückziehen, und trat hierauf d. 23. Juli 1792, nach Rußlands Verlangen, der targowiczer Conföderation bei. Dadurch empörte er die Nation gegen ſich, ohne Catharinen zu entwaffnen. Preußen und Rußland ſchritten nun 1793 zur zweiten Theilung, um, wie ſie erklärten, dem polniſchen Jacobinismus Schranken zu ſetzen. Der König ſah den offenen Abgrund vor ſich. Sein Widerſpruch zog ihm nur perſönliche Mißhandlungen von Seiten des ruſſiſchen Generals Rautenfeld und des ruſſiſchen Geſandten Grafen von Sievers zu. Catharina ließ ihn nach Grodno bringen, nöthigte ihn (1794) den Theilungstractat zu unterzeichnen, der Polens Vernichtung vollendete, und am 25. Nov. 1795, am Jahrstage ſeiner Krönung, dem Throne zu entſagen. Er ging hierauf nach Petersburg, wo er als Privatmann von Rußland penſionirt lebte, und den 12ten Febr. 1798 ſtarb. Ein blinder Glaube an Catharinens Großmuth, an ihre perſönliche Freundſchaft und Liebe für ihn, hatte ihn verblendet; ſo wurde er das Opfer ihrer Politik. Er beweinte zu ſpät das Unglück ſeines Vaterlandes, die eigene Schwäche und ſeinen Wankelmuth. Ohne tragiſche Würde in der Geſchichte trat er ab vom Schauplatze, ein weggeworfenes Werkzeug der nordiſchen Semiramis. K.

Poniatowski (Joſeph), des Vorigen Neffe, geb. d. 7. Mai 1762, Oberfeldherr des polniſchen Kriegsheers, Kriegsminiſter, Marſchall von Frankreich und Ritter mehrerer Orden. Früh zeigte er allenthalben, wo er nicht durch den Einfluß ſeines Oheims, des Königs, geleitet wurde, große Thätigkeit und Vaterlandsliebe. Dieſer Einfluß aber gab ihm einen Schein von Unentſchloſſenheit, wodurch er ſich den verſchiedenen Parteien verdächtig machte. Während des Feldzugs von 1792 commandirte er gegen die Ruſſen, zeigte anfangs viel Eifer und Einſicht, ließ ſich aber nachher mehr durch die Befehle des Hofes als durch die Fortſchritte des Feindes muthlos machen. Nachdem ſein Oheim der Conföderation von Targowicz beigetreten war, nahm er mit dem größten Theile der beſten Offiziere ſeinen Abſchied; als aber 1794 die Polen die Ruſſen zu vertreiben ſuchten, begab er ſich wieder in das polniſche Lager und nahm Dienſte als Freiwilliger. Sein biederes Betragen erwarb ihm die Achtung und Liebe der Polen. Kosciuczko vertraute ihm eine Diviſion an, mit welcher er während der beiden Belagerungen von Warſchau Dienſte leiſtete. Bald nach der Uebergabe dieſer Stadt ging er nach Wien, und ſchlug die Anerbietungen Catharinens und Pauls, welcher Letztere ihn zum ruſſiſchen Generallieutenant ernannt hatte, aus. Hierauf lebte er als Privatmann auf ſeinen Gütern bei Warſchau, bis die Errichtung des Großherzogthums Warſchau die polniſchen Patrioten mit neuen Hoffnungen erfüllte. Da trat er als Kriegsminiſter in die Dienſte ſeines Vaterlandes. Im J. 1809 befehligte er das polniſche Heer gegen das zur Beſetzung des Herzogthums Warſchau beſtimmte, an Zahl weit überlegene öſterreichiſche Armeecorps unter dem Erzherzoge Ferdinand, und zwang daſſelbe, noch vor der Ankunft der Ruſſen, mehr durch geſchickte Bewegungen als durch Waffengewalt, zur Räumung des Herzogthums, worauf er in Galizien bis Krakau vordrang. Nach dieſem ehrenvollen Feldzuge lebte Fürſt Poniatowski ſeinem Berufe als Miniſter, bis in der Mitte des J.

1812 der Krieg gegen Rußland ihn wieder an die Spitze des polniſchen Heeres rief. Nachdem er an allen wichtigen Ereigniſſen dieſes wechſelvollen Kriegs Antheil genommen, und zuletzt in der Völkerſchlacht von Leipzig, während welcher ihn Napoleon zum franzöſiſchen Marſchall ernannte, oft hart bedrängt die glänzendſten Proben ſeiner Tapferkeit und ſeiner Feldherrntalente gegeben hatte, erhielt er am 19. October den Befehl, den Rückzug des geſchlagenen Franzoſenheeres zu decken. Er ſammelte daher ſeine Polen zu neuen Angriffen gegen die andringenden Sieger. Schon waren dieſe in den Vorſtädten Leipzigs und hatten leichte Truppen auf das andere Ufer der Elſter geworfen, als der Fürſt mit einem nicht zahlreichen Gefolge an dem Fluſſe ankam, über welchem die Brücke von den Franzoſen geſprengt worden war. Der Augenblick drängte; ſo ungünſtig auch die ſteilen Ufer zu einem Uebergange waren, ſprengte der Fürſt doch ohne Zaudern mit ſeinem Pferde in den Fluß, der Roß und Mann verſchlang. Dieß geſchah in der Gegend des japaniſchen Hauſes in dem jetzigen Reichenbachſchen Garten. Erſt am 24ſten wurde der Leichnam aufgefunden, und am 26ſten mit den dem Range des Verſtorbenen angemeſſenen Ehren beigeſetzt. Später wurde er einbalſamirt und nach Warſchau geführt. Im J. 1816 erlaubte Kaiſer Alexander, daß ſein Leichnam in der Domkirche zu Krakau, wo die Könige und die Helden Polens ruhn, beigeſetzt wurde. Der berühmte Thorwaldſon hat den Auftrag erhalten, ſein Denkmal zu verfertigen. Auch iſt ihm eins an dem Orte, wo er fiel, errichtet worden. Er hat nur einen natürlichen Sohn hinterlaſſen. Noch blüht dieſes fürſtl. Geſchlecht in einer Seitenlinie des Königs Stanislaus.

Pönitentiarius heißt in der römiſch-catholiſchen Kirche derjenige, welchem ein Biſchof die Gewalt ertheilt hat, in gewiſſen vorgeſchriebenen Fällen Abſolutionen zu ertheilen. Daher auch zu Rom ein gewiſſes Tribunal La Penitenziaria, und der Präſident deſſelben **Groß-Pönitentiarius** heißt, welches in ganz beſondern Gewiſſensfällen im Namen des Papſtes Diſpenſation ertheilt.

Pönitenz (eigentlich Reue), bedeutet die Strafe oder Buße, welche ein Prieſter in der römiſch-catholiſchen Kirche ſeinem Beichtkinde wegen begangener Vergehungen auferlegt, z. B. Wachen, Faſten, Wallfahrten u. dergl. Daher auch der Name **Pönitenzpfarre**, d. i. eine ſolche geringere Pfarre, welche ein Pfarrer wegen Vergehungen zur Strafe erhält.

Ponſonby (George), engliſches Parlamentsglied des Unterhauſes und einer der Chefs der Oppoſition, iſt 1755 in Irland geboren. Er erhielt die ſorgfältigſte Erziehung und ſtudirte in Cambridge die Rechtsgelahrtheit. Seine Verbindungen mit mehrern Mitgliedern der Rockinghamſchen Adminiſtration machten ihn dem Herzog von Portland, der 1782 zum Vizekönig von Irland ernannt wurde, bekannt, und er erhielt durch dieſen einen bedeutenden und einträglichen Poſten. Hierauf trat Ponſonby ins irländiſche Parlament und blieb auf der Seite des Miniſteriums, bis der Marquis von Buckingham an die Spitze deſſelben trat. Ponſonby hatte ſich inzwiſchen den Ruf eines der geſchickteſten Rechtsgelehrten und des erſten Redners im irländiſchen Parlamente erworben. Er widerſetzte ſich der Vereinigung Irlands mit England und Schottland; als aber dieſelbe dennoch durchging, wurde er Mitglied des Reichs-Parlaments; 1805 trat er ſogar eine Zeitlang in das Grenvilleſche Miniſterium. Ponſonby iſt gegenwärtig eins der einflußreichſten Parlamentsglieder.

Pontac, eine kleine Stadt in der franzöſiſchen Landſchaft Bearn, berühmt wegen des nach ihr benannten rothen Weins, der zu den Bordeaux-Weinen gehört.

Pontecorvo, ſ. Carl XIV. Johann.

Pontifex, ein Prieſter, welcher keiner beſondern Gottheit diente. Unter Numa, der die gottesdienſtlichen Gebräuche der Römer ordnete und feſtſetzte, gab es nur Einen Pontifex. In der Folge wurde dieſe Anzahl auf 4, dann auf 8, und unter Sylla auf 18 vermehrt, und die Pontifices bildeten ein eigenes Prieſtercollegium, das über alle Religionsangelegenheiten geſetzt war, und an deſſen Spitze der Pontifex Maximus (Oberprieſter) ſtand, der insbeſondere die Einweihung der Prieſter, auch früherhin die öffentlichen Jahrbücher (annales maximi) beſorgte, und die Aufſicht über die heiligen Gebräuche der Veſta führte. Er bekleidete ſein Amt auf Lebenszeit, und durfte ſich nicht außerhalb Italien entfernen. Er hatte die höchſte Gewalt in Religionsſachen. Die Kaiſer nahmen ſpäterhin auch dieſen Titel an. Die Pontifices hatten die höchſte Aufſicht über den ganzen religiöſen Cultus und deſſen Diener, ordneten die religiöſen Feierlichkeiten an, beſorgten den Calender, und entſchieden über Rechtshändel, welche mit der Religion in Verbindung ſtanden (daher das jus pontificum). Das äußere Abzeichen der Pontifices, wenigſtens an feierlichen Tagen und bei Amtsverrichtungen, war ein mit Purpur verbrämtes Kleid (die Toga praetexta), und auf dem Kopfe ein in Form eines Kegels ſpitz zulaufender Hut, der von den Fellen der geopferten Thiere verfertigt war (Tutulus oder Galerus).

Pontificalien heißen die Gewänder der vornehmen Geiſtlichen in der römiſchen Kirche, welche ſie beſonders an Feſttagen tragen.

Pontificat, die Würde des Pontifex; wir verſtehen darunter auch die päpſtliche Würde, ſo wie der Papſt ſelbſt lateiniſch Pontifex Maximus genannt wird.

Pontiniſche oder pomptiniſche Sümpfe nennt man den Landſtrich Italiens, der ſich von Nettuno bis Terracina erſtreckt, gegen vierzig Miglien lang und zwiſchen vier bis zehn Miglien breit iſt. Der Urſprung dieſer Sümpfe verliert ſich in das graueſte Alterthum. Homer beſchreibt die Wohnung der Circe (das Vorgebirge Monte Circello bei Terracina) als eine Inſel, und es läßt ſich nicht ohne Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß dieſe ganze ſehr niedrige Ebene einſt von den Meereswellen bedeckt geweſen ſey, wie das Gebiet von Ravenna auf der öſtlichen Küſte. Späterhin, in den älteſten Zeiten der römiſchen Republik, befanden ſich hier, wie Plinius nach dem Zeugniß älterer Geſchichtſchreiber verſichert, drei und dreißig Städte, die ſämmtlich durch Kriege, vielleicht auch durch den ſchädlichen Einfluß der zunehmenden Sumpfluft, ſchon frühe verſchwanden. Die mächtigſte unter ihnen, Pometia, hatte den Sümpfen ihren Namen gegeben. Dieſe werden durch die Menge Waſſers gebildet, welches unzählige in den nahen Gebirgen entſpringende Ströme in die Ebene führen, wo ſie wegen fehlender Senkung des Bodens gegen das Meer hin nur langſam hinſchleichen, ſtehende Wäſſer erzeugen und ſich im Sande verlieren. Die vornehmſten unter ihnen ſind in den oberen Sümpfen die Aſtura, Ninfa, Teppia und Acqua Puzza; in den unteren der Amaſeno und Uffente. Der Verluſt einer ſo großen Strecke fruchtbaren Landes

und die äußerſt ungeſunden Ausdünſtungen, welche der Südwind öfters bis nach Rom trieb, erregte ſchon frühe die Aufmerkſamkeit und das Verlangen der alten Römer, denen keine Unternehmung zu groß erſchien, dieſen Uebelſtänden abzuhelfen. Wahrſcheinlich machte Appius Claudius (312 v. Chr.) den erſten Austrocknungsverſuch, als er die berühmte, nach ihm benannte Heerſtraße durch die Sümpfe leitete. Ihm folgte in dieſem Beſtreben der Conſul Cornelius Cethegus. Jul. Cäſar hatte den rieſenmäßigen Plan, die Tiber durch die Sümpfe zu leiten, wurde aber durch den Tod an deſſen Ausführung verhindert. Auguſtus begnügte ſich mit dem mäßigeren, aber zweckmäßigen Unternehmen, mehrere Canäle anzulegen, von denen einer, der ſich längs der Via Appia von Forum Appii bis zum Hain der Feronia erſtreckte, zum Theil noch unter dem Namen Cavata beſteht. Auf dieſem Canal ſchiffte ſich Horaz, als er nach Brunduſium reiſte, des Abends ein, und erzählt uns mit Laune die Abentheuer dieſer Nachtfahrt (Sat. I. 5. v. 7.). Unter den folgenden Kaiſern wurde die Aufmerkſamkeit von den pontiniſchen Sümpfen abgelenkt, die Sicherungsanſtalten geriethen in Verfall und die Wäſſer traten aus, bis Nero das Werk wieder angriff und ſein Nachfolger Trajan daſſelbe zehn Jahre hindurch mit ſo vielem Eifer fortſetzte, daß die ganze Strecke von Treponti bis Terracina ausgetrocknet und die Via Appia vollkommen wieder hergeſtellt wurde. Mehrere aufgefundene Inſchriften beſtätigen dieſe Verdienſte Trajans. Während der Stürme, die das römiſche Reich zu Grunde richteten, traten auch die Sümpfe wieder in den alten traurigen Zuſtand zurück. Unter dem gothiſchen König Theodorich wurde abermals zu ihrer Austrocknung geſchritten, und, wie es ſcheint, nicht ohne Glück. Ein gewiſſer Cäcilius Decius betrieb das Unternehmen, und erhielt dafür vom Könige den ganzen ausgetrockneten Strich Landes frei von allen Abgaben auf ſeine Lebenszeit. Immer aber beſtanden die getroffenen Vorkehrungen nicht lange und bald ſetzte ſich die feindſelige Natur wieder in ihre Rechte. Die Austrocknung der Sümpfe wurde nun Sache der Päpſte. Unter dieſen war Bonifaz VIII. der erſte, der ſich damit beſchäftigte und einen großen Canal ziehen ließ, wodurch die Ninfa und der Falcone einen Abzug bekamen und die Gegenden um Sezze und Sermonetta noch heutiges Tages trocken ſind. Martin V. ließ im J. 1417 ebenfalls einen bedeutenden Canal, den Rio Martino, graben, dem etwa noch eine Meile bis zum Meere fehlte, als der Papſt ſtarb, und die treffliche Anſtalt, die allen Flüſſen einen allgemeinen Abzug gewähren ſollte, in Stocken gerieth. Leo X. ſchenkte die ganze Gegend dem Julian v. Medicis, mit der Bedingung, ſie austrocknen zu laſſen. Doch geſchah während ganzer 69 Jahre, da das mediceiſche Haus ſie beſaß, wenig oder gar nichts für ihre Verbeſſerung. Erſt Sixtus V. machte ſich wieder mit vielem Eifer an die Sache, und begab ſich ſelbſt in die Gegend, wo er einen nach ihm benannten Pavillon bewohnte. Auch er ließ einen großen Canal, den Fiume Siſto, graben und mit Dämmen einfaſſen, die indeſſen, allzuſchwach angelegt, bald nach des Papſtes Tode wieder einriſſen, ſo daß die ganze Gegend, trotz aller angewendeten Mühe, bald wieder ſo ſumpfig war wie vorher. Seit dieſer Zeit haben die Päpſte zwar oft wieder an die Austrocknung der pontiniſchen Sümpfe gedacht, doch hatte keiner den Muth, ſich darauf einzulaſſen. Erſt Clemens XIII. ließ durch den geſchickten Bolognini die Gegend wieder

unterſuchen und einen Plan anfertigen, deſſen Ausführung jedoch, ſo viele Vortheile ſie verſprach, unterblieb. Der Ruhm, ein ſo oft begonnenes und eben ſo oft aufgegebenes oder vereiteltes Unternehmen endlich zu Stande gebracht zu haben, gebührt Pius VI., der unmittelbar nach ſeiner Erhebung auf den päpſtlichen Stuhl ſeine Aufmerkſamkeit auf die pontiniſchen Sümpfe richtete. Mit höchſter Genauigkeit wurde das Nivelliren angeſtellt, die Tiefe der verſchiedenen Canäle und Abzüge gemeſſen, der Grad der Abſchüſſigkeit in den Flußbetten ausgemittelt, und endlich im J. 1778 das Werk begonnen. Zehn Jahre hindurch wurde es mit beiſpielloſem Eifer und großem Koſtenaufwande fortgeſetzt, bis es im J. 1788 völlig zu Stande kam. Das Gelingen war indeß nur ein bedingtes; denn bei aller Anſtrengung konnte man es doch nicht dahin bringen, den niedrigen Landſtrich zu erhöhen und ihm eine für ſeine zahlreichen Flüſſe angemeſſene Abdachung zu geben. Die zweckmäßig geleiteten Canäle, die Reinigung der Flußbetten, deren Schlamm die Luft mit ungeſunden Dünſten erfüllte, die Anlegung einer trefflichen Heerſtraße (Linea Pia) bilden indeß das unſterbliche Verdienſt Pius VI. um dieſe Gegend. Bald nach ſeinem Tode geriethen wieder manche der zweckmäßigen Anſtalten, zum Theil durch die Schuld der Franzoſen, in Verfall, und es ſcheint beinahe, das die klaſſiſchen Sümpfe den Zwang der Kultur und Nutzbarmachung nicht ertragen wollen. Bei einer Durchreiſe im J. 1816 fanden wir ſie übrigens nicht ſo fürchterlich, wie ſie gewöhnlich geſchildert werden, allerdings aber ziemlich einförmig und langweilig. Wir ſahen viel bebautes Land, unermeßliche Weiden, wo Pferde, Rinder und Büffelheerden graſeten und Waſſerhühner (folaghe) rauſchend emporfuhren; links die volsciſchen Berge mit Städten geſchmückt, rechts, gegen das Meer hin, große Waldungen, vor uns den Monte Circello und endlich die Felſen, auf welchen Terracina, das alte Anxur, eine herrliche Lage hat. Die Luft iſt freilich nicht die geſündeſte, beſonders zu manchen Zeiten des Jahres; daher auch das blaſſe, erdfahle Ausſehen der wenigen Bewohner, die meiſtens Jagd und Fiſchfang treiben, wenn es das Fieber ihnen geſtattet. Der Anblick dieſer ſiechen Menſchen und das Einödenartige der ganzen Umgebung erinnert den Reiſenden, daß er ſich eigentlich noch in der Campagna di Roma befindet (ſ. d. A.), die erſt bei Terracina dem Zauber neapolitaniſcher Fluren weicht. XX.

Pontons heißen eine Art kleiner Schiffe aus Kupfer oder Eiſenblech, oder auch von Holz verfertigt, welche nebſt dem übrigen Zubehör von den Armeen mitgeführt werden, um vermittelſt ihrer ſchwimmende, den Schiffbrücken völlig ähnliche Brücken ſchnell über den Fluß zu ſchlagen. Sie werden an einander geſetzt, und zu dieſem Behuf mit Brettern belegt. Das zur Anordnung der Brücken bei den Armeen befindliche Corps heißt das Pontonierscorps, und dieſe Kunſt ſelbſt wird in einer beſondern militäriſchen Wiſſenſchaft, der Pontonierswiſſenſchaft, gelehrt. — Auch heißen die alten, zum Seedienſt nicht mehr brauchbaren Kriegsſchiffe, auf welchen die Engländer ihre Kriegsgefangenen bewahren, Pontons.

Pontoppidan (Eric) der ältere, ein däniſcher Schriftſteller, geboren auf der Inſel Fyen im J. 1616. Er legte den Grund ſeiner Gelehrſamkeit auf dem Gymnaſium zu Odenſee, ſtudirte dann auf Walkendorphs Collegium, und wurde Privaterzieher in einer adeligen Familie. Er verſuchte ſich in der Dichtkunſt, und erlangte

darin einen ſolchen Ruf, daß er im J. 1640 zum gekrönten Dichter creirt wurde. Darauf beſuchte er das Ausland und wurde bei ſeiner Rückkehr 1642 Magiſter; dann Führer eines jungen Edelmanns, der auf der Academie zu Soroe ſtudirte. Im J. 1673 wurde er zum Biſchof von Drontheim ernannt, erhielt zwei Jahre darauf die theologiſche Doctorwürde, und ſtarb 1678. Er iſt der Verfaſſer vieler geſchätzter Werke, z. B. Aucupium Selandiae; Epigrammatum sacrorum Centuriae tres; Bucolica sacra; Margarita Cimbrica; und beſonders einer Grammatica danica und vieler anderen. — Mit ihm iſt nicht zu verwechſeln Eric Pontoppidan der jüngere, ebenfalls ein berühmter däniſcher Biſchof (zu Bergen) und Schriftſteller, geb. 1698 zu Aarhuus, wo ſein Vater Geiſtlicher war, geſt. 1764. Seine zahlreichen Werke betreffen theils die Geſchichte, theils die Theologie, theils auch die Sprache und Naturgeſchichte Norwegens. Der von ihm begonnene däniſche Atlas (Danske Atlas) iſt nach ſeinem Tode von Hoffmann fortgeſetzt worden.

Pontos, Pontus, ein Sohn der Erde und älterer Bruder des Oceanus. Die Alten verſtehen darunter das innere Meer. Er erzeugte mit ſeiner Mutter den Phorkys, Thaumas, Nereus, Keto u. ſ. w.

Pontus, von dem Meere, an dem es lag, alſo genannt, das Land vom Halys u. ſ. w. bis Colchis, oder auch das pontiſche Cappadocien, weil es ſonſt mit Cappadocien verbunden war. Von den Perſern wurde das ganze Cappadocien in zwei Satrapien getheilt, woraus unter den Macedoniern zwei beſondere Reiche entſtanden. Die älteſten Einwohner waren Tibarener und Chalyber (nicht Chaldäer). Ein Sohn des perſiſchen Königs Darius, Artabazes, erhielt dieſe Satrapie als Vaſall, mit dem Rechte, ſie auf ſeine Nachkommen zu vererben. Daher heißen die Könige von Pontus auch Achämeniden. Einer ſeiner Nachfolger, Mithridates, ſtand dem jüngern Cyrus bei, und weigerte dem Artaxerxes den Tribut. Sein Sohn Ariobarzanes I. machte ſich bei der allgemeinen Empörung der Statthalter in Unter-Aſien gegen Artaxerxes II. unabhängig. Mithridates II. (von 337 vor Chr.) trat ſein Reich freiwillig an Alexander ab. Nachher bei der Theilung (322) ward es dem Antigonus gegeben. Als dieſer aber den Mithridates ermorden wollte, floh derſelbe nach Paphlagonien, fand Anhang, und behauptete ſich glücklich. Sein Nachfolger, Mithridates III., vergrößerte ſein väterliches Reich durch Eroberungen; er nahm Theile von Cappadocien und Paphlagonien ein. Sein Sohn, Mithridates IV., trieb die Gallier zurück, den Krieg mit Sinope aber mußte er beendigen, weil die Rhodier dieſer Stadt Hülfe leiſteten. Pharnaces I. nahm indeß endlich Sinope weg, und machte es zur Reſidenz. Die Kriege mit Pergamus und Cappadocien mußte er bald endigen. Mithridates Euergeta, Vater des berühmteſten Mithridates, unterſtützte die Römer im dritten puniſchen und im pergameniſchen Kriege; daher er nicht bloß Freund und Bundesgenoſſe der Römer ward, ſondern von ihnen auch Groß-Phrygien erhielt. Er ward ermordet (124). Ihm folgte ſein Sohn, Mithridates der Große, der bis an ſeinen Tod lange und blutige Kriege mit Rom führte, endlich dem Pompejus unterlag und ſich im J. 64 vor Chr. aus Verzweiflung ſelbſt ermordete. (S. Mithridates.) Sein Sohn Pharnaces erhielt nur den Bosporus, und wurde, als er das väterliche Reich wieder zu erobern verſuchte, von Cäſar beſiegt und von Aſander, der ſich

zum Könige von Bosporus gemacht hatte, getödtet. Doch erhielt ſein Sohn Darius durch Antonius einen Theil von Pontus; ihm folgte Polemo, der zugleich den Bosporus, Klein-Armenien und Colchis beſaß. Nach dem Tode ſeiner Witwe, Pythodoris, folgte Polemo II. als König von Pontus (39 nach Chr. Geb.); den Bosporus nahm ihm Nero, und auch Pontus ward nach Polemo's Tode eine römiſche Provinz. — Als die Lateiner im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts (1214) Conſtantinopel wieder eroberten, ſtiftete Alexius Comnenus ein neues Reich in Pontus, welches ſich bis Mahomed II. erhielt, der es 1459 mit ſeinen großen Eroberungen vereinigte.

Pontus Euxinus, der Name, womit die Alten das ſchwarze Meer benannten. Euxinus, das gaſtliche, wirthliche, hieß es entweder per antiphrasin (im Gegentheile), ſtatt Axinus, das unwirthliche, da es der häufigen Stürme und der Seeräuber wegen nur mit Gefahr beſchifft wurde, oder in eigentlichem Sinne wegen der anmuthigen und fruchtbaren Küſten.

Pope (Alexander). Dieſer berühmte engliſche Dichter war zu London 1688 geboren. Seine Aeltern, katholiſchen Glaubens, kauften und bezogen bald nach ihres Sohnes Geburt ein kleines Eigenthum zu Biefield in Windſor-foreſt. Pope war von Kindheit auf ſehr zart und ſchwächlich, zeigte aber viel Lebhaftigkeit und Gelehrigkeit. Er blieb bis zu ſeinem achten Jahre zu Hauſe. Dann wurde er nach Hampſhire zu einem catholiſchen Geiſtlichen, Namens Taverner, gebracht, der ihn in den Anfangsgründen des Griechiſchen und Lateiniſchen unterrichtete. Hier lernte er in Ogilby's Ueberſetzung des Homer und Sandy's Ueberſetzung der Metamorphoſen Ovids die erſten engliſchen Verſe kennen, die ihn ſehr entzückten. Nachher beſuchte er noch die Schulen zu Twyford bei Wincheſter und zu Hydepark-corner. Der Aufenthalt an letzterem Orte gab ihm Gelegenheit, das Theater zu beſuchen. Der Eindruck, den er hier empfing, trieb ihn an, ſelbſt eine Art von dramatiſcher Vorſtellung aus Ogilby's Homer zu bilden, die er mit ſeinen Mitſchülern aufführte. Ungefähr in ſeinem zwölften Jahre kehrte er in das väterliche Haus zurück, und ſetzte ſeine Studien unter einem andern Geiſtlichen fort. Um dieſe Zeit wurde ſein erſtes Gedicht, eine Ode auf die Einſamkeit, gedruckt, worin man weder Phantaſie noch Gefühl, wohl aber einen gewiſſen Sinn für Verſification wahrnimmt. Seit jener Zeit ſcheint er ſich ohne Methode mit mehreren Wiſſenſchaften beſchäftigt, die Dichtkunſt aber immer als ſeine Hauptbeſchäftigung betrachtet zu haben; denn ſeine poetiſche Lectüre war ſtets mit Verſuchen im Nachbilden oder Ueberſetzen begleitet. Beſonders übte er ſich in letzterm mit großer Vorliebe und glücklichem Erfolge. In einem Alter von vierzehn Jahren überſetzte er das erſte Buch der Thebais, und die Heroide „Sappho an Phaon,“ welche letztere nicht übertroffen worden iſt. Er war noch nicht ſechzehn Jahr alt, als er dem Sir William Trumball, einem bejahrten Staatsmanne, der in der Nachbarſchaft einen Landſitz hatte, bekannt wurde und ſich deſſen Freundſchaft erwarb. Um dieſe Zeit verfaßte Pope ſeine Pastorals, die ihm neue Bewunderer verſchafften. Einen nützlichern Freund und Correſpondenten erhielt er in Walſh, welchen Dryden den beſten engliſchen Kritiker ſeiner Zeit nannte. Auch ſchloß er eine vertraute Freundſchaft mit einem gewiſſen Cromwell, der ein Gemiſch von einem Schöngeiſt und Pedanten war. Die laxen Grundſätze dieſes

Mannes ſcheinen einen ungünſtigen Einfluß auf Pope gehabt zu haben, welcher früh in unwürdige Läſterungen gegen das weibliche Geſchlecht ausbrach. In der That hatte, wenn dem Dichter Einfachheit, Natürlichkeit und Feuer unentbehrliche Eigenſchaften ſind, Niemand einen unpoetiſchern Character, als Pope. Auch ſcheint er keinen Freund von ſeinem Alter und ſeiner Lage gehabt zu haben, ſondern wohlbedächtig nur ſolche Verbindungen eingegangen zu ſeyn, die ihm Anſehn und Auszeichnung verſchaffen konnten. Seine Pastorals erſchienen zuerſt 1709 in einem Bande von Tomſons Miſcellanies, und erregten durch ihren melodiſchen Versbau und gewählte Schreibart allgemeine Bewunderung. Zugleich verrathen ſie das dichteriſche Unvermögen des Verfaſſers, dem es an ſelbſtſtändiger Beobachtung und künſtleriſchem Gefühle fehlte. In dieſer Zeit verſuchte er ſich in Dichtungen höherer Art. Er hatte ſeine Ode for St. Cecilia's Day 1708 und ſeine Chöre für den Brutus des Herzogs von Buckingham geſchrieben. Durch ſein Gedicht Essay on Criticism, welches er zwei Jahre ſpäter herausgab, gewann ſein Ruf einen bedeutenden Zuwachs. Es verräth ausgebreitete Beleſenheit, Schärfe des Urtheils, und verbindet äußere Anmuth mit mannichfacher Belehrung; doch iſt es als kritiſche Auctorität im Ganzen zu hoch angeſchlagen worden. Pope griff in ſeinem Gedichte den furchtbaren Kritiker John Dennis an, welcher ſeine Hirtengedichte getadelt hatte, woraus ein offener Krieg zwiſchen beiden erfolgte, der nur durch Dennis hinfälliges Alter geendigt wurde. Ein anderer Feind, den er durch ſeine Hirtengedichte ſich zuzog, war Ambroſe Philips. Dieſer hatte ebenfalls Hirtengedichte verfaßt, und dadurch Pope's Eiferſucht erweckt. Er ließ nicht nur in dem Guardian eine ironiſche Vergleichung der Gedichte ſeines Nebenbuhlers drucken, ſondern bewog auch Gay, ſein Shepherd's Week zu ſchreiben, um Philips Manier lächerlich zu machen. Eine dauernde Fehde zwiſchen ihnen war die Folge davon. Im J. 1711 ſchrieb Pope ſeine Elegy on an infortunate Lady, eins ſeiner vollendetſten Gedichte, und faſt das einzige von hohem Pathos. Unwahrſcheinlich iſt es, daß Pope die Unglückliche, deren Tod er in dieſer Elegie feierte, geliebt habe. Für den Ausdruck echter und inniger Gefühle iſt dieſes Gedicht zu gekünſtelt und geſchmückt. In demſelben Jahre entſtand ſein Rape of the Lock (der Lockenraub), ein ſatiriſches Epos, in welchem ſein poetiſches Talent ſich am vollkommenſten zeigt. Ein alltägliches Ereigniß iſt zu einer unterhaltenden und ſcherzhaften Satire gegen die Frivolität der Weiber benutzt. Dieſen Gegenſtand, auf welchen er übrigens ſehr oft zurückkommt, behandelt er hier mit Lebendigkeit und feinem Witz. Um dieſelbe Zeit erſchien ſein allegor. Gedicht Temple of Fame, den er zwei Jahre vorher nach Chaucer bearbeitet hatte. Im Jahre 1713 gab Pope ſein beſchreibendes Gedicht Windsor-Forest heraus, deſſen erſter Theil von ihm in einem Alter von ſechzehn Jahren geſchrieben worden war, und allerdings das Gepräge der Jugend an ſich trägt. Der letztere Theil hat einen höhern Character, und beweiſet die Fortſchritte des Dichters. Nicht mit Unrecht glaubte jetzt Pope, der ſeinen Dichterruhm hinlänglich begründet ſah, ein Unternehmen verſuchen zu können, das ihm außer der Ehre auch einen anſehnlichen Gewinn verſchaffen ſollte. In dieſer Abſicht machte er Vorſchläge zur Herausgabe einer Ueberſetzung der Iliade auf Subſcription bekannt, welche auf das Günſtigſte aufgenommen wurden. Einige thätige Freunde, vornehmlich Swift, mit dem er bekannt ge-

worden, trugen durch ihre Empfehlung nicht wenig dazu bei. Pope arbeitete jetzt mit anhaltendem Fleiße, und gab im J. 1715 den erſten Band ſeiner Iliade heraus, welcher die vier erſten Bücher enthielt. Ein förmlicher Bruch mit Addiſon ging dieſer Herausgabe vorher. Neid von der einen, Eiferſucht und Beſorgniß von der andern Seite waren die Urſachen davon. Der reichliche Ertrag der Subſcription ſetzte Pope nun in Stand, das Haus zu Twickenham zu beziehen, das durch ihn ſo berühmt geworden iſt. Seine Aeltern folgten ihm dahin. Wahrſcheinlich um dieſe Zeit ſchrieb er ſeine Epiſtel Eloisa to Abelard. Er geſteht ſelbſt, daß er bei ſeiner Arbeit die vorhandenen Briefe dieſer bekannten Liebenden benutzt habe; aber er hat es auf eine Weiſe gethan, wodurch dieſe Epiſtel unter allen ſeinen Gedichten, die von Liebe handeln, das vorzüglichſte geworden iſt. Dabei iſt es auch im Aeußern, in Sprache und Versbau, das vollendetſte. Im J. 1717 gab Pope in einem Quartbande ſeine bereits verfaßten Gedichte heraus, und ſchrieb eine ſehr zierliche Vorrede dazu; im J. 1720 vollendete er die Herausgabe ſeiner Iliade. Nie wird dieſe Ueberſetzung demjenigen, der das Original nicht kennt, einen richtigen Begriff von demſelben geben; doch wird er ſie ihrer Eleganz und äußern Abrundung wegen mit großem Vergnügen leſen. Der Beifall, den ſie im Allgemeinen fand, brachte die einzelnen Tadler zum Schweigen. Im J. 1721 gab er einen Band ausgewählter Gedichte von ſeinem verſtorbenen Freunde Parnell heraus, und eignete ſie in einer poetiſchen Epiſtel dem Earl von Orford zu, einem in der Zurückgezogenheit lebenden und von der ſiegenden Partei verachteten Staatsmann. Pope lebte jetzt durch den Gewinn von ſeiner Iliade in gemächlichen Umſtänden; aber eben dadurch wurde der Wunſch, noch mehr zu haben, erzeugt. Einzig in dieſer Abſicht ging er an ein Werk, dem er keineswegs gewachſen war, an die Herausgabe von Shakſpeare's Werken. Zwar ſetzte er dem Ganzen eine wohlgeſchriebene Charakteriſtik des Dichters vor; aber die Eigenſchaften eines Critikers fehlten ihm gänzlich, und ſo ſtellte er ſich dem Tadel des in dieſer Hinſicht ihm weit überlegenen Theobald bloß, mit welchem er ſeitdem beſtändig Krieg führte. Er wurde überhaupt, wie Johnſon ſagt, ein Feind von Herausgebern, Sammlern, Erklärern und Wortkritikern, und hoffte die Welt glauben zu machen, daß ſeine Unternehmung nur darum geſcheitert ſey, weil ſein Geiſt einem ſo kleinlichen Geſchäfte überlegen ſey. Um ſeine Gewinnſucht noch mehr zu befriedigen, dehnte er ſeine Arbeit auch auf die Ueberſetzung der Odyſſee aus, wobei er jedoch zwei Gehülfen, Boome und Fenton, annahm. Auch für dieſe eröffnete er Subſcription; das ganze Geſchäft wurde rein kaufmänniſch behandelt. Im J. 1725 war das Werk beendigt, und brachte ihm einen anſehnlichen Gewinn. Von ihm ſelbſt wurden zwölf Geſänge überſetzt; die Arbeit ſeiner Gehülfen verbeſſerte er zwar, aber ſie ſteht dennoch der ſeinigen nach. Neben dieſen Beſchäftigungen hatte Pope den Umgang ſowohl mit ſeinen Freunden als auch mit dem ſchönen Geſchlechte fortgeſetzt. Seine beſondere Neigung hatte er zwei Schweſtern, den Töchtern eines catholiſchen Edelmanns, Thereſe und Marthe Blount, zugewendet. Anfangs mochte die erſtere ihn mehr feſſeln, die zweite aber wurde in der Folge ſeine innigſte Vertraute und die Gefährtin ſeines Lebens. Sein freundſchaftliches Verhältniß mit der Lady Montague, das ſpäter in die bitterſte Feindſchaft überging, kann hier nur angedeutet werden. Nach der Herausgabe der Odyſſee zeigte ſich

Pope faſt einzig als Satiriker und Moraliſt, welche Charaktere er, nicht immer mit glücklichem Erfolge, zu verbinden ſtrebte. Im J. 1727 verband er ſich mit Swift zur Herausgabe von Miſcellen, vornemlich humoriſtiſcher Art, in welche er ſeinen Treatise of the Bathos or Art of Sinking aufnahm. Er hatte ſeine ironiſchen Vorſchriften mit Beiſpielen zum Theil noch lebender Dichter erläutert, die dieſen Spott durch die heftigſten Angriffe zu erwiedern ſuchten. Um alle ſeine Gegner niederzuſchmettern, und mit unauslöſchlichem Spotte zu bezeichnen, gab er im J. 1728 die drei erſten Bücher ſeiner Dunciade heraus. Man muß geſtehen, daß Pope ſeinen Zweck erreichte, wiewohl es keineswegs zu billigen iſt, daß er ſein gereiftes Talent auf einen an ſich ſo unwürdigen Gegenſtand wendete, auch die Art und Weiſe, wie er einzelne ſeiner Gegner behandelte, ihn gerechtem Tadel preisgab. Auch hatte er die Zahl ſeiner Feinde dadurch ſehr vermehrt. Die perſönliche Satire ſagte dem Charakter Pope's überhaupt zu, wie aus den meiſten ſeiner nachfolgenden Werke zu erkennen iſt. Eins derſelben, eine Epiſtel über den Geſchmack, gedruckt im J. 1731, zog ihm großen Tadel zu. Er hatte darin die Prahlerei und den Ungeſchmack eines Edelmanns, den er Timon nennt, lächerlich gemacht. Jedermann bezog dieſen Spott auf den Herzog von Chandos, deſſen wohlthätiger und wohlwollender Charakter allgemein beliebt und verehrt war. Pope's Angriff wurde daher allgemein mit Unwillen betrachtet, weil er ſelbſt von jenem mit Wohlwollen behandelt worden war, und wiewohl der Dichter Alles that, die Beſchuldigung von ſich abzuwenden, ſo wollte es ihm doch nicht ganz gelingen. Pope's Religion, frühe Eindrücke und wichtige Verbindungen hatten ihn früh auf die Seite der Tory's gezogen, wiewohl er von der Staatsverwaltung freie Ideen hatte; bei dem Tode Georgs I. (1727) theilte er ihre Hoffnung, wieder Macht und Anſehn zu erlangen. Das Fehlſchlagen dieſer Hoffnung führte eine Gruppe von Staatsmännern ohne Amt zu Twickenham zuſammen, von denen Lord Bolingbroke am höchſten in Pope's Achtung ſtand, und von ihm zum Führer und Freund gewählt worden war. Auf des Letztern Antrieb ſchrieb Pope ſeinen berühmten Essay on Man (Verſuch über den Menſchen), der zuerſt (1733) anonym, im folgenden Jahre vollendet und unter des Verfaſſers Namen erſchien. In dieſem berühmten Werke gab der Dichter einen Beweis von ſeinem großen Talente, eine Reihe von Schlüſſen in Verſe zu bringen, und ſeine Gedanken eben ſowohl mit energiſcher Kürze zuſammenzudrängen, als ſie mit poetiſchem Schmucke auszuführen; dennoch verräth dieſes Gedicht, daß er den Gegenſtand, den er behandelte, nicht gehörig kannte. Gleichwohl gehört es zu den moraliſchen Lehrgedichten vom erſten Range. Ihm folgten bald die Imitations of Horace, welche einen ſatiriſchen Zweck hatten, und von einem Prolog und Epilog zu den Satiren, ferner von ſeinen moraliſchen Briefen oder Verſuchen über die Charaktere von Männern und Frauen und über den Gebrauch des Reichthums begleitet waren. Als Satiriker iſt Pope gewiſſermaßen ein Nachahmer von Boileau, nur etwas rauher in der Sprache und nachläſſiger im Ausdrucke, dabei aber geiſtreicher und poetiſcher. Mit beſonderer Bitterkeit verfolgte er den Lord Hervey und ſeine vormalige Freundin, die Lady Montague. Die Urſachen ſeines Zwieſpalts mit der Letztern gehören hier nicht her; wenn aber Pope, wie kaum zu bezweifeln iſt, ſeine Sappho gegen ſie richtete, ſo muß man geſtehen, daß nie einer Frau

unanſtändiger begegnet worden. Inzwiſchen war unbefugter Weiſe eine Sammlung von Pope's und einiger Freunde Briefen herausgegeben worden. So entrüſtet dieſer ſich auch zeigte, ſo ward doch von Einigen vermuthet, daß er dieſe Herausgabe unter der Hand begünſtigt habe, um dadurch einen hinreichenden Anlaß zur Herausgabe einer Briefſammlung (1737) zu bekommen, ohne von Seiten derer, die ein Intereſſe dabei hatten, einen Widerſpruch fürchten zu müſſen. Dieſe ſowohl in Anſehung der äußern Form, als auch wegen ihres Gehalts intereſſanten Briefe fanden eine ſehr günſtige Aufnahme. Pope's letzte Arbeiten waren zwei neue Satiren, welche nach dem Jahre, worin ſie geſchrieben wurden, die Ueberſchrift Seventeen hundert and thirty eight führen, und ein viertes Buch der Dunciade. Erſtere hatte er auf Antrieb des Prinzen von Wales, mit dem er in genauer Verbindung lebte, letzteres auf Antrieb Warburtons geſchrieben, der ſein literariſcher Kampfgenoß geworden war. Im Ganzen war dieſes vierte Buch der Dunciade weniger perſönlich. Nur der wohlbekannte Colley Cibber, damals gekrönter Poet, wurde derb mitgenommen, und als dieſer ſich durch ein Pamphlet rächte, worin er einige lächerliche Geſchichten von Pope zum Beſten gab, wies ihm Pope in einer neuen Ausgabe ſeines Gedichts den erſten Platz unter den Dunſen an, den bisher Theobald eingenommen hatte. Ein Aſthma, zu welchem ſich noch andere körperliche Leiden geſellten, hinderte ihn, ſeine weitern Plane zu verfolgen, und machte endlich im J. 1744 in einem Alter von 56 Jahren ſeinem Leben ein Ende. Er wurde zu Twickenham beerdigt, wo der Biſchof Warburton, der auch ſpäterhin (1752) zu London ſeine Werke in 9 Bänden herausgab, ihm ein Denkmahl ſetzen ließ. Die beſte Ausgabe ſeiner Werke iſt von Warton 1797; Duſch hat Pope's Werke deutſch überſetzt, Altona 1758—63, in 5 Bänden. Den Auffoderungen, die catholiſche Religion zu verlaſſen, hat er immer ſtandhaft widerſtanden, theils aus Gleichgültigkeit, theils um ſeiner noch lebenden Mutter keinen Kummer zu machen. Pope's moraliſcher Charakter iſt durch das Geſagte ſchon angedeutet. Eitel und nach Beifall begierig, war er für Schmeichelei empfänglich, durch Tadel aber leicht zur Rache gereizt. Dieſe mürriſche Reizbarkeit und Neigung zur Hinterliſt verrathen eine gewiſſe Kleinheit des Geiſtes, die vielleicht mit ſeiner körperlichen Schwächlichkeit zuſammenhing. Aber er war auch edler und erhabener Geſinnungen fähig und ſchätzte ſeine Unabhängigkeit. Unverſöhnlich gegen ſeine Widerſacher, hing er ſeinen Freunden mit unwandelbarer Treue an. Geld, hohe Verbindungen und Lebensgenuß waren ihm keineswegs gleichgültig. Als Dichter war er zwar arm an Erfindung, aber in der Verſification, in Schönheit des Ausdrucks und äußerer Eleganz iſt er von keinem engliſchen Schriftſteller übertroffen worden. Als Proſaiſt hat er ebenfalls Epoche gemacht.

Popen heißen die Geiſtlichen in der griechiſchen Kirche.

Popham (Sir Home), engliſcher Contre-Admiral, Mitglied des Bathordens und der londner Societät der Wiſſenſchaften, einer der ausgezeichnetſten brittiſchen Seeofficiere, iſt 1762 in Irland geboren. Er trat in die Marine und brachte es während des amerikaniſchen Kriegs bis zum Lieutenant. Nach dem Frieden begab er ſich nach Oſtindien, wo er ſich durch ſeine nautiſchen Kenntniſſe ſo bemerkbar machte, daß er mehrere wichtige Aufträge erhielt. Während der ganzen Dauer des Kriegs mit Frankreich wurde Popham zu den wichtigſten und gefahrvollſten Expeditionen gebraucht, von denen wir

hier nur einige anführen können. 1794 diente er gegen Pichegrü als Freiwilliger. 1795 deckte er die Einſchiffung der engliſchen Truppen. 1798 wurde er gewählt, um die ruſſiſchen Truppen, die in Verein mit den engliſchen in Nordholland landen ſollten, dorthin zu führen. Er begab ſich zu dem Ende nach Reval und Cronſtadt und wurde von Paul I., der ihn mit der Kaiſerin auf ſeiner Escadre beſuchte, mit Geſchenken überhäuft. Unter andern erhielt er von Paul, als damaligem Großmeiſter des Maltheſerordens, das Commandeurkreuz, und er war der erſte Engländer, der die Erlaubniß erhielt, es in England ſelbſt tragen zu dürfen. 1800 wurde er nach Calcutta geſchickt, um mit dem damaligen Generalgouverneur Wellesley verſchiedene Maßregeln zur Ausführung zu bringen. Er übernahm hier unter andern diplomatiſchen Sendungen auch eine an den Sherif von Mekka und an andere Oberhäupter arabiſcher Volksſtämme. Nach ſeiner Rückkehr wurde er 1802 Parlamentsmitglied. 1806 eroberte Popham mit Sir David Baird das Cap der guten Hoffnung, begab ſich von da nach Buenos Ayres und befand ſich nicht minder auch bei der Expedition gegen Copenhagen. Während des ſpaniſchen Kriegs war er einer der thätigſten brittiſchen Seeofficiere, um dem allgemeinen Feinde Abbruch zu thun, und als Lord Moira als Generalgouverneur nach Oſtindien ging, wurde Popham gewählt, ihn dorthin zu führen. 1816 erfand er eine neue Art von Telegraph, die er Semaphore nannte.

Popularität, Volksmäßigkeit, iſt ein Begriff, der bei den Römern ganz politiſcher Natur war und die Gunſt bezeichnete, welche ſich die Vornehmen durch herablaſſende Leutſeligkeit und Freigebigkeit bei den Demokraten, insbeſondere bei den Plebejern zu verſchaffen wußten. Die Condeſcendenz der Fürſten, Staatsmänner, Beamten und Demagogen zu den Begriffen und Wünſchen gemeiner Leute iſt noch jetzt ein Beſtreben, ſich populär, d. h. beim Volke beliebt zu machen, wobei es oft nur darauf abgeſehen iſt, für ſchöne Worte und gelegentliche Handlungen einer ungewöhnlichen Herablaſſung die freie Diſpoſition über die Mittel und Kräfte des Volks einzutauſchen. Verſchieden von dieſer politiſchen iſt die oratoriſche Popularität, welche Schriftſteller und Redner ſich aneignen müſſen, die dem ſogenannten großen Publicum etwas zu ſagen haben. Sie beſteht in der Kunſt, Begriffe, die dem geſunden, aber im wiſſenſchaftlichen Denken nicht geübten Verſtande erreichbar ſind, in einer allgemein verſtändlichen, der auf ſinnliche Anſchauungen gegründeten Vorſtellungsweiſe des Volks angemeſſenen, Anordnung und Sprache vorzutragen. Speculative Ideen, die außer aller Erfahrung liegen und ſich zu keiner unmittelbaren Anwendung auf das Leben eignen, gehören nicht in den populären Vortrag, daher es ein Mißgriff ſcheint, philoſophiſche Syſteme, wie Schad mit Fichte's Wiſſenſchaftslehre verſuchte, populariſiren (gemeinverſtändlich machen) zu wollen; denn die Sprache des gemeinen Lebens kann die Reſultate der Philoſophie wohl ausdrücken, aber dem, der an kein philoſophiſches Denken gewöhnt iſt, immer nicht verſtändlich machen, und ſelbſt manche ungelehrte, wenn ſchon ſonſt gebildete Leſer von Fichte's in populärer Sprache geſchriebener Beſtimmung des Menſchen und Anweiſung zum ſeligen Leben werden geſtehen müſſen, daß ſie die Worte deutlich gefunden haben, ohne im Grunde hinter die Sachen gekommen zu ſeyn. Die allgemeinen Wahrheiten aber, die in der bei dem Volksunterrichte angewendeten Religions-

und Sittenlehre das Bürgerrecht erlangt haben, und ſich mit bibliſchen Ausſprüchen und Gleichniſſen unterſtützen laſſen, die Reſultate, die der gemeine Menſchenverſtand aus der Erfahrung zieht und überhaupt Gedanken, die auf hiſtoriſchem Grunde ruhen, eignen ſich ihrer Natur nach für den populären Vortrag, weil man bei ihrer Behandlung auf das Bekannte und Individuelle bauen und die nöthigen Vorkenntniſſe bei ſeinem Publicum vorausſetzen kann. Die Popularität der Anordnung und Sprache wird durch dieſelbe Foderung der Verſtändlichkeit für das Volk beſtimmt. Das Volk, oder das große Publicum der Leſer und Hörer, zu dem billig alle Individuen in höheren und niederen Ständen gerechnet werden, denen die ſtreng wiſſenſchaftliche Bildung abgeht, liebt einen leicht faßlichen Gang der Darſtellung, in dem der abzuhandelnde Gegenſtand durch individualiſirende Beiſpiele und Beweiſe aus der täglichen Erfahrung anſchaulich wird, und einen einfachen, deutlichen, lebendigen und kraftvollen Ausdruck. Worte, die an die Terminologie einer philoſophiſchen Schule erinnern, gelehrte Kenntniſſe vorausſetzen und überhaupt der Umgangsſprache fremd ſind, vermeidet die Popularität: auch verbietet ihr der gute Geſchmack, eben ſowohl ausländiſche noch nicht eingebürgerte oder leicht überſetzbare, als poetiſch-ſchwülſtige oder gar willkürlich gegen den Sprachgebrauch gebildete Ausdrücke und Phraſen zu gebrauchen. Die Poſtulate und Kategorien, die Anthropophagen und Hyperboräer, die Niäſerien und Manipulationen, die gefiederten Bewohner der Lüfte und liebesgluthfunkelnden Blumenaugen, die anmuthgefällige Himmelberoſin und die entlangweilenden Wonneluſtwinkinnen*) ſind in Schriften und Vorträgen, welche auf Popularität Anſpruch machen, dem Gebildeten eben ſo widerlich, als dem Ungebildeten dunkel. Bei aller Verſtändlichkeit darf man jedoch, um populär zu ſeyn, keineswegs zur Seichtigkeit und Gemeinheit herabſinken. Ein ungründliches verworrenes Geſchwätz, das triviale Dinge mit pöbelhaften Worten abhandelt, wird auch die niedern Stände wenig unterhalten und noch weniger belehren, und die platten Späße von Boten und Schenkwirthen, mit denen einige Volksſchriftſteller ihre Darſtellung beleben zu müſſen glaubten, ſcheinen nicht mehr nöthig, um ſich Eingang bei dem Volke zu verſchaffen, das den Unterſchied ſeines wirklichen Lebens und Treibens von ſolchen erkünſtelten Nachbildungen gar wohl empfindet. Nicht, um ſich und ihre Ideen gemein zu machen, ſondern um die Gemeinen zu ſich heraufzuziehen, befleißigen ſich wahre Gelehrte der Popularität, wenn ſie zu der Menge reden. Sie ſtellen ſich in den Geſichtspunkt des Volks; ſie wählen Stoff und Form ihres Vortrags nach den Bedürfniſſen derer, für die er beſtimmt iſt; ſie geben zu, daß ein Schriftſteller wie Kotzebue, der ſich ganz nach den Wünſchen und Geſinnungen der Menge bequemt, bei einem Publicum, wie es eben iſt, allgemeiner beliebt werden konnte, als die größten Dichter und Redner des Jahrhunderts; ſie wundern ſich nicht, daß ein durch Reichthum und Einfluß bedeutender Theil des Volks, der nur leicht berührt und gereizt, aber eben nicht gerade viel unterrichtet und gebeſ-

*) Aus Wolke's Anleit zur deutſchen Geſammtſprache. Anmuthgefällig bedeutet durch Anmuth gefallend, Himmelberoſin die Morgenröthe, Wonneluſtwinkinnen ſind Mädchen, die zum Genuß einladen.

ſert ſeyn will, an dem Mittelgute der franzöſiſchen Literatur, die (das Heranziehen auf einen höhern Standpunkt ausgenommen) alle Vorzüge der Popularität in ſich vereinigt, noch jetzt mehr Geſchmack finden kann, als an dem, was deutſcher Geiſt und deutſche Kraft erzeugt; aber niemals werden ſie in ihren Schriften und Reden an das Volk, was aus jedem Vortrage, der den Niedern veredeln und erheben ſoll, hervorblicken muß, den ſittlichen Adel der Geſinnungen, das logiſch-richtige Denken, die ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit des Forſchens, und was ſich mit der größten Deutlichkeit verträgt, Anmuth, Würde, Wärme, Kraft und Bündigkeit in der Sprache verleugnen wollen. Die Popularität hat allerdings nach Maßgabe der verſchiedenen Bildungsſtufen, auf denen die Claſſen des Volks ſtehen, verſchiedene Grade; Engel, Garve, F. V. Reinhard befriedigen ganz die geiſtigen Bedürfniſſe des gebildeten Mittelſtandes, ohne den niedern Claſſen zugänglich zu ſeyn; Roſenmüller, Fedderſen, Salzmann belehren und erbauen auch den ungebildeten Landmann; aber daß es möglich iſt, zugleich dem geringſten Bürgermädchen und den erſten Genien der Nation Herzenserhebung und Freude zu verſchaffen und mit der einfachſten, allgemein verſtändlichen Anſprache der Natur den Zauber der höchſten Kunſt zu vereinigen, hat nur Göthe's Herrmann und Dorothea gezeigt. E.

Population, Bevölkerung, ſ. d. Art.

Porcellan, ſ. Porzellan.

Porcia, die Tochter des Cenſors Cato und Gemahlin des Brutus, berühmt als ein Muſter ehelicher Liebe und heldenmüthigen Patriotismus. Das ihrem Gatten abgewonnene Geheimniß der Verſchwörung gegen Cäſar bewahrte ſie treu, und entſagte muthig dem Leben, als ſie die Sache der Republikaner verloren ſah. Die Erzählung, daß ſie, um ſich zu tödten, glühende Kohlen verſchluckt habe, iſt grundlos.

Poren, porös und Poroſität. Porös heißt ein Körper, welcher Zwiſchenräume hat, die nicht durch die Materie deſſelben angefüllt ſind (Poren), beſonders wenn dieſe Zwiſchenräume ſehr bemerkbar ſind, wie an den Schwämmen; Poroſität drückt den Zuſtand eines ſolchen Körpers aus. Nach der Lehre der Atomiſten, welche alle Materie für abſolut undurchdringlich halten, befindet ſich in jedem Körper eine zerſtreute Leere. Hiernach müßten alle Körper porös ſeyn, d. h. leere Zwiſchenräume enthalten. Dies nehmen die Atomiſten auch wirklich an; nur unterſcheiden ſie die aus obigem Satze hergeleitete Poroſität, welche ſich auch bei flüſſigen Maſſen, z. B. beim Waſſer, finden muß, von der gewöhnlichen ſichtbaren Poroſität. — Befriedigender iſt die Lehre der Dynamiſten, nach welcher die Materie ihren Raum ſtets mit Beharrung erfüllt. Sie nimmt an, daß alle Zwiſchenräume, welche man mit bloßem oder bewaffnetem Auge an den Körpern erblickt, mit irgend einer Materie angefüllt ſeyen. In dieſem Sinne gibt es daher keinen Körper mit völlig leeren Zwiſchenräumen; wohl aber haben die Körper nach dem dynamiſchen Syſteme verſchiedene Grade der Dichtheit, welche auf der verſchiedenen Erfüllung des Raums durch urſprüngliche Kräfte beruhen. — Im engern Sinne nennt man Poren die Schweißlöcher, oder die feinen Oeffnungen in der Haut des animaliſchen Körpers.

Porphyr, eine Steingattung, die zu den gemengten Gebirgsarten gehört, in welchen einzelne Brocken gewiſſer Foſſilien in einer

homogenen Hauptmaſſe wie in einem Grundteige liegen. Die Grundmaſſe beſteht aus ſehr verſchiedenen Steinarten und Erden. Bald iſt ſie Hornſtein, bald verhärteter Thon, Trapp, Pechſtein u. a. Der Porphyr bildet meiſtentheils Ganggebirge und bricht in derben Maſſen, bisweilen aber auch kugelich. Es gibt verſchiedene Spielarten dieſes Geſteins, z. B. der eigentliche Porphyr, bei welchem Feldſpath und Hornblende irgend einer der gedachten Grundmaſſen eingemengt iſt. Er iſt ſchätzbar wegen ſeiner Schönheit und unglaublichen Härte, und wurde von den Alten zu Säulen und vielen andern Kunſtwerken verarbeitet. Weniger hart iſt der Afterporphyr, in welchem ſich ſtatt des Feldſpaths neben der Hornblende irgend eine von den oben angegebenen Grundmaſſen Kalkſpath eingemengt findet. Uebermengten Porphyr nennt man diejenigen Sorten, bei welchen der Grundmaſſe mehr als zweierlei Steinarten eingemengt ſind. Dahin gehört der ungariſche Grauſtein, bei welchem einem verhärteten Thone, als der Grundmaſſe, Hornblende, Feldſpath, Glimmer und zuweilen ſogar Quarz beigemengt iſt. Halbporphyr hat nur einen einzelnen Gemengſtoff in ſeiner Grundmaſſe, wie z. B. der grüne antike Porphyr, deſſen Grundmaſſe in einem jaspisähnlichen Hornſteine beſteht, in welchem mittelmäßig große, blaßgrüne Feldſpathbrocken eingemengt ſind. Hieraus ſieht man übrigens, daß der Porphyr nicht, wie man glauben ſollte, immer eine rothe oder rothbraune Farbe hat. Außer dem erwähnten grünen gibt es auch ſchwarzen, braunen und verſchiedentlich gefleckten. Die verſchiedenen Porphyrarten finden ſich in den mehrſten Ländern von Europa, Aſien und Afrika. Auch Deutſchland hat vielen Porphyr, der jedoch dem morgenländiſchen an Schönheit nicht beikommt. Er wird meiſtens zum Bauen angewendet.

Porphyrius, ſ. Neuplatoniker.

Porphyrogonneta, ſ. Byzantiniſche Schriftſteller.

Porpora (Nicolo), einer der größten Singmeiſter, den die Italiener den Patriarchen der Melodie nennen, war 1685 zu Neapel geboren. Seine erſte Oper, Ariana e Teseo, wurde zu Wien 1717 aufgeführt. Die Opern, welche er für Neapel, Rom und Venedig vor und nach ſeinem Aufenthalte in England componirt hat, belaufen ſich nach Burney auf mehr als 50. Auch erſchienen im J. 1730 mehrere Cantaten von ihm. Im J. 1726 gab Porpora zu Venedig ſeine Oper Siface, während Vinci auf einem andern Theater dieſer Stadt Siroe aufführen ließ. Anfangs hatte er Mühe, ſich zu behaupten, bald aber übertraf er ſeinen Nebenbuhler, denn er brachte zu Venedig bis 1729 noch fünf Opern auf die Bühne, die mit einſtimmigem Beifall aufgenommen wurden. In demſelben Jahre kam er nach Dresden, wo ihn der König von Polen zu ſeinem Capellmeiſter ernannte. Porpora genoß am Hofe der ausgezeichnetſten Achtung, und bekam den Auftrag, die Prinzeſſin Marie Antoinette im Geſange zu unterrichten. Haſſe ſelbſt und ſeine Gattin konnten ſich der Eiferſucht nicht enthalten, da er von Porpora, ſie von der berühmten Mingotti, welche Porpora gebildet hatte, verdunkelt zu werden fürchteten. Im J. 1731 verließ Porpora Dresden, um in ſein Vaterland zurückzukehren. Er gründete hier eine Geſangſchule, aus welcher die größten Sänger des achtzehnten Jahrhunderts hervorgegangen ſind, als Farinelli, Cafarelli, Salimbeni, Uberti (den Friedrich II. nach ſeinem Meiſter Porporino nannte), die Gabrieli u. A. — Im J. 1732 begab ſich Porpora mit ſeinem Schüler

Farinelli nach London, wohin er während der Zwiſtigkeiten Händels mit den Directoren der Oper eingeladen worden war. Seine zwölf Cantaten für eine einzige Stimme hatten ihm dieſen ehrenvollen Ruf verſchafft. Dennoch erhielt ſich ſein Theater nur ſo lange, als Händels Widerſacher ſich regten, und im J. 1736 fiel es gänzlich. Er hatte nur vier Opern aufführen laſſen. Während ſeines Aufenthalts in London gab er ſechs Trio's für zwei Violinen und einen Baß heraus (Sei Sinfonie di Camera), in welchen er zeigte, daß er für die Inſtrumentalmuſik ungleich weniger leiſtete, als für den Geſang. Es ſcheint indeß, daß Porpora ſelbſt fühlte, was ihm in dieſer Hinſicht abging. Er ſtudirte eifrig und gründlich die Sonaten Corelli's und gab 1754 zwölf Sonaten für die Violine heraus, die nichts zu wünſchen übrig laſſen, und zu den Werken vom erſten Range gehören. Wir beſitzen von Porpora Meiſterſtücke für die Kirche, Kammer und das Theater. Selvaggi hat eine vollſtändige Sammlung ſeiner zu Rom vorhandenen Werke veranſtaltet; viele andere befinden ſich in den Archiven zu Neapel. Der Charakter ſeiner Muſik im Allgemeinen iſt Ernſt und Hoheit. Im Recitativ wurde er von allen Componiſten als Muſter betrachtet. — Nachdem er lange Zeit erſter Lehrer an dem Conſervatorio degli Incurabili zu Venedig geweſen, wo er viele bewundernswürdige Meſſen und Motetten componirte, zog er ſich nach Neapel zurück, wo er im J. 1767 in einem Alter von 82 Jahren in der größten Dürftigkeit ſtarb.

Porſenna, König der etruſciſchen Stadt Cluſium, nahm die aus Rom entflohenen Tarquinier auf, und rückte, da ihre Einſetzung durch gütliche Verhandlungen nicht zu bewirken war, mit einem furchtbaren Heere vor Rom. Faſt wäre er mit den fliehenden Römern zugleich über die ſublieiſche Brücke in die Stadt gedrungen, wenn nicht der Held **Horatius Cocles** (ſ. d. Art.) den Uebergang ſo lange ſtreitig gemacht hätte, bis die Brücke abgebrochen worden. Als darauf Porſenna Rom einſchloß, und dadurch eine Hungersnoth in der Stadt entſtand, gab ihm ein anderer römiſcher Jüngling, **Mucius Scävola** (ſ. d. Art.), einen hohen Beweis von Vaterlandsliebe und Selbſtaufopferung. Da fand ſich Porſenna zu Unterhandlungen geneigt. Er foderte, daß den Tarquiniern ihre Güter und den Vejentern die ihnen im vorigen Kriege entriſſenen Städte zurückgegeben würden. Die zweite Bedingung wurde ſogleich bewilligt; gegen die erſte machte man Schwierigkeit. Indeß kam doch ein Waffenſtillſtand zu Stande, für deſſen Gewähr die Römer 10 Jünglinge und 10 Jungfrauen als Geiſeln ins etruſciſche Lager ſchickten. Letztere fanden Gelegenheit, nach Rom zu entkommen, indem ſie durch die Tiber ſchwammen. Aber der Conſul Poplicola führte ſie ſelbſt dem Porſenna wieder zu. Als Poplicola im etruſciſchen Lager ankam, wurde er von den Tarquiniern heimtückiſcher Weiſe angefallen. Porſenna, der davon Nachricht erhielt, ſandte ſogleich ſeinen Sohn Aruns ab, die Römer zu beſchützen. Entrüſtet über die Treuloſigkeit der Tarquinier und voll Hochachtung vor dem Edelmuthe der Römer, trennte ſich der König von jenen und ſchloß mit dieſen Frieden, ohne ihre Geiſeln anzunehmen. Um dem Mangel der Römer abzuhelfen, ohne durch ein förmliches Geſchenk ihren Stolz zu beleidigen, ließ er bei ſeinem Abzuge ſein ganzes Lager mit allen Vorräthen zurück. Der Senat nahm Beſitz davon, und ließ die vorgefundenen Gegenſtände verkaufen. Die Herolde riefen den Verkauf mit den Worten aus: „Kaufet die Güter des Porſenna!“ — Zum Andenken dieſer

Großmuth des etruſciſchen Königs wurden auch in der Folge alle dem Staate gehörigen Güter unter dieſer Formel zum Verkauf ausgeboten. Auch errichtete ihm der Senat zum Zeichen ſeiner Dankbarkeit eine Ehrenſäule, und überſchickte ihm zum Geſchenk einen elfenbeinernen Stuhl und Scepter, eine goldene Krone und ein königliches Kleid. — Ein ſpäter vom Porſenna wiederholter Antrag an die Römer, die Tarquinier wieder aufzunehmen, wurde von ihnen abgelehnt; worauf Porſenna die Tarquinier ganz von ſich entfernte und in ungeſtörter Freundſchaft mit den Römern lebte, denen er ſelbſt das in dem Friedensſchluſſe abgetretene Gebiet der Vejenter zurückgab. Sein Grabmahl iſt unter dem Namen das Labyrinth des Porſenna berühmt.

Porſon (Richard), Profeſſor der griechiſchen Sprache an der Univerſität zu Cambridge und erſter Bibliothekar der London institution, ſtarb zu London am 25ſten September 1808 im 49ſten Jahre. Er war nach Bentley der größte Kritiker, den England erzeugt hat, und wird von ſeinen Landsleuten mit einer an Enthuſiasmus grenzenden Liebe verehrt. Allerdings zeichnete er ſich auch durch die Mannichfaltigkeit, Tiefe und Gründlichkeit ſeiner Gelehrſamkeit, durch ſeinen ſeltnen kritiſchen Scharfſinn, und durch die wahrhaft ſtaunenswürdige Kraft ſeines Gedächtniſſes in einem ſolchen Grade aus, daß es zu bedauern iſt, daß er nicht eine größre Anzahl von Schriften hinterlaſſen hat. Aber eine unglückliche, mit den Jahren zunehmende Neigung zum Trunk hinderte ihn an anhaltender Thätigkeit, machte ihn gleichgültig gegen alle äußern Verhältniſſe und zerſtörte mit ſeinen geiſtigen ſeine körperlichen Kräfte. Außer den Ausgaben von Euripides Hecuba, Oreſtes, Phöniſſen und Medea (London 1797 — 1801, 8.) und des Aeſchylus (Glasgow 1795, f.) hat man von ihm bloß einige kleinere Schriften und Aufſätze, welche in Tracts and miscellaneous criticisms of Rich. Porson (London 1815, 8.) zuſammengedruckt ſind. Aus ſeinen Papieren wurde nach ſeinem Tode von Monk und Blomfield noch Rich. Porsoni Adversaria (Cambr. et Lond. 1812, 8.) herausgegeben.

Portal heißt in der Baukunſt einmal der Haupteingang zu einem großen Gebäude; dann auch ein Bindewerk nach Art einer Triumph- oder Ehrenpforte.

Portalis (J. E. M.), in der neueren franzöſiſchen Legislation berühmt, war zu Beauſſet geboren und vor der Revolution Advocat beim Parlament zu Aix, wo er ſich durch mehrere Denkſchriften, namentlich durch die Consultation sur la validité des mariages des protestans de France, 1771, bekannt machte. Als Deputirter zum Rath der Alten im März 1795, zeigte er ſich der Directorialpartei abgeneigt und nahm im Sinne der damaligen Oppoſition an allen Verhandlungen dieſes Raths eingreifenden Antheil, weßhalb er auch auf die Proſcriptionsliſte vom 18ten Fructidor geſetzt wurde. Er wich jedoch durch die Flucht der Deportation aus. Den 18ten Brumaire wurde er nach Frankreich zurückberufen. Er wurde von Napoleon mit wichtigen Aufträgen beehrt und 1804 zum Miniſter des Cultus ernannt. Er ſtarb 1807. Sein Sohn Joſeph Marie war zuerſt Legationsſecretair in Berlin, ging 1804 als bevollmächtigter Miniſter Frankreichs nach Regensburg, und erhielt bei ſeiner Zurückkunft nach Paris 1805 die Stelle eines Generalſecretairs beim Miniſter des Gottesdienſtes. Dann wurde er nach einander Maître des requêtes, Staatsrath, und General-Director der Buchdruckerei

und des Buchhandels. Er war der Erſte in dieſem ſchwierigen Poſten, und bekleidete ihn bis 1810, wo ihn Napoleon abſetzte, weil er den Druck der päpſtlichen Bulle gegen die Ernennung des Cardinals Maury zum Erzbiſchofe von Paris, ohne Autoriſation des Gouvernements oder ohne ſeine Vorkenntniß, hatte geſchehen laſſen. Ludwig XVIII. nahm ihn 1814 in ſeinen Staatsrath und ſtellte ihn nach ſeiner Rückkehr 1815 aufs neue als dienſtthuenden Staatsrath an. Er befindet ſich ſeit 1818 in Rom, beauftragt mit den Unterhandlungen über das Concordat. Bei ſeinem Aufenthalt in Deutſchland während der Proſcription ſeines Vaters, der damals im Hauſe des Grafen von Reventlow zu Emkendorf in Holſtein einen Zufluchtsort fand, lernte er eine Verwandte des Grafen, die Gräfin Holck kennen, mit welcher er ſich vermählte.

Portament, portamento di voce, das **Tragen der Stimme**, iſt ein Kunſtausdruck beim Singen, unter welchem man die Geſchicklichkeit des Sängers verſteht, einen Ton an den andern ſo genau anzuſchließen, daß nicht die geringſte Unterbrechung zwiſchen ihnen zu bemerken iſt, und alle gleichſam nur ein einziger lang gedehnter Hauch zu ſeyn ſcheinen. Die größte Geſchicklichkeit des Sängers hiebei beſteht darin, daß er, ohne dem Zuſammenhange Schaden zu thun, zur rechten Zeit und am gehörigen Orte Athem zu holen verſteht.

Porter (Robert Ker), ein engliſcher Schriftſteller und Maler, deſſen Vater Offizier bei der Armee war, und ihn nebſt ſeiner Mutter und ſeinen beiden Schweſtern in ſehr dürftigen Umſtänden hinterließ. Von ihm erbte er nur die Neigung für den Militärſtand, verbunden mit Liebe zu den Wiſſenſchaften und Künſten. Er war zu Durham geboren, ſtudirte 1790 auf der königlichen Akademie unter Weſt's Leitung die Malerkunſt, und machte in zwei Jahren ſolche Fortſchritte, daß ihm die Verfertigung eines Altargemähldes in einer Kirche der Hauptſtadt übertragen wurde. 1798 malte er ein großes Altarſtück, welches den Johannes, in der Wüſte predigend, darſtellte, und dem Johannes-Collegium zu Cambridge zu Theil ward. Zu Anfange des Jahrs 1803 wurde er als Hauptmann bei der königlichen Miliz von Weſtminſter angeſtellt, und erhielt im folgenden Jahre eine Einladung des Kaiſers von Rußland nach Petersburg, wo er zum kaiſerlichen Geſchichtsmaler ernannt wurde. Vorher hatte er ſich durch ſeine panoramiſchen Darſtellungen der Stürmung Seringapatnams, der Belagerung von Acre, und der Schlacht von Agincourt berühmt gemacht. In Petersburg ward ihm die Ausmahlung der Admiralitätshalle übertragen. Hier heirathete er eine Frau von Stande und Vermögen, und wurde vom Kaiſer Alexander, welcher ihm mehrere Beweiſe ſeiner Gnade gab, zum Ritter des Joachimsordens ernannt. Dieſer geniale Künſtler machte ſich nicht weniger durch mehrere ſchriftſtelleriſche Werke berühmt. Wir haben von ihm Travelling Sketches in Russia and Sweden, 2 vol. 4to, 1808. — Letters from Portugal and Spain, written during the March of the Troops under Sir John Moore, 8vo, 1809. Narrative of the late Campaign in Russia, 4to, 1813; 3rd. Edition, 8vo, 1814 (deutſch Altenb. 1815). — Die beiden durch ihre Romane gleichfalls berühmten Schriftſtellerinnen, Miß **Johanna** und Miß **Anna Maria Porter** ſind ſeine Schweſtern.

Porter heißt das ſtärkſte engliſche Bier, welches weit verſendet wird, und nicht bloß in England Lieblingsgetränk iſt.

Portia, oder **Porzia**, ein altes Geſchlecht im öſterreichiſchen Friaul, das nach den vorhandenen Urkunden ſchon im 10ten Jahrhunderte die Grafenwürde beſaß, und 1662 die reichsfürſtliche Würde erhielt, welche der jedesmalige Majoratsherr führt. Das jetzige fürſtliche Haus Porzia ſtammt von dem Grafen Hieronymus Porzia ab. Außerdem gibt es noch eine gräfliche Linie. Das Haus iſt katholiſch. Es beſitzt die gefürſtete Grafſchaft Oettenſee, die Grafſchaft Ortenburg, und die Herrſchaften Seneſchetz und Prem, die ſämmtlich in Oeſterreich liegen. Der jetzige Fürſt **Franz**, geboren 1753, hat nur Töchter. Von dem Grafen **Alfons** von Porzia leben ſechs Söhne; der älteſte von ihnen, **Graf Alfons**, geboren 1761, iſt Gubernial-Vicepräſident zu Venedig.

Portici, ſ. **Neapel** (Stadt und Umgebung von).

Porticus (στοα), Säulenhalle, Säulengang, war eine auf zwei oder mehreren Reihen von Säulen ruhende Gallerie, bald einzeln und frei ſtehend (Periſtyl), bald mit andern Gebäuden (Tempel, Circus u. ſ. w.) verbunden. Sie dienten bei der Hitze der Sonne oder ſonſt unbequemer Witterung zu Spaziergängen, Zuſammenkünften und Unterredungen, wurden von den Griechen und Orientalen überhaupt außerordentlich geliebt nnd kamen bald zu den Römern. Die Römer erbauten nicht nur öffentliche Porticus, ſondern man fand dergleichen Gebäude auch an den Häuſern und Villen der reichen und vornehmen Römer. Uebrigens waren die Porticus entweder auf beiden Seiten offen, ſo daß die Wände aus bloßem Säulenwerke beſtanden, oder ſie waren auf einer Seite geſchloſſen, um Schutz gegen Wind und Wetter zu geben. Die berühmteſten in Athen waren die **Pökile** und die Homershalle.

Portion, der Antheil, Theil; Portio legitima, ſ. **Pflichttheil**.

Portiuncula, ſ. **Franz von Aſſiſi** und **Franciſcaner**.

Portland-Vaſe, von ihrem neuern Beſitzer genannt, iſt das vorzüglichſte von den Prachtgefäßen der Alten, welche noch vorhanden ſind. Sie wurde in einem, angeblich für Alexander Severus und deſſen Mutter Julia Mammäa beſtimmten, Sarkophag aufgefunden. Nach Veltheim (Vermuthungen über dieſe Vaſe in der Sammlung ſeiner hiſt., min. und antiq. Abhandlungen, Helmſt. 1800, 2 Th. 8.) ſah man auf der letzteren die Geſchichte der Alceſte, welche durch Hercules dem Admet wieder zugeführt wird, auf jenem Sarkophag aber den Streit des Achill und Agamemnon wegen der Briseis. Vergl. Description of the Portland-Vase etc. by Wedgewood, London 1790, 4.

Porto, ſ. **Oporto**.

Porto Ferrajo, ſ **Elba**.

Portorico, San Juan de Puerto Rico, eine von den großen **Antillen** (ſ d. Art.), welche 1493 von Columbus entdeckt, und ſeit 1510 von den Spaniern bewohnt worden. Sie zählt auf 182 Quadratmeilen nur 8000 Einwohner, worunter 5000 Neger ſind, und iſt reich an Zucker, Taback, Gummi und Salz. Die Hauptſtadt gleiches Namens hat einen guten Hafen, und iſt der Sitz des Gouverneurs und eines Erzbiſchofs.

Portrait, die Abbildung eines wirklichen Menſchen oder einer hiſtoriſchen Perſon, findet ſowohl in plaſtiſchen Werken (Portraitſtatuen oder ikoniſche Statuen) als in Gemählden Statt. Dieſe heißen bei uns wegen des häufigern Gebrauchs **Portraits** im eigentlichen Sinne, und der Verfertiger derſelben **Portraitiſt** oder

Portraitmahler. Die Portaitmahlerei iſt eine eigene Gattung der Mahlerei (ſ. Mahlerei und Hiſtoriſch). Auch das Portrait, ſagt Schreiber in ſeiner Aeſthetik, muß Charakterbild ſeyn, wenn es ſich nicht aus der Reihe äſthetiſcher Productionen ausgeſchloſſen ſehen will. Sclaviſche Annäherung an das Urbild iſt nur Treue für den Augenblick, denn jeder Tag ändert an dem Zufälligen der menſchlichen Geſtalt. Darum hat der Künſtler bloß die bleibenden Hauptzüge aufzufaſſen, und den phyſiognomiſchen Ausdruck, der jedem Zuge ſeine Bedeutung gibt. Wo der Mahler ſo unglücklich iſt, nur das Gemeine nachbilden zu müſſen, da mag er ſich mit dem baaren Verdienſte tröſten, und etwa mit dem Lobe, welches ſeiner Zeichnung und ſeinem Colorit zu Theil wird. Die größten Mahler der italieniſchen Schule zeigten aus dieſem Grunde keine Neigung zum Portraitiren. Rubens und ſeine Schüler hatten es noch zu thun mit einem kräftigen, noch nicht durch Convenienz verflochtenen Menſchengeſchlechte. In der neuern Zeit ſind Portraits ſelten, welche die Naturwahrheit mit mahleriſcher Bedeutſamkeit vereinigen. Zu den Portraits gehören auch die Converſationsſtücke, welche in der Regel eben ſo unpoetiſch ſind als die hiſtoriſchen Gemählde ſteif, welche man aus Portraits zuſammenſetzt.

Portroyal des Champs, ein 1233 geſtiftetes Ciſterzienſer-Nonnenkloſter, unweit Verſailles, ſechs Stunden von Paris, hat in der Geſchichte des Janſenismus (ſ. Janſen) eine bedeutende Rolle geſpielt. Schon 1626 hatte es die Aebtiſſin Angelica, Anton Arnaulds Schweſter, durch Anlegung eines neuen Kloſters in der Vorſtadt St. Jaques zu Paris, welches zum Unterſchiede von ſeiner Mutter Portroyal de Paris genannt wurde, in nähere Verbindung mit den pariſer Theologen geſetzt, und in beiden Anſtalten die verfallene Kloſterzucht und ſtrenge Lebensweiſe wieder hergeſtellt. Die Nonnen von Portroyal bekannten ſich unter der Leitung ihres Beſchützers, des Abts von St. Cyran Jean du Vergier de Havranne zu den eigenthümlichen Anſichten der Janſeniſten und ihre ländliche Wohnung wurde die Feſtung und das Heiligthum dieſer Partei, da die größten und beredteſten Theologen und Verfechter des Janſenismus, Nicolo, die Brüder Arnauld und Le Maitre ſich um 1640 hart bei Portroyal des Champs in einem beſondern Gebäude, Les Granges genannt, anſiedelten, die Büßungen und Arbeiten der Nonnen theilten und eine Koſtſchule errichteten, die dem lockern Jeſuitismus eine reinere Moral, eine gründlichere gelehrte Bildung und verdienſtliche Verbeſſerungen in der Methode des Unterrichts entgegenſetzte. Die berühmte Anna von Bourbon, Herzogin von Longueville, zog in ihre Nähe, und wurde ihre Beſchützerin, Boileau war ihr Freund, Racine ihr dankbarer Schüler, der eine Geſchichte von Portroyal ſchrieb. Es war ein Verein großer Talente, ausgebreiteter Gelehrſamkeit und aufrichtiger Frömmigkeit, deſſen Gleichen ſelten auf Erden gefunden worden iſt; reuige Büßer aus allen Ständen ſchloſſen ſich an, und der Geruch der Heiligkeit der Geſellſchaft von Portroyal ging durch die ganze catholiſche Welt. Stark durch dieſe Stützen verweigerten die Nonnen die Unterſchrift der Bulle Alexanders VII. gegen Janſens ſtreitige Sätze (ſ. Janſen), und erhielten ſich ſelbſt, da ihre Beſchützer vertrieben worden waren, durch vorübergehende Demüthigungen unter den Befehlen des Erzbiſchofs von Paris bis zum Anfange des 18ten Jahrhunderts, wo endlich 1709 ihre Standhaftigkeit im Bekenntniſſe des Janſenismus, der nun

aus der Mode gekommen war, die Aufhebung und völlige Zerſtörung ihres Kloſters durch die pariſer Polizei zur Folge hatte. Seine Ruinen ſind bis in die neueſten Zeiten ein Wallfahrtsort andächtiger Pariſer geblieben, und Gregoire hat ihm noch 1809 in ſeiner Schrift Les ruines de Portroyal ein Denkmahl geſetzt. E.

Portsmouth, berühmte feſte Seeſtadt und Kriegshafen in der engliſchen Shire Hamt oder Hamp, auf der durch einen Canal vom feſten Lande getrennten Inſel Portſea, liegt im brittiſchen Canale und beſteht eigentlich aus zwei Städten, Portſea und Portsmouth, welche zuſammen 5500 Häuſer und 40,600 Einwohner enthalten. Portſea, welches erſt ſeit 1792 ſeinen Namen erhalten hat, iſt gegenwärtig ungleich größer und volkreicher als Portsmouth. Daſelbſt iſt auch der bewundernswürdige große Dock-Yard (Schiffswerft) und das Geſchützmagazin. Erſterer enthält alles im ausgedehnteſten Umfange, was zum Bau von Kriegsſchiffen, zur Ausrüſtung von Flotten erfoderlich iſt; unter andern viele ungeheure Magazine, ein Ankerwerft, eine Reepſchlägerei, eine große Ankerſchmiede, Docken, Becken ꝛc. In Portsmouth iſt die High-Street die längſte und ſchönſte. Die Feſtungswerke ziehen ſich um die ganze Stadt, vorzüglich aber um den äußern Theil der Inſel, auf welchem das eigentliche Portsmouth liegt. Auf den Wällen ſind ſehr angenehme Spaziergänge angelegt. Den großen und ſichern Hafen, welcher die ganze brittiſche Kriegsflotte faſſen kann, umgeben drei ſtarke Forts, ſo daß derſelbe von der Seeſeite als uneinnehmbar zu betrachten iſt. In dem Hafen liegen immer viele Kriegsſchiffe, und in Kriegszeiten wird er faſt allein von Kriegsſchiffen, Kapern und deren Priſen beſucht. In neueſten Zeiten ſuchen die Kaufleute in Portsmouth die vortheilhafte Lage ihres Hafens und andere Vorzüge zum Großhandel anzuwenden, und haben daher ſeit einiger Zeit eine Handlungsgeſellſchaft geſtiftet. Zu bemerken iſt auch noch die königliche Seeakademie (in Portſea) und das große Hoſpital für verwundete und kranke Seeleute. Es iſt ein drei Stock hohes Viereck, wovon drei Seiten doppelte Flügel haben, die vierte aber, dem Eingange gegenüber, von der Kirche und dem Hauſe des Gouverneurs gebildet wird. Die größte Reinlichkeit herrſcht in dieſem Hoſpitale, welches 1725 Betten faßt. An der gegenüberliegenden Spitze des Hafens von Portsmouth liegt Gosport, ein großer, beſonders von Seilern und Handwerkern bewohnter Ort, mit einer Eiſengießerei, einem befeſtigten Hafen und anſehnlichen Kaſernen. Gerade gegen Portsmouth über, am öſtlichen Ende der Inſel Wight, liegt Spithead, eine ſchöne, ſichere Rhede, wo ſich gewöhnlich die königliche Canalflotte verſammlet.

Portugal. Bis zu Anfange des zwölften Jahrhunderts theilte Portugal die Schickſale der pyrenäiſchen Halbinſel; früh ward es von Phöniciern, Carthagern und Griechen auf Handelsreiſen beſucht, dann unter dem Namen Luſitanien den Römern unterworfen, welche den Bewohnern, einem Zweige des vielaſtigen Celtenſtammes, fremde Bildung brachten, hierauf von germaniſchen Völkern überſchwemmt, und nach 712 von den Arabern erobert. Als endlich das tapfere Schwert der Spanier in den neu chriſtlichen Reichen Caſtilien und Leon (ſ. Spanien) auch das Land zwiſchen dem Minho und Douro den Arabern entriſſen hatte, wurden über dieſes Gebiet Grafen oder Statthalter mit ziemlich ausgedehnter Gewalt geſetzt. Heinrich, der jüngſte Sohn des burgundiſchen Herzogs, eines Urenkels

des franzöſiſchen Königs Hugo Capet, ging um das J. 1090 nach Spanien, um in einem Kriegszuge gegen die Mauren ſein Glück zu machen. Alfonſo VI., König von Caſtilien und Leon, gab dem ritterlichen Fremdlinge die Hand ſeiner Tochter zum Lohne, und ſetzte ihn 1094 als Graf und Statthalter über das eroberte Land, das die Provinzen Entre Minho e Douro, Traz os Montes und einen Theil von Beira umfaßte, und von dem Hafen von Oporto (ſ. d. Art.) den Namen Portugal erhalten haben ſoll. Der Graf, der ſeinen Sitz in Guimaranes nahm, ſollte dem caſtiliſchen Könige Lehnpflicht leiſten, aber was er den Mauren jenſeit des Tajo entreißen würde, unbeſchränkt beſitzen. Sterbend aber gab Alfonſo ihm die erbliche Herrſchaft 1109. Das Glück war dem burgundiſchen Fürſtenſtamme gewogen. Schon unter Heinrich wurden Eroberungen gemacht, noch glücklicher war ſein Sohn Alfonſo I. Von den Mauren im J. 1139 bedroht, ging er ihnen entgegen, und gewann den herrlichen Sieg in der Ebene von Ourique. Das begeiſterte Volk begrüßte ihn auf dem Schlachtfelde als König von Portugal. Die Verſammlung der Stände zu Lamego beſtätigte feierlich (1143, nach Andern 1145) dieſe Huldigung der Krieger, und gab dem neuen Reiche Geſetz und Verfaſſung. Die Krone ſollte erblich ſeyn in des Königs Stamme, mit Vorzug der Erſtgeburt; doch ſtand den Brudersſöhnen das Erbfolgerecht nur mit Einwilligung der Stände zu. In Ermangelung männlicher Erben ſollten die Königstöchter folgen. Das Geſetzbuch, welches Alfonſo hatte verfaſſen laſſen, ward angenommen, und die Unabhängigkeit des neu gegründeten Throns feierlich erklärt. Der König ſelbſt ſprach jedem ſeiner Nachkommen, der ſich zur Zinsbarkeit verſtehen würde, das Recht auf die Thronfolge ab. Alfons ließ ſich den königl. Titel von den Päpſten Innocenz II. (1142) und Alexander III. (1179) beſtätigen, und machte ſein Reich den Päpſten zinsbar, ſicherte aber zugleich ſeine königliche Würde gegen den Widerſpruch der Könige von Caſtilien und Leon, mit denen er oft Krieg führte. Er erweiterte ſein Reich bis an die Grenzen von Algarbien, und eroberte Santarem 1143. Die Eroberung von Lisboa im J. 1147, die ihm mit Hülfe kreuzfahrender Engländer und Hanſeaten, die eben in den Tajo einliefen, gelang, war eins der glänzendſten Ereigniſſe ſeines kriegeriſchen Lebens. Er ſtiftete 1162 zwei Ritterorden, den einen, nachher der Orden von Avis (einem Städtchen bei Alentejo) benannt, und den Orden S. Michael del Ala, und ſtarb 1185. Unter ſeinen Nachfolgern verlor Sancho II. in den Streitigkeiten mit dem Klerus durch den Ausſpruch Innocenz IV. (1245) den Thron. Alfonſo III. (reg. 1245 — 1279) beendigte die ſchon von Sancho I. angefangene Eroberung Algarbiens, und erhielt den Namen der Wiederherſteller (o reſtaurador). Er behauptete die königlichen Rechte gegen die Kirche. Glänzend ſtrahlt unter den Königen Portugals König Dionys (1279 — 1325) hervor, der ruhmvollen Beinamen werth, die ihm die dankbare Nachwelt gab, der Gerechte, der Anbauer (Labrador), der Vater des Vaterlandes. Mit Klugheit und Muth widerſetzte er ſich den Anmaßungen der Geiſtlichen, welche unter ſeinen Vorfahren den innern Frieden geſtört hatten, und die Befreiung von allen Abgaben verlangten. Er bewahrte den Frieden mit dem anmaßendſten aller Prieſter, Nicolaus IV., ungeachtet ſeine Verordnungen, wodurch er die Anhäufung des Landeigenthums in den Händen der Geiſtlichkeit zu verhindern ſuchte, ihm nicht die Freundſchaft des rö-

miſchen Hofes erwerben konnten. Selbſt gelehrt und Dichter, war er unter allen gleichzeitigen Fürſten der freigebigſte Freund der Gelehrſamkeit, und hinterließ in der von ihm geſtifteten hohen Schule zu Lisboa, die 1308 nach Coimbra verlegt wurde, ein Denkmahl ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften. Er benutzte zuerſt die glückliche Lage ſeines Landes, um es zu einem Handelsſtaate zu machen, und legte, die Betriebſamkeit ſeines Volkes weckend, den erſten Grund zu der Größe, welche die Portugieſen im folgenden Jahrhunderte erreichten, obgleich er 1295 — 1297 mit Caſtilien, ferner 1299 und beſonders ſeit 1320 mit ſeiner eignen Familie bürgerliche Kriege führte. Die wohlthätigen Folgen der Verwaltungsgrundſätze des Königs hoben das ſtädtiſche Gewerbe, Handel, Ackerbau und Schifffahrt; und die Aufnahme der Städte hatte hier wie in Spanien die Wirkung, daß die Bürger ſich neben dem Lehnadel und der Geiſtlichkeit als Reichsſtand erhoben. Der Chriſtorden, dem im J. 1319 die Güter der aufgehobenen Templer zufielen, verdankt ihm den Urſprung. Ihm folgte Alfons IV.; dieſem Pedro (Gemahl der Ines de Caſtro) 1357. Mit Pedro's des Strengen Sohne, Ferdinand dem Artigen, erloſch im J. 1383 der Mannsſtamm des burgundiſchen Hauſes. Seine Tochter Beatrix, des caſtiliſchen Königs Gemahlin, war die rechtmäßige Thronerbin, aber die Portugieſen waren einer Verbindung mit Caſtilien ſo abhold, daß Pedro's unehelicher Sohn, der tapfere Johann I., von den Ständen als König begrüßt ward. Er behauptete den Thron, als er, durch ſeinen tapfern Feldherrn Alvaro Nunez Pereira unterſtützt, die Caſtilier bei Aljubarotta im J. 1385 geſchlagen hatte. Mit ihm begann die unechte burgundiſche Linie. Nach dem Friedem 1411 mit Caſtilien wandte der wackere König ſeine Sorgfalt auf die Verbeſſerung ſeines Landes. Mit weiſer Mäßigung herrſchte er über ſein unruhiges Volk, und ſelbſt über die ſtolzen Edlen des Landes, deren Macht ſich ſehr gehoben hatte, weil er bei ſeiner Thronbeſteigung ihre Gewogenheit durch manche Opfer hatte erkaufen müſſen. Er verlegte die Reſidenz von Coimbra nach Liſſabon. In ſeine Regierung fällt der Anfang auswärtiger Eroberungen, durch welche Portugals Größe gegründet ward. Treffliche Söhne vollendeten, was der Vater (er ſt. 1433 an der Peſt) rühmlich begonnen. Nach der Eroberung von Ceuta auf der Nordküſte von Afrika im J. 1415, wo die tapfern Prinzen Eduard, Heinrich und Pedro ſich den Ritterſchlag von ihres Vaters Hand verdienten, gab Heinrich der Seefahrer (ſ. d. Art.) die erſte Anregung zu den folgenreichen Länderentdeckungen und Handelsunternehmungen, welche Portugals Macht über alle Zeitgenoſſen erhoben. Er gründete die erſten Colonien der Portugieſen: Porto Santo 1418, Madeira 1420, die Azoren 1433; und die auf der goldreichen Guineaküſte. Nicht ſo glänzend als Johanns Regierung war die Herrſchaft ſeines Sohnes Eduard (bis 1438) und ſeines Enkels Alfons V. (bis 1481); aber größer noch als der erſte war der zweite Johann, der kraftvollſte König, den Portugal je beſeſſen. Unter ihm begann der heftige Kampf mit dem Adel, deſſen Macht unter ſeinen nachſichtigen Vorfahren ſich kühn erhoben hatte. Die verſchleuderten Krongüter wurden wieder eingezogen, die Richtergewalt der adeligen Gutsbeſitzer beſchränkt durch Ernennung von Richtern, die Gelehrte, nicht Ritter ſeyn ſollten. Den erſten unter den unruhigen Edeln, den mächtigen Herzog von Braganza, ließ der König öffentlich enthaupten, und das neue Haupt der mißvergnügten

Großen, der Herzog von Viſeo, empfing 1483 den Tod von des Königs eigner Hand. Die Länderentdeckung ward eifrig fortgeſetzt, und oft mit wiſſenſchaftlicher Einſicht betrieben. Der reiche Ertrag des Handels mit Guinea gab Hülfsmittel zu neuen Unternehmungen. Die lebhafte Betriebſamkeit, die jetzt immer mehr unter den Portugieſen erwachte, ward durch die Juden (er nahm 1492 83,000 von den aus Caſtilien vertriebenen Juden gegen ein Schutzgeld auf) nützlich befördert und nirgends fanden ſich unter dieſen Fremdlingen ſo gebildete und gelehrte Männer als in Portugal. Im J. 1481 ſandte Johann zwei kundige Männer ab, die zu Lande nach Oſtindien reiſen ſollten, deſſen Handelsſchätze das große Ziel ſeiner Bemühungen waren; in demſelben Jahre kehrte Bartholomäus Diaz (ſ. d. Art.) von einer Seefahrt zurück, auf welcher er die Südſpitze von Afrika entdeckt hatte, welche der König, die großen Folgen dieſer Entdeckung ahnend, das Vorgebirge der guten Hoffnung nannte. Bei dem glücklichen Fortgange, den die portugieſiſchen Länderentdeckungen hatten, bei dem reichen Ertrage eines unermeßlichen Handels, den man auf dem neuen Seewege fand, ließ ſich's entſchuldigen, daß Colombo abgewieſen ward, als er zuerſt dem Könige von Portugal Anerbietungen zu neuen Entdeckungen im weſtlichen Weltmeere machte. Aber nach dem ausgezeichneten Glücke, das die erſten Unternehmungen des kühnen Seefahrers begleitete, ließ auch Johann ein Geſchwader ausrüſten, um Eroberungen im Weſten zu machen. Dadurch entſtand ein Streit zwiſchen Portugal und Caſtilien, den endlich Papſt Alexander VI. durch die bekannte Linie ſchlichtete, die 1360 Meilen weſtlich von den azoriſchen und capverdiſchen Inſeln laufend, die künftigen portugieſiſchen und caſtiliſchen Eroberungen ſchied. Was Johann II. mit ſo großen Hoffnungen begonnen, wurde unter Emanuels des Glücklichen Regierung (1495 — 1521) fortgeſetzt. Im J. 1497 ſandte er Vasco da Gama (ſ. Gama) mit vier Schiffen ab, der glücklich bis Goa kam. So ward der Seeweg nach Indien von den Portugieſen gefunden. Bald ſtrömten zahlloſe Reichthümer nach Portugals Hauptſtadt, und in wenigen Jahren gehorchten viele Fürſten auf der indiſchen Halbinſel dem gefürchteten Namen des Königs von Portugal. Schon im Anfange des 16ten Jahrhunderts war der große Franz von Almeida der erſte Unterkönig in Indien. Er eroberte Ceylon. Alfonſo de Albuquerque (ſ. d. Art.), einer der trefflichſten Männer, welche die Jahrbücher der Völker kennen, groß als erobernder Krieger, groß in der Verwaltung des Eroberten, machte Goa, den wichtigſten Hafen Indiens, zum Hauptſitze des portugieſiſch-indiſchen Reichs, und handelte mit den Molukken; Lope de Soarez mit China (1518). Von Bab-El-Mandeb bis an die Meerenge von Malacca gebot Emanuel, und Portugals Macht hatte ihren Gipfel erreicht. Große Thaten wurden auf dieſem fernen Schauplatze vollbracht; es war die glorreichſte Zeit in der Geſchichte der Nation. Dieſer Heldengeiſt der Portugieſen gab dem Volksgefühle jugendliche Kraft und Lebendigkeit, und erweckte Helden, welchen der Ruhm und die Größe des Vaterlandes Alles galt. Gaben doch ſelbſt alle achtbaren Jungfrauen den Vorzug bei ihrer Wahl nur dem Tapfern, der in Indien gekämpft hatte. Lisboa ward die lebendigſte Handelsſtadt Europa's. Die Schätze, welche der Handel hier anhäufte, waren aber kaum hinreichend, den Aufwand zu beſtreiten, den die Feldzüge in Afrika foderten, wo Emanuels Waffen weniger glücklich waren. Zwar ſchickte ſogar der König von Congo, der ſich durch die Miſſionarien, ohne welche da-

mals kein Entdeckungsſchiff abſegelte, hatte taufen laſſen, zwei ſeiner Söhne nach Portugal zur Erziehung; zwar wurden aus der Niederlaſſung auf der Guineaküſte, von welcher Portugal alle Fremde ausſchloß, noch immer große Schätze geſandt, aber unglücklich waren die Unternehmungen in Nord-Afrika. Der ungünſtige Boden hinderte ſchnelle Fortſchritte; auch iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß Venedigs und Spaniens Eiferſucht den mauriſchen Fürſten heimlich Beiſtand leiſtete. Der Ruhm, den Emanuel durch ſeine Eroberungen in Indien erwarb, war kein Erſatz für die Entvölkerung, die Portugal erlitt, das ſo viele ſeiner rüſtigen Jünglinge ausſandte, um ſeine Eroberungen zu behaupten und zu vergrößern. Unter Emanuels Sohne, Johann III. (von 1521—1557) wurden die Entdeckungen und der Handel in Oſtindien erweitert; aber ſchon zeigten ſich in Europa die Folgen des ſchnell anwachſenden Geldreichthums, mit welchem die inländiſche Betriebſamkeit nicht gleichmäßig ſtieg. Unter ſeiner Regierung ward im J. 1536 die Inquiſition eingeführt, um ſich derſelben gegen die Juden zu bedienen, welche dem Scheine nach Chriſten geworden waren. Der kluge Joſeph II. hatte nämlich eine große Anzahl derſelben aufgenommen, die Ferdinands und Iſabella's unduldſame Strenge aus Spanien vertrieb; aber die Gaſtfreundſchaft, welche er ihnen gewährte, war mit ſo harter Behandlung verbunden, daß Emanuel anfangs wirklich die Abſicht hatte, die Lage der Gedrückten zu mildern. Allein der erſte Rauſch der Liebe zu ſeiner Gemahlin, der ſchönen Eleonore, Carls V. von Spanien Schweſter, verleitete den alten König zu einer ſolchen Strenge gegen die Juden, daß er alle, die nicht Chriſten werden wollten, ihrer Kinder berauben und zu Sclaven machen ließ. Ob die reichen Fremdlinge indeß Mittel fanden, die Vollziehung des grauſamen Gebots zu verhüten, oder ob Emanuel die Folgen ihrer Verzweiflung verhindern wollte, genug, der König verlängerte die Friſt ihres Abzuges auf zwanzig Jahre, um ihnen, wie er ſagte, Zeit zur gänzlichen Bekehrung zu laſſen. Dieſe Begünſtigung hatte die Wirkung, daß viele Juden ſich öffentlich zum Chriſtenthume bekannten, heimlich aber bei ihrem Glauben blieben, gegen deren Abkömmlinge die Inquiſition in der Folgezeit die abſcheulichſten Grauſamkeiten ausübte. Noch nachtheiliger als die Inquiſition war die Aufnahme der Jeſuiten (1540), welchen Johann III., als ob auf ihm der Fluch gelaſtet hätte, Alles zu thun, um die Größe ſeines Reiches zu untergraben, früher als irgend ein europäiſcher Fürſt den Eingang in ſein Reich öffnete. Die ſchlauen Ordensbrüder ließen ſich gern als Prediger des Glaubens in Indien brauchen, wozu bis dahin vorzüglich die Franziskaner gedient hatten. Auch ward ihnen, den ſchlechteſten Fürſtenerziehern, die es je gegeben hat, die Erziehung des Kronprinzen Sebaſtian überlaſſen. Sie pflanzten ihm den unſeligen Hang zur Schwärmerei und fanatiſchen Eroberungsſucht ein, der ihn zum Untergang führte. Der junge König faßte nämlich den Entſchluß, der Ueberwinder der Mauren in Afrika zu werden, was ſeinen kräftigen Vorfahren nicht hatte gelingen wollen, und verfolgte dieſen Plan gegen alle Erinnerungen verſtändiger Räthe, mit unſinniger Heftigkeit. Als er im J. 1578 in Afrika die Schlacht bei Alkaſſar und wahrſcheinlich auch ſein Leben verloren hatte, entſtand ein Streit um die Krone des kinderloſen Sebaſtian. Nach der kurzen Regierung ſeines alten ſchwachen Oheims, des Königs Heinrich, gewann der mächtigſte der Mitwerber, Philipp II. von Spanien, durch Alba's Sieg den Thron, und Portugal hatte

das Unglück mit einem Reiche (von 1580 bis 1640) verbunden zu werden, das gerade von dieſer Zeit an durch unglückliche Kriege und unweiſe Verwaltung ſeinem eignen Verfalle entgegeneilte. Portugal mußte das Schickſal eines eroberten Landes empfindlich fühlen. Ueberdieß warfen ſich Spaniens mächtige Feinde, die Engländer und Holländer, auf das wehrloſe Portugal, deſſen Reichthum ſo gute Beute verſprach, und für immer gingen ſo viele herrliche Beſitzungen verloren, welche glorreiche Voráltern erobert hatten. Denn der alte Heldengeiſt des Volks war in der letzten Zeit ſeiner Unabhängigkeit völlig erſtorben, und die Portugieſen hatten ſich überall durch ihren Uebermuth und ihre Härte ſo verhaßt gemacht, daß die gedrückten Fürſten und Völker Aſiens bei jedem Wechſel nur zu gewinnen glaubten. Spanien that gar nichts zur Unterſtützung eines Volks, das es in ſeinen Verfall geriſſen hatte. Die Holländer eroberten die gewürzreichen molukkiſchen Inſeln, und die Hälfte des wichtigen Braſiliens (1624), das in Johanns II. ſchöner Zeit durch einen glücklichen Zufall (von Alvarez de Cabral im J. 1500) war entdeckt worden. Sie nahmen die Niederlaſſungen auf der Guineaküſte (1637), und verſchafften ſich Eingang auf dem reichen Markte von Indien, wo ſie die Portugieſen immer mehr verdrängten. Dazu kam die Raubſucht der ſpaniſchen Regierung, welche die ſchönſten Krongüter veräußerte. Endlich von dieſem Drucke, und der ſchnöden Behandlung, welche ſie unter Philipps IV. Miniſter, Olivarez, erlitten, empört, ſtifteten die portugieſiſchen Großen eine klug entworfene, ſchlau geleitete Verſchwörung, welche den 1ſten December 1640, einen Abkömmling des alten Königsſtamms, den Herzog Johann von Braganza (Johann IV.) auf den portugieſiſchen Thron führte. Die Folge dieſes Abfalls war ein Krieg mit Spanien, der erſt 1668 durch einen Friedensſchluß geendigt ward, in welchem Spanien auf Portugal verzichtete. Durch den Frieden mit Holland kam zwar unter Johann und ſeinem Nachfolger, Alphons VI., der von Peter II. 1667 der Regierung entſetzt wurde, manches Verlorene wieder an das Reich; aber die alte Größe war nicht wieder herzuſtellen, ſelbſt wenn alle Fürſten dieſes Stammes ſo viel Kraft und Weisheit gezeigt hätten, als ſich bei einigen guter Wille fand. Schon unter dem erſten Braganziſchen Könige ward ein Handelsvertrag mit England abgeſchloſſen, und ſeit dem im J. 1703 durch den engliſchen Geſandten Methuen geſchloſſenen neuen Vertrage, der den Engländern die Vortheile der kurz vorher entdeckten Goldminen in Braſilien zuwandte, bildete ſich das Verhältniß mit England allmälig ſo aus, daß Portugal unter den Mächten Europa's mit wenig Selbſtſtändigkeit auftreten konnte. Dagegen wurden die Cortes, in deren Berufungsedicten der König von den Deputirten des dritten Standes jedesmal ausdrücklich verlangte, daß man „Deputirte ſende ohne Amt in der Finanz, Juſtiz, Landarmee und Flotte,“ ſeit 1687 nicht mehr berufen. Unter Johanns V. langer Regierung (1707—1750) wurde zwar in Hinſicht auf auswärtige Verhältniſſe etwas Kraft gezeigt, ſo wie im Innern manches Gute verſucht, aber dort kein entſcheidender Erfolg, hier keine Vollendung. Dagegen hatten der prachtvolle Bau des Kloſters zu Mafra und die zu Rom theuer erkaufte Erlaubniß, einen Patriarchen von Lisboa zu beſitzen, den Schatz des Landes auf lange Zeit erſchöpft. Unter ſeinem Nachfolger Joſeph I. (von 1750) leitete der Marquis von Pombal (ſ. d. Art.) den Staat; ein ſtrenger Verbeſſerer, wie Portugal ihn brauchte, aber ſo ſtrenge, daß die heiligen Geſetze des Rechts oft

nicht geachtet wurden. Er bekämpfte die Jeſuiten und den Adel, die ſich unter den vorigen Regierungen an geheimen Einfluß in die öffentliche Verwaltung gewöhnt hatten. Die Entdeckung der großen jeſuitiſchen Macht in Paraguay (ſ. d. Art.), das Betragen der Ordensbrüder bei dem Erdbeben in Lisboa 1755, und die Verſchwörung gegen das Leben des Königs (1759), führten den Fall des Ordens herbei. Er verlor im J. 1757 die Beichtvaterſtellen in der königl. Familie und den Zutritt bei Hofe. Zwei Jahre nachher wurden alle Jeſuiten auf ewig aus dem Reiche verbannt, und die Güter des Ordens eingezogen. Der tapfere Graf von Schaumburg=Lippe, dem Portugal in dem Kriege gegen Spanien (1760) ſo viel verdankte, machte zu gleicher Zeit in dem portugieſiſchen Kriegsweſen große Verbeſſerungen; aber ſchon nach ſeiner Abreiſe verfiel das gut begonnene Werk. Bei dem Anfange der Regierung der Königin Maria Franziska Iſabella, der älteſten Tochter Joſephs, welche ſeit 1760 mit ihres Vaters Bruder Don Peter vermählt war, und 1777 den Thron beſtieg, verlor Pombal ſogleich eine Gewalt, die er fünfundzwanzig Jahre lang beſeſſen hatte. Portugal verdankt ihm ſein Erwachen. Zwar fielen mit ihm manche ſeiner nützlichen Einrichtungen; die Aufklärung, die er anzündete, die Richtung, die er der Denkweiſe und den Sitten gab, die Modificationen, die er in dem Charakter der Nation hervorgebracht, konnten nicht wieder ausgelöſcht werden. Unter Maria's Regierung war alle Gewalt getheilt zwiſchen einem unaufgeklärten Adel und dummen Geiſtlichen. Als ſie 1792 in Gemüthskrankheit verfallen war, wurde der Prinz von Braſilien (dieß iſt der Titel des jedesmaligen Kronprinzen) Juan Maria Joſeph, geboren 1767, Regent. Er erklärte ſich ſpäterhin 1799, nachdem die Krankheit der Königin in wirklichen Wahnſinn ausartete, zum unumſchränkten Regenten, befolgte aber die Regierungsgrundſätze ſeiner Mutter. Wegen ſeiner engen Verbindung mit England mußte er Theil an dem Kriege gegen den franzöſiſchen Freiſtaat nehmen. Seine Krieger fochten nicht ohne Ruhm, gemeinſchaftlich mit den Spaniern. Allein die großen Verluſte, die der Handel während des Krieges erlitten, die gehäufte Staatsſchuld und die Drohungen, wozu Spanien durch Frankreich gezwungen ward, führten 1796 zur Erklärung der Neutralität, und 1797 zu dem Frieden mit Frankreich. Doch gab bald das Unglück der franzöſiſchen Republik 1799 neuen Muth, ſich mit den Engländern zu verbinden, und einen Bund mit Rußland abzuſchließen. Als aber Buonaparte ſeine Macht befeſtigt hatte, ward Spanien gezwungen, den Krieg gegen Portugal (1801) zu erklären, den indeß noch in demſelben Jahre der Friede von Badajoz mit der Abtretung von Olivenza und einer ſtarken Geldbuße endigte. Seitdem erhielt Portugal, immer bedroht und gehöhnt, nur durch große Opfer, die es dem Gewaltigen brachte, einen Schatten von Selbſtſtändigkeit, bis endlich, als Buonaparte's Heer ſchon über die Gränzen gerückt war und der Moniteur, in Folge eines über Portugals Theilung mit Spanien abgeſchloſſenen geheimen Vertrags, die Abſetzung des Hauſes Braganza (weil ſich der Regent geweigert habe, die engliſchen Waaren wegzunehmen) ausgeſprochen hatte, der Regent ſich ganz in die Arme der Engländer warf, und mit ſeiner Familie am 29ſten November 1807 ſich einſchiffte, um ſeinen Sitz zu Rio Janeiro in Braſilien zu nehmen. Tags darauf rückte der franzöſiſche General Junot in die Hauptſtadt, und Portugal ward als erobertes Land behandelt. Doch bald landete ein engliſches Heer; zugleich bildeten ſich zahlreiche

Kriegerhaufen in den nördlichen Landſchaften, voll Muth für des Vaterlandes Befreiung zu kämpfen, und in Oporto verſammelte ſich ſchon 1808 die portugieſiſche Junta, um die gemeinſamen Angelegenheiten zu leiten. Nach heftigen Kämpfen an der Weſtküſte erfolgte endlich am 21ſten Auguſt 1808 die entſcheidende Schlacht bei Vimeira, in welcher Junot von den Engländern geſchlagen ward. Die Folge dieſes Sieges war die Uebereinkunft von Cintra, nach welcher der franzöſiſche Feldherr das Land mit ſeinem Heere räumte. Ueber dieſen Krieg ſiehe des Gen. Lieut. Thiebaults (Chefs des Generalſtabes in dieſem Feldzuge) amtlich treue Relation de l'Expédition du Portugal, faite en 1807 et 1808. Paris 1817. — Hierauf nahmen die Portugieſen thätigen Antheil an dem ſpaniſchen Freiheitskriege. Sie drangen unter Wellington, Beresford und Chomez Freyre, als tapfere Hülfstruppen, bis nach Toulouſe in Frankreich vor. Unterdeſſen blieb die königliche Familie in Braſilien. Hier beſtieg der Regent, nach dem Tode Maria I., den 20ſten März 1816, als König Johann IV., den Thron von Portugal und Braſilien. Er ſcheint in Rio Janeiro bleiben zu wollen. Dieſe Verpflanzung des liſſaboner Hofes in eine amerikaniſche Colonie kann, wie ein engliſches Blatt bemerkt, für die europäiſche Politik und für England von Folgen ſeyn, welche man gewiß nicht berechnete, als man dem Hauſe Braganza den Rath ertheilte, nach Braſilien auszuwandern. Die erſte dieſer Folgen war die Erkaltung der freundſchaftlichen Verhältniſſe zwiſchen den Höfen von England und Portugal. Letzterer hat ſich auf immer der engliſchen Abhängigkeit entzogen. Die erſten Spuren dieſer Veränderung zeigten ſich, als eine engliſche Escadre in Rio Janeiro erſchien, um die königliche Familie nach Portugal zurückzuführen. Der Prinz von Braſilien erklärte, daß er keiner engliſchen Bedeckung bedürfe, wenn er nach Portugal zurückkehren wolle, und daß er überhaupt nicht die Abſicht habe, dahin zurückzukehren. Zu dieſem Entſchluſſe mochten ihn aber auch das geſammte Verhältniß, in welchem er ſich zu Spanien befand, und die Lage des ſpaniſchen Südamerika beſtimmen. Denn obgleich Portugal ſo viel für die allgemeine Sache gethan hatte, ſo entſprach dennoch der pariſer Friede vom 30ſten Mai 1814 ſeiner Erwartung keineswegs, und als hierauf die wiener, auch von den portugieſiſchen Geſandten unterzeichnete, Congreßacte die Rückgabe von Olivenza an Portugal anerkannt, und Portugal nach derſelben Acte das ehemalige franzöſiſche Guiana bis an den Oyapock an Frankreich zurückgegeben hatte, ſo weigerte ſich dennoch Spanien jene Rückgabe zu leiſten. Der Hof von Rio Janeiro ließ daher das den Spaniern von den Inſurgenten unter Artigas entriſſene Monte Video am linken Plataufer beſetzen, wodurch Portugal mit Spanien in neuen Zwiſt gerieth, den die europäiſchen Mächte vergebens beizulegen ſich bemühten. Denn Portugal erklärte, daß es nicht eher Monte Video räumen werde, bis Spanien dort mit hinlänglicher Macht ſich ſelbſt behaupte, und hier Olivenza zurückgäbe. Ueberdieß ward auch Braſilien von unruhigen Bewegungen ergriffen; doch gelang es der Regierung, die Empörung in Fernambuk unter Martinez (im März 1817) mit Gewalt zu unterdrücken; eben ſo die Verſchwörung des Generals Gomez Freyre (ſ. d. Art.) in Liſſabon, wo der Einfluß und die Macht des Marſchalls Beresford das Militär, und die Entfernung des Hofes, welcher alles baare Geld aus Portugal nach Rio Janeiro zieht, das Volk erbittert hatte. Zuletzt trat noch im J. 1818 eine merkliche Spannung mit den vereinigten Staaten von

Nordamerika ein. Indeß geſchah während dieſer Zeit, und geſchieht noch gegenwärtig viel Zweckmäßiges für die Cultur Braſiliens. Die Inquiſition wurde im ganzen Reiche aufgehoben. In Goa war ſie bereits 1774 abgeſchafft, dann aber wieder hergeſtellt worden. Als man ſie endlich im J. 1815 gänzlich aufhob, wurden ihre Acten in Goa auf Befehl des Vicekönigs Grafen von Salzedas (den 25ſten Mai) feierlich verbrannt. Dieſes Auto da Fe dauerte drei Tage. Der braſilianiſche Handel war bereits 1818 allen befreundeten Nationen frei gegeben worden; zur Abſchaffung des Sclavenhandels entſchloß ſich endlich der Hof von Rio Janeiro in dem Vertrage mit England vom J. 1818; doch ſollte er erſt nach fünf Jahren gänzlich aufhören. Auch die Jeſuiten ſind nicht wieder aufgenommen worden, und die portugieſiſche Regierung ließ ſogar dem heiligen Vater wegen ihrer Wiederherſtellung eine mißbilligende Note übergeben. Dagegen erließ ſie den 30ſten März 1818 ein hartes Verbot wider die Freimaurer. Ohne Unterſchied ſollen Eingeborne und Ausländer, wenn ſie Freimaurer ſind, eine mit Grauſamkeit zu vollziehende Todesſtrafe erleiden, und mit Einziehung aller Güter, ohne Rückſicht auf die rechtmäßigen Erben, beſtraft werden. Die Juden aber haben, auf Verwendung des Papſtes (1817), in Portugal und Braſilien dieſelben Begünſtigungen erhalten, wie im römiſchen Staate. Die Cultur Braſiliens wird durch mehrere Anſtalten befördert. So hat der Miniſter Araujo die chineſiſche Theeſtaude mit Erfolg in Braſilien anpflanzen laſſen. Allen Chriſten wurde daſelbſt freie Religionsübung geſtattet, und eine Schweizer-Colonie wird gegenwärtig in Braſilien nach einem großen, viel umfaſſenden Plane gegründet. Auch aus Oeſterreich, Baiern und andern deutſchen Staaten halten ſich mehrere wiſſenſchaftliche Reiſende daſelbſt auf (vergl. Braſilien), die zur Verbeſſerung des innern Zuſtandes viel beitragen. Nur Portugal ſelbſt ſcheint bei ſeiner Abhängigkeit von England mit geringerer Sorgfalt regiert zu werden. Als erſter Miniſter in Braſilien hat ſich Graf Arcos verdient gemacht. Um ihn zu belohnen, gab ihm 1818 der König ein leeres vom Monarchen unterzeichnetes Blatt, worauf er alles, was er wünſche, ſchreiben und deſſen Gewährung unbedingt erhalten ſollte. Der Miniſter ſchrieb darauf den Befehl, alle Gefangene in Fernambuk, deren Hinrichtung ſchon beſchloſſen war, in Freiheit zu ſetzen, und der König ließ ſogleich dieſen Befehl vollziehen. — Portugal, nach Abend und Mittag vom atlantiſchen Meere umfloſſen, gegen Mittag, Morgen und Mitternacht an die ſpaniſchen Provinzen Andaluſien, Eſtremadura, Leon und Gallizien gränzend, iſt einer der Blüthen- und Blumengärten Europens, den wechſelnd Citronen- und Olivenwälder beſchatten. Es begreift einen Flächenraum von 1933 Q. Meilen (Flußmündungen und Meerbuſen umfaſſen davon 14 Q. Meilen) und hat 3,680,000 Bewohner. Der Staat beſteht aus zwei Königreichen: 1) Portugal, das die Landſchaften Entre Minho e Douro, Traz os Montes, Eſtremadura, Beira und Alentejo begreift; 2) Algarve. In Aſien beſitzen die Portugieſen die Stadt Goa (ſ. d.), Diu an der Küſte von Cambajo und einen Theil der Inſel Timor, endlich die wichtige Handelsſtadt Macao (zuſammen 50 Q. Meilen mit 108,800 Einwohnern); in Afrika die meiſten europäiſchen Niederlaſſungen, welche früher hauptſächlich zum Negerhandel benutzt wurden, Algarvien jenſeits des Meeres und die Küſtenſtriche vom Cap Nero an bis zur Inſel Fernando del Pao, ferner in Nordweſten von Afrika die Inſeln Madeira, Porto Santo, die zehn Inſeln

des grünen Vorgebirges (wenig einträglich), die neun azoriſchen Inſeln und die Statthalterſchaften Angola und Mozambique; die reichſte Beſitzung aber iſt Braſilien mit Guyana (ſ. d.). — Portugal iſt im Ganzen gebirgig, und hat nur zwei ausgedehnte Ebenen, die eine in der Landſchaft Alentejo, die andere in Beira. Die Bergthäler ſind beſonders in den Landſchaften Minho und Traz os Montes durch Fruchtbarkeit und Reiz ausgezeichnet. Portugals Hauptgebirge ſind fortlaufende Arme des großen Gebirgsſtocks in Spanien, das auch ſeine großen Flüſſe, den Tejo (in Spanien Tajo), die Guadiana, den Douro (in Spanien Duero) und den Minho ihm ſendet. Landſeen hat Portugal gar nicht. Mineralquellen ſind häufig. Obgleich das Land in dem wärmern Theile der nördlichen gemäßigten Zone liegt, ſo hat es doch bei weitem nicht die ſengend heiße Gluth, welche im mittlern und ſüdlichen Spanien herrſcht; die Seewinde erfriſchen die Küſtengegenden, und im Binnenlande kühlen die Nordwinde. Portugals Luft iſt daher meiſt angenehm und ausgezeichnet geſund. Im Januar beginnt der reizendſte Frühling; vom März an iſt die Witterung ungleich, bald Regen und Stürme, bald trockene Hitze. Die Ernte iſt im Junius. Vom Ende des Julius bis zu Anfange des Septembers verwelkt der friſche Pflanzenwuchs unter den Strahlen der Sonne, und ſo günſtig die Witterung im Ganzen iſt, ſo wird doch dieſe Dürre dem Ackerbaue zuweilen nachtheilig. Künſtliche Bewäſſerung kennt man in den meiſten Landſchaften noch nicht, nur die Gärten werden ſorgfältig bewäſſert. Regen iſt im Sommer ſelten. Nach heißen Tagen ſind die Abende und Nächte ſehr kühl. Wenn gegen Ende des Septembers, oder im Anfange des folgenden Monats, der erſte Regen die Erde getränkt hat, wird ſie aufs Neue mit friſchem Grün überzogen, es beginnt ein zweiter Frühling, und neue Blüthen ſchmücken den Fruchtbaum. Der am Ende des Novembers eintretende Winter bringt heftige, von Stürmen begleitete Regengüſſe, die aber nicht anhaltend ſind, und mit heiterm Wetter abwechſeln. Nur in den nördlichen Gegenden herrſcht dauerndere Winterkälte, in den ſüdlichen aber iſt der Schnee eine ſehr ſeltene Erſcheinung. Gewitter ſind nur im Herbſte und Winter. Portugal iſt reich begabt mit Naturſchätzen; würden ſie nur alle hervorgezogen von fleißigern Händen. Aber ſo verleitet das Clima und die Ergiebigkeit des Bodens die Portugieſen, wie größtentheils die Südländer, leicht zur Trägheit, und ſie widmen ſich mehr dem Handel als dem Ackerbaue und Kunſtfleiße. Der ehemals eifrig betriebene Bergbau auf edle Metalle, deren reiche Adern ſich unverkennbar zeigen, wird ganz vernachläſſigt, theils wegen Braſiliens Goldgruben, theils weil Menſchenhände und Brennſtoff mangeln. Bisher wurden nur einige Eiſenminen in Eſtremadura bearbeitet. Kupfer, Eiſen, reiche Arſenikkieſe, Wismuth, ſchöne Marmorarten, finden ſich in mehrern Landſchaften, aber Edelſteine ſind ſelten. Salzquellen gibt es wenige, und es wird nur eine benutzt, deſto mehr Seeſalz aber gewonnen. Auch der Getreidebau iſt jetzt minder ergiebig als in früherer Zeit, z. B. im 13ten Jahrhunderte, wo Portugal Getreide zur Ausfuhr übrig hatte. Die Länderentdeckungen und deren Folgen, die Auswanderung in die neu gegründeten Anſiedelungen und der ſteigende Seehandel entzogen dem Ackerbaue ſo viele Hände, daß dieſer Zweig der Betriebſamkeit des Volks ſeit dem 15ten Jahrhundert zu vertrocknen begann. Dazu kommt die Unwiſſenheit der Bauern, der Druck, worunter ſie leiden, die großen Beſitzungen der Geiſtlichkeit, der Mangel

an Zugvieh und die Schwierigkeit des innern Verkehrs. Ungeachtet die Regierung ſeit Pombals Verwaltung den Ackerbau zu befördern ſuchte, ſo iſt noch immer eine beträchtliche Getreidezufuhr vom Auslande nöthig. Kartoffeln werden wenig gebaut, häufiger aber die minder nährenden Erdäpfel (helianthus tuberosus). Reichlich gedeihen treffliche Baumfrüchte, die häufig ausgeführt werden. Auch wird viel Oel gewonnen, das aber wegen ungeſchickter Behandlung gewöhnlich ſchlecht iſt; das beſte kommt aus Algarve. Der Weinbau liefert ſowohl für das einheimiſche Bedürfniß als für die Ausfuhr treffliche Tiſchweine und verſchiedene Arten ſüßer Weine. Die rothen Portweine ſind die bekannteſten, und werden vorzüglich nach England ausgeführt, im Jahre 1815 nur 36,954 Pipen (ſonſt 90,000), davon 31,642 nach England und 3915 nach Braſilien. Im J. 1765 wurden, um das nachtheilige Verhältniß zwiſchen dem Weinbaue und dem Getreidebaue zu mindern, auf Befehl der Regierung alle am Tejo, Mondego und Rouga gelegenen Weinberge in Kornland verwandelt, mit Ausnahme einiger Gegenden in Eſtremadura, die vortreffliche Weine liefern. Dadurch ward faſt ein Drittheil des Weinbaues vernichtet, aber ſeit Pombals Sturze haben viele Eigenthümer ihre Weinberge wieder hergeſtellt, weil ſie durch Weinbau mehr als durch den einträglichſten Kornbau gewinnen. Hanf und Flachs werden in einigen nördlichen Gegenden, aber bei weitem nicht hinlänglich erzeugt. Die Forſtwiſſenſchaft iſt unbekannt, daher wird in manchen Gegenden das Brennholz ſchon ſelten. Die Viehzucht iſt, ungeachtet das Land gute Weiden hat, noch ſehr eingeſchränkt, theils wegen der dem Graswuchſe nachtheiligen Sommerdürre, theils weil es an künſtlichen Wieſen fehlt, die man bloß in Minho kennt. Am beträchtlichſten iſt die Viehzucht in Beira, Minho und Eſtremadura. Die Ochſen werden als Zugvieh gebraucht. An Pferden, die leicht, klein, aber ſchön gebaut ſind, iſt kein Ueberfluß. Maulthiere ſind allgemein im Gebrauche. Die Schafzucht iſt beſonders in Beira ſehr bedeutend. Die Wolle iſt der ſpaniſchen ähnlich, doch nicht ſo fein. Kühe werden wenig zur Milchnutzung gezogen, dagegen aber viele Ziegen, deren Milch genoſſen oder zu Käſe gebraucht wird. Die portugieſiſchen Schweine ſind der ſineſiſchen Abart ähnlich, und werden ſehr fett. Truthühner werden in ganzen Heerden gehalten. Die Bienenzucht liefert nicht genug Wachs zum kirchlichen Gebrauche. Die ehedem beträchtliche Seidenerndte hat in neuern Zeiten angefangen, ſich wieder von ihrem Verfalle zu erholen, und im J. 1804 wurden ſchon 61,700 Pfund Seide gewonnen. Von Wildpret gibt es nur Damhirſche, wilde Schweine, Kaninchen, aber wenig Haſen. Rothe Rebhühner ſind häufig, ſonſt aber gibt es wenig Vögel, dagegen ſind die Flüſſe ſehr reich an Fiſchen, beſonders der Tejo. Gleichwohl iſt der einheimiſche Verbrauch ſo groß, daß Zufuhr von Stockfiſchen und Kabeljau nöthig iſt. Die Engländer, Nordamerikaner und die nordiſchen Seefahrer verſorgen das Land damit, während die Portugieſen im 16ten Jahrhunderte bedeutenden Antheil am Stockfiſchfange bei Neufundland hatten. — Die Bewohner des ſchönen Landes ſind, wie die Spanier, ein Gemiſch von Celten (den Urbewohnern), Carthagern, Römern, Deutſchen, Arabern, Juden; aber auch hier hat die Volksmenge abgenommen. Unter Emanuel war Portugal von 4 Millionen bewohnt. — Der Adel, jetzt weniger zahlreich als ehedem, wird in den hohen und niedern eingetheilt; jener beſtand im J. 1805 aus 65 Geſchlechtern, unter welchen es viele reiche gab. Für Edelleute, welche in den

Königs Dienſt verarmt oder gebrechlich werden, iſt eine Anſtalt in Belem (nicht weit von Lisboa), worin ſie mit der Kleidung des Chriſtordens verſehen und gut verpflegt werden. Auf dem Lande und in kleinern Städten zeigt ſich, nach Link u. a. Reiſenden, der Volkscharakter auf das Vortheilhafteſte, beſonders in den nördlichen Landſchaften, wo die den Portugieſen eigene aufrichtige Höflichkeit und Freundlichkeit, vereint mit traulicher Gaſtfreiheit, reinen Sitten, Mäßigkeit und Nüchternheit, zu finden iſt. Haß gegen die Spanier hat ſich aus der Vorzeit fortgeerbt. Der Umgang unter den vornehmen Städtern wird durch ſteife Förmlichkeit läſtig. In den Städten gibt es wenig öffentliche Beluſtigungen. Stiergefechte ſieht man in der Hauptſtadt. — Unter den Geiſtlichen zeichnen ſich manche jetzt mehr als vordem durch Gelehrſamkeit aus. Die Zahl aller Geiſtlichen ſchätzte Ebeling, aber gewiß mit Unrecht, vor dem J. 1808 auf 200,000. Der König ernennt den Patriarchen, der zu Lisboa ſeinen Sitz hat, und unter welchem neun Biſchöfe, fünf im europäiſchen und vier im außereuropäiſchen Gebiete ſtehen. Die übrigen zehn portugieſiſchen Biſchöfe ſtehen unter den Erzbiſchöfen von Braga (dem Primas des Reichs) und von Evora. Der König ernennt alle Biſchöfe. Noch gibt es in Portugal 418 Mönchs- und 108 Nonnenklöſter. — In den portugieſiſchen Ländern gab es bisher Oberinquiſitionsgerichte zu Lisboa, Coimbra, Evora und zu Goa in Oſtindien. Jedes war unabhängig, obgleich alle einigermaßen dem oberſten Inquiſitionsrathe in der Hauptſtadt unterworfen waren. Dieſes Gericht übte indeß in Portugal nie ſo grauſame Strenge als in Spanien, und war in neuern Zeiten nicht viel mehr als ein Polizeigericht unter der Leitung der Regierung. — Manche Gelehrte zeichnen ſich jetzt durch rühmliche Thätigkeit aus, und die Wiſſenſchaften haben ſich etwas gehoben, obgleich der Zuſtand der Gelehrſamkeit im Allgemeinen weit unter der Stufe iſt, welche ſie in der glänzenden Zeit des 16ten Jahrhunderts erſtiegen hatte. Coimbra, die einzige hohe Schule des Landes, hat in neuern Zeiten manche Verbeſſerungen erhalten, iſt aber, mit deutſchen Lehranſtalten verglichen, in ſchlechtem Zuſtande. In der Hauptſtadt ſind vier Schulen für claſſiſche Sprachen und gemeinnützige Wiſſenſchaften. Das ſeit 1761 für junge Edelleute errichtete Collegium iſt eine der beſten Lehranſtalten. Seit 1799 beſteht ein Oberſchulrath, der aber für die Verbeſſerung der ſehr ſchlechten Volksſchulen ſich noch nicht wirkſam gezeigt hat. — Die inländiſche Betriebſamkeit konnte nicht zu rechtem Gedeihen kommen, was größtentheils die Schuld verkehrter Regierungsmaßregeln war. Als man anfangen wollte, ſie zu beleben, geſchah der große Mißgriff, daß der König mehrere Manufacturen übernahm, daß für andere Erzeugniſſe des Kunſtfleißes ausſchließender Alleinvertrieb eingeführt ward und nachtheilige Zolleinrichtungen gemacht wurden. Auch hier wirkte Pombal kräftig, leider aber nur durch gewaltſame Maßregeln. Seit Kurzem hat zwar der Kunſtfleiß Fortſchritte gemacht, doch ſind nur wenige Fabriken im Stande, die Erzeugniſſe des Auslandes entbehrlich zu machen, und noch wenigere können ihre Erzeugniſſe, hinſichtlich der Güte und des Preiſes, ausländiſchen gleich ſtellen. Die wichtigſten ſind Wollenwaaren-, Seiden-, Baumwolle- und Hutmanufacturen, Leinwandwebereien (beſonders in Minho) und Glasfabriken. Die meiſten Tuch- und Wollenzeugfabriken gehören dem Könige, der ſie auf gewiſſe Jahre an Geſellſchaften von Unternehmern mit dem Rechte des ausſchließenden Betriebs übergibt. Die wichtigſten Seidenmanu-

facturen ſind in Lisboa, Braganza, Oporto, Beja, Mondim und Almeirim, und beſchäftigten vor dem J. 1808 ſchon 27,000 Menſchen; ſie bedürfen der Einfuhr fremder Seide, ihre Erzeugniſſe aber ſind zum Theil unvollkommen und hoch im Preiſe. Zwar ſteht der Handel dieſes Landes auf einer ſehr niedrigen Stufe, wenn man den gegenwärtigen Zuſtand deſſelben mit dem Zeitpunkte vergleicht, wo Portugal unter den erſten Handelsmächten glänzte; aber in neuern Zeiten iſt Manches geſchehen, denſelben von dem Auslande unabhängiger zu machen. Das wichtigſte Hinderniß des Binnenhandels iſt der Mangel an guten Heerſtraßen und andern, die Waarenzufuhr erleichternden Anſtalten. Es gibt keine Canäle, und die wenigen ſchiffbaren Flüſſe ſind nicht das ganze Jahr zu befahren. In neuern Zeiten war indeß der inländiſche Verkehr weit freier als ehedem; die Regierung hatte bereits manche Gegenſtände des Alleinhandels der freien Betriebſamkeit überlaſſen, und nur den Handel mit Diamanten, Tabak und Braſilholz ſich vorbehalten. Alle Waaren, die in den Häfen verzollt waren, wurden von den Landzöllen, welche ſie früher hatten entrichten müſſen, befreit. Vergleicht man aber die Ausfuhrwaaren mit den zu dem einheimiſchen Bedürfniſſe nöthigen Einfuhrwaaren, die Portugal von gewerbfleißigen Völkern erhält, ſo neigt ſich allerdings die Handelswage nicht zu ſeinem Vortheile. Der auswärtige Handel wird größtentheils von den Engländern geführt, die ſich deſſelben durch den Vertrag von 1703 bemächtigten, und 70 Jahre im Beſitze deſſelben blieben, bis Pombal auch hier ſich freie Hand zu ſchaffen wußte. Seitdem hat der engliſche Handel nach Portugal bedeutend abgenommen. England erhält in dieſem Handel den Hauptgewinn durch die Erzeugniſſe ſeines Kunſtfleißes, welche das Bedürfniß der Portugieſen und ihrer außereuropäiſchen Niederlaſſungen verlangt. Ehedem waren bloß engliſche Schiffe bei dem Handel zwiſchen Portugal und England beſchäftigt; in den neuern Zeiten aber ward derſelbe ſchon zur Hälfte mit portugieſiſchen Schiffen betrieben, und den Verkehr mit Irland führten faſt bloß portugieſiſche Fahrzeuge. Der portugieſiſche Seehandel mit den übrigen Völkern aber, Spanien ausgenommen, wird faſt ganz mit fremden Schiffen getrieben. Die meiſten Zweige des ausländiſchen Handels würden dem Reiche ſehr nachtheilig ſeyn, wenn nicht durch den Colonialhandel das Gleichgewicht erhalten würde. Auf Braſiliens reichen Erzeugniſſen ruht Portugals Handel; dieſer wird ganz mit eigenen Schiffen (im Jahre 1815 mit 400) betrieben. Jede Woche geht ein Packetboot nach Rio Janeiro. Raynal berechnete vor dem J. 1775 die Einfuhr aus Braſilien nach einem Durchſchnitte von fünf Jahren zu 56,637,290 Livres, wozu etwa 312,000 für heimlich eingeführte Diamanten kamen. In ſpätern Zeiten aber iſt durch den geſteigerten Ertrag des braſilianiſchen Landbaues die Einfuhr bedeutend vermehrt worden. Nach Canton ſchickt jetzt Portugal 12 Schiffe, und außerdem nach Oſtindien 80, die meiſtens Piaſter dahin, und Rhabarber, Pfeffer, Thee, Baumwolle, indiſche Zeuge ꝛc. zurückbringen. — Der Ertrag der Staatseinkünfte (aus den reichen Geſchlechtsgütern des Hauſes Braganza, aus den übrigen Krongütern, Zöllen, Acciſe, aus den Zehnten der Getreideernte, aus der Steuer der Geiſtlichkeit, aus der Stempelpapiertaxe, aus dem Gewinne der königl. Manufacturen, dem Münzregale, dem Verkaufe der Kreuzbullen, dem Lotterieertrage, der Grundſteuer, dem Ertrage des Alleinhandels mit Gebetbüchern, Spielkarten, Diamanten, Tabak und Braſilienholz), läßt ſich nicht zuverläßig beſtimmen, da die Regie-

rung nichts darüber bekannt macht, und beſonders die braſiliſchen Einkünfte ſehr geheim hält. Die Angaben ſchwanken daher zwiſchen 24 und 32 Millionen Cruſaden (19 Groſchen 6 Pf.) wovon über 1/8 aus Braſilien. Noch weniger bekannt ſind die Ausgaben des Staats, ſo viel aber iſt offenbar, daß das Mißverhältniß zwiſchen Einnahme und Ausgabe immer geſtiegen iſt. Die Staatsſchuld iſt in neuern Zeiten bis auf 120 Millionen Cruſaden geſtiegen. — Die portugieſiſche Kriegsmacht, einſt ſo ruhmvoll unter den tapferſten Völkern, war ſeit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts in den tiefſten Verfall gerathen. Im J. 1762 beſtand die ganze Landmacht nur aus 10,000 Mann, die ſchlecht gerüſtet, noch ſchlechter geübt waren, und von Offizieren, die größtentheils keine Kenntniſſe und kein Ehrgefühl beſaßen, angeführt wurden. Nachdem die von dem Grafen von Lippe angefangenen Verbeſſerungen ſchon längſt wieder verfallen waren, dachte man erſt im J. 1801, durch das Bedürfniß der kriegeriſchen Zeit gedrängt, ernſtlich an eine neue Einrichtung der Landmacht, die im J. 1803, Fußvolk, Reiterei, Artillerie, Ingenieure und Polizeiwache mitgerechnet, aus 52,427 Mann beſtehen ſollte, wozu 33,600 Mann Landmiliz kamen. Die Werbung und Ergänzung des Heeres geſchah im Lande ſelbſt. Die Landſchaft Traz os Montes liefert die beſten Soldaten. In dem Kriege mit Napoleons Heeren und gegen dieſelben iſt, unter guter Leitung, der kriegeriſche Geiſt des Volks neu erwacht. Seit 1808 organiſirten Beresford und Wilſon das portugieſiſche Heer, und es hat unter Wellingtons Anführung in Spanien und auf Frankreichs Boden den Ruhm ſeiner alten Tapferkeit wieder errungen. Seit 1816 ſteht daſſelbe ganz unter dem Marſchall Beresford (Herzog von Elvas und Marquis de Campo Mayor) und außerdem ſind dabei mehrere engliſche Generale und Oberſten angeſtellt. In Portugal ſtehn 25,000 Mann Linientruppen und 33,600 Mann Landmiliz. In Braſilien 24,000 Mann Linientruppen und 50,000 Mann Milizen, ohne das Neger- und Mulattencorps. — Portugals Seemacht, im 15ten und 16ten Jahrhunderte die größte der Welt, ging unter der ſpaniſchen Herrſchaft zu Grunde, und was ſpäterhin unter den erſten Herrſchern des Hauſes Braganza hergeſtellt wurde, war wieder verfallen, als Pambol auch hier ein neuer Schöpfer ward, der ſchon 1768 wieder 10 Linienſchiffe und 20 Fregatten erbaut und gerüſtet hatte. Vor dem Ausbruche des Kriegs gegen Buonaparte zählte man unter den wirklich bemannten Schiffen 14 Linienſchiffe, 16 Fregatten, und mehrere kleine Kriegsſchiffe, welche bei der Flucht der königlichen Familie mit nach Braſilien geführt wurden. Zur Bemannung wurden 12,000 Seeleute gebraucht, die man größtentheils durch Preſſen herbeiſchaffte. Algarve und die Azoren liefern die beſten Seeleute. Alle Schiffe, was den Rumpf derſelben betrifft, beſtehen aus vortrefflichen Holzarten, die häufig in Braſilien wachſen, und ſind zum Theil hier, zum Theil in Lisboa gebaut, wo ſich eine Docke, die Vierundſiebenziger faßt, und gute Schiffswerfte befinden. Die Bauart der Schiffe iſt vortrefflich. Sie ſind gute Segler. Der Algarver iſt der beſte Matroſe. Der einzige Hafen für die Flotte in Portugal iſt Lisboa, wo es auch ein Hauptzeughaus, eine Seecadetten-Akademie und eine königliche Seeſchule gab. Die geſammte Monarchie, oder das den 20ſten März 1816 zu einem Königreiche vereinigte Portugal, Braſilien und die beiden Algarvien, enthält, nebſt den Colonien, auf 101,958 Q. Meilen, 16,640,000 Einwohner. Der König hat den Titel:

Rex fidelissimus (ſ. Allergetreueſte Majeſtät). Der Kronprinz heißt: Kronprinz der vereinigten Königreiche Portugal, Braſilien und Algarvien, Herzog von Braganza. Der jetzige, Peter von Alcantara, vermählte ſich den 13ten Mai 1817 mit der zweiten Tochter des Kaiſers Franz von Oeſterreich. Die übrigen Glieder des königlichen Hauſes heißen Infanten. Der König ertheilt ſieben Ritterorden: den militäriſchen Chriſtorden; den Civil-Verdienſtorden de Sant Jago; den Militär-Verdienſtorden von Avis; der weiblichen Orden den heil. Iſabella; den militär. Thurm- und Schwertorden; den Orden der Treue, und den bei Gelegenheit der Huldigung am 6ten Februar 1818 zu Rio Janeiro geſtifteten militäriſchen Orden der heil. Jungfrau von Villa Vizoſa (auch der Orden unſerer lieben Frau von der Empfängniß genannt). Die königl Gewalt iſt uneingeſchränkt. Die Anmaßungen des Adels und der Geiſtlichkeit ſind Schuld geweſen, daß die alten Grundverträge zwiſchen der Nation (durch die Cortes) und den König nicht mehr gelten. Der König iſt Mitglied des heiligen Bundes. — Vergl. Gebauers portugieſiſche Geſchichte, Leipzig 1759, 4.; den trefflichen Abriß in Spittlers Staatengeſchichte, Bd. I.; Ebelings neue Bearbeitung des Büſchingſchen Werks, I. Theil, Hamburg 1808; Ruders Reiſe durch Portugal, aus dem Schwediſchen überſetzt von Gerken, Berlin 1808, und beſonders Links Reiſe durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal, Kiel 1801—1804, 3 Bde., 8., und Lettres sur le Portugal, par Ranque, Paris 1801.

Portugieſiſche Sprache und Literatur. Zu den romaniſchen Sprachen, die aus der Vermiſchung der römiſchen und germaniſchen entſtanden ſind, gehört auch die portugieſiſche. Sie iſt keine Mundart der caſtilianiſchen; denn außer der Verſchiedenheit des Baues und der Ausſprache ward ſie früher ausgebildet als jene. Doch gleicht ſie ihr nach Ruders, wie ungefähr das Däniſche dem Schwediſchen. Ueber die Beimiſchung des Arabiſchen hat Fr. Joao de Souſa (Vestigios da lingua arabica em Portugal) ein gutes Buch geſchrieben. Der Nationalgeiſt der Luſitanen wandte ſich von jeher mit Liebe zu der Mutterſprache, und ſtrebte jedes Fach der Literatur ihr anzuzeigen; doch geht der Vaterlandsſinn des Portugieſen in der Bewunderung ſeiner Sprache wohl zu weit. Franc. Dias Gomes, ein berühmter portugieſiſcher Schriftſteller und Dichter, nennt ſie „reich, wohllautend, nachdrücklich, allen Gegenſtänden angemeſſen, und in der Ausſprache mit der Schreibart übereinſtimmend.“ Die Zartheit und das Geſangreiche derſelben gab ihr ſelbſt in Spanien den Beinamen der Blumenſprache. Indeß iſt ihre Ausſprache für den Ausländer ſchwer, beſonders was die Naſal- und Gutturallaute betrifft. Im j und ch, in den Naſentönen, den ſtummen Endungen gleicht ſie der Ausſprache der franzöſiſchen. Sismondi nennt die portugieſiſche Sprache, mehr witzig als richtig, un castillan desossé, ein ausgebeintes Caſtilianiſch, weil die Portugieſen gewöhnlich die mittlern Conſonanten und vorzüglich das l aus den Wörtern weggelaſſen haben, und z. B. ſtatt dolor dòr, ſtatt Alfonso Affonso ſagen. — Als die beſte Sprachlehre nennen wir Pedro José de Figueiredo's Arte da Grammatica Portugueza, Lisboa 1799, 8. 116 S., und als das beſte Lexicon die umgearbeitete Ausgabe des Bluteau von dem Braſilianer Anton de Moraes Silva, 2 Bd. 4. Lisboa 1789. Für den geſellſchaftlichen Ton hat die portugieſiſche Sprache Vorzüge vor der ſpaniſchen. Sie iſt kürzer, leichter, ein-

facher; ein Geziſch, das ſich für liebenswürdige Plauderei eignet. Auch ähneln der portug. Umgangston und der Geiſt des Volks ſehr dem franzöſiſchen, wie dieſer vielleicht ehemals war; denn der Portugieſe hat ſich noch das Naive, gutmüthig Höfliche und Kunſtloſe erhalten. Uebrigens iſt die portug. Sprache faſt das einzige ſichtbare Denkmal der ehemaligen Größe des portug. Reichs; denn ſie iſt noch die allgemeine Handelsſprache in Indien und Afrika. — Die portug. Literatur iſt ziemlich vollſtändig, ohne reich zu ſeyn; in allen Fächern findet man glückliche Verſuche; in keinem Ueberfluß, außer in der lyriſchen und bukoliſchen Dichtkunſt. Doch iſt die kurze Zeit ihrer Blüthe vorüber. Die Poeſie hat Glanz und Gefühl, viel epiſche Würde, Geiſt und dramatiſche Lebendigkeit, aber wenig ideale Hoheit; doch muß ſie als die Hauptſeite der portug. Literatur angeſehen werden, denn die Proſa iſt bei dieſer muſikaliſchen und kindliſchen Nation, die ohne Philoſophie und Kritik weder in der Hiſtoriographie, noch in der Redekunſt ſich hat emporheben dürfen, zurückgeblieben. Pombal verbannte zwar eine ſcholaſtiſche Logik und Metaphyſik von den Lehrſtühlen zu Coimbra, aber das Studium der alten Philologie wird noch immer vernachläſſigt; man überſetzt faſt nur Dichter. Die wiſſenſchaftliche Literatur iſt nicht unangebaut, findet aber wenig Theilnahme. Man ſagte dem Verf. dieſes Aufſatzes im J. 1805 in Liſſabon, daß es unter den 3 Millionen Portugieſen kaum 500 Leſer wiſſenſchaftlicher Bücher gebe. Der Styl der portug. Proſaiker iſt oft verwickelt, undeutlich und voll Wiederholungen. Außer dem gutgeſchriebenen Elogium auf d'Alembert von Stockler befindet ſich in den 7 Bänden der von der portug. Akademie der Wiſſenſchaften herausgegebenen Memorias da Litteratura portugueza auch nicht eine Abhandlung, die ſich von Seiten der Schreibart auszeichnete. (Stockler, aus einer deutſchen Familie in Liſſabon geboren, Secretär der Akademie, galt im J. 1805 für einen der beſten Köpfe in Liſſabon. Er hatte Deutſch aus Käſtner's Algebra gelernt.) Doch darf man die neuern portug. Schiftſteller nicht mehr nach dem geſchmackloſen Rafael Bluteau beurtheilen. Sie ſind vielmehr auf dem Wege, durch Ueberſetzungen guter franzöſiſcher und engliſcher Proſaiker, beſonders im Fache der Romane, ihren Geſchmack zu bilden. Denn ihre Novellen und Romane, auf eigenem Boden erwachſen, ſind noch im Style der Meluſine geſchrieben, oder nach dem Muſter des erſten portug. Werks in ſchöner Proſa, des Schäfer- und Ritterromans Menina e Moça, das unſchuldige Mädchen, von Bernardim Ribeyro (nebſt ſeinen Eklogen, Liſſabon 1559, 8.), welcher den Ton in Portugal angab, den hierauf Montemayor, ein Portugieſe, in Spanien einführte, und welchen man ſpäter in Frankreich und in Deutſchland nachahmte. Der beliebteſte portug. Nationalroman, die Historia de Carlos Magno, e dos doze Pares de França por Jeronymo Moreira de Carvalho, 2 Voll. 8. Liſboa 1784, beluſtigt durch komiſchen Bombaſt. Ferner gehört zu den beſten Originalromanen der Portugieſen der alte Palmeirim de Ingalterra, den ſchon Cervantes vom Feuertode ausnahm, von Franc. de Moraes, 3 Voll. 4. Liſboa 1786, und der Feliz independente, welcher ins Spaniſche überſetzt, daſelbſt 6 Auflagen erlebt hat. Der Sprachſchatz der portug. Nation läßt ſich einigermaßen beurtheilen aus dem Catalogo dos Livros, que se haô de ler para a continuaçaô do Diccionario da Lingua portugueza mandado publicar pela Academia real das Sciencias de Lisboa. 1799. 135 S. 8. Dieſes

bloß für die Mitglieder der Akademie gedruckte Verzeichniß, welches nicht in den Buchhandel gekommen iſt, enthält aber nicht alle portug. Schriften. Die älteſten darin ſind von 1495 und von 1502. Jenes iſt das Livro da Vita Christi, Lisb. por Valentim de Moravia, e Nicolao de Saxonia, 4 Voll. Fol., dieſes eine Ueberſetzung der Reiſe des Marco Paulo und Nicolao Veneto nach Indien, mit einer Karte von einem Genueſer aufgenommen, por Valentim Fernandes, Lisboa Fol. Von jenem Wörterbuche der Akademie iſt nur ein Theil im J. 1793 erſchienen, ein ſtarker Foliant, der das A enthält, oder den fünften Theil des ganzen Sprachreichthums. Ueber die Geſchichte der portug. Literatur ſelbſt iſt Bouterwek's Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit ſeit dem Ende des 13ten Jahrhunderts (4. Bd.) das Hauptwerk, dem Sismondi in ſeiner Littérature du Midi de l'Europe (im 4. Theile) gefolgt iſt. Auch findet man eine kurze Geſchichte der portug. Sprache und Literatur in der Vorrede von Joaquim de Santa Roſa de Viterbo, Elucidacaô das palavras, termos e frases que em Portugal antiguamente se usaraô etc. que ho je regularmente se ignoraô etc., Lisboa 1798, 2 Voll. 8. Die portug. Poeſie blühte früher als die caſtilianiſche, und alle Nachrichten von der erſten Cultur der Portugieſen, ſagt Bouterwek, deuten auf eine urſprüngliche poetiſche Geiſtesrichtung der ganzen Nation hin. Die älteſten portug. Dichter, die uns bekannt ſind, ſind aus dem 12ten Jahrhundert: Gonzalo Hermiguez und Egaz Moniz, deren Lieder auch den Portugieſen nicht mehr ganz unverſtändlich ſind. Im 13ten Jahrhundert wurde die Sprache immer regelmäßiger und beſtimmter. Der König Dionys in der zweiten Hälfte deſſelben war Beförderer der Literatur und ſelbſt Dichter. Aus dem 14ten Jahrhunderte wurden Alphons IV. und Peter I. als Dichter genannt; ſchon in dieſer Zeit ſcheint die italieniſche Poeſie auf die portugieſiſche Einfluß geäußert zu haben, wie mehrere Sonetten beweiſen. Don Pedro, Sohn Johann I., überſetzte Sonetten des Petrarca. Mit dem 15ten Jahrhundert aber, zugleich mit der Heldenzeit der Luſitanen, beginnt die Blüthe der portug. Literatur, wetteifernd mit der ſpaniſchen. Das Zärtliche und das Heroiſche, die größte lebendige Kraft, feurige Thätigkeit und die ſüße Schwärmerei, Krieg und Liebe, Poeſie und Ruhm erfüllten das Gemüth der Nation, welche über das Weltmeer bis nach Afrika hin die Fittige des Muthes bis nach Indien ſchwang. Dieſe Trennung von der kleinen geliebten Heimath, und die Todesgefahr, der ſie in fernen Landen auf dem Ocean und unter unbekannten Himmelsſtrichen entgegengingen, goß in ihre Geſänge einen tiefen melancholiſchen Liebesſchmerz, der wunderbar mit ihrer Thatkraft, ihrem Heldenfeuer, ſelbſt mit ihrer Grauſamkeit ſich paart. Die Cancioneri aus der Zeit Johanns II. enthalten ſolche Klagen der Liebe; allein weder Bouterwek, noch Sismondi haben die Sammlungen auffinden können. Der von Joaquim José Ferreira Gordo in Madrid 1790 entdeckte portug. Cancioneiro aber, welcher Gedichte von 150 Dichtern aus dem 15ten Jahrhundert enthält, iſt nicht weiter bekannt geworden, als nach dem, was darüber in den Memorias de Litterat. portug. ſteht. Der erſte berühmte portug. Dichter war Bernardim Ribeyro unter dem großen Emanuel (1495—1521). Er begründete den Dichterglauben der Portugieſen an ein Ideal des Hirtenlebens, ſo gelehrt und angeſehen er übrigens am Hofe Emanuels war. Sein Roman iſt oben angeführt worden. Dieſe Richtung des Geſchmacks hat die vielen bukoliſchen Dichter in Portugal hervorge-

bracht, die ſüß, zart, anmuthig und ſchmachtend, aber auch nicht ſelten eintönig und froſtig ſind. Der Admiral und Gouverneur von Madeira, Chriſtovao Faicao, Ribeyro's Zeitgenoſſe, hat in demſelben romantiſchen Myſticismus den Schmerz unglücklicher Liebe in einer Ekloge von mehr als 900 Verſen ausgehaucht. Merkwürdig iſt es, daß mehrere ausgezeichnete portug. Dichter zugleich in caſtilianiſcher Sprache dichteten, wenn ſie große Gegenſtände beſingen wollten; z. B. Franc. de Sà de Miranda (Obras Lisboa 1784, 2 Voll. 8., früher 1560, 1569 und 1614), welcher im J. 1558 ſtarb. Seine beiden Luſtſpiele os Estangeiros und os Villalpandios befinden ſich im zweiten Theile der Ausgabe von 1784; doch zeichnete er ſich mehr in der lyriſchen und didaktiſchen Gattung aus. Noch glücklicher als Sà ahmte Antonio Ferreira, den die Portugieſen ihren Horaz nennen, in der Epiſtel die Alten nach. Er ſtarb 1569. Seine Poemas Lusitanos ſind erſchienen Lisboa 1598, 4. und die neueſte Ausg. Lisb. 1771, 2 Th. 8. Sein Trauerſpiel Caſtro (Ines de Caſtro), im 2ten Th. der Ausgabe von 1771, iſt nach griechiſchen Muſtern gebildet, und Sismondi zieht es den damals vorhandenen italieniſchen Trauerſpielen vor. Sà und Ferreira werden als die erſten Claſſiker in der portug. Sprache angeſehen. Ihnen folgte Pedro de Andrade Caminha (Poesias. N. A. Lisboa 1791, 8.) und Diego Bernardes Pimenta (Rimas varias ao bom Jesus etc. Lisb. 1594. O Lima, em o qual se contèm as suas Eclogas e Cartas. Lisboa 1596, und Flores do Lima. Lisb. 1596) welcher 1596 ſtarb. Sismondi vergleicht ihn mit Marini. Der berühmteſte aller portug. Dichter, der die erſte Epopöe in der neuern Literatur dichtete, iſt Luis de Camoens (ſ. d. Art.). Die beſte Ausgabe ſeiner Gedichte beſorgte Thom. Joſ. de Aquino und Fern. Lobo Surrupita. (Obras de L. de Camoês, Principe dos Poetas de Hespanha. Seg. Edic. Lisb. Na Offic. de S. Th. Ferreira. 1782 u. 83). Sie enthält einen Discurso preliminar, das Leben des Dichters, einen Index, verſchiedene Lesarten und Stanzen in 4 Voll. 12. Von ſeiner Lusiadas erſchien eine niedliche Ausgabe in 16. zu Coimbra in der Univerſitäts-Buchdruckerei 1800. 2 Bd. mit 2 Kupfern, dem Leben des Dichters, Index, Lesarten u. ſ. w. Die erſte Ausgabe Os Lusiadas erſchien Liſſabon 1572, 4.; ſeine Rimas varias mit einem weitläufigen Commentare von Manoel de Faria e Souſa, Liſſabon 1685 in 1 Fol. Bd. der 3te u. 4te Th. 1688, und der Commentar der Luſiade, Madrid 1639, 4 Tom. Fol. Ein anderer Commentar iſt der von D. Manoel de Faria Severim in den Obras de Camoês. Lisboa 1720. Ein dritter iſt von Manoel Correa erſchienen. Lisboa 1613, 4., und Obras do grande L. de Camoês. Lisboa 1720, Fol. Ein vierter von Ignacio Garcez Ferreira, Lusiada illustrata com varias notas. T. I. Napoles 1731, 4. T. II. Roma 1732, 4. Der Held der Epopöe des Camoens iſt das Vaterland. Der Sänger athmet eine Gluth der zärtlichſten Vaterlandsliebe, edlen Stolz, und ein ſchwärmeriſches Gefühl des ſüßeſten Liebesrauſches in dem friſcheſten Leben einer blühenden Einbildungskraft. Sein Werk iſt das ſchönſte und erhabenſte Denkmal der Größe Portugals, anziehend für Jeden, deſſen Herz für Ruhm und Vaterland ſchlägt. Auch in mehreren ſeiner Sonetten und in den übrigen Werken des Dichters (Rhytmas, Cançaôs, T. II. Eclogas, T. III. Comedias: el Rei Seleuco, os Amphitriôes und Filodemo, nebſt Fragmentos und Obras attribuidas a Luis de Camoês, T. IV.)

weht der Geiſt eines großen, tiefbewegten Gemüths. In ſeinen dramatiſchen Verſuchen war ſein Landsmann, der dramatiſche Dichter Gil Vicente, den die Portugieſen ihren Plautus nennen (er ſtarb 1557), ſein Vorbild. Die Sammlung der dramatiſchen Werke des Gil Vicente, welcher den ſpaniſchen, engliſchen und franzöſiſchen dramatiſchen Dichtern voranging, und in ganz Europa berühmt war, ſo daß Erasmus Portugieſiſch lernte, um dieſen Schöpfer des modernen Schauſpiels im Original zu leſen, erſchien zu Liſſabon 1562, Fol. (Copilaçam de todas las obras de Gil Vicente, a qual se reparte em cinco livros.) Nach Gil Vicente, ſo roh auch ſeine Werke waren, bildeten ſich Lope de Vega und Calderon. In Portugal ſelbſt ward die dramatiſche Dichtkunſt vernachläſſigt. Der herrſchende Geſchmack gefiel ſich nur in Schäfergedichten. Franc. Rodriguez Lobo beſchäftigte ſich mit langweiligen Schäferromanen, in denen jedoch einige Romanzen und Canzonen poetiſches Leben athmen. Sein Heldengedicht, Nuno Alvarez Pereira, Groß-Connetabel von Portugal, iſt nur gereimte Proſa (O Condestabre de Portugal. Poema heroico. Liſboa 1610, 4. Eclogas. 1605. 4. A Primavera. 1619, 4. O Pastor peregrino. 1608, 4. u. a. m.). Doch zeigte er zuerſt, daß auch die portugieſiſche Proſa correct, zart und wohllautend etwas künſtleriſch darſtellen könne. Mehr Verdienſt hat Jeronymo Corte Real in ſeinem Naufragio, o lastimoso successo da Pardiçaô de Manoel de Sousa de Sepulveda e D. Leonor de Sà, sua mulher, Liſboa 1594, 4. Auch die berühmte Belagerung von Diu, welches Mascarenhas tapfer vertheidigte, hat dieſer Dichter, der ſelbſt ein wackerer Krieger war, beſungen. Successo do segundo Cerco de Dio. Poema. Liſboa 1574, 4. — Er und Lobo haben den portug. Hiſtorikern die Bahn gezeigt, auf welcher zuerſt Joao de Barros, ein ausgezeichneter Staatsbeamter Johanns III. (ſtarb im J. 1571), den Portugal ſeinen Livius nennt, ſich Ruhm erwarb. Seine Asia, oder dos feitos, que os Portuguezes fizeraô no descobrimento e conquista dos mares e terras do Oriente (Liſboa 1552, Fol. Seg. Dec. Liſboa 1553. Terc. Dec. Liſboa 1563. Quarta Dec. mit Anmerk. und Karten von J. B. Lavanha, Madrid 1616, Fol.) iſt ein wichtiges Werk. Diego do Couto hat es fortgeſetzt in der Asia Portugueza, welche das Ganze in 14 Fol. Bdn. 1552—1615 umfaßt. Auch Fernao Lopes de Caſtanheda in ſeiner Historia do descobrimento e conquista da India pelos Portuguezes, Coimbra 1552—1561, 8 B. Fol.; Anton Bocarro und der berühmte portug. Held Affonſo de Albuquerque in ſeinen, von deſſen Sohne herausgegebenen Commentarios, Liſboa 1557, Fol., und Damiao de Goes (Ueberſetzer des Cato major des Cicero) in ſeiner Chronica do felic. Rey D. Emmanuel. P. I—IV. Liſb. 1565—67, Fol. und Chron. do Principe D. Joam (II.) Liſboa 1567, Fol. und in ſeinen kleinen lateiniſchen Schriften de moribus Aethiopum etc. (in P. Martyris de reb. Oceanicis, Dec. III. Coloniae, 1574, 8.) haben die portug. Heldenzeit beſchrieben. Vom Biſch. Jeronymo Oſorio, der im J. 1580 ſtarb, wird die Geſchichte des Königs Emmanuel, wegen der toleranten Geſinnungen dieſes Prälaten, mit Achtung genannt. Bernardo de Brito ſchrieb hierauf ſeine Monarchia Lusitana, 1597 u. 1609 Fol., desgleichen Elogios dos Reis de Portugal. Liſboa 1603, 4. Weil er aber von Erſchaffung der Welt anfing, ſo war er im J. 1617, wo er ſtarb, noch nicht bis zur eigentlichen Gründung des portug. Staats vorgerückt;

doch iſt ſein Styl männlich und gediegen. (Ueber die hiſtor. Liter. ſiehe Biblioth. Histor. de Portugal e seus Dominios ultramarinos etc. Nebſt Anmerk. von Arco do Cejo. Lisboa 1801.) Damals ſank Portugals Macht unter dem ſpaniſchen Deſpotismus, und mit ihr die portug. Literatur im 17ten Jahrhundert. Ein Vielſchreiber, Manoel de Faria e Souſa, der ſich rühmte, jeden Tag ſeines Lebens (1590—1649) 12 Bogen, jede Seite von 30 Zeilen geſchrieben zu haben, commentirte den Camoens ohne Geſchmack und Geiſt, mit einem Aufwande von Gelehrſamkeit; er gab eine Fuente de Aganippe, e Rimas varias, Madrid 1644—46, 7 Voll. 8. und eine Europa portugueza, 3 Bd. Fol. Liſſabon 1675, in caſtilianiſcher Sprache heraus, und galt lange Zeit in Portugal für einen guten Kritiker. Sein hiſtoriſches Werk iſt in einem falſchen Geſchmacke componirt, und indem er überall Geiſt, Witz und Beredſamkeit ſchimmern laſſen will, macht er von den Talenten, die er wirklich beſaß, einen unrichtigen Gebrauch. Unter ſeinen Sonetten zeichnen ſich einige durch Gefühl und Anmuth aus. Unter den übrigen Dichtern iſt der Erfinder einer elegiſchen Dichtart, Saudades genannt, der berühmte Rechtsgelehrte Anton Barboſa Bacellar (geſtorben 1663) und der Proſaiſt Jacinto Freire de Andrade durch ſeine Vida de D. Juão de Castro, Viso Rey da India (Lisboa 1671, Fol. 2 Ed.) und durch ſcherzhafte Gedichte bekannt. Jene Biographie, die man in mehrere Sprachen überſetzt hat, gilt den Portugieſen als ein Muſter des reinen und edeln hiſtoriſchen Styls. Auch eine Dichterin, Soror Violante do Ceo, eine Dominicanerin, gab Rimas 1646, und Soliloquios 1668 heraus. Sie und ähnliche, wie Jeronymo Bahia, künſteln zu viel. Einfacher ſind die Sonetten des Franc. de Vasconcellos, der in Madeira geboren war, und die heiligen Lieder des Braſilianers Andre Nunez de Silva. In dem 18ten Jahrhunderte ſchien mit dem allgemeinen Verfalle des Staats auch die Literatur in Portugal gänzlich zu ſinken. Um ihr aufzuhelfen, ſtiftete die Regierung die Akademie der portug. Sprache 1714 und die Akademie der Geſchichte 1714. Doch Jeſuiten und Inquiſition ließen kein Talent in ſeiner Freiheit ſich entwickeln. Unter Pombals gewaltiger Herrſchaft (1750—1777) erhob ſich das Selbſtgefühl der Nation aufs Neue. Er ordnete zwar eine Cenſur an, die aber mehr die politiſche Schriftſtellerei im Zaume hielt; allen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen war er ſelbſt ſehr förderlich. Daſſelbe that in der Folge die vom Prinz-Regenten im J. 1796 geſtiftete königl. Akademie der Wiſſenſchaften. Ein einziger Mann von großen Talenten und gebildetem Geſchmacke zeichnete ſich in der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts aus, der General Franc. Xav. de Meneſes, Graf von Ericeyra. Er ſtand mit Boileau in Briefwechſel, deſſen Art poétique et in portugieſiſche Verſe überſetzt hatte, und gab, außer mehrern andern Schriften, ein epiſches Gedicht, die Henriqueida oder die Stiftung der portug. Monarchie durch Heinrich von Burgund, Lisboa 1741, heraus. Es ſollte regelmäßiger ſeyn, als die Luſiade; aber Boileau's Schule konnte dem Grafen nicht den Dichterſchwung des ritterlichgenialen Camoens einhauchen. Ein anderes Gedicht von Joſé Baſilio da Gama, Ouraguay, Lisboa 1769, 8., welches die Unterwerfung von Paraguay beſingt, wird aus dieſer Zeit vorzüglich geſchätzt. Jetzt wandte ſich die Neigung der Liſſaboner wieder zu der ſo lange vernachläſſigten Bühne hin. Ein Jude, Antonio Joſé, ſchrieb komiſche Opern im Geſchmacke der italieniſchen Harlekinaden, welche das Volk

ſehr beluſtigten, z. B. Esopaida, oder Vida do Esopo (Aeſop iſt der Held eines Spectakelſtücks, dabei luſtig und voller Lazzi's wie ein bergameſiſcher Harlekin). Seine echtportugieſiſche Oper hat wenig Plan und Geſchmack, aber Salz und Geiſt, was der gemeine Portugieſe beſitzt und liebt. Auf Befehl der Inquiſition wurde der arme José, als Jude, ſeines Witzes wegen in dem letzten Auto da Fe 1745 verbrannt. Seine Opern, Theatro comico Portuguez etc., erſchienen ohne ſeinen Namen 1746 u. 1787—1792, 4 Voll. 8. Seitdem gab Pedro Anton. Correo Garçao — die Portugieſen nennen ihn ihren zweiten Horaz — (Obras poeticas. Lisboa 1778, 8.) einige beſſere Schauſpiele nach Art der Terentianiſchen heraus, z. B. Theatro novo und Assamblea. Den von der Akademie auf das beſte Trauerſpiel geſetzten Preis aber erhielt eine portugieſiſche Dichterin, die lange unbekannt blieb, nachdem ihr Trauerſpiel Osmia gekrönt worden war, weil ſie den Preis zum Anbaue der Oliven beſtimmt hatte, die Gräfin von Vimeiro. Osmia iſt ein regelmäßiges, in Jamben geſchriebenes Stück, anziehend durch Leidenſchaft, Wärme der Empfindung und Kraft, und jetzt faſt das einzige National-Trauerſpiel. Doch fand im J. 1805 ein ernſtes Drama: a resturaçaô de Pernambuco, das die Vertreibung der Holländer aus Braſilien zum Gegenſtande hat, großen Beifall. Ein National-Trauerſpiel: El Rey D. Sebastiaô em Africa, von dem blinden und lahmen Dos Santos e Silva, wird im Manuſcript geleſen und bewundert. Die Cenſur erlaubte die Aufführung nicht. Als ein neueres Luſtſpiel, das ein treues Sittengemälde Liſſabons iſt, verdient o Caffé e o Bilhar, ſeiner geiſtvollen Entwickelung wegen, genannt zu werden. Unter den neuern portug. Dichtern haben mehrere durch gute Ueberſetzungen den alten Schäferſtyl verdrängt, und die orientaliſche Richtung der Kunſt durch nordiſche und brittiſche Poeſie verändert, z. B. zwei Braſilianer, Claude Manoel da Coſta, und Antonio Diniz da Cruz e Silva (von ihm ſind nach ſeinem Tode erſchienen: Obras etc. Lisboa 1807, die Nachahmungen engliſcher Dichter enthalten, und Odes Pindaricas posthumas de Elpino Nonacriense, Coimbra 1801), ferner Almeno, der Ueberſetzer der erſten 4 Bücher der Ovidiſchen Metamorphoſen in portug. Verſe (ſ. Poesias de Almeno, publicadas por Elpino Duriense T. I. Lisboa, 1805), Francisco Manoel, geboren 1734, lebte ſeit 1778, wo er von Liſſabon aus der Gewalt der Inquiſition ſich rettete, in Paris, wo ſeine lyriſchen Gedichte 1808 erſchienen ſind, und wo er den 25ſten Februar 1819 ſtarb, u. A. m. Einer der fruchtbarſten und beliebteſten war Manoel Maria de Barboſa du Bocage, der im December 1805 im Hoſpitale zu Liſſabon ſtarb. Von ſeinen Rimas erſchien zu Liſſabon 1800 eine 2te Ausg. in 3 Bd. 8. (der 3te 1804, unter dem Titel Poesias, der Gräfin von Oynhauſen gewidmet). Dieſe Dame, eine Tochter des Marquis von Alorno, hat Wielands Oberon glücklich ins Portugieſiſche (im Manuſcript) überſetzt. Ein Urtheil über Bocage ſteht in Links Reiſe II., 240. Ein geiſtreicher Portugieſe, Abbé Caldas, beurtheilt ihn aber nicht ſo günſtig. Er ſetzt Garçao hoch über ihn, dem Camoens zunächſt. — Auch in den übrigen Kunſtformen haben die Portugieſen ſich verſucht, doch in keiner ſo ſich ausgezeichnet als in der Muſik, in der Schauſpiel- und Tanzkunſt. Vorzüglich hat der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Anton. de Araujo Azevedo, einer der gebildetſten Staatsmänner, die Cultur der Künſte in Portugal befördert. In der Muſik kommt der Portugieſe dem Italiener nahe; in

dem theatraliſchen Tanze ſteht er nicht ſehr tief unter dem Franzoſen. Für die Schauſpielkunſt und Geſang hat er eben ſo viel Talent als Neigung; doch hat ſich dieß erſt entwickelt, ſeit weibliche Rollen auf den Bühnen nicht mehr von verkleideten Männern dargeſtellt werden dürfen. Ueber einzelne Künſtler ſ. Ruders Reiſe durch Portugal von Gerken, Berlin 1808, und Murphy's Ueberſetzung des portugieſiſchen Staats, von Sprengel, 1782. — An Anſtalten und Sammlungen für Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo wie an gelehrten Vereinen fehlt es in Liſſabon und Coimbra nicht. Doch dämmert in Braſilien, wo viele talentvolle Männer von Charakter (beſonders Freimaurer) leben, ein neuer ſchöner Tag für die portug. Sprache und Literatur auf. In Liſſabon ſelbſt war im J. 1805 die Cenſur in der dritten und letzten Inſtanz bei der Meza do Desembargo do Paço, und größtentheils abhängig von dem Urtheile eines in portugieſiſche Dienſte getretenen deutſchen Gelehrten, der Gelehrſamkeit mit Welt und Philoſophie glücklich zu vereinigen weiß, des Oberſten Müller. Es gibt in Portugal keinen Katalog verbotener Bücher, und der Buchhandel, beſonders mit franzöſiſchen und engliſchen Werken, iſt daſelbſt viel bedeutender als in Madrid. Ueberhaupt iſt der gebildete Portugieſe in der Regel geiſtreicher, vorurtheilsfreier, aufgeklärter und liebenswürdiger im Umgange als der gebildete Spanier. K.

Portumnus, bei den Römern der Gott der Häfen, gleichbedeutend mit dem Melicertes oder Palämon (ſ. d. Art.) der Griechen. Er hatte an der Tiber einen kleinen Tempel, und jährlich wurden ihm zu Ehren am 17ten Auguſt die Portumnalia gefeiert. Als Symbol trug er einen Schlüſſel in der Hand.

Portwein, ein portugieſiſcher rother Wein, der ſeinen Namen von der Stadt Porto oder Oporto hat, wo er verſchifft wird. Er wächſt in der ſogenannten Cima de Duero, einer gebirgigen Gegend, 13 bis 14 Meilen aufwärts von Porto. Zwiſchen dem 5ten und 8ten Jahre erreicht er ſeine rechte Reiſe. Er geht am meiſten nach England.

Porzellan. Der Name Porzellan, womit wir das ſchönſte und koſtbarſte unter allen Producten der Töpferkunſt, ein Mittelproduct zwiſchen dem Glaſe und dem bloßen Töpfergeſchirr, bezeichnen, ſchreibt ſich von gewiſſen Conchylien her, die lange vor Erfindung des Porzellans in Europa unter dem Namen der Porzellanſchnecken bekannt waren, und mit dem Porzellan die auffallendſte äußere Aehnlichkeit haben. Daß die Japaner und Chineſer die Verfertigung dieſes Schmelzwerks, das wir noch jetzt durch den Handel von ihnen erhalten, ſchon vor langen Zeiten verſtanden, leidet keinen Zweifel. Schon im J. 1474 gab Barbaro, venetianiſcher Geſandte am perſiſchen Hofe, Nachrichten von dieſem ausländiſchen Kunſtproduct. Durch die Portugieſen kam es nachher über Oſtindien nach Europa, wo es als Seltenheit geſchätzt wurde, ohne daß man verſucht hätte es nachzumachen. Erſt im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde die Verfertigung des Porzellans auch in Europa erfunden. Man vergl. darüber den Art. Böttiche r. Das erſte, was Böttiche r zu Stande brachte, ſah roth aus, und war aus einem braunen, in der Nähe von Meißen vorhandenen Thone bereitet. Im J. 1709 fing man an, weißes Porzellan in Sachſen zu verfertigen, und ein Jahr darauf wurde die berühmte, noch beſtehende Fabrik in Meißen angelegt, welche die Mutter aller übrigen europäiſchen Porzellanfabriken geworden iſt. Sie wird für Rechnung des Landesherrn betrieben; ihr

Zeichen ſind die beiden Churſchwerter. Das ſächſiſche Porzellan übertrifft das chineſiſche an Weiße, Malerei u. ſ. w. Eine ſo wichtige Erfindung mußte die Aufmerkſamkeit von Europa erregen. Holländer, Engländer und Franzoſen boten alle Mittel auf, Porzellan machen zu lernen, und ließen ſogar Materialien aus China kommen. Aber ihre Bemühungen blieben vergeblich. Sachſen wachte mit Eiferſucht über der Geheimhaltung der ſo wichtigen Kunſt und verbot bei Lebensſtrafe die Ausfuhr des Porzellanthons. Deſſen ungeachtet blieb die Sache kein Geheimniß. Schon 20 bis 30 Jahre nachher wurde in Wien eine Porzellanfabrik angelegt, die nach und nach vervollkommnet wurde. Späterhin kamen zu Fürſtenberg im Wolfenbüttelſchen, in Berlin, in Frankenthal in der Pfalz, in Baden und andern Orten Deutſchlands Porzellanfabriken zu Stande, von denen beſonders die berliner (1760 errichtet und jetzt königlich) mit der meißner wetteifert und ſie in der Malerei zum Theil ſelbſt übertrifft, aber in der Güte der Maſſe ihr nachſteht. Auch die Franzoſen, Engländer, Holländer und Italiener kamen nach und nach auf die Spur; doch ſteht ihr Porzellan dem echten deutſchen nach. Von dem echten Porzellan fodert man alle guten Eigenſchaften des Glaſes, mit Ausnahme der Durchſichtigkeit, und Abweſenheit aller Mängel deſſelben. Es muß im heftigſten Ofenfeuer unſchmelzbar, bei dem plötzlichſten Uebergang von der ſtärkſten Hitze zur heftigſten Kälte unverändert bleiben; am Stahle muß es Funken geben; an Feinheit, Dichte und Glätte auf dem Bruche dem Email gleichen, beim Zerſchlagen rein und glockenartig klingen, auf der Oberfläche rein, glatt und glänzend, von blendender Weiße und dabei halb durchſichtig ſeyn, doch ſo, daß es weder dem Glaſe auf der einen, noch dem Opal auf der andern Seite gleicht. Die Glaſur darf ſich von der übrigen Maſſe nur durch größere Glätte unterſcheiden. Das Weſentliche der Porzellanfabrikation beſteht darin, daß es aus ſolchen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt wird, welche die Eigenſchaft haben, daß ſie beim Brennen in den erſten Anfang der Verglaſung übergehen. Reaumur entdeckte zuerſt dieſen wichtigen Grundſatz und zeigte, daß es überhaupt zweierlei Hauptmaterialien zur Verfertigung des Porzellans gibt: ſolche, die in der größten Hitze keines höhern Grades als nur des erſten Anfangs der Verglaſung fähig ſind, und ſolche, die zwar an ſich völlig verglasbar, aber durch Mäßigung der Hitze in der Verglaſung aufzuhalten ſind. Setzt man zu letztern unſchmelzbare Dinge hinzu, ſo ſind ſie dahin zu bringen, daß ſie nur den erſten Anfang der Verglaſung annehmen. Wiewohl nun dieſen Grundſätzen zufolge mehrere Stoffe zur Verfertigung des Porzellans dienen können, ſo macht doch der reinſte magere Thon, der ſich im Feuer ganz weiß brennen läßt, den Hauptbeſtandtheil aus. Dieſer führt daher auch den Namen *Porzellanthon* oder *Porzellanerde*, und iſt größtentheils aus verwittertem Feldſpath entſtanden. Der Gehalt iſt verſchieden; doch entdeckt man gewöhnlich ungefähr 3/4 Kieſelerde und 1/4 Thonerde. Die Farbe iſt weißlich oder blaßgrau. Dergleichen Thon ſchmilzt im heftigſten Feuer nicht. Außerdem nimmt man in Europa auch reinen Quarz oder Kiesſand zum Porzellan, denn auch dieſer iſt unſchmelzbar. Man muß daher beiderlei Beſtandtheilen etwas Gyps zuſetzen; jedoch mit größter Vorſicht, weil, wenn die Quantität zu groß iſt, der Gyps die völlige Verglaſung der Maſſe bewirkt. Die herrliche ſächſiſche Porzellanerde, welche ſich im Feuer vollkommen weiß brennt, fand man bei dem Bergſtädtchen Aue ohnweit Schneeberg, in Granit, und bei Seidlitz

ohnweit Meißen, in welcher Gegend man auch ſehr reinen Feldſpath findet. Das Verfahren bei Fertigung des Porzellans iſt, ſo viel man weiß, folgendes. Zuerſt wird der zerſtoßene Quarz oder Kiesſand geröſtet, im Waſſer abgelöſcht, auf der Mühle gepocht, gemahlen und durch ein feines ſeidenes Sieb geſchlagen. Auch den Gyps zerſtößt man zu Pulver, brennt ihn in einem kupfernen Keſſel und ſiebt ihn ſo fein wie möglich. Hierauf wird der Gypsſtaub mit dem Quarzpulver vermiſcht, woraus die ſogenannte Fritte entſteht. Dieſe verbindet man mit dem ſehr ſorgfältig geſchlämmten Porzellanthon, woraus die Porzellanmaſſe entſteht. Sie bleibt, mit Regenwaſſer zu einem Teige bereitet, ſo lange ſtehen, bis ſie einen unangenehmen Geruch und eine graue Farbe angenommen hat. Gemeiniglich pflegt man der Fritte noch zerſtoßene Porzellanſcherben zuzuſetzen. Die Verhältniſſe mögen nicht allenthalben gleich ſeyn. Aus der gehörig zubereiteten Maſſe werden nun die gewöhnlichen Geſchirre und Gefäße auf der Scheibe gedreht; Figuren und andere Bildwerke drückt man ſtückweiſe in Formen ab, ſetzt ſie dann zuſammen und arbeitet dann das Ganze mit elfenbeinernen Werkzeugen, mit Schwamm und Pinſel, aus. Die gedrehten Stücke werden nach einem gewiſſen Grade der Abtrocknung in Formen gedrückt, und darauf nochmals auf der Drehſcheibe mit ſcharfen ſtählernen Werkzeugen abgedreht. Dann kommen ſie, in Kapſeln von Porzellanmaſſe geſetzt, in einen Brennofen, worin man ihnen einen gewiſſen Grad von Feſtigkeit, und darauf die Glaſur gibt. Dieſe beſteht aus Quarz, Porzellanſcherben und calcinirten Glascryſtallen, und erhält etwas mehr Gyps als die Porzellanmaſſe ſelbſt. Jetzt kommen die Stücke abermals in Kapſeln in den Ofen und erhalten nunmehr ihre völlige Feſtigkeit und Ausbildung. Die Bauart des Ofens wird in den deutſchen Fabriken als ein großes Geheimniß betrachtet. Er muß ſo eingerichtet ſeyn, daß er den erfoderlichen hohen Grad der Hitze ohne Gebläſe lange genug und gleichförmig gewährt. Zur Feuerung iſt gehörig ausgetrocknetes Holz nöthig; im Nothfall ſind Steinkohlen zu gebrauchen, doch bekommt davon das Porzellan leicht eine ſchmutzige Farbe. Nachdem auf einer Schleifmühle der angebackene Sand vom Fuße abgeſchliffen worden, werden diejenigen Stücke, die nicht weiß bleiben ſollen, gemalt. Die Farben dazu beſtehen, wie bei der Schmelzmalerei, aus Metallkalken, die mit einem leichtflüſſigen, nicht färbenden Glaſe zuſammengeſchmolzen, fein zerrieben und geſiebt werden. Um ſie mit dem Pinſel auftragen zu können, reibt man ſie mit Spicköl, Lavendelöl, Terpentin oder auch bloß mit Gummi. Die gemalten und trocken gewordenen Stücke werden alsdann nochmals in Kapſeln oder Muffeln einem ſolchen Grad von Hitze ausgeſetzt, der das Glas zum Fließen bringt. Will man das Porzellan vergolden, ſo muß das Gold vorher fein zerkleint werden. Dann trägt man es mit einem Pinſel auf und reibt es, wenn es eingebrannt iſt, mit Blutſtein ab. Die fertigen Stücke werden ſortirt, je nachdem ſie mehr oder weniger gerathen ſind, und darnach zu verſchiedenen Preiſen verkauft; die völlig mißrathenen aber zerſchlagen und wieder zur Maſſe angewendet.

Poſaune (trombone), ein muſikaliſches Blasinſtrument aus Meſſingblech, ungefähr in Geſtalt einer Trompete, welches aus zwei Stücken beſteht, dem Hauptſtücke und den Stangen, welche letztere ſich in einer Scheide befinden, und indem man mit der linken

Hand die ganze Poſaune hält, mit der rechten auf- und niedergezogen werden, wodurch ſie die Töne bilden. Sie hat drei bis vier Züge, welche die verſchiedenen Töne angeben, und ziemlich den Umfang der vier Singſtimmen haben, daher es auch Sopran-, Alt-, Tenor- und Baßpoſaunen gibt. Am paſſendſten iſt die Poſaune in den Kirchen zur feierlichen Begleitung des Geſanges. In der Oper, wo man in neuern Zeiten ſie auch gebraucht hat, z. B. in der Zauberflöte, hat ſie wegen Verſchiedenheit der Stimmung große Schwierigkeiten. Sie iſt durch die Franzoſen in der neueſten Zeit bei der Feldmuſik eingeführt worden. Dieß hat Veranlaſſung gegeben, ſie auch in Deutſchland weiter auszubilden, ſo daß ſie jetzt leider in jeder Schenke zur Begleitung des Tanzes gemißbraucht wird, und faſt kein großes Orcheſterſtück ohne Poſaune erſcheint. — Der Poſaunenbaß iſt in den Orgeln eine der ſtärkſten Baßſtimmen, gewöhnlich 16 Fußton.

Poſeidon, ſ. Neptun.

Pöſchelianer. Unter dieſem Namen hat eine ſchwärmeriſche Secte in den letzten Jahren einiges Aufſehen gemacht. Thomas Pöſchel, geb. den 2. März 1769 zu Horiz in Böhmen, in Linz zum katholiſchen Weltprieſter gebildet, war Beneficiat-Cooperator und Vorſteher der Stadtſchule zu Braunau, wo er 1806 den Buchhändler Palm zum Tode bereitete. Schon früher dem ſeit 30 Jahren von einigen katholiſchen Geiſtlichen in Baiern genährten Myſticismus ergeben, verfiel er nach den erſchütternden Scenen dieſer Hinrichtung in anhaltendere Ueberſpannung. Er wurde deshalb von ſeinem ſonſt rühmlich verwalteten Amte entfernt und als Landcapellan nach Ampfelwang im Decanat Völklabrück (Innkreis in Oberöſterreich) verſetzt. Dieſe Demüthigung beſtärkte ſeine Schwärmerei und brachte ihn auf den Wahn, zur Stiftung einer neuen Kirche berufen zu ſeyn. Er hielt ſich für einen Märtyrer des Glaubens an den Chriſtus in uns, hatte Viſionen und predigte nun zu Ampfelwang die neue Offenbarung, wie er ſeine Lehre nannte. Sie beruhete auf folgenden Sätzen: 1. Chriſtus wohnt im Herzen und thut alles, was der von ihm regierte Menſch unternimmt. 2. Den Reinen werden Offenbarungen zu Theil, Erſcheinungen Gottes und der Mutter Gottes; wer ſich nicht reinigen läßt, verwirkt die Verdammniß und den Tod, der ihn allein wieder reinigen und des Himmels würdig machen kann. 3. Die genaue, bis zur Aufopferung des Lebens hingebende Beobachtung dieſer beiden Grundſätze iſt die unerläßliche Bedingung des Beſtehens der neuen Offenbarung, wenn dieſelbe nicht verloren und von den Juden gewonnen werden ſoll, da Gott die Bekehrung dieſes Volkes und die Aufrichtung einer jüdiſch katholiſchen Kirche beſchloſſen hat. Pöſchels Lehre fand Beifall, beſonders bei den Weibern. Nächſt ſeinen Predigten mußten fliegende Blätter, Traktätchen, Weiſſagungen, ſelbſt mißverſtandenes Bibelleſen zur Verbreitung ſeiner Schwärmerei in mehreren Parochieen des Decanats beitragen. Das Landescommiſſariat des Salzachkreiſes ließ daher 1815 Pöſcheln im Verhaft nach Salzburg bringen. Seine Anhänger wurden dadurch noch mehr erhitzt und unterhielten eine geheime Verbindung mit ihrem gefangenen Meiſter, auch ſuchten ſie, bisweilen gewaltſam, Proſelyten anzuwerben und kamen auf die Meinung, der Herr könne wohl die Ermordung der Unreinen gebieten. Im März 1817 wurden drei Perſonen von ihnen tödtlich gemißhandelt und eine Magd, die ſich freiwillig zum Sühn-

opfer hingab, umgebracht. Daher ließ die öſterreichiſche Behörde im April d. J. den Schauplatz dieſer Scenen militäriſch beſetzen und 6 Strafbare feſtnehmen. Man zählte überhaupt nur 126 Pöſchelianer. Durch geiſtliche Belehrung und obrigkeitliche Gewalt wurde die ganze Secte bald unterdrückt. Pöſcheln brachte man nach Wien, wo er im Verhör Geiſteszerrüttung verrieth, doch die Gewaltthaten ſeiner Anhänger mißbilligte. Er iſt der geiſtlichen Aufſicht übergeben und ſeitdem von Regungen der Pöſchelianer nichts mehr gehört worden. Die Andachtsſtunden des Heckerlingsſchneider Kloos in Sachſen und der im July 1818 von den Fiſcherſchen Eheleuten zu Beyersdorf bei Leisnig aus religiöſem Fanatismus an dem alten Bergmann Floß verübte Mord ſtehen mit Pöſchels Lehre in keinem erweislichen Zuſammenhange. Uebrigens erklärt der ſeit den Kriegsjahren auf den niedern Volksklaſſen laſtende Druck die Entſtehung religiöſer Schwärmereien, in denen der Ungebildete Troſt bei dem Elende der Gegenwart ſucht. E.

Poſen, eine von den zehn Provinzen, in welche nach der neuen Organiſation der preußiſche Staat getheilt iſt, führt den Titel eines Großherzogthums, und iſt, nach Auflöſung des Herzogthums Warſchau, aus den durch den Tilſiter Frieden abgetretenen und durch die wiener Congreßakte im Jahre 1815 wieder zurückbekommenen Theilen des vormaligen Südpreußens und des Netzdiſtrikts gebildet worden. Sie gränzt an das Königreich Polen und die preußiſchen Provinzen Schleſien, Brandenburg, Pommern und Weſtpreußen, enthält 530 Quadratmeilen und 814,000 Einwohner, darunter über 48,000 Juden, und zerfällt in die zwei Regierungsbezirke Poſen und Bromberg. Der Boden iſt größtentheils eben, nur mit wenigen Hügeln, und im Ganzen fruchtbar, obgleich in vielen Gegenden ſandig. Am fruchtbarſten iſt er an beiden Seiten der Wartha und im Netzbruche, einem 20 Meilen langen und eine halbe Meile breiten Striche längs der Netze. Wo unter der polniſchen Regierung unwirthbares Bruch und Buſchwerk war, ſind jetzt, ſeitdem es Friedrich II. urbar machen ließ, die herrlichſten Wieſen, Aecker, Höfe und Dörfer. Der Hauptfluß iſt die das Land der ganzen Länge nach durchſtrömende Wartha, welche ſo wie die Netze ſchiffbar iſt. Ein Kanal verbindet die letztere mit der ſchiffbaren in die Weichſel gehenden Brahe. An Seen, Sümpfen und Brüchen fehlt es nicht, durch deren Urbarmachung noch viel fruchtbarer Boden gewonnen werden könnte, beſonders viele Wieſen und Weiden, woran das Land Mangel hat. Der Ackerbau liefert vieles Getreide, Hülſenfrüchte und Flachs, und die Viehzucht iſt nicht unbedeutend. Wichtig ſind die beträchtlichen Waldungen, aber an Mineralien iſt das Land ſehr arm. Man verfertigt viel grobe und Mitteltücher, Leinwand, Spitzen, Taback, Cichorien, Papier und Glas. Die Einwohner ſind größtentheils Polen, dann Deutſche und Juden. Die erſteren bekennen ſich faſt alle zur römiſch-katholiſchen Kirche. Der Adel iſt ſehr zahlreich, und zum Theil ſehr reich, zum Theil ſehr arm. Der größte Theil des niedern Adels iſt im Beſitze von Bauergütern, und oft wohnen funfzig ſolche Edelleute in einem Dörfchen, während diejenigen, welche keine Wirthſchaften beſitzen, bei dem höheren Adel als Verwalter, Commiſſäre ꝛc. dienen. — Die Hauptſtadt dieſer Provinz, welche gleichfalls Poſen heißt, iſt der Sitz des Oberpräſidenten, des Appellationsgerichts, eines Biſchofs und des Domkapitels. Sie liegt 31 Meilen von Berlin, 40 Meilen von Warſchau, in einer ſandigen Gegend, an der Wartha, und hat

2175 Feuerſtellen, 24 Kirchen, 9 Klöſter und, ohne Garniſon, über 18.000 Einwohner. Die Stadt iſt ziemlich regelmäßig gebaut, beſonders nach dem Brande von 1803. Nach dem großen Marktplatze führen, außer einigen Nebengaſſen, vier Hauptſtraßen, welche ziemlich gut angelegt, jedoch mit Giebelhäuſern beſetzt ſind. Auch die neuen Straßen, welche auf dem alten Stadtgraben und den geſchleiften Feſtungswerken erbaut worden ſind, haben hübſche Häuſer, beſonders die Wilhelmsſtraße, welche mit einer ſchönen Pappel- und Kaſtanienallee beſetzt iſt. Unter den Vorſtädten iſt Kuhndorf die ſchönſte, mit hübſchen Gebäuden und Gärten. Die größte Vorſtadt iſt die Walliſchey, welche mit der Stadt durch die große Warthabrücke in Verbindung ſteht. Unter den Kirchen zeichnet ſich beſonders die katholiſche St. Stanislauskirche, ein Meiſterſtück italieniſcher Baukunſt, und die lutheriſche Pfarrkirche (die ehemalige Jeſuiterkirche) aus. Die Domkirche iſt von edler Simplicität und neben derſelben ſteht der Palaſt des Biſchofs. Ein Gymnaſium, Schullehrerſeminarium und eine Hebammenſchule befinden ſich hier. Ihre Nahrung ziehen die Einwohner Poſens, außer den gewöhnlichen bürgerlichen Gewerben und Handwerken, beſonders von den königlichen Collegien, dem Militär und dem benachbarten begüterten Adel, der ſich häufig in der Stadt aufhält. Auch hat Poſen einige Tuch-, Leder- und Tabaksfabriken. Der Handel wird vorzüglich mit Holz, Getreide, Tüchern und Leinwand geführt.

Poſener Friede, geſchloſſen zwiſchen Frankreich und Sachſen am 11. December 1806. S. Sachſen und Friedensſchlüſſe.

Poſilippo, ſ. d. Art. Neapel, Stadt und Umgebung.

Poſitiv, beſtimmt, das wodurch etwas Beſtimmtes geſagt wird, bejahend, entgegengeſetzt dem Negativen (ſ. d. Art.), z. B. ein poſitiver Begriff, ein poſitives Urtheil. Auch wird das Poſitive dem Natürlichen und durch die bloße Vernunft Gegebenen als das Angewandte, oder durch Willkür oder eine von der bloßen Vernunft verſchiedene Autorität Feſtgeſetzte entgegenſtellt, z. B. poſitive Geſetze ſind Vorſchriften, die durch eine äußere Autorität feſtgeſetzt ſind, poſitives Recht der Inbegriff derſelben (entgegengeſetzt dem natürlichen oder Naturrechte), poſitive Religion (die auf eine äußere Offenbarung ſich ſtützt), poſitive Theologie (entgegengeſetzt der natürlichen Theologie oder Religionsphiloſophie), u. ſ. w. — Poſitive Electricität, ſ. Electricität; poſitive Polarität, ſ. Magnet; poſitive Größen, ſ. den Schluß des Art. Negativ.

Poſitiv, ſ. Nomen Adjectivum.

Poſſe, iſt ein Erzeugniß der ſcherzhaften Laune, welche in den Kreis des Gemeinen herunterſteigt, oder das Gemeine zum Gegenſtande ihres Spieles wählt. Beſonders zeigt ſie ſich in lächerlichen Uebertreibungen ſowol in Geberden als Reden, und ihr vorzüglicher Reiz iſt der Witz der Erfindung. Oft jedoch nennt man tadelnd etwas poſſenhaft, entweder wenn der Scherz am unrechten Orte angebracht iſt, oder wenn er ein gemeiner und grober Scherz iſt, der die Sittlichkeit beleidigt, oder endlich, wenn er unwillkürlich iſt, und ſeine Gemeinheit von dem, der Poſſen treibt, nicht eingeſehen wird. Auf die Vornehmheit und auf den ſogenannten guten Ton, welcher in einem einſeitigen Ernſte befangen, die Kraft des wahrhaft Komiſchen verſchmäht, und Alles, was über ſeine Geſetze hinausgeht, läp-

piſch, gemein, niedrig nennt, darf bei Beſtimmung dieſes Begriffs nicht Rückſicht genommen werden. Doch iſt gewiß, daß das Poſſenhafte, je mehr es gehäuft wird, und je weniger es ſinnreich und witzig iſt, deſto leichter ſich in das Platte, Fade und Läppiſche verliert. Von dem Poſſirlichen unterſcheidet ſich das Poſſenhafte dadurch, daß jenes mehr ein Erzeugniß der Natur, oder mit dem Niedlichen und Naiven verbunden iſt. (So nennen wir z. B. die luſtigen Bewegungen der Kinder, und mancher Thiere paſſirlich). Vorzugsweiſe nennt man ein Product der komiſchen Poeſie Poſſe, welches aus Poſſen beſteht und den oben angegebenen Charakter der Poſſe trägt (z. B. Europa von Bürger), beſonders aber eine dramatiſche Poſſe (Farce), in welcher die Regel des höhern Luſtſpiels weniger ſtreng beobachtet wird, und Haltung der Charaktere und Zuſammenhang der Scenen ſogar abſichtlich verletzt und die Situationen aus dem Kreiſe des gemeinen Lebens entlehnt zu ſeyn ſcheinen. Auch den Gebildeten ergötzt es oft, je freier er gebildet und je weniger er von Vorurtheil, Beſchränktheit und Thorheit befangen iſt, mit dem Gemeinen frei zu ſpielen, ohne ſich in daſſelbe zu verlieren, und über die ſich närriſch geberdende Laune aus vollem Halſe zu lachen, die Lebensluſt und üppige Kraft des Witzes offenbart. Siehe übrigens den Art. Burlesk, der dem deutſchen Worte vollkommen entſpricht, und den Art. Farce. T.

Poſſelt (Ernſt Ludwig), ein berühmter hiſtoriſcher und politiſcher Schriftſteller, wurde am 22ſten Januar 1763 zu Durlach im Großherzogthum Baden geboren. Er empfing ſeine Bildung auf dem Pädagogium ſeiner Vaterſtadt, auf dem Gymnaſium zu Carlsruhe, ſtudirte dann drei Jahre in Göttingen mit raſtloſem Eifer die Rechte, Politik und Diplomatik, und bildete ſeinen Geiſt zu dem hiſtoriſchen Scharfblicke, den wir in allen ſeinen Schriften bewundern. Auch erwarb er ſich hier eine gründliche Kenntniß des Engliſchen und Franzöſiſchen. Als er Göttingen verlaſſen hatte, begab er ſich zuerſt nach Straßburg, wo er ſich einige Zeit aufhielt, und die juriſtiſche Doctorwürde erhielt. Hierauf kehrte er in ſein Vaterland zurück, um demſelben zu dienen. Ungern und mit Widerwillen entſchloß er ſich, den einförmigen Weg der juriſtiſchen Praxis einzuſchlagen. Er ward Regierungsadvocat. Aber die Geſchäfte, die ihm dieſer Beruf auflegte, gewährten ſeinem lebhaften Geiſte keine Befriedigung. Er übernahm daher 1784 gern die ihm angebotene Stelle eines Profeſſors der Geſchichte und Beredſamkeit an dem Gymnaſium zu Carlsruhe, und ward zugleich Privatſecretär des regierenden Markgrafen. Jetzt befand er ſich auf einem Platze, der ihm mannichfaltige Anregung zu wiſſenſchaftlichen Arbeiten gab, und kein Jahr verging, wo er nicht irgend eine Frucht ſeines wiſſenſchaftlichen Fleißes zu Tage gefördert hätte. Seine Rede über die Hiſtoriographie 1785 zeigt, mit welchem reifen Nachdenken er die größten Hiſtoriker geleſen, geprüft, und gewürdigt hatte. In den Jahren 1785–88 gab er das wiſſenſchaftliche Magazin für Aufklärung heraus, welches den Zweck hatte, Aufklärung über alle Theile des menſchlichen Wiſſens in gefälliger Form zu verbreiten; eine große Aufgabe für einen zwei und zwanzigjährigen Jüngling. Das Unternehmen, welches durch den Beitritt gelehrter Männer unterſtützt wurde, erhielt verdienten Beifall, obgleich die Ausführung dem großen Entwurfe nicht ganz entſprach. 1788 wurde er als Mitglied in die deutſche Geſellſchaft zu Mannheim aufgenommen, und in demſelben Jahre erhielt er das pforzheimer Bürgerrecht.

Er hatte nämlich in einer den 27ſten Januar 1788 in Gegenwart des Hofes gehaltenen meiſterhaften Rede die heldenmüthige Aufopferung der vierhundert pforzheimer Bürger, die unter der Anführung ihres Bürgermeiſters Deimling in der Schlacht bei Wimpfen (6ten Mai 1622) ihrem ritterlichen Markgrafen, Georg Friedrich, das Leben, mit Verluſt ihres eigenen, gerettet haben, würdig geſchildert, und dadurch den patriotiſchen Dank der Nachkommen jener Helden wohl verdient. Doch alle dieſe Arbeiten, ſo ſchätzbar ſie auch an ſich ſind, können doch nur als Vorübungen zu den größern hiſtoriſchen Werken betrachtet werden, durch welche Poſſelt ſeinen Namen berühmt gemacht hat. Glücklicher Weiſe fügte es ſich, daß er bald nach den erſten Revolutionsbewegungen in Frankreich im J. 1791 nach Gernsbach, unweit Raſtadt, als Beamter verſetzt wurde, wo ihm in dem anmuthigen Murgthale die freundlichſte Muße zu Theil wurde, und er von ſicherm Ufer aus den wildbewegten Strom der Zeit beobachtete. Von jetzt an widmete er ſeine Zeit den hiſtoriſchen Studien, und beſchrieb die Begebenheiten des Jahrs 1792 in lateiniſcher Sprache; Bellum populi Gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges, eorumque socios, Scriptore D. Ern. Ludov. Posselt. Gott. 1793. Vom Jahre 1793 an gab er das hiſtoriſche Taſchenbuch für die neueſte Geſchichte heraus, welches als ſein Hauptwerk zu betrachten iſt. Er hat ſich durch daſſelbe den Ruhm des größten deutſchen Annaliſten erworben. Im J. 1796 bat er um ſeine Entlaſſung und um Beibehaltung des halben Jahrgehalts, wofür er die Geſchichte von Baden zu ſchreiben verſprach. Seine Bitte ward ihm gewährt, die Bedingung angenommen, und ihm die Erlaubniß ertheilt, ſich einen beliebigen Aufenthaltsort zu wählen. Er lebte hierauf abwechſelnd in Durlach, Carlsruhe, Tübingen, Erlangen und Nürnberg. Mit Moreau ward er bekannt und man darf wohl ſagen; vertraut, als dieſen der Sieg in das Herz von Deutſchland führte. Aber eben darum ward Poſſelt durch die Nachricht von dem Prozeſſe des liebenswürdigen Helden 1804 heftig erſchüttert, und die Furcht, in denſelben verwickelt zu werden, vermehrte die Schwermuth, in welche ihn häusliche Leiden und eine unglückliche Ehe geſtürzt hatten. Sein heller Geiſt ward von ſchwarzen Ahnungen umwölkt, und es bemächtigte ſich ſeiner eine Beklommenheit, die das Schlimmſte fürchten ließ. In dieſer Gemüthsverfaſſung reiſete er den 3ten Juni 1804 von Nürnberg nach Durlach, wo er ſeine Familie zurückließ, um ſeinen Neffen, D. Poſſelt, in Heidelberg zu beſuchen. Bald nach ſeiner Ankunft daſelbſt endigte er ſein Leben, indem er ſich den 11ten Juni 1804 aus einem Fenſter des obern Stockwerks herabſtürzte. Poſſelt war mit allen Eigenſchaften, welche den Geſchichtſchreiber bilden, ausgerüſtet. Er beſaß jenen Scharfblick, der bis zu den verborgenſten Quellen der Handlungen durchdringt; den nöthigen Scharfſinn, um das Bedeutende, Zweckdienliche und Folgenreiche von dem unnützen Nebenwerke zu ſondern; er hatte jene Gewalt über die Sprache, die in den Stand ſetzt, jeder Sache den paſſenden Ausdruck zu leihen, und beſaß die Kunſt der maleriſchen Perſpective, die im Gemälde alle einzelnen Figuren ſo an ihren Platz, ſo in ihr Licht ſtellt, daß ſie zuſammen den größten Totaleindruck hervorbringen. Außer den ſchon angeführten Werken hat er geſchrieben eine Geſchichte der Deutſchen, Leipzig 1789, 2 Bde.; Geſchichte Carls XII., Carlsruhe 1791; Geſchichte Guſtavs III., ebendaſ. 1793; Krieg der Franken,

Lpz. 1794; die europäiſchen Annalen ſeit 1795, und die allgemeine Zeitung ſeit 1799 angefangen. Kl.

Poſſeſſorium, Poſſeſſorienklage, ſ. Petitorienklage.

Poſt, Poſtweſen. Die erſten, unvollkommenen Poſtanſtalten finden wir im perſiſchen Reiche. Darius I., Sohn des Hyſtaſp, ließ ſich aus den Provinzen Bericht erſtatten, und um dieſes deſto ſchneller zu bewirken, Eilboten (Couriere) mit geſattelten Pferden ſich auf den eine Tagereiſe auseinander liegenden Stationen des Reichs bereit halten. Außerdem gab es noch auf den Anhöhen Warten, von denen man ſich des Königs Befehle durch Zeichen zu erkennen gab. Denn das Land war mit Bergen durchſchnitten, und es war daher leicht, in kurzer Zeit von einer Gränze des Landes bis zur andern Nachricht zu bringen. (Vergl. Amelang Unterſuchung einiger Stellen der alten Autoren, das perſiſche Poſtweſen betreffend, Lpz. 1774). Auch Auguſtus machte im römiſchen Reiche eine den neuern Poſten ähnliche Einrichtung. Im 9ten Jahrhundert erſetzte man die Poſten unvollkommen durch reitende Boten, welche jedoch nur zur Beſorgung der Staatsangelegenheiten dienten, in Deutſchland, Frankreich und Italien. Aber dieſe Einrichtung war nicht von Dauer. Der Gebrauch der im Orient ehedem üblichen Taubenpoſten, welcher durch die Kreuzzüge bekannter ward, ſcheint ſehr unbedeutend geweſen zu ſeyn. Mit dem Aufblühen des Handels fingen die großen Handelsſtädte, beſonders in Deutſchland an, ſich reitende Boten und fahrende Landkutſchen zu halten. Auch reiſende Kaufleute und reitende Fleiſchbauer (Metzgerpoſt) beſorgten Briefe; daher noch das Poſthorn im Schilde der Letztern. Ludwig IX. in Frankreich legte zu ſeinem Privatgebrauch eine Anſtalt von reitenden Boten an. Die erſte Spur eines deutſchen Poſtweſens im eigentlichen Sinne fällt in die letztere Hälfte des 15ten Jahrhunderts, wo Roger I., Graf von Thurn, Taſſis und Valſaſſina in Tyrol eine Poſt anlegte. Sein Sohn Franz führte, auf Verlangen Kaiſers Maximilian I., 1516 eine Poſt von Brüſſel nach Wien ein, und erhielt von dieſem Kaiſer die Würde eines Generalpoſtmeiſters. Wegen des Krieges mit Sultan Soliman II. wurde 1522 eine Reichspoſt, welche über Nürnberg, wo damals der Reichstag ſeinen Sitz hatte, nach Wien ging, errichtet, damit man ſich gegenſeitig von den Begebenheiten des Tages Nachricht geben konnte. Dieſe Einrichtung hörte indeſſen mit dem erwähnten Gebrauche auf. Carl V. aber, dem bei der großen Ausbreitung ſeiner Staaten die möglichſt ſchnelle Nachricht von allen Weltereigniſſen nöthig war, ließ durch Leonhard von Thurn und Taxis eine beſtändige reitende Poſt, die ihren Weg von den Niederlanden aus durch das Bisthum Lüttich, das Erzſtift Trier, Speyer und Rheinhauſen nahm, von dort durch Wirtemberg über Augsburg, und durch Tyrol nach Italien ging, anlegen. Im December 1543 erhielt Leonhard von Taxis die Beſtallung nicht nur als niederländiſcher Oberpoſtmeiſter, ſondern auch als Oberpoſtmeiſter des deutſchen Reichs, nebſt einem verhältnißmäßigen Gehalt. Indeſſen war die letztere Würde bloß auf Lebenszeit ertheilt, und konnte die landesherrlichen Befugniſſe der deutſchen Reichsſtände um ſo weniger beeinträchtigen, da jene Beſtallung vom Kaiſer Carl V., als Regenten der burgundiſchen Niederlande verliehen, nicht in der Reichs-, ſondern in der niederländiſchen Kanzlei, und zwar nicht in deutſcher, ſondern in franzöſiſcher Sprache ausgefertigt, endlich das Patent

auch nicht zur Nachachtung an die Churfürſten, Fürſten und übrigen Stände des deutſchen Reichs, ſondern bloß an die Staatsbeamten und Unterthanen der niederländiſchen Erblande gerichtet war. So lange Carl deutſcher Kaiſer war, ließen ſich indeſſen auch die Reichsſtände die Taxiſchen Poſten gefallen. Als aber nach ſeinem Tode die Krone Spanien von der deutſchen Kaiſerkrone getrennt ward, ſchienen auch die Reichsſtände abgeneigt zu werden, ferner eine ſpaniſch-niederländiſche Poſt in ihren Landen zu dulden. Indeſſen erhielt Leonhard von Taxis 1563 von dem Bruder und Nachfolger Carls, Ferdinand I., die kaiſerliche Beſtätigung ſeines ihm verliehenen Amtes, worin auch die Churfürſten und Fürſten befehligt wurden: „darauf zu achten." Dadurch wurden die Reichsſtände freilich bewogen, ſich gegen die Taxiſchen Poſten willfährig zu beweiſen, indeſſen waren dieſe doch immer nur burgundiſch- oder ſpaniſch-niederländiſche, aber keine Reichsposten. Am Ende des 16ten Jahrhunderts ſchien das Taxiſche Poſtweſen, durch die Unruhen in den Niederlanden zerrüttet, und durch Schulden gedrückt, zu verfallen. Aber bald erhielt Leonhard von Taxis über ſeine Gegner einen vollkommenen Sieg. Er ward im J. 1595 zum kaiſerlichen Generaloberpoſtmeiſter im Reiche ernannt. Churpfalz, Wirtemberg, Sachſen, Brandenburg, Meklenburg, Braunſchweig, Heſſen und andere Reichsſtände, welche ſchon, wie Sachſen, ſeit 1574 in ihren Staaten eigene Poſtanſtalten errichtet hatten, erkannten jedoch das Poſtweſen nicht als „ein hochbefreietes kaiſerliches Regal, dem kein Hinderniß, Eintrag oder Nachtheil geſchehen dürfe," (wie es in dem Leonhard von Taxis ertheilten Beſtallungsbriefe Rudolphs II. genannt wurde) an. Im J. 1615 ward von Rudolphs Nachfolger, dem Kaiſer Matthias, Lamoral von Taxis, Leonhards Sohn, in den Freiherrnſtand erhoben und ihm die Belehnung, für ihn und ſeine männlichen Nachkommen über die Poſten im Reiche, als ein von neuem angeſetztes Regal und männliches Reichslehn ertheilt. Dieſe Belehnung ward von Ferdinand II. auch auf Lamorals Enkelinnen und weibliche Erben erſtreckt. Dagegen verpflichtete er ſich: 1) als Reichsgeneral-Erbpoſtmeiſter nicht nur dem Kaiſer, ſondern auch Churmainz gehörigen Reſpect zu beweiſen; 2) nicht nur von Cöln nach Frankfurt und von da nach Nürnberg, und ſodann bis an die nächſte Poſt in Böhmen eine neue ordentliche Poſt auf ſeine Koſten anzulegen, ſondern auch die ſeit alten Zeiten gewöhnlichen ordinären Poſten gehörig zu beſtellen und zu erhalten; 3) ſowohl kaiſerliche Stafetten als andere Briefe des Kaiſers, des Churfürſten von Mainz, des Reichs-Vicekanzlers, der kaiſerlichen geheimen Räthe, auch anderer hohen Beamten unentgeldlich zu beſorgen; hingegen 4) den kaiſerlichen Hof- und niederöſterreichiſchen Poſtämtern keinen Eintrag zu thun. Nun ging eine ordentliche Taxiſche Poſt wöchentlich vom kaiſerlichen Hofe, wie auch von Rom, Venedig, Mailand, Mantua u. ſ. w. nach Augsburg und von da durch das Wirtembergiſche auf Rheinhauſen, Creuznach nach Brüſſel, und wieder zurück. Die Reichsſtände, in deren Städten, Flecken oder Dörfern Poſtſtellen angelegt waren, waren von aller Brieftaxe frei, und auch die Kanzleipackete der Häuſer Pfalz, Baiern, Wirtemberg, Burgau und Baden wurden unentgeldlich beſorgt. Dagegen mußten ſie die Poſthäuſer und Poſtbedienten nicht nur von allen Beſchwerden befreien, ſondern auch wegen richtiger Beſtellung ihrer Briefe und anderer Sachen noch einen gewiſſen Zuſchuß geben. In den Jah-

ren 1603 bis 1615 wurden noch folgende Poſten eingerichtet: 1) von Rheinhauſen nach Frankfurt; 2) über die Bergſtraße, von Rez in der Oberpfalz bis Nürnberg; 3) von Nürnberg nach Frankfurt; 4) von Frankfurt über Fulda, Erfurt, Naumburg nach Leipzig und 5) von Cöln nach Hamburg. Immer noch war das Regal, das ſich der kaiſerliche Hof angemaßt hatte, nicht vom Reiche bewilligt und anerkannt. Nur Churmainz mochte damit einverſtanden ſeyn. Nach der Reichsverfaſſung, wie ſie in den Jahren 1597 und 1615 ſchon feſt begründet war, ſtand es wohl nicht in der Macht des Kaiſers, die Zahl der Regalen zu vermehren, ein ſo wichtiges Recht, wie das Poſtweſen war, für ein hochbefreites kaiſerliches Regal zu erklären und darüber eine erbliche Belehnung zu ertheilen. Die Freiherren, nachherige Grafen und endlich Fürſten von Taxis, mußten dieſerwegen auch mit jedem einzelnen Reichsſtande über die Geſtattung ihrer Poſten ſich in Unterhandlungen einlaſſen und unter Mitwirkung kaiſerlicher Empfehlungen durch Güte zu bewirken ſuchen, was ſich als Schuldigkeit nicht fodern ließ. Mehrerer Urſachen wegen breitete ſich zwar die Taxiſche Poſt immer weiter aus, aber wenn ſie ſich Rechte anmaßte, die ihr nicht förmlich zuerkannt waren, mußte ſie ſich Widerſprüche gefallen laſſen, und als im Jahre 1637 einige Reichsſtädte von ihr mit weniger Mäßigung behandelt wurden, nahm ſich das churfürſtliche Collegium ihrer an und reclamirte förmlich die Territorial-Gerechtſame der Stände in Anſehung der Poſten. Bald ward (namentlich während des dreißigjährigen Krieges) das öſterreichiſche Hofpoſtamt mit dem kaiſerlichen Reichspoſtamte in Streitigkeiten verwickelt, in welchen ſich zwar die Reichsſtände des letztern annahmen; aber immer nur in ſo weit, als deſſen Ausübung in jedem ſtändiſchen Lande gutwillig zugeſtanden war. Das Haus Taxis ſuchte bei der Wahl Leopolds I. dem künftigen Kaiſer das Poſtweſen in ſeinen Erblanden zu nehmen; aber das Churfürſten-Collegium wies dieſen Antrag ab, und das öſterreichiſche Landpoſtamt ward ſogar in der Wahlcapitulation beſtätigt. Im J. 1659 klagte Taxis beim Reichshofrathe gegen Brandenburg, Braunſchweig und Heſſen wegen Einrichtung ihrer Landpoſten, und bat um Abſchaffung aller dergleichen Landpoſten. Dieſe Klagen aber wurden nicht beachtet. In der Wahlcapitulation Kaiſers Joſeph I. geſchah der kaiſerlichen Poſtämter nur mit dem Zuſatze Erwähnung: „wo dergleichen kaiſerliche Poſtämter vorhanden und hergebracht ſind." — Die nähere Beſtimmung dieſes Gegenſtandes ward in dieſer, ſo wie in allen folgenden bisherigen Wahlcapitulationen auf einen Schluß des geſammten Reichs ausgeſtellt. Immer noch ſcheint die Ausdehnung und Gränze der Rechte des Taxiſchen Poſtweſens ein Gegenſtand zu ſeyn, dem das Siegel einer definitiven Beſtimmung fehlt. Wenn gleich durch den bekannten Reichs-Deputationsſchluß vom 25ſten Februar 1803 das fürſtliche Haus Thurn und Taxis in dem Beſitz und Genuſſe ſeines Poſtenrechtes erhalten ward; ſo heißt es dennoch im 17. Artikel der in Wien am 8ten Junius 1815 unterzeichneten deutſchen Bundesacte: „Daß dieſes fürſtliche Haus in dem durch den oberwähnten Reichs-Deputationsſchluß, oder in ſpätern Verträgen beſtätigten Beſitz und Genuß der Poſten in den verſchiedenen Bundesſtaaten, ſo lange, als nicht etwa durch freie Uebereinkunft anderweitige Verträge abgeſchloſſen werden ſollten, bleibt." Befindet ſich nun gleich das Taxiſche Recht durch dieſe Verfügung noch immer

in einer ſchwankenden Lage; ſo ſichert doch der eben angeführte Artikel der Bundesacte dieſem Hauſe „in jedem Falle, in Folge des Artikels 13 des beregten Reichsdeputations-Hauptſchluſſes, ſeine auf Belaſſung der Poſten oder auf eine angemeſſene Entſchädigung gegründeten Rechte und Anſprüche zu. Dieſes ſoll (ſo heißt es am Schluſſe dieſes Artikels) auch da Statt finden, wo die Aufhebung der Poſten ſeit 1803 gegen den Inhalt des Reichsdeputations-Hauptſchluſſes bereits geſchehen wäre, in ſofern dieſe Entſchädigung durch Verträge nicht ſchon definitiv feſtgeſetzt iſt.“ Wer etwas Näheres über die reichsverfaſſungsmäßigen Verhältniſſe zwiſchen dem Tariſchen Reichsgeneral-Poſtmeiſteramte und den reichsſtändiſchen Territorialpoſten zu leſen wünſcht, wird ſich hinlänglich befriedigt ſehen, durch den dritten Abſchnitt des erſten Heftes der Pütterſchen Erörterungen und Beiſpiele des deutſchen Staats- und Fürſtenrechts (Göttingen, 1790. 8.) und durch Peſtels Gedanken von der Rechtmäßigkeit der reichsſtändiſchen Landpoſten und der Unerweislichkeit eines dieſes ausſchließenden fürſtlich Tariſchen Reichspoſtmonopolii (Rinteln, 1759. 4.). Vorzüglich iſt dieſer Gegenſtand auch bearbeitet worden von Poſſelt (in ſeiner Abhandlung: Ueber das Poſtweſen, beſonders in Deutſchland, deſſen Geſchichte, Rechte und Mängel, ſ. deſſen wiſſenſchaftliches Magazin, Kehl 1785, 1ſten Bds. 3s Stck., S. 298—321, und in ſeinen kleinen Schriften Nr. XIII.); und in den Hauſenſchen Staatsmaterialien und hiſtoriſch-politiſchen Aufklärungen, Deſſau 1784 u. 1785, S. 564—588, findet man einen umfaſſenden hiſtoriſchen Aufſatz über das Poſtweſen in Deutſchland. Ueber das Rechtliche ſiehe Klüber: das Poſtweſen in Deutſchland, wie es war, iſt und ſeyn könnte, Erlangen 1811, und: Patriotiſche Wünſche über das Poſtweſen 1814. Ein Gegenſtand allgemeiner Klagen in Deutſchland ſind jetzt (1816) die beſonders durch Vertheilung der verſchiedenen Territorien ſo ſehr erhöhten Poſttaxen.

D H.

Poſtament, Poſtement, (Piedeſtal) heißt in der Baukunſt eine verzierte (eckige oder runde) Erhöhung, worauf Statuen, Vaſen u. ſ. w. geſtellt werden. Es beſteht aus dem Fuße, aus dem darauf ruhenden eigentlichen Körper des Poſtaments und aus dem Kranze. Meiſtentheils iſt es höher als dick; doch hat öfters der Haupttheil die Geſtalt eines Würfels, deſſen Seiten willkürlich zu Verzierungen benutzt werden können.

Poſtillen werden Predigtbücher darum genannt, weil die Predigt aus den Textworten abgeleitet wird, und daher ihr Thema post illa sc. textus verba abhandelt.

Poſtulat, Forderungsſatz, heißt ein practiſcher unmittelbar gewiſſer (mithin keines Beweiſes fähiger und bedürftiger) Satz, **practiſcher Grundſatz.** Als practiſcher iſt er ein ſolcher, der die Möglichkeit einer Handlung, oder die Art und Weiſe, wie etwas bewirkt werden ſoll, ausſagt. So iſt in der **Mathematik** ein Poſtulat ein Satz, welcher die Ausführung (Realiſirung) eines Begriffs beſtimmt, eine Aufgabe, die durch ſich ſelbſt als möglich und ausführbar eingeſehen wird, z. B. um einen Punkt herum in gleichem Abſtande eine Linie zu ziehen. Die **kritiſche Philoſophie** nennt Poſtulate der practiſchen Vernunft theoretiſche aber unerweisliche Sätze, zu deren Annahme uns aber practiſche Ideen, oder unbedingte a priori geltende practiſche Geſetze beſtimmen ſollen. Der Menſch iſt frei, der Menſch iſt unſterblich, es iſt ein Gott, ſind

nach der Kantiſchen Philoſophie die drei Poſtulate der reinen practiſchen Vernunft.

Potaſche heißt das feuerbeſtändige Gewächs-Laugenſalz (Pflanzenalkali — ſ. d. Art. Alkali), welches man durch Auslaugen und Calciniren aus Holz oder gewiſſen Pflanzen erhält, die in beſonders dazu eingerichteten Oefen oder Gruben durch die Aſchenbrenner oder Aeſcherer gebrannt worden ſind. Das meiſte Salz gibt die Aſche von Birken, Roth- und Hainbuchen, Weiden, Ellern, Eſchen, Ahornbäumen und Rüſtern. Die gewonnene und in der Aſchenkammer aufbewahrte Aſche wird erſt in den Aeſchern mit kaltem Waſſer eingeweicht, darauf mit heißem Waſſer oder warmer Lauge ausgelauget. Die genugſam geſättigte Lauge wird in großen eingemauerten eiſernen Töpfen, (pots, daher der Name Potaſche) Keſſeln, oder in ſeichten Pfannen hart geſotten, bis alles Waſſer verdunſtet iſt; dann von der rothen Aſche in dem Calcinirofen gereinigt, wobei durch Regierung des Feuers das Verglaſen des Salzes zu vermeiden iſt. Die auf dem Kühlheerde erkaltete Potaſche hat eine weißbläulichte Farbe. Soll ſie ein ganz reines alkaliſches Salz werden, ſo muß man die feinſte und beſte Potaſche noch verſchiedene Male auflöſen, wieder verdunſten und anſchießen laſſen, und dann in wohlverwahrte Gefäße (Töpfe, Pötte), weil ſie die Feuchtigkeit aus der Luft an ſich zieht, verſchließen. Das angegebene Verfahren beim Potaſchbrennen iſt die zweckmäßigſte und in Deutſchland gewöhnlichſte. Die meiſte Aſche wird aus Ungarn, Mähren, Polen, Rußland über Danzig, Königsberg, Riga, Elbing u. ſ. w. zum Handel gebracht. In Rußland iſt ſie Monopol der Krone. Auf dem Harze, zu Baruth, im Heſſiſchen u. ſ. w. ſind viele Potaſchenſiedereien.

Potemkin (Gregor Alexandrowitſch Fürſt von), ruſſiſcher Feldmarſchall, geb. 1736 bei Smolensko, aus einer urſprünglich polniſchen Familie. Unter allen Günſtlingen der Kaiſerin Catharina II. war Potemkin während 32 Jahre der einzige, der ſich in den Alles dirigirenden Staatsmann verwandelte. Nach der Schilderung, die Herr von Dohm in ſ. Denkwürdigkeiten (I. S. 406, und Beil. F.) von ihm entwirft, war er jedoch nichts als ein kühner und verſchlagener Hofmann, ohne gründliche Staatskenntniſſe. Sein ſchnelles Glück, ſein mächtiger Einfluß, und die Gewalt, welche er über die Kaiſerin ausübte, ſelbſt das Orientaliſche und abſichtlich Sonderbare in ſeiner Lebensweiſe, haben in ihm oft einen außerordentlichen Mann erblicken laſſen, deſſen Fehler nur als Mißverhältniſſe ſeiner an ſich großen Eigenſchaften anzuſehen wären. Man hat ſogar in ſeiner Rohheit, in ſeinen Launen eine gewiſſe ihm eigene Originalität und in der ungebundener Frechheit, mit welcher er ſich ſeinen Leidenſchaften überließ, Größe finden wollen; allein mit Unrecht. Potemkin war durchaus kein großer Mann, weil alle ſittliche Würde ihm fehlte; er war vielmehr ein ſehr gemeiner Menſch, der, von außerordentlichen Umſtänden begünſtigt, unter großen Verhältniſſen gewirkt hat. Man verbinde mit dieſem Urtheile, was der ſehr unterrichtete Verfaſſer der Aufſätze: Potemkin der Taurier, in der Minerva des H. v. Archenholz, 1797 — 1800, der Verf. d. Schrift: Panſalvin, Fürſt der Finſterniß und ſeine Geliebte, Germanien, 1794, und der Schrift: Ruſſiſche Günſtlinge, Tübingen 1810, über Potemkin ſagen. Er hat ſeine Rolle nicht ausgeſpielt, weil weder höhere Talente, noch Charakterſtärke ſeinen Willen unterſtützten. Ein Zufall erhob ihn; und ſeine Phantaſie hielt ſeitdem Alles für mög-

lich und erlaubt. Nach dem frühen Tode ſeines Vaters nahm er Kriegsdienſte, und war nach zwei Jahren (1762) Fahnjunker in der Garde zu Pferde. Als Catharina in Uniform durch die Glieder ritt, um für ihre Thronbeſteigung die Gunſt der Truppen zu gewinnen, bemerkte Potemkin, daß ſie keine Quaſte an ihrem Degen hatte. Sogleich knüpfte er die ſeinige los, und bot ſie der Kaiſerin an. Seine Geſtalt und ſeine Aufmerkſamkeit machten Eindruck auf Catharina. Er ſelbſt wußte ſich bald in ihrer Gunſt zu befeſtigen, nachdem es ihm gelungen war, zu dem engern Kreiſe ihrer Geſellſchaft zugelaſſen zu werden. Er verdrängte ſeine Nebenbuhler, vorzüglich die Gebrüder Orlow, und vom J. 1776 an war er erklärter Liebling. Sein Hochmuth zog ihm den Haß der Orlows zu, und in einem Streite mit Alexis Orlow verlor er durch einen Schuß ein Auge. Dieß machte ihn der Monarchin um ſo werther, und da er ſich aus Klugheit von Zeit zu Zeit zurückzog, nach eigener Laune aber an den Hof zurückkehrte, ſo blieb er immer neu. Catharina ernannte ihn zum Kriegsminiſter; und ſein politiſcher Einfluß auf die ganze Staatsverwaltung begann, als er den Platz des Lieblings aufgab. Er wußte die Kaiſerin in der Meinung zu erhalten, daß er für ihre Sicherheit unentbehrlich ſey. Catharina fühlte nämlich, daß ſie von wichtigen Männern gehaßt war; ſie fürchtete ſogar ihren eigenen Sohn, dem ſie nach ſeiner Volljährigkeit den Thron zu überlaſſen verpflichtet war, und ſah daher in Potemkin, welchen der Großfürſt, Graf Panin und die Erſten der Nation haßten, nur den entſchloſſenen, vor nichts erſchreckenden Mann, welcher durch Gewalt und Kühnheit jeden Gedanken an Widerſtand niederſchlug. Sie übertrug ihm daher eine unumſchränkte Macht, vor welcher ſie zuletzt wohl ſelbſt zitterte. Gleichwohl behauptete ſich Potemkin ſeit 1776, ſechzehn Jahre hindurch, bis an ſeinen Tod, gegen alle Gegner in der unumſchränkten Beherrſchung ſeiner Monarchin. Von 1778 führte er bis an ſeinen Tod faſt ganz die Leitung der auswärtigen Verhältniſſe, wo er dem preußiſchen Syſteme, welchem Graf Panin ergeben war, entgegenwirkte. Doch ließ er Manches geſchehen, woran er Theil zu nehmen kein Intereſſe fand, oder wovon Panins gründliche Staatskenntniſſe ihn abhielten. Uebrigens handelte er auch in den auswärtigen Verhältniſſen kühn und ohne alle Rückſicht. So ließ er dem Könige Friedrich II. im J. 1782 durch den Grafen Görz den Antrag zu einer neuen Theilung des noch beſtehenden Polens machen. „Die erſte Theilung," ſagte er, „ſey nur ein Kinderſpiel geweſen; man hätte ſchon damals Alles theilen ſollen, das Geſchrei würde nicht größer geweſen ſeyn." Als der König dieſen Vorſchlag aus Rechtsgründen gänzlich von ſich wies, war dieß dem Fürſten Potemkin ſo unerwartet, daß er nach dreimaliger Durchleſung dem Miniſter das königliche Schreiben mit den Worten zurückgab: „nie hätte ich geglaubt, daß König Friedrich romantiſcher Ideen fähig ſey." Welchen Sinn Potemkin für Völker- und Menſchenrecht hatte, bewies er bei der gewaltſamen Unterdrückung der Crimm im J. 1783. Als die Tataren ſich weigerten, der Kaiſerin zu huldigen, erhielten die Generale Befehl, die Widerſpenſtigen niederzuhauen. Ein General weigerte ſich, dieß zu thun, weil „er kein Scharfrichter ſey;" aber Paul Potemkin, ein Verwandter des Fürſten, vollzog den Auftrag und ließ 30,000 Männer, Weiber und Kinder einfangen und niedermetzeln. Als Generalgouverneur von Taurien behandelte Potemkin die Tataren mit der grauſamſten Willkür, und entvölkerte

dadurch die Provinz. Obgleich er weder die Talente noch die Kenntniſſe eines Feldherrn beſaß, ſo ſtand doch jeder Feldherr, ſo berühmt er auch durch ſeine Siege ſeyn mochte, und das ganze Kriegsheer unter ſeinem unumſchränkten Befehl. Der höhere Zweck des Staatenwohls war ihm fremd. Eben ſo wenig mit den äußern Verhältniſſen des Reichs bekannt, als mit der innern Verwaltung, entſchied er doch immer allein, was die Ehrſucht und Eitelkeit der Selbſtherrſcherin innerhalb ihres Reichs oder gegen fremde Mächte unternehmen ſollte. Er ſelbſt kannte nichts, als äußern, die Augen der Menge blendenden Glanz, mit dem er ſich bedeckte, während er ihn nachläſſig zu verachten ſchien. Er ſtrebte allein der Mächtige zu ſeyn, und wußte dieß mit plumpem Uebermuthe zu zeigen, indem er jeden durch Verdienſt, Geburt oder Reichthum ausgezeichneten Mann durch Grobheit niederdrückte und ohne Rückſicht auf Rang die Eingebornen mit Worten und Schlägen mißhandelte. Auch die Vorſtellungen angeſehener Fremden, oder der Geſandten unabhängiger Mächte hörte er, wie Bitten ſeiner Untergebenen, mit dem wegwerfenden Stolze eines übermüthigen Herrſchers an. Gegen die Kaiſerin bewies er ſolchen Trotz, daß man zu erzählen wagte, er habe ſeine Gebieterin geſchlagen. Gewiß iſt, daß er ihren Wünſchen ſich oft laut widerſetzte, und gefliſſentlich das Gegentheil that. Dagegen täuſchte er ſie wiederum durch die kühnſten, auf ihren Charakter berechneten Schmeicheleien. Als Catharina im J. 1787 nach Taurien reiſete, um dieſe neue Provinz zu ſehen, waren auf Potemkins Anordnung längs der Land- und Waſſerſtraße hin und wieder Scheinſtädte und Dörfer aufgeſchlagen, und die Einwohner der umliegenden Gegend in ihren Feierkleidern dahin aufgeboten. Bei der Eile hatte die Monarchin nicht Zeit, die Sache zu unterſuchen, und Potemkins Abſicht, ihr eine ausnehmende Idee von den Fortſchritten der Cultur in dem ihm anvertrauten Gouvernement und von dem Wohlſtande der Einwohner zu machen, war erreicht. Ein anderes Mal ſoll er dieſelben Regimenter an verſchiedenen Tagen in verſchiedenen Uniformen vor der Kaiſerin gemuſtert haben, um ihr die Vollzahl des Heeres zu zeigen. Der Fürſt von Ligne entwarf von ihm in dem Lager vor Oczakow, im Auguſt 1788, ein Bild, das, ſo ſehr es auch ins Schöne gemalt iſt, und in Gegenſätzen ſchimmert, doch den allmächtigen Günſtling im Glanze ſeiner Größe als ein verzogenes Kind des Glücks, ohne innere Cultur und Charakter, roh, wild, ausſchweifend, launiſch, unwiſſend, aber ausgezeichnet durch eine gewaltige Natur, in der Hofkunſt als einen Proteus zeigt. Der preußiſche Geſandte, Graf von Görz, ſagt von ihm: C'est un homme qui a du génie et des talens, mais dont l'esprit et le caractère n'invitent pas à l'aimer ni à l'estimer. Doch richtete Potemkin ſeine Aufmerkſamkeit auch auf nützliche Gegenſtände. Er ſoll ſeiner Monarchin vorgeſchlagen haben, die Crimm in Beſitz zu nehmen, und am Dnepr, 10 Stunden von Oczakow, im J. 1778, den Grund zu der Stadt Cherſon zu legen. In Taurien führte er mehrere Fruchtbäume ein, und legte bei Soubac die große Branntweinbrennerei an. Auch verdankt ihm Petersburg eine Glas- und Spiegelmanufactur, die an Größe und Schönheit ihrer Producte der zu Venedig und Paris gleichkommt. Ueberhaupt ſchätzte Potemkin die Künſte, liebte leidenſchaftlich die Muſik, und hatte überall 80 Muſiker in ſeinem Gefolge. Im Beſitz von unermeßlichen Ländereien und mehrern Kiſten voll Juwelen und Bankbillets von allen handelnden Nationen Euro-

pa's, erkaufte er noch dazu, ohne ſie zu bezahlen, die reichen Verlaſſenſchaften der Fürſten Lubomirski und Sapieha in Podolien und Litthauen. Seine Oberſtatthalterwürde von Taurien und die eines Großadmirals vom ſchwarzen Meere waren mit beträchtlichen Einkünften verbunden. Seit 1776 war er deutſcher Reichsfürſt. In der Folge wollte er Herzog von Curland werden. Friedrich II. ließ ihm hierzu ſeine Mitwirkung anbieten; allein Potemkin erklärte, daß theils dieſe Beſitzung ihm nicht genüge, theils es nur von ihm abhängen würde, ſie zu erhalten, ohne deßhalb den König zu bemühen. Auch ſpottete er über die einfache Lebensweiſe dieſes Monarchen, und als er von ihm den ſchwarzen Adlerorden ſpäter, als er ihn erwartet haben mochte, erhielt, ſagte er wegwerfend: „er ſey zwar dem Könige ſehr verbunden, doch wiſſe er in der That nicht, wie er die Menge von Auszeichnungen der Art, die er ſchon habe, gehörig neben einander ordnen ſolle.“ Im. J. 1787 ertheilte ihm Catharina den Ehrennamen des Tauriers (Tawritſcheskoi). Seinem Hochmuthe fehlte jetzt noch das Band des St. Georgen-Ordens, welches nur einem Oberfeldherrn nach einem Siege zu Theil werden konnte. Er reizte daher im J. 1787 die Pforte zur Kriegserklärung. Das ſogenannte orientaliſche oder griechiſche Syſtem und die Vertreibung der Türken aus Europa war ſein Lieblingsgedanke, deſſen Ausführung ſeit Catharina's berühmter Reiſe nach Taurien (Januar bis Juni 1787) und ſeit ihrer Verbindung mit Joſeph II. ihm nahe ſchien. Er ſelbſt hoffte dann die Moldau und Wallachei als ein unabhängiges Fürſtenthum unter Rußlands Schutz zu erhalten. Als der Krieg ſeinen Anfang nahm, ſtand Potemkin mit unumſchränkter Gewalt an der Spitze eines Heeres von 150,000 Mann, unter ihm dienten ausgezeichnete Feldherrn. Der Krieg ward in den Ebenen vor Oczakow, der Kuban und der kleinen Tatarei mit wilder Zerſtörungswuth geführt. Hunger und Peſt vermehrten die allgemeine Noth; dennoch unternahm Potemkin die Belagerung von Oczakow (vom Juli b. d. 17. December 1788). Wie Potemkin ſich hier zeigte, eitel und verwegen, großartig und klein, hochfahrend und ſchmeichleriſch, offen und falſch, erzählt der Fürſt von Ligne in ſeinen Briefen aus dem Lager vor Oczakow. Die Kälte ſtieg bis zu einem für dieſe Gegenden ungewöhnlich hohen Grade, und die Ruſſen mußten ſich in der Erde Höhlen zu Hütten ausgraben. Potemkin wagte endlich einen entſcheidenden Streich, um nicht zur Aufhebung der Belagerung gezwungen zu ſeyn. In der Nacht vom 17ten December eroberte er die bis auf eine ſchmale Mauerlücke faſt unverſehrte Feſtung mit Sturm, der aber ohne das Auffliegen eines großen Pulvermagazins wohl nicht gelungen ſeyn möchte. Das Blutbad war furchtbar; die Stadt wurde drei Tage lang geplündert; mehr als 30,000 Menſchen kamen auf beiden Seiten ums Leben; Potemkin aber erhielt das große Band des h. Georgs, ein Geſchenk von 100,000 Rubeln, den Titel eines Koſacken-Hetman und einen mit Diamanten beſetzten und mit Lorbeerzweigen umwundenen Commandoſtab. Als er hierauf im März 1791 nach Petersburg zurückkehrte, ließ die Kaiſerin ihm zu Ehren glänzende Feſte veranſtalten, ſchenkte ihm den tauriſchen Palaſt, und ein mit Diamanten beſetztes Kleid. Geſättigt von Glanz und Pracht begab er ſich auf den Friedenscongreß zu Jaſſy, wo die Präliminarien zwiſchen der Pforte und Rußland d. 11. Auguſt 1791 abgeſchloſſen, aber erſt den 9. Januar 1792 in einen Definitivfrieden verwandelt wurden. Während der Unter-

handlungen ließ der Großvezier Juſſuf Paſcha ihn erſuchen, von einigen Friedensbedingungen etwas nachzulaſſen, weil er ſonſt in ihnen zugleich ſein Todesurtheil zu unterſchreiben fürchten müßte. Trotz dieſer Bitte gab Potemkin eine abſchlägige Antwort. Indeß erlebte der Urheber dieſes Krieges nicht den Friedensſchluß. Potemkin wurde von der im Feldlager herrſchenden Krankheit befallen, achtete nicht auf den Rath der berühmteſten Aerzte von Petersburg, die er bei ſich hatte, ſondern ſetzte ſeine ausſchweifende Unmäßigkeit fort. Da ihm die Luft von Jaſſy nachtheilig ſchien, wollte er nach Nicolaeff gehen; kaum hatte er aber nach dem erſten Nachtlager drei Stunden Weges zurückgelegt, ſo wurde ihm unwohl. Er ſtieg aus dem Wagen, und gab in den Armen ſeiner Nichte, der Gräfin Bronicka, geb. von Engelhardt, unter einem Baume d. 16. October 1791 ſeinen Geiſt auf. Sein Leichnam wurde nach Cherſon gebracht, wo die Kaiſerin 100,000 Rubel zur Errichtung eines Mauſoleums für ihn beſtimmte. — Wenn man den ſittlichen Werth dieſes Mannes würdigt, ſo zweifelt man, ob Catharina den Beinamen der Großen verdiene, da ſie das Wohl von vielen Millionen, und ſich ſelbſt einem ſolchen Manne unterordnen konnte. Bis zum Ueberdruß geſättigt durch jede ſinnliche Luſt, ſetzte Potemkin ſeine Größe darein, ſich keine verſagen zu dürfen, und mit gränzenloſer Vergeudung der Staatsgelder, mit muthwilliger Aufopferung des Lebens anderer Menſchen, jede Laune des Augenblicks zu befriedigen. Ob ihm gleich die Monarchin in jedem Wunſche zuvorkam, und die Summen baaren Geldes, die ſie ihm ſchenkte, allen Glauben überſteigen, war er doch niedrig genug, das ihm für andere Zwecke anvertrauete Geld für ſich zu behalten, ſogar Zahlungsbefehle der Kaiſerin an die Caſſen zu erdichten, um Gelder an ſich zu reißen, die für die Bedürfniſſe des Staats unentbehrlich waren. Auch von fremden Mächten ließ Potemkin ſich erkaufen (ſ. v. Dohm a. a. O. II. 108), um die Beförderung ihrer Abſichten zu verſprechen, deren Einfluß auf das Wohl des Reichs zu beurtheilen ſeine Einſicht zu beſchränkt war. Im Beſitze eines Vermögens, das man nach ſeinem Tode auf 50 Millionen Thlr. ſchätzte, und die größten Summen mit Verachtung im Spiele oder ſonſt aus Laune wegwerfend, pflegte er diejenigen nicht zu bezahlen, die für ſeine Bedürfniſſe gearbeitet hatten. Die Kaufleute achteten ſich für verloren, denen der Befehl wurde, Waaren für Potemkin zu liefern, und knieend ſah man ſie flehen, ſie ihres Eigenthums nicht ganz zu berauben. Man irret nicht, wenn man die ungeheure moraliſche Verderbtheit derer, welchen unter Catharinens Regierung die meiſte Gewalt anvertraut war, und welcher Panin bei ſeiner Indolenz nur ſchwach entgegenwirkte, zum Theil ſich aus Pomtemkins Beiſpiel erklärt. K.

Potenz iſt in der **Rechenkunſt** das Product aus lauter gleichen Factoren. Wenn man nämlich eine Zahl (alsdann die Wurzelzahl genannt) mit ſich ſelbſt multiplicirt, ſo wird eben dieſe Wurzel zu einer eben ſo vielten Potenz erhoben, als vielmals dieſe Multiplication geſchieht. Man bezeichnet die Potenz durch den **Exponenten** (ſ. d. Art.). — In der **Mechanik** heißt Potenz jede erhaltende oder bewegende Kraft, z. B. der Hebel, der Keil u. ſ. w.; in der **Medicin**, auf den menſchlichen Körper einwirkende Kräfte; in der Schellingiſchen **Philoſophie**, Stufen oder Grade der Entwickelung des Unendlichen im Endlichen.

Pothier (Robert Joſeph), Rath beim Landgerichte von Or-

leans, geboren daſelbſt 1699, geſtorben 1772, einer der gründlichſten Kenner des römiſchen und franzöſiſchen Rechts. Er erwarb ſich großen Ruhm dadurch, daß er die in den Sammlungen Juſtinians enthaltenen Maximen und Grundſätze des römiſchen Rechts in eine natürliche und methodiſche Ordnung brachte. Dieſe große Arbeit führte er in ſeinen *Pandecten* aus, die zur Schande ſeines Vaterlandes dort nie gehörig geſchätzt wurden, während man ſie im Auslande nach Verdienſt würdigte. Seine tiefe Kenntniß des ſo verwickelten, in ſeinen Principien ſo verworrenen und unſichern Droit coutumier bewies Pothier durch ſeine Introduction à la Coutume d'Orléans und den ſie begleitenden Commentar. Aber am berühmteſten machte er ſich durch ſeine Traités, die er über verſchiedene Theile des Rechts verfaßte. Der erſte, der den übrigen gleichſam zur Grundlage dient, iſt der Traité des Obligations, in welchem man, wie in den folgenden, einen methodiſchen Geiſt, ein ſolides Räſonnement, klare und beſtimmte Erörterungen, und überdieß eine reine und ſtrenge Moral findet, mit welcher ſein Leben übereinſtimmend war. Er war zum Lehrer des franzöſiſchen Rechts auf der Univerſität Orleans ernannt worden. So gewiſſenhaft er dies Amt verwaltete, ſo nahm er doch die damit verbundene Beſoldung nicht an, ſondern beſtimmte ſie zu Belohnungen für die fleißigſten unter ſeinen Zuhörern. Er entſchädigte einſt eine Partei, welche ihren Prozeß verloren hatte, weil er fand, daß er ein Actenſtück überſehen hatte, das ihm von entſcheidender Wichtigkeit ſchien. Seine zahlreichen Werke ſind nur zum Theil gedruckt worden.

Potier, (Charles), geb. 1775, komiſcher Schauſpieler in Paris, der neben und mit Brunet ſchon ſeit mehrern Jahren das Entzücken Frankreichs und aller Fremden iſt, welche Paris beſuchten. Seine Vorſtellungen werden, wie die des ehemals gleich berühmten Carlin, als Heilmittel gegen die Melancholie anempfohlen. Potier war anfangs beſtimmt Brunet's Stelle zu erſetzen, der die Jocriſſen ſpielt, entwickelte aber bald eine ganz eigene Manier, ſo daß die Dichter, welche für jenes Theater arbeiten, eine eigene poſſirliche Rollengattung für ihn ſchufen, die ſich kaum beſchreiben läßt. Es ſind meiſtens linkiſche Neulinge, und nicht zur ganz gemeinen Claſſe gehörige Dummkopfe, welche beſonders in alle Arten lächerlicher Verlegenheiten kommen, die er mit verſchiedenen und eigenthümlichen Nuancen darſtellt. Sein Spiel zeichnet ſich durch vollkommene Aneignung des Charakters und lebhaftes Herausheben aller Hauptmomente der Situationen, bei möglichſter Einfachheit der äußern Geberden und Mannichfaltigkeit in der Darſtellung aus. Eine der beliebteſten Rollen Potiers iſt die in dem artigen Stück: le ci-devant jeune homme. Er verließ 1818 die Variétés und ging zum Theater à la porte St. Martin, von welchem er zugleich der Adminiſtrator geworden iſt. Man hat eine Sammlung ſeiner vorzüglichſten Boumots herausgegeben, da er gleich Brunet im Improviſiren von Calembourgs eine große Stärke hat.

Potocki. In dieſer alt-polniſchen Familie zeichnet ſich vorzüglich aus: I. Graf *Paul*, Kaſtellan von Kaminiec in Podolien, ein durch Staatsklugheit und Gelehrſamkeit bedeutender Mann, im 17ten Jahrhunderte. Seine Schriften gab der Kron-Großreferendarius Graf Joſeph Andreas *Zaluski* heraus, und fügte eine Genealogia Potockiana hinzu. II. Graf *Anton*, des Vorigen Enkel,

Sohn des Woiwoden von Smolensk Gr. Alexander Potocki, und Bruder des Erzbiſchofs von Gneſen, Primas von Polen, Theodor Potocki. Er war Geſandter des Königs Auguſt II. bei der ruſſiſchen Kaiſerin Anna Iwanowna, hierauf Woiwode von Belzk, und unter Auguſt III. Marſchall des Adels, und Oberhofmarſchall der Königin. Seine Reden, die man für muſterhaft hält, ſind zum Theil in Danenkowicz's Suada Polona abgedruckt. III. Graf Stanislaus Felix, Großfeldherr der polniſchen Artillerie, ein durch ſeinen Reichthum vielvermögender Mann, welcher großen Antheil an den polniſchen Unruhen im J. 1788 nahm. Hartnäckig beharrete er auf der alten Staatsform der Republik, in welcher der Adel beinahe geſetzlos die höchſte Gewalt ausübte, und arbeitete der neuen, vom Reichstag beſchloßnen Verfaſſung, vom 3ten Mai 1791, entgegen; eine Urkunde, von deren Beſtand Jedermann die Wiederherſtellung des zerrütteten Polens erwartete. Allein eben deßhalb mißfiel ſie dem ruſſiſchen Cabinet; und Potocki vergaß ſo ſehr die Pflicht gegen ſein Vaterland, daß er, nachdem er zum Umſturz jenes Grundgeſetzes die targowiczer Conföderation geſtiftet, und in dieſer Abſicht nach Wien, Jaſſy und Petersburg Reiſen unternommen hatte, endlich mit dem ruſſiſchen Hofe in Verbindung trat. Hierauf erließ er, vereinigt mit Rzewucki und Branicki, im Mai 1792, zu Targowicz eine offene Erklärung gegen die Conſtitution vom 3ten Mai, ſchloß ſich an die ruſſiſche Armee an, und erlangte ſolchen Anhang, daß ſelbſt der ſchwache König Stanislaus Auguſt (ſ. Poniatowsky) dem targowiczer Vereine beitrat, worauf der unter Rußlands Einfluß ſtehende, und von Potocki geleitete Reichstag zu Grodno gehalten wurde. Dieſer hob die monarchiſche Conſtitution vom 3ten Mai auf, und unterſchrieb die Theilung des Landes. (S. Polen). Mehrere Polen haben geglaubt, es ſey Potocki's Abſicht geweſen, die Krone Poniatowsky'n zu entreißen, und auf ſein Haupt zu ſetzen. Seit 1793 übertrug ihm Catharina II. mehrere wichtige Geſchäfte in Polen, und belohnte ihn mit dem Alexander-Newski-Orden. Als aber im J. 1794 die cracauer Conföderation, unter Kosciuszko, Kolontay, Ignaz Potocki u. A. die Vertreibung der Ruſſen aus Warſchau und Wilna zur Folge gehabt hatte, floh er nach Rußland. Das höchſte Gericht der Republik machte ihm den Prozeß, und verurtheilte ihn als einen Verräther des Vaterlandes zum Tode. Sein Vermögen wurde eingezogen, und ſein Bildniß an den Galgen geſchlagen. Suwarow's Siege vernichteten aber auch dieſe Beſchlüſſe. Catharina II. ernannte ihn 1795 zum Oberfeldherrn; er lebte ſeitdem meiſtens auf ſeinen Gütern, und ſtarb daſelbſt im J. 1803. — IV. Graf Ignaz, Vetter des Vorigen, geb. 1751, Großmarſchall von Litthauen, verband Vaterlandsliebe mit einem feſten Charakter. Entſchloſſen ſein Vaterland aus dem Zuſtande ſeiner politiſchen Erniedrigung zu reißen, vereinigte er ſich im J. 1788 mit Malachowski, Kolontay u. A., welche, zum Theil von dem Italiener Piatoli geleitet, die treffliche Conſtitution vom 3. Mai 1791 entwarfen. Er bewirkte auch, daß der König ſich für dieſelbe erklärte, bemühte ſich aber vergebens, ſeinen Vetter Felix dafür zu gewinnen. Im Juni 1792 ging er nach Berlin, um den daſigen Hof zur Theilnahme an dem Schickſale des von Rußland bedrohten Polen zu bewegen, und wandte Alles an, um den Fortſchritt der targowiczer Conföderation zu hemmen. Seine Feſtigkeit hielt auch den König Stanislaus aufrecht. Als aber die ruſſiſchen Truppen vordrangen, unterwarf ſich Stanislaus Auguſtus der Kaiſerin; Potocki mußte flie-

hen und ward ſeines Vermögens beraubt. Kaum hörte er aber von Kosciuszko's Unternehmen im Mai 1794, ſo verließ er Dresden, und begab ſich über Cracau nach Warſchau, wo er zum Range eines Oberfeldherrn erhoben, einen hohen Nationalrath errichten half, in welchem er, mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt, bis zur Einnahme Praga's durch die Ruſſen (ſ. Praga) ſehr thätig war, und vorzüglich als Mitglied der Schulcommiſſion treffliche Grundſätze befolgte. (Er überſetzte die Logik von Condillac, und führte ſie als Lehrbuch in den polniſchen Schulen ein, auch ließ er mehrere Gelehrte auf ſeine eigenen Koſten reiſen). Im Vertrauen auf den Inhalt der mit Suwarow abgeſchloſſenen Capitulation von Warſchau, war er in dieſer Stadt geblieben, wurde aber im December verhaftet, und als Staatsgefangener nach Schlüſſelburg in Rußland gebracht, wo ihm erſt nach Catharinens Tode 1796 Paul I. die Freiheit wieder gab. Er zog ſich hierauf nach Galizien zurück, wo er unter Aufſicht blieb, bis er im J. 1809 in das öffentliche Leben aufs neue eintrat, und ſich ganz dem Wohle ſeines, wie er glaubte, wiederhergeſtellten Vaterlandes widmete. Er trug vorzüglich zur Erhebung des Bürgerſtandes durch Vernichtung der Leibeigenſchaft und durch Unterricht des Volks bei. Er ſtarb den 30ſten Auguſt 1809, als er an der Spitze der Abgeordneten des Herzogthums Warſchau ſich zu dem Kaiſer Napoleon nach Wien begeben hatte. — V. Graf Stanislaus Koſtka, des Vorigen Bruder, zeichnete ſich durch Einſichten und Beredſamkeit auf den polniſchen Reichstagen, in den J. 1788 und 1792, aus. Er war General der Artillerie, und ein Freund der Conſtitution vom 3ten Mai, zog ſich aber, nachdem König Stanislaus der targowiczer Conföderation ſich angeſchloſſen hatte, nach Oeſterreich zurück. Ohne hierauf weitern Antheil an den polniſchen Ereigniſſen zu nehmen, widmete er ſich dem Studium der Künſte und den Wiſſenſchaften, bis im J. 1807 das Herzogthum Warſchau errichtet wurde. Er begab ſich jetzt in ſein Vaterland, und wurde Mitglied der gelehrten Geſellſchaft zu Warſchau. Seine Thätigkeit für die geiſtige Bildung ſeiner Nation, als Mitglied und Präſident der Oberſchul- und Erziehungsdirection, oder wie ſie jetzt heißt, der Commiſſion der Aufklärung, war und iſt fortdauernd unermüdet. Auch war er es, der als Präſident des Raths von Warſchau, nach der zur Wiederherſtellung Polens im J. 1812 errichteten polniſchen General-Conföderation, bei Eröffnung des Reichstags am 26ſten Juni die Einweihungsrede hielt. Im J. 1815 wurde er vom Kaiſer Alexander zum Miniſter des Cultus und des öffentlichen Unterrichts ernannt. Er heißt in Polen, ſeiner großen Rednertalente wegen, princeps eloquentiae. Sein Haus in Warſchau iſt eins der erſten und glänzendſten (de Pradt ſagt von ihm: c'est un véritable grand Seigneur); und ſeine Gemahlin, eine geborne von Lubomirska, iſt eine der geiſtreichſten und gebildetſten Frauen des Königreichs. Zu ſeinen vorzüglichſten Schriften gehört ſein Werk über Beredſamkeit und Styl (Warſchau 1815, 1 Band); ferner ſeine treffliche Bearbeitung des Winkelmann von der Kunſt der Alten, in polniſcher Sprache (Warſchau 1815.) K.

Potoſi, Hauptſtadt der gleichnamigen Intendantſchaft, welche zu dem ſpaniſchen Vicekönigreich de la Plata in Südamerika gehört. Sie liegt auf der Südſeite des Gebirges Potoſi, hat zwei Stunden im Umkreiſe und gegen 70,000 Einwohner, Spanier, Creolen, Mulatten und Indianer, iſt anſehnlich und gut gebaut, mit breiten, ge-

raden Straßen, prächtigen Kirchen und Klöſtern. Die Umgegend iſt durchaus unfruchtbar, ſo daß weder Getreide, noch Gemüſe, noch Obſt, noch Gras wächſt. Silber und Gold ſind die einzigen Erzeugniſſe, für welche alle Lebensbedürfniſſe im Ueberfluß aus den benachbarten Provinzen herbeigeſchafft werden. Die Menge der Indianer und Fremden, welche der Bergbau hieher zieht, iſt ſehr groß, ſo wie der Reichthum der Privatperſonen und die Schätze der Kirchen unermeßlich ſind. Es herrſcht daher hier viel Ueppigkeit und Luxus. Die berühmten Gold- und Silberminen Potoſi's befinden ſich in einem Bezirke, der ſechs Meilen im Umkreiſe hat, und lieferten ſeit 1544 bis 1800 die ungeheure Summe von 1437 Millionen Thaler. Ungeachtet dieſe Bergwerke ſo lange bearbeitet worden ſind, ſo ſind ſie doch bis jetzt nicht erſchöpft, ſondern enthalten noch immer einen großen Schatz, beſonders an Silber. Noch bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts gaben ſie jährlich eine Ausbeute von 2000 Mark Gold und 600,000 Mark Silber. Nicht weit von der Stadt ſind einige warme Bäder, die fleißig beſucht werden. Die Spanier ſind bis jetzt noch im Beſitze von Potoſi, wiewohl ſich der größte Theil des Vicekönigreichs de la Plata ihrem Gehorſame entzogen, und ſich zu einem eigenen unabhängigen Staate conſtituirt hat.

Potpourri heißt eigentlich ein Gericht von allerhand Fleiſch, das weich zuſammengekocht iſt; dann nennt man auch ein Geſchirr oder einen Topf mit verſchiedenen wohlriechenden Blumen und Kräutern, endlich auch jedes Gemengſel, das unter und in einander geworfen iſt, Potpourri, z. B. ein muſikaliſches Potpourri, d. i. ein aus mehrern (größtentheils bekannten) Stücken zuſammengeſetztes Tonſtück; die geſchickte Verbindung und niedliche Ausführung ſoll es zu einem artigen Spiele erheben. Gewöhnlich iſt dieſes aber bei den ſogenannten komiſchen Potpourri's oder Quodlibets nicht der Fall.

Potsdam, die zweite königlich preußiſche Reſidenzſtadt und Hauptſtadt eines zur Provinz Brandenburg gehörigen Regierungsbezirkes, vier kleine Meilen von Berlin, liegt an dem Einfluſſe der Nuthe in die Havel, auf einer vier Meilen im Umfange habenden Inſel, welche von der Havel, einigen Seen und einem Canale gebildet wird. Sie beſteht aus der Alt- und Neuſtadt, zu der auch der Kiez, die Friedrichsſtadt und das holländiſche Revier gehören und vier außerhalb der Mauer liegenden unbeträchtlichen Vorſtädten, und hat ſieben Brücken über den aus der Havel kommenden und wieder in dieſelbe führenden Canal, fünf Kirchen, 1700 Häuſer und 17,400 Einwohner. Die Könige Friedrich Wilhelm I. und II, und beſonders Friedrich II. haben an den Anbau dieſer Stadt große Summen gewendet, ſo daß ſie jetzt, nächſt Berlin, die ſchönſte Stadt der preußiſchen Monarchie, aber dennoch menſchenleer und nahrungslos iſt. Potsdam iſt ſchön gebaut; die prächtigſten Straßen ſind die breite Straße, die Waiſenſtraße, die Lindenſtraße, die Pflugſtraße, die Brandenburgerſtraße, die Burgſtraße. Vor den meiſten Thoren ſind ſchöne Alleen angepflanzt, und weiter hin, größtentheils an der Havel, ſind Wälder, buſchigte Hügel und Weinberge. Von einigen benachbarten Bergen hat man ſchöne und abwechſelnde Ausſichten nach der Stadt über die ſehr breite Havel nebſt einigen Seen, nach verſchiedenen Dörfern und nach den königlichen Gärten, Wäldern, Luſtſchlöſſern und Häuſern, welche zum Theil wieder auf kleinen Anhöhen liegen. Auch an ſchö-

nen öffentlichen Plätzen fehlt es der Stadt nicht; die vorzüglichſten ſind der Wilhelmsplatz, mit Pappeln, Linden und andern Bäumen bepflanzt, in verſchiedene Gänge eingetheilt und mit einer Hecke eingefaßt; die Plantage am Baſſin, gleichfalls mit Linden bepflanzt und mitten im Baſſin mit einem Gebäude nach holländiſcher Art auf einer mit Werkſtücken eingefaßten Inſel, wo Friedrich Wilhelm I. ſeine Tabacksgeſellſchaften hielt; die Garniſonsplantage, ein gleichfalls mit Bäumen beſetzter Platz, und der alte Markt am Schloſſe, mit ſchönen Gebäuden umgeben. In der Mitte ſteht ein Obelisk von weißem und rothem Marmor, 74 Fuß hoch; an den vier Seiten ſind die Bruſtbilder Kurfürſt Friedrich Wilhelms, der Könige Friedrichs I., Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. Unter den öffentlichen Gebäuden iſt vorzüglich das königliche Schloß in der Altſtadt bemerkenswerth, welches Kurfürſt Friedrich Wilhelm zu bauen anfing und Friedrich II. vollendete. Es iſt ein längliches Viereck, das aus drei Geſchoſſen beſteht. Das Hauptportal iſt auf dem alten Markte und die Hauptfaçade auf der Garten- und Havelſeite. Bemerkenswerth ſind die Säulencolonnaden auf der Seite gegen die lange über die Havel führende Brücke und zwiſchen der Mitte des Flügels und dem königlichen Reitpferdeſtalle; die erſtere beſteht aus 20 und die andere aus 32 freiſtehenden korinthiſchen Säulen mit dazwiſchen ſtehenden Gruppen und Statuen. Das Rathhaus hat Friedrich II. nach dem Muſter des amſterdamer 1754 erbauen laſſen. Auf der Mitte des Gebäudes ſteht der Thurm mit einer Kuppel, worauf ein kupferner Atlas in Rieſengröße ſteht, der die Weltkugel trägt, und beides iſt von getriebenem Kupfer und vergoldet. Auf der Waiſenſtraße, einer der längſten Straßen Potsdams, ſteht das große königliche Militärwaiſenhaus, in welchem über 600 Kinder und außerhalb noch von demſelben über 2000 Kinder von Militärperſonen verpflegt werden. Dieſes vier Geſchoß hohe Gebäude macht mit dem landſchaftlichen Hauſe ein großes Viereck aus. Von den Kirchen ſind beſonders merkwürdig: die Hof- und Garniſonkirche, auf deren Thurme, wohin 365 Stufen führen, ein ſchönes Glockenſpiel angebracht iſt, welches 12,000 Thaler gekoſtet hat. Unter der marmornen Canzel ruhen Friedrich Wilhelm I. in einem marmornen und Friedrich II. in einem zinnernen Sarge; die heilige Geiſtkirche mit einem hohen prachtvollen Thurme, die lutheriſche Stadtkirche zu St. Nicolai, und die franzöſiſche reformirte Kirche, nach dem Muſter des Pantheons zu Rom erbauet. Auch das Schauſpielhaus und das neue große Armen- und Krankenhaus müſſen hier noch angeführt werden. Die wichtigſte Induſtrieanſtalt iſt die Gewehrfabrik, welche bis jetzt die einzige in der preußiſchen Monarchie war. Die in Spandau geſchmiedeten Flintenläufe werden hier geſchäftet und equipiret, die Gewehre mit Schlöſſern und allem Uebrigen verſehen, und völlig in fertigen Stand geſetzt. Gegenwärtig beſchäftigt dieſe Fabrik gegen 150 Arbeiter. Das lange vier Geſchoß hohe Gebäude nimmt mit den zu dieſer Fabrik gehörigen Häuſern eine ganze Straße ein. Die übrigen Fabriken, deren verſchiedene, als in Tabak, Baumwolle, Seidenzeugen, Bleiſtiften, Leder, Tuch, Wachsleinwand ꝛc., ſich hier befinden, ſind von weit geringerer Bedeutung. Durch das brandenburger Thor, welches aus einem ſchönen mit freiſtehenden corinthiſchen Säulen gezierten Triumphbogen nach dem Muſter des Trajaniſchen in Rom beſteht, gelangt man nach dem berühmten königlichen Luſtſchloſſe Sansſouci (ſ. d. Art.)

Pott (Johann Heinrich), ein ausgezeichneter Chemiker, geb. zu Halberſtadt im J. 1692. Er bezog 1709 die Univerſität Halle, um Theologie zu ſtudiren, aber die entſchiedenſte Neigung zog ihn zur Chemie, in der er des berühmten Stahls Unterricht genoß. Seine Inauguraldiſſertation De sulphuribus metallorum, in welcher er den Weg zu einer verbeſſerten Theorie der Chemie bahnte und eine Menge lehrreicher Verſuche und neuer Ideen mittheilte, verſchaffte ihm bereits eine Stelle unter den geſchickteſten Chemikern ſeiner Zeit. Die königliche Akademie zu Berlin ernannte ihn zu ihrem Mitgliede und 1737 ward er Profeſſor der Chemie am königlichen Collegio medico und chirurgico daſelbſt. Seitdem war er in ſeiner Wiſſenſchaft, um die er ſich durch viele wichtige und merkwürdige Verſuche, Entdeckungen und Verbeſſerungen bleibende Verdienſte erwarb, ununterbrochen thätig. Beſonders beſchäftigte ihn die Unterſuchung und Kenntniß der Mineralkörper, worin er und ſein Zeitgenoſſe Henkel die glücklichſten Fortſchritte machte. Insbeſondere iſt Pott als der erſte Urheber der berliner Porcellanfabrik anzuſehen. Von ſeinen Schriften iſt die wichtigſte ſeine Lithogeognosia in 3 Bänden 8., 1754. Mehrere Abhandlungen enthalten die Schriften der Akademie; andre ſind in einzelnen Sammlungen erſchienen.

Pottaſche, ſ. Potaſche.

Potter (Paul), ein berühmter Mahler, geb. zu Enkhuiſen im J. 1625. Er machte in der Mahlerkunſt, in der ſein Vater ihn unterrichtete, ſo ſchnelle und tüchtige Fortſchritte, daß er ſchon in ſeinem funfzehnten Jahre gekannt war. Seine Gegenſtände waren Landſchaften, ausgeſtattet mit Hausthieren, die er mit kaum von einem Andern erreichten Wahrheit mahlte. Allenthalben erblickt man in der Behandlung Geiſt und Freiheit; die Nachläſſigkeit im Laubwerk iſt ſeiner Manier eigen. Erſchöpft durch übermäßiges Arbeiten ſtarb er ſchon 1654 zu Amſterdam. Seine Werke ſind ſelten und ſtehen in ſehr hohen Preiſen.

Pouſſin (Nicolas), einer der berühmteſten franzöſiſchen Hiſtorien- und Landſchaftsmahler, geboren zu Andelys in der Normandie im J. 1594, ſtammte aus einer edeln aber ſehr armen Familie. Er machte ſeine erſten Studien unter ſehr mittelmäßigen Meiſtern, aber mit ausgezeichneten Fortſchritten. Sein Verdienſt war bereits anerkannt, und verſchaffte ihm zahlreiche Aufträge, als er aus Verlangen, ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen, nach Italien ging. Der Dichter Marini lernte ihn zu Rom kennen, trat mit ihm in ein freundſchaftliches Verhältniß, und flößte ihm Geſchmack an den Dichtern Italiens ein, in denen Pouſſin reichen Stoff für ſeine Compoſitionen fand. Nach Marini's Tode fehlte es Pouſſin an Unterſtützung, und er ſah ſich genöthigt, ſeine Arbeiten zu ſehr niedrigen Preiſen zu verkaufen. Aber dieſe Widerwärtigkeiten ſchlugen ſeinen Muth nicht nieder. Unabläſſig war er theils mit der Ausübung ſeiner Kunſt, theils mit den Studien der Geometrie, Perſpective, Architektur, Anatomie und anderer dem Mahler nöthigen Wiſſenſchaften beſchäftigt. Auch ſeine Unterhaltung, ſeine Spaziergänge, ſeine Lectüre hatten faſt immer Bezug auf ſeine Kunſt. Für ſeine Figuren diente ihm die Antike zum Muſter; er modellirte mit vieler Geſchicklichkeit Statuen und Reliefs, und es wäre allein auf ihn angekommen, ein trefflicher Bildhauer zu werden. In ſeinen Landſchaften folgte er der Natur. Sie ſtellen gemeiniglich Ebenen mit Ruinen einer prachtvollen Architektur dar. In allen ſeinen Werken erkennt man eine reife

Ueberlegung; nichts iſt zufällig oder abſichtslos. Bald fand er großmüthige Unterſtützung durch den Cardinal Francesco Barberini; noch mehr durch den Ritter Caſſiano del Pozzo, für welchen er die bekannten *ſieben Sacramente* mahlte. Pouſſin's Name wurde durch dieſe Arbeiten auch in Frankreich berühmt. Dies bewog den Cardinal Richelieu, ihn auf die Empfehlung des Oberbauintendanten Denoyers nach Paris zu berufen, um die große Gallerie des Louvre zu verzieren. Ludwig XIII. hatte ihn zu dieſem Ende zu ſeinem erſten wirklichen Mahler, mit einem jährlichen Gehalte von 3000 Livres, ernannt. Pouſſin kam im J. 1640 zu Paris an, erhielt viele Aufträge, fand ſich aber ſogleich von Widerſachern umgeben. Der Mahler Jacques Fouquiers hatte den Auftrag, die Gallerie mit Anſichten der Hauptſtädte von Frankreich zu decoriren, und der Architekt Mencier überlud die Gallerie mit Verzierungen. Pouſſin ſah ſich genöthigt, ſein Amt damit anzufangen, daß er ihre Arbeiten wegſchaffen ließ. Auch hatte er gegen die ganze Schule des von der Königin begünſtigten Simon Vouet zu kämpfen, und ſeine Gemählde gefielen dem auf das Glänzende und Blendende gerichteten Geſchmacke der Franzoſen überhaupt weniger, als den kunſtſinnigen Italienern. Für einen friedliebenden Künſtler, der ſich ganz der Liebe zu ſeiner Kunſt hingab, war ein ſo unruhiges Verhältniß nicht, daher er ihm auch bald wieder entſagte. Schon im September 1642, als er ſich mit den Cartons zu einer Darſtellung der Arbeiten des Hercules für die Gallerie des Louvre beſchäftigte, kehrte er nach Rom zurück, das er bis zu ſeinem Tode (welcher 1665 an einem Schlagfluſſe erfolgte,) nicht mehr verließ. Obgleich Ludwig XIV. ihm den Titel und den Gehalt als erſtem Mahler gelaſſen hatte, ſo lebte Pouſſin doch immer in ſehr mäßigen Umſtänden. Seine Uneigennützigkeit verſchmähete die Mittel, ſich zu bereichern, was ihm nicht hätte ſchwer werden können; er arbeitete mehr für den Ruhm als für einen ſchnöden Gewinn. Voll Verehrung für die Alten ſtrebte er dem hohen Ideale nach, das wir bei dieſen finden. Er zeichnete mit vieler Correctheit; ſeine Compoſition iſt verſtändig und edel. Seine Erfindungen ſind geiſtreich, ſein Styl groß und heroiſch, ſein Ausdruck nähert ſich dem des Raphael, daher ihn auch Einige den Raphael Frankreichs genannt haben. Was er war, war er durch ſich ſelbſt; ſein einziger Schüler war ſein Schwager Caspar Dughet, der ſich durch ſeine ſchönen Landſchaften berühmt gemacht hat. Pouſſin hatte auch die Werke Titians ſtudirt; aber ſeine ſpätern Gemählde ſtehen in Anſehung des Colorits den frühern nach, da er ſpäterhin dieſen Theil der Kunſt abſichtlich vernachläſſigte, um deſto mehr Fleiß auf die *Zeichnung* zu wendem. Getadelt wird an Pouſſins Gemählden eine zu gelehrte Anordnung und Vorliebe für Epiſoden, eine gewiſſe Einförmigkeit in den Stellungen, Mienen und im Ausdrucke ſeiner Figuren, zu große Fülle von Falten in den Gewändern; Fehler, die aus einer zu ſtrengen Nachahmung der Alten entſprungen ſeyn mögen. Aber trotz dieſer Fehler kann Pouſſin mit den größten Meiſtern Italiens wohl verglichen werden. Zu ſeinen berühmteſten Werken gehören *die ſieben Sacramente*, eine treffliche Folge von Gemählden (zwei Mal), ferner die Sündfluth, der Germanicus, die Einnahme von Jeruſalem, die Peſt der Philiſter, Rebecca, die Ehebrecherin, Moſes, der mit ſeinem Stabe Waſſer aus dem Felſen ſchlägt, die Anbetung des goldenen Kalbes u. ſ. w.; außerdem eine große Anzahl trefflicher Landſchaften. D'Agincourt errichtete ihm 1782 ein Denkmahl im

Pantheon. Sein Leben hat Bellori italieniſch geſchrieben. Nach ihm geſtochen haben Chateau Poilly und Claudine Stalla.

Pouſſiren, ſ. Boſſe.

Pozzo di Borgo, gegenwärtig ruſſiſcher Geſandter in Paris, iſt 1760 in Alata, einem kleinen Orte auf der Inſel Corſika, von armen aber adelichen Eltern geboren. Nach Vollendung ſeiner Studien widmete er ſich der juriſtiſchen Laufbahn und ward zugleich Procurator und Advocat. Beim Ausbruch der Revolution verband er ſich mit der Familie Bonaparte, die er ſeither ſchon gekannt hatte, noch genauer, insbeſondere aber mit Joſeph und Napoleon. Im September 1790 wurde Pozzo durch Paoli, den er in Gemeinſchaft mit Joſeph und Napoleon Bonaparte im Juli zu Marſeille abgeholt hatte, im Directorio der Departementsverwaltung angeſtellt, und im J. 1791 in die zweite ſogenannte geſetzgebende Nationalverſammlung gewählt. Er machte ſich hier insbeſondere durch einen Bericht im Namen des diplomatiſchen Ausſchuſſes am 16ten Juli 1792 bekannt, in welchem er auf die Kriegserklärung gegen das deutſche Reich antrug. Nach dem 10ten Auguſt 1792 fand Pozzo es gerathen, ſich nach Corſika zurückzuziehen, weil er in Papieren, die man in den Tuilerien gefunden hatte, compromittirt war. Hier ſchloß er ſich noch enger an Paoli an, der nach der Beſetzung der Inſel durch die Engländer zum Präſidenten des Staatsraths war ernannt worden. Pozzo wurde hierauf Staatsſecretair des Generalgouverneurs Lord Minto's, den er ſpäter nach England begleitete. Hier wurde er mit einigen franzöſiſchen Emigranten vom erſten Range bekannt, die ihn und ſeine Talente für die Sache des Königs zu gewinnen ſuchten — Später trat Pozzo in ruſſiſche Dienſte, verließ ſelbige aber wieder nach dem tilſiter Frieden. Zu Anfang der Spannungen zwiſchen Rußland und Frankreich im J. 1812 begab er ſich aufs neue nach Petersburg, wurde ſehr günſtig aufgenommen und von dieſer Zeit an zu den wichtigſten diplomatiſchen und militairiſchen Geſchäften gebraucht, da er ſich das Vertrauen des Kaiſers im höchſten Grade zu erwerben gewußt hatte. Namentlich war er in dem Feldzug von 1813 als ruſſiſcher Generalcommiſſair beim Kronprinzen von Schweden angeſtellt. Bei dem Feldzuge in Frankreich ſelbſt leiſtete er bis zur Einnahme von Paris die größten Dienſte, und ihm wurde die wichtige Stelle zu Theil, die ruſſiſche Regierung bei Ludwig XVIII. zu vertreten. Noch jetzt (1819) bekleidet er dieſen ausgezeichneten und einflußreichen Poſten in Paris, und er genießt hier eben ſo ſehr der allgemeinen Achtung als des Vertrauens ſeines Souverains und Ludwigs XVIII.

Pozzuoli, ſ. Neapel (Stadt und Umgebung von).

Präadamiten. Man bezeichnet mit dieſem Namen diejenigen Menſchen oder Menſchengeſchlechter, welche vor Adam gelebt haben ſollen, indem man darzuthun geſucht hat, daß die Erde ſchon früher bewohnt worden ſey, als die Moſaiſche Erzählung beſagt. Man hat daher eine eigene präadamitiſche Schöpfung angenommen, und Iſaak Peyrer (1655) hat behauptet, daß von den Präadamiten die nachmaligen heidniſchen Völker, von Adam und Eva aber die Juden abſtammten; eine Chimäre, die zu ihrer Zeit viel Anhänger fand.

Präbende oder Pfründe, eigentlich ein gewiſſes jährliches Einkommen von einer geiſtlichen Stiftung; dann überhaupt, beſonders in der römiſch-catholiſchen Kirche, ein geiſtliches Amt, dem ein Theil

der Kirchengüter oder die Einkünfte davon zum nöthigen Unterhalte angewieſen ſind, z. B. Bisthümer, Canonicate, Pfarren u. ſ. w. Ferner heißt auch eine andere Stelle, die man in ein Stift, in ein Hoſpital und dergl. einkauft, eine Pfründe, und in dieſem Sinne gibt es deren auch in der evangeliſchen Kirche. Endlich pflegt man auch jede jährliche Leibrente eine Präbende zu nennen. Der ſie zieht, heißt Präbendarius oder Pfründner.

Präcipitat, Präcipitation, ſ. Niederſchlag.

Präcluſion, Präcludiren, ausſchließen, heißt in der Rechtswiſſenſchaft Jemanden gewiſſer Rechte und Anſprüche verluſtig erklären, weil er ſich ihrer zur gehörigen Zeit nicht bedient hat, und dieſe Erklärung des Richters heißt Präcluſivbeſcheid. Eine Vorladung sub poena praeclusi oder praeclusionis iſt eine ſolche, die den Nichterſcheinenden ſeiner fraglichen Rechte für verluſtig erklärt; eine präcluſiviſche Friſt iſt eine ſolche, binnen welcher gewiſſe Rechte oder Anſprüche geltend gemacht werden müſſen, wenn ſie nicht verloren ſeyn ſollen. Eine Präcluſion überhaupt wird da feſtgeſetzt, wo über eine Sache verfügt werden ſoll, von der man weiß oder vermuthet, daß Anſprüche darauf gemacht werden können, ohne daß man dieſe Anſprüche oder die dazu Berechtigten genauer kennt.

Practiſch. Dieſes Wort kommt in drei Bedeutungen vor. Von Erkenntniſſen gebraucht und dem Theoretiſchen entgegengeſetzt, heißt practiſch Alles, was das Handeln betrifft, oder wodurch beſtimmt wird, was geſchehen darf oder ſoll, z. B. ein practiſches Geſetz (ſ. auch d. Art. Poſtulat). Dann wird das Theoretiſche auch in Hinſicht ſeiner Behandlung practiſch genannt, und dem bloß Speculativen entgegengeſetzt. Hier bedeutet es ſo viel als anwendbar, für das Leben brauchbar. So ſagt man z. B.: der Vortrag einer Wiſſenſchaft iſt practiſch, d. h. er gibt Anleitung zur richtigen Anwendung ihrer Grundſätze. Endlich wird es auch dem Pathologiſchen oder Phyſiſchen entgegengeſetzt, und bedeutet Alles, was von der freien Thätigkeit der Vernunft, Willensbeſtimmung, abhängt, ſich als Grund, Folge u. ſ. w. darauf bezieht.

Prädeſtination und Prädeſtinatianer, ſ. Gnade.

Prädeterminismus, die Lehre und Anſicht derer, welche behaupten, der Menſch ſey durch eine höhere Macht, ohne Rückſicht auf ſeinen Willen, nicht nur zu Glück oder Unglück, ſondern auch zu Tugend und Laſter vorausbeſtimmt (prädeterminirt). (Vergl. Determinismus).

Prädicantenorden, ſ. Dominicaner.

Prädicat. In einem logiſchen Satze heißt Prädicat dasjenige, was von dem Subjecte geſagt oder behauptet, was dem Subjecte beigelegt wird. Im gemeinen Leben verſteht man darunter eine Eigenſchaft oder einen Titel.

Pradon (Jean Nicolas), ein franzöſiſcher Dichter, gebürtig aus Rouen, ſtarb zu Paris im Jahre 1698. Seine Trauerſpiele hatten bei ihren erſten Vorſtellungen viel Bewunderer und vornehme Freunde, zu welchen ſelbſt St. Evremont und Frau von Sevigné gehörten. Pradon wagte ſogar, ſich als einen Nebenbuhler Racine's zu zeigen, indem er einen von dieſem bearbeiteten Stoff ebenfalls bearbeitete. Wirklich wurde ſein Trauerſpiel Phèdre et Hippolyte, das im J. 1677 auf der Bühne erſchien, mit vielem Glanze gegeben, und ſchien einige Zeit den Vorzug zu behaupten, iſt aber gegenwär-

tig faſt vergeſſen. Boileau trug durch ſeine Angriffe viel dazu bei, Pradon lächerlich zu machen, der allerdings ein ſehr mittelmäßiger Dichter, und überdies höchſt unwiſſend und voller Anmaßung war. Seine übrigen Stücke ſind: Tamerlan und Regulus, die ſich lange auf der Bühne hielten, Antigone, La Troade, Statira, Scipion l'Africain, Tarquin, Electre, Germanicus, Pyrame et Thisbe. Sie ſind geſammelt erſchienen zu Paris, 1744, 2 Bände 12.

Pradt (Dominique de), vormaliger Erzbiſchof von Mecheln, iſt 1759 in Auvergne geboren. Er war ein naher Verwandter des Marſchalls Duroc und wurde hauptſächlich durch dieſen bei Napoleon eingeführt und accreditirt. Vor der Revolution war er Großvicar des Cardinalerzbiſchofs von Rouen. Er wurde in die conſtituirende Verſammlung als Deputirter der Geiſtlichkeit der Normandie gewählt, und zeigte ſich hier ſtets als den entſchiedenſten Royaliſten, der ſogar den Abbé Maury noch zu überbieten wußte. Nach Beendigung dieſer Verſammlung unterzeichnete Pradt die bekannten Proteſtationen der rechten Seite, verließ Frankreich und ging nach Hamburg, wo er mehrere Jahre verweilte. Im J. 1798 ſchrieb er hier, jedoch ohne ſich zu nennen, L'Antidote au Congrès de Rastadt und einige Zeit nachher La Prusse et sa Neutralité, zwei Flugſchriften, welche damals Aufſehen machten. Nach dem 18ten Brûmaire kehrte Pradt nach Frankreich zurück. Seine erſte Schrift, welche er hier herausgab: Les trois Âges des Colonies, in welcher er die völlige Emancipation derſelben predigt, fand wenig Beifall. Faſt ohne alle Hülfsmittel zurückgekehrt, mußte er dieſelben in ſich ſelbſt ſuchen. Er wandte ſich an ſeinen Verwandten, Duroc. Dieſer nahm ſich ſeiner an und ſtellte ihn dem Kaiſer vor, dem er ſo glücklich war zu gefallen. Pradt erhielt ſogleich die Stelle des erſten Almoſeniers des Kaiſers, wohnte in dieſer Eigenſchaft 1804 der Krönung und Salbung Napoleons bei und ward zum Baron und zum Biſchof von Poitiers ernannt. Der Papſt ſelbſt ſegnete ihn ein. Der neue Biſchof behielt übrigens auch ſeinen Poſten als Almoſenier des Kaiſers, dem er ſich immer angenehmer machte. Er begleitete ihn zur Krönung nach Mailand und in der Folge nach Bayonne, wo er beſonders zu Conferenzen mit dem Canonicus Escoiquiz gebraucht wurde. Im J. 1809 erhielt Pradt das Erzbisthum Mecheln; 1811 wurde er zu den Unterhandlungen mit dem Papſte zu Savona gebraucht; 1812 wurde ihm die in dem damaligen Zeitpunkte höchſt wichtige Geſandtſchaft in Warſchau zugetheilt. Hier blieb er bis, nach Beendigung des unglücklichen ruſſiſchen Feldzugs, die Annäherung des Feindes ihn vertrieb. Pradt hat die höchſt intereſſante Geſchichte dieſer Geſandtſchaft und Napoleons Rückkehr in einem eigenen Werke beſchrieben, das in faſt alle europäiſche Sprachen überſetzt worden. Nach ſeiner Rückkehr begab er ſich eine Zeitlang in ſeine Diöces; fand ſich aber zur rechten Zeit wieder in Paris ein, um bei der erſten Einnahme und den dabei geſpielten Intriguen und gepflogenen Unterhandlungen eine Rolle übernehmen zu können. Die proviſoriſche Regierung gab ihm den ehrenvollen und wichtigen Poſten des Canzlers der Ehrenlegion, welchen er jedoch nach den hundert Tagen an den Marſchall Macdonald abgeben mußte. Bei der Rückkehr Napoleons von Elba zog er ſich zurück. Seit der zweiten Reſtauration lebt Pradt ohne höhere Anſtellung, und iſt einer der fruchtbarſten politiſchen Schriftſteller Frankreichs geworden. Die wichtigeren Schriften, welche er ſeit

der erſten Reſtauration bis jetzt (1819) herausgegeben, ſind die ſchon obengedachte Histoire de l'Ambassade dans le Grand-duché de Varsovie; — Du Congrès de Vienne; — Récit histoirique sur la Restauration etc.; — Des Colonies et de la Révolution actuelle de l'Amérique; — Des quatre Concordats; — L'Europe après le Congrès d'Aix la Chapelle. Letzteres iſt (April 1819) ſein neueſtes Werk. Dem Abbé de Pradt iſt als Schriftſteller ein großer Ideenreichthum, eine geübte und gewandte Feder, Scharfſinn, Kenntniß der europäiſchen Diplomatie, und ein meiſtens geſunder Blick in die politiſchen und ſtaatswirthſchaftlichen Verhältniſſe der Völker nicht abzuſprechen und ſeine Werke gewähren eine eben ſo anziehende als belehrende Unterhaltung.

Präexiſtenz nennt man das Daſeyn der menſchlichen Seele vor Erzeugung des Körpers, zufolge der Meinung, Gott habe vor der Welt alle Seelen zugleich erſchaffen, welche bei der Erzeugung oder Geburt mit den menſchlichen Leibern verbunden würden. Die Aegypter, Chaldäer, Cabbaliſten, unter den Griechen Pythagoras und Platon, behaupteten dieſe Präexiſtenz.

Präfect, ein Vorgeſetzter, Vorſteher, dergleichen es bei den Römern mehrere gab. Die wichtigſten waren der Praefectus praetorio, unter den Kaiſern der Oberbefehlshaber über die kaiſerliche Leibwache, und der Praefectus urbis. In Frankreich heißt jetzt der Präfect der oberſte Regierungsbeamte in einem Diſtricte oder Departemente, welches Präfectur genannt wird; jedes Arrondiſſement hat einen Unterpräfect.

Prag, die Hauptſtadt des Königreichs Böhmen und eine der größten Städte des öſterreichiſchen Staates, liegt am Fuße des Petriner- und Schweinberges, auf ſieben Hügeln, zu beiden Seiten der Moldau, in einem ziemlich eingeengten Thale derſelben. Zur Verbindung der durch dieſen Fluß getrennten Stadttheile dient eine 1790 Fuß lange, 35 Fuß breite, auf 16 Bogen ruhende und mit 28 Statuen von Heiligen geſchmückte ſteinerne Brücke, welche 1358 zu bauen angefangen, und erſt nach 145 Jahren vollendet worden iſt. Man zeigt noch die Stelle, von welcher der heilige Nepomuk ins Waſſer geſtürzt worden ſeyn ſoll. Sie iſt von den Küſſen der Andacht ſo ausgehöhlt worden, daß der obere Sandſtein einer Rinne gleicht. Dieſe Stadt, welche mit Feſtungswerken umgeben iſt, hat eine Stunde im Durchmeſſer, vier Stunden im Umfange, 42 Kirchen, 68 Paläſte, 41 öffentliche Plätze, 218 Straßen, 3180 meiſtens maſſive, drei Stock hohe Häuſer und (ohne Fremde und Militär) 79,600 Einwohner, darunter ſich 7000 Juden befinden. Prag beſteht aus vier Städten, deren jede ſonſt ihren eigenen Magiſtrat hatte, die aber jetzt Hauptviertel heißen, nämlich der Altſtadt, wozu die Judenſtadt gehört, der Neuſtadt, dem Hradſchin auf dem Berge und der Kleinſeite. Die beiden erſtern liegen auf dem rechten, die beiden letztern auf dem linken Ufer der Moldau. An die Südſeite der Neuſtadt ſchließt ſich der abgeſonderte befeſtigte hohe Wiſchehrad mit 71 Häuſern und einem Zeughauſe an. Außerhalb der Feſtungswerke ſind noch die Vorſtädte Smihof und Roſenthal. Die ſchönſten Theile dieſer großen Stadt ſind in Rückſicht der zahlreichen Paläſte und vorzüglichen Wohngebäude und Alleen die Kleinſeite, und in Betracht der Lage und der breiten Straßen die nicht minder wohlangebaute Neuſtadt. Zu den merkwürdigſten Gebäuden gehören: 1) in dem Hradſchin: das prächtige königliche Schloß, an welchem ſeit Jahrhunderten gebaut und

das erſt durch Maria Thereſia vollendet worden iſt. Die Schloßplätze zieren Springbrunnen, wovon einen die meiſterhafte Statue des heiligen Georgs auszeichnet. Im Innern ſind beſonders zwei Säle und die Schloßcapelle ſehenswerth; die letztere wegen der prächtigen Frescogemählde und Bildhauerarbeiten, womit ſie geziert iſt. Den großen Wladislaw'ſchen Saal zeichnet ſeine Bauart als eins der ſchönſten Denkmähler der gothiſchen Baukunſt und den ſpaniſchen Saal ſeine Verzierungen aus, in mehreren der übrigen reich decorirten Burgzimmer befinden ſich vorzügliche Gemählde; ferner das königliche Damenſtift, ein großes und ſchönes Gebäude; der erzbiſchöfliche Palaſt; die alte im gothiſchen Geſchmack erbaute Cathedralkirche zu St. Veit, mit zwölf Seitencapellen, dem bekannten Salomoniſchen Leuchter, den Grabmählern mehrerer Kaiſer und Könige und dem koſtbaren Grabmahle des heiligen Nepomuk nebſt dem ſilbernen, 5000 Mark ſchweren Sarge; das Stift Strahof mit den Gebeinen Norberts, des Stifters der Prämonſtratenſer, mit einer anſehnlichen Bibliothek von 50,000 Bänden und 1000 Handſchriften, einem Naturaliencabinet und einer Kirche, die ſich durch eine herrliche Orgel und ſchöne Gemählde auszeichnet; die Rotunde der Kreuzherren mit dem rothen Sterne; das zweite abliche Damenſtift zu den heiligen Engeln genannt und der gräflich Czerninſche Palaſt mit einer böhmiſchen Nationalbildergallerie. 2) In der Kleinſeite: die ſchönen Kirchen zu St. Salvator und des heiligen Nicolaus und die Paläſte des Fürſten Anton Lobkowitz und des Grafen Waldſtein. 3) In der Altſtadt: die Pfarrkirche mit dem Grabmahle des 1608 hier verſtorbenen Tycho de Brahe; die Kreuzkirche mit marmornen Säulen; die prächtige St. Salvator- und Clementkirche; das Theatergebäude; das Rathhaus mit der aſtronomiſchen Uhr von Tycho de Brahe; das Gebäude der von Kaiſer Carl IV. 1348 geſtifteten Univerſität mit wiſſenſchaftlichen Sammlungen; und das erzbiſchöfliche Alumnat oder das ehemalige Jeſuitencollegium, worin das Prieſterſeminarium, die Lehrſäle der Theologie, Philoſophie und eines Gymnaſiums, die große kaiſerliche Bibliothek, die Sternwarte, ein Naturalien- und phyſikaliſches Cabinet, die Akademie der bildenden Künſte und ein Gemähldeſaal ſind. 4) In der Neuſtadt: das Rathhaus, aus deſſen Fenſtern dreizehn katholiſche Rathsherren von den Huſſiten geſtürzt wurden; die ſchöne Ignazkirche; die prächtige Kirche am Karlhof; und die ſchöne Kirche der Urſulinerinnen. Prag iſt der Sitz des kaiſerlichen Guberniums mit ſeinen Zweigen, des Generalcommando's und eines Erzbiſchofs mit ſeinem Domcapitel. Zahlreich ſind die Unterrichts- und wiſſenſchaftlichen Anſtalten, als die Univerſität mit 44 Profeſſoren und 900 Studenten, wozu eine Bibliothek, ein Naturalien-, ein mathematiſches und Maſchinencabinet, eine Sternwarte, ein anatomiſches Theater und ein botaniſcher Garten gehören; drei Gymnaſien, viele andere Schulen, das Alumnat zur Prieſterbildung, die Zeichen- und Mahlerakademie, die Schwimmſchulen, die techniſche Lehranſtalt, die Thierarzneiſchulen, das muſikaliſche Conſervatorium, die Inſtitute für Blinde und für Taube, die königliche Akademie der Wiſſenſchaften, die Privatgeſellſchaft patriotiſcher Kunſtfreunde, das Nationalmuſeum. Eben ſo dienen viele öffentliche und Privatſammlungen von Büchern, Naturalien und Kunſtſachen der Wiſſenſchaft und vorzüglich der Kunſt zu nützlichen Beförderungsmitteln. An Künſtlern zählt man 81, an Buchhandlungen 12, an Kunſthandlungen 3 und an Buchdruckereien 9. Von Wohlthätigkeits- und Geſundheitsanſtalten ſind merkwürdig: die

Rettungsanſtalt für Scheintodte, die Vereinigung zur Unterſtützung der Armen, das neue Armenhaus, das wälſche Spital, das Lombard, das Arbeitshaus, das bürgerliche Krankenhaus, das Irrenhaus, mehrere Spitäler ꝛc. Bedeutend iſt auch die Induſtrie; denn es gibt hier einige beträchtliche Leinwandbleichen, viele Färbereien von Tuch-, Seide- und Baumwollenwaaren, mehrere Kattun- und Leinwanddruckereien, eine Fabrik von Gold- und Silbergalanteriewaaren, einige Handſchuh- und andere Lederwaarenfabriken, eine Krappfabrik, Seidenzeug- und Seidenbandfabriken, eine Silber-, Plattir- und Kaſtenbeſchläg-, Knopf- und Meſſingwaarenfabrik, Steingut-, Seifen-, Wollen-, Hutfabriken, eine Tapetenfabrik, eine Fiſchbeinreißerei ꝛc. Prag iſt der Mittelpunkt des böhmiſchen Handels, und hat 32 Großhändler, die auch einen lebhaften Speditions- und Wechſelhandel treiben. Unter den Umgebungen von Prag zeichnen ſich aus: die Wimmerſchen Anlagen, der Kanaliſche Garten, die Zikanka, das Belvedere, das Kuchelbad, der Kajetaner- und Kaunitzer Garten. Eine Stunde von Prag, auf der weſtlichen Seite der Moldau, liegt der weiße Berg, berühmt durch die Schlacht, welche die Böhmen, die Friedrich V. Churfürſten von der Pfalz zu ihrem Könige gewählt hatten, 1620 gegen die öſterreichiſchen Heere verloren. Auf der gerade entgegengeſetzten öſtlichen Seite der Moldau wurde im ſiebenjährigen Kriege 1757 die Schlacht von Prag geliefert, worin Friedrich II., König von Preußen, die Oeſterreicher ſchlug.

Praga, eine Stadt im Königreich Polen, auf dem rechten Weichſelufer, Warſchau gegenüber, von dem ſie fälſchlich als Vorſtadt angeſehen wird. Sie iſt befeſtigt, und in ſofern der Schlüſſel zu Warſchau, mit welcher Stadt ſie eine hölzerne Brücke verbindet. Sie enthält in 885 Häuſern 3080 Einwohner. An den Namen Praga, der Suwarow's Ruhm mit Blut befleckt, knüpft ſich die Erinnerung an Polens Untergang. Als Kosciuszko den 10ten Oktober 1794 bei Matſchiewicz, 12 Meilen von Warſchau, geſchlagen und gefangen worden war, zog Suwarow gegen Praga, den Waffenplatz und das letzte Bollwerk der Polen, die 20,000 Mann ſtark, worunter 5000 Mann Reiterei und einige tauſend Senſenträger, nebſt 48 Stück Kanonen, unter Makranowski, zum Theil in wilder Flucht ſich hineingeworfen hatten. Makranowski nahm ſeine Entlaſſung, und Zajonſchik erhielt den Oberbefehl über die nunmehr 30,000 Mann ſtarke Beſatzung, die ein befeſtigtes Lager vor Praga inne hatte. Die Ruſſen lagerten ſich bei Kobylka, und Suwarow traf Anſtalten zum Sturm. Ein polniſcher Major, Namens Müller, ward ins ruſſiſche Lager geſchickt, um dem verwundeten Kosciuszko ärztliche Hülfe zu bringen. Dieſem ließ Suwarow die furchtbaren Anſtalten zeigen. „Es thue ihm leid, fügte er hinzu, daß die Polen durch vergeblichen Widerſtand ſich unglücklich machten. Nähmen ſie die Amneſtie an, ſo ſollten ſie alle frei ſeyn, außerdem würden ſie alle über die Klinge ſpringen.“ — Den 2ten November rückten die Ruſſen in drei Maſſen unter Derfelden, Potemkin und Ferſen gegen Praga vor. Sie errichteten hierauf in der Nacht binnen fünf Stunden drei Batterien von 22, 16 und 48 Feuerſchlünden, unter deren Feuer am 3ten November Suwarow die Verſchanzungen erſpähte. Die Polen glaubten daher, der Feind wolle Praga regelmäßig belagern; aber am Morgen des 4ten Novembers um drei Uhr brachen die Ruſſen in ſieben Heerzügen auf. Ein tiefes Schweigen herrſchte, als ſie gegen die feindlichen Verſchanzungen im Halbzirkel anrückten, bis um 5 Uhr, wo der

Oberfeldherr durch eine Rackete das Zeichen zum Angriffe gab. Jetzt rollte ein ſchrecklicher Hurrahruf durch alle Linien hin. Die beiden erſten Heerzüge der Ruſſen drangen unter dem gekreuzten Kartätſchenfeuer der feindlichen Batterien über den Graben und die Bruſtwehr, warfen die feindliche Reiterei zurück, ſprengten tauſend Mann in die Weichſel, ſtürzten den übrigen nach in die Stadt, und unterſtützt von dem fünften Zuge, der von einer andern Seite eingedrungen war, ſchnitten ſie den Feind von der Brücke ab, und machten nach einem furchtbaren Blutbade 2000 Gefangene. Die dritte und vierte Heerlinie erſtieg einen Sandhügel, und drang über eine ſiebenfache Linie von Wolfsgruben vor; hierauf bemächtigte ſich die dritte zwei ſtarker Baſteien, und eroberte die innern Werke; die vierte aber erſtürmte die Katze des feindlichen Hauptwalls, und eine Schanze innerhalb der ſteinernen Ringmauer, nahm fünf Batterien und griff den Feind von vorn und auf beiden Seiten an. Zweitauſend Polen wurden hier zuſammengehauen, und zwanzig Offiziere nebſt dem Generale Hösler gefangen. Auf dieſem Platze fielen auch nach hartnäckiger Gegenwehr 500 Iſraeliten, ein wohlausgerüſtetes Regiment, ſämmtlich bis auf den letzten Mann, mit Ausnahme des Oberſten Hirſchko, der in Warſchau geblieben war. Jetzt griffen beide Linien nebſt der ſechsten die letzte Schanze der innern Werke an, wo eben ein Pulver- und Bombenvorrathslager in die Luft ſprang. Der ſiebente Zug umging einen Moraſt, nahm drei Batterien, ſprengte eine feindliche Reitermaſſe aus einander, und zum Theil in die Weichſel; tauſend Polen blieben auf dem Platze, 500 wurden gefangen. Als ſo die Außenwerke erſtürmt waren, rückte auch der Nachhalt vor, ſammt dem Geſchütze; die Heerzüge ſelbſt aber erſtiegen die innern Werke Praga's, und ſchritten unter blutigem Kampfe von Straße zu Straße bis auf die Marktplätze vor. Einige tauſend Polen, welche die Weichſel in ihrer Flucht aufhielt, wurden im Angeſichte der Bewohner Warſchau's niedergehauen oder in den Fluß geſtürzt. Man machte hier 3400 Gefangene. Die Ruſſen fochten und plünderten mit Erbitterung, um Rache zu nehmen, wegen der Nacht vom 16ten zum 17ten April, wo 7000 Ruſſen unter Igelſtröm in Warſchau von den Polen überfallen und über die Hälfte niedergehauen worden waren. Nach vierſtündigem Kampfe, um 9 Uhr früh, war das dreifach verſchanzte Praga mit 33 Batterien von 22,000 Ruſſen erſtürmt, und erſtickt der letzte Funken des freien polniſchen Heldenmuths, den Kosciuszko zur Flamme angefacht; 13,000 Polen lagen auf dem Wahlplatze; mehr als 2000 waren in der Weichſel ertrunken, und 14,680 gefangen, unter dieſen die Generale Mayen, Hösler und Krupinski, 5 Oberſten, 24 Stabs- und 413 Oberoffiziere. Suwarow behandelte ſie menſchlich, und ſetzte ſie bald in Freiheit. Nur 800 Mann hatten ſich über die Brücke nach Warſchau gerettet. Aber auch eine große Zahl von Landleuten, die ſich nach Praga geflüchtet hatten, Weiber, Greiſe, Kinder und Säuglinge, verloren in dem Gemetzel und bei der Plünderung ihr Leben. Ein Theil der Stadt brannte ab, und es dauerte mehrere Tage, ehe die Straßen von den Todten und dem Schutte gereinigt waren. Getödtet wurden die Generale Jaſinski, Korſeck, Kwaſchnefski und Grabowski. Jaſinski, einer der beſten Offiziere der Polen vom Genie- und Geſchützweſen, der Befreier Wilna's, hatte am Tage vor dem Sturme von ſeinen Freunden in Warſchau Abſchied genommen, entſchloſſen zu ſterben, wenn die Ruſſen nicht zurückgeſchlagen würden. Mit dem Säbel in der Hand ward er in den vordern Schanzen durch

einen Bayonnetſtich getödtet. Die Ruſſen, welche in Praga 104 Feuerſchlünde erobert hatten, verloren nach ihren Berichten nur 580 Mann, darunter 8 Stabsoffiziere, und zählten 960 Verwundete; nach andern Nachrichten verloren ſie an Todten 2000 Mann. Ihr Verluſt war ſo gering, weil es den Polen, die mit Verzweiflung und Wuth fochten, an guter Anführung fehlte, und an planmäßiger Anordnung der Vertheidigung. Sie erwarteten eine regelmäßige Belagerung, keinen Sturm. Suwarow berichtete ſeiner Kaiſerin vom Schlachtfelde aus die Einnahme Praga's mit den drei Worten: Hurrah! Praga! Suwarow; und ſie antwortete ihm eben ſo kurz: Bravo, Herr Generalfeldmarſchall! Außer dieſer Ernennung erhielt er noch andere Beweiſe der kaiſerlichen Gnade. Den 9ten November rückte der Feldherr in Warſchau ein, und die letzte Theilung Polens im Jahre 1795 war die unmittelbare Folge des Falles von Praga.

Pragmatiſch heißt überhaupt, was auf unſer Verfahren angewendet werden kann; daher auch gemeinnützig, lehrreich. Eine Geſchichte wird pragmatiſch vorgetragen, wenn darin über die Urſachen und Folgen der erzählten Begebenheiten lehrreiche Aufſchlüſſe und Winke zu einer gehörigen Benutzung des Erzählten gegeben werden. Vergl. d. Art. Polybius.

Pragmatiſche Sanction, ſ. Sanction (Pragmatiſche).

Prägſchatz, ſ. Schlagſchatz.

Präjudiz (praejudicium), eigentlich eine vorgefaßte Meinung, Vorurtheil; in der Jurisprudenz eine nachtheilige Folge, welche einer Partei daraus erwächſt, daß ſie einer geſetzlichen Vorſchrift oder richterlichen Verordnung nicht Genüge leiſtet, — daher auch oft Nachtheil einer Handlung überhaupt; präjudicirlich, nachtheilig, und präjudiciren, benachtheiligen.

Prälaten werden hohe, zugleich wegen der Beſitzungen ihrer Stifter und Klöſter mit weltlicher Macht bekleidete Geiſtliche, wie die Decane und Aebte in der katholiſchen Kirche, und die Decane, Senioren und Aebte der ſäculariſirten Stifter und Klöſter unter den Proteſtanten genannt. Letztere haben nur den Namen und die Einkünfte, die katholiſchen Prälaten aber auch den Wirkungskreis ihrer Prälaturen. Die Prälaten nehmen in den deutſchen Staaten unter den Landſtänden den Rang vor dem Adel und ſogleich nach den Standesherren oder Grafen ein. E.

Präliminarien heißen diejenigen Beſtimmungen, welche vorläufig feſtgeſetzt werden, um einem zu ſchließenden Vertrage zur Grundlage zu dienen, Einleitungspunkte. Vergl. den Art. Friedensſchluß.

Präludium, ſ. Vorſpiel.

Prämie, praemium, Preis, Ehrenlohn, Belohnung; im Handel das Geld, welches der Aſſecurant für das Verſichern der zur See abgehenden Güter oder Schiffe erhält, und welches, je nachdem mehr oder weniger Gefahr dabei iſt, nach höhern oder niedrigern Procenten des Werthes beſtimmt wird. Auch pflegen, z. B. in England, als Reizmittel für die Inhaber des baaren Geldes bei Staatsanleihen, die in einer Reihe von Jahren nach dem Looſe wieder bezahlt werden ſollen, gewiſſe mit den Jahren ſteigende Prämien für diejenigen beſtimmt zu werden, welche das Loos erſt ſpäter trifft, wodurch ſie gegen die früher herauskommenden entſchädigt werden.

Prämiſſen, in der Logik die Vorderſätze eines Schluſſes. (S. Syllogismus.) Ueberhaupt die Urtheile, aus welchen man ein Reſultat zieht.

Prämonſtratenſer. Dieſer geiſtliche Orden wurde von Norbert, einem Chorherrn aus Xanten im Cleviſchen, der durch Sittenſtrenge und Eifer für die Hierarchie als Erzbiſchof von Magdeburg (ſeit 1127) die Ehre der Canoniſation verdiente, im Sprengel des franzöſiſchen Biſtthums Laon geſtiftet. Im Walde von Coucy ſammelte er auf einer ihm, nach ſeinem Vorgeben, vom Himmel gezeigten Wieſe (pré montré, pratum monstratum, daher der Name des Ordens) im J. 1120 ſeine erſten Schüler und gab ihnen Auguſtins Regel mit eigenen Verſchärfungen. Die Prämonſtratenſer rechnen ſich deßhalb unter die regulirten Chorherren, obwohl ſie ihrer Verfaſſung nach wirkliche Mönche ſind. Der Orden wuchs ſchnell; es entſtanden mehrere Nonnenklöſter derſelben ſtrengen Regel, anfangs, wie im Orden von Fontevraud, in der Nähe der Mönchsklöſter, aus deren Einkünften ſie erhalten werden mußten, ſpäter in größerer Entfernung, um den Gefahren des Umgangs vorzubeugen. Der Abt des Stammkloſters Prémontré bei Coucy war General, und bildete mit drei andern franzöſiſchen Prämonſtratenſeräbten einen hohen Rath der Väter des Ordens. Dieſer hatte vor der Reformation an 2000 Klöſter, darunter 500 weibliche, die meiſten in Deutſchland, den Niederlanden, Frankreich, England und den nordiſchen Reichen, verlor aber eben darum im 16ten Jahrhunderte mehr als die Hälfte derſelben. Um die verfallene Kloſterzucht herzuſtellen, vereinigten die Klöſter in Spanien ſich 1573 zu einer ſtrengen Obſervanz, blieben jedoch mit den Alten von der gemeinen Obſervanz in Ordensgemeinſchaft, welche 1630 durch neue Statuten für alle Klöſter beider Gattungen befeſtigt wurde. Im 18ten Jahrhundert hatte der Orden in Italien keine, in Frankreich nur 42 männliche Klöſter; die weiblichen waren eingegangen. Jetzt beſteht er aus einer geringen Zahl von Klöſtern in Spanien, Polen und den öſterreichiſchen Staaten, beſonders in Böhmen, wo ihm zu Prag eins ſeiner ſchönſten und reichſten Klöſter geblieben iſt und ſeine Pfründen zu gemeinnützigen Zwecken leiht. Die Prämonſtratenſer tragen ihre weiße Kleidung nicht ohne eine gewiſſe Eleganz. E.

Pranger, ſ. Pilori, Schandpfahl und Strafen.

Präparate, zubereitete Sachen, nennt man in der Anatomie einzelne Theile des menſchlichen oder thieriſchen Körpers, welche zum Aufbewahren künſtlich zubereitet ſind. S. d. Art. Anatomie.

Präpoſition, Verhältnißwort, iſt derjenige Redetheil (ſ. d.) durch welchen das äußere Verhältniß eines Gegenſtandes zu einem andern beſonders ausgedrückt wird. Um nehmlich die Verhältniſſe der Dinge zu einander auszudrücken, kann ſich die Sprache des zweifachen Mittels bedienen, daß ſie dem Worte ſelbſt, welches den Gegenſtand bezeichnet, eine eigenthümliche Wendung oder Beugung gibt, die wir den Caſus (Verhältnißfall) nennen, oder ein eigenthümliches Wort zur Bezeichnung gewiſſer Verhältniſſe anwenden, und dieſes Wort iſt die Präpoſition. Es iſt daher auch natürlich, daß die Präpoſition ſtets zu dem Worte (mithin unmittelbar zu dem Subſtantivum) gehört, welches die in Verhältniß geſtellte und von einem Gegenſtand abhängig gemachte Sache bezeichnet; und da ſie in der natürlichen Redefolge gewöhnlich vor dieſes Wort geſtellt wird, ſo heißt ſie auch mit Recht Präpoſition (Vorſetzwort), und fodert

ihren beſtimmten Caſus. Der einfache Satz: Petrarca ward gekrönt, wird näher beſtimmt in folgendem: Petrarca ward wegen ſeiner dichteriſchen Verdienſte zu Rom auf dem Capitol am erſten Oſterfeiertage 1341 gekrönt. In dieſem Beiſpiel ſind alle Verhältnißbeſtimmungen durch Präpoſitionen ausgedrückt. Am meiſten verwandt ſind die Präpoſitionen mit den Adverbien, welche jedoch mehr als Beſchaffenheit auf den Gegenſtand übergetragen werden. Sie beziehen ſich, wie die in dem angeführten Beiſpiele gebrauchten, hauptſächlich auf Zeit- und Raumverhältniſſe, und auf die Verhältniſſe von Urſache und Wirkung, Mittel und Zweck, Verbindung und Entgegenſetzung ꝛc. Die Sprachen ſind in Hinſicht des Gebrauchs der Präpoſitionen verſchieden. Einige bedienen ſich ſtatt ihrer häufig gewiſſer an das Hauptwort angehängter Zeichen; diejenigen aber, welche beſondere Verhältnißwörter der Art beſitzen, gebrauchen dieſelben bald mehr bald weniger; das erſtere, je weniger ſie die Verhältniſſe durch Caſus ausdrücken, und je weniger ausgebildet die Declination iſt (ſo z. B. in der engliſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Sprache); das letztere, wo die ausgebildete Declination den häufigen Gebrauch der Präpoſitionen entbehrlich macht.

Präpoſitur, Präpoſitus, ſ. Propſt.

Präſcription, ſ. Verjährung.

Präſentation der Wechſel, ſ. Wechſel.

Präſentationsrecht, ſ. Patron.

Präſervativ, ein Verwahrungs- oder Vorbauungsmittel, beſonders in der Medicin eine Arznei oder ärztliche Vorſchrift, um eine zu befürchtende Anſteckung oder Krankheit zu hindern.

Präſtigiatoren, bei den Römern eine Art Taſchenſpieler, welche unter andern an den ſäculariſchen Spielen das Volk durch ihre Gaukeleien vergnügten, abgerichtete Hunde tanzen ließen und dergleichen.

Präſumtion, Vorausſetzung, praesumtio juridica, rechtliche Vermuthung, iſt ein Satz, der in Ermangelung einer rechtlichen Wahrheit ſo lange als wahr angenommen wird, bis das Gegentheil erwieſen iſt. Praesumtio juris et de jure iſt ein Satz, den die Geſetze aus gewiſſen Urſachen in einem beſtimmten Falle durchaus für wahr annehmen, wenn gleich das Gegentheil erhellt oder bewieſen werden kann.

Prätendent, eigentlich Jeder, der auf etwas, beſonders auf die Regierung Anſpruch macht. Dieſen Namen führte vorzüglich Jacob Eduard Franz, Sohn des aus England 1689 vertriebenen Königs Jacob II. aus dem Hauſe Stuart. S. Jacob III.

Prater, ſ. Wien.

Prätor, im alten Rom die vornehmſte Magiſtratsperſon nach den Conſuln, welche die Beſorgung des Gerichtsweſens hatte. Die Prätur wurde um das Jahr der Stadt 389 eingeführt, als die Conſuln wegen der faſt ununterbrochenen Kriege nicht mehr ſelbſt Recht ſprechen konnten. Vom J. 418 an bekamen auch die Plebejer Antheil an dieſem Ehrenamte. Der Prätor wurde wie die Conſuln in den Comitiis centuriatis und mit denſelben Auſpicien gewählt, und hieß daher auch Collega Consulum. Anfangs war nur ein Prätor; als aber durch die Anweſenheit der vielen Fremden die Geſchäfte immer mehr zunahmen, wurde im J. Roms 310 noch ein zweiter gewählt. Beide theilten ſich durchs Loos dergeſtalt in die Geſchäfte, daß der eine die Rechtshändel zwiſchen Bürger und Bürger (praetor urbanus),

der andere aber die Streitigkeiten zwiſchen Fremden und Bürgern ſchlichtete (praetor peregrinus). Dieſe Zahl der Prätoren blieb bis 527, wo noch zwei neue gewählt wurden, um in den damals eroberten Provinzen, Sicilien und Sardinien, Recht zu ſprechen. Als im J. 557 das dießſeitige und jenſeitige Spanien unter römiſche Herrſchaft gekommen war, wurden abermals zwei neue Prätoren in beide Provinzen geſchickt, ſo daß ihrer jetzt ſechs waren. Sulla fügte noch zwei hinzu, und Cäſar erhob ihre Zahl auf zehn. Unter den Kaiſern war ihre Zahl zu verſchiedenen Zeiten verſchieden. Die Ehrenzeichen des Prätors waren ſechs Lictoren, welche die Faſces vor ihm hertrugen, die Toga prätexta und eine Sella curulis, worauf er ſaß, wenn er auf dem Tribunal Gericht hielt. Als Zeichen der Gerichtsbarkeit war vor demſelben ein Spieß, oder, wenn der Prätor ein öffentliches Gericht dirigirte, ein Schwert aufgepflanzt. Das Hauptgeſchäft des Prätors war die Gerechtigkeitspflege. Seine ganze Gewalt in dieſer Rückſicht wurde mit den drei Worten ausgedrückt: Do, Dico, Addico. Bei dem Antritte ſeines Amtes ſchwur er, die Geſetze genau zu beobachten, und publicirte ein Edict, nach welchem er Recht und Gerechtigkeit in demſelben Jahre handhaben wollte (edictum, formula praetoris). Sodann wählte er aus denjenigen Ständen, welche das Recht dazu hatten, eine hinreichende Anzahl von Perſonen, die während ſeiner Amtsführung Richter ſeyn ſollten. Außerdem vertrat der Prätor urbanus, als der vornehmſte unter den übrigen, in Abweſenheit der Conſuln ganz ihre Stelle. Er führte in den Volksverſammlungen den Vorſitz und konnte bei außerordentlichen Vorfällen den Senat berufen. Auch lag ihm die Veranſtaltung einiger Spiele ob, als der apollinariſchen, circenſiſchen und megalenſiſchen. Das Amt des Prätors dauerte ein Jahr, nach deſſen Verlauf er als Proprätor in die ihm zugetheilte Provinz ging. (Vergl. d. Art. **Magiſtratus**.)

Prätorianer, prätorianiſche Cohorten, die Leibwache der römiſchen Kaiſer, von Auguſt, der ſie errichtete, bis auf Conſtantin den Großen, der ſie abſchaffte. Der Name kommt von der Cohors praetoria, deren Beſtimmung zur Zeit der Republik die Beſchützung des Feldherrn in der Schlacht war.

Prävarication, hieß bei den Römern das Verbrechen, wenn der Ankläger den wegen eines öffentlichen Verbrechens Angeklagten pflichtwidrig begünſtigt, oder wenn der Anwalt einer Perſon zum Nachtheil derſelben die Gegenpartei ſchont.

Praxis, die Ausübung oder Anwendung einer Kenntniß oder Fertigkeit auf einen in der Wirklichkeit vorkommenden Fall, im Gegenſatze der **Theorie**.

Praxiteles, einer der größten Bildner Griechenlands (ſ. den Art. **Bildhauerkunſt**, Geſchichte der), welcher die bildende Kunſt zu einer ſolchen Vollendung erhob, daß ein Epigramm der griechiſchen Anthologie deſſen Niobe alſo redend einführen konnte:

> Götter bildeten mich aus Leben zu Stein; aus dem Steine
> Schuf Praxiteles drauf wieder ins Leben mich um.

Er und ſein geiſtesverwandter Zeitgenoſſe Scopas wußten den Marmor durch ihren Meißel zu beleben, und durch ſie ward der Hoheit auch die Anmuth zugeſellt. Daher fängt man mit dieſen beiden Meiſtern um 364 vor Chr. die Periode des ſchönen Styls an. Praxiteles arbeitete auch in Erz vortrefflich, war aber nach Plinius

Zeugniß im Marmor glücklicher. Plinius führt (im XXXVI. Bd. ſeiner Hist. nat. 4. und 5 Cap.) die vorzüglichſten ſeiner Werke an, in welchen er eine Reihe hoher Götterſtatuen mit aller Anmuth und Fülle des Lebens bekleidete. Die ſchönſte unter dieſen ſoll die gnidiſche Venus geweſen ſeyn, in welcher Statue er zum erſtenmale die Venus unbekleidet zu bilden wagte. Nach der Sage ſollen ihn Cratina und Phryne, die berühmten Hetären (ſ. d. Art.) Griechenlands, durch Enthüllung ihrer Reize zu dieſem Bilde begeiſtert haben — vielleicht nur als Modell. (S. Wieland über die Ideale, in ſ. Werken Bd. XXIV.). Sie war mit lächelndem Antlitze dargeſtellt, mit der linken Hand die Scham bedeckend, in der Situation, wie ſie aus dem Bade oder dem Meere hervorſteigt. Ein altes Epigramm ſagt von ihr:

Als Minerva und Juno die gnidiſche Göttin erblickten,
Riefen beide zugleich: Paris, du richteteſt recht.

Unzählige Male wurde dieſe herrliche Statue copirt; und Heyne hat in ſeinen antiquariſchen Aufſätzen über die Copien dieſer und der coiſchen Venus deſſelben Künſtlers (welche von unten bis auf die Hüfte verhüllt war) eine gelehrte Unterſuchung angeſtellt. Nach Böttiger hat die ſogenannte mediceiſche Venus nur in der verhüllenden Hand, ſonſt aber in keinem andern Stücke mit der gnidiſchen einige Aehnlichkeit; aber die faſt gleich berühmte capitoliniſche wird von Kennern für eine unmittelbare Copie derſelben angeſehen. — Die noch vorhandene Gruppe der Niobe, welche man auch dem Scopas beigelegt hatte, ſcheint verſchiedenen Zeiten anzugehören; gewiß wurde ſie im Alterthume von verſchiedenen Künſtlern mehreremale behandelt. Auch waren zwei Statuen des Eros von ihm berühmt, deren eine, in dem Tempel des Gottes zu Theſpia aufgeſtellt, er nebſt einer Satyrſtatue, welche den Namen Periboetos (der allgerühmte) erhielt, nach Pauſanias für ſeine vollkommenſten Werke gehalten haben ſoll. Von letzterm entdeckte man in einer Villa des Kaiſers Antoninus eine ſchöne Copie, welche jetzt auch dem Muſeum Pio-Clementinum zurückgegeben iſt. Ueber ſeinen Amor ſiehe ebenfalls Wieland am ang. Orte. Ferner bildete Praxiteles mehrere Statuen der Diana, der Ceres, des Bacchus und viele andere in Marmor und Bronze, welche Muſter allgemeiner Nachahmung wurden. Der oben angeführte Kunſtkenner theilt ihm vorzugsweiſe den Hetärenkreis zu, zu welchem ſeine Gruppe in Bronze, welche eine weinende Matrone und eine lachende Buhlerin darſtellte, gehört, womit er nach des Plinius Bericht ſeiner Phryne eine Schäferſtunde bezahlte. Unter ſeinen Söhnen war Cephiſſodorus als Künſtler berühmt.

Precarium, Vergünſtigung, iſt ein Geſchäft, wodurch Einer dem Andern den Gebrauch einer Sache oder eines Rechts auf deſſen Anſuchen ſo lange bewilligt, als ihm belieben wird.

Precy (Graf Louis François), der ſich insbeſondere durch ſeine heldenmüthige Vertheidigung Lyons gegen den Nationalconvent während der Schreckensregierung in Frankreich, berühmt gemacht hat, iſt 1742 geboren. Im J. 1791 kam er als Obriſtlieutenant in die Fußgarde Ludwigs XVI., die noch allein dem unglücklichen Könige zugethan war. Als das Corps den 24ſten Mai 1792 vom Convent, dieſer Geſinnungen wegen, verabſchiedet wurde, blieb der größte Theil der Offiziere und der Gardiſten deſſungeachtet in Paris, um dem Könige nöthigen Falls beizuſtehen. Die Gelegenheit dazu fand ſich am

10ten Auguſt. Neun Offiziere und mehr als 150 dieſer Gardiſten, von Precy angeführt, fanden an dieſem Tage in der Vertheidigung der königl. Familie einen ruhmvollen Tod. Precy entkam wie durch ein Wunder. Im Juli 1793 erſuchten die Lyoner Precy, ſich an ihre Spitze zu ſtellen, um ſie gegen die Maßregeln der furchtbaren Comité de Salut public des Nationalconvents in Schutz zu nehmen. Precy folgte dem ehrenvollen Rufe, ſo wenig auch die Vertheidigungsmittel der von den Terroriſten aufs äußerſte bedrängten Stadt dem Angriffe und den unermeßlichen Hülfsquellen der von Dubois Crancé befehligten Belagerer angemeſſen waren. Precy löſte die Aufgabe, eine von allen regelmäßigen Befeſtigungswerken entblößte, und bloß von Bürgern vertheidigte Stadt gegen den wilden Andrang der fanatiſirten und nach Blut und Beute lechzenden Conventsarmee möglichſt lange zu ſchützen, auf eine römiſcher Helden würdige Art. Die ganze neuere Geſchichte bietet, wenn wir die Vertheidigungen von Saragoſſa und Tarragona ausnehmen, nichts Gleiches dar. Nach einer 63tägigen Belagerung blieben Precy keine Hülfs- und Widerſtandsmittel mehr übrig. Er faßte jezt den kühnen Entſchluß, ſich mit einem kleinen Haufen mitten durch die Conventsarmee einen Weg zu bahnen. Siebenhundert Tapfere verbanden ſich mit ihm zu dieſem Zuge, um auf ihm zu ſterben, oder der Knechtſchaft und dem ſchmachvollen Tode, der ihrer harrte, zu entgehen. Nur Wenigen gelang das Letztere; unter ihnen fand ſich Precy ſelbſt, der 15 Monate lang auf eine höchſt edelmüthige Weiſe von armen Bauern, nachdem ſein Corps ganz aufgerieben worden, verborgen gehalten und verpflegt wurde, bis ihm nach Robespierre's Sturz endlich gelang, zu entfliehen und das Ausland zu gewinnen. Er kam glücklich in Bern an. Von dieſem Zeitpunkte widmete er ſich gänzlich Ludwig XVIII. und begab ſich immer dahin, wohin ihn Pflicht und Ehre riefen. Auf dieſen Irrfahrten geſchah es auch, daß er in Baireuth verhaftet und zwei Jahr lang gefangen gehalten wurde. Er erhielt endlich Erlaubniß nach Frankreich zurückkehren zu dürfen. Nach ſeiner Zurückkunft hielt er ſich, bis zur Reſtauration der Bourbons, von allen Geſchäften entfernt. Er wurde von Ludwig XVIII. auf das ausgezeichneteſte empfangen, und zum Commandanten der Nationalgarde in Lyon ernannt. In einem hohen Alter lebt er gegenwärtig (1819) im Schooße ſeiner Familie von allen Geſchäften zurückgezogen.

Prediger nennen ſich die Geiſtlichen der Proteſtanten, weil das Predigen ihr Hauptgeſchäft iſt, und ihre ſämmtlichen Amtsgeſchäfte (die Leitung des öffentlichen Gottesdienſtes, die Seelſorge und die Belehrung der Beichtenden, die Verwaltung der Sacramente, die Einſegnung der Ehen, der Religionsunterricht der Catechumenen und die Aufſicht über alles Religioſe in dem Leben der Gemeinden überhaupt) ſich auf den Beruf zur Predigt des göttlichen Wortes ſtützen und die Verkündigung deſſelben in ſich faſſen. Dieſe Anſicht des geiſtlichen Amtes wird durch ſeinen Urſprung begründet. Lehren war ſeit dem Zeitalter der Apoſtel die hauptſächlichſte Beſchäftigung der Biſchöfe, woran als deren Vicarien die Presbyter und Diaconen Theil nahmen. Chryſoſtomus, deſſen geiſtliche Beredſamkeit mit den größten Rednern des Alterthums wetteiferte, war Biſchof von Conſtantinopel und auch die Päpſte Leo und Gregor die Großen predigten in eigener Perſon. Je entſchiedener aber der geiſtliche Stand ſich nach und nach zum Charakter des jüdiſchen Prieſterthums neigte, und Reichthum und Herrſchaft zum Ziele ſeines Strebens machte, deſto

mehr verkannte er ſeine wahre Beſtimmung und achtete zur Behauptung ſeiner prieſterlichen Würde den in einen geiſtloſen Mechanismus ausgearteten Altardienſt, die Verwaltung der Sacramente und das richterliche Anſehn über die Laien für wichtiger als das Lehrgeſchäft (ſ. Prieſter). Bei dem Verfalle der Wiſſenſchaften im Mittelalter fing es auch bald an, ſehr an Männern zu fehlen, die zur Abfaſſung einer Predigt fähig geweſen wären; man beſchränkte den öffentlichen Religionsunterricht auf das Vorleſen veralteter Poſtillen, die ſeit dem 9ten Jahrhunderte hie und da in die Landesſprache überſetzt wurden, und gewöhnte das Volk, ſeine vorzüglichſte Erbauung in den kirchlichen Ceremonien und dem Geſange, der ſie begleitete, zu ſuchen. Erſt die im Anfange des 13ten Jahrhunderts entſtandenen Bettelorden, unter denen die Dominicaner gleich als Volksredner (daher Prädicanten) gegen die Ketzer auftraten, und die Myſtiker des 14ten und 15ten Jahrhunderts brachten das Predigen wieder in Aufnahme. Auch die Waldenſer und Huſſiten hielten viel auf erbauliche Erklärungen des göttlichen Wortes und die Reformatoren des 16ten Jahrhunderts machten die Verkündigung deſſelben in der Predigt zum Hauptberufe der Geiſtlichen. Wenn nun auch im Zeitalter der Kirchentrennung der Ungeſchmack einer leidenſchaftlichen Polemik und unfruchtbaren Dogmatik ſich der Kanzeln nicht weniger als der akademiſchen Lehrſtühle bemächtigte, ſo wurde doch, da der Lehrbegriff feſtgeſtellt und im 17ten Jahrhunderte der Zuſtand eines ruhigen Beſtehens der Kirchen neben einander eingetreten war, freies Feld für neue Bemühungen zur Erhöhung der Nutzbarkeit des Predigtamtes. Spener (ſ. d. Art.) erwarb ſich dieſes Verdienſt, indem er das practiſche Chriſtenthum auf die Kanzeln brachte, über die Anwendung der Religionslehren im täglichen Leben predigen lehrte und dem vernachläſſigten Unterrichte der Catechumenen durch gute Anweiſungen und eigenes Beiſpiel neuen Schwung gab. Der milde evangeliſche Geiſt, der von dieſem ehrwürdigen Manne ausging, entwöhnte die proteſtantiſchen Prediger allmälig von dem bald nach der Reformation wieder eingeſchlichenen Prieſterdünkel und führte ſie zu jener apoſtoliſchen Einfalt im Lehren und Leben, die den echten Charakter des chriſtlichen Predigtamtes bezeichnet. Weil aber der Prediger zwiſchen der idealen Welt der Gelehrten und dem wirklichen Volksleben mitten inne ſteht und, in beiden Gebieten einheimiſch, die ſittlichen Ideenſchätze der Wiſſenſchaft zum alltäglichen Gebrauche ausprägen ſoll; ſo bringt jede neue Form und Wendung der Cultur für ihn eine neue Wendung mit ſich. So kam denn jene apoſtoliſche Einfalt mit dem Ringen des mächtigen Natur- und Freiheitsgeiſtes, der ſich ſeit der Mitte des 18ten Jahrhunderts regte, die Theologie und Philoſophie einer totalen Reviſion unterwarf und auf Zerſtörung jeder alten Stütze des Glaubens ausging, in einen Widerſtreit, den ſie nur mit frommen Seufzern und Klagen zu betrauern, jedoch nicht durchzukämpfen wußte. Auf die Schultern der alten Zionswächter trat nun ein neues Geſchlecht philoſophiſcher Volksredner, die bei dem Grundſatze, nichts auf die Kanzel zu bringen, was zweifelhaft geworden war, ſich bald genöthigt ſahen, die meiſten Glaubenslehren mit Stillſchweigen zu übergehen und ſich in dem Kreiſe einiger Moralien und eben an die Tagesordnung kommender practiſchen Wahrheiten kümmerlich genug zu bewegen. Geiſt und Kraft ſchien aus ſolchen Vorträgen gebannt, das Volk, das nur von den erhabenen Momenten der Religion ergriffen wird, fand ſie ungenießbar und die Kirchen

wurden leer. In dieſer Periode der Laulichkeit und Aufklärerei haben jedoch mehrere Kirchenlehrer des erſten Ranges Widerſtand gehalten, von denen wir nur den großen Reinhard nennen dürfen, um den Geiſt der Gründlichkeit, des unerſchütterlichen Glaubens und der Treue gegen das Evangelium zu bezeichnen, den ſie den Predigern des 19ten Jahrhunderts einflößten. Es iſt ihr Verdienſt und die Frucht der großen Erſchütterungen, die das bürgerliche Leben erfahren hat, daß man das Bedürfniß der Menge jetzt beſſer erkennt. Günſtiger als das Zeitalter der Kritik war auch der Dogmatismus der neueſten Philoſophie der Rückkehr zum bibliſch-kirchlichen Lehrbegriff, und ſeit letzterer auf den Kanzeln in ſeine alten Rechte wieder eingetreten, und in den Herzen der Lehrer die Theologie der Religion ſelbſt näher gerückt iſt, hat die Kirche wieder chriſtliche Prediger, die das Wort Gottes mit eigener Begeiſterung und Ueberzeugung lehren und zahlreiche Verſammlungen vor ſich ſehen. Auch läßt ſich das Streben der Prediger unſerer Zeit nach Würde, Nachdruck und Bündigkeit in ihren religiöſen Reden nicht verkennen; der gute Geſchmack wird ſelbſt von den Minderbegabten ſelten beleidigt, und im nördlichen Deutſchland wird kaum irgendwo ein Vortrag gehalten, aus dem unbefangene und willige Zuhörer nichts Erbauliches ſchöpfen könnten. Daß die katholiſchen Geiſtlichen in Deutſchland mit den proteſtantiſchen Predigern in der Amtsberedſamkeit wetteifern, haben ſie durch rühmliche Proben dargethan, nur verſagt ihnen die Natur des katholiſchen Cultus, welcher die Meſſe über die Predigt ſtellt, die Antriebe und Aufmunterungen, welche den Predigern der Proteſtanten, deren Gottesdienſt ſich vorzüglich auf die Predigt bezieht, zu Statten kommen. Mit Recht hat ſich daher die zur Verbeſſerung der liturgiſchen Formen 1814 in Berlin niedergeſetzte Commiſſion gegen den Vorwurf verwahrt, als wolle ſie der Predigt nicht mehr den Rang der Haupthandlung im Gottesdienſte einräumen und die achtungswerthen Mitglieder dieſer Commiſſion werden dem Geiſte des evangeliſchen Chriſtenthums um ſo treuer bleiben, je weniger ſie an einer Geſtalt künſteln, die das Volk, wie ſie jetzt eingerichtet iſt, ſeinen religiöſen Bedürfniſſen ganz angemeſſen findet, wenn ſie nur von geiſtvollen, kräftigen Predigern beſeelt wird. Viel wichtiger als eine Reform der Liturgie, iſt den proteſtantiſchen Kirchen die Wachſamkeit der Regierungen über die Würde des Predigtamtes. Wird dieſes allenthalben mit Männern von gebildetem Geiſte und heiligem Sinne verſorgt, und ſeine Wirkſamkeit durch keine unſittliche Beiſpiele, Bedrückungen und Seculariſationen von Seiten der Regierungen mehr gehindert; hört man auf, dieſes Amt mit der Praxis der Polizei zu vermengen und für zweideutige Staatszwecke mißbrauchen zu wollen; läßt man es ganz in der Sphäre der Religion, deren ſegnender Einfluß von ihm ausgehen ſoll: ſo wird es ſich ſchon ſelbſt das Anſehn und die Macht über die Gemüther zu verſchaffen wiſſen, die ihm gebührt. E.

Preis. Man verſteht darunter das Gut oder die Maſſe von Gütern, welche der Beſitzer eines beſtimmten Gutes beim wirklichen Umtauſche deſſelben gegen ein anderes Gut oder mehrere andere dafür von demjenigen erhält, dem er ſein Gut überläßt, oder welche der Begehrer eines Guts dem gibt, deſſen Gut er eintauſcht. Die Uebereinkunft unter den tauſchenden Partieen, welche den wirklichen Preis eines in den Tauſch gekommenen Guts beſtimmt, iſt nichts weiter als das Reſultat eines Kampfs zwiſchen dem Beſitzer und Begehrer des

Guts. Stellt man eine Vergleichung an zwiſchen dem Werthe der in den Tauſch gekommenen Güter und dem Preiſe derſelben, ſo bedient man ſich als eines Maßſtabs der Vergleichung entweder der Münze als ſolcher, d. h. abgeſehen von der ihr etwa beiwohnenden Eigenſchaft einer Waare, oder man bedient ſich dazu eines wirklichen Genußmittels, eines Guts von unmittelbarer Fähigkeit zur Befriedigung menſchlicher Bedürfniſſe. Im erſten Falle erhält man den Nenn- (Nominal) Preis, im andern den Sach- (Real) Preis des Guts; jener beſteht alſo aus der Anzahl von Münz-Einheiten, welche der Begehrer eines in den Tauſch gekommenen Guts ſeinem Beſitzer für deſſen Ueberlaſſung zahlt, dieſer hingegen aus der Maſſe von Gütern, welche der Begehrer eines Guts ſeinem Beſitzer für deſſen Abtretung an ihn überläßt. — Auf die Beſtimmung des Preiſes eines Guts hat gewöhnlich der Schaffungskoſtenbetrag deſſelben einen ſehr bedeutenden Einfluß; es iſt darunter der Werth der Güter zu verſtehen, welche aufgewendet werden müſſen, um ein Erzeugniß der Natur oder des menſchlichen Geiſtes hervorzubringen. Je nachdem der Preis eines Guts die Schaffungskoſten deſſelben ausgleicht oder ſie überſteigt, oder unter ihnen ſteht, iſt der Preis angemeſſen oder theuer oder wohlfeil. Der angemeſſene Preis iſt der Ruhepunkt, welcher zwiſchen theuer und wohlfeil in der Mitte liegt, über ihm beginnt die Theuerung und unter ihm die Wohlfeilheit. Die Begriffe von Theuerung und Wohlfeilheit werden häufig mit denen von Koſtbarkeit und Geringſchätzigkeit (Unköſtlichkeit) verwechſelt, dieſe Begriffe ſind aber weſentlich von einander verſchieden. Der hohe Preis eines Guts, welcher von deſſen Koſtbarkeit herrührt, iſt nicht immer ein theurer Preis, und eben ſo wenig iſt der niedrige Preis eines Guts, welcher in deſſen Geringſchätzigkeit ſeinen Grund hat, immer ein wohlfeiler. Der Preis eines Edelſteins kann z. B. mit Recht ſehr hoch und der einer Stecknadel ſehr niedrig genannt werden, ſo lange aber kein Mißverhältniß Statt findet zwiſchen dieſem Preiſe und den Schaffungskoſten, läßt ſich der Edelſtein eben ſo wenig theuer als die Stecknadel wohlfeil nennen, denn beide ſtehen alsdann im angemeſſenen Preiſe. KM.

Preiſler. Unter dieſem Namen haben ſich mehrere bildende Künſtler bekannt gemacht: 1) Johann Juſtinus Preiſler, geboren zu Nürnberg 1698, geſtorben daſelbſt 1771. Er machte ſich vorzüglich durch ein Altargemälde, die Grablegung Chriſti, bekannt, radirte auch mit Geſchmack, und folgte ſeinem Vater als Akademiedirector in Augsburg; 2) Georg Martin, geboren zu Nürnberg 1700, geſtorben daſelbſt 1754, ein Bruder des Vorigen, widmete ſich ſehr früh dem Zeichnen und Kupferſtechen. Die Blätter, welche er zu dem Werke über die dresdner Antiken geliefert hat, ſind noch unter den übrigen Stichen die beſten; 3) Johann Martin, Zeichner und Kupferſtecher, geboren zu Nürnberg 1715, ein Bruder des Vorigen, bei welchem er das Kupferſtechen lernte, widmete ſich mit vorzüglichem Glücke hiſtoriſchen Gegenſtänden. Im J. 1739 reiſete er nach Paris, wo er ſich Schmidt und Wille zu Freunden machte, und wurde 1744 zum königlich däniſchen Hofkupferſtecher und Profeſſor der Malerakademie zu Copenhagen ernannt, wo er im J. 1794 ſtarb. Sein Kupferſtich, Friedrich V. zu Pferde, nach der Bronzeſtatue von Sailly, iſt ein Meiſterſtück; auch hat er Gellert nach Graff und Klopſtock nach Juel geſtochen. Den Beſchluß ſeiner Laufbahn als Kupferſtecher hat er mit der berühmten Madonna della Sedia nach

Rafael gemacht; 4) **Valentin Daniel**, Kupferſtecher in ſchwarzer Kunſt, der jüngſte Bruder von Georg Martin, geboren im J. 1717 zu Nürnberg, ſtarb ebendaſelbſt 1765. Er war zum Studiren beſtimmt, vertauſchte daſſelbe aber, wiewohl ziemlich ſpät, mit der Kunſt, beſuchte ſeinen Bruder in Copenhagen, und verfertigte nach ſeiner Zurückkunft mehrere Blätter in ſchwarzer Kunſt; 5) **Johann Georg Preisler**, Sohn und Schüler Johann Martins (Nr. 3.), geb. um das J. 1750, vervollkommnete ſich vollends bei J. G. Wille zu Paris. Hier ſtach er das ſchöne Blatt Icarus, nach Vien, worauf er im J. 1787 als Mitglied in die Malerakademie aufgenommen wurde. Jetzt iſt er Profeſſor bei der Malerakademie zu Copenhagen.

Prenzlau, die Hauptſtadt in der Uckermark, am See und Fluß Ucker. Sie zählt ohne das Militär gegen 7000 Einwohner, und hat gute Brauereien, auch beträchtlichen Handel mit Korn, Vieh und Tabak. Außer verſchiedenen öffentlichen und Privatſchulen hat ſie ein gelehrtes Gymnaſium und eine öffentliche Bibliothek. Sie wurde im J. 1806 durch die Capitulation des Corps von Hohenlohe (am 28ſten October) merkwürdig.

Presbyter (griechiſch), der Aeltere, **Presbyteri**, Aeltere, die Aelteſten, hießen in den erſten Jahrhunderten der Chriſtenheit angeſehene Kirchenbeamte, welche von den Gemeinden nach dem Muſter der Aelteſten in der jüdiſchen Geſellſchaftsverfaſſung angeſtellt wurden. **Presbyterium**, das Collegium derſelben, oder ihre Verſammlung. Unſtreitig waren ſie Vorſteher, Wortführer und Agenten der Gemeinden, hatten für die Erhaltung des Anſtandes, der Ruhe und Ordnung in der Gemeinde zu ſorgen, und verwalteten eine Art Cenſoramt, wie noch jetzt die Helfer in den Brüdergemeinden. Das Aufkommen der Hierarchie und die Verwandlung des geiſtlichen Amtes in ein förmliches Prieſterthum veränderte auch den Charakter dieſer Würde. Aus den Presbytern wurden Prieſter und Pfarrer, die ihre Stelle im höheren Clerus und ihren Rang nach den Biſchöfen erhielten; jetzt heißt bei den Katholiken Presbyter ein Prieſter, der die Sacramente austheilen darf; dabei verlor ſich die griechiſche Benennung und nur die presbyterianiſche Kirche in Großbritannien hat ſie wieder aufgefriſcht. E.

Presbyterianer, ſ. **Anglicaniſche Kirche** und **Diſſenters**.

Preßburg, ungariſch Posony und ſlaviſch Presspurek, Hauptſtadt der preßburger Geſpannſchaft, eine königliche Freiſtadt, die vormalige Hauptſtadt in Ungarn und nach Peſth die ſchönſte Stadt des Königreichs, liegt am linken Ufer der hier 780 Fuß breiten Donau, über welche eine fliegende Brücke geht, in einer reizenden Gegend, zwiſchen hohen Bergen und einer weiten Ebene. Seit 1784, in welchem Jahre der Sitz der Statthalterſchaft und der höchſten Reichsämter nach Ofen und Peſth verlegt wurde, hat Preßburg viel verloren; doch zählt es noch 1400 Häuſer und 22,000 Einwohner. Hier werden die Reichstage gehalten und in der Cathedralkirche werden die ungariſchen Könige gekrönt. Man findet in Preßburg ein Collegiatſtift, eine königliche Akademie oder Lyceum, an welchem, wie an allen übrigen öffentlichen Lehranſtalten in Ungarn, die allgemeinen und Rechtswiſſenſchaften gelehrt werden, ein evangeliſch-lutheriſches und ein katholiſches Gymnaſium, ein Stift der ſogenannten Notre Damen, ein evangeliſch adeliches Convict und ein Kloſter der Barmherzigen; auch iſt dieſe Stadt der Sitz des Erzbiſchofs von Gran. Die In-

duſtrie beſteht in zwei Roſoglioſabriken, in einer Tuch-, einer Oel- und einer Taback-fabrik, in einer Silberdrahtzieherei, vielen Gerbereien und einiger Seidenweberei. Preßburg iſt ein guter Handelsplatz, wo ſieben Großhändler ſind und ein wichtiger Speditionshandel mit ungariſchen Producten, beſonders mit Korn und Wein, auf der Donau und zu Lande getrieben wird. Merkwürdig iſt auch dieſe Stadt durch den Frieden, welcher hier zwiſchen Oeſterreich und Frankreich geſchloſſen wurde. Auf einem 420 Fuß hohen Hügel nächſt der Stadt ſteht das königliche vormals befeſtigte Schloß, welches gegenwärtig zu einer Kaſerne dient.

Preßburger Friede, geſchloſſen den 26ſten December 1805, ſ. die Art. Friedensſchlüſſe und Oeſterreich.

Preſſen der Matroſen nennt man das Verfahren, mittelſt deſſen man die königliche Flotte in England mit Matroſen und Schiffsſoldaten verſieht, wenn die freiwillige Anwerbung nicht hinreicht. Es beſteht in dem gewaltſamen Wegnehmen aller ſolchen entbehrlichen Leute, die zum Seedienſte tauglich ſind. Wenn ſonſt ein Preßgang vorgenommen wurde, ſo gingen 10 bis 15 Matroſen, mit Prügeln und Meſſern bewaffnet, unter Anführung eines Offiziers, durch die Gaſſen, in Wirthshäuſer, Bordels und andere öffentliche Orte, und nahmen alle diejenigen weg, die ihnen tüchtig ſchienen. Im Kriege gegen Frankreich kamen die Preſſer auch auf die Kauffahrteiſchiffe, und nahmen die Matroſen weg. Es gab dabei oft blutige Kämpfe, ſelbſt Tödſchläge, welche aber unbeſtraft blieben, weil die von beiden Seiten ausgeübte Gewalt als geſetzwidrig angeſehen wird. Die auf dieſe Weiſe zuſammengebrachten Leute werden auf ein Schiff geſchleppt, wo ſie ſo lange gefangen bleiben, bis ſie auf ein Kriegsſchiff abgeliefert werden. Seit 1779 iſt durch eine Parlamentsacte auch das Preſſen der Landſoldaten oder das gewaltſame Wegnehmen der Leute zum Landdienſte eingeführt. Jetzt iſt das Verfahren nicht mehr ſo häufig und gewaltſam.

Preßfreiheit. Wenn keine Cenſur in einem Staate vorhanden iſt, ſo herrſcht in ihm Preßfreiheit. Die verſchiedenen Grade der Cenſur ſind in dem Artikel Cenſur aufgeführt worden. Eine völlige Preßfreiheit herrſcht nur in wenigen Staaten, in England, in Belgien, in Weimar, in Bremen und in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten. In andern iſt bloß für die Bücher Preßfreiheit, die Zeitungen ſtehen unter Cenſur, wie z. B. in Frankreich, in den preußiſchen Rheinprovinzen und in den meiſten kleinern Staaten Deutſchlands. — Mit der Preßfreiheit iſt es nicht ſo leicht abgethan, wie die Meiſten glauben, welche ſie verlangen, und der Staat muß in ſeinen Inſtitutionen ſchon eine große Vollkommenheit erreicht haben, wenn er Preßfreiheit ohne Störung ertragen will. In der neueuropäiſchen Welt hat ſich ſeit der Erfindung des Papiers (um das 11te Jahrhundert) und ſeit der Erfindung der Druckerei (im 15ten Jahrh.) eine öffentliche Meinung gebildet, welche die alten Staaten gar nicht gekannt haben. Bei dieſen war der Staat immer in der Stadt, und indem die Bürger auf dem Markte und unter den Thoren von Staatsangelegenheiten redeten, hatte ſich eine große Verſtändlichkeit über das Oeffentliche verbreitet. Allein dieſes war immer nur auf den kleinen Fleck der Stadt eingeſchränkt, und die entferntern Städte und Provinzen konnten an dieſem Geſpräche keinen Theil nehmen. Hingegen in der neueuropäiſchen Welt, wo mit Hülfe der Poſten und der Zeitungen alle Männer eines Reiches wöchentlich mit einander

reden, iſt dieſes anders. Das was in der Hauptſtadt vorfällt, das was in der Zeitung gedruckt wird, weiß in acht Tagen jedermann, bis zur Gränze des Reiches. Hiedurch hat ſich nun eine öffentliche Meinung gebildet, die aus beſſern Elementen beſteht, als die in den Staaten der Alten, welche durch Eigennutz, Privatintereſſe und Familienverbindungen häufig kleinſtädtiſch war, da ſie zwiſchen Menſchen Statt fand, die alle an einem Orte beiſammen wohnten; wohingegen bei uns dieſes Kleinſtädtiſche nicht ſtatt finden kann, weil die Menſchen nicht in einer Stadt wohnen, ſondern in Trier, Coblenz, Cölln, Münſter, Berlin, Königsberg, Breslau ꝛc., und alſo keine einſeitigen Anſichten und Vorurtheile bei der Bildung dieſer Meinung einwirken können. So entfernte Menſchen können ſich füglicher Weiſe nicht anders einigen, als über das, was Recht und was Wahr iſt, weil kein Unrecht und keine Unwahrheit denkbar iſt, wobei Alle gleiche Vortheile haben könnten. Gerade weil bei uns die öffentliche Meinung beſſer iſt, iſt ſie ſtärker, und weil ſie ſtärker iſt, übt ſie einen größern Einfluß auf die Verwaltung des Staates und auf das ganze Leben deſſelben, ſobald ſie ihre Organe gefunden hat. Dieſe Organe ſind aber die *Zeitungen* und die *Kammern*, in welchen die Deputirten des Volks über die Geſetzgebung öffentlich berathſchlagen. Beides gehört zuſammen, und in keinem Staate können die Zeitungen frei ſeyn, in welchem keine öffentliche Geſetzgebung iſt. Iſt die Geſetzgebung öffentlich, ſo ſind auch die Zeitungen frei, wie in England, den Niederlanden und Frankreich, wo ſie jetzt bloß ein Jahr unter die Aufſicht der Regierung geſtellt ſind, wegen der Lage, in welcher ſich das Reich durch die Beſetzung fremder Truppen befindet. Daß die Geſetzgebung öffentlich werde, hat aber große Schwierigkeiten, weil dieſes zu einer beſondern Art von Regierung führt, auf welche die meiſten Staaten und die meiſten Miniſterien noch nicht eingerichtet ſind. Indem nämlich die Geſetzgebung öffentlich wird, äußert ſich die ganze Stärke der öffentlichen Meinung in dieſer Geſetzgebung, weil ſie hier nun ein Organ gefunden, in welchem ſie ſich auf geſetzmäßigem Wege ausſprechen kann. Es gibt dann nur Eine Möglichkeit zu regieren, nämlich die im *Sinne der öffentlichen Meinung*, und hiezu muß ſich ein Miniſterium loyal entſchließen, wenn es nicht untergehen will. Denn wenn die Miniſter die Geſetzentwürfe in die Kammer bringen, ſo finden dieſe von Seiten der Oppoſition immer Widerſpruch — und indem die Gründe dafür und dagegen angeführt werden, müſſen die Miniſter über alles Rede und Antwort geben, beſonders aber darüber, wie ſie das Geld verwenden, das die Kammern als Steuern bewilligen. Wenn ſie nun hierüber keine klare Auskunft geben können — wenn ſie die öffentliche Meinung nicht auf ihrer Seite haben — wenn ihnen in der Kammer größere Talente gegenüberſtehen, die den Staatshaushalt mit größerer Klarheit überſehen, und mit einer größern Wohlredenheit begabt ſind, als die Miniſter, ſo hilft ihnen die Gunſt des Hofes und des Fürſten nichts, und ſie können ihre Stelle nicht behalten. — In den Kammern und in den Zeitungen bildet ſich die öffentliche Meinung über den Staatshaushalt, weil von den Miniſtern alles öffentlich mitgetheilt wird — aber die Kammern müſſen auch wieder mit der öffentlichen Meinung geregelt werden, wenn man auf dieſe Weiſe regieren will. Denn bei dieſer Art zu regieren iſt der Staat eine Republik in monarchiſchen Formen — und die Regierungsart iſt eine glückliche Miſchung aus Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie, ſo wie ſie in England und Frankreich Statt findet.

Tacitus hält dieſe Regierungsart für die vollkommenſte, meint aber, wenn ſie irgendwo durch ein glückliches Zuſammentreffen entſtände, ſo könnte ſie doch nicht lange beſtehen, weil eine von den drei Grundkräften das Gleichgewicht wieder ſtören würde, das ſie unter ſich haben und das zur Erhaltung dieſer Regierungsform nothwendig iſt. Allein zu den Zeiten des Tacitus kannte man die Art von öffentlicher Meinung nicht, welche ſich in der neueuropäiſchen Welt ſeit der Erfindung des Papiers, der Buchdruckerei, der Poſten und der Zeitungen gebildet hat; — und ohne dieſe öffentliche Meinung, die ſelbſt in einem verdorbenen Zeitalter das Unverdorbenſte iſt, was unter einem Volke zu finden, mag es auch wohl nicht möglich ſeyn, eine Regierungsform, wie die in Frankreich und England, hervorzurufen — noch wenn ſie hervorgerufen, Jahrhunderte hindurch zu erhalten. Die erſte Bedingung zu dieſer Oeffentlichkeit der Geſetzgebung iſt Einigkeit unter den drei Grundkräften des Staates. Sie müſſen alle drei denſelben Zweck haben, ohne dieſes entſteht Gegenſtreben, Hader, Zwietracht und endlich Aufruhr, indem Eine dieſer drei Kräfte alle Gewalt an ſich reißen will, wie hievon in dem Artikel Staatsverfaſſung ausführlicher geredet worden. Iſt dieſe Einigkeit vorhanden, ſind alle drei über die Hauptpunkte übereingekommen, nach denen die Regierung ſoll geführt werden, und die die Grundlage der magna carta oder des Grundgeſetzes des Staates bilden, ſo kann die öffentliche Meinung mit als Hauptelement in die Regierungsweiſe eingehen, und indem ſie nun befreundet iſt, und die ganze Staatseinrichtung ſich nach ihr gebildet und eingerichtet, ſo liegt kein Widerſtreben und kein Aufruhr in ihr verborgen, und alles geht friedlich her, trotz aller heftigen Reden, die im Parlamente und in den Zeitungen geführt werden. Hat die Geſellſchaft dieſe Stufe der Entwickelung erreicht, ſo kann ſie ohne Gefahr die Preſſe frei geben; denn da ſie nun mit der Preßfreiheit in einer geſetzmäßigen Ehe lebt, ſo iſt dieſe vor allen Ausſchweifungen geſichert; und diejenigen, die ſie etwa begeht, werden durch die Geſetze beſtraft, nachdem ſie begangen. S. d. Art. Preßgeſetze. — Allein ohne eine Verfaſſung, die auf die Einwirkung der öffentlichen Meinung berechnet und eingerichtet iſt, iſt keine Preßfreiheit möglich, weil die Zeitungen jede andere Regierungsart, die nicht hiernach eingerichtet iſt, in Verwirrung bringen, und um ſo ſchneller, je beſſer die Zeitungen über den ganzen Staatshaushalt unterrichtet ſind, je beſonnener ſie reden und je genauer ſie in der Angabe aller Zahlen und aller Umſtände ſind *). Bg.

*) Allerdings wird eine furchtſame Regierung, welche weiß, daß die Staatsform, die ſie aufrecht erhalten will, mit der öffentlichen Meinung, welche eine Volksvertretung durch Wahl, ein Finanzgeſetz, eine Civilliſte, die Gleichheit Aller vor dem Geſetz, perſönliche Sicherheit, eine gleiche Vertheilung der Abgaben, die Berufung des Würdigen zu jedem Staatsamte, ohne das ausſchließende Vorrecht der Geburt, und die Verantwortlichkeit der Miniſter geſetzlich ausgeſprochen, ſo wie alle Feſſeln eines freien Bürgerthums (Feudalariſtokratie, privilegirte und bevorrechtete Stände, Leibeigenſchaft und Cenſurzwang) abgeſchafft zu ſehen verlangt — im Widerſpruche ſteht, Cenſuranſtalten errichten, um den Strom jener Ideen des Zeitgeiſtes abzudämmen. Wird es ihr aber damit gelingen? Iſt ſie dagegen weiſe genug, die Staatsform auf eine nationelle Weiſe umbilden zu wollen, ſo wird ſie eben darum Preßfreiheit geſtatten, damit das Wahre ſiege, und die

Preßgeſetze. Wenn in einem Staate Preßfreiheit möglich und vorhanden iſt, ſo kann dieſe nur durch Preßgeſetze aufrecht erhalten werden. So wie die Cenſur die Preßvergehen vorſehend verhindert, ſo beſtrafen die Preßgeſetze die Preßvergehen, nachdem ſie

öffentliche Ueberzeugung von dem, was noth thut, endlich ſelbſt diejenigen für das allgemeine Wohl gewinne, welche verbeſſerten Einrichtungen im Wege ſtehen, wie z. B einzelne Glieder bevorrechteter Kaſten. Denn nichts kann die Regierung über die öffentlichen Gebrechen beſſer aufklären, und erbliche Vorurtheile tiefer entwurzeln, als die Preßfreiheit. Die franzöſiſche Revolution hätte nie Statt gefunden, wenn die Preſſe frei geweſen wäre; denn alsdann würden redliche Miniſter, wie Türgot, Malesherbes, Necker u. A. die Mißbräuche in der Verwaltung und die Gebrechen in der Verfaſſung früher und ſicherer abgeſtellt oder geheilt haben. Eben ſo wahr iſt es aber auch, daß jede Verfaſſung, die auf ſittlich rechtlichen Grundſätzen beruht, und die zweckmäßig mit Rechtlichkeit und Weisheit verwaltet wird, ſo feſt ſteht, daß ihr jeder Angriff auf dem Papier gleichgültig ſeyn kann; denn einen ſolchen Staat hält die Kraft der öffentlichen Meinung. Daher iſt der größere oder geringere Widerwille, mit welchem die Staatsgewalt der Preßfreiheit Widerſtand leiſtet, der größere oder geringere Unmuth, mit dem ſie ein ihr nachtheiliges Urtheil erträgt, oder umgekehrt, die größere oder geringere Freiheit, die ſie jener geſtattet, die größere oder geringere Unbefangenheit, mit der ſie dieſes entgegennimmt, — der Maßſtab, der Probirſtein für die Güte, Weisheit und Rechtlichkeit des Staatszuſtandes. Aber auch nicht einmal in Zeiten der Gefahr iſt eine Suspenſion der Preßfreiheit nothwendig; denn eben in kritiſchen Zeiten bewährt ſich die Geſundheit und Kraft eines Staats. — Daß überhaupt die Preßfreiheit nicht bloß das Lebensprincip aller höheren Geiſtesbildung, und daher dem Gelehrten im Freiſtaate der Wiſſenſchaften unentbehrlich, ſondern daß ſie auch als das köſtlichſte Kleinod des Menſchen in ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen, anzuſehen ſey, weil ſie alle andern Nationalgüter bedingt, und faſt noch mehr, als die Staatsverfaſſung und Conſtitution, die Nation gegen Unterdrückung und den Thron gegen innere Gefahr ſicher ſtellt, indem ſie die öffentliche Freiheit bewacht: das hat Englands und Nordamerika's Beiſpiel gezeigt. Mit Recht hat daher kürzlich ein Richterſpruch der Juriſten-Facultät in Würzburg in den Entſcheidungsgründen den Grundſatz aufgeſtellt, daß das Recht, ſeine Meinung öffentlich auszuſprechen, zu den unveräußerlichen Rechten der Menſchheit gehöre. Auch der Bundestagsgeſandte, Herr von Berg, hat in dem gutachtlichen Berichte über die Preßfreiheit im Allgemeinen gleiche Grundſätze bekannt, und ſelbſt mehrere Regierungen haben jedem Bürger das unveräußerliche Recht zugeſtanden, über den Staat, ſeine Verwaltung und die darin herrſchenden Mißbräuche öffentlich ſeine Meinung zu ſagen. (Man denke an Schlözer's Staatsanzeigen!) Nach der preußiſchen Criminaljuſtiz handelt Niemand ſtrafbar, der im Staate beſtehende Mißbräuche rügt; darum wurde Mallinkrodt neuerlich freigeſprochen. In den vereinigten Staaten iſt es geſetzlich, daß kein Menſch wegen irgend eines in einer Druckſchrift ausgeſprochenen Urtheils über die Regierung vor Gericht gezogen oder geſtraft werden kann.

begangen worden. Von den Preßvergehen handelt ein beſonderer Artikel, in welchen die engliſche Geſetzgebung über dieſelben angeführt worden. Die Preßgeſetze unterſcheiden ſich in Nichts von den Cenſurgeſetzen als in Hinſicht der Anwendung. Dem Schriftſteller ſo wie dem Cenſor ſind die Cenſurgeſetze bekannt, und der Cenſor, der die Schrift vor dem Drucke durchſieht, hat nun nachzuſehen: ob die Cenſurgeſetze nicht in ſolcher übertreten ſind. In dieſem Falle ſtreicht er entweder die Stellen, in denen nach ſeiner Meinung ſolches Statt findet, oder aber er verſagt dem ganzen Buche, oder der ganzen Zeitung die Erlaubniß gedruckt zu werden. Bei den Preßgeſetzen hingegen ſieht der öffentliche Ankläger nach, wann die Schrift gedruckt iſt, ob ſie verlegt worden — und ſtellt dann den Verfaſſer vor Gericht. Daſſelbe Recht hat jeder Privatmann, wenn er glaubt, daß ſeine Privatrechte gekränkt worden. Der Unterſchied iſt der: daß im erſten Falle (nämlich bey der Cenſur) der Schriftſteller nicht geſtraft werden kann, weil er das Vergehen nicht begangen, indem ihn der Cenſor hieran gehindert. Aber er kann ſich auch gegen den Cenſor nicht vertheidigen, wenn dieſer behauptet, daß etwas gegen das Cenſurgeſetz ſey, was es nach ſeiner Meinung nicht iſt. Im zweiten Fall (wenn keine Cenſur) kann der Schriftſteller beſtraft werden, weil er das Vergehen begehen kann — allein er kann ſich auch vor Gericht vertheidigen, und ob er es begangen, das hängt nicht von dem Urtheile eines einzelnen Mannes ab (wie das eines Cenſors, der gewöhnlich ſehr ängſtlich iſt), ſondern von einem Geſchwornen-Gerichte, welches öffentlich ſpricht und das ohne alle Aengſtlichkeit und Menſchenfurcht ſpricht, gerade weil es ſich als das Organ der öffentlichen Meinung, des verſammelten Volks fühlt, und weil es weiß, daß ſein Ausſpruch Populiscita ſind. So wie man mündliche Libellen nicht eher beſtraft, als bis ſie begangen (denn verhindern laſſen ſie ſich nicht wohl, ohne das Reden zu verbieten), eben ſo kann man es mit den gedruckten halten, und ſie erſt gemäß den Preßgeſetzen beſtrafen, wenn ſie begangen worden. Hierin liegt keine Schwierigkeit, wenn übrigens die Staatseinrichtung ſo geordnet iſt, daß ſie die Preßfreiheit ertragen kann. (S. dieſen Artikel). Allein man will es gewöhnlich nicht gern geſtehen, daß in der Staatseinrichtung ſelber das größte Hinderniß gegen die Preßfreiheit liegt, und man ſagt, indem man ſich und andre täuſcht, man wolle eine Cenſur, um die Preßvergehen vorſehend zu verhindern. Die Sache aber iſt die: man will Cenſurgeſetze, weil man ſich entweder nicht getraut, Preßgeſetze zu machen, die ſo vollkommen ſind, daß ſich die Geſellſchaft nach dieſen Geſetzen bewegen kann, oder aber, weil man geſonnen, außer den öffentlich bekannten Cenſurgeſetzen den Cenſoren noch geheime Inſtruktionen zu geben, nach denen ſie ſich zu verhalten haben, und die man ſich nicht getraut am großen Lichte des Tages bekannt zu machen. Solche Inſtruktionen enthalten gewöhnlich ein Verzeichniß derjenigen Gegenſtände, über welche entweder gar nicht ſolle geſprochen werden, oder aber nur auf gewiſſe Weiſe, z. B. von den Finanzen. In einer Inſtruktion an die Cenſoren kann man zwar beſtimmen, daß in den Zeitungen nur von dem blühenden Zuſtande der Finanzen ſoll geſprochen werden; allein in einem Geſetze läßt ſich füglicherweiſe die Beſtimmung nicht machen, daß jede Darſtellung vom nachtheiligen Zuſtande der Finanzen ein Libell ſey. — Es iſt ſehr ſchwierig, vollkommene Preßgeſetze zu entwerfen, weil ſie einen ſehr großen Ueberblick über die Bewegung der Geſellſchaft voraus-

ſetzen, wenn ſie dieſe Bewegung nicht hindern ſollen. Es iſt daher faſt nicht möglich, zu guten Preßgeſetzen zu gelangen, wenn die Geſetzgebung nicht öffentlich iſt, und ſo geordnet wie in England und Frankreich, wo die Geſetze allen Widerſpruch erfahren, ehe ſie gegeben werden, und wo ſie das Produkt der Geſellſchaft ſind, weil ſie in geſellſchaftlicher Weiſe gefunden werden. Die beſten Preßgeſetze würden indeß wenig helfen, wenn die Preßgerichte nicht eben ſo vollkommen geordnet ſind, wie die Preßgeſetze entworfen. Wir geben dieſen einen beſonderen Artikel. Bg.

Preßgerichte, ſind diejenigen Gerichte, welche über die Vergehen der Preſſe ſprechen. Dieſe können nun zweierlei Einrichtung haben. Entweder beſtehen ſie blos aus Richtern, die vom Staate angeſtellt und beſoldet werden, wie z. B. in Frankreich; oder ſie beſtehen aus Richtern und aus Geſchwornen, wie in England. In dieſem Falle ſprechen die Geſchwornen 1) über die Thatſache und 2) über die Beziehung; ob nämlich die in Klage ſtehende Thatſache auch wirklich ein Libell ſey. Dieſer Theil des Spruches iſt der wichtigſte, weil bei Gedrucktem ſich gewöhnlich ziemlich leicht über die Thatſache entſcheiden läßt, beſonders wenn von Zeitungen die Rede iſt, deren Herausgeber immer bekannt ſind, und die alſo das nicht leugnen können, was ſie in ihren Zeitungen geſagt haben. Hiedurch unterſcheiden ſich die Preßgerichte von andern Geſchwornen-Gerichten, bei denen die Geſchwornen blos über die Thatſache ſprechen, weil es nicht zweifelhaft ſein kann, was die Thatſache iſt, da die Kennzeichen eines Mordes oder eines Diebſtahls nie zweifelhaft ſind. In den Verhandlungen über die Preßgerichte, die in der Kammer von Frankreich im Jahr 1817 Statt fanden, kam es auch zur Sprache: ob die Preßvergehen durch gewöhnliche Gerichte zu beurtheilen wären, oder aber durch Geſchwornen-Gerichte. Der Polizeiminiſter Graf De Cazes ſprach mit großem Talente, und erklärte ſich gegen letztere. Er ſagte: es ſey blos Rednerei, wenn man ſage, die Geſchwornen-Gerichte ſeyen unbeſtechlicher als die gewöhnlichen Gerichte. Es ſey eine flache Verläumdung, wenn man bei den Männern Verbrechen vorausſetzte, die von der Geſellſchaft berufen wären, Verbrechen zu ſtrafen. Hierin hatte der Miniſter Recht. Ebenfalls in folgendem. Bei den Geſchwornen, fuhr er fort, wird ſich keine Gerichtspraxis bilden, weil ſie bei jeder Sitzung wechſeln, und doch iſt dieſe Praxis nothwendig, damit der Schriftſteller zum Voraus beurtheilen könne, wie das Gericht über den Fall ſprechen werde. Allein darin hatte er Unrecht, wenn er ſagte: das Geſetz von 1790 beſtimme blos für die Anerkennung der Verbrechen (Crimes) Geſchwornen-Gerichte, nicht für bloß correktionelle Gegenſtände, wie die Preßvergehen gewöhnlich ſind, und warum man hiermit eine Ausnahme bei den Schriftſtellern machen ſollte. — Die Sache iſt aber offenbar die, daß bei der Beurtheilung der Preßvergehen die Geſinnung und die Abſicht ſehr in Betracht kommt, und daß ein freier Mann nur ein Genoſſen-Gericht in dieſer Sache als competent anerkennen kann, weil er in demſelben Gerichte ſitzen kann, was jetzt über ihn ſpricht — und weil jeder Geſchworne, der heute ſpricht, morgen vor dieſelben Geſchwornen kann geſtellt werden. Die beſte Einrichtung iſt unſtreitig die, welche die Engländer haben, wo nach der Parlamentsakte 32 Georg III. c. 60, die Jury über die ganze Frage ſpricht, und wo es dem Richter verboten iſt, die Jury, wenn ſie Nein geſagt, zu fragen: ob ihr Nein ſich auf die Thatſache beziehe, oder aber auf die Beziehung? Früher

waren hierüber immer Streitigkeiten und Zweifel, bis die eben angeführte Parlamentsakte erſchien, welche den Titel hat: Akte zur Beſeitigung der Zweifel über die Verrichtungen der Jury im Fall eines Libells. Man kann bei der Preßfreiheit nichts beſſers thun, als dieſe unter die Oberaufſicht der beſten und aufgeklärteſten Bürger ſtellen, und dieſes kann man nur vermitteiſt eines Geſchwornen-Gerichts, welches zu gleicher Zeit gerecht und ſtrenge ſeyn kann, da es den Fall nach allen ihn begleitenden Umſtänden beurtheilt, und welches nicht allein das Intereſſe des Mannes berückſichtigt, der vor daſſelbe geſtellt worden, ſondern auch das Intereſſe der Geſellſchaft, der man die Preßfreiheit nur erhalten kann, wenn man recht ſtrenge gegen die Preßvergehen iſt. Allein das wird eine ſehr nützliche Einrichtung ſeyn, wenn die 12 Geſchwornen, welche zuerſt aus den 36 durchs Loos gezogen werden, das ganze Jahr hindurch ohne allen Wechſel ſitzen und urtheilen, damit ſich eine Gerichtspraxis bilde, und der Schriftſteller im voraus beurtheilen kann, wie das Gericht den Fall anſehen und beurtheilen werde. Uebrigens haben auch die Preßgerichte in England noch manche Unvollkommenheit. So kann der öffentliche Anwalt die Klage anhängig machen, iſt aber nicht genöthigt, ſie fortzuſetzen, ſondern kann ſie, wenn er will, Monate und ſelbſt Jahre lang über dem Haupte des Beklagten ſchweben laſſen, ohne daß er zur Fortſetzung derſelben genöthigt iſt. Bg.

Preßvergehen. Die Preßvergehen können dreierlei Art ſeyn. Zuerſt gegen Privatperſonen, dann gegen die Geſellſchaft, dann gegen Religion und Sitte. Wir wollen von jeder Art beſonders handeln. Wenn die Menſchen ſich in Geſellſchaften bilden, ſo können ſie dies nur auf die Weiſe, daß jeder ſeine angeborne Freiheit behält und benutzt, ſo lange ſie mit der Freiheit und den Rechten eines andern nicht in Widerſtreit geräth. Die Geſetze ſehen dieſe Fälle vor, und beſtimmen jedem das Seine und die Gränze, wie weit das Seine geht. Eigenthumsrechte ſind in jeder Geſellſchaft das erſte, womit ſie beginnt, und die Beſtimmungen über Eigenthum ſind die erſten Capitel ihrer Geſetzgebung, ſobald ſie feſtgeſetzt: Wer zur Geſellſchaft gehört (z. B. im franzöſiſchen bürgerlichen Geſetzbuch wird zuerſt beſtimmt, wer franzöſiſcher Bürger ſey — auf welche Weiſe ein Menſch es werde, und auf welche er es wieder aufhöre zu ſeyn). Zu dem mancherlei Beſitzthum, das mit der Geſellſchaft und in der Geſellſchaft entſteht, gehört auch der Beſitz des guten Namens, eines Gutes, welches für den einzeln außer der Geſellſchaft lebenden Menſchen gar nicht vorhanden iſt, und das, ſobald es vorhanden, ſo wenig gekränkt werden darf, wie irgend ein anderes Gut, das irgend ein Mitglied der Geſellſchaft beſitzt. Wird es gekränkt, ſo wird die Verletzung beſtraft — und um es beſtrafen zu können, müſſen die Geſetze den Fall vorgeſehen und feſtgeſetzt haben, was für eine Strafe auf dieſe Kränkung folge. Die Geſetze zählen daher zuerſt alle Arten von Verletzungen des guten Namens auf, beſtimmen die Kennzeichen, an welchen ſolche zu erkennen, und endlich die Strafen, die auf jede Verletzung deſſelben folgen. Dieſe Beſtimmungen füllen im Geſetzbuch das Capitel über Verläumdungen und Injurien aus. Es iſt aber ungemein ſchwer, die Geſetze über Verläumdungen und Injurien vollſtändig und dem Zwecke angemeſſen zu entwerfen, nämlich ſo, daß ſie von der einen Seite nicht können umgangen werden, und daß von der anderen nicht alles für Injurie gehalten wird, was leicht empfindliche Menſchen verletzt,

wodurch man die Geſellſchaft zu einem völligen Stillſchweigen verdammen würde. Ob einer dem anderen von ſeinem Acker abgepflügt, oder ihm Frucht weggenommen — oder in ſeinem Walde Holz gehauen, dieſes ſind lauter Verletzungen des Eigenthums, welche ſich leicht beſtimmen laſſen, und bei denen keine Verſchiedenheit der Meinungen möglich iſt. Nicht ſo mit den Verletzungen des guten Namens, die ſich oft ſehr ſchwer beſtimmen laſſen, und die doch jemanden nachtheiliger in Hinſicht ſeines Beſitzthums ſeyn können, als wenn ihm ein paar Furchen Land abgepflügt werden. Wie ſchwierig ſolches iſt, mag an einem gegebenen Falle gezeigt werden. Vor einigen Jahren erzählte ein Reiſender, der durch Düſſeldorf gekommen, im Weſtphäl. Anzeiger, daß er unter anderen Merkwürdigkeiten in Düſſeldorf auch auf dem Caffeehauſe einen Schneider geſehen, der die Partie Billard zu 4 Laubthaler geſpielt und den man Milord H. genannt. Dieſe Anzeige wurde von einigen für eine Injurie gehalten, von andern wieder nicht. Jene, welche ſie für eine Ehrenkränkung hielten, ſagten: der Credit des Mannes leide durch die Bekanntmachung, da er mit Tüchern handle — auch Niemanden etwas dran gelegen ſey, wie hoch er Billard ſpiele. Andere ſagten: da er auf einem öffentlichen Caffeehauſe öffentlich geſpielt habe, ſo habe er hiedurch gezeigt, daß ſein Credit hiedurch nicht leide, und er könne daher auch nichts dagegen einwenden, daß die Sache in einer Zeitung öffentlich erzählt worden, ſo wie ſie ſich zugetragen. — Solche und ähnliche Fälle ſind ungemein häufig, und man kann hierin nur zu etwas Beſtimmtem und Gewiſſem gelangen, wenn man Geſchwornen-Gerichte hat, welche ſolche beurtheilen. Denn offenbar kommt bei allen dieſen Vergehen der Vorſatz ſehr in Betracht, — die Abſicht, wegen welcher ſo etwas geſagt oder geſchrieben worden — und dieſes läßt ſich nur aus den begleitenden Umſtänden beurtheilen, welche Beurtheilung man aber nicht dem gemeinen Richter anheim geben kann, ſondern nur einem Genoſſen- oder Geſchwornen-Gerichte. So iſt es auch in England, wo die Geſchwornen in ſolchen Fällen nicht allein über die Sache ſprechen — über den Thatbeſtand, ſondern auch über die Beziehung; ob das, was in Klage ſteht, auch wirklich eine Injurie geweſen — nämlich eine bösliche und vorſetzliche Verletzung der Ehre eines Anderen. Eine Sache kann wahr ſeyn, ohne daß ein Anderer das Recht hat, ſie bekannt zu machen; und er kann bei dieſer Bekanntmachung die Abſicht haben, die Ehre des Andern zu verletzen, und deswegen ſtraffällig ſeyn. Deswegen wird in den engliſchen Geſetzen auch der Angeklagte nicht zum Beweiſe zugelaſſen, daß die Sache wahr ſey. Doch nehmen die Gerichte die Klage nicht eher an, bis der Kläger eidlich verſichert, daß es nicht wahr ſey. Die Injurien nehmen nämlich nach engliſchen Geſetzen da ihren Anfang, wo einer etwas beſchuldigt wird, was durch die Geſetze verbothen iſt, z. B. wenn einer ein Dieb, ein Ehebrecher, ein Päderaſt geſcholten wird. Daß ein Schneider die Partie Billard zu 4 Laubthlr. ſpielt, iſt nicht verboten, und kann alſo in England auch als keine Injurie angeſehen werden. Nur dann erſt findet in England Klage Statt, wenn der Königsfriede gebrochen wird — auf den jeder Engeländer Anſpruch hat. — Sagen die Geſchwornen Ja, ſo heißt dieſes, 1) der Beklagte hat die That begangen, und 2) dieſe That iſt eine Injurie. Die Geſchwornen und nicht die Richter ſprechen über das Zweite — welches ſie die Beziehung nennen. Sagen die Geſchwornen Nein, ſo heißt es entweder: die

Thatſache hat nicht Statt gefunden, oder ſie hat Statt gefunden, es iſt aber keine Injurie. In beiden Fällen wird der Beklagte freigeſprochen, und die Geſchwornen erklären ſich nicht weiter, ob ſich ihr Nein auf die Thatſache beziehe, oder aber auf die Beziehung (Subſummirung). Die zweite Art von Preßvergehen findet gegen den Staat, gegen die Geſellſchaft, Statt, indem jemand die Abſicht hat, die beſtehende Ordnung der Dinge zu verläumden und gewaltſam umzuändern. In England werden dieſe Vergehen auf dieſelbe Weiſe beurtheilt und entſchieden, wie die gegen Privatperſonen. Wenn der öffentliche Anwalt als Kläger auftritt, ſo kann der Beklagte entweder die Thatſache leugnen, oder wenn er dieſes nicht kann, darthun, daß er es nicht in der Abſicht gethan, um den Königsfrieden zu ſtören. Das Ja oder Nein der Geſchwornen bezieht ſich wieder 1) auf die Thatſache und 2) auf die Beziehung. Gerade weil die engliſchen Geſetze ſo einfach ſind, begreifen ſie ſo viele Klaſſen von Fällen unter ſich, und die Klage über Libelle, ſie ſeyen mündlich oder ſchriftlich oder durch den Druck verbreitet, gehören immer auf dieſelbe Weiſe vor die Geſchwornen-Gerichte. Der Begriff eines Libells iſt aber immer der: daß die Schrift in der Abſicht geſchrieben, gedruckt und verbreitet worden, um den Königsfrieden zu ſtören, und hierüber ſprechen die Geſchwornen mit Ja oder Nein. Man ſieht, daß die Geſetze in England als ein Produkt der Geſellſchaft angeſehen werden, — und daß die Geſellſchaft nur dasjenige ſtraft, was ihr in ihrer Ordnung nachtheilig iſt. Was dieſer aber nicht nachtheilig iſt, davon nimmt ſie in ihrer Geſetzgebung keine Kunde. Bei der Beſtimmung der Preßvergehen gegen den Staat iſt es wohl am beſten, daß man das Beiſpiel der Engländer befolgt, die hierin die längſte Erfahrung haben. Die dritte Art von Preßvergehen ſind die unſittlichen Schriften, deren Zweck iſt, die Religion und die Sitten zu untergraben. In der engliſchen Geſetzgebung gehören dieſe zu den Libellen, weil die ganze Ordnung der Geſellſchaft (die des Staates) auf die Religioſität und Sittlichkeit ihrer Mitglieder gebaut iſt. Die Jury ſpricht daher auch über religiöſe Schriften und Bücher, wenn der öffentliche Anwalt, den Verfaſſer, die Drucker und Verleger, als Verfertiger und Verbreiter derſelben, vor Gericht ſtellt. — Wie die Preßvergehen zu beſtrafen ſind, ſiehe den Artikel Preßgeſetze und Preßgerichte *).

Bg.

*) Eine Darſtellung der engliſchen Geſetzgebung über die Preßfreiheit findet man in des Prof. Krug (von der deutſchen Bundesverſammlung, der die Schrift gewidmet iſt, mit Beifall aufgenommenem) Entwurf zur deutſchen Geſetzgebung über die Preßfreiheit. (Leipz. 1818.) Krug unterſcheidet, was viele nicht beachtet haben, Preßfreiheit und Cenſurfreiheit. Letztere kann vorhanden und dennoch die erſte durch ſtrenge Geſetze, durch fiskaliſche Gerichte (die nicht wie die Schwurgerichte, Jurys, ex aequo et bono, nach Grundſätzen der Billigkeit urtheilen) und durch den argwöhniſchen Geiſt der Regierung gefeſſelt ſeyn. Darum iſt eine gute Geſetzgebung über Preßvergehen die Hauptſache! Ueberhaupt können Preßvergehen nicht nach dem ſtrengen Rechte beurtheilt werden. Krug hat daher, bis wirkliche Preßfreiheit eintritt, die Cenſur in einigen Fällen mit ſehr beſchränkenden Modificationen und

Preßſpäne, Preßpapier, ſind eine Gattung dünner, aber ſehr harter und feſter glänzender Papierblätter, zwiſchen welchen die leichten wollenen Zeuge gepreßt werden, um ihnen einen ſchönen in die Augen fallenden Glanz zu geben. Ihre Erfindung rührt von den Engländern her, welche auf lange Zeit ein Geheimniß daraus gemacht, und die Ausfuhr aufs Strengſte verboten haben. Dennoch hat man durch den Schleichhandel dieſe Späne nach ganz Europa auszuführen gewußt, und endlich hat der Papiermacher Kanter in Tratenau (bei Königsberg in Preußen) das Geheimniß, ſolche Preßſpäne zu verfertigen, entdeckt, und eine Fabrik angelegt, welche dieſelben faſt in derſelben Güte wie die engliſchen liefert. Die preußiſchen werden aus reinem Hanf, die engliſchen aus verbrauchtem oder verwittertem Segeltuche verfertigt.

Preſtel (Johann Gottlieb), Maler, Zeichner und Kupferſtecher, neuerlich vorzüglich berühmt durch ſeine Blätter in der ſogenannten Handzeichnungsmanier, wurde im Jahr 1739 zu Grünebach im Schwäbiſch-Kemptiſchen geboren. Er lernte die Anfangsgründe ſeiner Kunſt bei zwei Frescomalern in Tyrol; hierauf ging er nach Venedig, wo er an Joſeph Wagner und Nogari wahre Freunde fand. Letzterer trug ihm ſogar eine junge Verwandte an, die er zur Erbin beſtimmt hatte. Aber der unruhige Preſtel ſchlug ſie aus, wodurch er Nogari ſo aufbrachte, daß ihn dieſer mit den Worten: Ingrato Tedesco (undankbarer Deutſcher) aus dem Hauſe jagte. — Auf Wagners wohlgemeinten Rath eilte er nun, Venedig baldigſt zu verlaſſen, ging nach Rom, und hielt ſich noch mehrere Jahre in Italien auf. — Im J. 1769 war er in Nürnberg, wo er eine junge intereſſante Perſon, Maria Catharina Höllin, heirathete. Nach einiger Zeit ging er in die Schweiz, wo er ſich größtentheils bei Lavater aufhielt, und

nur proviſoriſch noch beizubehalten vorgeſchlagen, indem er mit Recht die Aufhebung der Cenſur ohne gleichzeitige Einführung der Schwurgerichte (die Hauptſtütze einer freien Preſſe) der Freiheit der Preſſe eher für hinderlich als günſtig anſieht. Die Verhandlungen in der franzöſiſchen Deputirten-Kammer im März und April 1819, bei Gelegenheit des Geſetzes in Anſehung der Preſſe, ſind von einem großen Intereſſe. Die franzöſiſchen Geſetzgeber haben anerkannt, daß die Publicität die Seele einer repräſentativen Regierung ſey, daß aber dieſe Oeffentlichkeit nicht vollſtändig beſtehen, daß die Preßfreiheit ſelbſt offenbar unvollkommen ſeyn würde, wenn die Journale (Zeitungen) nicht frei wären. Auch das neue franzöſiſche Geſetz über die Preſſe vom J. 1819 hat die Verbrechen und Vergehungen durch die Preſſe den Aſſiſen-Gerichten zugewieſen, wo das Urtheil durch Geſchworne Statt findet. Nur Klagen wegen Injurien werden vor dem Zuchtpolizeigericht anhängig gemacht. In Contumazfällen entſcheiden die Aſſiſen-Gerichte ohne Geſchworne. Uebrigens ſollte man in der Theorie gar nicht beſondre ſogenannte Preßvergehen annehmen; denn die Preſſe, deren man ſich als Inſtrument zur Begehung eines Verbrechens bedient, gibt ſo wenig Anlaß zur Beſtimmung eines neuen Verbrechens, als das Pulver Verbrechen hervorgebracht hat. Das, was ein Verbrechen als ſolches conſtituirt, iſt die Abſicht des Thäters.

durch deſſen Empfehlung viel mit Portraitmalen verdiente. — Kenner beklagen, daß er ſeine Art zu malen, in der er am glücklichſten war, aus Unbeſtändigkeit des Charakters verließ. — Als er nach Nürnberg zurückkam, vertauſchte er den Pinſel mit dem Grabſtichel. Seine erſten Verſuche waren ſchlecht; er arbeitete darauf in Röthel- und Tuſchmanier, und machte glücklichere Verſuche im Radiren. Hieraus entſtand dann endlich ſeine Handzeichnungsmanier. Er wußte die Handzeichnungen auf das Glücklichſte nachzuahmen. Die ſchönen Blätter, die er herausgab, übertrafen Alles, was Engländer und Franzoſen hierin geleiſtet haben. Indeſſen fanden dieſelben in Nürnberg wenig Abgang; er gerieth daher in häusliche Verlegenheiten, und ließ ſich mit ſeiner Familie in Augsburg nieder, wo er unter etwas verbeſſerten Umſtänden ſeine Arbeiten fortſetzte. Vorzüglich bekannt (wenn gleich nicht immer mit Auswahl gemacht) ſind die drei großen Sammlungen intereſſanter Zeichnungen der vorzüglichſten Maler aus mehreren Schulen, wovon die erſte 48, die zweite 30, die dritte 36 Blätter enthält.

Preſto bezeichnet, wenn es einem Tonſtück vorgeſetzt iſt, den fünften der fünf Hauptgrade der muſikaliſchen Bewegung (ſ. Tempo) und dieſe Bewegung iſt noch ſchneller, wenn presto assai (ſehr ſchnell), oder wenn der Superlativ prestissimo vor dem Tonſtücke ſteht.

Preußen. Es gibt keine Nation und keine Monarchie in Europa, die in ihren Beſtandtheilen mehr vereinzelt, und durch verſchiedenartige, wo nicht entgegengeſetzte hiſtoriſche Erinnerungen feindſeliger getrennt, dennoch aber durch ein friſcheres Volksleben inniger verbunden wäre, als die preußiſche. Volk und Staat wurden Eins, als die ſchroffe Scheidewand zwiſchen dem Cabinet und der deutſchen Nation, zwiſchen dem Soldſtreiter und dem Bürgerwehrmann, zuſammenfiel. Seit 1807 durchdrang ein Kraftgefühl den Monarchen, den Bürger und das Heer; das Gefühl des deutſchen Nationalſinns, der Vaterlandsliebe und des Heldenmuths. Durch dieſes Gefühl erhoben, erkämpften ſie den Kranz des Sieges und des Ruhms in den Jahren 1813, 1814 und 1815. Mit freudiger Hoffnung blickten damals Deutſchland und der Geiſt des Proteſtantismus auf Preußen hin, als auf ihre erſte Schutzwehr. Noch jetzt erwartet von ihnen die deutſche Nation ihre beſſere Zukunft! Denn Preußens Volk, Staat und Regent ſind deutſch. Sie beſtehen nur mit und durch Deutſchland. (Vergl. Brandenburg). Gleichwohl führt dieſe nordiſche Monarchie, welche die Stammſitze der alten Sachſen umſchließt, einen ſlaviſchen Namen: die Ueberwinder gaben ſich den Volksnamen der überwundenen und vertilgten Preußen. Wie dies gekommen, wie um den Doppelkern: Brandenburg und Preußen, ſich dieſe große Monarchie gebildet, wie unter dem Geſtirn des Hauſes Hohenzollern ein jugendlichkräftiges Volk ſich erhoben habe, muß hiſtoriſch angedeutet werden, ehe wir die neue Geſtaltung dieſer europäiſch-deutſchen Schutzmacht — denn dies iſt ſie mit Oeſterreich — in einer gedrängten Ueberſicht darſtellen. — Als die Gothen die Ufer des baltiſchen Meeres verlaſſen hatten, zogen ſlaviſche Stämme, die Letten, im 10ten Jahrhunderte von ihren ſpäter eingewanderten Stammbrüdern, den Czechen, Poruſſen genannt, die Weichſel hinab; in wilder Freiheit tapfer, ſtießen ſie die Feſſeln des Chriſtenthums zurück, und Conrad von Maſovien (ſ. Polen),

der ſein Land gegen ihre Einfälle nicht ſchützen konnte, rief die deutſchen Ritter herbei, die einen Landſtrich an der Weichſel als Eigenthum von ihm erhielten, wo ſie 1231 Thorn und das Jahr darauf Culm anlegten. Lübecker gründeten hierauf 1239 Elbing. Indeß währte der Vertilgungskrieg mit den elf preußiſchen Volksſtämmen 53 Jahre, bis 1283; doch unterwarfen ſich einzelne ſchon früher, und edle Preußen wurden ſogar Deutſchherren. Allein mit dem deutſchen Gewerbfleiß und Handel wurden auch deutſche Sprache und Sitte immer mehr an der baltiſchen Küſte einheimiſch, ſo daß der preußiſche Urſtamm zuletzt kaum noch in einigen Dörfern als Miſchling wahrgenommen werden konnte. Der Orden beherrſchte das Land an beiden Weichſelufern von der polniſchen Gränze nordwärts, nebſt Oſtpommern oder Pomerellien, wo Danzig unter ſeinem Schutze zu einer der erſten Städte der deutſchen Hanſe aufblühte. Marienburg wurde 1309 der Sitz der Ordensregierung. Geſichert gegen Polen durch den kaliſcher Frieden 1343, griffen die Ritter die Litthauer an, und kämpften mit ihnen faſt 100 Jahre um Samogitien. Das reiche Ordensland, voll blühender Handelsſtädte und wohlhabender deutſcher Colonien, erſtreckte ſich im 15ten Jahrhunderte von der Oder, längs der Oſtſee, bis an den finniſchen Meerbuſen. Die größeren Städte erwuchſen zu kleinen Republiken, und der Landmann ward ſeines Beſitzthums froh. Aber die Kriegsſteuern und die Ueppigkeit der Ritter erſchöpften endlich das Land. Der Adel und die Städte vereinigten ſich gegen die harte Regierung des Ordens, und da kein anderes Mittel half, unterwarfen ſie ſich 1454 dem polniſchen Schutze. Hierauf fiel durch den thorner Frieden 1466 Vorder- oder Weſtpreußen an Polen, behielt jedoch ſeine eigene Verfaſſung; allein die Polen verletzten dieſe Bedingung, und das deutſche Reich, zu welchem das Ordensland gehörte, wollte den thorner Frieden nicht anerkennen; auch zögerten die Hochmeiſter, welche im Beſitze von Hinter- oder Oſtpreußen blieben, den Vaſalleneid der Republik Polen zu leiſten. Die Ritter wählten deßhalb den Markgrafen **Albrecht von Brandenburg**, einen Sohn des Markgrafen zu Anſpach, 1511 zu ihrem Hochmeiſter, um durch Hülfe des Hauſes Brandenburg vom polniſchen Vaſalleneide frei zu werden. Aber das deutſche Reich that nichts; und der Hochmeiſter mußte eilen, mit Polen Frieden zu ſchließen. Da ward auf des Königs von Polen Vorſchlag, im ewigen Frieden 1525, das bisherige Ordensland Preußen von dem Prinzen für ſeine und ſeiner Brüder männliche Nachkommen als ein lehnbares Erbherzogthum von Polen angenommen. Zugleich drang überall die Reformation ein, zu der ſich der Erbherzog Albrecht bekannte. Nachdem hierauf, weil Albrechts Nachfolger blödſinnig war, der Churfürſt Joachim Friedrich von Brandenburg im J. 1605 die Verwaltung des Herzogthums, und Churfürſt Johann Sigismund 1611 die Belehnung, von Polen erhalten hatte, wurde letzterer, nach dem Tode des blödſinnigen Herzogs, im J. 1618 regierender Herzog von Preußen. Aber erſt ſein Enkel Friedrich Wilhelm, der große Churfürſt (ſ. **Friedrich Wilhelm**), entwickelte hier und in den Marken, nachdem er die Adelsariſtokratie in geſetzliche Schranken zurückgeführt hatte, den Keim zu einer mächtigen Monarchie. Dieſe Entwickelung war nicht leicht. Es iſt das Loos des preußiſchen Staats, daß er unter großen Gefahren, bald von Schweden, bald von Polen, dann von Oeſterreich, endlich faſt von allen ſeinen Nachbarn, von Frankreich und von

Rußland bedroht, zu einer ſelbſtſtändigen Macht ſich aufſchwingen mußte. Kühnheit, Muth und Gewandtheit ſteuerten das Staatsſchiff durch ſo gefährliche Klippen hin. Das Gefühl der Schwäche, der zerriſſenen Lage der Länder, der Eiferſucht der Nachbarn gab der preußiſchen Staatskunſt das beharrliche Streben, ſich abzurunden oder zu vergrößern. Vergebens hatte der große Churfürſt im Frieden zu Oliva 1660 ſein Verhältniß zu Schweden, das damals die erſte Macht des Nordens war, ſicher geſtellt. Erſt der Tag von Fehrbellin (18ten Juni 1675) rettete gegen Schweden, was der weſtphäliſche Friede 1648 dem Churfürſtenthume Brandenburg als Entſchädigungen an Länderzuwachs gegeben hatte, den größten Theil von Hinterpommern, die Bisthümer Halberſtadt, Minden, Camin, das Erzſtift Magdeburg (ſeit 1680) und die Grafſchaft Hohenſtein. Zugleich mit der Gründung ſeines Staats ward dem großen Churfürſten die natürliche Beſtimmung deſſelben klar, Norddeutſchlands und der Niederlande Schutzwehr gegen Frankreich zu ſeyn. Treu an Oeſterreich angeſchloſſen, widerſtand er Ludwigs XIV. ſtolzen Anmaßungen, und vergab nichts der Würde deutſcher Nation. Dennoch entzog Oeſterreich ihm und ſeinem Nachfolger die ſchleſiſchen Fürſtenthümer, welche nach des Herzogs von Liegnitz Tode 1675 an Brandenburg wegen Erbverbrüderung fallen ſollten. Friedrich Wilhelms Politik war edel und großartig, aufgeklärt und redlich. Er regierte mit königlichem Anſehn. Sein Sohn Friedrich III. (ſ. d. Art.), als König Friedrich I., ſetzte ſich zu Königsberg die Königskrone aufs Haupt (18ten Januar 1701). Er regierte in dem Geiſte ſeines Vaters, ohne den Geiſt deſſelben zu beſitzen. Sein Heer ſtritt tapfer für Oeſterreich und Deutſchland gegen Türken und Franzoſen. Im Innern gediehen die Anlagen ſeines Vaters: Ackerbau, Gewerbe, Handel, Wiſſenſchaft und Kunſt, unter dem Schutze des Geſetzes und der Toleranz. Auf der von ihm (1694) geſtifteten Univerſität Halle fand die Freiheit im Lehren, Denken und Schreiben einen Schutzort, und die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Berlin gründete, nebſt der Kunſtacademie, in dem verſchönerten Berlin den Sitz des norddeutſchen Kunſtſinnes und einer auf das Leben ſelbſt einwirkenden Literatur. Sey es auch, daß Beweggründe der Eitelkeit und des Prunkes den König leiteten; ſeine neue Würde blieb kein leerer Schall, keine unnütze Staatsausgabe. Ein Staat, der ſolche Strommündungen, eine ſolche Küſtenlänge, und die Feſte Magdeburg beſaß, der ſolche Verdienſte um das deutſche Gemeinweſen ſich erworben hatte, durfte auf Selbſtſtändigkeit im deutſchen Fürſtenrathe Anſpruch machen. Da Kaiſer Leopold I. in Preußens Königswürde eingewilligt hatte, — zu dieſem politiſchen Fehler, der aber freilich ſeit dem weſtphäliſchen Frieden unvermeidlich geworden war, von einem Jeſuiten überredet, — ſo konnte Oeſterreich von dieſem Augenblicke an nicht ohne, ſondern nur mit Preußen ſein Uebergewicht in Deutſchland, mithin auch in Europa, behaupten. Es währte aber über hundert Jahre, ehe das wiener Cabinet von dieſer politiſchen Wahrheit, die dem berliner bis zum basler Frieden mehr einleuchtete, ſich überzeugen konnte. Dadurch trieb Oeſterreich den König von Preußen endlich zur engern Verbindung mit Rußland hin. — Auch Friedrich I. vergrößerte ſein Gebiet durch Elbing, das Polen einzulöſen nicht im Stande war, durch Neufchatel und Vallangin, deſſen Stände ihn als rechtmäßigen Erbfolger freiwillig anerkannten, durch Mörs, das ihm aus der Oraniſchen Erbſchaft zufiel, und durch

Tecklenburg, das er erkaufte. Vergrößerung war das natürliche Bedürfniß der jungen, von mächtigern Nachbarn eingeſchloſſenen und in alle Staatshändel des Weſtens und Oſtens von Europa verwickelten Monarchie, aber ſie folgte demſelben bis zur Theilung Polens mit Mäßigung. So erhielt im nordiſchen Kriege König Friedrich Wilhelm I. (ſ. d. Art.), ein Monarch, welcher ohne Vorurtheil recht wußte und nie vergaß, was er wollte, durch Carls XII. Starrſinn endlich ſelbſt genöthigt, in den Bund gegen Schweden zu treten, (1720) Stettin nebſt Vorpommern bis an die Peene, bezahlte aber für dieſen Erwerb der früher ihm von Schweden entriſſenen Odermündungen 2 Millionen Thaler. Mit richtiger Einſicht in das Weſen des Staats ſchuf er in einem weiſen und ſparſamen Haushalte die Grundlage der preußiſchen Macht. Er errichtete unter einem allgemeinen Directorium die Domainenkammern, und ſetzte Einnahme wie Ausgabe auf beſtimmte Etats, wo die Ueberſchüſſe den Staatsſchatz bilden ſollten. Aber der Grundſatz, ein zahlreicheres Heer zu halten, als die Bevölkerung zuließ, führte zu dem Syſtem der fremden Werbungen, und trennte den Kriegerſtand vom Bürgerthum. Auch fing ſchon unter ihm ein der Einheit ſo nahe als möglich gebrachter Mechanismus an, für das Weſen der Staatsverwaltung angeſehen zu werden, deſſen Formengewalt in der Folge die moraliſche Kraft lähmen mußte. Nur der König und ſeine Miniſter beſeelten die willen- und gemüthloſe Staatsmaſchine. Dies brachte zuletzt weniger Gutes als Böſes hervor. Dagegen verwandelte Friedrich Wilhelm I. im J. 1713 in ſeinen ſämmtlichen Staaten das Lehn in Erbe, und jedes Ritterpferd in einen jährlichen Canon; aber aus Eifer für Juſtiz und Polizei griff er oft ſelbſt die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt an, und gab das Beiſpiel einer willkürlichen Cabinetscriminaljuſtiz. Doch regte ſich im Allgemeinen ein kräftiges Leben, da der geſunde Menſchenverſtand meiſtens obſiegte. So vorbereitet und ausgerüſtet ward die preußiſche Monarchie ein treffliches Werkzeug für die Größe Friedrichs II. (ſ. d. Art.). Sein Genius vervielfältigte die phyſiſche, und vergeiſtigte die moraliſche Kraft des Staats, der durch Friedrichs Perſönlichkeit in die Reihe der erſten Mächte eintrat, und der Ring wurde, welcher die Kette des weſtlichen und des öſtlichen Staatenſyſtems von Europa verband. Anſprüche auf einige Theile Schleſiens gaben ihm, da Maria Thereſia ſeinen Beiſtand durch Nachgiebigkeit nicht erkaufen mochte, den Vorwand zur Eroberung Schleſiens. Der Beſitz der Oder und der Sudeten ſchien ihm nothwendig, ſeine politiſche Stellung zu ſichern; er war zu mächtig, um ſich andern Mächten unterzuordnen, und zu ſchwach, um ſich gegen Einzelne von ihnen kraftvoll zu behaupten. Halb Europa hatte ſich gegen Oeſterreich verbunden. Friedrich wollte für Oeſterreich kämpfen, aber nicht umſonſt, wie ſeine Vorfahren; auch galt es nicht Deutſchland. Die Rüſtung für war jedoch zugleich gegen Oeſterreich, eben darum zweideutig; denn Preußen durfte in keinem Falle unthätig bleiben, weil die Folge des Krieges eine neue Bildung der Machtverhältniſſe mehrerer deutſchen und europäiſchen Staaten ſeyn mußte. Dadurch unterſchied ſich Friedrich weſentlich von einem Eroberer. Er wollte nicht mehr, als ſein beſtimmter Zweck, die Befeſtigung ſeiner Monarchie, erfoderte. Vom breslauer Frieden (1742) an war ſein Kriegsſyſtem Vertheidigung. Er befolgte daſſelbe auf eine Art, die das Nachtheilige davon aufhob,

d. h. er kam ſeinen Feinden zuvor. Darum nahm er im dresdner und hubertsburger Frieden nichts von Sachſen, das er zweimal erobert hatte. Aber der Eintritt einer neuen Macht in das Staatenſyſtem von Europa, welche ſelbſtſtändig die Frage des Gleichgewichts entſcheiden konnte, mußte jede alte Macht, Frankreich am tiefſten, Großbritannien hingegen am wenigſten, verwunden. Mit Bitterkeit nannte Fleury Friedrich II. den Schiedsrichter von Europa. Oeſterreich fühlte ſich gedemüthigt, und ſetzte in Schleſiens Wiedererlangung den Ehrenpunkt ſeiner Politik. So entſtand das unnatürliche Bündniß zwiſchen Frankreich und Oeſterreich im J. 1756, wodurch Deutſchland der Kampfplatz aller See- und Landmächte wurde, indem England Hannovers wegen einen Theil von Norddeutſchland gegen Frankreich bewaffnete. Der ſiebenjährige Krieg änderte nichts in den früheren Staatenverhältniſſen des feſten Landes; allein er bewies, daß Preußen im Beſitze von Sachſen, unter übrigens gleichen Umſtänden, unüberwindlich ſey. Friedrich II. war jetzt, was er ſeyn wollte. Oſtfriesland wurde 1743 vermöge Anwartſchaft von ihm in Beſitz genommen. Seit 1763 wandte ſich ſeine ganze Sorgfalt und Thätigkeit auf das Innere, während er nach außen hin nur in der Erhaltung der deutſchen Reichsverfaſſung Heil für das Ganze, wie für Preußen ſah; daher ſein aus uneigennütziger Staatskunſt unternommener, ſeinen Bundesgenoſſen allein unmittelbar Vortheil bringender Schutzkrieg für Baiern im J. 1778, und ſein deutſcher Fürſtenbund im J. 1785. Im Innern aber machte die Unterhaltung eines unverhältnißmäßig großen Soldheeres die Vermehrung der Staatseinkünfte zum Ziel aller Staatswirthſchaft, woraus die Maxime entſtand, die Staatsverwaltung möglichſt maſchinenmäßig einzurichten. Je mehr nun der Gang dieſer Maſchine durch die Unterbrechung des Ländergebiets geſtört wurde, deſto wichtiger erſchien das Abrundungsſyſtem, dem zuletzt jede andere Rückſicht weichen mußte. Ueberhaupt waren damals Quadratmeilen und Volkszahl in der ganzen europäiſchen Cabinetspolitik der Maßſtab des Glücks und der Macht. Eine Folge dieſer Anſicht war die Theilung Polens im J. 1772. Auf Friedrichs Ruhm laſtet wenigſtens nicht die erſte Schuld dieſes Entwurfs. Auch war der größte Theil von dem, was er nahm, weil die Andern nahmen, ein urſprünglicher Beſtandtheil von Preußen. Seitdem mußte das preußiſche Cabinet Polen der Verbindung mit Rußland aufopfern, was in unſerer Zeit im umgekehrten Sinne wieder der Fall war, weil Preußen ohne Verbündete Oeſterreich gegenüber ſtand. Jene Allianz Preußens mit Rußland im J. 1764 hat in der Idee fortgewirkt bis zu dem Vertrage von Kaliſch. Nur eine frühe, innige Verbindung Oeſterreichs mit Preußen hätte Polen im diplomatiſchen Sinne retten können. — So ward die Monarchie unter Friedrich an Umfang und Volkszahl beinahe verdoppelt. Allein ſo erhaben ſeine *Selbſtregierung* (faſt ein halbes Jahrhundert das Muſter königlicher Pflichterfüllung) war, ſo wenig war ſie rein deutſch und national. Er gehörte ſeinem Volke nur als Herrſcher an, nicht als Menſch. Sein Gemüth erkältete franzöſiſcher Witz; er verſtand nicht das deutſche Volksthum. Heer und Schatz waren ihm das Weſen der Staatskraft, nicht die Nation; daher galt das Tabellengebäude der Finanzkunſt für das Höchſte der Staatspraxis, und der Stand des Soldkriegers erhob ſich abgeſondert über den Bürger. Doch wurden, da Friedrichs Geiſt und ſein Ruhm die erſten Köpfe der Naton mächtig aufregte, Geſetzgebung, Juſtiz, Landesökonomie,

Gewerbfleiß und geiſtige Cultur wirkſam befördert. Freiheit der Sprache und Preſſe herrſchte faſt wie in der freieſten Republik, wodurch die Nation an intellectueller Reife höher ſtieg, als Friedrich ſelbſt ſich vorſtellte. Dies Alles aber konnte der Staatsmaſchine einen lebendigen Organismus einhauchen. Allein nach Friedrichs Tode erſchien der Staat als ein kunſtvolles Uhrwerk, das ſeiner Spannfeder beraubt war, und Mirabeau, der geiſtvolle Berichterſtatter über die Monarchie Friedrichs des Großen, fällte jetzt von ihr in ſeiner Histoire secrète das allgemeine Urtheil: pourriture avant maturité. Zwar behauptete Preußen ſeine Stellung als Schiedsrichter bei den holländiſchen Unruhen im J. 1787, und als Vermittler des Friedens mit der Pforte zu Reichenbach im J. 1790. Allein es that hier zu wenig, indem es gegen Rußland nichts durchzuſetzen wagte, und zu viel, indem es Oeſterreich Bedingungen vorſchrieb. Mit dieſem Vertrage endigte das von Friedrich und Herzberg gegründete Syſtem der preußiſchen Staatskunſt. Hierauf näherten ſich die Höfe von Wien und Berlin zuerſt in Pilnitz (Auguſt 1791) einander wieder. Sie ſchloſſen ein Schutzbündniß zu Berlin den 7ten Februar 1792. Allein zwei Feldzüge gegen Frankreich erſchöpften den preußiſchen Staat; und Friedrich Wilhelms II. verſchwenderiſcher Haushalt belaſtete ihn mit Schulden. Seitdem fiel das Anſehen der Monarchie Friedrichs des Großen. Denn mit jener ſchlaffen Halbheit, die kein Ziel beſtimmt ſah und keins erreichte, die Alles berechnete, und nichts zu rechter Zeit wagte, die nur Quadratmeilen im Auge hatte, und darüber Deutſchlands Freiheit, die eigene Würde und Sicherheit aus dem Auge verlor, mit dieſer engherzigen und kurzſichtigen, eben ſo ruhmloſen als unheilbringenden Politik handelte Preußen um den Preis ſeiner politiſchen Unthätigkeit, vom baſeler Frieden (5. April 1795) bis zur Kriegserklärung gegen Frankreich (9. Oct. 1806). Zwar hatte Friedrich Wilhelm II. im J. 1790 mit Polen (ſ. d. A.) eine Allianz geſchloſſen, und der neuen Conſtitution vom 3. Mai 1791 ſeinen Beifall gegeben; allein bald wurde auf Herzbergs weiſeren Rath aus Friedrichs II. Schule ſeit 1791 nicht mehr vom Könige gehört. Durch die Ausſicht eines Krieges mit Rußland erſchreckt, wegen Danzig und Thoren von Polen nicht befriedigt, verließ Friedrich Wilhelm II. die Republik, zog mit Rußland vereinigt gegen vorgeblichen Jacobinismus zu Felde, und beſetzte Danzig. Hierauf verſcherzte das preußiſche Cabinet völlig das Vertrauen ſeiner Nachbarn durch die neue Theilung Polens, durch die Beſitznahme des Gebiets von Nürnberg und durch den geheimen Abtretungs- und Entſchädigungsvertrag mit Frankreich (5. Aug. 1796). Alſo verunglückte die ſeit 1796 gefaßte Idee, Preußen im Norden zum Mittelpunkte einer großen Föderation zu machen! Wenn aber die beabſichtigte Trennung des nördlichen Deutſchlands von dem ſüdlichen, Preußen zum Vorwurfe gereicht, ſo darf man dennoch nicht vergeſſen, daß Oeſterreich ſelbſt, aus Empfindlichkeit über die reichenbacher Convention, durch ſeine Politik das preußiſche Cabinet ſtutzig gemacht und von ſich entfernt hatte. Das letztere wollte nicht mehr, wie vor hundert Jahren, ſeine Kräfte bloß für Andere hingeben. Indeß wurde Preußen durch ſeine damalige Politik der unmittelbare Nachbar, hier von Frankreich, dort von Rußland, mit offenen Gränzländern gegen beide, und bei einer großen Handelsſchifffahrt ohne Seemacht, zugleich jedem Angriffe zur See ausgeſetzt, unſchlüſſig, an welche der beiden Hauptmächte es ſich anſchließen ſollte. Da machte

es endlich den Verſuch, unerſchütterlich auf Neutralität zu beſtehen, und zerſtörte dadurch ſelbſt die Meinung von ſeiner kriegeriſchen Haltung Zwar wuchs der Staat an Größe; auch erhielt er eine muſterhafte Geſetzgebung durch die Einführung des allgemeinen Landrechts; es vermehrte ſich ſein Wohlſtand, und die Verwaltung ward verbeſſert, indem man das ſtrenge merkantiliſch-fiskaliſche Syſtem milderte, und einige Monopole aufhob; allein die ſteigenden Staatsbedürfniſſe machten neue Abgaben nöthig, und Preußen ſtand in Europa beargwohnt, gehaßt und allein. Das Gute, was Friedrich Wilhelm III, ſeit 1797 dem Staate erwies, ſeine ſtrenge Sparſamkeit, ſeine häuslichen Tugenden, ſeine große Rechtlichkeit und ſein deutſches Herz konnten die Wunden des Staats, welche des Vaters gemißbrauchte Schwäche ihm zugezogen hatte, nicht ganz heilen. Er fand beim Antritte ſeiner Regierung 28 Millionen Schulden. Dieſe Zerrüttung der Finanzen, welche im Febr. 1806 die Einführung eines Papiergeldes, der Treſorſcheine, rathſam machte, bewog den König, jeden Antrag zur Mitwirkung gegen Frankreich zu verwerfen, dadurch ward aber die Stellung zwiſchen Rußland und Großbritannien ſehr ungewiß, und Preußen konnte nichts für Deutſchland thun, als annehmen, was Frankreich in Uebereinſtimmung mit Rußland durch den Entſchädigungsreceß vom J. 1802 in Deutſchland ihm überließ. Bald wurde ſein Neutralitätsſyſtem durch Frankreichs Beſitznahme Hannovers im J. 1803 erſchüttert; als nun im J. 1805 eine dritte Coalition gegen Frankreichs Anmaßungen ſich bildete, ſchwankte die preußiſche Politik mehr als je. Eine Kriegs- und eine Friedenspartei theilten das Cabinet, während ein großer Theil des Heers Krieg wollte. Es fehlte an einem ſtarken Willen, der Alles zuſammenhielt, das Veraltete umbildete, und die Maſſe raſch bewegte. Zwar bewirkte Alexanders von Rußland perſönliche Anweſenheit in Berlin die Convention zu Potsdam 3. Nov. 1805, beide Monarchen ſchloſſen einen Freundſchaftsbund, der eine der ſeltenſten Erſcheinungen in der Geſchichte iſt, und das preußiſche Heer rückte bis an die fränkiſche Gränze; allein nach der Schlacht bei Auſterlitz neigte ſich das preußiſche Cabinet ängſtlich zum Frieden hin, und ſchloß, durch Oeſterreichs Waffenſtillſtand hierzu berechtigt, Verträge mit Frankreich, die von der Art waren, daß Preußen von der Politik des franzöſiſchen Cabinets umſtrickt, in ein geſpanntes Verhältniß mit allen übrigen Mächten trat, und nachdem es Cleve, Anſpach und Neufchatel an Frankreich überlaſſen, wider ſeinen Willen genöthigt ward, Hannover als ſein Eigenthum (1. April 1806) in Beſitz zu nehmen. So zog es ſich den verdienten Vorwurf des brittiſchen Miniſters Fox zu, als ob es die auf den Fall ſeines Beitritts zur Coalition ihm angebotenen Vortheile gegen Frankreich geltend gemacht hätte, um von dieſem Bewilligungen auf Koſten der Coalition zu erlangen. England erklärte nun an Preußen den Krieg, Schweden reizte es mit herausfoderndem Trotze, in Petersburg allein wußte der Herzog von Braunſchweig die freundſchaftlichen Verhältniſſe durch vertraute Mittheilungen zu ſichern. Preußen wollte keinen Krieg mit England und Schweden; aber Napoleon triumphirte, es in einen doppelten verwickelt, und wie er glaubte, von Rußland getrennt zu haben. Alſo ſchloß er in voller Sicherheit den Rheinbund. Jetzt griff Preußen, das ſich von Napoleon auch um Hannover betrogen glaubte, zum Schwert. Allein noch war kein nordiſches Bundesſyſtem gebildet; das Zutrauen fehlte, und bei großem Selbſtvertrauen der

meiſten Heerführer, handelte man weder einmüthig, noch entſchloſſen. Der Nationalwille ſchien ſich nur in den Marken für den Krieg auszuſprechen. Da wurden überall die alten Gebrechen des Staatsräderwerks und die Mißgriffe einer ſchwankenden und rechnenden Abrundungspolitik ſichtbar. Der Tag von Jena (14. Oct.), und der Fall von Magdeburg (8. Nov. 1806) zerbrachen die morſchen Bänder der Monarchie Friedrichs II.; ein großes Unglück kam über das Heer, das Volk und den König. Der Schmerz koſtete einer angebeteten Königin, die eine Zierde der Thronen und der Menſchheit war, das Leben (d. 19. Juli 1810); aber ſie und ihr königlicher Gemahl hatten den alten preußiſchen Geiſt und den deutſchen Charakter auch im Unglücke bewährt. Im Drucke ſelbſt verjüngte ſich die moraliſche Kraft der Nation; und Hardenberg ordnete mit ſcharfem Blicke in die Zukunft den im Frieden von Tilſit (9. Juli 1807) um die Hälfte verkleinerten, und nach dem Frieden bis zum 3. Dec. 1808 von Frankreich mit mehr als 150,000 M. beſetzt gehaltenen, gänzlich ausgeſogenen Staat. Aber unter welchen Umſtänden! Eine Contribution von 120 Millionen Franken mußte nachbezahlt, und die zurückgelaſſene franzöſiſche Beſatzung in den preußiſchen Feſtungen Stettin, Cüſtrin und Glogau, unterhalten werden; dazu kam die Handelsſperre des Continentalſyſtems. Kühner noch arbeitete der Miniſter Freiherr von Stein an der Erhebung zu einer beſſern Zukunft. Er mußte Deutſchland verlaſſen; aber im Stillen reifte das von ihm begonnene Werk der Wiederherſtellung. Hierauf ward d. 6. Juni 1810 der Baron von Hardenberg als Staatscanzler an die Spitze der Verwaltung geſtellt. Er führte nach liberalen Ideen ein neues Staatsgebäude auf, in welchem der Grundſatz, daß alle Claſſen der Staatsbürger, nach Maßgabe ihrer Kräfte, zur Rettung des Ganzen betragen müßten, durchgreifende Geſetze und die Vernichtung vieler Privilegien zur Folge hatte. Es gab lauten Widerſpruch; aber der Geiſt der Nation erſtarkte, und Napoleons fortdauernde planmäßige Bedrückung des preußiſchen Staats erhöhete nur die Spannkraft zum Widerſtande. Napoleon hatte nämlich ſeit 1811 eine ſolche militäriſche Stellung in Preußen genommen, daß er als Herr der Monarchie betrachtet werden konnte. Seine Heere durchſchnitten das Land in elf Militärſtraßen; die Feſtungen wurden nicht geräumt, obgleich Preußen ſeine darauf abzweckenden Verbindlichkeiten erfüllt hatte. Danzig, Magdeburg und Stralſund waren in franzöſiſcher Gewalt, Preußen mithin von einer ſtärkern franzöſiſchen Kriegsmacht beſetzt, als es ſelbſt halten durfte, nämlich 42,000 M. Dazu kamen Mißhandlungen und Erpreſſungen der franzöſiſchen Militärbehörden. Vergebens that Friedrich Wilhelm III. Alles, um den Haß des franzöſiſchen Kaiſers zu verſöhnen. Was der Kaiſer mit Gewalt zu thun drohete, ſuchte der König endlich durch eine Allianz, Paris d. 24. Febr. 1812, zu mildern. Nun zog das franzöſiſche Heer durch Preußen gegen Rußland, und 20,000 Preußen ſchloſſen ſich als Hülfsheer an. Der harte Vertrag wurde preußiſcher Seits erfüllt; allein Napoleon ſetzte ſeinen Foderungen keine Gränzen, und dachte an keine Gegenleiſtung. Da kam die Zeit der Befreiung, wo der Wille der Nation, ſo erſchöpft ſie auch war, zur That wurde. Yorks Capitulation zu Poſcherau (30. Dec. 1812) war das Reſultat der allgemeinen Nationalſtimmung; aber noch mußte der König ſchweigen. Endlich rief er d. 9. Febr. 1813 die Nation zu freiwilligem Kriegsdienſt auf. Als nun Napoleon auf

keine ſeiner Vorſtellungen in Paris achten, keine Verbindlichkeit erfüllen wollte, ſondern im Tone der Oberhoheit den Alliirten als Vaſallen zu behandeln fortfuhr, da ſchloß der König, welcher ſchon längſt ſeine Hauptſtadt nicht mehr bewohnen konnte, und Spandau wie Pillau franzöſiſchen Truppen hatte einräumen müſſen, den Bund mit Rußland zu Kaliſch d. 28. Febr. 1813. Nach Alexanders Ankunft in Breslau, d. 15. März, erklärte er d. 16. März an Napoleon den Krieg. Hierauf rief er d. 17. März ſein Volk und Heer auf zu dem heiligen Kriege für Ehre, Freiheit und Vaterland. Dieſer kühne Schritt entſchied Deutſchlands Befreiung von Frankreichs militäriſcher Unterjochung. Die preußiſche Nation war auf einen ſolchen Zeitpunkt vorbereitet. Ueber 100,000 M. waren im Gebrauche der Waffen geübt worden, und Scharnhorſts Idee einer Landwehr konnte ſchnell ausgeführt werden. Was die Nation und das Heer, was der König und die Prinzen, was die Männer und Frauen, die Jünglinge und Jungfrauen im frommen deutſchen Sinne mit begeiſtertem Heldenmuthe gethan, gelitten und gewirkt haben, das hat die Geſchichte der Unſterblichkeit geweiht. Preußens und Norddeutſchlands Erhebung war, mit Ausnahme der jenſeit der Elbe gelegenen Länder, gleichzeitig. Ein namenloſes Gefühl durchdrang die deutſchen Völker; aber die Cabinete folgten zögernd. Der Kampf um die Freiheit war hart und ſchwer. Preußens Völker, Heer, Freiwillige, Landwehr und Landſturm, beſtanden ihn mit einer religiöſen und ſittlichen Tapferkeit, wie ſie Deutſchland nie geſehen hatte. Jetzt trat auch Oeſterreich zu dem Bunde; und bei Culm ward Habsburgs Genius mit dem Hauſe Hohenzollern ausgeſöhnt. Nun führte eine in der Geſchichte einzige Eintracht die Monarchen von dem Siege bei Leipzig bis in die Hauptſtadt des Feindes. Aber zu großmüthig vergaß man hier gegen Preußens Rath, die Hauptfragen zu entſcheiden; und auf dem Congreſſe zu Wien fand die franzöſiſche Diplomatik Zeit, Schwierigkeiten und Zwietracht auszuſtreuen. So konnte Preußen, wollte es anders nicht zu den Waffen greifen, nur durch das gehäſſige Recht der Eroberung die alte Größe, deren Erſatz ihm zugeſichert war, wiedererlangen. Der Vertrag über Polens künftiges Schickſal, dem Oeſterreich beigetreten war, hatte Preußens Entſchädigung in Sachſen zur Folge, und führte die höchſt unnatürliche Zerſtückelung dieſes Landes herbei, über das Europa wie über ein erobertes verfügte. Um für den durch das halbe Sachſen und durch Poſen nicht gedeckten Verluſt von Polen Erſatz zu erhalten, mußte Preußen in dem Großherzogthume Niederrhein einen mit dem Hauptſtaate nicht verbundenen Nebenſtaat, und damit eine für ſich ſelbſt und für ſeine Nachbarn zwangvolle Stellung annehmen. Daher die vielen Gränzirrungen, welche bisher eine lange Reihe unwillkommner Ländertauſche mit ſeinen Nachbarn noch nicht ganz hat ausgleichen können! Aber noch einmal ſollte um die neue Ordnung der Dinge gekämpft werden. Napoleon, der ſich wieder auf den Kaiſerthron geſchwungen, warf ſich mit der Vollzahl ſeines erbitterten Heeres auf das ſchwächere preußiſche. Schon glaubte er am 16. Juni 1815 es geſchlagen zu haben; allein Blücher zog ſich in eine Stellung, aus der er am 18. in die Flanke des Feindes fiel, als dieſer mit Wellington um den Sieg kämpfte. (S. d. A. Ligny und Waterloo). Der Sieg bei Belle Alliance richtete den Thron der Bourbons, nachdem Blücher d. 4. Juli Paris mit Capitulation genommen, wieder auf; indeß würde das preu-

ſiſche Cabinet der franzöſiſchen Nation die eigene Wahl ihrer Herrſcherfamilie, den Erklärungen der Alliirten gemäß, gern überlaſſen haben. Dagegen foderte es eine feſte Sicherheit der deutſchen Gränze und die Zurückgabe deutſcher Provinzen, welche Frankreich früher an ſich geriſſen hatte. Allein Ludwig XVIII. war nach der Erklärung vom 13. März der Alliirte der kriegführenden Mächte, unter welchen zwei Frankreichs Integrität vom J. 1790 durchſetzten. So konnte auch hier Preußen, das zum zweiten Male Deutſchlands Retter geworden war, nicht durchdringen. Was es für das Wohl der deutſchen Nation auf dem Bundestage durch die folgerechte Durchführung der von ihm zu Wien ausgeſprochenen liberalen Ideen bewirken wird, erwartet Deutſchland von der Zukunft. Außer dem heiligen Bunde und der zur Erhaltung des Friedens von Europa in Aachen 1818 auf das Völkerrecht gegründeten Quintuple-Allianz, (ſ. d. A.) ſteht Preußen auch mit Oeſterreich in Hinſicht auf Deutſchlands Angelegenheiten eng verbunden. Die alte Freundſchaft zwiſchen Friedrich Wilhelm III. und Alexander von Rußland iſt durch die Vermählung einer preußiſchen Prinzeſſin mit dem Großfürſten Nicolaus, d. 13. Juli 1817, neu befeſtigt worden. Faſſen wir nun die Geſchichte der Bildung des preußiſchen Staats in wenig Hauptpunkten zuſammen: wie die Wiege dieſer Macht der jüngern Linie des Hauſes Hohenzollern (ſ. d. A.) das Burggrafthum Nürnberg, nebſt den Fürſtenth. Anſpach und Baireuth war; wie Friedrich VI. von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, durch den Erwerb der Kur Brandenburg (ſ. d. A.) im J. 1415 den erſten Grund zu der künftigen Größe ſeines Hauſes legte; wie nach dem Anfall von Preußen, des jülich'ſchen Erbe, des Rechts auf Magdeburg, des Beſitzes von Halberſtadt und Hinterpommern, der große Churfürſt 1657 die ſouveräne Macht ſeines Hauſes und den Staat ſelbſt gründete; wie endlich Friedrich II. durch den Erwerb von Schleſien ſeit 1740 das kleine Königreich zu einer Monarchie und in die Reihe der erſten Mächte erhob; ſo gibt es, die ſardiniſche ausgenommen, keine Monarchie in Europa, die ein auch nur ähnliches Schickſal gehabt hätte. Conrad, jüngerer Sohn Rudolphs II, Grafen von Zollern, wurde um d. J. 1180 erbl. Burggraf von Nürnberg, ein richterliches Lehnamt, mit welchem der Beſitz von Reichslehngütern und Regierungsrechten verbunden war. Sein Urenkel, Burggraf Friedrich III., erbte nach dem Tode ſeines Schwagers, des letzten Herzogs von Meran, Baireuth. Burggraf Friedrich V. erhielt 1365 vom Kaiſer Karl IV. die reichsfürſtliche Würde. Durch Kauf erwarben ſeine Nachkommen noch andere Ländereien in Franken, die zuſammen das ſeit 1415 ſogenannte Markgrafthum Anſpach-Baireuth bildeten, welches zuletzt der Kurf. von Brandenburg Joachim Friedrich 1603 unter ſeine beiden Brüder theilte. Die Nachkommen des Markgrafen von Baireuth (Culmbach) ſtarben 1763 aus; und der letzte Markgraf von Anſpach-Baireuth entſagte dieſen Ländern zu Gunſten des Königs von Preußen 1791, und ſtarb 1806. In dieſem Jahre überließ Preußen Anſpach, und im tilſiter Frieden 1807, Baireuth an Frankreich, das beide Länder dem König von Baiern zutheilte, der ſie nach dem wiener Congreſſe behalten hat. — Der jetzige König von Preußen, geb. d. 3. Aug. 1770, regiert ſeit 1797, und hat von ſeiner 1810 geſt. Gemahlin 4 Söhne und 3 Töchter. Er iſt verſchwägert mit den Häuſern Hannover, Oranien, Heſſen-Caſſel, Heſſen-Homburg, Mecklen-

burg-Strelitz, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Deſſau, und Oldenburg: Rußland. Nach dem Handb. für d. kön. preuß. Hof und Staat für 1818, gibt es 3 preuß. Civil-Ritterorden. Den ſchwarzen Adler tragen 131 Ritter, worunter auch Napoleon und Jerome; den rothen Adler 1. Claſſe, 196, 2. Cl. 291, und 3. Cl. 397 Ritter. Den weiblichen Luiſen-Orden (geſtiftet 1814), dem jetzt die Prinzeſſin Wilhelm vorſteht, haben 171 Frauen. Noch gibt es einen Orden Pour le Mérite für das Militär; das eiſerne Kreuz; den von Friedr. Wilh. III. 1812, zum Andenken der aufgelöſten Ballei Brandenburg, geſtifteten preuß. St. Johanniterorden; überdieß mehrere Ehrenzeichen. Der König iſt auch einer der drei Beſchützer des Freiſtaats Krakau, und Mitſtifter des am 26. Sept. 1815 zu Paris geſchloſſenen heiligen Bundes. Zu dem deutſchen Bunde, den er in Wien mit bilden half, gehören 7 Provinzen des preuß. Staats: Brandenburg, Schleſien, Sachſen, Weſtphalen, Pommern, Cleve, Berg und Niederrhein, zuſammen 3,204 Q. M. mit 7,923,439 Einw. Das preußiſche Contingent zum deutſchen Bundesheere, bildet das 4. 5. und 6. Armeecorps; zuſammen 79,234 M. Auf dem Bundestage hat Preußen die zweite Stelle und im Plenum 4 Stimmen. Die drei Provinzen Poſen, Oſt- und Weſtpreußen, ſo wie Neufchatel, gehören nicht zu dem deutſchen Bunde. — Die preußiſche Monarchie, welche als Friedrich II. 1740 die Regierung antrat, auf 2190 Q. Meilen 3 Mill. Einw. enthielt, und ein Heer von 76,000 M. beſaß, umfaßte vor dem tilſiter Frieden ohne Hannover, 5570 Q. M. mit 9,743,000 Einw. in 1045 Städten und 40,102 Fl. und D. Die Staatseinkünfte wurden auf mehr als 38 Mill. Thaler berechnet, und die Armee ſoll im J. 1804 aus 265,000 M. beſtanden haben, worunter 40,000 M. Cavalerie. Durch den tilſiter Frieden verlor der Staat alle Länder jenſeit der Elbe, Cotbus, und mit Ausnahme eines Theils von Weſtpreußen, alle von Polen abgeriſſenen Provinzen, zuſammen 2693 Q. M. mit 4,805,000 Einw. Er behielt alſo nach Sotzmann: 2877 Q. M. mit 4,983,000 Einw. in 431 St., 81 Mfl., 20,687 D. und 6600 Vorw.; nach Andern wurde die Volksmenge der preußiſchen Monarchie im J. 1812 auf 5,205,000 M. geſchätzt. Jetzt iſt die Monarchie in ihrem Umfange, den ſie im J. 1805 hatte, durch die Beſchlüſſe des wiener Congreſſes wieder hergeſtellt. Indeſſen iſt die Richtung, welche ſie nach ihrer geographiſche Lage nehmen muß, rein militäriſch geblieben. Denn ſie bildet kein geſchloſſenes Ganzes, ſondern beſteht (ohne Neufchatel) aus einem größern öſtlichen (27° 40′ bis 40° 30′ L. u. 49° 45′ bis 55° 40′ Br.) und einem kleinern weſtlichen Haupttheile. Der öſtliche Theil (4100 Q. M. mit üb. 7 Mill. Einw.) hat eine Landgränze von 400, und eine Seegränze von 100 Meilen. Der weſtliche (830 Q. M. m. 2,850,000 E.) hat 150 M. Gränze. Jener gränzt an Rußland, Oeſterreich, Kgr. Sachſen, an die kleinen Staaten in Thüringen, an Kurheſſen, Hannover, Braunſchweig, Mecklenburg, und ſtößt in Norden an die Oſtſee; dieſer iſt von jenem durch Kurheſſen, Hannover und Braunſchweig getrennt, und gränzt an Belgien, Frankreich, Baiern, Lippe-Detmold, Naſſau, Waldeck u. a. kleine Staaten. Der Boden iſt meiſtens eben und hügelig. Die Inſel Rügen mit dem Vorgebirge Stubbenkammer iſt die höchſte Gegend der Oſtſeeländer. Zu den fruchtbaren Niederungen gehören die Tilſiter, Havelländiſchen, Magdeburgiſchen, Halberſtädtiſchen Ebenen, die Soeſter Boerde, die güldene Aue u. ſ. w. Als Gebirge ſind

die Sudeten mit dem Rieſengebirge (Rieſen- od. Schneekoppe 4950 F. hoch); der Harz mit dem Brocken; der Thüringerwald, der Weſterwald mit dem Siebengebirge, der Hundsrück mit dem Hochwalde, und die Eifel, eine Fortſetz. der Ardennen, zu bemerken. Die Gewäſſer ſ. weiter unten. Das Klima iſt im Ganzen mehr kalt, rauh, veränderlich, als warm und mild. Das ſchönſte Klima ſindet man in den Thälern der Nahe, Moſel, Saar und des Rheins. Seit dem 30. April 1815 beſteht der preußiſche Staat aus zehn Provinzen, die in 7 Militärabtheilungen und 28 Regierungsbezirke getheilt werden. Die erſte Militärabtheilung: Preußen, das eigentliche Königreich Preußen, begreift 1. die Provinz Preußen oder Oſtpreußen mit der oſtpreußiſchen Regierung zu Königsberg, und der litthauiſchen zu Gumbinnen, 704 Q. Meilen mit 919,580 Einw. (1309 auf 1 Q. M.) 2. die Provinz Weſtpreußen mit der weſtpreußiſchen Regierung zu Danzig und der zu Marienwerder. Weſtpreußen nebſt dem Netzdiſtrict enthielt bisher 343 Q. Meilen und 367,000 Einw., nun aber durch die zurückeroberten Landſtriche 466 Q. M. mit 581,971 Einw. (1249 a. 1.) Danzig, ſeit dem tilſiter Frieden eine Republik und franzöſiſcher Waffenplatz, ward ſchon im J. 1814 nebſt ſeinem Gebiete (von 14 Q. Meilen mit 42,000 Einw. ohne die Stadt, welche eben ſo viel Einw. enthält) mit der preußiſchen Monarchie wieder vereinigt. Die zweite Militärabtheilung, Brandenburg und Pommern begreift: 3. die Provinz, (ehemalige Mark) Brandenburg mit den Regier. zu Berlin, Potsdam und Frankfurt, und enthält mit Einſchluß des auf dem rechten Elbufer liegenden Herzogth. Magdeburg, nebſt dem zurückeroberten cotbuſer Kreiſe (17 Q. M. mit 34,671 Einw.) und mit mehrern ehemals königl. ſächſ. Ländern, zuſammen 749 Q. M. mit 1,297,795 Einw. (1732 a. 1.); 4. die Provinz Pommern mit den Regier. zu Stettin und Cöslin. Dazu iſt das gegenwärtige Generalgouvernement Schwediſch Pommern (72 Q. M. mit 114,000 Einw.) durch den Vertrag mit Dänemark, Wien d. 4. Juni 1815, gekommen, ſo daß die Prov. Pommern 566½ Q. M. mit 700,755 Einw. (1237 auf 1) enthält. Die 3te Militärabtheilung, Schleſien und Poſen, begreift 5. die Provinz (Herzogth.) Schleſien nebſt Glaz mit den Regier. zu Breslau, Reichenbach, Liegnitz (wozu ein Theil der Oberlauſitz geſchlagen iſt) und Oppeln: zuſ. 720 Q. M. mit 1,992,598 Einw. (2767 auf 1). Dazu gehört auch das durch den elbinger Gränztractat vom 10. Nov. 1807 davon abgeriſſene Neuſchleſien (42 Q. M. mit 54,000 Einw.); 6. die Provinz oder das Großherzogthum Poſen mit den Regier. zu Poſen und Bromberg. Dieſer nach dem Vertrage zwiſchen Rußland, Preußen und Oeſterreich, (Wien d. 3. Mai 1815) an Preußen zurückgefallene Theil des Herzogth. Warſchau beſteht a) aus Erwerbungen vom J. 1772, Bromberg nebſt dem culm'ſchen und michelau'ſchen Kreiſe; b) aus der Stadt Thorn und ihrem Gebiete; c) aus dem bisherigen Depart. Poſen, mit Ausnahme eines Theils des powitzſchen und des peyſernſchen Kreiſes; d) aus dem bis an den Fluß Prozna gelegenen Theile des kaliſcher Depart. mit Ausſchluß der Stadt und des Kreiſes dieſes Namens. Von dieſen Landſchaften ſind Culm, Michelau, Thorn und das links der Weichſel gelegene Gebiet zu Weſtpreußen geſchlagen. Bromberg, Poſen und das caliſcher Depart. machen nebſt dem croneſchen und caminſchen Kreiſe, welche vom Netzdiſtricte dazu geſchlagen worden ſind,

das Großherzogth. Poſen aus, das 538½ Q. M. mit 847,800 Einw. (1574 auf 1) enthält. Der Reg. Bez. Poſen ſelbſt hat 327½ Q. M. mit 584,890 E. (1786 a. 1.) und 95 Städte m. 173,867 Einw. Durch den Grenzvertrag mit Rußland vom 11. Nov. 1817 wurden mehrere Orte und die Kreisſtadt Peyſern an Polen abgetreten. Zum königl. Statthalter iſt Fürſt Anton Radziwill ernannt. Die wiener Congreßacte ſichert den Polen Ständeverſammlungen und nationale Einrichtungen zu. Insbeſondere hofft man von der humanen preußiſchen Regierung, daß die Bauern des Großherzogth. Poſen ein erträglicheres Loos bekommen werden; denn ſchon 1793 hatte die preußiſche Regierung ſie als einen Stand in der bürgerlichen Geſellſchaft angeſehen, und aus alten polniſchen Geſetzen ein Bauernrecht abfaſſen laſſen. (S. von Grävenitz: der Bauer in Polen. Berl. 1818). Auch ſoll im Großherzogthum Poſen die polniſche Sprache neben der deutſchen bei den öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden. — Die 5. Militärabtheilung begreift die 7te Provinz, Sachſen, mit den Regierungen zu Magdeburg, Merſeburg und Erfurt. Dieſe Provinz beſteht a) aus dem größten Theile des Herzogthums Sachſen, nach dem Traktate vom 18. Mai 1815 385 Q. M. mit 875,578 Einw. (Preußen hat alſo den Beſitz und die Titel der Lauſitz, Thüringen und Henneberg; in Anſehung der Lauſitz aber hat Oeſterreich ſeiner böhmiſchen Oberlehnsherrſchaft zu Gunſten Preußens entſagt); b) aus dem Herzogth. Magdeburg auf dem linken Elbufer, Mansfeld nebſt Halle, dem Fürſtenth. Halberſtadt, der Grafſch. Hohenſtein, dem Eichsfelde mit Treffurt, Erfurt mit Untergleichen, Nordhauſen, Mühlhauſen und Quedlinburg nebſt einigen von Hannover abgetretenen Landſtrichen, z. B. Elbingerode; zuſammen ungefähr 140 Q. M. mit 450,000 Einw. Die Gränzen in Thüringen gegen Weimar wurden durch den Vertrag vom 22. Sept. 1815 berichtigt. Die ganze Provinz Sachſen enthält gegenwärtig 458 Q. M. mit 1,214,219 Einw. (2651 auf 1 Q. M.) Die 6. u. 7. Militärabtheilung, Niederrhein und Weſtphalen, begreift: 8. die Provinz Weſtphalen mit den Regierungen zu Münſter, Minden und Arensberg; 367 Q. M. mit 1,074,079 Einw. (2927 a. 1.) 9. die Provinz Cleve und Berg mit den Regier. zu Düſſeldorf, Cöln und Cleve, zuſ. 158½ Q. M. mit 935,049 Einw. (5899 auf 1.) 10 die Provinz, oder das Großherzogthum Niederrhein, mit den Regier. zu Aachen, Trier und Coblenz zuſ. 288 Q. M. mit 972,724 Einw. (3377 auf 1 Q. M.) In den weſtphäliſchen Provinzen ſind 15 Enclavenländer unter preußiſche Souverainetät gekommen oder mediatiſirt worden. Ueberdieß hat Preußen erhalten: Wetzlar, (Stadt und Gebiet), die Grafſch. Dortmund, das Fürſtenth. Corvey, d. Fürſtenth. Siegen und 2 Aemter von Dillenburg. Man muß daher unterſcheiden die alten, ſchon im J. 1805 zu Preußen gehörigen Provinzen, von denen aber Oſtfriesland, Hildesheim, Goslar, und ein Theil von Münſter und Lingen, an Hannover abgetreten worden ſind, ſo daß die an Preußen zurückgefallenen Länder in Weſtphalen und am Rheine, z. B. Münſter, Paderborn, Minden, Ravensberg, Mark, Tecklenburg ꝛc. ungefähr 255 Q. M. mit 660,000 Einw. betragen; und die neuen aus der Entſchädigungsmaſſe ihm jetzt erſt zugetheilten, oder durch Tauſch erhaltenen Länder, wie das ehemalige Herzogthum Berg (54 Q. M. mit 294,000 Einw.) und das neue Großherzogthum Niederrhein. Letzteres liegt zwiſchen der Moſel, der Maas und am Nie-

derrhein; es begreift das bisherige Wälderdepartement, vier Fünftheile vom Sambre- und Maasdepart., drei Viertheile vom Maasdepart., einen Theil des Ourthedepart., des Roerdepart., das Rhein- und Moſel-, endlich das Saardepart. Zu dieſem Großherzogthume ſind durch den pariſer Vertrag vom 20. Nov. 1815 noch Saarbrücken, Saarlouis u. a. O. mehr gekommen. Die Austauſchungen wegen Naſſau wurden mit dem Könige der Niederlande, ſo wie ein Gränzvertrag mit den Niederlanden d. 7. Oct. 1816 abgeſchloſſen; von Heſſen-Darmſtadt wurde das Herzogth. Weſtphalen an Preußen abgetreten. Das Fürſtenthum Neufchatel (ſ. d. A.) kehrte ſchon durch den pariſer Frieden von 1814, mit einer Vergrößerung auf der Gränze von Frankreich, in den preußiſchen Ländervereìn zurück. — Der gegenwärtige Beſtand der preußiſchen Monarchie mit Einſchluß der mediatiſirten Länder wurde im J. 1817 ohne Neufchatel auf 5015 Q. M. mit 10,536,571 Einw., und mit Neufchatel auf 5028 Q. M. mit 10,588,157 Einw. geſchätzt. Auf jenem Flächenraume leben 2101 M. auf 1 Q. M. Er enthält 1024 Städte mit 2,895,818 Einw., darunter 26 große von mehr als 10000 Einw., 136 mittlere und 858 kleinere Städte. Die meiſten Städte hat der Reg. Bez. Poſen. Der volkreichſte Reg. Bez. iſt Düſſeldorf, (46 Q. M. mit 379,902 Einw. 8109 auf 1 Q. M.). Der volkärmſte iſt Köslin (258 Q. M. m. 244,515 Einw. 946 auf 1 Q. M.). Die neuen Provinzen, Poſen, Sachſen und Niederrhein ſollen Erſatz ſeyn für die nicht zurückerhaltenen Provinzen Anſpach (55 Q. M. mit 245,000 Einw., Bayreuth (72 Q. M. mit 223,000 Einw.) Neu-Oſtpreußen (778 Q. M. mit 877,000 Einw., einen Theil von Südpreußen der etwa 240 Q. M. mit ungefähr 430,000 Einw. beträgt), und für die an Hannover abgetretnen oben genannten Ländertheile (115 Q. M. mit 230,000 Einw.). Zu den mediatiſirten enclavirten Ländern gehören unter andern Gimborn und Neuſtadt, das wittgenſteiniſche Homburg, Rheda und Hohenlimburg, Rittberg, Neuwied, Horſtmar, dem Rheingrafen von Salm gehörig, die rheingräflichen Herrſchaften Aahauſen, Bocholt, Gehmen, Bentheim, Schauen, Looz, Croy, Wittgenſtein und Berleburg. Der König hat durch das Geſetz vom 21. Juni 1815 den mediatiſirten Fürſten die Rechte des hohen Adels und der Ebenbürtigkeit beſtätigt. Sie ſind Häupter ihrer Familien und Standesherren. Sie behalten ihre Domainen, und ihre Familienverträge beſtehen. Sie erhalten einen privilegirten Gerichtsſtand, und ſind frei von der Militärpflicht, ſo wie von der Perſonal- und Grundſteuer. Sie haben endlich niedere und obere Gerichts-, Orts-, Polizei- und Conſiſtorialrechte, jedoch unter Aufſicht des Staats. Es gibt überhaupt 50 Standesherren, als 5 in der Prov. Preußen; 7 in der Prov. Brandenburg; 18 in der Prov. Schleſien; 5 in der Prov. Sachſen; 15 in d. Prov. Weſtphalen, Niederrhein, Cleve und Berg. — Die Vortheile dieſer Umgeſtaltung Preußens beſtehen in einer Abrundung gegen Weſten bis an die Elbe und Saale; ferner in der Abrundung der ehemals vereinzelten weſtphäliſchen Provinzen; im Umtauſche polniſcher Unterthanen mit deutſchen; in beſſern Finanzquellen in Sachſen und in den Rheinprovinzen, als ſie Polen darbot, und in einer feſtern Militärgränze an der Oberelbe, die jetzt mit der Oder und Schleſien einen militäriſch-politiſchen Zuſammenhang hat. Dagegen ſind folgende Nachtheile geblieben: der Verluſt der Provinzen Anſpach und Bayreuth und des Fichtelgebirges mit den Quellen des Mains,

als eins der vorzüglichſten Bollwerke gegen den Andrang weſtlicher und ſüdlicher Völker an die Elbe; eine offene Gränze von Seidenberg in der Oberlauſitz bis Wittichenau, wo eine Feſtung bei Görlitz oder Moys nöthig ſeyn dürfte; eine offene Gränze gegen Rußland, indem auf dieſer Seite eine rußiſche Armee in drei Tagemärſchen in Breslau ſeyn kann, die Prosna aber zu befeſtigen, mehrere Millionen koſten würde; die Vergrößerung Hannovers, beſonders durch Oſtfriesland; die koſtbare Verpflichtung, der Rheinprovinzen wegen ſich gegen Frankreich in erſter Linie aufzuſtellen. Aber eben dieſer Beſitz der rheiniſchen Mark beſtimmt Preußen zur erſten Schutzmacht für Deutſchland gegen Frankreich. Seine Schwäche würde alſo für Deutſchlands Sicherheit nachtheilig ſeyn. Denn Preußen hat nur ¼ von Frankreichs Volksmenge, und dabei 150 deutſche Meilen mehr an Gränze, als dieſer Nachbarſtaat. Während Preußens einer Arm bis an die Thore der franz. Feſtung Thionville an der Moſel reicht, und der andre Memel und den Niemen behauptet, ſucht man vergebens den Körper, der beide Arme verbindet. Es gibt drei Preußen, in Polen, in Deutſchland, und zwiſchen der Maas und dem Rhein. Es hat drei verletzbare Seiten, gegen Rußland, Oeſterreich und Frankreich; daher das Abhängige in ſeiner Lage, die ihm nie eine vollſtändige Entwickelung erlaubt. Darum war es ein ſehr natürliches Beſtreben, durch den Beſitz von Luxemburg jenem Gränzzuge des Großherzogthums Niederrhein, der am linken Rheinufer von Bingen an, längs der Nahe, dann von der Glan bis zur Sarre, dieſen Fluß hinab, bis er in die Moſel fällt, dann der Moſel bis zur Sure, dieſer bis zur Our, der Our aber bis zur Gränze des alten Ourthedepartements, hierauf dem Wormsfluſſe folgt, und am rechten Maasufer, tauſend deutſche Ruthen von dieſem Ufer entfernt bis zur niederländiſch = holländiſchen Gränze hinläuft, militäriſche Außenwerke zu geben. — Was den innern Halt der preußiſchen Monarchie betrifft, ſo findet die Bemerkung des Herrn von Bülow, der ſchon im J. 1805 den preußiſchen Staat, in Hinſicht auf ſeine geographiſch = militäriſche Lage, mit dem Körper einer Wespe verglich, an dem der Hintertheil mit dem Vordertheile durch einen dünnen Darm zuſammenhange, jetzt zwar nicht mehr Statt; denn Hildesheim, welches das preußiſche Weſtphalen mit dem preußiſchen Niederſachſen verband, wurde 1814 an Hannover abgetreten, und ſomit jener Darm durchſchnitten; allein dagegen kann man jetzt von dem preußiſchen Staate ſagen, er beſtehe aus zwei Inſeln auf dem feſten Lande, indem die rhein = und weſtphäliſchen Provinzen von den alten Ländern gänzlich getrennt ſind. Doch hat ihm Hannover zwei Militärſtraßen durch das Hildesheimiſche, und über Gifhorn und Neuſtadt, bewilligt. — In Hinſicht des Handels bietet die Lage große Vortheile dar. Eine wohlvertheidigte Küſtenlänge an der Oſtſee von 110 deutſchen Meilen, mit mehrern Einbuchten (bei Memel das kuriſche Haff mit der Meerenge Tief; bei Pillau das friſche Haff mit der Meerenge Gatt; in Pommern das friſche od. ſtettiner Haff — das große und kleine — mit den Ausflüſſen Peene, Swine, Divenow) und Stromausmündungen, das ganze Oberflußgebiet, der wichtigſte Theil des Weichſellaufs, der Elbſtrom nebſt der Saale, in wie fern er den Hanſehandel mit dem ſächſiſch = böhmiſchen verknüpft, und durch ſieben große Canäle mit der Oder und Weichſel zuſammenhängt, der Rheinſtrom, da wo er einen Theil des franzöſiſchen und des ſüddeutſchen Productenhandels mit dem nie-

derländiſchen verkettet; dieſe Küſten und Strommündungen bilden nebſt der Memel, dem Pregel, der Warte, Netze, Havel, Spree, Weſer, Ems (deren Schiffbarmachung im Oct. 1818 von der preußiſchen und hannöverſchen Regierung beſchloſſen wurde), Ruhr, Lippe und Moſel, ein Flußſchiffahrtsſyſtem, welches den Reichthum der Nachbarſtaaten größtentheils an ſich zieht. Um dieſe Waſſerſtraßen herum liegen mit wenig Ausnahmen fruchtbare, an allen Producten des Pflanzenreichs (insbeſondre Flachs in Schleſien, Cleve, Berg), den Weinſtock nicht ausgenommen, reiche Landſtriche. Auch der Bergbau iſt bedeutend, mit Ausnahme der edeln Metalle; Bernſtein findet ſich faſt ausſchließend nur an der Oſtſeeküſte in Oſtpreußen und Hinterpommern. Jeder Theil der Viehzucht, mit Ausnahme der Pferdezucht, die nur in Oſtpreußen vortrefflich genannt werden kann, trägt ebenfalls zur Vermehrung des natürlichen Reichthums bei, und dieß um ſo mehr, da die Landwirthſchaft, was beſonders Getreide- und Futterbau, Schafzucht, (veredelt üb. 15 Mill. Schaafe) Holz- und Forſtcultur betrifft, einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, und in Mögelin von Thaer nach wiſſenſchaftlichen Grundſätzen gelehrt wird. Für die Fiſcherei ſind auch mehrere Landſeen wichtig, z. B. der Spirding-, Mauer-, Gopplo-, Neuwarper-, Ruppiner-, Soldiner-, Ucker-, Lacher-, Neufchateller-, See. Federvieh in Pommern u. ſ. w. In Hinſicht auf Manufacturen und Fabriken beſitzt Preußen gewerbfleißige Länder, die zu den erſten in Europa gehören, wie das ſchleſiſche Gebirgsland, Ravensberg, Mark, Berg und die übrigen Rheinprovinzen, deren Kunſtfleiß man aus Nemnichs Reiſe kennt. Dieſer Gewerbfleiß beruht größtentheils auf inländiſchen Naturerzeugniſſen, wie die Leinewandweberei (in Schleſien, zu Hirſchberg, Schmiedeberg, Landshut, Greifenberg, jährl. für 11 Mill. Thlr.) mit den Bleichen bei Barmen, Elberfeld, Bielefeld und Waarendorf, die Wollenmanufacturen (in Schleſien, Brandenburg, Sachſen, Niederrhein, zu Aachen, Burtſcheid, Stollberg, Eupen u. a. a. O.) und die Fabriken von Metallwaaren, z. B. Eiſen und Stahlwaaren zu Berlin, Malapane, Gleiwitz, Solingen, Remſcheid, Iſerlohn. Der Werth geſammter Fabrikate wurde im J. 1804 (und dieſes Jahr läßt ſich auch noch jetzt als Maßſtab annehmen) auf mehr als 51 Mill. und mit Einſchluß der Conſumtibiliengewerbe über 85 Mill. Thlr. geſchätzt. Wie wichtig daher der Handel ſeyn müſſe, beweiſen ſchon die großen Handelsſtädte, welche zum Theil in den erſten Zeiten des europäiſchen Handels gegründet worden ſind. Unter den Seeplätzen ſtehen Danzig und Stettin oben an; ihnen zunächſt Königsberg, Memel, Elbing, Pillau, Colberg, Stralſund und der ſeit 1818 gebaute Hafen von Swinemünde. Auch hat Hannover, durch den Vertrag mit Preußen vom 29. Mai 1815, Preußen den Gebrauch des Hafens zu Emden zur Ein- und Ausfuhr von Gegenſtänden aller Art geſtattet. Noch wird die Lippe von Weſel bis Lippſtadt ſchiffbar gemacht. Im Innern ſind als Mittelpunkte des Fabrikweſens und Handels anzuſehen: Berlin, Breslau, Frankfurt an der Oder, Magdeburg, Hirſchberg, Minden, Bilefeld, Weſel, Cöln u. a. m. Die preußiſche Flagge weht zwar auf allen Meeren, und Preußen zählte vor der Seeſperre über 2000 eigene Schiffe und über 10,000 Matroſen; allein der Seehandel entbehrt des Schutzes einer Marine. Doch hat die Pforte im J. 1818, durch einen ähnlichen Vertrag wie mit Rußland und Oeſterreich, auch die preußiſche Flagge gegen alle Räubereien der Barbaresken in Schutz

genommen, Entſchädigung verſprochen und deßhalb an Algier u. ſ. w. die nöthigen Firmans erlaſſen. Das Hauptinſtitut für den Geldhandel iſt die königliche Bank zu Berlin, ſo wie die Seehandlungsſocietät daſelbſt. Ein reges Leben, das durch die Leidensjahre des franzöſiſchen Druckes nicht hat erſtickt werden können, iſt der ſprechendſte Beweis von der Cultur der preußiſchen Völker und von der Weisheit der Regierung. Ihre wiſſenſchaftliche und Kunſtbildung gehört ganz der deutſchen Nation an, bedarf alſo hier keiner Erwähnung. Die preußiſchen Völker ſind größtentheils Deutſche, vom altſaſſiſchen, thüringiſchen und niederländiſchen Stamme. Die Wenden auf dem rechten Elbufer haben ſich germaniſirt; doch gibt es deren noch in der Lauſitz und Kaſſuben in Hinterpommern. Von den übrigen ſlawiſchen Stämmen ſind die zahlreichſten die Polen im Großherzogth. Poſen, obgleich auch hier deutſche Sprache und Anſiedelung angetroffen wird; noch finden ſich Letten und Litthauer in den Dörfern des oſtpreußiſchen Litthauen, die ihre Sprache, wie ihre alte Tracht erhalten haben. In den altpreußiſchen Ländern begegnet man auch den Nachkommen eingewanderter Flüchtlinge aus Frankreich, Salzburg und der Pfalz. Der tolerante Geiſt der Regierung öffnete ſeit des großen Churfürſten Zeit allen um des Glaubens willen Verfolgten eine Freiſtätte. Daher findet man Herrnhuter, Huſſiten, Griechen, Mennoniten, und vorzüglich viel Juden in den preußiſchen Staaten. Der größte Theil der Nation bekennt ſich zu der lutheriſchen, die regierende Familie zu der reformirten Kirche. Die catholiſche Kirche iſt in Schleſien, Polen, Weſtphalen und am Rheine im Beſitze ihrer Rechte geſchützt worden. Lutheraner und Reformirte haben ſeit 1817 angefangen ſich zu einer evangeliſch-chriſtlichen Kirche zu vereinigen. Im J. 1817 zählte man 6,370,380 Evangeliſche, 4,023,513 Katholiken (die meiſten im Reg.Bez. Oppeln), 15,333 Mennoniten (die meiſten in den Reg.Bez. Danzig und Marienwerder) und 127,345 Israeliten (die meiſten in Poſen, nämlich 37,547). — Der altpreußiſche Nationalcharacter hat etwas Großartiges und Kühnes, wodurch er ſich in dem deutſchen Geſammtleben unterſcheidet. Ein kriegeriſcher Geiſt erbte in der Nation ſeit dem großen Churfürſten durch fünf Menſchenalter fort. Das Volk bewahrte ſich ſelbſt im Unglücke das Element ſeiner Größe, ſein freies geiſtiges Leben, jene Beweglichkeit und Kühnheit, die im letzten Kampfe mit ſpartaniſchem Muthe in den Müttern und Jungfrauen, wie in den Greiſen, Männern und Jünglingen ſich zu der höchſten Anſtrengung erhob. Als in Deutſchland das freie Wort vor franzöſiſchen Machtgeboten verſtummte, nährte Preußen die heilige Flamme der Wiſſenſchaft und Kunſt; es hegte und pflegte die geächtete deutſche Art und Sitte. Und aus dieſem deutſchen Geiſte iſt jener Stolz und jene Kraft geboren, welche wie ein belebendes Feuer von den Erſten und Gebildetſten bis zu den Kleinſten und Niedrigſten hindurchdrangen. Preußen iſt jetzt mächtig durch ſeine warnende und an ruhmvollen Erfahrungen reiche Geſchichte, durch ſeinen Rang als erſte proteſtantiſche Macht, durch ſeinen Volksgeiſt, der aufgeklärt, tapfer und vaterländiſch geſinnt iſt, durch ſein wohlgeordnetes Kriegsweſen, und durch die Gunſt der öffentlichen Meinung in Deutſchland. Doch iſt die letzte durch neuere Ereigniſſe ſehr geſchwächt worden. Preußen hat Deutſchland gerettet; möge es auch das innere Leben des deutſchen Volks ſchützen und fördern! Dann gebührt ihm der Stolz, die erſte deutſche Macht im moraliſchen Sinne zu ſeyn. Jene mit Flos-

keln ſtreitenden Klüglinge, die, über vorgebliche Boruſſomanie die Achſel vornehm zuckend, in der Alemannia und a. a. O. ein Paar Federn ſchwangen, um den Ruhm eines edeln Volks, das mehr als 200,000 ſeiner Söhne für die gemeinſchaftliche Sache fallen ſah, mit Dinte zu beſpritzen, würden nie mit ihren Anſichten Deutſchland gerettet haben. Sie begreifen nicht jene nordiſche Eigenthümlichkeit, welche der Himmel, der Boden, der Geiſt der Regierung und ein ernſtes Schickſal den Preußen aufgedrückt haben; eine Eigenthümlichkeit, die wohl vormals einſeitig und ſchroff war, auch zuweilen in Anmaßung ausartete, die aber im Unglück ſich geläutert hat. Die Preußen der jetzigen Welt ſind andere Menſchen, als die vor dreißig Jahren lebten. Sie haben das fromme, tiefe Gefühl bekommen, daß ſie nichts ſind, und in der Weltgeſchichte nichts bedeuten, wenn ſie nicht Deutſche ſeyn wollen. Weniger begünſtigt von der Natur, als der Süddeutſche, iſt der Preuße, d. i. der Norddeutſche, thätiger und bei den Bedürfniſſen ſeiner Civiliſation ſinnreicher. Friedrichs II. Ruhm und die von ihm gemachten Einrichtungen, ſelbſt ſein großer Styl in den Bauwerken, haben der Nation, vorzüglich den Bewohnern der Städte, das Streben nach Glanz und äußerer Bedeutung gegeben, das nicht ſelten ſtatt der Wirklichkeit nur den Schein erreichte. Auch artete die Freiheit der öffentlichen Meinung, welcher Friedrich II., dem die Religion nach Frankreichs witzig vornehmer Sitte nicht heilig war, ſelbſt gegen das Ehrwürdige den Zügel überließ, zuweilen in Ungebundenheit und Frivolität aus. Unter ſeinem Nachfolger verlor ſelbſt die königliche Würde ihr Anſehn. Nur der Religioſität, den fürſtlichen und häuslichen Tugenden des jetzt regierenden Königs gelang es, dieſes Anſehn wieder herzuſtellen, indem er, als die Noth hereinbrach, Gott und ſeinem Volke vertrauend, ganz in dem edlern Geiſte der öffentlichen Meinung lebte und handelte. Sichtbar trug zu der moraliſchen Erhebung ſeines Volks die hohe königliche Frau, die unvergeßliche Louiſe (ſ. d. A.) das Meiſte bei. Immerhin äußre ſich das Selbſtgefühl des Preußen oft kühn und ſtolz, in einzelnen Fällen ſelbſt hart und rauh: ſolcher Mannsſinn vermag den Staat vom Untergange zu retten. In dieſem allgemeinen Charakter hat ſich die Eigenthümlichkeit der verſchiedenſten Volksſtämme erhalten, und eben, weil dieſe von der Regierung geachtet wird, gehören die verſchiedenſten Volkstheile, wie ehemals die Anſpacher und Bayreuther; ſo noch jetzt die preußiſchen Litthauer, die Schleſier, die Weſtphalen zu den anhänglichſten Unterthanen des Staats. Dieß erklärt ſich aus dem Charakter der Regierung. Die preußiſche Regierung galt bisher für eine der liberalſten in Europa, weil ſie die öffentliche Meinung achtete. Auch iſt, ungeachtet einer autokratiſchen Staatsform, die politiſche Freiheit ſeit Friedrich II. in der preußiſchen Monarchie immer mehr fortgeſchritten, durch beſſere Vertheilung der Abgaben, wovon ſonſt manche Stände frei waren, durch eine zweckmäßige Militärverfaſſung, durch die Herſtellung perſönlicher Freiheit mittelſt Aufhebung der Erbunterthänigkeit und des Dienſtzwanges (auch wurde die Ablösbarkeit der Hand- und Spanndienſte erklärt, und den 18. Jan. 1819 die Erbunterthänigkeit im cottbuſſer Kreiſe, in der Lauſitz und den übrigen vormals königlich ſächſiſchen Landestheilen aufgehoben), durch Abſchaffung des deſpotiſchen Militärzwanges, durch verminderte Bedrückungen bei der Acciſe und dem Zollweſen, durch Vernichtung läſtiger Zwangsprivilegien und Servituten, und durch die Städteordnung von 1808, welche

die Verwaltung des Communvermögens ſeinen Eigenthümern, den Gemeinden, wiedergab. Aber noch war dieſe politiſche Freiheit nicht Beſtandtheil der Grundverfaſſung. Dieß ſoll jetzt geſchehen. Der König hat nämlich in Bezug auf die von ihm den 22. Mai 1815 verſprochene Repräſentation des Volks verordnet, daß die alten Provinzialſtände, dem Zeitgeiſte gemäß, wieder hergeſtellt, oder neue berufen, und aus ihnen die Reichsſtände in Berlin erwählt werden ſollen. Der Gegenſtand ihrer Verhandlungen aber ſoll ſich auf Berathung (keineswegs Entſcheidung) in allen Theilen der Geſetzgebung, welche die perſönlichen, Eigenthums- und Steuerrechte betreffen, erſtrecken. Die Monarchie, hofft man, wird alſo, wie es ſchon der 13. Art. der deutſchen Bundesacte für die deutſchen Länder derſelben erwarten läßt, eine allgemeine Conſtitution, und jede Provinz ihre provinzielle Verfaſſung erhalten. Zu dieſem Zwecke wurde den 30. März 1817 eine Verfaſſungscommiſſion niedergeſetzt. Dieſes Geſchäft wird aber ſehr durch den ſeit 1816 überhand genommenen Parteigeiſt erſchwert. Dieſer muß ſich erſt abkühlen. In Neu-Vorpommern ſind bereits die Provinzialſtände in der Art berufen, daß dieſelben aus 4 Abgeordneten vom Adel, 2 von den Städten, 2 vom Bauern- und 2 vom geiſtlichen Stande (in ſo fern auch geiſtliche Angelegenheiten zur Sprache kommen) beſtehen ſollen. Uebrigens beſitzt Preußen auch ohne Conſtitution die Gleichheit vor Gericht, die gleiche Verpflichtung zu Kriegsdienſten und Kriegslaſten. Kein anderes Recht führt zu Aemtern, ſelbſt den hohen, als das Recht des Verdienſtes. — Die innere, jetzt mehr vereinfachte, Verwaltung hat durch das Geſetz vom 30. April 1815 eine der neuen Eintheilung des Staats entſprechende Einrichtung erhalten. Nach derſelben ſteht jeder Militärabtheilung ein commandirender General als Militär-Gouverneur, und jeder Provinz ein Oberpräſident vor. Die Verwaltung gehört vor die Regierungen; die Juſtiz vor die 18 Ober-Landesgerichte. Jede Regierung hat unter einem Präſidenten zwei Hauptabtheilungen. Die erſte umfaßt alle Regierungsangelegenheiten, als Landes-, Polizei-, ſtändiſche, Gränz- und Militärſachen u. ſ. w. Sie ſteht unter dem Miniſter des Innern. Die zweite, die unter dem Finanzminiſter ſteht, leitet alle Finanzſachen. Jede Provinz iſt in Kreiſe getheilt, denen als das Organ der Regierung in beiden Abtheilungen ein Landrath vorſteht. Die Oberpräſidenten ſind beſtändige Commiſſarien der Miniſter. Ihnen ſind ſolche allgemeine Regierungsangelegenheiten anvertraut, deren Wirkſamkeit nicht auf einen einzelnen Regierungsbezirk beſchränkt werden kann; insbeſondere ſind ſie die Vorſteher der Conſiſtorial- und Medicinalbehörden, und zugleich die Präſidenten der Regierung in dem Hauptorte der Provinz. Die Geſchäftsführung der Regierungen ward durch die Inſtruction vom 23. Oct. 1817 organiſirt. Man hofft nach dieſer Einrichtung, das weitläuftige Actenführen und Rechnungsweſen, ſo wie die ängſtliche Controlle, welche mit der vermehrten Zahl der Beamten, nach der letzten Organiſation der Behörden im J. 1808, nöthig ſchien, beſchränkt zu ſehen. An der Spitze der geſammten Verwaltung führt ſeit 1810 das alle Geſchäfte centraliſirende Staatskanzleramt der Fürſt von Hardenberg. Unter ihm ſteht auch das ſtatiſtiſche Büreau*). Die übrigen Centralbehörden ſind:

*) Unter vielen intereſſanten ſtatiſt. Angaben, die dieſes Büreau ordnet, heben wir folgende aus: Im J. 1817 ſind in der preuß. Monarchie

a) der Staatsrath, ſeit 1817, jetzt 50 Mitglieder in 7 Abtheil.; b) das Staatsminiſterium mit 9 verſchiedenen Miniſterien; (die geheime oder höhere Polizei wurde den 3. Nov. 1817 als ein Uebel aufgehoben, das nur durch die Noth geboten war, und das Polizei-Miniſterium des Prinzen Witgenſtein d. 11. Jan. 1819 mit dem Miniſterium des Innern vereinigt, wozu jetzt auch Neufchatel gehört. Wilh. von Humboldt erhielt einen Theil des Innern, insbeſondere die ſtändiſche Sache. Der Prinz v. Witgenſtein wurde Miniſter des königl. Hauſes und der kön. Familie.) — c) das General-Poſtamt; d) die Hauptbank zu Berlin; e) das Haupt- und Landgeſtüte. — Unter den einzelnen Verwaltungszweigen können hier nur über das Juſtizweſen, die Finanzen und das Heer einige Bemerkungen ſtehen. Eine ſchnelle, gewiſſenhafte, ſelbſt durch Cabinetsbefehle nicht eingeſchüchterte und unbeſtechliche Rechtspflege iſt ſeit Menſchengedenken der hohe Vorzug der preußiſchen Staatsverwaltung. In dem J. 1811 wurden von 140,554 anhängigen Civilprozeſſen 37,393 durch Vergleich, und überhaupt 102,616 Prozeſſe gänzlich beendigt. Das von Svarez größtentheils, und von Baumgarten, von Grollmann, von Kircheiſen, Goßler und Klein ausgearbeitete, im J. 1794 als allgemeines Landrecht eingeführte Geſetzbuch hat ſeine Zweckmäßigkeit bewährt und Carmers Namen verewigt. Unter den Oberlandesgerichten (das zu Berlin heißt Kammergericht) ſtehn die Untergerichte, namentlich die Inquiſitoriate, welchen die Criminalſachen zugetheilt ſind; die Land- und Stadtgerichte; die königl. Juſtizämter; die ſtandesherrlichen und Patrimonialgerichte; die Juſtizcommiſſarien und die Notarien. Außerdem beſtehn noch geiſtliche- und Handelsgerichte. Die großen Drangſale des Landes gaben jedoch in der neueſten Zeit Anlaß zu den Indultgeſetzen, die als Eingriffe in das Eigenthumsrecht Tadel gefunden haben. Allein der Staat machte nur mit Vorſicht, bei augenſcheinlich erwieſenem Drange der Umſtände, von jenem Nothrechte, das auf dem erſten Grundſatze der Geſetzgebung: Salus publica suprema lex esto beruht, Gebrauch; er ſuchte das größere Uebel durch ein kleineres zu entfernen, weil kein anderes Mittel übrig war. Die Regierung rettete nämlich die Grundbeſitzer, indem ſie für dieſelben d. 24. Nov. 1807 ein allgemeines Capitalindult feſtſetzte, und nach zweimaliger Verlängerung (zuletzt Wien d. 1. März 1815) die Erhaltung der Grundeigenthümer dem ſtrengen Rechte der Gläubiger, bis ein allgemeines Geſetz das letztere mit jener ausgliche und vereinigte, vorzog. Ihrerſeits hat dagegen die preußiſche Regierung ihre Verbindlichkeiten gegen die Staatsgläubiger und Staatsdiener vollkommen zu befriedigen, und fremdes Unrecht wieder gut zu machen, ſelbſt unter den ungünſtigſten Umſtänden Anſtalten getroffen. Sie hat z. B. die ſo lange gemißhandelten Staatsgläubiger in den neuen Provinzen (des ehemaligen

9646 Verbrechen begangen worden; das gewöhnlichſte war wie überall der Diebſtahl. Nach Verhältniß der Einwohnerzahl ſind die meiſten Verbrechen in der Hauptſtadt verübt worden, wo ſchon der 297 Menſch ein Verbrecher iſt. In den rheiniſchen Provinzen iſt der 400 Menſch ein Verbrecher. Die wenigſten haben ſich in Schleſien und Preußen gefunden, wo nur der 2000 Menſch ein Verbr. iſt. Die meiſten Diebſtähle ſind begangen worden in Berlin und am Rhein; die wenigſten dagegen in Schleſien, Pommern und Preußen. Hier iſt der 6000 Menſch erſt ein Dieb; in den erſten Gegenden aber ſchon der 300ſte.

Rheinbundes) in Schutz genommen, und unter andern die vom weſtphäliſchen Miniſter Malchus zu Caſſel auf ein Drittel herabgeſetzten alten Landesſchulden in ihrem vollen Nennwerthe anerkannt. Eben ſo gerecht handelt ſie gegen die durch die neue Ordnung brotlos gewordenen deutſchen Beamten. Kaum ſah Preußen nur einigermaßen ſeinen Haushalt hergeſtellt, ſo ward durch die Verordnung vom 5. Mai 1814 für die aus dem Herzogth. Warſchau von der ſarmatiſch-franzöſiſchen Barbarei vertriebenen Beamten geſorgt. Auch ließ der preußiſche Staat in den neuen Provinzen ſämmtliche Beamte auf ihren Poſten, ſo wie im Genuſſe ihrer Gehalte und Amtsvortheile. Was aber die Regierung gethan, um die Bewohner der ſeit 1813 bis 1816 an den preußiſchen Staat gekommenen Länder mit den Bewohnern der alten Provinzen innigſt zu verbinden, die neue Ordnung der Dinge ihnen werth zu machen und die Hoffnung zu erfüllen, welche auch ſie während des großen Kampfes um Deutſchlands Freiheit zu großen Anſtrengungen für die gemeinſame Sache des deutſchen Vaterlandes erhob: darüber iſt jetzt noch kein Urtheil erlaubt. Die Zukunft wird es zeigen, ob der Geiſt, welcher im J. 1813 die Völker des preußiſchen Staats belebte, welcher ſie zu den herrlichſten Thaten begeiſterte und ſelbſt die Regierung mit ſich fortriß, ob derſelbe Geiſt in jenen Ländern fortlebt, ob er geſtärkt oder geſchwächt, und aus welchen Urſachen das eine oder das andre geſchehen iſt. Dem Könige ſelbſt waren kein Opfer, das die Gerechtigkeit, keine Koſten, welche Landesculturanſtalten erfoderten, zu groß, ſelbſt in den Zeiten der Noth. Dieß beweiſen die Stiftung der Univerſität zu Berlin, die neue Einrichtung der hohen Schule zu Breslau und die Stiftung der Hochſchule zu Bonn d. 18. Oct. 1818. Dabei ſchuf er Ordnung in den zerrütteten Finanzen. Friedrich Wilhelms I. ſtrenge Sparſamkeit iſt bleibender Grundſatz des preußiſchen Haushalts. Jener Monarch hinterließ im J. 1740 ſeinem Nachfolger einen Schatz, 10 Mill. Thal. Einkünfte und ein Heer von 60,000 M. guter Truppen. Friedrich II. ſtellte, bis auf einige fiscaliſche Mißgriffe, z. B. mit der Regie, das Muſter einer guten Staatswirthſchaft auf. Er hinterließ im J. 1786 einen Schatz von 50 Mill. Th., gegen 27 Mill. Th. jährl. Eink., und eine Armee von 220,000 M., auf die aber freilich beinahe vier Fünftel der Staatseinkünfte verwandt werden mußten. Unter Friedrich Wilhelm II. ward der Schatz zerſplittert. Friedrich Wilhelm III. ſtellte ſeit 1797 die Ordnung wieder her; aber die Zeit nöthigte ihn zu großen und vergeblichen Opfern. Acht Jahre ſchwerer Prüfung machten das Volk arm. Bignon (in ſ. Exposé comparatif de l'état financier etc. de la France et des principales puissances de l'Europe, Paris 1814) ſchätzt die preußiſchen Einkünfte vor 1806 auf 36 Mill. Th., und die Schulden im J. 1804 auf mehr als 36½ Mill. Th. Jetzt belaufen ſich die Einkünfte auf 42 Mill. Th. Die Schulden ſchätzt man auf 267 Mill. Th. Doch hat auch jede Provinz beträchtliche Schulden. Bignon ſchätzt die Staats- und Provinzialſchuld der preußiſchen Monarchie auf 1100 Mill. Franken, wovon er 600 auf die wiedererworbenen Provinzen rechnet. Um dieſe Laſt zu erleichtern, befolgt man Friedrichs II. Grundſätze. Dieſem hatte der ſiebenjährige Krieg 114 Mill. Th. gekoſtet, und das Land war gänzlich erſchöpft. Da ſtiftete er im J. 1755 die königliche Bank, und bald nach der erſten Theilung Polens die Seehandlungsgeſellſchaft, von deren 2400 Actien zu 500 Thaler dem Könige 2000 gehörten. Letztere

gewann vorzüglich durch den polniſchen Salzhandel und durch die Operationen mit den königl. Staatspapieren. Dieſe beiden Inſtitute und das Syſtem der Pfandbriefe ſind die drei großen Pfeiler des öffentlichen Credits. Die Bank hatte im J. 1806 an reinem Ueberſchuſſe beinahe 10 Mill. Th. Sie und die Seehandlungsgeſellſchaft haben ſeitdem die größten Verluſte glücklich beſtanden. Beide verloren nach Bignon allein durch die bayonner Convention an Capitalien in Polen auf 26 bis 27 Mill. Th. Unter ſolchen Umſtänden konnte es nicht fehlen, daß die Staatspapiere ſich immer mehr häuften. Außer den zinsbaren Scheinen und den chur- und neumärkiſchen landſchaftlichen Obligationen, wurden ſchon vor dem Kriege 1806 Treſorſcheine in Umlauf geſetzt. Früher war in den Provinzen, namentlich in Schleſien ſeit 1770, und ſeitdem in den Marken, Pommern, Oſt- und Weſtpreußen das Pfandbriefſyſtem eingeführt, nach welchem die Gutsbeſitzer, alle ſämmtlich für einen, für ihre hypothekariſchen Schulden haften. Aber auch der ſo ſichere Credit dieſer Pfandbriefe wurde durch den franzöſiſchen Krieg erſchüttert. Doch eben ſo ſchnell haben ſich die ſechſerlei Pfandbriefe ſowol, als die zwölf verſchiedenen Arten von Staatspapieren, unter allen am meiſten die Treſorſcheine, wieder gehoben. Die Pünktlichkeit des Worthaltens in den Zahlungen, die zum größten Theil ſchon erfolgte Tilgung der nach dem Edicte vom 20. Juni 1812 ausgefertigten Steueranweiſungen und geſtempelten Treſorſcheine, der wachſende Staatsſchulden-Tilgungsfonds, welcher 1818 mit 1 Mill. Th. jährl. den Anfang der Abzahlung machte, verbunden mit dem Verkaufe der Domainen, der Thätigkeit der Staatsbürger und dem Wiederaufblühen des Handels bei gleicher Vertheilung der Abgaben, ſind ſichere Bürgen des wiederkehrenden Wohlſtandes und eines neu befeſtigten Credits. Darum begründet jetzt (1819) die Generalcontrolle in Berlin einen Generaletat auf die Specialetats, deren an 6000 ſind. Ob das mit dem 1. Jan. 1819 in Kraft getretene neue Steuergeſetz über Zölle und Acciſe ſeinem Zwecke entſprechen werde, muß die Zukunft lehren. In den weſtlichen Provinzen gilt es bereits ſeit dem Sept. 1818. Zwar hat es Vorzüge vor dem älteren Wirrwarr des preuß. Regie- und Acciſe-Inſtituts; denn es bezweckt die volle Freiheit des innern Verkehrs und belebt die eigene Fabrikation. Allein es widerſpricht dem 19. Art. der Bundesacte! Denn Preußen ſagt ſich dadurch (wie Oeſterreich) in Rückſicht auf Handel und Gewerbe durch ſein geſchloſſenes Zollſyſtem von dem übrigen Deutſchland los. Man klagt über den hohen Tarif, über die Gewalt der Adminiſtration, die ohne Juſtizgang bis zu 10 Jahr Zuchthaus ſtrafen kann, und beſonders darüber, daß es die eingeſchloſſenen Länder, wie preußiſche Provinzen, in Anſehung der durchgehenden Waaren ſeiner Verbrauchsſteuer unterwirft. — Ein ſtreng geordneter Haushalt und eine gute Civilverwaltung überhaupt ſind aber auch bei der militäriſchen Stellung des preußiſchen Staats höchſt nothwendig. Wie ſoll das Heer die Stütze deſſelben bleiben, ohne die Laſt deſſelben zu werden? das iſt die Frage. Bis 1806 war das preußiſche Heer ein aus der Nation völlig aus- und abgeſchiedenes iſolirtes Inſtitut, worin oben der Feudal-Adel, unten der Feudalknecht ſtand, in ihrem Gefolge: Stock, Spießruthe u. ſ. w. Friedrich Wilhelm I. und Leopold von Deſſau hatten den Geiſt des ſtehenden Heeres ihrem Zeitalter angemeſſen geſchaffen. Friedrich hegte dieſen Geiſt der militäriſchen Caſtenehre, und den durch die Kriege 1742 und 1756 feſt ge-

gründeten Vorzug der Uniform in der öffentlichen Meinung, indem er das Heer zur erſten Staatsanſtalt erhob. Dieſer Geiſt ging in und nach der Schlacht bei Jena unter; aber die Nationalſpannkraft des Muthes und der Ehre erhielt ſich auch in den Trümmern des Heers. Scharnhorſt, Gneiſenau u. A. bildeten es mit außerordentlicher Thätigkeit zu einem muſterhaften Ganzen im J. 1813. Und der König, der ſein tapferes Heer nicht verließ, der mit allen Prinzen ſeines Hauſes an deſſen Spitze focht, der bei Culm dem Schickſale des Kriegs die entſcheidende Wendung gab, dieſer mit ſeinem Volke übereinſtimmend denkende Monarch erhob den Geiſt des Heeres durch ſein Beiſpiel und durch die religiös ſittliche Stiftung des Ordens des eiſernen Kreuzes (d. 10. März 1813) zu einer vorher nie ſo gefühlten moraliſchen Tüchtigkeit, welche, von dem feurigen Blücher mit raſcher Entſchloſſenheit und mit einem richtigen Blicke auf dem Schlachtfelde geleitet, den Feind beſiegte und Deutſchland rettete. Doch vorher mußte Friedrich Wilhelm III. im J. 1807 ein militär. Ehren-Reinigungstribunal errichten, durch welches ziemlich viel Officiere vom Generalſtabe bis zum Fähndrich zu lebenslänglicher Feſtungsſtrafe bis zur Entlaſſung ohne Abſchied, durch alle Stufen peinlicher Strafen, verurtheilt wurden. Seitdem machte man keinen Unterſchied zwiſchen adeligen und bürgerlichen Officieren. In den J. 1813—15 war ein großer Theil derſelben bürgerlicher Herkunft. Ueberhaupt liegt die Vorzüglichkeit des preußiſchen Nationalheers weſentlich in dem, was Fürſt Blücher in ſeiner Anrede an den Fürſten Hardenberg bei einem feſtlichen Mahle ſo richtig ſagte: „man weiß bei uns nicht mehr, wo der Soldatenſtand anfängt, und der des Bürgers aufhört.“ So lange der preußiſche Soldat dieß nicht vergißt, wird ſein Stolz ſich nimmer über den Bürger ungebührlich erheben, wie es vor 1806 geſchah. Jetzt ſoll jeder Bürger Soldat, und jeder Soldat Bürger ſeyn. Im J. 1819 hatte nach der preuß. Staatszeitung die preußiſche Armee keine 200,000 M. bei den Fahnen in ſtehendem Solde verſammelt; indeß weit mehr, wenn man die ſtets eingeübte und gerüſtete junge Mannſchaft hinzurechnet. Daher iſt Preußen eine Pflanzſchule guter Soldaten. Seine Zerſtückelung zwingt es, eine größere militär. Macht zu halten, als es nach ſeinem Umfang bedürfte. Denn es muß nach drei Seiten hin die Stirn bieten. Dabei kann es, arm an Geld, ohne Subſidien ſchwerlich Krieg führen! Alle Vorſchriften über die preuß. Militär-Oekonomie ſind in dem Werke des Staatsraths Ribbentrop (Berl. 8. B. ſeit 1816) vollſtändig geſammelt. Die vorige Härte und Länge des preußiſchen Kriegsdienſtes findet ſeit dem Geſetze vom 3. Sept. 1814 nicht mehr Statt. Jetzt iſt die Verpflichtung zum Kriegsdienſte für die Friedenszeit, vom erreichten zwanzigſten Jahre an, auf drei Jahr beſtimmt; die Leibesſtrafen ſind abgeſchafft; der Soldat wird gut gekleidet, genährt und behandelt. Aber noch iſt viel zu thun übrig. Ein langer Friede möge vollenden, was Muth und Standhaftigkeit begonnen haben. Dieſen Frieden ſcheint Preußens gegenwärtige politiſche Stellung zu verſprechen. Sein Beſitzſtand ruht auf der feierlichen Gewährleiſtung von Europa. Es iſt mit Oeſterreich ſeit 1813 eng verbunden, und durch die bittere Erfahrung der letzten 20 Jahre belehrt, daß in ihrer Trennung beider Untergang liege. Seine ſeit 1764 nur ſelten unterbrochene Verbindung mit Rußland, der es, nächſt der eigenen Erhebung, ſeine Wiederherſtellung verdankt, iſt nicht allein perſönlich, ſondern auch

durch die Beſchaffenheit der öſtlichen Gränzen nothwendig. Es mußte daher in Hinſicht auf Polen, wie in Hinſicht auf Sachſen, dem alten Bundesgenoſſen in wichtigen Punkten nachgeben. Frankreichs Allianz kann es unter ſolchen Umſtänden entbehren. Jenes muß ſogar Preußen fürchten, ſo lange die durch Hannovers Verbindung mit England nur noch mehr befeſtigte Freundſchaft dieſer Macht mit England fortdauert. Auch Preußens Beſitzungen auf dem linken Rheinufer hindern es, je der natürliche Bundesgenoſſe Frankreichs zu werden, und dieſes kann nur, in wie fern es Oeſterreichs Macht beſchränken will, Preußens Freundſchaft ſuchen. In dieſer Lage wird Preußen, im Falle eines neuen Kriegs, ſein im baſeler Frieden angenommenes Neutralitätsſyſtem nicht wieder befolgen, ſondern Herzbergs Grundſatz zur Regel ſeiner Politik machen, daß die größte und kühnſte Rolle für Preußen zugleich die ſicherſte ſey, weil es, als eine Macht vom zweiten Range, in Verbindung mit andern, ihm gänzlich vertrauenden kleinern Staaten ſich den erſten Mächten Europa's gleich ſtellen, das Gleichgewicht ſichern, und alle großen Welthändel gewiſſermaßen lenken kann; mit einer Hauptmacht hingegen ausſchließend eng verbunden, würde es, von dieſer abhängig, das Vertrauen der kleinern verlieren, und endlich ſelbſt der Fußſchemel der Größe der Hauptmacht werden. — Jenes Vertrauen aber wird dem preußiſchen Staate, wie unter Friedrich II., entgegenkommen, wenn er vor ganz Deutſchland als Muſter und Beſchirmer der leiblichen und geiſtigen Freiheit da ſteht. Er gründe daher eine ſtändiſche Verfaſſung mit Schonung der Eigenthümlichkeit eines jeden Stammes; er erkläre eine vollkommene Preßfreiheit; er fördere auf jede Weiſe deutſche Wiſſenſchaft, Kunſt, Sprache und Sitte; er richte das Anſehn der Kirche wieder auf; er ordne endlich das Kriegsweſen ſo, daß ſeine Männer alle ſchlagfertig ſtehen, und dennoch die Kriegrüſtung mit ihren Laſten im Frieden ſo wenig drücke als möglich. (Vgl. Pölitz: Geſch. d. preuß. Monarchie Lpz. 1818. Stein: Handb. d. Geogr. u. Statiſt. d. preuß. Staats. Berl. 1818. Fiſcher: Geogr. ſtatiſt. Handb. üb. Schleſien u. die Grafſch. Glatz. 2 Bd. Bresl. 1818. Das Handb. üb. d. preuß. Hof u. Staat. Berl. 1818. Heidemann's Poſtgeogr. u. Poſtcharte der kön. preuß. Staaten. Weimar 1819. Insbeſ. Krug's krit. Verſ. üb. d. preuß. Zollgeſetz, die preuß. Staatszeitung u. den Zeitgeiſt. Lpz. 1819.)

Preville (Pierre Louis Dubus de), ein berühmter franzöſiſcher Schauſpieler, geboren zu Paris im J. 1721. Er war dem geiſtlichen Stande beſtimmt, entfernte ſich aber heimlich aus dem väterlichen Hauſe, und trat, nachdem er einige Zeit den Maurern als Handlanger gedient hatte, in eine herumziehende Schauſpielertruppe, ſpielte zu Straßburg, Dijon, Rouen und wurde ſodann Schauſpieldirector zu Lyon. Nachdem er ſich hier bereits ausgebildet hatte, debutirte er im J. 1753 zu Paris auf dem Theater der franzöſiſchen Komödie. Armand begünſtigte ohne eiferſüchtige Rückſichten ſein erſtes Erſcheinen auf dem Theater zu Fontaineblau, welches Preville's Ruhm und Glück entſchied. Er ſpielte fünf verſchiedene Rollen in dem Mercure Galant. Ludwig XV., der einen feinen Blick hatte, war ſo überraſcht von der Richtigkeit, mit welcher der junge Mann ſein Spiel wechſelte, daß er auf der Stelle befahl, ihn unter ſeine ordentlichen Schauſpieler aufzunehmen. Dieſe bisher unerhörte Auszeichnung verdiente ein Mann, deſſen geiſtreiches, ſeelenvolles, anziehendes, mit ſeiner Rede ſtets übereinſtimmendes Mienenſpiel, deſſen richtiger, mit

dem Alter, Stande und Charakter deſſen, den er darſtellte, ſtets über-einſtimmender Ton und Ausdruck der Empfindung, ihn zu dem Liebling aller Theaterfreunde machte. Nachdem er als Sganarelle und Scapin Lachen erregt hatte, entlockte er in den Väterrollen Thränen. Vor allen glänzte er in dem Mercure Galant, in Turcaret, in Sosie, Figaro, im Bourru bienfaisant. Voll Liebe für ſeinen Stand, gab er auch jungen Schauſpielern unaufhörlich Rath und Lehren. Seine Unterhaltung war angenehm, ſein Charakter herzlich. Im J. 1786 verließ er das Theater, betrat es aber noch einmal im J. 1792 in der Rolle des Bourru bienfaisant, um ſeinen durch die Zeitumſtände zu Grunde gerichteten Kameraden aufzuhelfen. Bald darauf begab ſich der altersſchwache Greis zu ſeiner älteſten Tochter nach Beauvais, wo er blind im December 1799 ſtarb. Seine Gattin, eine Demoiſelle Drouin, war eine geachtete Schauſpielerin.

Prevoſt d'Exiles (Antoine François), ein bekannter franzöſiſcher Schriftſteller, geboren im J. 1697 in der kleinen Stadt Hesdin in Artois, ſtudirte bei den Jeſuiten, in deren Orden er trat. Aber ſchon nach einigen Monaten verließ er dieſen Orden wieder, und nahm als Freiwilliger Dienſte. Da er ſich nicht ſchnell genug befördert ſah, kehrte er zwar zu den Jeſuiten zurück, verließ ſie aber bald aufs Neue, und ergriff die Waffen mit größerer Auszeichnung. Als ein lebhafter Jüngling überließ er ſich dem Rauſche der Liebe, deren unglücklicher Ausgang ihn in den Orden der Benedictiner von Saint Maur führte, welchen er ſein Grab nannte. Man verſetzte ihn nach Saint Germain des Prés, dem Mittelpunkte der Gelehrſamkeit dieſes berühmten Ordens. Die Studien gewährten ihm einigen Troſt; bald aber erwachte die Erinnerung an das, was er entbehren mußte, ſo lebhaft, daß er eine kleine Zwiſtigkeit benutzte, um ſeine Congregation und den geiſtlichen Stand zu verlaſſen. Er begab ſich im J. 1729 nach Holland. Da er kein Vermögen hatte, ſuchte er Hülfsquellen in ſeinen Talenten. Er gab ſeine zu Saint Germain geſchriebenen Mémoires d'un homme de qualité heraus, und erwarb damit einen Beifall, der ihm Ehre und Geld eintrug. Seine Zeit war zwiſchen Studien und Vergnügungen getheilt. Im Haag hatte er ein Verhältniß mit einer liebenswürdigen Frau, das ihm die Neckereien des Abbé Langlet zuzog. Im J. 1733 ging Prevoſt, von ſeiner Dame begleitet, nach England. Die Eigenſchaft eines abtrünnigen Mönchs und unſteten Gelehrten empfahl ihn nicht ſonderlich. Seiner Abenteuer müde, hielt er um die Erlaubniß an, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, und erlangte ſie. Er kam im J. 1734 nach Paris zurück und lebte ruhig dort unter dem Schutze des liebenswürdigen Prinzen Conti, der ihn zu ſeinem Almoſenier und Secretär ernannte. Sein Anſehn wurde dadurch noch vermehrt, daß der Kanzler d'Agueſſau ihn zu der ſchönen Unternehmung der Histoire générale des voyages wählte. Alles ſchien ihm ein zufriedenes Alter zu verheißen, als er am 23ſten November 1763 auf dem Rückwege von Chantilly vom Schlage getroffen, von den Landleuten gefunden und zu einem benachbarten Pfarrer gebracht wurde. Er ſchien ohne Leben, und ein herbeigerufener Chirurg hatte bereits die gerichtliche Oeffnung vorgenommen, als der Unglückliche die Augen aufſchlug, aber nur um zu ſehen, auf welche ſchreckliche Weiſe er ſein Leben verliere. Keine Rettung war mehr möglich. — Von Charakter war Prevoſt ernſt, uneigennützig und menſchenfreundlich, aber leichtſinnig. Er arbeitete mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit, und hatte ein ſo glückliches Gedächt-

niß, daß er verſicherte, nie etwas Gelerntes wieder vergeſſen zu haben. Die bekannteſten ſeiner Werke ſind die erwähnten Mémoires d'un homme de qualité qui s'est retiré du monde, 8 Voll., ein breites aber wohlgeſchriebenes Werk, worin eine reine Moral vorgetragen wird; die Histoire de M. Cleveland, 6 Voll., worin der Verfaſſer ſein Talent in fürchterlichen Schilderungen zeigt; die Histoire du chevalier des Grieux et de Manon Lescaut, vielleicht ſein beſter Roman; die Histoire générale des voyages und viele andere. In ſeinen Romanen verbindet er romantiſche Erfindungen mit natürlicher Charakterzeichnung; übrigens ſind die Engländer darin ſeine Vorbilder, deren Clariſſe und Grandiſon er auch ins Franzöſiſche überſetzt hat.

Priamus, der Sohn des Laomedon und der Strymo oder Plakia. Er hieß in frühern Jahren Podarkes; als aber Hercules Troja erobert und der Heſione verſtattet hatte, einen der Gefangenen um einen ſelbſt zu beſtimmenden Preis loszukaufen, wählte dieſe ihren Bruder Podarkes, und gab ihren Schleier für ihn. Davon hieß er nunmehr Priamus, der losgekaufte. Als Jüngling zog er mit den Phrygiern gegen die Amazonen und begab ſich als Geſandter zu den Thraziern. Nach ſeines Vaters Tode herrſchte er über Troja. Mit ſeiner erſten Gemahlin Arisbe, einer Tochter des Merops, zeugte er den Aeſacus. Nachher überließ er Arisbe dem Hyrtacus, vermählte ſich mit Hecuba und erzeugte mit dieſer den Hector, Paris, Creuſa, Laodice, Polyxena, Caſſandra (Alexandra), Deiphobus, Helenus, Pammon, Polites, Antiphus, Hipponous, Polydorus und Troilus, mit vier Nebengemahlinnen aber noch 36 Söhne und vier Töchter. Was ſeinen Namen vorzüglich erhalten hat, iſt ſein und ſeiner Familie trauriges Schickſal. Denn in ſeinem hohen Alter überzogen ihn die Griechen, um der von ſeinem Sohne geraubten Helena willen, mit Krieg, und eroberten zerſtörend die Stadt Troja, nachdem er ſeinen Sohn Hector (ſ. d. Art.) fallen geſehen, nach einer zehnjährigen Belagerung. Vergebens bewaffnet ſich in jener Nacht des Entſetzens der Greis, um in der Feinde dichten Schaaren den Tod zu finden; der Hecuba Bitten bewegen ihn, an den Altar des Zeus zu flüchten. Als er aber hier ſeinen Sohn Polites von des Pyrrhus Hand fallen ſieht, hält er ſich nicht mehr, und ſchickt den Pfeil gegen den jugendlichen Helden, der, hierdurch gereizt, den Greis bei den Haaren faßt, zum Altar ſchleppt, und ihm das Schwert in die Seite ſtößt.

Priapus, urſprünglich ein Feldgott in Lampſacus, einer myſiſchen Stadt mit weinreichem Gebiet. Venus gebar ihn dem aus Indien zurückkehrenden Bacchus, wollte ihn aber wegen ſeiner Mißgeſtalt nicht anerkennen. Andere geben ſeine Abkunft anders an; immer aber war er ein Feldgott, nicht bloß Schützer der Gärten, ſondern auch Hüter der Bienen, der Ziegen und Schafe. Man bildete ihn ab mit übergroßen Geſchlechtstheilen, im Schooße des Kleides allerlei Früchte, in der Hand eine Hippe; auch gewöhnlich ein Horn der Amalthea. Seine Verehrung verbreitete ſich von Lampſacus über Griechenland. Betriebſame Deuter der Mythen zählten ihn zu den Sinnbildern der großen Natur, und erfanden allerlei, theils rein, theils myſtiſch obſcöne Mythen von ihm.

Prieſter ſind die durch Wahl oder Geburt berufenen Erhalter und Pfleger der Religion, die das Göttliche ſymboliſch darſtellen und die Gottesdienſte verwalten. Alles, was groß und würdig iſt, was

Ehrfurcht und Gehorſam gebietet und dem Göttlichen näher ſteht, als die Maſſe des Volks, vereinigte ſich in der Idee des **Prieſterthums** bei den heidniſchen Völkern der vorchriſtlichen Zeit; denn die Hausväter der Urwelt waren zugleich die Könige und Prieſter ihrer Familie, und wo der Staat aus dem Familienbande hervorging, blieb die königliche Gewalt lange mit der prieſterlichen Würde verbunden (vergl. d. Art. **Melchiſedek**). Dagegen trennte ſich die erſtere von der letztern in den Staaten des Alterthums, die dem Glücke und der Uebergewalt einzelner Helden oder erobernder Horden ihr Daſeyn verdankten, und neben der Macht der Fürſten und Obrigkeiten bildete ſich ein bald durch Wahl und innern Beruf, bald durch erbliche Geſchlechtsfolge fortgepflanzter geſchloſſener Prieſterſtand (Prieſterkaſte), dem eine höhere Weisheit und die Magie einer geheimnißvollen Gemeinſchaft mit den Göttern (daher man die Prieſter auch als Zauberer und Aerzte ehrte) die Gemüther unterwarf. So zeigen ſich in den vorderaſiatiſchen Staaten, bei den Aegyptern, Griechen, Römern die Prieſter als Rathgeber, und, als aus dem Glauben an die alten Götter ein politiſches Gaukelſpiel geworden war, als Mitverſchworene der Regierungen zur Leitung des Volks. Ihr urſprüngliches Geſchäft aber war, das Göttliche zur Anſchauung der Menſchen zu bringen, (daher aus ihren Deutungen der Symbole und Bilder die meiſten Mythen hervorgingen) und die nationelle Verehrung der Götter in den Handlungen des Cultus durch Opfer, Gebete, Aufzüge (Myſterien) auszudrücken. Jenes Deuten und Lehren hörte jedoch auf, ein Geſchäft der Prieſter zu ſeyn, als die mythiſchen Religionsſyſteme ſich abſchloſſen; und als die Dichter, Redner und Philoſophen ſich des religiöſen Lehrſtoffs bemächtigten, blieb den Prieſtern nur die Handhabung der heiligen Gebräuche. Auf dieſen Standpunkt ſetzte ſie auch der Moſaismus, der zwar nach ſeinem theokratiſchen Principe große Gewalt in ihre Hände legte (vergl. d. Art. **Hoherprieſter**), das Amt des Geiſtes aber doch den Propheten vorbehielt. Aarons Nachkommenſchaft, in der die Prieſterwürde erblich war, ſank daher unter täglich wiederkehrenden Geſchäften des Rituals in einen Mechanismus, aus dem der Geiſt ſeiner Formen bald gewichen war. Nicht beſſer ging es der römiſchen Cleriſey, als ſie die Strenge und Förmlichkeit des jüdiſchen Prieſterthums annahm, um demſelben auch in den Vorrechten ſeiner Würde zu folgen, und von den chriſtlichen Laien ähnliche Einkünfte (z. B. den Zehnten) zu ziehen, wie einſt der Stamm Levi von den übrigen Stämmen genoß. Dem Stifter des Chriſtenthums und ſeinen Apoſteln war dieſes Beſtreben ganz fremd. Die erſten chriſtlichen Gemeinden hatten Lehrer, die wohl Ausleger der Geheimniſſe Gottes und väterliche Freunde ihrer Schüler ſeyn, aber weder bei einem gottesdienſtlichen Gepränge agiren, noch die Gewiſſen beherrſchen wollten. Einige dieſer Lehrer hießen **Presbyter**, woraus das Wort **Prieſter** entſtanden iſt (vergl. d. Art. **Presbyter**); die Würde und Amtsverrichtung dieſer Aelteſten erlaubt jedoch nicht, ſie in dem jetzt gewöhnlichen Sinne Prieſter zu nennen. Auch iſt der Name Prieſter jetzt nur den Geiſtlichen derjenigen Kirchen angemeſſen, die das Göttliche in ſinnlich anzuſchauende Symbole und Bilder kleiden und dafür halten, der Geiſtliche ſey noch auf eine andere Weiſe als durch ſchriftmäßige Lehre und heiligen Wandel ein Vermittler der Menſchen mit Gott. In dieſer Bedeutung nennt die catholiſche Kirche diejenigen Kleriker **Prieſter**, welche das heilige Amt der Meſſe verwalten (ſ. d. Art. **Ordination**), und hat ganz conſequent auf den höhern

Charakter ihres Prieſterthums die Anſprüche ihrer Hierarchie gebauet. Und hierin ſtimmt ſie mit den lamaiſchen und mahommedaniſchen Religionen überein, welche in der Perſon des Dalai-Lama und des Kaliten Prieſterreiche begründeten, die in weſentlichen Punkten dem Papſtthume vergleichbar ſind. Das Prieſterthum aber, das allein dem Charakter unſerer Zeit und unſerer Völker angemeſſen ſcheint, iſt die Würde und Macht über die Geiſter, die die Religion und Wiſſenſchaft ihren Eingeweihten und Pflegern gibt. Vergl. die Art. Hierarchie, Geiſtlichkeit, Prediger. — E.

Prieſterweihe, ſ. Ordination.

Prieſtley (Joſeph), einer der berühmteſten Chemiker und Naturforſcher, geboren im J. 1733 zu Fieldhead in der Grafſchaft York, machte ſeine Studien auf der Academie Daventry unter dem Doctor Aſhworth, wurde im 22ſten Jahre aſſiſtirender Geiſtlicher der Independentengemeinde von Needham Market in der Grafſchaft Suffolk und dann Pfarrer einer Gemeinde zu Namptwich in Cheſhire. Im Jahre 1761 hielt er zu Warrington eine ſchönwiſſenſchaftliche Academie, die er aber 1768 aufgab, um der Einladung der Diſſidenten von Leeds zu folgen. Er hatte damals mehrere theoretiſche Werke herausgegeben, welche viel Aufſehn machten und ſich auch außerdem im Fache der Philologie, Geſchichte, Politik und Phyſik verſucht. In ſeiner History of Electricity (zuerſt 1767) hatte er bereits gezeigt, wie gründlich er die Natur zu erforſchen bemüht ſey. Durch den ihm zu Theil gewordenen Beifall aufgemuntert, ließ er jetzt The History and present State of Discoveries relating to Vision, Light, and Colours folgen (überſetzt von Klügel, Geſchichte der Entdeckungen in der Optik, Leipzig 1775, 2 Voll. 4.), welches jedoch die erwartete Aufnahme nicht fand und ihn deßhalb beſtimmte, ſich künftig auf eigene Unterſuchungen zu beſchränken. Im J. 1770 begab er ſich zum Grafen Shelburne, nachmaligem Marquis Landsdawn, mit dem er als Freund und Anhänger derſelben Partei verbunden war, als Bibliothekar. Mit ihm machte er im J. 1774 eine Reiſe nach dem feſten Lande, und lebte während des Winters mit ihm in London. Dieſe Lage gewährte ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen Vortheile, die er als Geiſtlicher einer Diſſidentengemeinde würde haben entbehren müſſen. In dieſe Periode fallen verſchiedene derjenigen Arbeiten, die ihm den Ruf eines Philoſophen vom erſten Range erworben haben. Im Jahr 1773 machte er in den Philosophical Transactions eine Abhandlung über verſchiedene Luftarten bekannt, wodurch er den Preis von Copley's Medaille gewann. Sie erſchien im folgenden Jahre in einer vermehrten Ausgabe, dem Lord Shelburne zugeeignet und noch von drei Bänden begleitet. Dieſes an neuen und wichtigen Gegenſtänden reiche Werk machte Epoche in der Kenntniß der luftförmigen Flüſſigkeiten, welche die Grundlage der neuen Chemie iſt, und Prieſtley's Name wurde durch daſſelbe im ganzen gebildeten Europa bekannt. Schon 1772 hatten ihn ſeine Unterſuchungen zur Kenntniß der ſalpeter- und ſalzſauern Luftarten, zum Gebrauch der erſtern, als eines Prüfungsmittels der Reinheit der gemeinen Luft, und zu verſchiedenen Verfahrungsarten geführt, wodurch die Luft vermindert oder verſchlechtert wird. Im Jahre 1774 machte er ſeine Grundentdeckung (die gerade zu derſelben Zeit auch von Scheele gemacht wurde) der reinen, oder wie er ſie nannte, dephlogiſtiſirten Luft. Im J. 1776 theilte er der königlichen Geſellſchaft intereſſante Bemerkungen über das Athmen und die Art mit, wie das Blut ſeine

Farbe von der Luft erhält. Im J. 1778 entdeckte er die Eigenſchaft im Sonnenlichte ſtehender Gewächſe, unreine Luft zu verbeſſern. Durch ſeine ſpätern Verſuche kam die Entdeckung mehrerer anderer luftförmiger Körper, und neuer Erzeugungsarten der bekannten, der Reduction metalliſcher Kalke in brennbarer Luft und die Erzeugung der Luft aus Waſſer zu den von ihm in dieſem Gebiete der Chemie entdeckten Thatſachen hinzu. Im Ganzen kann man behaupten, daß die pneumatiſche Chemie keinem einzelnen Forſcher ſo viel verdankt, als Prieſtley, durch deſſen Entdeckungen ſie eine neue Geſtalt bekam. Doch iſt bemerkenswerth, daß er bis an ſein Ende das antiphlogiſtiſche Syſtem beſtritt. Um die mit jeder anhaltenden Beſchäftigung verbundene Erſchlaffung zu vermeiden, pflegte Prieſtley mit ſeinen Arbeiten zu wechſeln; daher er ſo viele und verſchiedene Gegenſtände, unbeſchadet der Gründlichkeit, behandelt hat. Im J. 1775 erſchien ſeine Examination of the Doctrine of Common-sense gegen Reid, Beattie und Oswald. Bald darauf führte er die Hartleyſche Theorie vom menſchlichen Geiſte beim Publikum auf eine faßlichere Weiſe ein, als von Hartley ſelbſt geſchehen war, und drückte in einer vorausgeſchickten Abhandlung ſeine Zweifel über die Immaterialität des denkenden Princips im Menſchen aus. Obwohl er ſich dadurch dem Verdachte eines Gottesleugners und Ungläubigen ausſetzte, ſo ließ er ſich doch nicht abhalten, den Gegenſtand weiter zu verfolgen, um, wohin er auch geführt werden möchte, die Wahrheit zu ergründen. Er trat förmlich zu der materiellen Hypotheſe über und gab 1777 ſeine Disquisitions on Matter and Spirit heraus, worin er ſein Syſtem ohne Rückhalt entwickelte. Dieſem folgte eine Vertheidigung des Socinianismus und der Lehre von der Nothwendigkeit. Der Haß, den dieſe Werke ihm zuzogen, mochte auch bei ſeinem edeln Beſchützer eine gewiſſe Kälte erzeugt haben, wodurch Prieſtley bewogen wurde, die ſeit ſieben Jahren zwiſchen ihnen beſtandene Verbindung aufzuheben. Dieß geſchah auf eine vollkommen freundſchaftliche Weiſe; denn Prieſtley behielt eine jährliche Leibrente von 150 Pfund. Er wählte zunächſt Birmingham zu ſeinem Aufenthaltsorte, weil dort einige Männer von ausgezeichneten chemiſchen und mechaniſchen Kenntniſſen lebten. Einige großmüthige Freunde veranſtalteten eine jährliche Subſcription, um dadurch die Unkoſten bei ſeinen Unterſuchungen zu decken, und Prieſtley trug kein Bedenken, dieſe für ihn ehrenvolle Unterſtützung anzunehmen, wiewohl er wahrſcheinlich auch von der Regierung eine Penſion erhalten haben würde, wenn er darum hätte nachſuchen wollen. Er war nicht lange in dieſer Lage, als bei einer Diſſidentengemeinde eine Predigerſtelle erledigt wurde, die man einmüthig ihm übertrug. Ohne ſeine philoſophiſchen und literariſchen Arbeiten zu unterbrechen, widmete er ſich mit vielem Eifer den Pflichten ſeines Amtes. Die Theologie beſchäftigte ihn wieder ſehr lebhaft, wie unter andern ſeine History of the Corruptions of Christianity und ſeine History of early Opinions concerning Jesus Christ, welche zu Birmingham erſchienen, beweiſen. Sie wurden eine reiche Quelle von Streitigkeiten, die jedoch ohne die gewöhnliche Erbitterung geführt wurden. Bei den Bemühungen der Diſſenters, ſich größere bürgerliche Freiheit zu verſchaffen, konnte Prieſtley nicht müßig bleiben. In der Ueberzeugung, daß alle kirchlichen Einrichtungen den Rechten des Privaturtheils und der Verbreitung der Wahrheit entgegen ſeyen, ſtand er nicht an, ſie als antichriſtlich darzuſtellen und ihren Fall vorherzuſagen. So galt er nicht nur für einen Ketzer,

ſondern auch für den entſchiedenſten Feind der beſtehenden Kirche in ihrer Beziehung zum Staate. Da einige Geiſtliche von Birmingham den Foderungen der Diſſenters lebhaft widerſprochen hatten, gab Prieſtley eine Reihe von Familiar Letters to the Inhabitants of Birmingham heraus, die beſonders durch ihre ironiſche Laune der Gegenpartei mißfallen mußten. In dieſem gereizten Zuſtande wurde die Animoſität noch vermehrt durch die verſchiedenen Anſichten von der franzöſiſchen Revolution; ſie ſtieg mit dem Fortgange derſelben immer höher, und brach endlich am 14ten Julius 1791 aus, als die Franzoſenfreunde den Jahrestag der Zerſtörung der Baſtille feierten. Prieſtley hatte es abgelehnt, dabei gegenwärtig zu ſeyn; aber in dem Volkstumulte, welcher erfolgte, war er vornehmlich das Ziel der Parteiwuth. Sein Haus nebſt Bibliothek, Manuſcripten und Apparaten wurde eine Beute der Flammen; er ſelbſt rettete nur mit Mühe ſein Leben. So erklärlich auch dieſer Auftritt an und für ſich iſt, ſo ausgemacht iſt es doch, daß er von denen begünſtigt worden, zu deren Pflichten die Erhaltung der öffentlichen Ruhe gehört. Die geſetzliche Entſchädigung, welche Prieſtley erhielt, war weit unter ſeinem Verluſte, der für ihn zum Theil unerſetzlich ſeyn mußte. Er war nicht lange darauf einem Rufe nach Hackney gefolgt, und hatte hier ſeine gewohnten Beſchäftigungen ruhig wieder angefangen; da aber die Angriffe auf ihn und ſeine Familie ſich ſtets erneuerten, ſo beſchloß er endlich, ein Land zu verlaſſen, das ihm und ſeinen Grundſätzen ſo feindſelig war. Er ſchiffte ſich im J. 1794 nach Amerika ein, und nahm anfangs in der Stadt Northumberland in Penſylvanien, dann zu Philadelphia ſeinen Wohnſitz. Unter Adams Präſidentſchaft wurde er auch hier mit Argwohn und Mißtrauen betrachtet; Jefferſon hingegen bewies ihm Wohlwollen und Freundſchaft. Eine ihm angetragene Profeſſorſtelle in Philadelphia lehnte er ab, um ſich ganz ſeinen ſelbſtgewählten Arbeiten widmen zu können. Eine ſchwere Krankheit, in die er zu Philadelphia verfiel, ließ eine körperliche Schwäche zurück, welche immer mehr zunahm, und ihm im Januar 1804 die Ueberzeugung gab, daß er nur noch kurze Zeit zu leben habe. Mit doppeltem Eifer war er jetzt beſchäftigt, noch zu vollenden, was ihm am Herzen lag. An zwei wichtigen Werken arbeitete er ſeit lange: an einer Kirchengeſchichte und an Anmerkungen zu allen Büchern der heiligen Schrift, für deren Druck ſeine Freunde in England eine Subſcription eröffnet hatten. Auf dieſe Werke wandte er allen ſeinen Fleiß bis zu ſeinem Tode, welcher am 6ten Februar 1804 erfolgte. Prieſtley war ein Mann von der vollkommenſten Einfachheit des Charakters; ſeine Geſinnung lag immer offen da; ſeine Zwecke verfolgte er immer auf dem geradeſten Wege. An Redlichkeit und Uneigennützigkeit wurde er von Niemand übertroffen. Im Umgange war er einnehmend und wohlwollend. Trotz ſeiner vielen Streitigkeiten hegte er nie Widerwillen gegen ſeine Gegner, verfolgte mit Ernſt die Sache, ohne Rückſicht auf Perſönlichkeit, und theilte frei von Eiferſucht und Eitelkeit ſchon die erſten Spuren einer Entdeckung mit, um Andere dadurch zu veranlaſſen, ſie mit ihm gemeinſchaftlich zu verfolgen. Seinen Geiſt charakteriſirten Schnelligkeit, Thätigkeit, Scharfſinn, Genauigkeit und Erfindungsgabe; ſeine Kenntniſſe waren umfaſſend und mannichfach; in ſeiner Mutterſprache drückte er ſich leicht und deutlich aus. Den größten Ruhm hat ſich Prieſtley in der Chemie erworben.

Primawechſel, ſ. Wechſel.

Primairſchulen, in Frankreich die niedern Elementarſchulen, welche die erſten Anfangsgründe alles Unterrichts enthalten, auf welche die Secondairſchulen, dann die Lyceen, und Spezialſchulen folgen.

Primas (Primas regni, Erſter des Reichs), iſt der oberſte Erzbiſchof eines europäiſchen Staats, der nicht nur unter allen geiſtlichen Ständen der erſte iſt, ſondern überhaupt den nächſten Rang nach dem Regenten und ſeiner Familie einnimmt; auch in catholiſchen Reichen beſtändiger Legat des römiſchen Stuhls iſt. In Spanien iſt es der Erzbiſchof von Toledo, in England der Erzbiſchof von Canterbury, in Ungarn der Erzbiſchof von Gran, in Polen der Erzbiſchof von Gneſen; in Deutſchland war es, ſo lange die Reichsverfaſſung beſtand, der Erzbiſchof von Salzburg. Fürſt Primas, ſ. Frankfurt (das ehemalige Großherzogthum).

Primat, der Vorrang, erſte Rang, die Würde und das Amt des Primas (ſ. d. Art.), dann der Vorrang des Papſtes vor allen übrigen Biſchöfen.

Prime (prima) heißt bei den Buchdruckern die erſte Seite eines jeden Bogens, der Schöndruck; in den Bergwerken der zehnte Theil eines Lachterzolls; in der Muſik der erſte Ton einer Octave. Sie heißt reine Prime, Einklang, wenn man von zwei Tönen gleicher Größe redet, große oder übermäßige, wenn der eine Ton um einen halben höher iſt. In der Fechtkunſt die erſte Stellung, wenn man den Degen zieht, und die Spitze mit ausgeſtrecktem Arm auf den Gegner richtet.

Primitien (primitiae), die Erſtlinge der Früchte, welche die Alten mehrern Göttern, beſonders dem Apollo, opferten.

Primogenitur, ſ. Majorat.

Primzahlen ſind diejenigen ganzen Zahlen, welche ſich mit keiner andern ganzen Zahl als 1 ohne Reſt theilen laſſen, wie 3, 5, 7, 11, 13, 17 u. ſ. w.

Prince (Jean Baptiſte Le), ein trefflicher Maler und angenehmer Muſiker, geboren zu Metz, nach Andern zu Paris, im J. 1733. Dieſe beiden Talente machten ihn zu Paris bekannt. Er wurde ein Schüler Bouchers und fing damit an, Landſchaften zu ätzen. Um dieſelbe Zeit hatte er ſich verheirathet. Da er aber mit ſeiner Frau nicht glücklich lebte, trennte er ſich von ihr, und ſchiffte ſich mit dem franzöſ. Geſandten l'Hopital nach Rußland ein, wo er die verſchiedenen Kleidertrachten, Gebräuche und Ceremonien dieſer Nation in kleinen Figuren zeichnete, die er bei ſeiner Zurückkunft 1765 zum Vergnügen des Publicums bekannt machte, und die ihm eine Stelle in der Academie verſchafften. Seine Landſchaften haben wohlgewählte Standpunkte, klare und glänzende Lüfte, einen ſanften Ton, wohlgeblätterte Bäume, durchſichtige, leichte Waſſer, eine liebliche Färbung, durch welche jeder Gegenſtand einnehmend wird. Jedoch kann er mit Teniers und Wouvermann, in deren Manier er arbeitete, nicht verglichen werden. Die Aquatintamanier, in welcher er viele Scenen aus dem häuslichen Leben der Ruſſen ſchilderte, wurde durch ihn vervollkommnet, und er erbot ſich im J. 1780, die eigentlichen Handgriffe dieſer Kunſt ſum einen gewiſſen Preis dem Publicum bekannt zu machen. Aber ſchon im J. 1781 ſtarb er zu Saint-Denys-du-Port bei Lagny. Viele Kupferſtecher haben nach ihm gearbeitet.

Prinzenraub, ſ. Kunz von Kaufungen.

Prinzen von Geblüt heißen die fürſtlichen Perſonen, welche

mit der regierenden Linie von gleicher Abſtammung ſind und nach deren Erlöſchen das nächſte Recht zur Erbfolge haben. So namentlich in Frankreich die Prinzen der Häuſer Orleans, Bourbon-Condé, und des von dieſem entſproſſenen Hauſes Bourbon-Conty. Ludwig XIV. hatte auch ſeine mit der Valiere und Monteſpan gezeugten natürlichen Söhne, von denen der Herzog von Penthievre abſtammt, das Recht der Prinzen von Geblüt und eventuell ſelbſt der Erbfolge ertheilt; aber nach des Königs Tode verloren ſie es wieder.

Prinzip, das, was den erſten und innern Grund einer Claſſe von Erſcheinungen enthält. Daher in den Naturwiſſenſchaften Prinzipien Grundſtoffe oder Grundkräfte heißen. In dem Gebiete des Geiſtigen iſt Prinzip ein Gedanke, welchen man bei der Erkenntniß oder Behandlung des Gegenſtandes befolgt, oder auch der Grundſatz, durch welchen man dieſen Gedanken ausſpricht. Es gibt ſonach theoretiſche und practiſche Principien. Erſtere begründen eine Erkenntniß und enthalten den Anfang einer Gedankenreihe, ſie ſind daher auch das erſte Erfoderniß jeder Wiſſenſchaft (Grundbegriffe). Letztere beſtimmen eine Handlungsweiſe. Sie unterſcheiden ſich von Maximen, und ſind Principien im ſtrengen Sinne (Grundgeſetze), wenn ſie nicht in der Subjectivität des Erkennenden oder Handelnden, ſondern in der Natur der Gegenſtände ſelbſt, oder in der Grundeinrichtung unſers Gemüths beruhen. Daher werden beſonders die Ideen oder Grundwahrheiten der menſchlichen Erkenntniß, welche der reinen Vernunft angehören, Prinzipien genannt (philoſophiſche Prinzipien), in ſofern ſie die oberſten Gründe aller Erkenntniß enthalten. Man unterſcheidet conſtitutive und regulative Prinzipien; erſtere enthalten die höchſten Beweisgründe einer Erkenntniß, von ihnen hängt die Erkenntniß und Gewißheit anderer ab, und ſie dienen zur Entdeckung anderer Wahrheiten; letztere leiten nur das Verfahren bei Aufſuchung einer Erkenntniß oder im Leben und Handeln. Kant beſtreitet die Gültigkeit der Ideen als conſtitutiver Erkenntnißprinzipien. Eben ſo wird geſtritten, ob es ein höchſtes Prinzip der Erkenntniß gebe, und einen höchſten Grundſatz, in welchem ſich dieſes Prinzip ausſprechen laſſe. T.

Prinzipal heißt in der Muſik die tiefſte offene Flötenſtimme eines jeden Manuals in der Orgel, weil ſie die Hauptſtimme iſt, nach deren Größe die Dispoſition der übrigen Stimmen eingerichtet werden muß. Das Pfeifwerk dieſer Hauptſtimme wird nach einer ihm eigenen Dimenſion gearbeitet, die man Prinzipal-Menſur nennt. Vermöge derſelben hat die Länge der Pfeifen zu ihrer Weite ein ſolches Verhältniß, daß das große C, von dem Kerne an gerechnet, die Länge von 16, 8, 4 oder 2 Fuß bekommt. — Prinzipalbaß iſt das tiefſte offene Flötenregiſter für das Pedal der Orgel. — Ferner heißt Prinzipalſtimme bei Tonſtücken die Hauptſtimme, oder die Concertſtimme, Solopartbie. — Prinzipal blaſen heißt bei dem Tractement der Trompete, die mittlern Töne dieſes Inſtruments mit ſchmetterndem Tone und mit Zungenſchlägen vermiſcht vortragen.

Prinzmetall nennt man ein gelbes Kupfer, oder eine Zuſammenſetzung dieſes Metalls mit dem Zink, weil ſie von einem pfälziſchen Prinzen Rupert erfunden worden ſeyn ſoll. Es werden viele feine Sachen daraus verfertigt.

Prior heißt in den Klöſtern der nächſte Obere nach dem Abte, und wo kein Abt iſt, der oberſte Vorgeſetzte des Kloſters. Denſelben Rang hat in Nonnenklöſtern die **Priorin**. — **Priorat** heißt das Amt und die Würde, auch die Wohnung eines Priors oder einer Priorin. — **Großprior** iſt der erſte Ordensherr nach dem Großmeiſter.

Prior (Mathew), ein ausgezeichneter engliſcher Dichter, geb. im J. 1664, nach einigen zu London, nach Andern zu Winborne in Dorſetſhire. Seine Neigung für das claſſiſche Alterthum erwarb ihm die Liebe des Grafen Dorſet, der ihm eine gelehrte Erziehung geben ließ. Zu Cambridge, wo er ſeit 1682 ſtudirte, trat er in vertraute Freundſchaft mit Charles Montague, nachmaligem Grafen Halifax, mit welchem gemeinſchaftlich er The Country mouse and City mouse verfaßte, eine Parodie auf Drydens polemiſches Gedicht The Hind and Panther. Im J. 1689 kam er nach London, wo er vom Grafen Dorſet bei Hofe eingeführt und ſo nachdrücklich empfohlen wurde, daß er den engliſchen Bevollmächtigten, welche zu dem Congreſſe nach Haag abgingen, als Secretär mitgegeben wurde. Mit dieſem Poſten erhielt er zugleich den Titel eines königlichen Kammerherrn. Natürlich war es, daß er auch für ſeine Gedichte den Stoff meiſtens aus der Politik und der Hofwelt nahm. Eins der bedeutendſten war eine Ode, die er 1695 dem Könige Wilhelm beim Tode der Königin Maria übergab. Seine humoriſtiſche Ader zeigte er in einer burlesken Parodie von Boileau's Ode auf die Einnahme von Namur durch die Franzoſen, als König Wilhelm es ihnen wieder entriſſen hatte. Seit 1697 wurde er in mehrern diplomatiſchen Geſchäften als Secretär gebraucht. Als ſolcher begleitete er z. B. den engliſchen Geſandten, Lord Portland, nach Paris, und blieb auch bei Lord Jerſey. Ludwig XIV. ſoll ihm viel Wohlwollen und Auszeichnung bewieſen haben, ſo wenig er auch in ſeinen Verſen geſchont worden war. Bald darauf wurde er vom Könige Wilhelm nach Loo berufen, und nach einer vertrauten Zuſammenkunft mit dieſem zum Unterſtaatsſecretär in Lord Jerſey's Departement ernannt und nach Paris geſchickt, um dem Geſandten bei den Verhandlungen über den Theilungstractat beizuſtehen. Im J. 1700 folgte er Locke als Commiſſionär in dem Board of Trade und trat 1701 als Repräſentant von Eaſt-Grinſtead ins Parlament. Die Tories hatten die Oberhand erlangt. Prior trat jetzt zu ihnen über, um für immer ihr Anhänger zu bleiben. Die glänzenden Erfolge, welche der Anfang der Regierung der Königin Anna bezeichnete, begeiſterten auch ihn, und er beſang die Siege von Blenheim und Ramillies. Um dieſelbe Zeit gab er einen Band Gedichte heraus, an deſſen Schluß ſich das bewunderte Gedicht Henry and Emma befindet. Er hatte einigen Antheil an dem Examiner, einer periodiſchen Schrift von Swift und einigen Andern, und griff ebenfalls den großen Feldherrn an, deſſen Siege er verherrlicht hatte. Als die Tories wieder das Uebergewicht erhalten, und Marlborough vom Commando entfernt hatten, wurde Prior nochmals zu diplomatiſchen Geſchäften berufen, ging 1711 mit geheimen Friedensvorſchlägen nach Paris, und brachte Mesnager und den Abbé Gualtier zurück, mit denen er geraume Zeit in ſeinem Hauſe zu London unterhandelte. Als im Auguſt 1712 Lord Bolingbroke nach Paris zur Beilegung einiger Streitpunkte geſchickt wurde, begleitete ihn Prior. Er blieb in Frankreich als Geſandter zurück, jedoch ohne den Titel zu führen; denn der Herzog

von Shrewsbury, der in dieſer Eigenſchaft dorthin kam, weigerte ſich, dieſen Titel mit einem Manne von ſo geringer Geburt zu theilen. Prior beſaß indeß das Vertrauen des franzöſiſchen Hofes, und Ludwig XIV. übergab ihm ein beſonderes Schreiben an die Königin Anna zu Gunſten des Churfürſten von Baiern. Nach des Herzogs Abreiſe 1713 nahm er öffentlich den Charakter eines Geſandten an und behielt ihn bis zu der Thronbeſteigung Georgs I., wo der Graf Stair ſein Nachfolger wurde. Die Whigs waren jetzt die ſiegende Partei. Prior wurde gleich nach ſeiner Zurückkunft im J. 1715 mit einem Verhaftsbefehle vom Hauſe der Gemeinen bewillkommt und vor einer Commiſſion des geheimen Raths in Rückſicht auf ſeinen Antheil am utrechter Frieden verhört. Walpole trug ſogar darauf an, ihn wegen Hochverraths anzuklagen, weil er mit dem franzöſiſchen Bevollmächtigten geheime Zuſammenkünfte gehalten habe. Von der im J. 1717 erklärten Amneſtie war er ausgeſchloſſen, und wurde erſt ſpäter losgeſprochen Er trat daher in den Privatſtand zurück, und verwendete ſeine Muße auf die Vollendung ſeines didactiſchen Gedichts, „Solomon on the vanity of the world“ betitelt, welches er nebſt einigen andern auf Subſcription in einem Foliobande herausgab. Seine Gedichte ſind ſeit 1717 mehrmals herausgegeben worden. Lord Harley überließ ihm den lebenslänglichen Nießbrauch von Downhall in Eſſex. Prior wollte ſein Alter auf die Abfaſſung der Geſchichte ſeiner Zeit wenden, aber eine ſchleichende Krankheit endigte im J. 1721 ſein Leben zu Wimpole, dem Wohnſitze des Lords Orford, Er wurde in der Weſtminſterabtei beerdigt, unter einem Denkmal, für welches er in ſeinem Teſtamente 500 Pfund beſtimmt hatte. — Prior gehörte zu den Charakteren, die ohne großen moraliſchen Werth ſich in der Geſellſchaft beliebt machen. Seine Lebensweiſe war unregelmäßig, und obgleich er in den feinſten und vornehmſten Geſellſchaften Zutritt hatte, ſoll ihm doch eine gewiſſe Neigung für gemeine und niedrige Vergnügungen geblieben ſeyn. In ſeinen Schriften findet ſich ein Gemiſch von Ernſt und Unanſtändigkeit, welches, wo nicht Immoralität, doch Geſchmackloſigkeit verräth. Als Dichter hat er gegenwärtig nur einen ſehr mäßigen Ruf; dennoch wird er in der Leichtigkeit, zu erzählen, kaum von einem ſeiner Landsleute erreicht. Seine Songs und Liebesgedichte ſind im Ganzen elegant und claſſiſch. Als Verskünſtler hat er Verdienſte, aber zu den genialen Geiſtern kann er keinesweges gezählt werden.

Priori, ſ. a priori.

Priorität, der Vorzug oder Vorrang, den der Eine vor dem Andern hat In den Rechten iſt ſie, beſonders bei einem Concurſe, der Vorzug, den ein Gläubiger vor den andern bei der Zahlung aus des Gemeinſchuldners Vermögen hat; daher prioritätiſche Foderung, eine ſolche, welche andern vorgeht.

Priscianus, aus Cäſarea, ein lateiniſcher Grammatiker, der wahrſcheinlich im 6ten Jahrh. nach Chr. zu Conſtantinopel lebte, und von welchem wir eine ausführliche lateiniſche Grammatik in 18 Büchern und mehrere grammaticaliſche Aufſätze beſitzen.

Priſen-Gericht, Priſen-Conſeil. Durch einen Conſularbeſchluß v. 27. März 1800 ward zu Paris das erſte Priſen-Conſeil errichtet, deſſen Perſonale aus acht Räthen unter dem Vorſitze eines Staatsraths beſtehen ſollte, nebſt einem General-Procurator, einem Subſtituten, einem General-Secretär und zwei Huiſſiers; ſpäterhin

iſt die Zahl der Räthe auf zehn vermehrt worden. Gleich Anfangs ward die Competenz des Gerichts auf die Streitigkeiten beſchränkt, welche über die Gültigkeit oder Ungültigkeit der zur See gemachten Priſen und über die Qualität der geſtrandeten oder verunglückten Schiffe entſtehen möchten. Demzufolge war der Verwaltungsbeamte der Marine desjenigen Hafens, in den die Priſe aufgebracht worden, oder der des nächſten Hafens der Küſte, wo ein feindliches oder neutrales Schiff verunglückt oder geſtrandet war, beauftragt: 1) mit Anlegung und Verification der Siegel am Bord der Fahrzeuge, welche ſowohl durch die Schiffe des Staats als durch Kaper genommen werden; 2) mit dem Empfange und der Beſtätigung der Berichte und Declarationen, dem Abhören der Zeugen, der Inventariſirung der am Bord gefundenen Stücke ſo wie deren Schätzung und endlich 3) mit allem, was auf den Schiffbruch und das Stranden feindlicher oder neutraler Schiffe Bezug hat. Bei allen dieſen Geſchäften wurde der Verwaltungsbeamte der Marine von dem vornehmſten Douanenbeamten unterſtützt und nahm dazu noch einen Bevollmächtigten des Kapers. Wenn aus dieſer vorläufigen Inſtruction klar hervorging, daß das Schiff unter feindlicher Flagge genommen und wirklich ein feindliches war, und wenn binnen zehn Tagen nach beendigter Inſtruction dem Verwaltungsbeamten keine Reclamation in gehöriger Form notificirt worden, ſo ward über die Gültigkeit der Priſe verfügt. Demzufolge nahm der Verwaltungsbeamte der Marine den Inſpector des Dienſtes in demſelben Hafen und den Commiſſär der Marine=Inſpection zu Hülfe, die nach Stimmenmehrheit eine Entſcheidung fällten, wovon eine Expedition an das Secretariat des Priſen=Conſeils eingeſchickt wurde. War die Priſe in einen Hafen geführt worden, wo der Verwaltungsbeamte der Marine die beiden andern genannten Beamten nicht zu Hülfe nehmen konnte, ſo ſandte er ſeine Inſtruction und die an Bord gefundenen Stücke nach dem nächſten Hafen, wo ſich die drei genannten Beamten befanden, um über die Priſe zu entſcheiden. War eine Entſcheidung erfolgt, wodurch das Schiff für eine gute Priſe erklärt worden, und binnen 10 Tagen keine Reclamation eingereicht, ſo ward zum Verkauf der Priſe geſchritten; hatte hingegen eine Reclamation Statt, oder war die Priſe nicht unter feindlicher Flagge genommen und nicht erweißlich feindliches Eigenthum, oder ſprach die Entſcheidung die Gültigkeit der Priſe nicht aus, ſo wurden alle Acten und am Bord gefundenen Papiere an das Secretariat des Priſen=Conſeils eingeſchickt. Die Inſtruction mußte alsdann vor dem Priſen=Conſeil geſchehn und zwar binnen drei Monaten für die Priſen, welche in die Häfen des Mittelmeers geführt worden, und binnen zwei Monaten für die Priſen in allen übrigen franzöſiſchen Häfen, angerechnet von dem Tage, wo die Schriften dem Secretariate des Priſen=Conſeils zugeſtellt worden. Die Entſcheidungen des Conſeils wurden auf Betrieb der intereſſirten Parteien, aber mit Zuziehung und in Gegenwart: 1) des Verwaltungsbeamten der Marine, 2) des vornehmſten Douanenbeamten und 3) eines Bevollmächtigten der Equipage des Kapers vollzogen. Mußte nach den Geſetzen die Ladung ganz oder auch zum Theil oder auch das Fahrzeug verkauft werden, ſo ward der Verkauf von dem Verwaltungsbeamten der Marine mit Zuziehung der beiden andern genannten Individuen angeordnet, und der Ertrag deſſelben vorläufig in die Kaſſe der Marine=Invaliden deponirt. Falls die Priſen in Häfen der franzöſiſchen Kolonien geführt worden, oder wenn Schiffe auf den Küſten derſelben verunglückten,

ward ein ähnliches Verfahren beobachtet; wurden endlich die Priſen in fremde Häfen geführt, ſo mußten ſich die franzöſiſchen Conſuls genau nach den zwiſchen Frankreich und der fremden Macht, bei der ſie ſich aufhielten, beſtehenden Verträgen richten; in der Regel verſahen ſie alsdann alle dem Verwaltungsbeamten der Marine aufgetragenen Geſchäfte. — Außer dieſen dem Priſenconſeil urſprünglich beigelegten Functionen waren demſelben durch nachfolgende Verfügungen noch andere Geſchäfte zugetheilt. Durch ein kaiſerl. Decret von 21. Nov. 1806 ward dem Priſenconſeil die definitive Entſcheidung über alle Reclamationen wegen Confiscationen von engliſchen Gütern und Waaren im ganzen Umfange des Reichs und in den von den franzöſiſchen Armeen beſetzten Ländern überlaſſen, ſo wie durch ein zweites Decret vom 16. Nov. 1809 die Entſcheidung über alle in Beſchlag genommene Waaren auf der ganzen Douanenlinie, deren Hauptort Hamburg war, und endlich entſchied das Priſengericht vermöge eines Beſchluſſes v. 27. Sept. 1810 über alle in Holland vorgenommenen Beſchlagnehmungen von nicht declarirten Kolonialwaaren und über alle Uebertretungen der gegen den engliſchen Handel erlaſſenen Decrete. Die Appellation von den Sprüchen des Priſenconſeils ging an den Staatsrath, hatte aber keine ſuspenſive Wirkung, das Priſenconſeil ſelbſt gehörte übrigens zu den Attributionen des Miniſters des Handels und der Manufacturen. — Ein dem franzöſiſchen ähnliches Priſengericht war auch im Königreiche Weſtphalen errichtet. — K. M.

Prisma, Eckſäule, heißt in der Geometrie ein oblonger Körper, der von mehr als vier Flächen eingeſchloſſen iſt, und deſſen Grundflächen gleich und parallel ſind. Ein Prisma entſteht, wenn man eine geradlinige Figur an einer geraden Linie unter gleichem Winkel hinbewegt. Iſt dieſe Figur ein Dreieck, ſo nennt man das entſtehende Prisma ein dreieckiges, iſt ſie ein Viereck, ein viereckiges u. ſ. f. Aus der Entſtehung des Prisma wird klar, daß es zwei gleiche und entgegengeſetzte Grundflächen hat, und von ſo vielen Parallelogrammen eingeſchloſſen wird, als die Grundfläche Seiten hat. Jedes dreieckige Prisma läßt ſich in drei gleiche Pyramiden theilen. — In der Optik bedient man ſich zu den Verſuchen über die Lichtſtrahlen und Farben eines gläſernen Prisma, d. h. eines ſenkrechten, dreiſeitigen, reinen und cryſtallhellen Glaſes, deſſen Seiten möglichſt eben geſchliſſen und polirt ſind, oder auch eines Prisma, das aus geſchliffenen Glasplatten zuſammengeſetzt, an den Grundflächen mit zwei dreieckigen meſſingenen Platten bedeckt und inwendig mit Waſſer oder einer andern weißen durchſichtigen Flüſſigkeit ausgefüllt iſt. Alle eckigen Stücken Glas, alſo auch die Prismen, färben die durchgehenden Lichtſtrahlen und zeigen alle Farben des Regenbogens (daher prismatiſche Farben). Dieß war ſchon den Alten bekannt, nur wußten ſie die Erſcheinung nicht weiter zu erklären. Erſt Grimaldi vermuthete, daß das Licht bei ſeinem Durchgange durch das Glas eine Brechung erleide, und daß durch dieſe Brechung die Farben veranlaßt würden. Endlich ſtellte Newton ſeine wichtigen Verſuche an, von denen, ſo wie von Göthe's Verſuchen, unter dem Artikel Farbenlehre geſprochen wird.

Privatbanken ſind Bankanſtalten, welche von Staatsbürgern aus ihren eigenen Mitteln errichtet worden, gewöhnlich Disconto-, Leih-, bisweilen auch Zettelbanken. Ob übrigens die Anſtalt durch das Kapital eines einzigen Staatsbürgers gebildet,

oder aus den Fonds Mehrerer zu Einem Zweck zuſammengeſetzt iſt, ob dieſelbe von der Staatsregierung privilegirt (octroyirt) iſt, ob ſie ein Monopol beſitzt oder nicht, ändert ihren Charakter als Privatbank durchaus nicht. K. M.

Privatbeichte, oder beſondere Beichte, ſ. **Beichte**, und **Ohrenbeichte**.

Privatbühnen. Die Neigung zu theatraliſcher Unterhaltung iſt, wie die Geſchichte lehrt, von jeher unter allen gebildeten Völkern ſo verbreitet und wirkſam geweſen, daß ſie eher jedem andern Genuſſe als dieſem entſagen mochten. Noch jetzt finden wir ſie in dem Grade unter allen Nationen herrſchend, in welchem dieſelben an ächt menſchlicher Bildung vorgeſchritten ſind, und ſich von den rohen Sinnengenüſſen zu den feineren geiſtigen erhoben haben. Der Grund davon liegt klar am Tage. Der Menſch iſt für den Menſchen ſowohl der höchſte Gegenſtand der Forſchung und des Studiums, als des Genuſſes. Mit Andern, oder ſich in Andern zu empfinden, das eigene Leben ſich in dem fremden ſpiegeln zu ſehen, und ſein eigenes Schickſal in den Schickſalen der Menſchheit wieder zu finden, iſt ein Reiz, dem ſich deshalb kaum widerſtehen läßt, weil er ſich auf das Gefühl gründet, daß wir eben ſo ein Theil der Menſchheit überhaupt, als individuelle Erſcheinungen derſelben ſind. Man ſieht, daß hier unter theatraliſchen Genüſſen nur diejenigen verſtanden werden, wo ſich die Menſchheit uns darſtellt, wo wir, ſey es im Scherz oder Ernſt, Theilnehmer fremder Leiden und Freuden, fremder Handlungen und Geſinnungen werden, daß wir daher diejenigen Vergnügungen ausſchließen, welche, wenn auch auf der Bühne, doch nicht durch ihre eigenthümlichen Mittel geboten werden, und mehr Genüſſe der Schauluſt heißen ſollten, als theatraliſche Unterhaltungen. Die Privatbühne kann ihrer Natur und Beſtimmung nach nur die wahre theatraliſche Unterhaltung bezwecken; alles was man Spektakel (Schaugenuß) nennen muß, bleibt von ihr ausgeſchloſſen; denn es iſt den Mitgliedern, die ſich zu einer ſolchen Bühne vereinigen, nicht darum zu thun, den Beifall der Menge zu gewinnen, oder gar pecuniäre Vortheile zu erreichen, ſondern ihr Zweck iſt **Genuß durch die Aufführung dramatiſcher Werke, Genuß an dieſer Aufführung ſelbſt durch den Beifall eines verhältnißmäßig kleinen geſelligen Kreiſes**. Dieſer Genuß iſt an ſich ein ſehr edler, daher Privatbühnen auch an ſich ſehr lobenswerthe Einrichtungen zur Beförderung des geſelligen Vergnügens genannt werden müſſen. Er gründet ſich auf das Selbſtbewußtſeyn ſchöpferiſcher Fähigkeiten, wodurch es möglich wird Bildungen außer ſich aufzuſtellen, die des Beifalls Gebildeter würdig ſind. Er iſt alſo nicht eigennützig, ſondern mittheilend, nicht das Herz beengend, ſondern erweiternd. Jene Fähigkeiten aber ſind **Phantaſie**, **Verſtand** und **Gemüth**, welche in harmoniſchem Bunde wirkend das erzeugen, was man **Kunſtwerke** im Allgemeinen zu nennen befugt iſt, d. h nicht Meiſterwerke des bildenden Genius, ſondern Werke, die durch ihre Geſtaltung, durch Inhalt und Form die Menſchheit in ihrer Geſammtheit anſprechen ſollen. Der Genuß, den die Mitglieder einer Privatbühne ſuchen, iſt daher nicht möglich ohne vielſeitige Bildung, oder doch ohne ein reges Streben darnach, denn ſie müſſen nicht nur die Dichtung, die ſie verſinnlichen wollen, verſtehen und in ſich aufnehmen, ſondern dem Dichter gleichſam in ſeine geheime Werkſtatt folgen, um

ſeine Schöpfung zum zweiten Male ſchaffen zu können. Da man auf Privatbühnen, des Raumes und anderer Verhältniſſe wegen, größten Theils nur auf ſolche Stücke beſchränkt iſt, in denen ſich wenig oder nichts befindet, was auf bloße Schauluſt berechnet iſt, ſo wird es um ſo mehr Pflicht der Darſteller den Geiſt der Dichtungen hervortreten zu laſſen, das eigentlich dichteriſche Leben zu verſinnlichen, und ihren Triumph in der Entfaltung des innern Menſchen zu ſuchen. Dadurch werden ihre Leiſtungen aber auch ſchwieriger als die auf öffentlichen Bühnen, wo der Schauſpieler durch den Reiz ſceniſchen Reichthums und Glanzes unterſtützt wird, und die Täuſchung des Zuſchauers ſelbſt bei unvollkommenem Spiel einigermaßen gerettet werden kann. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, kann man gut eingerichtete Privatbühnen als die beſten Schulen für den empfehlen, der ſich Beruf zum Darſteller auf den öffentlichen zutraut. Auf dieſen wird er lange nicht ſo kräftige Anregungen finden, in den Geiſt ſeiner Rolle einzudringen, als auf jenen, indem die Menge, welche das Schauſpielhaus füllt, ſich weit leichter durch den Schein blenden läßt, als der kleine Kreis gebildeter und ausgewählter Zuſchauer, die ſich in einem Privathauſe verſammeln. Da es uns bei unſeren Staatsverfaſſungen, ja bei der Einrichtung unſers ganzen bürgerlichen Lebens zu ſehr an Gelegenheiten und Veranlaſſungen fehlt, den mündlichen und perſönlichen Vortrag von Gedanken und Gemüthsſtimmungen zu üben und zu vervollkommnen, ſo können Privatbühnen auch in dieſer Hinſicht viel leiſten. Der Darſteller muß hier nicht nur ſinngemäß, ſondern auch ausdrucksvoll und nachdrücklich ſprechen, und ſeine Rede mit den paſſendſten, ja mit ſchönen Gebehrden begleiten lernen. Er erhält ein großes Vertrauen zu ſich ſelbſt, eine gewiſſe Furchtloſigkeit, welche dem unerläßlich ſind, der in gewiſſen Momenten durch ſeine Geiſtesäußerung in Worten auf eine Mehrheit von Menſchen wirken ſoll oder will. Daß die Privatbühnen übrigens nicht ein für alle Stände und Menſchenklaſſen gleich zweckmäßiges und empfehlenswerthes Unterhaltungsmittel ſeyn können, ergiebt ſich ſchon aus dem Weſen derſelben, denn die Theilnahme daran ſetzt eine frühere Richtung des Geiſtes zu höherer Kultur, eine gewiſſe Verfeinerung des Gefühls voraus, die ſich nur durch eine Erziehung erwerben läßt, die in der Regel den niedern Ständen nicht eigen iſt und ſeyn kann. Die Privatbühnen arten daher unter dieſen nur zu leicht in Luſtorte aus, wo beſonders eine nicht eben erlaubte und feine Annäherung beider Geſchlechter bezweckt wird, und durch die meiſtens allein hier darſtellbaren Poſſen der menſchlichen Bildung mehr Eintrag als Vortheil erwächſt. Wir können es daher nicht tadeln, wenn an manchen Orten ſelbſt die Polizei ſolche Privatbühnen nicht dulden zu dürfen glaubt, und ſie geradezu aufhebt. Indem wir dieſes bemerken, müſſen wir auch auf den Vorwurf Rückſicht nehmen, der von manchen nicht zu verachtenden Moraliſten den Privatbühnen auch unter den höhern Ständen gemacht wird, daß ſie nämlich der Moralität ſo leicht gefährlich werden könnten, weil ſie ſo Manches geſtatten müſſen, was die feinere Sitte außerdem nicht geſtatten kann. Dieſer Vorwurf läßt ſich indeſſen leicht dadurch entkräften, daß man einer Privatbühne nur dann ſeinen Beifall geben kann, wenn ſie aus lauter Perſonen beſteht, die die tiefſte Achtung gegen Sittlichkeit, Anſtand und Tugend hegen, die ſich's zum Geſetze machen, den Scherz mit Ernſt, und den Ernſt als freyes Spiel der Phantaſie zu behan-

deln, die bei der Wahl der Stücke mit zartem, die mögliche Wirkung auf empfängliche Gemüther wohl berechnenden, Sinne verfährt, und keinem ihrer Mitglieder geſtattet, über den ihm von der Dichtung angewieſenen Kreis hinaus zu gehen. Es verſteht ſich übrigens wohl von ſelbſt, daß jeder Vater, jeder Gatte prüfen muß, ob die Natur des Kindes, der Gattin, die Richtung ihres Geiſtes und Gemüthes ſo beſchaffen iſt, daß ein ſolches auch unſchuldiges Spiel keinen gefährlichen Eindruck auf ſie hervorzubringen vermag. Der mögliche Mißbrauch einer Sache hebt ja bekanntermaßen den wohlthätigen Gebrauch derſelben nicht auf. Daß dergleichen immer viel Zeit und Mühe hinnehmende Vergnügungen auch nur ſelten vorkommen dürfen, braucht wohl nicht erinnert werden. Wir verweiſen übrigens diejenigen, welche die möglichen Vollkommenheiten einer Privatbühne genauer kennen lernen, und etwas Gründliches über das Spiel auf ſolchen Bühnen leſen wollen, auf A. Müllners geiſtreiche Abhandlung: Ueber das Spiel auf der Privatbühne, in deſſen Almanach für Privatbühnen, Jahrgang 1817. So wie diejenigen, welche Luſt haben möchten, kleine Bühnen in Anſehung des räumlichen Verhältniſſes zweckmäßig einzurichten, durch die Anleitung zur Errichtung kleiner Theater ohne große Koſten, mit Kupfern, in dem Müllnerſchen Almanach für Privatb. auf 1818 Belehrung finden werden.

Privaterziehung, häusliche Erziehung, ſ. Erziehung.

Privatmünze. Wenn mehrere Privatleute, es ſey ſtillſchweigend oder ausdrücklich, mit einander dahin übereinkommen, daß bei allen ihren gegenſeitigen Tauſchgeſchäften ein von ihnen gewählter ſinnlicher Gegenſtand als Münze gebraucht werden ſolle, ohne Rückſicht, ob dieſer Gegenſtand zugleich im Nationalverkehre oder im Weltverkehre den Dienſt der Werthausgleichung verrichte, ſo bildet ſich eine Privatmünze. Privatmünzen können eben ſowohl zur Claſſe der Idealmünzen (ſ. d. Art.), als zu der der Realmünzen (ſ. d. Art.) und derjenigen der Idealrealmünzen (ſ. d. Art.) gehören. Es können nämlich die einzelnen Bürger unter ſich übereinkommen, irgend einen Körper ohne allen Tauſchwerth, oder einen Körper, deſſen Tauſchwerth dem der Güter, worauf derſelbe eine Anweiſung enthält, gleichkommt, wo nicht ihn übertrifft, oder endlich einen ſolchen, deſſen Tauſchwerth den dieſer Güter nur zum Theil ausgleicht, als Münze bei ihrem gegenſeitigen Verkehr gelten zu laſſen. Die Einführung von Privatmünzen hat gewöhnlich ihren Grund in dem Mangel an Nationalmünze. Da, wo es an der zu jeder Gattung des Verkehrs erfoderlichen Menge von Nationalmünze nicht fehlt, werden die einzelnen Bürger ſelten verſucht werden, ſich neben jener noch beſonderer Privatmünzen zu bedienen. Als die brittiſche Regierung es verſäumt hatte, die Nation mit einer hinlänglichen Menge von der zum Verkehr im Kleinen erfoderlichen Gattung von allgemeinen Werth-Ausgleichungsmitteln, nämlich der Scheidemünze, zu verſehen, erbarmten ſich in Irland im Jahre 1727 einzelne Bürger der öffentlichen Noth und ſchufen Privatmünzen; ſie ließen kupferne und ſilberne Zeichen verfertigen, welche ſie Traders nannten, beſtimmten den Tauſchwerth derſelben, fügten ihren Namen hinzu und reichten ſie als Anweiſungen ihren Arbeitern, Bekannten und Kunden. Man ſchlug dieſe Zeichen zu Armagh, Belfaſt, Dromore, Lurgan, Portadown und ſelbſt in Dublin. Nägel mußten vor einigen Jahren

als Scheidemünze in einem Dorfe Schottlands gebraucht werden, wo der Tagelöhner ſie zum Bäcker und Brauer trug. Und in Kurdiſtan, wo es an Scheidemünze, von der Regierung des Landes geſchlagen, fehlt, ſieht man auf den Märkten mehrerer Städte alte römiſche, griechiſche und perſiſche Münzen, die dort häufig gefunden werden, als Stellvertreter der Nationalmünze im Umlaufe. (S. Münze). K. M.

Privatrecht ſ. Rechtswiſſenſchaft.

Privattheater, ſ. Privatbühnen.

Privilegium, eine Jemanden von der Regierung für alle künftige Handlungen einer gewiſſen Art verliehene Ausnahme vom gemeinen Rechte. Privilegien ſind 1. realia oder personalia, je nachdem ſie auf einer Sache oder einer Perſon haften; 2. gratiosa oder onerosa, je nachdem man ſie umſonſt erhält, oder etwas dafür bezahlen muß; 3. favorabilia oder odiosa, je nachdem ſie dem Inhaber zum Nutzen oder Schaden gereichen. — Privilegium canonis iſt der vorzügliche Schutz, den die katholiſchen Geiſtlichen dadurch genießen, daß der, welcher an einen Clericus Hand anlegt, mit der Excommunication beſtraft wird, welche nur der Papſt wieder heben kann. — Privilegium de non appellando war unter der ehemaligen deutſchen Reichsverfaſſung das einigen Reichsfürſten (z. B. Churfürſten) zuſtehende Vorrecht, daß von ihren Landesgerichten nicht an die Reichsgerichte, oder doch nur unter beſondern Umſtänden, appellirt werden konnte. Es war daher illimitatum und limitatum. — Privilegium electionis fori war das einigen Reichsſtänden zuſtehende Recht, als Beklagte zwiſchen ihren mehrern Gerichtshöfen zu wählen.

Probe heißt die Privataufführung eines Tonſtücks oder Schauſpiels, welche dazu dient, die Ausführer deſſelben ſowohl mit dem Ganzen, als mit allen einzelnen Theilen bekannt zu machen, und ſie in den Stand zu ſetzen, daſſelbe vollkommen angemeſſen, übereinſtimmend und in einander greifend auszuführen. Solcher Proben werden mehrere gehalten; bei einem Schauſpiele zuerſt eine Leſeprobe, um ſich zu überzeugen, daß die Rollen richtig ausgeſchrieben ſind, dann einige vorläufige (ohne Decorationen und ſonſtiges Außenwerk) und eine Hauptprobe; bei einem größern Muſikſtücke oft zuerſt eine Quartettprobe, um die Hauptinſtrumente, welche gleichſam die Grundlage ſind, einzuüben, dann ſo viele Proben mit dem vollen Orcheſter, als nöthig ſind, um die Muſiker mit allen Nuancen des Vortrags vertraut zu machen.

Probejahr, ſ. Noviciat.

Probiren, Probirkunſt, die Kunſt, Gold und Silber (rohes, verarbeitetes oder geprägtes) zu unterſuchen, um den Gehalt, d. h. um zu erfahren, wie viel edles Metall und wie viel Zuſatz die Maſſe enthält. Dieſes geſchieht durch Schmelzung von dem Probirer, d. i. dem bei dem Berg- und Hüttenbau verpflichteten Beamten, welcher den Gehalt der Erz- und Bergarten erforſcht. Die Goldſchmiede bedienen ſich dazu der Probirnadeln, welche lange und ſchmale Stückchen Metall von verſchiedener, aber genau bekannter Miſchung ſind. Dieſe metallne Griffel ſowohl, als die zu prüfende Maſſe ſtreicht man auf den Probirſtein (lapis Lydius, ein ſchwarzer, harter, einkörniger, ſchieferartiger Stein, der Farbe und Glanz des darauf geſtrichenen Goldes und Silbers annimmt), und vergleicht dieſe Striche. Für das Gold hat man 24 Nadeln,

nach den 24 Caraten der Feinheit des Goldes; und da der Zuſatz weiß oder roth, d. h. Silber oder Kupfer ſeyn kann, ſo werden ſie auch darnach verſchieden eingerichtet. Für das Silber hat man 16 Nadeln, nach den 16 Loth der Feinheit des Silbers.

Problem, eine Aufgabe, ein zu erweiſender practiſcher Satz, eine zweifelhafte Frage, die noch zu unterſuchen iſt.

Probſt ſ. Propſt.

Proceß ſ. Prozeß.

Proceleusmaticus, ſ. Rhythmus.

Pro Cent, ſ. Zins.

Proceſſion, öffentlicher Reihengang; beſonders ein feſtlich geordneter Aufzug mehrerer Perſonen in der römiſch-katholiſchen Kirche, ein feierlicher Gang der Geiſtlichkeit und des Volks um Altäre, Kirchen oder auf den Straßen, unter Herumtragung religiöſer Gegenſtände und Abſingung von Hymnen, Pſalmen und Gebeten, um Gott oder den Heiligen für etwas zu danken, oder von ihnen etwas zu erbitten. Man nennt dergleichen Bittgänge auch bisweilen Kreuzgänge, weil man gewöhnlich Kreuze und Fahnen dabei herumträgt. Werden ſie nach einem entfernten heiligen Orte, wo ſich ein Marien- oder Heiligenbild befindet, unternommen, ſo heißen ſie Wallfahrten oder Betfahrten, dergleichen ſonſt auch häufig nach Jeruſalem gemacht wurden, um Vergebung der Sünden am heiligen Grabe zu erflehen. Proceſſionen, ein Theil des ſymboliſirten Naturcultus, waren ſchon bei den älteſten heidniſchen Völkern üblich. Man trug dabei allerlei Sachen, welche zu Symbolen dienten, herum. Man ging z. B. um beſäete Felder herum, beſprengte ſie mit geweihtem Waſſer, um ihre Fruchtbarkeit zu befördern, und ſie vor Schaden zu bewahren. Die Feſte, welche die Griechen und Römer zu Ehren des Bacchus, der Ceres, Diana und anderer Gottheiten anſtellten, waren ebenfalls mit feierlichen Aufzügen begleitet, bei welchen man die Bilder derſelben gewöhnlich vortrug. Noch jetzt ſind Proceſſionen bei den meiſten heidniſchen Völkern üblich. Kämpfer beſchreibt in ſeiner Geſchichte von Japan eine Proceſſion, welche die Prieſter zu Nangaſaki zu Ehren ihres Götzen, des Schutzheiligen der Stadt, zu halten pflegen, mit den dabei gewöhnlichen Ceremonien. Seit der Zeit des heiligen Ambroſius, der im 4ten Jahrhunderte Biſchof zu Mailand war, kamen auch in der chriſtlichen Kirche Proceſſionen auf. Eine unverbürgte Erzählung ſchreibt ihre Einführung dem Biſchofe Mamertus zu Vienne in Frankreich zu. Es entſtand nämlich in der Oſternacht, als er eben Gottesdienſt hielt, eine Feuersbrunſt; das Volk eilte, um derſelben Einhalt zu thun, aus der Kirche; er aber blieb allein zurück, bat Gott, vor dem Altare knieend, um Abwendung der Gefahr, und that das Gelübde, öffentliche Proceſſionen anzuſtellen, wenn ſein Gebet Erhörung fände. Das Feuer ward bald gelöſcht, und der fromme Biſchof beſtimmte, mit Einwilligung des Raths und der Bürgerſchaft, drei Tage vor dem Feſte der Himmelfahrt Chriſti zu dieſer Feierlichkeit. Andere Ortſchaften folgten ſeinem Beiſpiele; ſo wurden die Bittgänge nach und nach in der ganzen katholiſchen Kirche eingeführt, und ſpäter durch Geſetze ſanctionirt. Nie waren dieſe öffentlichen Umgänge häufiger, als zur Zeit der ſogenannten heiligen Ligue in Frankreich (von 1574 — 1589), wo der Religionshaß der Katholiken gegen Heinrich III. und die Hugenotten bis zur höchſten Wuth geſtiegen war. Die Pariſer inſonderheit hielten, von Geiſtlichen, Mönchen und Mu-

ſitchören angeführt, zur Verſöhnung des Himmels und zur Herſtellung der Ruhe, d. h. zur Vertilgung der Hugenotten, Tag und Nacht auf den Straßen und in den Kirchen Proceſſionen, wobei ſie Wachskerzen, Kreuze und Reliquien von Heiligen umhertrugen, die heftigſten Verwünſchungen gegen den König ausſtießen und die ärgſten Greuel begingen. Durch Verbreitung richtiger Religionsbegriffe hat in unſern Tagen der Eifer, fremde heilige Oerter zu beſuchen, um daſelbſt den Himmel zu verſöhnen, ziemlich nachgelaſſen; man ſieht ein, daß der letztere Zweck eben ſo gut zu Hauſe durch gute Werke und eine verſtändige Andacht erreicht werden kann; auch iſt die Gewohnheit, Proceſſionen an ſeinem Wohnorte zu halten, ſehr in Abnahme gekommen. Mr.

Procida, ſ. d. Art. Neapel, Stadt und Umgebung.

Procne, Progne, ſ. Philomele.

Proconſul und Proprätor. Anfangs wurde die Verwaltung der Provinzen des römiſchen Reichs von Prätoren, in der Folge aber von Proconſuln und Proprätoren nebſt ihren Gehülfen, den Quäſtoren und Legaten, beſorgt. Den Namen Proconſul und Proprätor aber bekam ein Conſul und Prätor, wenn er nach Verlauf ſeiner Amtszeit ſich in eine Provinz zu deren Verwaltung begab. Als nämlich das römiſche Reich einen anſehnlichen Zuwachs an Ländern bekommen hatte, wurde durch ein Geſetz des C. Sempronius Gracchus feſtgeſetzt, daß in den conſulariſchen und prätoriſchen Comitien der Senat zwei Provincias consulares und ſechs praetorias beſtimmen ſollte, über welche die erwählten Conſuln und Prätoren wenige Tage nach dem Antritte ihres Amtes looſen oder ſich vergleichen mußten. Seitdem waren die Conſuln und Prätoren nach der feſtgeſetzten Ordnung auch die Statthalter der Provinzen. Die Geſchäfte des Statthalters in der Provinz betrafen die Gerichtspflege, die Sorge für die übrigen Angelegenheiten der Provinz und das Commando der Truppen, welche ſich etwa daſelbſt befanden. Die Zeit war gewöhnlich auf ein Jahr beſchränkt, bisweilen wurde ſie auf zwei, ſelten auf drei und mehrere Jahre ausgedehnt. Nach ſeiner Rückkehr nach Rom war der Statthalter verbunden, binnen 30 Tagen ſowohl über ſeine Verwaltung als über den Zuſtand der Provinz Bericht zu erſtatten. Hatte er ſich Ungerechtigkeiten und Bedrückungen erlaubt, ſo konnte er deßhalb vor Gericht angeklagt werden, und zwar Repetundarum, wenn er Geld oder Geſchenke erpreßt, Peculatus, wenn er öffentliche Gelder veruntreuet, oder Criminis majestatis, wenn er die Armee gemißbraucht hatte. Dennoch wurden die Provinzen im Ganzen auf vielfache Weiſe bedrückt und gemißhandelt (vergl. Provinz).

Procopius aus Cäſarea, ſ. Byzantiniſche Schriftſteller.

Procopius, ſ. Huſſiten.

Procris, des Erechtheus Tochter, und Gemahlin des Cephalus, ſ. dieſen Art.

Procruſtes, der Verſtümmler, ein Unhold in Attika, der zwei Bettſtellen hatte, eine kurze und eine lange. War der bei ihm einkehrende Gaſt von kleiner Statur, ſo führte ihn der Böſewicht beim Schlafengehen zu der langen Bettſtelle, und dehnte und reckte ihn, unter dem Vorwande, dem Gaſte das Bette anzupaſſen, ſo lange, bis ihm die Seele ausfuhr. War hingegen der Gaſt von langer Statur, ſo brachte er ihn zur kurzen Bettſtelle, und metzelte

und ſtümmelte ſo viel von ihm ab, bis er hineinging. Endlich kam Theſeus zu ihm und that ihm, wie er Andern gethan hatte.

Procurator, überhaupt jeder Geſchäftsverweſer oder Bevollmächtigte zur Beſorgung fremder Angelegenheiten. Die Römer ertheilten dieſen Namen den Aufſehern über Landgüter, den Sachwaltern der Inſelnbeſitzer, und den Verwaltern der Einkünfte des Kaiſers, des Senats und der Bürger in den Provinzen, welche auch bisweilen die Stelle der Statthalter, beſonders in kleinern Provinzen, oder in ſolchen vertraten, welche einen Theil der größern ausmachten, wie Pontius Pilatus in dem zur Provinz Syrien gehörenden Judäa. Das ältere römiſche Recht ließ nur in drei Fällen Procuratoren zu, nämlich in Sachen, welche das Volk, die Freiheit und die Vormundſchaft betrafen. In der Folge aber, da man die Einſchränkung, ſich nicht durch Andere vertheidigen zu können, läſtig fand, wurden procuratores ad negotia eingeführt, welche bloß bei den Richtern die Streitſachen der Parteien, anfangs unentgeldlich, ſpäter gegen eine Belohnung, betrieben. Als das ſteife Formularweſen erweitert ward, erlaubte man rechtskundigen Perſonen (cognitores juris), die Prozeſſe Anderer unter der merkwürdigen Einſchränkung zu führen, daß ſie Eigenthümer derſelben wurden, d. h. ſie in ihrem eigenen Namen führten; und unterſchied ſie von den Procuratoren, welche die Privatangelegenheiten abweſender Perſonen ohne deren Auftrag beſorgten. Jetzt verſteht man unter Procurator denjenigen, welcher von einem Andern durch eine Vollmacht den Auftrag erhalten hat, gerichtliche und außergerichtliche Geſchäfte für ihn zu beſorgen, wenn er ſich derſelben aus irgend einer Urſache nicht ſelbſt unterziehen kann. Da er den Eigenthümer der Rechtsſache vorſtellt, und ſie in deſſen Namen leitet, ſo iſt er verbunden, beim erſten Termine durch Beibringung einer Vollmacht, die an manchen Orten eine gerichtliche ſeyn muß — welches man die Legitimation zum Prozeſſe nennt — zu beweiſen, daß er von demſelben zur Beſorgung ſeiner Angelegenheiten beſtellt ſey, oder in Ermangelung derſelben Caution zu leiſten, daß er, wenn ſein Mandant nicht alle ſeine Handlungen genehmigen ſollte, dem Gegentheil den dadurch entſtehenden Schaden erſetzen wolle. Obgleich ein Rechtsgelehrter und Procurator in Einer Perſon vereinigt ſeyn können; ſo iſt doch dieſes in der Regel nicht erfoderlich, da Jeder, welcher die Geſchicklichkeit zur Verwaltung fremder Geſchäfte beſitzt, und nach den Geſetzen dazu befugt iſt, das Aeußere eines Prozeſſes beſorgen kann, wohin z. B. gehört, daß er die einzureichenden Prozeßſchriften unterſchreibt, und für die Uebergabe derſelben zur rechten Zeit Sorge trägt, daß er bei Ablegung eines Eides gegenwärtig iſt, auf die gehörige Abwartung der Termine Acht hat, die Bekanntmachung einer Sentenz anhört, Geld in Empfang nimmt u. dergl. Der Procurator, welcher ohne beſondere Erlaubniß keinen Andern ſubſtituiren darf, iſt verpflichtet, die Angelegenheit ſeines Vollmachtgebers mit gewiſſenhafter Treue zu beſorgen, die Gränzen ſeines Auftrages nicht zu überſchreiten, und iſt er durch eine generelle Vollmacht zur Verwaltung aller gerichtlichen und außergerichtlichen Geſchäfte beſtellt, nur ſolche Handlungen zu unternehmen, welche offenbar zum Vortheil des Comittenten gereichen, und von welchen zu vermuthen iſt, daß ſie dieſer ſelbſt unternommen haben würde. Nach Vollendung ſeiner Geſchäftsführung muß er Rechnung ablegen, und kann die dabei gemachten Ausgaben, wenn ſie nöthig waren, zurückfodern; auch gibt

ihm die Praxis Anſprüche auf ein Honorar für ſeine Mühe. Haben mehrere Perſonen das Geſchäft eines Andern übernommen, ſo ſind ſie, alle für einen und einer für alle, in Rückſicht der Folgen ihrer Handlungen verantwortlich, wenn nicht etwas Anderes beſtimmt worden iſt. — Den von einer Gemeine beſtellten Procurator nennt man Syndicus (ſ. d. Art.), er mag nun auf immer für die Leitung aller bei derſelben entſtehenden Streithändel ernannt worden ſeyn, oder nicht. — In Klöſtern heißt der Conventual, welcher die ökonomiſchen und andern weltlichen Angelegenheiten des Kloſters zu beſorgen hat, der Pater Procurator oder Kloſterſchaffner. — Durch einen Procurator oder Stellvertreter vermählen ſich fürſtliche Perſonen, wenn der Bräutigam einem Vornehmen von Adel den Auftrag gibt, ſich ſeine entfernte Braut in ſeinem Namen antrauen zu laſſen, welches mit beſondern Feierlichkeiten geſchieht; und dieſer Trauungsact hat die nämliche Gültigkeit, als wenn der wirkliche Bräutigam in Perſon gegenwärtig geweſen wäre. — Generalprocurator wurde vor der Revolution in Frankreich derjenige genannt, welcher beim Parlament und bei den andern hohen Gerichtshöfen die Sachen, welche das Intereſſe des Königs betrafen, entweder ſelbſt vortrug und betrieb, oder durch die Generaladvocaten beſorgen ließ. Auch die Königin und königlichen Prinzen hatten ihre Generalprocuratoren. — Procurator von St. Marco war der Titel der vornehmſten Staatsbeamten oder Senatoren in der ehemaligen Republik Venedig. Außer den neun wirklichen Procuratoren, aus welchen der Doge gewählt wurde, gab es noch viele Titularprocuratoren, welche dieſe Würde mit den größten Summen bezahlten, da ſie von dem venetianiſchen Adel wegen des damit verbundenen Ranges ſehr geſucht wurde. Mr.

Prodicus aus Ceos, ein berühmter Sophiſt, um 420 v. Chr. (Vergl. **Sophiſten**).

Prodromus, der Vorläufer, ein gewöhnlicher Titel einer ſolchen Schrift, durch welche der Verfaſſer einen vorläufigen Begriff von dem geben will, was er in einem ſpätern Werke ausführlicher zu behandeln gedenkt.

Production, Productive Kraft, Produciren, Producenten (Nationalökonomie). Die Frage, welche Arbeit des Menſchen **productiv** (ſchaffend) ſey und welche nicht, hat lange Zeit hindurch die Staatsgelehrten beſchäftigt und iſt von ihnen, je nachdem ſie dem einen oder andern ſtaatswirthſchaftlichen Syſteme ergeben waren, höchſt verſchieden beantwortet worden. Die Anhänger des Merkantilſyſtems (ſ. d. Art.) halten nur diejenige Arbeit für ſchaffend, welche Metallmünze dem Lande zuführt, die Phyſiokraten (ſ. d. Art.) nur ſolche, welche auf Erzeugniſſe des Bodens gerichtet wird, die Jünger **Adam Smith's** nur ſolche, welche Dinge von **Tauſchwerth** ins Daſeyn ruft. Näher beleuchtet erſcheinen alle dieſe Erklärungen unbefriedigend. **Produciren** im weitern Sinne heißt etwas **Neues** zur Erſcheinung bringen, im engern Sinn aber, eine **Sache von Werth**, ein **Gut**, gleichviel ob geiſtiges oder ſinnliches, ob von **Tauſch**- oder **Gebrauchswerth**, hervorbringen. Die **Urſtoffe** zu allen Dingen, welche Güter ſeyn können, beut zwar ausſchließlich die Natur dar, aber dieſe Urſtoffe in **wirkliche Güter** zu verwandeln, kommt derſelben nicht ausſchließlich zu, ſondern neben ihr zugleich der Willkür des Menſchen. Iſt von **geiſtiger Production** des Letztern die Rede, ſo wird

darunter die Benutzung der von der Natur geſchaffenen geiſtigen Stoffe zu Hervorbringung geiſtiger Dinge verſtanden. So iſt jede Entdeckung, welche der Menſch im Reiche der Wiſſenſchaften macht, eine geiſtige Production ſeiner ſchaffenden Kraft, aber den Stoff dieſes Erzeugniſſes bilden die Geiſtes-Talente, wodurch erſt die Entdeckung möglich geworden und dieſe Talente ſind nichts Anders als Gaben der Natur. Was hingegen die ſinnliche Production des Menſchen betrifft, ſo kann dieſelbe auf dreifache Weiſe ſich äußern, nämlich 1) indem ſie auf Gewinnung der von der Natur hervorgebrachten ſinnlichen Stoffe und Dinge verwandelt wird, dann heißt ſie Urproduction (ſ. d. Art.); 2) indem ſie auf Veränderung der äußern Form der von der Natur geſchaffenen und durch die Urproduction gewonnenen Dinge verwendet wird, alsdann heißt ſie induſtrielle Production (ſ. d. Art.); 3) indem ſie eine Ortsveränderung der von der Natur geſchaffenen Dinge ſowohl in ihrem rohen, als durch menſchliche Arbeit veränderten Zuſtande zum Behuf des Verkehrs beabſichtigt, in letzterm Fall heißt ſie kommerzielle Production (ſ. d. Art.). — Es kann aber in dieſer Hinſicht durchaus keinen Unterſchied machen, ob das geiſtige oder ſinnliche Gut, das man der Production verdankt, mittelbar oder unmittelbar aus derſelben hervorgegangen; daher wäre es fehlerhaft, wenn man den Grundſätzen mancher ſtaatswirthſchaftlichen Syſteme zufolge ganze Klaſſen höchſtnützlicher Staatsbürger, wie z. B. die der Gelehrten, Militärperſonen, Dienſtboten rc., bloß weil ſie nicht unmittelbar Werthe produciren, unbedingt aus der Reihe der Producenten wegſtreichen wollte. K. M.

Profan, unheilig, weltlich, auch uneingeweiht in gewiſſe Myſterien oder Geheimniſſe. Daher Profangeſchichte, die weltliche Geſchichte, im Gegenſatz der Kirchengeſchichte; Profanautoren, Profanſcribenten, die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, im Gegenſatz der bibliſchen und kirchlichen.

Profeß, das Ordensgelübde, welches der Kloſtergeiſtliche nach überſtandenen Noviciatjahren ablegt. (Vergl. Kloſtergelübde).

Profil, Seitenumriß, ſenkrechten Durchſchnittsriß, nennt man den ſcharf von einer Seite betrachteten Umriß des menſchlichen Angeſichtes. Sehr bedeutend ſind die Züge des Charakters im Profil des Geſichtes ausgeſprochen. Was im vollen, von vorn betrachteten Antlitz uns oft durch vorſchwebende Rundung, blühende Farbe, liebliches Lächeln täuſchen kann, wird im ſcharfen Profil von ſeinem Zauber entkleidet, und ſpricht nach dem echten Geiſteswerthe an, oder erſcheint uns leer und unbedeutend. Doch gehört ein geübtes Auge dazu, um hierbei gerecht zu ſeyn; das Beſtimmte tritt im Profil leicht zu grell, das Zarte zu ſchwach hervor; nur wo die reinſte Harmonie verbunden mit Uebergewicht des Geiſtigen über das Sinnliche herrſcht, wird das Profil ſchöner und intereſſanter ſeyn, als die Phyſiognomie von vorn (en face). Für den Künſtler iſt es am leichteſten, in dem Profil die Aehnlichkeit zu treffen; aber mit ſeltener Zartheit und Uebung muß ſeine Hand dieſe Linie zu zeichnen vermögen, wenn er weder übertreiben noch verflachen will. Caricatur ſcheint dem ungeprüften Urtheil leicht befriedigend und ähnlich, da hingegen das Kennerauge eine haarbreite Abweichung oft ſchon beim Profil ſehr ſtörend findet. Aus jener ſcheinbaren Leichtigkeit entſtand das gewaltige Unweſen, welches überall mit Schattenriſſen und Silhouetten getrieben wurde. Wir wollen hier mit wenig Worten die

Züge charakteriſtiſch durchgehen, die der Zeichner des Profils mit dem Schwunge einer Linie treffen ſoll, um zu fühlen, wie ſchwierig hier das Gelingen iſt. Wie bedeutend iſt ſchon die Hauptform des Schädels! Man ſchauert, wenn man ſich das Rund umſchrieben denkt, in dem eine Schöpfung wohnt, in dem Ein Blitz, der aus dem innern Chaos flammt, eine Welt erleuchten und befruchten, oder ſie verwüſten und zerſchmettern kann! Die nordiſchen Völker nannten den Himmel *Ymers Haupt* und träumten ihn aus dem Schädel des Götterrieſen gewölbt, und, nennt man mit Recht den kleinen Menſchen einen Inbegriff der weiten Schöpfung, ſo iſt wohl die Aehnlichkeit jenes gewölbten Domes unſers Hauptes nirgendswo zu ſuchen als dort, wo das unermeßliche Blau über Dunſt und Wolken ein Abgrund wird, den nur Gottes Hand umſpannt, nur ſein Geiſt durchreget. Hier iſt trotz des Galliſchen Syſtems doch Alles Tiefe und Geheimniß, obgleich es uns ſcheint, daß bei anſtrengender Arbeit wir die Kräfte der Sinne und Lebensgeiſter näher ihren Pforten und ihrer Tafel (den Augen und der Stirne) fühlen, die ewigern Kräfte hingegen näher dem Mittelpunkte, indem das Hintertheil des Hauptes der feſten Wand gleicht, die dem ganzen Spiele der Sinnen und Gedanken Rückhalt verleiht. Die Gottheit ſelbſt hat dieſe heilige Höhe, den Olympus und Libanon unſers Körperbaues, als die Werkſtätte ihrer geheimſten Wirkungen, mit einem Haine, dem Haar, bedeckt, deſſen Wehen und Schwingung wieder bedeutend wird. Dürfte man die ſchwerherabſinkenden ambroſiſchen Locken Jupiters mit dem kurzen krauſen Haar des Hercules vertauſchen, ohne ihren ganzen Ausdruck zu zerſtören? Der Coran erzählt, als Mahomed ins Paradies kam, ſah er Moſes mit Haaren wie Feuerflammen, den göttlichen Jeſus aber, als ob Milch und Waſſer des Lebens ihm auf die Schultern flöſſe. Das Leuchten des Angeſichts zeigt ſich nun beſonders auf der *Stirne*; hier thront der *Sinn* im reinſten Verſtande. Hinter dieſer ſpaniſchen Wand ſingen alle Grazien, oder hämmern alle Cyklopen; hier wohnen Licht und Freude, oder Beſchränkung, Angſt und Bosheit, klarer Seelenfriede und Himmelsſinn, oder trübe Erdenſorge. Wo ſich die Stirn herunterſenkt, ſcheint der *Sinn* in den *Willen* überzugehen. Als Juno den Hercules im Olymp ſah, mußte ſie wohl zuerſt durch den Knoten ſeiner Stirn verſöhnt und gerührt werden, denn durch alle Sorgen, Gefahren und Kümmerniſſe hatte ſie ihm dieſen ſo aufgeballt. Hier iſt's, wo ſich die Seele zuſammenzieht zum kräftigen Widerſtande gegen alle Gewalten der Erde und der Zeit. Oft ſieht man ſchon an Säuglingen eine Spur dieſes Knotens, und ihr Schickſal prägt ſich ahnend darin aus, obſchon das aufgeſchlagene Buch, ihre runde, lichte Stirn, noch kein Wort davon weiß. Unter der Stirne ſteht ihre ſchöne Gränze, die *Augenbraue*; ein Regenbogen des Friedens, wenn ſie ſanft iſt, ein geſpannter Bogen der Zwietracht, wenn ſie dem Himmel über ſich Zorn und Wolken ſendet. In jedem Falle alſo *Verkünderin der Geſinnung*, Bote des Himmels zur Erde. Hier wohnen Engel in jedem friedlichen, ſanften Härchen, oder Flammen ſteigen auf ſtruppigen Borſten empor. Kein Wink kann dem Menſchenkenner anziehender ſeyn, als hier ein ſcharfer, feſtbeſtimmter und dennoch ſanft geſchwungener Winkel zwiſchen Stirn und Auge. Er gibt dem Profil einen unausſprechlich intereſſanten Zug, und iſt der Hügel, auf dem ſich Genien und Grazien ſonnen, um ſich in die Strahlenquelle des ſchattenumkränzten, lieblichen Auges

zu tauchen. Das griechiſche Profil, wo die Naſe ſich in gerader, edler Linie an die Stirn anſchließt, iſt weltberühmt, und wer fühlte nicht den Unterſchied zwiſchen dieſer unzerſtückten, erhabenen Form, gegen jene, wo die Naſe mit ihrer Wurzel tief unter die Stirn gebogen gleichſam einen dürftigen Anfang hat, und der Lebensodem ſich durch enge Höhlen bis zur Seele durchwinden muß. Die Naſe gibt dem ganzen Geſichte Haltung und entſchiedene Bedeutung, ſie iſt die Linie der Feſtigkeit und gleichſam das Scheidegebirge des Antlitzes. — Nichts an ihr, der Lebenathmenden, iſt unbedeutend für Geiſt und Charakter. Beim Profil ſind die Augen nur taſtbar als Pforten der Seele und Brunnen des Lichts und Lebens zu betrachten. Nur eines kann uns im Profile ſichtbar ſeyn, aber deſſen Form und Schnitt bleibt auch hier höchſt bedeutend. Und wie verſchieden iſt es, ob die Schläfe eingeſunkene Grabhöhlen, oder zarte Ruheſtätten ſind, auf denen der Finger des Blutes und Lebens ſchlägt. Ueberhaupt iſt die Gegend, wo Augenbraue, Naſe und Auge ſich ſchließen, die Stelle des Winkes der Seele in unſerm Geſichte, des Willens und practiſchen Lebens. — Den edlen, tiefen, verborgenen Sinn des Gehörs hat die Natur ſeitwärts geſetzt und halb verhüllt; der Menſch ſollte nicht mit dem Antlitze für Andere, ſondern mit dem Ohre für ſich hören. Zartheit, Ausarbeitung und Tiefe iſt ſeine Zierde. Endlich kommen wir zum Untertheile des Geſichts, den die Natur bei den Männern ſinnig mit einer Wolke umgab. Hier ſind die Züge zur Nothwendigkeit des Lebens, die Buchſtaben der Sinnlichkeit im Geſichte. Jeder fühlt wie viel die Oberlippe und der Uebergang von der Naſe in dieſelbe, über Geſchmack, Neigung, Gemüth- und Liebesart eines Menſchen entſcheide; wie ſie der Stolz und Zorn krümme, die Feinheit ſpitze, die Gutmüthigkeit ründe, die Verſchloſſenheit ſchmälere, die Ueppigkeit welke, wie an ihr mit unbeſchreiblichem Zuge Liebe und Verlangen, Sehnſucht und Innigkeit hangen, und die Unterlippe ſie nur ſchließe und trage, ein Roſenkiſſen, auf dem die Krone des Sieges und der Gemüthsherrſchaft ruht. Wie ſich der Mund ſchließt und öffnet, wie die Zähne ſich reihen und formen, wie die Kinnbacken ſich geſtalten, ob Alles ſich üppig und ſchlaff zum thieriſchen Nahrungswerkzeuge bildet, oder zur Lieb- und Ueberredungduftenden Roſe, dieß iſt entſcheidend für eine Phyſiognomie. Ein reiner, zarter Mund gehört zu den lieblichſten Empfehlungen, denn, wie die Pforte, ahnet man, ſey auch der Gaſt, der heraustritt, das Wort des Herzens und der Seele. Hier iſt der Kelch der Wahrheit, der Becher der Liebe und zarteſten Freundſchaft. Das Kinn und der Kinnknochen zeigt viel von der Wurzel der Sinnlichkeit im Menſchen, ob ſie feſt oder leicht ſey, und mit welchen Banden er gleichſam an die Erde gekettet iſt. Ob es ſanft gerundet und gebogen, ein freundlicher Schlußſtein des Gebäudes iſt, oder ſich eckig hervordrängt oder thieriſch verkriecht, wird furchtbar merkwürdig. Süßer Scherz, holde Gemüthlichkeit können hier reizend thronen, aber, iſt es mißgeſtaltet, ſo ſcheint es auch, als habe die Natur, den Kopf an dieſer Handhabe faſſend, ihn gebildet, und nachher zornig hinweggeſchleudert. Der Bart iſt eigentlich höchſt bedeutend, und ſchließt maleriſch das Antlitz gleichſam in einen Lockenrahmen ein; für den edlen charakteriſtiſchen Ausdruck der Männer iſt ſein Entbehren ſehr zu bedauern. Wir können nun leicht ſchließen, wie ſchwierig es ſeyn muß, ein ſo reiches Leben in die Figur einer Linie zu bringen, und dieſer wieder

Geiſt und Seele einzuhauchen. Auch an andern Gegenſtänden nennt man den von einer Seite betrachteten Durchſchnitt oder Umriß derſelben ihr Profil, z. B. in der Baukunſt. Aus einem ſolchen Profilriſſe können alle Höhen und Stärken genau wahr- und abgenommen werden. Wl.

Progne, Procne, ſ. Philomele.

Prognoſticon, die Vorherſagung, Weiſſagung. Jemanden das Prognoſticon ſtellen, heißt, ihm ſein Schickſal vorherſagen, es geſchehe nun aus vernünftigen oder abergläubiſchen Gründen, ernſthaft oder ſcherzend. — Auch heißt Prognoſticon eine Art Wetterglas, welches das Wetter (durch das Trübewerden der Flüſſigkeit, womit es gefüllt iſt, und in welcher ſich ein Bodenſatz befindet) angeblich 24 bis 36 Stunden vorher anzeigen ſoll.

Programm heißt auf Univerſitäten und Gymnaſien eine öffentlich angeſchlagene oder ausgetheilte Ankündigungs- oder Einladungsſchrift zu irgend einem feierlichen Actus, als einer Disputation, Promotion, Habilitation, Rede, Prüfung u. ſ. w. Eben dieß heißt auch Proluſion.

Progreſſion, Fortſchreitung, heißt in der Mathematik jede nach einem beſtimmten Geſetze fortlaufende Zahlenreihe, wie z. B. 5, 8, 11, 14 u. ſ. w., wo jede folgende Zahl immer um gewiſſe ganze oder gebrochene Einheiten zu- oder abnimmt, hier z. B. um 3 Einheiten wächſt. Eine ſolche Reihe, in der jedes nächſtfolgende Glied um dieſelbe beſtimmte Größe (Differenz) zu oder abnimmt, heißt eine arithmetiſche. Eine andere Art ſehr wichtiger Reihen ſind die geometriſchen (ſ. d. Art.).

Progreſſiv, fortſchreitend, z. B. ein progreſſiver Schluß, der von den Gründen zu den Folgen fortgeht.

Projection. Wird eine genaue perſpectiviſche Zeichnung irgend eines Gegenſtandes verlangt, ſo hat man ſich von dem angenommenen Standpunkte aus Geſichtslinien durch den Gegenſtand zu denken, welche die zur Zeichnung beſtimmte Ebene oder Tafel, die Projectionsebene, in beſtimmten Punkten ſchneiden; und dieſe Punkte in der Ebene ſind die Projectionen jener Punkte im Raume. (S. Perſpective). Hiervon wird vorzüglich bei Entwerfung der Landcharten Gebrauch gemacht. Nimmt man z. B. zur Entwerfung eines Planiglobiums der Erde das Auge im Pol und den Aequator zur Projectionsebene an, ſo erhält man eine Polarprojection der Erdhalbkugel. Und eben ſo werden andere Projectionen erhalten, je nachdem ein anderer Standpunkt oder eine andere Entwurfsebene angenommen wird. (Vergl. auch Mercator).

Prolegomena, ein griechiſches Wort, welches ſo viel bedeutet als Einleitung, Eingang, beſonders zu einer Wiſſenſchaft, Vorerinnerung.

Proletarier hieß in Rom die letzte und ärmſte Volksklaſſe, die dem Staate nur mit ihren Kindern (proles) zahlen konnten. Vergl. Cenſus und Centurie.

Prolog, in der dramatiſchen Poeſie eine Rede, welche dem Stücke ſelbſt, d. h. der eigentlichen Handlung, vorausgeſchickt wird. Sie iſt bald verſificirt, bald in Proſa abgefaßt, wird bald von einer, bald von mehreren Perſonen geſprochen. Bei den Alten nannte man den Schauſpieler ſelbſt, welcher dieſe Rede ſprach, den Prologus (Prologos); er wurde gewöhnlich wie eine Perſon des Stücks betrachtet. So erſcheint in des Plautus Amphitryon Mercur als

Prologus. Der Prolog im obigen Sinne machte einen, freilich oft nur zufälligen Theil des Schauſpiels aus. Der Prolog kann aber, nach unſrer Anſicht einen dreifachen Gegenſtand haben. Entweder 1. kann er die Fabel des Stücks ſelbſt betreffen und beſtimmt ſeyn, dem Zuſchauer dieſelbe zu erklären, oder bis dahin zu erzählen, wo die Handlung ihren Anfang nimmt. Hier iſt er im eigentlichen Sinne Einleitung; er ſoll den Zuſchauer auf die Handlung vorbereiten, ſo daß dieſer den Faden derſelben leichter zu verfolgen, und die hiſtoriſchen oder mythiſchen Beziehungen des Stücks zu verſtehen vermag. Ob der dramatiſche Dichter dieſen Zweck auch ohne Prolog erreichen könne, iſt eine andere Frage, die nur nach den beſonderen Fällen entſchieden werden kann. Euripides bediente ſich dieſer Art des Prologs, worüber ſich A. W. Schlegel in ſeinen Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur alſo äußert: „Da Euripides oft alles bisher Bekannte und Gewohnte (in den Fabeln) umſtieß, ſo wurden ihm dadurch die Prologe nothwendig, worin er die Lage der Sachen nach ſeiner Annahme meldet, und den Verlauf ankündigt. Leſſing hat in der Dramaturgie die ſeltſame Meinung geäußert, daß dieß von Fortſchritten in der dramatiſchen Kunſt zeuge, indem Euripides ſich bloß auf die Wirkung der Situationen ſelbſt verlaſſen und dabei nicht auf Spannung der Neugier gerechnet habe. Allein, fährt Schlegel fort, ich kann nicht abſehen, warum die Ungewißheit der Erwartung unter den Eindrücken, welche ein dramatiſches Gedicht bezweckt, nicht auch ihre Stelle finden ſoll. Der Einwurf, auf dieſe Art werde das Stück nur das erſte Mal gefallen, weil man nach der Bekanntſchaft mit dem Ganzen den Ausgang ſchon vorher wiſſe, läßt ſich wohl abweiſen; iſt die Darſtellung nur recht kräftig, ſo wird ſie in jedem Augenblicke den Zuſchauer ſo feſthalten, daß er unterdeſſen das ſchon Bekannte wieder vergißt, und zu gleicher Spannung der Erwartung angeregt wird. Ueberdieß machen dieſe Prologe die Anfänge der Euripideiſchen Stücke ſehr einförmig; es hat ein großes Anſehn von Kunſtloſigkeit, daß Einer herauskommt und ſagt: ich bin der und der, dieß und das iſt bis jetzt vorgefallen, und Folgendes wird noch geſchehen. Man möchte dieſe Weiſe mit den Zetteln aus dem Munde der Figuren auf alten Gemälden vergleichen, welche ſich nur bei großer alterthümlicher Einfalt des Styls allenfalls entſchuldigen laſſen. Allein dann müßte auch das Uebrige damit übereinſtimmen, was beim Euripides gar nicht der Fall iſt, wo die Perſonen im neueſten Tone damaliger Sitte reden. In den Prologen ſowohl als bei der Auflöſung iſt Euripides ſehr freigebig mit unbedeutenden Erſcheinungen von Göttern, die ſich nur durch das Schweben in der Maſchine über die Menſchen erheben, und gar wohl entrathen werden könnten. Was hier über des Euripides Prologe geſagt worden iſt, trifft auch viele neuere Prologe dieſer Claſſe. Einer alterthümlichen Darſtellungsweiſe aber, oder der komiſchen Parodie kann dieſelbe ſehr vortheilhaft angeeignet werden. Im erſteren Falle erzählt der Prologus das, was im Stücke nicht dargeſtellt werden kann oder ſoll, in dem ſchlichten, einfältigen Tone einer ältern Zeit, welche durch das ganze Stück als Grundton hindurchklingen muß; auch laſſen ſich manche lange und läſtige Expoſitionen, welche oft die Handlung hemmen und erſt langſam in den Gang kommen laſſen, durch dieſe Art des Prologs entbehren. Im letzteren Falle wird jene Kunſtloſigkeit witzig und ſinnreich perſiflirt. Man hat neuerdings kleine Vorſpiele oder Scenen, welche ein kleines

Ganze für ſich ausmachen, das aber wenigſtens geſchichtlich in ein größeres Ganze einleiten ſoll, ebenfalls, aber ganz gegen den Sinn des Wortes, Prolog genannt, z. B. Moſes Errettung, Vorſpiel zu Klingemanns Moſes ꝛc. 2. Kann der Prolog die Verhältniſſe des Dichters oder Schauſpielers zum Publicum betreffen. Bei den Alten, wo Dichter und Schauſpieler früherhin eins waren, war auch Beides verbunden. Man bat in einem ſolchen Prologe um Nachſicht in der Beurtheilung des Stücks oder ſeiner Darſtellung, man empfahl ſich dem Beifalle des Publicums, man machte das Publicum mit den äußern Verhältniſſen des Stücks, und ſeinen Schickſalen bekannt, man vertheidigte ſich gegen Angriffe der Kritik und Einwürfe des Publicums. Dieſer Art ſind viele Prologe des Plautus und Terenz und einige engliſche. Aus den neuern Zeiten gehören die, beſonders bei den wandernden Bühnen in Deutſchland üblichen Prologe hieher, in welchen eine Schauſpielergeſellſchaft, welche zuerſt an einem Orte auftritt, oder wieder an denſelben zurückkehrt, ſich des Publicums Aufmerkſamkeit, Beifall oder Nachſicht empfiehlt. Göthe's Was wir bringen gehört hieher. Dieſe Art des Prologs iſt am meiſten von dem Stücke ſelbſt getrennt, erſt nach deſſen Endigung fängt das Stück an, und der Vorhang wird gewöhnlich von neuem aufgezogen, da bei der erſten Art, wenigſtens bei den Alten, das Stück ſelbſt mit dem Prolog begann. Die dritte Art des Prologs kann 3. beſondere außerordentliche Veranlaſſungen, ausgezeichnete Tage und Vorfälle, überhaupt feierliche Gelegenheiten betreffen, bei welchen auch die Kunſt nicht ſchweigen darf, — z. B. Todtenfeiern, Siegesfeiern, Jubiläumsfeiern ꝛc. — jedoch können auch dieſe zu ſelbſtſtändigen Dramen Veranlaſſung ſeyn. Die Prologe dieſer Art haben vermöge ihres Gegenſtandes mehr oder weniger lyriſches Pathos, und können ſich leicht dadurch über die gewöhnlichen Gelegenheitsgedichte erheben, daß ſie ſich an das aufzuführende Stück, welches freilich zu dem gefeierten Gegenſtande paſſen muß, näher anſchließen. Hier kann der Prologus oft in einer Rolle des Stücks auftreten, und die Geſtalt der Allegorie annehmen. Auch kann der Prolog der zweiten und dritten Art, wie in der Oper, geſungen werden. T.

Prolongation, Verlängerung, Aufſchub einer Zahlungsfriſt.

Proluſion, ſ. **Programm**.

Prometheus, aus dem Titanengeſchlechte, ein Sohn des Japetus und der Clymene und Vater des Deukalion; Aeſchylus gibt ihm die Themis, Apollodor die Aſia zur Mutter. Reich an Entwürfen und gewandt, ſtrebte er Zeus, dem Stifter der neuen Götterdynaſtie, entgegen, dem er früher beigeſtanden. Als nemlich einige der Titanen den Kronos vom Throne zu ſtürzen und den Zeus zum Herrſcher zu erheben trachteten, gab Prometheus den heilſamen Rath, mit Liſt zu Werke zu gehn, denn ihm war durch Themis und Gäa bekannt, daß hier nicht Stärke, ſondern nur Liſt ſiegen werde. Da ſie aber ſeinen Rath verachteten, trat Prometheus auf die Seite des Zeus, der durch ſeine Anſchläge ſiegte. Prometheus rühmte ſich daher mit Recht, die neuen Götter mit Ehrenämtern bekleidet zu haben; denn Zeus beſtieg durch ſeine Hülfe den väterlichen Thron, ordnete das Reich und vertheilte die Würden unter die andern Götter. Nur der armen Sterblichen achtete Zeus nicht, ſondern beſchloß, ſie zu vertilgen und ein neues Geſchlecht hervorgehen zu laſſen. Daran hinderte ihn Prometheus, indem er das vom Zeus verborgene Feuer den

Menſchen heimlich mittheilte und ſie die Künſte lehrte, welche ſie verſtehen. Dieſen Frevel zu ſtrafen, ſandte Jupiter den Menſchen die Pandora, welche alles Unheil über ſie brachte. (S. Pandora.) Den Prometheus ſelbſt aber ließ er von Hephäſtos an einen Felſen des Caucaſus, am öſtlichen Ende des altgriechiſchen Erdkreiſes, feſtſchmieden uud von einem Adler ſeine Leber zerfleiſchen, die jede Nacht wachſend ſich erneuerte. Prometheus aber, wohl kündig, daß aus Jo's Stamm ein Mann (Hercules, ſ. d. Art.) entſprießen werde, der, obſchon erſt nach überſtandenen unzähligen Leiden, ſeine Feſſeln löſen werde, duldete heldenmüthig; ja er kannte auch des Zeus zukünftiges, dieſem ſelbſt noch unbekanntes Schickſal. Wenn deſſen unüberwindlicher Gegner, von ihm ſelbſt und Thetis erzeugt, auftreten wird, dann hat Prometheus ſeiner Leiden Ziel erreicht. Zeus wird ſich verſöhnen müſſen, weil nur durch Prometheus Rath ſein Fall kann abgewendet werden. Offenbar ſind dieß doppelte Sagen, die aber ſchon beim Aeſchylus vereinigt erſcheinen. Die Urſache, warum Zeus den Sterblichen zürnte und ihren Untergang beſchloſſen hatte, erzählt Heſiodus folgendermaßen. Einſt suchten ſich die Götter mit den Menſchen zu Mekone zu vergleichen, d. h. ſie machten mit einander aus, welche Schutzämter und Ehren die Götter genießen und welche Pflichten die Menſchen gegen ſie beobachten ſollten. Prometheus vertrat hiebei die Menſchen, damit die Götter ihnen nicht für die übernommenen Schutzämter allzu läſtige Pflichten auflegen möchten. Ein Stier wurde zum Opfer dargebracht, und die Götter ſollten davon wählen, was ſie für ſich verlangten. Nach Zerſtückelung deſſelben machte er zwei Haufen; auf die eine Seite legte er das Fleiſch und die fetten Eingeweide, in die Haut des Stiers gewickelt und mit dem Magen bedeckt; auf die andere die Knochen, künſtlich in Fett gehüllt. Zeus, der den Betrug wohl durchſchaute, griff, im Namen der Götter wählend, nach dem Fette, worunter er zürnend die Gebeine fand. Seitdem, ſetzt Heſiod hinzu, beſteht die Sitte, den Göttern fleiſchloſe Gebeine zu opfern. — In dem Lucianiſchen Dialog Prometheus wird, außer dieſer Fleiſchvertheilung und dem Feuerraube, Prometheus beſchuldigt, die Menſchen geſchaffen zu haben. Nach Apollodor bildete er ſie aus Waſſer und Leimen, und theilte ihnen das Feuer mit, indem er dürres Holz an der Sonne anzündete. Plato erzählt, die Götter hätten die ſterblichen Geſchlechter aus Erde und Feuer gemiſcht, die Vertheilung des Maßes aber, das jedem Einzelnen zu Theil werden ſollen, dem Prometheus, und ſeinem Bruder (dem Gemahle der Pandora) Epimetheus überlaſſen. Epimetheus hatte die beſten Kräfte an die unvernünftigen Thiere verſchwendet, und Prometheus, um die Menſchen nicht ganz hülflos zu laſſen, entwendete für ſie dem Hephäſtos und der Athene die Künſte des Feuers. Andere, ſowol Dichter als Philoſophen, haben dieſen Mythus noch anders modificirt, nach ihrem jedesmaligen Zwecke und Bedarf.

Promotion, die Beförderung, Erhebung, Standeserhöhung, beſonders auf Univerſitäten die Erhebung zur Doktorwürde (ſ. d. Art.).

Promptuarium, die Vorrathskammer, ein Titel mehrerer Bücher, gleichbedeutend mit Handbuch, Noth- und Hülfsbuch.

Pronomen, Fürwort, alſo ein Wort, daß an der Stelle eines andern, und zwar an der Stelle eines Subſtantivs ſteht, in der Grammatik ein eigner ſ. g. Redetheil. Nach den Verhältniſſen und der Art und Weiſe, wie dieß geſchieht, unterſcheidet man verſchiedene

Arten der Fürwörter. Perſönlich iſt ein Fürwort (pronomen personale), wenn es ſtatt einer Perſon ſteht, oder eine Perſon bezeichnet: Ich, Du, Er; hindeutend (demonstrativum), wenn es auf einen vorliegenden Gegenſtand hinweiſet, Jener, jene, jenes, Dieſer, dieſe, dieſes; zurückweiſend (relativum), wenn der Gegenſtand, worauf es ſich bezieht, eben vorhergeht, welcher, welche, welches; fragend (interrogativum), wenn der Gegenſtand noch unbekannt iſt, und zwar entweder direct fragend, wer, was; oder indirect fragend, welcher, welche, welches, wer, was; endlich den Beſitzer anzeigend (possessivum), mein, dein, ſein.

Pronuba, ſ. Juno.

Prony, Mitglied des franz. National-Inſtituts und der mehrſten europäiſchen Gelehrten-Geſellſchaften, iſt einer der erſten franzöſiſchen Mathematiker unſerer Zeit. Mit Monge (ſ. d. Art.) freundſchaftlich verbunden, hat er als Lehrer und Mitbegründer der polytechniſchen Schule zur Ausbildung und zum Ruhm dieſes in ſeiner Art einzigen Inſtituts thätig beigetragen. Von ſeinen zahlreichen und ohne Ausnahme ausgezeichneten Schriften in der höhern Mathematik, nennen wir hier nur: I. Nouvelle Architecture hydraulique; II. Mécanique philosophique; III. Analyse du Système de l'exposition du Système du monde de Laplace. — Sein Bruder war der Naturforſcher Riche, der zu la Perouſe's Aufſuchung war ausgeſandt worden und 1797 ſtarb.

Propädeutik. Propädeutiſch nennt man alles dasjenige, was zum Unterrichte und zur Erlernung einer Kunſt oder Wiſſenſchaft vorbereitet. Propädeutik, eine Vorübung, Vorbereitung. Eine propädeutiſche Wiſſenſchaft oder Propädeutik (Andere ſchreiben Propädevtik) heißt daher eine Vorbereitungswiſſenſchaft, d. h. eine ſolche Lehre, welche die nöthigen Vorkenntniſſe zum Verſtehen und Betreiben einer Kunſt oder Wiſſenſchaft enthält, oder ihren Inhalt und Umfang, ſo wie die Methode, wie dieſelbe am zweckmäßigſten erlernt werden ſoll, angibt, ja auch diejenige, welche das Verſtehen einer andern nur erleichtert. Es gehören daher in die Claſſe der propädeutiſchen Wiſſenſchaften nicht bloß die beſondern Einleitungen, welche jeder umfaſſenden Wiſſenſchaft vorhergehen können, ſondern auch die ſogenannten Hülfswiſſenſchaften und Encyclopädien der Wiſſenſchaften, von denen erſtere mannichfaltige Kenntniſſe darbieten, von welchen in einer Wiſſenſchaft Gebrauch gemacht wird, letztere durch den Ueberblick eines ganz wiſſenſchaftlichen Gebiets, die Einſicht in das Verhältniß jedes ſpeciellen Theils zum Ganzen erleichtern und befördern. Einige Wiſſenſchaften können als propädeutiſch für alle übrigen angeſehen werden, z. B. die Logik, Sprachwiſſenſchaft u. A.; andere propädeutiſch für eine beſondere Claſſe der Wiſſenſchaften, z. B. die Encyclopädien derſelben. Vorzugsweiſe nennt man aber Propädeutik einer Wiſſenſchaft oder Kunſt diejenige Lehre, welche die nothwendigſten Vorbegriffe einer Wiſſenſchaft oder Kunſt und ſpecielle Regeln für das Studium derſelben aufſtellt, die durch Anwendung der allgemeinen Geſetze der Wiſſenſchaft oder Kunſt auf den Inhalt und Charakter einer beſondern Claſſe der Wiſſenſchaften oder Künſte, oder auf eine beſondere Diſciplin, entſtehen, und die Ordnung und Methode betreffen, wie man dieß zweckmäßig einrichten muß. So nennt Schulze Vorbereitungswiſſenſchaften auf die Philoſophie diejenigen, welche den philoſophirenden Geiſt mit den Bedingungen bekannt machen, unter welchen allererſt das Ziel ſeiner

Beſtrebungen zu erreichen iſt, ohne doch dieſes Problem ſelbſt zu löſen, und rechnet Logik (ſ. d. Art.) und Erfahrungsſeelenlehre zu derſelben, wozu auch noch die philoſophiſche Encyclopädie hinzugeſetzt werden kann. Philoſophiſche Propädeutik vorzugsweiſe wird diejenige philoſophiſche Einleitungswiſſenſchaft genannt, welcher Einige den Namen Fundamentalphiloſophie, Andere insbeſondere Dialectik, Andere noch einen andern Titel gegeben haben, und die den Zweck haben ſoll, die philoſophiſche Erkenntniß überhaupt nach ihren Bedingungen und Principien, und das Weſen der Philoſophie, als Wiſſenſchaft insbeſondere, ſowol im Ganzen, als nach ihren Beſtandtheilen und deren Verhältniß zu einander, zu unterſuchen, welche Prüfung jedoch ohne philoſophiſchen Standpunkt und ohne Berührung der philoſophiſchen Grundwahrheiten kaum zu denken iſt, und ſomit nicht allein die Form der Wiſſenſchaft betrifft, ſondern in eine Kritik der philoſophiſchen Erkenntniß ſelbſt übergeht, welche ſich gewöhnlich dem philoſophiſchen Syſtem entgegenſtellt, oder deſſen Stelle einzunehmen ſtrebt. Indeſſen kann ſie, mit philoſophiſchem Geiſte bearbeitet und vorgetragen, zu einer wahren Vorbereitung auf die Philoſophie werden. Mit faſt größerem Rechte nennt man jedoch die mit der philoſophiſchen Encyclopädie verbundene Methodologie philoſophiſche Propädeutik. — So gibt es ferner in jenem weitern und engern Sinne eine Propädeutik der Geſchichte, der Theologie, der Jurisprudenz, der Medicin u. ſ. w., und zu wünſchen wäre es, daß vor der Erlernung einer jeden Hauptwiſſenſchaft, zu welcher die Univerſitäten und hohen Schulen Gelegenheit darbieten, die propädeutiſchen Wiſſenſchaften vor allen beachtet würden, weil Wiſſenſchaften nicht das Werk augenblicklicher Auffaſſung ſind, ſondern vor allem einer gründlichen Vorbereitung bedürfen, und ohne letztere nur ein ſeichtes, oberflächliches Wiſſen erlangt wird, dem die völlige Unwiſſenheit eines Gegenſtandes oft noch vorzuziehen iſt. Ohnedieß erſpart der Vortrag einer Propädeutik die oft ermüdenden Prolegomenen bei den beſondern Wiſſenſchaften. Was aber die Kunſt anlangt, ſo erblicken wir in ihrem Gebiete leider auch darum ſo viele einſeitig gebildete Menſchen, weil die verbreitete Meinung, als komme es bei der Ausübung der Künſte bloß aufs Thun an, ſich der Erlernung theoretiſcher Vorkenntniſſe in den Weg ſtellt. T.

Propaganda nennt man im Allgemeinen den Inbegriff aller Anſtalten, durch welche die chriſtliche Religion unter heidniſchen, oder überhaupt nicht chriſtlichen Völkern verbreitet wird. Insbeſondere heißen ſo die im 17ten Jahrhunderte entſtandenen Anſtalten zur Verbreitung des Chriſtenthums, vorzüglich diejenige Anſtalt, durch welche der päpſtliche Stuhl die Ausbreitung des catholiſchen Glaubens und der päpſtlichen Hierarchie unter Nichtchriſten oder Mitgliedern fremder Religionsparteien bezweckte und leitete — nämlich die von Gregor XV. 1622 geſtiftete Congregatio de propaganda fide, (Verſammlung zur Ausbreitung des Glaubens), ein aus 18 Cardinälen und einigen päpſtlichen Miniſtern und Beamten beſtehendes Collegium, welches den Zweck hatte, Alles, was auf die Verbreitung des catholiſchen Glaubens und Ausrottung der Ketzer Beziehung hat, anzuordnen und zu leiten, und das von Urban VIII. 1627 damit verbundene Collegium s. seminarium de propaganda fide, welches eine Bildungs- und Vorbereitunganſtalt für Miſſionarien ſeyn ſollte. Jene Geſellſchaft verſammelte ſich ſonſt wöchentlich einmal in Gegen-

wart des Papſtes in einem beſonders dazu erbauten Palaſte. Durch ſie wurden Perſonen, welche in die catholiſche Kirche getreten waren, und nach Rom kamen, ferner vertriebene Biſchöfe und andere Geiſtliche aufgenommen, unterrichtet, unterſtützt und verpflegt. Auch hat die römiſche Propaganda ihre eigene Druckerei, aus welcher Breviarien und Miſſale's nach allen Gegenden hin verſendet werden. Nach dieſem Vorbilde wurden auch in proteſtantiſchen Ländern Miſſionsanſtalten zur Verbreitung der chriſtlichen Religion geſtiftet, welche den Namen Propaganden erhielten, z. B. eine in England 1643 geſtiftete, von Carl II. 1661 beſtätigte Geſellſchaft dieſer Art, deren erſter Director Boyle war, die aber in der Folge die Erzbiſchöfe von Canterbury zu Präſidenten, und unter Wilhelm III., wo ſie eine vollkommnere Geſtalt und große Fonds erlangte, bis auf 90 Mitglieder (Geiſtliche und Laien) erhielt. Ihre Blicke waren vorzüglich nach Indien gerichtet, um dieſes Land durch gemeinſchaftliche Religion mit den Engländern zu verbinden. Eine ähnliche Geſellſchaft errichtete der König von Dänemark für Tranquebar ſeit 1705. Zur Zeit der franz. Revolution nannte man geheime Geſellſchaften und Anſtalten Propaganden, welche den Zweck hatten, die Grundſätze der franz. Demokraten zu verbreiten. Daher heißt **Propaganda** endlich eine jede Bekehrungsanſtalt.

Propretius (Sextus Aurelius), aus Hiſpellum, nach Andern aus Mevania in Umbrien gebürtig, einer der berühmteſten elegiſchen Dichter der Römer im Zeitalter des Auguſt. Er ſtarb im J. 16 nach Chr. Geb. Er hat nicht die natürliche Leichtigkeit und Anmuth des Ovid und Tibull, aber viel rhetoriſche Kunſt und Gewandtheit, dabei nicht ſelten eine unnachahmliche Kürze, die oft das Verſtändniß ſeiner Worte erſchwert. Vorzüglich glücklich iſt er in der Schilderung heroiſcher Gegenſtände. Wir haben noch vier Bücher ſeiner Elegien, von denen die letzte des vierten Buchs für eine der vorzüglichſten, ja für die allervorzüglichſte gehalten, und deßhalb auch oft die **Königin** der Elegien genannt wird; doch iſt ſie nicht ganz frei von den Fehlern des Verfaſſers, Gezwungenheit und Geſuchtheit des Ausdrucks. Die **Liebe** iſt ein Gegenſtand vieler Properziſchen Elegien; aber nicht die edlere, himmliſche, die man von keinem römiſchen Dichter der damaligen Zeit erwarten darf, wiewol nicht alle ſich in gleichem Grade, wie Properz, in üppigen und wollüſtigen Darſtellungen gefallen. Auch finden ſich, beſonders im 4ten Buche, mehrere Gedichte, die bloß im elegiſchen Sylbenmaße geſchrieben ſind, aber ihrem Inhalte nach in die Claſſe des Lehrgedichts und erzählenden Gedichts gehören. Hier zeigt der Dichter vorzüglich ſeine Gelehrſamkeit und Beleſenheit, wo er Gegenſtände aus dem Gebiete der Mythologie behandelt, und wirkt deshalb auch weniger auf das Gefühl. Wie überhaupt, ſo ahmte er auch hier die griechiſchen Elegiker nach, namentlich den Alexandriner **Callimachus**. — Von ſeinem Leben iſt wenig bekannt. Er verlor ſeine Güter in den bürgerlichen Unruhen, fand aber an Mäcen einen Beſchützer. Er ſcheint, wie ſein Buſenfreund **Ovid**, ohne ein öffentliches Amt und Geſchäfte, faſt einzig dem Genuſſe der Liebe und der Poeſie gewidmet, größtentheils in Rom gelebt zu haben. Häufig findet man die Elegien des Properz in Verbindung mit **Tibulls** und **Catulls** Gedichten herausgegeben. Die vorzüglichſten Ausgaben ſind von Brouckhuſius (Amſt. 1702 u. 1727), Vulpius (1755, 2 Bde.), und Burmann und Santen (Utrecht 1780). Die neueſte größere kritiſche Ausgabe mit Commentar iſt von **Kuindl**

(Leipzig 1805) in 2 Bänden. Eine brauchbare Handausgabe lieferte Barth (Leipzig 1777). Eine deutſche Ueberſetzung erſchien v. von Knebel (Leipzig, bei Göſchen 1798) unter dem Titel: Properz Elegien, und lateiniſch und deutſch mit erklärenden Anmerkungen v. von Strombeck, erſter Theil, Braunſchweig 1803. Von demſelben die Elegie, Cornelia, einzeln metriſch überſetzt mit Anmerkungen, Wolfnb. 1801. 4. S.

Propheten, Seher, Weiſe, waren die Lehrer der hebräiſchen Nation, denen ſie vorzüglich ihre Literatur und die Erhaltung der Moſaiſchen Religionsverfaſſung verdankte. Schon Moſes, der größte Staatsweiſe und Naturkundige dieſes Volks, nannte ſich einen Propheten, und verpflichtete die Hebräer zur Achtſamkeit auf die Lehrer, die Gott nach ihm erwecken würde. Samuel, der letzte unter den Richtern, gründete das Inſtitut der Prophetenſchulen, Verbrüderungen, in denen die erleſenſten, geiſtvolleſten Jünglinge aus allen Stämmen mit Lehrern des Geſetzes und der Poeſie nach Art der Pythagoräiſchen Geſellſchaft beiſammenlebten, den Geiſt des Geſetzes erforſchten und in heiligen Geſängen ausſprachen. Aus ihnen gingen die unter dem Namen der Propheten des alten Teſtaments berühmten Volksredner hervor, die die Religions- und Sittenlehre reinigten und erweiterten, die Moſaiſche Idee der Theokratie gegen die Anmaßungen der Könige und gegen die Schlaffheit der nur mit den Formen der Religionsübung beſchäftigten Prieſter aufrecht erhielten, und die Schickſale der Staaten in warnenden und troſtreichen Orakelſprüchen vorherverkündigten. Die Bildung, die tiefe Einſicht und religiöſe Begeiſterung dieſer Männer, die ſo weit über ihr Zeitalter hervorragten, war eine Erſcheinung, die ſich nur durch beſondere Einwirkung Gottes erklären ließ. Sie traten daher als Gottgeſandte, von Gott begeiſterte Weiſe auf, deren Reden und Lieder als Gottes Wort geachtet und durch die Kraft der Poeſie und Muſik, die ihren Vortrag belebte, eindringlich wurden. Größere Zeichen und Wunder, als die außerordentlichen Thaten, die man den älteſten unter ihnen zuſchrieb, ſind ihre Dichtungen, deren Originalität, Gedankenfülle und Erhabenheit noch jetzt die Bewunderung der Kenner erweckt. Gegen das Ende des Exils hin und nach demſelben, wo nur noch einer, Maleachi, auftrat, wird ihre poetiſche Kraft immer ſchwächer und der Ton ihrer Reden düſter, wie das Schickſal der Nation ſelbſt. Vergl. d. Art. Hebräiſche Sprache und Literatur und die Art. Jeſaias, Jeremias, Habakuk u. ſ. w., in denen einzelne Propheten charakteriſirt ſind. In ſpätern Zeiten haben ſich religiöſe Schwärmer nicht ſelten Propheten genannt, ohne ihren Beruf auf gleiche Art rechtfertigen zu können. Das 17te Jahrhundert war beſonders reich an neuen Propheten und Prophetanten dieſer Art, die die Kirchengeſchichte unter die Fanatiker rechnet, und noch im Anfange des 18ten Jahrhunderts erregten die Propheten aus den Sevennen (vergl. die Art. Inſpirirte und Camiſarden) in den Rheingegenden ein vorübergehendes Aufſehn. Das Thema ihrer Prophezeiungen war die Erſcheinung des Antichriſts und das Gewebe von Träumereien, die der Chiliasmus durch den vorwitzigen Gebrauch der Offenbarung Johannis in Umlauf gebracht hatte, ſo wie der Welt Untergang. E.

Propontis hieß bei den Alten das zwiſchen dem Aegeiſchen und ſchwarzen befindliche Meer; jetzt Mare di Marmora.

Proportion (Ebenmaß), iſt die Zuſammenſtellung zweier glei-

cher Verhältniſſe. Die Vergleichung zweier Größen in der Mathematik kann immer auf doppelte Weiſe geſchehen: entweder 1) dadurch, daß beſtimmt wird, um wie viel Einheiten das eine Glied größer iſt, als das andere, ſo daß ſie alſo nach ihrem Unterſchiede (*Differenz*) verglichen werden; oder 2) dadurch, daß die eine Zahl ſelbſt zum *Maß* der andern genommen und beſtimmt wird, wie oft die eine in der andern enthalten ſey, d. i. ihr *Quotient*. Erſtere Beziehung geben *arithmetiſche Verhältniſſe*, letztere werden *geometriſche* genannt. Die Differenz in jenem, der Quotient in dieſem letztern heißt der *Name* des Verhältniſſes oder *Exponent*. Es beſtehet eine jede Proportion aus vier Gliedern, zwei äußern und zwei innern Eine Proportion, worin das 2. dem 3. Gliede gleich iſt, heißt eine *zuſammenhängende* oder *ſtetige* Proportion, zum Unterſchiede jeder andern, die abgeſondert heißt. Da in jeder Proportion arithmetiſcher Art die Summe der äußern Glieder gleich der Summe der innern, und bei einer geometriſchen, das Product der äußern Glieder gleich dem Producte der innern iſt, ſo kann ein äußeres gefunden werden, wenn man bei einer arithmetiſchen, die beiden innern addirt, und das bekannte äußere davon abzieht, bei einer geometriſchen, wenn man in das Product der beiden äußern Glieder mit dem erſten Gliede dividirt. Das mittlere Glied einer arithmetiſchen ſtetigen Proportion wird gefunden, wie man die beiden äußern addirt und halbirt; ein äußeres Glied aber erhält man, wenn man das mittlere doppelt nimmt, und das bekannte äußere davon abzieht. Bei einer geometriſchen ſtetigen Proportion wird das mittlere Glied gefunden, wenn man aus dem Producte der äußern Glieder die Quadratwurzel zieht, und ein äußeres erhält man, wenn man mit dem bekannten äußern in das Quadrat des innern dividirt. Macht man die vierte Proportionszahl wieder zur *mittlern* einer 2ten ſtetigen Proportion, und ſetzt man dies Verfahren fort, wie 8 — 11 = 11 — 14; 11 — 14 = 14 — 17; 14 — 17 = 17 — 20 u. ſ. w. oder 4 : 8 = 8 : 16; 8 : 16 = 16 : 32; 16 : 32 = 32 : 64 u. ſ. w., ſo erhält man die Zahlen 5, 8, 11, 14, 17, 20 u. ſ. w. oder 2, 4, 8, 16, 32, 64, u. ſ. w. einer arithmetiſchen oder geometriſchen *Progreſſion*. Vergl. d. Art.

Proportionalcirkel, Verhältnißcirkel, iſt ein Lineal, welches in ſeiner Mitte durchbrochen und hier in ſeinen zwei Hälften um ein Gewinde gleich einem gewöhnlichen Cirkel beweglich iſt. Auf dieſem Lineal ſind in Linien die merkwürdigſten arithmetiſchen und geometriſchen Verhältniſſe angegeben. So gibt es z. B. zuerſt eine arithmetiſche Linie, die gleich einem Maßſtabe in gleiche Theile getheilt iſt, oder deren Theile im arithmetiſchen Verhältniſſe zu einander ſtehen. Ferner eine *geometriſche* Linie, deren Theile in geometriſcher Progreſſion wachſen. Dann Linien für die *Sinus*, für die *Tangenten*, für das Verhältniß der *regulären geometriſchen Körper* u. ſ. w. Es iſt von Juſt Byrgen erfunden.

Proportionalgrößen heißen in der Mathematik überhaupt Größen, die einerlei Verhältniß zu einander haben. Z. B. Proportionallinien.

Proprätor, ſ. Proconſul.

Proprehandel, *Eigenhandel*, heißt diejenige Gattung des Verkehrs, bei welcher der Handelsmann wirklicher Eigenthümer der Waare wird, aus deren nachherigem Verkaufe ſein Gewinn entſtehen ſoll; doch verſteht man noch nicht darunter den Handel, welchen der Hervorbringer des Naturproducts oder der Verfertiger eines Kunſt-

erzeugniſſes mit demſelben treibt, ſondern man verbindet damit immer die Vorſtellung, daß dem Verkaufe ſolcher Güter ein Kauf unter der Hoffnung eines von deren Wiederverkauf zu erwartenden Gewinns vorangegangen ſey. K. M.

Proprietät, ſ. Eigenthum.

Propſt (aus dem lateiniſchen Praepositus), iſt ein kirchlicher Vorgeſetzter, der im Range gewöhnlich nach den Decanen ſteht. Die catholiſche Kirche nennt die Vorſteher der männlichen Geiſtlichkeit bei den Frauenklöſtern Pröpſte, welche zugleich die Beichtväter der Nonnen ſind oder die Vorſteher der Kathedralſtifte, auch Dompröpſte. Bei den Proteſtanten hat dieſer Titel verſchiedene Bedeutungen. In Berlin, Breslau, und einigen andern Städten des nördlichen Deutſchlands heißen die Paſtoren an den Hauptkirchen, im Holſteiniſchen einige Superintendenten und Adjuncte Pröpſte, und überhaupt iſt dieſer Titel vermöge alter Fundationen mit den oberſten Predigtämtern an gewiſſen ausgezeichneten Kirchen verbunden, ohne daß ſich jedoch für den Gebrauch deſſelben eine allgemeine Regel angeben ließe. Feldpropſt iſt der oberſte Geiſtliche bei der Armee, der die übrigen Feldprediger unter ſich hat. E.

Propyläen hieß bei den Griechen der mit Säulengängen eingefaßte viereckige Platz vor den Tempeln, auf welchem unter freiem Himmel der Opferaltar ſtand, Vorhallen des Tempels. Berühmt ſind die prachtvollen Propyläen in Athen, welche zur Acropolis (Burg) führten und von Perikles nach dem Plane und unter der Aufſicht des Mneſicles erbaut worden waren. Sie enthielten, außer dem mittleren zum Eingange in die Burg dienenden Hauptgebäude, noch zwei Nebengebäude, wovon das eine durch treffliche Malereien ausgeſchmückt war, das andere einen Tempel des Siegs bildete. Nach ihrem Muſter iſt das brandenburger Thor in Berlin aufgeführt. Göthe gab dieſen Namen einem von ihm herausgegebenen Kunſtjournale.

Prorogation, der Aufſchub, die Hinausſetzung auf eine künftige Zeit, verſchieden von Ajournirung, der Hinausſetzung auf einen der nächſten Tage. — Prorogation der Gerichtsbarkeit findet Statt, wenn in einer Rechtsſache die Gerichtsbarkeit über eine Perſon ausgeübt wird, welche ſonſt unter dieſem Gerichte nicht ſteht.

Proſa, proſaiſch. Der Begriff der Proſa bezieht ſich auf den Begriff der Poeſie (ſ. d. Art.), und kann nur in dieſer Beziehung richtig gefaßt und genau erklärt werden. Beide ſind verſchiedene Formen der Sprachdarſtellung, deren Grund in der weſentlichen Verſchiedenheit gewiſſer innerer Zuſtände liegt, welche der Menſch durch Sprache auszudrücken ſucht. Hier zeigen ſich nun die zwei Hauptzuſtände deſſelben, welche wir Denken und Dichten nennen, und die von der vorherrſchenden Thätigkeit des Verſtandes oder der Phantaſie abhängen. Wenn wir denken im engern Sinne, ſo ſtellen wir uns beſtimmte Gegenſtände durch Begriffe vor, und verbinden Begriffe zur Einheit des Verſtandes; wenn wir dichten, ſo ſuchen wir das innere Leben des bewegten Gemüths anſchaulich auszuſprechen, und verknüpfen Gedanken zu einem anſchaulichen Ganzen. In der Sprachdarſtellung des Dichters herrſcht daher der ſinnliche und individuelle Ausdruck der gefühlvollen Anſchauung vor; beim (gemeinen oder höhern) Denken aber nimmt die Sprache die Allgemeinheit und Beſtimmtheit der Begriffe

an. Sonach iſt Poeſie Sprache der Anſchauung, Proſa die Sprache der Reflexion. Dort iſt der Zweck das angeſchauete innere harmoniſche Leben des Individuums, das ſich im Gefühle lebhaft ankündigt, zu veräußern; hier gilt es zunächſt der verſtändigen Mittheilung beſtimmter Kenntniſſe oder Erkenntniſſe. Proſa iſt daher diejenige Form der Sprachdarſtellung, welche die Mittheilung beſtimmter Erkenntniſſe zum Gegenſtande hat, und proſaiſch, was mit dieſer Form in Verbindung ſteht. Die Proſa hat ſonach einen von ihrer Darſtellung verſchiedenen, genau beſtimmten und begränzten Zweck, und die Mittheilung und Darſtellung der Vorſtellungen durch ſie iſt das Mittel, dieſen Zweck zu erreichen. Sie ſpricht nämlich beſtimmte Erkenntniſſe und Anſichten über Gegenſtände aus, entweder, um überhaupt dieſelben in andern hervorzubringen, die Erkenntniß zu vermehren, zu berichtigen, und ſo das Erkenntnißvermögen zu bilden, die Wahrheit zu befördern, (und iſt ſonach die Sprache des gemeinen und Geſchäftslebens, ſo wie die Sprache der Wiſſenſchaften) oder ſie hat dabei den Zweck, auf Geſinnung, Entſchluß und auf das Handeln, kurz auf das Begehrungsvermögen überhaupt, zu wirken. In erſterer Hinſicht wird ſie Proſa im engern Sinne, und insbeſondere belehrende Proſa genannt; in letzterer Hinſicht begründet ſie die oratoriſche Proſa, Redekunſt. Die Poeſie unterſcheidet ſich daher von beiden auch dadurch, daß ſie, als Sprachdarſtellung betrachtet, einen abſoluten und in ihr ſelbſt liegenden Zweck hat, den nämlich, in einer durch ſich ſelbſt gefallenden Gedankenreihe das innere Leben zur Anſchauung zu bringen. Die Proſa iſt daher durch ſubjective Geſetze der Verſtandeserkenntniß und Reflexion beſtimmt, und ihr höchſter Charakter iſt Zweckmäßigkeit; die Poeſie ſteht unmittelbar nur unter dem Geſetze der geniellen Anſchauung des Darſtellenden, und ſeiner eigenen, freien Lebensentwickelung. Jene ſucht etwas als wahr darzuſtellen, dieſe muß es als ſchön und ſomit als ideal für die Anſchauung darſtellen. Wie aber jene Zuſtände im Menſchen nicht ganz getrennt, ſondern nur durch die abwechſelnd hervortretende Aeußerung des Geiſtes beſtimmt ſind, ſo gibt es auch Berührungen und Uebergänge beider, wie z. B., wenn der Redner oder der Lehrende den bildlichen Schmuck des Dichters leiht, um die Erkenntniß mehr zu verdeutlichen, oder den Hörenden für einen Gegenſtand zu gewinnen. — Zu jener vollkommenen Veranſchaulichung des innern Lebens bedient ſich der Dichter 1), was nämlich die Bedeutung der Worte anlangt, des verſinnlichenden bildlichen Ausdrucks. So iſt die Poeſie, äußerlich betrachtet, ſinnlicher, bildlicher Ausdruck, oder vielmehr dieſer in ihm vorherrſchend. Daher haben auch Einige die Poeſie ſinnliche Sprache, Bilderſprache, bildliche Rede genannt, — wiewohl dieſe nicht ihr Weſen ausmacht, ſondern nur deſſen natürliche Folge iſt: — indem es auch unpoetiſche Bilder gibt, und bloße Bilder, wenn auch verſtändig angeordnet, noch kein Gedicht erzeugen. Dieſer entgegengeſetzt charakteriſirt man die Proſa nun als den unbildlichen oder eigentlichen Ausdruck (unbildliche Rede), nicht als ob dieſelbe alle Bilder ausſchlöſſe, ſondern weil der Zweck derſelben ihre Herrſchaft nicht geſtattet. 2) Was die hörbare Bewegung der Worte oder die rhythmiſche und muſikaliſche Form der Sprache anlangt, ſo bedient ſich der Dichter zu jenem Zwecke des beſtimmten, den Charakter der poetiſchen Ge-

müthsbewegung und der ſie veranlaſſenden Gegenſtände entſprechenden *Rhythmus*. Zwar kann der Menſch, der immer den vollkommenſten und entſprechendſten Ausdruck ſeines Innern ſucht, auch wenn er zum Zwecke der Erkenntniß ſich der Sprache bedient, (in der Proſa) den Sinn für angemeſſene Bewegung und Wohllaut des Gedankenausdrucks nie ganz verleugnen, ja er muß ſogar unwillkürlich ſeinen Werken eine hörbare Bewegung geben, — daher der unbeſtimmte aber wohllautende Rhythmus der Proſa, welchen man als Erfoderniß jeder guten Proſa in den Perioden und Verhältniſſen der Sätze verlangt (*Numerus*). — Ferner hängt die innere Poeſie der Gedanken nicht ſo ſehr von der *äußern Darſtellung* ab, daß jene nicht auch ohne die ſtrenge und vollkommen ausgebildete Bewegung der Worte auszudrücken möglich wäre, oder gar die geſchickte Verſification ſchon das Gedicht bewirkte (im Gegentheile gibt es viele proſaiſche Verſe und viele poetiſche Proſa); und die ſtrenge geregelte Bewegung iſt nur die Folge und gleichſam das Maß der innern poetiſchen Gemüthsbewegung. Allein *vollkommen ausgebildet* und mithin der ſchönen Kunſt ganz entſprechend und über das Gewöhnliche erhaben wird die äußere Form, wenn ſie das Schöne auch in der wohlgemeſſenen Bewegung der Worte verkündet. Die Ausnahme, welche heutigen Tages die Dichtung, welche wir *Roman* nennen, ſo wie mehrere poetiſche Erzählungen und Schauſpiele machen, hat wohl vorzüglich *darin ihren* Grund, daß ihr Stoff ſich näher an das bürgerliche und wirkliche Leben anſchließt. In der zuletzt angeführten, zweiten Beziehung nun hat man die *Proſa ungebundene* Rede (oratio soluta) genannt, wobei alſo zu bemerken iſt, daß ſo wenig als die Verſification das Weſen der Poeſie, ſo wenig auch die freiere, allgemeinere Bewegung der proſaiſchen Darſtellung das Weſen der *Proſa* ausmachen kann, aber ſehr eng mit ihm verknüpft iſt. Ja dieſe Eigenſchaft der Proſa iſt die erſte, woran die Proſa ſogar erkannt, und von der poetiſchen Darſtellung unterſchieden worden iſt, — wie überall auf *niedern* Stufen der Bildung das Aeußerliche und Auffallende zuerſt aufgefaßt wird, und nach ihm die Dinge unterſchieden und benannt werden. Denn ſelbſt der Name *Proſa* wird faſt allgemein hergeleite von prorsus, ſo daß prosa (prorsa) oratio die vorwärtsſchreitende, ungebundene Rede bedeutet, entgegengeſetzt der *Verſification*, weil im *Verſe* (von versus, rückwärts, ſtammend) die gewählte Bewegung regelmäßig wiederkehrt, und ſo die Worte, nach einer beſtimmten Regel der Bewegung gemeſſen, fortlaufen; weshalb auch Poeſie *gebundene* Rede genannt wird, wiewohl der Dichter ſich nur aus *freier* Wahl bindet, ſelbſt wenn er *verſificirt*. Aehnliche Bewandtniß hat es in der Poeſie der neuern Sprachen mit dem muſikaliſchen *Zuſammenklange*, welchen man den *Reim* nennt, daher man auch die Proſa im Gegenſatze des gereimten Verſes, wiewohl unſchicklich, *ungereimte* Rede genannt hat. Aus allem dieſen, und daraus, daß der poetiſche Gemüthszuſtand eine erhöhete und über das Gewöhnliche *erhabene* Stimmung der Seele iſt, läßt ſich auch begreifen, warum man die Proſa als die *gewöhnliche* Sprache des *menſchlichen* Lebens anſieht und bezeichnet, welche zwar immer ausgewählt und *gebildet*, aber hauptſächlich *ungezwungen* und höchſt *natürlich* ſeyn muß. Hiermit hängt zuſammen eine andere Bedeutung jenes Ausdrucks, nämlich die *materielle*, in welcher man auch die

Wirklichkeit, *beſonders* die gemeine, oder das *gewöhnliche* Leben, die *Proſa*, und Darſtellungen, welche in daſſelbe verfallen, und das gemeine Leben gleichſam zu copiren ſcheinen, oder ſich über die gewöhnliche Art zu denken und zu empfinden nicht erheben, proſaiſch zu nennen pflegt. Dieß iſt ein vorzüglicher Tadel poetiſcher Darſtellungen; denn die Poeſie ſoll *idealiſch* darſtellen, der nächſte und angemeſſenſte Ausdruck dagegen für die Verhältniſſe des gewöhnlichen Lebens iſt die *Proſa*. Sonach kann man aber auch die Proſa (als Form der Sprachdarſtellung betrachtet) in Hinſicht ihres *Gegenſtandes* poetiſch ſeyn; die höhere proſaiſche Darſtellung kann einen *poetiſchen* Sinn und Geiſt, eine *poetiſche*, d. h. eine, ſowohl über die gemeine, ſinnliche, als über die bloß verſtändige und abſtracte Denkart erhabene Lebensanſicht offenbaren; aber ſie darf nicht poetiſch ſeyn ihrer *Form* nach, d. h. die poetiſche und proſaiſche Form *vermiſchen*. In letzterer Hinſicht iſt die ſogenannte poetiſche Proſa nur eine Zwittergattung. — In Proſa macht ſogar der *häufige Gebrauch der Bilder* die Sache verdächtig, und ſchadet der Klarheit der Darſtellung, je mehr dieſelbe Beſtimmtheit der Begriffe fodert, und die richtige Erkenntniß zum Zwecke hat; ja die in ungebundener Rede affectirte Feierlichkeit des Verſes bewirkt, was Kant mit Hugo Blair die *tollgewordene Proſa* nennt. Ferner iſt der Unterſchied des poetiſchen Rhythmus und des proſaiſchen Numerus ſo entſchieden, daß Verſe, unwillkürlich und ohne geſchickte Vorbereitung unter Proſa gemiſcht, dieſelbe eben ſo verunſtalten, und die Aufmerkſamkeit ſtören, als proſaiſche Gedanken und Ausdrücke die Kraft des Verſes ſchwächen, wenn er auch noch ſo gut gebaut wäre. Ganz anders iſt es mit der abſichtlichen und bedeutungsvollen Abwechſelung des proſaiſchen und verſificirten Dialogs in den Schauſpielen eines Shakſpeare. — Nach der nur angegebenen Verſchiedenheit der Bedeutungen, welche den Worten Poeſie und Proſa zukommen, wird auch der Begriff des *Proſaikers* oder *Proſaiſten* verſchieden beſtimmt, mit welchem Namen man ſowohl einen Schriftſteller belegt, der ſeine Gegenſtände (*als Gegenſtände der Erkenntniß*) in verſtandesmäßiger und ungebundener Rede behandelt, als auch überhaupt den, der in ungebundener Rede ſchreibt (ſelbſt den *Romandichter*); zuweilen ſpottend auch den, welcher poetiſche Gegenſtände *unpoetiſch* anſieht oder darſtellt, geſchähe es ſelbſt in einer *gebundenen* Rede. Wir ſagten aber oben, die Proſa ſey die *gewöhnliche* Sprache des Menſchen. Dem ſcheint zu widerſprechen, daß überall die Proſa ſich erſt *ſpäter*, als die Poeſie entwickelt hat. So ſoll nach Plinius erſt Pherecydes von Syros (zur Zeit des Cyrus) die griechiſche Proſa gebildet haben (prosam primus condere instituit) — vielleicht daß er jedoch nur der Erſte war, der über philoſophiſche Gegenſtände in ungebundener Rede ſchrieb. Ueberhaupt aber wurden öffentliche Urkunden, Geſchichten, Geſetze (*νομοι*) und philoſophiſche Sprüche zuerſt in *Verſen* abgefaßt. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich daraus, daß das Anſchauungsvermögen und mit ihm die Einbildungskraft, das Organ der Poeſie, ſich früher entwickelt, als das Vermögen der Begriffe, und der kindliche Menſch das innere Leben ſeines Geiſtes gleichſam in ſinnlichen Geſtalten außer ſich ſchaut, ferner die Sprache urſprünglich den lebendigſten und friſcheſten Ausdruck des *geſammten innern Zuſtandes*, namentlich aber des Gefühls, enthält, und die Gegenſtände lebendig bezeichnet, daher auch mehr *Geſang* und *Rede*

iſt; endlich die Aufbewahrung wichtiger Sagen, Geſetze, Weisheitsregeln ꝛc., bei Ermangelung der Buchſtabenſchrift, eine ſinnliche Bezeichnung durch den dem Gefühle natürlich entſprechenden Rhythmus, vermittelſt welcher der Stoff leichter dem Gedächtniſſe eingeprägt und unverfälſchter fortgepflanzt werden konnte, vielfach erheiſchte und empfahl. Somit ſind alſo die äußern Formen oder Erfoderniſſe der Poeſie, d. i. bildlicher Ausdruck und beſtimmter Rhythmus, die natürlichen Eigenſchaften der Sprache in ihrer frühern Entwickelung; und erſt mit der weitern Ausbildung des Verſtandes durch ſchriftliche Bearbeitung der Wiſſenſchaften und Anwendung der Schriftſprache auf die Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens bildet ſich die Proſa aus. Findet ſich nun zu jenen Formen der Poeſie eine ausgezeichnete poetiſche Anlage (wie bei den Griechen), dann erſt geht in der That die Poeſie der Proſa vorher. Einige behaupten, die gute, reine Proſa ſey ſeltener als gute Poeſie. Dieß aber widerlegt das Beiſpiel der Griechen und Römer. Es könnte dieß alſo entweder nur von einem beſtimmten Volke behauptet werden, deſſen poetiſche Anlage und Ausbildung überwiegend wäre, oder es muß der Satz überhaupt dahin beſchränkt werden, daß gute Proſa eben ſo ſelten iſt, als gute Poeſie, was auch nicht zu verwundern iſt, da eine gute Proſa hauptſächlich vom klaren, beſtimmten und zuſammenhängenden Denken der Gegenſtände abhängt, welche Fertigkeit nicht minder ſelten iſt, als die Energie der ſchaffenden Einbildungskraft. Vielleicht iſt aber jene Behauptung daraus zu erklären, daß die Dichter einer Nation allgemeinere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, und die proſaiſchen Werke, deren Gegenſtände zum Theil von ſpeziellerem Intereſſe ſind, verdunkeln. Daher vergleicht St. Evremont die Proſaiſten treffend mit Fußgängern, welche ruhiger einhergehen und weit weniger Lärm machen. So nannten auch die Griechen die Proſa ὁ πεζὸς λόγος, und die Römer überſetzten pedestris oratio. — Die Theorie des proſaiſchen Styls macht den vorzüglichſten Theil der Styliſtik (ſ. d. Art. Styl) aus, von welcher man die Theorie des oratoriſchen Styls gewöhnlich trennt. Letztere wird in der Rhetorik, wie die des poetiſchen Styls in der Poetik, vorgetragen. Der neueſte und gründlichſte Bearbeiter der Rhetorik, Dr. Schott, in ſeiner philoſophiſchen und religiöſen Begründung der Rhetorik und Homiletik (Leipz. 1815, 8.), betrachtet auch Proſa, Poeſie und Beredſamkeit als drei verſchiedene Arten oder Grundformen der Sprachdarſtellung, welche ſich auf die vorherrſchenden Zuſtände des Erkennens, Fühlens und Begehrens beziehen, und ihnen entſprechen ſollen. Die erſtere und die letztere verfolgen beide einen beſtimmten Zweck, wenn der der erſtern zuerſt theoretiſch, der der zweiten aber praktiſch iſt. Die Proſa in jedem engern Sinne, und von der Beredſamkeit getrennt, begreift den Geſchäftsſtyl (wozu in gewiſſer Hinſicht der Briefſtyl gehört), den didactiſchen Styl (wozu in gewiſſer Hinſicht auch der dialogiſche gehört), den beſchreibenden und erzählenden Styl (wozu der hiſtoriſche gehört). Mehreres über den Unterſchied der Proſa, Poeſie und Beredſamkeit hat Maaß in den Nachträgen zu Sulzer, B. V, S. 229. Mnioch in ſeinen Analecten (2tes Bdchen., Görlitz 1804, 8.) und Joh. Gottfr. Hermann in zwei Abhandlungen de differentia prosae et poeticae orationis, Lips. 1803, 4., mitgetheilt. Ueber die Proſa der einzelnen Sprachen ſ. die beſondern Artikel, z. B. deutſche, italieniſche Sprache ꝛc.

T.

Proſaiker, Proſaiſt, ſ. Proſa.

Proſcenium nannte man im römiſchen Theater den Ort vor der Scene, wo die Tibicines ſich befanden und die Rollen declamirt wurden. Er war etwas niedriger als die Scene, und von dem Crocus, womit man ihn des Wohlgeruchs wegen beſtreute, röthlich gefärbt. Bei uns nennt man ſo den vordern Theil der Bühne.

Proſector, ſ. Anatomie.

Proſelyt. Dieſes griechiſche Wort, welches urſprünglich einen Fremdling, Ankömmling bedeutet, bezeichnet in Hinſicht auf Religion denjenigen, der eine Religion verläßt, um ſich zu einer andern zu bekennen; auch hat man es auf diejenigen angewendet, welche nur die Religionspartei oder irgend eine andere Partei wechſeln. Schon bei den Juden hören wir von Proſelyten in dieſer Bedeutung, und zwar unterſcheiden dieſelben zwei Arten, nämlich die ſogenannten Proſelyten der Pforte oder des Thors, und die Proſelyten der Gerechtigkeit. Erſtere, welche man auch Judengenoſſen nennt, hießen diejenigen, welche dem Götzendienſte entſagten und den einzigen wahren Gott nach den ſogenannten ſieben Geſetzen der Kinder Noahs verehrten, ohne ſich zu der Beſchneidung und den übrigen geſetzlichen Ceremonien des Moſaiſchen Geſetzes zu verpflichten. Sie wurden nur in den Vorhof des Tempels zugelaſſen, und ſtanden an dem Thore des Innern, daher ihr Name. Sie hatten das Recht, in dem Lande Iſraels zu wohnen, aber nur in den Vorſtädten und Flecken. Unter Salomo gab es 150,000 ſolcher Proſelyten, welche am Tempelbaue arbeiteten, und von den Cananitern abſtammten (2. Chron. 11, 17, 18). Die Proſelyten der Gerechtigkeit waren Perſonen, die von dem Heidenthume zu dem Judenthume völlig übergetreten und beſchnitten waren, und ſich zur Beobachtung des Moſaiſchen Geſetzes (Gerechtigkeit) verbunden hatten. Vor ihrer Beſchneidung prüfte man erſt die Beweggründe ihrer Bekehrung; nach der Beſchneidung erhielten ſie die Taufe, indem man ſie an einem Feſttage in Gegenwart dreier Richter mit dem ganzen Körper in eine Ciſterne voll Waſſer tauchte. Dieſe Taufe, welche unter dem Namen der Proſelytentaufe bekannt iſt, wurde nur an denjenigen Kindern eines Proſelyten wiederholt, welche eine heidniſche Mutter hatten. Knaben unter 12, und Mädchen unter 13 Jahren konnten ohne Einwilligung ihrer Aeltern, oder im Falle der Weigerung, ohne Hülfe der Gerichtsbedienten nicht Proſelyten werden. Bei den Mädchen erſetzte die Taufe auch die Beſchneidung. Durch dieſelbe wurde Jeder als von neuem geboren betrachtet, ſo daß ſeine Aeltern nun nicht mehr als ſolche angeſehen, und die Sclaven dadurch frei wurden. Ueber das Alter der jüdiſchen Proſelytentaufe iſt jedoch viel geſtritten worden. Die neueſte Unterſuchung über dieſen Gegenſtand iſt von Bengel (1. Stück ſeiner Unterſuchungen zur jüdiſchen und chriſtlichen Religionsgeſchichte, Tübingen 1814, auch beſonders abgedruckt) angeſtellt worden. Die Rabbinen lehren, die Proſelyten der Gerechtigkeit hätten vom Himmel eine neue Seele, und eine neue weſentliche Form bekommen. Das Moſaiſche Geſetz ſchloß übrigens einige Perſonen von den Vorrechten der Proſelyten aus, bald auf immer, bald nur auf gewiſſe Zeit (5. B. M. 23, 15). Daß es Proſelyten der erſtern Art noch zu Jeſu Zeiten gegeben ha-

be, ſcheint daraus zu erhellen, daß Jeſus es den Phariſäern vorwirft, daß ſie See und Land umreiſeten, um einen Proſelyten zu machen, und ihn in einen größern Sünder verwandelten, als er zuvor geweſen (Matth. 23). Hierdurch iſt zugleich das wahre Urtheil nicht nur über die religiöſe, ſondern überhaupt über jede Art der Proſelytenmacherei oder Bekehrungsſucht (z. B. der politiſchen, welche Anhänger einer politiſchen Meinung oder Partei, und philoſophiſchen, welche Anhänger eines philoſophiſchen Syſtems ꝛc. zu machen ſucht) gefällt. Jeder Proſelytenmacher, er mag durch die Feſtigkeit ſeiner Ueberzeugung und den Drang, ſie Andern mitzutheilen, oder durch äußere unreine Abſichten, oder auch durch beides dazu bewogen werden, er mag Liſt und Ueberredung, oder Gewalt und dringende Verhältniſſe als Mittel anwenden, achtet die Freiheit Anderer nicht, und gewinnt darum nur ſelten eifrige und wahrhafte Bekenner ſeines Glaubens, denn ohne die Freiheit iſt alles Handeln nur nichtig, und Maſchinenwerk oder Heuchelei. Auch wird der Wahrheit ſelbſt durch Proſelytenmacherei wohl ſelten gedient, weil dieſe der Proſelytenmacher als etwas betrachtet, was in ſeinem Beſitze und gleichſam ſein Erzeugniß iſt, oder nur etwas äußerlich Ueberliefertes, da ſie doch im Gegentheile ein Jeder auf ſeinem eigenen Wege, wenn auch im Umtauſche mit Anderer Anſichten finden ſoll.

Proſerpina (griechiſch Perſephone, Perſephoneia), nach Einigen die Tochter des Jupiter und der Styx, oder nach der gewöhnlichen Sage, des Jupiter und der Ceres. Pluto raubte ſie mit Bewilligung des Jupiter, und machte ſie zu ſeiner Gemahlin. Dieſe Mythe wurde von mehreren Dichtern behandelt und verſchiedentlich ausgeſchmückt. Proſerpina, ſo ſingt der Homeriſche Hymnus auf Ceres, tanzte einſt in dem Reigen der Nymphen, den Pallas und Artemis anführten, auf einer grasreichen Wieſe. Von dem Reigen ſich entfernend, las ſie mit einigen Geſpielen Blumen. Auf des Hades Bitte trieb Gäa, ſo wollte es Jupiter, blühende Narciſſen, hundert Blüthen aus einer Wurzel hervor, und Götter und Menſchen ſtaunten über die Schönheit der Blumen, und waren entzückt von ihrem lieblichen Geruche. Aemſig brach ſie das Mädchen, und durch die Zauberkraft derſelben bethört, entfernte ſie ſich von den begleitenden Geſpielinnen. Plötzlich erbebte die Erde. Aides hob ſich aus tiefer Kluft mit unſterblichen Roſſen zur Erde empor, ergriff die Proſerpina, und entführte ſie auf goldnem Wagen durch die Höhle zur Unterwelt. Laut jammernd rief ſie ihren Vater um Rettung an, aber außer Hecate und Helios vernahm Niemand ihre Klage, und vergebens hoffte ſie auf Rettung. Noch umſtändlicher iſt Claudian. Die reizende Schönheit der Proſerpina, ſingt er, entflammte alle Götter mit Liebe, beſonders Mars und Apollo. Die Tochter den Zudringlichkeiten der Liebhaber zu entziehen, barg Ceres ſie in Sicilien in einer Höhle, wo ſie, von Drachen bewacht, mit ihrer Amme Kalligena lebte. Pluto erbat ſich jetzt die Proſerpina vom Jupiter zur Gemahlin, der ſie ihm auch verſprach und der Venus den Befehl gab, das Mädchen durch Liſt aus der Höhle zu locken. Dieſe ging, von Minerva und Diana begleitet, nach Sicilien, und beredete, da ſie die wachſame Mutter nicht zu Hauſe fand, das Mädchen leicht zu einem Spaziergange. In Begleitung der Nymphen und des Zephyrus gingen ſie auf den blumigen Gefilden daher, Blumen pflückend. Da erbebte plötzlich die Erde, und

Pluto entführte das betäubte Mädchen in die Unterwelt, während Zeus durch ſeinen Donner ſeine Einwilligung verkündigte. Der Genuß eines Granatapfels vereitelte ihrer Mutter Bemühungen, ſie für die Oberwelt zurückzugewinnen (vergl. d. Art. Ceres). Die Orphiſche Hymne nennt ſie die Mutter der Eumeniden und des Ebuleus (hier Bacchus), die Eingeborne, die vielgeehrte würdige Gemahlin des Pluto, die Königin der Schatten, die Rächerin des Meineids, die Geſpielin der Horen, das allherrſchende Mädchen, die Fruchtſchwangere, die Nahrunggebende, die gewünſchte Frühlingsgöttin. Sie bringt Alles an das Licht, ergötzt ſich auf duftigen Wieſen, und ſchmückt ihren heiligen Leib mit grünenden Saaten, ſie, die Glanzvolle und Gehörnte. In dem 41ſten Orphiſchen Hymnus wird ſie unter dem Namen Miſe geprieſen, als die Mutter des Bacchus, die Keuſche und Heilige, die unausſprechliche Königin, welche zweigeſtaltig und Mann und Weib iſt. Vom Pluto hatte Proſerpina keine Kinder, vom Zeus aber den Zagreus. Zeus hatte ihr die Inſel Sicilien geſchenkt, und hier war ihr beſonders die Stadt Agrigent heilig. Sie wird auf einem Throne ſitzend, neben ihrem Gemahle, mit Narziſſen oder einem Granatapfel in der Hand, oder auch allein mit dem Zweizack ihres Gemahls abgebildet. Auch zu Locris und Megalopolis wurde ſie verehrt, und am averner See hatte ſie einen berühmten Hain; in Rom wie in Megalopolis hatte ſie mit der Ceres Einen Tempel. Männer durften dieſen nur ein Mal des Jahrs betreten. Man opferte ihr als Göttin der Unterwelt ſchwarze unfruchtbare Kühe; der Granatapfel, die Fledermäuſe und der Winter waren ihr heilig. Mit der Ceres wurde ſie in den eleuſiniſchen Myſterien verehrt. Pirithous und Theſeus, die ſie entführen wollten, mußten in der Unterwelt bleiben (ſ. d. Art.). Man ſchrieb der Proſerpina die Abſchneidung der Locke zu, durch welche die Todten zur Unterwelt eingeweiht wurden. Bei Leichenbegängniſſen ſchlug man ſich ihr zu Ehren an die Bruſt. Die Freunde und Diener des Verſtorbenen ſchnitten ſich die Haare ab, und warfen ſie, Proſerpina zu verſöhnen, in den Scheiterhaufen. Sie wird oft mit Hecate (ſ. d. Art.) verwechſelt.

Proſodie (vom griechiſchen Worte πρoς zu, an, und ᾠδη, Antönung, Accent) heißt der Zeitverhalt der Sylbenlaute und die Lehre davon. Betrachtet man die Sprachelemente, die Selbſtlauter (Vocale) und Mitlauter (Conſonanten), deren Verein eine Sylbe ausmacht, im Allgemeinen, und erwägt, daß die Conſonanten gleichſam die Knochen, die Vocale das Fleiſch des Wortbaues ſind, ſo ergibt ſich, daß der Ton auf dem Selbſtlauter ruht, und zwar länger, wenn mehr Selbſtlauter vorhanden ſind, die in Einen Laut zuſammenfließen. Gleichlautende Selbſtlauter alſo in einer Sylbe machen einen langen Selbſtlauter, er werde nun durch Figur, durch Verdoppelung (wie im deutſchen Aar), oder durch Dehnungszeichen (wie ohne, Liebe) kenntlich. Verſchiedenlautende Selbſtlauter in Einer Sylbe machen Diphthongen oder Doppellauter, und gebieten ebenfalls darauf zu verweilen. Alſo: lange Vocale oder Diphthonge machen ihre Sylbe lang. So wäre im Deutſchen auf, euch, bei, ihr, nun ꝛc. lang. Ferner was die Mitlauter oder Conſonanten betrifft, ſo erfodern ſie, beſonders wo mehrere zuſammentreffen, ebenfalls ein Verweilen der Stimme, und machen alſo die Sylbe lang. Der Einfluß der zuſammentreffenden Conſonanten auf den Zeitverhalt der Sylben

heißt in den Sprachlehren Poſition. Nun ſind aber in den verſchiedenen Sprachen im Wechſel der Conſonanten und Vocale entweder die erſtern, oder die letztern das Ueberwiegende, hauptſächlich Hervortretende. Sprachen, deren Princip der Wohllaut iſt, z. B. das Italieniſche und Spaniſche, lieben gehäufte Vocale, und meiden oder dämpfen die Gewalt und Anſtrengung der Conſonanten. In den nordiſchen Sprachen herrſchen dagegen die Conſonanten, deren zwei gewöhnlicheres Vorkommen ſind, drei aber das Ungewöhnlichere, und alſo das mehr den Ton Anhaltende, Hemmende. Daher drei unmittelbar auf einander folgende Conſonanten im Deutſchen die Sylbe durch Poſition verlängern würden, und zwar nicht, wenn ein Endconſonant mit zwei anfangenden zuſammenträfe, ſondern wenn auf zwei endende ein anfangender folgte, z. B. blutend verſchied, mächtig trieb, wobei freilich, da der Fuß nicht den Rhythmus, ſondern dieſer den Fuß macht, die Geſetze des Rhythmus zu befragen ſeyn würden. Eine ſolche Beſtimmung des Zeitverhalts nach dem verhältnißmäßigen Gewichte der Sylben unter einander heißt Quantität, und Sprachen, in welchen Vocale vorherrſchender Theil ſind, neigen ſich an und für ſich mehr zur Quantität und können daher quantitirende genannt werden. Dagegen neigen ſich andere, in welchen Conſonanten vorwalten, mehr zum Accent, indem ſie den Tonverhalt mehr nach einem innern Principe, der logiſchen Begriffspriorität beſtimmen, und heißen daher accentuirende Sprachen. Man hat allgemein die modernen als accentuirend angeſehen, und ſo auch die deutſche. So lange unſere deutſche Poeſie im Reim, in der Aſſonanz und Alliteration (ſ. dieſe Art.) eine Entſchädigung für den Mangel größeres Rhythmenreichthums, z. B. der Griechen, hatte, blieb auch unſer Sylbengehalt höchſtens nach dem Tonmaße und der Gewalt des Tactes beſtimmbar. Aber ſo wie in der künſtlichen Poeſie Sprache, Grammatik und Metrik ſich mehr und mehr ausbildeten, als durch Ramler und Klopſtock unſere Sprache auch in antiker Rhythmen Nachbildung ſich verſuchte, verlangte auch die Proſodie eine nähere Erörterung und Beſtimmung. Der geiſtreiche Moriz verſuchte zuerſt in ſeinem Verſuche einer deutſchen Proſodie, Berlin 1786, 8., ein Syſtem aufzuſtellen, deſſen Princip die Meſſung der Sylben nach dem Begriffe war, ſo daß bei der Beſtimmung der Länge und Kürze der Sylben es nicht im geringſten auf die Buchſtaben der einzelnen Laute, woraus ſie beſtehen, ankomme, ſondern bloß auf ihre Stellung neben einer bedeutenderen oder unbedeutenderen Sylbe. Er ordnete auch in dieſer Hinſicht die Redetheile tabellariſch. Indeß ließen ſich die Foderungen des Ohrs nicht abweiſen, ja die Sprache fügte ſich ihnen, von kunſtfertigen Händen geleitet, gern und willig. Voß bildete immer mehr Versmaße der Griechen und Lateiner nach, ja er gab eine Zeitmeſſung der deutſchen Sprache als Beilage zu ſeinen Oden und Elegien, Königsb. 1802, 8., heraus, worin die Rechte des Ohrs gegen das Auge ſchon lauter durchgeſetzt und die Rhythmen muſikaliſch bezeichnet wurden. Indeſſen hatte Hermann, der berühmte leipziger Philolog, ein lateiniſches und ein deutſches Lehrbuch der Metrik herausgegeben, um ſie wiſſenſchaftlich zu begründen. Aber er betrachtete den Rhythmus als bloß dem Auge dienend, ohne ihn in ſinnlicher Anſchauung auffaſſen zu können; dazu fehlte es ihm an Kenntniß der Muſik. Da nun hatte der geiſt- und kenntnißreiche Apel einen Cyklus von Nachbildungen des Styls griechiſcher

Tragödie begonnen. Seine im Polyidos vorkommenden Verſe befriedigten ſein Ohr nicht. Mit den Aitoliern ging ihm, der auch ein gründlicher Muſikkenner war, plötzlich eine neue, auf Muſik gegründete und aus ihr abgeleitete Metrik auf, deren Hauptergebniſſe er zuerſt als Anhang zu den Aitoliern aphoriſtiſch lieferte, in der Tragödie Kallirhoë meiſterlich übte, dann in der muſikaliſchen Zeitung 1807 durch alle Metra hindurch verfolgte. Schon hier gelang es ihm bei einer genau beobachteten Proſodie, metriſche Variationen über ein Thema mit ihrer muſikaliſchen Bezeichnung gegenüber in wohlklingenden und richtigen Verſen aufzuſtellen, bis er endlich in ſeiner Metrik, Leipzig 1814, 8., (in welcher er auch auf Hermanns neue Bearbeitung der Metrik Rückſicht genommen hat) eine allgemeine Proſodie aufſtellte. Aus ihr ergab ſich, daß, wie wir Deutſchen überhaupt in Kunſt und Wiſſenſchaft ein vermittelndes Volk, unſere Sprache auch hier zwiſchen den quantitirenden und accentuirenden mitten inne ſtehe, Accent die Proſodie nur als inneres Princip beherrſche. Dem gemäß macht ein langer Vocal oder Diphthong die Sylbe lang, wird aber wie im Griechiſchen willkürlich, wenn unmittelbar darauf wieder ein Vocal folgt, z. B. wohnt bei uns noch göttliche Kraft, bei Entarteten Freiheit, ſogar wenn zwiſchen beiden Vocalen zu Ende der Sylbe ein fließender oder doch einfacher Conſonant ſteht. Ferner macht das Zuſammentreffen mehrerer Conſonanten die Sylbe lang. Die Vorſylbe ent, das Verbindungswort und, nebſt einigen andern, wie mit, denn, iſt (als Copula), die zweite Perſon in der Einzahl (z. B. huldigſt) wird durch den Accent nicht abſolut lang, ſondern nur mittelzeitig. Die Endungen ig und ich bilden mit einem folgenden Conſonant Poſition, aber wenn er einfach iſt, nur unvollkommene, welche der vollkommene Daktylus noch verträgt. Endſylben, welche ihre Länge durch Poſition gewonnen, können nicht in der Hebung des Verſes ſtehen, und umgekehrt hat eine Endſylbe, welche in der Vershebung ſich als Länge bewährt, abſolute Quantitätslänge und darf nicht kurz gebraucht werden, z. B. Freiheit, Armuth u. a., bloß end in Elend iſt abſolut lang. Hiemit hätten wir denn eine Proſodie gewonnen, welche der Willkür und Nachläſſigkeit ein Ende macht und in einer wiſſenſchaftlichen Metrik ihre tiefere Begründung und Beſtätigung findet. Den ſichern Erweis ihres Vorhandenſeyns gibt nun ihre Beobachtung und Anwendung; wie denn eben Apels wohlklingende und harmoniſche Verſe und die durchgängige ungezwungene Anwendbarkeit ſeines metriſchen Syſtems ſelbſt auf antike Versmaße deſſen Wahrheit am beſten beweiſen. Auch hat er bis jetzt von Hermann ſelbſt keinen bedeutenden Widerſpruch erfahren. Selbſt Böckhs Einwürfe, der doch früher ſich zu ihm neigte, fanden leicht in der Vorrede zur Metrik ihre Widerlegung, und ſo ſteht denn zu erwarten, ob das Ohr noch länger durch das Auge tyranniſirt ſeyn wolle in Sachen des rhythmiſchen Geſanges, oder nicht. Näheres hierüber gehört unter den Art. Versmaß. Wa.

Proſopopöie, ſ. Perſonification.

Proſpect, Proſpectmahlerei, ſ. Mahlerei.

Protagoras, einer der berühmtern ältern griechiſchen Philoſophen, geb. zu Abdera, um die Mitte d. 5. Jahrhund. v. Chr. Er lehrte vorzüglich in Athen; man kann ihn aber als einen der erſten Sophiſten betrachten, die in Griechenland umherzogen, ihre

Schriften vorlaſen, öffentliche Disputationen anſtellten und für Geld Unterricht ertheilten. Er wurde des Atheismus beſchuldigt, deshalb aus Athen verwieſen, und ſeine Schriften öffentlich verbrannt. Er ſoll überhaupt die abſolute Wahrheit geleugnet und das Zweifelhafte der menſchlichen Erkenntniß ſelbſt auf die erhabenſten und wichtigſten Gegenſtände angewendet haben, die Tugend und die Gottheit; ſo daß er behauptete, ſie könnten eben ſo wohl ſeyn, als nicht ſeyn. In wie fern dieß gegründet iſt, läßt ſich mit Gewißheit nicht ausmachen, da ſeine Schriften verloren ſind, und nur manches daraus von Spätern angeführt wird.

Protector, Beſchützer. Dieſen Titel nahm Cromwell (ſ. d. Art.) an, als er ſich der Herrſchaft bemächtigt hatte, aber den königlichen Titel damit zu verbinden nicht wagte. Der Protector des Rheinbundes iſt noch in friſchem Andenken. — **Protectorium** iſt ein Schutz- oder Schirmbrief, auch das Schutzamt.

Proteſilaus, einer der griechiſchen Helden vor Troja. Er war ein Sohn des Iphiclus, Königs von Phylace in Theſſalien, und der Diomedea, und hieß eigentlich **Iolaus**. Den Namen Proteſilaus erhielt er, weil er bei der Landung der Griechen vor Troja zuerſt von dem Volke ans Land ſprang. Aber gleich nach der Landung wurde er von einem dardaniſchen Krieger, nach Einigen vom Hector, erlegt. Sein Grabmal war auf dem ſigeiſchen Vorgebirge. Er wurde nach ſeinem Tode als Heros verehrt, und hatte zu Eläus auf dem Cherſones ein Orakel, beſonders für Athleten, heilte auch mehrere Krankheiten.

Proteſt, Widerſpruch, Verwahrung, Rechtsvorbehalt. Vom **Wechſelproteſt** insbeſondere ſ. **Wechſel**.

Proteſtation, im juriſtiſchen Sinne, iſt eine in der Abſicht von Jemanden gegebene Erklärung, um ein Präjudiz abzuwenden, das ſonſt in Anſehung ſeiner Rechte durch eine eigene oder fremde Handlung entſtehen könnte, Verwahrung ſeiner Gerechtſame durch ausdrücklichen Widerſpruch, auch Zurückweiſung, Verwerfung eines Anſpruchs.

Proteſtant, **Proteſtantismus**. Im Allgemeinen kann Jeder, der eine Proteſtation einlegt, d. h. gegen einen aufgeſtellten Grundſatz oder eine von Andern ergriffene Maßregel Widerſpruch erhebt und ſich ſeine Ueberzeugungen und Gerechtſame dagegen verwahrt, Proteſtant heißen. Die Geſchichte legt dieſen Namen jedoch nur den Gliedern der evangeliſchen Kirche bei, weil die im Reformationswerke begriffenen evangeliſchen Reichsſtände gegen den durch Stimmenmehrheit entſchiedenen Beſchluß des Reichstages zu **Speier** („daß bis zu einer künftigen allgemeinen Kirchenverſammlung weitere Neuerungen in Kirchenſachen verhütet, die Meſſe ferner nicht abgeſchafft, auch an den Orten, wo die neue Lehre ſchon überhand genommen, nirgend gehindert, keine aufrühreriſchen Predigten gehalten und keine ſchmähenden Schriften gedruckt werden ſollten,") d. 19. April 1529 vor den verſammelten Fürſten eine förmliche Proteſtation einlegten und deshalb ſeit dieſer Zeit proteſtirende Stände oder Proteſtanten genannt wurden, auch ſich ſelbſt ſo nannten. Zu dieſem Widerſpruch, den ſie noch durch eine d. 25. April unterzeichnete feierliche Appellation gegen jede ihren Glauben bedrohende feindliche Maaßregel an den Kaiſer, ein künftig zu haltendes Nationalconcilium und jeden unparteiiſchen Richter beſtätigten, hatte ſie ſowohl die Anmaßung ihrer zahlreicheren katholiſchen Mitſtände, über Glaubensſachen abzuſpre-

chen, als auch die Betrachtung der augenſcheinlichen Hinderniſſe, welche ſie durch Einwilligung in jenen Reichstagsabſchied dem Fortgange der Reformation in den Weg legen würden, bewegen müſſen. Sie erklärten in ihrer Proteſtationsurkunde, daß ſie in Sachen, die Gottes Ehre und ihrer Seelen Heil beträfen, nur Gott als den höchſten Richter anſehen und daher den mehreren Stimmen nicht gehorchen könnten, daß, nach der Verweiſung früherer Reichstage auf ein frei, gemein chriſtlich Concilium, keinem Theile der Stände gebühre, des andern Lehren zu verurtheilen und, weil es noch im Streite liege, was die rechte heilige chriſtliche Kirche wäre, keine gewiſſere Lehre und Predigt ſey, als allein bei Gottes Wort zu bleiben und einen Text mit und aus dem andern zu erklären und auszulegen. Sie ſetzen hinzu, wo dieſe ihre Beſchwerung keine Statt finden ſollte, ſo proteſtirten ſie hiermit öffentlich vor Gott und allen Menſchen, daß ſie für ſich und die Ihrigen in alle Handlungen und vermeinten Abſchied, ſo wider Gott, ſein heiliges Wort, ihrer Seelen Heil und gut Gewiſſen, und wider den (der Reformation günſtigeren) ſpeieriſchen Reichsabſchied v. J. 1526 vorgenommen und beſchloſſen worden, nicht willigten; ſondern alles für nichtig und unbündig hielten, auch ihre Nothdurft dawider öffentlich ausgehen laſſen und an kaiſerl. Majeſtät gründlichen und wahrhaften Bericht erſtatten wollten. Sie übergaben dem Könige Ferdinand, als Stellvertreter des Kaiſers, dieſe Proteſtation mit dem Vorbehalt, ſie fernerhin noch zu extendiren, und die darauf folgende im Namen des Churfürſten von Sachſen, Markgraf Georgs von Brandenburg, Herzog Ernſts von Lüneburg, Landgraf Philipps von Heſſen und Wolfgangs, Fürſten zu Anhalt ausgefertigte Appellation „für ſich ſelbſt insgeſammt und ſonderlich für ihre chriſtlichen Unterthanen und insgemein für alle die, welche jetzt und künftig dem heiligen Worte Gottes anhangen würden;“ rechtfertigten aber dieſe Allgemeinheit ihrer Appellation durch die Bemerkung, daß, wie ſchon nach der natürlichen Verwandtſchaft der Menſchen zuläſſig ſey, wenn einer ohne weitere Vollmacht eines andern zum leiblichen Tode Verurtheilten ſich annehme, für ihn appellire und ſein Beſtes beſorge, vielmehr denen, die in einer geiſtlichen Verwandtſchaft und Brüderſchaft durch Chriſtum ſtünden, zuſtehe und gebühre, in ſo hochwichtiger Sache, zu Verhütung eignen und des Nächſten ewigen Gerichts, daſſelbige zu thun, daß die Nächſten des rechtlichen Schutzes ſich mit freuen und gebrauchen möchten. In der That war dieß die Meinung nicht nur der proteſtirenden Fürſten, denen 10 Reichsſtädte ſogleich beitraten, ſondern auch ihrer ſie ſtets berathenden Theologen, welche hierin als Stellvertreter der ganz mit ihnen übereinſtimmenden evangeliſchen Gemeinen handeln durften. Die Zuſtimmung derſelben bezeugte der uneingeſchränkte Beifall, mit dem die Bekanntmachung dieſer Urkunden in Heſſen und Churſachſen von den Freunden der Reformation aufgenommen wurde, und immer haben nicht nur die Evangeliſchen in Deutſchland, welche die Proteſtation der genannten Fürſten im politiſchen Sinne allein anging, ſondern die Evangeliſchen und Reformirten in allen Ländern überhaupt ſich zu den darin ausgeſprochenen, und hier in den weſentlichſten Zügen urkundlich angegebenen Grundſätzen bekannt. Die Benennung „Proteſtanten“ hat daher einen zwiefachen Sinn, je nachdem entweder die im deutſchen Reiche von der katholiſchen Kirche getrennten und durch gemeinſame Verpflichtung auf die augsburgiſche Confeſſion

mit einander zu einer Religionspartei verbundenen Stände nebſt ihren Unterthanen, oder überhaupt diejenigen Chriſten, welche das Princip des Widerſpruchs gegen jede menſchliche Autorität in Sachen des Glaubens und der ausſchließlichen Unterwerfung unter die Ausſprüche der heiligen Schrift und ihrer damit übereinſtimmenden Bekenntnißſchriften mit einander gemein haben, darunter verſtanden werden. Im erſteren Sinne war dieſe Benennung allerdings an die rechtlichen Verhältniſſe der deutſchen Reichsſtände geknüpft und auf die Reformirten, welche die augsburgiſche Confeſſion nicht annahmen, wie überhaupt auf Evangeliſche außer Deutſchland nicht anwendbar, weshalb ſie auch, da jene Verhältniſſe nicht mehr beſtehen, in der bekannten Auslaſſung der preußiſchen Regierung v. 30. Juni 1817 für veraltet erklärt und in die Geſchichte verwieſen werden konnte. Im andern Sinne aber gehört der Ausdruck „Proteſtanten" keinesweges blos der deutſchen Reichshiſtorie, ſondern der Weltgeſchichte, und, weil er in dieſer ein lebendiges, fortwirkendes, ſich immer weiter entwickelndes Princip religiöſer Denkart bezeichnet, auch der Gegenwart an. Beide Bedeutungen treffen in dem Begriffe zuſammen, welchen die erſten proteſtantiſchen Gemeinen von dieſem Namen hatten. Nach demſelben heißt derjenige Chriſt Proteſtant, der in Sachen des Glaubens und des Gottesdienſtes die Willkür und Obergewalt menſchlicher Satzungen verwirft, die heilige Schrift als einzige Richtſchnur ſeines Glaubens und Lebens anerkennt, die Freiheit, dieſer Richtſchnur allein zu folgen, fodert, und als Glied einer kirchlichen Gemeinſchaft ſich auf die Bekenntnißſchriften derſelben, doch nur weil ſie die bibliſchen Lehren und die einmüthige Ueberzeugung aller Mitglieder dieſer Kirche enthalten, auf ſo lange, als dieſe Ueberzeugung auch die ſeinige iſt, verpflichtet. Der gegenwärtige Sprachgebrauch bringt es mit ſich, die Glieder aller der Kirchen, die ſich im Fortgange der Reformation unter der Leitung dieſes Princips gebildet haben, Proteſtanten zu nennen. Dahin gehören die evangeliſch-lutheriſchen, die reformirten, die anglikaniſche, die mähriſche Bruderkirche, die Brüdergemeine und jene Parteien, welche aus den Streitigkeiten der Reformation unter einander hervorgingen, wie die Remonſtranten und Methodiſten. Die Taufgeſinnten, Quäker und Unitarier ſtimmen in der Proteſtation gegen den Papismus und jeden äußern Zwang mit den Proteſtanten überein, aber bei dieſer Freiheit fehlt ihnen doch die Geſetzmäßigkeit, die der Proteſtantismus durch unbedingte Folgſamkeit gegen die klaren Entſcheidungen des, von ihnen in einigen Punkten willkürlich gedeuteten, göttlichen Wortes beobachtet. Der Proteſtantismus bedient ſich der Freiheit des Glaubens, der Lehre und des Gottesdienſtes, die er ſeit ſeiner Entſtehung unabläſſig behauptet hat, nur gegen die Anmaßungen menſchlicher Machtſprüche, er vertheidigt ſie gegen alles, was ſeinem Fortſchreiten zu einer helleren Erkenntniß, ſchriftmäßigeren Lehre und erbaulicheren Gottesverehrung in den Weg treten will; aber er wehrt auch eben ſo nachdrücklich die Willkür ſubjectiver Meinungen und Einfälle, den Einfluß wandelbarer Zeitideen und Vorurtheile von ſeiner Auffaſſung des Chriſtenthums ab, indem er die religiöſen Anſichten der Einzelnen dem Worte Gottes unterordnet und deſſen Ausſprüche, wie ſie nach den Regeln einer vernünftigen Auslegung einander gegenſeitig erläutern und beſtätigen, als göttliche über jeden Widerſpruch erhabene Entſcheidungen achtet. Daher fodert er von ſeinen Bekennern den Glauben an die auf dieſe Art aus der heiligen Schrift her-

vorgehenden Wahrheiten des Chriſtenthums. Sie dürfen und ſollen allerdings ihre Vernunft gebrauchen, um aus dieſer alleinigen Quelle immer genauer zu erforſchen, was chriſtliche Lehre ſey, und der erforſchten Wahrheit die Form zu geben, in welcher ſie nach Maßgabe der verſchiedenen Zwecke der Mittheilung derſelben faßlich, erwärmend und fruchtbar werden kann — und dieß iſt inſonderheit das Geſchäft des evangeliſchen Lehramtes; — aber in den Stoff und Gehalt der chriſtlichen Lehre etwas einzumiſchen, was in den Ergebniſſen einer redlichen und beſcheidenen Schriftauslegung keine Beſtätigung findet, wäre ein Verfahren, dem die geſchichtliche Entwickelung und rein chriſtliche Tendenz des Proteſtantismus durchaus keine Rechtfertigung gibt. Denn da der Geiſt des Proteſtantismus jedem ſeiner Bekenner die Pflicht auflegt, durch ſelbſtſtändige Erkenntniß und eigne Ueberzeugung zum Glauben an die Wahrheiten des Chriſtenthums zu gelangen, ſo kann er zu denſelben nur das rechnen, was von der allgemeinen und höchſten Vernunft, d. h. von Gott, geoffenbaret iſt, und daher die Vernunft jedes Menſchen ſowohl vermöge ihrer urſprünglichen Verwandtſchaft mit der göttlichen ſchon an ſich befriedigen, als auch aus Ehrfurcht gegen das allgemeingültige, geſetzliche Anſehen göttlicher Ausſprüche zur Unterwerfung verpflichten muß. Der Proteſtantismus läugnet zwar keinesweges, daß der Wille Gottes ſich auch in der Natur und durch den Gang der menſchlichen Schickſale kund gebe, bindet aber die Verſuche, dieſe hieroglyphiſche, menſchlichen Augen nicht klar und verſtändlich genug vorliegende Offenbarung aufzufaſſen und zu deuten, an die Norm des Glaubens, welche der religiöſe Inhalt der heiligen Schrift, als der unzweifelhafteſten und deutlichſten Offenbarung Gottes, an die Hand gibt, weil er vorausſetzt, nur in ihr habe Gott geredet und ausgeſprochen, was chriſtliche Lehre ſey. Vergl. d. Art. Offenbarung. So bewahrt er in ſeiner Freiheit den Gehorſam, den der Menſch dem höchſten Geſetzgeber ſchuldig iſt, und proteſtirt gegen das Eindringen ſelbſterdachter, dem ſchriftmäßigen Lehrbegriffe (ſ. Symboliſche Bücher) nicht entſprechender Lehrſätze menſchlicher Philoſophie, wären ſie auch von der Vernunft weiſer Männer für wahr erkannt, eben ſo ernſtlich, als gegen den Papismus. Demnach iſt der Proteſtantismus, wie das Chriſtenthum ſelbſt, ein objectiv in ſich abgeſchloſſenes Syſtem religiöſer Wahrheit, deſſen formale Ausbildung und ſubjective Erkenntniß unabläſſig vervollkommnet und in Geſinnung, Wandel und Gottesdienſt ſeiner Bekenner lebendig werden ſoll. Dieſen hat er nach den Vorſchriften des neuen Teſtaments und dem Muſter der älteſten chriſtlichen Kirche, in der den Bedürfniſſen vernünftiger Menſchen zuſagenden würdigen Einfachheit, mit dem Vorbehalte geordnet, außer den von Chriſto ſelbſt eingeſetzten und daher unabänderlichen Sacramenten (Taufe und Abendmahl) keinem Kirchengebrauche eine durch die Handlung ſelbſt ſegnende Kraft beimeſſen und, wenn die fortſchreitende Erkenntniß Veränderungen darin nöthig macht, jedem eine zweckmäßigere Einrichtung geben zu dürfen. Im Art. Reformation findet man die Eigenthümlichkeit und geſchichtliche Bedeutung des Proteſtantismus ausführlich dargeſtellt. Doch ſchon aus den hier angegebenen Grundſätzen deſſelben erhellt ſein Verhältniß zum Catholicismus. Als Lehre und Cultus kann jeder von beiden ohne den andern beſtehen, ja das kirchliche Princip des einen ſchließt den andern aus, und, wenn der Proteſtantismus den Catholicismus duldet und als chriſtlich anerkennt, dieſer aber jenen nicht dulden, für ketzeriſch er-

klären und ausrotten will, ſo handeln beide ihren Principien gemäß; nur beweiſt jener durch ſeine Demuth und Billigkeit, daß er der Geſinnung nach dem Urchriſtenthume näher ſtehe, als dieſer. Als geſchichtliche Erſcheinungen und Elemente der Bildung des Menſchengeſchlechts zeigen aber beide in der geſelligen Reibung und Wechſelwirkung ihres wirklichen Lebens, daß ſie einander bedingen, anregen, warnen und ergänzen, wie im Staate das monarchiſche und das republicaniſche Princip. Vergl. d. Art. Catholicismus.

Proteus, in der altgriechiſchen Fabel ein vergötterter Menſch, der als wahrſagender und zauberiſcher Meergreis die Robben (Seekälber) Poſeidons im Aegeiſchen Meere weidete und, nach dem Berichte verirrter Seefahrer, manchmal auf der wüſten Inſel Pharos, unweit der weſtlichen Nilmündung, manchmal auch auf der entgegengeſetzten Seite des Mittelmeers, in Carpathos, dem heutigen Scarpanto, zwiſchen Creta und Rhodus, ſich mit den Robben ſonnte und Mittagsſchlaf hielt. Nur durch Liſt und Gewalt gezwungen, weiſſagte er; zuvor wandte er Alles an, um dem Fragenden zu entwiſchen, und verwandelte ſich, nach der Art der Meergötter, in allerlei Geſtalten, in verſchiedene Thiere, Bäume, ja ſelbſt in Feuer und Waſſer. Wer aber, unabgeſchreckt, ihn ſtets in feſten Banden hielt, dem entdeckte er endlich, was er zu wiſſen verlangte, Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges. So überliſtete und zwang ihn Menelaus (Homer Od. IV. 351 u. ff.), ihm ſeine Prophezeiungen und ſeinen Rath zu ertheilen. Homer nennt den Proteus einen Aegyptier, entweder im eigentlichen Sinne oder weil er in der Nähe des Stroms Aegyptus ſich aufhielt. Als ſpäter die ägyptiſchen Prieſter ſich der geſammten griechiſchen Götterlehre bemächtigten, machten ſie den Proteus zu einem Könige aus der Zeit des trojaniſchen Kriegs, der entweder durch heilige Künſte, oder durch künſtliche Veränderungen des Hauptſchmucks mancherlei Geſtalten habe annehmen können. In andern Erzählungen, welche vielleicht Virgil vor ſich hatte, war Proteus ein vergötterter Tauſendkünſtler aus Pallene, einer Landzunge Emathiens oder Macedoniens. Durch die Ruchloſigkeit ſeiner Söhne gekränkt, wanderte er zu Hercules Zeiten unter dem Meere weg nach Aegypten, und hütete ſeinem Herrſcher Neptunus, der ihm die prophetiſche Wundergabe verliehen hatte, die Robben jenes noch unerkundeten Meeres. Erſt die ſpätern Myſtiker ſchufen ihn zu einem Sinnbilde des Urſtoffs um, und ſo erſcheint er im 24ſten Orphiſchen Hymnus. Der ſterblich geborene Meerdämon wurde jetzt ein Sohn des Neptun und der Phönice oder gar des alten Oceanus ſelbſt und der Tethys. Zur Gemahlin gab man ihm die Pſamathe, mit der er mehrere Söhne und Töchter zeugte, deren Namen verſchieden angegeben werden. Von ihm nennt man jeden Menſchen, der ſchnell ſeine Geſtalt verwandelt, unter verſchiedenen Charakteren und Namen erſcheint, einen Proteus.

Protocoll, ein ſchriftlicher Aufſatz, welcher zur näheren Angabe und Beſcheinigung einer Verhandlung dient. So werden Protocolle aufgenommen über die Ausſagen einer zur Unterſuchung gezognen Perſon, über eine gemachte Anzeige, über die Berathſchlagungen einer Verſammlung wegen amtlicher Angelegenheiten u. ſ. w.

Protogenes, ein griechiſcher Maler und Zeitgenoſſe des Apelles, nach Einigen aus Rhodus, nach Andern aus Carien gebürtig. Es werden mehrere meiſterhafte Gemälde von ihm genannt,

namentlich der Jalyſus, der vermeintliche Stifter der Stadt Rhodus. Auf dieſem Gemälde befand ſich ein Hund, den der Maler keuchend und mit ſchäumendem Munde vorgeſtellt hatte. Plinius erzählt, daß ihm lange der Schaum am Munde nicht hatte glücken wollen. Vor Unwillen warf er endlich den Schwamm, womit er die Farben abzuwiſchen pflegte, auf das Gemälde, wodurch zufälliger Weiſe der Schaum ſo natürlich gebildet wurde, als es Protogenes nur wünſchen konnte. Dieſes Gemälde rettete auch die Stadt Rhodus bei der Belagerung durch den Demetrius. Zur Zeit des Cicero war es noch zu Rhodus; Caſſius brachte es nach Rom und ſtellte es in dem Tempel des Friedens auf, wo es unter Commodus ſammt dem Tempel verbrannte. Ueber ſein Zuſammentreffen mit Apelles vergl. man den Art. Apelles.

Prötus (Prötos), Zwillingsbruder des Acriſius, Königs von Argos. Beide waren ſchon feindſelig gegen einander im Mutterleibe. Acriſius vertrieb den Prötus aus Argos. Dieſer flüchtete zu Jobates oder Amphianax, König von Lycien, heirathete deſſen Schweſter, eroberte mit deſſen Beiſtande die Stadt Tyrius und ſtiftete daſelbſt ein kleines Reich. Hier kam Bellerophon zu ihm (ſ. d. Art.). Seine Töchter, die Prötiden, irrten entſtellt und wahnſinnig durch Argolis und Arkadien, weil ſie des Bacchus Geheimniſſe verachtet, oder der Juno Bild verſpottet hatten. Nach ſpätern Sagen wähnten ſie Kühe zu ſeyn, und irrten mit wildem Gebrüll durch die Fluren, und dieſer Wahn ergriff auch die übrigen Argiverinnen. Melampus heilte ſie, und erhielt einen Theil des Reichs. Prötus ſoll von Perſeus durch das Meduſenhaupt verſteinert worden ſeyn.

Protze, ſ. Canonen.

Provence, eine ohngefähr 400 Quadratmeilen große und von 800,000 Menſchen bewohnte Provinz Frankreichs, welche bis zu der neuen Eintheilung in Departements eins von den Generalgouvernements dieſes Reichs war, jetzt aber die drei Departements der Rhonemündungen, des Var und der niedern Alpen bildet; ein kleiner Theil iſt zum Departement der Vaucluſe geſchlagen. Die Gränzen der Provence ſind gegen Oſten Piemont und Nizza, gegen Süden das mittelländiſche Meer, gegen Weſten der Rhonefluß, welcher ſie von Languedoc (den Departements des Herault und des Gard) trennt, und gegen Norden die Grafſchaft Venaiſſin und Dauphiné (die Departements Vaucluſe, Drome und der obern Alpen). Dieſe Landſchaft, welche die erſte des alten Galliens war, in der ſich die Römer vor Chriſti Geburt feſtſetzten, erhielt von ihnen den Namen provincia, woraus der jetzige Name Provence entſtanden iſt. Bei dem Untergange des abendländiſchen römiſchen Reichs bemächtigten ſich nach und nach die Weſtgothen, die Burgunder, die Oſtgothen und die Franken dieſer Landſchaft. Auch die Sarazenen waren eine kurze Zeit im Beſitze derſelben. Karl Martel vertrieb ſie wieder daraus. Als das fränkiſche Reich im Jahre 841 unter die Kinder Ludwig des Frommen getheilt wurde, kam die Provence zu dem Antheile Lothars II. Unter den Nachfolgern deſſelben machten ſich die Grafen von Provence allmählig unabhängig, und ihre Nachkommen von vier verſchiedenen Zweigen blieben Herren derſelben bis auf das Jahr 1480, wo der letzte Stamm erloſch und die Provence an die Krone fiel. In Rückſicht der Naturbeſchaffenheit iſt dieſe Landſchaft in zwei Haupttheile abgetheilt, in den nördlichen und den ſüdlichen, wovon jener die Oberprovence, der letztere die Niederprovence heißt.

Die Oberprovence iſt ein völliges Gebirgsland, durchaus mit Zweigen der Alpen bedeckt, zwiſchen welchen ſich weitere und engere Thäler öffnen. Eins der weiteſten, aber zugleich das wildeſte iſt das von Barcelonette. Man nennt dieſe Alpenzweige Alpinen, die ſich auf der Gränze Piemonts von den cottiſchen Alpen trennen, und ihre verſchiedenen Zweige über die ganze Oberprovence ausbreiten. Hauptfluß iſt die Durance. Außerdem giebt es eine Menge Waldbäche, die im Sommer austrocknen, im Frühjahre aber, wenn der Schnee auf dem Gebirge ſchmilzt, furchtbar anwachſen, aus ihren Ufern treten und große Verwüſtungen anrichten. Das Klima iſt feucht und veränderlich; ein eintretender Nordwind verwandelt ſchnell die größte Hitze in ſchneidende Kälte und im Sommer folgt ein Regen dem andern. Der ſteinige, trockene und dürftige Boden erlaubt nur einen geringen Ackerbau, welcher, ungeachtet des Fleißes des Landmannes, kaum die Hälfte des Getreidebedarfs gewährt. Kartoffeln, die in Menge gebaut werden, müſſen das Fehlende erſetzen. Pferde- und Rindviehzucht ſind weniger bedeutend als die Schaf- und Ziegenzucht; auch die Bienenzucht iſt anſehnlich. Wein, Mandeln, Feigen und andere edle Früchte, Kapern, Oliven kommen in mehreren Gegenden fort. Von den zahlreichen Mineralien wird faſt nichts, ſelbſt die Salzquellen nicht genutzt. Die Induſtrie iſt unbedeutend, die Fabriken, die man hat, ſind auf wenige Städte beſchränkt. Ein Erwerbszweig der armen Bewohner beſteht hauptſächlich in der Auswanderung in andere Provinzen, wo ſie den Sommer durch ihrer Hände Arbeit etwas verdienen; ein anderer Theil nährt ſich vom Hauſiren. Was die Niederprovence betrifft, ſo iſt auch der nördliche und öſtliche Theil bergig, und wird gleichfalls von den Alpinen durchzogen, die ſich auf der Gränze von Nizza von den Seealpen trennen, und unter dem Namen Maures die Provinz durchziehen. Ihr Anblick hat nichts Erfreuliches, indem ſie größtentheils nackte unbewaldete Felſen, doch mit den aromatiſchſten Pflanzen, als Rosmarin, Lavendel, Thymian, Salbei ꝛc. bewachſen ſind. Der weſtliche Theil und der Küſtenſtrich iſt eben und flach und zum Theil moraſtig. Einen Raum von achtzehn Quadratmeilen nimmt die Crau ein, eine Fläche, worauf man nichts als Steingeſchiebe ſieht, die ſpärlich mit Lehm vermiſcht ſind, und wenig mehr als Wermuth und Lavendel hervorbringen. Die vornehmſten Flüſſe ſind die Rhone, welche hier ins Meer ſich ergießt, die reißende Durance, deren Ueberſchwemmungen vielen Schaden anrichten, und der Var als Gränzfluß gegen Nizza. Das Klima iſt ganz italieniſch; man kennt kaum Froſt und Schnee, wohl aber ſtarke Reife, welche häufig der Olive und den zärtlichen Südfrüchten ſchädlich werden. Die Hitze im Sommer iſt oft unmäßig, und es regnet ſelten. Im Januar bekleidet ſich die Erde ſchon mit friſchem Grün, und im Februar ſteht alles in Blüthe; doch führt der kalte Nordweſtwind, hier Miſtral genannt, häufig Froſt und Reif zurück, hält aber nicht lange an. Die Rindvieh- und Pferdezucht iſt nicht bedeutend, wichtig iſt die Schafzucht, auch hält man eine Menge Ziegen. Die Bienenzucht liefert trefflichen Honig und Wachs. Die Seidencultur iſt beträchtlich, ſo wie auch die Fiſcherei. Der Ackerbau iſt bei dem ſteinigen, kalkigen und trocknen Boden eingeſchränkt, und liefert kaum den Bedarf für die Hälfte des Jahres. Man kauft das Fehlende zu, oder behilft ſich mit Kaſtanien und Kartoffeln. Dagegen iſt der Wein- und Olivenbau ſehr ausgebreitet. Ein Theil des Oels wird unter dem Namen

Provenceröl ausgeführt. Aus den geringen Weinſorten macht man Branntwein, und es wird auch eine große Menge Roſinen getrocknet. Keine Provinz Frankreichs iſt ſo reich an edlen Südfrüchten; man zieht köſtliche Feigen, Mandeln, Kaſtanien, Maronen, ſelbſt Orangen, Citronen, Granaten, Datteln und ſüße Pataten im Freien. Vom Obſte hat man das meiſte Kern- und Steinobſt, beſonders aber machen die Prunellen und Perdrigonen, die Mispeln, wälſche und Haſelnüſſe einträgliche Handelsartikel aus. Auch kommen Kapern, Süßholz, Roſinen, Trüffeln in den Handel. An Holz iſt drückender Mangel, und daher iſt kein großer Bergbau möglich, ob es gleich nicht an Metallen, als Kupfer, Blei, Eiſen, fehlt. Man gewinnt faſt bloß Steinkohlen, die einigermaßen den Holzmangel erſetzen, und Seeſalz. Die Bewohner der Provence, die Provenzalen (ſ. d. Art.) genannt, zeichnen ſich in mancher Hinſicht ſehr von den übrigen Franzoſen aus. Sie ſprechen einen eigenen altromaniſchen Dialekt, welcher näher mit dem Italieniſchen als mit dem Franzöſiſchen verwandt, und nicht übelklingend iſt. Sie ſind heftig, leidenſchaftlich und unbeſtändig, dafür aber auch ohne Falſch, gutmüthig, und trotz ihres Leichtſinns, brav, emſig und arbeitſam. Die niedern Claſſen zeichnen ſich durch eine derbe unterſetzte Statur, ein rauhes ſtruppiges Haar, äußerſt kräftige, leidenſchaftliche Geſichtszüge, beſonders aber durch wilde, blitzende Augen aus. Sie lieben das Vergnügen über alles, und man findet mancherlei bemerkenswerthe Volksluſtbarkeiten bei ihnen. Sie ſind übrigens fleißige Landleute, unerſchrockene Fiſcher und Schiffer, thätige Kaufleute und geſchickte Manufakturiſten, welche beſonders Seidenwaaren, Seife und Leder verfertigen. Die wichtigſten Städte der Provence heißen: Marſeille, Toulon, Aix, Arles, Graſſe und Taraſcon.

Provenzalen, Provenzaldichter ſind die ritterlichen Dichter des 12ten und 13ten Jahrhunderts im ſüdlichen Frankreich und Spanien. Dieſe ſüdlichen Landſchaften führten damals den gemeinſchaftlichen Namen Provence. Unter dieſer iſt alſo nicht nur das Land zwiſchen der Rhone und Var zu verſtehen, ſondern auch, was ſonſt hieß Languedoc, Gascogne, Auvergne, Bourgogne, vereinigt ſeit dem Anfange des 12ten Jahrhunderts (unter Raimond Berengar IV., zuvor Graf von Barcelona oder Catalonien, und dann durch Verheirathung Graf von Provence, und als ſolcher Raimond Berengar I.) und dann erweitert durch Aragonien und einen großen Theil des ſüdlichen Spaniens. Die Unterthanen hießen Provinciales oder Provençaux, und waren ungefähr durch die Loire von den weit rohern François geſchieden. Südfrankreich, ſchon ſonſt durch die Colonien der Griechen, z. B. Marſeille, und durch die Nähe der Römer mehr verfeinert, und durch ſchönern Himmel und liberalere Regierung begünſtigt, war bis zum eilften Jahrhunderte dem Norden in der Cultur ſchon ſehr vorgeeilt, und im Beſitze einer Sprache, die, aus römiſchen und germaniſchen Wörtern gebildet, ſich durch Klarheit, Zartheit, Wohlklang und Reichthum ſo auszeichnete, daß ſie die Sprache der Gebildeten auch in Catalonien, Valencia, Majorca u. ſ. w. ward. Eine ſolche Sprache, die romaniſch-provenzaliſche, die Verfeinerung des damaligen Adels durch die Bekanntſchaft mit dem Orient, namentlich mit den dichtenden Arabern, die durch Reiſen und Abenteuer geweckte Phantaſie und vergrößerte Verſtandesbildung, die herrſchend gewordene romantiſche Stimmung und der durch den Handel erzeugte Wohlſtand, alles dieſes weckte die

Geiſter, weckte die Poeſie; man ſang Krieg und Abenteuer, Religion und Liebe, und fand viel Ermunterung und lauten Beifall, beſonders von Seiten der in den Liedern verherrlichten Frauen. Bald war poetiſch der ganze Adel und Alles, was Bildung hatte in der Provence, deren Fürſten beſonders Raimond Berengar III. und V., die Dichtkunſt ſehr begünſtigten. Unter ihrer Herrſchaft und an ihren Höfen, damals den gebildetſten und prachtvollſten in ganz Europa, gehörte es zum guten Tone, einen Kreis von Dichtern aus dem Adel um ſich zu verſammeln. Poeſie und Geſang, durch die Laute, Harfe oder Violine begleitet, mußte jede Feſtlichkeit verherrlichen; daher Viele herumreiſeten, um durch ſolche Gaben die Freudenfeſte zu verſchönern. Die Namen Provenzal und Dichter wurden faſt gleichbedeutend. Ihre Lieder, in denen ſich der Reim ausbildete, die aber oft nicht aus poetiſcher Begeiſterung, ſondern aus Nachahmungsſucht hervorgingen, waren bald ſüße, fröhliche (Soulas), bald klagende Liebeslieder (Lais), bald idylliſche (Pastourelles), bald religiöſe, bald didaktiſche, bald ſtark ſatiriſche (Sirventes), beſonders gegen die verdorbene Geiſtlichkeit, bald Wettgeſänge über galante Streitfragen (Tensons), die an den Liebeshöfen (Cours d'Amour) recitirt wurden. Am liebſten ſangen ſie jedoch Frauen und Liebe, wetteifernd, ihre Damen als Idole und Ideale zu verherrlichen, aber nicht ſo herzlich und ſo züchtig, wie die deutſchen Minneſänger. So wenig uns nun ihre Gedichte im Ganzen zuſagen, da nur einzelne feine und treffliche Stellen in ihnen zu finden ſind (die überhaupt im Originale geleſen werden müſſen, weil der meiſte Reiz im Ausdrucke liegt), und ſo wenig ihre Lieder wahrhaft poetiſchen Werth haben, da ſie ſelten etwas feſt halten, und oft mehr phantaſtiſche Ziererei und alltägliche Reimerei, als Wiederhall eines begeiſterten Gemüths ſind, ſo darf man doch die großen Vortheile nicht verkennen, welche ihre Zeit von dieſer Poeſie davontrug, welche immer die Geiſter bildete, die Sprache bereicherte, die Männer zu Thaten begeiſterte, und die Frauen anfeuerte, ſich liebenswürdig zu machen. Die provenzaliſchen Dichter führten auch den Namen romaniſche Dichter, weil man die Provenzalſprache auch noch die romaniſche nannte, aus welcher ſie ſich gebildet, und in welcher man ſchon im 10ten Jahrhunderte Romane zu ſchreiben verſucht hatte; ferner Troubadours (ſ. d. Art.), und im Italieniſchen Trovatori; während die etwas ſpätern nordfranzöſiſchen Dichter, welche in der franzöſiſchen Sprache beſonders Romane, die viel Unſinn, alberne Mährchen und Phantaſtereien enthalten (zuerſt den damals ſo beliebten, aber langweiligen Roman von der Roſe), Heldengedichte (von den zwölf Pairs Carls des Großen, von den Rittern der Tafelrunde und von den Amadiſſen), Contes und Fabliaux ſchrieben, und die beſonders Carl VI. begünſtigte, Trouvères genannt wurden. Der älteſte Troubadour, den wir noch nach ſeinem Namen und ſeinen Liedern kennen, iſt Wilhelm, Graf von Poitiers und Guienne (geb. 1071), der die Abenteuer ſeines Kreuzzugs beſang, vor dem jedoch ſchon Andere geſungen haben müſſen. Die Zeit der Provenzaldichter währte höchſtens 300 Jahre; ihre Blüthe ſetzt man auf 1162, als Berengar III. vom Kaiſer Friedrich I. mit der Provence belehnt worden war. Da waren nicht bloß die Großen und viele Damen in der Provence, ſondern auch große fremde Fürſten (z. B. Richard Löwenherz) und der italieniſche Adel ganz für den Provenzalgeſang entflammt. Die Reize der Provenzalſprache und

des Provenzalgeſangs verbreiteten ſich nämlich gar bald in Italien (wo Folchetto der erſte namentlich bekannte Provenzaldichter war) und in Spanien (limoſiniſche Provenzaldichter), wo viele Fürſten Dichter waren (wie Alfons II., Peter III. und IV.), auch ſpäter in Sicilien. Der Verfall des Provenzalgeſangs trifft ins 14te Jahrhundert, in deſſen erſter Hälfte man ſchon Preiſe (zu Toulouſe goldene Veilchen, dann auch ſilberne Ringelblumen und Feldroſen) zur Ermunterung für Dichter ausbieten mußte. Der letzte, den Millot, der Verfaſſer des Hauptwerks über dieſen Gegenſtand (Hist. littéraire des Troubadours, Paris, 1774. 3 Voll. 8.) in dieſem Fache, anführt, iſt Jean Eſteve de Bleſières (um 1286). Man ward dieſes Zeitvertreibs natürlich endlich überdrüſſig, der Verſtand verdrängte die Phantaſie, der Adel verlor ſeinen Glanz, die fürſtlichen Begünſtiger ſtarben aus, die entſtehende Herrſchaft der Könige aus dem franzöſiſchen Hauſe begünſtigte ſtatt der Provenzalſprache die franzöſiſche, auch fehlte es an Stoff, da die Ritterabenteuer aufhörten; ein kräftiger Petrarca trat unter den Provenzalen nicht auf, und ſtatt der Sänger, die man, wenn ſie ſelbſt Troubadours waren, Menetriers nannte, gab es nur noch Luſtigmacher, Jongleurs, die den Namen Troubadours mißbrauchten, und die Verachtung der letztern bewirkte auch das Vergeſſen der frühern beſſern Dichter. Wir haben noch viel von dem poetiſchen Nachlaſſe der Provenzaldichter, unter andern einige religiöſe Romane, und dieſer Nachlaß iſt allerdings ſehr intereſſant für uns, weil er nicht nur eine Probe des wiedererwachenden Geſchmacks der Europäer, und ein Denkmal der damaligen Denkart und der damaligen Sitten unter den Gebildeten iſt, ſondern auch den Alterthumsforſchern viele Materialien gibt. Wir können dieſen Aufſatz nicht ſchließen, ohne dem Leſer ſelbſt eine Probe von den Producten jener Sciença gaye (ſo nannten ſie die Dichtkunſt) gegeben zu haben.

1) Romaniſch-provenzaliſch.

Al chans d'ausels commenza ma chansos,
Chant aug chantar la ghianta et aiglos,
E' pels cortils veg verdegar lo luis.
La blava flors que par entr' el boissos,
E'l piu clar corren sobr' els sablos
La ü s'espand la blanca flor del lis . . . . .

d. i. ſingen Vögel wieder, dann ſchallt auch mein Lied; hör' ich wieder die Lerche und Amſel, ſehe ich wieder grünen den Grund der Wieſen, prangt die blaue Blume wieder in den Hecken, und rieſeln die Bäche hell über den Sand hin, dort, wo die weiße Blüthe der Lilien entblüht . . . . .

2) Romaniſch-franzöſiſch.

Quand florist la violette,
La rose et la fleur du glais,
Que chante le Papegai,
Lors mi poignent amoretes,
Qui mi tiennent gai.
Mis pieça ne chantai;
Or chanterai
Et ferai

Chanson joliette
Pour l'amour de ma miette,
Ou grand pieça me donnai.

d. i. wenn das Veilchen blühet, und die Roſ' und Tulpe, wenn die Vögel ſingen, necken mich die Liebesgötter, welche mich ſo fröhlich machen. Niemals noch ſang ich; doch bald ſing' ich; dann mach' ich ein artiges Liedchen der Liebe der Theuern, der ich innig ergeben bin. F.

Provinz, Provincia, hieß bei den Römern eine Landſchaft, welche ein geweſener Conſul oder Prätor als Statthalter verwaltete (ſ. Proconſul). Demnach wurden ſie eingetheilt in Provincias consulares und praetorias. Aber nur ſolche dem römiſchen Reiche unterworfene Landſchaften hießen Provinzen, welche außerhalb Italien lagen. Unter Auguſt wurden die Provinzen in Provincias senatorias oder populares und imperatorias getheilt. Zu letztern beſtimmte man diejenigen Provinzen, welche feindlichen Angriffen am meiſten ausgeſetzt waren, und deren Verwaltung ſich Auguſt unter dem Vorwande allein vorbehielt, um den Senat und das Volk von Unruhen zu befreien, eigentlich aber, um das Commando des Heeres einzig in den Händen zu haben. Sie waren nicht immer dieſelben. Bei uns gebraucht man den Ausdruck Provinz ſtatt Landſchaft, beſonders wenn dieſe nicht zu den Stammländern gehört, und im Gegenſatze von der Reſidenz.

Provinzial heißt ein Ordensoberer, der über die Klöſter ſeines Ordens in einer beſtimmten Provinz Aufſicht führt und unter dem Ordensgeneral ſteht.

Provinzialismen ſind Spracheigenheiten gewiſſer Landſchaften und Landſtriche.

Provocation, iſt ein gerichtliches Zwangsmittel, wodurch jemand einen Andern zum Proceſſe ſo auffodert, daß derſelbe im Unterlaſſungsfall einen gewiſſen Nachtheil leidet. Der dadurch veranlaßte Proceß heißt Provocations-Proceß. Die Provocatio ex lege „diffamari" iſt die gerichtliche Auffoderung an Jemand, der etwas für unſere Perſon, unſre Ehre oder unſer Vermögen Nachtheiliges verbreitet hat, ſolches, bei Strafe eines ewigen Stillſchweigens, gerichtlich zu beweiſen und auszuführen. Sie heißt auch Diffamationsklage (ſ. d. Art.). Die Provocatio ex lege „si contendat" iſt die Provocation, durch welche man den Provocaten nöthigt, entweder gegen den Provocanten zu klagen oder zu dulden, daß deſſen Einreden für fortdauernd erklärt werden.

Prozeß in der Jurisprudenz. In den Staaten, deren Hauptzweck die Sicherung des Rechts iſt, muß an die Stelle der Selbſthülfe die Hülfe des Staats, oder der Stellvertreter deſſelben — der Verwalter der Juſtizpflege, treten und dem unrecht Handelnden entgegenwirken. Indeſſen muß der Natur der Sache nach einer ſolchen gerichtlichen Hülfe die richterliche Anerkennung der Exiſtenz ihres Objects vorangehen. Dieß erzeugt von Seiten des Richters eine Reihe von Handlungen, für die, weil ſie einen beſtimmten Zweck haben, ſich ſowohl in Hinſicht der Ordnung, als Einrichtung, beſtimmte Regeln von dem Verſtande bilden laſſen. Wiewohl nun auch bei nicht ſtreitigen Fällen (z. B. bei Verſchollenen, bei Gemeindetheilungen) ein regelmäßiges Verfahren zur Feſtſtellung der Rechte nothwendig

iſt; ſo pflegt man doch dem Sprachgebrauche zufolge bloß die **Verhandlung eines Rechtsſtreits**, welche zu einer gerichtlichen Entſcheidung deſſelben nothwendig iſt, das gerichtliche Verfahren oder (das procedere) den Prozeß, und die Lehre davon die Prozeßtheorie (oft auch ſelbſt Prozeß) zu nennen. Auch ſondert man richtig von der letztern die Anleitung zur Form des Gerichtsſtyls, indem dieſe Anleitung einen Theil der ſogenannten juriſtiſchen Praxis ausmacht. Da jene Verhandlung nicht ohne einen ihr angehörigen Gegenſtand und ohne Verhandelnde denkbar iſt, ſo drängt ſich zuvörderſt die Frage auf: welches ſind die **Sachen**, ſo in beſtimmter Form verhandelt werden ſollen, — wo denn nach geſchehener Sonderung der Civilſache (welche das Mein und Dein betrifft) von der Criminalſache (welche mit einer öffentlichen Strafe belegt iſt) jede nebſt ihren verſchiedenen Eigenſchaften genau zu entwickeln und von allen verwandten abzuſondern iſt. — Sodann führt die nothwendige Beantwortung der Frage: welche Perſonen hat der Staat dazu beſtimmt, die Prozeſſe der Bürger zu leiten und zu entſcheiden, in welchem Verhältniſſe ſtehen alle dieſe Perſonen in Hinſicht einzelner Individuen und Sachen, und welches ſind im Allgemeinen ihre Pflichten — zu der Lehre von der Gerichtsbarkeit. — Hierauf ſind die Perſonen, welche bei einem Prozeſſe vorkommen, nach ihren Eigenſchaften zu betrachten. Sie ſind Haupt- und Nebenperſonen. Jene ſind theils **richtende** und zwar von den Parteien gewählte (Schiedsrichter) oder öffentlich angeſtellte Beamte (Juſtizbeamte, Richter oder Gerichtscollegium, Ober- und Untergerichte), theils ſtreitende, auch Parteien genannt, Kläger, Beklagter, Denunciant, Denunciat, Inquiſit, und als Nebenperſonen ihre Rechtsbeiſtände, Anwalte, Sachwalter und Intervenienten, mit verſchiedenen Namen. In Hinſicht der Perſonen wie der Sachen iſt der Gerichtsſtand wichtig (ſ. **Forum**). Nach dieſen Momenten iſt die Verfahrungsweiſe ſelbſt, welche in engerer Bedeutung Prozeß genannt wird, zu zergliedern. — Die alten Völker, den wahren Geiſt des Criminalrechts verkennend, zogen zwiſchen dieſem und dem Civilrechte nicht ſo ſcharfe Gränzlinien, wie es die Natur der Sache erfodert, und ſchufen einzig für das erſtere den Anklageprozeß, welcher einen dem Gange der Civilſtreitigkeiten nicht unähnlichen Weg nahm. Durch das canoniſche Recht hingegen wurde nach und nach in dem Inquiſitionsprozeſſe eine ganz verſchiedene, jedoch dem Strafrechte höchſt angemeſſene, Verfolgungsform eingeführt. Eben ſo entſpricht der deutſche gemeine Civilprozeß dem Geiſte des Privatrechts. Daher werden die nun folgenden Grundriſſe der Verfahrungsweiſen in Gemäßheit deutſcher gemeiner Rechte gegeben, und da ſie aus der Natur der Sache hervorgehen, ſo ſtimmen ſie auch mit den meiſten poſitiven Geſetzen überein. — Das Civilverfahren beginnt mit einer Handlung der Parteien, regelmäßig mit der ſchriftlichen **Klage** (ſ. d. Art.). Der Beklagte vertheidigt ſich dagegen bald in einer **Einlaſſung** (litis contestatio), indem er den Inhalt der Klage ganz oder zum Theil ableugnet, bald Einreden (ſ. d. Art.) vorſchützt. Der Kläger ſalvirt hierauf ſein Recht in einer **Replik**, worauf gewöhnlich ſein Gegner mit einer **Duplik** (ſ. d. Art.) ſchließt. Der Richter leitet dieſen Schriftwechſel durch Decrete (ſ. d. Art.) und ſpricht dann ein Urtheil aus, in welchem er bei Ermangelung eines Rechtsgrundes die Klage verwirft, oder, wenn er nicht jetzt ſchon hauptſächlich erkennen kann, auf Beweis (ſ. d. Art und **Deduction**) der illiquiden Thatſachen, ſey es der Klage oder Einrede,

mit Nachlaſſung des Gegenbeweiſes erkennt (Beiurtheil). Iſt letzteres der Fall, ſo fångt nun ein Beweisverfahren an. Der Richter beraumt nåmlich, nachdem die Parteien in legitimer Friſt (ſ. d. Art.) ihre Beweiſe (probatio, reprobatio) in Schriften eingereicht haben, einen Termin (Productions- und resp. Reproductionstermin) an. Hier werden Urkunden im Originale zur Anerkennung vorgelegt (producirt), die Zeugen beeidet und in Abweſenheit der Parteien abgehört, auf die zu Eid geſtellten Artikel Einlaſſung und Antwort verlangt und der Augenſchein ſo thunlich eingenommen. Ein beſonderes Verfahren über die Zulåſſigkeit der Beweismittel (Productions-, Reproductionsverfahren im engern Sinne) muß der Richter zu vermeiden ſuchen, damit nach Lage der Sache, die in einen Rotul gebrachten Zeugenausſagen (ſ. Zeuge) den Parteien alsbald eröffnet oder ein Termin zu Ableiſtung des Eides (Schwörungstermin) anberaumt werden kann. Oft liefern nun noch die Parteien Deductionen über ihre behaupteten Rechte aus den Beweisführungen (Impugnationsſchrift, Salvationsſchrift). Der Richter aber faßt darauf ein Urtheil in der Hauptſache (sententia definitiva,) ab, worin er unbedingt abſolvirt, condemnirt oder noch auf Leiſtung eines Eides von Amts wegen ſpricht (ſ. Eid). — Dieſe Verhandlungsart iſt Regel und wird daher ordentlicher Prozeß genannt. Ausnahmsweiſe tritt aber auch ein hiervon abweichendes Verfahren, außerordentlicher Prozeß, ein. Iſt Raſchheit der Verfahrens Grund dieſer Abweichung, ſo nennt man das Verfahren ein ſummariſches, welches einen beſtimmten (Wechſel-, Executivprozeß) oder unbeſtimmten Gang hat. Auf einem andern Sonderungsgrunde beruht der Concursprozeß (ſ. Concurs). Das ganze Verfahren wird abgekürzt, wenn das Geſuch des Klägers mit einleuchtenden Beweiſen verſehen iſt. — Das bisher beſchriebene Verfahren iſt Sache eines Richters. Glaubt aber eine Partei durch das Erkenntniß dieſes Richters gravirt zu ſeyn, ſo muß ſie binnen zehn Tagen ein Rechtsmittel (ordentliches Rechtsmittel) dagegen einlegen, wodurch immer die Rechtskraft jenes Urtheils ſuspendirt wird (Suspenſivmittel) und eine neue Inſtanz (ſ. d. Art.) anhebt. Wird das ganze Verfahren an ein neues Gericht gebracht, ſo nennt man das Rechtsmittel vorzugsweiſe ein devolutives (Appellation). Außerordentlicher Art ſind die reſciſſoriſchen Rechtsmittel (remedia rescissoria), welche gewöhnlich keinen Suspenſiveffect haben (Beſchwerde über unheilbare Nichtigkeit, Wiedereinſetzung in den vorigen Stand). — Iſt ein Urtheil nach den Verhandlungen in den geſetzlichen Inſtanzen oder ſchon in der erſten rechtskråftig geworden, ſo darf der Sieger um Vollſtreckung deſſelben (executio) nachſuchen, wobei eine Berechnung (Liquidationsverfahren) vorkommen kann. — Noch können in jedem Theile des ordentlichen und außerordentlichen Prozeſſes mancherlei Nebenhandlungen vorkommen, welche in den beſtimmten Rechtsgang nicht hinein gehören, z. B. Verſuch zur Güte, Befriſtungen und Ungehorſamsanklagen, Reaſſumtion, Sicherheitsleiſtungen, Intervention u. ſ. w. — Den Unterſuchungsprozeß (Inquiſitionsprozeß), bei welchem die richterliche Thåtigkeit, auch ohne Auffoderung, von Amts wegen eintritt, veranlaßt ein geſetzlicher Grund zur Unterſuchung, welcher entweder in eine Denunciation oder in ein öffentliches Gerücht oder aber in Anzeigen (indicia praesumt.) zu ſetzen iſt. In Beziehung auf das Formelle zerfållt dieſer Prozeß auch in den ordentlichen, feierlichen und in den ſummariſchen. Bei dem letztern kommen nur

die bei jedem Strafprozeſſe überhaupt weſentlich nothwendigen Handlungen zur Anwendung. Der ſolenne peinliche Prozeß findet in eigentlichen peinlichen Fällen Statt (ſ. Criminalrecht). Hier haben die Geſetze gewiſſe beſondere Förmlichkeiten und Handlungen verordnet, um ſowohl eine übereilte Losſprechung als eine geſetzwidrige Verdammung deſto mehr zu verhüten (Specialinquiſition). Die Unterſuchung geht ſowol auf Ausmitteiung des Thatbeſtandes (corpus delicti), mithin auf die Frage, ob und in welchem Maße ein Verbrechen begangen worden, als auf den Urheber und ſeine Zurechnungsfähigkeit. Wenn der eines Verbrechens verdächtig gewordene daſſelbe weder zugeſteht, noch durch Beweismittel, als Augenſchein, Zeugen oder Urkunden, deſſen überführt werden kann, ſo ſind Mittel zur Ergründung der Wahrheit anzuwenden. Ein höchſt verkehrtes Mittel iſt die Tortur, welche durchaus nicht Prüfung der Schuld und Unſchuld, ſondern nur Proben der Stumpfheit oder Reizbarkeit des Nervenſyſtems iſt. Mit dieſer verwandt iſt die Territion, weil ſie in Vorzeigung oder Anlegung der Torturinſtrumente ohne Peinigung beſteht. Der Reinigungseid (ſ. Eid) und Confrontation (ſ. d. Art.) gehören ebenfalls hieher. Um Milderung der verwirkten Strafe oder Abwendung einzelner Prozeßhandlungen, z. B. der Specialinquſition zu bewirken, darf keinem Angeſchuldigten ein Sachwalter verweigert werden, welcher zu dieſem Zwecke eine Vertheidigung (Defenſion, ſ. d. Art.) zu fertigen hat. Das Criminalurtheil (sententia criminalis) ſpricht entweder frei, ſey es nun von der ganzen Anſchuldigung (sententia absolutoria) oder nur von der Fortſetzung der Unterſuchung (absolutio ab instantia), oder es verurtheilt, d. h. es erklärt des Verbrechens ſchuldig und beſtimmt die Strafe (sent. condemnatoria). Oft iſt es von der Unterſuchung getrennt und einem andern Richter übertragen. Mit der Zuerkennung der Strafe (Sentenz) iſt in Hinſicht auf den Angeſchuldigten eine Zurechnnng (imputatio iuridica) verbunden (ſ. d. Art.). Gegen ein peinliches Erkenntniß ſtehen dem Verurtheilten mehrere Rechtsmittel zu, anderweitige Vertheidigung, Richtigkeitsbeſchwerde, Appellation. Jedoch kann eine Reviſion des Urtheils durch höhere Inſtanz auch ohne Auffoderung des Beklagten erfolgen. Der Bekanntmachung des Strafurtheils (publicatio sententiae cond.) folgt die Vollſtreckung (executio). Die Vollſtreckung, vorzüglich des Todesurtheils, geſchieht öffentlich und mit manchen Förmlichkeiten. — Will man über den Werth dieſer letzten Verfahrungsarten einige Reflexionen anſtellen, ſo muß man von dem Charakter des Privatrechts ſowol als des Criminalrechts ausgehen. Denn da die Rechtsverfolgung ſich zum Rechte ſelbſt wie Mittel zum Zwecke verhält, ſo kann die erſte nur dann auf Beifall rechnen, wenn ſie mit der beſondern Natur des zu ſchützenden Rechts harmonirt. Hat nun das Mein und Dein unter den Privaten das Merkmal der Veräußerlichkeit in ſich, ſo muß auch dem Verfahren in Civilſachen das Recht der Veräußerung unterliegen. Denn wer auf das Recht ſelbſt Verzicht leiſten kann, iſt auch zur Verzicht auf die Mittel zur Erhaltung des Rechts befugt. So lange demnach Niemand ein Privatrecht gegen den Andern vor Gericht in Anſpruch nimmt, mangelt es an der Bedingung der civilrichterlichen Thätigkeit — wo kein Kläger iſt, da iſt kein Richter. Daß dieſer Satz an der Spitze der deutſchen gemeinen Prozeßrechtslehre ſteht, iſt aus obigem hervorgegangen. Es iſt daher dieſe Grundlage richtig, weil ſie auf der Verhandlungs-

maxime beruht, nach welcher die richterliche Thätigkeit von den Foderungen der Parteien abhängig iſt, und die richterliche Unterſuchung darauf gerichtet iſt, die Parteien ſelbſt den ſtreitigen Fall und ihre Anfoderungen darlegen, ſo wie den Beweis führen zu laſſen. Ganz anderer Natur iſt hingegen das dem öffentlichen Rechte angehörige Criminalrecht. Unveräußerlichkeit iſt der Charakter deſſelben; nur dem Staate kommt das Recht, Strafen zu mildern oder zu erlaſſen, zu. Mithin müſſen auch die Mittel, welche zur Ueberführung eines Verbrechens dienen, lediglich in ſeiner Hand liegen. Dadurch iſt der Criminalrichter aufgefodert, ſtets von Amts wegen zu handeln. Ergibt ſich nun aus obigem, daß das gemeine deutſche Criminalverfahren den Charakter der Unveräußerlichkeit in ſich trägt, ſo iſt auch das Fundament, dieſe Prozeßart, richtig, und zwar deßwegen, weil es auf der Unterſuchungsmaxime beruht. Zwar will man neuerer Zeit dieſe Maxime auch auf den Civilprozeß angewendet wiſſen; allein dagegen läßt ſich behaupten, daß die Unterſuchungsmaxime hier nur durch Inconſequenz gehalten werden kann, und daß es weniger Schuld der Verhandlungsmaxime als vielmehr der Richter, welche ſie im Leben darſtellen ſollen, iſt, wenn ſie ſich nicht immer wohlthätig äußert. Uebrigens werden die Verhandlungen in Deutſchland durch Schriften gepflogen. So iſt für einen ſichern Rechtsgang geſorgt worden. Die Friſten und richterlichen Auflagen hingegen ſind nicht ſo ſtreng, als zu ſchnellerer Beendigung der Prozeſſe zu wünſchen iſt. Mehr davon ſ. Prozeßordnung. Eigenthümliche Beſchaffenheiten haben beſondere Arten des Prozeſſes, z. B. der Lehnsprozeß, der Conſiſtorialprozeß und der Wechſelprozeß, welche durch die Natur ihrer Gegenſtände von dem gewöhnlichen Civilprozeß mehr oder minder abweichen. Ueber den gemeinen deutſchen bürgerlichen Prozeß haben K. Grolmann, Theorie des gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten, Gießen und Darmſt., 1800. Martin, Lehrbuch des deutſchen gemeinen bürgerl. Prozeſſes, Göttingen 1800, 8. Nr. 2. Gönner, Handbuch des deutſchen gemeinen Prozeſſes, 4 Bde., Erlangen 1801 — 1803, neue Aufl. 1804. Pfotenhauer u. A.; über den ſummariſchen Prozeß, A. F. Danz (Grundſätze des ſummariſchen Prozeſſes, Stuttg. 1792, neue Aufl. von Gönner 1806). L. L. G. Süptitz (Lehrbuch der ſummariſchen Prozeſſe, Braunſchw. und Helmſt. 1807, 8.); über den Criminalprozeß, C. F. G. Meiſter, fortgeſetzt von Eſchenbach, 6 Th., Schleswig und Wismar 1795; über die beſondern Prozeßarten, Ludovici (Einleitung zum Concurs-, peinlichen, Lehns-, Conſiſtorialprozeſſe mit Zuſätzen von Schlitter, Halle 1794.) und Cori, Syſtem des Concursprozeſſes, geſchrieben; D. C. J. A. Mittermaier aber hat ein Handbuch des peinlichen Prozeſſes mit vergleichender Darſtellung des gemeinen deutſchen Rechts und der Beſtimmung der franz., preuß., und baieriſchen Geſetzgebung (Heidelberg 1812, 8.) geliefert. En.

Prozeß heißt in der Chemie eine Operation der Natur oder Kunſt, wobei oder wodurch das Weſen eines Körpers verändert wird. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Beſtandtheile, woraus alle Naturkörper zuſammengeſetzt ſind, außer dieſer Zuſammenſetzung, d. h. für ſich ſelbſt, eine ganz andere Natur und Beſchaffenheit haben, als ſie in jener Verbindung zeigen. Von vielen Körpern lehrt die Erfahrung dieß gewiß. So geben z. B. die beiden luftförmigen Stoffe, das Waſſerſtoffgas und Sauerſtoffgas,

wenn ſie ſich innigſt mit einander verbinden, einen dritten Körper von ganz verſchiedener Natur, nämlich Waſſer. — Die Chemie nun zeigt die Mittel, die Naturkörper zu zerſetzen, d. h. ihre Beſtandtheile aus der Verbindung zu bringen, in welcher ſie einen gewiſſen Körper ausmachen. Sie kennt aber auch Mittel, durch neue veränderte Verbindungen Körper anderer Art hervorzubringen. Die Operationen, nach welchen dieß geſchieht, heißen chemiſche Prozeſſe; dergleichen ſind die Auflöſung, die Niederſchlagung, die Verdampfung, das Schmelzen, Deſtilliren und Sublimiren (ſ. d. Art.). In der Natur gehen dieſelben chemiſchen Prozeſſe von Statten, und durch ſie bringt die Natur die beſtändigen Veränderungen in dem Weſen der Körper oder den Wechſel der Dinge hervor.

Prozeßordnung (Gerichtsordnung) iſt die Geſetzgebung, welche den Prozeß zum Gegenſtande hat. Da der Staat ſich nicht auf den guten Willen der Richter verlaſſen darf, da er die Bürger gegen alle mögliche individuelle Willkür der Richter zu ſchützen verbunden iſt, da das Intereſſe der bürgerlichen Geſellſchaft einen feſten gleichförmigen und, ſo viel es möglich iſt, ſchleunigen Gang der Juſtiz unumgänglich erfodert, ſo muß die Beſtimmung der Ordnung und Art des gerichtlichen Verfahrens durch poſitive Geſetze ein ſehr wichtiger Gegenſtand der poſitiven Geſetzgebung ſeyn. Durch ſie muß auch beſtimmt werden, welche Fälle überhaupt einer richterlichen Entſcheidung bedürfen, und welchem beſondern Gerichtshofe die Parteien unterworfen ſeyn ſollen, ſo wie die Perſonen, welche einen Prozeß anſtellen können, u. a. Die alten Deutſchen hatten keine poſitive Prozeßgeſetze und wenig beſtimmte Obſervanzen; die Richter ſchufen ſich in jedem einzelnen Falle ſelbſt eine Norm. Erſt bei Errichtung des nunmehr verſchwundenen Reichskammergerichts erhielt (1495) Deutſchland durch ausdrückliche Reception des römiſchen Rechts und im canoniſchen Rechte geſchriebene Prozeßgeſetze, im juridiſchen Sinne des Worts, und die Ordnung für dieſes Gericht war die erſte germaniſche bürgerliche Gerichtsordnung, wenn anders die des gemeinſchaftlichen Hofgerichts zu Leipzig und Altenburg nicht früher oder gleichzeitig mit jener erſchienen iſt. Dieſe Ordnungen aber enthielten von der Verfahrungsweiſe ſelbſt faſt gar nichts. Ihr Hauptzweck war Beſtimmungen über die Verfaſſung des Gerichts, und ſo waren ſie bloß Gerichtsordnungen im engern Sinne des Worts. Erſt in der Folge erſchienen häufiger in den Reichsgeſetzen Normen für die civile Verfahrungsweiſe, welche, in ſo weit ſie mit einer auf ganz Deutſchland ſich erſtreckenden Kraft gegeben worden, noch jetzt geltend ſind. Vorzüglich für das ganze Reich war Carls V. peinliche Gerichtsordnung berechnet, welche neben dem canoniſchen und römiſchen eine Hauptquelle für das gemeine deutſche Criminalrecht und das criminelle Verfahren iſt. Das intereſſanteſte Reichsgeſetz für den Civilprozeß iſt der jüngſte Reichsabſchied von 1654, worin unter andern das articulirte Verfahren abgeſchafft worden iſt. Nur bei dieſem Artikelprozeſſe und der übrigens ſteifen Verfaſſung der Reichskammer iſt dem Beklagten, von welchem Vultejus erzählt, er habe den Kläger 75 Jahre verfahrend hingehalten, bevor er auf die Klage geantwortet und den Krieg Rechtens befeſtigt, dergleichen möglich geweſen. Man ſollte wirklich glauben, die Juſtiz ſey vor Errichtung des Reichskammergerichts beſſer geweſen als nachher, wenn ein Spanier, welcher in der Mitte des 15ten Jahrhunderts Deutſchland durchreiſete, mit Wahrheit ſagt (Roderici Zamor. Sp. Vitae Num. lib. 1. c. 18, fol. 21): „In den vielen volkreichen Städten in Deutſch-

land, wo ich geweſen, habe ich die vortrefflichſte Polizei- und Rechtspflege gefunden, ich habe geſehen, daß ein einziger Mann, ob er gleich der Rechte (römiſchen) ganz unwiſſend und in der Entſcheidung der Rechtshändel (nach ſelbigen) ganz unerfahren war, dennoch alle Streithändel in der ganzen Stadt binnen kurzer Zeit und ohne alles Geräuſch gütlich beilegte, dabei auch weder Advocaten, noch ſonſt eine ſinnreiche Wortwechſelung im Vorbringen der Parteien vorkam; ich erſtaunte hierüber und erkundigte mich, woher es komme, daß in einer ſo angeſehenen Stadt nur ſolche geringfügige und überdieß ſo wenige Streithändel im Gerichte vorkämen? und wenn es geſchehe, warum kein Advocat dabei gegenwärtig ſey? Laconiſch und mit einem beſcheidenen Lächeln antwortete man mir: eben dieſes letztere ſei die Urſache vom erſtern." — Nach Abfaſſung des jüngſten Reichsabſchiedes hat nun zwar nirgends in gemeinen deutſchen Rechten wieder ein ſolcher monſtröſer Prozeß ventilirt werden können; allein das Verfahren könnte immer noch einfacher ſeyn, und einen ſchnellern Gang gehen. Mehr iſt in den deutſchen Particulärgeſetzgebungen dafür geſorgt worden. In Sachſen hat man dieß ſeit alter Zeit durch Strenge der Prozeßfriſten und richterliche Auflagen, ſo wie durch die heilſame Eventualmethode zu erreichen geſucht. In der preußiſchen Gerichtsordnung iſt deßwegen die Unterſuchungsmaxime mit der Verhandlungsmaxime verbunden worden. In Preußen iſt der Zweck erreicht worden, weil die Verfaſſung der Gerichte damit harmonirt und die Richterſtellen gut beſetzt ſind. In Sachſen hat ſich die Gerichtspflege in der neuern Zeit verſchlimmert, weil die Verhandlungsform nach den ſächſiſchen Prozeßordnungen höher ſteht als die Verfaſſung der Gerichte, welche für ein prozeßreiches Zeitalter nicht paßt. Noch haben während der franzöſiſchen Invaſion ſich mehrere Prozeßordnungen im Geiſte des Code de procédure civile (ſ. Code civil françois) in Deutſchland eingeſchlichen, allein mit der Flucht der Franzoſen ſind ſie zugleich flüchtig geworden und haben aufgehört, als deutſche Prozeßgeſetze zu exiſtiren. Ob die heilige Aſträa wieder ſich einen gemeinſamen Juſtiztempel unter den Deutſchen ſtiften wird, ſteht zu erwarten. Flehend hat deßwegen für Deutſchland der eben ſo ſinnreiche, als gelehrte Thibaut zu Heidelberg ſeine Stimme erhoben. Einen Entwurf zu einer gemeinen deutſchen Gerichtsordnung hat ſchon Gönner drukken laſſen (Entwurf eines Geſetzbuchs über das gerichtliche Verfahren in bürgerl. Rechtsſachen, 2 Bde., 1815 und 16); wird das Geſchenk dieſes Rechtsphiloſophen benutzt, und werden noch dazu ein Grolmann, von Almendingen und Martin zu Rathe gezogen, ſo muß etwas Vollendetes daraus hervorgehen. En.

Prudhon, einer der vorzüglichſten und berühmteſten Maler der neuern franzöſiſchen Schule. Die Franzoſen nennen ihn den Maler der Grazien. Mehrere allegoriſche Gemälde von ihm führt Fiorillo in ſeiner Geſchichte der zeichnenden Künſte, III. Bde., S. 506 und f., auf. Er hat ſich durch einen Aufenthalt in Italien und durch eigenes Nachdenken gebildet.

Prunellen (pruneolae), eine Art ſehr ſchmackhafter, gelinde getrockneter Pflaumen, die aus Brignoles (daher prunes de Brignoles), einer Stadt in der Provence, kommen, und die man in Kiſtchen und Doſen gepackt weit verſchickt.

Pruth, ein großer und ſchiffbarer, aber reißender Fluß, welcher in Gallizien in den Carpathen entſpringt, durch die ganze Moldau geht, und bei Zalocz ſich in die Donau ergießt. In dem letzten Frie-

densſchluſſe zu Buchareſt (d. 16. Mai 1812) zwiſchen Rußland und der Pforte, wurde der Pruth, von ſeinem Eintritt in die Moldau an, bis zu ſeinem Einfluſſe in die Donau, als die Gränze beider Reiche in dieſer Gegend beſtimmt; der ganze auf dem linken Ufer des Pruth gelegene Theil der Moldau wurde dadurch an Rußland abgetreten. — Im J. 1711 wurde Peter I. nach dreitägigen nachtheiligen Gefechten von der türkiſchen Armee bei dem Städtchen Hus am Pruth gänzlich eingeſchloſſen, und genöthigt, (am 13ten Juli) einen Frieden mit mancherlei Aufopferungen zu erkaufen. (S. Peter I. und Catharina I.).

Prytaneum hieß in Athen das Gebäude, wo die Prytanen (d. h. diejenige von den zehn Claſſen des Senats, welche der Reihe nach den Vorſitz hatte) ſich verſammelten, während der 35 oder 36 Tage ihrer Amtsführung wohnten und gemeinſchaftlich geſpeiſet wurden. Die Speiſung im Prytaneum gehörte zu den höchſten Ehrenbezeigungen, und widerfuhr nur um den Staat hochverdienten Männern. — In Paris ſtiftete Napoleon eine Lehranſtalt unter dem Namen Prytanée, in welcher einige hundert Schüler größtentheils auf Koſten des Staats erzogen und gebildet wurden. Bis ins 12te Jahr erhielten ſie gemeinſchaftliche Bildung, wurden dann entweder zu bürgerlichen Geſchäften (worin 5 Profeſſoren) oder zu Militärdienſten (worin 3 Profeſſoren Unterricht ertheilten) beſtimmt. Mit dem 15ten Jahre traten ſie aus dieſer Anſtalt, um zur weitern Bildung in ihre Fächer vertheilt und angeſtellt zu werden.

Pſalm bedeutet im Allgemeinen: Geſang. Das griechiſche Stammwort (ψαλλειν), dem deutſchen ſchallen, hallen entſprechend, wird von dem Spielen auf Saiteninſtrumenten, und vom Singen gebraucht. Sonſt wurde zuweilen, wie noch jetzt im Niederſächſiſchen, das Vorſchlags-P weggelaſſen, und Salm für Pſalm geſagt, beſonders in zuſammengeſetzten Wörtern, wie Salmbuch, das Geſangbuch. Wenn aber nach ſeiner Ableitung Pſalm überhaupt Geſang, Lied, bezeichnet, ſo iſt doch das Wort insbeſondere von den heiligen Liedern und Religionsgeſängen, die ſich im alten Teſtament in einer ganzen Sammlung finden, üblich worden. Es iſt dieß ein Kreis echter Religions- und Nationallieder des Volkes Gottes, faſt alle aus den Zeiten Davids und der ſpätern, und wol nur einer (der neunzigſte, der Pſalm Moſis) aus früherer Zeit. David, der den Tempelgeſang vollendete, ordnete nicht nur aus den Leviten eine bedeutende Anzahl von Sängern und Singmeiſtern an, ſondern dichtete auch ſelbſt zum gottesdienſtlichen Gebrauche heilige Lieder, die das Vorbild und Muſter für viele Andere wurden. Mehrere Pſalmen, die ſeinen Namen tragen, ſind wol nicht von ihm, ſondern nur nach den ſeinigen gedichtet, und nur in dieſer Hinſicht mit ſeinem Namen bezeichnet. Wiewol aber öfters alle Pſalmen ihm zugeſchrieben wurden, und insbeſondere einundſiebzig durch die Ueberſchriften ihm beigelegt werden: ſo können doch auch dieſe nicht alle von ihm ſeyn, da offenbar einige ſehr beſtimmt auf ſpätere Zeiten hinweiſen. Dagegen ſcheinen andere, die ſeinen Namen nicht führen und deren Ueberſchriften vielleicht verloren gingen, ihn zum Verfaſſer zu haben, wofür ſowol ihr Inhalt, als die Darſtellungsweiſe ſpricht. Aus Davids Zeiten ſind auch die meiſten Pſalme, die dem Aſſaph, Heman und Ethan oder Jeduthun beigelegt werden. Zwölf Pſalme führen Aſſaphs Namen, von denen jedoch mehrere auf einen ſpätern Urſprung hinweiſen. Aſſaph ſelbſt, ein Sohn des Berachias (Be-

rechjo), war ein Levit, und (nach 1. Chron. 17, 5) der erſte unter den von David zum heiligen Dienſte verordneten Sang- und Muſikmeiſtern. Der Name Hemans iſt nur einem, dem 88. Pſalm vorgeſetzt. Heman, mit dem Beinamen der Eſrachit, ſcheint der Levit zu ſeyn, der unter den Sangmeiſtern Davids genannt wird. Zu dieſen gehört auch Ethan oder Jeduthun, auch ein Eſrachit, dem der 89. Pſalm zugeſchrieben wird. Andere Pſalmen ſang wol Salomo (der nach 1. Buch der Könige, 4, 32. über tauſend Lieder dichtete), deſſen Namen aber in unſerer Sammlung nur zwei, der 72. und 127. führen, von denen überdieß der erſtere mehr auf Salomon, als von ihm gedichtet ſcheint. Wol aber mögen einige andere unbekannte von ihm ſeyn. Mehrere ſind wenigſtens aus ſeiner Zeit, beziehen ſich auf Verhältniſſe unter ſeiner Regierung, auf die Tempelweihe ꝛc. Die Meinung, daß einige Pſalmen aus der Zeit Samuels und von ihm ſelbſt ſeyen, gründet ſich zwar auf kein hiſtoriſches Zeugniß, hat aber nichts Bedeutendes gegen ſich. Die meiſten, von ungenannten Verfaſſern, ſcheinen aus ſpäterer Zeit, wenige aus der Regierungszeit der nächſten Könige nach Salomo, mehrere aus der Trauerzeit des Exils und der Rückkehr, wohin wol beſonders die gehören, die mit dem Namen der Kinder Korah bezeichnet ſind, und wahrſcheinlich meiſt Einen Verfaſſer haben. Aus ſpäterer Zeit ſind auch wahrſcheinlich die ſogenannten Aufſteigepſalmen, jene Reiſelieder, die man auf die Rückkehr aus dem Exil bezogen hat, die aber wol überhaupt ſich auf die jährlichen Wallfahrten nach dem hochliegenden Jeruſalem und dem Tempel beziehen. Einige wenige endlich ſcheinen ſogar der Zeit der Maccabäer anzugehören. Die Davidiſchen Pſalme, ſie mögen nun ihn ſelbſt zum Verfaſſer haben, oder zum Theile nur aus ſeiner Zeit ſeyn, machten wahrſcheinlich eine frühere Sammlung aus, die bis zum 72. reichte. Die folgenden ſind meiſt jünger. Unſere Sammlung beſteht bekanntlich aus 150 Pſalmen, die jedoch in ältern Handſchriften nicht überall mit derſelben Zahl bezeichnet ſind, die ſie in der Lutheriſchen Ueberſetzung führen, weil hier einige Mal zwei oder drei Pſalme, die anderwärts ſo geſchieden vorkommen, als einer, und andere, die anderwärts einer ſind, in mehrere getheilt erſcheinen. Die Maſorethen theilten, ohne wichtigen Grund, die ganze Sammlung in fünf Abtheilungen. Noch willkürlicher und übrigens unfruchtbar iſt die Eintheilung in hohe, mittlere und niedere. Ihr Inhalt würde eine ſicherere Unterſcheidung darbieten. Im Allgemeinen ſind zwar alle lyriſche Geſänge, Lieder im engern Sinne, oder Oden und Hymnen, aber theils eigentliche Oden, die entweder Einen Gedanken, Ein Gefühl, oder Ein Bild in einem kleinern, geſchloſſenen Kreiſe ſinnig darſtellen, oder aus mehrern Gliedern ſich zu Einem lyriſchen Ganzen runden, theils lyriſche Wechſelgeſänge, theils Lieder, in denen der lyriſche Geiſt durch elegiſchen oder idylliſchen Ton, oder durch eine geſchichtliche Thatſache, oder durch weiſe Lehrſprüche eigenthümlich geſtaltet iſt. Die meiſten haben die Gebetsform, oder beginnen oder enden als Gebet, und ſind, ſie mögen Klage, Trauer oder Troſt ausſprechen, Ausdruck des tiefſten Gottvertrauens, der lebendigſten Zuverſicht. Die Sittenlehre iſt rein, und nur in mehrern, beſonders Davidiſchen Trauergeſängen, Kriegs- und Siegsliedern, durch Groll und Haß gegen die Feinde, durch einen nicht ſelten unfreundlichen Nationalſtolz entſtellt. Alle aber ſind wahre Nationalgeſänge, und die meiſten von reinem religiöſen Gehalte. Sie gehören dem Höchſten

und Erhabenſten an, was je die Dichtkunſt erzeugte, und das heilige Licht der Offenbarung, der begeiſternde Glaube an den ewigen wahren Gott verbreitet über ſie einen hellen Glanz, und erfüllt ſie mit tiefer Innigkeit. Man muß ſie nicht vergleichen wollen mit andern lyriſchen Geſängen der Vorwelt; ſie ſind ein ganz eigenthümliches und herrliches Gewächſe des heiligen Landes, in dem der Offenbarung Stimme am lauteſten erſcholl und am reinſten bewahrt ward. Viele werden in ihren beſondern Beziehungen durch die Geſchichte aufgehellt und erklärt, und dieſe geſchichtlichen Beziehungen müſſen deßhalb aufgeſucht werden. Doch würde man zu weit gehen, und leicht den rechten Sinn ſich ſelbſt verdunkeln, wenn man alles geſchichtlich deuten wollte, da offenbar vieles ſinnbildlich, anderes, obwol ſeltner, allegoriſch, vieles auch prophetiſch mehr auf die Zukunft, als auf die Vergangenheit hinweiſend ausgeſprochen iſt. Einige ſind bei ganz beſondern Zeitbeziehungen für uns minder erbaulich; die meiſten aber, reich an Erhebung, Troſt, kindlicher Zuverſicht, freudigem Gottvertrauen, Zeugniſſe von Demuth und bußfertiger Seele, eignen ſich eben ſowol für chriſtliche Geſangbücher, wie ſie in der Bibel ſelbſt uns tief und innig ergreifen. — Uebrigens enthält die Sammlung unſerer Pſalme im alten Teſtamente keineswegs den ganzen Liederſchatz der Hebräer. Nicht nur ſind die Salomoniſchen Lieder für uns verloren, ſondern im alten Teſtamente ſelbſt werden noch manche erwähnt, die ſich in unſerer bibliſchen Sammlung nicht finden. Dieſe war zwar zu heiligem Gebrauche veranſtaltet, aber enthält gewiß auch nicht alle hebräiſche Religionsgeſänge. Die Pſalmen ſind poetiſch nachgebildet worden von J. A. Cramer; die neueſten Ueberſetzungen ſind von de Wette, Stuhlmann, Schärer (Bern 1812), Reinhard (herausgegeben von Hacker, Leipzig 1813). — Nachmals hat man auch erhabene religiöſe Lieder neuerer Dichter Pſalme genannt, wie wir unter andern von Klopſtock einige herrliche beſitzen. Ke.

Pſalmodie bezeichnet ſowol das Singen der Pſalmen mit Muſikbegleitung, als die Melodie des Pſalmengeſangs. Man hat auch wol den Pſalm ſelbſt, in wie fern er geſungen wird, eine Pſalmodie genannt. Obwol uns die eigentliche alte Geſangweiſe der Pſalmen, wie ſie bei den Juden üblich war, unbekannt iſt, ſo hat doch jeder Pſalm in ſich einen vorherrſchenden Geſangston, eine ihm inwohnende Melodie, die durch die Muſik hervorgehoben wird, und auch in den Sangweiſen der überſetzten Pſalme in unſern ältern Geſangbüchern meiſt ſehr richtig ausgedrückt iſt. In ſo fern iſt uns auch die echte Pſalmodie keineswegs verloren, wenn wir auch den eigenthümlichen Rhythmus der Pſalme nicht aufzufinden vermöchten. Ke.

Pſalter heißt das muſikaliſche Werkzeug, zu dem die Pſalme geſungen wurden, das den Geſang begleitete. Es war ein Saiteninſtrument, wie man glaubt, der Harfe ähnlich; doch wurde es vielleicht geſchlagen, und hatte in ſo fern wol mehr Aehnlichkeit mit einem Hackebrette, vielleicht von vollkommnerer Bauart. Nach bibliſchem Zeugniſſe (beſonders nach Pſalm 33, 2.) hatte es zehn Saiten. Doch konnten andere Arten deſſelben auch weniger haben. Es iſt gewiß eins der älteſten muſikaliſchen Inſtrumente ſo genannt worden. — Auch das Pſalmbuch, die ganze Sammlung der Pſalmen, heißt der Pſalter. Endlich nannte man ſo auch ei-

nen beſonders langen Roſenkranz, den die Nonnen einiger Orden führten. Ke.

Pſammitich, Pſammetich, ſ. Aegypten und Labyrinth.

Pſeudo, ein griechiſches Wort welches man Namen und Worten vorſetzt, um dadurch etwas Unechtes oder Falſches auszudrücken. So heißt Pſeudonym, was einen falſchen Namen führt, ein Buch, das unter falſchem Namen geſchrieben wird; Pſeudoprophet, ein falſcher Prophet; Pſeudo-Smerdis, der falſche Smerdis (ſ. d. Art. Perſer).

Pſeudoemetrier, ſ. Rußland.

Pſeudo-Iſidorus, ſ. Iſiodorus, Decretalen und Päpſte.

Pſyche, Seele und Schmetterling, durch welchen Doppelſinn die ſchöne allegoriſche Dichtung von ihr ungemein gewann, war die Tochter des Sonnengottes und der Endelecheia oder Entelecheia, das iſt der Stetigkeit und Strebekraft. Spätere Dichter machen ſie zu einer Königstochter und erzählen ihre Geſchichte alſo: Pſyche, deren zwei ältere Schweſtern von mäßiger Schönheit waren, war ſo liebreizend, daß man ſie für Venus ſelbſt hielt, und nur wie eine Göttin zu verehren, nicht zu lieben wagte. Dieß erregte der Venus Neid, die, um ſich zu rächen, dem Amor gebot, ſie in den verächtlichſten Menſchen verliebt zu machen. Amor kam, ſah Pſyche und liebte ſie ſelbſt. Der Vater indeß, voll Schmerz, ſeine Tochter verſchmäht zu ſehen, wendet ſich an Apollo's Orakel, welches den Ausſpruch thut, man ſolle Pſychen, in Trauergepränge, auf den Gipfel eines Berges führen und daſelbſt verlaſſen, denn ſie ſey zur Braut eines beflügelten Drachen beſtimmt. Unter Jammer wird der Ausſpruch befolgt, und Pſyche ſieht ſich allein auf dem verlaſſenen Felſen, als plötzlich Zephyr ſie ſanft umſchwebet, aufhebt und in ein ſchönes Luſtſchloß des Gottes der Liebe bringt, wo dieſer jede Nacht, ungeſehen und unerkannt, ſie beſucht und mit Anbruch des Tages wieder verläßt. Eines vollkommenen Glücks hätte Pſyche genoſſen, wofern ſie, des Geliebten Warnung befolgend, nie neugierig geweſen wäre, ihn näher kennen zu lernen. Allein verführt durch ihre eiferſüchtigen Schweſtern, die ſie, auch gegen Amors Gebot, hatte zu ſich kommen laſſen, glaubte ſie ein Ungeheuer in ihm zu umarmen und die Neugierde ſiegte. Mit einer Lampe trat ſie, als er einſt entſchlafen war, zu ihm, entdeckte den ſchönſten der Götter, und ließ vor freudigem Schrecken einen Tropfen heißes Oel auf ſeine Schultern fallen. Amor erwachte, warf der beſtürzten Pſyche ihr Mißtrauen vor und entfloh. Troſtlos irrte ſie, nachdem ſie vergebens ſich in einen Fluß zu ſtürzen verſucht hatte, in allen Tempeln umher, forſchte überall nach ihrem Geliebten und kam zuletzt in den Palaſt der Venus. Hier begann ihr eigentliches Leiden. Venus behielt ſie bei ſich, behandelte ſie als Sclavin und legte ihr die härteſten empfindlichſten Arbeiten auf. Pſyche wäre unter der Laſt erlegen, hätte Amor, der ſie noch immer heimlich liebte, ſich ihrer nicht unſichtbar angenommen und ihr in allen Unternehmungen beigeſtanden. Nur der letzten gefährlichſten Probe, zur Proſerpina ins Schattenreich hinabzuſteigen, und von ihr eine Büchſe mit Schönheitsſalbe zu holen, wäre ſie faſt erlegen. Zwar beſtand ſie alle Verſuchungen glücklich, aber — ſie öffnete die Büchſe, woraus ein ſo tödtlicher Dampf hervordrang, daß ſie leblos zu Boden ſank. Da erſchien Amor und die Berührung mit ſeinem Pfeile brachte

ihr Leben zurück. Venus war verſöhnt; auf Jupiters Wort ward Pſyche unſterblich und auf ewig mit dem Geliebten verbunden. Mit großen Feſtlichkeiten ward ihre Vermählung gefeiert, ihre neidiſchen Schweſtern aber ſtürzten ſich von einem Felſen herab. — Dieſe allegoriſche Erzählung finden wir bei Apulejus (ſ. d. Art.).

Pſychologie (Seelenlehre). Eine Wiſſenſchaft von der Seele kann zur Aufgabe haben, die allgemein wahrnehmbaren Veränderungen und Erſcheinungen der geiſtigen Thätigkeit in ihrer Geſetzmäßigkeit, ſo wie in ihrem innern Zuſammenhange darzuſtellen, oder auch dem letzten Grunde dieſer Erſcheinungen nachzuſpüren, und das Weſen der Seele, ihr Verhältniß im Univerſum zu erforſchen, oder kürzer, die Seele entweder betrachten, wie ſie ſich **äußert** oder was ſie iſt. Eine Unterſuchung letzterer Art hat man, weil ſie dasjenige zum Gegenſtande hat, was nicht **erfahren** und wahrgenommen werden kann, **metaphyſiſche** oder transcendentale, ſonſt auch rationelle Pſychologie genannt (ſ. d. Art. **Metaphyſik**); dahingegen die Unterſuchung erſterer Art, weil hier die Seele als Gegenſtand der Erfahrung betrachtet wird, **Erfahrungsſeelenlehre** oder **empiriſche Pſychologie**, auch Pſychologie **vorzugsweiſe** genannt. Die **empiriſche Pſychologie** iſt ſonach die zur Wiſſenſchaft ausgebildete Erfahrung über die Aeußerungen und Veränderungen der menſchlichen Seele. Als **Wiſſenſchaft** bezieht ſie ſich auf das **Allgemeine** in der Thätigkeit der Seele, gewiſſe Claſſen der innern Erſcheinungen, welche wir durch vergleichende Beobachtung finden; als Wiſſenſchaft der **Seele** iſt ſie ein Theil der Anthropologie, daher ſie auch pſychologiſche Anthropologie genannt, und von der Phyſiologie oder phyſiologiſchen Anthropologie unterſchieden wird, wiewol beide immerfort zur Vereinigung hinſtreben. Sie ſetzt den Unterſchied der geiſtigen Anlage (des Ich) und des Körpers als im Bewußtſeyn **gegeben** voraus, und verſucht nicht, denſelben zu erklären; ſie betrachtet zwar die Seele in ihrer Wirkſamkeit, in ſo fern ſie mit dem Körper verbunden iſt, aber abſtrahirt auch von den bloß körperlichen Veränderungen, und deutet bei aller Verſchiedenheit beider auf ihre urſprüngliche Einheit immerfort hin. Geſchähe letzteres nicht, ſo wäre ſie der Erfahrung vielmehr zuwider, als gemäß, und dürfte ſich des Namens **Erfahrungs**ſeelenlehre nicht rühmen. Ihr Verhältniß zur Philoſophie iſt vielfach. Denn **erſtens** kann ſie als **Vorbereitungswiſſenſchaft** für den ſich entwickelnden philoſophiſchen Geiſt dienen, und iſt dieſes noch mehr als die **Logik**, welche unter den Thätigkeiten des Geiſtes nur den Verſtand in ſeiner Geſetzmäßigkeit betrachtet. So wie nämlich die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes überhaupt von dem Beſondern ausgeht, und zu dem Allgemeinen fortſchreitend ſich erhebt, ſo iſt die empiriſche Pſychologie, welche eine erfahrungsgemäße Selbſtkenntniß gewährt, die zweckmäßigſte Vorbereitung und Einleitung in die ſpeculative Weltanſicht, welche die Philoſophie aufſtellt; ſie iſt es um ſo mehr, je deutlicher ſie das geiſtige Organ kennen lehrt, mit welchem wir philoſophiren. Auch werden hier nur Thatſachen vorausgeſetzt und entwickelt, die in Jedes Bewußtſeyn liegen, mithin Jedem verſtändlich ſind, deren deutliche und zuſammenhängende Erkenntniß aber manchem Irrthum des Philoſophirens vorzubeugen im Stande iſt, und als die leichtere zu dem Schweren ſicherer fortleitet. Nie aber kann ſie **ſelbſt** die Stelle der Philoſophie vertreten, weil die Erfah-

rung und Beobachtung nichts über das Weſen der Dinge lehrt; daher auch Einige fälſchlich die Philoſophie zu einer bloß pſychologiſchen Betrachtungsweiſe machen. Ja die empiriſche Pſychologie iſt vielmehr, von einer zweiten Seite betrachtet, eine angewandte philoſophiſche Wiſſenſchaft, in ſo fern ſie nämlich zur Anordnung und Erklärung ihrer Thatſachen nicht nur der philoſophiſchen Form, ſondern auch gewiſſer metaphyſiſcher Begriffe (z. B. Kraft, Wirkung u. ſ. w.), deren Wahrheit ſie vorausſetzen muß, und des philoſophiſchen Geiſtes zu ihrer Begründung und Aufſtellung als Wiſſenſchaft bedarf. Dadurch aber unterſcheidet ſie ſich zugleich von einer bloßen Naturbeſchreibung der Seele, die ihr in ihrer Entwickelung vorhergegangen iſt. Letztere ſtellt nur die Thatſachen ſelbſt in einer natürlichen Anordnung auf; die wahre Erfahrungsſeelenlehre aber will dieſelben in ihrem lebendigen Zuſammenhange und nach ihren Geſetzen erklären und ſo das innere Leben als geiſtigen Organismus darſtellen. Und ſo iſt ſie derjenige Theil der angewandten Philoſophie (insbeſondre der anthropologiſchen Wiſſenſchaften), welcher die Organiſation der menſchlichen Seele, gemäß ihren durch innere Erfahrung (Selbſtbewußtſeyn) wahrgenommenen Aeußerungen, kennen lehrt. Dieſem Ideal ſchreitet die Ausbildung der Pſychologie immer näher, je mehr ſie ſich über eine bloße Aufzählung verſchiedener geiſtigen Aeußerungen, und über die Naturbeſchreibung erhebt; ſie iſt aber als eine jüngere Wiſſenſchaft in allen ihren Theilen noch nicht gleichförmig ausgebildet. Einige theilen ſie wie die Körperlehre in die Lehre von den natürlichen, geſunden oder krankhaften Zuſtänden des Geiſtes ein; mithin in die pſychologiſche Phyſiologie und Pathologie. Noch gewöhnlicher iſt die Eintheilung in allgemeine und beſondere (oder ſpecielle), von welcher jene die Seele in ihren allgemeinen geſetzlichen Aeußerungen, dieſe beſondere Seelenarten und Claſſen geiſtiger Zuſtände betrachtet, und ſich daher in die Seelencharakteriſtik und Pathematologie der Seele theilt. Nach dieſer Beſtimmung ihres Inhalts und Umfangs leuchtet auch ein, wie ſehr empiriſche Pſychologie nicht nur jede andere Wiſſenſchaft und deren Anwendung unterſtütze und befördere, ſondern auch wie groß ihr Einfluß auf das Leben ſey. Die richtige Erklärung der heiligen Schrift und der Rechtsurkunden, Erziehung und Unterricht jeder Art, die Anwendung der Geſetze auf vorliegende Fälle, die tiefere Geſchichtsforſchung und Darſtellung, ein der menſchlichen Natur angemeſſenes Heilverfahren, ſo wie jede methodiſche Behandlung der Menſchen beruht auf geiſtigen Geſetzen, deren klare und zuſammenhängende Erkenntniß jene Wiſſenſchaft gewährt. Was ihre Geſchichte anlangt (Fr. Aug. Carus hat dieſelbe in ſeiner Geſchichte der Pſychologie, Leipzig 1808, ausführlich behandelt), ſo lieferten ſchon die Griechen in zerſtreuten Beobachtungen reichlichen Stoff für dieſe Wiſſenſchaft, z. B. Plato (man ſehe Tennemanns Syſtem der Platoniſchen Philoſophie, 3ter Bd.) und Ariſtoteles in ſeinen Büchern über die Seele; in der neuern Zeit David Hume in ſeinen Treatise of human nature, von Jacob überſetzt, Hartley, Locke (de intellectu humano), Montaigne in ſeinen Essais, René des Cartes (beſonders in dem Buche de passionibus animae), Helvetius (de l'esprit de l'homme), Charles Bonnet (essai analytique sur les facultés de l'ame), von Irwing (Erfahrungen und Unterſuchungen über den Menſchen), Tetens (in ſeinen philoſophiſchen Verſuchen über die menſchliche Natur rc.), Tiedemann (Unterſuchungen über den Menſchen), Herder (in ſeinen Ideen zu einer Philo-

ſophie zur Geſchichte der Menſchheit), Feder u. v. A. — Aber wiſſenſchaftlich wurde die Erfahrung über die menſchliche Seele zuerſt gefaßt von Chriſtian Wolf, der daher auch der Vater der empiriſchen Pſychologie genannt wird (in ſeiner psychologia methodo scientifica pertractata. Fcf. et Lips. 1732. 4.), und die empiriſche Pſychologie von der ſogenannten rationellen oder metaphyſiſchen, nicht immer glücklich, abſonderte. Eine neue Periode dieſer Wiſſenſchaft beginnt durch die kritiſche Philoſophie (ſ. d. Art.), deren Grundlage pſychologiſch iſt. Kant eröffnete nicht nur in ſeinem größeren Werke (nämlich Kritik der reinen Vernunft und der Urtheilskraft), ſondern auch in der populären Anthropologie in pragmatiſcher Hinſicht (Königsberg 1802, 2te Aufl.), der Pſycholochie manche neue Ausſicht. Nach Kant und durch Kants Schüler wurde die empiriſche Pſychologie in mehrern Compendien bearbeitet, von K. C. F. Schmid, H. L. Jacob, welcher noch 1814 einen neuen Grundriß der empiriſchen Pſychologie nebſt Commentar über denſelben herausgegeben hat, J. Ch. Hoffbauer in mehrern Schriften, Maaß, Kieſewetter, Snell, Olshauſen. Die Schriften der beiden Letztern und einige von Hoffbauer ſind zum populären Selbſtunterrichte für Schüler und für ein größeres Publicum geeignet, die der Erſten ſind ſtrenger wiſſenſchaftlich angeordnet und eignen ſich mehr zu Vorleſungen. Mit mehr Eigenthümlichkeit haben zuletzt die empiriſche Pſychologie G. F. Schulze (Grundriß der philoſophiſchen Welt, 1r Th.), der genannte Fr. Aug. Carus (in 2 Thln., Leipz. 1803, 8.), und Chr. Weiß in ſeinen Unterſuchungen über das Weſen und Wirken der menſchlichen Seele, Leipz. 1811, bearbeitet. Die neueſten Unterſuchungen ſind von G. F. Schulze, (pſychologiſche Anthropologie, Gött. 1815), Herbart (Lehrbuch zur Pſychologie, Königsb. 1816), und Eſchenmeyer (Pſychologie, Tübing. 1816). Einzelne Theile derſelben ſind von Maaß (z. B. die Theorie der Gefühle, und die der Leidenſchaften), Dirkſen, (über die Stärke der Seele), Dedekind, Suabediſſen u. A. beſonders bearbeitet worden. Auch gehören hierher einige Werke des trefflichen Schubert, (z. B. Ahnungen des menſchlichen Lebens und Symbolik des Traums).

Ptolemäer, der gemeinſchaftliche Name der ägyptiſchen Könige von der griechiſchen Dynaſtie, welche nach Alexanders Tode bis auf die Zeit, wo Aegypten eine römiſche Provinz ward, (ohngef. 290 Jahre) herrſchten. Sie heißen auch richtiger (weil ſie nicht alle den Namen Ptolemäus führten) Lagiden, von dem Stifter der Dynaſtie. 1. Ptolemäus Lagi, (d. i. des Lagus, eines Macedoniers, in der That Philipps Sohn) auch Soter (Retter, von den Rhodiern wegen geleiſteten Beiſtands genannt), vorher Statthalter von Aegypten, regierte 39 J. und ſtarb 284 vor Chr. Er verſchönerte Alexandrien. Sein und Berenice's Sohn war 2. Ptolemäus Philadelphus, ein gelehrter und ſehr prachtliebender Fürſt, ſoll Ptolemais und mehrere Städte und den Pharus (ſ. d. Art.) erbaut haben, ſt. 247 vor Chr. 3. Ptolemäus Evergetes, ſt. 221 v. Chr.; deſſen Gemahlin war Berenice. Vorzüglich dieſe drei erſten Ptolemäer waren die Beſchützer der Gelehrſamkeit in Alexandrien. Ueber ſie und die übrigen Ptolemäer vergl. Alexandriniſches Zeitalter und Aegypten. Vaillant hat eine Historia Ptolemaeorum etc. geſchrieben. Amſt. 1701 Fol.

Ptolemais, ſ. Acre.

Ptolemäus (Claudius), ein berühmter Geograph, Aſtronom

und Mathematiker, geboren zu Peluſium in Aegypten um das J. 70 der chriſtlichen Zeitrechnung. Er blühte zu Alexandria unter der Regierung des Marcus Antoninus und Hadrian, und ſoll gegen 80 Jahre alt geworden ſeyn. Ptolemäus iſt immer als der Erſte unter den Aſtronomen des Alterthums angeſehen worden. Er hat uns in ſeinen Werken ein vollſtändiges Syſtem ſeiner Lieblingswiſſenſchaft hinterlaſſen. Er berichtigte das Firſternverzeichniß des Hipparchus, und entwarf Tabellen, mittelſt welcher die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Planeten berechnet werden konnten. Die einzelnen Beobachtungen der Alten wurden von ihm zuerſt geſammelt und in ein Syſtem gebracht, welches er der Welt in ſeinem Werke *Μεγαλη Συνταξις* (aus 13 Büchern beſtehend) übergab. (Baſel 1538 Fol.) Das Weltſyſtem, welches er hier aufſtellt, iſt unter dem Namen des **Ptolemäiſchen** bekannt. (S. **Weltſyſtem.**) Um das J. 827 wurde dieſes Werk auf Befehl eines der arabiſchen Könige ins Arabiſche überſetzt, und aus dieſer Ueberſetzung, welche den Titel **Almageſt** führt, iſt es um das Jahr 1230 auf Antrieb des Kaiſers Friedrich II. ins Lateiniſche übertragen worden. Außerdem gibt es noch andere Ueberſetzungen dieſes Werks aus dem Arabiſchen ins Lateiniſche. — Eine andere wichtige Schrift des Ptolemäus iſt ſeine **Geographie** in acht Büchern. Er folgte bei dieſer Arbeit der Geographie des Marinus von Tyrus, welche nicht lange vorher erſchienen war, bereicherte aber ſein Werk mit zahlreichen Zuſätzen und Verbeſſerungen in Hinſicht auf die Längen und Breiten der Orte, ſo wie auf die Gränzen der verſchiedenen Länder und Provinzen; denn er iſt als der erſte Schriftſteller anzuſehen, welcher die Lage der Orte auf dieſe Weiſe zu beſtimmen ſuchte, auch enthält ſein Werk die erſten Gründe der Theorie der Projectionen zur Verfertigung geographiſcher Charten. (gr. et lat. c. tab. geogr. per Mercatorem recogn. Montanus, Leyd. 1618 Fol.) So unvollkommen nun auch vieles aus Mangel an Beobachtungen bleiben mußte, ſo iſt er doch dadurch den neuern Geographen unendlich nützlich geworden. Außer dieſen beiden Hauptwerken beſitzen wir noch verſchiedene andre Werke von Ptolemäus, deren Titel wir hier übergehen.

Pubertät, Mannbarkeit, bezeichnet die Lebensepoche, in welcher die Geſchlechtsverſchiedenheit ſich in ihrem Gegenſatze ausbildet, die Kindheit zu Ende und in das Jugendalter übergeht. — Dieſe Epoche tritt in den ſüdlichen Ländern viel früher, in den nördlichen aber ſpäter ein. In unſern Gegenden kann man für das weibliche Geſchlecht das Alter von 13 — 15 Jahren, für das männliche das von 14 — 16 Jahren als die gewöhnlichſte Zeit anſehen, in welcher ſie erfolgt. Nämlich nicht blos das Clima, ſondern auch manche individuelle, ja ſelbſt äußere Umſtände tragen dazu bei, daß dies nicht in einem und demſelben Lebensalter, ſondern bald früher bald ſpäter geſchieht. Das römiſche Recht, nach welchem ſich aber eben ſo wenig als nach andern poſitiven Geſetzen die Natur in ihren Erſcheinungen richtet, beſtimmt für das weibliche Geſchlecht das 12te, für das männliche das 14te Jahr als die Zeit der Geſchlechtsreife und Mannbarkeit. — Höchſt merkwürdig ſind die Erſcheinungen körperlicher und phyſiſcher Art, welche gleichzeitig mit dieſer Periode beobachtet werden, und theils von dem Mannbarwerden ſelbſt, theils aber und wahrſcheinlich in der größern Zahl von der Lebensthätigkeit abhängen, wodurch auch die Mannbarkeit ausgebildet wird. Wenn nämlich das Kindesalter ausgezeichnet iſt durch ein Leben in der heitern Gegen-

wart und durch leichte Befriedigung in derſelben, wenn in demſelben ſtets alle Funktionen nur auf die Erhaltung des eignen Individuum hinwirken, wenn insbeſondre die Geſchlechtstheile, welche der Erhaltung der Gattung, alſo der Einwirkung in die Zukunft beſtimmt ſind, gleichſam nur vorgebildet und zu ihren eigenthümlichen Verrichtungen noch nicht ausgebildet erſcheinen; ſo ändert ſich alles dies in der erwähnten Periode oft auffallend ſchnell und plötzlich, bisweilen unter lebhaften Stürmen. Da ſieht man den vorher lebhaften und leicht befriedigten Knaben, das bisher unbefangene und heitere Mädchen zuerſt ſinnig und in ſich gekehrt, die Einſamkeit ſuchend, und ſich trennend von den Geſpielen der Jugend, welche vom andern Geſchlecht ſind. — Während deſſen wird die Plaſtik des Lebens bedeutend erhöht, der Körper wächſt gewöhnlich in kurzer Zeit ſchneller als vorher. Die Hoden vergrößern ſich, oft unter Schmerzen, und fangen an, wirklichen Saamen abzuſondern; der Uterus bildet ſich aus und ſondert das im Ueberfluß ihm zuſtrömende Blut in monatlichen Perioden, oft unter mancherlei krankhaften Gefühlen, aus; die Brüſte wölben ſich; in beiden Geſchlechtern wird die Stimme zuerſt rauh und unangenehm und erhält dann den metalliſchen reinen Ton, der im männlichen Geſchlechte tief, im weiblichen zwar hoch, aber vom Kinderton ſehr verſchieden iſt. Als Zeugen des Ueberſchuſſes der bildenden Kraft brechen bei beiden Geſchlechtern an den Geſchlechtstheilen vorzüglich, jedoch auch bei andern Orten, und beim werdenden Manne namentlich auch im Geſicht, Haare hervor. — Nachdem dieſe Kriſis überſtanden iſt, ſo ſteht der Jüngling und die Jungfrau in aller Blüthe und auf der Höhe des Menſchenlebens wie verwandelt da. Gleichſam mit andern Sinnen betrachten ſie die Welt und ihre Erſcheinungen, im roſigen Glanze der Hoffnung erſcheint ihnen die Zukunft, in der ſie mehr als in der Gegenwart leben, das Reich der Ideen und Ideale geht ihnen auf und ſie werden zu den größten Anſtrengungen aufgelegt, ſie zu realiſiren, ein mächtiger Trieb, in die Außenwelt einzugreifen, regt ſich im Jüngling, während die Jungfrau ſchamhaft ſich ſelbſt es verbirgt, wozu ſie berufen und welches ihr Wirkungskreis ſey; und beiden leuchtet das goldne Bild der Liebe, von Himmelsglorie umſtrahlt, aus lichten Fernen als Lohn der Mühen, als die höchſte der irdiſchen Seeligkeiten, die auch über das Grab hinüberreicht, entgegen. Das iſt die goldne Zeit, welche von Dichtern nicht genug geprieſen werden kann, deren Seeligkeit nie wiederkehrt und an die jedes fühlende Herz mit Entzücken zurückdenkt; das iſt aber auch die Zeit, die über das ganze künftige Leben entſcheidet. — Aber eben dieſe Epoche iſt oft auch durch Krankheit getrübt und entſtellt. Da tritt ſie bei einigen in Folge früherer Krankheiten, welche die bildende Kraft ſchwächen, zu ſpät und unvollkommen ein, bei andern hingegen zu früh, und iſt in dem erſtern Falle gewöhnlich mit Kleinheit und Schwäche des Körpers, ſo wie mit einem verkrüppelten Geiſte, im zweiten aber gewöhnlich mit heftigen Stürmen verbunden, welche jedoch auch von zufälligen Urſachen abhängen können, die während dieſer Epoche einwirkten und die Natur in ihrem Wirken ſtörten. In dieſer Zeit namentlich wird ſo leicht das Gefäßſyſtem überreizt, und Wallungen, Congeſtionen, Entzündungen, Blutungen oder allgemeine Plothora ſind die Folgen davon, die beim weiblichen häufiger, als beim männlichen Geſchlechte vorkommen; oder das Nerven- und Geiſtesleben wird übermäßig erregt und aus ſeinen Schranken gerückt, und es entſtehen daraus die mannichfaltigſten For-

men krampfhafter Krankheiten, Convulſionen, Fallſucht und Veitstanz, ſo wie ſehr bemerkenswerthe Abweichungen der Geiſtesthätigkeiten, die ſich bald als krankhafte Mitleidenſchaft und Nachahmungsſucht, Romanenſucht und unerſättliche Luſt nach Leiden und Ungemach, myſteriöſe Melancholie, oder als Schlafrednerei, Ecſtaſe, Geiſteserhöhung mit der Gabe der Weiſſagung und unter den intereſſanten Erſcheinungen des ſpontanen Somnambulismus wahrnehmen laſſen. Ueberdies verſchlimmern ſich die Zufälle von Bildungsfehlern, die aus einer frühern Epoche herrühren (z. B. der Blauſucht) gewöhnlich, ſo wie ſich andre Krankheiten (z. B. des lymphatiſchen Gefäßſyſtems) von ſelbſt heilen. — Endlich beobachtet man nicht ſelten örtliche Leiden der Geſchlechtstheile, Schmerzen, Röthe und Schleimausflüſſe, die aber gewöhnlich nicht viel zu bedeuten haben, ſo wie auch in dieſer ganzen Epoche und in der nächſten darauf folgenden Zeit die Bruſt in einem ſo erregten Zuſtande ſich befindet, daß hier ſich leicht Entzündungen etabliren, die nicht nur ſelbſt das Leben unmittelbar in Gefahr bringen, ſondern oft auch den Grund zu Auszehrungen legen — Es ſind das Zufälle, welche nur durch eine ſehr weiſe und umſichtige Ausübung der Kunſt gehoben und unſchädlich gemacht werden können, und in denen (namentlich in den nervöſen) der thieriſche Magnetismus Wunder thut, indem er zum Somnambulismus führt, zu dem in dieſer Zeit eine große Diſpoſition vorhanden iſt. — B. P.

Publicität, ſ. Oeffentlichkeit.

Publikum. Dieſes Wort wird in ganz verſchiedenen Bedeutungen genommen, ſeit jedermann leſen und ſchreiben und um einen geringen Preis ſich ein Buch kaufen, und um einen noch geringeren ſich eins borgen kann. Die Kenntniſſe ſind ſo wohlfeil und ſo verbreitet — und ein ordentlicher Rock und ein cattunen Kleid ſind ſo leicht zu haben, daß in den Städten eine allgemeine Gleichheit unter den Menſchen eingeführt iſt. Aus dieſer Organiſation der Geſellſchaft iſt nun dasjenige entſtanden, was man das Publikum nennt. Das Wort Volk iſt anders und edeler. Es bezeichnet etwas Gegliedertes und Geordnetes, etwas worin Verhältniſſe und Stufen ſind, und kein bloßes Nebeneinander und Durcheinander. Noch edler iſt das Wort Volk, wenn es von den Staatsbürgern genommen wird, von den wirklichen Aktionärs der Geſellſchaft, und nicht blos von denen, ſo als Schutzverwandte zwiſchen den eigentlichen Staatsbürgern wohnen. Das Nähere über dieſe Abſtufungen findet ſich in dem Art. Staatsverfaſſung angegeben.

Publiciſt, Staatsrechtskundiger, Staatsrechtslehrer, weil man das Staatsrecht ius publicum nennt. Der gründliche Publiciſt verbindet mit dem Studium des Naturrechts, der Politik, Geſchichte und Statiſtik eine umfaſſende Kenntniß des öffentlichen Rechts der wichtigſten europäiſchen Staaten und desjenigen insbeſondere, deſſen Mitbürger er iſt. Er muß aber auch außer der lateiniſchen, der deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Sprache, ſo wie der Kunſt der ſchriftlichen Darſtellung in größerm Grade mächtig ſeyn. Gewöhnlich verſtand man ſonſt unter einem Publiciſten einen Kenner des deutſchen Staatsrechts, des verwickeltſten und ausgebildetſten in Europa. Dieſe Gelehrſamkeit iſt im practiſchen Sinne mit dem deutſchen Reiche untergegangen, wohl aber noch im hiſtoriſchen Sinne wichtig. Doch kann hier leicht zu viel Kenntniß des Poſitiven den Blick vom Allgemeinen abziehen, und einer klaren Anſicht des Ganzen nachtheilig werden. Geſunde Begriffe vom Staats-

recht überhaupt, eine gründliche Einſicht in das Weſen des Staatenlebens, genaue Kenntniß der vorhandenen Verhältniſſe, und ein Geiſt, der einer Idee empfänglich, auf das Wahre, Rechte, Edle und Große gerichtet iſt, dieß ſind die unerlaßlichen Eigenſchaften eines guten Publiciſten. Jeder Diplomatiker muß in dieſem Sinne Publiciſt ſeyn; und wehe jedem Staate, wehe Europa, wenn nicht dieſer gereifte und gebildete Geiſt der Staatsweisheit, in den Cabinetern der europäiſchen Mächte den Vorſitz führt! Es iſt ein Verdienſt der deutſchen Publiciſten und des aus dem Character der Deutſchen hervorgegangenen öffentlichen Rechts im ehemaligen heiligen römiſch deutſchen Reiche, daß die deutſche Staatskunſt in der Theorie ſtreng die Grundſätze des Rechts beachtete, und in allen Formen, ſo verworren ſie übrigens ſeyn mochten, die klare Anſicht des Geſetz und Verfaſſungsmäßigen feſt im Auge behielt. Auch in dieſer Hinſicht iſt die echt publiciſtiſch-hiſtoriſche Darſtellung des baierſchen Erbfolgeſtreites und ähnlicher öffentlicher Staatshändel, wie über die Schelde, in von Dohms Denkwürdigkeiten I. II. ſehr leſens- und beherzigungswerth, damit unſre jungen Diplomatiker nicht glauben, Alles gethan zu haben, wenn ſie Flaſſans Hist. de la diplomatie françoise einige Male durchleſen. Als Sammlungen und Handbücher zum Studium der neueren Diplomatik ſind von Martens Recueil des principaux traités (von 1761 bis 1808) T. IV. (2 Ed. 1817) und deſſen Nouveau Recueil des Traités d'Alliance, de Paix etc. (von 1808 bis 1818. T. III. Götting. 1817) ferner Schoells Recueil de pièces officielles 12 vol., Koch's Hist. abrégée des traités de paix depuis la paix de Westphalie, ouvrage refondu et continué jusqu'aux traités de Paris de 1815, par Schoell, 15 vol. Paris 1818, und Klüber's Acten des Wiener Congreſſes 7 Bd. zu empfehlen. Was ehemals die kaiſerlichen Wahlcapitulationen den deutſchen Publiciſten für Stoff zu gründlichen Erläuterungen boten, wird bei der deutſchen Bundesverſammlung wieder der Fall ſeyn. Möge ein zweiter Häberlin dieſe Verhandlungen publiciſtiſch prüfen und darſtellen! K.

Puccitta, Director der italieniſchen Oper zu Paris, geboren zu Rom um das Jahr 1778. Schon von Kindheit auf zeigte er einen unwiderſtehlichen Hang zur Muſik, worin ſeine Aeltern ihn bloß zum Vergnügen unterrichten ließen. Er machte ſchnelle Fortſchritte, und hatte ſchon in ſeinem ſechzehnten Jahre eine Menge Arietten, Romanzen und vollſtimmige Stücke geſetzt. In ſeinem neunzehnten Jahre wurde ſeine erſte Oper aufgeführt. Der Erfolg dieſes Verſuchs beſtimmte ihn, ſich in dem Studium der muſikaliſchen Compoſitionen unter den berühmteſten Lehrern zu vervollkommnen. Er begann ſeine Laufbahn zu Florenz, Mailand und Venedig, wo ſeine Opern den glänzendſten Beifall gewannen, namentlich: I Fuorusciti, Teresa e Wilz, Werther, I due Prigionieri, Zelinda e Lindoro, Lauretta. Er ging darauf nach Amſterdam, um hier die Direction des italieniſchen Theaters zu übernehmen; von hier wurde er an das londner Theater berufen, wo er binnen ſieben Jahren mehrere ernſthafte und komiſche Opern componirte, die alle ſehr wohl aufgenommen wurden. Dahin gehören: La cacoia di Enrico IV.; I villeggiatori bizzarri; Le tre Sultane; La Ginevra; La Vestale; L'Aristodemo, welche ihren Verfaſſer durch ganz Europa bekannt gemacht haben. Nach dem Urtheile der Kenner verbindet Puccitta viel Originalität in ſeinen Ideen mit einer beſonders glücklichen

Methode in der Begleitung, welche, ohne den Geſang zu beeinträchtigen, immer gefällt und eine herrliche Wirkung hervorbringt.

Puder. Im Alterthum finden wir einige Spuren von dem Gebrauche eines Puders. So erzählt Joſephus, daß ſich die Reiter Salomo's täglich mit Goldſtaub puderten; ein Gleiches thaten die Jüdinnen. Die griechiſchen Fürſten befahlen, daß ſich ihre Leibwachen mit Goldſtaub pudern ſollten. Auch von den Kaiſern Gallianus und Commodus wird erzählt, daß ſie ſich auf dieſe Weiſe puderten. Von den Mören heißt es in dem Homeriſchen Hymnus auf Hermes, daß ihre Häupter mit Mehl beſtreut geweſen, wobei man indeß wohl nicht an unſern Mehlpuder denken darf, der auf einer Art Handmühlen (Pudermühlen) gerieben, und durch ein Puderſieb geſchlagene Stärke iſt, und von den Stärkemachern bereitet wird. Dieſer ſcheint in ſeiner Anwendung nicht über das ſechzehnte Jahrhundert hinaufzuſteigen und gehört unter die franzöſiſchen Modethorheiten.

Pufendorf (Freiherr Samuel von), einer der erſten und größten deutſchen Naturrechtslehrer, Publiciſten und Geſchichtsforſcher, geboren zu Flöhe, einem Dorfe bei Chemnitz, 1631. Nachdem er zuerſt auf der Fürſtenſchule zu Grimma, dann auf den Univerſitäten zu Leipzig und Jena große Fähigkeiten entwickelt hatte, widmete er ſich mit allem Eifer dem allgemeinen und deutſchen Staatsrechte, indem er dabei das philoſophiſche oder Naturrecht immer zum Grunde legte. Die Mathematik, welche er unter Weigel in Jena, und die Philoſophie, welche er nach Descartes ſtudirte, bildeten ſein wiſſenſchaftliches Talent aus. Vergeblich bewarb er ſich um eine Stelle in ſeinem Vaterlande. Im J. 1658 nahm er daher die Stelle eines Hofmeiſters in dem Hauſe des königl. ſchwediſchen Geſandten, Herrn von Coyet, am däniſchen Hofe an, begab ſich mit ſeinem Zöglinge nach Copenhagen, wurde aber, da eben der Krieg zwiſchen Dänemark und Schweden ausbrach, mit der ganzen Familie des ſchwediſchen Geſandten verhaftet. In dieſer Lage, welche acht Monate lang dauerte, beſchäftigten ihn Grotius und Hobbes Anſichten über Recht und Staat vorzüglich. Als Reſultat ſeines philoſophiſchen Nachdenkens erſchienen 1660 zu Haag ſeine Grundſätze der allgemeinen Rechtswiſſenſchaft (Elementa jurisprudentiae universalis). Der gelehrte Churfürſt von der Pfalz, Carl Ludwig, welchem er ſie dedicirt hatte, nahm dieſe Schrift mit ſolchem Beifall auf, daß er für ihn eine beſondere Profeſſur des Natur- und Völkerrechts — die erſte in Deutſchland — 1661 ſtiftete. Hier lehrte er bis zum J. 1670, in welchem ihm der König von Schweden, Carl XI., eine Profeſſur des Naturrechts auf der neuerrichteten Univerſität zu Lund in Schonen ertheilte. Hier ſchrieb er ſein Werk über das Naturrecht (De jure naturae et gentium, Lund. 1672), welches jenes frühere verdrängte und ſich durch Deutlichkeit, ſyſtematiſche Ordnung und Conſequenz ſehr empfahl; bald darauf das kleinere Compendium, oder vielmehr den Auszug des genannten Werks de officio hominis et civis (Lund. 1673), welche Schrift unzählige Ausgaben und Ueberſetzungen erhalten hat. Da Pufendorf in dieſen Schriften ſich von der bisher beliebten ſcholaſtiſchen Art zu philoſophiren noch mehr als Grotius entfernt hatte, ſo konnte es ihm an heftigen Gegnern in der damaligen Zeit nicht fehlen, die er aber durch ſein geiſtiges Uebergewicht und ſeine Verbindungen überwand. So verſchieden man auch jetzt über dieſe Schriften Pufendorfs urtheilen mag, ſo iſt doch das nicht zu leugnen, daß Pufendorf in der Geſchichte des Naturrechts

Epoche gemacht hat. Ihm ſchwebte noch klarer, als früher dem Grotius, die Idee einer Wiſſenſchaft vor, welche unabhängig von aller Auctorität des poſitiven Rechts oder der Theologie, die Rechtsverhältniſſe blos nach Geſetzen der Vernunft beſtimmen ſollte. Sein Naturrecht war eine philoſophiſche Moral über die rechtlichen Verhältniſſe der Menſchen gegen einander, welche von der chriſtlichen Moral immer noch abhängig blieb. Er ſtellte als Princip des Rechts mit Grotius die Socialität (Geſelligkeit) auf, welche der chriſtlichen Nächſtenliebe ſehr verwandt iſt, und leitete das Recht aus dem Stande der verderbten Natur mit Hobbes ab. — Nicht minder machte Pufendorf im deutſchen Staatsrechte Epoche. Noch als Profeſſor in Heidelberg ſchrieb er auf Anregung des Churfürſten unter dem Namen Severinus a Monzambano das berühmte Buch de statu reipublicae Germanicae, welches er ſeinem Bruder Eſaias Pufendorf, der ſich damals als ſchwediſcher Geſandter in Paris aufhielt, zuſchickte, und durch denſelben zum Drucke befördern ließ. Pufendorf ſtellte in demſelben Deutſchland als einen republikaniſchen Körper dar, deſſen ſchlecht zuſammengefügte Theile ein monſtröſes Ganzes bildeten. Gegen dieſes Buch, welches ſeit 1667 in mehrern Ausgaben und Ueberſetzungen erſchien und das größte Aufſehn erregte, erhob ſich von allen Seiten ein großer Kampf; Pufendorf, der es kräftig vertheidigte, fand doch nicht für rathſam, ſich als Verfaſſer deſſelben zu nennen, als welcher erſt nach ſeinem Tode mit Gewißheit bekannt worden iſt. Wir übergehen andere ſeiner ſtaats- und kirchenrechtlichen Schriften. Als der Krieg in Schonen ausbrach, begab er ſich nach Stockholm, wo er zum Staatsſecretär, königl. Hofrath und Hiſtoriographen ernannt wurde. Hier ſchrieb er, ebenfalls in lateiniſcher Sprache, die Geſchichte von Schweden ſeit Guſtav Adolphs Feldzug in Deutſchland, bis auf die Abdankung der Königin Chriſtine (De rebus Suecicis, Traj. ad Rh. 1676), und die Geſchichte Carl Guſtavs (De rebus a Carolo Gustavo gestis. 2 Voll. fol. Nuremb. 1696), ferner in deutſcher Sprache ſeine Einleitung zur Geſchichte der vornehmſten Reiche und Staaten (Frankf. 1682) 3 Theile, ſpäterhin von Oehlenſchläger fortgeſetzt, und von Martiniere in's Franzöſiſche überſetzt. Dieſe Schriften vermehrten ſeinen Ruhm ſo ſehr, daß er von dem Churfürſten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, 1686 einen Ruf nach Berlin, als Hofrath und Hiſtoriograph und Kammergerichtsbeiſitzer, und den Auftrag erhielt, das Leben dieſes Fürſten zu ſchreiben, welches er unter der Regierung ſeines Sohns, Friedrichs III., vollendete. Im Jahre 1690 ward er churbrandenburgiſcher geheimer Rath, und 1694 von dem Könige von Schweden, Carl XI., in den Freiherrnſtand erhoben. Den Antrag aber, des Kaiſers Leopold Leben zu ſchreiben, lehnte er, ungeachtet der großen Verſprechungen, die man ihm machte, ſtandhaft ab. Er endigte ſein thätiges Leben zu Berlin 1694, in einem großen Anſehn, welches er ſich durch Geiſt und Gelehrſamkeit, ſo wie nicht minder durch ſeinen Charakter erworben hatte.

Pugatſchew (Jemeljan), der Sohn eines Koſacken, geboren 1726 zu Simoveisk, einem kleinen Dorfe am Don, ſpielte in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Rußland eine wichtige, wenn gleich nur kurze Rolle. Schon jung beſchäftigte er ſich mit dem Handwerke des Kriegs und des Raubens, und ward Anführer einer Bande. Doch entfernte er ſich in der Folge aus ſeinem Vater-

lande, nahm im ſiebenjährigen Kriege beim preußiſchen Heere Dienſte, begab ſich dann zur öſterreichiſchen Armee, wo er im Kriege gegen die Türken als Koſack mit zu Felde zog, und 1770 der Belagerung von Bender beiwohnte. In ſein Vaterland zurückgekehrt, ſuchte er, ein feuriger, wilder, unbändiger Mann, ganz in dem Geiſte ſeiner Nation, unter ſeinen Landsleuten den Samen des Aufruhrs auszuſtreuen, wurde aber bald darauf wegen ſeines unruhigen Betragens zu Maikowka an der Wolga eingezogen, und nach Kaſan ins Gefängniß geſchickt. Hier wußte er ſich zu befreien, ging nun weiter öſtlich nach Jaizkoi, und da er hier viel unruhige, zu Gewaltthätigkeiten geſtimmte Gemüther fand, ſo faßte er, verführt durch einige Bekannte, die zwiſchen ihm und dem verſtorbenen Kaiſer Peter III. einige Aehnlichkeit fanden, den ungeheuern Gedanken, ſich ſelbſt für Peter III. auszugeben. Seine Anhänger verbreiteten das Gerücht, man habe ſtatt ſeiner einen ihm ähnlichen Soldaten auf dem Todtenbette ausgeſetzt, Peter aber ſey verkleidet entkommen, und erſcheine nun nach langem Herumirren unter ſeinen getreuen Koſacken, von deren Unterſtützung er die Wiedererlangung ſeiner Krone erwarte. Der Aufruhr brach in der Mitte Auguſt 1773 aus, wo ein Manifeſt im Namen dieſes Pſeudo-Peters verbreitet wurde. Von neun Mann, woraus anfangs ſein Anhang beſtand, hatte ſich dieſer ſchon im September auf 300 vermehrt: überall ſchloſſen ſich ſeine Landsleute und die Bauern an, denen er gegen den Druck des Adels Schutz und Rache verſprach. Sein Anhang vermehrte ſich noch durch 500 Ueberläufer aus der Feſtung Jaizkoi, die er auffoderte; bald traten noch mehrere, und beſonders auch die Roskolniken (ſ. d. Art.) hinzu. So eroberte er mehrere Feſtungen, beging dabei furchtbare Grauſamkeiten, und nachdem er nun auf 5,000 Mann ſtark, und mit 36 Kanonen verſehen war, belagerte er, obwohl vergebens, die Feſtung Orenburg. Indeſſen verſtärkte ſich ſein Anhang bis auf 16,000 Mann. Der Zulauf von ganzen Nationen, Baſchkiren, Wotjäken, vielen Tatarn ꝛc. ward immer größer, und die Gefahr drohender. — Sogar die alte, große Hauptſtadt des Königreichs Kaſan eroberte er, und nahte ſich nun Europa, indem er über die Wolga ging. Aber der Oberſte Michelſon war es, der durch die höchſten Strapazen, durch die gefahrvollſten Mühſeligkeiten dieſem Rebellen einen Schlag nach dem andern beibrachte, und eben als die Gefahr am höchſten und bereits Moskau bedroht war, ihn abſchnitt. Von ſeinen Anhängern verlaſſen, ja ſelbſt verrathen, wurde Pugatſchew gefeſſelt dem General Suwarow übergeben, und hierauf am 10ten Juni 1775 nebſt den übrigen Rädelsführern zu Moskau hingerichtet, — das einzige Todesurtheil, welches unter Catharinens Regierung vollzogen worden iſt. So endete dieſer Aufruhr, der über 100,000 Menſchen, und überhaupt mehr als irgend einer der blutigſten Feldzüge koſtete. Hätte Pugatſchew eben ſo viel Klugheit, als Muth und Entſchloſſenheit gehabt, er würde ohne Zweifel eine noch weit furchtbarere Rolle geſpielt haben, ſtatt daß er nun als Rebell und Böſewicht ſein Leben auf dem Schaffotte endete.

Pulci (Luigi), einer der namhafteſten Dichter Italiens. Er war im J. 1431 zu Florenz geboren, und der jüngſte von drei Brüdern, welche ſämmtlich als elegante Schriftſteller aufgetreten ſind. Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir nur, daß er mit Lorenz von Medici und Polizian in vertrauten Verhältniſſen ſtand. Sein epiſches Gedicht Il Morgante maggiore, worin er die abenteuerlichen

Thaten des Rinald und des Rieſen Morgante erzählt, ſoll er auf Antrieb der Lucrezia, der Mutter des Lorenzo, verfaßt und die einzelnen Geſänge zur Unterhaltung bei der Tafel vorgeleſen haben. Durch eine Vergleichung mit Arioſt und Taſſo kann Pulci nur verlieren. Phantaſie iſt ihm nicht abzuſprechen; aber es fehlt ihm an ſinnreicher Erfindung, an Geſchmack und feinem Urtheil. Die Vermiſchung des Höchſten und Ernſteſten, des Heiligſten mit dem Burlesken und Gemeinen iſt im Geiſte ſeiner Zeit, der darin nichts Anſtößiges fand, erſcheint jedoch uns zu roh, um wahrhaft zu gefallen. Seine Schreibart iſt reich an echt toscaniſchen Redensarten, ſein Versbau aber rauh und ungelenk, und wenn Varchi ihn deſſen ungeachtet dem Arioſt vorzieht, beweiſet er dadurch nur ſeine Geſchmackloſigkeit. Außerdem ſind von ihm noch verſchiedene andere Werke gedruckt, die wir übergehn. Von ſeinen beiden Brüdern ſchrieb **Bernardo** eine Elegie auf den Tod des Cosmo von Medici, eine andere auf die ſchöne Simonetta, ein Gedicht auf die Paſſion Chriſti und eine Ueberſetzung von Virgils Eclogen; **Luca** aber Stanzen auf das Tournier des Lorenzo von Medici, heroiſche Epiſteln, eine Paſtoralromanze unter dem Titel: Driadeo d'Amore, und eine epiſche Romanze (wahrſcheinlich die erſte in italieniſcher Sprache), unter dem Titel: Il Ciriffo Calvanco.

Pulcinella (Policinell), eine italieniſche Maske, deren Urſprung Einige von den mimiſchen Spielen, Andere von den oſciſchen Atellanen, die älter als die ſceniſchen Spiele der Römer ſind, haben herleiten wollen. Den Namen Pulcinella leitet der Abt Galiani von einem mißgeſtalteten, aber luſtigen Bauer aus der Gegend von Sorrento (um die Mitte des vorigen Jahrhunderts) ab, der ihn, weil er häufig junge Hühner (pulcinelli) auf den Markt nach Neapel gebracht, erhalten habe, und der nach ſeinem Tode zur Beluſtigung des Volks, dem er wohl bekannt geweſen, auf das Marionettentheater von San Carlino ſey gebracht worden. Wahrſcheinlicher noch iſt die Erzählung von den Urſprung dieſes Namens, welche Rehfuß in ſeinem Gemälde von Neapel mittheilt. Eine Schauſpielergeſellſchaft kam zur Zeit der Weinleſe zu Acerra an, und ward von den Weinbauern, die ſich zu dieſer Zeit der ausgelaſſenſten Fröhlichkeit überlaſſen, mit Scherz und Witz auf alle Weiſe geneckt, woraus ſich ein Wortkrieg entſpann, in welchem ſich auf der Seite der Bauern ein gewiſſer Puccio d'Aniello vor allen durch ſeinen ſatiriſchen Geiſt, wie durch ſeine burleske Geſtalt auszeichnete. Die Schauſpieler mußten ihm weichen. Sie beſchloſſen, als ihr Aerger vorüber war, von dem Talent des Puccio d'Aniello Vortheil zu ziehen und überredeten ihn, in ihre Geſellſchaft zu treten. Er erſchien auf der Bühne in weitem Hemde und mit langem Haare, und ward bald der Liebling der Neapolitaner in dem Grade, daß man ſeine Maske auch nach ſeinem Tode beibehielt. Sein Nachfolger wählte, um ihm beſſer zu gleichen, eine Maske mit langer ſchwarzer Naſe; aus Puccio d'Aniello ward nach neapolitaniſcher Sitte **Pulcinella**. Noch jetzt iſt dieſe Maske das Entzücken der Neapolitaner. Ihre Kleidung ſind gegenwärtig weite weißwollne Unterhoſen, ein großes Oberkleid von demſelben Stoff mit weiten Ermeln, feſtgemacht mit einem ſchwarzen Ledergürtel oder Haarſeil; auf dieſes Oberkleid ſind Herzen von rothem Tuche genäht, unten iſt es mit einer Franze eingefaßt. Um den Hals trägt Pulcinella eine Leinwandkrauſe, auf dem Kopfe eine weiße wollne Mütze, deren lange Spitze in einen rothen

Büſchel endigt; drei Viertel des Geſichts ſind mit einer ſchwarzen Maske bedeckt; die Naſe iſt krumm und ſpitz, wie ein Vogelſchnabel. Aber dieſe Maske figurirt nicht bloß auf dem Theater; man ſieht ſie in Neapel bei allen Volksfeſten, vornemlich beim Carneval.

Pulk, ſ. Koſacken.

Pulpitum, derjenige erhöhte Ort auf dem Proſcenium (ſ. d. Art.), wo die römiſchen Schauſpieler ihre Rollen declamirten.

Puls (von pulsus, der Schlag), iſt die Bewegung der Arterie, die durch ihre abwechſelnde Ausdehnung und Zuſammenziehung entſteht, und in der Empfindung als ein Anſchlagen wahrgenommen wird. Dieſe Bewegung iſt in dem Herzen, als dem Mittelpunkte des Arterienſyſtems, am ſtärkſten, pflanzt ſich von da durch die großen und kleinen Aeſte der Arterien bis in die kleinſten Verzweigungen in gleichem Zeitmaße und in verhältnißmäßiger Stärke fort, ſo daß in jeder, auch der kleinſten Arterie zu derſelben Zeit und in derſelben Folge nach einander der Puls Statt findet. An denjenigen Arterien, welche hoch und zunächſt unter der Haut liegen, kann man das Schlagen der Arterien an der aufgelegten Fingerſpitze fühlen, z. B. an der Speichenarterie (arteria radialis), welche an dem untern Theil der Speiche mehrere Zoll lang an dem Knochen ſo frei liegt, daß man das Schlagen derſelben über dem Handgelenke deutlich fühlen kann, und daher auch gewöhnlich dieſe Stelle zur Unterſuchung des Pulſes wählt; man könnte ihn aber auch an jeder andern Arterie fühlen und ſehen, wenn man ſie von den umgebenden Theilen entblößte. Dieſes abwechſelnde Ausdehnen und Zuſammenziehen des Herzens und der Schlagadern iſt Aeußerung ihrer eigenthümlichen inwohnenden Kraft, ihr ſpecifiſches Leben, und der Zweck dieſer Bewegung iſt, die Maſſe des neubelebten Blutes aus dem Herzen durch die unzählbaren Aeſte und Zweige der Gefäße in den ganzen Organismus überſtrömen zu laſſen. Dieſe Bewegung rührt aber weder von dem Herzen allein, noch von den Adern, noch von dem Strome des Blutes allein her, ſondern ſie iſt die vereinte Folge dieſer drei Urſachen. Das Herz zieht ſich zuſammen, verengert dadurch ſeinen innern Raum, und preßt folglich die Blutmaſſe, welche in demſelben iſt, in die große Arterie, welche dem Herzen zunächſt folgt. Dieſe erweitert ſich, und nimmt die zuſtrömende Blutwelle auf, dann zieht ſie ſich ebenfalls zuſammen und treibt das empfangene Blut weiter. In wellenförmiger Bewegung ſetzt ſich nun die abwechſelnde Ausdehnung und Zuſammenziehung der Schlagadern fort, und befördert den wogenden Strom des Blutes, der ſich in unzählige, immer kleiner werdende zertheilt. Ohne dieſe Beihülfe der Arterien würde der Strom des Blutes, der den mächtigen Antrieb vom Herzen aus zuerſt erhalten hat, durch die ſtete Vertheilung aber immer ſchwächer wird, in den feinſten Schlagadern ſtocken. Das Blut ſelbſt iſt auch ein mächtiger Reiz zu dieſer Bewegung. Indem es in den Lungen ſich mit Sauerſtoff verſehen, aus ſchwarzem in rothes Blut verwandelt hat, ſtrömt es, von neuem auf die höhere Stufe des Lebens gehoben, in ſeinen vorher reizloſen Beſtandtheilen mit neuem Lebensreize verſehen, von dem Mittelpunkt aus, nach der Peripherie. So zeigt alſo der einzelne Pulsſchlag die Energie der Arterie, in der ſchnellkräftigen Ausdehnung und Zuſammenziehung, und den Reichthum der Blutmaſſe an friſchem Lebensſtoffe. Weil aber von dieſem die vorher indifferente (ſchlafende) Maſſe durch den Beitritt des Oxigens erſt zum Leben der organiſchen Faſer und zur

Contraction fähig gemacht, und auf die höhere Stufe des organiſchen Lebens erhoben wird, welche wir Irritabilität nennen, und welche ſchon in dem Herzen und der Arterie ſelbſt ihre Herrſchaft und Verrichtung am kräftigſten ausübt, ſo iſt der Puls auch eine äußere Offenbarung der Energie der Irritabilität. Da aber in dem Organismus das höhere Leben das niedere beherrſcht, und daher alle Functionen, alſo auch die des Blutſyſtems, unter der Herrſchaft des Nervenſyſtems ſtehen, welches ſie alle zu dem Einen Zwecke des Organismus vereinigt und regulirt, ſo offenbart ſich demnach durch den Puls auch die Einwirkung des Nervenſyſtems, der Grad von Lebensthätigkeit deſſelben. Da endlich auch die Function des Nervenſyſtems ſelbſt nur der Ausdruck der realen Darſtellung des organiſchen Lebens iſt, die wir Naturkraft nennen (ſ. d. Art. Phyſiologie), ſo iſt der Pulsſchlag auch überhaupt eine einzelne Aeußerung der Naturkraft oder Lebenskraft. So gibt uns der Puls ein Merkmal von der Beſchaffenheit der Blutmaſſe, von dem Grade der Energie des arteriellen Syſtems, von der Art der Einwirkung des Nervenſyſtems, und dem Stande der organiſchen Naturkraft überhaupt, und ſo vielfältig die Blutmaſſe von ihrer normalen Miſchung, das Arterienſyſtem von dem normalen Stande ſeiner Function, das Nervenſyſtem von ſeiner normalen Einwirkung, die Lebenskraft ſelbſt von ihrer Energie abweichen kann, ſo vielfältige Abänderungen des Pulsſchlages von ſeiner Normalbeſchaffenheit müſſen auch dadurch bewirkt werden. Die hauptſächlichſten Rückſichten bei dem Pulſe ſind nun theils die Zahl der Pulsſchläge, welche in einer gewiſſen Zeit auf einander folgen, und die Ordnung und das Zeitmaß, in welchem dieß geſchieht, theils die Art, wie jeder einzelne ſich darſtellt. In erſterer Rückſicht iſt alſo die Zahl der Pulsſchläge häufiger oder ſeltner; in ſtets gleichem Zeitmaße, ordentlich; oder in abweichenden Zeitmaßen, unordentlich; ungleich, in Rückſicht der Folge auf einander, des Anſchlags, der Stärke; ausſetzend, ſo daß nach einem Schlage oder mehreren Schlägen einer fehlt, u. ſ. w. In der zweiten Rückſicht iſt der Puls in ſeinen einzelnen Schlägen ſtark oder ſchwach; — die Ausdehnung der Ader ſchnell oder langſam; — in Einem Schlage oder unterbrochen und in Abſätzen; — dem äußern Drucke widerſtehend oder nachgebend (hart oder weich); — mit viel oder wenig Blutmaſſe verſehen: voll oder leer; — in ſeiner Ausdehnung größern oder kleinern Raum einnehmend: groß oder klein. Der Normalſtand aller dieſer Beſtimmungen iſt aber eben ſo verſchieden, als der Stand des Lebens in ſeinem organiſchen Cyclus, den es durchläuft, nach den verſchiedenen Lebensaltern; in der Spaltung des ſchaffenden und bildenden Charakters, nach den zwei verſchiedenen Geſchlechtern; in der realen Darſtellung der Lebensidee, nach den verſchiedenen Individuen, nach dem Temperament; endlich nach dem Kreiſe des Lebens im Sonnenlicht und in der Finſterniß, nach dem Wachen und Schlafe, und nach zufälligen Einwirkungen von Nahrung, Getränken, Gemüthsaffecten u. ſ. w. verſchieden iſt. Bei dem Kinde erreicht der Normalpuls die höchſte Zahl, er ſchlägt in der Zeitabtheilung einer Minute hundert Mal, bis hundert und zehn Mal, iſt dabei gleichmäßig, ſchwach, ſchnell, mehr weich als hart, klein, nicht voll. Bei dem Jünglinge hat die Zahl ſchon etwas abgenommen, ſie beträgt etwa 90, etwas drunter oder drüber. Dabei iſt der Puls gleichmäßig, kräftig, etwas ſchnell und lebhaft, etwas ſtärker, doch noch mehr weich als hart, mäßig voll, mehr klein als groß. Bei dem Erwachſenen beträgt die

Zahl 75, der Puls iſt ſehr gleichmäßig, kräftig, oder gemäßigt, zwiſchen weich und hart ſchwebend, eben ſo im Mittel zwiſchen voll und leer, zwiſchen groß und klein. Im Greiſenalter ſinkt die Frequenz auf die Zahl 63, auch wohl auf 60. Der Puls iſt zuweilen ungleichmäßig, ſtark aber langſam, hart, mehr voll als leer, mehr groß als klein. Bei dem weiblichen Geſchlecht iſt der Puls, im Verhältniſſe zu dem des männlichen Geſchlechts, häufiger, ſchwächer, ſchneller, lebhafter, weicher, voller und kleiner; der Puls des männlichen Geſchlechts iſt dagegen immer etwas weniger häufig, ſtärker, langſamer, gemäßigter, härter und größer. Bei dem ſogenannten ſanguiniſchen Temperament iſt der Puls häufiger, lebhafter, weicher und voller; bei dem choleriſchen weniger häufig, gemäßigter, härter, ſtärker; bei dem phlegmatiſchen langſamer, ſchwächer, weicher, voller; bei dem melancholiſchen langſam, hart und ſtark. Frühmorgens iſt der Puls ſparſamer, langſamer, gemäßigter; Nachmittags und zum Abend hin wird er häufiger (der Normalpuls von 65 Schlägen ſteigt bis zu 75), ſchneller, lebhafter. Bei dem Genuſſe von Pflanzennahrung iſt er gemäßigter, langſamer, ſchwächer, voller, weicher; bei Fleiſchnahrung, nach dem Genuſſe von Gewürzen, geiſtigen Getränken wird er häufiger, lebhafter, härter. In reiner, heller Luft wird er häufig, lebhaft, ſchnell, in feuchter, unreiner Luft matt, langſam, weniger häufig. Von plötzlichen Gemüthserſchütterungen und heftigen Leidenſchaften wird er beſchleunigt, lebhafter, unordentlich; von Freude häufig, lebhaft, kräftig; von anhaltendem Kummer wird er ſchwach, langſam, weich, klein. Hieraus leuchtet hervor, daß der Puls zwar ein höchſt wichtiges Zeichen des innern Zuſtandes des Organismus ſeyn kann, aber auch, welche ſorgfältige und genaue Beobachtung, Rückſicht auf alle Verhältniſſe, und Uebung in der Unterſuchung und Beurtheilung der feinen Unterſcheidungen nothwendig ſind, wenn er für den Arzt es werden ſoll. Wenn z. B. die Art des Pulſes, welche bei dem Kinde normal iſt, bei einem Erwachſenen Statt fände, ſo würde dieſer in bedeutendem Zuſtande von Krankheit ſich befinden, und wenn ein Menſch den Puls des Morgens hätte, der am Abend ſein Normalpuls ſeyn kann, ſo würde er ebenfalls krank ſeyn, u. ſ. w. Jede Abweichung von dem Normalpuls eines Menſchen deutet folglich auf einen krankhaften Zuſtand. Bei Schwäche des Organismus überhaupt, beſonders des irritabeln Syſtems, bei abweichender Beſchaffenheit der Blutmaſſe, Mangel an gut aſſimilirtem Nahrungsſtoffe und gehöriger Belebung durch Annahme des Oxygens, iſt der Puls weniger häufig, ſchwach, langſam, weich, doch kann er dabei voll, zuweilen auch groß ſeyn. Iſt die Function der Irritabilität durch irgend eine Einwirkung in ihrer Norm ſo zerrüttet, daß ſie ſich der Herrſchaft des Nervenſyſtems entzieht, ſo entſteht der Zuſtand, den wir, wenn er allgemein iſt, Fieber, wenn er örtlich iſt, Entzündung nennen, und der Puls iſt dann häufiger, als die Norm erfodert. Iſt dabei die Energie der Irritabilität ſelbſt erhöht oder doch ungeſchwächt, ſo iſt der Puls zugleich hart, oft auch ſtark, ſchnell, voll und groß, in Entzündungen jedoch öfter auch hart, ſchnell und klein; iſt aber die Irritabilität im Sinken, ſo iſt bei dem fieberhaften Zuſtande der Puls zwar häufig, zuweilen noch voll, aber zugleich weich, oft auch ſchwach und klein. Dieſe Beſchaffenheit des Pulſes nimmt zu, je mehr die Irritabilität herabſinkt, ſo daß er, wenn ſie dem Erlöſchen nahe kommt, nur noch als ſchwaches Zittern der Arterie bemerkbar iſt. Iſt die Einwirkung

des Nervenſyſtems unregelmäßig, oder über die Norm verſtärkt, z. B. bei ungleicher Vertheilung der Naturkraft, geringer Irritabilität und geſteigerter Senſibilität, bei empfindlichem, reizbarem Nervenſyſtem, ſo entſteht oft ein häufiger, ein ungleicher, unordentlicher, ausſetzender Puls, z. B. bei Krämpfen, bei krankhaftem Reiz im Unterleibe, z. B. von Würmern, bei Hypochondriſten und Hyſteriſchen. Bei mechaniſchen Hinderniſſen des Kreislaufs, z. B. Waſſerſucht des Herzbeutels, Polypen im Herzen oder in den großen Arterien ꝛc. entſteht ein ungleicher, ausſetzender Puls. Da der Puls ein ſo wichtiges Zeichen iſt, den innern Zuſtand des Organismus zu erkennen, ſo war es natürlich, daß die Aerzte jedes Zeitalters ſich bemühten, durch genaue Beobachtung deſſelben ſeine Bedeutung in Rückſicht des innern Zuſtandes zu erforſchen. Zwar iſt es zweifelhaft, ob Hippokrates genauere Kenntniß von dem Pulſe gehabt habe. Doch wurden bald nach ihm die Aerzte, beſonders aus der alexandriniſchen Schule, auf die wahre Bedeutung des Pulſes aufmerkſamer. Obgleich ihre Definitionen deſſelben, wegen mangelhafter Kenntniſſe der Anatomie und Phyſiologie, noch verſchieden und ſchwankend waren, ſo vermehrten ſie doch die Hülfsmittel zur Unterſcheidung der einzelnen Krankheiten durch ſorgfältige Beobachtung des Pulſes in denſelben ſchon bedeutend. Archigenes aus Apamea z. B. nahm ſchon den Pulsſchlag als natürliche Erweiterung des Herzens und der Schlagadern an. Aretäus aus Cappadocien erklärte ihn (wie ſchon vor ihm Athenäus aus Cilicien) als eine Bewegung, die durch eine Bewegung, die durch eine natürliche und dem Willen nicht unterworfene Ausdehnung der dem Herzen und den Schlagadern eigenthümlichen Wärme, die durch ſich ſelbſt bewegt wird, und den Grund der Bewegung des Herzens und der Schlagadern enthält, hervorgebracht wird. Er beſchrieb die vielen einzelnen Krankheiten eigenthümlichen Pulsarten. Galen hat verſchiedene Schriften über den Puls geſchrieben. Von Galen an machte die Lehre des Pulſes wenig oder gar keine weitern Fortſchritte; Galen war, wie in der Medicin überhaupt, ſo auch hier der Führer der Aerzte mehrere Jahrhunderte hindurch. Durch Harvey, der zuerſt den Umlauf des Blutes unumſtößlich erwies, durch Haller, der die Reizbarkeit der Muskelfaſer durch Verſuche darthat, bekam die Lehre von dem Pulſe neues Leben, Beſtimmtheit und tiefere Bedeutung, und nach dieſen haben nun mehrere Phyſiologen durch genaue Beſtimmungen, durch geſammelte Erfahrungen über die Abänderungen und Anzeigen deſſelben in Krankheiten, durch Feſtſetzung ſeiner Bedeutung als Zeichen zur Unterſcheidung und Erkenntniß der Krankheitszuſtände, und zur Vorherbeſtimmung der Vorgänge im weitern Verlauf der Krankheiten und deren Entſcheidung, die Lehre vom Pulſe immer weiter ausgebildet. H.

Pulsadern (arteriae), diejenigen Adern, welche das Blut aus dem Herzen führen, im Gegenſatz der Blutadern (venae), in denen es dahin zurückkehrt. S. die Art. Adern, Blut und Puls.

Pulsadergeſchwulſt, ſ. Anevrisma.

Pultawa, eine befeſtigte Stadt in Rußland, am Fluſſe Worskla, ehemals in der Statthalterſchaft Ekaterinoslaw. Im J. 1797 wurde ſie mit ihrem ganzen Kreiſe zum Gouvernement Klein-Rußland geſchlagen, im Jahre 1802 aber ein eigenes Gouvernement Pultawa gebildet, worin ſie die Hauptſtadt iſt. Sie zählt 4000 männliche Einwohner, und iſt merkwürdig wegen der Schlacht, in welcher 1709 Peter der Große Carl XII. vollkommen ſchlug. (Vergl.

Peter I. und Carl XII.). Zu ihrem Andenken ſteht auf einem großen Platze vor der Kirche zur Auferſtehung Chriſti eine Säule aufgerichtet.

Pulver, 1) überhaupt jedes ſtaubförmige Material. In den Apotheken ſtehen die Pulver den Tränken und Pillen entgegen; 2) Schießpulver, ſ. d. Art.

Pulververſchwörung. Als König Jacob I. von England, welcher nach dem Tode der proteſtantiſch geſinnten Eliſabeth (1603) den Thron beſtiegen hatte, zweideutigere religiöſe Geſinnungen äußerte, als ſeine Vorgängerin, wiewohl er ſich zur proteſtantiſchen Religion bekannte, hatten die Catholiken große Hoffnungen auf ihn geſetzt. Dieſe Hoffnungen gingen jedoch nicht in Erfüllung. Einige wenige Catholiken, von religiöſer Wuth entflammt, und von den Jeſuiten unterſtützt, entwarfen daher den gräßlichſten aller Mordplane. Sie wollten den König, der den 5. November 1605 in der Parlamentsverſammlung erſcheinen ſollte, nebſt ſämmtlichen Mitgliedern des Hauſes der Lords und der Gemeinen durch eine ungeheure Pulvermaſſe in die Luft ſprengen, dann deſſen Tochter Eliſabeth gefangen nehmen, und zur Königin ausrufen, alle Catholiken unter ihre Fahnen bringen, und die catholiſche Religion zur herrſchenden erheben. Die Verſchwornen waren nicht zahlreich. Einer derſelben, Thomas Percy, miethete ein Gewölbe unter dem Palaſte des Parlaments, und noch ein Gebäude neben an, füllte das Gewölbe mit Pulver, und grub nebſt ſeinen Mitverſchwornen von dem Gebäude aus eine Mine. Schon war Alles zur Ausführung bereit, als Mounteagle (Freund eines Verſchwornen) kurz vor dem beſtimmten Schreckenstage ein namenloſes Billet erhielt, worin er in undeutlichen Ausdrücken gewarnt wurde, nicht ins Parlament zu gehen, weil daſelbſt „ein ſchrecklicher Schlag von unſichtbarer Hand erfolgen werde." — Er zeigte dieſes Billet dem Staatsſecretär, Grafen von Salisbury, dieſer dem Könige, welcher ſogleich, wiewohl dunkel, das Daſein einer Pulvermine vermuthete, und die Parlamentsgewölbe noch in der Nacht vor dem 5. November unter dem Vorwande eines geſchehenen Diebſtahls durchſuchen ließ. Dies führte zur Entdeckung. Man traf in dieſen unterirdiſchen Behältniſſen einen äußerſt verwegenen Menſchen, Fawkes, Percy's Bedienten, an, der das Pulver anzünden, und ſich ſelbſt mit in die Luft ſprengen wollte, brachte ihn zur Anzeige der Mitverſchwornen, ließ ſie einziehen, und, wenn ſie ſich bewaffnet widerſetzten, niederſchießen. Die meiſten derſelben wurden zugleich mit dem Provinzialpater der Jeſuiten, Heinrich Garnet, hingerichtet, und die ſehr verdächtigen Jeſuiten einige Zeit nachher aus dem Reiche verwieſen. Jacob bewies ſich hierbei ſehr gemäßigt und ſchonend, erklärte die übrigen Catholiken der Wahrheit gemäß für unſchuldig, führte aber doch, weil ſie der Staatsruhe gefährlich werden konnten, den Eid der Treue (Oath of Allegiance) ein, vermöge deſſen Jeder, der ein geiſtliches, und ſeit 1610 auch ein weltliches Amt erhalten wollte, der geiſtlichen Oberherrſchaft des Papſtes entſagen mußte, wodurch alle Catholiken von der Anwärtſchaft zu Aemtern ausgeſchloſſen wurden.

Pumpe iſt überhaupt jede Maſchine, wodurch eine Flüſſigkeit in einer Röhre mittelſt des Auf- und Niederſtoßens eines darin feſt anſchließenden Körpers in die Höhe gebracht wird. Es gibt Luft- und Waſſerpumpen. Erſtere ſind in einem eigenen Artikel beſchrie-

ben worden. Die Einrichtung der Waſſerpumpen, wie man ſie über Brunnen anbringt, um das Waſſer auf eine bequeme Art heraufzuheben, iſt eben ſo einfach als ſinnreich. Eine einfache Röhre, welche ſenkrecht im Waſſer ſteht, iſt das Hauptſtück der Pumpe. Sie iſt bei den gemeinen Pumpen aus zwei Stücken zuſammengeſetzt, von welchem das untere noch über dem Waſſer hervorragt, ſpitzig zuläuft und mit ſeiner Spitze in die Höhlung des obern Stücks paßt. Die Höhlung des untern verſchließt da, wo es in das obere Stück eingefügt iſt, ein nach oben ſich öffnendes Ventil oder eine Klappe von ſtarkem Leder. Im Innern des obern Theils der Röhre befindet ſich der Stempel oder Kolben, gemeiniglich Eimer genannt. Er iſt durchbohrt, unten mit einer ſich ebenfalls nach oben öffnenden ledernen Klappe (Ventil) verſehen und oben an der Zugſtange befeſtigt. Wenn nun der Kolben in die Höhe gezogen wird, ſo entſteht zwiſchen ihm und dem Ventil des untern Stücks der Röhre ein luftleerer Raum, nach welchem ſich das Waſſer von unten in die Höhe drängt, weil die äußere Luft auf das Waſſer im Brunnen drückt. Beim Hinaufdrängen in den luftleeren Raum ſtößt das Waſſer die nach oben ſich öffnende Klappe auf, um durchzukommen; dieſe wird aber wieder verſchloſſen, ſobald der Kolben zurück- oder niedergeſtoßen wird. Das eingedrungene Waſſer kann alſo nicht wieder zurück, indem es das Ventil durch ſeine eigene Schwere niederdrückt. Durch den Druck des Kolbens, der einem Eimer gleicht, deſſen Boden ſich von unten nach oben öffnet, wird die Luft in einen engern Raum gepreßt; ſie wirkt auf das in der Röhre befindliche Waſſer; dieſes hebt das Ventil des Kolbens auf, dringt durch und ſtrömt bei fortgeſetzter Bewegung des Kolbens ſo lange in den über ihm befindlichen Theil der Röhre, bis es irgendwo einen Ausgang findet. — Uebrigens laſſen ſich alle Pumpen in drei Arten abtheilen: in Saugpumpen, Druckpumpen, und ſolche, die beide Wirkungen, das Saugen und Drucken, in ſich vereinigen. Bei der Druckpumpe iſt der Kolben unterhalb des Waſſerſtandes angebracht; bei der Saugpumpe aber oberhalb deſſelben, und zwar auf einer Höhe, die nicht über 32 Fuß ſteigen, ja noch unter dieſem Maße bleiben muß, weil durch den Druck der Luft das Waſſer nicht höher geſchoben wird (ſ. **Atmoſphäre**). In den vereinigten Saug- und Druckwerken ſteigt zwar das Waſſer wie in der Saugpumpe; aber der Kolben iſt hier voll, und wenn das Waſſer bis an ſeine Baſis gelangt iſt, ſo treibt er daſſelbe beim Herabſteigen wieder zurück, und zwingt es, in eine Seitenröhre zu treten.

Pumpernickel, ein in Weſtphalen, beſonders im Münſterſchen und Osnabrückſchen, aus Rockenmehl gebackenes, grobes, ſchwarzes Brot, wovon ein einziges oft gegen 60 Pfund wiegt. Seinen Namen ſoll es der Spottrede eines Franzoſen zu verdanken haben, welcher geſagt haben ſoll: Bon pour Nickel (unter welchem Namen er ſein Pferd oder ſeinen Bedienten verſtand).

Punct, in der Geometrie, nach Euklides Definition, eine Größe, die keine Theile hat, oder untheilbar iſt. Ein Punkt, welcher fortbewegt wird, beſchreibt eine **Linie**. Ueber den Punct in der Interpunction und der Tonſchrift ſehe man **Interpunction** und **Bepuncten**.

Punctation heißt jede Schrift, worin die Hauptpuncte eines zu ſchließenden Vertrags enthalten ſind, und aus welcher erſt, ſobald

ſie gegenſeitig angenommen worden, auf Vollziehung geklagt werden kann, Entwurf zu einem Vertrage.

Punctiren, in der Tonſchrift, mit Punkten verſehen, bepunkten; in der Miniaturmalerei, mit der Pinſelſpitze arbeiten.

Punctirte Manier, ſ. Kupferſtecherkunſt.

Punier, eigentlich Phönicier, und puniſch, phöniciſch, dann aber auch für Carthaginienſer und carthaginienſiſch, weil Carthago eine phöniciſche Colonie war. Ueber die puniſchen Kriege ſ. Carthago, Rom und Hannibal. Die puniſche Treue (fides punica) war im Alterthume übel berüchtigt und die puniſche Treuloſigkeit zum Sprichworte geworden.

Punt (Johann), geboren zu Amſterdam im J. 1711, Kupferſtecher, Maler und einer der berühmteſten Schauſpieler Hollands, bewies an ſich die Verwandtſchaft der ſchönen Künſte. Nachdem er ſich im Jahre 1733 mit Anna Maria Bruin, der damaligen holländiſchen Melpomene, verheirathet hatte, betrat er ſelbſt das Theater von Amſterdam. Schon in ſeiner erſten Rolle als Rhadamiſt zeigte er ſeine Meiſterſchaft. Heroiſche kräftige Rollen wurden trefflich von ihm dargeſtellt. Nachdem er im Jahre 1744 Witwer geworden, zog er ſich von der Bühne zurück, und nahm den Grabſtichel wieder, den er ſeit einiger Zeit vernachläſſigt hatte. Er beſchäftigte ſich beſonders damit, die von Rubens für die vier großen Gallerien der Kirche der Jeſuiten zu Antwerpen gemalten 35 Deckenſtücke zu ſtechen. Jacob de Witt hatte ſie ſechs Jahre früher, als dieſes prächtige Gebäude ein Raub der Flammen wurde, gezeichnet. Punts Haus war damals der Sammelplatz aller Männer von Geſchmack und aller Freunde der Künſte geworden. In dieſer ausgezeichneten Geſellſchaft unterhielt er ſich gern über dramatiſche Dichtkunſt und Declamation, und bildete durch die Reflexion ſeine natürlichen Anlagen für die letztere aus. Nachdem er ſich im Jahre 1748 mit der Tochter eines Gemäldehändlers, Anna Maria Chicot, wieder verheirathet hatte, gab er dem allgemeinen Wunſche nach und betrat 1753 das Theater mit dem ungemeinſten Beifalle als Achilles wieder. Im Jahre 1755 erhielt er den einträglichen Poſten eines Caſtellans des Schauſpielhauſes, welcher ungefähr mit dem Poſten eines Directors gleichbedeutend war. Um dieſelbe Zeit vertauſchte er den Grabſtichel mit dem Pinſel, dem er einen Theil ſeiner Wohlhabenheit verdankte. Er malte Portraits, Landſchaften und ſelbſt hiſtoriſche Bilder, und lebte glücklich und geachtet, als er im Jahre 1771 zum zweiten Male Witwer wurde. Dem Wunſche ſeiner ſterbenden Gattin gemäß verheirathete er ſich im folgenden Jahre mit der berühmten tragiſchen Schauſpielerin, Catharine Eliſabeth Fokke, und ſah kurze Zeit darauf ſeine ganze Ruhe durch den unglücklichen Brand des amſterdamer Schauſpielhauſes vernichtet. Nur mit Mühe gelang es ihm, ſein und ſeiner Gattin Leben zu retten. — Sein Sterbejahr iſt uns nicht bekannt.

Punze, eine Art Meißel der Metallarbeiter, welchen ſie zur Hervorbringung der getriebenen, oder erhabenen Arbeit brauchen.

Pupille, 1) Augapfel, ſ. Auge; 2) der Pupill, die Pupille, ſoviel als Mündel, der einem Vormund untergeordnete Unmündige. S. Minorennität.

Puppe, ſ. Inſecten.

Purgatorium, 1) (purgatio spiritualis oder canonica) Reinigungseid, ſ. Eid; 2) in der Lehre der römiſch = catholiſchen Kirche das Fegefeuer, ſ. d. Art.

Purismus, das (beſonders übermäßige) Streben, ſeine Mutterſprache von fremden Worten zu reinigen; **Puriſt**, Sprachreiniger in dieſem Sinne.

Puritaner, ſ. **Diſſenters**.

Purpur. Die Farbe, welche die Alten Purpur nannten, war theils ſchwärzlich, theils violett und roſenroth. Sie gehörte zu dem Schönſten und Koſtbarſten, was ſie kannten. Wir wiſſen, daß die Alten ihren Purpur theils aus verſchiedenen Farbekräutern verfertigten, theils aus mehrern Schaalthieren zogen, ſowohl aus dem buccinum (einer an Felſen und Klippen gefundenen Muſchelart), als aus der purpura, der eigentlichen Purpurſchnecke. In neuern Zeiten hat man in mehrern Conchylien, zumal aus der Familie der Schnecken, einen purpurähnlichen Saft entdeckt. Er iſt zähe und in einem beſondern Beutelchen enthalten, welches bei den meiſten zwiſchen dem Herzen und der Leber liegt. Die Farbe dieſes Saftes iſt ſehr verſchieden; bei einigen nämlich wirklich purpurroth, bei andern blaßgelb, oder pomeranzenfarbig. Reaumur fand, daß der anfangs gelbliche Saft der Trompetenſchnecke, auf Leinwand getragen, in wenigen Secunden alle Schattirungen von Gelb, Grün und Himmelblau durchlief, und zuletzt purpurroth ward. Der Saft der Kräuſelſchnecke, die unter dem Namen des blauen Kräuſels in Peru von den Spaniern zum Färben gebraucht wird, bietet ähnliche Erſcheinungen dar. Wenn man ihn aus der Schnecke nimmt, ſieht er gelblich weiß aus; taucht man ein Stück Zeug darein, und ſetzt es der Einwirkung der Luft und Sonne aus, ſo ändert ſich jene Farbe ſtufenweis, und geht endlich in ein Roth über, welches zwar unvertilgbar, aber doch nicht rein iſt, wie das Roth der Cochenille, welche nebſt dem Kermes bei uns die Stelle des Purpurs vertritt. — Als Erfinder der Purpurfarbe nennen die Alten einſtimmig die Phönicier. Die Sage von dem Schäferhunde, der die Schnauze von dem Safte zerbiſſener Purpurſchnecken ſich roth färbte, und dadurch Veranlaſſung zur nähern Unterſuchung dieſer Thiere ward, iſt bekannt. Da die Purpurſchnecke nicht bloß an der phöniciſchen Küſte, ſondern im ganzen Mittelmeere gefunden wurde, ſo waren auch die Purpurfärbereien nicht den Phöniciern ausſchließend eigen. Aber in der Schönheit, Güte und Haltbarkeit der Farbe fand ein Unterſchied Statt. In Tyrus war der hochrothe und violette Purpur ganz vorzüglich. Man färbte damit vornämlich Wolle, gewöhnlich zweimal, und gab den Purpurgewändern durch Kunſt noch einen beſondern Glanz.

Putbus. Die **Fürſten**, Grafen und Majoratsherren zu Putbus ſtammen von des rügiſchen Fürſten Stoislaf's I. Enkel, Borante, ab, welcher 1249 als Apanage das Schloß Putbus nebſt 15 Dörfern, die Halbinſel Jasmund und andre anſehnliche Ländereien erhielt. Guſtav IV. Adolf, König von Schweden, erhob d. 25. Mai 1807 den Grafen **Malte** von Putbus und deſſen männliche Nachkommen, nach dem Rechte der Erſtgeburt, in den ſchwediſchen Fürſtenſtand, und Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, beſtätigte 1817 nicht nur, da Schwediſch = Pommern 1815 an Preußen gekommen war, dieſe Würde, ſondern ertheilte auch dem Fürſten von Putbus den Titel Durchlaucht. Der Fürſt Malte (geb. 1783) iſt Mitglied des k. preuß. Staatsraths, k. preuß. Generalma=

jor, General-Gouverneur in Neu-Vorpommern und Rügen, und Canzler der Univerſität Greifswalde.

Putrefaction, Verſetzung in Fäulniß, Faulung; putreſciren, in Fäulniß gerathen; Putricität, Fäulniß, Faulungszuſtand. (S. d. Art. Fäulniß).

Pütter (Johann Stephan). Das Leben dieſes großen Staatsrechtslehrers iſt nicht reich an wechſelvollen Ereigniſſen, aber es zeigt uns einen Mann, der durch ſtille, doch kräftige Thätigkeit der Lehrer von Tauſenden wird, und in ungeſtörter Ruhe das höchſte Glück eines gelehrten Stilllebens genießt. Pütter wurde den 25ſten Juni 1725 zu Iſerlohn in der weſtphäliſchen Grafſchaft Mark geboren, wo ſein Vater einen anſehnlichen Handel trieb. Seine Mutter war die Tochter des Predigers Varnhagen an der Stadtkirche zu Iſerlohn. Von acht Geſchwiſtern war er der jüngſte. Als ſein Vater im Jahre 1731 ſtarb, übernahm der älteſte Bruder, Caspar Dietrich, welcher im Jahre 1763 als Hoffiscal in ſeiner Vaterſtadt ſtarb, die Erziehung der jüngern Geſchwiſter. Den erſten Unterricht erhielt Pütter von einem Candidaten der Theologie, welcher ſeinen Zögling auf eine ſehr zweckmäßige Weiſe in den alten Sprachen unterrichtete. Als dieſer eine Predigerſtelle übernahm, trat an deſſen Stelle (1734) ein Verwandter des Pütterſchen Hauſes, welcher eben in Jena ſeine theologiſchen Studien beendigt hatte. Allein da der ältere Bruder fand, daß derſelbe bei dem Unterrichten eines neunjährigen Knaben von ſeinen Univerſitätsheften ungereimten Gebrauch machte, und die Sätze der Wolfiſchen Metaphyſik lateiniſch dictirte, ſo gab er ſeinen Bruder einem geſchickten einſichtsvollen Prediger zu Hohenlimburg unweit Iſerlohn in Penſion. Noch in ſeinem höchſten Alter erinnerte ſich Pütter mit liebenswürdiger Begeiſterung der ſchönen Zeit, welche er in dem Hauſe dieſes würdigen Mannes verlebte. Der gründliche und anziehende Unterricht trug zur ſchnellen Entwickelung der geiſtigen Kräfte des Knaben bei; daher darf es nicht befremden, daß er im Griechiſchen und Lateiniſchen reißende Fortſchritte machte, das Hebräiſche mit Eifer trieb und als elfjähriger Knabe den größten Theil des alten Teſtaments durchlas, ja ſelbſt das Chaldäiſche erlernte. Uebrigens umfaßte der Unterricht, den er hier erhielt, auch die Geſchichte, Geographie und die römiſchen Alterthümer. Pütter reifte ſo ſchnell, daß man ihn im dreizehnten Jahre ſeines Alters die Univerſität zu Marburg beziehen laſſen konnte. Im Frühjahre 1738 ging er dahin ab, und hörte vornehmlich reine Mathematik und Metaphyſik bei dem berühmten Chriſtian Wolf, deſſen lichtvoller Vortrag ihm eben ſo viel Nutzen als Vergnügen gewährte. Da außer Wolf nur wenige ausgezeichnete Lehrer damals in Marburg waren, ſo faßte er den Entſchluß, Marburg mit Halle zu vertauſchen, und bezog im Herbſte 1739 dieſe Univerſität. Weil er noch nicht confirmirt war, ſo hörte er vor allem Dogmatik bei Siegm. Jac. Baumgarten, und Moral bei Alex. Gottl. Baumgarten, deſſen Vortrag vorzüglich lehrreich und angenehm war; außerdem beſuchte er die Vorleſungen des berühmten Heineccius über Pandecten und Inſtitutionen. Zuletzt hörte er das Lehnrecht bei Juſt. Böhmer, und das Staatsrecht bei Ludwig. Letzterer befriedigte ihn nicht; daher ging er auf den Rath ſeines Freundes Emminghaus 1741 nach Jena, um den berühmten Eſtor zu hören, durch deſſen gründlichen und anziehenden Vortrag er ſich ganz befriedigt fühlte. Sein Aufenthalt in Jena wurde ſehr folgenreich für ihn. Er wohnte in Eſtors Hauſe, wurde ein vertrauter

Freund ſeines Lehrers, konnte deſſen reiche Bücherſammlung ohne Zwang benutzen, und erhielt von ihm Acten, durch welche er ſich eine genaue Kenntniß von den verſchiedenen Arten, wie in Deutſchland Prozeſſe geführt werden, erwarb. Nicht weniger Nutzen zog er aus dem Practicum, welches Eſtor über den Reichsprozeß las, und der Beifall, der ſeinen practiſchen Arbeiten ertheilt wurde, munterte ihn täglich mehr auf. Unverkennbar iſt es, daß Pütter durch Eſtor auf die Bahn geführt wurde, die er ſpäterhin mit großem Ruhme betrat. Gefeſſelt an ſeinen Lehrer folgte er ihn auch 1742 nach Marburg. Dieſer Schritt war für ihn entſcheidend. Um mit einigen Studenten die Vorleſungen Eſtors über die Pandecten repetiren zu können, hörte er dieſelben. Dieß war ſein erſter Anfang im academiſchen Vortrage. Bald übernahm er auch practiſche Arbeiten. Um Oſtern 1743 — 45 gab er dem in Marburg ſtudirenden Burggrafen zu Kirchberg täglich eine Stunde Unterricht in der Jurisprudenz, und wurde durch eine Reiſe nach Wetzlar, welche ihm Eſtor auftrug, mit dem Reichskammergerichte daſelbſt näher bekannt. 1744 erwarb er ſich das Recht, Vorleſungen zu halten, zugleich mit der Licenciatwürde, und fing nun an, die deutſche Reichsgeſchichte vorzutragen. Sein Eifer wurde nicht wenig aufgemuntert, da er viele Zuhörer durch ſeinen Vortrag anzog. Mit Wetzlar trat er in nähere Verbindung, als der Burggraf von Kirchberg dahin abging, und ihn zu wöchentlichen Beſuchen daſelbſt einlud. Er machte bei dieſer Gelegenheit die Bekanntſchaft vieler beim Reichskammergerichte angeſtellter Perſonen, und führte auch einige Rechtsſachen vor dieſem hohen Tribunale mit Glück. Zugleich machte er ſich durch einige Druckſchriften, welche durch Eſtors Namen noch mehr empfohlen wurden, bekannt. Durch jene Prozeſſe zog er auch die Aufmerkſamkeit des Kammergerichtsaſſeſſors von Schwarzenfels, eines Neffen des großen Münchhauſen, auf ſich; und da dieſer berühmte Miniſter und Stifter der Univerſität Göttingen über den Reichsprozeß Vorträge in Göttingen gehalten wiſſen wollte, ſchlug Schwarzenfels unſern Pütter vor. Er reiſete daher in den Pfingſtferien 1746 nach Hannover, und wurde von Münchhauſen für Göttingen gewonnen. Um ſich jedoch die möglich vollkommenſte Kenntniß von dem Rechtsgange bei dem höchſten Gerichte in Deutſchland zu verſchaffen, reiſete er auf königliche Koſten nach Wetzlar, Regensburg und Wien, und ging erſt im Herbſte 1747 als außerordentlicher Lehrer der Rechte nach Göttingen. Vor drei Zuhörern eröffnete er hier ſeine Vorleſungen über den Reichsprozeß; doch bald ſtiegen ſie auf 23, und vermehrten ſich von dieſer Zeit an mit jedem Jahre. Seine Thätigkeit war nun zwiſchen academiſchen Vorträgen und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten getheilt. Vom Jahre 1752 an las er regelmäßig drei Collegien: Staatsrecht, Reichsgeſchichte und Reichsprozeß, und hielt ein ſehr beſuchtes Practicum. Im Jahre 1757 verheirathete er ſich mit der zweiten Tochter des fürſtlich ſolmsbraunfelſiſchen Regierungsrathes Stock; doch genoß er nie das ſüße Vaterglück. Mit welchem Erfolge er als academiſcher Docent und als berühmter Rechtsconſulent und Schriftſteller gearbeitet habe, beweiſen die verſchiedenen vortheilhaften Anträge zu anderweitigen Ehrenſtellen, die ihm von Zeit zu Zeit gemacht wurden. Er lehnte ſie alle aus Dankbarkeit gegen ſeinen erhabenen Freund und Gönner Münchhauſen, und aus Liebe zur Georgia Auguſta ab. 1755 rückte er als ordentlicher vierter Profeſſor in die Facultät ein, und wurde 1757 an die Stelle des verſtorbenen Schmauß

zum Professor juris publici mit dem Hofrathstitel ernannt. Eine ihm ſehr angenehme Unterbrechung der academiſchen Geſchäfte verurſachte die Auffoderung, welche der Herzog von Gotha an ihn ergehen ließ, den Erbprinzen im Staatsrechte und in der Reichsgeſchichte zu unterrichten. Er erhielt dazu die königliche Erlaubniß, und verlebte in Gotha von 1762 — 1763 ein ſehr glückliches Jahr, da er am Hofe und bei den vornehmſten Perſonen die größte Achtung genoß, und zu allen Vergnügungen des Hoflebens gezogen wurde. Er hatte auch das Glück, dem großen Friedrich vorgeſtellt zu werden, als dieſer nach dem ruhmvoll beendigten ſiebenjährigen Kriege in Gotha einen Beſuch abſtattete. Zugleich ward er durch dieſen Aufenthalt allen Unannehmlichkeiten entzogen, welche die letzten Ereigniſſe jener Kriegszeit auch über Göttingen herbeiführten. Gleich im folgenden Jahre 1764 ward er der churbraunſchweigiſchen Wahlgeſandtſchaft bei Gelegenheit der Ernennung Joſephs II. zum römiſchen Könige als Rath beigegeben, welches ihm einen ſehr angenehmen Aufenthalt in Frankfurt, und die Bekanntſchaft ausgezeichneter Perſonen verſchaffte. Ueberhaupt ſtand er ſelbſt mit fürſtlichen Perſonen in genauer Verbindung, wurde wegen ſeiner Kenntniß des Reichskammergerichts oft um Rath gefragt, und zu thätigem Rechtsbeiſtande aufgefodert. Er fühlte ſich in ſeinen häuslichen und Amtsverhältniſſen ſo glücklich, daß ihm faſt nichts zu wünſchen übrig blieb. Daher konnte er auch nicht bewogen werden, Göttingen zu verlaſſen, ungeachtet er 1763 zum geheimen Archivar in Dresden mit 2000 Thalern Gehalt, 1766 zum Reichshofrathe, und 1769 zum Kanzler der Univerſität Gießen berufen wurde. Zur Belohnung ſeiner treuen Anhänglichkeit an Göttingen legte ihm Münchhauſen den geheimen Juſtizrathtitel bei. In ununterbrochener Thätigkeit, wofür ihm die Achtung ſeiner zahlreichen Schüler, die Freundſchaft aller Kenner der Wiſſenſchaften, die Werthſchätzung der höchſten Staatsperſonen zu Theil wurde, brachte er die übrigen Jahre ſeines Lebens hin, und erheiterte dieſelben durch den anmuthigen Wechſel kleiner Reiſen nach Pyrmont, Straßburg, Stuttgart, Dresden, Gotha u. a. O. Der Beifall, mit welchem er lehrte, erhielt ſich bis in ſein höchſtes Alter. 1796 feierte er ſein Amtsjubiläum mit großer Theilnahme der Lehrenden und Lernenden, und wurde, nachdem er noch als erſchöpfter Greis Ordinarius der Juriſtenfacultät geworden war, den 12ten Auguſt 1807 zu ſeinen Vätern verſammelt. Von ſeiner großen Thätigkeit als Schriftſteller zeigt die Menge ſeiner Schriften, von denen viele in mehrern Auflagen erſchienen. Seine hiſtoriſche Entwickelung der ſonſtigen Verfaſſung der deutſchen Staaten, in 3 Theilen, hat auch jetzt noch Werth, da er aus Quellen ſchöpfte, und ſein Urtheil auf eine umfaſſende Kenntniß des Rechts gründete. Da er indeſſen ſein ſchriftſtelleriſches Verdienſt größtentheils an den damaligen Zuſtand des deutſchen Reichs knüpfte, ſo hat daſſelbe ſeine einwirkende Kraft zugleich mit dem Untergange des heiligen römiſchen Reichs verloren. Aber immer wird er wegen ſeiner Religioſität, ſeiner liebenswürdigen Beſcheidenheit und ſeiner außerordentlichen Thätigkeit als academiſcher Lehrer der Gegenſtand reiner Achtung bleiben.

Puyſegur (Marquis von), in Frankreich der Apoſtel des thieriſchen Magnetismus, iſt 1752 geb. Dem Kriegsdienſte gewidmet, wohnte er im Artillerie-Corps der Belagerung von Gibraltar bei, garniſonirte dann in Strasburg und nahm beim Ausbruche der Revolution nur geringen Theil an den politiſchen Händeln, indem er ſich

ganz dem Studium der Wiſſenſchaften widmete und insbeſondere den Mesmerismus zu verbreiten und zu erhalten ſuchte. Er hat in Beziehung hierauf viele Schriften herausgegeben, von welchem wir hier nur die wichtigſte du magnétisme animal considéré dans ses rapports avec la Physique, 1807 — 1809, anführen wollen.

Puzzolana (terra puzzolana) oder **Puzzolanerde** wird ein vulkaniſches Product genannt, welches in Unteritalien, inſonderheit bei Puzzolo (Puteoli) häufig vorkommt. Von Farbe iſt dieſe Erde bald grau, bald ſchwarz, braun oder gelblich; ihre Conſiſtenz iſt theils ſtaubartig, theils feſt in Brocken. Man hält ſie für eine Spielart der Tuffwacke. Mit Waſſer vermiſcht und wieder getrocknet, verhärtet ſie ſich zu einer feſten ſteinartigen Maſſe, weßhalb ſchon die Alten ſie als Mörtel zum Bauen gebrauchten. Vornehmlich iſt ſie beim Straßen- und Waſſerbau anwendbar. Die berühmte **Appiſche Straße** (ſ. d. Art.), welche vor faſt 2000 Jahren angelegt wurde, gibt davon einen merkwürdigen Beweis. Noch jetzt ſind die mit Mörtel von Puzzolanerde ausgefüllten Fugen zwiſchen den Steinen ſo feſt, daß man nicht im Stande iſt, mit einer Degenſpitze dazwiſchen zu ſtechen. Eben ſo widerſtehen die Dämme des alten Hafens von Puzzolo, welche von Backſteinen mit dieſem Mörtel aufgeführt ſind, noch jetzt der Gewalt des Meers.

Pygmäen, ein fabelhaftes Zwergenvolk, welches die Alten an die Quellen des Nils, Andere nach Indien verſetzten. Schon Homer ſingt von ihnen, daß die Kraniche ſie mit Tod und Verderben bedroheten. Dieſe Erzählungen wurden von Spätern noch mehr ausgeführt. Nach Plinius waren ihre Städte und Häuſer nur von Eierſchalen gebauet; ihr Getreide ſchnitten ſie nach Philoſtrat mit Beilen ab, als ob ſie Bäume fällen wollten. Ebenderſelbe ſpricht von einem Pygmäenheere, welches den nach der Niederlage des Antäus eingeſchlafenen Hercules angriff. Sie machten dazu Anſtalten, als ob ſie eine Stadt belagern wollten. Die beiden Flügel des Heeres ſtürzten ſich auf die rechte Hand des Helden, das Mitteltreffen griff die linke an; der Nachtrab umlagerte die Füße, der König machte mit den Tapferſten einen Sturm auf den Kopf. Hercules erwachte, lächelte über die kleinen Weſen, wickelte ſie in eine Löwenhaut, und trug ſie zum Euryſtheus.

Pygmalion, König von Cypern, haßte die Weiber ſeines Landes wegen ihrer Ausſchweifungen. Als ein geſchickter Bildner hatte er einſt eine weibliche Statue aus Elfenbein gefertigt, deren Schönheit ihn ſo entzückte, daß er von Liebe für ſein eigenes Werk entbrannte, und die Venus bat, den Stein zu beſeelen. Seine Bitte wurde endlich erfüllt. Die Statue begann vor ſeinen Augen und unter ſeinen Umarmungen zu athmen und zu leben. Sie wurde ſeine Gemahlin und er zeugte mit ihr den Paphos. Rouſſeau hat dieſen Stoff dramatiſch bearbeitet. Ein andrer Pygmalion iſt der Bruder der **Dido**, König von Tyrus und Sidon.

Pylades, ein Sohn des Strophius, Königs in Phocis, und der Anaxibia, der Schweſter Agamemnons, berühmt durch ſeine Freundſchaft mit Oreſt (ſ. d. Art.). Er vermählte ſich mit Elektra, und zeugte mit ihr den Medon und Strophius.

Pylos, des Neſtor Reſidenz (daher der **pyliſche Neſtor**), lag in Elis, iſt aber mit dem andern Pylos (Eliakos) nicht zu verwechſeln, welches gleichfalls in Elis lag, und des Augias Reſidenz war.

Noch ein drittes Pylos lag in Meſſenien, auch im Peloponnes, welches Einige für das Neſtoriſche hielten.

Pyramide (Spitzſäule) heißt in der Geometrie ein Körper, welcher zur Grundfläche ein Vieleck hat, in der Oberfläche aber ſich in einer Spitze endet. Der Pyramide Seitenflächen ſind Dreiecke, deren Inhalt durch Berechnung derſelben, ſich leicht finden läßt. Der körperliche Inhalt einer Pyramide iſt gleich dem dritten Theile eines Prisma, das mit ihm gleiche Grundfläche und Höhe hat, und ihr Inhalt wird gefunden, wenn man die Grundfläche mit dem dritten Theile der Höhe multipliciret.

Pyramiden oder Pirampden, in der Architektur, Gebäude, welche ſich von den Aegyptern herſchreiben. Nach Herodot betrachtete dieſes Volk die pyramidiſche Form als ein Sinnbild des menſchlichen Lebens. Die breite Baſis bedeute den Anfang, und das Zuſammenlaufen in einen Punkt das Ende unſers Daſeyns in dem gegenwärtigen Zuſtande; weßhalb ſie ſolche auch bei Begräbniſſen anwendeten. Einige Schriftſteller leiten das Wort Pyramide von πυρός, Weizen, Getreide, ab, und verſtehen darunter entweder Kornbehältniſſe, dergleichen der Patriarch Joſeph erbauet haben ſoll, oder denken an πυρ, Feuer, weil die Geſtalt der Pyramide einer aufſteigenden Flamme gleicht. Wahrſcheinlich aber ſtammt der Name von einem urſprünglich ägyptiſchen Worte ab. Einige leiten es von dem Worte Piramue, Sonnenſtrahl, Andere von Pi=rama, das hohe Denkmal, ab. Die ägyptiſchen Pyramiden (denn auch bei den Babyloniern, Indiern und anderwärts finden ſich ähnliche Gebäude) ſind große, viereckige, inwendig nicht dichte, von einer breiten Baſis allmälig in ſchiefer Richtung ſpitziger zulaufende, theils ſich in eine völlige Spitze, theils in ein kleines Viereck endigende, meiſt aus großen, nicht ſehr harten Kalkſteinen (ſeltener aus Ziegeln oder andern Steinen) verfertigte, auswendig bekleidete Gebäude, von verſchiedener, gewöhnlich der Länge der Grundfläche gleicher Höhe, deren vier Seiten nach den vier Weltgegenden gerichtet ſeyn ſollen, und von denen zwei Seiten gewöhnlich größer als die andern ſind. Sehr verſchiedene Meinungen ſind über Zweck und Beſtimmung der Pyramiden aufgeſtellt worden. Einige behaupten, daß ſie der Sonne oder einer andern Gottheit geweihet waren, nach Andern dienten ſie zu aſtronomiſchen Beobachtungen, als eine Art Gnomons, nach Diderot zur Erhaltung und Ueberlieferung hiſtoriſcher Nachrichten und Kenntniſſe, nach Andern bloß zur Befriedigung der Eitelkeit und des drückenden Despotismus der Könige, oder zur Feier von Myſterien, zu geheimen Zuſammenkünften, oder zu Kornmagazinen, oder endlich — und dieß iſt die gewöhnlichſte Meinung der Alten, zu Begräbniſſen, Gebäuden auf Begräbnißplätzen, ſymboliſchen Darſtellungen des Schattenreichs oder Mumienkammern. Eben ſo abweichend ſind die Meinungen über ihr Alterthum. Am berühmteſten waren die des Cheops und des Chephren. Man theilt die noch vorhandenen (ſämmtlich in Mittelägypten) in 5 Gruppen, die ungefähr 40 Pyramiden enthalten. Der ganze Strich, in welchem die Pyramiden ſtehen, fängt von Dagſchur an, und geht bei Saccarah und Memphis vorbei, bis faſt zum 30° N. B. in der Länge von 14000 Schritten und geringer Breite. Die Pyramidengruppe von Gizé (Dſchiſcheh, in der Nähe des alten Memphis) iſt die berühmteſte. Hier ſteht die größte, des Cheops. Herodot ſagt, man habe ihm berichtet, daß ſie die Gebeine des Cheops, eine andere dabei ſtehende aber die Gebeine ſeines Bru-

ters Chephren bedecke, welcher ihm nachfolgte. Nicht unwahrſcheinlich iſt die Nachricht dieſes alten Schriftſtellers, daß hunderttauſend Menſchen zwanzig Jahre lang ununterbrochen an Errichtung dieſes ungeheuren Gebäudes gearbeitet hätten, und daß Cheops deßhalb der Gegenſtand des Haſſes ſeines Volks geworden ſey. Als Savary die Pyramiden von Gize beſuchte, ſtand das Land unter der Herrſchaft ſeiner jetzigen Bewohner, deren Kiaſchif oder Gouverneur des Diſtricts einen kleinen Zoll von den Reiſenden nahm und ihnen dagegen eine Bedeckung zum Schutze wider die Araber mitgab, die jede Gelegenheit benutzten, ſie zu plündern. Savary brach, von einigen Freunden und einer Bedeckung begleitet, um 1 Uhr nach Mitternacht von Gize auf, und wurde bald darauf durch den Anblick der beiden größten Pyramiden erfreuet, deren Gipfel der Mond beſchien. Sie hatten das Anſehn ungeheurer Felſenſpitzen, welche durch die Wolken drangen. Um halb vier Uhr Morgens machte ſich die Geſellſchaft bereit, in die groſze Pyramide hineinzuſteigen. Sie legten größtentheils ihre Kleider ab, und Jeder nahm eine Fackel in die Hand. So begannen ſie einen langen Gang hinabzuſteigen, der zuletzt ſo eng wurde, daß ſie auf Händen und Knien kriechen mußten. Als ſie ihn zurückgelegt hatten, mußten ſie faſt unter gleichen Umſtänden wieder aufwärts ſteigen. Am Ende dieſes zweiten Ganges traten ſie durch eine kleine Thür in ein weites längliches, ganz mit Granit bekleidetes Gemach. An dem einen Ende dieſes Gemachs ſah Savary einen leeren marmornen Sarkophag, aus einem Stück, aber ohne Deckel. Scherben irdener Gefäße waren über den Fußboden verſtreuet. Sie beſuchten noch ein zweites Zimmer, das unter dem eben erwähnten gelegen und von kleinerem Umfange war. Es enthielt den Eingang eines damals mit Schutt angefüllten Ganges. Befriedigt ſtieg man jetzt auf demſelben Wege wieder hinaus, nicht ohne Schwierigkeit einen tiefen und gefährlichen Brunnen zur linken Hand vermeidend. Als ſie ſich wieder in freier Luft befanden, waren alle bleich und erſchöpft durch die Hitze, welche ſie im Innern der Pyramide ausgeſtanden hatten. Nachdem ſie ſich erholt und geſtärkt hatten, beſtiegen ſie die Pyramide von außen. Sie zählten gegen zweihundert ſteinerne Stufen, deren Höhe unregelmäßig von zwei bis vier Fuß war, und genoſſen von oben der ſchönſten Ausſicht auf die Landſchaft. Weit ſchwieriger als das Hinaufſteigen war das Niederſteigen. Als ſie den Erdboden wieder erreicht hatten, gingen ſie rings herum und betrachteten mit Entſetzen die rauhe Maſſe, die in der Entfernung aber die Unebenheit verliert, und mit ebenen Oberflächen erſcheint. Die Form dieſes ungeheuren Gebäudes läßt eine genaue Meſſung der Dimenſionen nicht wohl zu; daher die vorhandenen Angaben nur als Vermuthung anzuſehen ſind. Herodot gibt die Höhe auf 800 Fuß und die Breite auf jeder Seite der Baſis auf eben ſo viel an; Strabo beſtimmte ſie auf 625, Diodor auf 600 Fuß. Mit Letzterm ſtimmen die neuern Angaben am meiſten überein. Die Verſchiedenheiten in dieſen Meſſungen mögen zum Theil daher rühren, daß ſie auf verſchiedenen Seiten gemacht worden, dieſe aber des mehr oder weniger angewehten Sandes wegen nicht gleich ſind. Strabo erwähnt, daß der Stein, welcher den Eingang in die Pyramide verſchloſſe, faſt auf der Mitte der einen Seite befindlich ſey; wäre dieß richtig, ſo müßte das Erdreich in der Nähe ſich ſehr angehäuft haben, da jetzt der Eingang nicht über 100 Fuß von der Grundfläche entfernt iſt. Herodot ſagt, die groſze und nächſte Pyramide ſey ganz mit weißem

Marmor bekleidet; Diodor und Plinius nahmen an, ſie ſeyen ganz aus dieſem koſtbaren Material erbauet. Herodots Anführung wird durch noch vorhandene Ueberreſte beſtätigt. — Denon, der die franzöſiſche Expedition nach Aegypten begleitete, liefert über den gegenwärtigen Zuſtand der Pyramiden folgende Details. Bonaparte hatte beſchloſſen, die großen Pyramiden von Gize zu unterſuchen. Es waren dazu gegen 300 Perſonen beſtimmt, unter denen ſich auch Denon befand. Man näherte ſich auf Böten vermittelſt der unter Waſſer geſetzten Canäle des Nils der Gränze der Wüſte in einer Entfernung von einer halben Stunde von den Pyramiden. Der erſte Eindruck, den ihr Anblick machte, entſprach der Erwartung nicht, da es an Gegenſtänden zur Vergleichung fehlte. Erſt als man ihnen näher kam und Menſchen an dem Fuße der Pyramiden erblickte, trat ihre rieſenmäßige Größe hervor. Man beſtieg einen kleinen Hügel von Schutt und Sand, der zu der Oeffnung der Pyramide führte. Dieſe Oeffnung, welche nach Denons Angabe ungefähr ſechzig Fuß über der Baſis liegt, iſt verſteckt durch eine allgemeine Außenſeite von Stein, welche die dritte oder innere Einhegung des die Pyramide umgebenden Bollwerks bildet. Große Steine liegen horizontal an den Seiten des Eingangs, und über dieſen befinden ſich andere von ungeheurer Gröſe ſo gelegt, daß ſie durch ihr Gewicht ihren Fall oder ihre Verrückung unmöglich machen. Hier beginnt der erſte Gang in einer Richtung gegen den Mittelpunkt und die Grundfläche des Monuments. An dem Ende dieſes Ganges, ſagt Denon, findet man zwei große Granitblöcke, welche ihn unterbrechen. Da die Verſuche, das Hinderniß zu überwinden, fruchtlos geblieben, ſo iſt man wieder etwas zurückgekehrt, iſt um zwei Steinblöcke herumgegangen und hat, über ſie wegklimmend, einen zweiten ſo ſteilen Gang entdeckt, daß man, um hinaufzuſteigen, hat Stufen aushauen müſſen. Dieſer Gang führt in einen Raum, wo eine Höhle iſt, welche gewöhnlich der Brunnen genannt wird. Sie iſt der Eingang zu einem horizontalen Gange, welcher in ein unter dem Namen Gemach der Königin bekanntes Zimmer ohne alle Zierrathen oder Inſchriften führt. Von dem oben genannten Raume führt eine Oeffnung in perpendiculärer Richtung zu dem Hauptgange, und dieſer endigt in einem zweiten Raume, wo ſich ein drittes und letztes Behältniß befindet. Dieß iſt mit größerer architectoniſcher Sorgfalt und Eigenthümlichkeit gebauet. Zuletzt kommt das königliche Gemach, welches den Sarkophag enthält, und der letzte Zweck eines ſo ungeheuern Gebäudes iſt. (S. Grobert, Beſchreibung der Pyramiden zu Gize u. ſ. w., aus dem Franzöſ. Gera und Leipz. 1801.) — Außer dieſer Pyramidengruppe ſind noch die von Mandſchelmuja, Saccara, Dagſchur und von Fejum zu nennen.

Pyramus, ſ. Thisbe.

Pyrenäen, berühmtes 56 Meilen langes und 5 Meilen breites Gebirge zwiſchen Frankreich und Spanien, das ſich von Oſten nach Weſten, vom mittelländiſchen bis zum biscajiſchen Meere ziehet, wo es ſich an beiden Meeren allmählig ſenkt, und ſich am mittelländiſchen Meere im Vorgebirge Cervera, und am biscajiſchen Meere im Vorgebirge Higuer endigt. Am erhabenſten zeigt es ſich von der franzöſiſchen Seite, wohin auch ſeine höchſten Spitzen gehören. Es iſt ein rauhes Granitgebirge, bis zu einer gewiſſen Höhe mit Waldung bedeckt, aber auch mit vielen nackten Gipfeln verſehen, auf welchen ſelbſt im Sommer der Schnee liegen bleibt, und wo es Glet-

ſcher, Eisthäler und Schneeberge giebt, von welchen ſich Schneelawinen herabſtürzen. Die höchſte Spitze bildet in der Mitte der Pyrenäen, auf der nördlichen Gränze von Aragonien, aber zu Frankreich gehörig, der 10,578 Fuß hohe Montperdu, den man deutlich in Saragoſſa ſieht. Die übrigen höchſten Spitzen auf der franzöſiſchen Seite ſind: der 10,332 F. hohe Vigne male, der 10,020 F. hohe Maladetta, der 9978 F. hohe Marboré, der 9036 F. hohe Pic du midi und der 8640 Fuß hohe Canigou. Auf der ſpaniſchen Seite iſt der Mouſſet die höchſte Spitze, nach Einigen 6646, nach Andern 7518, auch 8461 F. hoch. Mehr als hundert gangbare Wege verbinden über daſſelbe beide Reiche, doch ſind nur fünf für Wagen und Kanonen fahrbar: 1) von St. Jean de Luz über den Bidaſoa nach Vitoria; 2) von St. Palais nach Navarra, nur für Maulthiere gangbar und höchſt beſchwerlich; 3) von St. Jean Pied de Port nach Pamplona; 4) die Rolandspforte von Bielſa nach Bareges, beſchwerlich und meiſtens von Schleichhändlern benutzt; 5) von Gerona über Junqueira nach Perpignan, der gebahnteſte von allen. Nach Spanien und Portugal verbreiten die Pyrenäen ihre Zweige weit hin, und durchziehen beide Länder; nach der Seite von Frankreich hingegen ſenden ſie keine Ketten ab, ſondern haben nur niedrige Vorberge, meiſtens Berge dritter Bildung, die aus Kalkſtein beſtehen, und auf ihren Gipfeln Wald und an ihren Seiten Reben tragen.

Pyrgoteles, ein berühmter griechiſcher Steinſchneider, der allein das Bildniß des Alexander ſchneiden durfte.

Pyrmont, fürſtlich waldeckiſche Grafſchaft, zwiſchen dem Fürſtenthume Lippe-Detmold, dem preußiſchen Regierungsbezirke Minden und der hannöverſchen Provinz Calenberg, drei Stunden von der Weſer gelegen, iſt ein gebirgiges, von der Emmer durchfloſſenes Ländchen, welches 1⅝ Quadratmeilen, eine Stadt, ein Schloß, zehn Dörfer und 4,500 größtentheils evangeliſch-lutheriſche Einwohner enthält, die ſich mit Ackerbau und Viehzucht beſchäftigen. Ungeachtet ihrer Kleinheit bringt dieſe Grafſchaft doch dem Landesherrn jährlich 55,000 Thlr ein, wozu der berühmte Mineralbrunnen allein 30 bis 40,000 Thlr beiträgt. Auch ein Salzwerk iſt vorhanden. Der Hauptort **Neuſtadt Pyrmont** iſt eine wohlgebaute offene Stadt von 300 Häuſern und 2000 Einwohnern, und liegt am nördlichen Ende eines romantiſchen Thales, an der Emmer. Die Hauptſtraße wird auf beiden Seiten von hohen Linden beſchattet, und führt zur großen Allee und den Mineralquellen, wegen welcher der Ort berühmt iſt, und jährlich von mehr als 1500 Badegäſten beſucht wird. Die Hauptquelle, in der Vorzeit der heilige Brunnen genannt, befindet ſich an dem obern Ende der großen Allee, quillt klar und kryſtallhell in einer ſteinernen Einfaſſung, und hat zur Zierde und Bedeckung ein achteckiges Haus. Dies Waſſer hat eine berauſchende Kraft und einen geiſtigen, weinſäuerlichen, erquickenden Geſchmack. In Hinſicht auf ſeine Stärke und Wohlthätigkeit für den menſchlichen Körper behauptet es ſchon viele Jahrhunderte hindurch vor allen bekannten Stahlwaſſern den Vorzug. Es friert niemals zu, und wird jährlich in einer erſtaunlichen Menge Flaſchen nach allen Welttheilen verſchickt. Durch die Verſendung verliert das Waſſer ſehr wenig von ſeinen flüchtigen Beſtandtheilen. Unweit davon entſpringt der Brodelbrunnen, welcher dieſen Namen von dem ſtarken Geräuſche hat, mit welchem er hervorquillt. Sein Waſſer iſt nicht ganz klar, und wird blos zum Baden gebraucht. Die übrigen Quellen ſind der Au-

genbrunnen, der kleine Badebrunnen, der Säuerling, die Salzquelle, welche zu einem Salzwerke benutzt wird, und der mineraliſche Salzbrunnen. Zu den vortrefflichen Anlagen zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit der Badegäſte gehört vorzüglich die große Allee, welche 500 Schritte lang, 40 breit und mit vier Reihen hoher Lindenbäume beſetzt iſt. An dem einen Ende iſt ein Springbrunnen, an dem andern Ende das Brunnenhaus; zu beiden Seiten das Schauſpielhaus, das Kaffeehaus, der große und kleine Ballſaal, verſchiedene andere Gebäude und eine große Zahl von Boutiken, die mit den koſtbarſten Galanteriewaaren verſehen ſind. In dieſer Allee iſt der Verſammlungsplatz und Mittelpunkt der Kurgäſte, die hier den Brunnen trinken. Nahe an der Allee iſt das große Badehaus, welches 140 geſchmackvoll eingerichtete Gemächer enthält. In der unterſten Etage deſſelben ſind ſchöne geräumige Bäder, wo man nach Belieben in Marmor, Zinn, Fayence oder Holz badet. Seit 1809 iſt bei der Saline noch ein Badehaus erbaut worden, zur Benutzung der mineraliſchen Salzquellen. Die Umgebungen Pyrmonts bieten mehrere Merkwürdigkeiten dar, wovon wir folgende anführen: 1) das ein Paar hundert Schritte von der großen Allee entfernte Schloß Pyrmont, welches ſeit 1806 die Reſidenz des regierenden Fürſten iſt, und aus dem Hauptgebäude, zwei Pavillons, einem Commandantenhauſe und mehreren Nebengebäuden beſteht. Es iſt mit einem mit Linden bepflanzten Walle und einem tiefen, breiten Graben umgeben. Der bisher auf dem Walle befindliche ſogenannte Pulverthurm iſt in einen ſchönen Salon, welcher mittelſt einer fliegenden Brücke über den Schloßgraben mit dem neuangelegten engliſchen Bosket zuſammenhängt, verwandelt worden; 2) der Königsberg, der ſeinen Namen nach Friedrich II, König von Preußen, hat, welcher ſich, während ſeines Aufenthalts in Pyrmont, auf demſelben täglich befand, und hier den Brunnen zu trinken pflegte. Im Dunkel ehrwürdiger Eichen hat man ihm ein marmornes Denkmal mit folgender Inſchrift errichtet: Fridericus Maximus fonte salutifero vires restauraturus hoc secessu gaudebat; 3) die Dunſthöhle in einem Steinbruche, wo aus den Ritzen der Steine ein erſtickender Dunſt dringt. Sie beſteht aus einer im Quadrat ſechs Fuß großen, zehn Fuß hohen gewölbten Grotte. Der aus dem unterſten Boden hervorkommende Dunſt ſteht gewöhnlich zwei bis drei Fuß hoch darin. Bei großer Wärme aber, bei öſtlicher Luft, bei ſchönem hellen Wetter füllt er bisweilen die ganze Grube an Alsdann empfindet man in derſelben Angſt, Beklemmung, Schwindel, und muß ſich ſchnell zurückziehen, wenn man nicht augenblicklich leblos zur Erde ſinken will. Bisweilen findet man in der Vorhalle der Dunſthöhle todte Fröſche, Vögel, Haſen und andere Thiere. Das brennende Licht erliſcht, ſobald man ſich dieſem Dunſte nähert. Dieſer erſtickende Dunſt iſt nichts anders als Luftſäure oder kohlenſaures Gas; 4) die kleine Quäkerkolonie Friedensthal in einem Thale, mit einer Meſſerfabrik.

Pyromantie, die vermeintliche Kunſt, aus dem Feuer zu wahrſagen. Die Prieſter der Alten wollten dieſes beſonders aus dem Opferfeuer.

Pyrometer, Feuermeſſer, ein Werkzeug, mit welchem höhere Grade der Wärme oder des Feuers, und deren Wirkung auf Metalle oder andere feſte Körper gemeſſen werden können. Unter den verſchiedenen zu dieſem Zwecke erfundenen Inſtrumenten verdient das Wedgwoodiſche den Vorzug. Es gründet ſich auf die Eigenſchaft

des Thons, in dem Maße zu ſchwinden, als die Hitze groß iſt, ohne ſich hernach in der Kälte wieder auszudehnen. Auf einer meſſingnen Platte ſind Stäbe von demſelben Metalle gelöthet, welche etwas ſchräg gegen einander laufen und ſo eine allmälig enger werdende Nuth bilden, in welche die zu den Verſuchen nöthigen thönernen Würfel hineingeſchoben werden. Will man den Grad der Hitze, z. B. eines Ofens, meſſen, ſo legt man einen thönernen Würfel in die Nuth, läßt ihn die Hitze des Ofens aufnehmen, und wirft ihn dann ſogleich in kaltes Waſſer. Der Würfel geht deſto tiefer in die Nuth, des Pyrometers hinein, je ſchmaler ſeine Seite durch die Hitze geworden iſt. Da, wo der Würfel ſtecken bleibt, ſteht an den Stäben eine Zahl, die den Grad der Hitze angibt. Es verſteht ſich übrigens, daß die Thonart, welche man braucht, immer dieſelbe ſeyn muß. Lambert, welcher zuerſt die Lehre vom Maße des Feuers und der Wärme in eine förmliche Wiſſenſchaft brachte, unterſcheidet Thermometrie und Pyrometrie, und ſchränkt jene auf die unſerm Gefühle erträglichen, dieſe auf die höhern Wärmegrade ein.

Pyrrha, ſ. Deukalion.

Pyrrhichius, ſ. Rhythmus.

Pyrrho, ein ausgezeichneter griechiſcher Philoſoph, Stifter der Pyrrhoniſchen oder ſkeptiſchen Schule, gebürtig aus Elis im Peloponnes, blühete um die hundert und zehnte Olympiade (340 Jahre vor Chr.). In ſeiner Jugend beſchäftigte er ſich einige Zeit mit der Malerkunſt, verließ ſie aber nachher, um ſich dem Studium der Philoſophie zu widmen, zu welchem er durch die Schriften des Democrit geführt wurde. Sein erſter Lehrer war Bryſon. Nachher ſchloß er ſich an Anaxarchus, einen Schüler des Metrodorus von Chios. Dieſem Lehrer folgte er nach Indien im Gefolge Alexanders des Großen, und ſparte keine Mühe, ſich mit den Meinungen der Brachmanen, Gymnoſophiſten, Magier und anderer morgenländiſchen Philoſophen bekannt zu machen. Sein Zweifel gegen das poſitive Wiſſen (Skepticismus) ſtieg mit dem Fortgange ſeiner Studien ſo hoch, daß er endlich alles Wiſſen für unnütz und unmöglich hielt, und nur der Tugend einen Werth beilegte. In allen Fällen antwortete er ſeinen Gegnern: „Was ihr ſagt, kann wahr oder nicht wahr ſeyn, ich entſcheide nicht," und lehrte in ſeiner Schule, daß jeder Gegenſtand der menſchlichen Unterſuchung in Ungewißheit gehüllt ſey, ſo daß man nicht zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen könne, ſondern ſein Urtheil zurückhalten müſſe. Einen großen Theil ſeines Lebens brachte er in der Einſamkeit zu, und ſuchte durch Enthaltung von allem beſtimmten Urtheil (ἐποχή) über Meinungen und äußere Erſcheinungen zu einer von Furcht, Freude und Kummer unangefochtenen Gemüthsruhe zu gelangen. Körperliche Schmerzen ertrug er mit großer Seelenſtärke; keine drohende Gefahr machte ihm Unruhe. In der Disputirkunſt war er berühmt wegen der Scharfſinnigkeit ſeiner Gründe und der Klarheit ſeiner Sprache. Er war ein großer Bewunderer der Dichter, beſonders des Homer, und führte oft Stellen aus ſeinen Gedichten an. Von der hohen Achtung, worin er bei ſeinen Landsleuten ſtand, zeugen viele Umſtände. Sie ernannten ihn unter andern zum Oberprieſter, und gaben ein Geſetz, das alle Philoſophen von den öffentlichen Abgaben befreiete. Um ſo unglaubwürdiger erſcheinen die Abgeſchmacktheiten, welche Diogenes Laertius ihm aufbürdet. Er ſtarb in einem neunzigjährigen Alter, wahrſcheinlich in der hundert drei und zwanzigſten Olympiade. Die Athenienſer errich-

teten ihm zu Ehren eine Statue, ſeine Landsleute aber zu ſeinem Andenken ein Monument. Wie Pyrrho zu dem Skepticismus kam, iſt leicht zu erklären. Frühzeitig war er mit dem Syſteme des Demokrit bekannt geworden. Nachdem er von dieſem Philoſophen gelernt, das wirkliche Daſeyn aller Eigenſchaften an den Körpern zu leugnen, diejenigen ausgenommen, welche den anfänglichen Atomen eigen ſind, und jede Erkenntniß auf den Anſchein und die Meinung zurückzuführen, ſchloß er, daß unſer ganzes Wiſſen von dem trügeriſchen Einfluſſe der Sinne abhänge, und folglich nichts für gewiß gelten könne. In dieſen Anſichten wurde er durch den allgemeinen Geiſt der eleatiſchen Schule, in welcher er erzogen worden, und durch die Bekanntſchaft mit der practiſchen Lehre des Sokrates, mit welchem ſein Charakter viele Aehnlichkeit hatte, bekräftigt. Nichts aber trug mehr dazu bei, ihn in dem Skepticismus zu beſtärken, als die Spitzfindigkeiten der dialectiſchen Schulen, mit welchen er ſich bekannt gemacht hatte. Keine Methode war ſo geſchickt, die Sophiſtik über den Haufen zu werfen, als die Lehre von einer allgemeinen Ungewißheit. Durch angebornes Temperament und Lebensgewohnheit geneigt, eine unwandelbare Ruhe als den großen Zweck aller Philoſophie zu betrachten; wahrnehmend, daß nichts dieſe Ruhe ſo ſehr ſtöre, als die unzähligen Meinungsverſchiedenheiten in den Schulen der Dogmatiker, und daß durch ihre Disputationen eher die Ungewißheit als die Gewißheit vermehrt werde, beſchloß er, den Frieden, den er in der dogmatiſchen Philoſophie zu finden verzweifelte, auf eine andere Weiſe zu ſuchen. So erzeugte ſich bei ihm der Skepticismus. Pyrrho hinterließ keine Schriften. Sein Freund und Schüler *Timon* behandelte zuerſt dieſen Skepticismus ſchriftlich; aber ſeine Schriften ſind verloren gegangen. Nur aus Schriften ſeiner ſpätern Nachfolger, und beſonders aus *Sextus Empiricus* können wir die Grundſätze ſeiner Schule, oder richtiger, die philoſophiſche Denkart, kennen lernen, durch welche ſie mehr danach ſtrebte, jedes andere philoſophiſche Gebäude umzuſtürzen, als ein eigenes anzubauen. Im gemeinen Leben nennt man oft von ihm die Zweifelſucht *Pyrrhonismus*, und redet auch von einem *hiſtoriſchen Pyrrhonismus*.

Pyrotechnie, ſ. Feuerwerkerkunſt.

Pyrrhus, des Achilles und der Iphigenia Sohn, welchen ſein Vater nach der Opferung Iphigenia's nach Skyros brachte, und der Deïdamia übergab. (Andere geben ihm die Deïdamia, des Lycomedes Tochter, zur Mutter). Auf Skyros wurde er erzogen und er blieb dort, bis Ulyſſes und Diomedes ihn abholten, da ohne ihn Troja nicht erobert werden konnte. Er erhielt jetzt den Namen *Neoptolemus*. Homer beſchreibt ihn als ſchön, beredt, tapfer und ſtets unverzagt. Die nachhomeriſchen Dichter laſſen ihn die Opferung der Polyxena auf ſeines Vaters Grabe veranſtalten, den Philoctet von Lemnos abholen und den Polites und Priamus tödten. Von den Gefangenen wurde ihm Andromache und Helenus zu Theil. Sehr von einander abweichend ſind die ſpätern Sagen. Einige laſſen ſeine Rückkehr zu Lande, Andere zu Waſſer geſchehen. Nach Einigen kam er nach Epirus zu den Moloſſern, dort eine neue Herrſchaft ſtiftend. Hier war Andromache ſeine Gemahlin, mit welcher er den Moloſſus, Pielus und Pergamus zeugte. Endlich überließ er Gemahlin und Reich dem Helenus, den er als Weiſſager ehrte, und nun finden wir ihn in einem neuen Mythenkreiſe, wozu der Grund bei Homer iſt.

Er ward nämlich mit Hermione vermählt, die ihr Vater Menelaus ihm vor Troja zur Gemahlin gelobt hatte. Darüber wurde er, nach Einigen, von Oreſt, der Hermione vorherigem Gemahl, am Altare Apollo's ermordet. Nach Andern erfolgte ſein Tod auf Apollo's Veranlaſſung, den er beleidigt hatte. Darüber ſind die Meiſten einig, daß ſeine Ermordung zu Delphi geſchah. Hier zeigte man ſein Grabmahl und brachte ihm alljährlich ein Gedächtnißopfer.

Pyrrhus II. Dieſer in der Geſchichte der Römer ſo merkwürdige König von Epirus lebte faſt 300 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung. Er war einer der größten Feldherrn ſeines Zeitalters, dabei aber ein äußerſt ehrgeiziger und eroberungsſüchtiger Fürſt. Schon in ſeinem 12ten Jahre beſtieg er den väterlichen Thron; und ob er gleich nach fünf Jahren durch den Neoptolemus von demſelben vertrieben wurde, ſo erhielt er ihn doch bald nachher wieder. Er vergrößerte darauf ſeine Macht durch die Eroberung Macedoniens. Nach neuen Eroberungen lüſtern, nahm er mit Vergnügen die Einladung der Tarentiner in Calabrien an, welche ihn gegen die Römer zu Hülfe riefen. Zwar beſiegte er mit Hülfe ſeiner Elephanten die in dieſer Art des Krieges noch unerfahrnen Römer; allein ſein eigenes Geſtändniß: „noch ein ſolcher Sieg, und er werde allein nach Hauſe gehen müſſen,“ bewies, wie viel ihm derſelbe gekoſtet hatte. Unterdeſſen lockten ihn die Unruhen in Syrakus nach Sicilien. Aber ohne ſeine eiteln Eroberungsplane ausgeführt zu haben, kehrte er nach Italien zurück; und nachdem er hier von den Römern, die ſich an ſeine Art zu kriegen bald gewöhnt hatten, geſchlagen worden war, ſah er ſich genöthigt, unverrichteter Sache nach Griechenland zurückzugehen, wo endlich ein Wurfſpieß bei der Belagerung von Argos ſeinem unruhigen Leben (272 vor Chr. Geb.) ein Ende machte. Von dieſem Könige haben die Römer einen großen Theil jener Kriegskunſt erlernt, welche ſie nachmals ihren Feinden ſo furchtbar machte. Er hingegen hatte ſehr oft Gelegenheit, ihren Edelmuth zu bewundern. (Man ſ. d. Art. Fabricius).

Pythagoras, ein berühmter Weiſer des griechiſchen Alterthums und der geprieſene Stifter der italiſchen Schule. Nach der gewöhnlichen Meinung war er aus Samos gebürtig. Sein Vater war ein Kaufmann, Namens Mneſarchus, wahrſcheinlich aus Tyrus oder ſonſt einer phöniciſchen Stadt, welcher nach Samos handelte. Hier erhielt er das Bürgerrecht und ließ ſich mit ſeiner Familie nieder. Ueber das Geburtsjahr des Pythagoras haben mehrere Gelehrte Unterſuchungen angeſtellt. Meiners, der mit Gelehrſamkeit und Scharfſinn die verſchiedenen Meinungen beurtheilt hat, ſetzt des Pythagoras Geburt zwiſchen 584 und 586 vor Chr Geb. Die uns von Jamblich und Porphyrius überlieferten Nachrichten ſind ſo voll fabelhafter Wundergeſchichten, daß wir uns ihrer nur mit der größten Vorſicht bedienen können. Seinen erſten Unterricht empfing Pythagoras von Creophilus in ſeiner Vaterſtadt. Dann begab er ſich nach der Inſel Scyrus und war ein Schüler des Pherecydes bis zu deſſen Tode; auch beſuchte er Milet, wo er von Thales und Anaximander Unterricht erhalten haben ſoll. Der erſtere rieth ihm, nach Aegypten zu gehen, und dort von den Prieſtern zu Memphis und Theben zu lernen. Ob er den Unterricht dieſer berühmten Mileſier wirklich genoſſen, bleibt bei der großen Verſchiedenheit zwiſchen ſeinen und der ioniſchen Schule Grundſätzen immer zweifelhaft; wahrſcheinlich begab er ſich von den griechiſchen Inſeln zunächſt nach Aegypten, dem Lande,

das in jener frühen Zeit vor allen andern ſich tiefer und geheimer Weisheit rühmte. Jamblich erzählt, daß Pythagoras auf ſeiner Reiſe nach Aegypten einige Zeit in Phönicien im Umgange mit des Moſchus Nachfolgern und andern Prieſtern des Landes verweilte, von denen er in ihre beſondern Myſterien eingeweiht worden ſey, und daß er verſchiedene Theile Syriens bereiſet habe, um ihre wichtigſten heiligen Gebräuche und Lehren kennen zu lernen. Auch dieſe Angabe iſt mit vielen fabelhaften Umſtänden verbunden. Pythagoras hatte Briefe von Polykrates, Tyrannen von Samos, an den ägyptiſchen König Amaſis bei ſich, worin er des Königs Gunſt empfohlen, und dieſer gebeten wurde, ihm den Zutritt zu den Schulen der ägyptiſchen Prieſter zu erleichtern. Trotz des königlichen Befehls fand er große Schwierigkeiten. Von Heliopolis wurde er nach Memphis, und von da nach Theben geſchickt. Dort wagten zwar die Prieſter nicht, den Befehlen des Königs geradezu entgegen zu handeln, aber ſie hofften ihn durch die ſtrengſten Prüfungen und Ceremonien (unter andern auch durch die Beſchneidung), die ſie ihm auferlegten, abzuſchrecken. Zu ihrem Erſtaunen überſtand Pythagoras die härteſten Proben mit unerſchütterlicher Geduld. Er gewann ihr Vertrauen, und wurde nach und nach in ihre geheimſten Lehren eingeweiht. Er blieb 22 Jahre in Aegypten, während welcher Zeit er die in dieſem Lande üblichen Schriftarten vollkommen erlernte. Durch ſeine Bekanntſchaft mit den gelehrteſten Männern in allen Prieſtercollegien gelang es ihm auch, ihre älteſten Sagengeſchichte kennen zu lernen, und mit der ägyptiſchen Gelehrſamkeit in ihrem ganzen Umfange vertraut zu werden. Von Aegypten aus begab er ſich in den Orient, und beſuchte ſowol die perſiſche und chaldäiſchen Magier, als die indiſchen Gymnoſophiſten. Nach Jamblich war er unter den Gefangenen, welche Cambyſes von Aegypten nach Babylon brachte, woſelbſt er zwölf Jahre die Philoſophie der morgenländiſchen Weiſen ſtudirte. Einige haben behauptet, daß er den Unterricht des berühmten Zoroaſter ſelbſt genoſſen, Andere, daß er mit jüdiſchen Propheten umgegangen ſey, von denen er die jüdiſchen Geſetze und Gebräuche kennen gelernt. Allein alle dieſe und andere zum Theil noch unglaubhaftere Angaben ſind ſo widerſprechend und mit ſo unüberwindlichen chronologiſchen Schwierigkeiten verknüpft, daß wir geneigt ſind, ſie für Erdichtungen zu halten, welche das Anſehn des Pythagoras noch vermehren ſollten. Pythagoras eröffnete nach ſeiner Rückkehr auf Samos eine Schule, worin er nach dem Muſter der Aegypter ſeine Lehren in einer ſymboliſchen Form vortrug. Seine Landsleute zeigten aber ſo wenig Geſchmack daran, daß er es gerathen fand, auf neue Mittel zu denken, um ſich Zuhörer zu verſchaffen. In dieſer Abſicht ging er nach Delos, wo er dem Apollo ein Geſchenk von Kuchen darbot, und dagegen von der Prieſterin moraliſche Dogmen erhielt, oder erhalten zu haben vorgab, welche er ſeinen Schülern unter dem Namen göttlicher Vorſchriften mittheilte. In gleicher Abſicht beſuchte er auch Creta, wo die Prieſter der Cybele ihn in die Höhle des Ida führten, in welcher Jupiter gewiegt worden, und man das ſogenannte Grab deſſelben zeigte. Hier traf er mit Epimenides zuſammen, der ſich des Umgangs mit Göttern und der Gabe der Weiſſagung rühmte, und ihn in die heil. Myſterien der Griechen einweihte. Von Creta ging er nach Sparta und Elis, und von da weiter nach Phlius, wo er, vom Könige Leon nach ſeinen Geſchäften befragt, ſich einen Philoſophen oder Freund der Weisheit genannt haben ſoll, indem er erklärte, daß

der Name eines Weiſen (Sophos) nur der Gottheit zukomme. Mit vermehrtem Wiſſen kehrte Pythagoras in ſeine Heimath zurück, wo er nun mit glücklichem Erfolge eine philoſophiſche Schule ſtiftete. Zu dem Ende errichtete er ein halbrundes Gebäude, in welchem er, mit der Miene göttlichen Anſehns, Vorſchriften der Moral vortrug, welche ſo eingekleidet waren, daß ſie nicht nur die Aufmerkſamkeit feſſelten, ſondern auch belehrten. Einen großen Theil ſeiner Zeit brachte er mit ſeinen vertrauten Freunden und geweihten Schülern in einer Höhle zu, wo er ſie unter myſtiſchen Formen in den dunklern Theilen der Philoſophie unterrichtete. Seine Lehren ſchienen göttliche Orakelſprüche, und das heilige Dunkel, worein er ſie zu hüllen wußte, zog eine Menge von Schülern an. Dennoch faßte er den Entſchluß, Samos zu verlaſſen, entweder um den ihn angetragenen Staatsämtern, oder um der Tyrannei des Polykrates zu entgehen. Er begab ſich nach Großgriechenland. Hier landete er zu Crotona, deſſen Einwohner durch die Verderbtheit ihrer Sitten berüchtigt waren. Jamblich und Porphyrius erzählen, daß, als er beim Betreten des Landes einige Fiſcher geſehen, die eben einen reichen Fang gethan hatten, er ihnen alle Fiſche abgekauft, ſie wieder ins Meer gelaſſen, und den Umſtehenden die Lehre gegeben habe, keine Fiſche zu tödten, und überhaupt ſich aller animaliſchen Nahrung zu enthalten. Sie fügen dieſer Erzählung noch die wunderbaren Umſtände bei, daß Pythagoras, als die Netze noch im Waſſer geweſen, genau die Anzahl der Fiſche beſtimmt, und durch ſeine Gegenwart verhindert habe, daß ein einziger Fiſch, während ſie außerhalb des Waſſers geweſen, geſtorben ſey. Aus ihren Nachrichten geht hervor, daß er Anſprüche auf übernatürliche Kräfte machte, und als ein außerordentlicher Mann Leute aus allen Volksklaſſen um ſich verſammelte. Die guten Wirkungen ſeines Einfluſſes wurden bald ſichtbar. Nüchternheit und Mäßigkeit traten an die Stelle der Völlerei und Sittenloſigkeit. Sechshundert Einwohner von Crotona unterwarfen ſich den ſtrengſten Vorſchriften ſeiner Disciplin und legten ihr Vermögen zuſammen, zum Vortheil der ganzen Gemeinde. Noch zweitauſend Andere, heißt es, nahmen ſeine Lehre an, und traten in das Noviciat dieſer höchſten Claſſe ſeiner Anhänger. Auch lehrte er in andern Städten von Großgriechenland, Italien und Sicilien, und zog allenthalben zahlreiche Schüler an ſich, die ihn faſt göttlich verehrten. Doch erregte er dadurch Argwohn, daß er ſeine Anweiſungen auf politiſche Gegenſtände ausdehnte und allenthalben auch beſſere Einrichtungen in der Verwaltung zu machen verſuchte. Nicht nur zu Crotona, ſondern auch zu Metapontum, Rhegium, Himera, Agrigentum, Tauromenium, und an vielen andern Orten, foderte er das Volk auf, ſeine Rechte gegen tyranniſche Regenten zu behaupten. Dadurch zog er ſich mächtige Widerſacher zu. An der Spitze ſeiner Feinde zu Crotona ſtand Cylon, ein reicher und angeſehener Bürger, den er durch Verweigerung der Aufnahme unter ſeine Schüler gegen ſich aufgebracht hatte. Um ſich zu rächen, überfiel dieſer einſt das Haus des Milo, wo eine Anzahl von Pythagoräern verſammelt war, umringte es mit ſeinen Anhängern und ſteckte es in Brand. An vierzig Perſonen verloren das Leben, und nur Archippus und Lyſis entkamen. Pythagoras ſelbſt war wahrſcheinlich in Crotona, aber nicht in dem Hauſe gegenwärtig. Er floh zu den Lokrern, und da dieſelben ihn nicht aufnehmen wollten, nach Metapontum. Da er auch hier Feinde fand, die auf ſeinen Untergang dachten, ſo ſuchte er eine Freiſtätte in dem Tempel der Muſen, wo er aus Mangel an

Nahrung in einem Alter von 80 Jahren umkam. Einige Zeit nach ſeinem Tode errichteten ihm ſeine Schüler Statuen und bezeigten ihm eine ſo abergläubiſche Verehrung, daß ſie ſein Haus zu Crotona in einen Tempel der Ceres verwandelten, und ihn als eine Gottheit bei Betheuerungen anriefen. — Zu den vielen Erdichtungen, womit man ſeine Lebensgeſchichte ausgeſchmückt hat, gehört, daß er einen dauniſchen Bären, der eine ganze Gegend verwüſtet, mit einem Worte gezähmt, daß er einen Ochſen abgehalten, Bohnen zu freſſen, indem er ihm etwas ins Ohr geraunt habe, daß er einen Adler aus dem Himmel herabgerufen habe, daß er an zwei Orten zugleich gegenwärtig geweſen, Naturbegebenheiten vorhergeſagt habe, und beim Ueberfahren über einen Fluß von dieſem mit dem Zuruf: „Heil, Pythagoras!“ ſey begrüßt worden. Er ſelbſt benutzte wahrſcheinlich ſeine ungemeine Kraft und Naturkenntniß, um ſich in ein größeres Anſehn zu ſetzen, und nachdrücklich auf den leichtgläubigen Haufen zu wirken. So ſoll er auch behauptet haben, daß ſeine Seele ſchon in mehreren Körpern gelebt habe. Vor dem Volke erſchien er in einem langen weißen Gewande, mit herabfließendem Barte, und wie Einige erzählen, eine goldne Krone auf dem Haupte, in ſeinem Aeußern ernſt, gebieteriſch und würdevoll. Nie drückte ſich in ſeiner Miene irgend eine Leidenſchaft aus. Er enthielt ſich aller animaliſchen Nahrung, und beſchränkte ſich auf Vegetabilien, mit Ausſchluß der Bohnen. Dieſe Eigenheiten trugen dazu bei, ihm bei dem Volke den Anſchein eines übermenſchlichen Weſens zu geben. Um ſeine Achtung für die Ehe zu zeigen, nahm er ſelbſt ein Weib aus Crotona zu ſich, mit der er unter mehrern Kindern zwei Söhne, Telauges und Mneſarchus, zeugte, welche nach ſeinem Tode einige Zeit ſeiner Schule vorſtanden. Daß Pythagoras Schriften hinterlaſſen habe, iſt nach den Zeugniſſen der Alten unwahrſcheinlich. Die unter ſeinem Namen vorhandenen goldnen Sprüche, die als ein kurzer Abriß ſeiner populären Lehren gelten mögen, ſcheinen entweder von Epimarchus oder von Empedocles abgefaßt worden zu ſeyn. — Pythagoras Lehre war wie die ägyptiſche Prieſterlehre, doppelt, exoteriſch und eſoteriſch oder eine öffentliche und eine geheime. Sein öffentlicher Unterricht beſtand in practiſchen Vorträgen, in welchen er die Tugend empfahl und von Laſtern abmahnte, mit beſonderer Rückſicht auf einzelne Menſchenklaſſen, als Männer und Frauen, Aeltern und Kinder, Bürger und Magiſtratsperſonen u. ſ. w. Seine Zuhörer bei dieſen Vorträgen ſind wohl zu unterſcheiden von der auserwählten Anzahl ſeiner Schüler, die er einer eigenen Disciplin unterwarf, und erſt nach einem langen Unterrichte und nach ſtrengen Prüfungen in alle Geheimniſſe ſeiner eſoteriſchen Lehre einweihte. Dieſe Schüler durften keine andere Kleider tragen, als ſolche, welche die größte Reinheit und Einfachheit der Sitten bezeichneten; um ſie in Demuth zu üben, gab er ſie drei Jahre lang dem beſtändigen Widerſpruche, dem Spotte und der Verachtung ſeiner andern Schüler preis, und verurtheilte ſie zu freiwilliger Armuth, indem ſie ihr Vermögen in die öffentliche Caſſe liefern mußten. Nach Beſchaffenheit der Umſtände legte er ihnen ein Stillſchweigen von 2 bis 5 Jahren (das Pythagoräiſche Stillſchweigen) auf. Dadurch ſicherte er ſich zugleich vor zudringlicher Neugierde und feindlichem Widerſpruch. Er gab ſeine Lehren als unfehlbare Sätze, vor den Blicken ſeiner Zuhörer durch einen Vorhang verborgen, oft auch durch das Organ eines untergeordneten Lehrers. Das bekannte: Er hat's geſagt (αὐτὸς ἔφα),

galt ſtatt alles Beweiſes. Nur wer die rauhe Bahn der Prüfungen geduldig zurückgelegt hatte, durfte als Esoteriker des Meiſters Wort in deſſen unmittelbarer Gegenwart vernehmen. Wer, durch die Schwierigkeiten abgeſchreckt, ſein Vorhaben aufgeben wollte, der konnte ungehindert zurücktreten; ſeine Beiträge zur Caſſe wurden zurückgezahlt. Man beging ſein Leichenbegängniß, errichtete ihm ein Grab, wie einem Todten, und gedachte ſeiner nicht mehr. Den Mitgliedern der esoteriſchen Schule wurde die ganze Lehre des Pythagoras, nicht wie den Exoterikern unter der Hülle von Bildern und Symbolen, ſondern unverſchleiert vorgetragen. Sie mußten ſich jedoch durch einen Eid zur Geheimhaltung verbinden. Jetzt durften ſie auch Fragen thun und Einwürfe machen. Man nannte ſie vorzugsweiſe Pythagoräer, auch Mathematiker, von den Studien, mit welchen ſie ſich unmittelbar nach ihrer Einweihung beſchäftigten. Sobald ſie hinlängliche Fortſchritte in der Geometrie gemacht hatten, wurden ſie zum Studium der Natur, zur Erforſchung der Grundprincipien und zur Kenntniß Gottes angeleitet. Denen, die dieſe erhabenen Speculationen verfolgten, wurde der Name Theoriſten gegeben, während die, welche ſich insbeſondere mit der Theologie beſchäftigten, Sebaſtikoi oder Religioſen hießen. Andere wurden, in Gemäßheit ihrer Neigungen und Fähigkeiten, in der Moral, Oekonomie oder Politik unterrichtet, und ſodann entweder zur Beſorgung der Geſellſchaftsangelegenheiten gebraucht, oder ausgeſandt, die Grundſätze der Philoſophie und Staatsverwaltung in den übrigen griechiſchen Städten zu lehren und in Ausübung zu bringen. Die Lebensweiſe in der Pythagoräiſchen Schule zu Crotona war, nach den Angaben der Alten, folgende: Die Pythagoräer, etwa 600 an der Zahl, lebten bei einander in einem öffentlichen Gebäude, wie in einer Familie, nebſt ihren Weibern und Kindern, in der vollkommenſten Ordnung. An jedem Morgen wurde beſtimmt, was den Tag über vorgenommen werden ſollte, und an jedem Abend unterſucht, was geſchehen ſey. Sie ſtanden auf vor Aufgang der Sonne, um ſie zu verehren; dann wurden Verſe des Homer und anderer Dichter recitirt, oder man ſuchte durch Muſik die Geiſteskräfte zu wecken, und für die Pflichten des Tages geſchickt zu machen. Sodann wurden mehrere Stunden in ernſten Studien zugebracht. Hierauf folgte eine Pauſe zur Erholung, in welcher gewöhnlich ein einſamer Spaziergang gemacht wurde, um ſich der Contemplation zu überlaſſen; dann eine Unterhaltung. Vor der Mahlzeit wurden mancherlei gymnaſtiſche Uebungen angeſtellt. Das Mahl beſtand vornemlich in Brot, Honig und Waſſer. Der Ueberreſt des Tages war öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten, dem Geſpräche, dem Bade und religiöſen Gebräuchen gewidmet. Nachdem die Pythagoräiſche Schule von Cylon überfallen worden, hielten es Lyſis und Archippus für nothwendig, ihres Meiſters Lehre in eine ſyſtematiſche Ueberſicht zu bringen, und ſie der Vergeſſenheit zu entreißen; aber immer noch wurde die größte Geheimhaltung empfohlen. Endlich kaufte Plato vom Philolaus eine Handſchrift über des Pythagoras Philoſophie, und erhielt von Architas deſſen Commentare über die Aphorismen und Lehren ſeines Meiſters. So erhalten wir durch ihn und ſeine Schüler Nachrichten von der Pythagoräiſchen Philoſophie, von der er vieles in ſein Syſtem aufnahm. Rein iſt daher auch dieſe Quelle keineswegs, und das Meiſte, was wir von der Lehre des Pythagoras wiſſen, muß daher als unſicher und unzuverläßig angeſehen werden. Wir begnügen uns, Folgendes davon an=

zuführen. Der Zweck aller Philoſophie iſt, den Geiſt von den Beſchwerden zu befreien, die ſeine Fortſchritte zur Vollkommenheit hindern, und ihn emporzuheben zur Betrachtung unwandelbarer Wahrheit, zur Erkenntniß göttlicher und geiſtiger Gegenſtände. Dieß kann bei unſerer Gewöhnung an ſinnliche Dinge nur ſtufenweiſe geſchehen. Die erſte Stufe zur Weisheit iſt das Studium der Mathematik, welche, da ſie Gegenſtände betrachtet, die zwiſchen körperlichen und unkörperlichen Dingen in der Mitte liegen, den Geiſt am geſchickteſten zur Contemplation hinüberführt. Der ganze Curſus der mathematiſchen Wiſſenſchaft kann in vier Theile getheilt werden, zwei in Hinſicht auf Zahlen, zwei in Hinſicht auf Größen. Zahl kann betrachtet werden als abſtract für ſich, und als angewandt auf einen Gegenſtand. Erſteres gibt die Arithmetik, von letzterer Art iſt die Muſik. Größe kann betrachtet werden entweder in Ruhe, oder in Bewegung. Von erſterer handelt die Geometrie, von letzterer die Aſtronomie. Arithmetik iſt die edelſte Wiſſenſchaft, Zahlen der erſte Gegenſtand des Studiums, und eine vollkommene Bekanntſchaft mit den Zahlen das höchſte Gut. Zahlen ſind entweder ſcientiſiſch oder intelligibel. Eine ſcientiſiſche Zahl iſt das Erzeugniß der in die Einheit gehüllten Kräfte oder die Progreſſion der Vielheit von der Monade oder Einheit und ihre Rückkehr zu derſelben. Einheit und Eins ſind zu unterſcheiden; jenes iſt ein Abſtractum, dieſes auf zählbare Dinge anwendbar. Die Zahl iſt nicht unendlich, aber die Quelle jener unendlichen Theilbarkeit in gleiche Theile, welche die Eigenſchaft aller Körper iſt. Intelligible Zahlen ſind die, welche in dem göttlichen Geiſte vor allen Dingen waren, von denen jedes Ding ſeine Form empfangen und die immer unveränderlich dieſelben bleiben. Sie ſind das Modell, wonach die Welt in allen ihren Theilen gebildet worden, und die Principe der Dinge. Die ungeraden Zahlen ſind begränzt und vollkommen, die geraden unbegränzt und unvollkommen. Die Monade oder Einheit, das Prinzip der erſtern, iſt die Größe, welche, wenn ſie aller Zahl entkleidet worden, feſt übrig bleibt; ſie iſt die Quelle aller Zahl. Die Duas iſt unvollkommen und paſſiv und die Urſache von Wachsthum und Theilung. Die Trias, zuſammengeſetzt aus der Monas und Duas, nimmt an der Natur Beider Theil. Die Tetras oder Geviertzahl iſt höchſt vollkommen. Die Decas, welche die Summe der vier erſten iſt, umfaßt alle muſikaliſchen und arithmetiſchen Proportionen. — Den vollkommenern Sinn der Zahlenlehre des Pythagoras zu ergründen, iſt vergebens verſucht worden, wahrſcheinlich waren die Zahlen nach derſelben ſymboliſche oder ſinnbildliche Vorſtellungen der erſten Prinzipien oder Formen der Natur. Da Pythagoras die abſtracten Begriffe in der einfachen Sprache nicht ausdrücken konnte und wollte, ſo ſcheint er ſich der Zahlen, wie der Geometer der Diagramme, bedient zu haben, um dem Faſſungsvermögen ſeiner Schüler zu Hülfe zu kommen. Er nahm einige Analogie zwiſchen den Zahlen und Denkformen in dem göttlichen Verſtande wahr, und machte daher erſtere zu Symbolen der letztern. Wie die Zahlen von der Monas oder Einheit ausgehn, ſich mannichfach verbinden und in ihren Fortſchritten neue Eigenſchaften annehmen, ſo ſah er das reine und einfache Weſen der Gottheit als den gemeinſamen Urquell aller Naturformen an, welche nach ihren verſchiedenen Abſtufungen verſchiedene Eigenſchaften haben. Pythagoras ſoll auch die Rechentafel (abacus) d. i. eine Tafel, welche das Einmaleins in einem eingeſchloſſenen Viereck

enthält, erfunden haben; daher Pythagoräiſche Rechentafel. Nächſt den Zahlen gehört die Muſik zu den Vorbereitungsübungen der Pythagoräiſchen Schule, wodurch der Geiſt über die Herrſchaft der Leidenſchaften erhoben und zur Contemplation geſchickt gemacht wird. Pythagoras betrachtete die Muſik nicht nur als eine vom Ohre zu beurtheilende Kunſt, ſondern als eine auf mathematiſche Grundſätze und Verhältniſſe zurückzuführende Wiſſenſchaft. Er ward der Erfinder einer muſikaliſchen Tonleiter (Pythagoräiſche Lyra, octochordum Pythagorae), welche nach ſeinem Tode in Erz eingegraben und im Tempel der Juno auf Samos aufbewahrt wurde. Die Erfindung des harmoniſchen Canons oder Monochords, eines Inſtruments mit einer einzigen Saite, das zur Meſſung der muſikaliſchen Intervallen diente, iſt ihm von alten und neuern Schriftſtellern beigelegt worden; Pythagoras glaubte, daß die himmliſchen Sphären, worin die Planeten ſich bewegen, indem ſie bei ihrem Umſchwunge den Aether theilten, einen Ton hervorbrächten, und daß dieſer Ton verſchieden ſeyn müſſe nach ihrer Größe, Schnelligkeit und Entfernung. Daß dieſe Verhältniſſe aber von der Art wären, daß dieſe Töne die vollkommenſte Harmonie bildeten (Sphärenmuſik), mußte er glauben vermöge ſeiner Vorſtellung von der höchſten Vollkommenheit des Weltgebäudes. Seine Nachfolger benutzten dieſe Lehre, um von ihrem Meiſter zu erzählen, daß er der einzige Sterbliche geweſen, dem die Götter vergönnt hätten, die Harmonie der Sphären zu vernehmen. Die Geometrie, welche er in Aegypten erlernt hatte, brachte er mehr als einer ſeiner Vorgänger und Zeitgenoſſen in die Form einer regelmäßigen Wiſſenſchaft. Nach ſeiner Vorſtellung war der geometriſche Punkt das Einfache, die Linie das Zweifache, die Fläche das Dreifache, der Körper das Vierfache. Von den geometriſchen Sätzen, welche ihm zugeſchrieben werden, ſind folgende die wichtigſten: Die inneren Winkel eines Dreiecks ſind gleich zweien rechten; und in einem rechtwinkligen Dreieck iſt das Quadrat der Hypotenuſe den Quadraten der Katheten gleich. Der letztere Satz heißt nach ihm noch jetzt der Pythagoräiſche Lehrſatz (auch Magister matheseos). In der Aſtronomie lehrte er ſeine Schüler Folgendes: das Wort Himmel bezeichnet entweder die Sphäre der Fixſterne, oder den ganzen Raum zwiſchen den Fixſternen und dem Monde, oder die ganze Welt, ſowol die himmliſchen Sphären als die Erde in ſich ſchießend. Es gibt zehn himmliſche Sphären, von denen uns neun ſichtbar ſind, nämlich die Sphäre der Fixſterne, die ſieben Sphären der ſieben Planeten (die Sonne und den Mond mitgerechnet) und die Sphäre der Erde. Die zehnte Erde, von ihm Antichthon (Gegenerde) genannt, iſt unſichtbar, aber nothwendig zur Vollkommenheit der Harmonie der Natur, da die Decas die Vollendung der Zahlenharmonie iſt. Dieſes Antichthon mag die Urſache ſeyn, daß es mehr Sonnen- als Mondfinſterniſſe gibt. In der Mitte des Weltalls, oder in der Mitte der vier Elemente befindet ſich die feurige Kugel der Einheit, das Centralfeuer, Prinzip der Wärme und des Lebens. Die Erde iſt nicht ohne Bewegung, noch in dem Mittelpunkt der Sphären befindlich, ſondern ſie iſt einer der Planeten, welche ſich um die Feuerſphäre bewegen. Der Umlauf des Saturn wird in dreißig, der des Jupiter in zwanzig, der des Mars in zwei, der der Sonne, des Mercur und der Venus in einem Jahre vollendet. Die Entfernungen der verſchiedenen himmliſchen Sphären von der Erde entſprechen dem Verhältniſſe der muſikaliſchen

Tonleiter. Der Mond und die andern planetariſchen Körper ſind bewohnbar. Die Erde iſt eine Kugel, auf der es Antipoden geben kann. — So erwarb ſich Pythagoras vorzüglich um die mathematiſchen Wiſſenſchaften große Verdienſte und begründete zuerſt eine mathematiſche Philoſophie. Seine Schüler Alcmäon, Philolaus, Archytas, Sophantus bildeten ſie weiter aus. Namentlich zeichnete ſich Philolaus durch ſein aſtronomiſches Syſtem aus. Von dieſen Vorbereitungsſtudien werden die Schüler der Pythagoräiſchen Schule zum Studium der Naturwiſſenſchaft, der Theologie und Moral geleitet. In Anſehung der Weisheit überhaupt lehrte Pythagoras, daß das wahre Wiſſen ſolche Gegenſtände umfaſſe, welche in ihrer Natur unveränderlich, ewig und unzerſtörbar ſind, und von denen allein eigentlich geſagt werden kann, daß ſie exiſtiren. Wer ſich dieſem Studium widmet, iſt ein Philoſoph. Der Zweck der Philoſophie iſt, den menſchlichen Geiſt durch die Contemplation dem göttlichen ähnlich und zuletzt geſchickt zu machen, in die Verſammlung der Götter zu treten. Mit größtem Fleiß iſt dahin zu ſtreben, den Geiſt von der Herrſchaft der Leidenſchaften, von dem Einfluſſe der ſinnlichen Gegenſtände und allen körperlichen Eindrücken frei zu machen, damit er zu der Anſchauung des Geiſtigen und Göttlichen geſchickt werde. Zu dieſem Zwecke muß man den Beiſtand der Gottheit und der guten Dämonen im Gebete anrufen. Die Philoſophie iſt entweder theoretiſch oder practiſch, je nachdem ſie ſich mit ſpeculativen Wahrheiten oder mit den Regeln des menſchlichen Verhaltens beſchäftigt. Die practiſche Philoſophie iſt nur ſo weit zu ſtudiren, als für die Zwecke des Lebens erfodert wird; die theoretiſche Philoſophie iſt die vollkommene Weisheit. Contemplative Weisheit kann nicht vollſtändig erreicht werden ohne gänzliche Abgezogenheit von den gewöhnlichen Dingen des Lebens und gänzliche Ruhe und Freiheit des Geiſtes. Daher die Nothwendigkeit, eine von der Welt geſonderte Geſellſchaft zu ſtiften für Contemplation und Studium. Moralphiloſophie wurde, wie Ariſtoteles ſagt, zuerſt von Pythagoras, dann von Socrates gelehrt. Man ſchreibt ihm folgende Lehren zu: die Tugend zerfällt in Privattugend und in öffentliche. Erſtere betrifft Erziehung, Stillſchweigen, Enthaltung von thieriſcher Nahrung, Muth, Nüchternheit und Klugheit. Die Kräfte des Geiſtes ſind Vernunft und Leidenſchaft; wo die letztere der erſtern gehorcht, iſt die Tugend herrſchend; ſie iſt Einheit, Harmonie, Gottähnlichkeit. Das Recht iſt Wiedervergeltung. Die Jugend iſt an Gehorſam zu gewöhnen, dann wird ſie es leicht finden, dem Anſehn der Vernunft zu gehorchen. Man führe ſie auf die beſte Lebensbahn; die Gewohnheit wird ſie ihr bald zur angenehmſten machen. Stillſchweigen iſt beſſer, als nichtige Worte. Der Weiſe wird ſich auf Alles bereit machen, was nicht in ſeiner Macht ſteht. Thue was du für recht hältſt, wie auch das Volk über dich urtheile; verſchmähe ſeinen Tadel und ſein Lob. Es iſt feig, den vom höchſten Gott angewieſenen Poſten früher zu verlaſſen, als er es erlaubt hat. Auf der Nüchternheit beruht die Stärke des Geiſtes, denn ſie erhält die Vernunft unumwölkt von Leidenſchaft. Niemand iſt für frei zu halten, der ſich nicht vollkommen beherrſcht. Trunkenheit iſt ein temporärer Wahnſinn. Das Verlangen nach Ueberflüſſigem iſt thöricht, weil es keine Gränzen kennt u. ſ. w. Die öffentliche Tugend bezog ſich nach Pythagoras auf den Umgang, die Freundſchaft und den Gottesdienſt, die Ehrfurcht vor den Todten und die Geſetzgebung. Im Umgange iſt der Charakter und die Lage deſſen zu berückſichtigen, mit dem wir umgehn. In der

Freundſchaft verlangt er Entfernung alles Zwieſpalts, vollkommenes Vertrauen, Beiſtand unter allen Umſtänden und gegenſeitiges Beſtreben, einander vollkommen zu machen. Wahre Freundſchaft iſt unvergänglich. Der Zweck und Gegenſtand aller moraliſchen Vorſchriften iſt, die Menſchen zur Nachahmung Gottes anzuleiten. Alles Gute kommt von der Gottheit, welche Alles leitet, und gegen deren Willen nichts geſchieht. Bei der Vollziehung heiliger Gebräuche muß Frömmigkeit in der Seele wohnen. Die Götter müſſen verehrt werden durch Symbole, welche für ihre Natur paſſen, durch einfache Reinigungen und Gaben und mit Reinheit des Herzens. Ein Eid darf nie verletzt werden. Die Todten müſſen nicht verbrannt werden. Nächſt den Göttern und Dämonen gebührt die höchſte Verehrung den Eltern und Geſetzgebern; die Geſetze und Gebräuche unſeres Landes ſind heilig zu beobachten. — Die theoretiſche Philoſophie des Pythagoras, welche von der Natur und ihrem Urſprunge handelt, war in das tiefſte Dunkel gehüllt, und wir wiſſen nichts davon, als was ſich aus einzelnen Winken der Alten errathen läßt. Gott iſt nach Pythagoras, wie es ſcheint, der Weltgeiſt, allenthalben verbreitet, die Quelle alles thieriſchen Lebens, die eigentliche und innere Urſache aller Bewegung, in der Subſtanz dem Lichte ähnlich, in der Natur gleich der Wahrheit, das erſte Princip des Weltalls, unfähig eines Leidens, unſichtbar, unzerſtörbar und nur mit dem Geiſte zu erfaſſen. Der Gottheit untergeordnet waren drei Gattungen von Intelligenzen, Götter, Dämonen und Heroen, verſchieden an Würde und Vollkommenheit, je nachdem ſie, als Ausflüſſe des höchſten Gottes, mehr oder minder von ihrer Quelle entfernt waren. Die Heroen dachte er als bekleidet mit einem feinen materiellen Körper. Zu dieſen drei Gattungen kam eine vierte, der menſchliche Geiſt, ebenfalls ein Ausfluß der Gottheit. Alle hatten von Gott, dem Urquell der Intelligenz, eine reine, einfache, unveränderliche Natur erhalten. Da Gott ein einiger und der Urſprung aller Verſchiedenheit iſt, ſo wurde er als Monas und die untergeordneten Intelligenzen als von der Einheit abgeleitete und in der Einheit enthaltene Zahlen dargeſtellt. So kamen die Zahlen oder abgeleiteten Intelligenzen des Pythagoras mit den Ideen des Plato überein, ausgenommen, daß dieſe reingeiſtiger Natur, jene aber mit einem feinen ätheriſchen Körper bekleidet waren. Die Region der Luft dachten ſich die Pythagoräer angefüllt mit Geiſtern, Dämonen und Heroen, welche Menſchen und Thieren Geſundheit oder Krankheit erzeugen, und vermittelſt der Träume und anderer Mittel der Divination die Kunde zukünftiger Dinge mittheilen. Die materielle Welt war nach Pythagoras durch die Kraft der göttlichen Intelligenz hervorgebracht worden. Es iſt eine belebte Sphäre, jenſeits welcher ein vollkommenes Vacuum iſt. Dieſe enthält Sphären, die ſich im harmoniſchem Verhältniſſe drehen. Die Atmoſphäre der Erde iſt eine dicke und unveränderliche Maſſe, aber die Luft oder der Aether iſt rein, heilſam, klar, ſtets bewegt, und die Region aller göttlichen und unſterblichen Naturen. Sonne, Mond und Sterne werden bewohnt von Theilen der Gottheit oder Götter. Die Sonne iſt ein ſphäriſcher Körper; ihre Verfinſterungen werden dadurch verurſacht, daß der Mond zwiſchen Sonne und Erde tritt; die Verfinſterungen des Mondes durch das Dazwiſchentreten der oben erwähnten Antichthon. Der Mond iſt von Dämonen bewohnt. Kometen ſind Sterne, die nur zu gewiſſen Zeiten ſichtbar werden. Von dem Menſchen glaubten die Pythagoräer, daß, da er aus einer elementaren Natur, aus einem

göttlichen oder rationalen Princip beſtehe, er ein Mikrokosmus ſey; daß ſeine Seele ein ſich ſelbſt bewegendes Princip und aus zwei Theilen zuſammengeſetzt ſey, dem rationalen, welcher ein Theil der Weltſeele, Ausfluß des Centralfeuers, ſey, und im Gehirne wohne, und dem irrationalen, welcher die Leidenſchaften in ſich faſſe und im Herzen wohne; daß in beiden der Menſch etwas mit den Thieren gemein habe, die wegen der Miſchung ihres Körpers und des Mangels der Sprache unfähig ſeyen, vernünftig zu handeln; daß die ſenſitive Seele (θυμος) untergehe, der rationale Geiſt (φρην) aber unſterblich ſey, weil er aus einer unſterblichen Quelle ſtamme; daß der letztere, wann er aus den Feſſeln des Körpers gelöſet worden, ein ätheriſches Vehikel annehme und in die Wohnungen der Todten übergehe, wo er bleibe, bis er auf dieſe Welt zurückkehre, um einen andern menſchlichen oder thieriſchen Körper zu bewohnen, und daß er endlich, wenn er genugſam geläutert worden, zu dem Urquell zurückkehre, von dem er ausgegangen. Dieſe urſprüngliche ägyptiſche Lehre von der Seelenwanderung (Metemſychoſe) war die Urſache, weßhalb die Pythagoräer kein Thier tödteten.

Pythagoräiſche Lyra
Pythagoräiſche Rechentafel } ſ. Pythagoras.
Pythagoräiſcher Lehrſatz

Pythia, die Prieſterin des Apollo, welche in Delphi die Orakelſprüche ertheilte. S. **Delphi**.

Pythias, ſ. **Damon**.

Pythiſche Spiele. Sie gehörten zu den vier großen Spielen, welche in Griechenland gefeiert wurden, und waren zu Ehren Apollo's des Pythonbezwingers ſchon in den früheſten Zeiten geſtiftet. Gehalten wurden ſie auf den ſogenannten criſſäiſchen Feldern bei Delphi, welches früher Pytha hieß, anfangs alle neun Jahre, ſpäter, auf eine Verordnung der Amphiktyonen, alle fünf Jahre. Hier wurden Lobgedichte zu Ehren Apolls zur Flöte oder Lyra abgeſungen, und Dichter und Muſiker ſtritten dabei um den Preis, der in einem Lorber- oder Eichenkranze beſtand. Kampfrichter waren die Amphiktyonen. Später kamen auch andere muſikaliſche und gymnaſtiſche Wettſtreite dazu. Mehrere Sieger in dieſen Spielen hat Pindar beſungen. In der ſpätern Zeit wurden dieſe Spiele auch in andern griechiſchen Städten gefeiert, bei Delphi aber bis ins dritte Jahrhundert nach Chr. Geb.

Python, ein furchtbarer Drache, welcher dem von der Deucalioniſchen Fluth zurückgebliebenen Schlamme entſproſſen war, und bei Criſſa am Parnaſſus hauſete, wo er das nachherige delphiſche Orakel bewahrte. Der Zukunft kundig, wußte er, daß Latonens Sohn ihn tödten werde, und verfolgte ſie aufs heftigſte. Apollo erlegte ihn bereits in den erſten Tagen nach ſeiner Geburt durch den Pfeil, warf ſeine Gebeine in den Abgrund, bemächtigte ſich des Orakels, und erwarb ſich dadurch den Beinamen des **Pythiſchen**, des Pythonbezwingers. Wegen des **Orakels** heißt **Python** auch ein Weiſſager, **Pythoniſſa** eine Weiſſagerin. Wahrſcheinlich wollte man durch dieſe Mythe die Kraft der Sonne über die nach einer großen Ueberſchwemmung entſtandenen ſchädlichen Dünſte ſinnbildlich bezeichnen.

Q.

Q, der ſiebzehnte Buchſtabe des deutſchen Abc, welcher den zuſammengeſetzten Laut kw ausdrückt und immer ein u, das eigentlich überflüſſig iſt, hinter ſich hat.

Quaden, ein deutſches Volk, deſſen älteſte Sitze an der Donau öſtlich bis gegen die Jhris reichten, und nördlich von den Carpathen begränzt wurden. Sie führten mit den Römern, namentlich mit Marc Aurel, lange und blutige Kriege, bis ſie im fünften Jahrhundert, wenigſtens dem Namen nach, verſchwinden.

Quadrageſima, auch Quareſima, ſ. Faſtnacht.

Quadrant, (quadrans, ein Viertel), in der Aſtronomie ein Werkzeug, welches zur Abmeſſung von Bogen größter Kreiſe der Himmelskugel gebraucht wird, um dadurch die Höhen der Geſtirne und ihre Abſtände vom Scheitel zu beſtimmen. Es heißt Quadrant, weil es das Viertel von einem Kreisbogen oder den Bogen eines Cirkelausſchnittes von 90 Grad ausmacht. Dieſe 90 Grade ſind mit weitern Unterabtheilungen darauf angegeben; ferner ſind an dieſem Werkzeuge Dioptern (Abſehen) an einem Lineal oder einer ſogenannten Regel angebracht, welche man auf den Stern richtet, deſſen Höhe oder Abſtand vom Scheitel man meſſen will. Wenn nun die dioptriſche Regel oder das Diopternlineal gegen ein Geſtirn gerichtet auf irgend einen Theilungspunkt des Quadranten fällt, ſo wird alsdann das Verhältniß der Theile deſſelben zu 90 Graden, dem Verhältniſſe der von der dioptriſchen Regel auf dem Quadranten abgeſchnittenen Theile zu den zu findenden Graden gleich ſeyn. In den neuern Zeiten ſind die Quadranten theils durch die genaueſte Eintheilung, theils dadurch, daß man ſich ſtatt der bloßen Abſehen zum Viſiren der Dioptern mit Fernröhren bedient, ungemein vervollkommnet worden. Uebrigens pflegt man ſich jetzt faſt allgemein ſtatt der Quadranten ganzer Kreiſe zu bedienen. Man hat bewegliche und unbewegliche Quadranten. Erſtere werden bei dem jedesmaligen Gebrauch in eine Verticalfläche aufgeſtellt, und ſind doppelter Art, entweder iſt das Diopternlineal am Quadranten ſelbſt feſt, und aus dem Mittelpunkte des Limbus ſpielt ein Bleiloth herab, deſſen Faden auf die Theile des Bogens trifft, oder das Werkzeug bleibt feſt auf ſeinem Geſtell ſtehen, aber das Diopternlineal iſt an einem Punkte ſo befeſtigt, daß es ſich um denſelben drehen läßt. Die unbeweglichen Quadranten ſind dieſelben, welche, weil ſie an einer Mauer der Sternwarte in der Mittagsfläche befeſtigt ſind, Mauerquadranten heißen. Sie ſind größer als die andern, und geben die genaueſten Beſtimmungen.

Quadrat heißt in der Geometrie jedes gleichſeitige und zugleich rechtwinklichte Viereck. Sein Flächeninhalt wird bekanntlich gefunden, wenn man ſeine Grundlinie mit ſeiner Höhe, oder, welches hier daſſelbe, zwei ſeiner Seiten mit einander multiplicirt. Daher heißt auch in der Arithmetik jedes Product zweier gleicher Zahlen, z. B. $8 \times 8 = 64$ ein Quadrat, oder 64 die Quadratzahl von 8, und die Zahl ſelbſt, hier 8, die Quadratwurzel des Products 64. Eine Quadratwurzel ausziehen heißt eine Zahl finden, welche mit ſich ſelbſt multiplicirt eine gegebene Zahl hervorbringt. Eine Quadratwurzel heißt rational, wenn das Quadrat ſelbſt genau das Product von zwei beſtimmten Zahlen war. So ſind 1, 2,

3, 4, 5, 6 u. ſ. w. die rationalen Quadratwurzeln der Zahlen 1, 4, 9, 16, 25, 36 u. ſ. w. Alle andere ganze Zahlen aber, die zwiſchen jenen liegen, wie 2, 3, 5, 6, 7, 8 u. ſ. w. haben keine vollkommene Quadratwurzeln, oder dieſe können nur näherungsweiſe gefunden werden als Zahlen, deren Quadrat von dem gegebenen nur wenig abweicht, und ſolche Wurzeln heißen irrational. — In der Geometrie wird zum Maß des Flächeninhalts der Figuren immer ein Quadrat gebraucht; daher heißt den Flächeninhalt einer Figur ſuchen, vorzüglich in der höheren Geometrie bei krummlinigten Figuren, ihre Quadratur ſuchen oder ſie quadriren. Cirkelquadratur, ſ. Kreis. Quadraturen in der Aſtronomie, ſ. Aſpecte, Quadratelle, Quadratfuß, Quadratruthe, Quadratmeile u. ſ. w., eine Elle, ein Fuß, eine Ruthe, eine Meile u. ſ. w. ins Gevierte.

Quadratiſche Gleichung, in der Algebra eine Gleichung, deren eines Glied das vollkommene Quadrat einer mehrtheiligen Wurzel iſt. Z. B. $x^2 = a^2 + 2ab + b^2$. Die Quadratwurzel vom zweiten Gliede iſt $a + b$, mithin $x = a + b$. Die ſtrengere Erklärung des Begriffs würde hier unverſtändlich ſeyn. Die Operationen der Buchſtabenrechenkunſt, wobei ein unbekannter Werth x durch Vergleichung mit bekannten (gegebenen) Größen gefunden werden ſoll, ſuchen durch mancherlei Veränderungen, die mit beiden Gliedern unbeſchadet ihrer Werthsgleichheit vorgenommen werden, auf eine ſolche Formel zu kommen, wo denn das Ausziehen der Wurzel an das Ziel der Aufgabe führt. So gibt es auch cubiſche Gleichungen, u. ſ. f., durch alle Potenzen; und die Auflöſung der unreinen bildet ein eignes Kapitel der mathematiſchen Analyſis. A. Mnr.

Quadratrix des Dinoſtrates, heißt in der höheren Geometrie eine tranſſcendente Curve, welche Dinoſtrates brauchte, um Annäherungsweiſe (approximando) den Kreis zu quadriren (ſ. Kreis). Wenn man nämlich einen Viertel-Kreisbogen (Quadranten) in eine beliebige Anzahl gleicher Theile theilt, und aus dem Kreiscentrum in die Theilungspuncte Radien ziehet; nun aber einen der zwei Gränzradien des Quadranten in eben ſo viele gleiche Theile theilt, und in den Theilungspuncten Perpendikularlinien aufrichtet; ſo beſtimmen die Puncte, wo jene Radien von dieſen Perpendikularen geſchnitten werden, den Lauf der Dinoſtratiſchen Quadratrix. Die Verhältniſſe der dadurch entſtehenden geraden Linien zu den Bogenſtücken geben die Mittel, die Kreisperipherie durch Rechnung zu rectificiren, und ſo ihr Verhältniß zum Durchmeſſer approximando zu beſtimmen. Eine Nachahmung dieſer Dinoſtratiſchen Curve iſt die Quadratrix Tſchirnhauſens. Anſtatt in die Theilungspuncte des Quadrantenbogen Radien zu ziehen, werden durch dieſelbe Parallelen des getheilten Gränzradius gezogen, welche nothwendig die auf letztgenanntem errichteten Perpendikel ſchneiden müſſen. Dieſe Schneidungspuncte beſtimmen den Lauf der Tſchirnhauſen'ſchen quadrirenden Curve. A. Mnr.

Quadrivium, ſ. Schulen.

Quadrille, der Name eines franzöſiſchen Tanzes von munterm Charakter, welcher von 4 Paaren getanzt wird. Die Melodie, welche aus zwei Repriſen von acht Tacten beſteht, wird in $\frac{2}{4}$ Tact geſetzt, und in einem lebhaften Zeitmaße vorgetragen. Eben ſo heißt ein Kartenſpiel.

Quadriren, ſ. Quadrat.

Quadro, 1) der Würfel eines Poſtaments, der Grundſtein auf die Füllung, 2) ſo viel als **Quartett**.

Quadruple- und Quintuple-Allianz: bedeutungsvolle Namen in der Geſchichte des politiſchen Syſtems von Europa! Da es in jedem Zeitpunkte der neueren Geſchichte vorherrſchende (prâponderirende) Mächte gegeben hat, ſo lag den meiſten zur Erhaltung des politiſchen Gleichgewichts (ſ. d. Art.) geſchloſſenen Bündniſſen die Abſicht zum Grunde, die Präponderanz einzelner Mächte zu verhindern, oder dem Fortſchritte einer bereits erworbenen Einhalt zu thun. Deßhalb vereinigten ſich größere und kleinere Staaten bald gegen das Uebergewicht der öſterreichiſchen, bald gegen das der ſpaniſchen, bald gegen das der franzöſiſchen Macht. Doch waren dieſe Bündniſſe gewöhnlich nur auf einen beſondern Zweck, oder bloß mittelbar auf einen allgemeinen europäiſchen Zweck berechnet. (Vergl. d. A. **Allianz**.) Auch wurden ſie nicht immer nach der Zahl der Verbündeten hiſtoriſch benannt. Der **erſte** Bund, den man nach der Zahl ſeiner Glieder bezeichnete, war die von den Generalſtaaten, dem Könige von Dänemark, dem großen Kurfürſten (Friedrich Wilhelm von Brandenburg), und dem Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg geſchloſſene **Quadruple-Allianz**, **Haag** d. 28. Oct. 1666. Sie entſtand aus früheren Bündniſſen dieſer Staaten unter ſich, und hatte die gemeinſchaftliche Vertheidigung gegen jeden Angriff zur Abſicht, ob ſie gleich die Behauptung der Unabhängigkeit der freien Reichsſtadt Bremen gegen Schweden als ihren Zweck angab. Der Plan, daraus einen **allgemeinen Bund** zu bilden, ward nicht ausgeführt. Wichtiger war der **zweite** Bund dieſes Namens, die **Quadruple-Allianz vom J.** 1718 (London d. 2. Aug.). Sie entſtand aus der im **Haag** d. 4. Jan. 1717 zwiſchen Großbritannien, Frankreich und der Republik der Niederlande gegen Spanien geſchloſſenen **Triple-Allianz**. Der ſpaniſche Miniſter **Alberoni** (ſ. d. A.) wollte nämlich die Verfügungen des **utrechter Friedens** (ſ. d. A.) umſtoßen, das Haus Stuart wieder auf den Thron von England erheben und dem Herzog von Orleans die Regentſchaft in Frankreich entreißen. Letzterer ſuchte daher die Freundſchaft der Seemächte, und es gelang ſeinem Miniſter, dem Abbé **Dubois** (ſ. d. Art.), jenen Bund der genannten drei Mächte zur Aufrechthaltung des utrechter Friedens zu Stande zu bringen. Allein der kühne Alberoni ließ ſich dadurch in ſeinen Entwürfen nicht ſtören. Spanien griff vielmehr das Haus Oeſterreich in Italien an, und eroberte Sardinien. Nun ſchloſſen Großbritannien und Frankreich, jenes durch den Staatsſecretär Will. Stanhope, dieſes durch den Abbé Dubois, mit Oeſterreich die Quadruple-Allianz von 1718, welche darum ſo heißt, weil die Republik der Niederlande (d. 16. Febr. 1719) dazu trat. Sie hatte den Zweck, Spanien zur Anerkennung des utrechter Friedens zu zwingen, und Savoyen zu bewegen, für Sicilien, welches an Oeſterreich fallen ſollte, **Sardinien** anzunehmen. Der Herzog von Savoyen mußte dieſer Verfügung nachgeben (ſ. d. A. **Sardiniſche Monarchie**); er trat zur Quadruple Allianz ſchon den 10. Nov. 1718. Spanien hatte ſie verworfen; daher erklärten Großbritannien und Frankreich an Philipp V. den Krieg. Als aber der engl. Admiral **Byng** (ſ. d. Art.) die ſpaniſche Flotte d. 11. Aug. 1718 an der Küſte von Sicilien gänzlich geſchlagen hatte, und ein franzöſiſches Heer unter Berwick ſiegreich in Spanien eingedrungen war, gab Philipp V. nach. Alberoni wurde abgeſetzt, und Spa-

nien trat zu der Quadruple=Allianz im Haag den 17. Febr. 1720. Allein die Ruhe von Europa wurde dadurch nicht dauerhaft befeſtigt, und das ränkevolle Spiel politiſcher Combinationen und diplomatiſcher Umtriebe, um politiſchen Einfluß auf die fremden Cabinete zu erlangen, beſchäftigte die vorherrſchenden Mächte, nach wie zuvor, in Paris, in Petersburg, in Wien und London. — Einen ganz entgegengeſetzten Charakter hatte die Politik, welche hundert Jahre ſpäter das neue Friedensſyſtem von Europa auf die Quadruple=Allianz von Chaumont, auf die heilige Allianz und auf die Quintuple Allianz von Aachen gründete; doch wird die letztere in der Diplomatie nicht ausdrücklich ſo genannt. Die Quadruple Allianz der vier Mächte, Oeſterreich, Rußland, Preußen und England, zu Chaumont (ſ. d. Art.) vom 1. März 1814, ging aus der großen Verbindung hervor, welche 1813 zur Auflöſung des Napoleoniſchen Reichs gebildet worden war. Sie hatte nicht die Bedeutung einer eigentlichen Allianz im alten diplomatiſchen Sinne, ſondern die einer bewaffneten Coalition zur Wiederherſtellung der Unabhängigkeit. Nachdem ſie ihren Zweck erreicht und Frankreichs Macht in die alten Gränzen zurückgeführt hatte, ward ſie die Grundlage des gegenwärtig beſtehenden politiſchen Syſtems, welches ſowohl auf dem Congreſſe zu Wien, als auch in der heiligen Allianz, und zuletzt noch beſtimmter und feierlicher auf dem Congreſſe zu Aachen im Oct. u. Nov. 1818, in dem Vereine der fünf Mächte, Oeſterreich, Rußland, England, Preußen und Frankreich, die Erhaltung der Ruhe von Europa als ſeinen einzigen Zweck ausgeſprochen hat, ſo daß dieſer Verein mit dem Herrn von Genz eine Coalition des Friedens genannt werden kann. In dieſem Syſtem hat, wie Hr. v. Genz (ſ. Wiener Jahrb. d. Literat. 5. B. 1819. S. 279 — 318.) daſſelbe charakteriſirt, jeder europäiſche Staat ſeinen beſtimmten und feſten Platz; die Staaten ſind ſammt und ſonders durch gemeinſchaftlich anerkannte Grundſätze und durch gemeinſchaftliche poſitive Verträge zu Einem Zwecke verbunden; ſie genießen alle gleiche Rechte; und wenn auch in dem ſtürmiſchen Zeitpunkte, wo dieſe neue Ordnung der Dinge — von welcher die Geſchichte noch nichts Aehnliches aufzuweiſen hat — zu Stande kam, die Hauptmächte eine einſtweilige Oberleitung der Geſchäfte, eine Art von föderativer Dictatur ausübten, ſo haben ſie dieſe doch nie als ein Vorrecht in Anſpruch genommen, ſie ſtets nur im Sinne des gemeinſamen Intereſſes und unter Beiſtimmung aller Intereſſenten geführt, und ſie endlich zu Aachen, nachdem die letzte proviſoriſche Maßregel (durch die Räumung Frankreichs) erfüllt war, feierlich niedergelegt. — Frankreich aber hat durch ſeine Theilnahme an den Aachner Verhandlungen in der großen europäiſchen Friedens=Coalition den ihm gebührenden Platz erhalten; und die Anſicht des Hrn. v. Pradt (in ſ. Schrift: L'Europe après le Congrès d'Aix-la-Chapelle. Par. 1819.), als ob Frankreich in eben die Allianz aufgenommen worden ſey, die bis dahin gegen Frankreich gerichtet geweſen war, iſt eben ſo wenig hiſtoriſch und diplomatiſch richtig, als in der Natur der Sache begründet. Wenn jene letzte Quadruple Allianz, die durch beſondre Verträge in d. J. 1814 u. 1815 geſtiftet wurde, und aus welcher ſich allerdings die neueſte Aachner Verbindung der fünf Hauptmächte entwickelt hat, auch nach der Räumung Frankreichs aufrecht erhalten wurde, wie ſich wohl nicht mehr bezweifeln läßt, ſo iſt ſie doch nur auf bloße Möglichkeiten der Zukunft und

vielleicht nie (von Frankreichs Seite her) eintretende Gefahren gerichtet. Uebrigens ſind jene Hauptmächte, ſeit Frankreich ihren in der Declaration vom 15. Nov. ausgeſprochenen Grundſätzen förmlich beigetreten iſt, forthin nichts mehr als die „erſten und natürlichſten Beſchützer der allgemeinen, durch wiederholte Verträge bekräftigten Ordnung, und des von der ganzen Chriſtenheit beſchworenen, auf politiſchen, ökonomiſchen, moraliſchen und religiöſen Grundlagen mehr als je zuvor befeſtigten Friedens. Der kleinſte ſouveräne Staat iſt auf ſeinem Gebiete und in dem Wirkungskreiſe ſeiner Rechte ſo unabhängig als Frankreich, England oder Rußland; und die wechſelſeitigen Verhältniſſe der Staaten werden durchaus nach alt-völkerrechtlichen Grundſätzen und in rein-diplomatiſchen Formen verhandelt." (S. Genz a. a. O.) Daher heißt es in der Aachner Declaration des Völkerrechts, welche die fünf Mächte, als die Baſis der europäiſchen Staatskunſt, d. 15. Nov. erlaſſen haben, und die von ihren Miniſtern (Metternich, Caſtlereagh und Wellington, Neſſelrode und Capo d'Iſtria, Hardenberg und Bernſtorff, und von Richelieu) unterzeichnet worden iſt, von dieſen Mächten ſelbſt: Ils reconnaissent solennellement, que leurs devoirs envers Dieu et envers les peuples qu'ils gouvernent, leur prescrivent de donner au monde, autant qu'il est en eux, l'exemple de la justice, de la concorde et de la modération. Aus dieſen Grundſätzen folgt, daß die genannten Hauptmächte und deren Staatsmänner von dem wahren Werthe des ſonſt ſo eifrig (von Frankreich und Rußland) geſuchten politiſchen Einfluſſes, oder von dem eiteln Vortheile, fremde Cabinete für den jedesmaligen Privatzweck nach Willkür zu ſtimmen, zu bearbeiten und zu lenken, — endlich eine richtige Anſicht gefaßt haben. „Der einfache Charakter des europäiſchen Friedensbundes (ſagt Hr. v. Genz a. a. O.) ſchließt alle alten Cabinetskunſtſtücke aus; kein herrſchender Einfluß, ein diplomatiſcher ſo wenig als ein bewaffneter, findet darin Statt; gemeinſchaftliches Recht, gemeinſchaftliche Ordnung und wechſelſeitige Unterſtützung jeder Art ſind ſeine einzigen Zwecke." Freilich vermißt man in obiger Erklärung vom 15. Nov. alle nähere Bezeichnung der Umſtände, unter welchen die wechſelſeitige Unterſtützung jeder Art, und wie ſie Statt finden ſoll. Der möglichen Dazwiſchenkunft der Mächte bei den innern Unruhen eines Landes wird darin nicht gedacht, und doch folgt ſie daraus. Mithin hängt die Anwendung der ausgeſprochenen Grundſätze einzig von dem Gewiſſen der Cabinete ab, und es bleibt unentſchieden, bis zu welchem Punkte jene Unruhen dieſen das Recht geben, ſich darein zu miſchen. Oder hat, könnte man fragen, die eine Partei das Recht, jene Dazwiſchenkunft gegen die andre Partei aufzurufen, wie einſt die Targowitzer Conföderation Rußland gegen die polniſche Conſtitution vom 3. Mai 1791 aufrief? Wenn aber die neubefeſtigte Unabhängigkeit der Völker auch mit darin beſteht, daß jedes das Recht hat, ſeine Angelegenheiten im Innern unabhängig von dem andern zu ordnen, ſo darf jene Dazwiſchenkunft in ſolche Angelegenheiten nur dann Statt finden, wenn Unruhen damit verbunden ſind, welche die Unabhängigkeit andrer Staaten in Gefahr bringen. Wäre es anders, ſo würde nur der Stärkere wahrhaft unabhängig ſeyn: denn er allein könnte das Einmiſchen in ſeine Angelegenheiten abwehren. Endlich darf man fragen, welche Garantie hat das gegenwärtige politiſche Syſtem der fünf Hauptmächte? Nach Hrn. v. Pradt iſt die einzige Garantie

deſſelben die **heilige Allianz** (ſ. d. Art.), welche aber ſchon bei ihrer Bekanntmachung, ihrer vieldeutigen Unbeſtimmtheit oder Allgemeinheit wegen, von einem Spötter l'Apocalypse de la Diplomatie genannt wurde. Dagegen erklärt ſich Hr. v. **Genz** a. a. O. ſo: „Die Bürgſchaften, auf welchen dieſes Syſtem zunächſt ruht, ſind die von ſämmtlichen größeren und kleineren Mächten abgeſchloſſenen **Verträge**, und die in dieſen Verträgen, oder in andern feierlichen Acten von gleicher Kraft aufgeſtellten, von allen Theilnehmern anerkannten beſtimmten völkerrechtlichen **Grundſätze**. Dieß ſind die **poſitiven Garantien**. Die Urkunde, der man den Namen der heiligen Allianz beigelegt hat, iſt eine wechſelſeitige **perſönliche** Verpflichtung der Souverains, dieſe Grundſätze und jene Verträge heilig zu halten; ſie hat den für ſich beſtehenden poſitiven Garantien, nur eine neue moraliſche und religiöſe Sanction verliehen, und iſt in ſo fern allerdings die höchſte Garantie. Daß der Aachner Friedensbund der fünf Hauptmächte aber zugleich eine Art von Tribunal für die politiſchen Angelegenheiten von Europa ſeyn wolle, wie Hr. v. Pradt behauptet, ergibt ſich keinesweges aus dem Inhalte der Aachner Documente. Die Souverains oder ihre Miniſter ſprechen darin nie anders als in ihrem eigenen Namen, von ihren eigenen Verhandlungen, Grundſätzen und Wünſchen; ſie ſchreiben keinem andern Staate Regeln vor; ſie maßen ſich über Niemanden den Schein von Suprematie oder Gerichtsbarkeit an; ſie erklären, daß ſie, ſelbſt bei künftigen perſönlichen Vereinigungen, ſich nie mit den Angelegenheiten fremder Staaten, es ſey denn, daß ſie ausdrücklich dazu aufgefodert würden, beſchäftigen wollen. Und daß dieß wirklich ihr Entſchluß ſey, beweiſt die Art, wie der Territorialſtreit zwiſchen Baiern und Baden von ihnen angeſehen und ausgeglichen worden iſt. Ein Normalbeiſpiel für alle ähnliche Fälle! Wenn alſo dieſer Bund durchaus nichts weiter aufſtellt, als die Pflichtgebote einer chriſtlichen Friedenslehre, was gibt er der von ſo vielfachen Kämpfen ermüdeten Welt für eine Bürgſchaft der längeren Dauer des durch die neu geordneten **äußern** Verhältniſſe der Staaten wiederhergeſtellten **politiſchen** Friedens? — Er gibt ihr das Fürſtenwort des Völkerrechts. Möge die Zukunft dieſes große Wort erfüllen! K.

Quäker (engl. Quakers, Zitterer) werden die Glieder einer um die Mitte des 17ten Jahrhunderts in England entſtandenen Religionsgeſellſchaft genannt, weil ſich die Begeiſterung bei ihren Andachtsübungen in der erſten Zeit nach ihrer Stiftung durch Verzuckungen und Zittern anzukündigen pflegte, und ihr Stifter **George Fox** (vergl. d. Art.) einſt vor Gerichte geſagt haben ſoll: Zittert vor dem Worte des Herrn. Dieſe Secte nennt ſich ſelbſt die **chriſtliche Geſellſchaft der Freunde**, weil das Band der Freundſchaft und gleichen Geſinnung die Anhänger ihres Stifters zu eigenen, von der engliſchen Kirche abgeſonderten Gemeinden vereinigte. Fox fing 1649 (in einem wegen politiſcher Gährungen und um ſich greifender Beſchwerden gegen die biſchöfliche Kirche dem Separatismus beſonders günſtigen Zeitpunkte) an, göttliche Offenbarungen, die er erhalten haben wollte, mitzutheilen. Die Dreiſtigkeit, mit welcher dieſer, von aller wiſſenſchaftlichen Bildung entblößte Schuſtergeſell auf die Laſter aller Stände losƶog, die Geiſtlichkeit angriff, alle Gelehrſamkeit und Schulwiſſenſchaft für unnütz erklärte und das Volk zur Verweigerung der kirchlichen Abgaben reizte, fand eben ſo viel Beifall bei den gemeinen Leuten, als Widerſpruch unter den Gebildeten. Trotz aller Ver-

folgungen, die über ihn ergingen, breiteten ſich ſeine Meinungen ſchnell genug aus. In Wales und Leiceſter hatten ſich die erſten Quäkergemeinden gebildet; 1651 entſtand auch eine zu London, und ſchon 1658 hielt Fox die erſte Generalverſammlung ſeiner Partei zu Bedford. Einige zu ihr übergegangene Gelehrte, wie Samuel Fiſher, George Keith, William Penn (ſ. d. Art.), der ihr eifrigſter Verbreiter ward, und beſonders Robert Barclay, deſſen Apologia theologiae vere christianae 1676 den Glauben der Quäker am gründlichſten darſtellt, brachten durch ihre Schriften in die verworrenen Ausſprüche des Stifters erſt die Beſtimmtheit und Ordnung, welche das Eigenthümliche der Lehre dieſer Secte kenntlich macht. Ihr Princip iſt die Meinung, daß Jedem, der den göttlichen Geiſt ernſtlich ſuche, unmittelbar göttliche Offenbarungen zu Theil würden, deren Keime der menſchliche Geiſt in ſich trage. Dieſe nach ihrer Anſicht dem Menſchen angeborne Fähigkeit, ſich durch Anregung des heiligen Geiſtes göttlicher Offenbarungen und der geſammten Religionswahrheiten bewußt werden zu können, nennen ſie den im menſchlichen Herzen wohnenden Chriſtus, das innere Licht oder Wort, welches ſie im Range über die Schrift ſtellen. Dieſe gilt ihnen nur als eine ſecundäre Glaubensregel und ſie ſprechen ihr das Prädicat der Vollſtändigkeit und allgemeinen Anwendbarkeit auf neuere Zeiten ab. Das Werk der Erlöſung halten ſie für eine geiſtige Thatſache, die ſich im Innern jedes wahren Chriſten erneuere; eben ſo ſind ihnen die Sacramente auch nur innere, gemüthliche Handlungen, daher es bei ihnen keine Taufe, kein Abendmahl und überhaupt keine kirchliche Gebräuche gibt. Ihr Gottesdienſt übertrifft an Einfachheit den Cultus jeder andern chriſtlichen Secte. Man ſieht keinen Altar, keine Kanzel und keine Bilder, man hört keinen Geſang und keine Muſik in den Verſammlungsſälen. Ohne Glockenklang kommt die Gemeinde zuſammen und harret ſchweigend mit bedecktem Haupte auf den Geiſt. Wer ſich von ihm ergriffen fühlt, kündigt ſeine Begeiſterung durch Seufzer an, in welche die übrigen einſtimmen, und wenn er predigt oder betet, hören ihm alle ſtehend, die Männer mit entblößtem Haupte zu. Bisweilen ſprechen Mehrere nach einander, doch geht man auch, wenn Keiner ſich dazu gedrungen fühlt, nach ſtundenlangem Harren wieder aus einander, ohne daß ein Laut gehört worden iſt. Einen beſondern geiſtlichen Stand dulden die Quäker nicht, Männer und Weiber dürfen in ihren Verſammlungen predigen und beten, weil nach ihrer Meinung der heilige Geiſt noch jetzt, wie in den Apoſteln, bei jedem Chriſten wirkt und das innere Wort erweckt. Erſt in neueren Zeiten haben ſie Glieder der Gemeinde, die ſich oft im Predigen auszeichneten, beauftragt, dieſes Geſchäft in der Regel zu verſehen, und zu Dienern der Gemeinden ernannt, ohne dadurch die Freiheit Aller, zu predigen, wenn ſie ſich begeiſtert fühlen, einzuſchränken; auch bleiben ſolche Diener bei ihrem Gewerbe und erhalten nur, wenn ſie es bedürfen, einige Unterſtützung aus der Gemeindecaſſe. Ihre Predigten ſind ganz kunſtlos, und abſichtlich vermeiden ſie die bei andern Religionsparteien hergebrachte dogmatiſche Terminologie. Die Verfaſſung der Quäkergemeinden iſt zufolge ihres Princips, das alle gleich macht, ganz democratiſch. Jede verſammelt ſich monatlich, um über ihre Schul- und Wohlthätigkeitsanſtalten, über die Aufnahme von Proſelyten, über die Sittenzucht und Beſtrafung ausgearteter Glieder, gegen die nur durch Verweiſe und Ausſchließung verfahren wird, und über die Erlaubniß

zu Heirathen, die durch ein vor den Aelteſten geleiſtetes Eheverſprechen geſchloſſen werden, zu berathſchlagen. Dieſe monatliche Verſammlung entſcheidet auch in erſter Inſtanz über die Streitigkeiten einzelner Glieder, führt die kirchlichen Liſten und wählt die weder durch Beſoldung, noch durch andere Vorrechte ausgezeichneten Beamten, die zur Erhaltung der Ordnung und Armenpflege beauftragten Aelteſten, die Diener und ihre Deputirten zu den vierteljährigen Verſammlungen. Die vierteljährigen Verſammlungen beſtehen aus den Deputirten der Gemeinden eines Diſtricts und bilden eine höhere Synode, welche die Beſchlüſſe der monatlichen beſtätiget, die Berichte derſelben zur Kenntniß der jährlichen bringt, Appellationen in zweiter Inſtanz annimmt und entſcheidet, und die Repräſentanten des Diſtricts zu den jährlichen Verſammlungen ernennt. Letztere ſind für alle Gemeinden eines Landes die höchſte Inſtanz, üben in Sachen der Disciplin, Verfaſſung und Sitte die geſetzgebende Gewalt, bevollmächtigen Apoſtel (Miſſionärs) zur Ausbreitung der Lehre und geben in Angelegenheiten und Streitigkeiten jeder Art die definitive Entſcheidung. Solcher jährlichen Generalverſammlungen werden für die ſieben Länder oder Provinzen, in welche die Secte ſich eingetheilt hat, gleichzeitig ſieben gehalten, nämlich in Neu-England, wozu Neu-Hampſhire, Maſſachuſets, Rhode-Island und Konnekticut gehören, für Virginien, für Nord- und Süd-Carolina mit Georgien, und für die europäiſchen Quäker zu London. Sie erhalten durch die Ausfertigung und Mittheilung allgemeiner Nachrichten über den Zuſtand der ganzen Secte und durch gegenſeitige Unterſtützung den Zuſammenhang aller Quäkergemeinden; auch ſtehen unter ihrer Aufſicht die Geſellſchaftscaſſen, welche den Aufwand der Gemeinden für ihre Bethäuſer und milden Anſtalten bloß aus dem Ertrage freiwilliger, und meiſt ſehr reichlich eingehender Beiträge der Einzelnen beſtreiten; denn da nach ihrer Lehre alle Mitglieder Geiſtliche ſind, halten ſie die Entrichtung von Abgaben an Kirchen und Klerus für unerlaubt. Schon die aus dieſem Grundſatze folgende Verweigerung des Zehnten und anderer Kirchengebühren mußte die Duldung der Quäker in chriſtlichen Staaten, wo irgend eine Kirche die herrſchende iſt, ſchwierig machen: in ein noch größeres Mißverhältniß mit der bürgerlichen Ordnung kommen ſie durch die Eigenheiten ihrer Moral. Dieſe iſt, wie bei den Myſtikern, ſehr ſtreng; ſie unterſagt ihnen unbedingt die Ablegung des Eides, die Leiſtung von Kriegsdienſten und Kriegsſteuern, und den Genuß von Vergnügungen, welche die Sinnlichkeit reizen und Leidenſchaften erregen. Daher halten ſie die Theilnahme an öffentlichen Luſtbarkeiten, Theater, Glücksſpiele, Jagd, Tanz, Schmäuſe und Trinkgelage, Luxus jeder Art, ja ſelbſt den Handel mit Luxusartikeln und Kriegsbedürfniſſen für unerlaubt, und die Uebung der ſchönen Künſte wenigſtens für gefährlich. Wegen der bibliſchen Vorſchrift: achte nicht das Anſehn der Perſon! glauben ſie von den Pflichten der üblichen Höflichkeit entbunden zu ſeyn, nennen alle Menſchen ohne Unterſchied des Ranges du, verweigern den Gebrauch der Titel und nehmen vor Keinem den Hut ab. Eine beſtimmte Kleiderordnung, die den Anzug auf das Nöthige beſchränkt und den Männern Hüte mit breiten herabhängenden Krempen und dunkelfarbige Röcke ohne Knöpfe, den Frauen eine ſchwarze Kopfbedeckung und grüne Schürzen vorſchreibt, iſt für Alle Geſetz. Die Monate und Wochentage benennen ſie nicht mit den herkömmlichen römiſchen Namen, ſondern nach der Zahlen-

ordnung. So viele Sonderbarkeiten in Lehre, Verfaſſung und Sitte mußten die Quäker um ſo mehr zum Gegenſtande des Spottes und der Verfolgung machen, je unbeſcheidner und hartnäckiger ſie im erſten Enthuſiasmus ihrer Verbrüderung damit hervortraten. In England warf man Viele wegen der Verweigerung des Eides und anderer rechtswidriger Handlungen in Gefängniſſe und Tollhäuſer; noch weniger glückte es ihnen in Deutſchland, wo ſie im Holſteiniſchen, zu Hamburg und Danzig kaum angefangen hatten, ihre Lehre zu verbreiten, als obrigkeitliche Verbote und Streitſchriften *) ſie wieder vertrieben. Beſſer gerieth ihr Werk auf holländiſchem Gebiete, wo die ſchon 1658 in Friesland und die ſpäter in den bedeutendſten Städten Hollands entſtandenen Gemeinden ſich bis jetzt behauptet haben. In England waren ſie unter Cromwell und Carl II. abwechſelnd geſchont und gedrückt, bis ihnen die Toleranzacte 1689 endlich vollkommene kirchliche Freiheit verſchaffte. Dieſelbe genießt auch die erſt 1786 durch engliſche Apoſtel geſtiftete kleine Quäkergemeinde in Friedensthal bei Pyrmont. Außer dieſer, den holländiſchen, den jetzt 60,000 Seelen zählenden engliſchen, welche allein in London 32 Bethäuſer haben, und den Quäkercolonien in den norwegiſchen Handelsſtädten gibt es in Europa keine Quäkergemeinden. Wo ſie geduldet werden, gilt ihr einfaches Verſprechen vor Gericht an Eidesſtatt, und für ihre Befreiung von Kriegsdienſten entrichten ſie beſondere Abgaben unter andern Namen. Nirgend aber haben ſie ſich weiter und freier ausgebreitet, als in Nordamerika. Die erſten kamen 1660 dahin und ſiedelten ſich in Neu-Jerſey an, aber viel zahlreichere Colonien folgten ihnen 1681, da William Penn ihnen das von der engliſchen Krone erhaltene Land am Delaware einräumte. Penn ging 1682 ſelbſt nach Penſylvanien und gründete die Verfaſſung der daſigen durch Einwanderungen aus England, Holland und Deutſchland ſchnell anwachſenden Quäkergemeinden. Seitdem haben ſie ſich in den meiſten Provinzen der vereinigten Staaten von Nordamerika ausgebreitet, wo ihre Seelenzahl über 300,000 geſchätzt wird. Sie genießen hier vollkommene bürgerliche und kirchliche Freiheit, mußten aber doch die Unverträglichkeit ihrer Grundſätze mit jeder Staatsverfaſſung in dem Kriege empfinden, der die vereinigten Staaten von England losriß. Damals entſtand unter ihnen die beſondere Secte der freien oder fechtenden Quäker, aus deren Mitte Männer wie Matlock, Green und Thomas Mifflin als Generale namhaft wurden, während die Quäker vom alten Syſteme, das jede gewaltſame Vertheidigung unterſagt, ihren Patriotismus nur durch Steuern zu den Magazinen für Rocken, Weizen und andere Körner (ſie wollten nicht ſagen Munition) beweiſen mochten. Die freien Quäker unterſcheiden ſich von den alten nur durch die Meinung von der Zuläſſigkeit der Kriegsdienſte, ſind aber von dieſen völlig getrennt und machen ungefähr den ſechsten Theil aller Quäker in Nordamerika aus. In der Würde des ſittlichen Charakters übertreffen die Quäker alle andere chriſtliche Secten. Ihr Fleiß, ihre Redlichkeit und Ordnungsliebe, die Einfachheit ihrer Lebensart, der Ernſt ihres Betragens und die häuslichen Tugenden, die man faſt ohne Ausnahme in ihren Familien wahrnimmt, haben ihnen die öffentliche Achtung erworben. Verbrecher

*) Gegen Ende des 17ten Jahrhunderts erſchienen in Deutſchland viele Streitſchriften wider dieſe Secte unter den Titeln: Quäkergreuel, Quäkerpulver, Quäkerquark, Quäkerquakelei.

ſind bei ihnen höchſt ſelten, Selbſtmorde ganz unerhört, und auch nirgend Bettler und Landſtreicher zu ſehen; ihre trefflichen Anſtalten für Arme und Hülfsbedürftige, die Wohlthätigkeit, mit der ſie ſich ſelbſt fremder Glaubensgenoſſen annehmen, und die ſtreng gehandhabten Geſetze ihrer Sittenzucht laſſen nicht leicht etwas aufkommen, das ihren Ruf beflecken könnte. Vorzüglich ihren menſchenfreundlichen Bemühungen iſt die Aufhebung des Sclavenhandels und die Befreiung der Neger in den vereinigten Staaten zuzuſchreiben. Wiſſenſchaften und Künſte werden freilich von ihnen wenig gefördert, unter den Facultätsſtudien ſchätzen und üben ſie nur die Medizin, ihr Sinn iſt durchaus mehr auf das Practiſche gerichtet, und die meiſten beſchäftigen ſich mit Handel und Gewerben. Uebrigens erſcheinen ihre Eigenheiten jetzt weniger ſchroff, als ſonſt; die Heuchelei, die man ihnen vorgeworfen hat, wird unter ihnen ſeltener, und die Begeiſterung für ihren Particularismus verraucht immer mehr. Das Verbot der Heirathen außer der Gemeinde iſt in neueren Zeiten öfter übertreten worden, wohlhabende und vornehme Familien ziehen ſich häufig von ihnen zurück, um der freien Geſelligkeit und den Staatsämtern, von denen das Quäkerthum in England ausſchließt, näher zu kommen. Diejenigen unter ihnen, welche ſich von der alten Einfachheit entfernt und verfaſſungswidrige Gebräuche der Weltſitte und des Luxus angenommen haben, werden *naſſe Quäker* genannt und von den monatlichen Verſammlungen ausgeſchloſſen, dagegen die altgläubigen und ſtrengen *trockene* heißen. Da die Zahl der Letzteren allmälig geringer wird, ſo ſcheint dieſe Secte, deren Religionsanſicht, wenn ihre myſtiſche Hülle abfällt, ein dürrer Deismus iſt, ihrer Auflöſung entgegen zu gehen. Ueber die von den Quäkern weſentlich verſchiedene Secte der Schütter-Quäker oder Shakers vergl. d. Art. *Schütterer*. E.

Qualität und *Quantität* ſind zwei Denkformen, welche als Urbegriffe des menſchlichen Verſtandes von den Philoſophen zu den Categorien (ſ. d. Art.) gezählt werden. *Qualitäten* ſind die innern Eigenſchaften einer Sache, welche an dieſer Sache für ſich, ohne daß ſie mit etwas Anderm verglichen wird, wahrzunehmen ſind. (Im gemeinen Leben verſteht man unter Qualität auch bürgerliche und andere Eigenſchaften, Stand, Würde u. ſ. w.) Nach Kant iſt Qualität die Beſtimmung eines Dinges überhaupt, wodurch ſein Inhalt oder ſeine Materie gedacht wird, und die Qualität der *Urtheile* des Verſtandes beſteht in der Beſtimmung des Verhältniſſes des (poſitiven oder negativen) *Prädicats* zum Subjecte. Vermöge der Qualität reden wir von *Realität*, *Negation* und *Limitation*. Seyn, Empfindung in der Zeit, heißt *Realität*; ſein Gegentheil *Negation*, Nichtſeyn überhaupt. Seyn in der Zeit durch Nichtſeyn eingeſchränkt, heißt *Limitation*. Die *Urtheile* ihrer Form nach ſind *poſitiv*, *negativ* und *limitirt*. Durch Quantität wird gedacht die Verbindung eines gleichartigen Mannichfaltigen, welches vermehrt und vermindert und nach einem angenommenen Maße (einer Einheit) beſtimmt werden kann, woraus ſich der Begriff von einem *Quantum* (Größe überhaupt) ergibt. Die Quantität durch Zeit verſinnlicht gibt *Zeitreihe*; eine beſtimmte Größe in der Zeit iſt *die Zahl*, wobei man ſich eine ſucceſſive Wiederholung von Einheiten vorſtellt. Eine Größe, welche ſucceſſiv, von Theil zu Theil, apprehendirt wird, iſt eine *extenſive*, eine Größe, welche auf einmal apprehendirt wird, iſt ein *Grad* oder eine *intenſive* Größe.

Eine ſowol extenſive als intenſive Größe iſt continuirlich. Die Quantität (oder Größe) der Urtheile bezieht ſich auf den theilweiſen oder ganzen Umfang des Subjects, von welchem ſie gelten. Extenſive Größe nennen die Logiker Größe des Umfangs (der Sphäre); intenſive, Größe des Inhalts, d. i. der Merkmale eines Begriffs. Beide ſtehen im umgekehrten Verhältniſſe. — Quantitativ, der Größe nach. — Qualitativ, der Beſchaffenheit nach. — Vergl. übrigens auch den Art. Proſodie.

Quanz (Johann Joachim), geboren zu Oberſcheden im Hannöverſchen 1697, war von ſeinem Vater, einem Hufſchmid, ebenfalls zu dieſer Profeſſion beſtimmt. Da er aber als Knabe öfters bei den Bauern mit ſeiner Baßgeige aufgeſpielt und an dieſer Lebensart mehr Gefallen gefunden hatte, ſo begab er ſich im zehnten Jahre nach des Vaters Tode zu ſeinem Oheim, Stadtmuſikus in Merſeburg, in die Lehre, wo er nachher als Kunſtpfeifergeſelle Gelegenheit hatte, in der herzoglichen Kapelle ſeinen Geſchmack zu bilden. Im J. 1714 ging er nach Dresden, wo er den 1716 erlangten Dienſt eines Stadtpfeifergeſellen andern Anträgen in die Capellen kleiner Fürſten vorzog. Als Hoboiſt bei der ſogenannten polniſchen Capelle (1718) ging er mit nach Warſchau, wo er nun vorzüglich die Flöte zum Gegenſtande ſeines Fleißes machte. Er nahm Unterricht bei dem damals bekannten Buffardin. Im J. 1724 erhielt er die Erlaubniß, im Gefolge des polniſchen Geſandten nach Italien zu gehen; hier traf er (1725) den berühmten Haſſe zu Neapel, und wurde durch dieſen bei dem alten Aleſſ. Scarlatti eingeführt, bei welchem er ſich ſehr in Gunſt ſetzte. Nach mehrern Reiſen (er beſuchte auch Paris und London) erlangte endlich Quanz in Dresden, wohin er wieder zurückkehren mußte, eine Anſtellung in der königlichen Capelle, bis er 1741 von Friedrich II., welcher ihm ſchon oft als Kronprinz Anträge gemacht hatte, mit 2000 Thalern Gehalt und andern vortheilhaften Bedingungen nach Berlin berufen wurde. Er blieb bei dieſem Monarchen, deſſen Lehrer auf der Flöte er ward, und den er oft begleiten mußte, bis an ſein Ende, welches 1773 zu Potsdam erfolgte. Quanz hat nicht bloß als Meiſter auf der Flöte, ſondern auch als Verbeſſerer dieſes Inſtruments große Verdienſte. Schon auf ſeinen Reiſen machte er zu Paris (1726) den erſten Verſuch zur Verbeſſerung der Flöte, indem er ihr noch eine Klappe zuſetzte; 1739 fing er an, mit beträchtlichem Vortheil Flöten ſelbſt zum Verkauf zu fertigen; und 1752 erfand er den Aus- und Einſchiebekopf, wodurch die Flöte, ohne Verwechſelung der Mittelſtücke, um einen halben Ton tiefer oder höher geſtimmt werden kann. Seine Anweiſung, die Flöte zu ſpielen, hat mehrere Auflagen erlebt. Als Compoſiteur lebte er zwar meiſtentheils nur für ſeinen Schüler, den großen Friedrich, für welchen er 299 Conzerts und 200 Solo's geſetzt haben ſoll, welche nicht ins Publicum gekommen ſind; aber was man von ihm in dieſer Art hat, wird von Kennern ſehr geſchätzt, und verräth ſeine große Kenntniß in der Harmonie. — Wie weit übrigens die Zärtlichkeit und Sorgfalt des Königs für ſeinen Lehrer ging, ſieht man daraus, daß er in ſeiner letzten Krankheit ſelbſt Arztes Stelle bei Quanz vertrat und für die nöthige Pflege ſorgte, auch ihm nach ſeinem Tode ein ſchönes Grabmal ſetzen ließ.

Quarantaine, ſ. Contumaz.

Quarin (Joſeph von). ein ſehr geachteter und gelehrter Arzt, Ritter des öſterreichiſchen Leopoldsordens, geboren zu Wien am

19. November 1733, wo ſein Vater ebenfalls Arzt war. In ſeinem 15ten Jahre erhielt er bereits nach ſchweren Prüfungen die Würde eines Doctors der Philoſophie und drei Jahre ſpäter zu Freyburg die mediciniſche Doctorwürde. Das Jahr darauf ward er zu Wien darin beſtätigt, und in die mediciniſche Facultät aufgenommen. Van Swieten, Leibarzt der Kaiſerin, der ſeine ſeltenen Fähigkeiten erkannte, ermunterte ihn, ſich dem Lehrfache zu weihen. Quarin hielt daher ſchon 1754 öffentliche Vorleſungen über Anatomie, ſpäter auch über Arzneimittellehre und Clinik im Hoſpitale der barmherzigen Brüder. Die Kaiſerin ernannte ihn 1758 zum Regierungsrathe und Referenten des Sanitätsweſens bei der niederöſterreichiſchen Landesſtelle. Er ſchrieb Abhandlungen über den Nutzen und Schaden der Inſecten; über die Verſchiedenheit der Salze, Verſuche über die Cicuta u. ſ. w. In ſeinen größern Werken: De curandis febribus et inflammationibus und Animadversiones practicae in diversos morbos, zeigte er ſich als beobachtenden und practiſchen Arzt. Mehrere gelehrte Geſellſchaften zu London, Madrid, Venedig, Copenhagen und Wilna ehrten ſeine tiefen Kenntniſſe und nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Selbſt das große Zutrauen der Kaiſerin offenbarte ſich durch eine Sendung nach Mailand zu ihrem dritten Sohne, dem Erzherzoge Ferdinand, der an einem ſchleichenden Fieber dort faſt aufgegeben war. Eine ſchnelle Geneſung des Prinzen krönte Quarins Bemühungen, der jetzt zum Leibarzt befördert ward. Dadurch begründete ſich ſein Ruf als practiſcher Arzt ſo feſt, daß bei Conferenzen ſein Ausſpruch als entſcheidend galt. Joſeph, der Quarin die oberſte Leitung des neuen Krankenhauſes übertrug, kränkelte ſeit der Rückkehr aus den Sümpfen des Bannats und foderte Quarin auf zu geſtehen, wie lange er noch leben dürfte. Quarin, dem Befehle gehorchend, beſtimmte eine kurze Friſt, und der Monarch belohnte ihn für ſeine Offenheit mit der Erhebung in den Freiherrnſtand, und einem anſehnlichen Geſchenke. Dieſes Zuſammentreffen brachte vielleicht Quarin zu der Sonderbarkeit, mit eingebildeter Unfehlbarkeit jedem Menſchen ſeine Lebensjahre zuzuzählen und ihm ſogleich ſein Alter anzuſehen. Quarin diente jedoch nicht allein der leidenden Menſchheit mit Ausdauer und Talent, er war auch ein eben ſo großer Patriot, der 1797 durch Sammlung von Beiträgen die Ausrüſtung der wiener Freiwilligen vorzüglich unterſtützte. Nicht minder ſchützte er 1805 die Univerſität und ihre Sammlungen durch ſeine Verwendung und ſein Anſehn. Dieſe Verdienſte wurden von der hohen Schule anerkannt, ſechsmal war er Rector derſelben und 1802 ſtellte man ſeine Marmorbüſte in dem Univerſitäts Conſiſtorialſaale mit hoher Feierlichkeit auf. Noch in ſeinem Alter ſchrieb er alle neuerlich gemachten Erfahrungen nieder, welche er ſeinen Animadversionibus als Bereicherung beifügte, die bald nach ſeinem Tode (19. März 1814) erſchienen und ſeine Kenntniſſe aufs neue beurkundeten. Fs.

Quarré, gleichbedeutend mit Viereck.

Quart, der vierte Theil, Viertelmaß, z. B. bei Getreide der vierte Theil einer Laſt (im Niederſächſiſchen) oder 10 Scheffel; oder bei flüſſigen Dingen der vierte Theil eines Stübchens oder einer Kanne. — Quarta die vierte Claſſe einer Schule, daher ein Quartaner. — Quartal der vierte Theil eines Jahrs, oder die Zeit, wo ein Quartal anfängt und ſchließt, auch der vierteljährige Zins, die vierteljährige Abgabe, Beſoldung, Einnahme (Quartal-

geld); bei Handwerkern die vierteljährige Zuſammenkunft der Meiſter oder Geſellen. — Quartalſchrift eine Zeitſchrift, welche vierteljährig erſcheint. — Quartformat nennen Buchbinder und Buchhändler dasjenige Format, welches durch Zuſammenlegung eines Bogens in 4 gleiche Theile entſteht; Quartant (in quarto) ein Buch von dieſem Format. — Quartanfieber das viertägige Fieber.

Quarte heißt 1) in der Muſik a) ein Intervall von vier Stufen, welches drei Gattungen unter ſich begreift, nämlich die verminderte, reine und übermäßige Quarte. Ueber die Frage, ob die Quarte unter die Conſonanzen oder unter die Diſſonanzen gehöre, iſt viel geſtritten worden. So lange die reine Quarte nicht als eine Aufhaltung der Terze des folgenden Accords gebraucht wird, iſt ſie eine Conſonanz, die in Hinſicht auf den Grad ihres Conſonirens unmittelbar nach der reinen Quinte folgt, in vielen Fällen aber einer eben ſo beſchränkten Fortſchreitung wie die Diſſonanzen unterworfen iſt. Iſt die Quarte eine Aufhaltung der Terze des folgenden Accords, ſo wird ſie von den meiſten Theoriſten jetzt als eine Diſſonanz betrachtet; b) auf der Violine die A-Saite; 2) in der Fechtkunſt die vierte Hauptſtoßart, die Lage mit der innern Hand, wobei das Degengefäß aufrecht gehalten wird; 3) im Kartenſpiel namentlich im Piquet, vier in einer Reihe und Farbe hinter einander folgende Blätter, und zwar Quarte Major, wenn dieſe Reihe vom höchſten Blatte anfängt.

Quartett, Quadro, Quatuor, wird in der Muſik ſowohl von Inſtrumental- als Singſtücken gebraucht, und bezeichnet bei jenen ein Tonſtück für vier meiſtens concertirende Inſtrumente, bei dieſen ein Tonſtück für vier Singſtimmen, mit oder ohne Inſtrumentalbegleitung. In Inſtrumentalquartetten hat Joſeph Haydn (ſ. d. Art.) eine neue Bahn gezeichnet, und ſchon dieſe würden den würdigen Veteran in der Tonkunſt bei den Verehrern derſelben unſterblich machen. Ihm folgten der große Mozart, der originelle Beethoven, die Romberge, Spohr, Krommer u. A.

Quartier, ein Maß für trockene oder flüſſige Dinge; im letztern Falle der vierte Theil eines Röſels, oder Schoppens.

Quartierfreiheit, ſ. Geſandten.

Quarze, eine zum Kieſelgeſchlecht gehörige Steinart, die ſehr gemein und verbreitet iſt. Es gibt eine Menge Abarten, die zum Theil eigene Namen führen. Der Quarz iſt meiſtens farblos oder weißlich, waſſerfarbig, und in Hinſicht des Glanzes und der Durchſichtigkeit höchſt verſchieden. Häufig findet man ihn cryſtalliſirt als ſechsſeitige Säule, deren Flächen nicht ſelten fein in die Queere geſtreift ſind. Er iſt immer hart und gibt, im Finſtern an einander gerieben, ein phosphorartiges Licht. Am gewöhnlichſten kommt er in Ganggebirgen vor, wo er auch meiſtens Erze und Metalle enthält; ſeltener in Flötzgebirgen, und zwar als Geſchiebe. Die beiden Hauptarten des Quarz ſind der Bergcryſtall, welcher eine ſchöne Politur annimmt, und der gemeine Quarz, welcher zur Glaſirung des Steingutes, zu Porzellan und zum Glasmachen benutzt wird. Zu den Quarzen gehört aber auch der Amethyſt (ſ. d. Art.).

Quäſtoren, diejenigen ordentlichen Magiſtratsperſonen (ſ. Magiſtratus) bei den Römern, welche dem öffentlichen Schatze (aerarium), der im Tempel des Saturn aufbewahrt wurde, vorſtanden und die Einnahmen und Ausgaben der öffentlichen Gelder beſorg-

ten. Sie wurden anfangs von den Königen, dann von den Conſuln, und ſeit dem J. 307 von dem Volke in den Comitiis tributis erwählt. Ihre Zahl wechſelte zu verſchiedenen Zeiten. Anfangs gab es zwei Quäſtoren; im J. 333 wurden außer dieſen, welche in der Stadt blieben, noch zwei andere zur Unterſtützung der Conſuln im Kriege gewählt. Als die Römer ganz Italien unterworfen hatten, kamen noch vier hinzu; unter Sulla gab es zwanzig, und unter Cäſar vierzig. Später war ihre Zahl willkürlich, immer aber gab es in Rom ſelbſt nur zwei, welche zum Unterſchiede Quaestores urbani hießen. Die andern nannte man Q. provinciales oder militares. Die Quäſtur war das unterſte Ehrenamt, und bahnte den Weg zum Senat; bisweilen bekleideten ſie aber auch Conſularen.

Quatember (vom lateiniſchen quatuor tempora, d. i. die vier Jahrszeiten), das Vierteljahr, Quartal; insbeſondere heißen die Tage ſo, an welchen die Vierteljahre oder Quartale anfangen, und gewiſſe Steuern und Abgaben gefällig ſind (Quatembergeld, auch Quatember ſelbſt). Die Quatember ſind in einigen Gegenden: Oſtern, Johannis, Michaelis und Weihnachten; in andern, z. B. in Sachſen, Reminiſcere, Trinitatis, Crucis und Luciä; in noch andern, z. B. in Nürnberg, Lichtmeß, Walpurgis, Laurentii und Allerheiligen. — In Sachſen heißt Quatember auch eine Grund- und Gewerbſteuer, welche jeder Contribuent nach Maßgabe ſeiner Schocke entrichtet, und welche anfangs ſeit 1653 nur vier Mal des Jahrs entrichtet ward, in der Folge aber immer erhöht wurde und von der Bewilligung der Landſtände abhängt. — Bei den Katholiken ſind die Quatember vier Faſttage, welche am erſten Freitage eines jeden Vierteljahrs ſtreng beobachtet werden müſſen.

Quaterne, ſ. Lotterie.

Quatrain nennt man in der Verskunſt eine vierzeilige Strophe, z. B. die zwei erſten des Sonetts.

Quatremère-de-Quincy (A. L.), Mitglied des franz. National-Inſtituts und Red. des Journal des savans für die Abtheilung der ſchönen Künſte, war vormals Rath beim Gerichtshofe des Châtelet in Paris, und nahm die gemäßigtern Grundſätze der Revolution an. Als Deputirter von Paris bei der Legislatur verfocht er mit Eifer und Kraft die monarchiſche Conſtitution. Er überlebte die Proſcriptionen, und ward aus Abſcheu vor den Terroriſten einer der Anführer des Aufſtandes vom 13ten Vendemiaire, welchen Bonaparte beim Antritte ſeiner großen öffentlichen Laufbahn bekämpfte. Den 18. Oct. 1795 ward er als Miturheber jenes Aufſtandes durch ein Militärgericht zum Tode verurtheilt, entwiſchte aber, und nachdem im Juli 1796 unter wieder veränderten Umſtänden eine Jury erklärt hatte, daß 1795 gar kein Aufſtand geweſen ſey, erſchien er wieder öffentlich und ward 1797 Deputirter des Seine-Departements bei der erſten geſetzgebenden Verſammlung und beim Rathe der 500. Aber ſeine Grundſätze trieben ihn zu der Partei der gemäßigten Republikaner; ſo ward er in die Proſcription des 18ten Fructidor begriffen, entging aber doch der Deportation nach Cayenne, und wurde nach dem 18ten Brumaire durch die Conſuln zurückberufen. Er ward nun Mitglied und Secretär des allgemeinen Raths des Seine-Departements, und wurde, als Verfaſſer mehrerer Schriften im Fache der ſchönen Künſte, in das Inſtitut aufgenommen. Nach Denens Abdankung wurde er von Ludwig XVIII.

proviſoriſch zum General-Director des Muſeums des Louvre ernannt.

Quatuor, ſ. Quartett.

Quatuordecimaner, ſ. Secten.

Quebeck, Hauptſtadt von Niedercanada, und die wichtigſte Stadt aller brittiſchen Beſitzungen in Nordamerika, liegt am zwei Stunden breiten Lorenzſtrom, wo er den St. Charlesfluß aufnimmt, und an dem 350 Fuß hohen Diamantenvorgebirge. Sie iſt von romantiſchen Gegenden umgeben, und hat eine höchſt reizende Lage. Man erblickt hier den wogenden großen Lorenzſtrom, in dem hier Ebbe und Fluth eben ſo merkbar ſind, wie an der Küſte, ungeheure Felſen, unabſehbare Wälder, angebaute Ebenen, Städte, Dörfer und Gärten. Dem ſüdlichen noch dicht mit hohen Bäumen bekleideten Ufer geben die vielen Baien und Vorgebirge ein romantiſches Anſehen, und auf dem nördlichen ſtehen die Häuſer, ſo weit das Auge nur reicht, ſo dicht, daß die ganze Strecke nur ein Dorf zu ſeyn ſcheint. Die Stadt ſelbſt iſt ſtark befeſtigt, wird auch durch eine Citadelle beſchützt, und hat fünf Kirchen, vier Klöſter, ein Zeughaus, 2000 Häuſer und 15,000 Einwohner, worunter noch immer zwei Drittel Abkömmlinge der Franzoſen ſind. Sie wird in die Unter- und Oberſtadt abgetheilt. In der erſtern wohnen die meiſten Kaufleute, ſie iſt aber enge gebaut. Auf einer ſteilen Anhöhe liegt die Oberſtadt, dahin man auf Stufen kommt, welche für die Fußgänger in den Felſen gehauen ſind. Dieſe hat prächtige Häuſer von Steinen und ein ins Viereck gebautes Schloß, worin der Gouverneur der Provinz Niedercanada wohnt. Quebeck iſt der Stapelplatz für alle canadiſche Waaren, treibt wichtige Handlung und Schifffahrt, und hat einen großen, ſichern Hafen, worin hundert Schiffe ſicher liegen können. In der Nähe der Stadt liegen eine Menge Land-, Garten- und Luſthäuſer. Auch ſind in der Gegend zwei herrliche Waſſerfälle, der des Montmorencifluſſes, der in einer Breite von 50 Fuß 220 Fuß hoch herabſtürzt, und in einen weißen Duſt, dem Schneegeſtöber ähnlich, zerſtiebet, und der des la Chaudière, der in einer Breite von 230 Fuß 100 Fuß hoch herabſtürzt. Unweit Quebeck iſt die berühmte Ebene Abrahams, wo der brittiſche General Wolf am 13. Sept. 1759 ſiegend ſtarb.

Queckſilber, argentum vivum, hydragyrium, Mercurius, bezeichnet ☿, ein Metall, welches ſchon in unſrer gewöhnlichen Temperatur tropfbar flüſſig erſcheint, bei 600 Grad Fahrenheit ſich verflüchtigt, und bei hohen Graden der Kälte (39 bis 40 unter 0 nach Fahrenheit), die bei uns nur künſtlich erlangt werden, ein feſter Körper von ſchönem Silberglanze wird, der ſich hämmern und ſchneiden läßt, ſehr biegſam iſt, und einen dumpfen Klang, wie Blei, von ſich gibt. In ſeinem gewöhnlichen Zuſtande der Flüſſigkeit gleicht es an Farbe dem geſchmolzenen Blei oder Silber und iſt ungemein beweglich. Es theilt ſich leicht in kleine Tröpfchen, welche vollkommen kugelrund ſind. Größere Maſſen nehmen eine platte Geſtalt an mit erhaben rundlicher Oberfläche, wie andere geſchmolzene Metalle. Mit Sauerſtoff verbunden, ſäuert das Queckſilber. Dieß geſchieht langſam, wenn es an der freien Luft ſtill liegt; es ſetzt ſich eine ſchielende Haut auf der Oberfläche, welche ein unvollkommener **Queckſilberkalk** iſt. Nach der Platina und dem Golde iſt das Queckſilber das ſchwerſte Metall; es iſt nach einer mittlern Angabe ungefähr vierzehn Mal ſchwerer als das Waſſer. — Mit pulverför-

migen oder zerreiblichen, feſten, deßgleichen mit allen zähen und fettigen oder bloß ſchleimichten Subſtanzen läßt ſich das Queckſilber im regulinischen Zuſtande ſo verändern oder vermengen, daß es ſeine laufende Eigenſchaft verliert und wie ein Brei oder eine Salbe ſtill ſteht. Dieß nennt man das Queckſilber tödten; es geht dabei eine unvollkommene Verkalkung vor. Reguliniſches Queckſilber mit Schwefel zuſammengerieben oder zuſammengeſchmolzen gibt ein ſchwarzes Pulver, welches mineraliſcher Mohr oder Queckſilbermohr heißt. Bei einer höhern Temperatur entſteht aus der Verbindung des Queckſilbers mit dem Schwefel das rothe geſchwefelte Queckſilber oder der künſtliche Zinnober, eine dunkelrothe, nadelförmig angeſchoſſene Maſſe, welche fein zerrieben eine ſchöne Farbe gibt. — Mit den meiſten andern Metallen tritt das reguliniſche Queckſilber in eine chemiſche Verbindung, welche man Amalgama nennt (S. d. Art.). Niedergeſchlagen wird das Queckſilber aus ſeinen Auflöſungen in Säuren durch das Kupfer in metalliſcher Geſtalt, durch die Alkalien und alkaliſchen Erden verkalkt, wobei die Kalke verſchiedene Farben zeigen. — In der Natur findet ſich das Queckſilber theils gediegen, theils vererzt. Gediegen, Jungfern-Queckſilber genannt, kommt es an mehrern Orten in Europa vor, zumal bei Idria und im Zweibrückiſchen. Es läuft daſelbſt in den Gruben zuſammen, und man kann an manchen Tagen wol 100 Pfund ſammeln. Auch findet ſich das Queckſilber in einem natürlichen Amalgama, z. B. gediegenes Queckſilber iſt mit gediegenem Silber verbunden. Dieß iſt im Zweibrückiſchen der Fall. Viel Queckſilber wird aus dem Bergzinnober erhalten, in welchem es mit Schwefel verlarvt iſt. Noch andere Queckſilbererze ſind das Queckſilber-Lebererz (bei Idria das gemeinſte) und das Queckſilberhornerz (auch natürlicher Sublimat oder natürliches Turpeth genannt). Iſt es in den Erzen gleich gediegen, ſo fließt es aus dieſen von ſelbſt in Tropfen ab, wenn man ſie zerſchlägt; iſt es mit fremden Subſtanzen verlarvt, ſo wird es in einem Ofen durch einen Zuſatz geſchieden. Aufbewahrt wird es in Maſſen von 100 bis 150 Pfund in ledernen Beuteln. — Der Verbrauch des Queckſilbers iſt ſehr beträchtlich. Es wird zur Bereitung des künſtlichen Zinnobers, zur Scheidung des Goldes und Silbers, zum Vergolden und Verſilbern im Feuer, zur Unterlage der Spiegel, zu Thermometern, Barometern und dergl. angewendet.

Queckſilbermittel ſind die verſchiedenen Bereitungen aus dem Queckſilber, welche in der Medicin als Heilmittel, äußerlich oder innerlich, angewendet werden. Die Wirkſamkeit des Queckſilbers auf den Körper beruht auf der Verbindung dieſes Metalls mit dem Oxygen oder mit Säuren. Je inniger dieſe Verbindung, je reichlicher das Queckſilber mit Oxygen oder Säure geſättigt iſt, deſto ſchneller, eindringender und zerſtörender iſt die Wirkung deſſelben. Wir zählen unter den mannichfaltigen Zubereitungen dieſer Mittel hier nur diejenigen auf, welche noch jetzt merkwürdig, oder in der Heilkunſt wichtig ſind. Die milderen Mittel ſind diejenigen, welche, bloß durch den Zutritt des Sauerſtoffs des metalliſchen Lebens beraubt, als Metallkalke erſcheinen, und für ſich allein, oder mit andern Körpern verbunden, angewendet werden. Die Verkalkung (Tödtung) des Queckſilbers geht ſchon durch bloßes Reiben oder Schütteln deſſelben vor ſich, da das Oxygen aus der atmoſphäriſchen Luft hinzutritt. So entſteht der unvollkommene Queckſilbermohr, (aethi-

ops mercurii per se), der als ein grauer Staub ſich darſtellt; mit Krebsſteinen ſo lange gerieben, bis ein gleichförmiges ſchwarzes Pulver entſteht, gibt den beinahe zuerſt von den alten Aerzten (ſ. unten) gebrauchten mercurius kalisatus; mit Zucker gerieben, den Zuckermohr, mercurius s. aethiops sacharatus; metalliſches Queckſilber mit arabiſchem Gummi, etwas Zucker und Waſſer abgerieben, iſt das Mittel, welches Plenk erfand und ſich deſſen häufig bediente, daher es noch jetzt den Namen mercurius gummosus Plenkii führt. Queckſilber mit Terpenthin gerieben, bis zur Verkalkung des erſtern, gibt nun unter verſchiedenen Beimiſchungen von Fett, oder von andern Pflaſtern, die Queckſilberpflaſter (unguentum mercuriale, — neapolitanum). Wird das Queckſilber mit Schwefel gerieben, ſo entſteht ebenfalls ein unvollkommener ſchwarzer Kalk, der mineraliſche Mohr (aethiops mineralis), welcher häufig gebraucht wird. Alle dieſe unvollkommenen Kalke ſind in Waſſer unauflöslich, in allen Säuren aber ſehr leicht auflöslich. Auch der Speichel und Magenſaft, und wie die Erfolge beweiſen, auch die lymphatiſchen Flüſſigkeiten des thieriſchen und menſchlichen Körpers müſſen eine auflöſende Gewalt über ſie ausüben. Sie wirken zwar gelinder als die Queckſilberſalze, doch immer etwas unſicher, weil der Grad der Verkalkung zu ſchwankend und von der Bereitungsart abhängig iſt; daher die meiſten Präparate dieſer Claſſe veraltet ſind. Einige davon bleiben indeſſen, eben wegen ihrer mildern Wirkung, immer ſchätzbar, nur müſſen ſie genau bearbeitet werden. Unter den mit Säure verbundenen Queckſilbermitteln, und den daraus wieder hergenommenen Bereitungen ſind die mit Salpeterſäure und die mit Salzſäure verbundenen Mercurialſalze die gebräuchlichſten. Die Auflöſung des Queckſilbers in verdünnter Salpeterſäure, wobei alle Wärme vermieden werden muß, gibt eine waſſerhelle ſehr ſcharfe und ätzende Flüſſigkeit, die unter dem Namen solutio mercurii nitrata (mercurius nitrosus Selle) gebräuchlich, und ein ſchon altes Mittel iſt, welches die ältern Aerzte, jedoch nach verſchiedenen Zubereitungen brauchten. Wird die Flüſſigkeit gelind abgedampft, ſo ſchießen Salzcryſtallen an, welche Queckſilberſalpeter heißen (mercurius nitrosus). Dieſes Mittel wurde ſeiner heftigen Wirkung wegen nur wenig und ſehr furchtſam innerlich, meiſtens nur in Auflöſungen äußerlich gebraucht. Die Erfahrung hat indeſſen gelehrt, daß es unter die wirkſamſten und eindringendſten Queckſilbermittel gehört, und bei gehöriger Vorſicht auch innerlich angewendet werden kann. Wird von dem Queckſilberſalpeter durch die Gewalt des Feuers die Salpeterſäure wieder abgetrieben, ſo bleibt ein glänzend rothes Pulver zurück, welches aus vollkommenem Queckſilberkalk und noch einigem Antheil von Salpeterſäure beſteht, und (mit Unrecht) rother Queckſilberniederſchlag, rother Präcipitat, (mercurius praecipitatus ruber) genannt wird. Es iſt ein ätzendes heftiges Mittel, welches äußerlich zum Wegbeizen von Geſchwülſten, Auswüchſen, zur Reinigung veneriſcher Geſchwüre gebraucht wird, deſſen innerliche Anwendung aber man erſt neuerlich mit großer Behutſamkeit in hartnäckigen veneriſchen Uebeln gewagt hat. Wird hingegen die Salpeterſäure aus der Verbindung mit dem Queckſilber durch das flüchtige Laugenſalz weggenommen, ſo entſteht ein Niederſchlag, der erſt ſchwarz, dann grau, zuletzt weiß ausfällt: Blacks aſchgrauer Queckſilberkalk (mercurius cinereus Blackii). Setzt man das flüchtige Laugenſalz nur ſo lange zu, als der Niederſchlag ſchwarz erſcheint,

und ſammelt dieſen beſonders, ſo iſt dieß der ſchwarze Queckſilberkalk, welcher auch mercurius solubilis Hahnemanni genannt wird, weil Hahnemann deſſen Zubereitung zuerſt in einer ſehr umſtändlichen und koſtſpieligen Methode angab, die aber nachher von Göttling vereinfacht worden iſt. Beide Mittel ſind nichts anders, als unvollkommene Queckſilberkalke, nur daß der zuletzt niederfallende weiße Niederſchlag noch einen geringen Antheil von Salpeterſäure behält. Der Vorzug des ganz ſchwarzen Queckſilberkalkes beſteht in der größern Sicherheit und Milde ſeiner Wirkung. Er iſt aber nicht im Waſſer, ſondern nur in Eſſigſäure auflöslich. — Die Auflöſung des Queckſilbers in Salzſäure geht nur im verkalkten Zuſtande vor ſich; in dieſem Zuſtande hat aber das Queckſilber nähere Verwandtſchaft zu der Salzſäure, als zu andern Säuren, daher es ſich, wenn es in Vermiſchung zur Salzſäure kommt, aus allen andern Verbindungen trennt, und mit dieſer vereinigt. Die Verbindung des Queckſilbers mit der Salzſäure gibt das ſalzſaure Queckſilber (mercurius salitus corrosivus), welches gemeiniglich auch ätzender Queckſilberſublimat (mercurius sublimatus corrosivus) genannt wird. Er iſt das ſchärfſte, ätzendſte, am ſchnellſten zerſtörende unter den Queckſilbermitteln, und daher eins der allerſtärkſten Gifte. Er iſt ein vollkommenes metalliſches Mittelſalz, in 16 bis 20 Theilen kalten, und ſchon in drei Theilen ſiedenden Waſſers auflöslich. Er wird äußerlich in Auflöſungen auf mancherlei Weiſe, für ſich allein und in Verbindung, angewendet. In der Miſchung einer Auflöſung deſſelben in Waſſer und mit Zuſatz von Kalkwaſſer, dem ſogenannten phagadäniſchen Waſſer, wird die Säure von dem Kalke weggenommen, das Queckſilber fällt als ein gelber Queckſilberkalk zu Boden. Wird das Queckſilber aus ſeiner Auflöſung in Salzſäure durch flüchtiges Laugenſalz abgeſchieden; ſo fällt es als ein weißer Queckſilberkalk zu Boden, dem noch Salzſäure und etwas flüchtiges Laugenſalz anhängt, und welcher mercurius praecipitatus albus, weißer Queckſilberniederſchlag, weißer Präcipitat, genannt wird. Er iſt zwar weniger ätzend, als der Sublimat, aber in ſeiner Wirkung nicht gleichförmig, daher der innerliche Gebrauch nicht ſicher. Er wird deßhalb bloß äußerlich in Salben angewendet. Wird die im Sublimat enthaltene Säure mit hinzugeſetztem Queckſilber geſättigt, ſo entſteht ein ganz neues Product, dem die Alten den Namen: mercurius dulcis, verſüßtes Queckſilber, die Neuern: mildes ſalzſaures Queckſilber, gegeben haben. Es wird durch innige Vermiſchung von drei Theilen metalliſchen Queckſilbers mit vier Theilen ätzenden Queckſilberſublimats durch lang anhaltendes Reiben und nachherige Deſtillation und Sublimation verfertigt. Es iſt im Waſſer ſehr ſchwer auflöslich, indem ein Theil davon 1200 Theile Waſſer zur Auflöſung erfodert. In ſeiner Wirkung iſt es viel milder, als der Sublimat, zum innerlichen Gebrauche ſehr wirkſam, und dabei eins der ſicherſten Queckſilbermittel. Die ältern Chemiker glaubten, es durch mehrmalige Deſtillation und Sublimation noch milder zu machen. Wurde es ſechs Mal, jedesmal mit dem Zuſatze von etwas metalliſchem Queckſilber ſublimirt, ſo bekam es den Namen Calomel, calomelas, ſehr uneigentlich, weil dieſe Benennung zuerſt dem aethiops mineralis wegen ſeiner ſchwarzen Farbe beigelegt wurde, das verſüßte Queckſilber hingegen weiß ſieht. Man ließ es auch wohl 12 bis 16 Mal ohne Zuſatz von Queckſilber ſublimiren, und nannte es alsdann Queckſilberpanacee (panacea mercurialis).

Durch dieſe öftere Sublimation wird es aber nicht milder, ſondern wieder ſchärfer und ätzender. Die Verbindung des Queckſilberkalkes mit Phosphorſäure gibt das phosphorſaure Queckſilber, das im Waſſer unauflöslich, und ein mildes Queckſilberſalz iſt, das, wie die andern milden Queckſilbermittel, zum innern Gebrauch angewendet werden kann. Es wird indeſſen durch jene Mittel überflüſſig, eben ſo, wie das eſſigſaure und weinſteinſaure Queckſilber, welche beide ſonſt die Grundlage verſchiedener Geheimmittel gegen die veneriſche Krankheit ausmachten, jetzt aber ziemlich in Vergeſſenheit gekommen ſind. Die Wirkungen der Mercurialmittel auf den menſchlichen Körper ſind zwar im Grade verſchieden, je nachdem ſie mit Sauerſtoff oder mit Säure verbunden, als Kalke, als milde oder als ſcharfe Salze erſcheinen, doch kommen ſie in der Art ihrer Wirkung alle überein. Wenn ſie nämlich in nähere Berührung und Zuſammenwirkung mit dem Körper gebracht werden, ſo zeigen ſie eine Tendenz, den Zuſammenhang der organiſchen Faſer, die Cohäſion, aufzuheben, die plaſtiſche bildende Kraft zu vernichten. Die bildende Kraft im Organismus iſt eine Aeußerung der organiſchen Naturkraft oder der Lebenskraft in der unterſten Sphäre der Reproduction. Indem nämlich die thieriſche Gallerte des Blutes durch Verbindung mit Oxygen zur höhern Lebensqualität gehoben worden iſt, geht dieſe in dem Haargefäßſyſtem in Gerrinnung, die erſte organiſche Geſtaltung, den Zollſtoff, über, welcher ſich in den verſchiedenen Organen zur Ausbildung oder zum Erſatz der abgeſonderten Theile anſetzt. Die Stärke, mit welcher dieſe erſte organiſche Zellform zuſammenhält, iſt die Cohäſion. Die innere Naturqualität dieſes unter den Metallen mit der geringſten Cohärenz verſehenen Metalls geht ſchon im Metallreiche ſelbſt auf Vernichtung der Cohäſion derſelben und Auflöſung. Soll es aber dieſe Qualität auch auf den lebenden Organismus äußern können, ſo muß es ſelbſt durch Verbindung mit dem Oxygen auf eine höhere Stufe des mineraliſchen Lebens geſetzt werden, wodurch ſeine innere Qualität erſt aufgeſchloſſen und regſam, und nun erſt fähig wird, auf den lebenden Organismus zu wirken, gleichſam begeiſtet in der kleinſten Quantität ſeine innere Qualität zu offenbaren, und Auflöſung der Cohäſion, Vernichtung der Bildungskraft des Organismus zu bewirken. Das Verdauungsſyſtem, beſonders das ihm zugehörige Speicheldrüſenſyſtem, hat die Tendenz, die äußern Stoffe durch Auflöſung und Vernichtung ihrer Cohäſion und innern Qualität, und durch Zerſetzung in ihre einfachen Beſtandtheile zur neuen organiſchen Lebensform fähig zu machen. Dieſe Organe haben daher unter allen die nächſte Verwandtſchaft zum Queckſilbermittel. Da nun diejenigen Stoffe, welche von der Aſſimilation nicht bezwungen werden, ſondern durch Verbindung mit Oxygen ſchon auf einer höhern Stufe des Lebens ſtehen, ihre innere Qualität in höherm Grade auch im Organismus behaupten, und die ihnen verwandten Functionen dadurch verſtärken, ſo folgt hieraus, daß auch die Queckſilbermittel auf das Speicheldrüſenſyſtem vorzüglich erregend wirken, und eine normwidrige übermäßige Thätigkeit, die Tendenz, Alles in lymphatiſche und ſpeichelartige Flüſſigkeit zu verwandeln, erregen müſſen. Dieſem gemäß beobachten wir auch die Wirkung der Mercurialmittel an und in dem lebenden Körper. Wird ein ſolches Mittel, zumal eins von den heftiger wirkenden, in concentrirter Form an eine Stelle des Körpers gebracht, ſo wirkt es ätzend und zerſtörend

auf dieſelbe; daher es in den Magen gebracht, als wahres ätzendes Gift tödtet. In kleiner Gabe und anhaltend gebraucht, erregt es zunächſt eine Verminderung der organiſchen Cohäſion, und Beſchränkung der Bildungskraft des Organismus. Bei weiterer Fortſetzung des Gebrauchs wird das Zahnfleiſch, die Zunge, die innere Bekleidung der Wangen, lockerer, aufgeſchwollen, es entſteht Hitze im Munde, metalliſcher Geſchmack, übelriechende Ausdünſtung aus demſelben, vermehrte Abſonderung des Speichels, die immer mehr überhand nimmt, endlich ſo übermäßig wird, daß dieſe Flüſſigkeit ununterbrochen aus dem Munde läuft. Dabei entſtehen Abſonderungen der innern Haut, oberflächliche Geſchwüre, die ſchnell um ſich greifen, Losſtoßung der Zähne, Aufgedunſenheit des ganzen Geſichts. Würde noch immer das Einbringen der Queckſilbermittel fortgeſetzt, ſo würde endlich Alles in ſpeichelartige Flüſſigkeit aufgelöſet, die Cohäſion und organiſche Reproduction würde gänzlich vernichtet werden, und der Tod erfolgen. Dieſe mächtige Wirkung der Queckſilbermittel macht ſie nun in denjenigen Krankheiten zu einem Heilmittel, in welchen die Cohäſion zu ſtark, die Bildungskraft in der Sphäre der Reproduction entweder allgemein, oder örtlich auf eine normwidrige Art erhöht oder ausgeartet iſt. Das Queckſilber iſt das einzige ſpecifiſche Mittel gegen die veneriſche Seuche und deren Ausbrüche verſchiedner Art. Die Aerzte der älteſten Zeit kannten ſeinen Gebrauch als Heilmittel nicht. Erſt die arabiſchen Aerzte wandten es in Salben an. Von dieſen kam es in dem elften Jahrhunderte zu den Europäern, welche durch Einreibungen der Queckſilberſalben einen Speichelfluß, und dadurch Heilung hervorbringen wollten. Auch in Räucherungen wurde es ſchon damals angewendet. Den innerlichen Gebrauch der Queckſilbermittel wagte man viel ſpäter, erſt im ſechszehnten Jahrhunderte. Matthiolus bediente ſich eines von Vigo 1510 erfundenen Präcipitats; Huxham gebrauchte Burtons mercurius alkalisatus; Baſilius Valentinus empfahl zuerſt den innerlichen Gebrauch des Sublimats, auch Boerhave machte eine, wiewohl noch ſehr furchtſame Anwendung davon. Erſt nach van Swietens Anleitung wagten es die Aerzte, häufigere Verſuche damit zu machen. Gegen andere als veneriſche Krankheiten wurde das Queckſilber noch ſpäter angewendet, nachdem man erſt mehr Erfahrung über deſſen Heilkraft geſammelt hatte. Man verſuchte es in mancherlei Hautkrankheiten, den Flechten, der Krätze, in Krankheiten des lymphatiſchen Syſtems, den Skropheln, bei verhärteten Drüſen und andern Geſchwülſten, in der Waſſerſcheu, ſogar in krampfhaften Krankheiten. Der engliſche Arzt Hamilton machte auf ſeinen großen Nutzen in verſchiedenen Entzündungskrankheiten aufmerkſam; deutſche Aerzte beſtimmten dieſe Anwendung noch genauer.

Quedlinburg, ein ehemaliges fürſtliches Damenſtift lutheriſcher Religion, zwiſchen Halberſtadt und Anhalt gelegen, deſſen Aebtiſſin ein Reichsſtand war, und auf der rheiniſchen Prälatenbank Sitz und Stimme hatte. Es enthielt auf 2 Quadratmeilen 15,000 Einwohner. Die Stiftshauptmannſchaft und Erbvogtey darüber hatte Sachſen im J. 1697 an Brandenburg für 300,000 Thaler verkauft. Der König von Preußen hielt daher Garniſon in der Stadt, erhob Acciſe, Service, ließ ſich den Huldigungseid leiſten u. ſ. w. und hielt zur Beſorgung dieſer Gegenſtände einen Stiftshauptmann, welcher unmittelbar von den höchſten Landescollegien zu Berlin abhing. Die Aebtiſſin aber war im Beſitz der höhern und niedern Ge-

richtsbarkeit, hatte ihre Regierungskammer, ihr Conſiſtorium u. ſ. w. Im J. 1802 kam Quedlinburg als Entſchädigung ganz an Preußen. Die Hauptſtadt Quedlinburg gehört jetzt zum Regierungsbezirk Magdeburg der preußiſchen Provinz Sachſen, und liegt an der Bode, welche ſich vor der Stadt in zwei Arme theilt, wovon der größere, die wilde Bode genannt, die Stadt auf der ſüdlichen und öſtlichen Seite umfließet, der kleinere oder der Mühlgraben die Altſtadt von der Neuſtadt ſcheidet. Sie beſteht, außer der Alt- und Neuſtadt, noch aus drei Vorſtädten, und hat acht Kirchen, ſechs Hoſpitäler, ein Gymnaſium, 1680 Häuſer und 11,000 Einwohner, welche theils Fabriken in Wollenzeugen und Leinwand, wichtige Branntweinbrennereien mit Schweinmaſtung und Bierbrauereien, theils Handel mit Vieh, Korn und Gartenfrüchten unterhalten. In der Vorſtadt Weſtendorf, auf einem hohen Felſen liegen, die Gebäude der vormaligen Frauenabtei, mit einer ſchönen Stiftskirche, einer Bibliothek und den Grabmälern des Kaiſers Heinrich I., und ſeiner Gemahlin Mathilde. Außerhalb der Stadt iſt der Brühl, ein angenehmes Wäldchen und Spaziergang der Einwohner mit acht Haupt- und mehreren Nebenalleen und Gängen. Eine halbe Stunde von der Stadt gegen Südweſten iſt ein eiſenhaltiger Geſundbrunnen.

Queerflöte, ſ. Flöte.

Queerpfeife (piffaro), ein flötenartiges Kriegsinſtrument, bei der Infanterie üblich, welches gewöhnlich mit der Trommel begleitet wird. Sie wird wie die Flöte intonirt, unterſcheidet ſich von dieſer aber dadurch, daß ſie durchgängig gleich weit gebohrt iſt, außer dem Mundloche und den ſechs Tonlöchern keine Klappen hat, viel kleiner iſt und um eine Octave höher ſteht, auch einen ungleich ſchärfern und ſtärkern Ton hat. Ihr Umfang geht vom zweigeſtrichenen bis zum viergeſtrichenen d, mit Inbegriff der durch Kreuze erhöheten Töne fis, gis, cis.

Quellen nennt man die Ausflüſſe des unter der Erdoberfläche befindlichen Waſſers. Sie bilden bei ihrem Fortgange über die Erdoberfläche Bäche, durch Vereinigung von mehrern derſelben Flüſſe und endlich Ströme. Da das Waſſer, den Geſetzen der Schwere folgend, allemal von Anhöhen nach Niederungen fließt, ſo können auch Quellen nur an ſolchen Orten entſtehen, die höher liegen als die Gegend, über die ſie hinfließen. Alle Quellen entſpringen daher mehr oder weniger an Bergen oder Anhöhen. Ihr Waſſer ſtrömt in größern oder kleinern Flüſſen dem Meere zu, welches dadurch Erſatz für die täglich durch die Ausdünſtung verloren gehende Waſſermaſſe erhält. Die Quellen aber bekommen ihre Nahrung durch das Regen- und Schneewaſſer, ſo daß ein beſtändiger Kreislauf des Waſſers auf der Erde Statt findet. Die Quellen ſelbſt ſind von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit. Der Grad der Reinigkeit ihres Waſſers hängt von den Erdſchichten ab, durch welche ſie fließen. Die reinſten und klarſten Quellen entſpringen meiſt in den beträchtlichſten Höhen, und das eigenthümliche Gewicht ihres Waſſers kommt dem vom Regenwaſſer am nächſten. Das gewöhnliche Quell- und Brunnenwaſſer iſt mit mehr oder weniger mineraliſchen Materien, inſonderheit mit Gyps, Kalkerde und ſalzichten Theilen angeſchwängert. In Rückſicht der Waſſermenge, welche die Quellen liefern, theilt man ſie in gleichförmige und periodiſche. Die erſtern geben mehrentheils zu allen Zeiten immer gleich viel Waſſer; die letztern wechſeln ab, indem ſie

bald ſchwächer, bald ſtärker fließen; manche verſiegen zu gewiſſen Zeiten ganz. Auch findet man hie und da Quellen, welche ſtundenweiſe ab- und zunehmen. Die Quelle von Fonſanche bei Nismes fließt täglich etwas über ſieben Stunden und ſetzt an fünf Stunden aus. Die von Colmar in der Provence ſetzt allemal in der ſiebenten Minute aus. Ihr Wäſſerſtrahl hat die Dicke eines Arms, und ward 1755 bei dem großen Erdbeben, welches Liſſabon zerſtörte, in eine beſtändig fließende Quelle verwandelt. Erſt im J. 1763 fing ſie wieder an auszuſetzen. In der Schweiz findet man mehrere ausſetzende Quellen. Man leitet dieſe Erſcheinung mit der größten Wahrſcheinlichkeit von kleinen Berghöhlen oder Waſſerbehältern her, die ſich von oben anfüllen und ſeitwärts durch heberförmige Röhren oder Canäle wieder leeren. Dieſe Heber leeren die Behälter nur bis an die waagrechte Fläche ihres Verbindungspunktes aus, hören dann auf zu fließen, und fangen erſt wieder an, wenn der Schenkel am Behälter bis auf ſeinen höchſten Punkt gefüllt iſt. Bei ſtärkerm Zufluſſe, z. B. nach heftigem Regen, muß natürlich die Zwiſchenzeit verkürzt werden. Gibt es in dem Behälter einen heberförmigen Canal, der das Waſſer von der Quelle ab nach einem andern Orte führt, ſo kann eine ſolche bei trocknem Wetter fließen und beim Regen ſtill ſtehen. Auf Island finden ſich einige Quellen, die ihr Waſſer nur ſtoßweiſe von ſich geben, wobei wahrſcheinlich unterirdiſche Dämpfe wirken. In Frankreich will man in manchen Küſtengegenden Quellen bemerkt haben, bei denen ſich der Einfluß der Ebbe und Fluth äußert.

Quetſchung (chirurgiſch), iſt die Verletzung irgend eines Theils des Körpers durch mechaniſche Gewalt (eines ſtumpfen Werkzeuges oder durch Schlag, Stoß, Fall, Wurf u. dergl.) ohne ſichtbare Trennung der Theile. Iſt letztere damit verbunden, ſo heißt die Verletzung eine gequetſchte Wunde. Es finden bei der Quetſchung verſchiedene Grade Statt, je nachdem die Gewalt der mechaniſchen Einwirkung, oder der Widerſtand der verletzten Theile ſtark war; daher ſie bei Knochen, oder an den Theilen, welche an einem Knochen liegen, verhältnißmäßig immer bedeutender iſt als an weichen Theilen. Die Folge der Quetſchung iſt Lähmung und Zerreißung der feinſten Gefäße, daher auch Austreten der Feuchtigkeiten, die dieſe enthalten, in das benachbarte Zellgewebe. Hiervon rührt die blaue, braune oder gelbe Farbe, die Geſchwulſt und der Schmerz der gequetſchten Stelle her, wozu ſich oft Entzündung einfindet, die an Gelenken, bei krankhafter Conſtitution, in ſchwammigen Theilen ſehr gefährlich werden kann. H.

Quevedo de Villegas (Don Francisco), Ritter des Ordens von Santiago und Herr von La Torre de Juan Abad, einem in der Gegend von Mancha gelegenen Orte, hat ſich in der ſpaniſchen Literatur einen berühmten Namen erworben. Er war 1570 zu Madrid geboren, und ſtudirte zu Alcala de Henares. Außer den alten Sprachen umfaßte er die Theologie, Medicin und Philoſophie, weil er keine einzelne Wiſſenſchaft zu ſeinem Brotſtudium machen wollte. Umfaſſende Kenntniſſe waren in ihm mit vielem Witz und großer Eigenthümlichkeit des Geiſtes vereinigt. Statt die ihm angetragenen Aemter anzunehmen, zog er es vor, auf Reiſen zu gehen, um ſeine Einſichten durch Welt- und Menſchenkenntniß zu berichtigen und zu erweitern. Er ging zuerſt nach Italien, wo er ſich durch

Leiſtung wichtiger Dienſte die vertraute Freundſchaft des Herzogs von Oſſuna, Don Pedro Giron, damaligen Vicekönigs von Neapel, erwarb. Von Italien aus beſuchte er Süddeutſchland und Frankreich. Bald nach ſeiner Zurückkunft nach Spanien wurde er als ein Vertrauter des in Ungnade gefallenen Herzogs ins Gefängniß geworfen und zur Unterſuchung gezogen, und erhielt erſt nach drei Jahren ſeine Freiheit wieder. Um ſeiner geſchwächten Geſundheit aufzuhelfen, bereiſete er Spanien, und ließ ſich darauf in Madrid nieder. Durch das erlittene Unrecht gewitzigt, vermied er es, ein Amt anzunehmen, ſondern begnügte ſich mit dem Titel eines Secretärs Philipps des Vierten. Im J. 1634 verheirathete er ſich mit einer Schweſter des bekannten Bernardo de Cabra, Erzbiſchofs von Albarazin, die er aber nach einigen Jahren wieder verlor. Er zog ſich daher noch mehr von der Welt zurück, und beſchränkte ſich auf den Umgang mit wenigen Freunden. Er war bereits ein 63jähriger Greis, als er wegen eines Libells gegen den Miniſter Olivarez, welches man ihm ohne weitere Unterſuchung zuſchrieb, zum zweiten Mal eingekerkert wurde. Als er nach zweijähriger Gefangenſchaft wieder frei ward, hatte ſeine Geſundheit ſehr gelitten. Ein Lungengeſchwür drohte ihm einen nahen Tod. Vom Hofe verbannt, begab er ſich auf ſein Landgut, welches während ſeiner Gefangenſchaft mehr als einmal war geplündert worden. Endlich nöthigte ihn ſeine Krankheit, ſich nach Villa nueva de los Infantes zu begeben, um ſich wiederherſtellen zu laſſen; allein er war kaum angekommen, als er im J. 1647 in einem Alter von 77 Jahren ſtarb. Quevedo's Werke ſind von dem mannichfaltigſten Inhalt. Seine heroiſchen Gedichte zeichnen ſich durch Energie und Erhabenheit, die lyriſchen durch Schönheit und Anmuth, die humoriſtiſchen durch Scherzhaftigkeit, Witz und ſinnreiche Erfindung aus. Seine proſaiſchen Werke beſtehen eines Theils aus ernſthaften, moraliſchen und religiöſen Stücken, andern Theils aus Ergüſſen der Laune und Satire. Durch die letztern iſt Quevedo dem Auslande am meiſten bekannt geworden, namentlich durch ſeine Sueños y Discurſos, deutſch von Philander von Sittewald, Straßb. 1645, und durch ſein Gran Tacano, den erſten komiſchen Roman in derjenigen Gattung, welche die Spanier Bettlerromane nennen. Seine Obras ſind zu Brüſſel 1660 und 1670 in 3 Quartbänden und nachher mehrmals erſchienen.

Quiberon, ein Städtchen von 1916 Einw. auf der ſchmalen Halbinſel gl. Nam., die ſich zwei St. von Auray in das Meer erſtreckt, im Depart. des Morbihan, Bezirk von Lorient. Dieſe Halbinſel iſt bekannt durch die unglückliche Landung eines Heerhaufens franzöſiſcher Ausgewanderter und durch das tragiſche Ende des heldenmüthigen Grafen von Sombreuil. — Die franzöſiſchen Ausgewanderten in England hatten im J. 1795 mehrere Regimenter in engliſchem Solde gebildet, und ihre Heerführer wünſchten, durch eine brittiſche Flotte unterſtützt, nach Frankreich übergeſchifft zu werden, um zu dem königlichen Heere in der Vendée, oder zu den Chouans ſtoßen zu können. Ihre Erwartung eines glücklichen Erfolgs war ſo zuverſichtlich, daß ſie dadurch ſelbſt das beſonnene brittiſche Miniſterium hinriſſen, welches der Meinung war, man müſſe erſt mehr Truppen beiſammen haben, ehe man eine ſolche Unternehmung wagen könne. Pitt ſagte daher zu Puyſaye und Hervilly, welche die Untermung beſchleunigt wiſſen wollten: „Sie werden Ihren Zweck verfeh-

len, wenn Sie ſich mit ſo wenig Truppen bloßſtellen. Sie müßten nach meiner Meinung warten.“ — Allein Puyſaye verſicherte, die Erſcheinung einiger tauſend Mann wäre hinreichend, um ganz Bretagne zum allgemeinen Aufſtande zu bewegen; ſie brauchten nichts als Waffen, Pulver und Schiffe. Der brittiſche Miniſter glaubte endlich, der Erfahrung eines Mannes nachgeben zu müſſen, welcher den Krieg verſtand, und ſchon vor der Revolution Generallieutenant geweſen war. Doch waren einige andere franzöſiſche Offiziere, unter andern der General Hector, mit dieſem Wagniſſe ſo wenig einverſtanden, daß ſie in England zurückblieben. Die Schaar der Ausgewanderten wurde nun mit brittiſcher Freigebigkeit ausgerüſtet. Oberanführer war der Graf von Puyſaye; die übrigen Anführer waren Graf Hervilly, Marquis Dudresnay de la Châtre u. A. m. Unter den Soldaten befanden ſich aber auch eine Menge franzöſiſcher Kriegsgefangenen, die ſich hatten anwerben laſſen, um bei dieſer Gelegenheit nach Frankreich zurückzukehren. Sie ſegelten unter dem Schutze einer brittiſchen Flotte nach der franzöſiſchen Küſte, und nachdem Admiral Bridport, der 10 Linienſchiffe führte, den franz. Ad. Villaret Joyeuſe, welcher 12 Linienſchiffe und 11 Fregatten befehligte, den 23. Juni 1795 auf der Höhe von Lorient geſchlagen, und drei Linienſchiffe erobert hatte, landeten die Ausgewanderten, 3036 M. ſtark, ohne Hinderniß d. 27. Juni an der Küſte von Quiberon. Sie rückten hierauf raſch vor, und mehrere tauſend Franzoſen vereinigten ſich in kurzem mit ihnen, ſo daß ſie nach einigen Angaben 10,000 M. ſtark wurden. Aber ſchnell zog der republikaniſche Feldherr Hoche mit einem Heere von 25,000 M. heran, und hinderte die Vereinigung der gelandeten Schaar mit den im Innern des Landes bewaffneten Chouans. Die Landzunge, welche die Halbinſel mit dem feſten Lande verbindet, wird durch die Feſte Penthievre vertheidigt. Dieſer bemächtigten ſich die Ausgewanderten. Sie drangen bis über Auray vor; allein zurückgeworfen von der Uebermacht mußten ſie ſich auf die Halbinſel zurückziehen, wo ihre Stellung beinahe unbezwinglich war; denn die Feſtungswerke ſind zum Theil auf ſteilen Felſen angelegt. Hierauf entſandten ſie den 10. Juli eine Schaar königlicher Truppen in das Innere von Bretagne, welche durch Zulauf von Chouans zu einem beträchtlichen Haufen anwuchs, aber ihnen dennoch das Land zu öffnen nicht vermochte. Auch mißlang ihnen in der Nacht vom 15. zum 16. Juli ein Angriff auf die Republikaner bei St. Barbe. Der Graf von Hervilly wurde verwundet, führte aber dennoch den Rückzug in guter Ordnung aus, bis Sombreuil an ſeine Stelle trat. Schon bei dieſem Angriffe zeigten ſich Spuren von Verrätherei; gleichwol war man ſo unvorſichtig, die Beſatzung der Feſte Penthievre dem Regimente Hervilly anzuvertrauen, weil es das ſtärkſte war, indem es 1400 M. zählte; allein es befanden ſich in demſelben viele geweſene Kriegsgefangene, die durch Verrath ihre Freiheit zu erlangen ſuchten. Ihre Lage wurde nicht beſſer, als ſie d. 17. Juli eine Verſtärkung von 1174 M. erhielten, die ihnen Sombreuil zuführte. Dieſe Mannſchaft beſetzte die Gegend zwiſchen Penthievre und Quiberon, nahe am Meere, und rettete zuletzt noch einen Theil der Gelandeten. Unterdeſſen hatte General Hoche mit den Verräthern in der Feſte Penthievre Verabredungen genommen. Sein Heer erhielt Verſtärkungen. Er überfiel daher in der Nacht vom 20. Juli die Feſte, welche 4000 M. vertheidigten, und eroberte ſie mit 200 M. Die Republikaner wurden näm:

lich von den verrätheriſchen Vorpoſten auf einem ſteilen Felſenwege bis in die innern Werke geführt. Beim erſten Lärm wollte der Befehlshaber die Truppen ſammeln, ward aber erſchoſſen; 800 M. legten hierauf das Gewehr nieder, oder ſchoſſen ihre eigenen Offiziere todt. Die Verrathenen waren ohne Anführer, und in der Verwirrung war das Gemetzel groß. Viele Königliche liefen zu den Republikaner über, und bieben mit ihnen zugleich auf die noch Widerſtand Leiſtenden ein. Sombreuil konnte jetzt nichts thun, als die Einſchiffung der übrig gebliebenen Ausgewanderten decken. Er und ſeine zwei Bataillone wehrten ſich gegen Hoche's Heerhaufen mit einem Heldenmuthe, den Hoche und die Conventtruppen bewundern mußten. Man ſchlug ihm einem Vergleich vor, wenn er keine Truppen einſchiffen ließe, ſondern ſich mit allen ergäbe; allein auf dieſe Bedingung wollte er nichts von einem Vergleiche wiſſen. Die Einſchiffung ging vor ſich. Sombreuil blieb als der letzte zurück, und ergab ſich endlich als Kriegsgefangener. Ein anderer Theil der Königlichen hatte ſich von Penthievre auf einen Felſen gezogen. Die Republikaner ſtürmten hinauf, tödteten viele, und nahmen die übrigen gefangen. Als hier von Domas, ein trefflicher Offizier und edler Menſch, ſah, daß er ohne Rettung war, ſtürzte er ſich mit ſeinem Pferde von der ſteilſten Anhöhe ins Meer herab. An dieſem blutigen Tage, in welchem der Kampf durch das Feuer der engliſchen Schiffe noch mörderiſcher wurde, verloren die Königlichen an Todten und Gefangenen überhaupt 5274 M.; die Zahl der geretteten, welche ſich wieder einſchifften, unter welchen ſich der General Puyſaye, der verwündete Hervilly, und faſt die ganze Artillerie-Mannſchaft befand, war 2234. Die Sieger machten eine beträchtliche Beute an Vorräthen aller Art. So mißlang eine Unternehmung tapferer Männer, die in Frankreich ausführen wollten, was einſt Pelopidas für Theben that. Nur pariſer Lüge konnte Pitt als den Urheber dieſes verunglückten Zuges anklagen, und ihm Schuld geben, er habe, um England von der koſtbaren Laſt der Ausgewanderten zu befreien, ſie auf die Schlachtbank von Quiberon geliefert. Hoche ließ die mit den Waffen in der Hand gefangenen Ausgewanderten, ob ſie gleich mittelſt einer Art von Vergleich ſich ergeben hatten, nach Vannes bringen, wo ſie vom 28 Juli an ſämmtlich erſchoſſen wurden. In den erſten vier Tagen allein belief ſich die Zahl der Hingerichteteten auf 188. Unter dieſen befanden ſich der Graf von Sombreuil, und der Biſchof von Doll. Beide ſtarben mit dem Muthe der Helden. Der Graf von Sombreuil, 28 Jahre alt, war einer der ſchönſten Männer in Frankreich, und zugleich einer der bravſten. Im J. 1789 hatte er, 22 Jahre alt, durch ſeine feſte Entſchloſſenheit, ſeinen Freund, Julius von Polignac, aus den Händen des mordſüchtigen Pöbels errettet. Er ging hierauf in preußiſche Dienſte, focht mit ausgezeichneter Tapferkeit in den Feldzügen von 1792 bis 1794, und erhielt den preußiſchen Verdienſtorden. Sein Vater, ein ehrwürdiger Greis, und ſein jüngſter Bruder ſtarben in der Schreckenszeit auf dem Blutgerüſte. Er ſelbſt, der mit ſeinem Leben den Rückzug ſeiner Gefährten und ihre Rettung geſichert, und großmüthig, ſich ſelbſt zu retten, ſich geweigert hatte, flößte durch ſeine Jugend und Schönheit den Kriegern, die das Bluturtheil an ihm vollziehen ſollten, ein Zittern der Ehrfurcht ein, ſo daß ſie ihn in die Schulter trafen. Sombreuil blieb ſtehen und ſagte: „O ſo endigt doch, ich bitte, endigt!" Da fiel der junge Held, ein blutiger Zeuge der Raſerei franzöſiſchen Bürgerkriegs. K.

Quick, oft ſo viel als Queckſilber; bei Metallarbeitern das in Scheidewaſſer getödtete Queckſilber, womit ſie den Grund zur Vergoldung auf dem Meſſing legen. **Quickmühle**, ſo viel als Amalgamirmühle, ſ. **Amalgama**.

Quietismus. Der ganz nach außen gerichtete, hierarchiſche Geiſt einiger Mönchsorden, beſonders der Jeſuiten und Dominicaner, hatte im 17ten Jahrhunderte die Andacht und Gottesverehrung der Catholiſchen beinahe in eine bloß mechaniſche Gottesdienſtlichkeit verwandelt. Seine Zeit mit Herſagen der Formulargebete aus dem Brevier und am Roſenkranze, mit Faſten, Beichten und Bußübungen hinbringen, fleißig wallfahrten, die Mutter Gottes und die Heiligen anrufen, Allmoſen geben, Ablaß kaufen und überhaupt die kleinlichſten Formen des äußern Cultus beobachten, galt unter dieſem Einfluſſe für wahre Frömmigkeit. Daher wendeten ſich fromme Gemüther, die es mit ihrer Andacht ernſtlicher meinten, als bei dieſer Art von Religionsübung nöthig war, mit neuem Eifer der Myſtik zu, die dem Gefühlvolleren ſchon ſonſt Zuflucht und Nahrung gewährt hatte, wenn Alles in den Formen der Kirchlichkeit zu erſtarren ſchien. Der **geiſtliche Wegweiſer**, guida spirituale, ein Erbauungsbuch, das **Michael Molinos**, ein ſpaniſcher Weltprieſter, 1675 zu Rom herausgab, entſprach dieſem Bedürfniſſe. Molinos redete darin von der Ruhe eines gänzlich in Gott verſunkenen Gemüths, das aller andern Gedanken und Gefühle ledig, von keiner Thätigkeit nach außen geſtört, nichts als die Nähe Gottes empfinde, mit einer Entzückung, die ſeinen frommen Phantaſien bald viele Freunde verſchaffte. Nach ſeiner Anleitung ſuchten nun die Andächtigen lediglich dieſe **Gemüthsruhe** (**quies**, daher der Name Quietismus und Quietiſten, griechiſch Heſychaſten), und man würde es ihnen nicht gewehrt haben, wenn dabei nicht jene von der Kirche und den Mönchsorden begünſtigten Andachtsübungen in Gefahr gekommen wären, überflüßig zu ſcheinen. Der franzöſiſche Hof ſetzte es beim Papſte durch, daß Molinos ſeine Irrthümer abſchwören und ſein Leben unter täglichen Bußübungen in einem römiſchen Dominikanerkloſter beſchließen mußte (ſt. 1696). Dieſer Gewaltſchritt hinderte keinesweges die Verbreitung des Quietismus. Der geiſtliche Wegweiſer wurde in Deutſchland und Frankreich, wo man durch die Schriften der Bourignon (ſ. d. Art.), Poirets und der Pietiſten vorbereitet war, fleißig benutzt, und erzeugte bald eine Menge Erbauungsbücher in gleichem Geiſte. Die berühmteſte Pflegerin des Quietismus war eine am Hofe Ludwigs XIV. beliebte, ſchöne und reiche Wittwe, **Johanna Maria Bouvier de la Mothe Guyon**, welche die Welt unter dem Namen der Madam Guyon als eine liebenswürdige Schwärmerin von mehr Einbildungskraft als Verſtand kennen gelernt hat. Ihr Beiſpiel, ihre Betſtunden, ihre ſalbungsvollen Schriften und die Bemühungen ihres Beichtvaters Lacombe gewannen ihr Anhänger genug, um den Clerus aufmerkſam zu machen. In der That gerieth man in Verſuchung, eine junge Frau für verrückt zu halten, welche ſich für das ſchwangere Weib in der Apocalypſe (C. 12. V. 2.) hielt und in ihrer eigenen Lebensbeſchreibung von ſich ſagt, ſie ſey oft von einem ſolchen Uebermaaße der Gnade erfüllt, daß ſie im buchſtäblichen Sinne berſten wolle, und ihre Kleider auflöſen laſſen müſſe, worauf denn dieſe Gnadenfülle ſich über die, die ihr dieſen Dienſt leiſteten, ergieße. Lacombe wurde als ihr Verführer verhaftet, und ſtarb 1702 zu Paris im Gefängniſſe,

die Guyon ſelbſt aber kam nach einer kurzen Einſperrung wieder in Freiheit und zu der Ehre, an den Betſtunden der Maintenon in St. Cyr Theil zu nehmen. Der Streit ſchien daher abgethan, als Fenelon (ſ. d. Art.) in der Guyon eine Geiſtesverwandte zu erkennen glaubte, und ihr und ihren Schriften in ſeiner Explication des Maximes de Saints sur la vie intérieure 1697 das Wort redete. Der Zutritt eines ſo bedeutenden Mannes, deſſen Andachtsbücher Frankreich mit Begeiſterung aufnahm, gab dem Quietismus neues Gewicht und dem Vorfechter der franzöſiſchen Theologen Boſſuet Gelegenheit, dieſem beneideten Nebenbuhler eine Beſchämung zuzuziehn. Boſſuet erwirkte 1699 ein päpſtliches Breve, in dem 23 Sätze aus Fenelons Explication als irrig verdammt wurden; aber die ſelbſt in Rom bewunderte Sanftmuth, mit der ſich dieſer unterwarf, brachte ſeine Gegner um die Früchte des Sieges, ſo daß nicht die Gewalt, von der die Guyon (ſtarb 1717) eine zweite kurze Gefangenſchaft zu erleiden hatte, ſondern nur der veränderte Zeitgeiſt den Quietismus allmälig in Vergeſſenheit brachte. Eine Secte hatte er ohnehin nie gebildet, ſondern ſich nur einige Jahrzehende als das Thema vielgeleſener Erbauungsbücher und als die eigenthümliche Denkart einer Partei unter den Frommen behauptet. Aus Fenelons Explication, worin er am deutlichſten dargeſtellt iſt, lernt man ihn als eine harmloſe Schwärmerei kennen, deren nur phantaſiereiche, exaltirte Seelen fähig ſind. Wahres und Falſches iſt darin wunderlich vermengt; er fodert die ſogenannte reine Liebe, die ſich ohne Furcht und Hoffnung, gleichgültig gegen Himmel und Hölle, mit gänzlicher Selbſtverleugnung auf Gott richtet, bloß weil dieſer es will. Das Fleiſch muß dabei ganz abgetödtet, jeder weltliche Gedanke entfernt, alles Vertrauen auf eigene Kräfte bei guten Werken vernichtet und die Seele in einen leidenden Zuſtand verſetzt werden, bei dem ihre eigene Thätigkeit aufhört und Gott allein in ihr wirkt. Dieſer Zuſtand, der das Gemüth weſentlich mit Gott vereinigt, iſt die Ruhe oder das unaufhörliche innere Gebet (die bleibende Richtung auf Gott), wobei man nichts wünſcht, nichts von Gott bittet, ſondern ſich ihm ganz überläßt und am reinen Anſchauen ſeines Weſens (Contemplation) begnügt. Wie ſelten nun auch die hier bezeichnete Anſicht des Quietismus in das Leben übergegangen ſeyn mag, weil ſie weder den Bedürfniſſen der menſchlichen Natur, noch den Foderungen des geſellſchaftlichen Zuſtandes entſpricht: ſo iſt ſie doch in der Myſtik der Neueren und Neueſten häufig wieder erſchienen und hat in der Religionsphiloſophie und Aſcetik der beſonders im ſüdlichen Deutſchland verbreiteten theologiſchen Schule, die weder ihren Meiſter Schelling, noch ſich ſelbſt verſteht, manches Blatt füllen helfen. E.

Quin (James), ein berühmter engliſcher Schauſpieler, im J. 1693 zu London geboren, der Sohn eines Irländers, welcher ſich unglücklicher Weiſe mit einer Frau verheirathet hatte, die für eine Witwe galt, deren erſter Mann aber nach einer langen Abweſenheit zurückkam und ſie reclamirte. Quin verlor dadurch ſeine rechtmäßige Geburt, und befand ſich nach ſeines Vaters Tode 1710 ohne alles Vermögen. Die Noth führte ihn endlich in einem Alter von 21 Jahren auf das Theater von Dublin. Ein Freund, der ſein großes Talent erkannte, rieth ihm, nach London zu gehen, wo er im J. 1715 in die Geſellſchaft von Drury-lane trat. Von da ging er nach zwei Jahren zu Lincoln's Inn Theater über, bei welchem er ſiebzehn

Jahre blieb. Im Trauerſpiele glänzte er in ernſten, würdevollen, mannhaften und ſententiöſen Rollen, als Cato und Coriolan, im Luſtſpiele in Rollen von ſarcaſtiſchem Humor, als Falſtaff, Volpone und Sir Jon Brute. Doch war eine gewiſſe Monotonie in ſeinem Spiele nicht zu verkennen; er recitirte in der damals beliebten pomphaften Manier. Sein leidenſchaftlicher, reizbarer Charakter brachte ihn mehrmals in Mißhelligkeiten mit den Theaterunternehmern, ſo daß er öfters ſein Engagement wechſelte. Dabei war er der Geſellſchaft und den Tafelfreuden ergeben. Einen Beweis, daß er nicht ohne Edelmuth der Geſinnung war, gab er dadurch, daß er dem Dichter Thomſon, welcher wegen einer Schuldfoderung verhaftet war, augenblicklich mit 100 Pfund aushalf. Beide wurden dadurch die genaueſten Freunde, und Thomſon hat in ſeinem Castle of Indolence ſeinem edlen Befreier ein Beiden rühmliches Denkmal geſetzt. Garricks Erſcheinung machte das Publicum nach und nach gleichgültig gegen Quin, welcher im J. 1753 der Bühne entſagte, nachdem er ſie in einem Benefiz ſeines Freundes Ryan zum letzten Male in der Rolle des Falſtaff betreten und in derſelben ein dauerndes Andenken zurückgelaſſen hatte. Er lebte ſeitdem größtentheils zu Bath, wo er im J. 1766 ſtarb. Garrick, anfangs ſein Nebenbuhler, ſpäter ſein Freund, verfaßte eine poetiſche Inſchrift für ſein Grabmal in der Cathedrale zu Bath.

Quinault (Philippe). Dieſer bekannte franzöſiſche Schauſpieldichter war im J. 1635 in einer Schauſpielerfamilie geboren, und erhielt eine nicht eben ſorgfältige Erziehung. Die Anweiſung abgerechnet, welche ihm Triſtan l'Hermite in der Verskunſt gab, verdankte er ſeine Geiſtesbildung allein ſeinem eigenen Fleiße und Talente. Noch vor ſeinem zwanzigſten Jahre brachte er einige Schauſpiele auf die Bühne und fuhr mehrere Jahre mit dramatiſchen Arbeiten fort, welche ziemlich allgemeinen Beifall fanden. Aber eben dieſer Beifall machte bei dem Ungeſchmacke, der in ihnen herrſcht, Boileau's Satire rege, der ihn mit ſo vieler Bitterkeit angriff, daß er endlich ſeinem eigenen Rufe dadurch zu ſchaden ſchien. Denn Quinault, der das Trauerſpiel, für welches er ſich nicht geeignet fühlte, aufgab, verband ſich mit Lully für die Oper und entwickelte in der lyriſch-muſikaliſchen Poeſie eine ſolche Meiſterſchaft, daß er alle ſeine Nebenbuhler übertraf, und von den beſten Kunſtrichtern zu den ausgezeichneten Männern aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. gezählt wird. Es gibt in der franzöſiſchen Sprache nichts Zarteres, Zärtlicheres und Sinnreicheres, als ſeine Arien und Liebesgeſpräche. Boileau und ſeine Tadler ſchrieben den Beifall einzig der Muſik Lulli's zu, welche jedoch jetzt vergeſſen iſt, während man Quinault's Verſe noch immer mit Vergnügen lieſet. Seine Armide und ſein Attys ſind in ihrer Art Meiſterſtücke. Quinault, der zugleich in den Geſchäften des Lebens erfahren war, hatte die Angelegenheiten eines Kaufmanns in Ordnung gebracht, und heirathete nach deſſen Tode die hinterlaſſene Witwe deſſelben. Dadurch kam er in den Beſitz eines anſehnlichen Vermögens, und kaufte ſich (1671) die Stelle eines Auditeurs in der Rechenkammer (Chambre des comtes). Man machte ihm anfangs Schwierigkeiten, wahrſcheinlich weil er ein Theaterdichter war. Bei dieſer Gelegenheit verfaßte ein witziger Kopf ein Epigramm, welches mit den Verſen ſchloß:

Puisqu'il a fait tant d'auditeurs,
Pourquoi l'empêchez-vous de l'être?

Bald darauf trat er auch in die franzöſiſche Akademie, und in ihrem Namen begrüßte er den König bei ſeiner Rückkehr aus den Feldzügen von 1675 und 1677. Als Schmeichler deſſelben erſcheint er in den Prologen ſeiner Opern, und er wurde dafür mit einer Penſion belohnt. Eine gewiſſe Schwermuth, die wahrſcheinlich durch Abnahme ſeiner Geſundheit erzeugt wurde, hinderte ihn, ſein Glück vollkommen zu genießen. Seine theatraliſchen Arbeiten ſchienen ihn aus Bigotterie zu gereuen, und er beſchloß, den Ueberreſt ſeiner Kräfte zur Ehre Gottes und des Königs anzuwenden. Er fing ein Gedicht auf die Ausrottung des Proteſtantismus in Frankreich an, das er jedoch glücklicher Weiſe nicht vollendete; es würde ſeinen Ruhm nur vermindert haben. Er ſtarb im Jahre 1688. Im Umgange war er liebenswürdig, fein und zuvorkommend; er ſprach und recitirte angenehm. Außer ſeinen Theaterſtücken ſchrieb er mehrere gelegentliche Gedichte, unter denen ſich einige vortheilhaft auszeichnen. Seine ſämmtlichen Werke ſind 1739 und 1778 in fünf Bändchen erſchienen.

Quinquertium, ſ. Gymnaſium.

Quinquet, ſ. Argandſche Lampe.

Quinte, 1) in der Muſik a) ein Intervall von fünf Stufen oder der fünfte Ton vom Grundtone an. Man unterſcheidet drei Arten der Quinte: die reine, verminderte, und übermäßige; die reine Quinte iſt eine Conſonanz, die verminderte und übermäßige ſind Diſſonanzen. Die Fortſchreitung gleicher Stimmen in reinen Quinten iſt fehlerhaft und übelklingend; daher man dieſe Fortſchreitung auch falſche Quinten nennt; b) heißt Quinte bei dem Saiteninſtrumente die ſchwächſte Saite auf demſelben, welche die höchſten Töne enthält, auf der Violine die E-Saite; 2) die fünfte Claſſe einer Schule, Quinta, daher ein Quitaner; 3) im Kartenſpiel, namentlich im Piquet, eine Reihe von fünf hintereinander folgenden Blättern, die, wenn ſie von dem höchſten Blatte anfängt, Quinte major heißt.

Quintencirkel heißt in der Theorie der Harmonie der Durchgang durch alle zwölf harte und weiche Tonarten vermittelſt der Quinte, oder diejenige Folge der Tonarten, vermöge welcher man ſie von Quinte zu Quinte wie in einem Cirkel durchläuft.

Quinterne, ſ. Lotterie.

Quinteſſenz (von quinta essentia), abbrevirt Q. e., die durch chemiſche Kunſt ausgezogene concentrirte und beſte Kraft eines Dings, daher das Beſte, der Kern einer Sache.

Quintett iſt ein Tonſtück für Inſtrumental- ſowol, als für Vocal-Muſik, wozu bei jenem fünf Inſtrumente, bei dieſem fünf concertirende Singſtimmen (meiſtens mit Inſtrumental-Begleitung) erfodert werden. Was vom Quartett geſagt worden, gilt auch von dieſem.

Quintilianus oder Quinctilianus (Marcus Fabius), lebte im erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung, und kam aus Calaguris (jetzt Calahorra) in Spanien, ſeiner Geburtsſtadt, frühzeitig nach Rom, wo er zuerſt als Redner vor Gericht und Sachwalter, und

dann als öffentlicher Redelehrer (Rhetor) ſich berühmt machte. Er hatte viele Jahre hindurch die vornehmſten Römer zu ſeinen Schülern. Der Kaiſer Domitianus ehrte ihn durch Ertheilung der Conſulwürde. Unter deſſen Regierung, in den letzten Jahren ſeines Lebens, ſchrieb Quintilian ſein vortreffliches Werk de institutione oratoria, welches in zwölf Büchern eine Theorie der gerichtlichen Rednerkunſt aufſtellt. Man erkennt darin den geübten Meiſter, und den feingebildeten, geiſtvollen Mann, den würdigen Nachahmer Cicero's. Vorzüglich anziehend und wichtig für die Geſchichte der Literatur iſt das zehnte Buch, wo er mit eben ſo vielem Scharfſinn, als Bündigkeit, ſein Urtheil über die Autoren der Griechen und Römer ausſpricht. Außerdem legt man dem Quintilian noch eine anſehnliche Sammlung zur Uebung gehaltener größerer und kleinerer Reden (declamationes) bei, die aber bei weitem nicht ſo anziehend ſind, als jene Theorie, auch nicht die Vollendung haben, welche man ihr zufolge erwarten ſollte; daher man auch glaubt, daß wenigſtens nicht alle von Quintilian ſelbſt herrühren. Endlich findet man noch in den Ausgaben der Quintilianiſchen Werke eine Schrift: de oratoribus sive de causis corruptae eloquentiae, die aber mehrere Gelehrte dem Tacitus, Einige einem andern Verfaſſer zuſchreiben. Die vorzüglichſten Ausgaben ſind von Burmann (Leiden 1720, 2 B. 4°), von Capperonier (Paris 1725, Fol.), Gesner (Göttingen 1738, 4°) und Spalding (Leipzig 1798 — 1813, 4 B. 8°); nur die erſte der genannten enthält auch die Declamationes. Eine deutſche Ueberſetzung des ganzen Werks lieferte Henke unter dem Titel: Lehrbuch der ſchönen Wiſſenſchaften in Proſa; aus dem Lateiniſchen von H. Ph. Kr. Henke, Helmſtädt 1775 — 1777. Von der Schrift: de orator. sive de causis corruptae eloquentiae, haben wir eine Ueberſetzung mit kritiſch-hiſtoriſchen Anmerkungen und Erläuterungen von J. Jac. H. Naſt, unter dem Titel: Von den Urſachen des Verfalls der römiſchen Beredſamkeit, Halle 1787.

Quintole, eine Notenfigur, Tonfigur, aus fünf Tönen beſtehend, welche zuſammenhängend vorgetragen werden, und die Haltung von vier Tönen gleichen Werths haben.

Quintus Calaber oder Smyrnäus, ein griechiſcher Dichter, deſſen Zeitalter eben ſo wenig genau bekannt iſt, als ſein Geburtsort. Seine Beinamen beziehen ſich darauf, daß ſein Gedicht in Calabrien aufgefunden wurde, und daß er in demſelben Smyrna als ſeinen Aufenthaltsort erwähnt. Nach mehrern Gelehrten lebte er wahrſcheinlich im 4ten Jahrhundert n. Chr. Sein Gedicht unter dem Titel: Παραλειπομενα Ὁμηρου oder Posthomerica, enthält eine Fortſetzung der Ilias in 14 Büchern, wo Homer zwar nachgeahmt, aber freilich in ſeiner anmuthigen und gemüthlichen Einfachheit und Alterthümlichkeit nicht erreicht worden iſt. Der berühmte Philolog Rhodomann machte ſich um dieß Gedicht ſehr verdient; die neueſte kritiſche Ausgabe von Tychſen mit Anmerkungen von Heyne erſchien im Verlage der Zweibrücker-Geſellſchaft, Straßburg, 807, 2 B. 8.

Quippos, eine Art von Farben- oder Bilderſchrift, welche den Peruanern, die vor der Eroberung ihres Reichs durch den Spanier Pizarro zu Anfange des 16ten Jahrhunderts die Schreibekunſt nicht kannten, anſtatt derſelben diente. Es wurden nämlich mehrere

Fäden von verſchiedenen Farben an eine Schnur gereiht, und in dieſe Fäden Knoten geknüpft. Jede Farbe hatte ihre beſondere Bedeutung; und wenn man durch Farben etwas nicht bezeichnen konnte, bediente man ſich der Knoten. Auf dieſe Art wurden nicht nur Rechnungen geführt, ſondern auch Volkszählungen, hiſtoriſche Denkmäler und Geſetze aufbewahrt, geſchloſſene Bündniſſe und Tractaten aufgezeichnet u. ſ. w. In jeder Stadt waren Beamte zur Aufbewahrung dieſer Quippos angeſtellt, welche mit unſern Archivaren und Rechnungsführern übereinkamen. Uebrigens erſetzten mündliche Ueberlieferungen und kleinere Gedichte das Mangelhafte dieſer Schreibart. Eine den Quippos ähnliche Art der Schrift findet ſich in Guiana, wo man gleichfalls Fäden und Knoten gebraucht.

Quirini (Angiolo Maria), ein gelehrter Cardinal, geboren 1680, ſtammte aus einer edlen venetianiſchen Familie. Nachdem er in dem Collegium von St. Antonio zu Breſcia ſeine erſte Erziehung erhalten, trat er als ein Jüngling in den Orden der Benedictiner von Monte Caſſino. Zu Florenz genoß er den Unterricht verſchiedener der ausgezeichnetſten Gelehrten jener Zeit und wurde darauf ſelbſt Profeſſor in ſeinem Kloſter. Eine Rede, welche er hier hielt, de mosaicae historiae praestantia, wurde gedruckt. Durch die Einbildung, daß er an der Steinkrankheit leide, wurden ſeine Studien einige Zeit unterbrochen; nachdem er ſich aber von dem Ungrunde ſeiner Furcht überzeugt hatte, trat er 1710 ſeine literariſchen Reiſen an. Er beſuchte Deutſchland, Holland, Flandern, England und Frankreich. In letzterm Lande verweilte er über zwei Jahre, meiſt bei den Benedictinern von St. Germain des Pres. Alles, was dieſe Länder an intereſſanten Menſchen und Gegenſtänden beſaßen, ſuchte er kennen zu lernen, und gewann allenthalben durch ſeine Talente, ſeine Wißbegierde und ſein Benehmen Achtung. Bei ſeiner Rückkunft nach Italien gab er einen Plan zu einer Geſchichte dieſes Landes, und den Verſuch einer Geſchichte des Kloſters von Farfa im Herzogthume Spoleto heraus. Papſt Innocenz XIII. ernannte ihn zum Erzbiſchof von Corfu. Hier verfaßte er ſein gelehrtes Werk: Primordia Corcyrae ex antiquissimis monumentis illustrata. Benedict XIII. ertheilte ihm 1727 den Cardinalshut, nachdem er ihn zum Biſchof von Breſcia ernannt hatte. Quirini begnügte ſich nicht, zur Ehre ſeine Diöceſe verſchiedene Werke über die Literatur von Breſcia zu verfaſſen, ſondern ſuchte auch ſeine Cathedrale zu einer der prachtvollſten von Italien zu machen, und gründete zu Breſcia eine öffentliche Bibliothek. Seine Anhänglichkeit an den römiſchen Stuhl zeigte er durch ſein Leben Papſtes Paul II. (gedruckt 1740), worin er denſelben gegen die Angriffe Platina's vertheidigte. Bald nachher ward er zum Bibliothekar der Vaticana und zum Vorſteher der Congregatio Indicis ernannt. Er fuhr in dieſen Aemtern fort, der Sache der Literatur zu dienen. Auf ſeinen Antrieb erſchienen die Werke des heiligen Ephraim in einer neuen Ausgabe, griechiſch, ſyriſch und lateiniſch (6 Bände in Folio). Auch gab er die Briefe des Cardinals Pole heraus, begleitet mit einer Abhandlung, worin er die Trennung der Reformatoren von der römiſchen Kirche als nicht zu rechtfertigend darſtellte, und einer andern, worin er den Charakter Pauls III. vertheidigte. Die Mäßigung und Aufrichtigkeit, verbunden mit der gründlichſten Sachkenntniß, welche er immer zeigte, erwarben ihm ſelbſt den Beifall der Proteſtanten. Er war Mitglied

mehrerer gelehrten Geſellſchaften, namentlich der Akademien von Petersburg, Wien und Berlin. Preiswürdig war ſeine Freigebigkeit, wo es dem Glanze der Kirche, dem öffentlichen Wohle und der Unterſtützung der Armen galt. Zur Erbauung der ſchönen catholiſchen Kirche zu Berlin trug er freigebig bei; ſeine koſtbare Bibliothek ſchenkte er der vaticaniſchen. Die Pflichten ſeines Amtes erfüllte er mit unermüdlichem Eifer bis an ſeinen Tod, welcher im Jahre 1755 zu Breſcia erfolgte. Außer den genannten Werken hat er auch eine Reiſebeſchreibung und eine Nachricht von ſeinem Leben hinterlaſſen.

Quirinus, ein Beiname des Romulus (ſ. d. Art.), den man ihm nach ſeiner Vergötterung gab, und welchen man von dem ſabiniſchen Worte Quiris oder Curis, welches einen Spieß, figürlich einen Krieger bezeichnen ſoll, herleitet. Daher kam auch der Name Quirites, welchen die Römer nach der Vereinigung mit den Sabinern angenommen hatten, und welcher bei Anreden der römiſchen Bürger gebraucht wurde. Daher auch endlich die Quirinalia — ein Feſt, das dem Romulus zu Ehren gefeiert wurde.

Quiſtorp. Die Familie Quiſtorp hat ſich in der gelehrten Welt große Verdienſte erworben, und ihren Namen unvergeßlich gemacht. Schon im Jahre 1628 trat Johann Quiſtorp, Profeſſor der Theologie, Superintendent und Prediger an der lieben Frauen Kirche zu Roſtock, (geboren 1584, geſtorben 1648), mit einer Erklärung des Propheten Nahum, als ein mit vielen Kenntniſſen ausgeſtatteter Mann, in der Reihe der Schriftſteller auf. — Sein Sohn, Johann Quiſtorp (geb. 1624, geſt. 1699), der zu Greifswalde, Königsberg, Copenhagen und Leiden ſtudirt hatte, ward Doctor und Profeſſor der Theologie zu Roſtock, in der Folge auch Prediger daſelbſt, ſtarb als Rector magnificus, und machte ſich durch mehrere Schriften verdient. Deſſen Sohn, Johann Nicolaus, war ebenfalls Profeſſor der Theologie zu Roſtock. — Bernhard Friedrich Quiſtorp, geboren zu Roſtock im Jahre 1718, Doctor und (ſeit 1779) erſter Profeſſor der Theologie und Generalſuperintendent über Schwediſch-Pommern und Rügen, vertheidigte (im Jahre 1751) die roſtockſche theologiſche Facultät gegen eine, den meklenburgiſchen Intelligenzblättern eingerückte Abhandlung von natürlicher Wahrnehmung mehrerer Selbſtſtändigkeiten in dem einigen Weſen Gottes, gab demnächſt mehrere (größtentheils kleinere) theologiſche Schriften, Diſſertationen, Programme und Predigten heraus, und ſtarb im Jahre 1788. — Theodor Johann Quiſtorp ward im Jahre 1722 zu Roſtock geboren, ſtudirte daſelbſt und in Leipzig, ward von Gottſched vorzüglich geachtet, und mit dem dichteriſchen Lorbeerkranze gekrönt. Er ſchrieb philoſophiſche, juriſtiſche und hiſtoriſche Abhandlungen, einige Luſt- und Trauerſpiele und mehrere Gelegenheitsgedichte, von denen der größere Theil längſt vergeſſen iſt. Im Jahre 1744 ward er unter Ernſt Johann Friedrich Manzels Decanate zu Roſtock Licentiat, und bald darauf Doctor der Rechte. Er ging hierauf nach Wismar, widmete ſich der Praxis, und ward im Jahre 1746 Tribunaladvocat. In der Folge führte er zwei däniſche Grafen von Schulenburg auf Reiſen, übernahm nachher die Procuratur beim Tribunal zu Wismar, und ward im Jahre 1750 zum Mitgliede des dortigen Senats ernannt. Er ſtarb am 29. Mai 1776 zu Wismar

als Procurator und Advocat des königl. Tribunals, wie auch Director der Kämmerei im Senatscollegio. Mehrere rhetoriſche Aufſätze, juriſtiſche und hiſtoriſche Abhandlungen und kleine, im Gundlingſchen und Eſtorſchen Geſchmacke abgefaßte kleine Schriften hinterließ er handſchriftlich. Sie verdienten wohl die Ehre des Drucks. — Johann Chriſtian Quiſtorp ward im Jahre 1737 zu Roſtock geboren. In ſeinem 23ſten Jahre vertheidigte er (gleichfalls unter Manzels Vorſitze) ſeine Inaugural-Diſſertation, welche die damals wichtige Frage zu beantworten ſuchte: Utrum unus testis faciat torturae locum? Er ward zuerſt Profeſſor in Roſtock, im Jahre 1772 ordentlicher Lehrer der Rechte zu Bützow, im Jahre 1774 herzoglich-meklenburg-ſchweriniſcher Juſtizrath, im Jahre 1780 Oberappellationsrath, und im Jahre 1792 von dem ſächſiſchen Vicariate mit dem Prädicate eines Ritters und edeln Herrn in den Adelſtand erhoben. Er ſtarb am 15. März 1795. — Eine nicht unbedeutende Menge von Schriften, unter denen einige von einem ausgezeichneten Werthe ſind, und wiederholte Auflagen nothwendig machten, ſind unverwerfliche Zeugen ſeines gelehrten Werthes. Man findet ein Verzeichniß derſelben in dem bekannten Meuſelſchen gelehrten Deutſchlande, ſo wie ſein Leben im erſten Stücke von Koppe's gelehrtem Meklenburg, Seite 142 bis 154. DH.

Quito, ſonſt eine Provinz von Peru, jetzt vom Vice-Königreich Neu Granada in Süd-Amerika, auf den hohen Andesgebirgen, wohl angebauet, und in den nördlichen Gegenden reich an Gold. Die Stadt gleiches Namens liegt in einem anmuthigen Thale, 8772 Fuß hoch, hat 60,000 Einwohner, eine Univerſität, Fabriken und Handel, und iſt der Sitz eines Biſchofs. In dem Thale von Quito, das häufigen Erdbeben ausgeſetzt iſt, liegen noch 29 Flecken und Dörfer mitten unter Pflanzungen von Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr und Hainen von Citronen, Piſang und Pampelmus, die mit Gärten von Obſtbäumen, mit herrlichen von lebendigen Hecken eingefaßten Saatfeldern, und ſchönen, mit Heerden bedeckten Weiden abwechſeln.

Quittung, eine ſchriftliche Erklärung, worin der Gläubiger ſeinem Schuldner den Empfang deſſen, was er an ihm zu fodern hat, ganz oder zum Theil bekennt.

Quixote, ſ. Cervantes.

Quodlibet, von dem lateiniſchen Quod libet, was beliebt. Man bezeichnet mit dieſem Worte Alles, was ohne Ordnung und Zuſammenhang, oder doch mit ſcheinbarer Willkür neben einander geſtellt iſt, — ein Miſchmaſch. Daher pflegt man kleine ſcherzhafte Gemälde und Zeichnungen, auf welchen mehrere Gegenſtände, die an ſich in keiner Verbindung ſtehen, gleichſam als Bruchſtücke hingeworfen ſind; ferner kleine Gedichte von ähnlicher Beſchaffenheit mit dem Namen Quodlibet zu bezeichnen. Eben ſo nennt man ein muſikaliſches Quodlibet ſolche Muſikſtücke, worin allerhand Abwechſelungen, ſowol in Rückſicht der Tactarten, als der Melodien vorkommen. Der Werth ſolcher Quodlibets, die neuerlich unter dem moderniſirten Namen muſikaliſcher Potpourri's wieder Mode geworden, iſt an und für ſich ſehr gering. Der witzige Contraſt iſt es vornemlich, wodurch ſie für einen Augenblick unterhalten können: denn gewöhnlich wählt man zu dieſen Zuſammenſetzungen ſchon gegebene Muſikſtücke, deren bekannter Text mit dem gegenwärtigen, oder deren muſikaliſche Zuſammenſtellung für ſich angenehm oder komiſch iſt. Die Inſtru-

mentalſtücke dieſer Art, welche man gewöhnlich muſikaliſche Potpourri's nennt, können durch phantaſieartige Uebergänge und Variationen verſchiedener allgemein beliebter Themen intereſſant ſeyn. Die Singſpiele aber, welche den Namen muſikaliſches Quodlibet tragen, ermangeln gewöhnlich des muſikaliſchen und des komiſchen Reizes zugleich, indem ſie dem komiſchen Effect nachjagend, den ſie in dem Abgebrochenen und Zuſammenhangsloſen ſuchen, den muſikaliſchen verlieren.

Quote, der beſtimmte Antheil Jemandes an einer Sache (Koſten oder Gewinn).

Quotient, wird im Allgemeinen die Zahl genannt, welche entſtehet, wenn man mit einer andern Zahl in eine dritte dividirt. Daher iſt der Quotient gleich dem Producte des Diviſors und Dividendus.

Anhang.

Oſtindiſche Compagnien. Seit den früheſten Zeiten ſind die Handelsſpeculationen der Europäer auf eine directe Verbindung mit Oſtindien als auf ihr höchſtes und glänzendſtes Ziel hingerichtet geweſen. Bekanntlich hat ſich zuerſt in der neueren Zeit das arabiſche Weltreich und deſſen merkantiliſche Größe, dann ſpäter die Herrſchaft der Perſer und Türken ins Mittel gelegt und diejenigen Länder in Beſchlag genommen, durch welche die kürzeſte Straße nach Hindoſtan führet. Der ſchlauen merkantiliſchen Politik der italieniſchen Republiken gelang es nicht, dieſe Hinderniſſe ganz zu umgehn, und ſelbſt der venetianiſche Handel mit Indien, bei aller ſeiner Ausdehnung, war in keiner Beziehung ein directer zu nennen.

Nachdem nun die Türken durch die Eroberung von Conſtantinopel in Europa Wurzel gefaßt hatten, und der Wall der Barbarey, welcher unſern Welttheil von Indien trennt, um ſo feſter gegründet war, mußte ſich aller Unternehmungsgeiſt der chriſtlichen Kaufleute auf die Auffindung eines directen Weges nach jenem Handelslande der Verheißung wenden. Der Weſten von Europa wurde von der Herrſchaft der Sarazenen befreit; der im Kampfe mit den Ungläubigen lange geübte kriegeriſche Geiſt der Völker brauchte Nahrung; der große portugieſiſche Fürſt Henricus, von der dankbaren Mit- und Nachwelt Navigator genannt, hatte ihn auf den Ozean hingewieſen, und noch kein halbes Jahrhundert ſeit dem ſchmachvollen Verluſte Conſtantinopels war verfloſſen, als Vasco da Gama direct von Liſſabon kommend an der malabariſchen Küſte von Hindoſtan landete, und ſich der glückliche Kampf der portugieſiſchen Chriſten dort jenſeits des Meeres erneuete. So gerieth der oſtindiſche Handel mit allen ſeinen Dependenzen auf ein Jahrhundert faſt ausſchließend in die Hände der Portugieſen: das goldne Zeitalter dieſes Volkes, würdig der Verewigung, wenn auch nicht in der durch Ungeſchick, Habſucht und Grauſamkeit entſtellten Wirklichkeit, doch in den Geſängen ſeines Nationaldichters Camoens. Was Alfonſo Albuquerque, Nunis de Cunha und Franciscus Xaverius, jene mit ritterlichen, dieſer mit geiſtlichen Waffen vollbracht, wird der Bewunderung der ſpäteſten Nachwelt würdig bleiben.

Die Herrſchaft der Portugieſen in Oſtindien war mehr politiſcher als merkantiliſcher Natur; ihre Unternehmungen waren vom Hofe, die ſpäteren der Holländer und Engländer vom Kaufmannsſtande ausgegangen; daher waren jene zuverläſſiger begründet und konnten nur durch politiſche Machtumwälzungen in Europa erſchüttert werden. Achtzig Jahre hindurch, nachdem ſich der Landweg der indiſchen Produkte über Venedig, Genua und die Hanſeeſtädte mehr und mehr verſchloſſen hatte, war Liſſabon das eigentliche Indien für den Norden von Europa; Engländer und Holländer bezogen von dorther oder von portugieſiſchen Kaufleuten in Antwerpen ihren geſammten Bedarf an indiſchen Spezereyen. Auch an der Quelle ſahe ſich Venedig durch

die Niederlage ſeiner Handelsfreunde, der Sarazenen, und durch die militäriſche Größe der Portugieſen verdrängt.

Als nunmehr Philipp II. gegen Ende des 16ten Jahrhunderts Portugal der ſpaniſchen Monarchie einverleibte, und bald darauf ſeinen Krieg mit England unternahm, dem er die Häfen ſeines Reichs verſchloß, wurde das brittiſche Bedürfniß der indiſchen Gewürze nach den Niederlanden verwieſen. Die Holländer benutzten dieſe Conjunktur und ſteigerten den Pfefferpreis aufs dreifache. Aus Verzweiflung mußten ſich nun die Spekulationen der londoner Kaufleute auf den directen Handel nach Indien wenden. Aber die Widerſetzlichkeiten der Niederländer gegen das ſpaniſche Joch bewogen Philipp II. zu einer entſcheidenden Maßregel auch gegen den holländiſchen Handel: die Wegnahme ihrer Schiffe im Hafen von Liſſabon nöthigte auch die Holländer, an eine unmittelbare Verbindung mit Indien zu denken.

So geſchahe es in dem letzten Jahrzehend des 16ten Jahrhunderts faſt gleichzeitig, daß ſich in England und Holland die erſten Keime jener großen Geldcorporationen, die wir mit dem Namen der Handels-Compagnien bezeichnen, bildeten, — unterſchieden von der ehrwürdigen Hanſa und allen früheren Verbindungen dieſer Art dadurch, daß nicht politiſche Körperſchaften, Städte oder Gemeinden in Perſon, ſondern bloße Privatleute mit Gelde (veräußerlichen Actien) zu Erreichung eines gemeinſchaftlichen Handelszweckes zuſammentraten; ferner dadurch, daß ihre Rechte und Privilegien von der Staatsgewalt ein für allemal erkauft, während diejenigen der älteren Handlungsbünde in und mit ihren politiſchen Rechten durch unzählige einzelne Tractaten allmählich erworben wurden. Da nun der Handel, nach entfernten Weltgegenden in großen Maſſen getrieben, einer begleitenden politiſchen Kraft zu ſeiner Befeſtigung und Beſchützung durchaus nicht entbehren, und die Geldkraft an ſich zwar große momentane, aber nur geringe dauernde Wirkungen hervorbringen kann, ſo ſehen wir die engländiſche, holländiſche und alle übrigen kleineren oſtindiſchen Handels-Compagnien ſehr bald nach ihrer Entſtehung in die Löſung der unglücklichen Aufgabe verwickelt, aus bloßen Geldmitteln eine politiſche Macht zu conſtruiren, die, auch wenn ſie gelingen könnte, weder zu vollſtändiger Uebereinſtimmung mit der Politik des Mutterlandes gedeihen, noch auch den Reactionen der unterworfenen Länder auf die Dauer widerſtehen würde. —

I.) Die älteſte, obwohl ihrer ganzen Verfaſſung nach von den ſpäteren weſentlich verſchiedene oſtindiſche Handels-Compagnie war die portugieſiſche. Durch die unnatürliche Vereinigung Portugals mit Spanien war die Verbindung der entfernten portugieſiſchen Verwaltung in Indien mit dem Mutterlande lockerer geworden; Mißbräuche aller Art, unerlaubter Zwiſchenhandel der Vicekönige und Beamten, Contrebande, Seeräuberei nahmen überhand. Die ſpaniſche Regierung erkannte, daß der oſtindiſche Handel, dafern er wie bisher auf Rechnung der Krone geführt wurde, nicht nur keinen Gewinn, ſondern ein jährlich wachſendes Deficit abwerfen mußte. Dies beſtimmte ſie, das ausſchließende Privilegium des indiſchen Handels im Jahre 1587 einer Compagnie portugieſiſcher Kaufleute gegen jährliche Abführung einer bedeutenden Summe an das Aerar zu überlaſſen. Dieſe nicht aus eigenem, ſondern äußerem Antriebe gebildete Geſellſchaft gerieth, da ſie ihr Vorrecht an Ort und Stelle geltend machen wollte, unvermeidlich mit der geſammten portugieſiſchen Ver-

waltung von Indien, die in den Schleichhandel verflochten war, in einen für beide Theile gleich verderblichen Conflict, und die Unternehmungen der Holländer und Engländer hätten nicht glücklicher vorbereitet werden können, als durch die Lähmung der portugieſiſchen Macht, welche der Kampf jener beiden auf daſſelbe Object privilegirten Körper nach ſich zog. Hiezu kam die allgemeine Erbitterung aller indiſchen Stämme gegen das portugieſiſche Joch, und alte Eiferſucht und Feindſchaft der Sarazenen gegen beide. Die engliſchen und holländiſchen Compagnien fanden alles in jener vortheilhafteſten Trennung, die der Herrſchaft des hinzukommenden Dritten, der alsdann mit den geringfügigſten Gewichten entſcheidet, ſo günſtig iſt: dieß erklärt bei dem großen Mißverhältniß der Kräfte ihre unmittelbaren glänzenden Erfolge. Die portugieſiſche Compagnie hingegen ſah ſich, da die offnen Kriege der Engländer und Holländer gegen Spanien ausbrachen, bald außer Stand geſetzt, ihre jährlichen Geldabgaben an die Krone abzutragen, und gerieth in immer tieferen Verfall, bis ſie, bei der im Jahre 1640 erfolgten Befreiung Portugals, von König Johann IV., dem erſten aus dem Hauſe Braganza, aufgehoben wurde. Von da an ſind die unbedeutenden Reſte des portugieſiſchen Handels nach Oſtindien, wenn wir den mißglückten Verſuch einer neuen Compagnie vom J. 1731 ausnehmen, in den Händen der Regierung geblieben.

II.) Acht Jahre nach der Entſtehung der erſten portugieſiſchen Compagnie wird das Anerbieten eines in ſpaniſcher Gefangenſchaft über das Innre des portugieſiſch-oſtindiſchen Handels unterrichteten Holländers, Cornelius Houtman, die Veranlaſſung, daß die Kaufleute von Amſterdam, welche bereits drei vergebliche Verſuche gemacht hatten, durch das nördliche Eismeer nach Indien vorzudringen, ſich unter dem Namen der Compagnie für entfernte Länder vereinigen und die erſte Handelsflotte unter Houtmans commerzieller Leitung über das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Indien abgehen laſſen. Vier kleine Schiffe wurden mit einem Capital von 70,000 Gulden ausgerüſtet, und ſegelten am 2. Apr. 1595 vom Texel ab. Dieß iſt der geringe Anfang der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie. Das Beiſpiel von Amſterdam fand in den übrigen vereinigten Provinzen Nachahmung; die mehreren Handels-Compagnien, welche ſich auf dieſe Weiſe bildeten, fühlten bald, daß ſie ſich in der Vereinzelung nur gegenſeitig beeinträchtigen würden; ſo erfolgte am 20. März 1602 ihre Vereinigung durch einen Freibrief der Generalſtaaten, worin ihnen durch 21 Jahre das ausſchließliche oſtindiſche Handelsprivilegium, nebſt allen davon unzertrennlichen politiſchen und militäriſchen Rechten eingeräumt wurde, jedoch ſo, daß die bisherigen einzelnen Geſellſchaften in einer gewiſſen Abſonderung erhalten wurden, und jede der ſechs Städte, Amſterdam, Middelburg, Delft, Rotterdam, Horn und Enkhuyſen, welche die erſten Verſuche gemacht, den Handel von ihren eignen Häfen aus zu betreiben befugt blieb. Dieß iſt der Grund der Eintheilung der Compagnie in ſechs Kammern. Dieſe Handelsgeſellſchaft begann ihr Geſchäft mit den vereinigten Fonds von 6½ Million Gulden: 65 Directoren (Bewindhebbers), unter den verſchiedenen Kammern nach Verhältniß der ſubſcribirten Fonds vertheilt, ſo daß auf Amſterdam 25, auf Middelburg 12, und auf jede der vier übrigen Städte 7 kamen, beſorgten in ihren beſonderen Häfen die Ausrüſtung der Schiffe; ein Ausſchuß von 15 Directoren, nach gleichem Verhältniß zuſammengeſetzt, die Centralgeſchäfte

Als im J. 1622, bei Gelegenheit der Frage über die Erneuerung des Freiheitsbriefes der Compagnie, die Erfolge ihrer Unternehmungen von den Generalſtaaten unterſucht wurden, ergab ſich, daß ſie in den 20 Jahren ihres Daſeyns 30 Mill. Gulden, d. h. mehr als das vierfache ihres Grundkapitals, unter die Inhaber der Actien vertheilt, und das Capital ſelbſt noch außerdem durch Colonialanlagen, Befeſtigungen, Schiffe und andres untheilbare Eigenthum unermeßlich vermehrt hatte. Dieſe bewundernswürdigen Reſultate können nicht befremden, da der Zuſtand von Oſtindien in allen Rückſichten dem Republikaner und Proteſtanten günſtiger war, als dem monarchiſchen Catholiken. Waren die größten Feldherrn der Portugieſen von dem Grundſatze ausgegangen, daß ohne feſte Begründung militäriſcher Macht und ohne religiöſes Einverſtändniß des Unterworfenen mit ſeinem Herrn ein dauerhaftes Handelsverhältniß nicht möglich ſey, und war dieſer Grundſatz durch ein ganzes Jahrhundert von geſchickten und ungeſchickten Händen, oft mit Weisheit, öfter mit der menſchenfeindlichſten Härte angewendet worden, ſo mußten wohl die Holländer, bei ihrer Indifferenz gegen die ſittlichen Verhältniſſe der Völker, mit ihrer kräftig geleiteten Handelspolitik anfänglich überall die günſtigſte Aufnahme finden. Daß ſie in ihren erſten Unternehmungen auch den Engländern den Rang abliefen, lag nicht nur in ihrer nautiſchen Ueberlegenheit, in dem jugendlich republikaniſchen Geiſte des Mutterlandes und in dem größeren Umfange ihres Capitals, ſondern vielmehr darin, daß ſie von Anfang an mit vereinigtem Capital handelten, während die erſte engliſch-oſtindiſche Compagnie bis 1610 eine bloße Innungsvereinigung (regulated company) blieb, in der jeder Theilnehmer ſein Geſchäft abgeſondert betrieb, und nur gewiſſen allgemeinen Vorſchriften, ſo wie der Verpflichtung, ſich der Schiffe der Compagnie zu bedienen, unterworfen war. In Betreff der augenblicklichen Wirkung mußten die neuen Geldcorporationen, wovon die holländiſch-oſtindiſche Compagnie das erſte große Beiſpiel aufſtellte, den alten perſönlichen (Innungs-) Corporationen den Rang ablaufen, wenn auch der ſpätere Erfolg gelehrt hat, daß eine bloße Geldmacht ohne die völlige Niederlage aller Rückſichten der Menſchlichkeit nicht zu behaupten iſt; — ſo wie andrerſeits die erſten portugieſiſchen Eroberer in den Augen aufgeklärter Holländer und Engländer wenigſtens in ſo weit Recht behalten, daß alle Weltherrſchaft der Europäer in Indien unſicher bleibt, ſo lange ſie nicht auf einem ſittlichen, rechtlichen und religiöſen Einverſtändniſſe mit den Urbewohnern jenes Landes beruhet.

Das Privilegium der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie wurde bis 1644 prolongirt: Batavia, für den Verkehr mit den Gewürzinſeln, dem damaligen Hauptobjecte des indiſchen Handels, äußerſt vortheilhaft gelegen, war gegründet; 34 bis 41 Schiffe liefen jährlich von Holland nach Indien aus, 25 bis 34 kehrten im Durchſchnitt zurück. Der Handel mit Japan gewann täglich an Ausdehnung, und die Ausbreitung der portugieſiſchen Macht in Braſilien ſeit der Thronbeſteigung des Hauſes Braganza, obwol ſie der holländiſch-weſtindiſchen Geſellſchaft den empfindlichſten Verluſt brachte, förderte die Angelegenheiten der oſtindiſchen Compagnie, weil ſie, die ganze Aufmerkſamkeit der Portugieſen auf Amerika ziehend, den Holländern in Aſien deſto freiern Spielraum ließ: 1641 ging Malacca, die Hauptſtadt des portugieſiſchen Orientes, durch Verrath des Gouverneurs an die Holländer über. Indeß verminderten ſich hauptſächlich durch die wach-

ſende Competenz der Engländer und Franzoſen, und durch den politiſch-militäriſchen Aufwand der Compagnie, ihre Dividenden, und ſie konnte nur mit Mühe die 1,600,000 Gulden aufbringen, welche ſie den Generalſtaaten 1644 für die weitere Prolongation ihres Freibriefes bis zum Jahre 1665 zu entrichten hatte. Bald darauf aber gewann die Republik der vereinigten Niederlande die Befeſtigung ihrer Unabhängigkeit durch den weſtphäliſchen Frieden, ein Ereigniß, welches auf das Intereſſe der Compagnie wohlthätig einwirkte; und ſo vermochte dieſe ſeit dem Jahre 1650 mit einem Aufwande von 20 Mill. Gulden in zwanzig Jahren ihr Etabliſſement auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Stande zu bringen, welches dem geſammten europäiſchen Verkehr mit Indien erſt die eigentliche Haltung gab, und jenen Koſtenaufwand aufs reichlichſte vergütete.

Inzwiſchen wurde 1658 die Eroberung von Ceylon, nach hartnäckiger Gegenwehr der Portugieſen, vollendet, und die tartariſche Revolution in China die Veranlaſſung, erſt einer fehlgeſchlagenen Geſandtſchaft der Compagnie nach China, dann der höchſt vortheilhaften Niederlaſſung von 30,000 unzufriedenen Chineſen, die ſich der neuen Herrſchaft nicht hatten unterwerfen wollen, auf der holländiſchen Inſel Formoſa. Hatte demnach der active Handel nach China mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, ſo entſchädigte der indirecte dieſer mit dem Local wohlbekannten Flüchtlinge, und der paſſive Handel mit den chineſiſchen Producten, die von allen Seiten auf dem Markte von Batavia zuſammenſtrömten, die Compagnie reichlich für jenes Entbehren. Indeß verloren ſie im J. 1661 dieſe als Zwiſchenſtation der Reiſen nach Japan ſo wichtige Inſel gegen den chineſiſchen Partheigänger Caxinga, deſſen Familie ſie ſpäterhin dem Kaiſer von China überließ. So empfindlich dieſer Verluſt für die entfernteren Intereſſen der Compagnie war, ſo ſteigerte er nichts deſtoweniger ihren Unternehmungsgeiſt: im J. 1663 wurden die weſentlichſten portugieſiſchen Niederlaſſungen an der Küſte Malabar erobert, und 1666, durch die Einnahme von Macaſſar, das Hauptobject ſiebenzigjähriger Anſtrengung, das Monopol des Gewürzhandels, glücklich erreicht. Um dieſe Zeit betrug der gewöhnliche Civil- und Militäraufwand der Compagnie, mit Ausſchluß der Kriegskoſten, 3½ Mill. Gulden.

Als im J. 1665, unter großem Widerſtreben feindlich geſinnter Parteien, die Erneuerung des Freibriefes bis zum J. 1700, gegen Zahlung einer großen Summe in den Staatsſchatz, erfolgte, ergab ſich aus den vorgelegten Berichten der Compagnie ein Handlungsgebiet, welches die Einbildungskraft kaum zu umfaſſen vermag. Von dem Vorgebürge der guten Hoffnung aufwärts an den Küſten von Arabien und Perſien Factoreien, von Surate die malabariſchen Küſtenländer herab alle bedeutenden Niederlaſſungen der Portugieſen in Beſchlag genommen, Ceylon mit ſeinem Zimmet und Elfenbein, die Perlenfiſcherei und der Baumwollen-Waaren-Handel der Küſte Coromandel, Bengalen und Oriſſa mit Seiden-, Baumwollen-Stoff, Reis, Zucker, Salpeter u. ſ. f., in den Händen der Compagnien, die Geſchäfte mit Pegu, Siam und Tunquin nur durch vorübergehende Zufälle unterbrochen, eine reiche Silber- und Kupfer-Ausfuhr aus Japan, dann der unermeßliche Gewürzhandel mit Amboina, den Banda-Inſeln und Molukken u. ſ. f. — ſind nur einzelne Züge dieſes unermeßlichen Gemäldes. Malacca, Hauptſitz des portugieſiſchen Handels, erſcheint in dieſem Berichte als zerfallend, die Stadt zu groß nach

Verhältniß des Aufwandes der Vertheidigung; denn die Straße von Sunda, an der Batavia gelegen, und nicht mehr, wie ehemals, die Straße von Malacca, war der Hauptweg nach dem hinteren Orient.

Nach dieſer Zeit iſt der Freiheitsbrief der Compagnie, jedesmal nach ihrerſeitigen bedeutenden Geldopfern, von 1701 bis 1740, dann bis 1775, und im J. 1776 auf weitere 30 Jahre für eine Zahlung von 2 Mill. Gulden und jährliche Zahlung von 360,000 Gulden, erneuert worden.

Habſucht und Grauſamkeit, die dann noch zunahmen, als der kräftige Geiſt der republikaniſchen Unternehmer, ihre Sparſamkeit und Frugalität ſich mehr und mehr verlor; ein ſchnödes Intriguenſpiel mit den alliirten Völkern und Fürſten, welches kein höherer Zweck als die Gewinnſucht beſeelte; insbeſondre aber die Unfähigkeit, den ſittlichen Character jener Völker zu begreifen, ſich in religiöſer und rechtlicher Hinſicht mit ihnen zu verſtändigen; endlich die erneuerte Kraft, mit der ſich die brittiſche Compagnie beim Eintritte des 18ten Jahrhunderts erhob, und der Umſchwung in den europäiſchen Bedürfniſſen, der Vorzug, den anderweite Reizmittel vor den indiſchen Gewürzen gewannen, — dies ſind die Haupturſachen des Verfalls der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie. Im 18ten Jahrhundert erfüllen die Erzählungen von Empörungen, Verſchwörungen und meiſt unglücklichen Kriegen ihre Annalen; und 1781 iſt ſie durch den Krieg mit England, und durch ihren unverhältnißmäßigen politiſchen Aufwand ſo weit herabgekommen, daß ihr die Generalſtaaten, unter allen eignen Laſten, noch mit ſehr beträchtlichen Anlehnen zu Hülfe kommen müſſen. Im erſten Revolutionskriege verlor ſie ihre meiſten Beſitzungen und mußte im J. 1796 die Zahlung ihrer Dividenden einſtellen; was der Friede von Amiens 1801 zurückgab (denn England behielt nur Ceylon), war kaum in Beſitz genommen, als es im erneuerten Kriege verloren ging; und auch nach endlicher Herſtellung des allgemeinen Friedens kehrten von allen oſtindiſchen Beſitzungen nur die Gouvernements von Batavia und Amboina, Banda, Ternate, Malacca, Macaſſar, nebſt zerſtreuten Directorien und Comptoiren an den Küſten von Malabar und Coromandel, an das Mutterland zurück. Auf das Vorgebürge der guten Hoffnung und Ceylon mußte für immer Verzicht geleiſtet werden.

Je mehr ſich die holländiſch-oſtindiſche Compagnie bei ihrem erſten Beginnen nur auf den Thron niederzulaſſen brauchte, den Portugal für ſie gegründet; je mehr ſie Befeſtigungen, Handelsbauten, Artillerie und Vertheidigungsanſtalten aller Art fertig vorgefunden hatte; je mehrere Handels- und politiſche Verhältniſſe bereits angeknüpft waren, die ſie ohne Aufwand von Zeit und Geld übernehmen konnte; je unermeßlicher die portugieſiſche Beute war, die ihr auf allen Meeren und bis an die Mündungen des Tajo hin in die Hände fiel: um ſo leichter war ihr Beginn, während die Engländer ein Jahrhundert hindurch mit der Schwierigkeit zu kämpfen hatten, den Boden, auf welchem der merkantiliſche Hebel zu ſtützen ſey, erſt allmählich zu gewinnen. Daher aber kann man auch ſagen, daß die holländiſche Macht in Oſtindien ihrem Capital nicht gewachſen war, weil ſie es in ſeinem ganzen Umfange nicht zu unterhalten vermochte; die engliſche Macht hingegen war beſſer gegründet, weil ſie gehend und ſchrittweis hat erworben werden müſſen.

III.) Um nun die Geſchichte der größten, und dermalen faſt allein herrſchenden oſtindiſchen Handels-Compagnie, nämlich der brit-

tiſchen, in der Kürze darzuſtellen, iſt erfoderlich, daß man ſie in vier Perioden abtheile. In den erſten dreizehn Jahren ihrer Kindheit war ſie eine zunftartig regulirte Compagnie; in den folgenden fünf und neunzig Jahren war ihr Capital zwar vereinigt, aber deſſen Wirkung theils durch die Suprematie der Holländer in den indiſchen Meeren, theils durch die Krämpfungen der inneren Verfaſſung des Mutterlandes, theils auch dadurch beengt, daß der Titel ihrer ausſchließlichen Berechtigung als ein bloß königlicher und nicht parliamentariſcher, vielfältig in Zweifel gezogen wurde; hierauf erſcheint ſie in den weiteren vierzig Jahren mit parliamentariſch begründetem, unbeſtrittenem Rechte, aber auf bloß commerzielle Transactionen beſchränkt. Endlich entwickelt ſich in den letzten ſiebenzig Jahren ihre politiſche Größe; ſie wird die Gebieterin über 50 Mill. Menſchen, und über die geſegnetſten Erdſtriche der Welt.

Erſte Periode von 1600 bis 1613. Die Engländer, wie die Holländer, hatten ihre erſten Unternehmungen auf Indien nördlich gerichtet; nord-weſtlich, während die Holländer mehr nord-öſtlich. So hatte Johann Cabot auf den Schiffen Heinrichs VII. 1497 Neufundland und die Küſten von Nord-Amerika entdeckt. 1553 unter der Regierung Eduards VI. veranlaßte ſein Sohn, Sebaſtian Cabot, die zweite große Unternehmung dieſer Art. Der König privilegirte die Geſellſchaft, welche mit einem Fonds von 6000 Pf. St. drei Schiffe zur Entdeckung Indiens auf dem nördlichen Wege ausgerüſtet hatte. Ein Theil dieſer Expedition erfror im lappländiſchen Eismeere; ein andrer Theil gerieth an die nördlichen Küſten von Rußland, knüpfte Handelsverbindungen an, und ward die Veranlaſſung der engliſch-ruſſiſchen Handels-Compagnie, eben ſo wie die brittiſche Hudſons-Bay-Compagnie ihre Entſtehung den Forſchungen nach einer Nordweſt-Durchfahrt zu verdanken hatte, die man bis auf den heutigen Tag, jedoch ohne Erfolg, fortgeſetzt hat. Wie jenes Jahrhundert mit der Aufgabe, direct nach Indien zu gelangen, gerungen habe, zeigt ſich an den nun angeſtellten Verſuchen und Reiſen, um auf dem Landwege durchzudringen, und wenigſtens die Competenz mit Venedig zu gewinnen, wenn es unmöglich ſchien, neben Portugal aufzutreten. Dieß war das Hauptobject der im J. 1581 errichteten brittiſch-türkiſchen Compagnie, die indeß bald die Vergeblichkeit ihrer Beſtrebungen erkannte, dagegen durch die Notizen, welche Franz Drake von ſeiner Weltumſegelung zurückbrachte, beſtimmt wurde, im J. 1591 eine Expedition von 3 Schiffen unter Capitän Raymond auf dem portugieſiſchen Wege nach Indien abzuordnen. Dieſer Verſuch eben ſowohl als der andre Robert Dudlys im J. 1596 ſcheiterten gänzlich. Indeß trieben der ſpaniſche Krieg, die Sperre von Liſſabon und die Gewinnſucht der Holländer den Unternehmungsgeiſt der londoner Kaufleute aufs äußerſte, und ſo kam am 22. Sept. des J. 1599 in Founders Hall zu London die Vereinigung zu Stande, aus der ſich im Laufe zweier Jahrhunderte die größte Handelsmacht entwickeln ſollte, von der in den Jahrbüchern der Welt die Rede iſt. Der erſte Fonds beſtand in nicht mehr als 30,133 Pf. Sterling; und am 31. Decbr. des J. 1600 bewilligte die Königin Eliſabeth dem Gouverneur und der Geſellſchaft der nach Oſtindien handelnden londoner Kaufleute das ausſchließliche Privilegium des Handels auf 15 Jahre mit allen Ländern vom Cap der guten Hoffnung öſtlich bis zur Magellaniſchen Straße, diejenigen ausgenommen, die im wirklichen Beſitze befreundeter chriſtlicher Mächte ſind. So bis zum

J. 1613 beſtand die Compagnie in regulirter Verfaſſung; jeder Theilnehmer verwaltete ſeinen Antheil ſelbſt auf eigne Rechnung, und war nur an einige allgemeine Vorſchriften gebunden. Ungeachtet dieſer unbequemen Form ergaben die in dieſer Zeit unternommenen acht Reiſen einen Profit von 171 pCt.

Zweite Periode von 1613 bis 1708. Das Capital wird vereinigt; die Geſellſchaft wird aus einer regulated, eine joint stock company; demnach die Verfaſſung derſelben aus einer demokratiſchen eine mehr ariſtokratiſche, in der die reichſten Actionärs die Direction der Geſammtverwaltung in allen ihren Details übernehmen, und die große Maſſe der Actionärs eine Scheincontrolle bei den Generalverſammlungen behauptet, im Weſen aber nur den Geldcommerz mit den Actien im Auge hat. Nun proſperirten die Angelegenheiten der Compagnie dergeſtalt, daß ihre Actien binnen vier Jahren zu dem Werthe von 203 pCt. hinaufſtiegen, daß ferner die Holländer, wiewohl vergeblich, um eine Verbindung mit ihr gegen die Portugieſen warben, daß ihre Factoreien ſich über Java, Sumatra, Borneo, die Bandainſeln, Celebes, Malacca, Siam, die Küſten Malabar und Coromandel, vorzüglich aber über die Staaten des Mogul verbreiteten, den die Compagnie mit beſondrer Klugheit in ihr Intereſſe zu ziehn gewußt hatte, endlich daß bei der neuen Subſcription, die ſie im J. 1616 eröffnete, 1,629,040 Pf. St. unterzeichnet wurden. Aber ſchon 1627 zeigten ſich Klagen über ſchlechte Verwaltung, über Mißbräuche aller Art, insbeſondre über den eignen Handel der Beamten, welcher das Intereſſe der Compagnien von jeher am meiſten beeinträchtigte. Andrerſeits aber, je mehr die königlichen Rechte unter der Regierung des Hauſes Stuart in Zweifel gezogen und beſchränkt wurden, um ſo mehr wurde auch das ausſchließliche, aus königlicher Machtvollkommenheit herrührende Privilegium der Compagnie beſtritten. Die Könige ſelbſt nährten dieſe Zweifel durch die Licenzen zum indiſchen Handel, welche ſie zum großen Nachtheile der Compagnie einzelnen dritten Perſonen bewilligten. Dazu griffen unter Cromwells Protectorat die Begriffe der politiſchen Freiheit ſo weit um ſich, daß kein Monopol irgend einer Art vor ihnen beſtehen zu können ſchien, und der Protector glaubte bei Expiration des Freibriefes im J. 1655 den Verſuch wagen und den oſtindiſchen Handel freigeben zu müſſen; ein Ereigniß, welches am meiſten die holländiſche Compagnie allarmirte, die es mit freien Nebenbuhlern nicht aufnehmen zu können glaubte, und die Unausführbarkeit der Sache nicht einſah. Die Compagnie aufgeben, hieß, das ganze bereits erworbene, untheilbare Capital von Macht und Einfluß in Indien, zum Nachtheile des Mutterlandes aufgeben, und ſich in den Zuſtand hülfloſer Kindheit zurück verſetzen. Nach der Reſtauration der königlichen Familie trat auch das königliche Privilegium, welches ſchon Cromwell hatte erneuern müſſen, wieder in ſein volles Recht. In der kurzen Zwiſchenzeit bis zur Revolution im J. 1688 gewann die Compagnie mit Madras und Bombai den vorherrſchenden Einfluß auf den Küſten Malabar und Coromandel, und hiermit die Baſis der ſpäteren Operationen auf das innre Hindoſtan, wie auch der Macht, die ſich auf den Trümmern des Reichs des großen Mogul entwickeln ſollte. Aber die innern Geſchäfte der Compagnie gingen zurück, und gleich nach der Revolution kam die große Streitfrage: ob der Handel durch ein königliches Privilegium beſchränkt werden könne, und ob der Landesherr die Majeſtätsrechte, welche er ſelbſt nur bedingungs-

weiſe beſäße, einer von ihm privilegirte Geſellſchaft einſeitig übertragen könne, ernſthaft zur Sprache. Der Erfolg war, da die Compagnie ihr titulo oneroso erworbenes Recht wegen der Verluſte, die ſie durch Kriege, Untreue der Beamten, Verſchwendung u. ſ. f. erlitt, nicht gehörig zu vertheidigen vermochte, die parliamentariſche Patentirung einer neuen oſtindiſchen Compagnie im J. 1698, die ihren Freibrief mit einem Vorſchuß von 2 Mill. Pf. St. für den Staatsdienſt gegen 8 pCt. Zinſen erwarb. Bald aber drängten die unaufhörlichen Conflicte beider Compagnien zur Vereinigung, welche 1708 erfolgte.

Dritte Periode von 1708 bis 1748. Im J. 1708 kam die Parliamentsacte, welcher die brittiſch-oſtindiſche Compagnie in ihrer gegenwärtigen Geſtalt, als united company of merchants of England trading to the East-Indies, ihr Daſein verdankt, zu Stande. Das ausſchließliche Privilegium ward bis 1726, und auf nachherige dreijährige Aufkündigung bewilligt. Der Fonds ward durch Actien zuſammengebracht, deren Eine von 500 Pf. St. dem Inhaber das Recht auf eine Stimme in der Generalverſammlung (the general court) gab. Unter den Inhabern von vier ſolcher Actien, oder von einem Antheile von 2000 Pf. St. wurden die 24 Directoren gewählt, welche nach der Natur ſolcher Societätsverbindungen die Oligarchie bildeten, in deren Händen die Führung des unermeßlichen Geſchäftes lag. Die Verkäuflichkeit der Actien einer joint stock company bringt es mit ſich, daß die große Maſſe der Actieninhaber von Tage zu Tage wechſelt, das perſönliche Intereſſe an den Geſchäften der Compagnie in ihnen nie Wurzel faſſen kann, daher nur das reine Geldgeſchäft mit den Actien beachtet wird, und die Realität der Sache bald den Directoren anheimfällt, weshalb aber auch alle Mißbräuche oligargiſcher Verfaſſungen um ſo leichter Eingang finden. Mit der Abſicht, das Heft der indiſchen Angelegenheiten im Mittelpunct zu behaupten, wurden die Localgeſchäfte der Compagnie dreien von einander getrennten Räthen zu Madras, Bombay und Calcutta anvertraut. Da aber alle Erfolge in letzter Inſtanz von den Localbeamten in Indien abhingen, ſo ſchlich ſich frühe der verderbliche Mißbrauch ein, daß man ſich ihrer Treue zu verſichern glaubte, indem man den höhern Beamten geſtattete, auch die kleineren, lucrativen Poſten in ihrer Perſon zu accumuliren.

Die Erneuerung des Privilegiums war bei den hieraus erwachſenden mannichfaltigen Beſchwerden gegen die Compagnie im J. 1732 nur im Kampfe gegen eine hartnäckige Oppoſition durchzuſetzen, daher hielt es die Compagnie für gerathen, vor weiterer Expiration ihres Freibriefes die Geldverlegenheit der Regierung im J. 1744 zu benutzen, und ihr mit einem ſelbſtgeborgten Anlehen von 1 Mill. Pf. St. zu Hülfe zu kommen, worauf denn weitere Prolongation bis zum J. 1780 erfolgte.

Vierte Periode von 1748 bis jetzt. Mit dem J. 1748 beginnt die Aera der großen politiſchen Bedeutung der Engländer in Indien. Die Franzoſen waren es, welche ihnen durch ihr Beiſpiel das Geheimniß ihrer Stärke eröffnet hatten. Im J. 1746 nämlich hatten ſie ein Bataillon Franzoſen die Armee des Nabobs von Carnatic zerſtreuen, und bald darauf den Verſuch franzöſiſcher Offiziere, indiſche Truppen nach europäiſcher Disciplin zu bilden, gelingen ſehn. Die Erfahrung des Unvermögens indiſcher Armeen, der europäiſchen Kriegskunſt gegenüber, und der Leichtigkeit, womit ſich dieſe Disciplin den unter dem Namen der Seapoys bekanntgewordenen indiſchen

Rekruten mittheilen ließ, waren die beiden großen Entdeckungen, welche das brittiſche Weltreich in Indien zu Tag förderten. Ehr- und Geldgeiz, alle politiſchen und merkantiliſchen Intriguen, konnten nunmehr in einem größeren Maßſtabe operiren, und es war um alle Unabhängigkeit indiſcher Fürſten geſchehn, ſobald der ſchon in alle Verhältniſſe der Machthaber und Völker jener Gegenden eingreifende Handelskörper durch eine dauerhafte militäriſche Rüſtung verſtärkt wurde. Bisher hatte ſich das ganze Militärſyſtem der Compagnie auf die Defenſive beſchränkt; jetzt durfte ſie die Offenſive ergreifen, und bei den endloſen Widerſprüchen zwiſchen europäiſchen und indiſchen Rechtsanſichten, konnte es nirgends an Vorwänden fehlen, dem neuerworbenen Machtmittel den gehörigen Spielraum zu geben. Die Begriffe der Erbfolge, und aller fürſtlichen, Volks- und Familienrechte, waren, jenachdem indiſche, mohammedaniſche oder brittiſche Rechtsgrundſätze und Gewohnheiten zur Norm gewählt wurden, ſo ſtreitig unter einander, daß das Streben der Compagnie (die täglich Gelegenheit hatte, ſchiedsrichterlich zu wirken) nach Erweiterung der Macht juriſtiſcher Rechtfertigung niemals entbehren konnte. Wollte man ſie wegen irgend einer ihrer Operationen in Europa zur Rechenſchaft ziehn, ſo war ſie eben ſo leicht politiſch aus Gründen der Selbſterhaltung, die in einer Entfernung mehrerer tauſend Meilen niemand zu würdigen vermochte, als rechtlich durch einen Rückzug in jenes undurchdringliche Geſetzes-Labyrinth zu vertheidigen. Edmund Burke, der bei Gelegenheit des Haſtingsſchen Proceſſes dieſe Unangreifbarkeit der Compagnie am tiefſten empfand, hatte allerdings Grund, ihr vorzuwerfen: „daß es keinen Herrn, Fürſten oder Staat in Indien gäbe, „den die Compagnie berührt und den ſie nicht verkauft hätte; keinen „Tractat, den ſie nicht gebrochen; keinen Fürſten und keinen Staat, „der ſich ihr anvertraut und den ſie nicht gänzlich zu Grunde gerichtet hätte.“ Ihren obern Beamten in Indien, welche große Namen auch unter ihnen glänzen mögen, wird der Despotismus zugleich mit ihrer Stellung aufgedrungen, 1.) weil jeder von ihnen eine Erbſchaft von Ungerechtigkeiten zu übernehmen hat, die behauptet werden muß; 2.) weil keine öffentliche Meinung unter irgend einer Geſtalt einſprechen kann; 3.) weil alle moraliſche und religiöſe Sympathie, weil ſelbſt die der Sprache zwiſchen den Beherrſchten und den Herrſchern wegfällt; 4.) weil keine Beſorgniß vor ernſthaften Inſurrectionen bei der großen Theilung der indiſchen und mohammedaniſchen Stände und Intereſſen aufkommen kann; 5.) weil alle Beamte der Compagnie nur wenig Jahre der männlichen Kraft ihrem Dienſte widmen, dabei keinen andern Zweck haben als Reichthum, und demnach eine brittiſche auf indiſchem Boden geborene, in deſſen Intereſſen von Jugend auf verwachſene Oppoſition unmöglich iſt.

Im J. 1749 mit der Beſchützung des Prätendenten von Tanjore begannen die Uſurpationen der Compagnie; unter dem Vorwande der Illegitimität wurde der Nabob für den Preis einiger Territorial-Ceſſionen abgeſetzt, dann für neue Ceſſionen wieder reſtituirt. Wie weit in kurzer Zeit ſie in den Künſten der Machtvergrößerung fortgeſchritten, beweiſen die Händel mit Surrajah Dowlah, dem Nabob von Bengalen, im J. 1757, wobei ſchon große und blühende Provinzen als Preiſe der Treuloſigkeit in ihre Hände fielen.

Aber alle dieſe Vergrößerungen zogen ſo überſchwenglichen Aufwand nach ſich, die Schwierigkeiten der Herrſchaft wuchſen mit deren Ausbreitung ſo ſehr, die mehreren Beamten wurden um ſo viel raubſüch-

tiger, unabhängiger und ungehorſamer; daß die finanzielle Lage der Compagnie eher zurück- als vorſchritt. Die in London reſidirende Direction ſank mehr und mehr zu einer bloßen Controlle der eigentlichen Regierung, die nunmehr in Indien ihren Sitz hatte, herab. Ihre Befehle waren antiquirt, bevor ſie in Calcutta anlandeten, denn die Macht der Gegenwart über die Menſchen wird um ſo unwiderſtehlicher, jemehr ſich ihr Wirkungskreis erweitert. Hatten die Gouverneure alle Vortheile der Localität für ſich, ſo war auch nicht zu erwarten, daß ſie anders gehorchen würden, als wo es ihr perſönliches Intereſſe mit ſich brachte. So blieben die ausdrücklichen, wiederholten Verbote des inländiſchen Verkehrs mit Salz, Betelnüſſen und Tabak, mit ausdrücklicher Einwilligung der indiſchen Räthe ohne allen Erfolg, und lange nachdem die Direktion den Beamten der Compagnie verboten hatte, Geſchenke indiſcher Fürſten anzunehmen, wurden erwieſenermaßen bloß von der Familie des Nabobs von Bengalen 6 Millionen Pfund Sterlinge öffentlicher Geſchenke acceptirt.

Da nun unter ſolchen Umſtänden die häuslichen Angelegenheiten der Compagnie in immer tieferen Verfall geriethen, und ſie im Jahre 1772 für ihren laufenden Dienſt eine Anleihe erſt bei der Bank von 600,000 Pf. St., dann bei der Regierung von 1,400000 Pf. St. eröffnen mußte, ſo wurde der Allarm im Publikum um ſo größer, je mehr man von der Ausbreitung der brittiſchen Macht in Indien das Zuſtrömen größeren Reichthums nach dem Mutterlande erwartet hatte. Zugleich erhob ſich in und außer dem Parliament eine laute Klage über das moraliſche Verfahren gegen die indiſchen Fürſten und Völker; nun — da man einſah, daß der Lohn ausblieb dafür, daß die Menſchheit mit Füßen getreten worden war. Die Erbitterung der Nation wandte ſich ungerechter Weiſe auf die Direktion: ihre angebliche Gewalt ſollte beſchränkt werden; man wollte ſie, die ohnmächtige, die eine ungehorſame Welt auf ihren Schultern zu tragen hatte, noch mehr ſchwächen, anſtatt ſie zu kräftigen. Man foderte Controlle: als wenn eine Controlle die mit den Unterdrückern ſympathiſirt, und die Unterdrückten nicht kennt, nützen könnte; als wenn Unterdrückung ein einzelner Akt wäre, der ſich durch Controlle verhüten oder wie ein Verbrechen beſtrafen ließe; und was vermöchte eine Controlle, auch wenn ſie möglich wäre, deren Befehle 6 bis 9 Monate brauchen, um hin, die Berichte über ihre Befolgung eben ſo viele Zeit, um zurück zu gelangen? und war die geſammte Stellung der Compagnie in Indien ein Reſultat von Uſurpationen, das nur durch neue Uſurpationen behauptet werden könnte, nach welchen Grundſätzen ſollte alsdann die Controlle verfahren? — Burke's ſiebenjähriger, glorreicher aber unglücklicher Kampf gegen Haſtings und für die Sache der Menſchlichkeit in Indien hat gelehrt, daß die einzige, ſchwache aber mögliche, Controlle der Gewalthaber jenſeits des Meeres die öffentliche Meinung des brittiſchen Publikums iſt. —

Man wähnte, alles werde beſſer, wenn die Compagnie ihre Macht mit dem Miniſterium theilte, wie die eine Partei, oder wenn man die Segnungen der brittiſchen Geſetze über die Hindus verbreitete, wie die andre juriſtiſche Partei behauptete; noch Andre glaubten viel erreicht zu haben, wenn der Eintritt in die Direktoren-Stellen erſchwert würde. So kam die unförmliche Reform vom Jahre 1773 aus ſehr heterogenen Beſtandtheilen zu Stande. Statt 500 Pf. ſollte nur eine Aktie von 1000 Pf. Anrecht auf Eine, 3000 Pf.

auf zwei, 6000 Pf. auf drei, 10000 Pf. auf vier Stimmen ertheilen. Nur 6 Direktoren ſollten jährlich wiedererwählt werden können. Ein General-Gouverneur mit vier Räthen (zum erſtenmale vom Parliament, d. h. vom Miniſterio, auf 5 Jahre, ſpäterhin von den Direktoren zu ernennen) ſollte den Provinzen Bengalen, Bahar und Oriſſa direkt vorſtehn; die übrigen Präſidentſchaften ſollten von ihm abhängig ſeyn. Um nun dieſe Concentration der Macht zu balanciren, wurde ein oberſter Gerichtshof in Calcutta beliebt, deſſen Oberrichter nebſt drei Richtern, unabhängig von der Compagnie, von der Krone ernannt werden ſollte. Alle Civil- und Militärcorreſpondenz der Compagnie ſollte dem Miniſterio mitgetheilt werden.

Hatte früher in vielen einzelnen Fällen das Gewiſſen, oder wenigſtens der geſunde Menſchenverſtand entſchieden, ſo ward nunmehr die Uebertragung einer ganz fremdartigen Rechtsverfaſſung zum Keime der Zerſtörung aller rechtlichen Verhältniſſe. Der Gerichtshof war Forum für ſämmtliche Klagen gegen jeden, der direkt oder indirekt im Dienſte der engliſchen Compagnie iſt, ſo wie über alle Klagen aus Contrakten, in denen die Parteien ſich ſeinem Spruch unterworfen haben. Wenn man nun erwägt, daß nichts unentſchiedner und unbeſtimmter war, als der status personarum der indiſchen und mohammedaniſchen Bewohner von Hindoſtan, daß die Compagnie einige Departements direkt, andre indirekt durch die Nabobs regierte, daß die Inmindars bald für einen unabhängigen Landadel von Indien, bald für Rentbeamte der Compagnie galten u. ſ. f.; ſo ergiebt ſich, daß der Gerichtshof alle Art von Jurisdiction nach Gutdünken entweder an ſich reißen oder ablehnen konnte.

Der Gerichtshof gab gleich nach dem Antritte ſeiner Amtsführung eine Probe ſeines Geiſtes. Nuncomar, der den General-Gouverneur Haſtings verklagt hatte, wurde einer unvollſtändig erwieſenen Forgery überführt und gehängt, was nach der geiſtreichen Bemerkung eines Schriftſteller ungefähr eben ſo viel ſagen will, als wenn man einen Mahommedaner wegen Bigamie hätte beſtrafen wollen. Ueberhaupt führt die Geſchichte der brittiſch-oſtindiſchen Händel zu der Bemerkung, daß außer Burke und der Familie Welleslen kaum ein einziger Engländer ſich in dem Geiſte der indiſchen Sitten, ſo wie in der Luft jenes Himmelsſtriches, wahrhaft zu orientiren gewußt hat.

Als die Unwirkſamkeit der Maßregeln von 1773 weltkundig geworden und der Finanzzuſtand der Compagnie durch den amerikaniſchen Krieg neuerdings zerrüttet worden war, wurde die Frage von der Errichtung einer Controlle im Parliamente mit Lebhaftigkeit und in einem größeren Maßſtabe als bisher wieder aufgenommen; drei Jahre hindurch, von 1782 bis 1784, waren die größten Talente Englands im Kampfe über dieſen großen Gegenſtand begriffen. Die berühmte Oſtindia-Bill von C. J. Fox, welche ſieben vom Parliamente ernannten Commiſſaren die oberſte Macht und das Patronage über Indien einräumen wollte, mußte dem Hofe mißfallen, da ſie eigentlich dahin zielte, der Krone allen Einfluß auf die indiſchen Angelegenheiten zu entziehn und zwiſchen dem Könige und Indien eine ſchiedsrichterliche Macht aufzuſtellen, die ſo unberechenbar war, als der brittiſche Glücksſtern in Indien ſelbſt. Deshalb drang der Plan William Pitts durch. Ein Board of Controul (Büreau der obern Aufſicht über die indiſchen Angelegenheiten) wurde dem königlichen Miniſterio einverleibt; dieſes von der Krone abhängige Collegium

wurde beauftragt, über die Civil- und Militär-Regierung und über die Finanzen der Compagnie Aufſicht zu führen, und die Ausfertigungen der Direktoren an die verſchiedenen Präſidentſchaften einzuſenden. Die Beſoldung des Generalgouverneurs, der Präſidenten und Räthe wurde von der Beſtimmung des Königs abhängig gemacht. In dieſen weſentlichen Schranken beſtehet die oben hiſtoriſch entwikkelte Verfaſſung der Compagnie noch bis auf den heutigen Tag. Die Macht ſelbſt, inwiefern ſie überhaupt in England reſidirt, iſt in den Händen des Miniſteriums; nur die Details der Regierung ſind der unterworfenen Compagnie verblieben. Gewiß iſt, daß ſeit Errichtung des Board ein dichterer Schleier über den indiſchen Angelegenheiten liegt, als vormals: die Miniſter haben nicht mehr, wie ehemals, ein gelegentliches Intereſſe, dieſe Vorgänge zur Sprache zu bringen; die Generalverſammlung der Compagnie, auch wenn ſie ſich regen wollte, würde nichts bewirken, wenn Board und Direktoren einig ſind; und dieſe Einigkeit iſt um ſo ſichrer begründet, da eine geheime Committé (Committee of Secrecy) aus drei Direktoren beſteht, die mit dem Board verhandeln und beſchließen kann, ohne alle Mitwiſſenſchaft der Uebrigen.

An eine Verbeſſerung des moraliſchen Zuſtandes des brittiſchen Indiens iſt ſo lange nicht zu denken, als die eigentliche Coloniſation und Verpflanzung geborner Britten nach Indien, durch die Beſorgniß eines ähnlichen Schickſals, als der nordamerikaniſchen Colonien, verhindert wird. Nur ein Stamm auf indiſchem Boden geborner Britten würde im Laufe der Zeit die auf alle andre Weiſe unüberwindliche Disharmonie der dortigen Verhältniſſe auflöſen können. Indeß iſt die unmittelbare politiſche Bedeutung der oſtindiſchen Beſitzungen für England zu groß, als daß jemals an gründliche Remedur zu denken wäre. Eine tributäre Bevölkerung von 50 Mill. Menſchen, im Dienſte der Compagnie gegen 16,000 Civil-, und, mit Einſchluß der Eingebornen, 160,000 Militär-Beamten, gegen 14 Mill. Pf. St. jährlicher Exporten und eben ſoviel Importen aus und von allen Theilen der Welt nach und von Indien, eine Zolleinnahme der brittiſchen Regierung von mehr als 4 Mill. Pf. St. jährlich, und ein jährlicher Zufluß von 11 Mill. Pf. St. für die Geſammtcirkulation des brittiſchen Reichs ſind Objekte, die alle moraliſchen Conſiderationen überwiegen. Der dermalige Aktienfonds der Compagnie beträgt 6 Mill., der Werth ihres untheilbaren und ihres fliegenden Eigenthums gegen 50 Mill. Pf. St., die Maſſe ihrer Schulden 46 Mill. und der Belauf ihrer jährlichen Territorialrevenüen 18 Mill. Pf. St., d. h. das anderthalbfache der Einkünfte des geſammten ruſſiſchen Reichs, welche, nach der gewöhnlichen Angabe, den Revenüen des bloßen Gouvernements von Bengalen gleich kommen.

Dieſer politiſch-merkantiliſche Coloß beſteht und wird beſtehen, — inwiefern der unüberwundene, großer Widerſtrebungen fähige Geiſt der Braminiſchen Völker niemals erwacht, auch durch die ungeſchickten Bekehrungsverſuche brittiſcher Methodiſten niemals geweckt wird; inwiefern die unverhältnißmäßig geringe Militärmacht ausreicht und die eingebornen ſieben Achttheile derſelben ihre Empörungsverſuche nicht wiederholen; inwiefern das Syſtem aushält: de faire le commerce en Sultan, et de faire la guerre en marchand; inwiefern die Prätenſionen der Metis, der Abkommen europäiſcher Väter und indiſcher Mütter, nicht zunehmen; inwiefern den Indiern

und Mohammedanern das Geheimniß der Schwäche ihrer Unterdrücker für immer verborgen bleibt, d. h. inwiefern der natürliche Gang der Dinge ſelbſt ſtille ſteht.

Schließlich bemerken wir, daß ſeit dem Jahre 1813 allen brittiſchen Unterthanen, unter gewiſſen zu Gunſten der Compagnie aufgerichteten Normen, der Handel nach Indien geſtattet, und daß der Compagnie nur das ausſchließliche Privilegium des Theehandels verblieben iſt.

IV. Die franzöſiſchen, däniſchen und ſchwediſchen oſtindiſchen Compagnien haben für den Welthandel, ſelbſt in den Zeiten ihres beſten Flors, eine zu geringe Bedeutung gehabt, als daß ihre nähere Darſtellung für die Zeitgenoſſen Intereſſe behalten könnte. Die franzöſiſche, welche 1664 errichtet wurde, konnte nicht aufkommen; 1769 wurde der Handel freigegeben. Eine neue im Jahre 1785 errichtete Geſellſchaft erreichte 1791 ihre Endſchaft. Eben ſo wenig gedieh die oſtindiſche Compagnie in Dänemark, die mehrmals erneuert wurde, und endlich 1777 ihre Beſitzungen dem Könige abtrat. Die Geſellſchaft iſt nur noch im Beſitze des chineſiſchen Handels. Endlich die ſchwediſch-oſtindiſche Geſellſchaft, welche 1731 geſtiftet, und 1766 und 1786 erneuert wurde, beſteht noch, und hat ihren Sitz zu Gothenburg. A. M.

Verzeichniß

der

im ſiebenten Bande enthaltenen Artikel.

O.

Artikel	Seite
O	Seite 1
Oaſe	—
Obadja	—
Obduction	—
Obelisk	—
Obereit (Jacob Herm.)	3
Oberhaus, ſ. Großbritannien	4
Oberlin (Jerem. Jacob)	—
Oberſchlächtig	5
Object, Objectiv	—
Objectivglas	—
Oblaten	6
Oblaten (Laienbrüder) ſ. Orden	—
Obligat	—
Obligation, ſ. Schuldſchein	—
Obligo	7
Oboe	—
Obolus	—
Obotriten	8
Obrigkeit	—
Obſcuranten	—
Obſequium	9
Obſervanten	—
Obſervanz	—
Obſervatorium, ſ. Sternwarte	—
Obſt	—
Obſtbaumzucht, ſ. Pomologie	—
Occam (Wilh. von), ſ. Nominaliſten	—
Occident	—
Occidentaliſches Kaiſerthum	—
Occupation	19
Ocean	—
Oceaniden	20
Oceanus	—
Ocellus Lucanus	—
Ocher, Ocker	—
Ochlokratie	—
Oecolampadius (Joh.)	Seite 20
Oeconomie	21
Octaëder	—
Octant	—
Octave	—
Octavflöte, ſ. Flöte	22
Octavia	—
Octavius, ſ. Auguſtus	—
Octroi	23
Oculargla s	—
Oculiren	—
Oczakow	24
Ode	25
Oder	30
Odeſſa	—
Odeon	31
Odin, ſ. Nordiſche Mythologie	—
Oedipus	—
Odoaker	32
Odonnel (Don Joſeph)	—
Odyſſee, ſ. Homer	33
Odyſſeus, ſ. Ulyſſes	—
Ofen (in Ungarn)	—
Ofen	34
Offenbach	—
Offenbarung	—
Offenbarung Johannis, ſ. Johannes	—
Offenſiv	37
Oeffentliche Meinung	—
Oeffentlichkeit	39
Offertorium	—
Official	—
Officinell	—
Ofterdingen (Heinr. von)	—
Ogyges	40
Ohio	—
Oehlenſchläger (Adam)	41
Ohmacht (Landolin)	—

Ohnmacht Seite 42
Ohr, ſ. Gehör —
Ohrenbeichte 43
Ohrenklingen —
Ohrenzwang —
Oïleus, ſ. Ajax —
O'keefe (John) 44
Oel, ſ. Oele —
Olavides (Don Pablo) —
Olbers (Wilh.) 45
Oldenbarneveld, ſ. Barneveld —
Oldenburg —
Oldendorp (Chriſt. Joh.) 47
Oele —
Oelbaum, ſ. Olive —
Olearius (Adam) 50
Oelfarben, ſ. Oelmahlerei —
Oligarchie —
Oliva 51
Olivarez (Graf von) —
Olive —
Olivetaner, ſ. Benedictiner —
Olla potrida 52
Oelmahlerei —
Olmütz 55
Oeis —
Oelsner (K. E.) 56
Oelung (letzte) —
Olymp 57
Olympia —
Olympiade —
Olympias 58
Olympiſche Spiele —
Omar I. 59
Ombrometer, ſ. Regenmeſſer —
Omen, Omina 60
Ommiaden, ſ. Kalif —
Omnium 61
Omphale —
Omrah —
Oeneus, ſ. Calydon —
Onomatopöie —
Oenomaus, ſ. Hippodamia —
Ontologie 62
Ontotheologie —
Onuphis —
Onyx, ſ. Achat —
Ooſt (Jacob van) 63
Opal, ſ. Achat —
Oper, Singſpiel —
Oper (Geſchichte der) 67
Operation 69
Operment, ſ. Arſenik —
Opfer —
Ophit Seite 7
Ophiten —
Ophthalmie —
Ophthalmologie —
Opiat, ſ. Opium —
Opitz (Martin) —
Opitz (Schauſpieler) 7
Opium —
Oporinus (Johann) 7
Oporto —
Oppian —
Opponent, ſ. Disputation —
Oppoſition, ſ. Aſpecte —
Oppoſition 7
Ops, ſ. Rhea u. Cybele 7
Optik —
Optimaten —
Optimismus —
Orakel 7
Orang-Outang 8
Oranien —
Oratorium —
Oratorium (Prieſter vom) 8
Orbilius Pupillus —
Orcadiſche Inſeln —
Orcheſter 8
Orcheſtik, ſ. Tanzkunſt —
Orcheſtrion —
Orcus —
Ordalien —
Orden (geiſtliche) 8
Orden (Ritter) 9
Orden von der Gnade, ſ. Trinitarier —
Ordensgeneral, ſ. Orden, geiſtliche —
Ordinaten 9
Ordination —
Oreaden, ſ. Nymphen —
Oreſtes 9
Organ —
Organiſation 96
Orgel 97
Orgelpunkt 99
Orgien —
Orient —
Orientaliſche Literatur —
Orientaliſches Kaiſerthum, ſ. Byzantiner —
Oriflamme 100
Origenes —
Original 101
Orinoko, ſ. Oronoko —
Orion 103

Orixa Seite 103
Orkney-Inſeln, ſ. Orcadiſche Inſeln —
Orleans 104
Orleans (Jungfrau von), ſ. Jeanne d'Arc —
Orleans (Phil. Herz. von) —
Orleans (Lou. Joſ. Phil. Herz. von) 109
Orleans (Lou. Phil. Herz. v.) 111
Orlow oder Orloff 112
Orlogſchiff 115
Ormus —
Ormuzd, ſ. Ahriman —
Ornithologie —
Orographie —
Oronoco 116
Oroſius (Paulus) —
Orpheus —
Orphika 117
Orrery —
Orſini —
Orthodoxie 118
Orthographie, ſ. Rechtſchreibung —
Ortsbeſtimmung 119
Orville (Jacob Phil. d') —
Oryktognoſie —
Oryktologie —
Oſcilliren 120
Oeſer (Adam Friedr.) —
Oſiander (Andreas) 121
Oſiris —
Osmaniſches Reich 122
Osnabrück 135
Oſſa 136
Oſſian —
Oſt, Oſten 140
Oſtade (Hadrian von) —
Oſtende —
Oſteolith 141
Oſteologie —
Oſtera, Oſtura, Oſtra, ſ. Oſtern —
Oſtercyclus, ſ. Calender —
Oſtermann (H. J. F. Graf) —
Oſtern 142
Oeſterreich 143
Oeſterreichiſche Staatspapiere 157
Oſtfriesland 163
Oſtiarien, ſ. Ordination —
Oſtindien, ſ. Hindoſtan u. Indien —
Oſtindiſche Compagnien ſ. im Anhange zu d. Bd.
Oſtindienfahrer Seite 164
Oſtracismus —
Oſtrömiſches Kaiſerthum, ſ. Byzantiner —
Oſtſee, ſ. Baltiſches Meer —
Otaheiti, Taiti —
Otfried 166
Otho (Marc. Sylvius) 167
Otranto —
Ottave Reime, ſ. Stanze —
Ottenſen —
Otter, ſ. Schlange —
Otto I. —
Otto II. 169
Otto v. Wittelsbach 170
Otto Pfalzgr. v. Wittelsbach —
Otto von Freyſingen 171
Ottomaniſches Reich, ſ. Osmaniſches Reich —
Otus, ſ. Alaiden —
Otway (Thomas) 172
Oudendorp (Franz von) —
Oudinot (Marſchall) —
Ouſeley (Sir William) 173
Ouvertüre 174
Ovale —
Ovation, ſ. Triumph —
Overbeck (Friedr.) —
Ovid —
Owaihi 177
Owen (Johann) —
Oxenſtierna (Axel Gr. von) 178
Oxford 180
Oxhoft 181
Oxus —
Oxydation —
Oxygen, ſ. Gas u. Sauerſtoff —
Oximoron —
Oybin —

P.

P 182
Päan —
Packetboot —
Pactolus —
Pacuvius —
Pädagog —
Pädagogik —
Pädagogium 183
Paderborn —
Padiſhah 184
Padua —
Paer (Fernando) 185
Paëſiello (Giovanni) 186

Paez	Seite 187
Paganismus	—
Page	188
Pagoden	—
Pairs	189
Pajou (Auguſtin)	190
Paladin	—
Palafox (Don Joſé de)	—
Palais Royal	191
Palamedes	195
Pálämon, ſ. Melicertes	—
Palankin	—
Paläphatus	196
Paläſtina	—
Paläſtra, ſ. Gymnaſium	—
Palatinus	198
Palermo	199
Pales	—
Paleſtrina (Giov. Piet. A. da)	—
Palette	200
Palindromon	—
Palingeneſie	201
Palinodie	—
Palinurus	—
Paliſaden	—
Paliſſot (Charles)	—
Palla	202
Palladio (Andrea)	—
Palladium	203
Pallas, ſ. Minerva u. Planeten	—
Pallas (Peter Simon)	—
Pallavicini (Piet. Sforza)	205
Pallavicino (Ferrante)	—
Palliativ	—
Pallium	206
Palm (Joh. Phil.)	207
Palme	209
Palmenorden, ſ. Fruchtbringende Geſellſchaft	—
Palmſonntag	—
Palmyra	—
Pampelona	—
Pamphylien	210
Pampus	—
Pan	—
Panacea	—
Panama (Landenge von)	—
Panard (Charles François)	211
Panathenäen	—
Panckoucke (Charl. Joſ.)	212
Pancratium	—
Pandämonium	—
Pandemos	—
Pandecten	—
Pandora	Seite 21
Pandura	—
Panduren	—
Panegyricus	—
Panharmonikon, ſ. Mälzl	—
Panier oder Banner	214
Panin (Nikita Iwanow)	—
Panisbrief	—
Paniſcher Schrecken, ſ. Pan	215
Pannonien	—
Panniput	—
Päon, ſ. Rhythmus	—
Panorama	—
Panspfeife, ſ. Syrinx	—
Pantalon	216
Pantalone, ſ. Masken	—
Pantheismus	—
Pantheon	217
Pantomime	218
Panzer (Georg Wolfg.)	221
Panzer, ſ. Harniſch	—
Paoli (Pascal)	223
Papagei	224
Paphlagonien	—
Paphos	225
Papier	—
Papiergeld	228
Papiermaché	—
Papiermünze	229
Papin (Denys)	23
Papinianus (Aemilius)	—
Papismus, ſ. Papſtthum	23
Papiſten	—
Pappe	—
Pappenheim (Gottf. Hr. Gr. v.)	—
Papſt, Papſtthum	23
Parabel	24
Parabel (Mathem.)	24
Paraboliſcher Spiegel, ſ. Brennſpiegel	—
Paracelſus	24
Parachute, ſ. Fallſchirm	24
Paraclet, ſ. Geiſt (heil.)	—
Paradies	—
Paradies (Mar. Ther.)	24
Paradiesvogel	—
Paradox	—
Paraguay	24
Paralipſis	2
Parallaxe	2
Parallele	—
Paralytiſch	—
Paramaribo	2
Parameter	—

Paramythien Seite 251
Paraphe —
Paraphernalgüter —
Paraphraſe —
Parentheſe —
Parére —
Parforcejagd, ſ. Jagd —
Parfum, Parfumerie —
Parini (Giuſeppe) 252
Päris 253
Paris —
Paris (Einnahme von) 261
Pariſche Marmorchronik, ſ. Marmorchronik —
Pariſer Bluthochzeit, ſ. Bluthochzeit —
Pariſer Theater 264
Park 271
Park (Mungo) 273
Parlament, ſ. Großbritannien —
Parlamente —
Parlementär 275
Parma —
Parmenides 277
Parnaſſus 278
Parnell (Thomas) —
Parny (Evariſte) —
Parochie 279
Parodie —
Parole —
Paroli —
Paros 280
Paroxismus —
Parrhaſius 281
Parſen, ſ. Gebern —
Parteigänger, ſ. Partiſan —
Parthenon —
Parthenope —
Parthenopeiſche Republik, ſ. Neapel —
Parther —
Particip 282
Partikel 283
Partiſan —
Partitur —
Parzen 285
Pascal (Blaiſe) —
Paſcha 288
Paſcha, ſ. Paſſah —
Paſchalik —
Paſigraphie —
Paſiphaë 289
Paſithea —
Pasquill —
Pasquino 290
Paſſagen Seite 290
Paſſagini, ſ. Katharer —
Paſſah 291
Paſſarowitzer Friede —
Paſſatwinde, ſ. Wind —
Paſſau —
Paſſion 292
Paſſionsblume —
Paſſirgewicht —
Paſſiv, ſ. Activ —
Paſſivhandel, ſ. Activhandel —
Paßwan Oglu —
Paſte 294
Paſtell, Paſtellmahlerei —
Paſticio 295
Paſtor —
Paſtorale 296
Paſtoraltheologie 297
Paſtos —
Päſtum —
Patagonien —
Patarener, ſ. Katharer —
Patene 298
Patent —
Pater —
Patera —
Paterculus, ſ. Vellejus Paterculus —
Paternoſter —
Pathogenie —
Pathognomik 299
Pathologie 300
Pathos 304
Patkul (Joh. Reinh.) 305
Patmos 308
Patois —
Patriarchen —
Patrimonialgerichtsbarkeit —
Patrimonium Petri 309
Patriot —
Patriotismus 310
Patriſtik 312
Patrize 313
Patrizier —
Patroklus 314
Patrolle —
Patron, Patronat —
Patrone 317
Patrouille, ſ. Patrolle —
Pätus, ſ. Arria —
Pau —
Pauke 318
Paul Veroneſe, ſ. Caliari —
Paul (Vincent de) —

Paul I. Seite 318
Paula (Frz. von), ſ. Franz von Paula 322
Paulicianer 323
Pauliner od. Paulaner ſ. Minimen —
Paulskirche, ſ. London —
Paulus —
Paulus (Heinr. Eb. Gottl.) 325
Pauſanias (Feldherr) —
Pauſanias (Schriftſteller) 326
Pauſe 327
Pauſilipp —
Pauw (Cornelius de) —
Pavia —
Pavillon 328
Payne (Thomas) —
Pays de Vaud 329
Pazzi —
Pechmeja (Jean de) 331
Pectiniten 332
Peculat —
Peculium —
Pedal —
Pedalharfe, ſ. Harfe —
Pedant —
Pedell 333
Pegaſus —
Pegnitzorden 334
Pegu —
Pehlvi, ſ. Perſiſche Sprache —
Peinliches Verfahren, ſ. Criminalrecht —
Peitho, ſ. Pitho —
Peking 336
Pelagianismus 337
Pelagius —
Pelasger —
Peleus 338
Pelew-Inſeln 339
Pelias 341
Pelides 342
Pelikan —
Pelion —
Peliſſon-Fontanier (Paul) —
Pelopidas 343
Pelopones, ſ. Griechenland —
Peloponneſiſcher Krieg —
Peloponneſus, ſ. Griechenland —
Pelops 344
Peloton 345
Peltier (Jean) —
Pelz, Pelzwaaren —
Penaten 346
Pendel Seite 346
Penelope 348
Penn (William) —
Pennalismus 352
Penneus —
Pennant (Thomas) —
Pennypoſt 353
Penroſe (Thomas) —
Penſion —
Penſionär —
Penſylvanien 354
Pentaglotte, ſ. Pentapla —
Pentameter 355
Pentapla 356
Pentathlon, ſ. Gymnaſium —
Pentateuch, ſ. Hebräiſche Sprache —
Pentekoſte, ſ. Pfingſten —
Pentheſilea, ſ. Amazonen —
Pentheus —
Pepiniere —
Peplos, Peplon, ſ. Panathenäen —
Pera —
Perceval (Spencer) —
Perdiccas 359
Perduellion 360
Peregrinus Proteus —
Pergament —
Pergamus —
Pergoleſi (Giov. Battiſta) —
Periander 361
Pericopen —
Perier (Jean Conſt.) 362
Perikles —
Periode 366
Perioſteum 372
Peripatetiſche Philoſophie —
Peripetie 374
Periphraſe —
Periſtyl —
Perkinismus 375
Perlen u. Perlenfiſcherei 376
Peron (François) 378
Perouſe (J. F. G. Graf de la) 380
Perpendikel —
Perpetuum mobile 382
Perpignan —
Perpancher (Baron von) —
Per procura —
Perrault —
Perregaux (Graf) 383
Perron, ſ. Anquetil du Perron —
Perſephane, ſ. Proſerpina —

Perſepolis	Seite 383
Perſeus	384
Perſien	385
Perſiſche Sprache u. Literatur	394
Perſius	401
Perſonenrecht	—
Perſonification	402
Perſpectiv, ſ. Fernrohr	—
Perſpective	—
Perth	406
Pertinenzien	407
Perturbationen	—
Peru und Chili	408
Perücken	409
Perugino (Pietro)	410
Pervigilien	—
Peſcheräh, ſ. Feuerland	—
Peſt	—
Peſtalozzi (Joh. Heinr.)	415
Peſth	418
Petarde	419
Petechien	—
Peter I.	420
Peter II.	433
Peter III.	434
Petersburg (St.)	435
Petersgroſchen	437
Petion (Alexander)	—
Petion (Jerome)	438
Petitmaitre	440
Petitio principii	—
Petitorienklage	—
Petrarca (Franceſco)	—
Petrefacten, ſ. Verſteinerungen	—
Petrobruſianer, ſ. Secten	—
Petronius	444
Petrus	—
Petrus Lombardus, ſ. Lombardus	—
Peutinger (Conrad)	445
Peyrouſe, ſ. Perouſe	—
Pezay	446
Pezuela (Don Joachim de la)	—
Pfahlbauer	447
Pfalz	—
Pfalzen	—
Pfalzgraf, ſ. comes palatinus und Pfalz	450
Pfand	—
Pfandhaus, ſ. Leihhaus	453
Pfändung	—
Pfeffel (Gottl. Conr.)	454
Pfeffersbad	455
Pfeifergericht	—
Pferd	Seite 455
Pfingſten	457
Pfinzing (Melchior) ſ. Theurdank	—
Pflanzen	—
Pflanzen-Anatomie	462
Pflanzenhiere oder Zoophyten, ſ. Thier	—
Pflicht, Pflichten	465
Pflichttheil	466
Pflug	467
Pforr (Joh. Georg)	—
Pfortader	468
Pforte (hohe), ſ. Osmaniſches Reich	—
Pforzheim	—
Pfropfen	469
Pfuel (Ernſt v.)	470
Pfund	471
Pfyfer (Ludwig)	472
Phädon	—
Phädra	—
Phädrus	—
Phaethon	473
Phalänen	—
Phalanx	—
Phalaris	—
Phänomen	474
Phantaſie	—
Phantasmagorie	478
Phantasmen	—
Phantaſtiſch, ſ. Phantaſie	—
Phantaſus	481
Phantom	—
Pharao	—
Phariſäer	—
Pharmaceutik, ſ. Apothekerkunſt	—
Pharmacie	—
Pharſalus	482
Pharus, Pharos	—
Phaſen	—
Phelloplaſtik	488
Pherecydes	—
Phidias	—
Philadelphia	485
Philanthropinismus	486
Philemon und Baucis	488
Philidor (André Danican)	—
Philipp von Macedonien	489
Philipp II.	490
Philipp II. Auguſt	495
Philipp der Kühne, Philipp der Gütige, ſ. Burgunder	—

Philipp V. Philipp VI. von Frankr., ſ. Frankreich Seite 497
Philipp III., Philipp IV., Philipp V. von Spanien, ſ. Spanien —
Philipp Egalité, ſ. Orleans —
Philippi —
Philippiken —
Philippinen —
Philipponen 499
Philippsburg —
Philippsthal —
Philiſter —
Phillips (Sir Richard) 500
Philo —
Philoctet 501
Philologie —
Philomele 515
Philopömen 516
Philoſophie 518
Philoſtratus 523
Philtrum —
Phineus —
Phiole —
Phlegethon 524
Phlegma —
Phlegyas —
Phlogiſton, ſ. Brennſtoff und Chemie —
Phöbe —
Phöbus —
Phocäa —
Phocion —
Phocis 526
Phocylides 527
Phönix —
Phönizien —
Phorcus 530
Phorometrie —
Phosphor —
Phosphorus, ſ. Lucifer —
Photius 531
Photometer 532
Phraſeologie —
Phrixus, ſ. Argonauten, Athamas u. Helle —
Phrygien 533
Phryne —
Phthiotis, ſ. Theſſalien —
Phthiſis, ſ. Schwindſucht —
Phyſik, ſ. Naturlehre —
Phyſikotheologie —
Phyſiognomie 535
Phyſiokratiſches Syſtem 537
Phyſiologie Seite 539
Phytologie 545
Piano —
Pianoforte, ſ. Fortepiano —
Piariſten 546
Piaſter —
Piazzi (Giuſeppe) —
Picard (Louis Benoit) —
Picarden, ſ. Adamiten —
Picart (Bernard) 547
Piccini (Nicolo) —
Piccolomini 550
Pichegrü (Charles) 551
Pichler, (Giovanni) 555
Pickelhäring, ſ. Hanswurſt —
Pickenick —
Pico ſ. Teneriffa —
Pico della Mirandola, ſ. Mirandola —
Pictet (M. A.) —
Picus —
Piedeſtal, ſ. Poſtament —
Piemont 556
Pierinnen —
Pierott 557
Pietiſten —
Piffero 559
Pigalle (Jean Baptiſte) —
Pigmente, ſ. Färbeſtoffe —
Pignoration 560
Piis (Chevalier de) —
Pignotti (Lorenzo) —
Pike —
Piket —
Pilaſter —
Pilatre de Roziers, ſ. Aëroſtat —
Pillnitz —
Pilory 563
Pilpai —
Pilot, ſ. Lootſe 564
Pilz, ſ. Schwamm —
Piment —
Pimpleiden —
Pindarus —
Pindar (Peter), ſ. Wollcott 566
Pindemotte (Ippolito) —
Pindus —
Pinke —
Pinnaſſe —
Pinkeney —
Pinkerton (John) 567
Pipnen —
Pinte —

Piombino Seite 567
Piombo (Sebaſtiano del) 568
Pionniers 569
Piozzi (Miſtreß) —
Pipe —
Piper (Carl Gr. von) —
Pipin —
Piquet, ſ. Piket —
Piquetſpiel 570
Piraneſi (Gebrüder) —
Piraten, ſ. Seeräuber —
Pirithous 571
Pirkheimer (Wilibald) —
Piron (Alexis) 572
Pirouette —
Piſa —
Piſiſtratus 575
Piſo 576
Piſſevache 577
Piſtocchi (Fran. Ant.) —
Piſtole —
Pitho 578
Pitt (William) —
Pittacus 580
Pittoresk —
Pius II., ſ. Piccolomini —
Pius VI. 581
Pius VII. 584
Pixericourt 588
Pizarro (Francisco) 589
Pizzicato 592
Plafond, ſ. Deckengemälde —
Plagiat —
Planetarium, ſ. Orrery —
Planeten —
Planiglobium 594
Planimetrie 595
Planiſphärium —
Planta (Joſeph) —
Plantagenet, ſ. Großbritannien —
Plaſtik oder Bildnerei —
Plaſtiſch 597
Plata 599
Plataa 602
Platform —
Platina —
Platiren 603
Platner (Ernſt) 604
Platon —
Platoniſche Liebe, Platoniſche Philoſophie, Plateniſche Republik, ſ. Platon —
Platow (Graf) 622
Plattdeutſch Seite 622
Plauen 624
Plauiſcher Grund —
Plautus (Marcus Accius) 629
Plebejer 630
Plectrum 631
Plejaden —
Pleonasmus —
Pleyel (Ignaz) —
Plinius d. ältere 632
Plinius d. jüngere —
Plombières 633
Plotinus, ſ. Neuplatoniker —
Plumptre —
Plus 634
Plutarchus —
Pluto —
Plutus 636
Pluviale —
Pluvius —
Plymouth —
Pneuma 637
Pneumatik —
Pneumatologie —
Pneumatomachi, ſ. Geiſt (der heilige) —
Pneumonie —
Po —
Pochwerke 638
Pöcile —
Pocken, ſ. Blattern —
Pockels (Carl Friedr.) —
Pococke (Edward) 639
Podagra 640
Podalirius, ſ. Aesculap —
Podeſta —
Poelenburg (Cornelius) —
Poeſie, poetiſch, Poet 641
Poet (gekrönter) 647
Poetik —
Poinſinet, (A. Alex. Henri) 648
Points, ſ. Spitzen —
Poiſſarden 649
Poitiers —
Poitiers (Diane de) —
Pol 650
Polareis —
Polarität —
Polarkreis, ſ. Erdſtrich —
Polarſtern, ſ. Nordſtern —
Polder —
Polemik —
Polen 651
Policinell, ſ. Pulcinella —

Polignac (Melchior von) Seite 659
Polignac (G. J. M.) 661
Polignac —
Poliren 662
Polirer —
Politik —
Politiſche Freiheit, ſ. Freiheit —
Politiſche Verfaſſung, ſ. Staatsverfaſſung —
Polize 664
Polizei, Polizeiwiſſenſchaft 665
Polizei (mediciniſche) 667
Poliziano (Angelo) 670
Polledro (Giac. Battiſta) 671
Pöller —
Pollux, ſ. Caſtor —
Pollux (Julius) —
Polniſche Sprache —
Polniſche Literatur 673
Pölnitz (C. Lud., Freih. v.) 677
Polo (Marco) —
Polonoiſe 678
Polozk —
Polterabend —
Polyandria —
Polyarchie 679
Polybius —
Polychord 680
Polycletus —
Polycrates 681
Polydectes, ſ. Perſeus —
Polygamie —
Polyglotte —
Polygnotus 682
Polygon 683
Polygraph —
Polyhiſtor —
Polyhymnia —
Polyidas 684
Polyneſien, ſ. Auſtralien —
Polynices, ſ. Eteocles u. Theben —
Polypen —
Polyphem 685
Polypaſt, ſ. Flaſchenzug —
Polytechniſche Schule, ſ. Realinſtitute —
Polytheismus —
Polyxena 686
Pombal (Seb. Joſ. v. Carvalho) —
Pommereuil (F. X J. de) 690
Pommern 691
Pomologie 692
Pomona 698
Pompadour (Marquiſe de) Seite 698
Pompeji 699
Pompejus (Cnejus) 700
Pompignan (Marquis de) 706
Pondichery 707
Poniatowski 708
Pönitentiarius 711
Pönitenz —
Ponſonby (George) —
Pontac 712
Pontecorvo, ſ. Carl XIV. Joh. —
Pontifex —
Pontificalien —
Pontificat —
Pontiniſche Sümpfe —
Pontons 714
Pontoppidan (Eric) —
Pontos 715
Pontus —
Pontus Euxinus 716
Pope (Alexander) —
Popen 720
Popham (Sir Home) —
Popularität 721
Population 723
Porcellan, ſ. Porzellan —
Porcia —
Poren —
Porphyr —
Porphyrius, ſ. Neuplatoniker —
Porphyrogonneta, ſ. Byzantiniſche Schriftſteller —
Porpora (Nicolo) 724
Porſenna 725
Porſon (Richard) 726
Portal —
Portalis (J. E. M.) —
Portament 727
Porter (Robert Ker) —
Porter —
Portia 728
Portici, ſ. Neapel —
Porticus —
Portion —
Portiuncula, ſ. Franz v. Aſſiſi und Franziscaner —
Portland-Vaſe —
Porto, ſ. Oporto —
Porto Ferrajo, ſ. Elba —
Portorico —
Portrait —
Portroyal des Champs 729
Portsmouth 730

Portugall Seite 730
Portugieſiſche Sprache und Literatur 744
Portumnus 751
Portwein —
Porzellan —
Poſaune 753
Poſeidon, ſ. Neptun —
Pöſchelianer 754
Poſen 755
Poſener Friede 756
Poſilippo, ſ. Neapel —
Poſitiv —
Poſitiv, ſ. Nomen Adjectivum —
Poſſe —
Poſſelt (Ernſt Ludwig) 757
Poſſeſſorium 759
Poſt, Poſtweſen —
Poſtament 762
Poſtillen —
Poſtulat —
Potaſche —
Potemkin (Fürſt von) —
Potenz 767
Pothier (Robert Joſeph) —
Potier (Charles) 768
Potocki —
Potoſi 770
Potpourri 771
Potsdam —
Pott (Joh. Heinr) 773
Pottaſche, ſ. Potaſche —
Potter (Paul) —
Pouſſin (Nicolas) —
Pouſſiren, ſ. Boſſe —
Pozzo di Borgo 775
Pozzuoli, ſ. Neapel —
Präadamiten —
Präbende —
Präcipitat, ſ. Niederſchlag. —
Präcluſion 776
Practiſch —
Prädeſtination, ſ. Gnade —
Prädeterminismus —
Prädicantenorden, ſ. Dominicaner —
Prädicat —
Pradon (Jean Nicolas) —
Pradt (Dominique de) 777
Präexiſtenz 778
Präfect —
Prag —
Praga 780
Pragmatiſch 782
Pragmatiſche Sanction, ſ. Sanction Seite 782
Prägſchatz, ſ. Schlagſchatz —
Präjudiz —
Prälaten —
Präliminarien —
Präludium, ſ. Vorſpiel —
Prämie —
Prämiſſen 783
Prämonſtratenſer —
Pranger, ſ. Pilori, Schandpfahl u. Strafen —
Präparate —
Präpoſition —
Präpoſitur ſ. Propſt —
Präſcription, ſ. Verjährung —
Präſentation der Wechſel, ſ. Wechſel —
Präſentationsrecht, ſ. Patron —
Präſervativ 784
Präſtigiatoren —
Präſumtion —
Prätendent —
Prater, ſ. Wien —
Prätor —
Prätorianer 785
Prävarication —
Praxis —
Praxiteles —
Precarium 786
Precy (Graf Louis Franç.) —
Prediger 787
Preis 789
Preisler 790
Prenzlau 791
Presbyter —
Presbyterianer, ſ. Anglicaniſche Kirche und Diſſenters —
Preßburg —
Preßburger Friede 792
Preſſen der Matroſen —
Preßfreiheit —
Preßgeſetze 795
Preßgerichte 797
Preßvergehen 798
Preßſpäne 801
Preſtel (Joh. Gottl.) —
Preſto 802
Preußen —
Preville (P. L. D. de) 825
Prevoſt d' Exiles (A. F.) 826
Priamus 827
Priapus —

Prieſter Seite 827
Prieſterweihe, ſ. Ordination —
Prieſtley (Joſeph) 829
Primawechſel, ſ. Wechſel —
Primairſchulen 832
Primas —
Primat —
Prime —
Primitien —
Primogenitur, ſ. Majorat —
Primzahlen —
Prince (J. Bapt. Le) —
Prinzenraub, ſ. Kunz von Kaufungen —
Prinzen von Geblüt —
Prinzip 833
Prinzipal —
Prinzmetall —
Prior 834
Prior (Mathew) —
Priori, ſ. a priori —
Priorität 835
Priſcianus —
Priſen-Gericht —
Prisma 837
Privatbanken —
Privatbeichte 838
Privatbühnen —
Privaterziehung 840
Privatmünze —
Privatrecht, ſ. Rechtswiſſenſchaft —
Privattheater, ſ. Privatbühnen —
Privilegium 841
Probe —
Probejahr, ſ. Noviciat —
Probiren —
Problem 842
Probſt, ſ. Propſt —
Proceß, ſ. Prozeß —
Proceleusmaticus, ſ. Rhythmus —
Pro Cent, ſ. Zins —
Proceſſion —
Procida, ſ. Neapel —
Procne, Progne, ſ. Philomele —
Proconſul und Proprätor 843
Procopius, ſ. Byzantiniſche Schriftſteller —
Procopius, ſ. Huſſiten —
Procris —
Procruſtes —
Procurator 844
Prodicus 845
Prodromus —
Production Seite 845
Profan 846
Profeß —
Profil —
Progne, Procne, ſ. Philomele —
Prognoſticon 849
Programm —
Progreſſion —
Progreſſiv —
Projection —
Prolegomena —
Proletarier —
Prolog —
Prolongation 851
Proluſion, ſ. Programm —
Prometheus —
Promotion 852
Promptuarium —
Pronomen —
Pronuba, ſ. Juno —
Prony 853
Propädeutik —
Propaganda 854
Propertius (Sextus Aur.) 855
Propheten 856
Propontis —
Proportion —
Proportionalcirkel 857
Proportionalgrößen —
Proprätor, ſ. Proconſul —
Proprehandel —
Proprietät, ſ. Eigenthum —
Propſt 858
Propyläen —
Prorogation —
Proſa —
Proſaiker, ſ. Proſa —
Proſcenium 863
Proſector, ſ. Anatomie —
Proſelyt —
Proſerpina 864
Proſodie 865
Proſopopöie, ſ. Perſonification 867
Proſpect, Proſpectmahlerei, ſ. Mahlerei —
Protagoras —
Protector 868
Proteſilaus —
Proteſt —
Proteſtation —
Proteſtant —
Proteus 872
Protocoll —

Protogenes Seite 872
Probus 873
Protze, ſ. Canonen —
Provence —
Provenzalen 875
Provinz 878
Provinzial —
Provinzialismen —
Provocation —
Prozeß —
Prozeß 882
Prozeßordnung 883
Prudhon 884
Prunellen —
Pruth —
Prytaneum 885
Pſalm —
Pſalmodie 887
Pſalter —
Pſammitich, Pſammetich, ſ. Aegypten u. Labyrinth —
Pſeudo 888
Pſeudo-Demetrier, ſ. Rußland —
Pſeudo-Iſidorus, ſ. Iſidorus —
Pſyche —
Pſychologie 889
Ptolemäer 891
Ptolemais, ſ. Acre —
Ptolemäus (Claudius) —
Pubertät 892
Publicität, ſ. Oeffentlichkeit —
Publicum 894
Publiciſt —
Puccitta 895
Puder 896
Pufendorf (Freih. Samuel v.) —
Pugatſchew (Jemetjan) 897
Pulci (Luigi) 898
Pulcinella (Policinell) 899
Pulk, ſ. Koſaken —
Pulpitum 900
Puls —
Pulsadern 903
Pulsadergeſchwulſt, ſ. Anevrisma —
Pultawa —
Pulver 904
Pulververſchwörung —
Pumpe —
Pumpernickel 905
Punct —
Punctation —
Punctiren 906
Punctirte Manier, ſ. Kupferſtecherkunſt —
Punier Seite 906
Punt (Johann) —
Punze —
Pupille —
Puppe, ſ. Inſecten —
Purgatorium 907
Purismus —
Puritaner, ſ. Diſſenters —
Purpur —
Putbus —
Putrefaction 908
Pütter (Johann Stephan) —
Puyſegur (Marquis von) 910
Puzzolana 911
Pygmäen —
Pygmalion —
Pylades —
Pylos —
Pyramide (Spitzſäule) 912
Pyramiden —
Pyramus, ſ. Thisbe —
Pyrenäen 914
Pyrgoteles 915
Pyrmont —
Pyromantie 916
Pyrometer —
Pyrrha, ſ. Deukalion —
Pyrrhichius, ſ. Rhythmus —
Pyrrho 917
Pyrotechnie, ſ. Feuerwerkerkunſt —
Pyrrhus 918
Pyrrhus II. 919
Pythagoras —
Pythagoräiſche Lyra, ſ. Pythagoras —
Pythagoräiſche Rechentafel, ſ. Pythagoras —
Pythagoräiſcher Lehrſatz, ſ. Pythagoras —
Pythia 928
Pythias —
Pythiſche Spiele —
Python —

Q.

Q 929
Quaden —
Quadrageſima, ſ. Faſtnacht —
Quadrant —
Quadrat —
Quadratiſche Gleichung 930
Quadratrix —

Quadrivium, ſ. Schulen Seite 930
Quadrille —
Quadriren, ſ. Quadrat —
Quadro 931
Quadruple- und Quintuple-Allianz —
Quäker 934
Qualität u. Quantität 938
Quanz (Johann Joachim) 939
Quarantaine, ſ. Contumaz —
Quarin (Joſeph von) —
Quarré 940
Quart —
Quarte 941
Quartett —
Quartier —
Quartierfreiheit, ſ. Geſandten —
Quarze —
Quäſtoren —
Quatember 942
Quaterne, ſ. Lotterie —
Quatrain —
Quatremère-de-Quincy (A. C.) —
Quatuor, ſ. Quartett —
Quatuordecimaner, ſ. Secten —
Quebeck 943
Queckſilber —
Queckſilbermittel 944
Quedlinburg 948
Querflöte, ſ. Flöte —
Querpfeife Seite 949
Quellen —
Quetſchung 950
Quevedo de Villegas (Don Francisco) —
Quiberon 951
Quick 954
Quietismus —
Quin (James) 955
Quinault (Philippe) 956
Quinquertium, ſ. Gymnaſium 957
Quinquet, ſ. Argandſche Lampe —
Quinte —
Quintencirkel —
Quinterne, ſ. Lotterie —
Quinteſſenz —
Quintett —
Quintilianus —
Quintole 958
Quintus —
Quippos —
Quirini 959
Quirinus 960
Quiſtorp —
Quito 961
Quittung —
Quixote, ſ. Cervantes —
Quodlibet —
Quote 962
Quotient —

Der Herausgeber des Converſations-Lexicons macht die Leſer deſſelben auf folgendes in ſeinem Verlage erſchienene Werk aufmerkſam:

D. J. G. Roſenmüller's Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre nach ſeinem chriſtlichen Lehrbuche für die Jugend. In 2 Theilen gr. 8. Erſter Theil 1817. (XX und 442 S.) Die Glaubenslehre. Zweiter Theil 1819. (573 S.) Die Sittenlehre. Preis beider Theile 3 Rthlr. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Xr. Rhein.

Allen Freunden und Beförderern der Religion glauben wir hohe Freude zu machen, wenn wir ihnen die vollſtändige Erſcheinung eines Werks ankündigen, welches von dem verewigten Roſenmüller herrührt, einem Manne, der durch Lehre, Schriften und Beiſpiel zur Kenntniß und Verbreitung des ächten Chriſtenthums ſo ſegensvoll gewirkt und der Freunde, Schüler und Verehrer allenthalben ſo viele hat. Was dieſen Mann als Religionslehrer am unvergeßlichſten macht, iſt ſeine von Allen anerkannte, von Vielen bewunderte, von Wenigen erreichte Gabe, die Religionslehren, unbeſchadet der Gründlichkeit, allgemein faßlich und verſtändlich vorzutragen, — eine Gabe, die er nicht nur ſelbſt raſtlos übte, ſondern auch Andern mitzutheilen redlich befliſſen war. Seine Schriften zur Bildung künftiger Religionslehrer, ſo wie ſeine homiletiſchen und katechetiſchen Uebungsſchulen haben viel genützt. Inſonderheit aber waren es ſeine Vorleſungen über die populäre Dogmatik und Moral, wo er ſeine Meiſterſchaft im populären Unterrichte am glänzendſten darlegte und die er um ſo brauchbarer dadurch machte, daß er ihnen ſein ſo ſehr geſchätztes, ſo allgemein verbreitetes und in ſo vielen öffentlichen Schulen eingeführtes chriſtliches Lehrbuch für die Jugend zum Grunde legte, welches er da genau durchging, erklärte und zeigte, wie es beim Unterrichte gehandhabt werden müſſe. Dieſe Vorleſungen wurden daher nicht nur vorzüglich werth gehalten und zahlreich beſucht, ſondern er wurde auch oft und von vielen Seiten her aufgefodert, ihren Inhalt durch den Druck bekannter und dadurch ſein Lehrbuch ſelbſt gemeinnütziger zu machen. Allein Mangel an Zeit, ſein hohes Alter, andere literariſche Arbeiten, vielleicht auch Abneigung gegen abermalige Bearbeitung eines Werkes, das bereits durch die wiederholten Beſchäftigungen damit den Reiz der Neuheit für ihn verloren hatte, ließ ihn nicht dazu kommen. Ein anonymer Brief, den er in dem letzten Jahre ſeines Lebens erhielt und in dem ſich der gebildete und religiöſe Geiſt einer edeln Mutter ausſpricht, enthielt die Bitte an ihn, wenigſtens die beim Religionsunterrichte zu gebrauchenden bibliſchen Sprüche mit Erklärung herauszugeben. Dieſer Brief beſtimmte ihn, mit ſeinem dritten Sohne, dem Herrn Pfarrer zu Oelzſchau, Rückſprache zu nehmen und ihm den Antrag zur Uebernehmung dieſer, ſeiner Meinung nach, allerdings verdienſtlichen, Arbeit zu machen. Als ihn dieſer an die in ſeinen Vorleſungen über populäre Dogmatik und Moral hierzu ſchon reichlich vorhandenen Materialien und überhaupt an die ſchon oft an ihn ergangene Bitte erinnerte, dieſe Vorleſungen durch den Druck gemeinnütziger zu machen, mit der Bemerkung, daß die Erfüllung dieſer Bitte auch die der im Briefe geäußerten in ſich ſchließen würde, ſo zeigte er ſich dazu ſogleich bereitwillig unter der Bedingung, daß ſein Sohn die Bearbeitung des Werkes für den Druck

übernähme, worauf er dieſem, der ſich mit Freuden dazu verſtand, die dahin gehörigen Handſchriften zu dieſem Zweck einhändigte. Der bald nachher erfolgte Tod des verehrten Greiſes, ſo wie die viele Mühe und Sorgfalt erfodernde Uebertragung der ſo oft überarbeiteten und verbeſſerten Handſchrift in eine zum Abdruck geeignete, verzögerte bisher die Erſcheinung des Werkes. Gegenwärtig iſt es vollſtändig unter dem Titel erſchienen: D. Johann Georg Roſenmüller's Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre nach ſeinem chriſtlichen Lehrbuche für die Jugend. Das Werk beſteht aus zwei Octavbänden, deren erſterer die chriſtliche Glaubens- und der andere die chriſtliche Sittenlehre abhandelt. Die Abſicht des Verfaſſers war, practiſch zu zeigen, wie die Lehren der chriſtlichen Religion allgemein faßlich vorgetragen werden können. Er liefert daher einen Commentar zu ſeinem chriſtlichen Lehrbuche für die Jugend, in welchem der Text deſſelben nebſt den bibliſchen Stellen zergliedert, erläutert und weiter ausgeführt wird, nebſt eingeſtreuten Bemerkungen und Winken für tiefer denkende und forſchende Kenner der Religion überhaupt, ſo wie für künftige Religionslehrer insbeſondere. Es finden hier alſo diejenigen, welche als Prediger, Schullehrer, Erzieher, Väter oder Mütter Religion faßlich lehren wollen, ein vollſtändiges Handbuch — ſo wie diejenigen, die als denkende Freunde der Religion über den einſt in der Jugend erhaltenen Religionsunterricht hinausgehen und Religion gründlich lernen wollen, ein unterrichtendes Lehrbuch; gelehrte Theologen werden nicht ohne Intereſſe leſen, wie einer der Würdigſten und Erfahrenſten aus ihrer Mitte über manche in unſern Tagen zur Sprache gebrachten theologiſchen Gegenſtände dachte, ungelehrte Laien aber mit Verwunderung wahrnehmen, wie Viel ſich bei der ſchon im Lehrbuche ſo faßlichen und vollſtändigen Darſtellung der Religionslehre gleichwohl noch denken und lernen laſſe; wer das Lehrbuch ſelbſt beſitzt und gebraucht, erhält hier einen Schlüſſel, der ihn tiefere Blicke in den geſchickt angelegten und ſorgfältig ausgeführten Bau des Ganzen thun und ihn unter dem Gewande des leichteſten und verſtändlichſten Vortrages, gleichwohl eine in ſtrenger Ordnung, Kürze und Gründlichkeit entworfene Skizze eines religiöſen Unterrichts entdecken laſſen wird; — wer hingegen das Lehrbuch nicht beſitzt, erhält ein Buch, welches auch ganz frei und unabhängig von jenem betrachtet und gebraucht werden kann. Der Name ſeines würdigen Verfaſſers, der gemeinnützige Zweck und Inhalt dieſes Werkes, ſein ſo wohl aufgenommener Vorbote — das Lehrbuch, endlich ſelbſt das religiöſe Bedürfniß unſerer Zeit, wo ein rein bibliſcher, klarer, nüchterner Religionsunterricht um ſo nöthiger, als ſeltener zu werden ſcheint: — Alles dies vereinigt ſich, es zu einer, wie wir hoffen, für Viele willkommenen Erſcheinung zu machen.

Staatliche Bibliothek Regensburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Allgemeine deutsche Real-Encyclopaedie für die gebildeten Stände (
Conversations-Lexicon) ; in zehn Baenden

Bd.: 7

Leipzig 1819

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Prü.796(7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11113152-1